Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 1. Montag, den 2. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
1 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

I.

Im Jahre 1847 hatte das Bois de Boulogne noch nicht die Umwandlungen erfahren, die es zu dem englischen Park des heutigen Tages gemacht haben. Damals war es nur eine von wenigen Alleen durchschnittene Holzung, im Sommer staubig, im Winter kothig, und die elegante Pariser Welt kannte nur den Spazierweg, der an den Festungswerken entlang führt. Die Porte Maillot war zu jener Zeit ein völlig einsamer Ort, wenigstens zur frühen Morgenstunde; begegnete man Jemanden, dann waren es höchstens ein paar an die Arbeit gehende Duellanten oder Aehnliches.

Im Jahre 1847 war am frühen Morgen des Aschermittwoch jene Ecke des Gehölzes, welche an die Avenue Neuilly grenzt, außergewöhnlich belebt. Zwei Kutschen und ein — damals erst in die Mode gekommenes Kabriol hielten vor einem Restaurant, dessen Fenster im ersten Stockwerk hell erleuchtet waren, und das lustige Lärmen eines splendiden Nachtessens drang bis auf die Straße hinaus, die unter einer weißen Schneedecke begraben lag. Der Tag brach gerade an, grau und mit der Unfreundlichkeit der Februartage im Norden; die Pferde, die an ihren Gefährten angespannt gelassen, zitterten unter ihren Decken und die mit deren Bewachung beauftragten Bedienten trippelten, auf ihre Herren wartend, umher, um sich zu erwärmen.

„Hat Dein Vicomte oft solche Ideen?" fragte ein zwerghafter Groom einen hochgewachsenen Jäger.

„Der Herr Vicomte hat nicht die Gewohnheit, mir seine Ideen mitzutheilen," antwortete in ganz englischem Accent und ganz englischer Kaltblütigkeit der Jockey.

„Es ist gleich," nahm hierauf ein ganz bürgerlich gekleideter Kutscher das Wort, „es ist weder Zeit noch Stunde, um auf's Land speisen zu fahren, ganz abgesehen davon, daß es hier sehr theuer sein muß."

Der majestätische Jäger zuckte verächtlich mit den Schultern, und der kleine Groom antwortete in belehrendem Ton:

„Das ist im Gegentheil sehr fashionable. Ich habe ein Jahr bei Sir Arthur Pollack gedient und es geschah sehr häufig, während wir die Saison in London zubrachten, daß wir unsere Nächte in Richemond oder in Hampton-Court beendeten."

Dieses Gespräch wurde durch den Wirth unterbrochen, der, sein Gesicht durch die halbgeöffnete Thür steckend, ausrief:

„Man verlangt Toby da oben," worauf er sich sofort wieder zurückzog.

Der angerufene Groom übergab den Vollblut, mit dessen Bewachung er beauftragt war, einem Kameraden und stieg in den ersten Stock hinauf, woselbst sein Erscheinen durch verworrene Rufe und sich einander widersprechende Befehle begrüßt wurde.

Die Gäste waren in jenes Stadium gelangt, worin die Freude sich nur noch durch den Lärm zu erkennen gibt, und das Ungereimte den Geist und die erlöschende Unterhaltung ersetzt.

„Toby, Du wirst uns die Pferde von Coralies Kalesche satteln lassen!"

„Toby, ich will meinen Kabriol durch die zwei Füchse des Barons ziehen lassen. Du wirst sie voreinander spannen!"

„Toby, besorge uns Esel!"

Alle diese Ausrufe durchkreuzten sich gleichzeitig, ohne daß der Engländer seine Phlegma verlor. Unbeweglich und steif, schien er sich nicht beeilen zu wollen, den vielen Befehlen zu gehorchen, als eine klare und tiefe Stimme, diejenige seines Herrn, ihm rasch die Worte zurief:

„Miethpferde für Alle — unten — in einer halben Stunde."

Der Groom verabschiedete sich mit einer so korrekten Verbeugung, daß sie eine geräuschvolle Bewunderung hervorrief.

„Das ist ein gut dressirter Diener," rief eine massive Persönlichkeit von ziemlich gemeiner Haltung, der an

seinem Knopfloch Bänder verschiedener fremder Orden trug; „es gelingt nur diesem Sartilly, solche Diener zu entdecken. Aus welcher Grafschaft habt Ihr ihn mitgebracht, mein Lieber?"

„Einfach aus der Normandie," antwortete Toby's Herr.

„Das ist unmöglich," rief der Dekorirte.

„Seine Mutter war eine Engländerin," sprach mit einer leichten Ungeduld der Gast, den man Sartilly genannt hatte; „aber lassen wir doch meinen Groom und beschäftigen wir uns damit, wie wir unsern Morgen zubringen wollen."

„Sehr gut! Bravo Vicomte!" riefen gleichzeitig mehrere Stimmen durcheinander.

„Dann also abgemacht," rief der Vicomte, wir reiten durch das Wäldchen und frühstücken in St. Cloud im „Schwarzen Napf"."

„Ja, ja," schrie der ganze Chor der Anwesenden mit Ausnahme eines langen, blassen Jünglings, der nachdenklich auf einem Stuhl saß.

„Mir scheint, meine Herren," fuhr der junge Provinziale plötzlich auf, „daß es nach einer auf dem Ball im Opernhause zugebrachten Nacht schon ermüdend genug ist, zu einem Nachtessen bis zur Porte Maillot zu kommen, und daß es überflüssig ist . . ."

„Es ist gut, Vernoix," unterbrach ihn ein anderer junger Mann, „sagen Sie besser, daß sie fürchten, die Erbschaft ihrer Tante anzugreifen."

„Die Erbschaft meiner Tante bietet mir auch noch lange nicht die Millionen Mensignac's," antwortete der Erstere.

„Da fällt mir ein," unterbrach der dicke Dekorirte, „wie kommt es, daß Mensignac nicht mit zu unserm Nachtessen gekommen ist."

„Er verließ mich gegen zwei Uhr im Foyer," erwiderte Toby's Herr, „um einem Domino, der eine violette Schleife an der rechten Schulter trug, den Arm zu bieten. Er sagte mir noch, daß er uns hier treffen wolle, doch bezweifle ich, daß er kommen wird."

„Und warum dies bezweifeln?"

„Weil ich den Domino, dem er den Arm gereicht, erkannt habe."

„Und dieser Domino war?"

„Die schöne Fremde."

Ein allgemeines Gemurmel folgte diesen Worten.

„Ich habe unter ihrer Kapuze zwei ihrer Locken gesehen," sagte Sartilly, „nur sie und die Frauen auf den Bildern Titians tragen Haare von solcher Farbe."

„Mensignac ist ein ziemlich geheimnißvolles Wesen," erwiderte ziemlich scharf der Nachbar des jungen Vernoix, „es ist wahr, daß Fräulein Jeanne von Mensignac oft allein im Hotel bleibt, und daß sie ohne Zweifel ein Geheimniß ihres Bruders kennt."

Bei dem Namen Jeanne erröthete Sartilly plötzlich, Zorn leuchtete aus seinen Augen, und er war im Begriff, eine derbe Erwiderung zu ertheilen, als die Rückkehr Toby's dem Gespräch ein Ende machte.

Der Groom meldete, daß die Pferde bereit seien, und die Gäste beeilten sich, die Tafel zu verlassen. Ein Jeder fühlte das Bedürfniß, aus der dumpfen Atmosphäre des Wirthshauses heraus zu kommen und frische Luft zu schöpfen. Der Tag war angebrochen und beleuchtete die von einer durchschwärmten Nacht erblaßten Gesichter. Es war der Augenblick, in welchem der Schlaf unwiderstehlich sein Recht verlangt, und es gehörte die ganze Energie der robusten Lebemänner jener Zeit dazu, um zu dieser Stunde und zu dieser Jahreszeit zu Pferde zu steigen.

Es entsagte indessen Niemand der vorgeschlagenen Partie; Toby hatte Wunder gewirkt, er hatte Pferde entdeckt, die fähig waren zu gallopiren, Sättel, die fast rein zu nennen waren.

Eine halbe Stunde später ritten die Gäste fröhlich in der Richtung von St. Cloud.

Der Wald war einsam und die Alleen boten in unabsehbarer Länge dem Auge den Anblick ihres Schneeteppiches dar. Die Sonne brach durch die Bäume, die sie mit röthlichem Schein beleuchtete. Die durch die Frische des Morgens neu belebten Gäste hatten alle ihren guten Humor wieder erlangt. So gelangte man in weniger als einer Stunde an einen Weg, der an der Brücke von St. Cloud endigte und Sartilly schlug vor, die Gangart der Pferde zu beschleunigen, um schneller zum Frühstück gelangt zu sein.

* * *

Die Allee, die sich vor den Reitern ausdehnte, war einsam. Nur ein Mann ging auf 30 Schritte vor den Reitern her an der Seite der Landstraße und trug einen großen Deckelkorb am Arm. Er hatte ganz das Aussehen eines guten Pariser Bürgers, der, um sich zu vergnügen, auf's Land ging; der Korb sah aus, als enthielte er die Vorräthe, und man konnte annehmen, der Träger desselben begebe sich zu irgend einem ländlichen Piknik.

Eine tolle Idee fuhr Sartilly in den Kopf.

Der Fußgänger hatte sich bei dem durch die Reiter verursachten Geräusch einen Augenblick umgedreht und unsere Gesellschaft konnte bemerken, daß er alt und sein Bart weiß war; er setzte indessen seinen Weg ruhig

fort, ohne sich um die Truppe, die ihm folgte, zu bekümmern.

Plötzlich trieb Sartilly sein Pferd in gestrecktem Galopp scharf an dem Unbekannten vorbei und nahm ihm mit einer raschen Bewegung seinen Korb vom Arm.

Der auf diese Weise kühn beraubte Greis blieb einen Augenblick unbeweglich vor Staunen, und die Reiter, welche erwartet hatten, ihn hinter Sartilly, über den Raub schreiend, herlaufen zu sehen, freuten sich im Voraus auf diese lächerliche Verfolgung. Aber die Betäubung des Korbeigenthümers dauerte kaum einige Sekunden und er schrie ebensowenig, als er lief.

Mit einem Sprunge setzte er über den breiten Graben neben dem Rande des Weges und drang raschen Schrittes in das Dickicht, wo er alsbald verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Taubstummensache

haben wir wiederholt und jederzeit gerne unsere Blätter offen gehalten. Sie bedarf zu aller Zeit der besonderen Rücksicht des Publikums und sie verdient diese Rücksicht in und um Aschaffenburg doppelt, da die Taubstummen selber sich jetzt so eifrig rühren und beweisen, wie gut die Hilfe angewendet ist, die man den Taubstummen angedeihen läßt. Ehedem, in der „guten" (!?) alten Zeit galten Taubstumme gleich Geisteskranken und mancherlei Krüppeln als Auswurf der Menschheit, den man schlimmer behandelte als Diebe und Räuber. Diese Letzteren waren wenigstens hinter ihren Kerkergittern sicher vor den Kränkungen der Menschen, die schlimmer sein können, als Gefangenschaft. Die Taubstummen aber waren meist das Gespött der Menge, verstoßen, mißhandelt, ohne Bildung, ohne Theilnahme an den Ereignissen ihrer Zeit.

Wie anders die Sache heute! Sprache und Schrift sind auch dem Taubstummen erschlossen. Er beginnt, in den ihm offenen Lebensgebieten vollauf seinen Mann zu stellen und voran leuchtet ihm der Entschluß, an Bravheit und guter Sitte den Vollsinnigen ein Vorbild zu sein.

Man muß loben, zu welchen Fortschritten die Taubstummensache bei uns gekommen ist. Aber das Lob allein thuts nicht; man muß auch helfen, und dazu bietet die Einladung Gelegenheit, die dieser Tage durch die Blätter verbreitet wurde und hoffentlich dem Obsorgeverein zahlreiche neue Mitglieder bringt. Wir unsererseits möchten das neue Jahr an dieser Stelle würdig eröffnen, indem wir die gelegentlich der letzten Christbaumfeier des hiesigen Taubstummen-Vereins laut gewordene Bitte des taubstummen Schreinermeisters Herrn Dehn aus Laufach in ihrem Wortlaute zum Abdrucke bringen. Möge ihr praktischer Erfolg beweisen, daß unsere Zeit besser ist, als die „gute alte".

Die Rede lautete:

Hochgeehrte Festversammlung!

Nahezu zweitausend Jahre sind in dem unermeßlichen Meere der Ewigkeit versunken, seitdem der göttliche Heiland herniederstieg, um uns sündigen Menschen die Wege zu ebnen, zum Heile unserer unsterblichen Seele. Wer vermag unterzutauchen, in dieses Meer vergangener Zeiten, um von seinem Grund aus zu schauen all das Wohl und Weh, das darin begraben liegt! Gleichen doch selbst die Wege, auf welchen der fromme Glaube im Vereine mit seinen beiden Schwestern, der Hoffnung und der Liebe, die Menschheit emporführt, den vielverschlungenen Pfaden, die der stets grünende Epheu hinaufklettert und mit tausend und abertausend Fingern festhält im Sturmeswehen der Zeiten.

So ist denn das schöne, freudenreiche Weihnachtsfest wieder da. Und so vielmal schon sein lieblicher Lichterglanz unsere Herzen erfreute — nicht wenig unter uns sind ja indeß alt und grau geworden — immer wieder läßt dieses schöne Fest die holden Träume unserer Jugend an unserem Geiste vorüberziehen.

Eine besondere Weihe aber wohnt dem jetzigen Weihnachtsfeste inne. Geschieht es doch hier zum ersten Male, daß Menschen, denen die Natur zeitlebens zwei theure Güter versagt, die stumm in ihrem Schmerze und arm und freudenleer im Leben dastehen, eine eigene Weihnachtsfeier veranstalten.

Wenn wir das recht verstehen und in seiner vollen Bedeutung würdigen wollen, müssen wir nur der bitteren Noth und des schweren Elends unserer Leidensgenossen in früheren Zeitläuften gedenken. Wie viel glücklicher sind wir, als sie! Denn an uns haben edle Menschen die Worte des göttlichen Heilandes erfüllt: „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker!" Menschen, denen kein Opfer zu groß, kein Weg zu weit war, um einzudringen in die Wildniß unseres verlassenen Menschengeistes und darin das schöne Werk menschenfreundlicher Geisteskultur zu vollbringen, auf daß wir dem wahren Leben, der Gesellschaft und dem Staate gleichsam neu geboren wurden.

Ja! Uns ist schon große Liebe widerfahren. Aber noch findet sich unendlich viel Oede und Traurigkeit in unserem Leben. Wir hören sie nicht, die herrlichen Glockentöne, wie sie so andachtsvoll durch die Stille der Nacht zittern sollen. Wir hören sie nicht, die angeblich sanft schwellenden Töne herzerhebender Musik.

Wir können unsere Stimmen nicht eintauchen in die, wie man sagt, so weihevollen Klänge eines herrlichen Chorals, die so heilig und wunderbar hehr in die hörende Menschenseele greifen und sie aus dem Taumel ihres Erdenwallens losreißen und hinziehen sollen zum lieben göttlichen Heiland.

O dreimal glückliche Menschen, die Ihr heute hier versammelt seid! Euch ist vom Himmel das köstliche Geschenk des Gehöres und der Sprache verliehen! O könntet Ihr ermessen, was es heißt, taub und stumm durch das Leben zu gehen! Ihr höret der Vöglein liederreiche Sprache. Ihr höret die Musik, den Gesang! Ja! Ihr höret alles Schöne, was durch des Klanges Zauber die hörende Welt erfreut.

Gleichwohl freuen auch wir uns des schönen Weihnachtsfestes; denn wir stehen im Banne jener heiligen Liebe, welche die Herzen weicher und opferwilliger stimmt, auf daß sie freudig ihr Scherflein geben, um auch den armen und verlassenen Menschen eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Wie ist es doch so herrlich schön, wenn die goldenen Lichter strahlen am lieblichen Christbaum! Da schauen wir auch gerne hinein in unser eigenes Herz, drehen es um und fragen uns stille, ob wir bereit sind, Friede und Glück mit Anderen zu theilen und ihnen Freude zu bereiten. Glücklich machen ist ja das höchste Glück, und in anderer Glück sein eigenes wiederfinden, ist die reinste Freude! Dem Herzen das geben, das beglücken und erfreuen mag, tönet noch einmal so festlich der Glocke feierliches Läuten, klinget noch einmal so freudig der Kinder Jubelruf.

Darum wollen auch wir, hochverehrte Festversammlung, heute das schöne Weihnachtsfest feiern. Darum wollen wir mit gläubigem Herzen und christlichem Sinne an die Krippe unseres göttlichen Heilandes wallen und aus dem reichen und unerschöpflichen Born seiner Barmherzigkeit Trost und Labung schöpfen für den weiten, mühseligen Weg unseres armen Erdenlebens. Nehmt es daher freundlich an, was wir Euch heute bieten! Es ist ja so wenig und anspruchslos und kommt aus gutem Herzen.

Ihr aber, o allverehrte Frauen, die wir heute in lieblichem Kranze hier versammelt finden, Frauen aus dem schönen Aschaffenburg, aus dem weiten, herrlichen Frankenlande! Ihr kennet die stillen Triebe des Herzens. Ihr fühlet das sanfte Wehen heiliger Mutterliebe. Frauen, denen vom Himmel das schöne Glück gegeben, Kinder mit gesunden Sinnen zu haben und aus ihrem Munde die beseligenden Laute des süßen Vater- oder Mutternamens zu hören, o schaut auch mit einem Blick voll Liebe auf den schönen Verein dieser unglückli Menschenkinder, welche so arm, so einsam und freu leer hier in dem armen Leben stehen! Wir haben so viel Mühe, Ausdauer und liebender Geduld Wege durch unser Jugendleben wandeln müssen, uns doch auch die Kraft zu verschaffen, nach allem Gu Schönen und Edlen streben und das Schlechte, Gars und Gemeine überwinden zu können.

Ohne Zweifel ist eine der schönsten und edel Blüthen am Baume der menschlichen Handlungen Wohlthun und je tiefer das Elend, um so herrlicher die Nächstenliebe. Auch sind barmherzige Frauen dop schön, und wenn ich die Frage: „Wer hat die schö Hand?" beantworten soll, so muß ich sagen: derjen der sie niemals im Zorn gegen andere erhoben h derjenige, dem sie niemals zum Werkzeuge der Un lichkeit geworden ist; derjenige, der sich ihrer bedie um ein bekümmertes Haupt zu erheben, die Locken armen Kindes in Liebe zu streicheln und den brenn den Lippen des Kranken kühlenden Trunk zu reich derjenige, der sie fromm und schön zum Gebete fal die Thräne des Mitmenschen trocknet, die Hand treuen Freundes drückt und sie gerne dem Nothdürftig öffnet; derjenige endlich, der sie in treuer Arbeit und ihr die Schwielen des redlichen Fleißes verleiht.

So wisset denn, allverehrte Frauen, daß uns, Eurem edlen Wohlthätigkeitssinn unterstützt und gef dert, schon manches edle Streben schön gelungen An Euch will ich mich drum ganz besonders wend mit der inständigen Bitte „Helfet den armen Ta stummen!" Jede Gabe — sie sei noch so klein — w unsere Noth mildern, und unser guter Vater im Himm wird es Euch vergelten. Es gebe darum ein Jed der kann!

Wir aber werden die einlaufenden Beträge zu Besten eines Asyls für alte und erwerbsunfähige Tau stumme verwenden.

So werden wir durch Eure Hilfe allesammt rei an Freude, und Niemand wird in späteren Tagen oh herzliche Liebe und Dankbarkeit an das heutige gnade bringende Weihnachtsfest zurückdenken. Ihr Wohlth und Wohlgefallen wird unser Glück, Ihre herzliche The nahme unser süßester Trost sein!

Sinnspruch.

Die Früchte, die zu viel Sonne haben,
Fallen frühreif auf Wien, in den Graben;
Kinder, die verhätschelt, verzogen,
Werden ums spätere Glück betrogen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 2. **Dienstag, den 3. Januar.** **1899.**

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

2

(Nachdruck verboten.)

„Das ist einer, der nicht viel nach seinem Frühstück fragt," meinte, über den Streich lustig lachend, Vernoix.

„Der arme Teufel hat uns sicherlich für eine Bande Räuber gehalten," meinte der reich Dekorirte.

„Sartilly erwartet uns dort am Rondell," fügte Vernoix bei.

In der That hielt der Vicomte nach einem Galopp von einigen Minuten mitten in der Allee und erhob triumphirend die auf so sonderbare Art erworbene Trophäe. Im Augenblick war er von der lustigen Schaar umgeben.

„Wir wollen einmal sehen," sagte Sartilly lachend, „was dieser Bürger seiner Frau zum Frühstück bringen wollte."

Indem er dabei den Deckel abhob, zog er mit komischer Feierlichkeit mehrere sehr feine Servietten eine nach der andern hervor.

„Ein mageres Frühstück," sagte er, immer tiefer in den Korb fassend, „ich finde nur Leinwand, aber keine Pastete."

Aller Augen waren neugierig auf den Vicomte gerichtet, der eine letzte Umhüllung von schwarzem Stoff auseinanderschlug und ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Brust eines Jeden der Anwesenden.

Am Boden des Korbes lag ein menschlicher Kopf, ein ganz frisch abgeschnittener Kopf.

Einem natürlichen Instinkt des Ekels nachgebend, ließ Sartilly den Korb fallen und der Kopf rollte sammt seiner Umhüllung auf den Boden der Allee.

Niemand rührte sich. Stumm vor Schrecken saßen die Reiter wie versteinert in ihren Sätteln. Die Anwesenden sahen sich einander sprachlos an. Sartilly war der Erste, welcher die Erstarrung von sich abschüttelte, die bei schrecklichen Ereignissen die Willenskraft lähmt. Eine tolle Idee fuhr ihm durch den Kopf.

„Der Mörder!" rief er, sich aufrichtend und sein Pferd zusammennehmend. „Wir müssen ihn verfolgen, wir müssen ihn festnehmen."

„Er hat sich links in den Wald geflüchtet," sagte der dicke Baron.

„Lassen Sie uns sehen," erwiderte Sartilly ruhig, da ihm seine Kaltblütigkeit nach und nach wiederkehrte, „er ist also in das Gebüsch eingedrungen?"

„Ja, etwa 150 Schritte von hier," riefen die Männer gleichzeitig.

„Nun denn, dann halten wir ihn fest. Ich kenne mein Boulogner Wäldchen; der Schlag, in welchem der Bandit sich versteckt hat, ist keine dreihundert Meter tief, ich habe diesen Winter oft darin gejagt. Er bildet ein Dreieck. Drei Alleen sind zu bewachen, wir wollen die Aufgabe theilen. Sie Baron, werden auf dem Wege links fortgaloppiren; Vernoix wird hier bleiben, um die große Avenue von St. Cloud zu beobachten. Ich werde um die entgegengesetzte Seite reiten und nöthigenfalls in das Gehölz eindringen, um das Wild zu hetzen. Allgemeiner Sammelplatz hier an Ort und Stelle. In weniger als zwanzig Minuten wird das Treiben vorüber sein."

Der Baron, sehr erfreut über die Aufgabe, die ihm zugetheilt worden, trieb sein Pferd alsbald in die angegebene Richtung, ebenfalls Sartilly, sodaß Vernoix jetzt allein blieb.

Der seinen Betrachtungen überlassene Jüngling sah mit Schrecken auf den traurigen Gegenstand, zu dessen Wächter man ihn ganz gegen seinen Willen gemacht hatte, und fragte sich, ob er auf diesem verlorenen Posten nicht die größte Gefahr laufe. Sohn eines Genfer Uhrenfabrikanten, der ihm kürzlich eine bedeutende Summe und solide Grundsätze der Sparsamkeit hinterlassen hatte, debütirte Vernoix erst in seinem Pariser Leben und hatte es bis jetzt noch nicht dahin gebracht, dem Instinkt der natürlichen Ordnung, die allen seinen Landsleuten eigen ist, gänzlich zu entsagen.

Lebemann gegen seinen Willen, Nachtschwärmer bei Gelegenheit, bedauerte er es bitter, sich in eine Partie eingelassen zu haben, die etwas zu dramatisch zu werden

schien, und er spürte ein ungewöhnliches Verlangen, den Platz zu verlassen.

Es lag allerdings einiger Schein von Grund zu seinen Befürchtungen vor. Der schreckliche Greis, den man verfolgte, konnte Lust haben, die schreckliche Last, von welcher man ihn befreit hatte, wieder zu erlangen. Wer konnte sagen, ob er nicht vielleicht hier in der Nähe im Dickicht des Waldes verborgen sich aufhalte und bereit, daraus hervorzubrechen, wie ein wildes Thier, welches von den Jägern gejagt wird. Der arme Vernoix lauschte zitternd auf das verschiedene Geräusch, das aus dem Dickicht hervordrang; er hatte es nicht gewagt, abzusteigen, und er hielt mitten auf dem immer noch einsamen Weg. Sartillys Rufe, der den Baron auf der andern Seite des Schlages anrief, drangen immer deutlicher bis zu ihm.

Es war augenscheinlich, daß der muthige Vicomte in das Gehölz eingedrungen war und das Gebüsch, worin sich der Flüchtling versteckt haben konnte, absuchte. Der Baron mußte von seiner Seite ebenfalls eingedrungen sein, und wenn der Verfolgte sich noch in dem Umkreise befand, so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als an der von Vernoix bewachten Waldecke auszubrechen.

Der furchtsame Genfer warf unruhige Blicke in der Richtung von St. Cloud. Von da aus erwartete er Hilfe, und es verlangte ihn gar sehr, sie ankommen zu sehen. Das sehr deutliche Krachen gebrochener Zweige und das Geräusch rascher Schritte ließ ihn den Kopf umdrehen und in demselben Augenblick erschien auch an dem Waldsaum der Flüchtling.

Er blieb einen Augenblick auf dem höheren Böschungsrand stehen. Sein Gesicht war dem etwas niedriger stehenden Vernoix zugewandt und zeigte dessen wahren Charakter. Es war ein blasses, eckiges Gesicht, durch einen kurzgeschnittenen Backenbart eingerahmt und von zwei schwarzen Augen erleuchtet, deren wilder Ausdruck Vernoix mit Schrecken erfüllte. Er hatte im ersten Augenblick den Genfer nicht bemerkt, aber beim ersten Umsehen erblickte er Vernoix zu Pferde als Wache und den Korb an derselben Stelle, wo er Sartilly aus der Hand gefallen war, aber er sah den Kopf nicht. Dieser war bis an die Böschung gerollt, woselbst ein dicker Busch ihn den Blicken des Greises entzog.

Die Stimmen im Walde kamen immer näher und man konnte deutlich Sartilly's Stimme unterscheiden, der seinen Gefährten zurief:

„Vorwärts Baron — — hierher — — links — — ich habe ihn gesehen — — wir halten ihn — — Vernoix bewacht die Ecke des Waldes.“

Der Flüchtling nahm einen Anlauf und setzte mit drei Sprüngen über die ganze Breite des Weges. Der erste Sprung brachte ihn in die Nähe des Korbes, den er sozusagen im Fluge aufraffte, der zweite brachte ihn bis mitten in die Allee, mit dem dritten gelangte er in eine fast undurchdringliche Hecke von Dornen und Brombeeren auf der anderen Seite des Weges.

Diese Flucht vollzog sich, ohne daß Vernoix auch nur den Gedanken hätte fassen können, sich auf ihn zu werfen. Fast in demselben Augenblick erschienen Sartilly und der Baron an der Stelle, von wo aus der Greis den Sprung gemacht hatte.

„Wo ist er?“ riefen die beiden Jäger gleichzeitig.

Die unglückliche Schildwache vermochte nur mit verzweiflungsvoller Geberde auf das Gebüsch zu deuten, worin der Mörder soeben seinen Blicken entschwunden war.

Der Vicomte stieß einen lauten Fluch aus und hielt athemlos an. Seine zerissenen Hände, die Unordnung seiner Kleider bewiesen, daß er sich bei der Verfolgung nicht geschont hatte; der Baron war nicht in besserem Zustande. Beide waren abgesessen und nachdem sie ihre Pferde angebunden hatten, waren sie in das Gebüsch eingedrungen und ihr Plan war ihnen gelungen, weil sie den Flüchtling entdeckt hatten.

Sartilly schien noch geneigt, die Verfolgung fortzusetzen, als sie in der Ferne anscheinend Polizei auf der Straße daherkommen sahen.

„Genug dieser Jagd,“ sagte Sartilly. „Wenn wir unser Halali verfolgt haben, so wird die Polizei dasselbe jetzt aufnehmen, denn das Wild kann unmöglich schon weit sein.“

„Ich,“ sagte der Baron, „ziehe vor, diese Arbeit nicht zu beendigen. Aber welches Abenteuer! Können Sie dasselbe begreifen?“

„Hier ist das Geheimniß,“ murmelte Sartilly, auf das schwarze Zeug deutend, welches den Kopf bedeckte. — „Aber der Korb?“ rief er plötzlich.

„Er hat ihn mit fortgenommen,“ antworte erröthend der arme Vernoix.

„Eine außerordentliche Kühnheit,“ sagte der Baron, der fast geneigt schien, den Greis zu bewundern.

„Ja, sonderbar,“ wiederholte Sartilly langsam.

Inzwischen hatte der Trupp, der wirklich aus Polizeibeamten bestand, sich genähert und Vernoix lief dem Anführer entgegen, um ihm Mittheilung von dem Geschehenen zu machen. Derselbe aber war bereits unterrichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Neujahr bei Hofe.

Am Neujahrsabende fand, wie alljährlich in den prunkvollen Räumen des Festsaalbaues der Residenz die Neujahrs-Cour statt, an die sich das Hof-Concert anschloß. Eine glänzende Gesellschaft hatte sich zu derselben eingefunden. Die Säle strahlten in dem feenhaften Lichte zahlloser Glühlampen. Die prächtigen Toiletten der Damen, deren blitzende Geschmeide und die Gala-Uniformen der Herren mit den glitzernden Ordenssternen boten dem Auge ein entzückendes abwechslungsvolles Bild.

Wagen auf Wagen brachte neue Gäste. Kurz vor sieben Uhr fuhren die Mitglieder des königlichen Hauses an der Kaisertreppe vor: Prinz und Prinzessin Ludwig mit Prinzessin-Tochter Adelgunde, Prinz Franz, Prinz Leopold mit Prinz Georg, Prinzessin Arnulf, Prinz und Prinzessin Alfons, die Herzoginnen Elisabeth und Marie Gabriele, die Herzoge Siegfried, Christof und Ludwig, sowie Prinz und Prinzessin Friedrich von Hohenzollern. Die höchsten Herrschaften waren von den ihnen attachirten Kämmerern und Suiten begleitet. An der Kaisertreppe wurden sie von Pagen erwartet, welche sie mit Wachsfackeln die Treppe hinauf zum Thronsaal geleiteten. Die langen Courschleppen der Prinzessinnen trugen gleichfalls Pagen. Im Thronsaale schlossen sich noch die in der Residenz wohnenden Prinzessinnen Therese und Klara an.

Pünktlich um 7 Uhr erschien Se. k. Hoh. der Prinz-Regent, begleitet von dem Generalkapitän der Hartschiere und dem Generaladjutanten vom Dienst unter Vorantritt des großen Dienstes und gefolgt von sämmtlichen obersten Hofchargen im Habsburger Saal. Die Herren des diplomatischen Corps brachten hier dem Prinz-Regenten die Glückwünsche ihrer Souverän, bezw. ihres Staatschefs dar. Bis auf den durch Hoftrauer verhinderten österreichischen Gesandten, Grafen Zichy, waren sämmtliche Chefs der hiesigen diplomatischen Missionen erschienen. Nach erfolgtem Anschlusse der Prinzen und Prinzessinnen begab sich Se. k. Hoh. der Prinz-Regent in den Barbarossa-Saal. Der Regent, welcher, wie auch die übrigen Prinzen, große Uniform mit dem Bande des Hubertus-Ordens trug, führte dabei die Prinzessin Ludwig, Prinz Ludwig die Prinzessin Arnulf, Prinz Franz die Prinzessin Alfons, Prinz Leopold die Prinzessin Therese, Prinz Georg die Prinzessin Adelgunde, Prinz Alfons die Prinzessin Klara, Herzog Siegfried die Herzogin Elisabeth, Herzog Christof die Herzogin Marie Gabriele, Herzog Ludwig die Prinzessin Friedrich von Hohenzollen.

Im Barbarosasaale waren das diplomatische Corps mit den fremden Damen und Herren anwesend. Der Regent begrüßte dieselben in seiner liebenswürdigen Weise und zeichnete jeden mit einer Ansprache aus. Ihm wurden hier durch die Gemahlin des russischen Gesandten, Frau v. Iswolsky, Fräulein Anna v. Lwoff, durch den päpstlichen Nuntius Msgr. Lorenzelli, dessen Uditore Msgr. Nicotra vorgestellt.

Nach der Begrüßung des gesammten Staatsministeriums wandte sich der Regent zu den Mitgliedern der standesherrlichen Familien, von denen erschienen waren: Fürst und Fürstin Albert zu Oettingen-Spielberg, Fürst Moritz zu Oettingen-Wallerstein, Graf Bertram v. Quadt, Graf Ludwig zu Pappenheim, Graf Friedrich Fugger-Babenhausen, Graf Alban von Quadt, Graf Albrecht zu Pappenheim mit Gemahlin und Graf Ernst v. Rechberg.

Bei der Aristokratie wurden dem Prinz-Regenten durch den funktionirenden Oberstkämmerer Grafen v. Seinsheim vorgestellt: Gräfin v. Dürckheim, geb. v. Kusserow, Freifrau v. Bechtolsheim, geb. Gräfin Fugger-Kirchberg, Freifrau v. La Roche, geb. v. Ellenrieder, Elsbeth v. Bressensdorf, Freiin Sofie Haller v. Hallerstein, Gräfin Alice v. Seyssel d'Aix, Freiin Marie Charlotte v. Gise, Freiin Maria v. Hartmann, Elisabeth v. Kobell und Freiin Elisabeth v. La Roche.

Der Cercle im Barbarossa-Saale, wo die Damen und Herren der ersten und zweiten, wie die Damen der dritten Hofrangklasse versammelt waren, währte bis 8 Uhr. Nach demselben fand Cercle im Saale Karls des Großen statt, wo sich die Herren der dritten Hofrangklasse, die Herren mit Hofzutritt, die Hauptleute, Rittmeister und Subalternoffiziere, sowie als besonders Geladene Polizeidirektor Meixner und die beiden Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt sich eingefunden hatten.

Gegen 9 Uhr war die Cour beendet. Prinz Leopold und Herzog Ludwig verließen das Fest in Folge ihrer Familientrauer. Nunmehr begab sich Se. k. Hoheit mit seinen Gästen in den Hofballsaal, wo das Hofconcert stattfand.

Für die Hofkapelle war ein Podium aufgeschlagen und mit Blumen und Blattpflanzen reich geziert. Generalintendant Frhr. v. Perfall machte die Honneurs. In der ersten Sitzreihe hatten die Mitglieder des k. Hauses Platz genommen. Der Regent saß in der Mitte, rechts folgten Prinzessin Ludwig, Prinz Ludwig, Prinzessin Alfons, Prinz Georg, Prinzessin Adelgunde, Herzog Siegfried, Herzogin Elisabeth, der Prinz von Hohenzollern. Links reihten sich an Prinzessin Arnulf, Prinz Franz, Prinzessin Therese, Prinz Alfons, Prinzessin

Klara, Herzog Christoph, Herzogin Marie Gabriele und Prinzessin von Hohenzollern.

Das Concert, welches reiche künstlerische Genüsse bot, umfaßte zwei Abtheilungen. Eingeleitet wurde dasselbe durch die Ouverture zu der unvollendeten Oper „Die Rache der Geister" (Rübezahl), welche C. M. v. Weber 1811 hier in München komponirte. Dann folgten drei Orchesterstücke: Musette, Tambourien und Rigodon von Jean Phil. Rameau (1683—1764). Kammersängerin Fräulein Frank sang zwei Lieder „Suleika" und „Reiselied" von Mendelssohn-Bartholdy. Kammersänger Gura brachte drei Gesänge „Urgroßvaters Gesellschaft", „Süßes Begräbniß" und „Hinkende Jamben" von Karl Löwe zum Vortrag. Mit dem Finale aus der Symphonie in G-dur von Joseph Haydn schloß die erste Abtheilung. In der Pause wurden Erfrischungen gereicht.

Sodann begann die zweite Abtheilung mit der Ouverture zu „Coriolan" von Beethoven. Kammersängerin Frau Senger-Bettaque erfreute die Zuhörer mit 3 Liedern: „Der Engel" von Rich. Wagner, „Es hat die Rose sich beklagt" von Robert Franz und „Die Soldatenbraut" von Rob. Schumann, worauf Kammersänger Dr. Walter drei Lieder: „An eine Quelle" von Franz Schubert, „O schneller, mein Roß" von E. May und „Ständchen" von Rich. Strauß vortrug.

Das Concert schloß gegen 10¾ Uhr mit der Pièce „Aufforderung zum Tanz" von C. M. v. Weber-Berlioz.

Nach dem Hofkonzert, das Hofkapellmeister Fischer dirigirte, begab sich der Regent mit den Prinzen und Prinzessinnen, vom großen Cortège begleitet, in den Hofgartenbau zurück, woselbst er sich verabschiedete. Die Funktion von Zeremonienmeistern hatten an diesem Abend die Kämmerer: Frhr. Reichlin v. Meldegg, Frhr. v. Kobell, Max Graf v. Montgelas und der k. Kammerjunker Frhr. v. Feilitzsch.

Aus der Welt der Technik.

□ Ueber die neuesten Erfolge mit verflüssigtem Wasserstoff machte Professor James Dewar, der Entdecker der Verflüssigung dieses Gases, während der letzten Sitzung der Londoner Royal Society eine kurze Mittheilung. Zunächst zeigte er, wie man mittels flüssigen Wasserstoffs, der eine Temperatur von etwa —240° C. besitzt, eine Glasröhre in einem bisher unerreichten Grade luftleer machen kann. Wenn man nämlich eine Glasröhre, deren Luftgehalt mittels der Luftpumpe vorher stark verdünnt worden ist, in flüssigen Wasserstoff hineinhält, so verwandelt sich infolge der außerordentlichen Temperaturerniedrigung die in der Röhre noch vorhandene Luft in einen festen Körper, d. h. sie wird nicht nur flüssig, sondern gefriert. Die so gefrorene Luft sammelt sich an dem in den flüssigen Wasserstoff getauchten Ende der Röhre. Man kann nun durch Anwendung einer Stichflamme das Glas dicht oberhalb so weit erhitzen, daß man die Röhre ausziehen und so von dem mit fester Luft gefüllten Theile völlig abtrennen kann. Der Rest der Röhre ist dann in bisher unerreichtem Maße luftleer, sodaß ein elektrischer Strom kaum mehr durch ihr Inneres hindurchschlägt. Dieses Verfahren nimmt nicht mehr als eine Minute Zeit in Anspruch, und Sir William Crookes stellte fest, daß eine so starke Luftverdünnung mit einer gewöhnlichen Luftpumpe nicht einmal nach einer Arbeit von mehreren Stunden zu erreichen war. Man durfte nun gespannt darauf sein, ob in einer solchen Röhre überhaupt noch irgend ein Stoff nachweisbar wäre, und untersuchte sie daher mit einem Spektoskop. Es zeigten sich die Linien von Kohlensäure, und wenn die Röhre nicht vollkommen trocken war, diejenigen von Wasserstoff. In einer der Röhren fand Crookes außer dem Wasserstoffspektrum noch eine gelbe Linie, die dem neuen atmosphärischen Element Neon zuzuschreiben war, und in einer anderen zeigte sich Helium. Eine zweite vorläufig ganz unerklärliche Entdeckung machte Dewar, als er flüssigen Wasserstoff unter vermindertem Druck verdampfen ließ. Sämmtliche verflüssigten Gase verursachen in einem solchen Zustande eine Temperatur-Erniedrigung, die für den Wasserstoff theoretisch auf etwa 9° berechnet wurde; statt dessen zeigte ein Platin-Thermometer ein Sinken von nur 1°. Ob diese überraschende Erscheinung daraus zu erklären ist, daß flüssiger Wasserstoff sich anders verhält als andere Flüssigkeiten, oder ob das Platin-Thermometer in der Messung so niedriger Temperaturen die Grenze seiner Zuverlässigkeit erreicht? Selbstverständlich werden diese für die Physik bedeutsamen Untersuchungen fortgesetzt.

Sinnspruch.

Jüngling sein und gar nicht lieben,
Mann sein und nicht Werke üben,
Endlich alt sein ohne Ehre —
Wahrlich, wem es also wäre
In den Sternen vorgeschrieben,
Der wär' lieber todt geblieben;
Läst'ger noch als alle Schwere
Drückt den Geist des Lebens Leere.

St. Schütze.

Verantwortlicher Redakteur: Dr Ludwig Cron Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 3. Mittwoch, den 4. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
3 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Lassen Sie uns vor allem zuerst das corpus delecti sehen,“ sagte der Gerichtsbeamte mit einer Kaltblütigkeit, die den jungen Genfer in Erstaunen setzte, und da dieser darauf bestand, sofort die Hecken abzusuchen, in welche der Greis sich zurückgezogen hatte, so antwortete ihm der Kommissär ruhig: „Unnöthig. Ich kenne den Ort. Es zieht sich ein Sumpf um das ganze Gebüsch und wenn der Mörder da hineingegangen ist, so kann er ohne unsere Erlaubniß nicht heraus. Vorwärts.“

Die beiden Jäger erhoben sich, als der Zug heran- kam, und der Vicomte, der sehr bewegt schien, zeigte dem Richter das traurige Objekt. Auf einen Wink des Beamten trat ein Mann näher, der ein in Zivil gekleideter Polizeibeamter zu sein schien, und hob langsam den schwarzen Schleier ab.

Das Herz schlug Sartilly zum Zerspringen.

Der Agent entrollte die Umhüllung mit jener maschinenmäßigen Ruhe, welche durch die fortwährenden Polizeifunktionen erworben wird, und er hatte sich so gestellt, daß sein Thun den Anwesenden verborgen blieb. —

Nachdem er geendet und einen zufriedenen Blick auf seine Arbeit geworfen, trat er plötzlich zur Seite.

Blaß, aber noch immer schön, von jener schrecklichen Schönheit, die dem Tode folgt, bot sich ein Frauenkopf dem Blicke der Anwesenden auf dem Schnee dar.

Die Züge waren nicht entstellt, aber der Mund war geöffnet, wie wenn er einen letzten Schrei hätte aus- stoßen wollen.

Die aufgelösten Haare entrollten sich in dicken Locken und bildeten einen dunklen Rahmen um dieses farblose Gesicht.

Ein plötzlich hervorbrechender Sonnenstrahl beleuchtete dieses aufgelöste Haar von einer ganz eigenen Nüance und Sartilly konnte einen Schrei der Verwunderung nicht zurückhalten.

„Das goldene Haar! Es ist der Domino dieser Nacht! Es ist die Fremde aus den Champs-Elysees.“

II.

Der Ausruf, den Sartilly unwillkürlich ausgestoßen, lenkte sofort die Aufmerksamkeit des Kommissärs auf ihn und die Züge des letzteren nahmen sofort den eigen- thümlichen Ausdruck des Agenten an, deren Aufgabe es ist, Verbrecher zu entdecken. Dieser Gesichtsausdruck konnte dem Vicomte nicht entgehen und trotz seiner Erregtheit begriff er, daß er sich erklären müsse.

„Ich bin sicher, nicht zu irren,“ sagte er, in einem Tone, den er sich bemühte, ruhig erscheinen zu lassen; „das Opfer dieses Verbrechens ist von ganz Paris ge- kannt. Es ist Frau von Koreff, und bewohnt mit ihrem Gemahl das schöne Hotel, welches die Ecke des Boulevards des Invalides und der Rue des Varennes bildet. Diese Herren werden es bezeugen.“

„Wer sind diese Herren?“ fragte nach kurzem Still- schweigen der Kommissär.

„Baron Polard, Eigenthümer.“

„Charles Vernoix aus Genf,“ antworteten fast gleich- zeitig die beiden Gefährten des Vicomte.

Die Namen wurden in die gefürchtete Agenda ein- geschrieben, und Sartilly gab, ohne gefragt zu sein, Vor- und Zunamen, seinen Stand und seine Woh- nung an.

„Später, meine Herren, werde ich einen genauen Bericht von Ihnen über die Thatsachen, deren Zeugen Sie waren, verlangen; für den Augenblick thut es am meisten Noth, daß wir uns des Verbrechers zu versichern suchen,“ sprach rasch der Kommissär.

„Er ist hier, ganz sicher,“ sagte Vernoix, auf das Gestrüpp deutend.

„Dann wird die Arbeit nicht lange dauern. Brigadier, lassen Sie die Straße durch zwei Mann bewachen und machen Sie mit den übrigen die Runde.“

Das Gebüsch, in welches der Flüchtling sich geworfen hatte, begrenzte die Straße auf etwa sechzig Schritte. Die Breite war etwas geringer und die Sträucher waren kaum hoch genug, um einen Mann verbergen zu

können. Jenseits des Gebüsches dehnte sich eine sumpfige Wiese aus.

Die Gendarmen zernirten das Gebüsch. Drei Agenten in Zivilkleidern, den mit Blei ausgegossenen Stock in der Hand, drangen in das Gebüsch ein und begannen eine geschlossene Suche in dem Wald. Zehn Minuten verflossen, ohne daß sich Jemand zeigte, dann sah man einen nach dem andern der Agenten mit langen Gesichtern zurückkehren. Ein einziger kam mit einer vom Feinde eroberten Beute. Er brachte nämlich den fatalen Korb. Was den Mann betraf, so war er verschwunden.

Der ganz außer Fassung gebrachte Kommissär ließ das Aufsuchen wiederholen und leitete dasselbe ohne besseres Resultat. Der Greis war verschwunden und sein Erscheinen, sowie das ganze Drama hätte wie ein Traum betrachtet werden können, wenn der abgeschnittene Kopf nicht dagelegen hätte. Man war gezwungen, zu gestehen, daß der Thäter dieses abscheulichen Verbrechens für heute wenigstens seinen Verfolgern entkommen war; der Kommissär aber versicherte, daß es nicht schwer halten werde, zu der Aufdeckung der Wahrheit zu gelangen, weil die Identität des Schlachtopfers festgestellt sei.

Nachdem er diese Worte gesprochen, begann er den Korb zu untersuchen. Er zog zuerst die feinen Servietten daraus hervor und konstatirte, daß die darin eingenäht gewesenen Zeichen sorgfältig daraus entfernt worden wären.

Dann brachte er einen Gegenstand zum Vorschein, den Niemand gesehen hatte, als der Korb zum ersten Male geöffnet worden war. Es war eine Brieftasche von rothem Moroquin, die hastig untersucht worden zu sein schien, denn sie war leer und an verschiedenen Stellen zerrissen.

„Ha!" sagte der Kommissär mit ganz selbstzufriedenem Ton, „hier haben wir etwas, was uns helfen wird. Es sind Wappenzeichen auf den Umschlag gedruckt. Es ist unglaublich, wie ungeschickt diese Mörder sind."

Während der würdige Beamte das Beweisstück neugierig untersuchte, fühlte Sartilly sich von einer außerordentlichen Unruhe bewegt. Er folgte mit den Augen den Bewegungen des Kommissärs, der die Brieftasche nach allen Seiten umwandte, während ein Gefühl von Ekel ihn an der Stelle festbannte, wo er stand.

Sein natürlicher Verstand ließ ihn eine Frage zurückhalten, die ihm bereits auf den Lippen geschwebt hatte. Er erinnerte sich noch rechtzeitig, daß es immer unklug ist, sich zu sehr in Gerichtsangelegenheiten zu mischen und daß dieses eigenthümliche Abenteuer ihm noch manch lästiges Verhör zuziehen würde.

Der Greis, nachdem er sich in den Wald geflüchtet, hatte nicht versucht, sich zu entfernen, obgleich er sicher Zeit gehabt hätte, aus dem Dickicht zu entkommen. Ein mächtiges Interesse mußte ihn folglich auf diesem Terrain festgehalten haben. Er hatte der Gefahr, arretirt zu werden, getrotzt, um seinen Korb zurückzunehmen. War es hiernach nicht vollständig klar, daß die Nothwendigkeit, wichtige Papiere verschwinden zu lassen, ihn allein dazu getrieben hatte, sich der Gefahr auszusetzen?

Sartilly war fest überzeugt, daß die Brieftasche sich unter seiner Hand befunden hatte, als er die Servietten entfernte und daß nur der Ekel ihn verhindert hatte, darauf zu achten, und daß, als der Kopf auf den Boden rollte, die Papiere sehr wohl auf dem Boden des Korbes hatten zurückbleiben können. So erklärte sich die unglaubliche Kühnheit des Mörders. Die Brieftasche hatte sein Geheimniß enthalten. Aber welches Geheimniß? War denn der schreckliche Greis des Boulogner Waldes der Gemahl der schönen Fremden mit dem goldenen Haar, dieser Frau von Koreff, die Sartilly einige Stunden vorher auf dem Opernball zu erkennen geglaubt hatte?

Ich bin dumm, daß ich mir den Kopf zerbreche, sagte sich Sartilly nach 5 Minuten großer Geistesanstrengung; es ist Sache der Polizei, diesen Knäuel zu entwirren; ich werde mich auf dem Opernball geirrt haben und mein Freund Mensignac hat mit diesem Drama nichts zu schaffen. Uebrigens werde ich ihn diesen Morgen besuchen, um die Sache vom Herzen zu haben.

Währenddem hatte der Kommissär die Redaktion eines Protokolls beendet und bereitete sich zum Fortgehen.

„Ich will nach St. Cloud zurück," sagte er in einem weniger offiziellen Ton, „denn ich darf nicht säumen, über diese wichtige Angelegenheit sofort nach Paris zu berichten. Ich habe nicht nöthig, meine Herren, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß bei der bald stattfindenden Untersuchung Ihr Zeugniß erforderlich sein wird."

„Wir werden stets zur Verfügung des Untersuchungsgerichts sein," sagte der dicke Baron.

„Wir haben vielleicht die Hand auf ein Hauptverbrechen gelegt," meinte der Kommissär, „obschon ich oft die sonderbarsten Sachen sich auf nichts habe reduziren sehen."

„Aber dieser Kopf — dieser Korb?" warf der dicke Baron ein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Winke für Brautleute. Paul v. Schönthan veröffentlicht in der „Jugend" eine Anzahl von Rathschlägen für Leute, die sich verloben wollen. „Jede junge Dame wird im Verkehr mit ihrem Verehrer bald wissen, woran sie ist. Es muß ihrem Scharfsinn überlassen bleiben, denselben, ohne daß er es gerade merkt, zu einer bindenden Erklärung zu drängen; dann suche sie ihn sofort ihrer Mutter zuzuführen, welche das Geschäftliche mit ihm zu besprechen hat. Vielfach wird auch nach getroffener Verabredung das Paar bei einem Stelldichein mütterlicherseits überrascht, wodurch die Erklärung beschleunigt wird. Aber Verehrer und angehende Freier, die noch nicht viel angehalten haben, werden dadurch oft derart in Schrecken versetzt, daß es ihnen die Rede verschlägt, und mehr als einmal ist der gutangelegte Plan kläglich mißglückt. Ueberhaupt: erzwingen läßt sich nichts! Weiß ein junges Mädchen, daß ernste Absichten vorhanden sind, so gehe sie direkt auf ihr Ziel los. Sie lasse unter andern Aeußerungen fallen, daß sie ihre Hüte selber mache, daß sie im Kochen tüchtig sei und ein gemüthliches Heim allen rauschenden, geselligen Vergnügungen vorziehe. Kommt der Freier schon in's Haus, so miethe man eine Nähmaschine und behaupte, daß man darauf die Kleider selbst nähe, auch lasse man sich nicht ohne Handarbeit sehen; man findet halbvollendete überall vorräthig. Die Besuche des Freiers suche man auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen, damit nicht schon vor der Hochzeit eine Uebersättigung eintritt. Auch das Küssen reduzire man aus denselben Gründen auf das Nothwendigste, und geübte Bräute pflegen dem Bräutigam weniger Freiheiten zu gewähren, als in der früheren Epoche der Bewerbung. Selbst das Alleinsein ist möglichst zu vermeiden, nur bei der Verabschiedung ziehen sich die Eltern oder Geschwister zurück, und nun kann die Braut ganz wohl ein bischen wärmer werden. Nach dem Abschiedskuß sagt die Verlobte dann gewöhnlich: „Wann kommst Du wieder, Karl?" oder „Wenn Du wüßtest, wie ich mich nach Dir sehne, Karl!" Natürlich wird immer der betreffende Name des Freiers genannt, und man hüte sich vor Verwechslungen. Die Männer, die gewöhnlich schon vorher mehr oder weniger geliebt haben, sind dieser Gefahr ungleich mehr ausgesetzt und es ist zu empfehlen, daß man sich grundsätzlich nicht an den Vornamen der Damen gewöhne, sondern sie immer „Mein Schatz" nenne. Das paßt für Alle und erspart Einem peinliche Verlegenheiten. Will die Braut nach der Verabschiedung ein Uebriges thun, so trete sie an's Fenster und winke dem Davoneilenden mit einem reinen Taschentuch nach. In Hofwohnungen unterbleibt dies. Das einst beliebte Niederknien vor der Geliebten ist mehr und mehr aus der Mode gekommen; sind die Bodenverhältnisse dazu geeignet und weiß man, daß man allein wieder leicht auf die Beine kommt, so mag man's immerhin einmal thun, aber es hat keinen rechten Zweck. Um das Ausbohren der Kniee in den Beinkleidern zu vermeiden, ziehe man letztere jedenfalls vorher ein wenig hinauf."

— Ueber einen Handel mit eingeborenen Mädchen der Inseln des stillen Ozeans kommt aus Vancouver folgende höchst merkwürdige Nachricht, für deren Richtigkeit eine angesehene Londoner Tageszeitung die Verantwortung übernimmt. Das englische Kriegsschiff „Mildura" verließ Sidney vor etwa 6 Monaten, um einen Versuch zu machen, den Handel mit eingeborenen Mädchen zu unterdrücken, der in letzter Zeit ganz besonders stark von den die Südsee befahrenden Kauffahrteischiffen betrieben werden soll. Die „Mildura" schlug den Kurs nach den neuen Hebriden ein und traf dort mit dem französischen Kriegsschiff „Eure" zusammen, das sich bereit erklärte, gemeinsam mit dem Engländer dem schändlichen Gewerbe entgegenzuarbeiten. Während die beiden Schiffe noch bei der Insel Noumea vor Anker lagen, empfing der Befehlshaber Kapitän Leah die Mittheilung, daß in den verflossenen 3 Monaten von der Insel Aoba zahllose junge Mädchen durch französische Kauffahrer entführt worden seien. Sofort machten sich die Verbündeten auf den Weg nach Aoba, um die Angelegenheit zu untersuchen. Nur zu bald hatte man sich davon überzeugt, daß der Bericht vollkommen auf Wahrheit beruhte. Der weiße Gouverneur der Insel war, obwohl unschuldig an dem Mädchenraub, bereits von den rasenden Eingeborenen massakrirt worden. Kaum hatte sich die Nachricht von der Ankunft und Absicht der beiden fremden Schiffe unter den Bewohnern der Insel verbreitet, als der Häuptling in eigener Person zur „Mildura" hinüber ruderte und dem Kapitän anzeigte, daß seine Tochter mit einer Anzahl ihrer Gefährtinnen am vergangenen Abend ihrer Gewohnheit gemäß in der See gebadet hätten, als plötzlich ein französisches Schiff erschienen sei und die Mädchen sämmtlich mit sich genommen habe. Daraufhin machte sich der Engländer augenblicklich an die Verfolgung des Räubers, der sich noch ahnungslos in der Nähe aufhielt. Man bekam ihn nach kurzer Zeit in Gestalt des Schiffes „Port des Pointes" in Sicht, das, als es sich verfolgt sah und zu fliehen suchte, zwischen einigen kleinen Inseln in die Enge gerieth. Die auf seiner

Fährte befindliche „Mildura“ wäre beinahe auf ein Riff gelaufen, doch steuerte sie glücklich durch eine Anzahl gefährlicher Klippen hindurch und zwang den Franzosen schon nach dem ersten auf ihn abgefeuerten Schuß, sich zu ergeben. Kapitän Leah enterte dann mit 20 Matrosen den „Port des Pointes“ und fand an Bord desselben thatsächlich die aobanische Prinzessin und zwölf ihrer Gefährtinnen. Als er die Herausgabe der jungen Mädchen verlangte, machte Leutnant Couillard, dessen Obhut der Kutter anvertraut war, auch nicht die geringsten Einwendungen. Man fand die Tochter des Häuptlings in einer Kabine in tiefen Schlaf versunken. Nach der Schilderung des englischen Kapitäns ist sie ein sehr schönes Mädchen mit prachtvollen Augen und einem Teint, der sich nur wenig von dem einer Europäerin unterscheidet. Als man sie aufgeweckt hatte, protestirte sie heftig dagegen, das Schiff Leutnant Couillard's zu verlassen. Mit einem verzweiflungsvollen Schrei warf sie sich dem Letzteren zu Füßen und hob die Arme in stummem Flehen zu ihm empor. Zwei Theerjacken richteten den Lauf ihrer Gewehre auf die Brust des räuberischen Seeoffiziers, während der Kapitän das widerstrebende Mädchen mit Gewalt in das Boot befördern ließ. Ihre Genossinnen, schöne junge Geschöpfe zwischen 13 und 20 Jahren, schienen sich ebenfalls nur schwer von den stattlichen jungen Matrosen trennen zu können, doch folgten sie der Prinzessin gehorsam in das Boot. Leutnant Couillard machte gar kein Hehl daraus, daß er die Mädchen geraubt, sondern meinte mit cynischem Lächeln, es sei ein ganz allgemeiner Gebrauch unter den französischen wie auch englischen Seeleuten, die jene Gegenden befahren, den Eingeborenen die hübschesten Töchter zu entführen.

— Zwei Frauen. Aus Kopenhagen schreibt man der „F. Z.“: Zwei hervorragende Frauen, die durch ihren Geist bedeutenden Einfluß auf ihre Umgebungen ausgeübt, sind am selben Tage gestorben. Die eine war Frau Brandes, die Mutter von Georg und Eduard Brandes. Trotz ihres hohen Alters, 81 Jahre, hatte sie ihre Geistesfrische vollständig bewahrt und sie unterhielt sich mit ihren Söhnen, die die größte Liebe und Hingebung für sie hegten, über alle Tagesfragen. Ihr Haus war der Sammelplatz hervorragender Politiker, Schriftsteller und Künstler. — Die zweite Verstorbene, Frau Sars, nahm eine ähnliche Stellung in Christiania ein. Sie war eine Schwester des norwegischen Dichters Welhaven, ihre zwei Söhne sind hervorragende Gelehrte, die als Professoren an der Universität wirken, und von ihren beiden Töchtern ist die eine, Eva, mit Fridtjof Nansen verheirathet. Ihr Salon war der einzige literarische in Christiania, wo sich Alle versammelten, die sich in Wissenschaft, Literatur oder Kunst einen Namen erworben hatten. Frau Sars erreichte ein Alter von 87 Jahren und hatte ebenfalls bis zum letzten Augenblick ihre volle Geistesfrische bewahrt.

— Heimgezahlt. „Ihre Ohren, Herr Karl, werden aber jeden Tag größer!“ — „So?! Ich glaube, meine Ohren und Ihr Verstand, das gäb' einen famosen Esel!“

— Ballgespräch. „Mein Fräulein, waren Sie schon einmal so klug als wie zuvor?“

Ein „Grüner“.

(Der Christbaum in Amerika.)

Nicht bist dem Schwarzwald Du entsprossen,
Nicht beugte Dich der Alpen Föhn, —
Du bist ein Landessohn, dich sandten
Der Alleghanies grüne Höh'n.
Und dennoch blickst Du auf mich nieder
In Deinem grünenden Gewand,
Als kämst Du eben „grün“ von drüben,
Wo einst auch mir die Wiege stand.

Wie Blut umspielte Deine Ahnen
Der Rothhaut Lagerfeuer-Gluth, —
Es wird um Dich verklärend fließen
Der Weihnachtskerzen Silber-Fluth.
Sei mir gegrüßt, Amerikaner,
Vom Strahl german'schen Lichts geküßt —
Wie uralt auch Dein Landes-Stammbaum,
Sei mir als „Grüner“ froh gegrüßt!

Und wo, von deutschem Wort umklungen,
Du in der Armuth engstem Raum,
Wo in des Reichthums gold'nem Prachtsaal
Du flammen wirst als Weihnachtsbaum;
O mache auch den letzten Winkel
Und auch das letzte Herz erhellt,
Im Lichterglanz der alten Heimath
Im Hoffnungsgrün der Neuen Welt!

Doch wo umtönt von fremden Lauten
Du strahlen wirst im Feierkleid:
O, strahle ihnen in das Herz auch
Das ganze Herz der Weihnachtszeit!
Und wie gering und ungeschickt auch
Der Schmuck, der Dir beschieden ist, —
Vergiß es nicht, daß Du ein „Grüner“
Und darum ein Erob'rer bist!

Ja, ein Erob'rer und ein Sieger,
So wandle Deinen lichten Gang!
Uns aber sei und bleib' auf immer
Ein ganzer voller Heimathklang.
Was mit in's neue Land wir brachten,
Gemüthvoll tief und flammend kühn:
Das lehr' uns wahren, — deß zum Pfande
Du „Grüner“ bleib' uns ewig grün!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 4. Donnerstag, den 5. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

4

„Wer weiß, ob wir es hier nicht einfach mit einem Wundarzt zu thun haben, der sich einen Gegenstand zu anatomischen Studien nach Hause nahm, und der durch Ihren Angriff und Ihre Verfolgung erschreckt worden ist."

„In der That!" antworteten gleichzeitig der Baron und Vernoix, die ganz geneigt schienen, jede mögliche Erklärung anzunehmen.

„Der Herr kann irren," fügte der Beamte hinzu, auf Sartilly deutend, der wenig überzeugt schien, „die blonden Haare sind alle einander ähnlich."

Der Vicomte war im Begriff zu antworten, aber das Geräusch eines im scharfen Trabe die große Allee herabkommenden Pferdes lenkte seine Aufmerksamkeit ab; er erkannte den Fuchs seines Cabriolets, der jetzt von Toby geritten wurde.

Der Groom auf dem Hals des Pferdes, die eingezogenen Kniee fest am Sattel liegend, und die Füße ganz in den Steigbügeln steckend, kam mit der ganzen dem ausgezeichneten Vollblut eigenen Schnelligkeit in der Richtung auf St. Cloud dahergeritten.

Es mußte eine sehr wichtige Ursache sein, die Toby veranlaßt hatte, dies kostbare Pferd zu satteln, das nur für den Wagen bestimmt war. Sartilly trat unruhig auf die Mitte des Weges und machte mit der Hand dem Jockey ein Zeichen, worauf dieser mit der Präzision die ungeheuren Schritte seines Pferdes kurz hemmte, welche die ganze Bewunderung des Barons erregte.

„Was gibts?" fragte ihn Sartilly.

„Einen Brief, den ein Bedienter des Herrn von Mensignac mir an der Porte Maillot mit dem Auftrag übergab, keine Minute zu verlieren, um Ihnen denselben zu überbringen."

„Die Hand Jeanne's," murmelte der Vicomte, den Brief nehmend, „das ist sonderbar!"

Er löste das Siegel und las ganz erregt die wenigen, mit zitternder Hand in feiner Schrift niedergeschriebenen Worte:

„Es ist durchaus erforderlich, daß ich Sie heute noch sehe. Kommen Sie."

Der Brief trug keine Unterschrift, aber der Vicomte erblaßte und gab Toby seine Befehle in kurz abgebrochenen Worten:

„Steig ab und verlängere die Steigbügel, ich werde aufsitzen; folge diesen Herren nach St. Cloud; Du wirst ein Pferd miethen, um mein Cabriolet nach Paris zu bringen."

Der Jockey gehorchte stillschweigend, und Sartilly sprang in den Sattel ohne zu bemerken, mit welchem eigenthümlichen Ausdruck die Augen des Groom den Bewegungen der Gendarmerie folgten. Das Erstaunen Toby's, mitten im Boulogner Wäldchen diesen ganzen Gerichtsapparat vorzufinden, war übrigens natürlich genug, daß es Niemand auffallen konnte.

Der Vicomte näherte sich, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Er war todtenblaß geworden und murmelte abgebrochene Sätze zwischen den Zähnen, indem er Ralph so heftig die Sporen einsetzte, daß das Thier in rasendem Galopp davonflog.

„Ein Brief Jeannes. Hah! Es wird ein Unglück vorgefallen sein und ich komme zu spät!"

Das Zerstörungsfieber, welches der Februarrevolution gefolgt war, hatte vor mehr als fünfzehn Jahren das schöne Palais Mensignac dem Erdboden fast gleich gemacht.

Zu Ende der Regierung Ludwig Philipps beherrschten dessen weitläufige Gebäude den Lauf der Seine von der Höhe jenes öden Plateaus, das unter der Restauration zum Andenken an den Krieg von 1813 einen spanischen Namen erhalten hatte. Der Trocadero hatte unter dem ersten Kaiserreich ein ganz anderes Schicksal gehabt. Er war dazu ausersehen worden, den Palast des Königs von Rom zu tragen, und die Katastrophe von 1814, welche die Ausführung dieser Idee Napoleons I. fallen ließ, hatte die durch den General Marquis von Men-

signac im Jahre 1811 begonnenen Arbeiten nicht gehindert.

Von uraltem, gascognischem Adel, konnte er den Glanz seines Hauses wieder aufrichten durch die Gunst seines ersten Konsuls, der ihm gegen seinen loyal angebotenen Degen zuerst einen Theil der Güter wieder zurückgab. Kapitän der Dragoner bei Austerlitz, war Adhemar von Mensignac nach Wagram zum Brigadegeneral erhoben worden; zur Zeit der Heirath mit Marie-Luise hatte der Kaiser das Glück seines Schützlings dadurch gekrönt, daß er dessen Heirath mit einer reichen Oesterreicherin begünstigte, deren Vater die neue Kaiserin nach Paris begleitet hatte.

Der Marquis hatte seine Ergebenheit an das Kaiserreich beweisen wollen, indem er sein glänzendes Palais auf jenem Terrain erbaute, welches für die junge napoleonische Dynastie bestimmt gewesen war. Das Kaiserreich fiel, bevor das Gebäude vollendet war und der General installirte sich in Wirklichkeit erst 1817 daselbst.

Obschon die Dienste, die er demjenigen, den man damals den Usurpator nannte, geleistet hatte, ihn dem Hofe nicht günstig stellten, schloß der Marquis sich den Bourbonen an. Nachdem er sich eine ziemliche Zeit im Hintergrunde gehalten hatte, um sich den Ruf zu bewahren, als sei er auch im Unglück treu, erinnerte er sich bei Gelegenheit, daß seine Ahnen schon unter den Kreuzzügen figurirt hatten und der König schmollte nicht lange mit ihm. Er wurde bald Generalleutnant, Pair von Frankreich, lebte auf sehr großem Fuß und blieb bis zu seinem bald nach der Julirevolution erfolgten Tode einer der gesuchtesten Männer von Paris.

Er ließ einen Sohn von achtzehn Jahren und eine Tochter in der Wiege zurück, deren Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. Dieser Sohn, Roger de Mensignac, fand sich bei Eintritt in die Welt Herr eines sehr bedeutenden, obschon durch den Luxus des Vaters etwas angegriffenen Vermögens, und er zeigte von Hause aus eine Festigkeit und einen Geist der Ordnung, die man nur selten in diesem Alter findet. Man zischelte sich in die Ohren, daß diese frühe Reife traurigen Umständen zuzuschreiben sei. Das Leben des Generals war nicht glücklich gewesen, namentlich in den letzten Jahren, und man sprach von häuslichen Dramen, deren unwillkürlicher Zeuge der junge Roger gewesen sein sollte.

Es waren dies jedoch nur unbestimmte Gerüchte. Der General lebte viel am Hofe und empfing bei sich nur seine Intimen. Das Palais war über Winter nur zwei- oder dreimal geöffnet, um der aristokratischen Welt luxuriöse Feste zu bieten, deren Honneurs die Marquise mit schüchterner Grazie machte. Das war aber auch Alles, was Paris von ihr wußte. Ihr Tod hatte mehr Geräusch verursacht, als ihr Leben. Die in die Verhältnisse eingeweihten Leute dachten, daß die Trauer über den einer Rivalin gewährten Vorzug zu ihrem frühzeitigen Tod beigetragen habe. — — —

Nichts in der Welt jedoch konnte einfacher sein, als das Leben der Bewohner des Palais. Mensignac hatte sich der Erziehung seiner Schwester gewidmet, die er fast mit mütterlicher Zärtlichkeit liebte. Jeanne war mit ihrem Bruder unter einem Dache aufgewachsen, und sie war ein vollkommenes Mädchen geworden, ohne jemals das Palais verlassen zu haben, in dem sie geboren war. Eine englische Gouvernante hatte sie in ihrer Kindheit unterrichtet, und diente ihr jetzt als Gesellschafterin. Miß Georgia Fassit war ein Jahr vor dem verhängnißvollen Tode als Vorleserin eingetreten, und ihr Betragen seit dem Tode ihrer Herrin hatte in glänzender Weise das Gerücht Lügen gestraft, als habe sie die Ehe der Marquise früher getrübt.

Jeanne erreichte, in steter Zurückgezogenheit herangewachsen, nun bald ihr achtzehntes Jahr. Sartilly war der einzige Mann, der je im Palais Mensignac empfangen worden war. Obschon ein bedeutender Unterschied in dem Alter zwischen ihm und Jeanne herrschte, fanden sie sich doch durch eine gegenseitige Sympathie zu einander hingezogen, und Roger hatte sich stets einer zukünftigen Verbindung zwischen seiner Schwester und seinem einzigen Freunde günstig gezeigt. Sie wußten demnach, daß sie sich bald einander angehören würden und sie lebten inzwischen auf jenem vertraulichen Fuß, der sich zwischen einem reinen jungen Mädchen und dem Mann bildet, der ihr Gemahl werden soll.

Am Tage vor demjenigen, der mit dem traurigen Abenteuer im Bois de Boulogne begann, hatte Sartilly bei Jeanne und ihrem Bruder drei Stunden damit zugebracht, allerlei schöne Zukunftspläne zu entwerfen, und niemals war ihm Roger munterer erschienen. Er hatte die Liebenden fröhlich geneckt und ihnen für den nächsten Morgen eine ernste Konferenz angesagt. Edmond dachte wohl, daß es sich darum handeln werde, die unvermeidlichen Interessenfragen zu reguliren, und freute sich, den langerwünschten Tag bald herannahen zu sehen. Beim Verlassen des Palais empfand er Unruhe und Ungeduld. Um die Zeit weniger lang zu finden, hatte er in seinem gewöhnlichen Restaurant gespeist und hatte sich später zum Besuch des Opernballs und zu jener dummen Partie an der Porte Maillot verleiten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie benimmt man sich im Theater?

Werthvolle Rathschläge über die Art, wie man sich beim Besuche des Theaters zu verhalten hat, ertheilt Julius Stettenheim in seinem „Leitfaden durch den Winter", den er im „Kleinen Journal" veröffentlicht. Das Wichtigste daraus sei zum allgemeinen Nutz und Frommen hier mitgetheilt:

„Hat man seinen Parquetsitz in der Mitte der Bank, so komme man zu spät, wenn möglich erst nach dem Beginn des Aktes. Ebenso mache man es nach der Pause vor dem dritten oder vierten Akt. Denn dann müssen sich die bis zu dem gesuchten Platz sitzenden Zuschauer erheben, sehen ein, wie rücksichtslos, ja pöbelhaft dieses verspätete Kommen thatsächlich ist und nehmen sich vor, künftig pünktlich zu erscheinen, es sei denn, sie hätten einen Eckplatz.

Sitzt man neben einem jener Zuschauer, der sich mit einem Nachbar laut, oder doch so unterhält, daß man es hören muß und gestört wird, so frage man ihn, warum er es sich gefallen lasse, daß er durch das Sprechen oder Singen auf der Bühne fortwährend unterbrochen wird. Da er sehr ungebildet ist, so versteht er die Frage nicht.

Hört man gleich nach dem Beginn einer Novität einen der bekannten und angenehmen Zuschauer sagen: „Schon faul!", so freue man sich, denn man hat vielleicht bisher geglaubt, es existire kein solcher Geselle, da er ein Gebild der Phantasie sei. Der sitzt leibhaftig vor Einem.

Man gehe in keine Novität eines Autors, der viele Verwandte und Freunde hat, da man den Stock in der Garderobe abgeben muß und ihn also vermißt, wenn das Stück durchfällt.

Hat man einen Nachbar, der seinen Husten mit in das Theater gebracht hat, so entferne man sich und lasse sich an der Kasse einen anderen Platz anweisen. Es gibt meines Wissens kein besseres Mittel gegen den Husten, da die, welche man in der Apotheke bekommt, nichts taugen. Dies befolge man so lange, bis die Direktionen das Recht erlangen, passionirte Huster aus dem Zuschauerraum zu weisen, oder bis diese so anständig werden, zu Hause zu bleiben. Dies wird noch einige Saisons dauern.

Im Foyer vermeide man, über die Aufführung mit solchen Leuten zu reden, welche wegen ihres Urtheils in Ansehen zu stehen scheinen, denn sie reden sehr viel und noch lauter. Man vermeide sie, weil sie absolut nichts vom Theater verstehen.

Wenn man nicht sehr klassikerfest ist, so überzeuge man sich, bevor man das Theater betritt, ob nicht die Vorstellung geändert worden ist und ein anderes Stück gegeben wird, oder ob man nicht ein Stück zu sehen glaubt, das gar nicht zur Aufführung gelangt. Es ist im Deutschen Theater zu Berlin vorgekommen, daß ein Herr, der einen sehr anständigen Eindruck machte, in einer Vorstellung der Schiller'schen „Maria Stuart" im zweiten Akt zu seinen beiden Damen sagte: „Das ist ja Alles sehr hübsch, aber warum das Stück „Die Kinder der Excellenz" heißt, das weiß ich nicht." Dergleichen ist nur dann nicht unangenehm, wenn keine Ohrenzeugen anwesend sind.

Es gibt im Theater angenehme Nachbarn, welche dann und wann fragen, was eben auf der Bühne gesagt worden sei. Diesen antwortete man höflich und der Wahrheit gemäß: „Was der Verfasser vorgeschrieben hat." Will man aber gern wieder und immer wieder gefragt werden, so unterlasse man die angegebene Antwort und gebe genaue Auskunft. Denn man trifft im Theater viele Leute, die das Prinzip haben: Im Theater langweile man sich nicht, sondern Andere. Man muß also dafür sorgen, daß man keiner der Anderen sei und gelangweilt werde.

Findet in einem der königlichen Theater eine erste Aufführung statt und ist der Hof anwesend, so starre man fortwährend in dessen Logen. Dies gibt einem das Ansehen eines begeisterten Anhängers der Regierung und ihrer hervorragenden Mitglieder, sowie das eines noch unverdorbenen Gemüthes und verbindet zugleich das Angenehme mit dem Nützlichen, indem man von der vielleicht werthlosen Novität nichts oder wenig sieht oder hört. Ueber diese erfährt man ja am andern Morgen jedenfalls das Nähere.

Wenn man nicht recht weiß, wie man über eine Novität urtheilen soll und wie man sich amüsirt hat, so warte man gleichfalls die nächsten Zeitungen ab. Erfährt man es auch aus diesen nicht, so schelte man auf die Rezensenten.

Ist man über Stück und Darstellung anderer Meinung als die Kritiker, so halte man sich für unbedingt klüger und nenne die Kritiker Dummköpfe, Hansnarren, bestochen, Liebediener, Esel, Schauerböcke, Kläffer und Verrückte, wodurch man sich den Respekt und die Bewunderung in der Gesellschaft und am runden Tisch sichert. Ist aber einer der Kritiker anwesend, so zeige man Muth und stimme ihm vollkommen bei.

Findet man eine Schauspielerin oder Sängerin häßlich, so kaufe man ihre Photographie. Auf dieser sieht sie immer sehr bezaubernd aus.

Findet man einen Schauspieler oder Sänger

unbedeutend, so kaufe man seine Photographie. Auf dieser sieht er immer sehr bedeutend aus.

Ist man auf ein Freibillet ins Theater gegangen und möchte dies verdecken, so sei man ein dankbarer Zuschauer, applaudire und lobe, denn es ist allgemein bekannt und kann auch nicht bestritten werden, daß Freibilletbesitzer stets unzufrieden sind und dem Theater gern jeden Erfolg schmälern, während sich Jeder, der seinen Platz bezahlt hat, nicht gern den Genuß gewaltsam verkümmert.

Will der Besitzer eines Freibillets ein Uebriges thun, um den Eindruck hervorzurufen, er habe seinen Platz bezahlt, so rufe er im Foyer mehrmals ärgerlich aus: Schade um's Geld! Wird er zur Rede gestellt, so rechne er dem Ankläger vor, daß er 10 Pfennige für den Theaterzettel und 25 für die Garderobe bezahlt habe. Dies stimmt häufig.

Will man sich im Zwischenakt ganz besonders angenehm machen, so zeige man einem Freunde aus der Provinz alle literarischen Berühmtheiten, wenn er solche sehen will. Diesen Wunsch erfüllt man, indem man einem ganz harmlosen Herrn den Namen eines berühmten Schriftstellers verleiht und dies so oft wiederholt, bis man keinen berühmten Namen mehr weiß. Da der Freund aus der Provinz keine Kontrole ausüben kann, so hat man völlig freie Hand, und er verlebt einen interessanten Abend, vielleicht den interessantesten seines Lebens.

Wohnt man der Vorstellung eines Goethe'schen Stückes bei, so äußere man dann und wann, Goethe sei eigentlich kein dramatischer Dichter. Dies macht Aufsehen und den Eindruck, man sei ein Kenner von großer Bildung. Zu motiviren braucht man den Ausspruch nicht, man sagt es gewissermaßen dienstlich.

Ist man ein älterer Herr, so habe man jedes klassische Stück schon besser aufführen sehen. Jedem jungen Schauspieler stelle man einen längst der Geschichte angehörenden gegenüber. Den Hörer macht dies ganz hilflos und man hat auf diese Weise doch etwas von dem Pech, älter als er zu sein.

Ist man ein Freund von beispiellos kritischem Blödsinn, so suche man nach einer Novität ein Café oder Bierhaus auf, wo Schauspieler und Theaterhabitués verkehren, und setze sich zu ihnen. Man wird ungemein befriedigt werden und gegen Morgen das Lokal mit Vergnügen verlassen.

Mannigfaltiges.

— Eine heitere Episode aus dem Leben der Prinzessin Katherina. Man schreibt dem „N. T.": Gegen Ende der fünfziger Jahre unternahm die Prinzessin Katherina eine Schweizerreise in Begleitung ihres damals ungefähr 10jährigen Söhnleins, des Prinzen Wilhelm, jetzt König von Württemberg. Sie besuchte in Zürich die Taubstummenanstalt, um zu sehen, wie die Gehörlosen unterrichtet werden. Unter den Zöglingen befand sich ein taubstummer Wüttemberger im gleichen Alter wie der Prinz. Der Direktor der Anstalt rief ihn zu sich und theilte ihm mit, daß ein Besuch aus seinem Heimathlande da sei, was ihm natürlich eine rechte Freude bereitete. Da wurde ihm die Frage vorgelegt, aus was für einem Stoff das Kleidungsstück um die Schulter der Frau Prinzessin bestehe. Da der Knabe denselben nicht kannte, durfte er ihn anrühren. Die Antwort lautete: „Das ist Sammt." — Darauf die zweite Frage: „Was bist du, indem du dem Prinzen gegenüberstehst?" Antwort: „Wir sind zwei Landsleute, vom gleichen Orte. — Dritte Frage: „In was bist du dem Prinzen gleich?" — Die voreilige unbefangene Antwort lautete: „Der Prinz hat rothe Haare . . . ich auch!" — Dies rief ein herzliches Lachen bei der hohen Frau hervor. Der Direktor sagte: „So habe ich nicht gemeint; du bist ein Namensbruder des Prinzen. Du heißt Wilhelm . . . der Prinz auch." Darauf reichte der Prinz dem kleinen Schüler die Hand zum Gruß und Abschied; der Schüler und der Direktor sind noch unter den Lebenden; der Letztere steht bereits im 92. Lebensjahre.

— Johann Strauß jun., dessen erste Operette „Katze und Maus" zum erstenmale im Wiedener Theater in Szene ging, ist der älteste Sohn von Eduard Strauß und in seinem Berufe Ministerialbeamter. Der jüngste Operetten-Komponist der Straußfamilie ist heute 33 Jahre alt. Mit neun Jahren hat er schon seinen ersten Walzer komponirt. Der erste, der den jungen Mann auf die musikalischen Familienpfade wies, war nicht sein Vater, sondern Onkel Johann Strauß. Als er aber dann eine Operette schreiben wollte, widersetzte sich dem fast die ganze Familie. Der junge Strauß kann sich damit trösten, daß es seinem berühmten Ohm einst nicht besser ergangen ist: Großvater Strauß entzweite sich bekanntlich gänzlich mit seinem Sohne, als dieser, den Pfaden seines populären Vaters folgend, ihm mit seiner Musikkapelle Konkurrenz machen wollte. Allerdings ist dieser nunmehrige Zwist nicht ganz so ernster Natur. Johann Strauß jun. soll übrigens seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten sein, die Beweglichkeit aber doch von seinem Onkel, dem Walzerkönig, haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 5. Samstag, den 7. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

5

Schon bestürzt durch die aufregende Szene womit ein sonderbarer Zufall ihn in Verbindung gebracht hatte, empfand der Vicomte beim Empfang des Briefes von Jeanne Herzbeklemmung, die wie der Vorbote des Unglücks erscheint. Während er nach Passy galoppirte, rollten sich in seinem Geist die schwärzesten Vermuthungen.

Der blutige Kopf, die zerrissene Brieftasche, der häßliche Greis erschienen ihm wie Visionen. Als ihm die Dachspitzen des Palais zu Gesicht kamen, hatte er beinahe die traurige Wirklichkeit vergessen. Er dachte nur, Jeanne sei von irgend einer Gefahr bedroht, weil sie ihn rief, und daß jede Minute Verspätung ihr beiderseitiges Glück vernichten könne.

Bei dem Lärmen, den der Galopp auf dem Pflaster des einsamen Viertels hervorbrachte, öffnete sich das Gitter und ein Diener erschien. Man hatte ihn augenscheinlich erwartet.

„Ist der Herr Marquis nicht nach Hause gekommen?" fragte er kurz den Bedienten, ihm die Zügel zuwerfend.

„Der Herr Marquis ist in diesem Augenblick nicht im Palais," antwortete der Diener sehr ruhig, „aber er kam diesen Morgen gegen 3 Uhr nach Hause."

Diese Antwort beruhigte Sartilly einigermaßen, und er fragte mit etwas weniger erregter Stimme:

„Ist Fräulein von Mensignac zu sprechen?"

„Sie läßt den Herrn Vicomte bitten, sie in der Bibliothek zu erwarten."

Sartilly durchschritt rasch den Hof und ging auf eine ihm wohlbekannte Treppe zu, welche in die Wohnung Rogers führte. Die Bibliothek war der entlegenste Theil des Palais. Sie hatte die Form einer langen, schmalen und hohen Gallerie. Von der Seite stand sie mit Rogers Schlafzimmer in Verbindung und endigte an der entgegengesetzten Seite durch eine Mauer ohne Oeffnung.

Es war das Gemach, welchem Roger vor allen übrigen den Vorzug gab. Welche herrliche Abende hatte Edmond mit ihm hier an dem großen, runden Tisch zugebracht, an welchen Jeanne sich herzhaft setzte, trotz des Zigarrendampfes. Hier erinnerte noch alles an den Herrn. — Der aufgeschlagene Roman, die Kupferstiche, die Aquarelle, die auf dem Seitentischchen aufgehäuften Bücher; auf einem weißen Blatt lag eine Feder, worin die Tinte noch feucht war. Man hätte sich schwören mögen, Roger von Mensignac habe sich soeben erst entfernt.

Sartilly fühlte sich neu aufleben bei der Ruhe. Ihm schien, als ob hier kein Raum für Unglück sich finde.

So seinen Träumen nachhängend, schritt er in der Gallerie auf und ab, als sein Fuß auf einem Gegenstand ausglitt; er bückte sich, hob den Gegenstand auf und konnte einen Schrei des Erstaunens nicht zurückhalten. Was er in der Hand hielt, war eine Haarflechte, deren goldenen Schimmer ein Sonnenstrahl erglänzen ließ.

Er hatte sich noch nicht von der Ueberraschung erholt, als die Thüre der Bibliothek sich langsam öffnete.

Jeanne trat lebhaft ein und fragte den Vicomte, ihm die Hand reichend:

„Haben Sie Roger gesehen?"

„Ich glaubte ihn hier zu finden."

Jeanne machte eine Bewegung der Entmuthigung und ließ sich in einen Sessel fallen. Ihr blasses Gesicht und ihre durch die Thränen gerötheten Augen deuteten ein so heftiges Leiden an, daß Sartilly auf sie zueilte, um sie zu unterstützen, aber das junge Mädchen stieß ihn sanft zurück und deutete ihm durch Zeichen an, neben ihr Platz zu nehmen.

„Was geht denn vor, meine theuere Jeanne?"

Er wartete lange auf Antwort und seine Unruhe wuchs in dem Maße, als er die gebeugte Haltung seiner Braut beobachtete. Das arme Kind hatte sich anfangs dem Schmerz widersetzt, aber in Gegenwart des Mannes,

den sie liebte, verließ die Energie sie und bald brach sie in Schluchzen aus.

„Jeanne! Im Namen des Himmels sprechen Sie!“ rief Sartilly, ihre Hände ergreifend.

„Mein Bruder ist todt!“ sprach sie dumpf.

Das Herz des Vicomte schnürte sich zusammen.

„Aber ich habe Roger diese Nacht gesehen,“ rief er.

„Wo? Zu welcher Stunde?“ fragte begierig das junge Mädchen.

„Auf dem Ball im Opernhaus, um zwei Uhr, — ja, bestimmt um zwei Uhr,“ antwortete der Vicomte im Tone eines Mannes, der seine Erinnerungen zu sammeln sucht.

„Um 3 Uhr war er noch hier,“ sagte Jeanne kopfschüttelnd.

„Aber dann ist es unmöglich! Man konnte ihn doch nicht im Palais tödten,“ rief Sartilly, der nach und nach sein kaltes Blut wiederfand.

„Sie wissen doch wohl, daß er wieder ausgegangen ist, da Sie ihn haben rufen lassen.“

„Jeanne,“ sagte der Vicomte, sich an die Stirn fassend, „ich glaube, ich verliere den Verstand. Ich habe Roger rufen lassen?“

„Gewiß.“ sagte das junge Mädchen, ihre großen, thränenvollen Augen zu ihrem Verlobten erhebend.

„Wer brachte diesen Auftrag?“

„Ihr Groom, Toby.“

Ein schrecklicher Gedanke fuhr Edmond von Sartilly durch das Hirn. Er fragte sich, ob nicht sie es sei, welche plötzlich den Verstand verloren habe und die Furcht gab ihm die Kraft, sie kalt zu befragen.

„Jeanne,“ sagte er, mit vor Aufregung zitternder Stimme, „ich liebe Sie, Sie wissen es, und wissen auch, daß Roger mir wie ein Bruder ist. Als mein armer Vater 1830 bei der Vertheidigung des Louvre getödtet wurde, nahm der Ihrige mich wie einen Sohn auf, und seit dem Tode des Generals habe ich alle Liebe, die ich zu ihm hegte, auf Roger übertragen. Wenn er in Gefahr ist, so werde ich ihn rächen. Hierzu ist es aber durchaus nöthig, daß ich Alles erfahre.“

Diese einfachen und klaren Worte machten einen tiefen Eindruck auf das junge Mädchen, die ihren Kopf erhob, ihre Thränen trocknete und Edmond mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Dankbarkeit anblickte.

So war sie zum Entzücken. Ihre großen, braunen Augen hatten einen mit Schmerz und Stolz gemischten Ausdruck, der sich wunderbar dem reinen Schnitt des Gesichtes und der Marmorweiße ihrer Stirn anpaßte. Sie strich mit der Hand die Locken ihres wundervollen Haares zurück und blieb einen Augenblick ruhig und ernst. Sie sammelte ihre Erinnerungen.

„Ich erinnere mich jetzt genau,“ sagte sie langsam. „Roger war noch ziemlich spät bei mir geblieben. Er war munter, lustig wie gewöhnlich und neckte mich freundlich. Nach und nach wurde er ernster, und sprach von unserer Mutter, dann von Ihnen, und ich erinnere mich, daß er mir sagte, unsere Heirath werde bald stattfinden.“

Das junge Mädchen erröthete leicht bei diesen Worten.

„Er wollte diesen Morgen den Stand meines Vermögens mit seinem Notar regeln. Ich werde nicht immer da sein, kleine Schwester, hatte er mehrfach und mit Ausdruck wiederholt, „und ich will nicht, daß Edmond eine Frau ohne Mitgift heirathe.“

„Ich spreche Ihnen von diesen Sachen,“ sprach Jeanne mit etwas Festigkeit, „weil es von Wichtigkeit ist, daß Sie alles erfahren, was den Ereignissen dieser Nacht vorherging.“

„Zu welcher Stunde hat Roger Sie verlassen?“ unterbrach sie Edmond, der mit fieberhafter Aufmerksamkeit diesem Bericht folgte.

„Gegen Mitternacht. Er sagte mir, daß er wahrscheinlich erst spät zurückkommen werde, aber er bat mich, diesen Morgen um 10 Uhr in die Bibliothek zu kommen. Ich erinnere mich noch ganz genau seiner letzten Worte: Es wird für Dich langweilig sein, das Vorlesen amtlicher Aktenstücke anzuhören, aber bei achtzehn Jahren, die Du jetzt alt bist, muß man sich daran gewöhnen. Dann küßte er mich,“ fuhr das junge Mädchen fort, „und ich habe geglaubt, eine Thräne zu spüren, die auf meine Stirn fiel.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Bezüglich des Hofballes gibt der k. Oberstkämmererstab bekannt: Mittwoch den 11. Januar findet ein Hofball im Ballsaale des Festbaues der k. Residenz statt. Der große Dienst versammelt sich um 6¾ Uhr im Vorzimmer, unmittelbar vor dem Hofball-Saal (Pompejanischer Saal). Se. K. Hoh. der Prinz-Regent mit den Prinzen und Prinzessinnen des k. Hauses werden um 7 Uhr den Ballsaal betreten, in welchem sich vor der bezeichneten Stunde das diplomatische Corps, die vorgestellten und angemeldeten fremden und sämmtliche hofbefähigte Damen und Herren, ebenso die Herren mit Hofzutritt einfinden wollen. Die Funktion von k. Zeremonienmeistern ist für diesen Abend den k. Kämmerern Friedrich v. Koball, Ludwig Frhrn. v. Zoller,

Heinrich Frhrn. v. Ritter zu Grünstein, Friedrich Grafen v. Türckheim, Max Grafen v. Montgelas und dem k. Kammerjunker Alexander Frhrn. Feilitzsch übertragen; mit der Tanzordnung ist der k. Kämmerer Stephan Frhr. Reichlin v. Meldegg betraut und sind demselben zur Unterstützung die k. Kammerjunker Gottfried Graf v. Tattenbach und Eckart Frhr. v. Pappus beigegeben. Im Habsburg-Saale nimmt der k. Hof das Souper ein, wozu Einladungen noch vorher ergehen werden. Im Barbarossa-Saale und im Saale Karls des Großen soupieren die Damen, ferner die Fremden und nach Maßgabe des Platzes die Herren der 3 Hofrangklassen, außerdem der Rector magnificus, der Direktor der technischen Hochschule, sowie die Ritter des Maximiliansordens 2c. Funktionirende k. Zeremonienmeister werden hier die Honneurs machen. Diejenigen Herren der bezeichneten Kategorien, welche in den genannten Sälen keinen Platz finden, sowie die oben nicht genannten auf dem Hofballe erscheinenden Herren soupieren in dem Siegessaale (Eingang durch die Spielsäle). Königliche Flügeladjutanten sind beauftragt, dort die Honneurs zu machen. Die Damen erscheinen in ausgeschnittenem runden Kleide, die Herren im Gala-Anzuge. Ende des Balles um 1 Uhr.

— Eine verhängnißvolle Entdeckung. Dem „B. L. A." wird aus Petersburg geschrieben: In einer vornehmen Petersburger Familie wurde der Namenstag der Tochter überaus festlich begangen. Zu dem Balle Abends fanden sich sämmtliche Freundinnen des jungen Mädchens ein, darunter auch die junge Baronesse M. Als es zum Tanze ging, näherte sich dieser ein junger Arzt, sie um den nächsten Walzer bittend. Die junge Baronesse nahm das Engagement an, war jedoch nicht wenig überrascht, als ihr Kavalier die Bemerkung machte, daß er eigentlich nicht tanze, sondern nur die Gelegenheit gesucht habe, einige vertrauliche Fragen an sie zu richten. „Haben Sie noch mehr solche Flecken am Körper, wie ich sie an Ihrem Halse bemerke?" fragte er ernst. Das junge Mädchen gerieth in unsagbare Verwirrung. Der Arzt bestand immer dringender auf einer Antwort. Schließlich bejahte sie seine Frage. „Ich rathe Ihnen in Folge dessen, sofort nach Hause zu fahren," rief er ernst. Die junge Baronesse eilte, gefolgt vom Arzt, zu ihrem Vater und theilte ihm unter Weinen die Aufforderung des Arztes mit. Baron M. war außer sich und verbat sich jegliche unbefugte Einmischung; doch immer dringender wurde der Rath des Arztes, so daß Vater und Tochter eiligst davonfuhren. Am nächsten Tage schon zeitig fand sich Dr. B. mit noch drei Kollegen bei Baron M. ein, der nicht wenig überrascht war, sie bei sich zu sehen. „Wollen Sie die Freundlichkeit haben, Ihre Fräulein Tochter zu rufen, damit ich die Flecke an ihrem Halse noch einmal ansehen kann; um nicht fehl zu gehen in meinem Urtheil, habe ich mir erlaubt, noch drei meiner Kollegen mitzubringen." Der alte Baron war starr vor Schrecken. „Ja, was wollen Sie eigentlich von meiner Tochter?" rief er angstvoll. „Ihre Tochter hat die Lepra (Aussatz)," war die kurze Antwort. Man kann sich den Schrecken des Vaters denken. Das junge Mädchen wurde hierauf von den anderen Aerzten besichtigt, die sämmtlich darin übereinstimmten, daß die junge Baronesse M. die echte Lepra habe. Die Familie hatte den Sommer am Riga'schen Strand zugebracht, und das junge Mädchen hat sich sicherlich dort die furchtbare Krankheit geholt. Ob eine Kur noch wirken wird, vermögen die Aerzte noch nicht zu entscheiden.

— Eine Spionengeschichte. Im Juni d. Js. statteten wir — so erzählt der „T. R." ein Leser — Belfort einen Besuch ab. Auf einem Rundgange durch die Stadt kamen wir u. A. zu dem riesigen Löwen, der zum Andenken an die Vertheidigung von Belfort im Jahre 1870 an der Wand des „Chateau" in Stein ausgehauen ist. Da der Löwe sich in ziemlicher Höhe über der Stadt befindet, so hat man von dort aus einen hübschen Rundblick. Mit der Sorge für die Wahrung militärischer Geheimnisse ist eine dort angestellte Dame beauftragt, der nebenbei die Ausgabe von Zutrittskarten und der Verkauf von Postkarten und Andenken an Belfort obliegt. Das wunderbar schöne Wetter hatte eine Menge Besucher herbeigelockt. Unter diesen befand sich ein anscheinend fremder Herr, der ein mit schwarzem Leder überzogenes Kästchen bei sich hatte. Als er mit diesem unter dem Arm sich auf einer der höchsten dem Publikum zugänglichen Stellen befand, hörte ich, wie plötzlich die Dame mit lauten Worten gegen sein Verhalten Einspruch erhob und ihn zum sofortigen Herunterkommen aufforderte. Während er sich sprachlos vor Erstaunen hierzu anschickte, erschien die durch ein elektrisches Läutwerk herbeigerufene Wache. Sie bestand aus zwei Soldaten, die durch ihr Aeußeres — die Mütze tief im Genick, die Arme bis an die Ellenbogen in den Hosentaschen und ohne Bewaffnung — auf uns keineswegs den Eindruck machten, als ob sie den Fremden, der anscheinend ein Spion war und mit seinem geheimnißvollen Apparate unerlaubte photographische Aufnahmen machen wollte — verhaften sollten. Inzwischen hatte sich der Fremdling in die Lage hineingefunden, und als man ihn verhaftete, öffnete er sein geheimnißvolles Kästchen und holte aus ihm — Zahnbürste, Seife, Nagelschere und Toilettenspiegel.

— Humor in der Schule. Der „B. L.-A." veröffentlicht einige Blüthen von unfreiwilligem Schülerhumor, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Ein Entschuldigungszettel lautete: „Entschuldigen Sie, daß Lieschen gestern die Schule versäumte; ihre Schwester feierte gestern das Fest der Verlobung und da wurde ihr schlimm dabei." — Bei der Behandlung des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter, in dem es heißt: „Sie zogen ihn aus, schlugen ihn usw." erhielt der Lehrer auf die Frage: „Warum wohl mögen die Räuber den Wanderer wohl ausgezogen haben?" die Antwort: „Damit sie ihn besser verhauen konnten." „Was versteht man unter Trugschluß?" „Wenn mein Vater Sonntags das Geschäft zu hat und hinten die Kunden doch hereinläßt." — Ein Aufsatz sagt: „Karl der Große war ein sehr guter Kaiser und er hatte auch viele Eier, die er zählte. Zwei gab er dem Schweppermann, der brav war. Er zog viel in den Krieg, und dort eroberte er den König von Sachsen, weil er nicht in die Kirche gehen wollte. Dann ging er wieder in die Kirche. Er hieß Witekind und wurde im Dom zu Aachen mit seinem Gewehr aufbewahrt." Ueber den Frosch schreibt ein Knabe: „Der Frosch ist nicht gleich fertig. Es werden noch Verwandlungen mit ihm vorgenommen. Zuerst legt das Weibchen Eier. Diese heißen Leichen. Der Frosch kann sie nicht ausbrüten, denn sie haben kaltes Blut." — „Wenn eine senkrechte und eine wagrechte Linie in einem Punkt zusammentreffen, was bilden sie dann?" „Einen Klecks!" — „Das Pferd zieht. Daraus sollst Du einen Fragesatz bilden." „Zieht das Pferd?" „Recht so Gieb acht! Jetzt sollst Du einen Befehlsatz machen. Du sollst dem Pferde befehlen, daß es zieht, wie sagt man da?" „Hotte hüh!" — „Warum versteckte sich Saul, als er König werden sollte?" Gastwirthssohn: „Er hatte Angst, er sollte was zum Besten geben."

— Gesalzen. Gast: „Hören Sie, Herr Gasthofbesitzer, Sie haben da fünfzig Pfennig für Tinte, Feder, Papier und Radiergummi aufgeschrieben! Ich habe aber nichts von Dem benützt!" — Hotelier: „Aber ich, zu Ihrer Rechnung!"

— Ein Drückeberger. Herr Säuserling: „Ach, was meinen Sie, meine Herren, zu einem Picknick in einem stimmungsvollen, romantischen Waldwinkel! Ach, das müßte ja entzückend sein! Freund Meyer bringt die Speisen mit, Freund Müller die Getränke, Freund Schulze die Zigarren und ich die Gedichte!"

— Dichterin: „Die Gedichte, die ich Ihnen sandte, enthalten die innersten Geheimnisse meines Herzens." — Redakteur: Seien Sie ganz beruhigt, es wird sie Niemand außer mir erfahren."

— Arzt (in's Wartezimmer rufend): „Wer wartet am längsten?" — Schneider: (der die Rechnung präsentiren will): „Ich, Herr Doktor: Ich habe Ihnen den Anzug vor drei Jahren geliefert!"

— Ein neuer Lobspruch auf Heidelberg. Albrecht Graf Wickenburg, der geschätzte Wiener Poet, dessen Sang an das alte Rothenburg wir jüngsthin veröffentlicht, hat auch unserer benachbarten Musenstadt Heidelberg einen schönen Lobspruch gewidmet, den er uns freundlichst zur Verfügung gestellt. Die fröhlichen Verse lauten:

Heidelberg, du Jugendbronnen,
Zauberin am Neckarstrand —
Solchen Fleck, uns warm zu sonnen,
Gab der Herrgott keinem Land!
Schlägerschwirren, Gläserklingen,
Alles athmet Frohnatur,
Selbst im Laub die Vöglein singen:
Gaudeamus igitur!

Wohl, die alte Burg voll Narben
Trauert um vergang'ne Zeit,
Doch sie thut's in lichten Farben
Fröhlichfeuchter Traurigkeit.
Schaut sie so auf's viele Dürsten
Wie mit sanfter Rührung hin,
Denkt sie ihrer alten Fürsten,
Die so groß und stark darin.

Schäumend tosen hier die Becher,
Und Herrn Otto Heinrich galt's,
Der berühmter noch als Zecher,
Denn als Graf der schönen Pfalz!
Nur ein Burgzwerg traf's noch besser,
Der ging recta gleich zum Spund
Und das größte aller Fässer
Schlürft' er aus bis auf den Grund!

Seine That, so kühn gelungen,
Lebt im Lied unsterblich fort,
Und der Sänger, der's gesungen,
Ragt in Erz gegossen dort.
Schaar um Schaar zum Scheffelhaine
Wogt empor auf Waldespfad,
Und: „Alt-Heidelberg, du Feine"
Summt's dort oben früh und spat!

Frohe Stadt, zum Unterpfande,
Daß dein Glück dich nicht verläßt,
Grüßt uns, hoch vom Dachesrande
Ein verweg'nes Storchennest!
Ei, wie han's die lebensfrischen
Weiblein hier sich gut bestellt:
Geht der Storch im Neckar fischen,
Kommt was Lustiges zur Welt!

So gedeih'n bei Storch und Kater
Fröhliche Studentenschaft —
Brausend kling dein Landesvater
Stets bei Wein und Gerstensaft!
Prosit deinem Sangesmeister,
Prosit deinem großen Zwerg
Scheffel's und Perkeo's Geister
Walten über Heidelberg!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 6. Montag, den 9. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

6

(Nachdruck verboten.)

„Aber er ist wiedergekehrt, sagten Sie mir?"

„Was mir noch zu berichten übrig bleibt, Edmond", fuhr Jeanne traurig fort, „ist beinahe unsinnig und Sie werden mir nicht glauben."

Sartilly reichte ihr die Hand mit solch freier Bewegung, daß sie ihm die ihrige hineinlegte, und, indem sie den Ton ihrer Stimme mäßigte, sagte:

„Ich bin eine Frau, mein Freund, und glaube an Vorgefühle. Als Roger mich verlassen hatte, bemächtigte sich meiner eine unwiderstehliche Traurigkeit. Allerlei tolle Ideen stürmten auf mich ein. Es kam mir vor, als drohe ein großes Unglück. Eine innere Stimme sagte mir, daß diese ruhige Abendunterhaltung die letzte sein würde. Ich wollte vernünftig sein, ich versuchte zu schlafen, war aber nicht im Stande, ein Auge zu schließen. Das geringste Geräusch erschreckte mich, und ich empfand eine nervöse Aufregung, die mir bis dahin unbekannt war. Ich hatte keinen Schmerz, ich hatte Furcht. So vergingen Stunden, bis ich endlich in einen unruhigen Schlummer versank, aus welchem ich plötzlich aufgeschreckt wurde. Mein Zimmer befindet sich in dem Flügel, der demjenigen, worin wir sind, gegenüber liegt, und von meinem Fenster kann man bequem Rogers Zimmer übersehen. Ein helles Licht glänzte durch die Fenster der Bibliothek, wo wir uns jetzt befinden. Ich stieß einen Freudenschrei aus, mein Bruder war zurückgekehrt. Ich wollte ihn sehen, mit ihm sprechen, ihm meine tolle Furcht mittheilen. Ich warf also einen Mantel über mich und trat aus meinem Zimmer. Ich erinnere mich ganz genau, daß die Uhr in meinem Zimmer 3 Uhr schlug. Ich schritt deshalb rasch fort. Ich trug eine Nachtlampe in der Hand, und verlor bei meinem Gang die hellerleuchteten Fenster der Bibliothek nicht aus den Augen. Ich war bereits an Rogers Zimmer vorüber, als meine Lampe plötzlich erlosch und ich mich in der tiefsten Finsterniß befand."

Je weiter Jeanne in ihrem Bericht fortfuhr, desto schwächer wurde ihre Stimme, und als sie bei dem letzten Theil angelangt war, konnte sie gar nicht mehr sprechen.

„Was haben Sie gesehen, um des Himmelswillen?" rief Edmond beinahe so aufgeregt, wie seine Braut.

„Nichts, nichts, mein Freund," sprach das junge Mädchen nach langem Schweigen, „wenigstens nichts von Bedeutung. Nur hörte ich ein Geräusch, welches mir das Blut in den Adern erstarren machte. Es war ein dumpfer, tiefer Ton, der noch lange nachhallte, und fast zu gleicher Zeit verschwand auch das Licht in der Bibliothek. Ich befand mich allein in der tiefsten Stille und Dunkelheit. Einen Augenblick vermeinte ich zu sterben, dann erlangte ich wieder etwas Kraft und schleppte mich bis in mein Zimmer. Ein Gefühl, das stärker war als die Furcht, richte mich auf und zog mich an's Fenster. Der Mond beleuchtete den Hof. Ich sah dann ganz deutlich einen Schatten die Treppe herabkommen, an der Wand vorbeigleiten, den Rasen überschreiten und auf die kleine Gartenthüre zugehen. Er öffnete diese und verschwand schnell, aber ich hatte Zeit gehabt, ihn zu erkennen, und ich war beruhigt. Es war Toby."

„Toby!" rief Sartilly, vor Erstaunen von seinem Sitz aufspringend, „aber das ist unmöglich. Er hat mich um 1 Uhr nach der Oper gefahren, um 5 Uhr, als wir nach dem Bois de Boulogne fuhren, hütete er noch mein Pferd in der Rue Lepelletiers."

Jeanne schüttelte den Kopf, wie um anzudeuten, daß Alles in der unglücklichen Nacht sonderbar gewesen sei, und sie fuhr traurig fort:

„Diesen Morgen, sobald es Tag geworden, ließ ich mich nach Roger erkundigen. Er war nicht mehr im Palais. Der Portier hatte ihn freilich durch die kleine Gartenthür nach Hause kommen hören, er glaubte aber, ihn zwischen drei und vier Uhr auf demselben Wege wieder haben fortgehen hören. Wenigstens hatte Jemand die kleine Thür geöffnet. Mich erfaßte neuerdings Schrecken, und als um 10 Uhr der Notar kam und Roger, dessen Pünktlichkeit Sie kennen, nicht fand,

da begriff ich, daß ein Unglück geschehen sein müsse. Ich schickte einen Bedienten zu Ihnen, und seitdem ich Sie erwarte, habe ich zwanzig Mal gefürchtet, den Verstand zu verlieren."

Während Edmond das Ende dieses Berichtes anhörte, klärte seine Stirne sich auf, und als das junge Mädchen geendet, hatte er seine ganze Ruhe wiedergefunden.

„Aber, meine liebe Freundin, Sie regen sich unnöthig auf. Wissen Sie denn nicht, daß Roger sich öfters wochen-, ja monatelang entfernt. —"

„Niemals, ohne mich vorher in Kenntniß zu setzen."

„Aber diese Rückkehr und das Wiederausgehen durch die kleine Thür haben nichts Unnatürliches an sich. Ich erinnere mich, häufig von ihm gehört zu haben, daß er des Nachts immer diesen Weg einschlage, um seine Diener nicht aufzuwecken."

„Ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt," flüsterte sie mit schwacher Stimme.

„Warum mir etwas verschweigen, Jeanne?" sprach der Vicomte sanft.

„So hören Sie mich denn", sprach langsam das junge Mädchen. „Ich war kaum vier Jahre alt, als mein Vater starb. Es war in einer Winternacht, ganz ähnlich der eben verflossenen, und ich lag in meinem Bettchen in dem Zimmer vor demjenigen, in welchem der Chef des Hauses im Sterben lag. Alle Diener des Hauses hatten sich um das Bett ihres Gebieters versammelt. Ich lag in meiner Wiege. Plötzlich ging eine fremdartige Gestalt an mir vorbei. Es war eine in eine rothe Robe gekleidete Frau, deren Haar über ihre Schultern aufgelöst herabfiel. Sie durchschritt mein Zimmer und es kam mir vor, als verschwinde sie in der Tapete. Einige Augenblicke später hörte ich heftiges Schluchzen. Das Schluchzen Rogers. Unser Vater war todt."

Sartilly blickte seine Braut unruhig an, er fürchtete neuerdings für ihren Verstand. „Nun denn", rief Jeanne mit vibrirender Stimme, „diese Frau — ich habe sie diese Nacht wieder gesehen! — Sie sehen also, daß Jemand aus unserer Familie sterben muß."

* * *

Die Furcht ist ansteckend, besonders die durch übernatürliche Ereignisse erzeugte, und der Vicomte konnte beim Anhören des jungen Mädchens sich eines Schauderns nicht erwehren.

Unwillkürlich wandte er sich, um die verrätherische Haarflechte zu suchen, die er weit von sich geworfen hatte. Er sah nichts. Die hohen Fenster der Bibliothek ließen nur trübes Licht eindringen, und der Fuß der hohen Eichenschränke befand sich bereits im Schatten. Aber es kam ihm zuweilen vor, als ob eine unbestimmte Gestalt durch den Hintergrund der Galerie schreite, und als ob der blasse Kopf mit dem goldenen Haar ihn anblicke.

Die zitternde Stimme Jeannes rief ihn zu sich selbst.

„Ich habe sie gesehen", wiederholte das junge Mädchen, „sie ging so dicht an mir vorüber, daß ihr Kleid mich streifte; sie ging ohne Geräusch und verschwand plötzlich am Ende des Korridors."

„Haben Sie die Züge der Frau erkannt?" fragte jetzt Sartilly zögernd.

„Nein", antwortete Jeanne. „Meine Lampe war verlöscht. Aber ich habe gesehen, daß sie blaß war, und daß ihr Haar in langen Flechten auf ihre Schultern fiel."

Diese letzten Worte erweckten in Sartilly vollständig das Gefühl der Wirklichkeit. Er konnte nicht mehr zweifeln. Sonderbare und schreckliche Ereignisse hatten sich in dieser Nacht in diesem Hause zugetragen, und um ihnen auf den Grund zu kommen, bedurfte er noch weiterer genauerer Aufklärungen.

„Hören Sie mich an, liebe Jeanne," sagte er, ihre beiden Hände in die seinigen nehmend, „ich kann nicht an Erscheinungen glauben, aber wohl, daß hier ein Verbrechen stattfinden konnte; in jedem Falle ist hier ein Geheimniß, das wir aufklären müssen. Wollen Sie mir bis zur Rückkehr Rogers Ihr volles Vertrauen schenken?"

„Sie wissen, daß ich in der Welt keinen anderen Freund habe, als Sie," sprach Jeanne.

„Dann will ich Sie bitten, mir zu antworten, wie Sie Ihrem Bruder antworten würden."

„Ich habe nichts zu verschweigen", sprach das junge Mädchen mit klarem und reinem Blick.

„Hat die Frau, die Sie gesehen haben, in Ihnen nicht andere Erinnerungen geweckt, als die jener Nacht, in welcher Ihr Vater starb?"

„Es ist wahr", antwortete Jeanne nachdenkend; es kommt mir vor, als erinnere mich ihr Wuchs, ihr Gang, ihr aufgelöstes Haar an eine Person, die ich schon mehrere Male gesehen habe, aber ich weiß nicht, ob dies im Traume war."

„War es nicht auf dem Ball? — im Theater? — in den Champs-Elysees?" fragte Sartilly ängstlich.

„Sie vergessen, mein Freund, daß ich keine Gesellschaften besucht habe und daß Roger mich in verflossener Woche zum ersten Male in das Theater geführt hat."

„Aber im Wagen? — im Wäldchen?"

„Nein — nein —", wiederholte Jeanne zögernd, „nein — es war nicht sie, und doch — als ich noch

ein Kind war und Roger mich an schönen Frühlingstagen im Wagen spazieren führte, grüßte er eine Frau, deren wunderbare Schönheit mir auffiel, und das Bild dieser schönen Frau kam mir heute Nacht unbestimmt ins Gedächtniß, als die Erscheinung an mir vorüberschritt."

„Und seit Ihrer Kindheit, seit mehreren Jahren haben Sie diese Frau nicht wiedergesehen?" fragte Sartilly begierig.

„Niemals; wenn ich sie wieder gesehen hätte, würde ich es nicht vergessen haben."

„Sie sind ganz sicher, sie diesen Winter nicht in einer prachtvollen Equipage mit vier Pferden bemerkt zu haben?"

„Ich bin seit dem letzten Herbst sehr wenig ausgegangen; Roger ist viel geritten; ich hatte nur Miß Georgia, um mich zu begleiten, und sie fürchtete sich dermaßen vor Kälte, daß ich darauf verzichten mußte, im offenen Wagen spazieren zu fahren."

(Fortsetzung folgt.)

Zähmung afrikanischer Elefanten.

Den Vätern vom Heiligen Geist in Gabun ist es gelungen, den afrikanischen Elefanten nach Art des indischen zu zähmen und dienstbar zu machen. Eine ausführliche Schilderung dieses Versuches bringt das letzte Heft der Annales Apostoliques.

Die große Schwierigkeit, so führt Pater Faugere zunächst aus, das Hinterland der neuerworbenen afrikanischen Kolonien, besonders von Französisch-Kongo, wirklich zu erschließen und nutzbar zu machen, ist und bleibt auf lange Zeit hinaus die Transportfrage. Gebahnte Wege gibt es ja so gut wie gar nicht; die zahlreichen Flüsse und Ströme bilden zwar gute Wasserstraßen, allein die vielen Stromschnellen machen die Fahrt gefährlich, oft unmöglich. Es bleibt also nur der Karawanen-Transport mit schwarzen Trägern übrig; dieser aber ist unsicher und über die Maßen kostspielig. Man ist ganz auf den guten Willen der launischen Wilden angewiesen, die einen so oft im Stich lassen, bei eintretender Gefahr ihren Pack von sich werfen und ausreißen. Und dann die Kosten. Ein Träger, mit 25 kg beladen, kostet 50—60 Fr. für eine Strecke von 500 bis 600 km. Die Transportkosten einer Tonne Waaren kommt somit auf 2000—2500 Fr.

Wie, wenn der Elefant, der mit Leichtigkeit 2000 bis 3000 kg trägt, als Lastthier Verwendung finden könnte? Allein bis jetzt zeigte sich der afrikanische Dickhäuter durchaus nicht geneigt, dem Beispiel seines indischen Vetters zu folgen. An Versuchen hat es nicht gefehlt. Das erste bekannte Beispiel, daß es gelungen, bietet bisher die Mission von Fernan Vaz. Ein günstiger Zufall führte den Missionaren einen jungen Elefanten zu.

An den Nord-Ufern des Nkomt-Sees hausen die Pahuinsstämme, ein kühnes, thatkräftiges Volk, die keinen ungestraft in ihre Gehege einbrechen lassen. Nun hatte eine Elefantenfamilie sich auf ihrem Gebiete häuslich niedergelassen und nahm sich heraus, in ihre Pflanzungen einzufallen. Geborene Jäger, wie sie sind, rückten die Pahuins sogleich aus, um sich der ungebetenen Gäste zu entledigen und gleichzeitig sich deren Zähne und eines fetten Bratens zu versichern. Sobald sie den Standort der Thiere aufgespürt, umschlossen sie denselben nach ihrem Jägerbrauche mit einem doppelten Gehege von Baumstämmen. Bald begannen die Dickhäuter argen Durst zu leiden, und so hatte man mit den erschöpften Thieren leichtes Spiel. Sechs Elefanten wurden erlegt, nur einer, dessen Jugend ihn weniger gefährlich machte, wurde verschont. Die Pahuins hofften, ihn mit Vortheil an ihre Freunde und Nachbarn, die Missionare von Fernan Vaz, zu verkaufen. Man benachrichtigte also die Patres Bichet und Davezac, und diese bemannten sofort ihr Boot und kamen über den See, um das Thier zu holen. Der dickhäutige Bursche bewies sich freilich bei der Rückfahrt als ein sehr ungeberdiger Passagier. Obschon mit Stricken und Ketten hübsch festgelegt, brachte er das Boot wiederholt beinahe zum Kentern. Doch erreichte man glücklich die Mission von St. Anna, und mit Hülfe des Missionspersonals wurde der Elefant glücklich gelandet. Sofort wurde nun ein Erziehungsplan entworfen und die Brüder Florentin und Matthias mit dessen Ausführung betraut. Der Plan verband in glücklicher Mischung Güte und Festigkeit. Um Fritz, so wurde der Hinterwäldler getauft, manierlich zu machen, unterwarfen ihn seine Erzieher zunächst einer strengen Abgeschiedenheit und einer klug abgemessenen Ernährungsweise. Zwei Monate dieser Erziehungsweise genügten, um den Gefangenen sittsamer zu machen. Fritz verstand es bereits, dem Pater Breidel geschickt die Bananen aus der Tasche zu holen und ihm mit dem Rüssel schmeichelnd den Bart zu krauen.

Es ist ein altes Wort, daß Gegensätze sich anziehen. Fritz bestätigte diesen Erfahrungssatz. Vom ersten Tage seines Aufenthalts in St. Anna an verrieth der junge Koloß eine merkwürdige Schwäche für die kleine Statur des Paters Breidel.

Als Fritz nun soweit vorbereitet schien, um mit Nutzen die ersten Lektionen häuslicher Erziehung zu empfangen, galt es vor Allem, ihn an Gehorsam zu gewöhnen. Bruder Florentin schlang also um den Hals seines Zöglings ein Seil mit laufender Schlinge, Bruder

Matthias bewaffnete sich mit einer Eisenstange, und so wurde Fritz aus seiner Strafzelle herausgeführt.

Bei den ersten Versuchen ging es nicht ohne einiges Hin- und Herzerren ab. Der Zögling war ebenso launisch als stark, und der Anblick des frischen Laubes und der Fruchtbäume reizte seine angeborene Freßlust; allein das Seil des Bruders Florentin zog bei den geringsten Irrgängen straff an, und die Stange des Bruders Matthias blieb auch nicht müßig. Durch derartige Beweisgründe gedrängt, kehrte Fritz zur Pflicht zurück.

Sechs Wochen später war der Zögling schon so gelehrig und so gezähmt, daß man ihn ohne Schaden auf dem Grundstück der Mission frei sich ergehen lassen konnte. Zuweilen freilich erwies sich die Versuchung angesichts eines fruchtbeladenen Bananenbaumes noch zu stark; allein der Stock des Bruders Matthias ließ nichts ungestraft, und heute wird keiner mehr den Fritz auf Obstdiebstählen in den Pflanzungen von St. Anna ertappen.

Nachdem einmal der Gehorsam festsaß, gingen nun Fritzens Erzieher daran, ihn ans Arbeiten zu gewöhnen. Das wurde dank dem planmäßigen Fortschreiten vom Kleinen zum Größeren auch ohne große Mühe erreicht. An einen leichten Schlitten gespannt, lernte er mehr und mehr seine angeborene Arbeitsscheu überwinden und sich in die Rolle eines Zugthieres einleben. Allmälig nur wurden dann die Lasten vermehrt. Aber heute zieht Fritz mit Leichtigkeit Stämme von 800—1000 Kilogr. und ist auf dem Wege, ein trefflicher Arbeitsgehilfe in den Pflanzungen der Mission zu werden.

Wie Pater Bichet versichert, ist Fritz sehr artig, gehorcht auf's Wort und hat die Kraft, 20 Arbeiter zu ersetzen. Nur einen Fehler hat Fritz. Er kann keine längere Abwesenheit seines Freundes, des Paters Breidel, ertragen, der einst die Bitterkeit seiner Strafhaft dadurch versüßte, daß er ihm zur rechten Zeit immer wieder einige saftige Bananen zuschmuggelte. Sobald der Pater fortgeht, ist Fritz unruhig; er läuft in den Plantagen umher, sucht die Büsche ab, rekognoszirt das Seeufer, stößt Thüren und Fenster auf, um einen prüfenden Blick durch die Zimmer zu werfen. Kaum aber ist Pater Breidel wieder da, so hört die Unruhe auf; der Rüssel winkt dem Ankömmling einen freundschaftlichen Gruß entgegen, und ein freudiger Trompetenstoß ruft das Echo von St. Anna wach. Das ist Fritz, und Herr Bourdarie (Kolonialbeamter, der sich mit der Zähmungsfrage beschäftigt) mag bei einem Besuche in St. Anna von Fernan Vaz sich mit eigenen Augen überzeugen, daß sein schöner Traum sich hier zu verwirklichen beginnt.

Aus der Welt der Technik.

— Fester Spiritus. Unter dieser Bezeichnung wird neuerdings ein Stoff in den Handel gebracht, der eine ziemlich harte, in Formen gegossene Masse bildet, die durch ein Zündholz leicht entzündlich ist, und anfangs mit der kaum leuchtenden Flamme des Spiritus brennt und wie dieser zu Koch- und Heizzwecken verwandt werden soll. Es handelt sich also um Brennspiritus, dessen Anwesenheit sich auch deutlich durch den Geruch erkennen läßt und der durch Vermischen mit anderen Bestandtheilen in eine feste Form übergeführt worden ist, welche ihn für manche Zwecke geeigneter und bequemer macht. Es kommt noch hinzu, daß die Büchsen, in denen der feste Spiritus in den Verkauf kommt, so eingerichtet sind, daß sie gleichzeitig als Kocher dienen können, welchen mit Leichtigkeit aus den zum Verschluß gehörenden Theilen ein kleiner Dreifuß und ein Griff zum Halten und Tragen des Korbes aufgesetzt werden kann. Dieser feste Spiritus besteht der Hauptsache nach aus einem Gemisch von Spiritus und — Seife. Die Fähigkeit der Seife, größere Mengen von Spiritus aufzunehmen und mit diesem zu einer ziemlich festen Maße zu erstarren, ist ja bekannt. Es sei nur daran erinnert, daß jenes bekannte antirheumatische Mittel, das Opodeldok, der Hauptsache nach aus einer Mischung von Spiritus und Seife besteht, welche noch geringe Mengen von Ammoniak, Glycerin, Kampfer und anderen Stoffen enthält. Durch einfaches Erwärmen einer solchen Mischung in einem kleinen Destillirapparat kann man den Alkohol leicht abscheiden. Man braucht nur selbst einen Versuch zu machen, indem man geschabte Kernseife in Alkohol in der Wärme auflöst. Nach dem Erkalten erhält man einen festen Körper, welchen man anzünden kann und der sich ähnlich dem „festen Spiritus" verhält. Nach Untersuchungen soll er aus etwa 62 Theilen Alkohol, 20 Theilen eines hauptsächlich aus Seife bestehenden Rückstandes und 18 Theilen Wasser zusammengesetzt sein. Das Präparat hat vielfaches Interesse erregt. Ob es auch eine größere praktische Bedeutung gewinnen wird und vielleicht eine erhebliche Vergrößerung des Verbrauchs an denaturirtem Spiritus bewirkt, das steht allerdings noch dahin. Zunächst ist der feste Brennspiritus bei den für ihn anfänglich geforderten Preisen noch erheblich zu theuer, selbst wenn man die Annehmlichkeit und Bequemlichkeit, die seine Verwendung für manche Zwecke bringen könnte — es sei nur die Verwendung für Manöver- und Touristenzwecke erwähnt —, sehr hoch anschlägt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 7. Dienstag, den 10. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Nach dieser Antwort Jeannes folgte Stillschweigen. Edmond, der einen Augenblick geglaubt hatte, einen Strahl der Aufklärung gefunden, verfiel nach und nach wieder in düsteres Sinnen.

„Also in der Nacht, als ihr Vater starb, glauben Sie diese Frau schon gesehen zu haben", fragte Sartilly langsam, die Unterredung wieder aufnehmend.

„Ich bin dessen ganz sicher. Uebrigens erinnere ich mich jetzt, daß ich am Tage nach dem Tode meines Vaters Miß Georgia erzählte, was ich gesehen hatte, und daß sie mich sehr auszankte und mir verbot von dem zu sprechen, was sie eine Einbildung nannte."

„Das ist äußerst sonderbar", murmelte Sartilly.

„Ich sehe wohl, daß auch sie verzweifeln", rief Jeanne unter heftigem Weinen.

Der Anblick dieses tiefen Schmerzes gab dem Vicomte seine Energie wieder. Der Augenblick, sich niederschlagen zu lassen, war schlecht gewählt, und was auch der Schlüssel zu diesem dunklen Räthsel sein mochte, es handelte sich darum, dasselbe schnell zu lösen, wenn er das junge Mädchen, das er anbetete, vor der Verzweiflung retten wollte.

„Jeanne", sprach er fest, „wenn Sie mir helfen wollen, so schwöre ich Ihnen, daß ich Ihren Bruder wiederfinden werde."

„Was muß ich thun?" fragte sie, ihre großen Augen voller Thränen fest auf Edmond richtend.

„Mich nach meinem Gutdünken handeln lassen und mir noch einige Aufklärungen geben. Wissen Ihre Leute, was sich heute Nacht zugetragen hat?"

„Sie wissen, daß ihr Herr diesen Morgen nicht zurückgekehrt ist, und daß ich ihn habe aufsuchen lassen, sie glauben aber, daß es sich dabei um die Zusammenkunft mit dem Notar handle."

„Ich werde selbst diesen Notar im Laufe des Tages aufsuchen; vor allem aber ist es durchaus nöthig, daß Sie Ihre Unruhe verbergen."

Jeanne war im Begriff, zu sprechen, als ein Diener meldete, der Notar des Herrn Marquis von Mensignac bitte Fräulein von Mensignac um die Ehre, ihn in einer äußerst wichtigen Angelegenheit empfangen zu wollen.

Edmond und das junge Mädchen erhoben sich gleichzeitig, wie wenn ein und derselbe elektrische Funke sie aufgeschnellt hätte. Ein unbestimmtes Vorgefühl hatte ihnen gleichzeitig gesagt, daß dieser Besuch einen Theil des furchtbaren Geheimnisses enthüllen werde.

„Bleiben Sie, mein Freund", sagte Jeanne zum Vicomte, nachdem sie durch ein Zeichen dem Diener bedeutet hatte, den Besucher einzuführen. Einen Augenblick später trat Herr Calmet in die Bibliothek ein.

Es war ein noch junger Mann, dessen volles Gesicht von Redlichkeit und Intelligenz strahlte. Er trat mit jener, dem Notar eigenen Ungezwungenheit auf und grüßte Jeanne von Mensignac mit achtungsvollem Eifer.

„Mein Fräulein", sagte er langsam, wie wenn es ihm widerstrebte, „ich bitte gütigst entschuldigen zu wollen, daß ich darauf bestanden habe, von Ihnen empfangen zu werden. Ich hätte diesen Morgen mit dem Herrn Marquis von Mensignac eine Zusammenkunft von höchster Wichtigkeit haben sollen, und es ist mir nicht gelungen, ihn anzutreffen; das Geschäft, worum es sich handelt, ist von solcher Bedeutung und so eilig, daß ich geglaubt habe, es auf mich nehmen zu dürfen, Sie zu benachrichtigen und —"

Der Notar hielt inne, Edmond anblickend.

„Der Herr Vicomte von Sartilly, mein Verlobter", sagte Jeanne einfach.

„Ich bin der intimste Freund des Marquis von Mensignac", fügte Edmond bei.

„Dann werden Sie meine Unruhe begreifen", sprach Calmet; „der Herr Marquis ist an dem Tage nicht aufzufinden, an welchem er den bedeutenden Betrag einer Schuldverschreibung zu Gunsten eines meiner Klienten in meine Hände bezahlen sollte, und ich weiß

wahrhaftig nicht, welchem Umstande ich diese unerklärliche Abwesenheit zuschreiben soll.

„Ich wußte nicht, daß Roger jemals genöthigt war, eine Anleihe zu machen", sagte Sartilly ziemlich trocken, über den durch den Notar ausgedrückten Zweifel etwas beleidigt. „Wie dem aber auch sein mag, so habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß Roger mein bester Freund ist; ich bin bereit für ihn zu bezahlen."

„Die für heute fällige Rückzahlung betrifft eine Summe von fünfmalhunderttausend Franken," sagte ernst der Notar.

Es gibt Zahlen, deren Ungeheuerlichkeit Jedermann in Erstaunen setzen. Fünfmalhunderttausend Franken, das war, auch zu der damaligen Zeit, eine Summe, deren Transaktion sich nur durch sehr wichtige Ursachen erklären ließ. Sartilly suchte eine Ursache zu dieser gewaltigen Anleihe seines Freundes. Nie hatte Roger ihm gegenüber ein Wort fallen lassen, daß er in der geringsten Geldverlegenheit sei, und Edmond war überzeugt, daß der Marquis niemals einer jener Leidenschaften gefröhnt hatte, welche auch die bestfundirten Vermögen zu Grunde richten. Sein Spiel war dasjenige eines reichen Mannes, der darin einen Zeitvertreib sucht, und seine Verbindung mit Frauen war niemals aus denjenigen Kreisen ausgetreten, worin das Geld nur Nebensache ist.

Das Erstaunen des Vicomte war außerordentlich; er hatte so wenig die von dem Notar soeben genannte Ziffer erwartet, daß er einige Zeit stumm blieb. Das Gesicht des Notars drückte ein lebhaftes Interesse für seinen verschwundenen Klienten und für das junge Mädchen aus, dem er soeben eine wichtige Nachricht gebracht hatte, aber er ließ deutlich merken, daß er an eine absichtliche Entfernung des Marquis von Mensignac glaubte.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte der Vicomte mit einem gewissen Hochmuth, „kannte Herr von Mensignac genau den Verfalltag dieser Schuld?"

„Ich weiß nicht, mein Herr Vicomte", sagte der Notar mit Ruhe, „ob ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu bemerken, daß der Herr Marquis mich gestern hat rufen lassen, um wegen dieser Zahlung Rücksprache zu nehmen. Er verließ mich, indem er mir für heute Morgen 10 Uhr in seinem Hause Rendez-vous gab, wobei er mir empfahl, die notarielle Quittung zum Voraus bereit zu halten. Ich sollte meinem Klienten heute die Gelder überliefern."

„Wenn Roger mit Ihnen über diese Angelegenheit gesprochen hat, so mußte er Sie doch um Rath fragen, über die zu dieser Zahlung zu conventirenden Werthschaften", fiel der Vicomte ein, „sind Sie nicht mit der Führung der Geschäfte betraut? Legte er nicht bei Ihnen seine Kapitalien an?"

„Ich bin seit 20 Jahren der Notar der Familie", antwortete Herr Calmet ohne Erregung, „aber kurze Zeit nach dem Tode seines Vaters hat der Herr Marquis seine sämmtlichen Immobilien veräußert und wahrscheinlich deren Werth in Staatspapieren angelegt. Das Haus und die dazu gehörigen Ländereien bilden den Theil der Erbschaft des Fräuleins von Mensignac."

Bei dieser niederschmetternden Antwort empfand Sartilly das schmerzliche Gefühl, welches ein Mann empfindet, der einen Abgrund sich zu Füßen öffnen sieht. Die Ehre seines theuersten Freundes brach plötzlich vor ihm zusammen. Er beugte das Haupt und sein wirrer Blick schien die Tiefe des unsichtbaren Abgrunds erforschen zu wollen.

Jeanne hatte kaum begriffen, daß es sich um den Ruin ihres Bruders handle. Sie hatte nur einen Gedanken; die Erscheinung der verflossenen Nacht trat immer von Neuem vor ihre Augen, und die Worte: „Roger ist todt!" kamen ihr fortwährend auf die Lippen.

„Mein Herr", sagte der Vicomte nun, „Fräulein von Mensignac ist in Geldfragen durchaus unbewandert und wir könnten ihr diese lästigen Dinge anzuhören ersparen."

Der Notar machte eine Verbeugung.

„Und wäre es nur in der Eigenschaft als Freund Rogers", fuhr Sartilly fort, „so hoffe ich, daß Sie mir erlauben wird, sie in dieser Angelegenheit zu vertreten. Wollen Sie, Jeanne?" fügte er mit einem liebevoll bittenden Blick hinzu.

Das junge Mädchen stand auf, drückte ihm die Hand, grüßte Herrn Calmet und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen. Sie hatte errathen, daß Edmond sich für sie aufopfern wolle, und sie schätzte ihn genug, um sein Opfer anzunehmen.

„Wir sind allein, mein Herr", sprach der Vicomte mit fieberhafter Lebhaftigkeit, „und ich kann reden. Mein Vermögen ist mehr als hinreichend, um Rogers Schuld zu bezahlen, und ich bin zur Zahlung bereit."

„Dieser Zug ehrt Sie, Herr Vicomte", sagte der Notar mit gerührter Stimme, „und ich bin glücklich, den Namen Mensignac vor der Schande gerettet zu sehen."

„Diejenige, welche diesen Namen führt, soll meine Frau werden, und ich thue nur meine Schuldigkeit. Wollen Sie mir gütigst angeben, welche Vorkehrungen ich zu treffen habe, um diese Angelegenheit in kürzester Frist zu regeln. Hat Roger nie ein Wort über die Verwendung des Geldes gesagt? fügte er hinzu.

„Niemals, Herr Vicomte. Ich erinnere mich sogar,

daß ich eine Bemerkung in dieser Beziehung wagen wollte, und daß diese ziemlich schlecht aufgenommen wurde."

„Der Verleiher will durchaus heute bezahlt sein", sagte er dann schnell. „Es ist mir streng untersagt, irgend welchen Ausstand zu gewähren. Wenn die Zahlung nicht vor heute Abend erfolgt ist, so werden gerichtliche Maßregeln ergriffen."

„Aber das ist doch unmöglich!" rief Sartilly, „ein Darlehen von solchem Belang ist doch kein Wechsel."

„Dieser Angelegenheit", sagte Herr Calmet, „scheinen Beweggründe zu Grunde zu liegen, die mir verborgen sind, und ich glaube, daß sich hinter dieser ungewöhnlichen Strenge eine Rache verbirgt?"

„Das ist möglich", sagte der Vicomte nachdenklich. „Wer ist dieser Darleiher?"

„Ein reicher Fremder, der Paris nur in Zwischenräumen bewohnt, und der erst seit einem Monat hierher zurückgekehrt ist."

„Sein Name? Sein Name? schrie Sartilly, keuchend vor Aufregung.

„Es ist der Herr von Koreff, der das prachtvolle Hotel in der Rue de Varennes bewohnt."

Noch bevor der Notar den Satz beendet hatte, war der Vicomte aufgesprungen.

„Ha, so ist er es denn!" schrie er zähneknirschend, und wie toll nach dem Ende der Bibliothek laufend.

„Diesen Beweis! Noch diesen Beweis! Ich muß ihn haben."

Und er bückte sich plötzlich, hob einen Gegenstand auf, den der Notar nicht sah und stürzte in den Hof.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Kriegsgerichte.

Ueber ein Kriegsgericht, das vor einiger Zeit in Tonking zusammentrat, weiß der Pariser „Matin" Folgendes zu berichten:

Eines Tages fand man eine ermordete eingeborene Frau auf einem Felde liegen, eine Stichwunde in der Brust; nicht weit davon stand ein Zuave Posten. Man fragte den Mann, einen schwerfälligen, sprachungewandten Normannen, ob er über die Herkunft der Leiche etwas wisse. Seine Antworten schienen verdächtig zu sein und eine gewisse Verlegenheit zu verrathen. Man prüfte sein Bajonnett: es sah frisch gereinigt aus und wies Spuren von Petroleum auf. In der Tasche des Mannes fand man ein blutiges Taschentuch. Das genügte: der Zuave hatte die Frau mit dem Bajonnett erstochen, die Waffe gereinigt und das auf ihn gespritzte Blut mit dem Taschentuch abgewischt. Also Kriegsgericht. In kurzer Zeit war die Untersuchung beendet, der Mann vor das Kriegsgericht verwiesen, sein „Fall" lag klar. Der Form nach gab man ihm in Gestalt eines Hauptmannes einen Vertheidiger, weil der Militär-Kodex es so vorschreibt.

Hauptmann X. besucht seinen Schützling in der Gefängnißzelle und forscht ihn aus:

„Warum haben Sie Ihre Waffe gereinigt?"

„Ich habe sie an jenem Tage gar nicht gereinigt."

„Und das Petroleum?"

„Ach! wir wischen die Bajonnette immer mit Petroleum ab, um sie vor dem Einfluß der Feuchtigkeit zu schützen, und da sammelt sich nach und nach in den Scheiden eine gewisse Menge Petroleum an, so daß die Klingen immer ein wenig davon aufweisen."

„Schön, aber das blutige Taschentuch?"

„Ich litt vor einigen Tagen an einem Abzeß an der Hand. Den stach mir der Regimentsarzt neulich auf und verband die Wunde mit einem Taschentuch."

Der Hauptmann verläßt den Gefangenen und begibt sich spornstreichs auf die nächste Wache.

„Seitengewehre heraus, Scheiden vorzeigen!" kommandirte er.

Die nun folgende Prüfung ergab, daß jede Scheide gewissermaßen ein kleines Petroleum-Reservoir bildet. Der Zuave hatte also die Wahrheit gesprochen. Beim Regimentsarzt erfährt der Vertheidiger, daß auch die auf den Abzeß und das Taschentuch bezügliche Aussage des Gefangenen zutreffend war.

„Sie Esel," herrscht der Hauptmann den Gefangenen an, als er wieder bei ihm war, „weshalb haben Sie das nicht bei der Voruntersuchung gesagt?"

„Herr Hauptmann," entgegnete der Mann, „ich kam gar nicht zu Worte. Wenn immer ich die Geschichte erklären wollte, unterbrach mich der Major und sagte: „Danach frage ich Sie gar nicht, halten Sie den Mund!"

Vor Gericht legt der Hauptmann den Sachverhalt eingehend dar, führt das Zeugniß des Arztes und das Ergebniß der Bajonnetscheidenuntersuchung an und ist dann fest überzeugt, daß eine Freisprechung erfolgen werde. Schon nach ein paar Minuten war die Berathung des Kriegsgerichts beendet; der Entschluß hatte von vornherein festgestanden; nun wurde er verkündet: „Fünf Jahre Zwangsarbeit wegen Mordes, begangen an einer Eingeborenen." Der Hauptmann glaubt seinen Ohren nicht zu trauen; nach Schluß der Verhandlung geht er zum Obersten und macht ihn in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam, daß wohl ein Irrthum begangen sei. „Keineswegs", gibt der Oberst zurück, „zudem, worüber beklagen Sie sich? Haben wir nicht das Mindestmaß der Strafe verhängt?" „Indessen", wagt

der Hauptmann einzuwenden, „der Mann ist unschuldig.“ „Mein lieber Hauptmann“, antwortete der Oberst, „wenn ein Mord unbestraft bleibt, dann steigt mir der General auf den Kopf! Sie werden begreifen, daß mir daran liegt, keine Weiterungen zu haben.“ Sprachs und verschwand. Der Hauptmann, ein offenbar höchst seltener Vogel unter den militärischen Vertheidigern, beruhigte sich bei diesem Bescheide nicht; er machte eine Reise nach der Garnison des Generals, stellte diesem die Sache richtig dar und erwirkte — unglaublich, aber wahr! — die Freilassung des Gefangenen. Ob der Spruch des Kriegsgerichts in aller Form Rechtens aufgehoben wurde, wird leider nicht gesagt; kurzum, der Zuave brauchte seine Strafe nicht zu verbüßen, Dank der Entscheidung des Generals, der jedenfalls nicht Gonse geheißen hat. Wie aber, fügt der „Matin“ hinzu, wenn der arme Teufel von Zuave einen Vertheidiger von dem Kaliber seines militärischen Untersuchungsrichters gehabt hätte?

Mannigfaltiges.

— Umgang mit Negern. Die Regierung der Vereinigten Staaten schickte vor einigen Jahren einen höheren Offizier nach dem Kongostaate, um sich über die Verhältnisse des Landes zu unterrichten. Der Offizier — Williams ist sein Name — hat jetzt über seine Reise einen Bericht veröffentlicht, in dem er erstaunliche Mittheilungen macht über die Systeme, die der weiße Mann dort unten anzuwenden pflegt, um dem schwarzen Bruder tiefsten Respekt und heilsame Furcht einzuflößen. „Manchmal“ — so schreibt Oberst Williams — „hatte der Weiße im Aermel eine elktrische Batterie, und wenn er dem schwarzen Bruder die Hand drückte, erhielt dieser einen furchtbaren Schlag, der ihm eine Vorstellung von der gewaltigen Kraft des weißen Mannes gab. Dann nahm der weiße Mann aus der Tasche eine Cigarre und zündete sie mittels eines Brennglases an, wobei er erklärend bemerkte, daß er Dank seinen nahen Beziehungen zur Sonne im Stande wäre, mit Hilfe dieses Glases den Kopf des schwarzen Bruders in Brand zu stecken. Manchmal endlich lud der Weiße ein Gewehr, aus dem er geschickt die Kugel entfernte, und forderte den schwarzen Bruder auf, auf ihn (den Weißen) zu schießen, um ihm seine Unverwundbarkeit zu zeigen. Und wenn der schwarze Bruder schoß, sah er mit Erstaunen und mit Grauen, daß der Weiße die Kugel aus den Hosen oder aus den Schuhen herauszog.“ Der Bericht des Obersten William eröffnet neue Ausblicke. Man braucht nur einen Taschenspieler, einen Zauberer, einen Bellachini nach den Kolonieen zu schicken! Ein solcher Mann könnte, ohne daß die Parlamente auch nur einen Pfennig zu bewilligen brauchten, durch bloße Geschicklichkeit und Geschwindigkeit den Ruhm des Mutterlandes heben und aufrecht erhalten.

— Drolliger Irrthum eines Anwalts. Aus St. Louis wird dem „B. L.-A.“ geschrieben: Ein alter Kerl fuhr auf der Eisenbahn und gerieth, da seine Fahrkarte nicht in Ordnung war, mit dem Kondukteur in eine Rauferei, in deren Verlaufe der Passagier einen Theil seines Bartes einbüßte und schließlich vom Zuge abgesetzt wurde. Er engagirte darauf den Advokaten Joe Walters, der eine Schadenersatzklage gegen die Missouri-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft aufsetzte und die Schrift dem Anwalt der Gesellschaft, Balie Waggener, präsentirte. Obwohl Waggener erklärte, von jener Prügelei nie etwas gehört zu haben, wurde er von Joe doch derart in die Enge getrieben, daß man sich schließlich auf die Summe von 500 Dollars einigte und die Gesellschaft dieselbe auszahlte. Joe sandte die Hälfte des Betrages an seinen Klienten mit dem Bemerken, daß er sich mit der Missouri-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft auf die genannte Summe geeinigt habe. Der Klient antwortete ihm, daß er mit dem empfangenen Betrage zufrieden sei, doch sei er nicht auf der Missouri-Pacific-Eisenbahn gefahren, sondern auf einer Zweiglinie der Southern-Kansas-Strecke!

— O, diese Fremdwörter. Frau A.: „Mein Mann schnupft nur hie und da.“ Frau B.: „Sind S' froh, der meinige schnupft pergament!“

— Der Gipfel. „Entspricht das neue Zuchthaus allen Anforderungen der Humanität?“ — „Und ob! Neulich mußte ein entlassener Sträfling sofort eine Entfettungskur durchmachen.“

Der Sonne zu.

Ein Mädchen spricht:
Im sonnengoldigen Buchenhain
Entwand mir ein Schelm mein Herzelein,
— Mein junges, schimmerndes Herzelein,
Sprang singend damit in's Weite . . .
— Was konnt' ich machen? — ich lief ihm nach,
Es zu schützen vor Noth und Ungemach,
Wich nicht von seiner Seite. —

Durch Wälder und Gassen in eiligem Lauf
Ging's immer weiter — hinauf, hinauf
— Zum freien, wogenden Lichte hinauf,
Da schwanden mir plötzlich die Sinne:
Es hatte sein Mund das Herzchen geküßt
Mit Flammen, — wie Gott die Seele grüßt
Im Sonnenland der Frau Minne.

München. Alfred Georg Hartmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 8. Mittwoch, den 11. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
8 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Das Pferd, auf welchem Sartilly gekommen war, erwartete ihn im Hofe, von einem Bedienten auf und abgeführt. Das Gitter stand offen. Der Vicomte sprang in den Sattel, stieß seinem Pferd die Sporen in die Seiten, daß es einen fürchterlichen Sprung machte und in rasendem Galopp den steilen Abhang hinunterjagte, der vom Trocadero nach der Brücke von Jena führte.

In weniger als einer Viertelstunde erreichte er den Place de la Concorde, den er mit wenigen Sprüngen durchflog, und setzte seinen Lauf auf dem Quai der Tuillerien fort. Ralph mit Schweiß bedeckt und mit blutenden Flanken drohte vor dem Louvre zu stürzen. Edmond riß ihn mit unglaublicher Geschicklichkeit in die Höhe und trieb ihn mit womöglich größerer Hast bis zum Pont-Neuf. Hier bog er kurz um, erstieg, ohne die Gangart zu mäßigen, den damals sehr steilen Abhang, der zu der Brücke führte, und als er bei der Statue angelangt war, wandte er sich wie im Sturmwind nach dem Place Dauphine, um vor der Polizei-Präfektur kurz anzuhalten.

Ohne sich um sein erschöpftes Pferd zu bekümmern, von welchem er leicht heruntergesprungrn war, wollte Sartilly die schreckliche Schwelle überschreiten. Eine Wache, welche den Eingang hütete, fragte ihn, wohin er wolle.

„Ich will zum Polizei-Präfekten," antwortete er barsch.

„Man geht nicht so zum Herrn Präfekten," antwortete die Schildwache ziemlich erstaunt über die Art und Weise, wie Sartilly zuwege ging. „Haben Sie vor allem einen Audienzbrief?"

„Nein, es handelt sich aber um eine so ernste Angelegenheit, daß alle Diejenigen, die mich zurückzuhalten versuchen, für die Verspätung verantwortlich werden."

Es gibt eine Art der Ausdrucksweise und der Haltung, die selten ihren Effekt verfehlen. Der Vicomte hatte in Stimme und Ausdruck soviel Autorität gelegt, daß der Wächter sich schnell besänftigte. Er rief einen seiner Kameraden und beauftragte ihn, Sartilly in das Kabinet des Präfekten zu führen.

Beim Durchschreiten der krummen und finsteren Gänge des alten Gebäudes, welches schon so lange die Bureaux der Polizei beherbergte, überdachte der Vicomte den Schritt, den er zu thun im Begriff war, und sein Ungestüm beruhigte sich etwas. Ein Gedanke kam ihm plötzlich in seinem fieberhaft überreizten Gehirn, und er war genöthigt, sich an die Wand zu lehnen, um nicht zu fallen. Er kam hierher, um den elenden Koreff als Mörder seiner Frau und Rogers anzuzeigen. Als dieser verhaßte Mann von dem Notar genannt worden war, hatte er die goldene Haarflechte erfaßt, um sie dem Gericht zu übergeben. Würde man ihm jetzt nicht sagen, daß dieser Mord, der im Hotel Mensignac stattfand, als Urheber oder als Theilnehmer eben den Mann habe, der in der Nacht verschwand? Und doch wollte er sprechen, er wollte Jeannes Bruder rächen, und er wußte wohl, er, daß ein Mensignac keiner Schandthat fähig sei, und daß Roger in eine fürchterliche Falle gerathen war.

Sein Zögern war kurz. Er beschloß, das Verschwinden des Marquis zu erzählen, anzugeben, daß der abgeschnittene Kopf derjenige der Frau von Koreff sei, und das sonderbare Darlehen anzugeben, das der Gemahl dieser Frau seinem Freunde gemacht hatte, dabei aber auch alle Einzelheiten zu verschweigen, die darauf hindeuten konnten, daß das Verbrechen im Hotel stattgefunden.

Man war angelangt. Der Führer war angetreten, um die Karte Sartilly's zu übergeben, kehrte aber sofort zurück. Der Präfekt war für einige Stunden abwesend, und man ließ Sartilly bitten, sich an den Chef der geheimen Polizei zu wenden.

Es lag ihm wenig daran, wer es übernehmen werde, die Angelegenheit zu untersuchen, wenn diese Untersuchung nur rasch und energisch geführt wurde, und er stieg zu diesem gefürchteten Beamten hinab.

Bei Nennung seines Namens wurde er sofort eingeführt, und er erkannte beim Eintritt in das Kabinet den Kommissär von St. Cloud, der eben mit dem Diktiren eines langen Protokolls über die Begebenheit der verflossenen Nacht fertig war.

„Ich war eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, mein Herr," sprach mit vieler Höflichkeit der Chef der Sicherheitspolizei, „um Sie zu bitten, hierher zu kommen, und ich werde den Herrn Baron Polard und Herrn von Vernoix gleichfalls benachrichtigen. Wir werden nicht zu viel haben mit diesen Zeugen, denn die Geschichte beginnt schlecht. Man hat damit debütirt, daß man den Mörder hat laufen lassen, und ich befürchte sehr, daß es schwer halten wird, denselben wieder aufzufinden."

„Ich bringe Ihnen seinen Namen," antwortete einfach der Vicomte.

„Erlauben Sie mir," sprach der Chef der Sicherheitspolizei, ein ungläubiges Lächeln nur mit Mühe zurückhaltend, „daß ich Ihnen meinen Dank abstatte für eine um so werthvollere Entdeckung, als die Identität des Schlachtopfers noch nicht einmal festgestellt ist."

„Das Opfer," erwiderte Sartilly mit fester Stimme, „wurde durch ihren Mann, der sich Herr von Koreff nennt und in der Rue de Varennes 133 wohnt, getödet."

„Koreff? Koreff?" wiederholte der Chef, der ganz ernst geworden war bei der Klarheit der Aussagen des Vicomte, „Koreff? ist das nicht ein sehr reicher Fremder, der viel reist?"

„Er ist es selbst, und der Kopf seiner Frau wird von allen Besuchern der Champs Elysees erkannt werden."

„Seine Personalien müssen hier sein," sprach der Beamte, der klingelte und einem Sekretär eine Notiz übergab. „Wollen Sie nun, mein Herr, mir kurz berichten, worauf Sie eine so gewichtige Anklage begründen."

Der Beamte betrachtete den Vicomte aufmerksam und verfiel in ein tiefes Nachdenken, bis der Sekretär zurückkehrte und ihm ein, mit einer feinen gedrängten Schrift bedecktes Papier übergab.

„Es liegen allerdings wenig günstige Notizen vor," sprach halblaut der hohe Beamte. „Ha! Hier ist ein möglicher Zusammenhang — — hier kommt der Name Mensignac unter dem Datum des Jahres 1834 vor."

Es herrschte einen Augenblick tiefes Schweigen.

„Mein Herr," sprach plötzlich der Chef der Sicherheitspolizei in ziemlich trockenem Tone, „sind Sie bereit, vor Gericht Ihre soeben gemachten Angaben zu beschwören?"

„Ich bin bereit."

„Sehr gut, Jottrat, einen Fiaker unten, in fünf Minuten, für den Herrn und für mich. Du wirst mit drei Agenten der geheimen Brigade einen andern Wagen besteigen und uns auf 50 Schritte folgen."

Der Sekretär ging auf die Thüre zu.

„Suche die besten und nicht die furchtsamsten aus. Zwei Pistolen in den Taschen, für den Fall, daß man Lärm machen müßte, um Hilfe zu rufen. Sie, mein lieber Kollege," sagte er, sich an den Polizeikommissär von St. Cloud wendend, „werden so gut sein, mich hier zu erwarten. Ich werde vor 2 Stunden wieder zurück sein und bedarf Ihrer."

Sich höflich vor dem Vicomte verbeugend, sprach der achtbare Chef: „Mein Herr, wenn Sie mir die Ehre Ihrer Gesellschaft gönnen wollen, so stehe ich zu Diensten."

„Wozu kann Ihnen meine Gesellschaft dienlich sein?" fragte Sartilly kalt.

„Sie ist durchaus erforderlich, um die Identität eines Mannes festzustellen, den weder ich, noch meine Agenten kennen."

„Und wohin gehen wir, wenn es beliebt," sprach der Vicomte mit steigendem Hochmuth.

„Wir werden nun einfach in seinem Hotel den Herrn Christian Waldemar von Koreff, schwedischen Unterthanen, arretiren, der stark im Verdacht steht, der diplomatische Spion Rußlands zu sein, und von Ihnen, Herr Vicomte, beschuldigt wird, seine Frau umgebracht zu haben."

Während der Fiaker von der Präfektur nach dem Boulevards des Italiens rollte, hatte Sartilly Muße, über die sonderbaren Ereignisse nachzudenken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Anfang des Aschaffenburger Stadttheaters.

Der deutsche Orden besaß zu Aschaffenburg eine wohl dotirte Komthurei. Der letzte Komthur, der das schöne Ordenshausbesaß, war Franz Heinrich Marquis v. Hoensbroich, k. k. Obristleutnant in der Armee und churmainzischer Obrist der Leibgarde zu Pferd (geb. 1727). Nach der Aufhebung des Ordens überließ der Churfürst Reichs-Erzkanzler das an den Staat gefallene Haus Aktionären, um in seinen Räumen der Thalia einen Tempel zu errichten.

Die Hofmusik leitete unter der Intendanz des Grafen v. Hatzfeld der als Komponist lieblicher Lieder bekannte

Kapellmeister Sterkel. Das Concert dirigirte der tiefgründliche, ernste Kapellmeister Kreutzer.

Unter den Mitgliedern der Kapelle verdienen besonders Ehrenfried und Freiholb genannt zu werden. Unter den Dilettanten glänzte der Vikarius Berta; in ihm verlor 1833 die Musik dahier eine kräftige Stütze, die Komponisten einen treuen Freund und Helfer.

Als gefälliger Musik-Komponist zeichnete sich der Domkapitular Freiherr v. Hettersdorf aus. Dieser wurde zum ersten artistischen Leiter des hiesigen Theaters vom Großherzog Karl v. Dalberg ernannt.

Es wurden 1810 die Pläne zum Stadttheater entworfen und mit dem Bauen begonnen. 1811 waren Bühne und Zuschauerraum in den Räumen des ehemaligen Deutschordens-Komthurhauses vollendet, welches der Großherzog einem Aktionär-Vereine (wie anfangs schon erwähnt) unter günstigen Bedingungen, neben Bewilligung eines Zuschusses von 27—30 000 fl. (Erlös für den Nilkheimerhof) zu den Baukosten übergab. Es wurde am 4. November 1811 mit der Winter'schen Oper „Das unterbrochene Opferfest" eröffnet. Die Musikalien zu dieser Oper befinden sich heute noch in der Bibliothek des kgl. Knaben-Seminars dahier. Im Jahre 1843 war das Deutsche Haus im Besitze des Bankiers Dessauer, welcher eine Zeit lang eine Buntpapierfärberei darin betreiben ließ.

Mannigfaltiges.

— Was kostet das Leben in New-York? Der New-Yorker Korrespondent des „Berliner Tageblatt" schreibt: Die Thatsache, daß New-York, wie man sagt, ein „theures Pflaster" ist, war schon lange bekannt, interessante Einzelheiten über die Kosten der Lebenshaltung daselbst sind aber eigentlich erst in den letzten Wochen publik geworden, wo sich eine öffentliche Diskussion der Frage entwickelte, ob eine Familie mit bürgerlichen Lebensansprüchen in New-York mit jährlich 5000 Dollars (= 21 000 M.) auskommen könne oder sich damit einem unlösbaren Problem der Privatökonomie gegenüber gestellt sähe. Es haben sich nun mehrere Hausfrauen gefunden, die seit Jahren genau Buch und Rechnung geführt und dadurch festgestellt haben, daß es — wenigstens bei einer bescheidenen Wohnung in der Vorstadt — möglich ist, mit 2500 Dollars alle normalen Ausgaben eines Familienhaushaltes zu bestreiten, vorausgesetzt, daß die Familienmutter im Stande ist, nicht nur selbst die Küche äußerst zweckmäßig zu dirigiren, sondern auch die Kleiderstoffe mit solchem Geschick einzukaufen, daß dieselben der Reihe nach von mehreren Angehörigen zu verschiedenen Bekleidungsstücken verwandt werden können. Da man aber leider zum Ruhme einer amerikanischen Lady weit eher aussagen kann, daß sie versteht, viel Geld auszugeben, als sparsam damit hauszuhalten, so begreift sich, daß die meisten der Ansicht zuneigen, zu einer bürgerlichen Existenz seien 5000 Dollars erforderlich, und deßhalb lieber auf das theure Vergnügen, zu heirathen, verzichten. Im Allgemeinen kann man die Bevölkerung der großen amerikanischen Metropole in folgende 4 Klassen eintheilen: 1. Die große Masse, die im Jahre 1500 Dollars oder weniger einnimmt und in Folge dessen eine rein proletarische Existenz führt; 2. der Mittelstand, der sein Einkommen auf 1500—5000 Doll. beziffert und dabei allerdings sehr genau zu rechnen verstehen muß, wenn er nicht in Schulden gerathen will; 3. die „Gesellschaft" von New-York, bei der man erst mit 60 000 Doll. Jahreseinkommen „hoffähig" wird, und endlich 4. die „oberen Vierhundert", die ihren „Werth" mit 9-, wo nicht mit 10zifferigen Zahlen zu bemessen pflegen. Wie dabei die „gute Gesellschaft" ihr Geld noch zusammenhalten muß, um mit 60 000 Doll. (also 1/4 Million Mark) auszukommen, hat eine Nächstbetheiligte jüngst im „New-Yorker Herald" nachgewiesen. Ihren Aufzeichnungen sind folgende Einzelheiten entnommen: Die Wohnung in New-York kostet 6000 Doll., außerdem werden eine Villa auf dem Lande, ein Quartier in einem Bade, sowie in dem Winterplatze Aiken in Süd-Karolina benöthigt. Die Kleidung der Dame nebst ihren beiden Töchtern erfordert mindestens 8000 Dollars, das Telephon 100 Dollars, die Küche 500 Doll. und die „Charity" (Wohlthätigkeitsbazare) ungefähr eben so viel. Sehr theuer stellt sich der eigentliche Haushalt, da der Haushofmeister allein 75 Doll., der Koch 50 Doll. und die übrigen zwölf Domestiken entsprechende Monatslöhne bis zu 25 Doll. abwärts beziehen, und die Equipagen viel Geld kosten. Auch die „Unterhaltungen" verschlingen viel. Unter anderem kostete ein kleines Fest, das die älteste Tochter ihren 150 — einhundertfünfzig — „Freundinnen" veranstaltet hatte, allein 800 Dollars. Bleiben noch alle Reisen, das Theater und die sonstigen tausend Kleinigkeiten, die überhaupt das Leben erst erträglich erscheinen lassen. Ist es da nicht wirklich ein Kunststück, mit lumpigen 60 000 Doll. im Jahre wirklich auszukommen, anstatt wie so viele vornehme Damen standesgemäß Schulden zu machen?

— Ein armes Brautpaar. Der Bruder der Herzogin von Marlborough in Philadelphia, W. K. Vanderbilt junior, hat sich mit Fräulein Virginia Fair verlobt. Der junge Mann steht im Alter von zwanzig Jahren und hat noch zwei Jahre vor sich, ehe er mit

dem Studium auf der Universität Harward fertig wird. Es ist daher sehr unwahrscheinlich, daß die Hochzeit vor 1901 stattfindet. W. K. Vanderbild erbt den größten Theil des väterlichen Vermögens, das auf mehr als 400 Millionen Mark geschätzt wird. Seine Braut ist ein wunderschönes Mädchen, fünf Jahre älter als ihr zukünftiger Gatte und im Besitze eines Vermögens von etwa 30 Millionen Mark. Sie ist katholisch, während die Vanderbilts der protestantischen Episkopal-Kirche angehören.

Aus der Welt der Technik.

Die Vortheile großer Eisenbahnwagen. Ein englischer Eisenbahnbeamter, Namens Acworth, hat im vorigen Jahre die Verhältnisse der amerikanischen Eisenbahnen studirt und dieselben mit jenen in seinem Heimathslande verglichen. Das Ergebniß war zunächst anerkennenswerthe Pünktlichkeit, mit welcher die Züge amerikanischer Bahnen an den Stationen eintreffen, sowie, daß Zugsüberfüllungen zu den größten Seltenheiten gehören. Acworth erkennt ferner die Vortheile der großen Waggons Amerikas lobend an, welche in folgendem Vergleiche zum Ausdrucke kommen. Die Eisenbahngesellschaft Midland in England befördert täglich 10000 Tonnen Kohlen nach London und es bedarf dazu 25 Züge, während die amerikanische Bahn The Pennsylvania Ruilroad die Kohlen in 6—7 Zügen befördern könnte. Wie uns das Patentbureau von G. Dedreux in München mittheilt, befördert z. B. eine Maschine in Amerika 70 geladene Waggons à 30 Tonnen oder 91 große leere Wagen. Waggons von 30 Tonnen Tragkraft gelten als normal und beabsichtigt man jetzt, sogar solche für 50 Tonnen herzustellen. Ein Personenzug, welcher 270 Tonnen wiegt, wird als leicht bezeichnet, ein bekannter Expreßzug der Pennsylvania Railroad wiegt 350 Tonnen und selbst 500 Tonnen schwere Züge werden mit einer Geschwindigkeit von $80^{1}/_{2}$ km pro Stunde befördert. Diese Leistungsfähigkeit der amerikanischen Bahnen ist nur dadurch möglich, daß bei entsprechendem Unterbau vielfach sehr große und schwere Lokomotiven verwendet werden.

— Eine nicht gefrierende Flüssigkeit. Auffälligerweise ist eine ganz hervorragende Erfindung in industriellen Kreisen nicht so bekannt geworden, wie es ihrer Wichtigkeit entspricht. Da sie gerade im Winter eine Hauptrolle spielen dürfte, so wollen wir vor Eintritt desselben an dieser Stelle besonders darauf aufmerksam machen. Viele Industriezweige sind darauf angewiesen, für ihre Betriebe eine Flüssigkeit zu haben, welche nicht einfriert. Bisher war man nur im Stande durch Beimischung von Salzen oder unter Anwendung von Glycerin den Gefrierpunkt des Wassers um einige Grade tiefer zu legen. Jetzt endlich ist es gelungen, eine Flüssigkeit herzustellen, deren Gefrierpunkt auf — 56 Grad liegt. Das neue Produkt heißt „Calcidum". Man ist nun nicht mehr genöthigt, sich des theuren Glycerins zu bedienen, sondern wendet einfach Calcidum an, welches 500 Prozent billiger als ersteres ist und einen um das Doppelte tieferen Gefrierpunkt als dieses hat. Durch Vermengung dieser Flüssigkeit mit Wasser kann der Mischung jeder beliebige Gefrierpunkt bis zu dieser Tiefe gegeben werden. Von immenser Bedeutung ist die neue Erfindung für die Acetylengasbereitung. Durch die Polizei-Verordnung, welche bekanntlich das Aufstellen der Acetylengas-Apparate in bewohnten Gebäuden oder in massiven Schuppen ꝛc. verbietet, ist man gezwungen, die Einrichtung in frei gebauten Schuppen zu treffen. Hierbei war man stets der Gefahr, daß dieselbe einfriert, ausgesetzt. Wendet man jetzt „Calcidum" an, so ist man durch dessen Eigenschaften dieser Sorge überhoben und kann die Apparate ruhig im Freien aufstellen, wenn man sie nur durch ein leichtes Dach vor dem Schnee schützt. Wie in diesem Falle, so noch in sehr vielen Industriezweigen bringt das Calcidum eine ganz außergewöhnliche Erleichterung zu Stande. Man ist überzeugt, daß dieses neue Material mit seinen hervorragenden Eigenschaften zu manchem neuen erheblichen Fortschritt in der Industrie führen wird. Calcidum ist eine wasserhelle Flüssigkeit, schwerer als Wasser, hygroscopisch, unverbrennlich, kann zu feuersicherem Imprägniren von Stoffen dienen und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß es Metallgefäße nicht angreift. Kleine Proben stellt das Patent- und techn. Bureau von Richard Lüders in Görlitz gratis zur Verfügung.

Frühling im Winter.

Im Jänner hatte die Sonne gelacht
Die kalte Erde warm gemacht.
— Da öffnet bei ihrem Mittagsschein
Eine weiße Levkoje die Aeugelein.

O Blümchen, was thust du so frühe hier?
Wenn noch der Frühling nicht vor der Thür?
— Mein Kind, es traf unter Sonnengestalt
Mich Gottes Auge mit Allgewalt.

Das hab' ich mir recht im Herzen bedacht,
Und leise sprach's drin mit Zaubermacht:
— Dringt Gottes Liebe ins Herz uns ein,
Kann drinnen im Winter — Frühling sein.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 9. Donnerstag, den 12. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

9

(Nachdruck verboten.)

Der Vicomte hatte eine eigene Natur. Kaltblütig, wie es die meisten Menschen des Nordens sind, folgte er doch zuweilen einer Leidenschaft die ihn übermannte. Durch seine Erziehung und das Leben, welches er bis dahin geführt, ließ er sich wenig zu Unbesonnenheiten hinreißen, aber bei allen Abenteuern hatte er sich die Empfindsamkeit des Herzens ganz unberührt zu bewahren verstanden.

Er liebte Jeanne von Mensignac mit aufrichtiger Liebe. Der kühne Lebemann, der ins Palais Mensignac kam, um Roger von seinen Thorheiten zu erzählen, war, ohne es zu merken, dem Einfluß der Schwester seines Freundes erlegen. Das Kind, das er früher kaum angesehen hatte, war mit den Jahren ein reizendes, junges Mädchen geworden, und der Vicomte hatte es nicht einmal versucht, sich des unerklärlichen Zaubers zu erwehren, den sie über ihn ausübte. Sein Leben war ein anderes geworden, und seine Träume von Glück konzentrirten sich in dem Gedanken dieser Heirath, die bis zu der verflossenen Unglücksnacht alles zu begünstigen schien.

Sobald er geglaubt hatte, in dieser unglücklichen Dunkelheit einen Schimmer von Licht zu erblicken, hatte Edmond nicht gezögert; er hatte sich beeilt, auch wenn es zu spät sein sollte, Jeannes Bruder zu rächen, ohne sich lange zu fragen, ob er dazu den richtigsten Weg einschlage.

Die traurige Wirklichkeit, auf welche er auf der Polizeipräfektur gestoßen war, hatte ihn abgekühlt. Die Formalitäten, welche einer Verhaftung vorhergehen, die Umgebung, an welche er so wenig gewöhnt war, die Rolle eines Angebers, die ein feiner Mann nur mit Widerstreben übernimmt, dies Alles stellte Sartilly in ein schiefes Licht, und er bemerkte dies etwas spät. Er kannte den Mann, den er beschuldigte, nur wenig und war ihm sicherlich antipathisch; aber die Indizien, worauf er sich bezog, fingen an, ihm weniger folgerichtig zu erscheinen, seitdem es sich darum handelte, eine so schwerwiegende Verantwortlichkeit zu übernehmen. Er konnte den Gedanken nicht verscheuchen, daß Mensignac ihm gegenüber seine Vermögensverhältnisse stets geheim gehalten hatte, und daß das enorme Darlehen Koreffs vielleicht auf eine ganz natürliche Weise erklärt werden könnte.

Während der Fiaker sich langsam vorwärts bewegte, wurde der äußerlich ruhig scheinende Vicomte von tausend inneren Gedanken gefoltert. Sein Gesellschafter blieb gleichgiltig. Er vollzog seine schreckliche Funktion mit dem kalten Blut, das durch eine lange Gewohnheit erzeugt wird, und die Vorübergehenden, die sein ruhiges Gesicht und sein zufriedenes Aeußere sahen, dachten sicherlich nicht daran, daß dieser friedliche Bürger im Begriff war, einen Mann festzunehmen, der eines schweren Verbrechens beschuldigt war.

Gleichgiltig in die Straßen blickend, beobachtete der Chef der Sicherheitspolizei dennoch Sartilly heimlich, und zwar scharf genug, um dessen Aufregung zu errathen.

„Mein Herr,“ sagte er nach einigem Schweigen, „sind Sie sehr gut bekannt mit diesem Herrn von Koreff?“

Diese Frage traf.

„Ich kenne ihn, wie ihn ganz Paris kennt,“ sprach Sartilly zögernd. — „Dies ganze Paris, welches das Theater des Italiens und das Bois de Boulogne besucht — — aber ich habe durchaus keine Verbindung mit ihm.“

„Und kennt er Sie?“ fuhr der Beamte fort.

„Das ist möglich, indessen glaube ich es nicht,“ antwortete der Vicomte trocken.

Er fand sich durch diese wiederholten Fragen unangenehm berührt und er bedauerte bereits, sich denselben freiwillig ausgesetzt zu haben.

Dieser Schatten konnte dem scharfblickenden Fragesteller nicht entgehen, denn er begann von Neuem sehr ruhig:

„Ich bezwecke mit meinen Fragen nichts Anderes,

als mich genau zu unterrichten, um rasch und sicher handeln zu können. Wenn Sie Herrn Koreff gekannt hätten, so würde mein Plan nicht derselbe gewesen sein. Aber ich bitte Sie, zu glauben, daß ich volles Vertrauen in Ihre Angaben setze, und ich werde durchaus nicht zögern, meine Pflicht zu erfüllen."

Sartilly verbeugte sich kalt.

„Verzeihen Sie, wenn ich noch ferner zudringlich sein muß," fuhr der Kriminalbeamte in ruhigem Tone fort, „aber ich will Ihnen erklären, warum ich mich entschlossen habe, Ihrer Klage Folge zu geben. Wir besitzen Notizen über diesen Herrn von Koreff, welche eine Beschuldigung, wie Sie eine gegen ihn vorbringen, als sehr möglich erscheinen lassen, und in Fällen dieser Art habe ich mir zum Grundsatz gemacht, keine Minute zu verlieren. Später wird es Zeit sein, die Daten, die ich besitze, mit denen zu vergleichen, die Sie mir geben können, im Augenblick aber ist die Hauptsache, rasch zu handeln. Uebrigens werde ich," fügte er selbstgefällig bei, „nach einer Unterhaltung von einer Stunde mit diesem Schweden mehr über die Angelegenheit wissen, als wenn ich alle möglichen Zeugen darüber vernehme."

„Ich glaube dies," sprach der Vicomte durch diese einfache und verständige Sprache betroffen, „und ich kann Sie nur bitten, mir genau meine Rolle vorzuschreiben."

„Diese kann nicht einfacher sein. Ich werde mich Ihres Namens bedienen, um von Herrn von Koreff empfangen zu werden; wir stellen uns ihm gemeinsam vor, und wenn vielleicht sonst Jemand aus seinem Hause uns statt seiner empfangen sollte, so bitte ich Sie, mir dies durch Zeichen anzudeuten. Wenn dagegen er selbst es ist, dann besorge ich das Uebrige."

Und da Sartilly bei der Annahme dieser Substitution der Person einige Verwunderung äußerte, so fügte sein Gesellschafter lachend bei:

„Diese Vorsicht scheint Ihnen kindisch, aber ich weiß aus Erfahrung, daß sie von Wichtigkeit sein kann, und ich bin mißtrauisch schon meines Standes wegen."

In diesem Augenblick bog der Fiaker um die Ecke der Esplanade des Invalides, und der Sicherheitsbeamte benutzte den Augenblick, um durch das Fenster des Wagens einen Blick nach Rückwärts zu werfen, um sich zu überzeugen, ob der andere Wagen in vorgeschriebener Entfernung folgte.

„Ich habe hier einen kostbaren Agenten," sprach er jetzt mit dem leichten Tone eines Mannes, der sieht, daß in einer schwierigen Angelegenheit alles nach Wunsch geht. „Ich habe ihm gesagt, uns auf 50 Schritte zu folgen, und er war so gescheidt, sich auf den Bock zu setzen, um die Gangart der Pferde zu überwachen. Ich bin fest überzeugt, daß er die Entfernung bis auf zehn Meter beibehalten und daß er knapp zwei Minuten nach uns ankommen wird."

„Wollen Sie mit ihm ins Hotel eintreten?" fragte der Vicomte zerstreut.

Der Beamte konnte ein Lächeln nicht zurückhalten.

„Das wäre unnütz und gefährlich," sprach er, auf die beiden Worte den Nachdruck legend, es ist nöthig, daß wir diesen Koreff überraschen."

„Aber ich glaubte, daß es sich darum handle, diesen Menschen festzunehmen."

„Vor Allem handelt es sich darum, ihn geschickt zu befragen, ohne daß er den Zweck unseres Besuches erräth."

Der Vicomte dachte an die Szene, die sich vorbereitete, und sah mit gleichgiltiger Miene die lange, öde Chaussee des Boulevard des Italiens hinab, auf welcher der Fiaker jetzt rollte. Die hohen Gartenmauern des Hotel Koreff erschienen zur Linken und verlängerten sich bis an die Ecke der Rue de Varennes.

Der entscheidende Augenblick nahte, und Sartilly wurde immer nachdenklicher, während sein Begleiter mit einem scharfen Blick die Zugänge des Platzes prüfte. Einige Karren fuhren langsam auf der Mitte der Chaussee, während in der Mitte der Contreallee ein einziger Fußgänger raschen Schrittes vor ihnen hineilte. Er war ärmlich gekleidet, schrecklich beschmutzt und für jeden anderen als einen Polizeibeamten unbedeutend. Der Polizeichef bemerkte ihn jedoch und folgte ihm mit den Augen mit einer Beharrlichkeit, die schließlich die Aufmerksamkeit des Vicomte erregte. Maschinenmäßig blickte jetzt Sartilly auch nach diesem unbekannten Spaziergänger, und es schien ihm, als habe er diese Gestalt und die Kleidung dieses Menschen gesehen, aber er konnte sich nicht erinnern bei welcher Gelegenheit. Er folterte seine Gedanken, als das Individuum in die Rue Varennes einbog und an einer Mauerecke verschwand.

So schnell sein Schritt auch war, und obschon er einen Vorsprung hatte, so hatte er sich doch einen Augenblick im Profil gezeigt, und dieser flüchtige Blick hatte genügt, um Sartilly's Erinnerungen zu wecken.

„Er ist's," rief er sich halb erhebend, wie wenn er auf den Boulevard hätte springen wollen.

„Wer denn?" fragte ruhig der Polizeichef.

„Der Mann mit dem Korb, der elende Mitschuldige dieses Koreff, zu dem er sich jedenfalls begibt, wir müssen ihn arretiren und ich will —"

(Fortsetzung folgt.)

Der Epheu.

Freue dich, o mein Gemüth!
Wenn die Veilchen dir verblüht,
Knospen schon die Rosen;
Und wenn über's Nelkenbeet
Kalter Wind die Nebel weht,
Sprossen Herbstzeitlosen,
So auch diese nicht mehr blüh'n,
Rankt noch Epheu frisch und grün.
Friedr. Güll.

Flur und Wälder sind jetzt ihres grünen Schmuckes beraubt. Millionen todter Blätter bedecken den Waldesboden. All die schönen Blumen sind mit ihnen zur Ruhe gegangen. Nur wenige Gewächse widerstanden dem rauhen Anprall des Winters. Um so mehr aber sucht jetzt unser Auge das unverwelkliche Grün derjenigen Pflanzen, die der Wuth des Winters zu trotzen scheinen. Da ist es denn vor Allem der Epheu, der unser Auge mit seinem frischen Grün erquickt und in unserem Herzen die Hoffnung auf einen neuen Frühling aufrecht erhält.

Fast eine jede Pflanze erhält durch die Beschaffenheit und besondere Ausbildung eines ihrer Theile ein eigenthümliches Kleid. Und was verleiht dem Epheu sein eigenthümliches Kleid? Die Blätter! Dieselben sind drei- bis fünffach gelappt, dunkelgrün, ledrig und hell geadert. Es ist ein prächtiger Schmuck, den der Epheu in seinen Blättern besitzt und mit dem er den Wald verschönt.

Wenn also die anderen Gewächse des Waldes ruhen, wächst er weiter und seine Blätter arbeiten. Sie verdunsten auch im Wintersaft. Aber damit sie nicht zu viel ausgeben, schützen sie sich durch lederartige Beschaffenheit. An der Seite des Stengels sind Luftwurzeln. Diese haben die Aufgabe, den Epheu festzuhalten. Man nennt den Epheu darum auch einen Wurzelkletterer. Die Wurzeln der Pflanzen haben außer der Aufgabe, die Bäume im Boden festzuhalten, noch eine zweite zu erfüllen, nämlich der Pflanze Nahrung zuzuführen. Ob das mit den Wurzeln des Epheu auch der Fall ist? Nein, sie haften nur oben auf der Rinde. Der Epheu schadet darum den Pflanzen nicht, welchen er sich anschmiegt; denn er bezieht seine Nahrung nicht von ihnen.

Einst beschuldigte man zwar den Epheu, daß er den Baum, den er umziehe, aussauge; daher auch sein botanischer Name Hedera, von cedere (verzehren). Die Wissenschaft hat jedoch schon längst festgestellt, daß der Epheu nicht vom Marke der Bäume zehrt, nein, als liebender Freund, der nur eine Stütze fürs Leben sucht, rankt er sich an ihnen empor. Hauptsächlich wendet er sich dem grauen Waldkönige, der Eiche, zu. Oft, wenn der tausendjährige Baum nur noch als eine Ruine dasteht, nimmt der Epheu den alten Freund so ganz und gar in seine Umarmung und breitet sein immer grünes Kleid so dicht über Stamm und Krone, daß der Baum wie in ewiger Jugend unter dem Geschlecht der Neugeborenen prangt.

Seit alter Zeit gilt daher auch der Epheu dem deutschen Volke als Sinnbild der Beständigkeit und Freundschaft. Im Alterthume dagegen nahm der Epheu eine noch weit höhere Stellung ein. Lange bevor der Lorbeerkranz den Dichtern Altgriechenlands bei den olympischen Spielen als Siegespreis gereicht ward, umwanden Epheublätter das Haupt dessen, der im Wettgesang den Sieg errungen.

Auch bei den ersten Christen hatte der Epheu wegen seines gleichsam ewigen Lebens eine hohe Bedeutung. Sie legten ihre Leichen auf Epheublätter, um dadurch ihrer Hoffnung auf das jenseitige Leben Ausdruck zu verleihen. Später erlosch dieser fromme Brauch. Auch als Heilpflanze benutzte man den Epheu in früherer Zeit. In Griechenland werden die Blätter heute noch auf dem Markte feilgeboten, um bei Verwundungen und Geschwüren gebraucht zu werden.

Dagegen hat der Epheu als Zierpflanze bei uns eine große Verbreitung gefunden und dies mit Recht; denn wegen seines geringen Lichtbedürfnisses, seiner Anspruchslosigkeit in Bezug auf Pflege und seiner großen Dauerhaftigkeit gehört er unstreitig zu unseren dankbarsten Zimmerpflanzen.

Am besten gedeiht er im Schatten, darum finden wir die Epheubekleidung an der Nordseite der Bäume, die jungen Spitzen dagegen auf der West- und Südseite. Die alten Blätter lieben den Schatten, die jungen dagegen das Licht.

Zum Blühen kommt der Epheu nur selten und erst im späten Alter. Es scheint so, als ob die Pflanze an ihrem Blätterschmucke genug habe. Und selbst wenn sie blüht, ist es ihr nicht darum zu thun, sich durch die Blüthen neuen Schmuck zu erwerben. Dieselben sind nämlich klein, unscheinbar, grün gefärbt und stehen in Dolden. Ja, die Pflanze büßt durch die Blüthe sogar an ihrer Schönheit ein. (Die Blätter an blühenden Zweigen sind nämlich breitlanzettlich und haben nicht mehr die schöne Form der an nicht blühenden Zweigen wachsenden Blätter.)

Der Epheu blüht sehr spät, erst im August und Oktober. Die Früchte gelangen erst im nächsten Jahre zur Reife. Es sind schwarze Beeren, die den Vögeln zur Nahrung dienen. Da nur wenige Epheupflanzen Früchte bilden, sorgt der Epheu auf andere Weise für Nach-

wuchs, nämlich durch Ableger. Ja, selbst Blätter schlagen Wurzeln, wenn sie auf feuchtem Boden stehen, und wachsen zu neuen Pflanzen heran.

Häufig begegnet uns der Epheu auch auf Friedhöfen, an alten Thoren, Thürmen und Burgen. Bei der allgemeinen Verbreitung und bei der Beliebtheit des Epheus darf es uns daher nicht wundern, wenn er großen und kleinen Dichtern Stoff zu zahlreichen Liedern gab.

Aus der Welt der Technik.

— Eine physikalische Merkwürdigkeit hat jüngst Bourget, ein französischer Forscher, an glühendem Eisen beobachtet. Jedermann hat wohl schon die Erfahrung gemacht, daß man einen Eisenstab, der an dem einen Ende rothglühend ist, am anderen Ende, wenn er hinreichend lang ist, bequem mit der Hand halten kann, ohne sich zu verbrennen. Sobald aber das glühende Ende in kaltes Wasser getaucht wird, so daß es sich abkühlt, wird das andere Ende, das man in der Hand hat, plötzlich so heiß, daß man es fahren lassen muß. Dieser Vorgang, der Schmieden und Eisenarbeitern aus Erfahrung vielleicht schon unendlich lange bekannt sein mag, ist wissenschaftlich noch nicht genau untersucht worden. Bourget stellte durch einen Galvanometer mit Spiegelablesung fest, daß die Schnelligkeit, mit der nach der plötzlichen Abkühlung des rothglühenden Endes das andere sich erwärmt, bei weitem die Schnelligkeit übersteige, mit der Eisen fähig ist, Wärme fortzuleiten. Die Zunahme der Wärme am kalten Ende kann also nicht auf Zurückstauen oder Zuleitung der Wärme von dem heißen Ende her beruhen. Bei der Geschwindigkeit des Vorganges nimmt Bourget an, daß durch die plötzliche Abkühlung des heißen Endes der ganze Stab Veränderungen in seinen einzelnen Theilen erleidet, die sich als Wärme bemerkbar machen. Zu diesen Beobachtungen liefert Julius Granier noch einen interessanten Beitrag. Gießt man flüssiges Eisen in eine Form und setzt es dann einem hohen Druck — von 600 Atmosphären in diesem Falle — aus, dann wird es plötzlich fest, aber im selben Augenblick geht alle Wärme, welche seinem flüssigen Zustande entsprochen hätte, in die Form über, so daß dieser rothglühend wird. Der Druck ruft hier also dieselbe Wirkung hervor, wie plötzliche Abkühlung.

— Die Entdeckung von Kometen auf photographischem Wege. Die Zahl der Kometen, welche den Astronomen bekannt sind, wächst ständig und vergeht kein Jahr, das uns nicht weitere Entdeckungen auf diesem Gebiete bringt. Die astronomischen Fernrohre werden fortwährend verbessert. Trotz ihrer Verbesserungen (ihrer Vergrößerung und Schärfe) vermögen diese Instrumente das menschliche Auge nicht zu befriedigen; denn das Auge besitzt nur eine beschränkte Empfindlichkeit für Lichtstrahlen von bestimmten, innerhalb verhältnißmäßig engen Grenzen gelegenen Schwingungs-Zahlen. Wie uns das Patentbureau von G. Dedreux in München mittheilt, sind nun bereits drei Kometen, welche dem menschlichen Auge trotz der stärksten Bewaffnung entgangen sind, durch die Photographie aufgefunden worden. Freilich hat bei der Entdeckung dieser Kometen hauptsächlich das Bild des sich fortbewegenden Kometenschweifes zur Erkenntniß des Vorhandenseins der Kometen geführt und sind zwei derselben später auf Grund des photographischen Bildes auch in der Natur beobachtet worden, während der dritte Komet nur in seinem Bilde bekannt geblieben ist. Es ist dies nicht zu verwundern, da die Kometen häufig nur ganz kurze Zeit sichtbar sind und die weitere Beobachtung einzelner Kometen in Erdennähe dadurch unmöglich wird, daß dieselben nur wenige Stunden des Tages am Horizonte erscheinen, um dann vielleicht für immer der Erde entrückt zu werden.

— Ein gigantisches Barometer ist in Paris im Thurm der St. Jakob's-Kirche aufgestellt worden. Er ist 12 Meter und 65 Zentimeter hoch und der Durchmesser seiner Säule beträgt 20 Millimeter. Die Füllung des Barometers besteht aus gefärbtem Wasser, dessen Oberfläche mit einer Oelschicht bedeckt ist, um eine Verdunstung zu verhindern. Während nämlich eine Quecksilbersäule von 760 Millimeter Höhe eine Luftsäule, die eine gleiche Schnittfläche besitzt, im Gleichgewicht hält, muß ein Barometer mit Wassersäule natürlich bedeutend länger sein, weil Quecksilber die $13^1/_2$fache Schwere des Wassers besitzt. Dagegen sind selbstverständlich auch die Schwankungen, Steigen und Fallen der Wassersäule eines solchen langen Barometers $13^1/_2$mal so groß als die der Quecksilbersäule und erlauben so eine für wissenschaftliche Untersuchungen bedeutend genauere Beobachtung der Temperatur- bezw. Witterungserscheinungen.

Sinnspruch.

Leicht kannst du Hab und Gut verhehlen,
Daß es dir keine Diebe stehlen;
Jedoch Verleumder einzuschränken,
Und allen Tadel abzulenken,
Das steht nie in deinen Kräften,
D'rum achte nicht der Thoren Schwätzen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Eron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 10. Freitag, den 13. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
10 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Man muß ihn im Gegentheil gewähren lassen, weil er uns einen Beweis mehr liefert; wir werden ihn weit besser drinnen festnehmen, als wenn wir ihm auf der Straße nachliefen, und unsere Angelegenheit in Frage stellten."

Sartilly fühlte die Richtigkeit dieser Antwort, hatte aber Mühe, seine Ungeduld zu bemeistern.

In dem Augenblick als sie endlich um die Ecke der aristokratischen Straße bogen, konnte er einen Wuthschrei nicht unterdrücken. Die Trottoire und die Chaussee waren einsam, so weit der Blick reichte und vor dem hohen und breiten Gitter des Hotels Koreff war Niemand zu sehen. Es war unmöglich, daß es sich in den wenigen Minuten geöffnet und geschlossen haben konnte, und doch war der geheimnißvolle Fußgänger verschwunden.

Als der Fiaker vor dem offiziellen Eingang hielt, warf Sartilly seinem Begleiter einen verzweifelten Blick zu; dieser aber deutete lächelnd mit dem Finger auf eine niedrige enge Thüre, deren grüne Flügel auf zwanzig Schritt gegen die graue Mauer abstachen.

„Jetzt können wir klingeln," sagte der Polizeichef, „die Vögel sind im Nest."

III.

In dem Augenblick, als der Ton der Glocke erschallte, hörte das Rollen eines Wagens auf dem Boulevard des Italiens plötzlich auf.

„Das sind unsere Leute, die sich aufgestellt haben werden, bevor wir eingeführt sind."

„Und wenn das Hotel zwei Ausgänge hätte?" fragte Sartilly.

„Es hat deren zwei, und gerade darauf rechne ich für den Fall eines Widerstandes. Jottrat würde durch den Garten kommen; er hat denselben schon bei andern Gelegenheiten überwacht, er weiß wie man in denselben gelangt."

Während dieses halblaut geführten Gesprächs hatte ein Flügel des Gitterthores sich geöffnet und die imposante Figur eines kolossalen Schweizers zeigte sich am Eingange des Hofes.

„Wollen Sie dies Ihrem Herrn übergeben lassen," sprach kurz der Polizeichef, ihm eine Karte von ganz eigener Form darreichend.

Der Thorhüter, welcher anfänglich die beiden Besucher ziemlich verächtlich betrachtet hatte, änderte plötzlich sein Benehmen, und beeilte sich, sie bis an den Perron zu führen, woselbst zwei Bediente sie empfingen und sofort in einen Wartesalon geleiteten.

Sartilly, äußerst überrascht über die ungezwungene Art und Weise, mit welcher sein Begleiter sich eingeführt, hatte auf einen Augenblick seine Rache vergessen, so sehr war seine Neugierde gereizt. Er fragte sich, welche Mittel der kühne Polizeibeamte wohl anwenden werde und gelangte zu keinem vernünftigen Schluß. Er hätte ihn gerne darüber befragt, während der Bediente sie dem Herrn von Koreff anmeldete, aber die Augen des Beamten empfahlen ihm so deutlich Stillschweigen, daß er sich entschließen mußte, zu schweigen und zu warten.

Seine Gedanken wurden durch den Eintritt eines Thürstehers unterbrochen, der in schwarzer Kleidung, seidenen Strümpfen, einer goldenen Kette um den Hals, erschien und sie aufforderte, ihm zu folgen. Er führte sie durch eine lange mit Blumen besetzte Gallerie bis zur Glasthür eines Gewächshauses, oder vielmehr eines wundervollen Wintergartens.

Ein Mann spazierte langsam in der Mitte eines wahren Waldes seltener Pflanzen, und seine halb orientalische Kleidung stach durch ihre blendenden Farben gegen das dunkle Grün der exotischen Gewächse ab.

Bei dem Geräusch, welches die Schritte der auf dem Kies der Allee Gehenden verursachte, wandte er sich um, und zeigte den Ankommenden seine volle Gestalt. Ein Sonnenstrahl, der in diesem Augenblick durch die

Fenster drang, beleuchtete ihn von Kopf bis zu Fuß und ließ die kleinsten Details seiner Person hervortreten.

Edmond brauchte nur eine Sekunde, um ihn zu erkennen; es war eben der gewöhnliche Kavalier der Schönen mit dem goldenen Haar, der geheimnißvolle Fremde, der sich Herr von Koreff nennen ließ.

Sartilly hätte ihn erkannt, nur indem er seine Zähne, weiß wie Elfenbein, gesehen hätte, die zwischen den purpurrothen Lippen hervorleuchteten, und er zögerte nicht, durch ein bejahendes Zeichen dem Polizeichef zu antworten.

Der Spaziergänger stand stille und besah sich seinen Besuch mit wenig wohlwollender Aufmerksamkeit. Der Vicomte fühlte sich durch diesen klaren, durchdringenden Blick in Verlegenheit gesetzt und erwartete mit Ungeduld, daß sein Begleiter das Schweigen brechen möge; dieser aber beobachtete kalt den Herrn von Koreff, und schien eine Frage zu erwarten.

„Sie also kommen von Moskau?" sprach endlich die räthselhafte Persönlichkeit mit einer Stimme, die Edmond erbeben machte.

Es schien ihm, als habe er schon irgendwo diesen beißenden und rauhen Ton gehört.

„Ich bin es, der über Wien und Moskau kommt," antwortete ruhig der Polizist.

„Und wer ist dieser Mann?" fragte Koreff, auf den Vicomte deutend.

„Ein Bruder, der morgen abreisen wird, um meinen Bericht nach Rußland zu bringen. Man kann vor ihm sprechen."

„Sehr gut! Was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich komme," sagte der Polizeichef mit berechnender Langsamkeit, „um im Namen des Komitees von Ihnen Erklärung zu fordern über Ihre Verbindung mit einem nicht affilirten Franzosen — dem Marquis von Mensignac."

Dieser unversehens ausgesprochene Name brachte bei Herrn von Koreff ein leises Erzittern hervor, das er jedoch sofort unterdrückte, aber nicht schnell genug, daß es dem Scharfblick des Polizeichefs entgangen wäre. Darauf nahm das Gesicht des Fremden einen ganz eigenthümlichen Ausdruck an. Man konnte darin gleichzeitig Ueberraschung, Zorn, Geringschätzung und Unruhe lesen.

„Diese Verbindung geht nur mich allein an," sprach er hochmüthig, „und die Geschäfte, die ich mit Herrn von Mensignac gemacht habe, habe ich mit meinen persönlichen Mitteln gemacht."

„Das Komitee will sie kennen."

„Ich erkenne ihm nicht das Recht dazu," unterbrach ihn Koreff auffahrend.

Dann, sich fast sogleich beruhigend, sprach er kalt:

„Ich erkenne Niemanden das Recht zu, mein Privatleben zu untersuchen, da ich aber durchaus keine Ursache habe, dasselbe zu verheimlichen, so willige ich ein, Ihnen zu antworten. Ich habe zu wiederholten Malen Herrn von Mensignac bedeutende Summen geliehen und heute noch sollte er mir eine halbe Million zurückbezahlen."

„Und Sie haben diese Summe noch nicht zurückerhalten," sagte der Polizeimann, ohne das geringste Zeichen des Erstaunens zu äußern, beim Vernehmen eines so gravirenden Umstandes, den Sartilly nicht Zeit gehabt hatte, ihm mitzutheilen.

„Nein; ich fürchte selbst, sie nie wieder zu erhalten und mein Geld zu verlieren," antwortete Koreff trocken. „Diese Erklärungen werden Ihnen hoffentlich genügen; aber jedenfalls habe ich Ihnen keine anderen zu geben."

Sein Blick und seine Geberde zeigten deutlich, daß er seine Besucher verabschieden wollte, und der Vicomte glaubte einen Augenblick die Partie verloren. Ein Blick, den er auf seinen Begleiter warf, beruhigte ihn jedoch in dieser Beziehung. Seine beweglichen Züge hatten den Ausdruck eisiger Kälte verloren, um einer angreifenden Ironie Platz zu machen; seine Augen strahlten von List und seine Stimme nahm einen spottenden Ton an.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte er mit affektirter Höflichkeit; „ich glaube, daß wir uns zu meinem größten Bedauern nicht verstehen."

Herr von Koreff sah ihn erstaunt an.

„Die Erklärungen, die Sie mir soeben gegeben haben, sind weit entfernt, mir zu genügen," sprach jetzt der Polizist mit derselben Ruhe, „denn ich habe bis jetzt nur sehr wenig über Herrn von Mensignac vernommen, und ich bin nur hierher gekommen, um mit Ihnen von ihm zu sprechen."

„Sie behaupten, nur hierher gekommen zu sein, um mit mir von Herrn von Mensignac zu sprechen," fragte der Fremde blaß vor Zorn, „und vorhin sagten Sie mir, Sie kämen von Moskau. Ist das ein Verrath, oder ein ungezogener Scherz? Wer sind Sie?" schrie er, wüthend auf ihn eindringend.

„Ich will es Ihnen sagen, aber vorher will ich Ihnen bemerken, daß Sie heute Ihr Geld nicht erhalten werden, denn Herr von Mensignac ist in verflossener Nacht ermordet worden. Ich glaube selbst, daß ich den Mörder kenne."

(Fortsetzung folgt.)

Der große Hofball

in dem prächtigen Ballsaal der Residenz bot auch heuer wieder jenes fesselnde, farbenreiche und bewegte Bild, das schon so oft beschrieben ist und dessen Anblick doch durch keine Beschreibung in seiner glänzenden Pracht wiedergegeben werden kann. Die prächtigen Balltoiletten der Damen, blitzendes Geschmeide, Uniformen aller Art (auch die Marine-Uniform war vertreten), glitzernde Ordenssterne, goldene Amtsketten rc. wirkten zusammen zu reichster Farbenpracht.

Schon geraume Zeit vor dem Erscheinen des Prinz-Regenten hatten sich die Geladenen in dem Ballsaal eingefunden, wo sich immer lebhaftere Gruppen bildeten. Das diplomatische Corps war fast vollzählig erschienen, und der z. Zt. beurlaubte preußische Gesandte Graf Monts und der österreichische Gesandte Graf Zichy, welcher dem Feste der Landestrauer wegen fernblieb, fehlten. Weiterhin bemerkte man zahlreiche Standesherren, die Minister, die Hof- und Staatswürdenträger, die Generalität, Vertreter der Universität und der technischen Hochschule u. s. w.

Gegen 7 Uhr betrat der Prinz-Regent, die Prinzessin Ludwig führend, den Saal. Ihm folgten Prinz Ludwig mit Prinzessin Arnulf, Prinz Franz mit Prinzessin Alfons, Prinz Arnulf mit Prinzessin Therese, Prinz Ludwig Ferdinand mit Prinzessin Adelgunde, dann die übrigen Mitglieder des königlichen und des herzoglichen Hauses, sowie Prinz und Prinzessin Friedrich von Hohenzollern. Fern geblieben waren jedoch dem Feste von den k. Hoheiten wegen Familientrauer Prinz und Prinzessin Leopold, Prinz Georg, Herzog und Herzogin Karl Theoder und Herzog Ludwig, außerdem die Prinzessin Ludwig Ferdinand, welche die Pflege ihrer in Reconvalescenz befindlichen Kinder an's Haus fesselte.

Der Regent begrüßt nach Eintritt in den Festsaal die Gäste, unterhielt sich mit Einzelnen und ließ sich durch den württembergischen Gesandten Frhrn. v. Soden, den badischen Gesandten Frhrn. v. Bodman, den Oberhofmarschall Grafen Seinsheim und den General-Adjutanten Grafen Lerchenfeld verschiedene Herren und Damen vorstellen, darunter den Kommandeur der 2. württembergischen Division, Generalleutnant v. Sick, den badischen Kammerherrn Frhrn. v. Schönau und den Unterleutnant zur See Ernst Frhrn. v. Gagern.

Nach Beendigung des Cercles begann die Polonaise, bei welcher der Prinz-Regent die Gemahlin des badischen Gesandten führte; ihm folgten die Gesandten von Rußland, Sachsen, England und Frankreich mit den Prinzessinnen, Ludwig, Arnulf, Alfons und Therese, verschiedene Standesherren mit den übrigen Prinzessinnen, dann die Prinzen mit den Gemahlinnen der Gesandten u. s. w. Noch reizvoller und lebhafter wurde das ganze Bild, als später die Rundtänze begannen.

Gegen halb 11 Uhr folgte in verschiedenen Sälen der Residenz ein Souper, wobei für die Mitglieder des königlichen Hauses der Habsburg-Saal gewählt war. Nach weiteren Rundtänzen und einem Kotillon fand der Ball nach 1 Uhr sein Ende.

Mannigfaltiges.

— Dem bekannten Sonderling Maler Diefenbach, den die Münchener Kohlenrabi-Apostel genannt, passirte in seinem letzten Aufenthalt bei Wien das Schicksal, zwangsweise auslogirt zu werden. Wiener Blätter berichten darüber: Der Himmelshof in Ober-St. Veit, wo Maler K. W. Diefenbach mit seiner Familie und seinen Schülern bisher gewohnt hat, war am Samstag der Schauplatz einer dramatischen Szene. Diefenbach wurde delogirt. Im Laufe des Vormittags wurde durch eine Gerichtskommission das Inventar des Malers für die Konkursmasse aufgenommen. Die Schätzung war mit Schwierigkeiten verbunden, da viele Gemälde arg beschädigt und theilweise unfertig sind. Im Ganzen sind es etwa 600 Bilder und Skizzen. Wenn sich Käufer für die großen Bilder finden, so dürften die Forderungen der Gläubiger, ca. 16000 fl., gedeckt sein. Nach der Schätzung begab sich die Kommission zu Diefenbach, welcher erkrankt ist, um ihn zu fragen, wann er mit seiner Kolonie den Himmelhof verlassen werde. Weinend bat Diefenbach, die Kommission möge sich zum Eigenthümer, Herrn Steiner, begeben und für ihn einen Aufschub der Delogirung erwirken, da er krank sei. Thatsächlich begaben sich die Herren zum Hauseigenthümer, machten ihm Vorstellungen und ersuchten ihn, er möge den kranken Mann bis 31. ds. im Himmelhof wohnen lassen. Kaum ist die Bitte vorgebracht, als auch schon Herr Steiner in eine hochgradige Aufregung geräth. Nicht um ein Vermögen will er die Kolonie länger beherbergen. Diefenbach ist ihm den Zins zwar nicht schuldig geblieben, aber er hat ihm unglaubliche Unannehmlichkeiten verursacht. Ein reines Hotel habe er aus dem Himmelhofe gemacht. Oft wurden an einem Tage 10 bis 15 Meldezettel für Zuwachs zur Kolonie unterschrieben. Die Wände wurden ruinirt, Verdruß gab es fortwährend. „Jetzt will ich endlich Ruhe haben," schließt Herr Steiner, „so gern ich den Herren gefällig sein möchte, Diefenbach mit seiner Kolonie muß hinaus." Schließlich will Herr Steiner Diefenbach noch bis 1. Februar behalten, wenn eine Kaution von 300 fl. dafür erlegt wird, daß der Maler mit seiner Kolonie

an diesem Tage bestimmt auszieht. — Ein Kommissionsmitglied bietet 150 Gulden aus eigener Tasche, wenn Herr Steiner die Familie Diefenbach noch beherbergt. Vergebens, Steiner refusirt und so mußte die Delogirung vorgenommen werden. Gegen 3 Uhr wurde die Unter-St. Veiter Rettungsgesellschaft gerufen, um die Transportirung des kranken Malers zu bewerkstelligen. Und so blieb dem Maler nichts Anderes übrig, als daß er sich auf die Beine machte und den Himmelhof verließ. Vor dem Verlassen desselben setzte sich Diefenbach noch auf eine der Stufen, die zu seiner Wohnung führen, und weinte vor sich hin. Es wurde dann eine vorläufige Unterkunft für Diefenbach und seine „Familie" im „Hotel Auhof" besorgt, wohin die ganze Gesellschaft unter Auflauf des Publikums übersiedelte. Die „Familie" Diefenbach war in der letzten Zeit von 35 auf 14 Mitglieder zusammengeschmolzen. Diese sind: Der 27jährige ledige Weber Anton Breicha, der 17jährige beschäftigungslose Mathias Czerney, die Diefenbach-Kinder: Helios, 17 Jahre, Stella, 16 Jahre, und Lucidus, 11 Jahre alt, der 22jährige Franz Andreas Kot, der 17jährige Optiker Franz Mayer, die 31jährige Modistin Mathilde Diorny, der 22jährige Ziseleur Johann Panke, der 22jährige Paul Ritter v. Spann, der Private Friedrich Ritter v. Spann mit Gemahlin Magdalena und Sohn Homo (7 Monate alt) und endlich die 38jährige Kindergärtnerin Wilhelmine Vogler.

— Ueber giftigen Honig bringt die Dezember-Ausgabe der „Therapeutischen Monatshefte" einen werthvollen Bericht. Die eigentliche Veranlassung dafür bildet der Krankheitsfall eines 54jährigen holländischen Rechtsanwaltes, der ungefähr ein Viertelpfund Honig zu sich nahm und darauf von eigenartigen Vergiftungs-Erscheinungen befallen wurde. Diese bestanden in einem brennenden Gefühl an der Stirne, Gesichtshallucinationen, Kälte und Bläffe der Haut, schwacher und unregelmäßiger Herzthätigkeit und Benommenheit, später in Gesichtsverdunkelung, Bewußtlosigkeit, erschwerter und beschleunigter Athmung und krampfhaften Zuckungen zunächst in den Armen und darauf am ganzen Körper. Nach Anwendung eines Brechmittels und belebender Arzneien erholte sich der Kranke, jedoch blieb noch längere Zeit ein Schwächegefühl und ein prickelndes Gefühl auf der Zunge zurück. Der Honig hatte einen deutlich bitteren Geschmack besessen. Derartige Vergiftungen sind durchaus nicht selten und werden bereits im Alterthum erwähnt. Am bekanntesten ist der Bericht Xenophons in seiner Anabasis über die Vergiftung seiner Leute durch den Genuß von Honig, die sich in Erbrechen, Durchfällen und einem rauschähnlichen Zustande äußerte. Die Giftigkeit des Honigs von Trapezunt' um den es sich damals handelte, ist noch später wiederholt, auch in neuester Zeit, festgestellt worden. Weitere Fälle von Honigvergiftungen wurden aus Nord-Amerika, aus der Schweiz (wo in der Stadt Altdorf zwei Leute daran starben) und aus England gemeldet. In England erkrankten in diesem Jahre mehrere Knaben schwer nach dem Genuß von Honig aus Nestern der Erdhummel. Man hat schon frühzeitig vermuthet, daß die gelegentliche Giftwirkung des Honigs von seiner Herkunft aus giftigen Pflanzen zu erklären sei, und die heutige Wissenschaft hat diese Vermuthung zur Thatsache erhoben. Für den gefährlichen Honig von Trapezunt sind eine dort wachsende Azaleen- und eine Rhododendron-Art verantwortlich zu machen. Diese Pflanzen enthalten, wie Plugge nachgewiesen hat, einen höchst giftigen Stoff, der in den Gewächsen der Erika-Familie nicht selten ist und zuerst in der japanischen Pflanze Andromeda japonica gefunden wurde, woher er den Namen Andromedotoxin erhielt. Die Giftwirkung dieses Stoffes wurde an Thieren unzweifelhaft erwiesen. Plugge hat auch geradezu den Honig von Rhododendronblüthen gesammelt, indem er ihn mit sehr feinen Glasröhren aus den Blumen aufsog und so gewissermaßen den Bienen Konkurrenz machte. Auf diese Weise gelang es ihm, etwa ein Gramm vollkommen farblosen und ganz durchsichtigen Honig zu gewinnen, in dem er den Giftstoff chemisch feststellte. Auch der Fingerhut übrigens, sogar der Oleander ist als Lieferant von Gifthonig verdächtig. Wenn die Honigvergiftungen auch nicht gerade häufig sind, noch seltener tödtlich verlaufen, so ist es doch gerathen, mit dem Genuß eines irgendwie ungewöhnlich schmeckenden Honigs vorsichtig zu sein.

— Der Senior der Papageien. Die Prinzessin von Wales besitzt einen berühmten Papagei Namens „Ducky". Pitt kaufte ihn 1783 und schenkte ihn 1800 dem König Georg III. Der Vogel ist sicherlich fast 200 Jahre alt, dennoch aber noch munter und lustig.

Welke Blumen.

Viel duftende Blumen in meiner Hand,
Sie waren gespendet als Liebespfand;
Ihr sinnig Bedeuten von Treue sprach,
Ich beschaute sie innig jeden Tag.

Längst hat sie umweht der welkende Hauch,
Mir dünket entschwunden die Treue auch;
— Die welken Blumen in meiner Hand
— Umwinde ich sinnend mit — blauem Band.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 11. Samstag, den 14. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

11 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Ein Wuthstrahl blitzte in den Augen des Herrn von Koreff, und er machte eine Bewegung, um sich auf den Sprecher zu werfen. Aber durch eine wunderbare Gewalt über sich selbst, bemeisterte er seinen Zorn.

„Ich fange an zu errathen,“ sagte er mit verachtender Kälte, „Sie sind ganz einfach ein Spion; es kann nur ein solch Elender sein, der fähig ist, die Erkennungszeichen einer politischen Verbindung zu erschleichen und sie zu seinem unwürdigen Gewerbe zu mißbrauchen.“

„Ich bin der Chef der Sicherheitspolizei, und ich glaubte nicht, daß Sie einen solchen Abscheu vor meinen Funktionen hätten. Es ist wahr, meine Aufwartung ist keine politische.“

Dieser in spottendem Ton ausgesprochene Satz brachte den Fremden außer sich.

„Machen Sie es kurz und befreien Sie mich von Ihrer häßlichen Gegenwart. Was wollen Sie von mir?“

„Sie bitten, mir nach der Präfektur zu folgen.“

„Mit andern Worten, Sie wollen mich arretiren?“

Der Chef verbeugte sich, zum Zeichen der Zustimmung.

„Und Sie haben geglaubt,“ sprach Koreff mit den Zähnen knirschend und die Fäuste ballend, daß ich mich würde festnehmen lassen.“

„Das glaube ich,“ antwortete der Polizist kalt. „Meine Leute zerniren das Hotel, und ich brauche nur durch diese kleine Pfeife ein Signal zu geben, und sie sind sofort hier; ich hoffe aber, daß Sie mich nicht zu Gewaltmaßregeln zwingen.“

Es folgte ein langes Schweigen, während welchem Koreff seine Kaltblütigkeit wieder fand.

„Ich werde Ihnen vielleicht folgen,“ sprach er jetzt mit mehr Ruhe, „aber vorher will ich wissen, unter welchem Vorwande Sie es wagen, mich festzunehmen.“

„Herr von Mensignac ist diese Nacht verschwunden, und Sie hatten zu häufige Beziehungen zu ihm, um nicht im Verdacht zu sein.“

„Er ist verschwunden, also bin ich es, der ihn ermordet hat! — Und wer ist der Urheber dieser so wahrscheinlichen Beschuldigung?“

„Ich,“ sprach Edmond, Herrn von Koreff fest anblickend. „Ich bin der Vicomte von Sartilly, und war der Freund dessen, den Sie so feige getödtet haben.“

„Ihr Mitschuldiger ist soeben durch die kleine grüne Thür in der Rue de Varennes ins Hotel eingetreten,“ sprach ruhig der Polizeichef, der glaubte, in den Zügen des Fremden ein sofort wieder unterdrücktes Zusammenziehen zu bemerken.

„Ich glaube, daß dies nicht alles ist,“ erwiderte Koreff höhnend. „Wessen werde ich denn noch beschuldigt?“

„Eine Frau ermordet zu haben.“

„Wahrhaftig! Und welche?“

„Diejenige, welche Sie seit Ihrer Rückkehr überall hin begleiten, diejenige, deren Schönheit und besonders schönes Haar ganz Paris bemerkt hat, diejenige endlich, die Ihren Namen trägt, und Sie vielleicht nur geheirathet haben, um sich ihrer zu Ihren Intriguen zu bedienen.“

Ein helles Lachen unterbrach den überraschten Polizisten. Der Fremde krümmte sich in einem Anfall plötzlicher Heiterkeit, und warf sich, beinahe erstickend vor Lachen, auf einen Divan, nachdem er seinem Bedienten geklingelt hatte.

„Sagen Sie der Frau von Koreff, daß ich Sie bitte, herunterzukommen,“ schrie er dem Bedienten entgegen, der in der Thüre erschienen war.“

* * *

Es wäre schwer, den Eindruck zu beschreiben, den dieser gewiß unerwartete Satz hervorbrachte. Ein tiefes Erstaunen malte sich in den Zügen Sartilly's, der das Haupt beugte, um den triumphirenden Blicken Koreffs

auszuweichen. Der unglückliche Vicomte wurde abwechselnd blaß und roth. Der grausame Gedanke, daß er sich geirrt haben konnte, tauchte zum ersten Male in seinem Geiste auf. In welcher schrecklichen Verlegenheit würde er sich befinden, wenn die Ermordete der vergangenen Nacht nicht die Frau von Koreff sein sollte! Was würde wohl dieser Agent sagen, den er mit so sträflichem Leichtsinn zu einem so ernsten Schritt veranlaßte.

Niedergedrückt unter der Last seiner Unvorsichtigkeit, wagte Sartilly nicht, die Augen zu erheben, und das eisige Schweigen, welches dem Entfernen des Dieners folgte, vermehrte noch seine Verwirrung. Er dachte nach, welches Mittel er anwenden könnte, um sich aus dieser demüthigenden Lage zu befreien, als er leise seinen Ellenbogen angestoßen fühlte.

Er schüttelte seine Erstarrung von sich und blickte den Polizeichef an, dessen Züge noch unverändert dieselben geblieben waren. Kalt und unbeweglich beobachtete er Herrn von Koreff, und sein ironisches Lächeln war nicht einen Augenblick von seinen Lippen verschwunden. Der Blick, den er dem Vicomte zuwarf, sagte so deutlich: „Ich glaube nicht an diese neue List," daß Sartilly wieder etwas kaltes Blut erlangte.

Der Fremde jedoch bezeigte nicht die geringste Unruhe. Er pfiff leise zwischen den Zähnen, während er eine prachtvolle, rothe Kamelia, die sich im Bereiche seiner Hand befand, entblätterte; von Zeit zu Zeit warf er einen Blick voll Haß und Verachtung auf die beiden Besucher.

Man hörte Schritte in der Galerie. Ein zweiter Blick des Polizeichefs sagte seinem Begleiter ganz deutlich: „Ich rechne auf Sie, um die Person zu erkennen, die jetzt eintreten wird."

Sartilly hatte verstanden und er begann aufzuathmen. Die Möglichkeit der Verwechslung einer Person erschien ihm jetzt klar und er bereitete sich vor, den Betrug aufzudecken. —

Es war indessen ein Mann, der eintrat, ein Hausmeister im schwarzen Leibrock, weißer Halsbinde, sorgfältig rasirt, mit einem nach englischer Manier geschnittenen grauen Backenbart. Er grüßte erfurchtsvoll und sagte dem Herrn von Koreff einige Worte in einer fremden Sprache.

„Sprechen Sie französisch," sagte ihm sein Herr mit vollkommenster Ruhe, „es ist nöthig, daß diese Herren erfahren, was Sie mir eben sagten."

„Es ist unnöthig," sagte ruhig der Chef der geheimen Brigade, „ich verstehe deutsch."

„Sehr glücklich in der That," sprach Koreff, verächtlich lächelnd, „und ich danke Ihnen, daß Sie mir die Mühe ersparen, zu übersetzen."

„Oh, ich hatte vorher errathen, was man Ihnen jetzt mittheilte, — daß Madame nicht im Hotel ist," sprach der Polizist mit absichtlicher Ironie, die er nicht zu verheimlichen suchte.

„Madame hat die blaue Kutsche bespannen lassen, um nach dem Bois de Boulogne zu fahren, sie wird aber bald zurückkehren, da sie um 4 Uhr die Frau Baronin von Anstein empfangen soll."

Es folgte ein tiefes Schweigen. Der Chef der Sicherheit blieb kalt und undurchdringlich, während die Haltung voller Ungezwungenheit des Herrn von Koreff die vollständige Befriedigung ausdrückte.

„Es ist gut, Karl, gehen Sie," sagte er im leichten Tone.

Der Hausmeister schritt zur Thüre hinaus.

„Mein Herr," sprach nach einer Pause der Oberbeamte der Polizei, „wir spielen beide ein kindisches Spiel. Ich will mich erklären: Es sind beinahe 10 Jahre, daß ich meine Funktionen versehe und ich glaube, einige Erfahrung in Fällen dieser Art erlangt zu haben. Wenn ich mich entschlossen habe, einen reichen, in der Welt hochgestellten Mann sofort zu verhaften, so geschieht dies, weil gegen Sie so gewichtige Verdachtsgründe vorliegen, daß Sie für mich einem Beweis gleichkommen. Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich direkt auf mein Ziel losgegangen bin, und wenn ich anfangs mich der List bediente, so geschah dies, weil ich befürchtete, von Ihnen nicht empfangen zu werden, und ich es vermeiden wollte, mit Gewalt bei Ihnen einzudringen. Ausflüchte und Verspätungen werden an dem Endresultat nichts ändern; Sie sind übrigens Ihres Charakters und," fügte der Beamte leise bei, „ebenso Ihrer Funktionen unwürdig."

Die letzten Worte hatten wahrscheinlich sicher getroffen, denn Herr von Koreff erblaßte leicht und schien zu zögern; seine Verwirrung war aber nur von kurzer Dauer und er antwortete beinahe sofort mit fester Stimme:

„Meine Funktionen haben hoffentlich mit der albernen Beschuldigung, deren Gegenstand ich bin, nichts gemein."

„Durchaus nichts," antwortete ruhig der Chef der Sicherheitspolizei.

„Sie wissen, daß ich mich sofort durch eine fremde Gesandtschaft reklamiren lassen könnte," fuhr Herr von Koreff, der seine ganze Ruhe wieder erlangt hatte, fort, „aber ich will von diesem Recht keinen Gebrauch machen. Ich halte zu sehr darauf, eine nichtswürdige Verleumdung in ihr Licht zurückzuführen," fuhr er fort, Sartilly anblickend.

„Es ist das kürzeste Mittel, das Sie ergreifen können," antwortete der Polizeimann, ohne sich aufzuregen.

„Ich verlange keinen Rath, ich verlange nur zu wissen, wohin Sie mich führen wollen."

„Nach der Polizeipräfektur. Wir haben einen Fiaker an der Thüre."

„Sehr gut, dieser Herr wird uns ohne Zweifel begleiten," sagte Herr von Koreff, auf den Vicomte deutend; „er muß darauf halten, die ehrenhafte Mission, die er übernommen hat, bis zu Ende zu führen."

Sartilly erblaßte vor Zorn, und er hielt nur mit äußerster Mühe an sich. Eine Bewegung des Beamten hinderte ihn.

„Wollen Sie mir also folgen, mein Herr?" sprach kalt der Beamte.

Herr von Koreff klingelte.

„Sie werden mir doch wohl erlauben, mich anzukleiden."

„Sicherlich, vorausgesetzt, daß es hier geschieht."

„Das Hotel wird heute Abend durch den Untersuchungsrichter untersucht werden," sprach er kalt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonntag und dessen gesundheitliche Bedeutung.

Bei einer Feier der Aargauer Gesellschaft für Sonntagsheiligung hielt in der Kirche zu Brugg der prakt. Arzt Dr. P. Barth aus Basel einen Vortrag über das Thema „Der Sonntag und dessen gesundheitliche Bedeutung". Herr Dr. Barth führt aus:

Es ist schon längst meine Ueberzeugung, daß nur dann die Anstrengungen zum Zwecke der Beseitigung schwerer Volksschäden von Erfolg können gekrönt sein, wenn das Uebel von verschiedenen Standpunkten aus angegriffen wird und wenn ein Jeder mit der Waffe, die ihm durch seinen speziellen Beruf ist in die Hand gegeben worden, furchtlos gegen den gemeinsamen Feind andringt. Und welche Berufsarten haben mehr Veranlassung, Schulter an Schulter in diesen Kampf auszuziehen, als die Geistlichen und die Aerzte? Sind sie es doch, denen bei der Ausübung ihres Berufes so reichlich Gelegenheit geboten ist, einen Blick zu thun in die Nachtseiten unseres Volkslebens, hineinzuschauen in so vieles Unglück und Elend, selbstverschuldetes und unverschuldetes, von dem die große Menge entweder keine Ahnung hat, oder an dem sie kalt vorübergeht, wie der Priester und der Levit im Gleichniß.

Wir leben in einer Zeit, deren äußere Signatur die Hast ist, die Unruhe, das Jagen und Treiben. Und zwar zeigt sich dies auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, der körperlichen sowohl, als der geistigen. Alles treibt und drängt vorwärts und wer gegenwärtig Schritt halten will mit seinen Mitmenschen, der bedarf eines viel größeren Aufwandes von körperlicher und geistiger Anstrengung, als früher; und wer es doch versuchen möchte in einer gemächlicheren Gangart, nach der Väter Weise ans Ziel zu gelangen, der wird von der Konkurrenz, der ehrlichen und unehrlichen, überflügelt und bleibt sicher zurück. Und alles Jammern und Klagen, daß es so ist, nützt nichts; die neuen Verhältnisse sind einmal da, und wer weise ist, sucht sich mit denselben auseinanderzusetzen. Die Folgen dieses Wandels der Dinge sind aber auch nicht ausgeblieben. Da ist zunächst die merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, daß trotz den großen Fortschritten auf allen Gebieten menschlicher Arbeit und menschlichen Wissens Eines nicht ist erreicht worden, nämlich eine Besserung der Volksgesundheit im Allgemeinen und damit eine Herabsetzung der Krankheitsziffer! Die Krankheiten sind geblieben, wenn auch ihre Erscheinungsform gewechselt hat: Die großen Seuchen z. B., die früher in verheerender Weise die Länder durchzogen haben, überall Schrecken, Jammer und Tod verbreitend, sind wesentlich zurückgedrängt worden, und wir erblicken in dieser Thatsache dankbar die Frucht einer weit vorgeschrittenen erleuchteten Wissenschaft. Aber während uns jetzt die Namen Cholera, Ruhr, Typhus u. s. f. viel weniger in Schrecken setzen, als vor einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, so sind es dafür andere Krankheiten, die, obgleich sie viel weniger alarmirend auftreten, als die vorhin genannten, in jetziger Zeit doch wegen ihrer großen, in stetiger Zunahme begriffenen Verbreitung in allen Volksschichten die Aufmerksamkeit aller denkenden Menschenfreunde vollauf in Anspruch nehmen. Ich brauche als Beleg für meine Ansicht nur die Tuberkulose, die Trunksucht, die Geisteskrankheiten zu nennen. Besonders auch die Zunahme der letzteren ist eine so unheimliche, daß wir, im Gedanken an ein weiteres Fortschreiten derselben, nur mit Bangen in die Zukunft blicken können. Und auf eine andere Zeitkrankheit möchte ich noch hinweisen, auf ein Leiden, das so oft den eigentlichen Geisteskrankheiten den Weg bahnt, auf die Neurasthenie oder Nervenschwäche, die gar häufig verschwistert mit Blutschwäche zu einer wahren Geißel der zivilisirten Völker geworden ist.

Diese Thatsachen, erschreckend und demüthigend zugleich, sollen uns jedoch nicht entmuthigen, dafür aber recht ernstlich zu der Frage treiben: Wie sollen wir

helfen? Die Antwort lautet ganz einfach: Ein großer Theil der jetzigen schlimmen Zustände könnte beseitigt werden, wenn wir zwei gesundheitlichen Einrichtungen, die uns von Gott zu unserer leiblichen und seelischen Erholung sind gegeben worden, wieder zu ihrem Rechte verhelfen würden, dem Schlafe einerseits und dem Sonntage anderseits. Wissenschaft und Erfahrung lehren uns nämlich, daß keine Arbeit ohne Unterbrechung schadlos kann geleistet werden. Die beständig im Gebrauch stehende Dampfmaschine nützt sich rasch ab, wird reparaturbedürftig und in absehbarer Zeit leistungsunfähig. Auf dasselbe Gesetz stoßen wir beim lebendigen Körper; keine Arbeit in demselben kann ohne Unterbrechung geleistet werden; und auch die scheinbaren Ausnahmen bestätigen nur die Regel, indem wir auch bei der gleichsam ununterbrochen vor sich gehenden Herz- und Lungenarbeit zwischen den einzelnen Herzkontraktionen und Athemzüge zeitlich meßbare Ruhepausen haben. Besonders aber ist es unser gesammtes Nervensystem (Gehirn, Rückenmark und die den verschiedensten Zwecken dienenden Nerven), welches der Ruhepausen bedarf und zwar bei weitem länger dauernder, als irgend ein anderes Organ. Während dieser in kürzerer — als Nachtruhe — und in längerer — als Sonntagsruhe — regelmäßig wiederkehrenden Ruhepausen kann der ermüdete Organismus sich erholen, d. h. es können die durch die Arbeit entstandenen Kraftverluste wieder ausgeglichen werden. Schlaf und Sonntag sind darum gesundheitliche Einrichtungen von schwerwiegendster Bedeutung.

Was zunächst den Schlaf anbetrifft, so wollen wir uns auch bei dieser Gelegenheit wieder in kurzen Worten daran erinnern lassen, wofür uns derselbe gegeben ist. Er stellt für uns dar das erfrischende Bad, in dem die Schlacken der körperlichen und geistigen Tagesarbeit abgewaschen werden.

Wer sich arbeitsmüde, ohne allzuschwere Sorgen und mit einem guten Gewissen zum Schlafe niedergelegt hat, der braucht gewöhnlich nicht gar lange auf den letzteren zu warten; bald, bei Vielen sogar in kürzester Zeit, schwindet das Bewußtsein; die Glieder werden schlaff, machen wohl noch einige automatische Bewegungen; dann hören auch die auf. Aber während der Kopf und die Glieder ausgiebig ruhen, arbeitet das Herz unermüdlich weiter und führt mit kräftigen Pumpenstößen dem in günstiger horizontaler Lage befindlichen, von keiner unbequem sitzenden Kleidung beengten Körper das Blut in ausgiebigster Weise zu; und nur die kleinen Pausen zwischen den einzelnen Zusammenziehungen bezeichnen die Ruhe, die es sich gönnen darf, bis es dereinst im Tode ganz stille steht.

Auch der Apparat, in dem das während seines Laufes durch den Körper unrein gewordene Blut wieder gereinigt wird, die Lunge, arbeitet unverdrossen weiter, und gar kurz sind die Arbeitspausen zwischen den einzelnen Atemzügen; in tiefen, etwas verlangsamten, dafür aber desto ausgiebigeren Zügen, wird die Lebensluft, der Sauerstoff, dem Körper zugeführt, und das Unbrauchbare, Schädliche, die Kohlensäure, ein Produkt des Stoffwechsels, ausgeschieden.

Aber auch in der vielgestaltigen, so wunderbar eingerichteten Werkstätte der Verdauung wird Nachts, wenn auch im verlangsamten Tempo, weitergearbeitet.

Wenn die Morgenstunden herannahen, so wird der Schlaf weniger tief und es stellen sich nach und nach die Vorboten des Erwachens ein, die sicheren Anzeichen davon, daß langsam, dämmerungsartig, die Arbeit in der Werkstätte des Geistes, dem Gehirn, wieder beginnt; Traumbilder umschweben uns, Luftschlössern vergleichbar, errichtet aus den Bausteinen, die sich uns ungesucht aus den verschiedensten Perioden unseres Lebens darbieten, gar oft in ausgesprochenem Barockstyl ausgeführt.

Nach dem Erwachen soll sich der normale Mensch wohl fühlen an Leib und Seele und das Bedürfniß empfinden, frohen Muthes an die Tagesarbeit zu gehen. Das ist aber nur dann möglich, wenn dem Schlafe sein Recht nicht verkümmert wird, wenn zu ihm, als einem kostbaren Gute, gehörig Sorge getragen wird. Und wie viel wird in unserer Zeit in dieser Beziehung gesündigt! Aber die schlimmen Folgen bleiben nicht aus, und darum wird auch (nach Dr. Sondereggers Zitat) der Dichter Lenau immer Recht behalten, wenn er warnend ruft:

„Was sie dem Schlaf an Stunden stahlen,
„Das holt dafür sein Bruder ein,
„Sie müssen es dem Tod bezahlen,
„So bleibt es bei der Sippschaft sein“.

Es steht also fest: Wer die Nachtruhe, den Schlaf hochhält, der thut sich und seiner Gesundheit den größten Dienst; sein Wort und Beispiel wird aber auch bei den Mitmenschen gute Früchte auf dem gesundheitlichen Boden zeitigen; und ebenso steht es fest, daß es jedes Staates heilige Pflicht ist, durch gut gehandhabte Gesetze und Verordnungen, dafür zu sorgen, daß die Nachtruhe nicht durch Lärm und Unfug gestört wird.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 12. Montag, den 16. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
12 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Dieser Ausfall schien auf den Beschuldigten durchaus keinen Eindruck zu machen. Seit einem Augenblick schien seine Aufmerksamkeit durch einen neuen Gedanken in Anspruch genommen zu sein. Sein Gesicht hatte sich belebt, seine Augen glänzten, seine Stirne faltete sich. Man hätte glauben sollen, daß er Alles vergessen habe, was um ihn her vorging, und seine Haltung war die eines Mannes, der horcht.

Ein dumpfes Geräusch ließ sich den Boulevard des Italiens herauf vernehmen. Bald wurde dasselbe deutlicher. Es war die rasche Bewegung eines Wagens, der in gestrecktem Galopp fuhr.

Der Sicherheitschef lauschte, und Sartilly blieb plötzlich, von einem unbestimmten Gefühl ergriffen, stehen. Die Räder rasselten auf dem ungleichen Pflaster der Rue de Varennes. Der Wagen war eben um die Ecke des Boulevard gebogen. Dann hörte das Geräusch plötzlich auf und eine tiefe Baßstimme rief: „Portier!"

Es kam Jemand in aller Eile beim Hotel an, und dieser unbekannte Besuch mußte durch Vollblutpferde und einen ausgezeichneten Kutscher gefahren sein, nach der Präzision zu urtheilen, mit welchem er vor dem Gitter angefahren war und Halt gemacht hatte.

Ein boshaftes Lächeln erschien auf den zusammengepreßten Lippen Koreffs. Ohne ein Wort zu sprechen, ging er gerade auf die Glaswand zu und öffnete zwei Flügel eines auf den Hof gehenden Fensters. Sartilly und der Polizist folgten ihm maschinenmäßig und hatten begriffen, daß sich etwas Besonderes ereignen werde.

Bei dem Ruf einer bekannten Stimme war der Schweizer aus seiner Loge getreten und öffnete das weite Gitterthor. Sobald die Einfahrt frei war, fuhr eine elegante Kalesche von zwei ausgezeichneten Füchsen gezogen in den Hof, beschrieb eine geschickte Kurve und hielt an dem Perron des Hotels.

Im Hintergrund des Wagens, rechts fast begraben unter einer weiten Pelzdecke, lag mehr als sie saß in den blauseidenen Kissen eine Frauengestalt und wartete nachlässig, daß ein Bedienter den Wagentritt herunterlasse. Sie wandte zerstreut ihren Kopf nach dem Gewächshaus und alsobald entrang sich ein Schrei der Verwunderung der Brust Sartillys. Er hatte das blasse Gesicht und das goldene Haar erkannt und glaubte ein Gespenst vor sich zu haben.

Hinter ihm ließ eine spottende Stimme die Worte fallen:

„Ich hatte Ihnen gesagt, daß Frau von Koreff um 4 Uhr zurückkommen werde.

Die Dame stieg langsam die Treppe des Perrons hinauf. Sartilly folgte verblüfft allen ihren Bewegungen mit fieberhafter Aufmerksamkeit. Die Stimme des Fremden, immer ironisch und beißend, sprach hinter ihm:

„Verlangen Sie, meine Herren, daß Frau von Koreff hierherkomme, und daß sie ihnen selbst sage, daß ich sie nicht ermordet habe?"

„Es ist durchaus nothwendig, daß ich mit der Dame rede", antwortete der Sicherheitschef in einem etwas weniger befehlenden Tone, „aber wir können uns in den Salon begeben und ihr, die Störung ersparen."

„Unnöthig sie kommt hieher."

Herr von Koreff hatte kaum diese kurze und trockene Antwort beendet, als sich ein leichter Schritt in der Galerie vernehmen ließ. Der Vicomte blickte seinen Begleiter verstört an und las auf dessen Gesicht Unruhe und Zweifel.

Die Unbekannte erschien am Eingange des Gewächshauses. Mit der fein behandschuhten Hand die exotischen Pflanzen, die sich unter einander kreuzten, bei Seite schiebend, und den Kopf mit einer graziösen und schüchternen Bewegung vorstreckend, zeigte sie nur den Oberkörper und das Gesicht.

* * *

Der Vicomte zögerte einen Augenblick. Ein Sonnenstrahl, der durch den Wald von Gewächsen drang, beleuchtete die kaum Erschienene. Die blassen und regelmäßigen Züge, die großen, tiefblauen Augen, und die Haare mit dem Reflex traten plötzlich aus dem Schatten

hervor. Es war die Frau aus den Champs Elysees und Sartilly fragte sich, ob er nicht der Spielball eines schweren Traumes sei. Dieser Kopf, den er heute Morgen entstellt und blutig gesehen hatte, dieser Kopf lebte wieder vor seinen Augen, und der unglückliche Edmond fragte sich, welches Wunder oder welche List so die Todte wieder erweckt habe.

Es war während einiger Augenblicke eine stumme Scene. Herr von Koreff triumphirend, sah abwechselnd seine bestürzten Besuche und seine erstaunte Frau an. Der Polizeichef beobachtete die Verlegenheit Sartillys, der vergebens versuchte, seine Kaltblütigkeit wieder zu erlangen.

Die Unbekannte sprach. Ihre Stimme hatte einen tiefen Klang und sonderbare Biegungen. Die dumpfen Silben einer Sprache des Nordens fielen mit durchdringender Harmonie von ihren Lippen. Herr von Koreff antwortete einige Worte in derselben Sprache. Er sprach schnell, in kurzen, unterbrochenen Sätzen, wie ein Mann, der dringende Befehle ertheilt.

Der Agent runzelte die Stirne und sprach zwischen den Zähnen:

„Diesmal ist es kein Deutsch.“

Der in tiefe Träume verlorene Vicomte hörte nur unbestimmt.

„Frau von Koreff hat die Gewohnheit, russisch mit mir zu sprechen,“ sagte der Hausherr mit der größten Ruhe, aber sie versteht französisch und wenn Sie es für nöthig halten einige Erklärungen von ihr zu verlangen —“

„Das wäre überflüssig,“ sprach der Sicherheitsbeamte, in Gedanken beifügend:

„Jetzt besonders, da Du sie gewarnt hast. Ich hätte doch Jottrat mitnehmen sollen, der alle Sprachen spricht —“

„Also,“ sprach jetzt Koreff, immer kalt und spottend, „wollen Sie jetzt wohl glauben, daß ich meine Frau nicht umgebracht habe?“

Bevor er antwortete, warf der Polizeibeamte einen letzten fragenden Blick auf seinen Begleiter. Der unglückliche Sartilly war traurig anzusehen. Er wechselte die Farbe mit jedem Augenblick und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. Seine gebeugte Haltung sagte so deutlich: „Ich habe mich geirrt,“ daß der Beamte es für überflüssig hielt, das demüthigende Geständniß seines Irrthums zu verlangen.

Der geschickte Agent hatte seit der Rückkehr der vorgeblich Todten schnell die Lage beurtheilt und glaubte sie gut verstanden zu haben. Seit langer Zeit an komplicirte Intriguen und schwierige Fälle gewöhnt, verstand er es, sich rasch zu entschließen, und im Allgemeinen waren die Entschlüsse, die er faßte, derart, daß sie seine persönlichen Interessen nicht in Frage stellten. Auch heute ging er nicht von seiner gewohnten Vorsicht ab, und sein Plan stand im Augenblick fest.

Seiner Ansicht nach mußte Herr von Koreff mehr oder weniger an dem Verschwinden des Herrn v. Mensignac betheiligt sein, aber es war klar, daß seine Frau lebte, und daß Sartilly durch eine Aehnlichkeit verführt worden war. In einer solchen Lage gab es kein anderes Mittel, als sich einen ehrenhaften Rückzug nach einem falschen Schritt zu sichern. Die unmittelbare Verhaftung eines so hochgestellten Fremden konnte nur durch die unwiderlegliche Identität des abgeschnittenen Kopfes der Frau von Koreff gerechtfertigt werden. Auf diese ernste Maßregel bestehen, obgleich der Irrthum feststand, das hieße eine Verantwortlichkeit übernehmen, welche der kluge Beamte unter allen Umständen vermeiden wollte.

„Mein Herr,“ sprach er mit höflichem und überzeugendem Tone, den er so gut anzunehmen wußte, „die verläumdete Verwaltung, der ich angehöre, hat mitunter Unrecht, rasch zu handeln, aber sie hat das Verdienst, daß sie es versteht, ihre Irrthümer wieder gut zu machen. Auf Grund von Indicien, die näher zu untersuchen wir die Zeit nicht hatten, habe ich einen Schritt gethan, den ich lebhaft bedaure, aber ich schätze mich glücklich, Ihnen sagen zu können, daß von diesem Augenblick meine Mission beendet ist.“

Sartilly, der Herrn von Koreff beobachtete, glaubte in den Augen desselben einen Freudenstrahl aufblitzen zu sehen. Indessen wenn die räthselhafte Persönlichkeit einigermaßen erregt worden war, so ließ er davon in seiner kalten und hochmüthigen Antwort nichts durchblicken.

Man hätte glauben sollen, die Rollen seien gewechselt und vom Beschuldigten sei Herr von Koreff zum Ankläger geworden, so stach seine Haltung und seine Sprache von dem bestürzten Aussehen seiner Besucher ab.

Ein letzter Schlag zerschmetterte den niedergedrückten Vicomte. Frau von Koreff kam langsam aus dem Gebüsch hervor und machte einige Schritte ins Gewächshaus. So wie sie vorschritt, schritt Sartilly unwillkürlich zurück, ohne die Augen von der Erscheinung abwenden zu können. Oft mischten sich entferntere Erinnerungen mit den lebhaftesten Eindrücken des Augenblicks.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonntag und dessen gesundheitliche Bedeutung.

(Fortsetzung.)

Die zweite Einrichtung, die von uns unverbrüchlich muß heilig gehalten werden, wenn wir aufrecht und stark bleiben sollen im tobenden Kampfe der Gegenwart, das ist der Sonntag, diese uralte Institution göttlichen Ursprunges, und ihrer möchte ich mit besonderem Nachdrucke gedenken.

Die Menschheit bedarf, wenn sie gesund bleiben will, des alle sieben Tage wiederkehrenden Ruhetages so gut, wie des Schlafes und der Nahrung. Darauf weist nicht nur etwa dessen hohes Alter hin, sondern z. B. auch die Thatsache, daß der zur Zeit der französischen Revolution vom Staate aus unternommene Versuch, an die Stelle des siebenten Tages als Ruhetag den zehnten zu setzen, bald kläglich gescheitert ist. Aber auch das leider in früherer Zeit fast durchweg vom Staate geduldete Unternehmen Einzelner, auf Veranlassung der Arbeitgeber, oder von sich aus, am Sonntag zu arbeiten, ist stets von großem gesundheitlichem Nachtheil begleitet gewesen, abgesehen davon, daß bei einer nur durch die Nachtruhe und nicht auch durch den regelmäßig wiederkehrenden Sonntag unterbrochenen Arbeit ein minderwerthiges Arbeitsergebniß immer zu konstatiren ist.

„Die Beobachtung des sonntäglichen Ruhetages erhöht aber nicht nur die Leistungsfähigkeit und Arbeitsdauer, sondern geradezu auch die Lebensdauer. Dr. Mussey, ein amerikanischer Arzt, gelangt nach zahlreichen Beobachtungen hierüber zu dem Schlusse, daß durch gewissenhafte Einhaltung dieses wöchentlichen Ruhetages das menschliche Leben um mehr als den siebenten Theil, also um mehr als sieben Jahre auf fünfzig Jahre verlängert würde." (Hägler. Der Sonntag. Basel 1878.)

Die Richtigkeit all dessen, was vom gesundheitlichen Standpunkte aus zu Gunsten einer rechten Sonntagsruhe gesagt wird, ist uns schon längst durch die praktischen Engländer bewiesen worden, welche in der streng durchgeführten Sonntagsruhe die Hauptquelle der Landeskraft zu erblicken gewohnt sind. Und wenn wir aus demselben Lande hervorragende Männer wie Palmerston und Gladstone, deren körperliche und geistige Frische und Arbeitskraft bis in's hohe Greisenalter hinein mit Recht von uns bewundert werden, nach der Herkunft dieser ihrer so hervorragenden Eigenschaften fragen, so vernehmen wir aus Beider Munde, daß ihnen vor Allem der recht gefeierte Sonntag zu immer wieder fließender Quelle der Kraft und Ausdauer geworden ist.

All' das, was wir bis dahin zu Gunsten der Sonntagsruhe ausgeführt haben, ist bei allen Einsichtigen in so hohem Grade zur Anerkennung gelangt, daß in zivilisirten Ländern und Städten — Frankreichs Hauptstadt freilich ausgenommen — kaum mehr eine Regierung dürfte gefunden werden, die sich der Frage der Sonntagsruhe gegenüber glaubte unthätig verhalten zu dürfen und die sich darum nicht veranlaßt gefühlt hätte, durch strenge Gesetze und Verordnungen dem Sonntag als Ruhetag zu seinem Rechte zu verhelfen. Aber nur der richtig angewandte Sonntag kann dem Menschen gesundheitlich zum Segen gereichen. Und wie viel wird in dieser Beziehung gefehlt!

Da wird einerseits mit ausgesprochener Absichtlichkeit ein Theil der häuslichen Werktagsarbeit in den Sonntag hineingezerrt. Wie manchen Kaufmann sieht der Sonntagvormittag hinter den Rechnungsbüchern sitzen! und wenn es auch nicht immer das eigentliche Geschäftliche ist, das ihn an die Arbeit bannt, so ist es dafür die Vereinigung der Privatbuchführung, für welche in regelmäßiger Wiederkehr die erste Hälfte des gesundheitlich nothwendigen Ruhetages verwendet wird. Eine Arbeit ist's aber doch, und zudem eine solche, die so oft, wie kaum eine andere, die Sorgengedanken, die ärgsten Feinde einer rechten Sonntagsruhe, in uns weckt. Und gar manche Hausfrau spart absichtlich gewisse Hausgeschäfte auf den Sonntagvormittag und denkt nicht daran, wie sie sich um ihre Ruhe und um die innere Sammlung, die sie doch so nöthig hat, betrügt.

Ich denke natürlich nicht an diejenigen Arbeiten, welche selbstverständlich auch am Sonntag gemacht werden müssen, an das Instandstellen der Zimmer, an die Zubereitung der Nahrung, an die Pflege unserer Kranken u. s. f., denn wenn dieselben mit weiser Beschränkung in der richtigen Weise ausgeführt werden, so beeinträchtigen sie unsere Sonntagsstimmung nicht, sondern können zum Theil geradezu zur Vermehrung der letzteren beitragen, denn es gehört zu einem rechten Sonntag, daß im Hause Alles in festtäglicher Ordnung sei, in den Zimmern sowohl, als bei der Familienmahlzeit.

Um aber vielen geplagten Hausfrauen mehr als dies bis jetzt möglich gewesen ist, zu einer ausgiebigeren Sonntagsruhe zu verhelfen, möchte ich gerne einer Einrichtung das Wort reden, die sich in England so vortrefflich bewährt hat, der nämlich, daß allen verheiratheten Fabrikarbeiterinnen der ganze Samstag-Nachmittag frei gegeben würde.

Diese Neuerung wäre einer gesegneten Sonntagsruhe ungemein förderlich; alle gröbere Arbeit könnte in dieser Beziehung bewältigt, und zudem noch ein Theil

der unumgänglich nothwendigen Sonntagsarbeit vorbereitet werden.

Anderseits ist die Zahl derjenigen Gelegenheiten gar groß, welche so recht darauf angelegt sind, dem Sonntag seine Krone vom Haupte zu reißen, ihn aus einem Tage des Segens in einen Tag des Unsegens, ja sogar des Fluches zu verwandeln.

Es bedarf zur Begründung dieser Ansicht keiner eingehenden Schilderung: die Nennung der Worte: Wirthshausleben, Trunksucht, Unzucht, blauer Montag sagt genügend, was ich im Sinne habe. Welch' ein Strom von Elend, Jammer und Noth hat sich doch aus dieser leider so reichlich fließenden Quelle ergossen!

Wer mich der Uebertreibung bezichtigen möchte, den verweise ich auf die sorgfältig geführte eidgenössische Mortalitätsstatistik, welche uns mit unanfechtbaren Zahlen darüber belehrt, daß bei uns Jahr für Jahr durchschnittlich der zehnte Mann (im Altersbezirk von 20—60 Jahren) an den Folgen des Mißbrauches der geistigen Getränke zu Grunde geht. Und Hand in Hand damit geht die Thatsache, daß unter allen vorkommenden Vergehen und Verbrechen ein unverhältnißmäßig großer Bruchtheil auf den Sonntag entfällt, oder vielmehr auf das Zerrbild desselben, den unrichtig angewandten Sonntag.

Ganz anders aber gestalten sich die Dinge, im Volks- und Familienleben sowohl, als im Leben der Einzelnen, wenn der Sonntag zu dem benützt wird, wozu er uns von Gott ist gegeben worden, zum körperlichen und geistigen Ausruhen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Frauengemeinden. Man schreibt der „F. Ztg." aus Bern: Wie Osenbrüggen in seinem Buche „Die Schweizer" mittheilt, steht im Kanton Zürich nach einer älteren Uebung die Wahl der Hebammen entweder der Frauengemeinde oder dem Gemeinderath zu. Solche Frauengemeinden haben sich auf dem Lande erhalten. Nach Osenbrüggen ist die Frauengemeinde acht Tage vorher anzusagen. Früher leitete der Bezirksarzt die Versammlung, darauf der Gemeinde-Präsident. Durch geheime Abstimmung wird aus den Kandidatinnen die „wägste" zum Amt der weisen Frau gewählt. Wie weit der Brauch im Kanton Zürich noch besteht, ist uns nicht bekannt. Dagegen steht uns aus der Knabenzeit aus einem Dorf des östlichen Theils des Kantons Zürich, das Weinland genannt, eine solche Hebammengemeinde lebhaft in Erinnerung. Die verheiratheten Frauen waren sämmtlich auf dem Gemeindehaus versammelt. Die Gemeinde, noch heute im Besitze eines Rebberges, hatte eigenen Wein im Keller, von dem die Gemeinderäthe nach beendigter Sitzung öfter tranken, wie denn auch alljährlich Bürgertrünke veranstaltet wurden, zu denen jeder männliche Dorfangehörige vom 16. Altersjahre an Zutritt hatte. Als die Frauen die neue Hebamme erkürt hatten, gingen sie nicht heim zu Männern und Kindern, sondern verharrten auf dem Gemeindehaus, wo nun dem Herkommen gemäß, manche Maß vom besten rothen Gemeindewein aufgestellt wurde. Gar lebhaft ging es zu, eine Anzahl Frauen blieb beim Glas über die Zeit sitzen, so daß ihre beunruhigten Gatten sich aufmachten, sie abzuholen, und dann mit ihren Genossinnen selbst Theil am Trunk und Geplauder nahmen.

— Wortspiel. Ehemann (zu seiner Gattin): „Glaubst Du vielleicht, daß ich mich wegen Deiner lumpigen fünftausend Mark Mitgift lebenslänglich mit Dir giften werde?"

— Verwöhnt. Tochter des Hauses (vom Spaziergang zurückgekehrt): „War Niemand hier, der um mich angehalten hat?"

— Das Preisräthsel. A.: „Aus der kleinen Kommerzienrathstochter kann man nicht klug werden; sie ist ein Räthsel!" B.: „Ja, lösen Sie es und 100 000 Mark erhalten Sie vom Vater als Preis.

Die Bürde.

Einst auf einem schweren Wege
Trugen drei an Schuldnerbürde.
Als man kam zu schwankem Stege,
Warf der erst' sie ab mit — Würde.
Rief dabei dem andern zu:
Lieber Freund, jetzt trage du!

Wollt' der zweite sich bequemen,
Hob die Bürde, sie war schwer.
Wollt' sie auf die Schulter nehmen,
— Aber plötzlich schüttelt er.
Beide waren einig d'rin
Schoben sie dem Dritten hin.

Und der Dritte nahm sie d'rauf
Trug sie über schwanke Brücke.
Sprach: Legt Gott die Last mir auf,
Trag' ich sie zu meinem Glücke.
Sprech' kein Wort der Klage mehr,
Drückt das Unrecht noch so schwer.

Und nun kommt der Schluß der That,
Langer Rede kurzer Sinn:
Sagt mir, wer die Schuld nun hat?
Der geduldig sie nahm hin?
— Meist wird dem sie auferlegt,
Der sie — wenn auch schuldlos — trägt.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 13. Dienstag, den 17. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
13 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Als er die Fremde gehen sah, dachte Edmond unwillkürlich an die Erzählung Jeannes und an die rothgekleidete Frau, die ehemals an ihrer Wiege vorbeigestrichen war. Warum stellte sich seiner Einbildungskraft eher die längst vergangene Nacht, in welcher der alte Marquis von Mensignac gestorben war, vor, als die letzte Vision des jungen Mädchens? Er konnte sich dies sicherlich nicht erklären, aber es schien ihm, als sähe er ein Gespenst, welches die Kindheit seiner Braut in Schrecken gesetzt hatte.

Er suchte diese Idee zu verscheuchen, die ihn wie eine Trauererscheinung verfolgte, und er blickte die Fremde starr an. Auch sie sah ihn an, und ihre Blicke kreuzten sich.

„Wer sind diese Herren?" fragte sie auf französisch, mit stark russischem Accent.

Herr von Koreff übernahm es, zu antworten; er war zu sehr besorgt, sich diese günstige Gelegenheit entgehen zu lassen, seinen Feinden den Gnadenstoß zu versetzen.

„Dieser Herr ist einer der Chefs der Polizei", sprach er mit einem boshaften Lächeln, „und dieser Herr," fügte er bei, sich gegen Edmond wendend, „ist ein Herr der feinen Welt, der das Polizeigewerbe zu seinem Vergnügen betreibt."

Unter diesem Spotte erhob der Vicomte den Kopf und war eben im Begriff, lebhaft zu erwidern, als er von Frau von Koreff unterbrochen wurde, die mit ihrer harmonischen Stimme langsam fragte:

„Wie heißt der Herr?"

„Der Name thut nichts zur Sache! Ich bin der Freund des Marquis von Mensignac, und ich habe wohl das Recht, seine Mörder zu suchen."

Der Vicomte hatte diese Antwort rasch hingeworfen, um seine Verlegenheit zu verbergen, und er bereitete sich zum Fortgehen vor, als er von dem eigenthümlichen Ausdruck in den Zügin der Fremden betroffen wurde. Ihre großen Augen hatten sich halb geschlossen, ihr Mund hatte sich zusammengezogen, und ihr bereits blasser Teint war noch bedeutend blässer geworden.

„Ich habe Herrn Marquis Adhemer von Mensignac bei meiner ersten Reise nach Frankreich kennen gelernt," sagte sie nach kurzem Schweigen, „aber er ist todt."

„Auch sein Sohn ist todt, ist diese Nacht ermordet worden, und er ist es, den ich rächen will und rächen werde," sprach Sartilly, Herrn von Koreff einen herausfordernden Blick zuwerfend.

Es war Zeit die Scene zu beenden, und der Polizeichef übernahm dies, indem er sich mit vollendeter Höflichkeit verabschiedete. Der Vicomte war so zerstreut, daß er seinem Begleiter maschinenmäßig folgte und sich in der Rue de Varennes befand, ohne selbst zu wissen, wie er sich aus der fatalen Lage befreit hatte, worin er sich durch seinen Unglücksstern versetzt gesehen hatte.

Der Fiaker wartete immer noch und der Kutscher schlief auf dem Bock. Der andere Wagen stand leer an der Ecke des Boulevards.

„Ich habe, bevor wir einsteigen ein Wort mit Jottrat zu sprechen," sagte der Polizeichef. „Kommen Sie, ich weiß, wo ich ihn finde."

Er folgte der Mauer des Hofes bis zu einer Art Gäßchen, oder vielmehr Gang, welche den Garten des Herrn von Koreff von den Ställen eines benachbarten Hotels trennte. An der Ecke dieses Gäßchens angelangt, pfiff er leise und Jottrat erschien in der Allee, etwa dreißig Schritte von der Stelle, wo sie standen. Man hätte schwören mögen, er trete aus der Mauer.

Er kam laufend, mit jenem leisen und raschen Schritt, den man sich im täglichen Dienste der Polizei aneignet.

„Hast Du nichts gesehen?" fragte ihn der Chef mit leiser Stimme.

„Nein, nichts."

„Dann ist es eine verfehlte Geschichte; der Russe hat uns genarrt und wir werden nie wissen, was sie in diesem Hause treiben."

„Vielleicht!" sagte Jottrat nach kurzem Stillschweigen.

* * *

Eine halbe Stunde später trafen Edmond von Sartilly und der Chef der Polizei wieder in der Präfektur ein. Im Grunde waren sie unzufrieden mit sich, und wie dies bei ähnlichen Gelegenheiten zu gehen pflegt, legte in Gedanken Einer dem Andern die Schuld an dem Fehlschlagen bei. Der Polizeimann war böse, daß der Vicomte ihn schlecht unterrichtet hatte, und hatte ganz die Notizen und die Antecedentien des Herrn von Koreff vergessen, die ihn bestimmt hatten, so rasch zu handeln. Sartilly war der Ansicht, der Polizist habe es von Anfang an Vorsicht und am Schlusse an Beharrlichkeit fehlen lassen, ohne zu bedenken, daß seine eigenen Angaben das Meiste zu dem falschen Schritt beigetragen hatten.

Der Beamte tröstete sich damit, daß es ihm ein Leichtes sein werde, sich dem Präfekten gegenüber zu rechtfertigen, denn die Personalakten über diesen räthselhaften Fremden waren vollgepfropft mit nachtheiligen Notizen, aber er nahm sich vor, sich nie wieder durch ähnlichen Diensteifer hinreißen zu lassen. Seinerseits dachte der Vicomte, daß eine so schlecht begonnene Sache jetzt auch noch durch die Polizei nachlässig betrieben werden würde, und er sagte sich, daß er von nun an nur auf sich allein zählen könne, um die Schuldigen zu entdecken.

„Niemand wird mir beistehen und doch wird es gelingen," sprach Sartilly zu sich selbst, vor der Präfektur vom Wagen steigend.

Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war sein Pferd Ralph, das Toby an der Hand auf dem Platze auf- und abführte. Der Vicomte hatte das arme Thier nach dem wüthenden Ritt gänzlich vergessen. Ohne den Groom zu befragen, stieg er die Treppe hinauf, die zum Kabinet des Polizeichefs führte.

„Wollen Sie mir wohl noch eine Stunde opfern," hatte ihm der gefürchtete Chef gesagt; „Ihre Gegenwart ist durchaus erforderlich bei der allerdings ziemlich unangenehmen Operation, die uns zu vollziehen noch übrig bleibt; ich hoffe aber, nicht nöthig zu haben, Sie dann noch ferner zu stören."

Der Beamte war eben so kalt geworden, als er vorhin warm gewesen, und während er ceremoniös und höflich blieb, suchte er für die weitere Behandlung der Sache Sartilly gänzlich zu beseitigen. Dieser hütete sich wohl, gegen eine Maßregel zu reklamiren, die so wohl zu seinem Vorhaben paßte. Er fragte sich nur, welche Dienste die Polizei wohl noch für heute von ihm beanspruche.

Die Subalternbeamten, welche beinahe gleichzeitig in dem zweiten Fiaker angelangt waren, folgten dem Chef nicht, mit Ausnahme des Agenten, der mit der Beaufsichtigung des Gartens beauftragt gewesen war. Es war der einzige Mann, der noch nicht an dem Erfolg verzweifelte, und Sartilly erinnerte sich, daß er geantwortet hatte, „Vielleicht," als sein Vorgesetzter der Ansicht war, daß man nie etwas in der Sache entdecken werde. Diese Erinnerung veranlaßte, ihn genauer zu betrachten, und er erkanute einen Typus, der wohl der Aufmerksamkeit werth war.

Groß, breitschulterig, mit soldatischer Haltung hatte der Agent feine nnd sanfte Züge, die sonderbar mit seiner Tambourmajorsgestalt kontrastirten.

Er mußte in seiner Jugend ein sehr schöner Junge und später ein schöner Mann gewesen sein, jetzt schien er mindestens 50 Jahre alt zu sein. Das Alter hatte weder seine Gestalt gebeugt, noch die Linien seines Gesichtes alterirt, aber es hatte ihm eine undurchdringliche Maske verliehen. Die Augen allein lebten in dieser unbeweglichen Figur, und er schlug sie fast beständig nieder.

Was noch seltener war, diese Phsiognomie hatte nichts Heuchlerisches und wenn er Jemanden ansah, so geschah dies mit freiem offenen Blick. Sartilly hatte Sympathie für diesen Beamten, während er für den mächtigen Chef nur Widerwillen hatte.

„Dieser wird es verstehen, den Mörder festzunehmen," dachte der Vicomte, und er nahm sich vor, denselben aufzusuchen, wenn er seiner bedürfen sollte.

Man war soeben an der Thüre des Kabinets angelangt. Im Bureau befanden sich bereits vier oder fünf Personen, unter welchen Edmond Vernoix erkannte, der infolge der Anstrengung und Erregung der verflossenen Nacht außerordentlich blaß war; den dicken Baron, der nach Luft schnappte in Folge seiner Ersteigung der steilen Treppe der Präfektur, den Polizeikommissär von St. Cloud, der wohlgefällig einer vierten anwesenden Persönlichkeit die Angelegenheit auseinandersetzte.

Die letztere Person, schwarz gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen, sorgfältig rasirt und mit der Rosette der Offiziere der Ehrenlegion dekorirt, hatte eine offizielle Haltung und ein intelligentes Aussehen. Der Vicomte errieth in ihm einen Gerichtsarzt und er begriff sogleich, was vorgehen werde. Augenscheinlich hatte man die drei Zeugen der Sache versammelt, um sie der ärztlichen Untersuchung des Kopfes beiwohnen zu lassen, und er schauderte vor Eckel, wenn er an das Schauspiel dachte, das ihn erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonntag und dessen gesundheitliche Bedeutung.

(Schluß.)

Gestatten Sie mir nun, daß ich zum Schlusse auf diesem Punkte noch ein wenig verweile und Ihnen sage, welches Ideal einer rechten Sonntagsfeier mir vorschwebt.

Jeder Sonntag ist ein festlicher Tag, und jedes Fest kann nur dann auf ein gutes Gelingen zählen, wenn es gehörig vorbereitet wird. Eine solche Vorbereitung auf das Fest des Sonntags ist u. A. die — einstweilen leider nur als frommer Wunsch existirende Freigebung des Samstag-Nachmittags für Fabrik-Arbeiterinnen und ähnliche Berufsarten, von der früher die Rede gewesen ist. Einem schönen Sonntag ebnen wir ferner auch damit die Bahn, daß wir es uns zur Pflicht machen, am Samstag Abend rechtzeitig zu Bette zu gehen; wir wollen doch um unserer Gesundheit willen den Muth haben, der weitverbreiteten Unsitte den Krieg zu erklären, am letzten Wochentage erst spät, ja nicht selten sehr spät das Lager aufzusuchen, nachdem gewohnheitsmäßig der Abend außer dem Hause verbracht worden ist. Das Bedürfniß, an einem Wochenabend mit guten Freunden zusammenzukommen, ist ja gewiß ein ganz berechtigtes; wenn aber dadurch ein Zwang der Gewohnheit erzeugt wird, das Beisammensein regelmäßig bis tief in die Nacht auszudehnen, so entsteht sicher früher oder später ein Schaden an der Gesundheit; und von einem rechten Genuß des Sonntag-Vormittags kann keine Rede sein, wenn Du Dich, nach ungenügender Nachtruhe am Morgen unwohl, träge, unaufgelegt fühlst. Willst Du also körperlich und geistig wohlgestimmt den Sonntag antreten, so folge meinem gut gemeinten Rathe und gehe am Samstag Abend zu rechter Zeit ins Bett.

Und nun ist der Sonntag angebrochen! Wie willst Du ihn verbringen? Schon um 6 Uhr bist Du aufgestanden; die Strahlen der Morgensonne haben Dir zu freundlich ins Zimmer geschienen, als daß Du es noch länger im Bette hättest aushalten können. Und wahrlich, Du wirst es nicht zu bereuen haben, wenn Du, löblicher Gewohnheit folgend, Deinen Morgenspaziergang antrittst. Ist es Dir doch, da Du mit freiem Kopf und offenem Sinn hinaustrittst in Gottes freie Natur, als scheine heute, am Tage des Herrn, die Sonne noch einmal so freundlich, als sei ein ganz besonderer Zauber ausgegossen über Feld und Flur und Wald. Und in tiefen Zügen athmest Du ein die frische Morgenluft und freudiger hebt sich Deine Brust, wenn Du Deine Augen hinschweifen lässest über die Sonntagsmorgen-Pracht. Es ist still um Dich herum; darum halten allerlei Gedanken bei Dir Einkehr, denen der Werktagsgeist sonst so leicht den Zutritt verwehrt: es wird Dir so eigenthümlich warm ums Herz und sinnend gehst Du Deines Weges. Da wird die feierliche Stille unterbrochen durch die ersten Glockenzeichen von dem Kirchthurme. Es fällt Dir nicht schwer, ihre Sprache zu deuten, zu merken, daß sie Dich daran erinnern wollen, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt, daß sie Dich darum einladen möchten zum Besuche des Gotteshauses. Und Du hast dieser Einladung sammt Deinen Hausgenossen gerne Folge geleistet und bist gestärkt und freudigen Sinnes in Dein Haus zurückgekehrt, hast an der wenn auch bescheidenen, so doch sonntäglich-festlichen Mahlzeit theilgenommen und willst nun auch noch die übrigen Tagesstunden recht genießen. Ist es vielleicht unbescheiden, wenn ich mich hiezu Dir als Führer anbiete? Ich will es in Gottes Namen wagen. Da heißt es zunächst: Der Sonntag gehört der Familie. Wenn Dich oft die Thatsache traurig gestimmt hat, daß Dir der Werktage Last und Arbeit so wenig Zeit läßt zum trauten Verkehr in der Familie, so laß Dich darum nicht unterdrücken, sondern sei getrost: Du hast ja den Sonntag; da genieße doppelt die während der Woche so selten vergönnte Freude; da sei mit Deinen Kindern wieder selbst ein Kind und laß Dir's recht wohl sein im Kreise Deiner Lieben und eingeladener guter Freunde und Verwandter.

Aber wenn das Wetter schön ist, so bleib' nicht in der Stube sitzen, sondern geh' nach dem Essen mit den Deinigen hinaus und mach' einen rechten Spaziergang. Laß' Dir aber recht eindringlich sagen, daß Du gehen, Dir also rechte Bewegung machen mußt, wenn der gesundheitliche Erfolg ein ausgiebiger sein soll.

Die Eisenbahnen sind ja gewiß als Verkehrsmittel eine prächtige Einrichtung, aber mit dem Begriffe einer wirklichen Erholung verträgt sich für die kurze Zeit eines halben Tages die Eisenbahn für gewöhnlich nicht. Wie soll sich angesichts aller Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, die das Eisenbahnfahren am Sonntag mit sich bringt, der arbeitsmüde Kopf erholen? Suche darum lieber zu Fuß abgelegene, aber darum nicht weniger anmuthige Gegenden auf und Du wirst da die Erholung und Erquickung sicher finden, die Dir die vielbetretenen Pfade der landschaftlich schönsten Gegenden nie zu bieten vermögen. Ist aber das Ziel weiter entfernt, so richte es wenigstens so ein, daß nur für den Hinweg die Eisenbahn benützt wird, während die Rückkehr zu Fuß stattfindet.

Das Letztere muß aber früh genug geschehen, denn der Montag mit seiner stets vermehrten Arbeit steht

schon am Sonntag Abend vor Deinem Geiste und bittet Dich im Namen der Gesundheit dringend: Geh' besonders auch am Sonntag Abend rechtzeitig ins Bett.

Wenn Du Dir eine solche Art der Benützung des Sonntags zur Regel machst, so kannst Du dann auch die verschiedenen Ausnahmen, die in Form von Familienfesten, Concerten usw., an Dich herantreten, ohne Schaden ertragen.

Aber auch dann, wenn Du durch ungünstige Witterung am Spazierengehen verhindert bist (NB. die Kälte allein ist ja nicht etwa ein Grund zum Daheimbleiben; im Gegentheil: wann fühlst Du mehr das wohlige Behagen der Erholung, als nach der Rückkehr von einem an klarem Wintertage unternommenen Spaziergang?), auch dann kommst Du nicht zu kurz: es wartet dafür daheim Deiner eine angenehme Erholung nach der andern; die tritt an Dich heran bald in der Gestalt eines interessanten Buches, zu dessen Lektüre Dich die Werktagsarbeit nie kommen ließ, oder Du findest Zeit, einer angenehmen Liebhaberei (Kunst, Musik, vaterländische Geschichte 2c.) einige Stunden zu widmen; ja es gibt sogar gewisse Arbeiten, die zu solcher Zeit gemacht, trotz dem Einspruch der Engländer, nicht gegen das Gebot der Sonntagsruhe verstoßen, da sie als Erholung im eigentlichsten Sinne des Wortes gelten können; nur dürfen dieselben, wenn das Letztere der Fall sein soll, in keiner Beziehung zu Deinem Berufe stehen.

Wenn wir es gelernt haben, in dieser Weise unsern Sonntag vor allen Dingen im Kreise unserer Familiengenossen zu feiern, so schwindet immer mehr das Bedürfniß, das vielleicht von früherer Zeit her noch in uns ist, unsere Erholung auswärts bei allen möglichen Zerstreuungen zu suchen, und auch die so oft beklagte Fest-Seuche, unter der unsere Volksgesundheit so sehr leidet, wird nach und nach verschwinden und normalen, gesunden Verhältnissen den Platz räumen.

Möge es darum unser Aller herzliches und aufrichtiges Verlangen sein, alle diejenigen menschenfreundlichen Bemühungen nach Kräften zu unterstützen, die darauf ausgehen, unserem Volke wieder zu einem rechten Sonntag zu verhelfen, wissen wir doch, daß wir auch mit solcher Arbeit unserem Vaterlande dienen.

— Jägerlatein. „Zwölf Doubletten nacheinander, sag' ich Ihnen. In einer knappen Stunde zweiundvierzig Hasen, sechs Vierzehnender, neun Spießer und fünf Säue. Das wird mir wohl sobald keiner nachmachen, auch Sie nicht!" — „„Schießen könnt' ich es freilich nicht, aber lügen könnt' ich's auch!""

— Scheidungsgrund. Richter: „Welche Scheidungsgründe führen Sie an?" — Frau: „Drei Tage war mein Mann auf Reisen und nicht eine Ansichtskarte hat er mir geschickt!"

Aus der Welt der Technik.

— Beseitigung des Geräusches von Gas- 2c. Maschinen. Das mit dem Betriebe von Gas- und Petroleum-Maschinen verbundene, von den Explosionen herrührende Geräusch, sowie der Geruch nach dem Betriebsmittel ist schon vielfach als lästig und unangenehm empfunde worden. Die Beseitigung dieser Uebelstände hat die Ingenieure wiederholt beschäftigt, ohne daß es gelungen wäre, ein sicheres Mittel dagegen zu schaffen. Wie uns nun das Patentbureau von G. Dedreux in München mittheilt, ist es dem „London Engineer" zufolge einem englischen Techniker Chevalet gelungen, eine Anordnung zu erfinden, welche in befriedigender Weise die gestellte Aufgabe lösen soll. Hiernach genügt es, in oder auf die Explosionskammer des Motors einige Skrubberringe, wie solche in Gaswerken allgemein gebraucht werden, anzuordnen. So ist z. B. bei 3½pferdigem Petroleum-Motor die Anwendung eines Skrubberringes von 40 cm hinreichend, um eine ganz bedeutende Verminderung des Geräusches beim Betriebe dieses Motors herbeizuführen. Derselbe Skrubber hatte bei einem einpferdigen Gasmotor dieselbe Wirkung. Sofern sich diese Neuerung auch bei größeren Motoren bewährt, dürfte dieselbe in Folge ihrer Einfachheit geeignet erscheinen, der Verbreitung von Gas-, Petroleum- 2c. Motoren in der Nähe bewohnter Räume fördernd zur Seite stehen.

Der Muth.

Der Muth ist ein gar stilles Wesen,
So stille fast wie die Geduld;
Nicht Helm, nicht Schwert hat er erlesen
Und braust nicht mit des Sieges Huld.
Muth hat die Braut, die zum Altare
Mit tiefgesenkten Wimpern wallt;
Muth hat die Mutter an der Bahre,
Worauf ihr Gatte schlummert kalt.

Der Lorbeer lohnt dem Rausch der Schlachten,
Die Palme kühlt den wahren Muth;
Der höchste Schmerz ist ein Verschmachten,
Dem höchsten Schmerz entströmt kein Blut.
Der ist ein Ritter, ist ein Krieger,
Der in des Kampfes Schranken fällt;
Doch wer nicht klaget, ist ein Sieger,
Und wer nicht seufzet, ist ein Held.

A. von Maltitz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 14. Mittwoch, den 18. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Riessen
14 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Vernoix und der Baron kamen auf ihn zu und drückten ihm die Hand. Beide waren ruhig und konnten nichts von der Angst wissen, die ihn folterte, weil sie von all den Scenen des Hotel Mensignac und denen des Hotel Koreff nichts wußten. Sartilly hielt es übrigens für überflüssig, ihnen etwas davon mitzutheilen und begnügte sich, mit ihnen die gewöhnlichen Worte auszutauschen, die man nach solchen Ereignissen sich gegenseitig mittheilt.

„Meine Herren," sprach der Chef, der glaubte, die Anwesenden über die Tragweite des Dienstes, den man von Ihnen verlangte, beruhigen zu müssen, „ich bin gezwungen, Sie abermals Zuschauer eines sehr häßlichen Schauspiels werden zu lassen, aber Sie haben nur nöthig die Identität des Objekts anzuerkennen, Sie werden nicht gezwungen sein, der Autopsie anzuwohnen. Jetzt wollen wir denn die unangenehme Aufgabe erledigen; der Herr Doktor ist bereit, und wenn Sie mir folgen wollen, so will ich Sie führen."

Und nachdem er seinem Agenten Jottrat durch ein Zeichen bedeutet hatte, sich dem Zuge anzuschließen, öffnete der Chef eine Thüre, die in einen langen Korridor führte, an dessen Ende sich ein Saal befand, der zu solchen Operationen bestimmt war, die im Uebrigen nur in Ausnahmefällen auf der Präfektur vorgenommen wurden.

Es war ein großes mit breiten steinernen Platten gepflastertes Zimmer, sorgfältig mit Kalk ausgeweißten Wänden und zwei breiten und hohen Fenstern. In der Mitte stand ein steinerner Tisch, auf welchem ein Gegenstand lang, dessen Form sich unter dem Tuch, womit er bedeckt war, abzeichnete. Zur Rechten befand sich eine Fontäne mit einem halb mit Wasser angefüllten Bassin. Sechs Stühle standen an der Wand entlang. Man fühlte, daß sich das Herz in der Brust zusammenschnürte, wenn man diesen kalten und nackten Saal betrat. Die Unterhaltung verstummte an der Schwelle, der Vicomte und seine Freunde entblößten sich, der Arzt wurde ernst, — der Tod war hier.

Jottrat schloß die Thüre, verriegelte sie, und schloß sich der Gruppe an, welche sich um den Tisch ordnete. Der Arzt zog mit einem Ruck die schwarze Hülle fort und der Kopf blieb entblößt. Das Licht kam von der Vorderseite und die Züge befanden sich in voller Beleuchtung. Es entstand ein Murmeln der Bewunderung und der Chef stieß einen Ruf der Verwunderung aus. Sartilly hatte sich zurückzuhalten vermocht, aber der Chef, betroffen durch diese seltsame Aehnlichkeit der Verstorbenen mit Frau von Koreff, blickte bald auf diesen blassen Kopf, bald auf Sartilly, der noch viel blässer war.

„Ha! Jetzt begreife ich, daß er sich hat irren können," sprach er mit sich selbst redend.

Edmond seinerseits verwunderte sich nicht mehr; er war in Gedanken vertieft. Er vergegenwärtigte sich die Frau aus den Champs Elysees und diejenige aus dem Hotel Koreff, und er fragte sich: „Welche?"

„Meine Herren!" sprach der Polizeichef, sich an den Vicomte und seine Freunde wendend. „Erkennen Sie diesen Kopf als denjenigen, den Sie heute Morgen im Bois de Boulogne gefunden haben?"

„Vollkommen," antworteten gleichzeitig der Baron und Vernoix.

Sartilly begnügte sich, ein bejahendes Zeichen zu machen. —

„Sie werden dann so gut sein, das Protokoll zu unterzeichnen, welches darüber aufgenommen werden wird," fuhr der Beamte fort; „inzwischen wird der Herr Doktor zur Constatirung schreiten, und es steht Ihnen frei, derselben beizuwohnen, wenn Sie dies wollen."

Niemand machte eine Bewegung, um sich zu entfernen. Der Arzt untersuchte den Kopf mit skrupulöser Aufmerksamkeit; er betastete ihn, und wand ihn mit jener Gleichgiltigkeit um und um, die man sich nur durch die Gewohnheit anatomischer Arbeit aneignet.

„Der Körper ist in der vollen Kraft der Jugend und auffallend gut gebaut," sprach der Arzt in dem

ruhigen Tone eines Professors, der Unterricht ertheilt. „Es ist eine Frau von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, wahrscheinlich im Norden Europas geboren, nach dem eigenthümlichen Bau ihres Schädels zu urtheilen."

„Glauben Sie, Herr Doktor, daß es möglich ist, genau die Todesart zu bestimmen?" fragte plötzlich der Sicherheitschef, der seit einigen Augenblicken in Gedanken vertieft war.

„Ich glaube das nicht allein, sondern ich weiß es ganz sicher," sprach ruhig der Arzt.

„Und welche ist es?"

„Die Frau ist guillotinirt worden."

„Guillotinirt!" riefen alle Anwesenden gleichzeitg überrascht aus.

„Enthauptet, wenn Sie das lieber wollen," sprach der Arzt, ohne sich aufzuregen, „aber sicherlich durch ein der Guillotine ähnliches Instrument."

„Verzeihen Sie, Herr Doktor," sprach der Polizeichef, „das ist sehr ernst und wichtig, und wenn Sie mir erklären könnten, wie dies hat geschehen können, so würde das für die Instruktion der Sache von großem Werth sein."

„Vor Allem habe ich die Gewißheit, daß der Kopf nicht erst nach dem Tode von dem Rumpf getrennt worden ist. Die anatomischen Kennzeichen der Wunde geben darüber die vollständigste Gewißheit. Im Uebrigen ist der Schnitt rein, die Haut ist ohne Quetschung und ohne irgend einen Einriß durchschnitten, und der Streich traf den vierten Wirbelknochen, wie dies gewöhnlich bei den Enthaupteten geschieht. Ein Schwert oder eine Axt hätten bei weitem keinen so regelmäßigen Schnitt hervorgebracht."

„Es ist unglaublich," sprach der Sicherheitschef.

„Und sehen Sie," fuhr der Arzt fort, den Hals näher betrachtend, „ich sehe jetzt sehr gut, wie die Sektion vor sich gegangen ist."

Ein Schauder durchzitterte die Anwesenden. Der Arzt fuhr fort:

„Der Streich wurde von links nach rechts und nicht von oben nach unten geführt."

„Ich begreife nicht ganz," sagte der Agent Jottrat, welcher sich dem Tisch genähert hatte, und welcher den Demonstrationen des Arztes mit fieberhafter Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Das ist doch sehr einfach: nehmen Sie ein Hinrichtungsinstrument, bei welchem sich das Messer horizontal bewegt, statt senkrecht, wie bei der Guillotine."

„Ich habe in verschiedenen Hüttenwerken derartige Scheeren gesehen," sprach der Polizeichef zu sich selber.

„Dies ist das, was ich meine," sprach der Arzt, „und auf diese Weise werden enorme Eisenblöcke zerschnitten; Sie werden leicht begreifen, daß es nicht schwer halten kann, einen Hals durchzuschneiden, wenn man ein solches Instrument besitzt."

„Das Verbrechen wäre somit auf einem Hüttenwerk geschehen," sprach der Baron leichtsinnig.

„Verzeihen Sie," sprach der Arzt, ich habe nichts Derartiges gesagt. Vor allem sind die juristischen Erwägungen nicht meine Sache. Ich konstatire nur und vermuthe nichts. Sodann können andere Instrumente existiren, welche dasselbe Resultat hervorbringen."

„Aber welche?" fragte der neugierige Baron.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor," sagte Jottrat schüchtern, „ich wollte Sie nur fragen, ob die Wissenschaft Ihnen Mittel an die Hand gibt, um zu erkennen, wie der Mörder verfahren hat, ob er sein Opfer überrascht hat, oder ob er dasselbe im Kampfe getödtet hat?"

„Das ist schwerer zu entscheiden. Es herrscht jedoch die größte Wahrscheinlichkeit, daß das Opfer unversehens enthauptet worden ist, und ich will Ihnen dies zeigen; zuerst zeigt das Gesicht keine Spur von Rissen, und die Züge des Gesichts haben jene Ruhe des Ausdruckes behalten, welche denen eigen ist, welche vom Tode betroffen werden, ohne ihn kommen zu sehen. Sodann, und dies ist wohl geeignet, den Schluß ziehen zu können, sind die Haare nicht im Geringsten in Unordnung; sehen Sie, die Flechten sind mit Sorgfalt geordnet; man könnte sogar behaupten, glaube ich, daß das Verbrechen in den Abendstunden stattgefunden hat, denn so werden die Haare nicht in aller Frühe geordnet."

Während der Arzt sprach, hatte Sartilly den Blick von dem blassen Gesicht der Todten abgewandt, aber als wieder Schweigen eingetreten war, konnte er sich nicht zurückhalten, dieses blutige Ueberbleibsel neuerdings anzusehen.

Es überkam ihn in diesem Augenblick eine schreckliche Blendung. Die Augen der unbekannten Ermordeten waren offen geblieben und ihre starren Augäpfel schienen ihn anzublicken.

Die halb geschlossenen Lippen schienen zu sprechen, und Sartilly, durch die Aufregung verwirrt, erwartete beinahe den Namen des Verbrechers zu vernehmen.

Die kalte, eintönige Stimme des Arztes zog ihn aus seiner Träumerei.

(Fortsetzung folgt.)

Ballgespräche.

Wie die Kasernhofblüthen, so nehmen auch die Ballgespräche eine ständige Rubrik in den Witzblättern in Anspruch. Während jedoch erstere einem Ueberfluß an Selbstbewußtsein seitens des Autors entspringen, werden letztere in einem Zustand gänzlicher Hilflosigkeit geboren.

Daß es unabweisbare Pflicht des Tänzers ist, seine Partnerin vor Beginn des Tanzes, beim Aushalten und am Schluß einigermaßen zu unterhalten, fühlt auch Derjenige, dem dieses Axiom allgemeiner Bildung nicht schon durch die Erziehung beigebracht wurde. In der krampfhaften Absicht, dieser Pflicht nachzukommen, wird denn auch Unglaubliches zu Tage gefördert. Daß natürlich in erster Linie die Witterung herhalten muß, ist zu allgemein bekannt, um hier nochmals erörtert zu werden. Weitere Anhaltspunkte liefert die Temperatur im Ballsaale.

„Ist Ihnen auch so heiß, schwitzen Sie auch, mein Fräulein?" ist ein beliebter Anfang.

„Ach ja," wird sie darauf antworten und das Gespräch ist wieder beendigt, bis er eine neue Frage ersonnen. Ist die betreffende Tänzerin ein klein wenig boshaft, und das sind sie Alle, so kann bei einer derartigen Konversation der schüchterne Jüngling ein gut Theil seiner Sünden abbüßen, denn der Ballsaal wird ihm zum Fegfeuer.

„Wie hat Ihnen denn die letzte Mondsfinsterniß gefallen?" frägt er freudig erregt über den vermeintlich guten Gedanken in einem Tone, als habe er selbst das seltene Naturereigniß vorgeführt.

Ihre Erwiderung: „Da hab' ich geschlafen", wobei sie ein leichtes Gähnen markirt, läßt seinen Muth wieder auf 0 sinken. Mit anerkennenswerther Geistesgegenwart springt er auf ein anderes Thema über:

„Was halten Sie von der Vivisektion?"

„Oh, meine Nerven," belehrt ihn, daß er abermals fehlgeschossen: „Haben Sie Hühneraugen, Fräulein?"

„Aber was fällt Ihnen denn ein," ruft sie entrüstet, was ihn aber nicht abhält, weiter zu interpelliren:

„Wie viel?"

Ein Versuch ihrerseits, ihren Arm aus dem seinen zu ziehen, beweist ihm seine Taktlosigkeit. Zum Glück setzt eben der Walzer ein, ihn überkommts wie Erlösung; leider hat er das Pech, seine Dame auf ein Füßchen zu treten. Ein Aufstöhnen aus tiefstem Herzensgrund ihrerseits läßt ihn mit Sicherheit annehmen, daß das letzte Gesprächsthema wenigstens nicht gegenstandslos war. Bis zur Beendigung der Tour, die ihm, da sie keineswegs leichtbeschwingt ist, viel zu lang dauert, denkt er angestrengt über neue Themata nach:

„Fräulein tanzen ja ausgezeichnet", lobt er mit Selbstverleugnung, während ihm dicke Schweißtropfen von der Stirne perlen, dafür hat er aber die Genugthuung, Schmeichler genannt zu werden. Das macht ihn kühn, in dieser Dicke fortzufahren.

„Ja, wenn man so ein kleines Fußerl hat, wie Sie, da tanzt man sich freilich leicht."

„Ja, Sie müssen wissen, daß mir die Schuhe viel zu groß sind," entgegnete sie eifrig.

„Aber das ist ja gar nicht möglich," platzt er heraus. Ein energischer Ruck sagt ihm, daß er wieder eine Dummheit gemacht.

„Na, die werden so bald durchgetanzt sein, dann bekommen Sie neue, kleinere", sucht er sich zu verbessern, worauf sie spitz antwortet:

„Ich komme leider nicht so oft auf Bälle wie Sie."

Das gibt ihm zu denken; sollten wirklich seine Schuhe — er beschließt, nach Beendigung des Tanzes Revision zu halten. Aber woher wüßte sie das?

„Waren Sie schon in Kiautschou," fängt der junge Mann wieder an.

„Nein, mein Herr, aber in Pasing," spöttelt sie.

„Das ist eine wichtige Errungenschaft für das deutsche Reich," fährt er zerstreut fort, bis ihn ein helles Auflachen ihrerseits auf seinen Irrthum aufmerksam macht.

„Fahren Sie lieber mit der Pferdebahn oder mit dem Fiaker", lautet seine neue Frage.

„Mit der Droschke", ihre Antwort.

„Was sagen Sie denn zu den heute vertretenen Kostümen?" kommt es über seine Lippen und die Wirkung, die er damit erzielt, ist eine völlig unerwartete. Wie mit Zauberschlag löst sich das Siegel der Verschwiegenheit bei ihr und in sprudelnder Beredsamkeit berichtet sie von den Toiletten der anwesenden Damen, hin und wieder eine Frage an ihn richtend, die er, mit Aufmerksamkeit ihren Andeutungen folgend, zu ihrer Zufriedenheit beantwortet.

Wieder kommt das Paar zum Tanzen; weil es diesmal besser geht und der Jüngling froh ist, endlich einen glücklichen Stoff gefunden zu haben, hebt sich sein Bewußtsein zusehends, und als nach Schluß des Walzers seine Schöne an ihn die Frage richtet, wie ihm das Kostüm eines näher bezeichneten jungen Mädchens gefalle, vergißt er die Vorsicht und sagt:

„Ganz außerordentlich." Ihr Schweigen als Zustimmung auslegend, fügt er noch bei: „Es ist eine der schönsten Erscheinungen im Saale."

Da macht sie sich rasch von ihm los und eilt an ihren Tisch, dem Bestürzten gar nicht Zeit lassend, seinen Dank für den Tanz auszusprechen.

Verblüfft starrt er ihr nach. Wie er freilich später erfährt, ist die, welche er so rühmend hervorgehoben, die beste Freundin seiner Tänzerin.

Ein früher zugesagter Schottisch führt ihn wieder mit der Gekränkten zusammen. Diesmal aber geht eine Eiseskälte von ihr aus, die ihn völlig entmuthigt. Was er auch daher schwefelt von Theater, Kunst und Wissenschaft, Musik und Saaldekoration, sie nickt kaum mit dem Kopfe.

„Das Bier ist gut heute, nicht wahr, Fräulein?“ probirt er dann.

„Bier soll sehr nachtheilig auf das Gehirn einwirken,“ trumpft sie ihn ab, so daß er sich gar nichts mehr zu sagen traut.

„Oh, wenn ich nur ein Pferd wär’,“ seufzt er später halblaut, doch so, daß sie es hört.

„Sie haben Recht,“ pflichtet sie ihm bei, „das Pferd ist ein sehr intelligentes Wesen.“

Er nimmt einen neuen Anlauf. „Haben sie schon einmal die öffentliche Meinung gefälscht?“ gibt ihm die Verzweiflung in den Mund.

Erschrocken starrt sie ihn an, sollte er den Verstand verloren haben? Der Gequälte aber, der um jeden Preis eine Antwort erzwingen will, fährt desparat fort:

„Möchten Sie auf dem Plafond auf- und abgehen, Fräulein?“

Die Frage dünkt ihr zu komisch, sie muß lachen, ob sie will oder nicht, aus vollem Herzen lachen. Ihm wird gar wunderlich dabei.

„Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, wie Sie mit dem Vornamen heißen?“

„Fanny,“ lispelt sie.

„Fanny, Fanny, was für ein schöner Name; heißen’s schon lang Fanny?“

„Natürlich, seit meiner Taufe!“

„Fanny! Ich möcht’ gleich auch Fanny heißen.“

„Aber was haben’s denn, sind’s überg’schnappt?“

„Durchaus nicht. Sagen Sie einmal, liebes Fräulein, möchten Sie Fanny Maier heißen?“

Ueber und über roth, stammelt sie: „Geh’n’s mit zur Mama!“ (M. N. N.)

Mannigfaltiges.

— Durch Gram ins Elend. Aus Altona wird geschrieben: Hier erregte ein älterer, sehr reduzirt aussehender Mann, der betrunken durch die Straßen der Stadt wankte und dabei unflätige Lieder sang, das Aufsehen der Passanten. Ein Schutzmann brachte ihn nach der Wache, wo er unter fortwährendem Toben seine sofortige Entlassung forderte, indem er sich als der praktische Arzt Dr. med. Clemens Berger vorstellte. Nachforschungen haben die Richtigkeit dieser Angabe erwiesen. Dr. B. war einst in Koblenz ein vielgesuchter Arzt, verheirathete sich dort und lebte etwa 3 Jahre in der glücklichsten Ehe, bis er die Entdeckung machte, daß er von seiner Frau schändlich hintergangen wurde. Nachdem er die Ungetreue aus dem Hause gejagt, suchte er zunächst seinen Kummer in Wein zu ertränken. Hierbei vernachlässigte er seine Praxis und sank von Stufe zu Stufe. Statt Wein trank er später nur noch gewöhnlichen Fusel und gerieth schließlich in die Gesellschaft von Pennbrüdern, wobei er zu wiederholten Malen mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kam. Nach vielen Irrfahrten gelangte Dr. B. vor einigen Wochen nach Altona, wo er als gewöhnlicher Arbeiter sein Leben fristet.

— Götterdämmerung mit Hindernissen. In recht fragwürdiger Gestalt hat kürzlich Wagners „Götterdämmerung“ dem kunstsinnigen Publikum von Triest ihre erste Aufwartung gemacht. Mit diesem Werke begann die neue Opernzeit des Teatro Communale. Aber das Unglück wollte, daß der Tenor Grani, der den Siegfried geben sollte, schon am Morgen vor der Aufführung heiser war. Von einer Verschiebung der Vorstellung wollte indessen der Unternehmer nichts wissen; Siegfried mußte singen, „so gut und schlecht es geh’“ — bis zum Eidschwur auf des Speeres Spitze im zweiten Akte. Hier aber ging es wirklich nicht mehr und mit einer ans Publikum gerichteten Geberde der Entschuldigung verließ der Wälsungenheld die Bühne, um für den Abend nicht wieder zu erscheinen. Selbst strichgeübte deutsche Kapellmeister und Regisseure wären wohl vor der Aufgabe, die „Götterdämmerung“ ohne Siegfried fortzusetzen, zurückgeschaudert, und höchstens der unerschrockene Emanuel Striese hätte vielleicht aus dem Rest der Siegfriedrolle „einen Brief gemacht“, der im 3. Akte vor der Halle gefunden worden wäre, etwa des kurzen Inhalts: „Bin leider auf der Jagd erschlagen worden, die drei Rheintöchter hatten ja so recht! Bei Nachlaßregulierung bitte auf den Ring zu achten. Siegfried.“ ... Der italienische Opernleiter aber half sich anders; er ließ ruhig die Musik ohne Siegfried weiterspielen und das Schlußterzett des 2. Aktes singen, worauf der dritte Aufzug — mit dem großen Trauermarsch begann, der im Publikum „einen wahren Jubel der Bewunderung“ erregte und wiederholt werden mußte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 15. Donnerstag, den 19. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
15 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Sehen Sie,“ sprach der Arzt, „hier haben Sie einen neuen Beweis meiner Behauptung. Hier diese fehlende Haarflechte ist ganz glatt abgeschnitten und es ist klar, daß die Frau, plötzlich getroffen, nicht versucht hat, sich zu vertheidigen. Ihr Kopf, durch irgend einen mit dem Ihnen bezeichneten Mechanismus ergriffen, fiel, ohne daß sie nur eine Bewegung gemacht hätte, ihn zurückzuziehen.

In dem Maße, als der Arzt sprach, fühlte sich Sartilly von einer brennenden Aufregung ergriffen. Die traurige Reliquie, die er in der Bibliothek aufgehoben hatte, war da; er trug sie bei sich, und die Umstände, unter denen er sie gefunden hatte, stellten sich seinem Geiste dar. Seine erste Bewegung war, dieselbe zu zeigen und diesen gewichtigen Beweis den Nachforschungen der Polizei hinzuzufügen.

Ein momentanes Ueberlegen hielt ihn davon ab. So handeln, hieß dem forschenden Auge der Polizei unwiderruflich die Geheimnisse des Hotel Mensignac und vielleicht die Geheimnisse der Familie überliefern. Es hieß auf die Aufgabe verzichten, die er sich selbst gestellt hatte, und ganz bestimmt die von ihm gefürchtete Hilfe annehmen.

„Nein, nein,“ sprach er ganz leise, „ich werde allein handeln.“

„Ich glaube,“ sprach der Polizeichef, „daß diese ersten Konstatirungen ausreichend sein werden; wenn die Untersuchung etwas weiter vorangeschritten sein wird, so werden wir von Neuem an die Wissenschaft des Herrn Doktors appelliren. Vor der Hand will ich diesen Kopf einbalsamiren lassen. Es ist das einzige Beweisstück, was wir haben, aber ich glaube, daß es besser ist als jedes andere,“ fügte er mit halbem Lächeln bei.

„Hoffen Sie in Wirklichkeit den Mörder zu entdecken?“ fragte Vernoix ziemlich einfältig.

„Ich verzweifle nie,“ antwortete ausweichend der Beamte, „und ich habe viel schwierigere Sachen entwirrt als diese.“

Der Arzt hatte seine Untersuchung beendet, und beschäftigte sich damit, den Kopf wieder zu verdecken. Er that dies mit einer Ruhe, die sonderbar mit der tiefen Bewegung contrastirte, die sich auf dem Gesichte aller Anwesenden abspiegelte.

„Kommen Sie, meine Herren,“ sagte der Sicherheitschef, auf die Thür zuschreitend.

Sartilly folgte langsam der Gruppe, und konnte sich nicht enthalten, noch einmal auf den schwarzen Schleier, der die Formen des unbekannten Kopfes so deutlich durchscheinen ließ, zurückzublicken, als eine leise Stimme ihm ins Ohr flüsterte:

„Mein Herr, wollen Sie mir wohl erlauben, Sie zu besuchen?“

Er sah sich um und erkannte den Agenten, dessen Gesicht ihm aufgefallen war. Jottrat blickte ihn bescheiden an; seine Haltung, der Ausdruck seiner Augen sagten ihm so deutlich: „Weisen Sie meine Hilfe nicht zurück,“ daß Sartilly der Ansicht wurde, diese erwartete Hilfe nicht zurückweisen zu dürfen.

„Morgen, in der Mittagsstunde, in meiner Wohnung,“ antwortete er ganz kurz.

Und er sagte sich in Gedanken:

„Es ist vielleicht Gott, der ihn mir sendet, und der nicht will, daß das Verbrechen ungestraft bleibe.“

* * *

Edmond von Sartilly bewohnte in der Rue d'Astorg einen zwischen Hof und Garten gelegenen Flügel eines Palais, und erlaubte ihm sein Vermögen, ein Haus zu machen. Mit fünfzigtausend Franken Rente hielt er sich drei Pferde, einen Bedienten und einen Groom. Die kleinen niederen Halbchaisen waren noch nicht erfunden, und man sah in der Remise des Vicomte nur ein Cabriolet und ein Tilbury.

Dieser Aufwand, den man heutzutage sehr bescheiden nennen würde, hinderte ihn nicht, für Paris eine Figur zu spielen. Von guter Geburt, hatte er Zutritt zu der

aristokratischen Gesellschaft des Faubourg St. Germain, während er gleichzeitig fröhlichere, aber nicht so gewählte Gesellschaften besuchte. Seit einigen Jahren übrigens benutzte er sehr wenig seine Vorrechte und er zog den noblen Verbindungen und den rauschenden Vergnügungen den Verkehr einiger Freunde vor. Die ihm am theuersten, war unstreitig Roger von Mensignac, und die mit dessen Schwester projektirte Verbindung sollte die Freundschaftsbande nur noch fester schließen.

Sartilly lebte ziemlich isolirt, und das Verschwinden seines Jugendfreundes hatte ihn wie eine Katastrophe getroffen, selbst wenn er für seine Braut nicht heute noch unbekannte vielleicht schreckliche Gefahren vorausgesehen hätte. Es war nicht der mögliche, finanzielle Ruin Jeannes von Mensignac, der ihn beunruhigte. Er wußte, daß dem edlen jungen Mädchen die Geldvorurtheile gänzlich unbekannt waren, und er empfand beinahe eine Genugthuung darin, sie minder reich zu wissen; denn als er sie für die Erbin eines großen Vermögens hielt, welches das seinige weit überstieg, hatten ehrenhafte Skrupeln ihn lange verhindert, an sie zu denken.

Sie arm und hilflos zu heirathen, um ihr sein Vermögen und einen Beschützer zu bieten, das war sein innigster Wunsch, und die Ereignisse hatten ihm soeben die sehr unerwartete Gelegenheit geboten, seinen Wunsch zu realisiren. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß die unsichtbaren Feinde, die Roger getroffen hatten, ihr finsteres Werk verfolgen, und daß sie suchen würden, alle diejenigen zu erreichen, welche den Namen Mensignac führten. Er ahnte ein im Geheimen gesponnenes Komplott, das schon seit zwanzig Jahren mit der Beharrlichkeit, welche der Haß verleiht, fortgesetzt werde. Der Tod des alten Marquis war von seltsamen Umständen begleitet gewesen, und das Leben seines Sohnes hatte seine dunklen Seiten, womit vielleicht sein jetziges Verschwinden zusammenhing.

Sartilly verbrachte die Nacht, welche dem schrecklichen Tage gefolgt war, damit, daß er über die Beziehungen dieser Vergangenheit zu den traurigen Szenen des vorhergehenden Tages nachdachte. Nach langer, qualvoller Schlaflosigkeit war er endlich in einen unruhigen Schlummer verfallen, aus welchem er plötzlich nach schrecklichen Träumen auffuhr.

Der alte Bediente brachte einen Brief auf einem Präsentirteller, und er hatte augenscheinlich die Adresse gelesen und die Schriftzüge erkannt, denn er präsentirte ihn mit der freudigen Eile eines Bedienten, der sicher ist, seinem Herrn angenehm zu sein. Eine komische Enttäuschung malte sich auf seinen Zügen, als er sah, wie der Vicomte die Stirne runzelte und das Siegel mit einer Lebhaftigkeit erbrach, die von schlechter Vorbedeutung war.

Er verfolgte auf dem Angesicht Sartillys die Eindrücke, die sich darauf abspiegelten, und als er ihn nach dem Lesen in eine tiefe Träumerei versinken sah, wagte er es, ohne viele Umstände zu fragen:

„Sollte Fräulein Jeanne krank sein?"

„Nein, Antonie, nein," antwortete Sartilly, sichtlich zerstreut. „Ich werde hernach ins Hotel Mensignac fahren; Du wirst Toby sagen, daß er mein Tilbury für 4 Uhr bereit halte."

„Hm!" machte der Kammerdiener in bezeichnendem Tone, „ich bin nicht überzeugt, daß er zu Hause ist, und wenn er es heute macht wie gestern und vorgestern, so könnte er den Herrn Vicomte verspäten."

„Und was that er denn?" fragte Sartilly ziemlich überrascht.

„Er war nicht einen Augenblick hier, und das ist nicht erstaunlich bei den Freunden, die er hat und die ihn hier aufsuchen."

„Erkläre Dich. Gewöhnlich bedient Toby sehr gut. Ich hatte ihn mit dem Cabriolet vorgestern zum Ball im Opernhaus mitgenommen, dann ins Bois de Boulogne, und gestern? —" machte der Vicomte, indem er sich bemühte, seine Erinnerungen zu sammeln.

„Er kam spät, nach fünf Uhr nach Hause, Ralph zurückbringend, und legte sich zu Bette, indem er vorgab, es vor Müdigkeit nicht mehr aushalten zu können. Dies hinderte ihn jedoch nicht, in der Nacht auszugehen und wieder zu kommen, wie er dies so häufig thut."

Sartilly hörte nicht mehr seinen Kammerdiener. Ein Gedanke erweckte seine Erinnerung. Er suchte sich zu erklären, warum der Groom sich vor der Präfektur befunden habe, um das Pferd zu besorgen, da ihn doch nichts die Gegenwart seines Herrn an diesem Orte errathen lassen konnte. Dann dachte er an die Erzählung Jeannes, die behauptete, den Groom mitten in der Nacht aus dem Hotel Mensignac fortgehen gesehen zu haben, und er hatte einen Anfang von Verdacht, dessen Absurdidät ihm offenbar schien.

Der Brief, den er jetzt empfangen hatte, war von dem jungen Mädchen, das ihn dringend bat, Nachmittags zu ihr zu kommen, und er nahm sich vor, den Besuch zu benutzen, um die Sache näher zu untersuchen. Es blieb immer noch die Fahrt nach der Place Dauphine aufzuklären, und Sartilly, darüber beunruhigt, wollte auf der Stelle wissen, woran er sich zu halten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Mainthales in der Römerzeit.

Ein Vortrag,

gehalten im Verein der Spessartfreunde in Aschaffenburg von Dr. Ed. Anthes.

Es wäre unmöglich, Ihnen im Verlauf einer kurzen Stunde ein Gesammtbild der römischen Kultur des Mainthals zu geben; schon wenn ich versuchen wollte, alles das auch nur kurz auszuführen, was in den letzten 20 Jahren durch die trefflichen Forschungen Ihres Landsmanns, des Kreisrichters Conrady in Miltenberg, an römischen Alterthümern zum Vorschein gekommen ist, würde ich die mir gegönnte Zeit weitaus überschreiten müssen. Wenn zudem nur weitaus das Wenigste von dem, was ich Ihnen auszuführen vorhabe, auf eigenen Forschungen beruht, so grenzt doch das Mainthal an das Gebiet, in dem ich meine Wirksamkeit auf archäologischem Gebiete finde, und so wird es mir hoffentlich gelingen, Ihnen, wenn auch in kurzen Zügen, zu zeigen, wie wichtig gerade die Kultur des Maingebiets, der Gegend, in der Sie wohnen, schon in jenen fernen Zeiten gewesen ist. Es ist ja überhaupt ein Vorzug unserer mittelrheinischen Gegenden, daß wir in ihnen eine geschichtliche Periode mehr besitzen, als die meisten Gegenden Deutschlands; diese liegen, eben abgesehen von den Rheinlanden, bis zur fränkisch-karlingischen Zeit in tiefem Dunkel. Zwar bricht auch für unsere Gegend nach dem Erlöschen der Römerherrschaft wieder eine geschichtliche Dämmerung herein, — allein die vorhergegangene Kultur der Römer hat zu tiefe Spuren hinterlassen, hat sich zu fest der ganzen Gegend eingeprägt, als daß sie vollständig wieder hätte verschwinden kennen.

Wenn ich mich auch in der Hauptsache darauf beschränken muß, Ihnen von dieser ersten Glanzzeit unserer Gegend zu erzählen, so wird doch mancher Seitenblick auch auf die Zeiten unmittelbar vorher und nachher zu werfen sein. Gleich auf die erste Frage ist die Antwort schwer: Was für Leute waren es, die von den Römern bei ihrem Vordringen am Mainstrom vorgefunden wurden?

Man geht zu weit, wenn man unsere Gegend für jene Zeit allein den Kelten zuspricht. Geheimrath Zangemeister hat nachgewiesen, daß wenig später wenigstens am unteren Neckar richtige Sueben, also Germanen, wohnten; Warum soll Aehnliches nicht auch bei uns der Fall gewesen sein, wenn wir es auch urkundlich nicht zu erweisen vermögen? In der Umgebung von Miltenberg treffen wir freilich die Teutonen, sicherlich ein keltischer Volksstamm, deren merkwürdiger Grenzstein jetzt eins der wichtigsten Denkmäler in Conradys Burgensitz bildet. Auf Germanen wiederum weist der Name der auf den Aschaffenburger Inschriften vorkommenden Namen der Britones Nemaningenses hin, in dem gewiß eine germanische Ortsbezeichnung auf —ingen steckt. Alles das beweist, daß keltische und germanische Elemente hier in der Gegend gemischt vorkamen; allein da wir keins der genannten an und für sich so wichtigen Denkmäler zu datiren vermögen, können wir nicht entscheiden, ob wir es hier mit einem Nebeneinander oder mit einem Nacheinander zu thun haben.

Die Kulturstufe der Zeit von rund 400 Jahren v. Chr. bis etwa 100 Jahren n. Chr. nennen wir gewöhnlich nach einer reichen Fundstelle im Neuenburger See die Kultur von La-Têne; viele ihrer Erzeugnisse gehen in ihrer Technik unmerklich in römische Formen über. Ob dies nun keltische oder germanische Kultur war, ist eine müssige Frage, da sie sich, wie die Kultur des romanischen und gothischen Stils etwa, gleicher Weise über verschiedene Völker verbreitet hat. Während nun die Spuren dieser Kulturstufe im Mainthal nicht häufig vorkommen, beschäftigen uns die der anschließenden Römerzeit in umso höherem Grad. In andern Gegenden, die dereinst der römischen Herrschaft unterworfen waren, sind die Ueberreste aus der Römerzeit längst beschrieben und dadurch weitern Kreisen bekannt gemacht worden; hier blieb es dem Forschereifer Conradys und seiner glücklichen Hand vorbehalten, der Wissenschaft in allen Dingen neue Wege zu weisen. Erst durch seine Untersuchungen ist es möglich gewesen, mit Sicherheit die lange geglaubten Hypothesen von römischen Befestigungen im Spessart ein für allemal in das Gebiet der archäologischen Fabeln zu verweisen, da es ihm gelang, längs des Mainstroms selbst die Reihe von Befestigungsanlagen zu finden, die man auf den Höhen östlich des Flusses, auf dem Spessart, annehmen zu dürfen glaubte. Damit fällt denn auch die frühere Behauptung, daß in Aschaffenburg ein Kastell gestanden habe; die Inschriften, die zu dieser Annahme anscheinend berechtigen, sind zwar beim Abbruch des alten Döngesthurmes gefunden, aber sicher zu irgend einer Zeit von einer der nahen linksmainischen Stationen, vermuthlich Stockstadt, hierher verschleppt worden. Dafür, daß wir hier in Aschaffenburg auf echt germanischem Boden stehen, spricht schon die älteste Form des Stadtnamens, die 855 als Ascaphaburg vorkommt, ein Wort, das sich aus den althochdeutschen Wörtern aski-Esche, dem in Zusammensetzungen nachweisbaren afa-aha-Wasser und aus burg zusammensetzt und also die Burg am Eschenwasser bedeutet.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse Conrady's waren so abschließend, daß bei der Gründung der Reichs-Limes-Kommission fast auf keiner Strecke des Pfahlgrabens zwischen Rhein und Donau so wenig Nachuntersuchungen mehr nöthig waren, wie auf der seinigen, und das will etwas heißen! Und nun kam die vom Reich bestellte Kommission, die mit ausreichenden Mitteln endlich das große Werk in Angriff nahm, den mächtigen Grenzwall des römischen Reiches, den

Limes Germaniae superioris et Raetiae, genau zu erforschen und festzulegen, ein Werk der Vorzeit, dessen Reste von Jahr zu Jahr einem immer rascher schreitenden Verderben entgegen gehen. Die Kultur unserer Zeit ist eben, wir müssen uns nur darüber klar werden, eine der gefährlichsten und sicherlich die am schwersten zu bekämpfende Feindin der Reste aus der Vorzeit; daß es freilich nicht immer so zu sein brauchte, daß vielmehr auch die Neuzeit mit allen ihren gewiß berechtigten Forderungen auch ein Herz für die ehrwürdigen Ueberbleibsel der Vergangenheit haben kann, davon haben Sie an Ort und Stelle den schönsten Beweis.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Entstehung der Okkupation Deutschlands und speziell des Mainthals durch die Römer, — denn das ist der wichtigste Theil des von mir heute zu behandelnden Themas. Die Besuche Cäsars auf dem rechten Rheinufer in den Jahren 55 und 53 v. Chr. waren nur sehr kurz; nichts konnte den siegreichen Feldherrn nach Erreichung seines Zweckes dazu veranlassen, sich ohne Noth in eine ihm vollkommen unbekannte Gegend zu wagen, in der die wilde, von Menschenhand noch so gut wie gar nicht berührte Natur eine viel gefährlichere Feindin war, als die kriegerische Kraft der eingeborenen Stämme; die Germanen selbst ließen sich nicht sehen, zogen sich vielmehr in die dichte Wildniß ihrer Wälder zurück; denn um jene Zeit hatten sich unsere Vorfahren noch an keine festen Wohnsitze gewöhnt; sie schweiften noch unstät umher von Gegend zu Gegend; der gewaltige Andrang der Völkerwanderung hatte, genau genommen, bereits mit den Zügen der Kimbern und Teutonen begonnen, und wenn es auch um 100 den römischen Feldherrn gelungen war, den Strom noch einmal zurückzudämmen, so kam die Bewegung der riesigen Völkermassen, die sich zwischen Elbe und Rhein hin und her bewegten, doch nicht eher zur Ruhe, als bis sie die Alpen überschritten und dem altersschwach gewordenen römischen Reich den Todesstoß versetzt hatten. Die Zeit der Okkupation des rechtsrheinischen Germaniens führt uns bereits, genau genommen, in die Zeit der Defensive; es handelte sich schon nicht mehr darum, neue Länder zu erwerben und neue Völker dem Reich anzugliedern; die Vorstöße der Römer hatten im Grund nur den Zweck, die Behauptung der seither erworbenen Gebiete zu sichern, und schließlich nichts weniger, als Italien und Rom selbst zu schützen. So entstanden zu verschiedenen Zeiten an den Grenzen des Weltreiches die weithin sichtbaren Limites, deren Zweck es vor Allem war, eine geordnete Ueberwachung der Grenze herbeizuführen; der militärische Gesichtspunkt kam erst in zweiter Linie, wenn schon er sich von dem ursprünglichen nicht trennen läßt; es war eben Alles militärisch an diesen Grenzen organisirt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wann beginnt das Jahrhundert? August v. Kotzebue hat im vorigen Jahrhundert die Streitfrage über den jetzt von neuem vielerörterten Anfang des Jahrhunderts zu einer Posse benutzt, die „Das neue Jahrhundert" betitelt ist und am 31. Dezember 1799 spielt. Aus dem Dialog theilt die „Voss. Ztg." folgende Stelle mit, die jetzt wieder aktuelles Interesse hat:

Der junge Herr v. Schmalbauch (zu seinem Vater): Der Prophezeiung gemäß sollten Sie am letzten Tage des Jahrhnnderts sterben.

Werlhof: Das ist ja heute.

Der alte Herr v. Schmalbauch: Nein, es ist um ein Jahr.

Werlhof: Heute, Herr Gevatter.

Minchen: Um ein Jahr.

Der junge v. Schmalbauch: Heute Mademoiselle.

Der alte v. Schmalbauch: Mit 1 fängt das Jahrhundert an.

Werlhof: Wenn ich sage 1, ist schon ein Jahr verflossen.

Minchen: Wer 100 Dukaten schuldet, hat nicht eher bezahlt, bis er den hundertsten auf 99 legt.

Der alte v. Schmalbauch: Das erste Jahr der christlichen Zeitrechnung hieß Eins!

Werlhof: Falsch! Es hieß Null!

Der alte v. Schmalbauch: Nein!

Der junge v. Schmalbauch: Personifiziren Sie nur die Zeit. Denken Sie sich die Zeit als ein neugeborenes Kind. Ein Jahr nach der Geburt zählt man 1.

Minchen: „Falsch! Als es geboren wurde, da schrieb man schon 1.

Der alte v. Schmalbauch: Recht!

Werlhof: Falsch!

Der junge v. Schmalbauch: Vergleichen Sie doch nur die alte römische Zeitrechnung mit der unserigen. Sie werden finden, daß das Jahr, in dem Christus geboren wurde, eigentlich als 0 gerechnet worden ist.

Minchen: Wenn ich 100 Meilen weit reise, so kann ich nicht eher sagen 100, als bis der letzte Meilenzeiger erreicht ist.

Werlhof: Die Jahreszahl, die man nennt, bedeutet immer die schon verflossene Zeit. Wenn ich sage 1, so heißt das so viel als: da ein Jahr verflossen war.

Der alte v. Schmalbauch: Alle Dinge in der Welt fangen mit 1 an, warum soll denn eben das Jahrhundert mit 0 anfangen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 16. Freitag, den 20. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

16 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Sieh nach, ob er da ist, und bring' mir ihn hieher,“ sagte er zu Antoine.

„Ich will ihn dem Herrn Vicomte sogleich schicken.“

Einige Minuten später stellte sich der Groom ein, immer kerzengerade, immer sorgfältig gekleidet, von den Stiefeln bis zur schwarz und weiß karrirten schottischen Mütze.

„Um welche Zeit haben Sie Ralph zurückgebracht?“ fragte ihn Sartilly.

„Um fünf Uhr fünfundzwanzig Minuten, Herr Vicomte, antwortete der Groom mit merkwürdiger Bestimmtheit.

„Wer hatte Ihnen gesagt, daß ich zum Polizeipräfekten gegangen war, fuhr Edmond von Sartilly fort.

„Der Herr Vicomte hatte mir im Bois de Boulogne befohlen, ein Pferd zu miethen und das Cabriolett nach Paris zu bringen. Ich kam hier um Mittag an, und ich glaubte, der Herr Vicomte bedürfe meiner im Hotel Mensignac, um Ralph zu besorgen. Als ich dorthin kam, sagte mir der Portier, der Herr sei soeben in gestrecktem Galopp fortgeritten und ich habe angenommen, daß Sie sich zur Polizei begeben hätten, — wegen des Kopfes.“

Toby, der einen Augenblick gezögert hatte, indem er die letzten Worte sprach, fügte alsbald mit seiner ruhigen Stimme bei.

„Ralph hatte durch einen angestrengten Lauf, Schaden genommen und ich brachte ihn zum Thierarzt.“

Die Antworten waren so klar formulirt, daß Sartilly sich vorwarf, nur einen Augenblick den Gedanken gehabt zu haben, ein Kind mit den Ereignissen der Nacht in Verbindung gebracht zu haben. Der Groom schien wenig geeignet, selbst eine untergeordnete Rolle in einer Verschwörung zu spielen, und sein Herr beeilte sich, ihn fortzuschicken, indem er ihm befahl, Alles für 4 Uhr bereit zu halten.

Als er wieder allein war, verfiel der Vicomte von Neuem in seine Träumereien, und indem er von Neuem über die kleinsten Umstände des vorigen Tages nachdachte, erschien seinem Gedächtniß wieder der Polizeiagent, dessen intelligentes Gesicht ihm aufgefallen war.

Es dauerte auch nicht lange, bis der Diener wieder erschien, um zu melden, daß ein Mann den Vicomte zu sprechen wünsche. Antoine hatte den Besucher nicht mit „Herr“ qualifizirt und diese verächtliche Geringschätzung konnte wohl auf einen Subalternbeamten der Polizei bezogen werden. Sartilly, dessen Neugierde bereits rege geworden, wußte bald, woran er war.

„Lasse ihn eintreten,“ sprach er lebhaft, nachdem er auf einer ihm dargereichten Karte den Namen gelesen hatte, der darauf geschrieben war: „Jottrat.“

IV.

Obschon Sartilly bereits den Mann kannte, der im Begriff war, ihn zu besuchen, so war seine Neugierde dennoch aufs Aeußerste gespannt. Ein gewisses Etwas sagte ihm, daß von dem Besuch Jottrats der Erfolg des Unternehmens abhängen werde, dem er sein Leben geweiht.

Antoine hob die Portiere auf und führte den Beamten ein, ohne ihn anzumelden, ohne Zweifel bedenkend, daß es keiner derjenigen sei, dessen Name man laut ruft. Der Gang des Agenten stimmte übrigens wunderbar mit der geheimen Einführung desselben überein. Er hatte für den Augenblick seine riesige Gestalt gebeugt, die Schultern nach vorwärs gedrückt und das Steife seiner militärischen Haltung überhaupt gemildert. Seine sonst unbewegliche Physionomie war durch den Ausdruck achtungsvoller Sympathie belebt und seine intelligenten Augen schienen den Vicomte zu bitten, den Besuch entschuldigen zu wollen. Im Ganzen war seine Haltung diejenige eines Mannes, der die Ehre zu schätzen weiß, daß man ihn empfängt, sie war weder niedrig, noch servil. Jottrat glich einem Untergebenen, der kommt, um seine Mithilfe anzubieten, weiter nichts.

Sartilly hatte diese Nüance auf den ersten Blick erkannt und bereits verließ ihn die eisige Kälte, womit er sich von Haus aus gewappnet hatte. Dank seiner Haltung und seines Verständnisses des Schicklichen wurde der Polizeispion in den Augen des Vicomte, der ihn beobachtete, ein Mann. Er hatte den Takt gehabt, abzuwarten, bis er gefragt wurde, und Sartilly begann, feinfühlend, sogleich die Unterhaltung in wohlwollender Weise:

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sprach er höflich, „aber ich fürchtete, Sie nicht zu sehen, denn ich hatte vergessen, Ihnen meine Adresse zu geben."

Der Agent konnte sich des Lächelns nicht erwehren bei dem Zweifel, den der Vicomte eben ausgedrückt hatte.

„Ich kannte Sie, mein Herr," sprach er mit einer Stimme, deren durchdringende Sanftheit ihn in Erstaunen setzte und einnahm, „und wenn ich es gewagt hätte, so hätte ich mich Ihnen bereits gestern Abend vorgestellt."

„Wieso?" fragte Sartilly, mehr und mehr erstaunt.

„Ich habe meine Kindheit in der Normandie verlebt, in demselben Canton, in welchem die Güter Ihrer Familie liegen, und später diente ich in demselben Regiment, das Ihr Vater als Oberst befehligte."

Es folgte einen Augenblick Schweigen. Der Vicomte befand sich nach diesem Geständniß noch mehr in Verlegenheit. Was sollte er einem Mann sagen, der, nachdem er Soldat war, jetzt das Gewerbe eines Spions betrieb. Er begnügte sich damit, ihm einen Sessel anzubieten, nahm selbst in einem Lehnstuhl Platz und erwartete, daß sein Besuch sich weiter erkläre.

Der Agent nahm ohne falsche Scham Platz und begann ohne die geringste Verlegenheit.

„Herr Vicomte," sprach er in angemessenem Ton, „ich komme, wie Sie es bereits errathen haben werden, Ihnen meine Dienste anzubieten, um die Urheber eines Verbrechens aufzufinden, das vorgestern in der Nacht begangen worden ist."

„Ich bin bereit, dieselben anzunehmen," antwortete Sartilly, „und bitte Sie, den Preis zu bestimmen, den Sie dafür verlangen."

„Wollen Sie mir erlauben, mein Herr," antwortete Jottrat, „diese Frage nach erlangtem Erfolge zu behandeln?"

„Es sei," sagte der Vicomte, „aber wird es Ihnen gelingen? Ihr Chef ist selbst entmuthigt, und ich fürchte sehr, daß er auf die Fortsetzung der Untersuchung verzichten wird."

„Er wird ganz sicher darauf verzichten," sagte der Agent mit vieler Ruhe.

„Dann wollen Sie also ohne sein Vorwissen und ohne seine Autorisation handeln?"

„Das ist unerläßlich," antwortete Jottrat sanft.

„Und als Sartilly ihn ansah, ohne ihn zu verstehen, fuhr er langsam fort:

„Diese Sachen folgen einem und demselben Gang, der mir sehr wohl bekannt ist, weil ich denselben schon seit 20 Jahren beobachte. Es wird ein Verbrechen entdeckt; je geheimnißvoller dasselbe ist, um so schwerer hält es, die Schuldigen zu erreichen und um so mehr Eifer zeigt die Polizei. Man wirft sich auf jede Spur, die ganze Armee von Agenten aller Grade wird aufgeboten, man handelt mit Kraft, mit Schnelligkeit, mit Scharfsinn. Ein zufällig aufgefundener Leitfaden, eine gelegentlich aufgefangene Auskunft und der Mörder ist verloren. Das ist die erste Periode, die, in welcher wir uns befinden. Findet man, daß man einen falschen Weg eingeschlagen hat, ist man auf Unmöglichkeiten gestoßen, ist man an unangreifbaren Positionen angelangt, dann wird der Eifer der Agenten ruhiger; man hat sich geirrt, man fürchtet sich abermals zu irren, und man sucht nur noch schüchtern. In wenigen Tagen werden wir dahin gelangt sein. Dem folgen andere Kriminalfälle; sie sind neu; man hofft hier ein gutes Resultat zu erlangen, und man fängt an, Widerwillen gegen die wiederholten Mißerfolge der alten Sache zu zu empfinden. Man lenkt die Kraft und Thätigkeit der Agenten auf die neue Sache und rechnet bei der alten nur noch auf einen glücklichen Zufall. Der große Pariser Strom reißt Alles mit sich fort, die Vergessenheit tritt rasch ein, und sie verwischt bis auf die Erinnerungen an das große Verbrechen, das vielleicht ganz Frankreich während drei Tagen beschäftigt hat. In einem Monat, Herr Vicomte, werden die Sachen so verlaufen, und dies wird der Augenblick sein, wo ich Ihnen nützlich werden kann."

Sartilly hatte mit Aufmerksamkeit diesem Kursus praktischer Polizei zugehört.

„Der Schuldige," fuhr der Polizist fort, „macht dieselben Phasen durch. Im ersten Augenblick ist er vollständig bewaffnet; er ist fest, wachsam, geschickt; er begeht nicht einen einzigen Fehler, nicht eine Unvorsichtigkeit. Er hat zu seiner Vertheidigung ein ganzes Arsenal Lügen bereit. Währenddem die Polizei, mit aller Gewalt gegen ihn geht, ist er beinahe unangreifbar. Gestern ist mein Vorgesetzter zu Herrn von Koreff gegangen; ich habe ihn nicht gesehen, aber ich möchte wetten, daß er damit geendet hat, sich bei ihm zu entschuldigen. Die Tage, die Wochen, die Monate ver-

gehen. Im Uebrigen ist dieser Bösewicht immer nur ein Mensch, er hat Interessen, Leidenschaften; er unterliegt der moralischen Ermüdung, welche durch die extremen Lagen herbeigeführt werden, und sein heller, scharfblickender Geist verliert nach und nach seine Klarheit. Seine Nerven spannen sich ab, weil der Kampf nachläßt, sein Gedächtniß verfinstert sich in dem Maße, als die Thatsachen entfernter werden. Würde man ihn jetzt angreifen, ihn mit Fragen bestürmen, wenn man eine nach der anderen, die Untersuchungen und die Proben wieder aufnähme, so würde er sich widersprechen, sich verrathen, und er wäre verloren. In einem Monat werde ich den Feldzug gegen Herrn von Koreff eröffnen."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Mainthales in der Römerzeit.

Ein Vortrag,
gehalten im Verein der Spessartfreunde in Aschaffenburg
von Dr. Ed. Anthes.
(Fortsetzung.)

Die Grenzwehren im Donautiefland, der doppelte Wall in Britannien, die Limites in Afrika und Arabien, die erst in den letzten Jahren durch die schwierigen Forschungen französischer und deutscher Gelehrten der Wissenschaft wieder näher gebracht worden sind, wurden errichtet, — es entstand vor allem auch die deutsche Grenzwehr.

Tiberius war der erste, der einen nachhaltigen Vorstoß über den Rhein unternahm; aber seine Pläne erhielten einen schweren Stoß durch die furchtbare Niederlage des Varus im Teutoburger Wald 9 n. Chr. Auf der ganzen Linie fand damals, soweit wir zu urtheilen vermögen, eine Rückwärtsbewegung statt, sodaß rechts vom Rhein nur die Gegend von Wiesbaden gehalten wurde, in der die von Alters her den Römern befreundeten chattischen Mattiaker saßen. Das volle Licht der Geschichte fällt auf die Zeiten des Kaisers Domitian, der für die Besetzung des mittelrheinischen Germaniens entschieden die interessanteste Persönlichkeit ist. Er war es, der nach über zwei Menschenaltern im Jahre 83 zum ersten Mal wieder die römischen Waffen über den Rhein trug, und zwar angriffsweise.

Die Chatten, jener kriegerische und unruhige Volksstamm nördlich vom Main, hatten schon längst den Römern zu schaffen gemacht; um ein für allemal dieser lästigen Nachbarschaft ledig zu werden, führte der thatkräftige Kaiser in dem genannten Jahr einen Angriffskrieg, dessen Erfolge er durch die Anlegung einer ausgedehnten Grenzwehr zu sichern suchte. Doch ist dies nicht etwa der jetzt meist sog. Limes oder Pfahlgraben im heutigen Sinn. Es ist das Verdienst der im größten Stil unternommenen und nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführten Limes-Untersuchungen, hier der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen zu haben. Das wichtigste Ergebniß der Reichsgrabungen ist der allenthalben geführte Nachweis, daß die Anlagen auf dem rechten Ufer des Rheins nicht, wie man bisher wohl annahm, einem Kaiser, entstammen, sondern daß Generationen daran gebaut haben. Das Vorschieben der Reichsgrenze geschah, wie wir jetzt mit Sicherheit nachzuweisen in der Lage sind, schrittweise von Westen nach Osten. Unter Domitian wurden vor allem die Wetterau und das untere Mainthal okkupirt; es erfolgte die Anlage der Kastelle von Hofheim, Heddernheim und Kesselstadt am Main, von Heldenbergen, Okarben und Friedberg in der Wetterau. Da, wo es die Nachbarschaft der unruhigen Feinde nöthig machte, wurde, wie es im Taunus durch Geheimrath Soldan nachgewiesen ist, eine Linie von Erdschanzen in die Gebirgspässe vorgeschoben und durch ein Verhau verbunden; vielleicht stammen diese Schanzen schon aus früherer Zeit; doch sind die Forschungen darüber noch nicht abgeschlossen. Daß übrigens Domitian nach dem Chattenkrieg nicht nur das Mainthal in weiterm Sinn, sondern auch die Rheinebene in den Bereich des römischen Imperiums gezogen hat, geht aus einer Reihe von neuern Funden hervor, — so aus der Entdeckung eines Kastells in Neuenheim bei Heidelberg und aus der mir kürzlich geglückten Auffindung einer gleichen Anlage bei Groß-Gerau; in beiden Lagern finden sich gestempelte Legionsziegel der 14., 21. und 22. Legion; dazu kommen in Gernsheim, wo ein wichtiger Uebergang zwar mit Sicherheit vermuthet, aber noch nicht nachgewiesen ist, solche der 1. Legion, — und damit haben wir die Zeugnisse von der Anwesenheit des von Domitian für den Chattenkrieg zusammengezogenen starken Heers, von dem uns in der Rheinebene bisher nur noch die 8. Legion nicht bekannt geworden ist; aber die erste beste Ausgrabung dort kann uns auch von ihr Ziegel liefern. Da nun die 21. Legion um 90 aufgelöst wurde, müssen die Anlagen, die unter ihrer Mithülfe gebaut sind, vor diesem Jahr errichtet sein; also gehört diese Reihe von Befestigungsanlagen mit denen der Wetterau und des untern Mainthals zusammen unmittelbar in die Zeit nach dem Thatenkrieg Domitians, oder genauer in die Jahre 84—90.

Aber diese Okkupation blieb allem Anschein nach nicht lange bestehen. Die Grenze wurde, vielleicht nur etwa um ein Jahrzehnt später, weiter nach Osten vorgeschoben. Denn mancherlei Umstände machen es sehr wahrscheinlich, daß diese Kastelle in der Ebene bald als solche aufgehoben wurden, und als gleich wichtige Thatsache kommt hinzu, daß es Geheimrath Soldan und mir gelungen ist, in der Odenwaldlinie neben den seit langer Zeit bekannten Steinanlagen die deutlichen Reste einer früheren Befestigungslinie nachzuweisen,

mit der die spätere parallel läuft, und die in ihrem offenbar nach militärischen Grundsätzen angelegten Zug sehr an die entsprechenden Theile des Taunuslimes erinnert. Der Zustand, in dem sich uns diese älteste, vielleicht noch Domitianische Odenwaldlinie darstellt, entspricht genau dem Zustand der übrigen Limites diesseits des Rheins in der ersten Periode. Man errichtete zunächst nicht die hübschen Thürme und Kastelle von schönem Sandstein, sondern man nahm das Baumaterial, wie es das Land darbot. Es wurde zuerst eine breite Schneise durch den Urwald gehauen, — eben der Limes, denn das ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes —, und mit dem gewonnenen Holzwerk errichtete man dann über vier starken Eckpfosten hohe grabenumgebene Thürme, vor denen in einem Abstand von 100 röm. Fuß eine starke Palissadenwand herzog; ihre Stämme waren $1\frac{1}{2}$ Meter tief in die Erde eingelassen und ragten mindestens ebenso hoch darüber hervor. Ja vereinzelt ist im Odenwald die Erscheinung beobachtet worden, daß die Holzthürme in der allerersten Zeit, vielleicht provisorisch, nur in weitem Umfang von einer Pfahlhecke umgeben, aber noch nicht durch einen fortlaufenden Pfahlzaun mit einander in Verbindung gesetzt waren. Die einzelnen etwa 800 Meter von einander entfernten Stationen waren durch einen kunstlosen Kolonnenweg verbunden, und in der Entfernung von etwa 6 Kilometer wurden schanzenartige Erdwerke angelegt, wie sie Hofrath Kofler unter den späteren Steinkastellen nachgewiesen hat. Die Ausgrabungsergebnisse lehrten, daß die älteste Odenwaldlinie älter ist als die Linie am Main von Wörth bis Miltenberg; ein Theil des Mainufers, nämlich der von Groß-Krotzenburg bis Wörth, war aber aller Wahrscheinlichkeit nach schon in Domitianischer Zeit mit Werken besetzt, aber nur mit Erdkastellen; in Wörth hat Conrady die Kopfstation des Odenwaldlimes in Gestalt eines in den wichtigsten Einzelheiten mit den Odenwaldkastellchen übereinstimmenden Lagers gefunden.

Ich will die Frage unentschieden lassen, ob in dieser Periode der Ostabhang des Odenwalds bis herab zum Main neutrales Vorland gewesen sei, wie es für gewisse Grenzstriche anderwärts bezeugt ist. Darauf scheint hinzuweisen, daß nach einer Inschrift die Exploratio Brittonum, eine Reiterabtheilung, schon frühe in Miltenberg vorkommt, vielleicht schon zu einer Zeit, in der die Linie selbst noch nicht bis an den Fluß vorgeschoben war; ihr wäre dann die Aufsicht über das neutrale Gebiet zugefallen, wie es für ähnliche Grenzgebiete in Britannien nachgewiesen ist. Soviel ist ziemlich sicher, daß schon sehr bald, spätestens unter Hadrian (117—136), der Main bis Miltenberg hinauf die eigentliche Grenze wurde, und daß damit die Odenwaldlinie aufhörte, diese zu bilden. Damit erfolgte die Gründung der eigentlichen Mainlinie mit ihrer Kastellreihe von Seligenstadt, Stockstadt, Niedernberg, Obernburg, Trennfurt und Miltenberg, die bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts von den Römern gehalten wurde, bis der immer stärkere Andrang der Chatten und Alamanen sie über den Rhein zurückwarf und ihrer Herrschaft auf dem rechten Ufer des Rheins ein für allemal ein Ende machte. Wall und Graben, wie da wo der Limes durch offenes Gelände führte, wurden hier am Main nicht errichtet; der Fluß bildete die sogenannte nasse Grenze. — Allein trotz dieses neuen Gürtels von Festungswerken wurde die Linie auf der Höhe des Gebirges doch nicht so völlig aufgegeben, wie es einst mit den Domitianischen Anlagen in der Rheinebene der Fall gewesen zu sein scheint; denn an Stelle der wohl in Verfall gerathenen Holzthürme, an denen sich bereits Wiederherstellungen finden und an Stelle der einfachen Erdkastellchen wurden nach mehreren Inschriften unter Antonius Pius 145 und 146 schmucke steinerne Thürme und Steinkastelle errichtet, deren Reste noch heute zum Theil trefflich erhalten sind. Der ausgezeichnete Buntsandstein der Gegend war die Veranlassung, diese Bauten weit geschmackvoller auszustatten, als es an irgend einer andern Limesstrecke geschehen ist. Die Palissaden mußten freilich ihren Zweck weiter erfüllen; und als man, wohl zu Beginn des 3. Jahrhunderts, unter Severus Alexander in Obergermanien, mit Ausschluß des Mainthals, Wall und Graben, in Rätien eine starke Mauer von Kastellen und Thürmen erbaute, war dies im Odenwald unnöthig geworden, da dessen Befestigungen schon längst eine zurückliegende Linie geworden waren. Soviel dürfen wir mit Sicherheit sagen, daß der Main stets die eigentliche Grenze geblieben ist; römischer Anbau hört drüben völlig auf und nichts weist darauf hin, daß zu irgend einer Zeit die Römer auf dem rechten Flußufer jemals festen Fuß gefaßt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

In Reichthum und in Armuth gleich
Enthüllt sich dir des Glückes Reich;
Wenn du das Glück nicht in dir hast,
Kehrt es nur ein als selt'ner Gast.

* * *

Leichter ist Frauenwort, als ein fallendes Blatt, und unvergänglich
Und wohin es beliebt, tragen es Wasser und Wind.

* * *

Laß dich, o Freund in diesem Punkt bedeuten,
Dein ist die Schuld, wenn du das Leben dir vergällst;
So hoch, als du dich selber stellst,
So hoch stehst du bei andern Leuten.

E. v. Bauernfeld.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 17. Samstag, den 21. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

17

(Nachdruck verboten.)

„Sie halten Herrn v. Koreff also für schuldig?“ rief Sartilly mit solcher Lebhaftigung, daß er von seinem Sitz aufsprang.

„Er ist schuldig und hat Mitschuldige“, sprach Jottrat in so festem Tone, daß seine Ueberzeugung als Gewißheit erschien.

„Aber,“ nahm der Vicomte mit einer gewissen Verlegenheit von Neuem das Wort, denn es widerstrebte ihm noch immer, den Namen seiner Braut in diese schreckliche Angelegenheit zu mengen, „ich weiß nicht, ob Ihr Chef Sie von dem traurigen Zusammentreffen in Kenntniß gesetzt hat, das zwischen dem Mord dieser unglücklichen Frau und dem Verschwinden meines besten Freundes, des Marquis von Mensignac besteht.“

„Ich weiß dies, Herr Vicomte, und es ist gerade dieses Zusammentreffen, das mich in dem Verbrechen die Hand des Herrn v. Koreff erkennen läßt.“

Dieses bedeutungsvolle Wort setzte Sartilly in das höchste Erstaunen.

„Alles, was Sie soeben erklärt haben,“ sagte er, „scheint mir äußerst verständig und ich bin bereit, Ihre Dienste anzunehmen zu den Bedingungen, die Sie selbst stellen werden. Sie werden es jedoch nicht übel nehmen, daß ich mich über Sie erkundige. Ich werde meine Erkundigen so einziehen, daß dieselben Sie bei Ihren Vorgesetzten nicht blosstellen.“

„Ich würde Sie selbst darum gebeten haben,“ sagte Jottrat; „es ist nichts in meinem Leben, das ich zu verbergen hätte, als — das Gewerbe, das ich betreibe.“

„Und wodurch haben Sie sich denn entschlossen, dasselbe zu betreiben,“ fragte Sartilly.

Der Agent erblaßte. „Was das Feststellen eines Planes betrifft, so halte ich dies für einen Augenblick für verfrüht,“ wich er aus. „Man muß die Zeit der Uebereizung verstreichen lassen, ehe man an einen ernstlichen Angriff auf Herrn von Koreff denken kann. Ich werde meine Erkundigungen einziehen und sobald ich den Augenblick als geeignet erachte, werde ich mich zu Ihrer Verfügung stellen.“

„Sehr gut,“ antwortete Sartilly, „aber bis dahin könnte ich Ihrer bedürfen. Wie kann ich Sie finden, ohne auf die Präfektur zu gehen?“

„Jeden Abend von 9—10 Uhr Rue de Marais Saint Germain Nr. 19; fragen Sie nach Pinson.“

In diesem Augenblick wurde die Portiere durch Jemand aufgehoben, der durch das Vorzimmer geschlichen sein mußte, denn weder der Vicomte noch der Agent hatten ihn kommen hören.

Sartilly stand rasch auf und erkannte, nicht ohne Verwunderung seinen Groom Toby.

„Was gibts und warum treten Sie hier ein, wenn ich Sie nicht verlangt habe?“ fragte er in einem harten Tone, der ihm sonst nicht eigen war.

„Aber ich glaubte sicher, der Herr Vicomte habe geklingelt,“ antwortete der Groom, ohne aus der Fassung zu kommen, „und da Antoine ausgegangen ist —“

„Gehen Sie in Ihren Stall hinab, und vergessen Sie nicht, um 4 Uhr anzuspannen“, befahl der Vicomte.

Toby ließ die Portière fallen und verschwand ebenso rasch, als er gekommen war.

Dieser Streich des Groom hatte den Vicomte mißgestimmt; er ging mit großen Schritten auf und ab und murrte zwischen den Zähnen, über die Last, die man mit den Bedienten habe.

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Vicomte,“ sprach Jottrat sanft, „handelt dieser junge Mensch öfters gegen Ihre Befehle?“

„Nie, im Gegentheil; es ist ein merkwürdig gut dressirter Bedienter, und seit den drei Jahren, die ich ihn habe, ist dies das erste Mal.“

„Wenn Sie meinen Freund Roger auffinden würden,“ sagte er dann, auf das frühere Thema zurück-

kehrend, „würde ich Sie hoch belohnen; so hoch, daß Sie ein anderes Gewerbe betreiben könnten."

Weit entfernt, über diese Aussicht erfreut zu sein, schüttelte der Agent traurig den Kopf.

„Dieses Aufsuchen wird mein Chef so gut, und noch besser besorgen als ich, aber es wird zu nichts führen. Wenn der Herr Marquis noch lebte, so würde er schon erschienen sein, um die Ehre seines Namens zu retten — ich kenne die Geschichte der fünfmalhunderttausend Franken — und wenn er todt ist, so haben Diejenigen, die ihn getödtet haben, ihre Maßregeln so gut ergriffen, als daß man je seinen Leichnam finden wird."

„Und was hoffen Sie denn?" fragte Sartilly unruhig.

„Ihn zu rächen," antwortete Jottrat dumpf, „und mich gleichzeitig mit zu rächen."

„Sie zu rächen, und an wem denn?" fragte der Vicomte ganz verblüfft.

Der Polizeiagent schwieg, die Maske der Gefühllosigkeit war gefallen und seine Züge drückten eine heftige Bewegung aus. Er bedauerte es sichtlich, zuviel gesagt zu haben, und doch schien ein unwiderstehliches Gefühl ihn zum Sprechen zu treiben.

„Ich will mich an diesem Koreff rächen, diesem Feigling, diesem elenden Spion, diesem Verräther."

Das letzte Wort war kaum gesprochen, als Jottrat das Ungehörige eines solchen Ausfalles erkannte.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Vicomte," sprach er mit aufrichtiger Bewegung, die Sartilly rührte, „ich vergesse, was ich bin, und ich sollte mich erinnern, daß Sie mir nicht die Ehre erzeigen, mich zu empfangen, um zu Ihnen von meinem Haß zu reden."

„Sagen Sie mir im Gegentheil Alles, was Sie von diesem Manne wissen," sprach der Vicomte feurig, „ich bitte Sie darum."

Eine Thräne glänzte in den Augen des Agenten, als er Sartilly in diesem beinahe freundschaftlichen Tone sprechen hörte; aber er hatte seine Ruhe bereits wieder erlangt und er antwortete mit einer gleichgiltigen Phrase.

„Ach, mein Herr," sprach er in ziemlich ruhigem Ton, „der Haß, den ich gegen diesen Menschen hege, hat einen ziemlich alltägigen Grund, und ich weiß nur sehr wenig von ihm. Er kam zum ersten Mal nach Paris ein Jahr nach der Juli-Revolution, und kurze Zeit darauf gewann die Regierung die Ueberzeugung, daß er Rußland als geheimer Agent diene, obgleich er geborener Schwede sei. Sein spezieller Auftrag bestand darin, die ausgewanderten Polen zu überwachen und die Correspondenz zu signalisiren, welche sie mit den in Warschau wohnenden, nicht ausgewanderten unterhielten; er hatte die Geschicklichkeit, die Beweise verschwinden zu lassen, und ich wurde als ungeschickt und untreu auf zwei Jahre im Dienst zurückgestellt."

Sartilly hatte begierig der Erzählung des Polizeiagenten zugehört, aber er war fest überzeugt, daß Jottrat nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte, und er mußte weit wichtigere und ernstere Gründe zum Haß gegen Koreff haben, als eine unverdiente Ungnade. Der Vicomte kannte jetzt seinen Mann und er begriff, daß diese unbeweglichen Züge und seine demüthige Haltung ein stolzes Herz und eine glühende Seele bargen.

Der Agent von dieser Stärke konnte nur aus guten Gründen haßen und würde sein Geheimniß auch nicht verrathen.

Was liegt übrigens daran, dachte Sartilly, wenn er mir nur gut dient.

„Hören Sie, Jottrat," sprach er dann fest, „Sie hassen den Mann, ebenso, wie ich ihn hasse, und welches auch Ihre Gründe zum Haß sein mögen, so ist Herr von Koreff Ihr Feind, wie er der meinige ist. Vorhin bot ich Ihnen an, Sie in meinem Dienst zu verwenden, jetzt aber frage ich Sie, ob Sie einwilligen, daß wir uns zu einem gemeinschaftlichen Handeln verbinden."

„Ich bin bereit, mich tödten zu lassen, um mein Ziel zu erreichen, antwortete der Agent.

„Sie werden nicht sterben," rief Sartilly, der in Eifer gerieth. Wann werde ich Sie wieder sehen?"

„Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, Herr Vicomte, so wollen wir uns während eines Monats nicht wieder sehen. „Es ist dies die Zeit, die ich brauche, um meine Vorbereitungen zu treffen, und ich habe Ihnen erklärt, weßhalb es unnöthig ist, den Kampf früher aufzunehmen. Heute haben wir den 14. Februar, ich werde Sie somit am 16. März und wenn ich Sie bitten darf, in meiner Wohnung wieder sehen. Meine Fenster liegen im vierten Stockwerk des Hauses Nr. 19 und gehen auf die Rue des Marais. So oft Sie eine brennende Lampe an dem dritten Fenster rechts bemerken, können Sie sicher sein, daß ich allein bin, und Sie können ohne Gefahr heraufkommen. Kommen Sie nie anders, als des Abends nach 9 Uhr. Während des Tages habe ich meinen Dienst."

„Abgemacht," sagte der Vicomte.

„Bedürfen Sie der Dienste Ihres Groom sofort?" fragte plötzlich Jottrat.

„Ja, ich fahre um 4 Uhr aus und nehme ihn natürlich mit; jetzt ist es beinahe drei Uhr und Toby muß gegenwärtig im Stall sein."

„Toby ist nicht im Stall," unterbrach ihn Jottrat, „denn ich sehe ihn auf der Straße."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Mainthales in der Römerzeit.

Ein Vortrag,
gehalten im Verein der Spessartfreunde in Aschaffenburg
von Dr. Ed. Anthes.

(Fortsetzung.)

In den anderthalb Jahrhunderten, in denen das Mainthal die Grenze des Reiches nach Osten bildete, entwickelten sich Verhältnisse, die unserer Aufmerksamkeit in hohem Grade würdig sind. Wer sind die Erbauer aller der Kastelle und sonstigen Anlagen? Welchen Truppengattungen gehörten sie an?

Früher hat man einfach aus dem Vorkommen der schon erwähnten gestempelten Legionsziegel auf die Anwesenheit des betreffenden Truppenkörpers an der Fundstelle geschlossen. Allein seitdem Prof. Wolff der Nachweis gelungen ist, daß weitaus die meisten der am Mittelrhein gefundenen Ziegel in großen Zentralziegeleien, so vor Allem in Nied am Main, gebrannt und von da aus weithin, z. B. bis Oehringen im Hohenlohischen, versandt wurden, ist die größte Vorsicht von Nöthen. Nur das am leichtesten herzustellende Ziegelwerk wurde an Ort und Stelle gebrannt, — die bessere Waare dagegen, die zur Herstellung nicht nur gute Oefen und erfahrenes Personal, sondern auch besonders gutes Thonmaterial erforderte, wurde von auswärts bezogen. Dies gilt besonders von den großen für die Bäder bestimmten Platten, die in diesen Bauten regelmäßig vorkommen. Ohne Bedenken dürfen wir annehmen, daß Legionen die Anlagen der Domitianischen Zeit errichtet haben, vielleicht auch die Erdwerke in Taunus und Odenwald. Aber durch Mommsens in allen Dingen durch die Grabungen bestätigte Untersuchungen ist festgestellt worden, daß im 2. Jahrhundert auf dem rechten Rheinufer überhaupt keine Legionstruppen mehr standen, sondern die ihnen beigegebenen Kohorten der Auxilien und neugebildete Hülfstruppen unter dem Namen der Numeri, die erst unter Trajan vorkommen. So war es auch bei uns. Wenn wir auch annehmen dürfen, daß selbst in jener Zeit zur Errichtung der wichtigeren Bauten Legionssoldaten aus Mainz abkommandirt waren, so treffen wir doch inschriftlich bezeugt, nur Hülfsvölker am Main, und zwar, soweit die Strecke von Krotzenburg bis Miltenberg in Frage kommt, in dem letztgenannten Kastell die Coh. IV Vindelicorum, in Stockstadt die Brittones Nemaningenses und vielleicht die Coh. I. Civum Romanorum, in Obernburg die Coh. IV. Aquitanorum, und in Miltenberg die Coh. I. Sequanorum et Rauracorum equitate, sowie die schon genannte Exploratio Brittonum. Diese Brittones führen je nach der Gegend, in der sie stehen, verschiedene Beinamen; südlich vom Odenwald sind sie meist nach kleinen Flüßchen genannt, die ganze Odenwaldlinie aber war von den Brittones Triputienses besetzt, die sicher von irgend einem Dreiborn in der Gegend zwischen Schlossau und Wörth den Namen trugen; an der Ausmündung der Linie an den Main kommen noch die Brittones Nemaninggenses mit ihrem unzweifelhaft germanischen Namen hinzu. Die Triputienses hatten ihr Hauptquartier in Schlossau, wo sie nach einer Inschrift in Eulbach das Kastellbad gebaut haben.

Um den nöthigen Zusammenhang der Hülfsvölker mit dem Hauptquartier der Legion in Mainz zu wahren, standen die Numeri unter dem Befehl von Legionshauptleuten, von Centurionen, die in der Legion nicht selbst Verwendung finden konnten. Auch die Verwaltungsbeamten der Auxilia wurden von der Legion abkommandirt, so die Cornicularii und besonders die Beneficiarii consularis, von denen unten genauer die Rede sein wird. Alle Inschriften, die eine militärische Charge nennen, stammen von diesen Leuten her, — sie können deshalb nicht zur Bestimmung der Garnison eines Kastells verwendet werden.

Aber es sind nicht nur militärische Dinge, die für uns wichtig sind. Es war doch an diesen Grenzen nicht immer Krieg. Zwar tauchte um 213 ein neues den Römern unbekanntes Volk, die Alemanen, von Osten her auf; aber ihre trefflichen Reiterschaaren erlagen der römischen Kriegskunst am Main, freilich ohne daß wir wüßten, wo wir das Schlachtfeld zu suchen haben; aber wahrscheinlich lag es doch am Untermain. Die schöne von Conrady nachgewiesene Uferstraße diente wohl meist friedlichem Verkehr. Im Allgemeinen sehen wir, wie sich unter dem Schutz der Festungslinie ein dicht besiedelter Landstreifen entwickelte, je näher dem Fluß zu, desto dichter. Diese meist recht einfachen bürgerlichen Niederlassungen, die zum Theil hoch oben auf den Höhen liegen, wo jetzt Niemand mehr an eine Ansiedelung denkt, unterscheiden sich gerade durch ihre Einfachheit von den z. B. in Baden von Prof. Schumacher ausgegrabenen Höfen. Ihr Gebiet ist meist von einer Mauer umgeben, innerhalb deren der Boden sorgfältig von Steinen gesäubert und zu Garten- und Ackerland hergerichtet ist. Nahe bei dieser Umfassungsmauer stehen nun zwei oder drei kleine Wirthschaftsgebäude, die sich durch die meist unbedeutenden Funde als solche kundgeben; Fragmente von Mühlsteinen, von allerlei Topfwaare, gelegentlich auch einmal ein paar Kuhschellen, erweisen den bescheiden ländlichen Charakter dieser Bauten. Es würde sich im Interesse der Sache sehr wohl lohnen, einmal einen solchen Bauernhof gründlich auszugraben und sich nicht, wie es seither in unserer Gegend meist geschah, auf eine bloße Angrabung zu beschränken.

Die Annahme ist erlaubt, daß sich in diesen einfachen Gehöften die römischen Landwehrleute ansiedelten, nahe genug der befestigten Linie, um im Fall der Noth rasch zur Hand

sein zu können. In diesen Leuten haben wir die ersten zu erkennen, die überhaupt in unserer Gegend Ackerbau trieben; daß unter ihnen auch mancher Nationalrömer gewesen sein muß, geht aus der nicht unbeträchtlichen Zahl der im ganzen Gebiet verbreiteten Denkmäler hervor, mit denen diese Ansiedler ihre Gehöfte schmückten. Sowohl hier als in Obernburg und Miltenberg finden sich derartige Steindenkmäler, die für die Kulturgeschichte des Landes von hoher Bedeutung sind, weil sie uns einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben der Bevölkerung gestatten.

Als Beschützer der Fischer und Schiffer erscheint Neptunus in Krotzenburg; die Arbeiter in den Steinbrüchen bei Obernburg setzten dem Hercules Maliator ein Denkmal, dem starken Gott mit dem gewaltigen Steinhammer, wie er als Patron der handfesten Steinbrecher wohl am Platz ist. Aber auf einem zweiten Denkmal aus Obernburg erscheint auch Apollo, in phantastischem Kopfputz und mit gewaltiger Leier, also der Gott der Poesie und des Gesanges. Apollo mit dem Heilgott Aesculapius findet sich auf einem andern Stein desselben Fundorts, und die Götter, denen besonders die Obhut über Feld und Wald anvertraut war, Silvanus und Diana, die Göttin fröhlicher Jagd, wurden ebensowohl in Trennfurt wie in Seligenstadt verehrt. Gleichfalls friedlichen Zeiten entstammen die Nymphenreliefs, deren eins aus Amorbach jetzt leider verschollen ist; das andre in Rüdenau wird uns noch beschäftigen. — Auf lebhaften Verkehr in Miltenberg deuten mehrere Mercursteine hin; ein Denkmal besonderer Art ist der bei Obernburg gefundene Altar, der dem orientalischen Juppiter Dolichenus geweiht ist und von den agentes in lignaris, also den Werkleuten in den dortigen dem Anschein nach bedeutenden Zimmermanns- und Schreinerwerkstätten gesetzt ist. Solche Zimmerleute kommen auch in Trennfurt vor; Conrady ist es erst kürzlich gelungen, den wichtigen Inschriftenstein einem langjährigen Versteck zu entreißen.

Weitere Einzelheiten übergehe ich. Aber aus alledem, was ich angeführt habe, geht doch hervor, daß überall dem Mainstrom entlang ein fröhliches Leben pulsirte; Ackerbau, Handel und Verkehr blühten, und selbst hier im fernen Norden vergaßen die Fremdlinge nicht ihre heimische Art und Sitte; wie am Tiber verehrten sie hier am Main die Gottheiten, von deren Gunst sie ihr Wohlergehen abhängig glaubten, gingen sie ihren Geschäften nach und suchten sich ihr Leben so gut es gehen mochte, wenigstens mit einem Schein dessen zu umgeben, was ihnen im sonnigen Süden zur lieben Gewohnheit geworden war.

Gerade die Gegend von Stockstadt muß in jener Zeit eines langen Friedens ein wichtiger Punkt für die Heeresverwaltung auf dem rechten Rheinufer gewesen sein, und schon der Nähe dieses wichtigen Punktes wegen darf ich etwas näher darauf eingehen. Daß hier ein großes Kastell bestand, ist bekannt; durch die in jüngster Zeit auf dem Kastellgebiet erbaute große Zellstofffabrik ist das allgemeine Interesse wieder auf den Punkt gelenkt worden. In noch höherem Grad geschah dies durch einen höchst merkwürdigen Fund, der im Spätsommer gemacht wurde und der Wissenschaft auf einmal einen reichen Schatz von wichtigen Inschriften in die Hände spielte, nachdem bereits früher an derselben Stelle gleichfalls mit gutem Erfolg Ausgrabungen stattgefunden hatten. Die Entdeckung ist um so wichtiger, als überhaupt bei den Limesuntersuchungen viel weniger Inschriften zum Vorschein gekommen sind, als man wohl ursprünglich erwartete.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Mode 1899. Zum Frühjahr bringt Paris als Nouveauté eine neue Farbe: Havannabronce, ferner ein mattes Graublau, ein Rothbraun und ein helleres reines Blau. In diesen Farbentönen bringt man ripsartige Stoffe und Rayégewebe, auch sind Tuch-, Tricotgewebe in feinen Qualitäten hoch modern. Letztere werden besonders zu ganz anschließenden Jaquets angewandt, die in abgesetzten Knopfpartien ein- und zweireihig mit Steh- und kurzem Revers-Kragen gearbeitet und vielfach abgesteppt sind. Der Aermel ist glatt eingesetzt und mit abgesteppten Nähten versehen. Auch sieht man hell anschließende Jaquets mit dazu passenden dick gerippten Ottomanärmeln; letztere sind etwas hochstehend an der Achsel gearbeitet (mit Stoffbügel unterlegt) und enden an der Hand mit einer abstehenden, gleich angesetzten Manschette, die mit Seide abgefüttert ist. In dieser Art sieht man auch die Kragen an den Jaquets mit abstechendem Sammet garnirt und dementsprechend Manschetten in gleicher Farbe. Zum Besatz werden Schildpatt- und Kristallknöpfe mit Silberpointées angewandt; Nouveauté ist ferner als Besatz ein Häkelknopf mit Celluloidauflage. Die Knöpfe sind durch eine drehbare Scheibe unlösbar mit dem Stoff verbunden (durch Patent geschützt), so daß ein Abreißen der Knöpfe unmöglich ist. — Hauptartikel werden Jaquets, gestickte Kragen (schwarze Corkscrews) Costüme, à jour-Kragen (Passementerie-Kragen). Als haute Nouveauté wird der neue Mantillenschnitt gebracht. (Confektionair.)

Sinnspruch.

Schneller Gang ist unser Leben
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 18. Montag, den 23. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
18 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Sartilly blickte hinaus und in der That, der Groom stand vor der Thür eines Wirthshauses, und blickte in die Straße, als wenn er Jemanden erwartete.

„Das ist stark!" rief der Vicomte heftig klingelnd, „ich werde den Schlingel wohl noch fortjagen! Antoine," sagte er zu dem alten Kammerdiener, der bald sein ehrliches Gesicht zur Thüre hereinstreckte, „hole mir doch den Toby, der dort auf der anderen Seite der Straße Maulaffen feil hält, sag ihm, daß es Zeit sei, das Tilbury zurecht zu machen; führe ihn in die Remise, dann sperre ihn ein und bringe mir die Schlüssel."

Jottrat konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und sprach, sich verbeugend: „Uns Beiden muß es gelingen."

Und als Sartilly ihn mit einigem Erstaunen anblickte, deutete der Agent mit dem Finger auf den Groom, der gesenkten Hauptes, von Antoine geführt, auf das Haus zuschritt.

„Ich danke Ihnen, Herr Vicomte, daß Sie mich so wohl begriffen haben. Jetzt kann ich gehen, ich befürchte nicht mehr, daß man mir folgen wird.

Die letzten Worte hatten auf den Vicomte einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. Er klingelte, Antoine gab ihm den Schlüssel zurück, kleidete sich an, und stieg in den Hof hinunter, woselbst er Toby, stolz vor einem schönen Rappen stehend, fand, den er soeben an das Tilbury gespannt hatte, und seinen Herrn mit der klassischen Stellung eines wohlstilysirten Grooms erwartend.

Einen Augenblick wandelte Sartilly die Lust an, ihn auszufragen und ihm seinen Ausgang zu verweisen, aber als er in das rosige Gesicht des Jünglings blickte, sagte er sich entschieden, daß der Verdacht des Agenten unbegründet gewesen sei. Toby schien übrigens die Vorwürfe vergessen zu haben, die der alte Kammerdiener ihm gemacht hatte und als sein Herr seinen Sitz eingenommen und die Zügel in den Händen hatte, sprang er leicht auf seinen gewohnten Platz, kreuzte die Arme und lehnte sich nachlässig zurück.

Das Gitter stand offen, und das Tilbury fuhr sausend davon. Drei Minuten später trabte das englische Vollblutpferd des Vicomte die Avenue des Champs Elysees hinauf.

V.

Es war ein herrlicher Wintertag und zahlreiche Spaziergänger, welche in den Contrealleen zirkulirten, drehten sich um, um das prachtvolle Gespann zu bewundern. Die Frauen warfen ihre Blicke auf den jungen Mann, der das Gefährt mit seltener Geschicklichkeit lenkte. Alle waren sie der Meinung, einen von Denjenigen zu sehen, die man die Glücklichen der Welt nannte, und mehr als einer beneidete die Existenz des reichen Herrn.

Und doch litt dieser beneidete Edelmann, welcher die schönen Damen so freundlich grüßte, in diesem Augenblick die schrecklichste Folter. Er dachte an das junge Mädchen seiner Liebe und zitterte für sie. Was wird das Geschick Jeannes sein, wenn ihr Bruder nicht wieder erscheint, und wenn es der Verfolgung, welche sich an sein Haus heftete, gelänge, den Namen Mensignac zu entehren. Sartilly kannte den Stolz seiner Braut und er befürchtete, daß sie arm und verlassen, sich weigern würde, ihn zu heirathen, ihn, den sie gewählt hatte, als sie reich und von Anbetern umgeben war. War er auch sicher, daß die Feinde, die im Finstern schlugen, sich mit einem einzigen Opfer begnügen würden? Wer gab ihm die Versicherung, daß das unsichtbare Complott nicht auch gegen Jeanne gerichtet sei?

Er wußte, daß Jeanne ihn erwartete, da sie ihm geschrieben hatte, und er ließ sich direkt in den kleinen Salon führen, woselbst das junge Mädchen sich gewöhnlich aufhielt.

Er erstaunte bei seinem Eintritt. Jeanne war nicht allein. Die englische Gouvernante, an der anderen Seite eines Arbeitstisches sitzend, war mit einer Stickerei beschäftigt. Sicherlich war ihre Anwesenheit den Regeln

des bestehenden Gebrauches gemäß, aber die Umstände waren so ernst, daß er eine Unterredung ohne Zeugen vorgezogen hätte.

Er redete seine Verlobte daher mit einer gewissen Zurückhaltung an, aber sein Empfang von Seiten Jeannes beruhigte ihn sogleich. Sie reichte ihm die Hand mit soviel Herzlichkeit, und in ihrem Blick lag soviel Freimüthigkeit, daß Sartilly es bereute, nur einen Augenblick Zweifel gehegt zu haben.

„Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet, mein Freund," sagte Fräulein von Mensignac, „und ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Sie konnten an meinem Eifer nicht zweifeln," antwortete Edmond, erstaunt über den mehr als zermoniellen Ton.

„Dank mein Freund," sagte Jeanne, deren Stimme zitterte, „und jetzt möchte ich Sie um einen Rath bitten."

„Sprechen Sie," sprach Sartilly eifrig.

„Ich möchte dieses Palais verkaufen?" ich rechne auf Sie, daß Sie mir den Weg angeben, den ich zu befolgen haben werde."

„Dies Palais verkaufen? wiederholte der Vicomte erstaunt.

„Es muß sein, mein Freund," erwiderte Jeanne mit fester Stimme. „Herr Calmet hat Ihnen gesagt, daß ich kein anderes Vermögen habe und ich will die Schuld meines Bruders bezahlen."

„Roger ist nichts schuldig, ich bin dessen sicher," rief Sartilly aus, „und dieser elende Koreff wird es nicht wagen, eine gerichtliche Verfolgung einzuleiten."

„Er hat sie bereits eingeleitet," sagte das junge Mädchen, auf ein Papier deutend.

„Das ist zuviel!" stieß der Vicomte hervor.

„Aber dieser Akt ist gegen Roger gerichtet, rief er, nachdem er gelesen, er ist nur gegen ihn gerichtet —"

Jeanne unterbrach ihn durch eine Bewegung.

„Was würden Sie thun, Edmond, wenn Roger Ihr Bruder wäre?"

Sartilly senkte den Kopf und antwortete nicht.

„Sie sehen also selbst, daß ich nicht zögern darf," fuhr sie ruhig fort.

„Und wer beweist Ihnen, daß Roger todt ist?" fragte der Vicomte, der sich selbst zu betrügen suchte.

„Ich glaube jetzt nicht mehr, daß er todt ist," entgegnete Jeanne fest, während sie erblaßte. „Ich habe meinen Brnder diese Nacht gesehen."

„Sie haben Roger gesehen?" rief Sartilly. —

Das junge Mädchen sah ihn mit einem unbeschreiblich schmerzlichen Ausdruck an.

„Sprechen Sie Jeanne, ich flehe Sie an," sagte der Vicomte ganz erregt.

„Es war in derselben Stunde wie in der gestrigen Nacht," erwiderte Jeanne, „ich konnte nicht schlafen und war nicht zu Bett gegangen. Ich hatte Fieber, mein Kopf brannte und ich drückte ihn gegen die Scheiben. Mein Fenster liegt dem linken Flügel gegenüber. Ein Licht brach durch die Nacht. Es war eine isolirte Helle, so schwach, daß ich Anfangs glaubte, es sei nur der Widerschein des Mondes, von den Schiefern des Daches zurückgeworfen. Ich blickte mit mehr Aufmerksamkeit hin und sah, daß das zweifelhafte Licht aus der Bibliothek kam. Wer konnte zu dieser Stunde dort sein? Anfangs dachte ich, ein Bedienter habe dort irgend etwas vergessen, aber alsbald mußte ich mir sagen, daß Niemand hineingelangen konnte, weil ich den Schlüssel hatte abziehen lassen und weil die kleine Thür zu der Treppe, auf welcher man in den Gärten hinabsteigt, immer verschossen bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Mainthales in der Römerzeit.

Ein Vortrag,

gehalten im Verein der Spessartfreunde in Aschaffenburg von Dr. Ed. Anthes.

(Schluß.)

Die Inschriften stammen alle von den schon genannten Beneficii consularis, von Verwaltungsbeamten, die den Hülfstruppen von der Legion beigegeben wurden: wir können sie am besten mit den Zahlmeistern oder den Intendanturbeamten unserer Armeen vergleichen. Diese Leute hatten in oder bei dem Kastell Stockstadt ihre statio, ihr Bureau. Wahrscheinlich bei ihrer Abkommandirung setzten sie den von ihnen besonders verehrten Gottheiten Altäre, die, wie ich mir denke, in einem kleinen Sacellum, einem Tempelchen, aufgestellt waren; freilich hat sich von einem solchen keine Spur mehr erhalten; vielleicht bringt ein glücklicher Zufall auch hier noch die wünschenswerthe Aufklärung! Leider erfahren wir aus den Steinen selbst gar mancherlei nicht, was wir aus ihnen zu lernen hofften; vor Allem erhalten wir keinen Aufschluß über die Truppen, mit denen das Kastell belegt war, und auch den römischen Namen von Stockstadt erfahren wir nicht, trotzdem wir die Fragmente von nicht weniger als über 20 Inschriften durch die Ausgrabungen bekommen haben. Interessant dagegen sind die Steine, insofern sie uns Widmungen an zahlreiche Götter bieten und uns somit einen Einblick in das Geistesleben jener Leut

thun lassen, die an die äußerste Grenze des Reichs verschlagen waren. Es sind dies lauter Gottheiten, die dem Römerthum als solchem angehörten; von keltischen oder gar germanischen Namen finden wir keine Spur. Auch sind es nicht die eigentlichen militärischen Götter, wie sie von den Soldaten jener Zeit verehrt wurden, etwa Mars, Viktoria und Salus, wie sie zu einer Statuengruppe vereinigt in einem kleinen Heiligthum bei Schlossau gefunden wurden. Von den wichtigeren Göttern kommen vor Juppiter, Juno und Mercurius, und damit ja nichts versehen wurde, fügte der Weihende wohl noch hinzu: Dis deabusque omnibus, d. h. den andern Göttern und Göttinnen allen. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß wir auf dem werthvollsten Stein nicht nur in Junius Victorinus einen seither unbekannten Statthalter der Germania superior kennen lernen, sondern daß auf dieser Inschrift zum ersten Mal in unserer Gegend die beiden ägyptischen Gottheiten Isis und Sarapis vorkommen, und zwar mit bildlicher Darstellung in Büstenform. Auch die Widmung an den guten Ortsgeist, den Genius loci, entbehren wir fast auf keinem Stein. Für alles das, was wir an den neuen Stockstädter Denkmälern auszusetzen haben, entschädigt uns der treffliche Erhaltungszustand einzelner von ihnen. Wir erkennen in den auf den Kultus bezüglichen Darstellungen auf den Nebenseiten Thierköpfe, Opferschalen, Beile, Messerscheiden mit Inhalt auf der einen, den Blitz des Jupiter auf der andern Seite. Auch die rein ornamentale Zier der einzelnen Altäre ist sehr beachtenswerth; sie ist bald einfach, bald reicher, und weist dann wohl geschmackvolle in schönem Kerbschnittmuster gehaltene Verzierungen auf. Sie bekommen diese wichtigen Denkmäler in die städtische Sammlung, dank der Munifizenz eines Ihrer Mitbürger, und da möchte ich nicht versäumen, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß es auch gelingen möge, für die hübsche städtische Sammlung einen etwas geräumigeren Aufenthaltsort zu gewinnen; man glaubt gar nicht, wie sich erst bei einer würdigen Aufstellung der Eindruck hebt! Ist erst einmal Raum geschaffen, so wird sich gewiß auch Jemand finden, der über die Sammlung, besonders über die ein so reiches Studienmaterial gewährenden römischen Alterthümer, einen hübschen illustrirten Katalog schreibt!

Hat man so Gelegenheit, in Aschaffenburg selbst höchst bemerkenswerthe Einzelfunde zu studiren, so liegt ganz in der Nähe ein Baudenkmal eigener Art aus der Römerzeit, — das Kastellbad zu Stockstadt. Ueber diesem im Grundriß vortrefflich erhaltenen Gebäude hat ein besonderer Unstern geschwebt, aber jetzt geht es einer besseren Zukunft entgegen. Herrn Kommerzienrath Philipp Dessauer gebührt das große Verdienst, dieses wichtige Anschauungsmittel gerettet zu haben, und gerade wir Limesleute und Schulmänner sind ihm zu besonderem Dank verpflichtet, da er uns in den Stand setzt, unsern Schülern ein Bauwerk zu zeigen, wie es den Römern ganz eigenthümlich ist, und wie es in keiner andern Kulturepoche wieder vorkommt. Des Näheren auf den verwickelten Grundriß dieser Bauten einzugehen, die nur in den kleineren italienischen Thermen, nicht aber in dem römischen Wohnhaus ihre Analogien finden, verbietet die Zeit, zumal ich noch eine andere Sache kurz besprechen möchte.

Wir haben versucht, den dichten Schleier ein wenig zu lüften, der über der Geschichte des Mainthals vor der Römerzeit liegt; ich habe mich bemüht, in kurzen Zügen ein Bild der Okkupation der Gegend, sowie der damals herrschenden Zustände zu geben; zur Vervollständigung des Gesammtbildes müssen wir noch einen Blick auf die Zeit unmittelbar nach der Römerherrschaft werfen. — Die Vertreibung der Römer von dem rechten Rheinufer muß um das Jahr 250 angesetzt werden. Man hat nun vielfach angenommen, daß die germanischen Völkerschwärme wie eine wilde Fluth über die Reste der römischen Kultur hereingebraust seien. Wohl haben die reicheren Bewohner sicherlich mit den Soldaten zugleich den Rhein überschritten und sich jenseits des Flusses in Sicherheit gebracht; aber gar mancher Ansiedler mochte nicht so ohne Weiteres in der Lage sein, den erworbenen Besitz im Stich zu lassen. Er blieb und wartete ab, wie ihm gehen würde. So fanden sich bei den Grabungen in Miltenberg und Krotzenburg, um bei diesen Beispielen aus der Gegend zu bleiben, nahe bei den Kastellen und innerhalb der Trümmer römischer Häuser sehr ärmliche Brandgräber, die auf keinen Fall zu einer Zeit angelegt sein konnten, in der die Kastelle noch bestanden und römische Sitte herrschte; wir haben hier die Begräbnißstätten der zurückgebliebenen galloromischen Bevölkerung zu erkennen, aus der Zeit kurz nach der Eroberung der Gegend durch die Deutschen. Professor Wolf weist darauf hin, daß die Bewohner des ehemals römischen Maingebietes besonders in Krotzenburg, sich auf den heutigen Tag durch auffallend dunkle Farbe von Haaren und Augen, überhaupt durch brünetten Teint auszeichnen; schon Felix Dahn hat eine ähnliche in Bayern beobachtete Erscheinung daraus erklärt, daß an den ehemaligen Römerstätten ein beträchtlicher Theil der galloromischen Bevölkerung sitzen geblieben sei, und daß sich ihre typischen Eigenschaften dann durch Jahrhunderte vererbt hätten. War ja doch bis vor 100 Jahren der Verkehr in Handel und Wandel sowie besonders in den Heirathen durch Recht und Gewohnheit gehemmt, wie sich dies gerade bei einstigen Römerstätten, wie z. B. in Seligenstadt und Krotzenburg von Wolff nachweisen ließ. Wichtigen Anhalt bietet die Thatsache, daß die eisernen Werkzeuge der Römer noch heute bei uns im Gebrauch sind. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit den jetzt gebrauchten hielt man sie meist gar nicht für römisch und warf sie weg, wann sie gefunden wurden, weshalb die wenigsten Museen jetzt in Besitz

solcher für werthlos gehaltener Dinge sind. Die Forschungen der vergangenen Jahrzehnte haben aber mit Sicherheit erwiesen, daß die einzelnen Werkzeuge der verschiedensten Handwerke, wie die für den Acker- und Weinbau dienenden Geräthe in Süd-Westdeutschland genau mit den von den Römern gebrauchten übereinstimmen, und daß sie sich gerade durch diese Eigenheiten von den Geräthen unterscheiden, die in Nord-Ostdeutschland im Gebrauch sind. Wer sich davon überzeugen will, der besuche die Museen in Mainz, Worms und besonders in Homburg

Auch die Münzkunde liefert eine Bestätigung der Annahme, daß eine Kontinuität zwischen der römischen und der anschließenden Kultur anzunehmen ist. Münzen aus allen Zeiten der römischen Okkupation finden sich allenthalben; sie setzen aber aus in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, also in der Zeit, in der das Land nach der Vertreibung der Römer noch nicht wieder zur Ruhe gekommen war. Erst etwa zur Zeit der Constantine, zu Beginn des 4. Jahrhunderts, mehren sich die Münzfunde wieder, eine Erscheinung, die an vielen Orten beobachtet wird; die Geldstücke wurden nicht von den siegreichen Germanen oder römischen Händlern verloren, sondern die sitzengebliebenen Galloromanen gebrauchten sie als Scheidemünzen. — Von besonderer Wichtigkeit sind die Schlüsse, die uns eine sorgfältige Beobachtung der ehemaligen Grenz- und Besitzverhältnisse gestatten. Schon rein äußerlich besteht ein Zusammenhang zwischen vielen römischen Niederlassungen und den Dörfern und Städten, die sich später darüber angesiedelt haben. So hat Wolff durch seine Grabungen nachgewiesen, daß in Krotzenburg die Kastellanlagen sowie die Bauten des anschießenden Lagerdorfs maßgebend gewesen sind nicht etwa nur für die Richtung der Dorfstraßen, sondern auch für den Strich von Gewannen und Feldwegen. Lebhaften Widerspruch erregte die Annahme, daß unter dem heutigen Obernburg eine Kastellanlage versteckt sein möge, — und doch wies Conrady nach, daß die heutigen Straßen und Thore der Stadt in großen Theilen genau mit der Lage der antiken Mauern und Thore überein stimmen. Aehnliches glückte ihm auch in Niedernberg nachzuweisen. Zudem läßt sich an einer Reihe von ehemaligen Römerstätten, besonders wieder an schönen Beispielen im Mainthal nachweisen, daß in den Zeiten der Karlinger das von den Römern angebaute Gebiet von den Gliedern des Königshauses durch Schenkung oder Verkauf an weltliche oder geistliche Große oder geistliche Stifte überging. Vor der völligen Besitznahme der Maingegend durch Chlodwig um 500 waren die Alamanen im Besitz des Landes gewesen; nun treten als Rechtsnachfolger der alamanischen Fürsten die Frankenkönige auf, in deren Besitz wir gerade das ehemalige römische Staatsgut finden; es ist daher anzunehmen, daß bereits die alamanischen Häuptlinge bei der Vertreibung der Römer gerade dies Staatsgebiet für sich in Anspruch genommen und die darauf wohnenden Ansiedler zu ihren Leibeignen gemacht haben.

Auf das Gebiet des Geisteslebens führt uns der schon erwähnte Nymphenstein in Rüdenau bei Miltenberg; er zeigt uns, daß auch in diesen Dingen ein Zusammenhang zwischen Alterthum und Neuzeit besteht. In Rüdenau ist die kleine Kirche der hl. Ottilie geweiht, und der wenige Schritte von ihr entspringende starke Quell mit heilkräftigem Wasser ist nach ihr genannt. Auch die Nymphen waren Beschützerinnen und Bewohnerinnen der Quellen, und wenn vielleicht jener verschollene Nymphen-Altar in Amorbach dort am Amorsbrunnen gefunden wurde, so dürfen wir mit Sicherheit die drei Nymphen auf dem Rüdenauer Stein als die Schutzgöttinnen der Quelle betrachten. Aus dem Nymphenbrunnen ist in christlicher Zeit die Ottilienquelle geworden, — an der Stelle der heidnischen Jungfrauen hat die christliche Heilige den Patronat über das segenspendende Wasser übernommen.

Alles das sind die Ergebnisse einer planmäßigen Lokalforschung, wie sie gerade am Main besonders durch Conrady und auf dem anschließenden Gebiet durch Prof. Wolff mit so trefflichem Erfolg betrieben wurden und noch werden. Ein Glied fügt sich zum andern, und so wird wohl auch die Zeit kommen, in der die Rechtshistoriker ihren Widerstand gegen die Annahme eines Zusammenhangs zwischen deutschem Stadtrecht und römischer Civität aufgeben. Denn wenn in all den einzelnen Dingen, die ich vorhin angeführt habe, ein direkter Zusammenhang unserer frühmittelaltrigen Kultur mit der römischen nicht in Abrede gestellt werden kann, so wird sich mit der fortschreitenden Erkenntniß sicherlich auch herausstellen, daß es in größeren Dingen nicht anders gewesen ist.

Ich stehe am Ende meiner Ausführungen über einen Gegenstand, der, wie ich wohl weiß, weitab von dem liegt, was heutzutage die Gemüther zu bewegen pflegt; aber, sehen wir näher zu, so stehen wir doch, ein so anders geartetes Geschlecht, voll Bewunderung den Spuren einer alten und hohen Kultur gegenüber, die schon Jahrhunderte lang dahingegangen ist. Was gäben wir darum, wenn uns ein gütiges Geschick nur für wenig Augenblicke ein klares Anschauen dessen gewähren würde, was so viele Jahrhunderte vor uns gewesen ist; aber wir müssen uns dabei genügen lassen, aus kleinen und oft gar unscheinbaren Bausteinen wenigstens in Gedanken den stolzen Bau wiederherzustellen, auf dessen Fundamenten doch schließlich das Haus erbaut ist, in dem uns hier auf Erden zu wohnen bestimmt ist, — und das hat auch seinen Reiz!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 20. Mittwoch, den 25. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
20 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Dann hatte man sich getrennt und die zwei Freunde waren nach Hause gegangen. An der Ecke der Rue d'Astory angekommen, übergab Roger seinem Freund Sartilly, der an seiner Thüre angelangt war, indem er dessen Hand drückte, ein Packet mit den einfachen Worten:

„Hebe mir dies auf bis zu Tage, an welchem ich Dich bitten werde, mir es wiederzugeben."

Und er war raschen Schrittes in der Richtung nach den Champs Elysees fortgeeilt.

Der Vicomte hatte die Aufschrift erst kurz, bevor er sich schlafen legte, gelesen und er war erstaunt gewesen über dieses Schriftstück. Da er aber hoffte, seinen Freund am nächstfolgenden Tage zu sehen, hatte er das Päckchen in die Schublade geworfen. Am folgenden Morgen aber war der Marquis wieder fort, ohne daß Jemand wußte wohin, wie dies so häufig geschah. So blieb das Päckchen in dem Schreibtisch begraben, unter einem ganzen Berg von Papieren.

„Das Rettungsmittel ist in diesem Briefe enthalten," murmelte Sartilly, indem er begann, den Siegel zu brechen.

Sie zerbröckelten mit trockenem Krachen und als der Umschlag zerrissen war, kamen mehrere in Form und Farbe verschiedene Papiere zum Vorschein. Zuerst kam ein Päckchen Briefe, auf rosa Papier geschrieben und mit einer seidenen Schnur zusammen gebunden. Sartilly, überrascht, hielt bei seiner Entdeckung ein, und er zögerte, die vertraute Correspondenz zu verletzen, als er von Rogers Hand quer über die Verse geschrieben die Worte las: „Nach meinem Tode zu verbrennen."

Sicherlich war dieser Satz ein Befehl, und wenn der Umschlag weiter nichts enthielt, so konnte die eben begangene Unbescheidenheit ihm nichts helfen, denn sein Wunsch, die Geheimnisse Mensignacs kennen zu lernen, ging nicht in Erfüllung.

Sartilly nahm, ohne es zu öffnen, das Päckchen Briefe aus dem Umschlag heraus und legte es auf den Schreibtisch, weit aus seinen Augen. Nun fand er ein zusammengefaltenes Papier an seine Adresse, das er zu öffnen sich beeilte.

Es war Roger von Mensignac, der diese Zeilen mit fester Hand geschrieben hatte. Der Vicomte fühlte, wie sein Herz rascher geschlagen hatte, und seine Augen wurden ihm so trübe, daß er einige Mühe hatte, um lesen zu können:

„Mein lieber Edmond!

Ich bitte Dich, die etwas feierliche Einleitung zu entschuldigen, die ich gezwungen bin, an Dich zu richten.

Im Grunde habe ich bei Abfassung dessen, was ich wohl meinen letzten Willen nennen darf, gedacht, daß Du nicht in die Lage kommen wirst, denselben auszuführen, denn die Lage, in welcher ich mich augenblicklich befinde, wird nach 5 Jahren endigen, und ich hoffe sicherlich, noch bis dahin zu leben.

Was auch geschehen möge, Folgendes ist meine gegenwärtige Lage:

Ich mache kein falsches Geld, ich gehöre zu keiner Verschwörung, und doch bin ich gezwungen, Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, die selten im Gebrauche ehrlicher Menschen sind. Der Augenblick ist noch nicht gekommen, Dir die Ursache dieser Geheimnisse zu erklären. Es ist dies eine Geschichte, die ich Dir wohl eines Tages erzählen werde; inzwischen höre, was ich Dir zu sagen habe und was ich von Dir verlange.

Aus Gründen, die Du später erfahren wirst, war ich gezwungen, mein ganzes Vermögen zu veräußern. Ich habe nichts mehr „in der Sonne" liegen, wie man in der Normandie sagt, und ich habe keine Zinsen vom Staat zu beziehen. Aber beruhige Dich, das Erbe meines Vaters ist noch unberührt, ich habe dasselbe sogar vermehrt. Nur habe ich es irgendwo untergebracht, um es gegen gewisse Versuche sicher zu stellen. Das Mittel, welches ich ergriffen habe, ist sicher und bietet kein Ungemach, so lange ich lebe.

Aber ich kann sterben und für diesen Fall bedarf ich Deiner.

Ich will nicht, daß Jeanne von den Unglücksfällen zu leiden habe, die meine rein persönlichen sind, und ich übertrage Dir die Sorge, ihr das unberührte Vermögen unseres Hauses zu überliefern. Wenn ich also sterben sollte, ehe ich Dir dieses Packet abgefordert hätte, so wolltest Du Folgendes thun:

Sobald Du meinen Brief gelesen haben wirst, bitte ich Dich, in meine Wohnung zu gehen und daselbst in der Bibliothek den geschnitzten Schrank aus Eichenholz zu öffnen, den ich Dir eines Tages in Chantilly abgewonnen habe. Du erinnerst Dich Deiner Wette gegen das Pferd Lord Seymors, und Du wirst das Möbel, das so lange in Deinem Zimmer gestanden hat, leicht erkennen.

Der Schrank birgt eine geheime Feder, die Du kennst und leicht finden wirst. Sobald der Schrank geöffnet ist, wirst Du in dem oberen Fach etwa 20 Bände in guter Ordnung aufgestellt finden.

Oeffne den siebenden Band, von der linken Seite anfangend. In der 19. Zeile von Seite 119 fängt ein Satz an, den Du mit Aufmerksamkeit lesen wirst. Das ist Alles. Wenn Du gelesen haben wirst, dann wirst Du verstehen und hast nur noch zu handeln.

Du wirst allein gehen — allein, dahin, wo Du hingehen mußt, um das Vermögen von Jeanne zu retten, Du wirst ihr dasselbe bei Deiner Rückkehr überliefern, indem Du ihr den Brief zeigst und — ich kann Dir dies wohl sagen, weil ich nicht mehr hier sein werde, wenn Du Dieses lesen wirst, ich hoffe, daß Du sie heirathest.

Lebe wohl, mein alter Freund und verzeihe mir, daß ich Dich mit solchen geheimnißvollen und langweiligen Aufträgen belästige.

Roger von Mensignac."

Die Unterschrift war so fest wie der Brief. Die Schriftzüge der Nachschrift schienen mit etwas zitternder Hand geschrieben zu sein:

„Verbrenne die beiliegenden Briefe, ohne sie zu lesen und versprich mir, niemals Diejenige kennen zu lernen, die sie geschrieben hat."

Sartilly war mit dem Lesen zu Ende und er blieb unbeweglich, in Gedanken vertieft und unfähig einer richtigen Vorstellung. Der Brief Rogers bestätigte vollständig seine Vermuthungen und stimmte vollständig mit der Ansicht überein, welche der Vicomte über die letzten Ereignisse gewonnen hatte.

Die Verfolgung, welche sich an das Haus Mensignac heftete, der Beweggrund der häufigen Entfernungen des Marquis, die geheimnißvolle Verwendung seines Vermögens, dieses Alles hatte Sartilly errathen, und die letzten Ausdrücke seiner dringenden Empfehlungen ließen keinen Zweifel mehr über das Bestehen eines Feindes und einer Gefahr.

Aber der Vicomte hatte gehofft, unter dem Umschlag viel bestimmtere Beweise zu finden. Dieser Feind und diese Gefahr, worüber Roger sich nicht aussprach, wer und was waren sie? Er hätte sie kennen mögen und sein Haß gegen Koreff würde sich jetzt auf einen positiveren Beweis stützen. Anstatt der Offenbarungen, auf welche er gehofft, hatte ihm der Brief nur kalte Instruktionen über das Mittel gegeben, ein verborgenes Vermögen zu retten. Kein Wort über die unsichtbaren Gegner, die im Dunkeln ihre finsteren Projekte verfolgten, nicht ein einziges Zeichen, welches ihn auf die Spur hätte bringen können. Nicht allein war der Name Koreff nicht ein einziges Mal genannt, auch nichts war vorhanden, welches den Namen dieses verhaßten Fremden auch nur entfernt mit den Gefahren in Verbindung gebracht hätte. Nichts, außer dem Zusammentreffen des in dem Briefe angegebenen Zeitpunktes mit den vorgestern stattgehabten schrecklichen Ereignissen.

„In fünf Jahren," hatte er geschrieben, „werde ich von den Feinden befreit sein, die mächtig genug sind, um mich zu zwingen, mein Vermögen zu veräußern; in fünf Jahren werde ich nichts mehr zu befürchten haben und werde auf alle diese Vorsichtsmaßregeln und dieses Leben der Geheimnisse verzichten können."

Diese fünf Jahre waren jetzt gerade zu Ende gegangen und Roger war plötzlich verschwunden.

Der von Roger angegebene Zeitpunkt mußte sich auf bestimmte Thatsachen gründen. Wenn er angab, daß er eben zu einer bestimmten Zeit frei und ruhig sein werde, so geschah dies sicherlich, weil er glaubte, daß er eben zu der Zeit von einer eingegangenen Verpflichtung entlastet sein würde. Nun hatte aber Herr von Koreff vorgestern die Wiedererstattung von fünfmalhunderttausend Franken verlangt, deren Ursprung sich Niemand erklären konnte, und Roger, der an diesem Tage bezahlen sollte, der Tags vorher den Notar beauftragt hatte, diese Summe bei ihm in Empfang zu nehmen, dieser Roger fand sich nirgends mehr. Der Schluß war leicht zu ziehen. Der unbekannte Feind hatte sich Rogers entledigt, an demselben Tage, an welchem seine Gewalt über das Haus Mensignac erlöschen sollte. — Sartilly schloß den Schreibtisch und legte den Brief Rogers sorgfältig in seine Brieftasche. Er fühlte sich ermüdet in Gedanken und entschloß sich, zu seiner Erholung in den Club zum Speisen zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Amateur-Photographie.

Die schöne, zu Anfang dieses Jahrhunderts entdeckte Kunst, mit Hülfe einer lichtempfindlichen Platte, der Camera Obscura und ihrer Linse, Eindrücke auf Auge, als Bild, festzuhalten und wahrheitsgetreu wiederzugeben, war Jahrzehnte lang spezielles Eigenthum der sogenannten „Schwarzkünstler", und mit einem gewissen Mißtrauen kam man diesen Künstlern entgegen, denen man ja theilweise eine förmliche Zauberkraft vorwarf. Aus diesen Gründen ging man diesen Bildmachern fast scheu aus dem Wege und mied sie, vielleicht schon ihrer immer unreinen Hände wegen, und nie und nimmer hätte man es damals für möglich gehalten, daß diese Schwarzkünstler dereinst nicht nur salonfähig, nein, sogar auch hoffähig werden könnten und daß die schwarze Kunst sich auch noch einmal bis hinauf in die höchsten und allerhöchsten Kreise erstrecken, ja von diesen selbst ausgeübt werden würde. Aber wie sich mit der vorwärtsschreitenden Zeit so manches ändert und nach und nach mit ganz anderen Augen betrachtet wird, so ging es auch mit dieser Kunst, die wohl erst zu Anfang der dreißiger Jahre den Namen „Photographie" bekam. Das damalige, wenn auch immer mehr und mehr sich weiter ausbildende Verfahren der Herstellung von Bildern blieb aber doch seiner umständlichen und höchst unreinen Arbeit wegen nur auf ganz bestimmte Kreise beschränkt und erst als zu Anfang der siebenziger Jahre der englische Arzt Maddo leadbot eine Anleitung zur Herstellung von Bromsilber-Trockenplatten gab, änderte sich bald die Sachlage. Mit diesem vereinfachten Verfahren war es der Photographie erst möglich gemacht, auch in weitere als in Fachkreise einzudringen, wenngleich auch vorerst vorzugsweise in diejenigen, die zufolge ihres Berufs in die Geheimnisse der Chemie und Physik eingeweiht waren.

Es dauerte aber nicht lange, so bemächtigte sich auch die Spekulation der Fortschritte in der Photographie, und vor Allen waren es die Amerikaner, die durch ihre Eastman-Kodack-Gesellschaft den bekannten Lockruf in die Welt hinaus ertönen ließen: „Sie ziehen an einer Schnur, drücken einen Knopf und das Uebrige besorgen wir", und damit eine gewaltige und erfolgreiche Reklame für ihre handlichen, von Jedermann ohne jede Vorkenntnisse gebrauchenden photographischen Apparate machte. So wurde ein neuer Mode- und Sportartikel geschaffen und damit gewissermaßen die Grundlage zu der heutigen Amateur-Photographie gelegt. Durch die Erfindung der Trockenplatten und den Rath der Eastman-Gesellschaft war die Photographie mit einem Male zum Gemeingut, salon- und sogar hoffähig geworden.

Wie aber jede Mode nach und nach wieder abnimmt und einer andern Platz macht, so ging es auch hier, und bald sah man gar manchen photographischen Apparat gegen ein Rad eingetauscht, und Viele wurden der schwarzen Kunst wieder untreu. Man darf aber wohl sagen, daß in den meisten Fällen nur diejenigen der Photographie Valet sagten, die dem Lockruf der Eastman-Gesellschaft getreu gefolgt waren, daß aber der größere Theil, der sich nicht nur an dem Ziehen einer Schnur und an dem Drücken eines Knopfes begnügen ließ, sondern der sich auch die Mühe machte, ernstlich in die Geheimnisse der Photographie einzudringen, sich allen nöthigen Arbeiten selbst unterzog und so doppelte Freude von seinen Bildern hatte, dieser neuen Liebhaberei treu blieb, und sie nicht mehr als Liebhaberei und Spielerei ansahen, sondern ihren wahren Werth voll und ganz erkannte. So sehen wir denn heute in der Amateur-Photographie zum weitaus größten Theile die Ausübung einer Liebhaberei mit ernstlichen Hintergedanken und ganz bestimmten Zielen — Zielen, die theils in engeren Rahmen der Wissenschaft, theils im Rahmen der ernstlichen Kunst, auf jeden Fall aber in dem Bestreben — wenn die Natur den Betreffenden mit zu wenig Kunstsinn ausgestattet hat —, wenigstens in der Technik das Beste leisten zu wollen.

Es war selbstredend, daß eine derartige Auffassung der Amateurphotographie zur Bildung von Amateurvereinen führen mußte, die es sich angelegen sein ließen, durch Vorträge, gegenseitigen Meinungsaustausch und Ausstellungen die Kunst der Photographie auch in weiteren Grenzen auszubilden.

Es ist eine Thatsache, daß wir heute in der photographischen Technik eine Menge von Verbesserungen haben, die gerade einzig und allein dem Streben und den ernstlichen Arbeiten von Amateuren zugeschrieben werden müssen.

Aber nicht nur in der Technik hat die Amateurphotographie schon so Bedeutendes geleistet, sondern auch in der Kunst steht sie heute auf einem Standpunkt, daß selbst die Malerei, die lange Zeit hindurch die Photographie nur über die Schultern ansah, zugeben muß, daß sie einen ernstlich zu nehmenden Rivalen zur Seite bekommen hat.

Die Ausstellungen der Amateurarbeiten in Hamburg, Berlin, Wien 2c. wissen davon zu reden, und die Arbeiten eines Henneberg, Wadsack, Kühn, Einbeck, Matthies, Mascren, Hoffmeister 2c. 2c. sind geradezu, namentlich durch ihre Gummidrucke, bahnbrechend für die Amateurphotographie geworden. Es ist nicht mehr eine Spielerei, oder der Ausdruck eines Sportes oder der Festhaltung einer Reiseerinnerung, nein, es ist der Drang und die

Ueberzeugung, in der Amateurphotographie auch Großes, Künstlerisches leisten zu wollen und auch zu können.

Ein Jeder wird freilich nicht zum Künstler geboren, und nicht jeder Amateur ist daher im Stande, geradezu Hervorragendes leisten zu können, aber bei gar Manchen kann sich der Spruch bewahrheiten: „Was noch nicht ist, das kann noch werden." Das eventuelle „Werden" bedingt aber die Möglichkeit, sich ausbilden zu können, und dazu ist gerade in den Ausstellungen die beste Gelegenheit geboten; und gerade solchen Ausstellungen von Amateurarbeiten ist auch der gegenwärtige Stand der Amateurphotographie zu verdanken.

In unserer Nachbarschaft hatten wir vor längerer Zeit eine derartige Ausstellung in Frankfurt und eine solche im vergangenen Herbste in Mannheim, und gerade die letztere zeigte deutlich, welch' großes Interesse man derartigen Ausstellungen heutzutage entgegenbringt.

In Anbetracht dieser Thatsachen hat denn auch der Darmstädter „Verein von Freunden der Photographie", der, obwohl er erst vor drei Jahren ins Leben gerufen ist, schon ganz zufrieden mit den Erfolgen sein kann, beschlossen, in diesem Sommer hier eine Ausstellung von Erzeugnissen der Amateurphotographie ins Werk zu setzen.

Dies wurde dem besagten Verein ermöglicht durch das überaus freundliche Entgegenkommen der Großh. Zentralstelle für die Gewerbe, die, in richtiger Erkenntniß des Werthes einer derartigen Ausstellung, dem Vereine ihre Säle bereitwilligst zur Verfügung stellte. Der Verein darf hoffen, daß seine geplante Ausstellung auch aus unserer Mitte mit manch schönem und hervorragendem Bilde beschickt werden wird. Was die Ausdehnung der Ausstellung anbelangt, so wird auf die Amateure vom Mittelrheinkreis, einschließlich der Pfalz und Württemberg, gerechnet, so daß zweifelsohne nicht nur eine reichliche Anzahl von Arbeiten vertreten sein werden, sondern auch des Schönen und Guten viel wird geboten werden können.

Nähere Prospekte über die Ausstellung wird der Verein in der nächsten Zeit veröffentlichen; einstweilen sei nur erwähnt, daß eine Platzmiethe nicht erhoben wird und sich die Ausstellung auch nur auf Erzeugnisse der Amateurphotographie beschränken soll.

Anfragen oder Anmeldungen werden aber jetzt schon von dem ersten Vorsitzenden des „Vereins von Freunden der Photographie", Herrn Dr. Ernst Büchner in Pfungstadt, schriftlich gerne entgegenkommen, und indem der Verein die Herren Amateure Darmstadts und Umgegend von der geplanten Ausstellung, die in der ersten Hälfte des Monats Juni stattfinden soll, hiermit in Kenntniß setzt, hofft er auf eine rege Betheiligung und Unterstützung.

Darmstadt. Dr. E. B.

Mannigfaltiges.

— Neue Reklame. Amerika ist nicht mehr das Land der vollkommensten und packendsten Reklame. Jetzt marschiert Belgien an der Spitze der Nationen. Im „Eden-Theater" zu Charleroi spielte sich in diesen Tagen während einer Aufführung von „Monte-Christo" eine hinreißende „Scene im Saale" ab. Während einer Zwischenpause erhob sich plötzlich in einer Loge ein ziemlich beleibter Zuschauer und hielt folgende Ansprache an das Publikum: „Meine Damen und Herren! Ich heiße So und So und handle mit emaillierten Geschirr. Mich kennt Jedermann, meine Damen und Herren, mein Ruf braucht nicht erst begründet zu werden. Nirgends kauft man so billig und gut, wie bei mir. Morgen werde ich auf dem Markte der Oberen Stadt sein. Kommt Alle und Ihr werdet dort Unglaubliches sehen: herrliche Eimer verkaufe ich nicht zu 5 Franken, nicht zu 4 Franken, nicht zu 3 Franken, nicht zu 2 Franken, sondern zu 1 Frank das Stück und gebe noch einen Schmortopf zu. Kommt Alle und benützt die Gelegenheit." Sprachs und setzte sich nieder. Das Publikum aber, das anfangs sehr erstaunt war, wurde durch die unerwartete Rede bald in die fröhlichste Stimmung versetzt. Reicher Beifall wurde dem trefflichen Redner zu Theil und ermuthigte ihn, den wesentlichen Theil seiner Ansprache zu wiederholen. Es war ein richtiges „Da capo", wie es im Theater üblich ist.

— Von alten Theater-Erinnerungen plaudert Karl Schultes gegenwärtig im „Hann. Kur." Dabei kommt er auch auf Herzog Wilhelm zu sprechen und erzählt u. A.: „Als es im Jahre 1848 überall gährte, wollte das alte Hansa- und Streitnest Braunwieck, welches ungefähr 30000 Einwohner zählte, auch sein Revolutiönchen haben, und man schrie: „Wie brucken keinen Hartog miehr!" (Wir brauchen keinen Herzog mehr!) und wenn die hohe Obrigkeit so einen Staatsverbrecher beim Wickel nahm und fragte: „Warum nicht? kam prompt die Antwort: „Wail wie schünst ainen hebben!" (Weil wir schon einen haben!)

— Gemüthlich. Richter: „So ein Raffinement in der Ausführung eines Verbrechens ist mir in meiner ganzen 25jährigen Praxis noch nicht vorgekommen." Angeklagter: „Ja, seh'n S', Herr Richter, der Mensch lernt halt nie aus!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 21. Donnerstag, den 26. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Nieissen und M. Romany.

21

(Nachdruck verboten.)

VI.

Als er das Clublokal betrat, hatte er den Vorsatz, so fröhlich wie möglich sich in alle Unterhaltungen zu mischen. Dieser Vorsatz kostete ihn Anstrengung, denn es ist schwer, sich aus Vernunftsgründen zu amüsiren und aus Noth zu lachen, aber er rechnete auf den Zufall und auf die vorzüglichen Weine des Vereins.

Sein Eintritt in den großen Saal wurde durch allgemeinen Jubel begrüßt. Sartilly war im Club sehr beliebt, und man schätzte seinen Geist und seine höflichen Manieren; den ganzen Winter über war er daselbst wenig erschienen und man wußte, daß er bald auf das Clubleben verzichten und sich verheirathen werde. Es waren dies drei Ursachen, um seine Rückkehr zu feiern und er wurde mit Wärme empfangen.

Indem er in den Cirkel eintrat und die sich kreuzenden munteren Witze hörte, fühlte er sich heiterer werden. Er mischte sich vollständig in das angefangene Gespräch. Der Gegenstand war wunderbar geeignet für einen Menschen, welcher sich belustigen wollte; man sprach von den beiden zuletzt stattgehabten Skandalgeschichten im Foyer der Tänzerinnen und lustige Anekdoten jagten eine die andere. Sartilly, der einigermaßen zurück war, durch mehrere Monate der Eingezogenheit, hatte noch lustige Erinnerungen genug im Gedächtniß, um sich an dem Gespräch betheiligen zu können, und schließlich empfand er sogar Vergnügen an diesem lustigen Geplauder. Unglücklicherweise warf jedoch plötzlich eine Stimme die Worte hin:

„Dies ist noch gar nichts im Vergleich zu dem Abenteuer der Dame mit dem goldenen Haar."

Dieser unglückliche Satz traf Sartilly tief ins Herz und zerstörte ihm seine Freude. Das auf den Lippen schwebende Lächeln erlosch plötzlich. Er fuhr mit der Hand an die Stirne und machte unwillkürlich eine Bewegung um sich zu entfernen. Indessen blieb er.

Derjenige, welcher die Worte gesprochen, war ein junger, ziemlich unbesonnener und schwatzhafter Offizier, dessen größtes Vergnügen darin bestand, jeden Tag in der Pariser Welt die Neuigkeiten des Tages zu sammeln.

Obgleich ziemlich verleumderisch, war er im Grunde genommen nicht boshaft, und in der Regel ziemlich gut unterrichtet.

Es folgte ein allgemeiner Lärm.

„Erzählen Sie, Chateaubrun!"

„Ich glaube, daß Sie alle wissen, von wem ich sprechen will," fing er nach einer Pause an.

„Wahrlich!" antworteten zwei oder drei Stimmen im Chor, „die verschleierte Frau, das Bild Titian's, das täglich in den Champs-Elisees spazieren fährt."

„Spazieren fuhr," unterbrach Chateaubrun den Sprecher, indem er auf das Wort „fuhr" einen besonderen Nachdruck legte, „denn Sie werden sie nicht widersehen." — Er pausirte einige Augenblicke. —

„Weil man ihr in der Nacht des Balles in der Oper den Hals abgeschnitten hat."

Bei diesem unerwarteten Satz brach ein wahrer Sturm von Ausrufen aus.

„Teufel!" sprach Precey, „das ist um so außerordentlicher, als ich die fragliche Dame noch heute Abend ganz wie gewöhnlich die Champs-Elysees hinauffahren gesehen habe."

„Wer von Euch Beiden ist verrückt?" fragten gleichzeitig mehrere Stimmen.

Nach der Bestätigung Precey's horchte Sartilly mit verdoppelter Aufmerksamkeit. Die so sonderbare Thatsache einer wunderbaren Aehnlichkeit zwischen zwei Frauen, von welchen die Eine getödtet worden war, wurde neuerdings bestätigt.

„Wenn ich Ihnen meine Zeugen werde genannt haben," fuhr der seiner Sache sichere Kapitän fort, „so werden Sie nicht mehr zweifeln; dieser Zeuge ist Niemand anders, als unsere Freundin Coralie, erste Sängerin an der kgl. Musik-Akademie."

„Dann war sie nicht allein."

„Die große Elisa von den „Varietee's", Bayonnette

vom kgl. Theater „des Delassements-Comiques", und dann noch drei Männer."

„Welche drei Männer waren das?" frugen gespannt die Ungläubigen.

„Der dicke Baron Polard, ein kleiner Genfer, dessen Namen ich vergessen habe, und noch ein Anderer —"

Der Vicomte saß wie auf glühenden Kohlen.

„Der Andere? — warten Sie doch —"

Chateaubrun suchte mit aller Gewalt sich zu entsinnen.

„Hah! wahrhaftig!" rief er, plötzlich aufspringend, „ich weiß nicht, wo ich den Kopf habe. Der andere, den haben wir ja hier, es ist unser eben auferstandener Freund Sartilly, der hier sitzt."

Und er fuhr fort, indem er den Arm des Vicomte nahm, dessen Verlegenheit aufs Aeußerste gestiegen war:

„Mein Lieber, Sie sind hier, Sie kennen das Abenteuer besser als ich, weil Sie ja Augenzeuge waren, und Sie lassen mich ganz allein erzählen."

Aller Augen waren auf Sartilly gerichtet, der, nachdem er erst vor Erregung verblaßt war, jetzt roth vor Zorn wurde, da er sich in den Vordergrund gesetzt sah.

So groß auch der Zorn des Vicomte war, so gewann er doch so viel Gewalt über sich, zurückzuhalten und kalt zu antworten:

„Chateaubrun und Precey haben alle Beide Recht. Es ist wohl ein Kopf abgeschnitten, es ist aber nicht der der Dame mit den goldenen Haaren. Es handelt sich nur um ein großes, aber ganz gewöhnliches Verbrechen, und ich bin in Verzweiflung, durch Zufall in diese dumme Geschichte verwickelt worden zu sein, denn ich habe gestern den ganzen Tag auf der Polizeipräfektur zugebracht."

Nach dieser Einleitung erzählte Sartilly kurz die Thatsachen, dafür Sorge tragend, aus der Erzählung Alles fern zu halten, was den Namen seines Freundes Roger nur berühren konnte und er glaubte sich einer Unterhaltung entledigt zu sehen, die ihm wirklich unerträglich war.

Die Auslegung, welche er soeben gegeben hatte, war allgemein gut aufgenommen worden, und Alles deutete darauf hin, daß das Gespräch eine andere Wendung nehmen werde, als ein Zuhörer einen unerwarten Satz aussprach.

„Ich kenne auch Fräulein Coralie," sagte er mit sehr hervorstechendem deutschen Accent, „und sie hat mir Nebenumstände angegeben, welche Herr Sartilly verschweigt."

Derjenige, welcher so ungelegen auf den erschöpften Gegenstand zurückkam, war ein erst seit kurzem in den Verein aufgenommener Fremder deutschen Ursprungs, naturalisirter Russe, großer Grundbesitzer in Curland, wie man sagte, nannte sich Herr von Dohna und war, was seine Person betraf, ziemlich zuvorkommend, obgleich seine süßliche Höflichkeit den meisten Mitgliedern des Vereins widerlich war. Sartilly namentlich konnte ihn nicht recht leiden und er nahm die Rectification des Curländers sehr übel.

„Ich habe nicht die Anmaßung, mit Fräulein Coralie übereinzustimmen," sagte er in wegwerfendem Tone, „und ich ziehe vor, Ihnen diesen Vortheil zu überlassen." —

Herr von Dohna, der groß, blond und blaß war, wie die meisten seiner Landsleute, nahm scheinbar die Trockenheit dieser Antwort nicht übel und erwiderte schleppend:

„Sie hat mir gesagt, daß der Herr Marquis von Mensignac auf dem Balle der großen Oper am Arme einer Frau gesehen worden sei, die man getödtet habe, und daß der Herr Marquis, seitdem er mit ihr den Saal verlassen habe, verschwunden sei."

„In der That, es ist wahr, daß man Mensinac seit zwei Tagen nicht gesehen hat," sagte maschinenmäßig der Kapitän.

Der Vicomte fühlte sich nicht mehr. Einen dummen Russen so die unerklärliche Abwesenheit Rogers publiciren zu hören, das überstieg die Grenzen seiner Geduld.

„Und was haben Sie sich um die Handlungen des Herrn von Mensignac, der mein Freund ist, zu bekümmern," sprach jetzt Sartilly mit wachsendem Hochmuth. — „Ich will Ihnen dies nur bemerken, wenn Sie es nicht wissen."

„Sehr wenig," antwortete der Curländer mit dem größten Phlegma, „wenn nicht, daß er einem meiner Freunde sehr viel Geld schuldig ist, das er nicht bezahlen wird, weil er verschwunden ist."

„Sie lügen!" schrie Sartilly im höchsten Paroxismus der Wuth.

Der Fremde machte nicht einmal eine Bewegung des Erstaunens, als ihm diese Beleidigung zugefügt wurde; man hätte sogar sagen mögen, er habe sie erwartet, denn anstatt in demselben Tone zu antworten, sprach er so ruhig, wie wenn er etwas auswendig Gelerntes hersage:

„Mein Herr, Sie haben mich beleidigt, und sind mir Genugthuung schuldig. Morgen werden zwei meiner Freunde Sie besuchen."

„Ich erwarte Sie," sprach Sartilly, wüthend den Saal verlassend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Concert der Gräfin Schmettow.

Die „Neuen Hessischen Volksblätter“ in Darmstadt schreiben:

Vor einigen Wochen erschien auf unserer Redaktion eine Frau, welche sich als eine Gräfin Schmettow, Wittwe eines Offiziers, vorstellte und dringend bat, daß wir eine kurze „Vornotiz“ über ein von ihr am 23. Januar zu veranstaltendes Concert veröffentlichen möchten. Weitere Ankündigungen würden folgen. Da die Frau dem anwesenden Mitgliede unserer Redaktion Zeitungsausschnitte mit günstigen Kritiken vorlegte, so nahmen wir keinen Anstand, ihrem Wunsche zu entsprechen und eine diesbezügliche Notiz zum Abdruck zu bringen. Da wir seitdem nichts mehr von der Frau hörten, auch weder Inserate oder sonstige Ankündigungen hierüber veröffentlicht wurden, so nahmen wir an, daß die Frau bei der gegenwärtigen Hochfluth von Unterhaltungen auf die Abhaltung des Concerts verzichtet habe, zumal uns auch keine Eintrittskarte für einen Berichterstatter zugekommen war. Letzteres hatte nun seinen guten Grund, denn nichts hätte der Gräfin unangenehmer sein können, als die Anwesenheit von Kritikern. Wie wir gestern Abend noch erfuhren, fand nämlich das Concert thatsächlich unter merkwürdigen Umständen statt.

Die Leistungen der Frau Gräfin auf dem Klavier, sowie der „Gesang“ ihrer „Comtesse-Tochter“ waren, wie uns versichert wird, von einer Dilettantenhaftigkeit, die jeder Beschreibung spottet, so daß die sämmtlichen Zuhörer in die größte Entrüstung geriethen. Viele verließen bald den Concertsaal und die Dageblieben waren froh, als das „grausame Spiel“ sein Ende erreicht hatte. Dazu waren die Anzüge und die Perrücken der Auftretenden jeder Beschreibung spottend. In einem „Tingel-Tangel“ niederer Sorte mag man Derartiges wohl sehen, nicht aber in einem feinen Concertsaale. Alle Anwesenden gewannen sofort den Eindruck, daß das „Concert“ lediglich der Vorwand für eine keineswegs „verschämte“ Bettelei sei und Dem ist in der That so. Wie wir hören, hat die Frau Gräfin mit ihren drei Töchtern, einer Nichte und einem jungen Manne, den sie als ihren „Impressario“ bezeichnet, seit etwa vier Wochen im Gasthaus „Zur Sonne“ in der Marktstraße logirt, woselbst zwar vor mehr als hundert Jahren unser großer Dichter Schiller als junger Mann gewohnt hat, wo aber heutzutage hochgräfliche Gäste nicht abzusteigen pflegen. In dieser Zeit hat die Frau zahlreiche vornehme und gutsituirte Familien hier, sowie in der Umgegend (z. B. in Eberstadt) besucht. Sie ließ sich als Gräfin Schmettow anmelden und wurde in den meisten Fällen empfangen, worauf sie sich als Offizierswittwe vorstellte und ihre Noth klagte, schließlich Karten für ihr Concert (Erster Platz 5 Mark) in der aufdringlichsten Weise anbot, so daß sie wohl nirgends ihren Zweck verfehlte. Bemerkt sei, daß die Eintrittskarten für das Concert mit einer neunzackigen Grafenkrone geziert sind.

Aber noch auf andere Weise suchten die Gräfin und ihre Töchter sich Vortheile zu verschaffen, indem sie in Läden Einkäufe machten und anstatt mit baarem Gelde mit Concertkarten zu bezahlen versuchten. In letzterer Beziehung sind uns Fälle zu Gehör gekommen, die sich geradezu als Hochstapelei qualifiziren. Am Schlimmsten ist wohl Herr Reuter weggekommen, der sich durch die Klagen der Frau über ihre Lage als arme Offiziers-Wittwe und ohne weitere Kenntnisse ihrer Verhältnisse hatte bewegen lassen, seinen Saal herzugeben. Seine Gutherzigkeit ist ihm übel gelohnt worden, denn nicht nur konnte er bis jetzt kein Geld für Saalmiethe, Gas 2c. erhalten, sondern es sind ihm auch noch mancherlei andere Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, indem verschiedene der Geschädigten gewissermaßen ihn für den „Reinfall“ verantwortlich machen wollten, während doch gerade Herr Reuter (der überdies wegen des Concerts eine andere Veranstaltung im Saale, die ihm gewiß eine gute Einnahme eingebracht haben würde, aufgeben mußte) am meisten geschädigt ist. Wie wir hören, hat dieselbe Gräfin Schmettow vor einiger Zeit in Mainz in ganz ähnlicher Weise operirt und da sie wohl auch in anderen Städten dieselben Manöver verfolgen wird, so halten wir es geradezu für eine Pflicht der Presse, hierauf öffentlich aufmerksam zu machen. Wenn die Frau Gräfin künftighin bei auswärtigen Kollegen Besuche abstattet, werden diese nunmehr wissen, wie sie mit der Frau, welche das zweifellos lohnende Geschäft seit Jahren betreiben soll, daran sind.

Mannigfaltiges.

— Ein gründlicher Reinfall. Ein Schauspieler an dem Theater einer größeren deutschen Stadt liebte eine jugendliche Kollegin. Das wäre an sich recht schön und recht gut gewesen, zumal da sie ihn wieder liebte, wenn nicht ein kleiner Mißstand das Verhältniß zuweilen getrübt hätte — er war nämlich verheirathet. Trotzdem gelang es dem Ehemann, der eben auch im gewöhnlichen Leben ein guter Schauspieler war, als Muster eines guten Bürgers und Gatten zu erscheinen und mehr als einen ganz, ganz kleinen Verdacht erregte er bei der holden Gemahlin nie. Auch dieser Verdacht

wurde völlig zerstreut, als die junge Schauspielerin ihren Wirkungskreis verließ und nach Berlin ging, ohne daß der Geliebte sich irgend etwas wie Trennungsschmerz anmerken ließ. Aber seine Ruhe und Gelassenheit war „nur äußerlich“. An seinem Herzen fraß der Wurm der Eifersucht und der von Zweifelsqualen gepeinigte Galan übergab die „Aufsicht“ über seine holde Kleine einem Berliner Detektivbureau. Es sollte genau darüber Buch geführt und ihm getreulich rapportirt werden, was das Fräulein in Berlin thue und treibe. Das Detektivbureau arbeitete der Instruktion gemäß, aber trotz der genauesten Observation lauteten die Berichte höchst langweilig. Das Fräulein verließ täglich Vormittags ihre Wohnung, ging zur Probe, aß bei einer sehr anständigen Beamtenwittwe für 1 M. 25 Pf. zu Mittag und kehrte dann in ihre Wohnung zurück, die sie erst Abends wieder verließ, um ins Theater zu fahren. Und um 11 Uhr lag sie stets schon in den Federn. Niemand als ihre alte Bedienungsfrau hatte sie jemals auf dem Heimweg begleitet; mit einem Worte: die junge Dame lebte musterhaft. Diese Berichte erregten begreiflicherweise bei dem Galan große Freude und er konnte seine Sehnsucht, die liebe Kleine wiederzusehen, nicht mehr zügeln. Er nahm ein paar Tage Urlaub und fuhr nach Berlin. „Engagementsverhandlungen,“ flüsterte er seiner Gattin geheimnißvoll ins Ohr, als sie nach der Ursache der Reise fragte und die Gute, die sich längst aus ihrem Wohnorte wegsehnte und so gern in Berlin gelebt hätte, begleitete seine Reise mit den besten Segenswünschen. Nach 5 Tagen kehrte er zurück — aber was für ein Empfang wurde ihm bereitet! Ahnungslos und wehrlos, mit einem schönen Geschenk für die Gattin im Koffer, betrat er die Wohnung, aber entsetzt prallte er zurück und murmelte: „Die ersten Ohrfeigen seit der Schulzeit!“ Er wußte nun, daß die Gattin „Alles wußte“, und wagte nicht erst zu fragen, woher. Aber in ihrer Grausamkeit gab ihm diese den Becher bis auf den letzten Tropfen auszukosten. Sie holte von seinem Schreibtisch einen geöffneten Brief, den er am Format mit Schrecken als die Hülle eines der bestellten Observationsberichte des Berliner Detektiv-Bureaus erkannte. Und nun begann die Gattin zu lesen: „Sehr geehrter Herr! Heute haben wir Ihnen eine Mittheilung zu machen, die von den bisherigen völlig abweicht. Fräulein X. empfängt Herrenbesuch. Der Herr kam gestern auf dem Y.-Bahnhof an und begab sich sofort zu Fräulein X., die ihn erwartet zu haben schien.“ Und nun folgte die Schilderung des Herrn. Genau geschildert vom Kopf bis zur Zehe mußte sich nun der Delinquent hören, und an ironischen Zwischenbemerkungen ließ es die Gattin nicht fehlen. Aber zur Scheidung kam es doch nicht, da der Gatte Besserung gelobte und der Gattin feierlich das Recht einräumte, künftig alle an ihn gerichteten Briefe zu öffnen, wie sie es — wenn auch ohne Erlaubniß — schon mit dem Briefe des Detektiv-Bureaus gethan hatte, dessen Beamten der Auftraggeber persönlich nicht bekannt war, so daß sie ihn selbst beobachtet und an ihn selbst über seine interessanten Abenteuer in Berlin berichtet hatten.

— Dem chinesischen Kusse widmet der französische Forschungsreisende Paul d'Enjoy in der „Revue Scientifique“ eine sehr eingehende Studie. Danach küssen die Chinesen — überhaupt die mongolische Rasse — gar nicht in unserem Sinne, sondern sie riechen nur. Der chinesische Kuß setzt sich nämlich aus folgenden drei Bewegungen zusammen: Zuerst legt der Chinese die Nase auf die Wange der geliebten Person, dann folgt eine lange Einathmung mit der Nase, wobei die Augenlider fest geschlossen werden, und endlich ertönt ein leichtes Klatschen der Lippen, ohne daß jedoch der Mund die Wange berührt. Diese Art des Küssens ist, so zeigt d'Enjoy, indem er sie vom anthropologischen Standpunkt deutet, ursprünglich aus dem Trieb, den Appetit zu stillen, hervorgegangen. Die Chinesen aber halten sie für die idealste Art, einer Person Liebe zu bezeigen, während sie den europäischen Kuß roh und thierisch nennen und meinen, daß ein Europäer, der in unserem Sinne küßt, einem Menschenfresser ähnlich sehe. Als die Franzosen Cochinchina erobert hatten, suchten dessen Bewohner ihre Frauen und Mädchen zu verhindern, sich den französischen Soldaten zu nähern, indem sie ihnen sagten, daß die Europäer ihre Frauen umarmen und beißen, und noch heute drohen die Einwohner von Anam ihren Kindern, wenn sie ungezogen sind, mit einem „europäischen Kuß“.

— Aus der Schule. Lehrerin: „Nun, Elschen, wer ist es, der überall einkehrt, ohne daß man ihn sieht?“ Elschen: „Der Storch.“

— Angenehme Unterbrechung. Erster Student: „In Regensburg werde ich meine Reise unterbrechen, um meinen Onkel zu besuchen.“ Zweiter Student: „Aha, Pumpstation machen!?“

Das beste Herz.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet,
Die andern und den Schnitt von keinem andern leidet.

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Friedrich Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 22. Freitag, den 27. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Nießen
22 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Stunden später zog er die Klingel an dem Gitter seiner Wohnung in der Rue d'Astory.

Er durchschritt rasch den Hof und war schon im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, als er bemerkte, daß die Stallthür offen stand und hell beleuchtet war.

Ueberrascht, zu solcher Stunde Licht darin zu sehen, näherte er sich und sah Toby, der die Hufe Ralphs zu untersuchen schien. Als er Geräusch vernahm, drehte der Groom sich schnell um, und schien sehr erstaunt, seinen Herrn zu sehen. Er erblaßte, wie ein Bedienter, der auf einem Fehler ertappt wird, und Sartilly glaubte, sogar ein leises Zittern an ihm zu bemerken.

„Warum sind Sie noch nicht im Bett?" fragte er verdrießlich, „was machen Sie Nachts im Stall, da ich Ihnen doch verboten habe, mit einer brennenden Kerze hineinzugehen."

„Der Herr Vicomte wissen wohl, daß Ralph bei der neulichen Anstrengung sich eine Verrenkung im Knie geholt hat," antwortete Toby, der seine ganze Dreistigkeit wieder erlangt hatte, „und der Thierarzt hat mir befohlen, dreimal des Tages mit der Salbe einzureiben."

„Ich verbiete Ihnen, dies mit brennendem Licht zu thun, wobei Sie das Haus in Brand stecken können," sagte Sartilly, ohne weiter zu sehen, was der Groom that. „Schicken Sie mir sogleich Antoine und legen Sie sich ins Bett. Ich werde wahrscheinlich morgen sehr früh auszufahren haben, halten Sie sich bereit, denn ich warte nicht gerne.

Nach diesem Verweis, der in einem Tone gesprochen war, der Toby zu denken geben sollte, begab sich der Vicomte in sein Zimmer und fing an, sich auszukleiden.

„Ist nichts für mich angekommen?" fragte er Antoine.

„Verzeihen Sie, Herr, dieser Brief."

Sartilly nahm das Schreiben, welches der Kammerdiener auf den Kamin gelegt hatte.

Die Schriftzüge waren ihm unbekannt. Er öffnete gleichgiltig das Siegel und las:

„Herr Vicomte!

Nach dem, was sich zwischen uns zugetragen, werden Sie nicht darüber erstaunt sein, morgen Vormittag die beiden Zeugen bei sich zu sehen, welche ich mich beehren werde, Ihnen zu senden.

Ich bitte Sie, denselben unverzüglich die Ihrigen zu bezeichnen, damit unsere Sache morgen im Laufe des Tages erledigt werden kann. Ein diplomatischer Auftrag, welchen ich soeben von meiner Regierung erhielt, zwingt mich, Paris unverzüglich zu verlassen, und ich wünsche, daß bis morgen Abend Alles abmacht ist.

Genehmigen Sie, Herr Vicomte, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

Baron von Dohna."

„Er hat es sehr eilig!"

Das war der Ausruf, den das Lesen des Schreibens bei Sartilly hervorrief und Antoine, der ihn gehört hatte, versäumte diese Gelegenheit nicht, das Wort zu ergreifen.

„Das sagte auch der Bediente, der den Brief gebracht hat." —

„Um welche Zeit kam er?" fragte der Vicomte.

„Gegen 8 Uhr. Er sprach mit Toby, der aus dem Stall kam, um seinen Spaziergang zu machen — wie jeden Abend."

„Er hat keine Zeit versäumt," murmelte der Vicomte. „Man sollte glauben, er wisse, daß ich morgen zu thun habe. Wir werden sehen," fügte er bei, mit großen Schritten in seinem Zimmer auf- und abgehend.

Sehr stark in allen Waffen, hatte Sartilly keine Besorgniß über das materielle Resultat eines Zusammentreffens mit Herrn von Dohna, aber die Verzögerung, die sein Vorhaben dadurch haben konnte, beunruhigte ihn. Diese Unruhe äußerte sich durch eine gewisse Aufregung, die dem armen Antoine nicht entgehen konnte,

der seit 30 Jahren gewöhnt war, die Physiognomie seines Herrn zu beobachten.

„Sollte der Herr eine schlechte Nachricht erhalten haben?“ wagte er zu fragen.

Bei dieser Frage konnte Sartilly eine Bewegung nicht zurückhalten, aber die Züge des Kammerdieners drückten so sehr liebevolle Ergebenheit aus, daß es ihm unmöglich war, sich zu ärgern.

„Nein, mein Freund,“ sprach er sanft, „ich habe eine Menge langweiliger Sachen morgen zu erledigen und ich fühle mich etwas unwohl, — das ist Alles.“

Antoine schüttelte den Kopf. Seine Anhänglichkeit an den Gebieter, den er seit seiner Kindheit bediente, ließ sich nicht durch eine solche Antwort abspeisen, und sein Instinkt deutete ihm an, daß Sartilly eine Gefahr drohe.

„Ich hoffe wohl, daß wenn der Herr eine Ehrensache auszufechten hat, er sich nicht in dem Zustand schlagen wird, in welchem er sich jetzt befindet.“

Der Mißmuth des Vicomte hielt nicht Stand gegen diese Sorge des braven Dieners. Mehr als einmal schon hatte er ihn in Angelegenheiten dieser Art eingeweiht, und übrigens konnte er in der gegenwärtigen seiner Hilfe bedürfen.

„Und was läßt Dich denn glauben, daß ich mich schlagen werde? frug er ihn.

„Wenn ich es nicht errathen hätte,“ antwortete er traurig, „so würde Toby es mir verrathen haben.“

„Wie Toby? Worum bekümmert er sich und wer konnte es ihm sagen?“

„Ich muß glauben, daß er mit diesem Bedienten, welcher den Brief gebracht, geplaudert hat, denn er wußte mir recht wohl von dem Streit zu erzählen, welchen der Herr in seinem Verein gehabt, und daß morgen — —“

„Das ist zu stark,“ unterbrach ihn Sartilly äußerst aufgebracht, „und morgen werde ich Toby vor die Thür setzen.“

„Ah, das hat ihn nicht abgehalten, den ganzen Abend auszubleiben,“ sprach Antoine, der die Gelegenheit benützte, dem Groom eine verdiente Strafe zu verschaffen. „Er kam erst nach Hause, als der Herr kam.“

„Gut,“ sprach der Vicomte, „morgen werde ich die Sache untersuchen. Was Dich betrifft, mein alter Antoine, so werde ich Dir für morgen Vormittag verschiedene Aufträge zu ertheilen haben und Du wirst mich um 8 Uhr wecken.“

„Aber dieses Duell, mein Herr, sagte der Kammerdiener, dem die Thränen in den Augen standen.

„Befürchte nichts, meine Hand ist fest genug, um diesem Kosacken ein Lektion zu geben. Leg Dich schlafen und vergiß nicht, um 8 Uhr mich zu wecken.“

Antoine verließ nur mit Widerstreben seinen Herrn, und Sartilly dachte daran, weil Roger, sein bester Freund, abwesend war, sich an Chateaubrun als Zeuge zu wenden.

Er rechnete sogar darauf, daß dieser ihm noch einen zweiten Zeugen unter den Offizieren seines Regiments suchen würde, weil so die Angelegenheit mit dem Herrn von Dohna am wenigsten Aufsehen erregen würde. Der Kapitän war so befreundet mit dem Vicomte, daß er ihm diesen Dienst nicht abschlagen durfte, und war so vertraut in solchen Sachen, daß er diese unangenehme Geschichte auf ehrenhafte Weise erledigen würde. —

Bevor Sartilly sich schlafen legte, schrieb er noch einen Brief an ihn, den er in aller Frühe besorgen lassen wollte. Trotz der bestimmten Fassung des Briefes des Herrn von Dohna rechnete er darauf, daß der Tag mit der Regulirung der Kampfesbedingungen verbracht werden, und daß er über seine Zeit verfügen können würde. Das Rendezvous mit dem Notar im Hotel von Menssignac war auf Mittag festgesetzt, und ein Geschäftsgespräch in Gegenwart Jeannes konnte nicht länger als eine Stunde dauern. Die Untersuchung in der Bibliothek konnte gleichfalls nicht mehr Zeit in Anspruch nehmen und der Vicomte rechnete also darauf, seine letzten Verfügungen im Laufe des Nachmittags treffen zu können. Er wollte natürlich nichts bestimmen und nichts schreiben, bevor er das Geheimniß seines Freundes Roger erforscht haben würde, denn von der Natur dieses Geheimnisses würden sein zu befolgendes Benehmen und die zu hinterlassenden Instruktionen abhängen.

Nachdem er so sein Programm für den nächstfolgenden Tag festgestellt hatte, entschloß er sich endlich, zu Bett zu gehen.

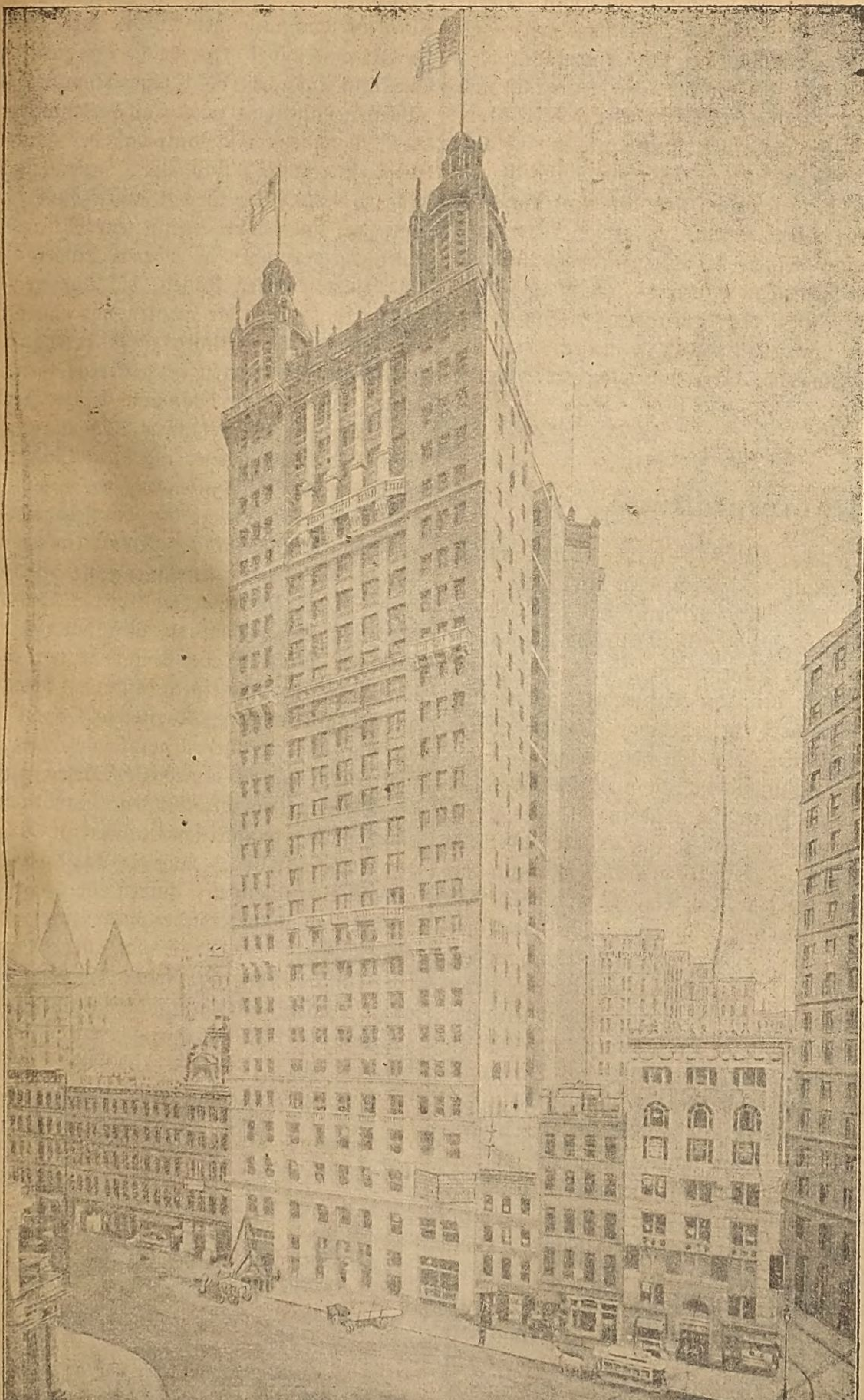
„Ich werde,“ dachte er, indem er sich niederlegte, „morgen entschieden Alles beendigen und mit diesem Vertheidiger des Herrn von Koreff auch fertig werden.“

Mit diesem tröstenden Gedanken verfiel er in jenen tiefen Schlaf, der in der Regel nach großen Aufregungen folgt. (Fortsetzung folgt.)

Das höchste Haus der Welt.

Natürlich steht es in Amerika und gerade dort, wo der Boden am kostbarsten ist und in die Höhe gebaut wird, was man des theueren Bodenpreises wegen nicht in die Breite und Tiefe bauen kann — also in New-York. Mehr als Worte kann unsere nebenstehende Abbildung sagen, welcher Koloß dieser Bau ist, wenn der Leser nach einigem Beschauen gefunden hat, daß das höchste Haus in Aschaffenburg nicht an des Riesen

fünfstöckigen Nachbarn zu dessen Rechten heranreicht. Seine Höhe beträgt nicht weniger als 152,80 m, gemessen vom Keller bis zum Flaggenstock. Es zählt 2095 Fenster auf 950 Räume. 4000 Menschen wohnen in dem Hause, mehr als in mancher deutschen Kleinstadt. Es steht mit 400 000 Zentner Druck auf dem Boden. Sein Preis beträgt Summa Summarum 2 400 000 Dollars, d. i. rund 10 Millionen Mark. Hübsche „Gebirgspartieen" ließen sich allerdings in einem solchen Kolosse veranstalten, und wer etwa die Beletage am



27. Stockwerke bewohnt, könnte ein paar Bergwaden sich anschaffen, wie sie selbst der homo bicyclanthropos nicht aufzuweisen hat. Aber der Amerikaner legt wenig Werth auf solche Schmuckstücke. Er hat draußen im business genug Gelegenheit, sich die Beine in den Leib zu rennen. Daheim will ers gemüthlicher haben, und er läßt sich darum von einem — selbstverständlich electrisch betriebenen — Aufzuge in die Höhe bringen, den der „Liftboy" bedient, eine neue Spezies von menschlicher Dienerschaft, von der wir in Aschaffenburg ein

Exemplar wenigstens im — Theater gesehen haben. Die Treppe benützt der Amerikaner höchstens, wenn an der Lift sich gerade Jemand den Kopf eingerannt oder wenn sie mit Kind und Kegel in die Tiefe gestürzt ist und in den nächsten 5 Minuten nicht reparirt werden kann. Daß das Haus alle modernen Einrichtungen für Annehmlichkeit und Sicherheit der Bewohner aufweist, ist selbstverständlich; denn sowenig uns der Amerikaner in einzelnen Dingen zusagt, wenn er etwas Besonderes leisten will, dann leistet er es gründlich, und so ungeheuerlich der Rieseubau dasteht — er ist an seinem Platze angebracht, und die Kameraden, die in seiner Nachbarschaft in die Höhe ragen, beweisen, daß ein Bedürfniß und keineswegs eine amerikanische Marotte ihn veranlaßt hat.

Mannigfaltiges.

— Das Tanzen auf der Redoute bietet, namentlich bei überfülltem Lokale, dem Zuschauer mehr Vergnügen, als dem Mitwirkenden. Bei dem Hauptaxiom der Redouten, Allem größtmöglichste Freiheit zu lassen, ist von einer Tanzordnung nicht viel zu bemerken und so bilden denn die Tanzenden, namentlich zu Beginn einer Tour, ein scheinbar unentwirrbares Chaos. Sehr bald aber zeigt sich dem Beschauer, wie sich das Gedränge auseinanderschiebt und gewissermaßen die Schafe von den Böcken sich sondern. Thatsache ist, daß in Bälde die besseren Tänzer sich an der Außenseite mit karusselmäßiger Sicherheit drehen, während die Murxer, das sind die schlechten Tänzer, nicht aus dem Bienenhause der Mitte herauskommen. Wer die Tanzkunst bewundern will, verfolgt lediglich die rhythmischen, wiegenden Bewegungen der leicht dahingleitenden Paare an der Peripherie, wer sich aber an den Dilettanten Therpsichorens ergötzen will, der erklimme die Gallerie und richte seine Blicke nach der Mitte des Tanzsaales und ich verbürge ihm andauerndes Amüsement. Vor Allem sind in der Mitte zu finden die berüchtigten Hopswalzertänzer, in ihren unregelmäßigen Plafondbestrebungen am ehesten noch mit Heupferden vergleichbar, jeden Augenblick an ein anderes Paar anrempelnd und dieses ebenfalls aus der Fassung bringend. Dann finden sich Jene, die, zum ersten Male auf glattem Parkette, aus Furcht zu fallen, sich krampfhaft aneinander klammern und daher bei einem unvermutheten Anprall denn auch in der Regel zusammen hinpurzeln. Andere getrauen sich überhaupt nicht anzufangen und beschränken sich darauf, in Schlangenwindungen den drohenden Karambolagen mit Tanzenden auszuweichen. Wie ein Nachen in den Wellen des Ozeans schwanken Jene rechts und links, welche die ganze Tour hindurch aus dem Anfangen nicht hinauskommen. Wieder Andere zählen gewissenhaft nach Tanzkursmanier 1, 2, 3 — 1, 2, 3, schließlich so laut, daß der halbe Saal es hört. Aeußerst gefährlich sind Die, welche nach dem zweiten Schritt mit einem gewaltsamen Ruck die Drehung erzwingen und dabei meist ihre Mitmenschen mit dem Ellenbogen zwischen die oberen Rippen stoßen. Zumeist sind in all' diesen Fällen die Damen am Mißlingen unschuldig, denn die meisten von ihnen kommen schon als geborene Tänzerinnen zur Welt, während ein großer Bruchtheil von Herren es zeitlebens überhaupt nicht erlernen kann, oder doch nicht lernen zu können glaubt und nach den ersten schmerzlichen Blamagen davon absteht. Noch gelungener als beim Walzer zeigt sich das Gesammtbild der Tanzenden bei einem Schottisch und den Höhepunkt erreicht der Durcheinander, wenn ausnahmsweise Rheinländer getanzt wird, weil es nur Wenige sind, die diesen Tanz exakt durchführen können, während die Mehrzahl ad libitum Schottisch, Walzer oder auch Galopp darnach tanzt, unbekümmert um den Takt der Musik. Dabei kommt es vor, daß der Rheinländer-Tänzer von einem Anderen, der ihn anrempelt, angeschnauzt wird: „Magst scho' Obacht geben!" Wenn der Tanzsaal zu allem Unglück auch noch, wie es mehrfach vorkommt, in der Mitte Säulen aufweist, so wird die Geschichte am drastischsten, denn diese Säulen üben eine wahre magnetische Zauberkraft auf die Rekruten der Tanzkunst aus. Wie die Maikäfer und Nachtfalter an die Bogenlampen, surren die unglückseligen Paare immer und immer wieder mehr oder minder heftig an die Säulen, bis der Schluß der Tour sie erschöpft dort lehnen sieht. In solchen Fällen gehört allerdings große Willenskraft dazu, die gefährlichen Proben fortzusetzen. (M. N. N.)

Gedankensplitter.

„Unsere jetzige Welt ist eine mit neuen Druckfehlern vermehrte Auflage der alten."

(Waiblinger.)

* * *

„Wer Euch sagt, daß Ihr anders reich werden könnt als durch Arbeit und Sparsamkeit, der betrügt Euch, der ist ein Giftmischer."

(Franklin.)

* * *

„Eine fremde Sprache lernt sich besser in der Küche als auf der Schulbank."

(Gutzkow, Hohenschwangau I, 109.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 23. Samstag, den 28. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Nie s s e n
23 und M. R o m a n y.

(Nachdruck verboten.)

Als er wieder erwachte, sah er Antoine vor seinem Bette stehen, ihm zwei Visitenkarten auf einem Präsentirteller darreichen. Sartilly las zwei ihm ganz fremde Namen mit slavischen Endungen und er begriff, um was es sich handle und stand rasch auf.

„Sobald Du die Herren eingeführt hast, überbringst Du selbst dieses Billet dem Herrn von Chateaubrun am Quai d'Orsey. Du wirst auf Antwort warten und zurückkehren, ohne eine Minute zu verlieren. Benachrichtige Toby, daß Du ausgehst, und verbiete ihm, sich zu entfernen."

Der Kammerdiener, weit mehr erregt als sein Herr, nahm das Billet und führte zwei Personen ein, welche Sartilly an ihrem ganzen Aeußern und an ihrem Accent leicht als Russen erkennen konnte.

Sie zeigten von Haus aus eine höfliche Steifheit, welche die Verhandlungen nothwendigerweise sehr abkürzen mußte. Sie kamen, wie sie sagten, einzig und allein um die Namen und die Adressen der Zeugen des Herrn von Sartilly kennen zu lernen und drückten klar und deutlich den Wunsch des Herrn von Dohna aus, der darin bestand, sich noch heute schlagen zu wollen.

„Unser Freund, als Beleidigter verlangt für sich die Wahl der Waffen," sprach Einer der Femden, um die Unterhaltung zu beschließen.

„Das ist Sache meiner Zeugen," sagte Sartilly ziemlich wegwerfend, als er die Besucher hinausbegleitete „und ich werde mit allem zufrieden sein, was Herr von Chateaubrun in Bezug des Zweikampfes bestimmen wird. —"

Als er wieder allein war, vollendete der Vicomte seine Toilette und erwartete die Rückkehr Antoines mit Ungeduld. Die Angelegenheit nahm eine Wendung, die ihn bereuen ließ, daß er seine Vorsichtsmaßregeln zu spät getroffen hatte. Chateaubrun konnte möglicherweise nicht zu Hause sein, oder eine dienstliche Abhaltung haben, und Sartilly befürchtete, in diesem Falle genöthigt zu sein, einen anderen Zeugen zu suchen, was einen Zeitverlust veranlaßt haben würde. In weniger als einer Stunde später war er jedoch beruhigt. Antoine brachte einen Brief des Kapitäns.

„Es ist abgemacht, lieber Freund," schrieb er; „ich erwarte festen Fußes die moskowitischen Abgesandten, und Breehal von meiner Eskadron wird Ihnen als zweiter Zeuge dienen. Wir werden unser Möglichstes thun. Der Degen, wenn wir dies erlangen können, und morgen frühe im Bois de Boulogne, wenn dieser russische Wilde nicht starrköpfig auf seiner heutigen Abreise besteht. Sobald die Sache in Ordnung ist, werde ich zu Ihnen kommen, um Sie in Kenntniß zu setzen."

Der Inhalt dieses Briefes konnte Sartilly nicht angenehmer sein. Sicher, durch Chateaubrun vertreten zu sein, konnte er sich jetzt in vollkommenster Ruhe ernsteren und theureren Interessen widmen. Er hatte dem Kapitän geschrieben, daß er ihn von 12—2 Uhr im Palais Mensignac treffen werde, und für den ganzen übrigen Rest des Tages in seiner eigenen Wohnung. So brauchte er sich nicht um Anordnungen zu bekümmern, die ihm im Ganzen ziemlich gleichgiltig waren.

Er gab Antoine den Befehl, das Haus vor der Rückkehr nicht zu verlassen und das Cabriolet für elfeinhalb Uhr anspannen zu lassen, schrieb einige Geschäftsbriefe, brachte seine Titel und Familienpapiere in Ordnung und frühstückte endlich mit gutem Appetit. Er unterließ bis zu seiner Rückkehr aus dem Palais Mensignac seine letzten Instruktionen, die er erst ertheilen wollte, bevor er sich auf den Kampfplatz begab, und er war besorgt, den Brief Rogers zu sich zu stecken, der ihm bei der Untersuchung des geheimnißvollen Schrankes als Wegweiser dienen sollte.

Er hatte seine Beschwerde gegen Toby vom gestrigen Abend noch nicht vergessen, aber er bedurfte seiner für den ganzen Tag, und er verschob auf den nächsten Morgen die Strafe, die er ihm wollte angedeihen lassen.

Punkt zwölf Uhr hielt der Vicomte vor dem Palais Mensignac. Er erwartete den Wagen des Herrn Calmet an der Thür zu finden, aber die Straße war leer. Eine neue Ueberraschung wartete seiner. In demselben Augenblick als er den Hof durchschritt, lief ihm der Diener nach, um ihm zu sagen, daß Fräulein von Mensignac sich sehr leidend befinde und ihn bitte, die besprochene Zusammenkunft mit dem Notar auf den nächstfolgenden Tag zu verlegen. Herr Calmet war bereits in Kenntniß gesetzt.

Betrübt über diesen Zwischenfall, der ihn verhinderte, Jeanne heute zu sehen, wollte Sartilly wenigstens die Mission erfüllen, die er sich auferlegt hatte. Er ließ sich die Schlüssel zu der Treppe im linken Flügel von dem Diener geben und ging nach der Bibliothek.

Als er vor der großen Eichenthüre angelangt war, schlug ihm das Herz heftig und seine Hand zitterte, als er den Schlüssel in das Schloß steckte. Er wußte, daß er den Blutflecken wieder sehen werde, und er dachte an die Todte.

Der schwere Stahlschlüssel drehte sich im Schlosse und das dadurch verursachte Geräusch rief ein langes Echo in den weiten Hallen wach. Gestern noch hatte Sartilly beim Ueberschreiten dieser verhängnißvollen Schwelle ein Gefühl der Furcht empfunden, aber die Zeit der Furcht war vorüber. Man denkt nicht an Gespenster, wenn man es mit schrecklicher Wirklichkeit zu thun hat; der Vicomte trat ohne Zögern ein und schloß die Thür hinter sich, um in seinen Untersuchungen nicht gestört zu werden. Er las Rogers Brief noch einmal. Alle Angaben waren klar und deutlich, und Sartilly war überzeugt, das Versteck leicht aufzufinden.

Er begann auf der Stelle die Untersuchung und überzeugte sich mit Vergnügen, daß die Schlüssel sich noch in sämmtlichen Schlössern befanden. Er bemerkte auch sofort den Punkt, den er in Angriff nehmen mußte. Die inwendig übereinander befindlichen Fächer enthielten sächsisches Porzellan und böhmische Chrystalle, welche den ganzen Raum zwischen der Thüre und dem hinteren Verschlag auszufüllen schienen. Es war dieser Verschlag, der sich durch die geheime Feder öffnen mußte, und der Vicomte erinnerte sich, daß man auf den Knopf einen kurzen Schlag geben mußte.

Er entschloß sich endlich, und unter der Wirkung des Mechanismus schlug das Brett im Hintergrund um sich selbst. Eine Reihe Bücher füllte das Fach. Es waren ungefähr zwanzig Bände in altem Einband und rothem Schnitt. Der auf dem Rücken befindliche Titel war bei Allen derselbe und Sartilly las erstaunt die zwanzigmal wiederkehrenden Worte: „Geschichte der Provinz Normandie."

Er räumte sorgfältig die Crystalle hinweg, welche das Fach füllten und nahm mit zitternder Hand den bezeichneten siebenten Band.

Das Buch war schwer und es war fast unmöglich, dasselbe stehend zu durchblättern. Sartilly setzte sich an den großen runden Tisch, der die Mitte der Bibliothek einnahm, legte den Band vor sich und öffnete ihn.

„Seite 119, Zeile 19," murmelte er, die Blätter rasch umwendend.

Er nahte der Seite, worauf das Geheimniß seines Freundes in einem einzigen Satz enthalten war, als er an der Thüre, die zur Treppe führte, ein leises Klopfen vernahm. Ueberrascht und unruhig beeilte er sich, das Buch zu schließen und die Thür zu öffnen. Er wollte wissen, welcher zudringliche Besucher ihn zu so ungelegener Zeit unterbrechen wollte, und er war ziemlich unangenehm überrascht, sich dem Herrn von Chateaubrun gegenüber zu sehen.

„Verzeihung, lieber Freund," sagte der Kapitän mit jenem kurzen Ausdruck, welchen Männer der That in ernsten Augenblicken gebrauchen, „daß ich Sie so aufsuche, aber man hat mir in Ihrer Wohnung gesagt, Sie seien hier und wir haben keine Minute zu verlieren."

„Sie haben sehr wohl gethan, mein lieber Henri," sagte der Vicomte, der nie die Höflichkeit außer Augen setzte, „und ich muß Ihnen vor allem meinen Dank sagen — —"

„Sie können mir heute Abend danken, wie ich wohl hoffe, für den Augenblick handelt es sich um ernstere Sachen."

„Was gibt es denn?" fragte Sartilly lächelnd. „Ist es mein Duell, das Sie so ernst stimmt?"

„O, das Duell an und für sich bekümmert sie nicht sehr, wie ich weiß, aber es ist unerläßlich, daß ich Ihnen das Verfahren und das Verlangen dieses Russen mittheile."

„Ich erwarte Alles von Seiten dieser Leute," sagte der Vicomte ruhig, „und Sie können sprechen."

„Nun denn! mein Lieber, stellen Sie sich vor, daß Alles geordnet war, wie Sie es wünschten. Dieser Dohna hatte selbst den Degen gewählt, und wir hatten das Rendezvous für morgen frühe an dem Weiher von Auteul bestimmt; die Zeugen hatten sich entfernt und ich war im Begriff in den Wagen zu steigen, und Ihnen das Resultat so schnell als möglich mitzutheilen, als meine zwei Wilden wieder zurückkehrten und mir mittheilten, daß ihr Freund gezwungen sei, diesen Abend abzureisen und daß er sich unbedingt heute schlagen wolle."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Pariser Unterhaltung fin de siècle. Womit man sich neuerdings in den Künstler- und Literatenkneipen in Paris unterhält, das erzählt eine Schilderung in der „Straßb. Post" über einen Abend im „Cabaret du Néant". Ein kleines, ganz dunkles Lokal, in dem einzelne dünne Lichterchen flimmern; aus der Ferne tönt Orgelklang und Gesang. Stolpernd suchen wir unseren Weg durch die Finsterniß an einen Tisch; ein Kellner in der Tracht eines Kirchenschweizers bringt Jedem ein Glas Bier und überreicht ihm dabei ein dünnes Wachskerzchen; Kostenpreis zwei Franken die Person. Wir nippen an dem Getränk — es ist bemerkenswerth schlecht — und mustern die Umgebung: etwa zwanzig bis dreißig wohlgekleidete Herren und Damen. Niemand spricht. Aber nach wenigen Augenblicken ertönt die scharfe Stimme eines jungen Mannes in der Soutane und den Bäffchen eines katholischen Geistlichen: „Kommt meine Brüder und Schwestern, kommt! Jeder nehme sein Licht und pilgere seinem Seelenheil entgegen!" Wir nehmen unsere Wachskerzen in die Hand und folgen unserem Führer durch einen langen dunkeln Gang, an dessen beiden Seiten Leichensteine stehen, in eine Art Grabkapelle. Vorn ein Altar, dann eine sechsfache Reihe Bänke, wie wir sie in den Kirchen sehen; an den Wänden Leichensteine und Grabdenkmäler; vor dem Altar ein offener Sarg, halb verdeckt durch ein schwarzes Tuch mit einem eingestickten silbernen Kreuz. Zwei Geistliche, Alba und Stola über der schwarzen Soutane, eine mächtige Tonsur in das volle Haupthaar geschoren, nähern sich; in ihrem Gefolge eine Reihe von Küstern und Chorknaben mit Kreuz und Weihrauchfaß. Eine Orgel ertönt: die in der katholischen Kirche gebräuchlichen Begräbnißgesänge werden gesungen, die Absolution ertheilt, der Sarg mit Weihwasser besprengt. „Ja, meine Freunde und Freundinnen, meine Brüder und Schwestern im Herrn", beginnt einer der Geistlichen in näselndem Tone, „hier steht Ihr am Ziele, dem wir Alle zustreben. Reich oder arm, glücklich oder unglücklich, hier werden wir Alle endigen. Wer will die Güte haben, sich einmal in den Sarg zu legen?" Ein stattlicher Herr, elegant gekleidet, das rothe Bändchen im Knopfloch, den Zylinderhut auf dem Haupte, nähert sich lachend und zwängt seine mächtigen Glieder in den Sarg hinein. Kaum liegt er drin, da steigt der Sarg in die Höhe und der freiwillige Insasse dieser unserer letzten Erdenwohnung, in die man sonst nur als Leiche einzukehren pflegt, steht gewissermaßen als Statue vor uns, von dem schwarzen Holz eingerahmt. Ein elektrischer Lichtstreif beleuchtet ihn; wir sehen auf's Deutlichste seine Züge, jedes Haar seines Bartes, seine goldene Uhrkette, seine Ringe. Da . . . welche Veränderung . . . seine Wangen sinken ein, seine Gesichtsfarbe wird grau, seine Kleider verschwinden . . . durch irgend eine Beleuchtungskunst sehen wir an Stelle des kraftvollen Mannes auf einmal ein schauriges Gerippe in dem Sarge stehen. Ein Theil der Zuschauer lacht; ein paar Damen schreien; die Mehrzahl bleibt stumm. Dazu singen die falschen Priester das „Miserere mei Deus", während die Orgel Klagetöne erschallen läßt. Der Herr im Sarge aber, der selbst natürlich nicht bemerken kann, was mit ihm geschieht, wird ungeduldig und ruft: „He, was soll das heißen, man lasse mich heraus!" Man hört seine Stimme, aber man kann ihn nicht sehen; an seiner Stelle steht das Gerippe. Allmälig verschwindet das schaurige Knochengerüst, man erkennt wieder Züge und Kleidung des Menschen, der sich zu dem Spuk hergegeben, der Sarg senkt sich, sein Insasse steigt heraus. „Würde nicht eine der frommen Schwestern zu ihrem Seelenheile sich begraben lassen?" fragt der Pseudopfarrer und — unglaublich — aus der Reihe der anwesenden Damen tritt ein junges Mädchen heraus, ein achtzehnjähriges Ding in einem hellen Jacket mit einem veilchenbesetzten Hut, und legt sich trotz des Einspruchs ihrer Angehörigen in den Sarg! Abermals dieselbe schaurige Komödie, abermals „Miserere" und Gerippe. Dann als der Sarg sich wieder gesenkt hat und die junge Dame aufgestanden ist, wird auf einmal der Altar hell beleuchtet und entpuppt sich im Schimmer des elektrischen Lichtes als eine Bühne, auf der jetzt — nach der Tragödie das Satyrspiel — eine Reihe „lebender Bilder" aufgeführt wird, sämmtlich zweifelhaften oder vielmehr unzweifelhaften Charakters. Dazu „predigt" der Pseudopfarrer . . ."

— Der gekränkte Gemeindebürger. In einer Gemeinde nahe bei Zürich erhielt jüngst ein Gemeindebürger einen „Bußenzettel", auf 50 Rappen lautend, weil er die Gemeinde-Versammlung „geschwänzt" hatte. Er schickte darauf dem Gemeindeschreiber eine geharnischte Entgegnung, die der „Züricher Post" im Original vorliegt. Sie lautet wörtlich und buchstäblich: „ich muß Euch schreiben das jhr mir Sontag Einen Busenzettel geschickt haben, wegen das jch nicht an die gemeintz-fersamlung gecomen Bin; Warum das jch nicht gecomen Bin will jch es Euch schreiben fon wegen dem fillem Rauchen, das man fast ferstiken muß; An der Neujahrgemeint hab es dem Bresitend gesagt aber da war nur geschen an Selber gemeintzfersamlung, und fon Selbern mal nicht mer; jch kome nicht mehr an Eine fersamlung wen das Rauchen nicht ferboten wird an Einer Gemeintzfersammlung; das jch unter dem fenster

Stehen muß wie Ehſo Unarmenſunter; und den fille Ein noch zum gſpöt haben; ich muß es nur Bemerken, das ich es 2 Tage nachher imer noch ſchwer macht, ich muß den Herrn . . . Nun aufmerkſam machen das Er den Broticol nach ſchauen Soll den wird Er finden das es auch ſchon Einmal ferboten worden iſt; ich glaube es Sei noch das gleiche Recht wo dazumal; Wan Ihr mich andrecht gent ſo ſchlan ich Euch Sofort Recht for; Wo mich 50 raben nicht umbrechten; wegen der Buß; Aber Ornung will ich haben: mit achtungs ſoll Beſcheind . . . in hier; man muß nur jeden 50 raben Buſen machen es wird dan woll aufhören, daß Rauchen."

— Ein hiſtoriſches Hochzeits-Geſchenk. Vor einigen Tagen wurde zu Ellen-Ridge im Staate New-Jerſey die Hochzeit einer Tochter des Admirals Samſon gefeiert. Die „Indépendance Belge" berichtet nun, daß der Präſident Mac Kinley ein eigenhändiges Schreiben an die Neuvermählte richtete und als Hochzeitsgeſchenk die amtliche Depeſche beilegte, in welcher ihr Vater, Admiral William Sampſon, ſeiner Regierung die vollſtändige Zerſtörung der vom Admiral Cervera befehligten ſpaniſchen Flotte meldet.

— Faule Ausrede. „Aber Otto, wir ſind ſo jung verheirathet und Du gehſt ſchon in den Klub?" „Nur um meinen Freunden, die eingefleiſchte Junggeſellen ſind, von meinem Glück zu erzählen.

— Frauenlogik. Mann: „Der Juwelier Schön iſt ja bankerott geworden?" Frau: „Siehſt Du, das kommt davon, daß ihr Männer immer ſo geizig ſeid!"

Aus der Welt der Technik.

— Elektriſche Kraft-Uebertragung ohne Draht. Von einem neuen Verfahren, elektriſche Ströme zu übertragen, wird aus Amerika berichtet: Der Draht, welcher bisher als Leitung in Anwendung kam, ſoll in Zukunft ganz fortfallen, an ſeine Stelle ſoll die atmoſphäriſche Luft treten. Daß verdünnte Luft ein guter Elektrizitätsleiter iſt, iſt ſchon lange bekannt, und da iſt man nun in Amerika auf die Idee gekommen, die dünne Luft der höheren Atmoſphärſchichten für die Uebertragung elektriſcher Spannung zu benutzen. Um ſich nicht zu weit vom Erdboden entfernen zu müſſen, ſuchte man möglichſt hohe Spannungen zu erzielen. Wie amerikaniſche Zeitſchriften mittheilen, ſoll das nun dem berühmten New-Yorker Ingenieur Tesla gelungen ſein. Herr Tesla wenigſtens hat verſichert, daß es ihm ein leichtes ſein würde, Sparnungen von mehreren hunderttauſend bis zu einigen Millionen Volt zu erreichen. Mit ſolchen Spannungen glaubt er ſich nicht all zu weit vom Erdboden entfernen zu brauchen, um no[...] ohne Draht ein großes Maß elektriſcher Kraft nach jede[...] beliebigen Punkte zu übertragen. Herr Tesla geden[...] in folgender Weiſe ſeine Erfindung zu verwerthe[...] Nehmen wir an, eine hohe Kraftquelle, vielleicht d[...] Niagarafall, ſoll nach dem neuen Syſtem auf die nu[...] bringendſte Weiſe verwerthet werden. Herr Tesla ſe[...] dazu an Ort und Stelle die Kraft des Waſſerfalles [...] elektriſche Kraft um und leitet die Ströme von eine[...] großen Sammelapparat aufwärts in einen eben[...] großen Sammelapparate, der ſich einige hundert Met[...] über der Erdoberfläche befindet und beiſpielsweiſe vo[...] einem Feſſelballon feſtgehalten wird. Auf der Statio[...] welche die Kraft empfangen ſoll, befindet ſich ebenfall[...] hoch in den Lüften, ein Ballon, welcher einen Appar[...] gleich dem auf der Kraftſtation trägt. Dieſer Appar[...] wirkt, wie der Sammler, in einer durch Draht he[...] geſtellten Verbindung; zwiſchen ihm und dem Kraf[...] ausſtrömer auf der Kraftſtation ſtellt ſich thatſächli[...] eine Verbindung her, bei welcher die Luft gleichſam a[...] Leitungsdraht dient. Von praktiſchem Werthe verſpric[...] die neue Erfindung da zu werden, wo es ſich um d[...] Uebertragung elektriſcher Kraft über große Waſſerfläche[...] handelt, auf welchen man Leitungsdrähten keine Stü[...] geben kann, oder wo über Wälder oder Berge hinw[...] Kraftmengen von einem Orte zum andern transporti[...] werden ſollen. — Dieſe Kraftübertragung ohne Dra[...] ſchließt ſich der Telegraphie würdig an, und es w[...] eigentlich vorauszuſehen, daß nach der Verwirklichun[...] des Einen, die des Andern nicht lange auf ſich warte[...] laſſen würde.

Wortſpiel.

Muß man's im Leben leiden,
Iſt man ein armer Wicht.
Doch wichtiger iſt's, hat man es
An Geiſt und Tugend nicht.

Kopflos bringt's oftmals Beute,
Du wirfſt es hoffend aus,
Ein Zeichen gib als Fuß ihm —,
Ein altes Volk wird draus.

Gibſt einen andern Fuß Du, —
Ein Künſtler wohlbekannt;
Gibſt einen andern Fuß Du, —
Eine Heil'ge wird genannt.

Noch zweimal kannſt Du's wandeln,
Veränderſt Du den Fuß,
Dann wird's ein Luſtſpieldichter
Und was man zahlen muß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'ſchen Druckerei A.-G. in Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 24. Montag, den 30. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Nießen

24 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Er hat mir dies bereits gestern geschrieben,“ sagte Sartilly, ohne sich aufzuregen, und genau genommen, ist es mir nicht unangenehm, um so rascher mit ihm fertig zu werden. Ich will jetzt in meine Wohnung zurückkehren und um 4 Uhr werde ich im Bois de Boulogne sein.“

„Wahrhaftig! wenn es sich um vier Uhr handelte, so würde ich mich nicht gestritten haben, wie ich es gethan habe. Aber dieser wüthende Moskowite behauptet, Befehl zu haben, vor drei Uhr abzureisen, und er will uns zwingen, um zwei Uhr zur Stelle zu sein.“

„Aber das ist ja absurd, und so handelt man nicht. Ich habe Briefe zu schreiben, Verfügungen zu treffen, und ich weigere mich unbedingt,“ rief der Vicomte, der anfing, zornig zu werden.

„Alles dies habe ich gesagt und noch vieles Andere dazu. Sie wollen auf nichts eingehen und wissen Sie, was sie mir sagten? Daß Herr von Dohna um zwei Uhr zur Stelle sein werde mit seinem bespannten Reisewagen, die Postillone im Sattel, daß er Sie, die Uhr in der Hand, fünfundvierzig Minuten erwarten werde, und daß er fünfzehn Minuten vor drei Uhr den Platz verlassen würde.“

„Nun denn! Glück auf die Reise!“ sprach Sartilly wüthend.

„Warten Sie! Das ist noch nicht Alles. Seine zwei Zeugen werden mit auf dem Platze sein und wenn Sie nicht kommen, werden sie ein Protokoll nach ihrer Art aufnehmen, das sie dann in alle gesellschaftlichen Vereine kolportiren lassen wollen.“

„Ha! Ist das so!“ sagte der Vicomte blaß vor Zorn; „ha! Er will also, daß ich ihn sofort tödte, dieser elende Wicht! Es sei, ich versichere Sie, daß sein Postwagen ihn nicht nach Rußland führen wird.“

„Meiner Treu, mein Lieber,“ sagte der Kapitän, „ich wäre sehr erfreut darüber und ich finde, daß Sie ganz Recht haben. Würden Sie sich weigern, so wären Sie dazu berechtigt und Sie haben Proben genug abgelegt, auf das Niemand daran denken würde, Sie zu tadeln; es ist jedoch viel besser, Unrecht auf Seiten dieser rohen Kameraden zu wissen. Das wird mich übrigens nicht hindern, morgen oder übermorgen ein paar Worte mit diesen liebenswürdigen Zeugen zu sprechen. Der Kleinere namentlich, der einen Namen hat, daß ein Pferd sich davor bäumen würde, mißfällt mir außerordentlich und ich behalte ihm einen guten Stoß vor.“

„Aber, wir werden kaum Zeit haben, dorthin zu kommen,“ sagte Sartilly, nach der Uhr sehend.

„Vollkommen mein Lieber; wir haben noch volle drei Viertelstunden und der Weiher ist ja nur wenige Schritte von hier.“

„Und Waffen?“

„Beruhigen Sie sich,“ antwortete Chateaubrun, „ich war so ziemlich sicher, daß Sie ihnen nicht das Vergnügen gönnen würden, auf uns warten zu müssen und habe Brehal mitgebracht, der uns unten im Wagen mit ein paar Degen erwartet.“

„So lassen Sie uns gehen,“ rief Sartilly, der an die äußerste Grenze der Aufregung gelangt war.

Das Buch, welches das Geheimniß Rogers enthielt, war auf dem Tisch liegen geblieben. Er dachte einen Augenblick daran, es zu öffnen, aber er sagte sich, daß er nicht das nöthige kalte Blut besitze, um zu lesen und zu verstehen.

„Es wird heute Abend noch Zeit sein, sprach er zu sich selbst, und nahm, nachdem er den Schrank geschlossen, den Band unter den Arm, zur großen Ueberraschung des Kapitäns, und ging auf die Treppe zu.

„Was wollen Sie mit dieser alten Scharteke?“ rief Chateaubrun, der ihm lautlachend folgte. „Ist es die russische Geschichte, die Sie dem Herrn von Dohna dort auf dem Platz vorlesen wollen?“

„Nein“, antwortete Sartilly mit düsterer Stimme, „aber wenn ich den Dohna durch einen Degenstich

getödtet haben werde, so werde ich mit Hilfe dieses Buches Diejenigen tödten, die ihn gesandt haben."

In seiner Eile hatte Sartilly vergessen, das Geheimfach des Schrankes zu schießen; er dachte daran, als er bereits im Hof war, und er wollte zurückkehren, aber der Kapitän bedeutete ihm, daß Sie kaum Zeit haben würden, zur bestimmten Zeit anzulangen.

„Wenn wir entschlossen sind, das zu thun, was diese Wilden wollen," sagte Chateaubrun, „so sorgen wir wenigstens dafür, daß wir die Ersten auf dem Platze sind."

Der Vicomte wünschte so sehr mit der Sache zu Ende zu kommen, daß er keine Einwendungen machte. Er sagte sich übrigens, daß der Schrank nur unbedeutende Bücher enthalte und daß der Band, der das Geheimniß enthielt, sich in seinen Händen befinde. Es war demnach auch kein Nachtheil dabei, wenn die Sachen so blieben, wie sie waren.

Der Wagen der Offiziere wartete vor dem Gitter des Hotels; es war ein einfacher zu diesem Zweck gewählter, sechssitziger Fiaker mit zwei Pferden bespannt. Das Cabriolet Sartilly's hielt wenige Schritte weiter unter der Aufsicht Tobys, der auf- und abging, den Fiaker mit unverkennbarer Neugierde betrachtend. Als der Groom den Capitän, den er von verschiedenen Besuchen, welche dieser bei seinem Herrn abgestattet hatte, erkannte, errieth er sofort, worum es sich handelte, denn er ging um den Wagenschlag herum, und hätte sich auch sicher erlaubt, hineinzusehen, wenn nicht das militärische Gesicht des Herrn von Brehal sich am Wagenschlag gezeigt hätte.

Sartilly war, als er auf die Straße trat, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die Neugierde Toby's zu merken. Er rief Toby zu, nach Hause zu fahren und sprang mit Herrn Chateaubrun in den Fiaker, dem Kutscher die Worte zurufend: „Nach dem Weiher von Auteuil!"

Der Fiaker langte im Bois de Boulogne an und lenkte nach dem Rendezvousplatz. Ein schmaler, von Brombeerhecken begrenzter Weg führte an ein sumpfiges Loch, das den Namen Weiher nicht verdiente.

Das stehende Wasser verschwand unter dem Schilfrohr, und hohe Sträucher umgaben eine Lichtung, welche sich zwischen dem Wald und dem Sumpf ausbreitete. Der Fahrweg endete mehr als hundert Schritte von dieser Stelle. Sartilly und seine Freunde waren also genöthigt, abzusteigen.

Als dies geschehen, nahm der Kapitän den Vicomte bei Seite und fragte ihn, ob er nicht noch einige Aufträge zu ertheilen habe.

Sartilly nahm eine Brieftasche und schrieb mit Bleifeder einige Zeilen, riß das Blatt heraus und legte es in den Band, den er noch immer bei sich trug.

„Im Falle eines Unglücks," sagte er zu Chateaubrun, „bitte ich Sie, dieses Buch eigenhändig an Fräulein von Mensignac, die ich in einem Monat heirathen soll, abzugeben."

„Sie können auf mich rechnen," antwortete der Kapitän; „aber nehmen Sie denn diesen Folianten mit auf den Kampfplatz?"

„Es genügt, daß ich ihn nach der Affaire wiederfinde, und ich will ihn auf die Wagenkissen legen, aber Sie versprechen mir, ihn im Falle eines Unglücks nicht zu vergessen. Ich schöre Ihnen, daß mir an nichts so sehr gelegen ist, als daß dieser Band in die Hände des Fräuleins von Mensignac gelange."

Der Kapitän drückte ihm die Hand.

„Es scheint, mir sind die Ersten zur Stelle," sagte Herr von Brehal, die zwei Paar Degen aus dem Wagen nehmend.

„Wir werden nicht nöthig haben, lange zu warten," antwortete der Kapitän, „horchen Sie doch!"

Peitschengeknall und Wagengerassel ertönte in der Ferne und bald erschien ein Fiaker am Eingang der Allee. Es folgte ihm ein mit vier Pferden bespannter Postwagen, dessen Postillone Mühe hatten, die Gangart der Pferde zu mäßigen, um das bescheidene Vehikel nicht zu überholen, das vor ihnen herfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Küche der Zukunft.

Les extrêmes se touchent, sagen unsere intimen Feinde jenseits der Vogesen. Das Wort ist nie so wahr gewesen, wie heute. Natürlicherweise die riesigen, in unglaublich kurzer Zeit gemachten Fortschritte in den technischen Mitteln sowohl als in den Gedanken haben das auf allen Gebieten zur nothwendigen Folge gehabt und wir alle sind so sehr Uebergangsmenschen, daß es uns gewöhnlich gar nicht auffällt, wenn wir überall Erscheinungen dicht neben einander gewahren, die ihrem Wesen nach durch weite Entfernungen von einander getrennt sind. Beschränken wir uns heute auf ein belustigendes, aber keineswegs unwichtiges Gebiet, auf Kochen und Essen.

Gegensätze hat es hier zu allen Zeiten gegeben. Als Lucull seine berühmten Diners serviren ließ, hatten nicht nur seine Sklaven, sondern auch freie Bürger Roms jahraus, jahrein weiter nichts als schwarze Bohnen, und Goethe zeigt uns in seinem Götz die durch Elend und Hunger zum Aufstand getriebenen fränkischen Bauern neben dem Bamberger Erzbischof, der mit seinem Hof

und galanten Damen an üppigen Tafeln praßt. Aber in früheren Zeiten waren solche Gegensätze doch weit geschieden, sie standen nicht unvermittelt innerhalb einer und derselben sozialen Schicht neben einander, sondern sie bedeuteten den Gegensatz zwischen höchstem Luxus und äußerster Noth. Heute aber kann man in jeder Großstadt, in Berlin z. B., an dem einem Tage mit seiner Frau für fünfzig Mark und am andern für anderthalb Mark einschließlich der Getränke zu Mittag essen und das nicht etwa in verschiedenen Stadttheilen, sondern beidemale auf dem theuersten Boden Berlins, unter den Linden. Die beiden Lokale sind nur 30 bis 50 m von einander entfernt. Monsieur und Madame tragen in beiden Fällen denselben Rock und dasselbe Kleid und fallen weder in dem einen noch in dem andern Lokale auf. Die Bedienung ist in beiden Fällen vorzüglich, die Wäsche tadellos, das Essen und die Getränke ausgezeichnet. Die Höflichkeit des Kellners, der am ersten Tage das Doppelte dessen an Trinkgeld bekommen hat, was am zweiten Tage die ganze Zeche ausmacht, ist nicht größer als die, mit der der Kellner vom zweiten Tage beim Abschied die Thür aufreißt und sich empfiehlt. Gewiß, wir haben am ersten Tage ein raffinirtes Menu von sechs Gängen aufgetischt bekommen und haben zu zwei eine feine Flasche Bordeaux zu zehn Mark und eine Flasche Sekt zu fünfzehn Mark getrunken, aber der Pökelkamm mit Erbsen und Sauerkohl und das vorzügliche Glas hellen Bieres vom zweiten Tage bedeutete nicht etwa „schlecht gegessen", im Gegentheil, auch das zweite Mittagessen war vorzüglich, ein solides, ausgezeichnetes Stück Fleisch, das Gemüse sorgfältig zubereitet, das Ganze das, was der Kenner ein idealisirtes Hausmannsgericht nennt und dennoch Rechnung einschließlich Trinkgeld anderthalb Mark. Sehr befriedigt von dem guten Mittagessen schlendert man nun aber die Linden entlang und tritt in eines der Cafés ein. Der Herr Gemahl ist der Meinung, daß man nach Erbsen und Sauerkohl mit Pökelkamm vernünftigerweise einen Schnaps trinken solle. Er bestellt also Kaffee und zwei Cognacs und ist leichtsinnig genug, dem Kellner nachzurufen: „Guten Cognac, bitte!" Rechnung einschließlich Trinkgeld drei Mark, also genau das Doppelte des eben genossenen Mittagessens. Am Abend essen die Herrschaften im Gasthof und bezahlen ein kleines Vermögen. Am nächsten Abend fällt ihnen nach dem Theater in der Nähe ihres Hotels ein Palast durch die Größe seiner Spiegelscheiben, die blendweißen Jacken der Bedienung und die leuchtende Tischwäsche auf. Sie haben Glück: Frankfurter Würstchen mit Kartoffelsalat, je ein $^3/_{10}$ Literglas wundervollen hellen Bieres, Rechnung $2 \times 50 + 2 \times 15$, zusamen 1 Mark 30 Pfennig, mehr als 20 Pfennig Trinkgeld kann man ja gar nicht bei solcher Zeche geben, Summa Summarum eine Mark fünfzig, und Würstchen und Kartoffelsalat waren nicht etwa nur gut, sondern ganz ausgezeichnet.

Jedermann kann also in Berlin alle Mahlzeiten im theuersten Viertel, in hochfein eingerichteten Restaurants für zwei bis drei Mark täglich haben und kann eben dafür und eben da hundert Mark ausgeben, ohne außerordentlichen Aufwand zu treiben und ohne aufzufallen. Was macht den Unterschied? Zweierlei. Einmal die Seltenheit dessen, was man ißt, und dann die Zahl der Kunden, für die gekocht wird. Es ist ganz unzweifelhaft, daß nicht der Nährwerth oder die Schmackhaftigkeit die Preisunterschiede schafft, sondern lediglich die Häufigkeit des Vorkommens.

Eine Flasche Sekt ist eine gute Sache, aber ein gutes Glas Bier ist auch eine, und bei gutem Durst nach einem anstrengenden Wege gewährt ein Glas Bier den meisten einen höheren Genuß als eine Flasche Sekt. Und der Unterschied zwischen dem Genuß, um es philosophisch auszudrücken, dem Lustgefühl, das eine Flasche Sekt verschafft, und dem, den ein gutes Glas Bier vermittelt — die persönliche Disposition als gleich vorausgesetzt, also ceteris paribus verglichen —, ist unter allen Umständen den Preisunterschied niemals werth. Er wird nur bezahlt aus konkurrirenden psychischen Gründen, von denen der wichtigste „die Wollust zu verschwenden" ist.

Es liegt ein sehr starker Eitelkeitsreiz darin, alles, was die Saison nicht bietet, zu speisen, frische Feigen in Petersburg und Sterletsuppe in Rom zu essen. Aber dieser Reiz wird immer mehr wegfallen, wie er in den letzten hundert Jahren schon zum größten Theil verschwunden ist.

Wo sind die Zeiten hin, wo man den Arzt des Großen Kurfürsten bestaunte, als er seinem Herrn chinesischen Thee verschrieb, der mit Mühe und Schwierigkeiten durch freundwillige Unterstützung fremder Höfe und Diplomaten endlich auch wirklich und wahrhaftig in Berlin ankam, wo sind die Zeiten hin, da in den Städten des Binnenlandes Orangen oder Paranüsse den Jungen zum Aristokraten in seiner Klasse stempelten, der sich damit brüsten konnte?

Die Entfernungen auf diesem bißchen Globus sind heute schon ganz erheblich eingeschrumpft; schon heute kann man überall essen, was irgendwo wächst. Der Verkehr wird weiter von Tag zu Tag an Ausdehnung, Vielseitigkeit und Schnelligkeit zunehmen, und nichts Vorhandenes wird mehr irgendwo selten sein, denn auf der anderen Seite steigert sich auch die Produktionskraft von Tag zu Tag.

Wenn wir jetzt schon sehen, daß die Kulturmenschen in allen Zonen, abgesehen von, ich möchte sagen, einigen Dialektunterschieden der Küche, eigentlich dasselbe essen, so werden wir nicht daran zweifeln können, daß eine internationale Küche, die aus allen Theilen des bewohnten Erdballs, was da fleucht und kreucht und schwimmt und wächst, sich herbeiholt, das Ziel ist, auf das wir zusteuern. In nicht ferner Zeit wird also nur der zweite Punkt noch übrig bleiben. Die Unterschiede im Menu und in den Preisen werden nur noch von der Zahl derer abhängen, für die gekocht wird. Wie auf allen Gebieten ist auch hier — bei sonst gleichen Voraussetzungen — der größere Betrieb jedem kleineren überlegen. Der Feinschmecker von heute mag bei dem Gedanken zukünftiger Massenküchen schaudern, dahin werden wir dennoch gelangen. Das bißchen Raffinement der Zubereitung das heute noch die „feinen Restaurants“, in denen für gewöhnlich nur Geheime Kommerzienräthe, Gardeoffiziere, erfolgreiche Possendichter und Hochstabler speisen können, von den großen Betrieben, den Bierpalästen zum Beispiel, unterscheidet, ist wirklich gar nicht sehr erheblich und wäre grade bei noch vergrößertem Betriebe und nach vollendeterer Arbeitstheilung, in jedem Großbetriebe nicht nur zu erreichen, sondern bei weitem zu übertreffen.

Bellamy, der berühmte Amerikaner, dessen „Rückblick aus dem Jahre 2000“ vor einigen Jahren so viel Aufsehen erregte, hat vor einiger Zeit ein zweites Buch geschrieben, das dem ersten bei weitem überlegen ist und von dem man aber sehr wenig redet. Equality heißt es, und bei Appletons in New-York ist es erschienen. In einem Kapitel seiner Zukunftsphantasien spricht er über die Handhabung der Küche in den Vereinigten Staaten, aus denen nach der „Nationalisirung der Arbeit“, nach Vernichtung der privatkapitalistischen Monopole die „Republic of the golden rule“ (die Republik der Regeldetrie) geworden ist. Kein Mensch denkt mehr daran, für sich allein oder für eine Familie von einigen Köpfen zu kochen. Die ungeheuerliche Verschwendung der unzähligen Feuerstätten unserer Tage, die unglaubliche Mühe, die Millionen von Frauen aufwenden mußten, um tagtäglich zwei-, dreimal ein elendes Essen herzustellen, scheint den Bürgern am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ganz unverständlich, denn elend nennen sie die raffinirtesten Menus, von denen ihnen die Geschichte berichtet, verglichen mit dem, was ihnen nun allen durch die Lieferung der für alle arbeitenden Staatsküchen zur Verfügung gestellt wird. Von allen Utopien ist diese die glaubhafteste, und es ist eigentlich sehr tröstlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viel ein Volk leisten könnte, wenn es in gemei schaftlicher Organisation die Magenfrage von die praktischen Seite aus zu lösen versuchte.

Geniale Verwaltungsmänner an der Spitze der G sammtorganisation und der einzelnen Departemen Chemie und Physik, alle Mittel der Technik einheitl geleitet im Dienste dieser Verwaltung, weitestgehen Arbeitstheilung in den einzelnen Zweigen die dafür b sonders Beanlagten an der richtigen Stelle verwende alle Lebensmittel bei der Ernte schon so verarbeite daß sie haltbar und am Orte des Verbrauchs binne weniger Minuten fertig zu machen sind, eine Reil genialer Erfinder, die immer neue Lebensmittel au Gebieten, an die früher kein Mensch gedacht hat, d immer neue, feiner schmeckende Nahrungs- und Genu mittel hervorzaubern, haben den Tisch der Menschhe mit einer so unendlichen Auswahl von Gerichten beset daß eine Verfeinerung des Geschmacks Allgemeing geworden ist, an der gemessen unser zeitgenössisch Stammgast von Delmonico in New-York oder vo Dressel in Berlin mit seinen Gelüsten auf die Stu des Papua-Negers herabsinkt.

Die Phantasie ist wirklich nicht so toll, wie sie a den ersten Augenblick aussieht, denn überall sehen n schon die Ansätze dazu: Gemüsekonserven, englisc Saucen und Gewürze zeigen schon deutlich die beginnen den Riesenbetriebe an und die weitgehende Arbeit theilung, die auf diesem Gebiete möglich ist. Es i ebensowenig ausgeschlossen, daß wir in hundert Jahre die wundervollsten Diners auf pneumatischem Rohrpo wege aus der Großküche unseres Quartiers beziehe wie wir heute unser Gas und unser elektrisches Lic aus großen Zentralen empfangen, während vor hunde Jahren noch die Kunst, gute Lichte zu ziehen, von jed Hausfrau verlangt wurde. Die „Köchin“ wird ve schwunden sein und das bedeutet doch einen groß Segen für die Hausfrauen, nicht wahr? Für d Köchinnen übrigens auch, meine Gnädige. (Köln. Zt

Sinnsprüche.

„Ach, ob sie Dich zu einem Halbgott lügen,
Und Deinen Ruhm durch alle Welt trompeten;
Ob sie Dir jedes Haar am Leibe rügen,
Und jedes Wort von Dir mit Füßen treten;
Du bist doch, was Du bist; Dir selbst genügen,
Dich selber vor Dir selbst mußt Du vertreten.“

Hans Hopfen.

* * *

„Die Sprachen sind die Scheiden, darin das Messer d Geistes steckt.“

Luther.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 25. Dienstag, den 31. Januar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
25 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Herr von Brehal und der Kapitän trugen ein Jeder ein Paar Degen und in dem Augenblick, als sie in das Gebüsch traten, zeigte der Kapitän Sartilly die Gruppe der drei Russen, welche ihrerseits denselben Weg nahmen.

Herr von Dohna war in Reisekleidern und schien sorgenvoll. Man grüßte sich, aber kalt, kälter als dies bei Leuten von Welt zu geschehen pflegt, und die Zeugen begannen sofort ihre Verhandlungen.

Während dieser kurzen Vorbereitungen beobachtete der Vicomte seinen Gegner heimlich. Es schien ihm, als sei Herr von Dohna blasser als gewöhnlich. Er hatte jedoch nicht Zeit, seine Beobachtungen fortzusetzen, denn die beiden Zeugen kamen auf ihn zu, um ihn zu benachrichtigen.

„Es ist abgemacht," sagte der Kapitän, „Sie schlagen sich mit meinen Degen, und der Kampf endet, wenn einer von Ihnen kampfunfähig ist."

„Sehr gut," sagte Sartilly, der sein kaltes Blut wiedergewonnen hatte.

Man hatte in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung den Kampfplatz in einem Winkel der Lichtung gewählt und wo der Boden vollkommen eben und auch nach keiner Seite abhängig war.

Die zwei Gegner legten ihre Kleider ab, wählten jeder einen Degen und nahmen Stellung gegeneinander. Sartilly war mit dem Gesicht gegen das Wäldchen gestellt, der Russe dagegen kehrte den Bäumen den Rücken. Die Zeugen stellten sich seitwärts in vorgeschriebener Entfernung auf und der Kapitän kommandirte: „Vorwärts, meine Herren!"

Ein Aneinanderklirren von Eisen folgte diesen Worten. Einige Augenblicke folgten sich rasche, trockene Stöße. Die zwei Gegner versuchten sich gegenseitig. Herr von Dohna hatte den Vorzug der Länge und schien denselben benutzen zu wollen. Sein ausgestreckter Arm und seine langen, stets zum Ausfallen bereiten Beine schienen ihn vor einem Angriff sicherstellen zu müssen. Dagegen hatte Sartilly eine stählerne Faust und eine merkwürdige Geschmeidigkeit des Körpers. Diese zwei Eigenschaften wären hinreichend gewesen, die Partei gleichzustellen; aber nach dem ersten Gang war die Ueberlegenheit des Vicomte evident. Seine geschickten Ausfälle, seine raschen und immer rechtzeitigen Paraden, seine Haltung und sein kaltes Blut schienen um so bemerkenswerther, als sein Gegner nur ein schwaches Spiel und eine linkische Haltung zeigte.

Herr von Dohna vertheidigte sich jedoch ohne zu großen Nachtheil gegen die vorsichtigen Angriffe Sartilly's, der noch keinen direkten Angriff gemacht hatte und der die ernsten Streiche bis zuletzt aufsparte, aber er selbst hatte die Offensive noch nicht ergriffen. Er schien sich vorgenommen zu haben, seinen Gegner zu ermüden, und diese Taktik wurde von den Zeugen des Vicomte bemerkt. Chateaubrun murrte zwischen den Zähnen und ohne den Duellcodex hätte er sicherlich seine Meinung laut geäußert. Er begnügte sich, den Kampf für einen Augenblick auszusetzen, nachdem er über 5 Minuten gedauert hatte.

Die zwei Gegner boten in der Ruhe einen seltsamen Contrast. Sartilly, die Gesichtsfarbe lebhaft, das Auge munter und den Körper gerade, glich einem Soldaten unter den Waffen, und bei seinem Anblick begriff man, daß er die Lage beherrschte; Herr von Dohna, sehr blaß, etwas nach vorn gebeugt, ließ seine Blicke unentschlossen umherschweifen, als suche er Jemanden.

Der Kapitän gab das Zeichen zum Wiederbeginnen. Dieses Mal griff der Vicomte, vollkommen seiner Herr und über die Stärke seines Gegners im Klaren, herzhaft an und versuchte hintereinander zwei oder drei gefährliche Stöße. Zu seiner großen Ueberraschung wurden dieselben parirt. Beim dritten Gang wurde er wieder vorsichtig und wagte keine großen Stöße mehr. Er fand in dem Benehmen dieses Russen etwas Unerklärliches. Augenscheinlich verbarg dieser Mann seine Stärke in den Waffen, denn er war ein Fechter ersten

Ranges. Nur war seine Stärke durch irgend eine Ursache paralysirt, die der Vicomte nicht zu enträthseln vermochte.

Obgleich die drei ersten Gänge beinahe festen Fußes stattgefunden hatten, so waren die Gegner doch nach und nach dem Gehölz näher gekommen. Als sie wieder Stellung genommen hatten, begann Herr von Dohna, der noch immer mit dem Rücken gegen das Gehölz gekehrt war, mit drei oder vier Ausfällen, so daß man dem Kreis von Gebüschen immer näher kam. Sartilly glaubte den Augenblick gekommen und begann mit eben so viel kaltem Blut und Geschicklichkeit eine Reihe von Stößen, die sich untereinander banden und folgten. Der Russe vertheidigte sich Anfangs ohne zu große Inferiorität, aber er war bald durch die rasche Hand des Vicomte in Schnelligkeit übertroffen. Bei einem blitzschnellen zu spät parirten Ausfall wurde er in der Schulter getroffen und sein Hemd färbte sich mit Blut.

In dem Augenblick, wo ihn das Eisen traf und wo Sartilly den Degen rasch zurückziehend, einen neuen geraden Stoß vorbereitete, der entscheidend werden sollte, erscholl ein leiser Schrei aus dem Gebüsch hinter Herrn von Dohna.

Es gibt Handlungen, worüber es beinahe unmöglich ist, sich genaue Rechenschaft zu geben, so rasch und gleichzeitig erscheinen sie. Durch eine instinktmäßige Bewegung wandten sich die Augen des Vicomte nach dem Punkt, von wo aus der Schrei sich hatte hören lassen, und anstatt gegen seinen Gegner auszufallen, hielt der Vicomte seinen Stoß maschinenmäßig zurück. Er sah hinter dem Gebüsch den häßlichen Kopf des Alten mit dem Korb sich erheben, und es hatte nur einer Sekunde bedurft, um den schrecklichen Greis wieder zu erkennen, der an jenem unglücklichen Morgen wie ein Schatten verschwunden war.

Die Erscheinung hatte ihn versteinert und der Degen des Herrn von Dohna fand keinen Widerstand mehr. Der Arm Sartilly's hatte sich von der Brust entfernt und beschützte sie nicht mehr, seine auf das Gebüsch gerichteten Augen hatten den blitzschnellen Stoß nicht bemerkt, den sein Gegner auf ihn führte. Der Degen des Russen verschwand in der rechten Seite des unglücklichen Vicomte, der leblos zusammenbrach. —

Der Mann im Gebüsch hatte sich mit einer so schnellen Bewegung versteckt, daß die Zeugen von der sonderbaren Szene nichts gesehen hatten und sich die Ursache nicht erklären konnten.

Der Kapitän stürzte auf seinen Freund, der kein Lebenszeichen mehr von sich gab.

Die russischen Zeugen umgaben sofort Herrn von Dohna, der leichenblaß war und dessen Hand sichtlich zitterte. Sie schienen unter sich zu berathschlagen, während Chateaubrun das Hemd des Verwundeten entfernte und Brehal seinen Kopf aufhob. Nach einigen Sekunden leiser Unterredung entfernte sich Herr von Dohna von der Gruppe und sprach, sich den Zeugen seines unglücklichen Gegners nähernd:

„Meine Herren, Sie werden mir, hoffe ich, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sich Alles loyal zugetragen hat. Meine Pflicht zwingt mich augenblicklich abzureisen, aber die Herren, welche mir als Zeugen gedient haben, werden mich ersetzen, wenn Herr von Sartilly der Hülfe bedarf."

„Ich bitte Sie nur, sich meiner Adresse zu erinnern," rief Chateaubrun. „Wenn Sie dieselbe vergessen sollten, so werde ich mich beeilen, Ihr Gedächtniß aufzufrischen."

Die zwei Fremden überhörten diese ziemlich schlecht angebrachte Herausforderung. Sie grüßten kalt und folgten dem Herrn von Dohna, der sich angekleidet hatte, ohne sich umzusehen.

Kaum eine Minute später zeigte das Wagengerassel an, daß die Postchaise den Sieger davonführte, und die Offiziere blieben allein mit dem Verwundeten in der einsamen Lichtung.

„Ich glaube, es ist zu Ende," sagte der Kapitän, die kleine dreieckige Oeffnung untersuchend, welche der Degen unterhalb des rechten Schlüsselbeines gemacht hatte. —

Die Wunde hatte beinahe gar nicht geblutet, aber ein rothgefärbter Schaum trat auf die Lippen Sartilly's.

„Tragen wir ihn in den Wagen," meinte Herr von Brehal, „später können wir sprechen. Am meisten eilt für den Augenblick, einen Arzt zu finden."

Chateaubrun fand diese Ansicht vernünftig und den Kopf seines unglücklichen Freundes aufhebend, während Brehal ihn mit den Füßen aufnahm, gelangten sie mit ihrer traurigen Last an den Wagen.

Der Kutscher schien weit mehr geneigt, entfliehen zu wollen als Hülfe zu leisten, aber einige Worte des Kapitäns erinnerten ihn an seine Pflicht.

„Was thun wir jetzt?" fragte Herr von Brehal.

„Ich kenne einen Arzt," sagte der Kapitän nach einigem Nachdenken; „er wohnt ganz in der Nähe. Wir wollen vorbeifahren und er wird uns sagen, ob wir Sartilly nach der Rue d'Astorg bringen können.

Man begab sich auf den Weg, im Schritt fahrend.

(Fortsetzung folgt.)

Lucie.

Novelle von C. Hertenbach.

(Nachdruck verboten.)

Lucie Corbach war Wittwe. Sie war jung, schön und sehr reich. In ihrer Jugend hatte sie einem älteren Mann, den sie nicht liebte, auf Wunsch des Vaters die Hand gereicht. Dieser war Gutsbesitzer und durch die schlechte Lage der Landwirthschaft in große Bedrängniß gerathen, so daß er die glänzende Verbindung, die sich seiner Tochter bot, als eine wahre Erlösung betrachtete und — darauf bestand. Lucie war immer eine gute Tochter gewesen — sie gehorchte auch diesmal. Ihre Mutter war schon längst todt — es kümmerte sich Niemand um des jungen Mädchens Herzensglück. So heirathete die achtzehnjährige Lucie Herrn Corbach und war ihm ein pflichtgetreues Weib bis zu seinem frühen Tode.

Lucie kehrte nicht zurück in das Haus des Vaters. Sie ging mit einer Verwandten einige Monate auf Reisen und ließ sich dann in der Stadt nieder, wo sie ein reizendes kleines Haus besaß, das sie sich aufs behaglichste einrichtete.

Nach Ablauf des Trauerjahres besuchte sie wieder Gesellschaften und veranstaltete solche. Es dauerte nicht lange, da erhielt sie wieder Heirathsanträge; sie lehnte jedoch alle ab und erklärte, nie wieder heirathen zu wollen. Sie hatte die Welt kennen gelernt und schauderte bei dem Gedanken, sich einem Manne zu eigen geben zu sollen, der sie um ihres Geldes willen nahm. Vermöge ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit und ihrer berückenden Schönheit spielte sie bald eine Rolle in der Gesellschaft, um die sie von anderen Damen viel beneidet wurde. Sie selber kam sich jetzt vor wie ein Vogel, der nach langer Gefangenschaft aus dem Kerker befreit, nun die Schwingen nach Herzenslust regen kann.

Zu den Gästen, die sie zu ihren kleinen Gesellschaften regelmäßig einzuladen pflegte, gehörte auch Leonhard Berghausen. Er war seines Berufes Kriegskorrespondent. Ein Kriegsberichterstatter muß viele Fähigkeiten besitzen, vor allem Wagemuth und kühnste Unerschrockenheit.

Er muß tadellos reiten können, eine eiserne Konstitution besitzen, allerlei Entbehrungen ertragen, mit Jedermann und über alles reden können, und vor allem unentwegt inmitten des Schlachtgetümmels, während die Kugeln ihm um die Ohren sausen, fest im Sattel sitzen und seinen Bericht schreiben können. Solch ein Mann war Leonhard Berghausen.

Lucie hatte von diesem Mann, den sie für einen *Helden* hielt, viel gehört, und sie bewunderte insgeheim seine *vielen* Vorzüge.

Eines Tages erkundigte sie sich bei einem Herrn, der ihn kannte, nach Berghausen und bat jenen, den Journalisten doch bei ihr einzuführen. Er kam — Lucie fühlte sofort großes Interesse für ihn. Er war nicht gerade ein schöner Mann, besaß jedoch eine imposante, kraftstrotzende Gestalt und offene treuherzige Augen. Trotz seiner vierzig Jahre war er in Gesellschaft auffallend schüchtern. Nur mit denen, die er näher kannte, plauderte er so lebhaft und interessant, daß man seinen Schilderungen mit wahrer Begeisterung lauschte.

Als Leonhard einige Zeit in Lucies Haus verkehrt hatte, ertappte sich die junge schöne Wittwe manchmal dabei, daß sie sich in Gedanken fragte: „ist er eigentlich hübsch?" — und die Antwort lautete dann immer: „ich weiß nicht — ich glaube — man sagt aber, er sei nicht hübsch — und eigentlich ist er doch hübsch."

Späterhin hegte sie innerlich den Wunsch, diesen ruhigen, ernsten Mann zum Freund zu haben. Bei seinen Charaktereigenschaften mußte man sich unter allen Umständen auf ihn verlassen können. — Und bald wurde Leonhard Luies Freund — ein sehr ergebener, treuer Freund.

„Wann sehe ich Sie wieder?" pflegte sie jedesmal zu fragen, wenn er sich von ihr verabschiedete.

„Wann Sie wollen. Sie brauchen nur zu befehlen," lautete die Antwort.

Er kam jedoch nie uneingeladen. Er stattete ihr keine Höflichkeits- und Gelegenheitsvisiten ab, wenn sie ihn nicht ausdrücklich zum Kommen aufforderte.

Es war eine stille Zeit für Leonhard's Thätigkeit, nirgends gab es Krieg. Er bezog in Friedenszeiten ein nicht gerade glänzendes Honorar von seinem Verlag und mußte sich, da er für andere literarische Arbeiten nicht gerade zu viel Talent besaß, einschränken.

Lucie wurde bald die Vertraute all' seiner Freuden und Leiden; er erzählte ihr mit größter Offenheit alles, was ihn betraf, und doch beklagte er sich nie, wenn Kummer oder Aerger auf seinem Gemüth lasteten. Sie bekam nachgerade einen solchen Einfluß auf ihn, daß sie alles aus ihm herauslockte, was ihn bedrückte und was er verschwieg.

„Es muß wieder einmal ein ordentlicher Krieg kommen," sagte er eines Tages, als sie plaudernd beisammen saßen. „Das ist zwar ein unchristlicher Wunsch, den mir die Selbstsucht einflößt, aber schließlich sind wir Menschen alle mehr oder weniger Egoisten, wenn wir in Verlegenheit sind."

„Hören Sie, Herr Berghausen," sagte Lucie, „ich bin kürzlich hinter einige Ihrer Geheimnisse gekommen."

„Geheimnisse — ich? Ich habe gar keine!"

„Doch, doch! Ich weiß! Kürzlich hörte ich, daß Sie

viel Geld für wohlthätige Zwecke ausgeben! Das geht über Ihren Etat!"

„Oh das — das will nichts sagen! Man muß doch die Menschen, denen es noch schlechter geht, als unsereinem, nach Kräften unterstützen! Das ist einfach Menschenpflicht. Ich thue das nicht etwa, weil ich mitleidig oder großmüthig bin, nein, es macht mir nur Spaß."

„Das ist ja recht schön von Ihnen. Aber das Wohlthun ist ein Luxus, den sich nur die Reichen erlauben dürfen —"

„Wie Sie es zum Beispiel thun," unterbrach er sie, indem er bewundernd zu ihr aufschaute.

„Ich kann es aber auch, ich habe die Mittel dazu. Aber Sie — Sie müssen doch mit Ihren Verhältnissen rechnen — Sie müssen an sich denken!"

„Hm, wenn man immer zuerst an sich selbst denken wollte, dann kämen die anderen sehr schlecht dabei weg."

Lucie schwieg nachdenklich. Sie bewunderte den Charakter dieses guten Menschen immer mehr.

„Doch nun," Berghausen erhob sich, er hatte dicht neben ihr gesessen, „muß ich gehen. Ich glaube, ich habe Sie schon viel zu lange gelangweilt!"

„Oh nein," versetzte Lucie schnell. „Wenn ich irgend etwas vorhätte oder wenn Sie mich in der That langweilten, würde ich das ganz offenherzig sagen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wie der arme Lü zu einem paar Stiefel kommt, wird in der chinesischen Zeitung „Yu hsi pao" wie folgt erzählt: „Es war ein armer Teufel aus Fokien, Namens Lü, der war so arm wie eine Kirchenmaus. Er machte Schulden auf Schulden, kaufte in allen Läden auf Pump, ohne je zu bezahlen. Er war dafür allgemein bekannt, weßhalb ihm Niemand mehr etwas borgen wollte. Da passirte es ihm, daß seine Stiefel entzwei gingen. Er hätte gerne ein Paar neue gehabt, doch war dies schwierig, weil er kein Geld hatte, um sich ein Paar zu kaufen. Pumpen konnte er auch nicht mehr. Da verfiel er auf einen Ausweg. Er ging in einen Laden und bestellte ein Paar Schuhe; dann ging er in einen anderen Laden und bestellte sich auch dort ein Paar. In beiden Läden wurde ausgemacht, daß die Schuhe nur gegen Baarzahlung verkauft würden, was Lü auch hoch und heilig versprach. Als der eine Schuster mit den fertigen Schuhen zu ihm ins Haus kam, damit er sie anprobire, sagte Lü: der linke sitzt famos; der rechte dagegen paßt nicht recht; den linken will ich deshalb behalten, während Du den rechten wieder mitnimmst zum abändern. Sobald Du ihn zurückbringst, bekommst Du von mir Dein Geld. Der Schuster ging ahnungslos auch darauf ein. Als der zweite Schuster mit den Stiefeln kam, machte Lü dieselbe Geschichte, nur daß er diesmal den rechten Schuh behielt und den linken zum abändern zurückgab. So hatte er aus zwei Läden ein Paar Schuhe, das trefflich zusammenpaßte."

— Die Geschichte eines Herings. Henrik Dahl zu Aalesund in Norwegen war ein großer Gelehrter und begeisterter Anhänger Darwins. Sein Streben ging hauptsächlich dahin, die Grenze festzustellen, bis zu welcher die Fähigkeit der „Arten" reicht, sich anderen Lebensbedingungen anzupassen. Zu diesem Behufe verschaffte er sich einen lebendigen Hering aus dem nächstgelegenen Fjord und trug ihn in einem Kübel heim, den er mit Seewasser gefüllt hatte. Täglich goß er nun frisches Seewasser in den Kübel, verringerte aber allmählich das Maß, damit der Hering sich daran gewöhne, wie „beidlebige" Geschöpfe Luft ohne Zusatz von Wasser einzuathmen. Der Versuch gelang ihm über Erwarten schnell. Er schüttete eines Tages den letzte spärlichen Rest des Wassers aus. Dann nahm er den Hering aus dem Kübel und setzte ihn auf den Fußboden, wo er zuerst allerdings recht ungeschickt umherhopfte, aber nach und nach lernte das Thier, sich freier und rascher fortzubewegen. Es dauerte gar nicht lange, bis alle Schwierigkeiten überwunden waren: der Hering folgte seinem Meister wie ein Schooßhündchen und wurde sein ständiger Begleiter auf der Straße. Einige Monate später hatte Dahl eine Brücke zu begehen, die über einen Theil des Hafens zu dem abgelegenen Theile der Stadt führt. Die alte Brücke war schadhaft geworden und zeigte manche Lücke zwischen den einzelnen Bohlen. Weder Dahl noch sein getreuer Hering achteten der Gefahr. Das Thier hatte inzwischen die Gewohnheit angenommen, in die Luft zu hüpfen, was ihm besonders viel Spaß zu machen schien. Bei solchem Luftsprung kam es unglücklicher Weise nicht wieder auf das Holz der Brücke, sondern gerade in eine Spalte, fiel in's Wasser durch und ertrank....

— In flagranti. „Herr: „Was, Sie infamer Spitzbube wollen mir mein Geld stehlen? „Das ist ja eine bodenlose Frechheit! Sie Lump, Sie gemeiner — —" — Gauner: „Na, bis jetzt hab' ich's noch nicht, also bitte keine Beleidigung!

— Auf dem Hausball. Frau (leise): „Max, dem Referendar Pechmaier sind ja gar keine Erfrischungen angeboten worden." — Mann: „Das habe ich so angeordnet, weil er gar nicht tanzt. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 26. Mittwoch, den 1. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

26

(Nachdruck verboten.)

„Man wird mir nicht ausreden, daß dieses Duell ein Mord ist," sagte der Kapitän, „und ich werde eines Tages klar darin sehen."

Man langte bei dem Hause des Arztes an, Chateaubrun ging hinein, während sein Freund bei dem Verwundeten blieb.

Zum Glück war der Arzt zu Hause und erschien sofort. Es war noch ein ganz junger Mann, der, Dank eines ziemlich bedeutenden Vermögens darauf verzichten konnte, sich eine große Kundschaft zu verschaffen. Er kannte den Kapitän persönlich, und war oft genug mit Sartilly zusammengekommen, um sich speziell für den Verwundeten zu interessiren. Er war mit einem Sprung im Wagen und begann seine Untersuchung mit einer Schnelligkeit und dem sichern Blick, die sofort den geschickten Praktiker erkennen ließen.

Der Kapitän und Herr von Brehal erwarteten ängstlich den Ausspruch.

„Es ist sehr ernst, aber nicht nothwendigerweise tödtlich," sprach der Arzt kurz. „Wo wohnt Herr von Sartilly?"

„Rue d'Astorg."

„Er muß dorthin gebracht werden. Der Verwundete wird den Transport ertragen, und für die Pflege wird er zu Hause besser sein, als irgend sonstwo."

Es war hiergegen nichts einzuwenden und die Zeugen thaten dies auch nicht. Man theilte sich in die Rollen. Der Arzt und Herr von Brehal blieben im Wagen, Chateaubrun setzte sich neben den Kutscher.

Der brave Kapitän war durch den traurigen Ausgang des Duells so bestürzt, daß ihm die Empfehlungen Sartilly's ganz aus dem Gedächtniß gekommen waren. Erst als der Wagen vor dem Hause in der Rue d'Astorg hielt, erinnerte er sich des sonderbaren Auftrags, den er vom Vicomte erhalten hatte.

„Eine schöne Kommission, die ich da auszuführen haben werde," murmelte er, von seinem Sitze herabsteigend. Und das Buch, das ich vergessen habe, wenn ich das nur im Wagen wiederfinde."

Der Kutscher hatte wahrscheinlich den letzten Theil des Selbstgespräches verstanden.

„Ein alter, viereckiger Band, den Sie auf die Kissen des Vordersitzes gelegt hatten?" fragte er.

„Ja, und ich hoffe wohl, daß er noch dort sein wird."

„Nicht doch, ich habe ihn dem Manne gegeben, der gekommen ist, ihn in Ihrem Namen zu fordern."

„Welcher Mann?"

„Ein alter mit grauen Haaren. Er sagte mir, das Buch enthalte die Regeln des Duells und Sie bedürften desselben.

Chateaubrun, ganz betäubt durch diese Nachricht, fand kein Wort der Erwiderung, und der Arzt rief ihn, um den Verwundeten in seine Wohnung transportiren zu helfen.

„Entschuldigen Sie," sagte der Kutscher, „aber hier ist ein Papier, das in dem Buche war und das der Alte hatte fallen lassen, ohne es zu wollen."

Der Kapitän erkannte das Blatt, welches Sartilly aus seinem Notizbuch gerissen hatte, um vor dem Duell einige Worte darauf zu schreiben.

„Das ist noch ein Glück," sagte er, das Papier sorgfältig bergend, „aber mir bleibt noch Vieles aufzuklären."

Mit Hilfe der beiden Freunde hob er den Verwundeten auf, der bis jetzt noch nicht zum Bewußtsein gekommen war.

VII.

Genau einen Monat nach dem Duell saß eines Abends spät in seinem Kämmerchen der Rue du Marais-Saint-Germain ein Mann vor einem hölzernen Tisch, an welchem er Papiere durchsuchte. Ein Steinkohlenfeuer brannte traurig am Kamin und eine messingene Lampe, an dem Fenster aufgestellt, erhellte mit ihrem spärlichen Licht dieses elende Innere. Der aus schlecht zusammengefügten Brettern bestehende Boden, die durch

den langen Gebrauch gelb gewordenen weißen Gardinen, die durch einen viel zu langen Gebrauch wacklig gewordenen Strohstühle, Alles in dieser ungefälligen Wohnung zeugte für die Armuth oder wenigstens für die Sorglosigkeit ihres Bewohners.

In grellstem Kontrast hiermit, stand auf dem Tisch von Tannenholz ein Kästchen von Ebenholz, mit Stahlcrustrationen versehen, das jedenfalls die auserlesene Arbeit eines Künstlers aus dem vorigen Jahrhundert sein mußte. Das Kästchen stand offen, und unter den zusammengerollten Pergamenten, die es enthielt, erblickte man eine Reihe Goldrollen. Ueber diesen Schatz gebeugt wie ein Geizhals, der seine Reichthümer überzählt, entfaltete Jottrat — denn er war es — die in dem Kästchen eingehäuften Papiere, las sie mit Sorgfalt und legte sie nach methodischer Ordnung neben sich auf den Tisch.

Seine Augen glänzten, als er die halbverlöschte Schrift der vor ihm ausgebreiten Papiere durchlief. Als er mit dem Lesen zu Ende war, ließ er den Kopf in die Hände sinken und dachte nach.

Endlich erhob er den Kopf und betrachtete ein Medaillon, das neben den Goldrollen lag und von dem man nur die mit schwarzem Sammt besetzte Rückseite sehen konnte. Er zögerte lange, bevor er es berührte, und als endlich seine Hand sich danach ausstreckte, zitterte sie. Das Medaillon enthielt ein Porträt — das Porträt eines Kindes mit blonden Locken, rosigem Munde, blauen Augen und breiter, intelligenter und stolzer Stirne.

Die Züge Jottrats nahmen einen sonderbaren Ausdruck an. Er sah starr auf das Miniaturbild. Wie wenn er bezaubert wäre, konnte er die Augen nicht davon abwenden. Diese stumme Bewunderung dauerte lange, dann rollten plötzlich dicke Thränen über seine Wangen; er bedekte das Porträt mit Küssen und brach in Schluchzen aus.

„Henri!“ rief er mit herzzerreißender Stimme, „Henri, mein Sohn, mein theures Kind, wo bist Du? Was haben sie aus Dir gemacht?“

Und der Unglückliche ließ nach diesem Schmerzensschrei seinen Kopf auf seine auf dem Tisch ausgebreiteten Arme sinken und blieb so lange Zeit unbeweglich, bis der schrille Ton der Glocke einer hölzernen Standuhr ihn aus seiner Träumerei weckte.

„Neun Uhr,“ sprach er vor sich hin; „heute läuft der Zeitraum eines Monats ab, und seit einem Monat nichts, nichts, nichts! Man hat sich bei Herrn von Koreff entschuldigt und die Sache ist bereits auf der Präfektur vergessen. Wird wenigstens der junge Mann kommen, der seinen Freund rächen will, wie ich meinen Sohn rächen will?“

Jottrat war aufgestanden und ging aufgeregt auf und ab.

„Ich bin ein Narr,“ sprach er traurig; „er zu einem Polizeiagenten kommen, er, der Vicomte von Sartilly.“

Und der Unglückliche wiederholte zweimal bitter; „Nur ich erinnere mich!“

Er hatte sich von Neuem vor den Tisch gesetzt und seine Züge nahmen nach und nach den Ausdruck energischen Entschlusses an.

„Nun denn!“ sagte er plötzlich, „ich werde allein handeln!“

Und er begann, die eben geordneten Papiere eines nach dem andern aufnehmend, eine sonderbare Arbeit. Er hatte vor sich einen großen Bogen, ganz bedeckt mit einer Menge von Angaben, die ohne gegenseitige Beziehungen zu sein schienen. So hatte er oben an den Kopf der Seite die Worte geschrieben:

„24. Mai 1830. Henri aus Havre entführt, — russisches Schiff der „Veroneye“ aus Riga. — Ende 1830. Letzte Nachforschungen durch die Polizei von St. Petersburg.“

Etwas weiter unten folgte eine ziemlich deutliche Notiz, einen ganz andern Gegenstand betreffend:

Koreff — nach Frankreich zurückgekommen zu Ende des Jahres 1832. — Ludmilla Ludloff und deren Schwester Vanda. — 19 Jahre und 8 Jahre. — Angelegenheit der polnischen Listen und des Projektes der russischen Ausschiffung in der Vendee. — General von Mensignac gestorben in der Nacht vom 8. März 1833. — Drei Wochen vorher Untersuchung gegen ihn eingeleitet wegen legitimistischer Conspiration. — Vergrößerter Haushalt Koreffs von diesem Todestag an. — Häufige Abwesenheiten von 1833—1842. — Fest in Paris niedergelassen von diesem Zeitpunkte an. — Die Akten der Polizeipräfektur, enthalten keine nachträglichen Notizen nach 1833.

Und endlich ganz unten auf derselben Seite drei Zeilen einer viel feineren Schrift mit nachfolgender Angabe:

„Ich habe geglaubt, Susanne am 7. April 1838 im Bois de Boulogne in einem herrschaftlichen Wagen gesehen zu haben, sie saß neben einem jungen Mädchen. — Zum ersten Mal an den Magistrat von Glasgow geschrieben 1840. Definitive Antwort: man habe nie irgendwelche Nachricht weder in Schottland noch in der Normandie erlangt.“

(Fortsetzung folgt.)

Lucie.

Novelle von C. Hertenbach.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Wie — höre ich recht? Wenn ich Sie langweile, Sie würden mir das sagen?“

„Gewiß, ganz gerade heraus!“

„Das kann aber einem Manne nicht sehr angenehm sein, so etwas aus dem Munde einer Dame zu hören! Meinen Sie nicht?“

„Ja, ich bin Ihnen gegenüber auch nicht „jede“ Dame. Und Sie sind mir gegenüber nicht „jeder“ Mann! Jedem würde ich auch nicht so offenherzig begegnen, wie Ihnen.“

„Das freut mich,“ erwiderte er schlicht, doch mit tiefem Ernst.

„Nehmen wir zum Beispiel an,“ fuhr Lucie fort, ihn mit ihren schönen Augen offen anblickend, „ich hätte schreckliches Kopfweh oder Migräne — heutzutage hat jede Frau Migräne — weshalb sollte ich Ihnen nicht sagen, daß mir eine längere Unterhaltung nicht angenehm wäre? Nicht jedem Menschen würde ich es sagen; denn die meisten, die Durchschnittsmenschen, würden es mir sehr übel nehmen, fortgehen und vielleicht nie wiederkommen. Aber Sie, Herr Berghausen, Sie sind mein Freund, mein guter Kamerad; Sie würden fortgehen und wiederkommen, sobald ich Sie um Ihren Besuch bitte. Nicht wahr?“

„Natürlich — natürlich,“ antwortete Leonhard eifrig.

„Nun sehen Sie.“

Lucie lehnte sich behaglich in ihren Stuhl zurück. Nach einer Weile richtete sie sich wieder in die Höhe, als ob ihr plötzlich eine neue Idee käme.

„Aus diesem Grunde möchte ich auch nicht, daß Sie jetzt schon gehen. Ich möchte einmal ernstlich mit Ihnen reden.“

„Und worüber?“

„Ueber Sie selber.“

„Ueber mich?“

„Jawohl, über Sie, mein Herr! Mich dünkt, Sie fassen das Leben und Ihre Zukunft nicht ordentlich ins Auge.“

„Hm, da haben Sie Recht,“ murmelte er etwas grimmig.

„Ich weiß es. Meinen Sie, ich hätte das nicht schon längst erkannt? Sie sollten heirathen, mein Freund.“

„Hei — rathen — ich?“

Er rief es ganz erschrocken und sprang dabei vom Stuhl auf; in seinem Gesicht zeigte sich ein Gemisch von höchster Verlegenheit und Aerger. Daran hatte er nie gedacht. Fast Tag für Tag hatte er mit Lucie zusammen gesessen und geplaudert; er war ihr Freund, sie nannte ihn ihren guten Kameraden. Und ihre Freundschaft war ihm von Tag zu Tag lieber, unentbehrlicher geworden; sie war der glänzende Sonnenschein, der sein bisher so düsteres Dasein erhellt und mit Licht erfüllte. Aber bis heute war ihm die Erkenntniß, die nun plötzlich vor seinem geistigen Auge wie hinter einer zerrissenen Nebelwand leuchtend auftauchte, nie gekommen. Die Erkenntniß — daß er Lucie liebte. Liebte mit der ganzen Kraft seiner Seele! Und nun gab sie ihm den guten Rath, zu heirathen — irgend eine andere zu heirathen. Er sollte ihr guter Kamerad nicht mehr sein!

„Sie macht sich nichts aus Dir — gar nichts,“ dachte er wehmüthig bei sich. „Sonst könnte sie Dir diesen Rath nicht geben. Sie hegt nur Freundschaft — kühle freundliche Kameradschaft.“

Lucie schien von der Erregung, die in seinem Innern tobte, nichts zu merken. Wenigstens zeigte sie es nicht.

„Wollen Sie nicht wieder Platz nehmen?“ fragte sie mit ihrer süßen weichen Stimme.

Er setzte sich.

„Ja,“ fuhr sie fort, „ich bin überzeugt, daß heirathen das beste für Sie wäre. Sie sollten eine reiche Partie machen!“

„Wollen Sie mich ärgern?“ platzte er plötzlich heraus, sich ihr voll zuwendend. „Oder machen Sie sich lustig über mich? Glauben Sie wirklich — Sie, die Sie behaupten, mich genau zu kennen —, daß ich einer von denen bin — die einer Frau Liebe heucheln — sie betrügen — um ihres Mammons willen?“

„Betrügen — sprach ich denn von betrügen?“ fragte Lucie mit unerschütterlicher Ruhe.

„Gesagt haben Sie es freilich nicht! Ist es aber etwas Anderes als Betrug, wenn ich eine Frau um ihres Geldes willen heirathe? Ich müßte ihr doch Liebe heucheln — heucheln!“

„Aber warum denn heucheln? Warum sie nicht lieben? Lieben trotz ihres Geldes! Wenn ich zum Beispiel irgend eine Dame kenne, die Sie sehr gern hat, die reich ist und die Sie heirathen möchte — wenn Sie sich um ihre Liebe bewerben —“

„Um ihre Liebe bewerben — wie das klingt!“

„Bitte, mein Freund, seien Sie nicht so exaltirt. Sie und ich sind doch vernünftige Menschen mit modernen Lebensanschauungen —“

„Ich nicht — ich bin nicht modern,“ unterbrach er sie hastig. „Und ich hielt auch Sie für eine Ausnahme, für —“

Er hielt inne.

„Wir müssen uns aber dem Zug der Zeit anpassen. Wir können nicht gegen den Strom schwimmen, nicht die Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs ignoriren. Nehmen wir also an, es gäbe ein weibliches Wesen, das sich lebhaft für Sie interessirt, Sie bewundert, und ich wäre im Stande, Ihnen zu dieser Verbindung zu helfen — weßhalb sollten Sie da nicht versuchen, die Liebe jener Dame zu gewinnen — vielleicht lernen Sie die Betreffende sehr bald lieben, vor oder nach der Hochzeit! Es wäre ja besser, wenn Ihre Liebe vor der Hochzeit erwachte —"

„Sie sind heute in einer sonderbaren Laune, mir scheint, sehr zum Spott und zur Neckerei aufgelegt."

„Ich? Nicht im geringsten. Ich wünsche nur Ihr Bestes."

„Dann bitte, denken Sie nicht mehr daran, wenigstens nicht in dieser Weise."

„In dieser Weise?" fragte Lucie. „Mein Gott, welchen Nachtheil kann es Ihnen bringen, wenn Sie eine junge reiche Dame heirathen, die Sie gerne hat?"

„Aber ich habe die Dame nicht gern!" brauste er auf. „Ich kenne sie nicht einmal! Wer ist sie?"

„Oh, bitte nicht so stürmisch! Wie kann ich Ihnen den Namen der Dame sagen, nachdem Sie in so ablehnender Weise über mein Anerbieten sprachen?"

„Ihr — Anerbieten? Sie haben gar kein Recht, ein solches Anerbieten zu machen. Sie sind doch keine Heirathsvermittlerin!"

„Wer weiß! Doch kommen Sie, Herr Berghausen. Es ist wirklich nicht hübsch von Ihnen, daß Sie so hartnäckig sind. Es ist doch schmerzlich für meine Freundin, wenn sie den Mann nicht bekommen kann, den sie so sehr bewundert — vielleicht sogar liebt — mindestens aber lieben lernen wird — und das nur, weil sie Geld hat! Soll sie wirklich in die Hände irgend eines Mitgiftjägers fallen?"

„Frau Corbach, ich weiß nichts von der jungen Dame, die Sie meinen. Und ich muß gestehen — Sie mögen das als herzlos oder rauh gegen Sie und gegen Ihre Freundin empfinden oder nicht — ich kann mich nicht für sie interessiren. Und ich will sie nicht kennen lernen. Uebrigens glaube ich gar nicht, daß sie existirt."

„Oh ja, sie existirt und ich wiederhole es, sie bewundert Sie."

„Sie machen sich abermals über mich lustig," entgegnete er, diesmal sehr ernst.

„Nein, nein, ganz gewiß nicht!"

„Ach, lassen wir die Dame jetzt aus dem Spiele. Ich mag sie nun einmal nicht."

„Ist das Ihr Ernst — Ihr letztes Wort?"

„Jawohl, mein letztes!"

„Aber warum — warum?" drängte Lucie.

„Ich glaube, es ist besser, wenn ich mich verabschiede."

„Wollen Sie die Betreffende also wirklich nicht kennen lernen?"

„Nein!"

„Auch nicht einmal sehen? Sind Sie denn gar nicht neugierig?"

„Nein, gar nicht."

„Aber warum nicht? Sagen Sie mir doch wenigstens den Grund."

„Warum? Nun, wenn Sie es durchaus wissen wollen — ich liebe eine andere. Und nun Adieu!"

„Nein, so entkommen Sie mir nicht. Erst müssen Sie beichten. Sie haben doch nie zu mir davon gesprochen, daß Sie eine Dame lieben. Ich glaubte, Sie erzählten mir Alles?"

„Ich — ich weiß es auch selber erst seit heute."

„Lucie hatte es ja längst errathen. Jetzt tauchte eine heiße Röthe ihr liebliches Antlitz in rosige Gluth. Sie schwieg. Dann sagte sie leise und verwirrt:

„Ja, ich glaube, es ist besser, wenn Sie jetzt gehen."

„Nein, nun gehe ich nicht, bevor Sie nicht alles wissen. Lucie — Sie sind es, die ich liebe. Ich wußte es ja nicht eher, als bis Sie mir so dringend riethen, eine andere Dame zu heirathen."

„Das that ich ja gar nicht," versetzte Lucie mit gesenkten Augen.

„Das thaten Sie nicht? Wie — was — was meinen Sie nur? Wollten Sie mich nicht durchaus bewegen, eine reiche Frau zu heirathen? Haben Sie mir nicht zugeredet — sagten Sie nicht, die Dame hätte mich gern — liebte mich —"

„Natürlich — das habe ich gesagt — und ich nehme es auch nicht zurück! Ich habe aber nicht gesagt, daß eine „andere" —"

„Oh!"

Er fand nur diese eine Silbe als Antwort, sein Jubel, sein Entzücken waren grenzenlos. Dann riß er Lucie stürmisch in seine Arme, bog ihr das Köpfchen zurück und schaute ihr tief in die glückstrahlenden Augen. Dann berührten sich ihre Lippen im ersten, seligen Kuß inniger Liebe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 27. Freitag, den 3. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
27 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Jottrat durchlas zu wiederholten Malen diese abgekürzten und beinahe räthselhaften Sätze. Seine Augen gingen abwechselnd von einer Auskunft zur anderen, wie wenn er gehofft hätte, durch diese materielle Arbeit die angegebenen Thatsachen einander näher zu bringen, und das Geheimniß zu finden, das sie untereinander verband.

„Ja,“ sagte er, „hier liegt der Schlüssel des Räthsels. Der Marquis ist verschwunden, weil er Koreff hinderlich war, wie sein Vater, nachdem er in ein von diesem Russen angestiftetes Komplott verwickelt worden war. Und dies ist der Mann, den man nicht zu überwachen wagt, weil er, wie er sagt, mit einer Mission betraut ist, und weil man seiner Regierung nicht mißfallen will!“

Wieder vertiefte sich der Agent in seine Gedanken, und es verging mehr als eine halbe Stunde, ehe er aus seiner Unbeweglichkeit erwachte. Endlich, wie wenn er einen Entschluß gefaßt hätte, küßte er nochmals das Portrait und legte es auf den Boden des Kästchens, dann ordnete er die Papiere wieder, schloß das Kästchen und trug es in ein großes Cylinderbureau, das einzige luxuriöse Möbel des ärmlichsten Logis.

Ein einziges Dokument war auf dem Tisch zurückgeblieben, und Jottrat hatte dieses jedenfalls absichtlich zurückbehalten, denn sobald er seinen Schatz in Sicherheit gebracht hatte, setzte er sich neuerdings an den Tisch und fing an, dasselbe mit Aufmerksamkeit zu lesen. Es war ein ordinäres Papier von länglichem Format, mit einer ziemlich gedränkten Schrift bedeckt und mit einem ungeheuren Rand an der Seite, das man auf den ersten Blick als einen Rapport der Administration erkennen konnte.

„Was sagen sie?“ murmelte Jottrat, achselzuckend. „Wahrscheinlich sehr wenig mit Worten; übrigens da man mir das Schriftstück übergab, so scheint man damit nicht viel haben anfangen können.“

Der Rapport trug in großen Buchstaben die Ueberschrift: „Nachforschungen und Nachrichten über den Herrn Marquis Roger von Mensignac.“

„Es steht heute fest,“ sagte der anonyme Verfasser des Schriftstückes, „daß Herr von Mensignac nicht in Paris ist, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er nicht todt ist. Die sorgfältigsten Nachforschungen haben stattgefunden; man hat sogar die Seine in ihrer ganzen Ausdehnung durch die Hauptstadt durchsucht, und man hat nicht eine Leiche gefunden, deren Signalement mit demjenigen des Marquis auch nur eine entfernte Aehnlichkeit hätte. Die Angaben der Dienerschaft des Palais lassen die Annahme eines stattgehabten Verbrechens nicht aufkommen. Aber die über die Gewohnheiten des Marquis gesammelten Erkundigungen können dazu verhelfen, die wahrscheinliche Ursache seiner Abwesenheit erkennen zu lassen.“

„Durch seinen Vater in die legitimistischen Bewegungen des Westens im Jahre 1832 eingeweiht, blieb er der thätigste Agent einer Partei, für die er den Ruin seines von seinem Vater stark angegriffenen Vermögens herbeigeführt hat. Seit fünfzehn Jahren war das Leben des Marquis nur eine Reihe geheimnißvoller Abwesenheiten, bald durch die politischen Treiben, bald durch Geldverlegenheiten hervorgerufen.“

„Es war ihm kein Existenzmittel mehr bekannt; das Palais auf dem Trocadera gehörte seiner Schwester. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er, Angesichts einer bedeutenden Zahlung sich in eine Provinz des Westens geflüchtet hat. Es sind jetzt 5 Jahre, daß seine häufigen Reisen nach den Grenzen der Bretagne und der Normandie konstatirt worden sind, und seine Anwesenheit in einem Landstrich, wohin ihn kein bekanntes Interesse zog, ist ohne Erklärung geblieben.

Die zu diesem Zwecke eröffnete Untersuchung, ob das Verschwinden des Herrn von Mensignac im Zusammenhang stehen könne mit dem Auffinden eines Frauenkopfes im Bois de Boulogne, hat kein Resultat ergeben. Die Frau, welche Uebrigens von Niemandem

erkannt worden ist, ist nie mit dem Herrn von Mensignac gesehen worden, ganz im Gegensatz zu der Aussage einiger Personen, welche durch eine Aehnlichkeit getäuscht worden sind."

„Was die Brieftasche betrifft, die man in dem Korb gefunden hat, so hatte man sie in dem Besitze des Marquis nie gesehen, und die Spuren des Wappens, die man auf der Außenseite derselben bemerkt, scheinen ein Phantasiewappen zu sein, das mit demjenigen des Hauses von Mensignac in keiner Beziehung steht."

„Außer seinen Verbindungen im Klub, die in den letzten Jahren von ihm sehr vernachlässigt wurden, sah der Marquis keine Gesellschaft und ist nicht bekannt, daß er eine Verbindung mit irgend einer Frau unterhalten habe. Sein einziger Freund war der Herr Vicomte von Sartilly, der, wie man sagt, Fräulein Jeanne von Mensignac heirathen sollte, als er 3 Tage nach dem Verschwinden des Marquis im Duell verwundet wurde."

„Verwundet im Duell!" rief Jottrat aus, „darum habe ich nicht von ihm reden hören."

Dann wiederholte er nach einigem Schweigen:

„Im Duell verwundet und durch wen?"

Der Bericht sagte darüber nichts und schloß folgendermaßen: „Die Gefährlichkeit der Wunde hat es nicht erlaubt, über gewisse Thatsachen Herrn von Sartilly zu befragen, der übrigens auch schon seine Aussagen zu Anfang der Geschichte bei dem Chef der Sicherheitspolizei niedergelegt hat.

In dem Augenblick, wo Jottrat mit dem Lesen dieses Satzes zu Ende war, ertönte die Klingel an seiner Thüre. Der Agent steckte vorsichtig den Bericht in die Tasche und beeilte sich zu öffnen. Ein Mann stand auf dem Vorplatz, und als er ins Helle trat, mußte Jottrat einen Ausbruch des Erstaunens gewaltsam unterdrücken.

Er hatte Herrn von Koreff erkannt.

Der fürchterliche Fremde war hier, vor der halb geöffneten Thüre, so ruhig wie ein Mann, der einen gewönlichen Besuch zu machen im Begriff ist, und er fragte, den Rand seines Hutes berührend, sehr höflich: „Herr Jottrat?"

Der Agent begriff, daß es sich vor Allem darum handle, seine Unruhe zu verbergen. Der Korridor war nur schwach beleuchtet und die Aufregung, die sich in dem ersten Augenblick in den Zügen Jottrats gezeigt hatte, mußte dem Besucher entgangen sein. — Ueber diesen Punkt beruhigt und wieder Herr seiner selbst geworden, antwortete der Agent ruhig: „Ich bin dies, mein Herr."

Der Fremde überschritt, ohne sich bitten zu lassen, die bescheidene Schwelle Jottrat's.

Er ließ sich mit vollkommener Ungezwungenheit auf einen wackeligen Strohstuhl nieder und war bereit, das Wort mit derselben Ruhe zu ergreifen, wie wenn er den Agenten Jottrat in seinem großen Salon der Rue de Varennes empfangen hätte.

„Mein Herr," sagte er in dem ruhigsten Ton, „man hat mir viel erzählt von Ihrer Geschicklichkeit, und ich habe mich entschlossen, Ihre Hilfe in einer Sache in Auspruch zu nehmen."

„Verzeihen Sie mein Herr," antwortete Jottrat, „mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Hier ist meine Karte," sagte Herr von Koreff, dem Agenten eine feine Karte darreichend, worauf der Name und die Eigenschaft des russischen Attachee unter einem adeligen Wappen zu lesen waren.

Dieser Beweis von Vertrauen wunderte Jottrat und er fragte mit sehr gut gespielter Einfältigkeit:

„Dürfte ich eine Frage an Sie richten, bevor ich mich Ihnen zur Verfügung stelle, mein Herr?"

„Gewiß, gewiß," antwortete der Fremde mit dem Tone eines gutmüthigen Beschützers.

„Ich wünschte zu wissen," erwiderte der Agent, Herrn von Koreff heimlich von der Seite betrachtend, „wie ich zu dem Glück komme, daß mein Name und meine Adresse Ihnen bekannt sind."

„Das ist sehr einfach," sagte der Russe ganz natürlich. „Ich beschäftige mich in diesem Augenblick mit einer sehr delikaten Untersuchung. Ich brauche dazu einen geschickten und ehrlichen Mann, und ich bin ganz einfach zum Polizeipräfekten gegangen und habe ihn gebeten, mir einem Polizeibeamten zur Verfügung zu stellen, der die beiden Eigenschaften in sich vereinige. Der Herr Präfekt hat mir von einer ganz besonderen Geschicklichkeit gesprochen, die Sie besitzen, geheime Schriften, sowohl als auch die übereingekommenen und die geheimnißvollen Angaben in den Briefen zu erklären."

„Ich bin in der That häufig zu derlei Arbeiten gebraucht worden," sagte Jottrat, durch diesen Eingang ziemlich in Erstaunen gesetzt.

„Dann würden Sie sich also für fähig halten, einen Satz, den man hat verbergen oder verstellen wollen, aufzufinden, anzugeben und zu übersetzen."

(Fortsetzung folgt.)

Gebt auf die Kinder acht!

Unter dieser wohlgemeinten Ueberschrift veröffentlicht die Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" folgende Betrachtung, die gewiß Beherzigung verdient.

Aus den Krankenhäusern der Breslauer Universitäts-Augenklinik hat Dr. Seidelmann 223 Fälle von Verletzungen eines Auges mit nachfolgender Erblindung desselben zusammengestellt und fand darunter über 20 v. H., die durch Leichtsinn der Kinder verursacht waren. Die Gegenstände, mit denen beim Spielen die Verletzungen beigebracht wurden, waren namentlich Messer, Gabeln, Bolzen, Scheeren, Licht, Schieferstifte, Zündhütchen, Pulver, Zirkel. Durch Bosheit wurden ungefähr 12 v. H. der Erblindungen verursacht und zwar mit Faustschlägen, Steinen, Stangen, Peitsche und Stock. In einer anderen Zusammenstellung kommt Dr. Landsberger zu einem gleich traurigen Ergebniß. In 20 Fällen hatten Kinder durch Leichtsinn, in 8 Fällen durch Bosheit ein Auge verloren.

Diese Verletzungstabellen sind wirklich wahre Sündenregister; ungefähr 100 Erblindungen, die Spielereien, Leichtsinn, Muthwillen, Bosheit oder Roheit zur Ursache hatten, hätten vermieden werden können. Hier kann und muß die frühzeitige Belehrung durch Eltern und Lehrer die Unfälle verhüten helfen.

Der alte Vers: „Messer, Gabel, Scheer' und Licht nehmen brave Kinder nicht" kann gar nicht oft genug gepredigt werden. Auch Zündhütchen, Feuerwerkskörper, Pulver, Gewehre sind gefährliche Spielzeuge, die ja eigentlich auch gar nicht in die Hände der Kinder gehören — selbst Kindergewehre sollte man nur einsichtigen Knaben und auch diesen unter eindringlichen Warnungen vor dem Unheil, das sie damit anrichten können, in die Hand geben. Gerade durch diese Spielereien werden so oft nicht die kleinen Missethäter selbst, sondern ganz unschuldige, nur zusehende Kinder oder Erwachsene schwer verletzt. Von 939 Personen, die ein Auge verloren hatten, waren in Paris 343 durch Schießen oder durch Explosion von Zündhütchen verletzt worden. Aehnlich sind die Erfahrungen der Glaskünstler F. Ad. Müller Söhne, Wiesbaden unter den Vielen, denen sie ein Glasauge einsetzten.

Der Verkauf von Zündhütchen, Pulver und Knallerbsen an Kinder sollte polizeilich streng verboten werden. Aber auch bei Schießübungen mit Teschingen, mit Pistolen, mit Blasrohr und Armbrust wäre stets die warnende Mahnung zur Vorsicht oder überhaupt sorgsame Aufsicht von Erwachsenen von Nöthen. Namentlich ist durch das Losschnellen von Pfeilen schon manches Kinderauge verloren gegangen. Auch vor Peitschen ist zu warnen. Besonders sind Kinder darauf aufmerksam zu machen, daß manches Auge schon dadurch zu Grunde ging, daß bei einem Gange durchs Gebüsch die auseinandergedrängten Zweige dem Hintermann mit Gewalt ins Auge schlugen.

Mannigfaltiges.

— Das alljährliche große Ballfest zum Besten der Armen in München, der sogenannte „Armenball", wurde gestern mit all dem Glanz und der Prachtentfaltung abgehalten, welche diesem Ballfest einen so hervorragenden Rang unter den alljährlichen Festen der Wintersaison verleihen. Auch dieses Mal wurde das k. Hoftheater zum Abhaltungsort erwählt. Der weite Parketraum war in einen Tanzsaal umgewandelt worden, der sich unmittelbar in den Bühnenraum fortsetzt und auf dessen elastischem Boden auch das dichteste Gewühl von Tanzlustigen bequem Raum findet. Von diesem Saale führte eine geschmackvoll dekorirte Doppeltreppe in den ersten Rang bezw. zur Königsloge. Hellebartenbewehrte Trabanten in weiß-blauer Uniform hielten dort Wache. Punkt halb 8 Uhr Abends begann das Fest mit einem von Herrn Hofschauspieler Stury meisterhaft gesprochenen Prologe und einem Festspiele, bezw. lebenden Bilde, welche die Bedeutung des Abends in Wort und Bild treffend und klar beleuchteten. Heuer war auch nicht vergessen worden, einen Rückblick vom jetzigen letzten Jahre des Jahrhunderts auf dieses zurück zu werfen. Nun ertönten Fanfaren und es begann die Polonaise, an der der gesammte Hof sich betheiligte. Se. k. Hoheit der Prinz-Regent schritt — unter Vorauftritt einer großen Schaar niedlicher Pagen — mit Frau Gräfin Drechsel, der Gemahlin des 1. Präsidenten des Armenball-Komitees, an der Spitze. Es folgten sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses mit entsprechenden Partnern und Partnerinnen. Sodann nahm der eigentliche Ball seinen Beginn, dem die königlichen Hoheiten noch geraume Zeit zuschauten, theils sich auch aktiv an demselben betheiligten. Das Haus bot mit den von einem erlesenen Damenflor besetzten Rängen und Logen einen außerordentlich fesselnden Anblick. Neu waren in diesem Jahre die großen „Bierkatakomben", zu denen die gewaltigen Souterrains des Theaters umgestaltet waren. Dort wurde Bier verzapft und durfte geraucht werden, während sonst nur Wein 2c. verschänkt wurde.

— Allerlei Intimes vom Kaiser. Der „Berl. Lokal-Anzeiger" schreibt unter Anderem: Als der Kaiser sich am 24. Januar zur Parade nach Hannover begab, die bekanntlich dem 10. Armeekorps so viel

Ehrung brachte, bemerkte ein Herr seiner Begleitung, der Oberstallmeister v. Wedell, im Hofzuge in seinem Abtheil eine Uniform des Königs-Ulanen-Regiments (Hannover), das bekanntlich aus dem früheren Hannoverschen Garde du Corps-Regiment hervorgegangen ist. Herr v. Wedell hatte vor 1866 bei jenem Regiment als Premierleutant gestanden, war dann abgegangen, Oberstallmeister in Weimar gewesen und schließlich nach Berlin in derselben Eigenschaft gekommen. Herr v. Wedell sprach seine Verwunderung über die Uniform zu seiner Umgebung aus, die ihm dann bedeutete, er möge doch Majestät darnach fragen. Und was erwiderte der Kaiser: „Ziehen Sie die Uniform nur an, und melden Sie sich bei mir!" Da diese mit dem Majorszeichen versehen war, hatte der ehemalige Premier ein schnelles Avancement gemacht. Die Uniform hatte der Kaiser heimlich bei dem Schneider des Oberstallmeisters anfertigen lassen und diesem so eine wahrhaft gelungene Ueberraschung bereitet. Bei den Hofbällen liebt es der Kaiser sehr, den Tanzenden zuzuschauen, und es ist schon vorgekommen, daß er Offiziere, die das Tanzbein schlecht schwangen, zu sich rief und ihnen sagte, sie möchten erst ordentlich tanzen lernen, bevor sie sich wieder einladen ließen; desgleichen verfährt er mit jungen Damen. Bei Hoffestlichkeiten können sich nie viel rühmen, von Majestät angesprochen zu sein; der Kaiser ist nicht für den oberflächlichen Konversationston, sondern spricht sich sehr leicht fest und erörtert Themata mit Gründlichkeit. Er ist hierin das Gegentheil von seinem Großvater Wilhelm I. Dieser ging von einem zum andern, sprach in seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit einige allgemeine Worte, sah dabei noch 3—6 Personen lächelnd an, jeder glaubte, daß Majestät sich zu ihm gewendet — und so kam es denn oft, daß 500 bis 600 Personen an einem Abende die Ehre gehabt haben wollten, mit dem Kaiser gesprochen zu haben. Soviel aus dem Erinnerungsschatze des Herrn v. Kotze. Uns fällt jedoch noch eine kleine Geschichte von unserem Kaiser ein, die wenig bekannt sein dürfte, und die wir darum hier erzählen möchten. Unter den Jagdgästen des Herrn Amtsraths von Dietze-Barby befindet sich häufig der Rechtsanwalt Hagemann aus Leipzig, der schon wegen seines Witzes allgemein beliebt ist. Als der Kaiser im Jahre 1896 Jagdgast dort war, wurde Abends Skat gespielt, und Rechtsanwalt H. „saß so im Pech", daß er ca. 20 Mark verlor. Dieses Fazit resp. Defizit veranlaßte ihn zu der Aeußerung: „Hier ist man ja wahrhaftig unter die Räuber gerathen!" Alles lachte über diesen Redeausfall und der Kaiser nicht minder. Als er nun 1897 wieder bei Herrn v. Dietze weilte und Herrn H. bemerkte, ging er auf ihn zu, überreichte ihm ein in Brillanten gefaßtes 20-Markstück in Form einer Busennadel und sprach dabei die Worte: „Von den Räubern zurück!" Diese kaiserliche Huld soll den Rechtsanwalt über seinen damaligen Verlust hinweggetröstet haben."

— **Drastische Beweisführung.** Der T. R. erzählt man: Mein Vetter hat eine Amerikanerin geheirathet; er ist Philologe und sie — das Gegentheil eines deutschen Philologen, sonst würde ich nicht folgende thatsächlich wahre Geschichte erzählen können. Das junge Paar befand sich auf seiner Hochzeitsreise und kam eines Tages — es war in New-York — auf die Schnelligkeit der hydraulischen und elektrischen Aufzüge zu sprechen. Mein Vetter vertheidigte mit milder Sachlichkeit die Auffassung, daß die deutschen die schnelleren seien, während seine kleine Frau erbittert für die Lifts ihrer Heimat eintrat. Um ihren Mann zu überzeugen, stieg sie mit ihm in das oberste Stockwerk eines „Wolkenkratzers" von 16 Stockwerken, drückte dem „Boy" ein Dollarstück in die Hand und befahl ihm, heimlich den Fahrstuhl „fallen" zu lassen, „das Aufschlagkissen sei ja dazu eingerichtet. „Der Mann vom Aufzug nickte gleichmüthig mit dem Kopfe, nahm, bevor er sich selbst in das Kämmerchen mit einschloß, ein Körbchen vom Tische des obersten Vorplatzes und stellte es auf dem Boden neben sich. Dann ging die Fahrt, oder richtiger gesagt, der Fall los. Mein Vetter spricht nicht gern davon, weil er nicht sehr solide Magennerven hat, aber seine Frau erzählt prächtig von der Sache. Sie fielen mit rasender Geschwindigkeit 16 Stockwerke herunter auf das große „Wasserkissen", dann flogen sie drei Stockwerke wieder hinauf und wieder herunter, das zweitemal brachten sie es auf anderthalb Stockwerke, und dann hüpfte die Zelle mit physikalischer Schalkhaftigkeit noch etlichemale meterhoch und blieb endlich stehen. Als sie heraustraten, bot ihnen der Diener das Körbchen an und sagte ernsthaft: „Den Herrschaften ein baar frische unverletzte Trinkeier gefällig?" Aber mein Vetter bat mit matter Simme um eine Droschke — er war bekehrt.

— **Immer derselbe.** Der berühmte Chemie-Professor Kalimeyer hat einen Auftritt mit seiner Frau, die schließlich in Thränen ausbricht. „Deine Thränen rühren mich nicht," sagt er nach kurzem Nachdenken, „denn was enthalten sie? Eine unendlich geringe Menge von phosphorsaurem Salz und eine Spur von chlorsaurem Natron! — Alles andere ist Wasser!"

— **Immer derselbe.** Dame: „Ach, mir geht nichts über einen Rheinländer!" Lieutenant: „Donnerwetter, woher wissen geschätztes Fräulein, was für ein Landsmann ich bin?"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 28. Samstag, den 4. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

28

(Nachdruck verboten.)

„Alle Geheimschriften haben einen Schlüssel, der nicht schwer zu entdecken ist, wenn man die Zeit dazu und Uebung hat; was die sogenannten unsichtbaren Tinten betrifft, so ist es nur ein Kinderspiel dieselben nach Wunsch erscheinen zu lassen. Ich glaube so irgend einen beliebigen Brief entziffern zu können; nur ist es eine ziemlich lange Operation, und ich werde vielleicht einen ganzen Tag nöthig haben, um damit zu Ende zu kommen. Uebrigens habe ich hier Alles, was ich dazu nöthig habe.“

„Es handelt sich nicht um einen Brief,“ sprach Koreff langsam, „es handelt sich um ein Buch.“

„Um ein Buch!“ wiederholte Jottrat mehr und mehr erstaunt.

„Ja, und Sie werden sogleich begreifen, wie Sie mir nützlich sein können. Ein mir naher Verwandter, sehr reich und ein noch orginellerer Mensch, ist kürzlich in Schweden gestorben. Er hatte die sonderbare Manier, sein Vermögen zu verbergen, und wie wir ihn auch beaufsichtigen ließen, so ist es ihm doch so ziemlich gelungen. Wir haben die Ueberzeugung gewonneu, daß er irgendwo eine ungeheure Summe versteckt hat, und wir sind ebenso fest überzeugt, daß die Angabe des Versteckes in einem Buche enthalten ist, welches der Verstorbene selbst bezeichnet hat. Hier hören unglücklicherweise unsere Nachrichten auf. Mein Bruder, der in Schweden wohnt, hat das Buch mit der größten Sorgfalt durchblättert, ohne etwas davon zu entdecken, und hat es mir schließlich nach Paris geschickt, woselbst wir hoffen, glücklicher zu sein, namentlich, wenn Sie uns behilflich sein wollen.“

„Und Sie haben gar keine Idee über die Natur der Notiz oder über die Stelle, welche sie in dem Buche einnimmt?“ fragte Jottrat, der nachdenkend geworden war.

„Keine. Aber ich rechne auf Ihr Talent.“

Der Agent dachte nach. Beim Anhören dieser Geschichte war in ihm der Gedanke an eine große Fabel aufgestiegen, dazu bestimmt, ihn in irgend eine Falle zu locken, aber bald ließ eine andere Anschauung den Gedanken bei ihm aufkommen, daß diese sonderbare Erzählung eine verbrecherische Wirklichkeit verberge, und daß Roger von Mensignac darin noch eine unerklärte Rolle spielen könne.

„Ich glaube, für das Gelingen einstehen zu können,“ sprach er mit sicherem Ton, und ich bin bereit, noch diesen Abend zu beginnen, wenn Sie mir das Buch anvertrauen wollen.“

„Ich bin entzückt,“ antwortete der Russe, der ganz erfreut schien, und ich bitte Sie, auf eine dem Dienste, den Sie uns leisten werden, angemessene Belohnung zu rechnen. Werden Sie mir den Gefallen erzeigen, mit in meinen Wagen zu steigen und mich in mein Hotel zu begleiten, woselbst ich das Buch sofort zu Ihrer Verfügung stellen werde? Sie werden begreifen, daß der Band einen zu großen Werth besitzt, um ihn aus den Händen zu geben, und ich glaube,“ fügte er lächelnd hinzu, „daß Sie bei mir eben so gut sein werden, um die Arbeit auszuführen, als hier.“

Jottrat hatte diesen Vorschlag nicht erwartet und konnte sich einen Augenblick eines leisen Zögerns nicht erwehren. Dann sprach er mit fester Stimme: „Gewiß, mein Herr, wir können gehen.“

Fünf Minuten später stiegen der Russe und der Polizeiagent in ein mit zwei Rappen bespanntes Coupee. Sobald sie sich niedergelassen hatten, ließ der Kutscher, der allein auf dem Bock saß, die Pferde im schärfsten Trab ausschreiten, und Herr von Koreff sprach, die Wagenfenster schießend: „Verzeihen Sie mein Herr, daß ich Sie einschließe, aber ich fürchte die Kälte außerordentlich.“

VIII.

Der Wagen rollte mit einer solchen Schnelligkeit dahin, daß Jottrat nur mit Mühe Rechenschaft zu geben vermochte über den Weg, den sie verfolgten.

„Gehören Sie schon lange der Polizeipräfektur an?“ begann Koreff in leichtem Ton.

„Sechzehn Jahre mein Herr.“

„Dann waren Sie bereits in Funktion, als ich nach Beendigung der polnischen Insurrektion 1832 nach Frankreich kam.“

„Ich war damals kaum einige Monate angestellt.“

„Dann werden Sie auch wohl von der Verfolgung Kenntniß erhalten haben, der ich damals ausgesetzt war?“

„Nein — nein, mein Herr,“ stotterte Jottrat, der sich frug, was der Fremde mit dieser Frage beabsichtige.

„Wahrhaftig? Die Geschichte hat doch damals viel Lärm gemacht. Man beschuldigte mich mit einer Menge Spionereien für Rechnung der russischen Regierung, der Conspiration gegen das französische Gouvernement, was weiß ich? Ich hatte viel Mühe, mich zu rechtfertigen.“

„Ich gehörte damals nicht zu der politischen Polizei,“ sagte Jottrat, dessen Verlegenheit wuchs.

„Was aber das Sonderbarste war, mein Lieber,“ erwiderte der Russe, „das ist, daß im Grunde die Politik nur der Vorwand war.

„Wie so? murmelte Jottrat beinahe unruhig.

„Die ganze Geschichte eines Complottes und einer geheimen Mission war durch irgend einen niedrigen Polizeiagenten arrangirt, der mir aus persönlichen Ursachen Rache geschworen hatte.“

Ein tiefes Schweigen folgte dieser unerwarteten Erklärung. Jottrat hatte noch kein Wort gefunden.

„Was noch sonderbarer ist,“ fuhr Herr von Koreff fort, „so habe ich gestern, als ich Ihren Präfekten besuchte, den Schlüssel zu den Verfolgungen von 1832 erhalten.“

„Wie, der Herr Präfekt hat Ihnen gesagt —?“

„Er selbst. Er war äußerst freundlich gegen mich, und hat mir den geheimen Ursprung dieser Geschichte erzählt.

Jottrat horchte mit fieberhafter Aufmerksamkeit, während er sich bemühte, ruhig zu erscheinen.

„Es scheint,“ fuhr Herr von Koreff fort, „daß dieser niedrige Spion sich einbildete, ich hätte ihm seine Geliebte und sein Kind entführt, und um sie wieder zu finden, hat er nichts Besseres erdacht, als mich arretiren und mein Haus durchsuchen zu lassen. Das Abenteuer ist einzig in seiner Art, nicht wahr?“ fügte er hinzu, „und man findet solche Charaktere nur in Frankreich. Bei uns in Rußland wäre ein solcher Polizeimensch, der einem Herrn einen solchen Streich spielen wollte, sicher, unter der Knute zu sterben.“

„Und was ist aus dem geworden, der Sie so verleumdet hat?“ fragte Jottrat schüchtern.

„Der Präfekt sagte mir, er sei einfach fortgejagt worden, aber er weiß nicht sicher, was aus dem Mann geworden ist.“

Das Halbdunkel, welches in dem Wagen herrschte, verbarg die Blässe Jottrats und ließ von dem Gesicht Koreffs nur die weißen, spitzen Zähne sehen, die er bei seinem breiten Lachen bloslegte.

„Ich bin verloren,“ dachte der unglückliche Agent, „er weiß Alles und er führt mich zum Tode.“

Der Wagen rollte immer mit derselben Schnelligkeit weiter, trotz des Nebels, der so dicht geworden war, daß man nach außen hin absolut nichts mehr erkennen konnte.

Jottrat dachte zuerst daran, dem Russen plötzlich an der Gurgel zu fassen und ihn zu erwürgen, aber die einfachste Ueberlegung reichte hin, um zu begreifen daß Herr von Koreff keinesfalls ohne Waffen zu einer solchen Expedition gekommen sein werde, und Jottrat hatte nicht einmal ein Messer in der Tasche, also blieb ihm nichts übrig, als selbst zu entfliehen. Es schien ihm leichter, den Wagenschlag so leise wie möglich zu öffnen, auf die Straße zu springen und fortzulaufen. Er dachte, daß Herr von Koreff nicht flink genug sein werde, auszusteigen, ohne den Wagen halten zu lassen, und daß es ihm leicht sein werde, zu entkommen. Bei der Gangart, welche die Pferde genommen, war es ein äußerst gefährliches Vorhaben, aus dem Wagen zu springen, und er riskirte, sich den Hals zu brechen, aber es blieb Jottrat keine Wahl der Mittel sonst übrig.

Der Russe hatte sich in die Ecke seines Wagens gelehnt und schien maschinenmäßig durch die Wagenfenster dem Auf- und Abwogen der dichten Nebelwolken zu folgen.

Der Augenblick schien Jottrat günstig. Das Auge auf seinen schrecklichen Nachbar gerichtet, die Hand auf dem Messingknopf, sammelte er seine Kräfte, und als er sich gut vorbereitet glaubte, um mit einem Sprunge in die Straße gelangen zu können, drückte er, um zu öffnen.

Anstatt dem kräftigen Druck nachzugeben, leistete der Knopf Widerstand und brachte nur ein trockenes Geräusch hervor, das Herrn von Koreff veranlaßte, den Kopf umzuwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Sprachinsel in Italien.

Eine sehr anziehende Schilderung entwirft Woldemar Kaden in der „Gartenlaube" von dem Deutschthum, das sich im Thal von Gressoney an den piemontesischen Südhängen des Monte Rosa inmitten seiner ganz italienischen Umgebung erhalten hat. Viel weniger bekannt als andere Sprachinseln dieser Art, weil sehr abgelegen von der alten wie der modernen Völkerwanderungsstraße, sind diese altgermanischen Gemeinden, welche die welschen Namen Alagna, Rima San Giuseppe, Macugnaga, Rimella, Gaby, Issime, Gressoney-St. Jean und Gressoney-la Trinité tragen. Erst neuerdings wird das von der Lys durchströmte Thal öfters genannt, weil die Königin von Italien es wiederholt sich zur Sommerfrische erkor. Mit seinen Wiesen und Matten, im Schmuck seiner alten Eichen, Nußbäume und Kastanien, im Schutz seiner firngekrönten Berge, ist das Thal von Gressoney ein echtes und rechtes Hirtenthal.

Es berührt eigenthümlich, so erzählt Kaden, auf diesem italienischen Boden, wo in vielen Ortschaften auch noch französisch gesprochen wird, deutsche Laute zu hören. Am ersten Tage, wo ich mich des hier herrschenden deutschen Wesens noch kaum erinnert hatte, kniete ich an einer Halde und stach mir einige Pflänzchen der reizenden Gentiana nivalis aus. Da schritt vom Fußpfade quer über das Grün eine alte hagere, sehr saubere Frau auf mich los, neugierig wohl, zu sehen, was der fremde Mann da treibe.

„Gott grüeß-i, Herra," heimelte es mir aus ihrem Munde auf italienischem Boden entgegen, „was machet-er do?" Ich sei auf der Kräutersuche. „Was isch des für e' Chrüetli, was-er da hent?" Ich sagte ihr den Namen, sie fragte weiter: „Isch es zu öppes guet? Wenn-t-er en Chrüttler (Kräutersammler) seid, weiter obe an der Sonnethalb (Sonnenseite) häts no bessers."

Ich fragte die treuherzige Alte, ob sie auch italienisch spreche; ja, sie verstehe außerdem auch die französische Sprache. Die Leib- und Muttersprache der Alten sei aber das Deutsche und deutsch sei bis auf diese Tage auf der Kanzel gepredigt, in der Schule unterrichtet worden. Sie wußte die Namen der deutschen Geistlichen, die in diesem Jahrhundert hier amtirt, sämmtlich zu nennen: Bärenfaller, Leiter, Lateltin, Netscher, Dreißiger, Bezle; der jetzt hergeschickte heißt Verguet, französischen Stamms, denn der Bischof von Aosta, zu dessen Diözese das Gressoneythal gehört, wolle nichts mehr wissen vom Deutsch als Kirchensprache. Er will das Thal französisch machen und übt vielfach Gewalt. Nur zwei deutsche Kirchenlieder gibt's noch: das Neujahrslied und das Dreikönigslied; doch deutsche Reimverse stehen geschrieben auf den Gräbern der alten Pfarrherren und deutsch sind die Grabinschriften auf den Kirchhöfen, wie auch die Liebeserklärung des Burschen an sein Mädchen deutsch gemacht wird.

Bislang heiratheten die Thalbewohner vorzugsweise unter sich: so blieb der Stamm rein, so blieben die Gewohnheiten und Gebräche der Urväter treu bewahrt. Noch heute trägt die weibliche Bevölkerung den leuchtenden rothen Tuchrock, wenn auch das Tuch dazu nicht mehr wie früher im Thal gewoben wird. Noch in jüngster Zeit trug die Braut die eigenthümlich geformte, reich mit goldenen Arabesken gestickte kostbare Haube. Der rothe Rock heißt Ancktò, die Schürze das Fuder, Furbläz ist das Brustvortuch, welches bei besonderen Gelegenheiten durch das Halsmottschior (wohl vom französischen Mouchoir) ersetzt wird. Von anderen Kleidervokabeln habe ich mir notirt: Chappo die Kappe, Brosttuech die Weste, Bruech die Hose, Hose die Strümpfe, Wolemd die kurze Jacke; Schue die Schuhe. Natürlich ändern sich diese Ausdrücke in den verschiedenen Gemeinden ab, so heißt beispielsweise der Kuß in Gressoney — Schmock, in Issime Ciuppe (spr. Tschuppe!), und nur in Alagna, wie bei den Engländern, Kiß. Der Dialekt ist aber eher weich zu nennen und berührt angenehm durch die vollen Vokale der Endsilben, die in den schweizer Dialekten meist stumm sind. Lieblich klingt „Atto", der Vater, und „Eju", die Mutter.

Mannigfaltiges.

— Fränze und Bobbi. Von „Fränze und Bobbi", den „kleinen Naturalisten", die weiteren Kreisen aus dem Buche „Käthe, ich und die Anderen", von Manuel Schnitzer (Verlag von Friedr. Schirmer, Berlin), durch ihre allerdings etwas drastischen Aussprüche bekannt sind, werden von dem Verfasser der beliebten „Käthebücher" wieder einige allerliebste Geschichten erzählt, die wir hier mittheilen wollen. Kürzlich ging ein kleiner, gelähmter Mann an Fränze vorbei und da sagte sie zu ihrer Mama im Tone tiefsten Mitleids: „Ach, Mutter, dieser kleine Mann ist mir so dauerhaft!" Mama verstand nicht gleich, was Fränze meinte, und fragte: „Warum?" „Na, weil er mir so leid thut!" Und Bobbi sagte erst dieser Tage zu Fränze, als beim Spielen ihr Mäulchen nicht still stehen wollte: „Fränze, mit Dir spiel' ick nich — Du bist mir heute zu redlich!" Wie Bobbi sich das „Zanken" vorstellt, das geht aus einem Gespräch hervor, das er mit Ida, dem Aufwartmädchen führte. „Ida, wollen Sie sich vielleicht nicht ein bischen zanken mit mir?" „Nein, mein Junge." „Aber ich möchte mich ein bischen gern zanken."

„Warum denn?" „Na, ich möchte gern." „Wie macht man das, Bobbi?" „Na, das ist doch nich schwer. Erst schreien Sie ein bißchen, dann schrei ick mächtig, dann schreien Sie ganz doll, na und dann hau ick Ihnen eine . . ." Vor einigen Tagen sah Fränze eine Equipage, die von einem prächtigen Rappen gezogen wurde, der einen weißen Fleck auf der Stirne hatte. Sie machte Bobbi auf das Pferd aufmerksam: „Sie mal, Bobbi, den schönen Schimmel!" Bobbi sieht das Thier prüfend an, und meint entrüstet: „Bist Du dumm! Das ist doch kein Schimmel. Das Pferd ist doch ganz schwarz." „Ja," meinte Fränze, „es ist eben ein Trauerschimmel!" Wir hatten an demselben Tage eine Todesanzeige bekommen, und Fränze war die schwarze Umrandung des Briefumschlages erklärt worden. Der „Tod" ist auch so ein Problem, das Kinder sehr beschäftigt. Kürzlich fuhr ein leerer Leichenwagen an ihnen vorüber, und da sagte Bobbi äußerst interessirt: „Seh mal, Mutter, ein Begräbnißwagen mit nichs Gestorbenes drin." Fränzi und Bobbi sind richtige Großstadtkinder. Als sie im letzten Sommer auf dem Lande waren und an einem Meierhof vorübergingen, hörten sie das dumpfe Brummen einer Kuh. Da sagte Fränze verächtlich: „Nicht mal die Kühe können hier richtig sprechen, bei uns in Berlin sagen sie „muh". Dieser Tage fühlte sich Bobbi äußerst unglücklich. Er saß inmitten seiner Waffen in ungewöhnlich wortlosem Sinnen und sah sehr traurig drein. „Was ist Dir denn, Bobbi?" wurde er gefragt. Er antwortete trübselig: „Ick hab' doch drei Schießtolen und zwei Kanonen und eine Flinte und eine Generalsflinte und — — und 'nen Säbel und Panzer und — und 'nen richtigen „Karessier"-Helm — — so viel Gewaffen hab' ich — — und" — jetzt kam ein tiefer Seufzer — „und nich einen einzigen Feind — — —" Das war nun sein größter Schmerz zu Weihnachten 1898.

— Eine afrikanische Hofoper. Auf dem Wege nach Kisumbi, dem nordöstlichen Gebiete Unyamwesi schreibt der Chef der Irangi-Expedition, Premierlieutenant Werther, in seinem soeben erschienenen Werke:*) Bei Sultan Muandu (= Affenbrotbaum, also Inbegriff der Kraft und Stämmigkeit), der seinem Namen sehr wenig Ehre machte, der aber, was bei einem Usukuma-Sultan ein unerhörtes Ereigniß ist, nicht weggelaufen war, sondern im Gegentheil uns, mit einem Affenschwanze wedelnd, besuchte, gab es einen amüsanten Tag. Es wurde nämlich auf Allerhöchsten Befehl in der Hofoper Gala-Volksvorstellung gegeben. Wenn man sich etwa in europäischem Größenwahn einbilden sollte, daß es im Innern von Afrika keine Theater-Vorstellungen gäbe, so ist man sehr im Irrthum. Der Intendant — der Posten gilt als oberste Hofcharge — war der Bruder des Sultans. Er trug als Zeichen seiner Würde eine Art von Hofmarschallstab und dirigirte gleichzeitig mit seinen Blicken die Hofkapelle, welche theils, in der Mitte der einen großen Kreis bildenden Choristen hockend, auf einigen Trommeln trommelte, theils sich in diesem Kreise befand und ihre Instrumente an den Knieen bezw. Fußknöcheln trug. Dieselben bestanden nämlich aus Schellen, die zu Ketten aufgereiht umgebunden wurden. Sie waren genau abgestimmt in 8 Tönen. Das Publikum, zu dem auch wir gehörten, bewegte sich außerhalb des Kreises. Billets für Sitzplätze waren nicht ausgegeben. Es begann nun die Vorstellung, deren Inhalt ich zufolge mangelnder Kenntniß des Dialekts nur ahnen konnte. Der Intendant stand in der Mitte und hielt eine Rede, worauf er ein Liedchen anstimmte, in dessen Refrain die ganze Runde hopsend mit einstimmte — die Musiker hopsten dabei genau nach der Tonhöhe ihrer Schellen. Hierauf trat eine Art Mephisto auf, bunt bemalt, mit einem Stock in der Hand, und sang seinerseits ein Lied, indem er sich öfters an die Choristen wandte, welche dann jedesmal mit einer Strophe einfielen — immer hopsend natürlich. Der Intendant antwortete, indem er düsteren Blickes auf den Mephisto losging. Nun folgte ein Zwischenfall. Aus dem Kreise traten einzelne Kammersänger hervor, jeder mit einem charakteristischen Symbol; der eine trug einen Speer, er symbolisirte den Krieg, der andere eine Hacke, er stellte den Ackerbau dar, der dritte ein Stück Zeug, er versinnbildlichte den Handel u. s. w.; ob die junge Dame, die vortrat, die rationelle Kinderernährung darstellen wollte, entzog sich meiner Beurtheilung. Jede dieser Figuren sang ein Stück und zog sich dann wieder in den Kreis zurück. Einzelne Arien und Musikpiècen wurden auf allgemeines Verlangen da capo gegeben. Die Vorstellung wurde schließlich durch einen Platzregen unterbrochen, sie fand nämlich unter freiem Himmel auf einer eigens dazu vorhandenen Wiese statt.

*) „Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ost-Afrika." Herausgegeben von Premierleutnant W. Werther. Berlin. Verlag von Hermann Paetel.

— Der Tertianer. Vater (die Censur lesend): „Was ist das nun mit Dir, Eduard; früher bist Du immer heraufgekommen, eine Zeit lang warst Du sogar Erster in der Klasse und jetzt bist Du, wie ich hier zu meinem Entsetzen sehe, Zweiundzwanzigster geworden!" — Der Gymnasiast: „Ja, Vater, wie soll ich denn das machen, ordentlich heraufzukommen, wenn ich nicht mal ordentlich herunterkomme?"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 29. Montag, den 6. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

29 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist unnöthig, mein Lieber," sagte ruhig der Russe. „Sie können nicht öffnen. Die Schläge an allen meinen Wagen schließen sich durch einen Mechanismus meiner Erfindung, und man muß das Geheimniß kennen, um aussteigen zu können."

Jottrat knirrschte vor Wuth mit den Zähnen und antwortete kein Wort.

„Ich begreife Ihre Ungeduld," erwiderte der Russe, immer unstörbar, „aber freuen Sie sich, wir sind angekommen."

Eine Minute später hielten die Pferde an, und fast in demselben Augenblick wurden die Schläge von außen geöffnet.

Jottrat erblickte kaum durch den Nebel schwarze, unbewegliche Gestalten, die sich stillschweigend vor dem Wagentritt aufstellten. Er erkannte, daß man an ihn wollte, und es war nicht mehr zweifelhaft, daß man ihn in eine Falle gelockt hatte, denn die Unbekannten hatten sich so gestellt, daß Sie ihm den Weg versperrten, und sie streckten bereits die Arme aus, um ihr Opfer zu ergreifen. Es waren ihrer vier und Jottrat glaubte in der Hand desjenigen, welcher dem Wagen am nächsten stand, einen langen Gegenstand zu erblicken, der ein Riemen oder ein Band von irgend einem Stoff zu sein schien.

„Nun, mein lieber Herr, Sie waren so eilig und steigen jetzt nicht aus?" sprach hinter ihm die dröhnende Stimme Koreffs.

„Ich komme, Elender, und ich werde nicht sterben, ohne Dich niedergeschlagen zu haben," schrie Jottrat, sich mit geschlossenen Fäusten aus dem Wagen stürzend. Trotz seines Alters war Jottrat stark und geschickt. Sein erster Sprung warf Herrn von Koreff über den Haufen, denn er hatte die Geistesgegenwart, auf der Seite hinauszuspringen, welche derjenigen entgegengesetzt war, von welcher die Unbekannten ihn erwarteten, und der Russe rollte mit dem Agenten auf den Boden, aber noch ehe Jottrats Hände Zeit gefunden hatten, zuzudrücken, hatte ein in fremder Sprache gemachter Appell eine Verstärkung von vier Mann auf den Kampfplatz gerufen. In weniger als einer Minute war Jottrat, selbst von kräftigen Händen angegriffen, außer Stande, die geringste Bewegung zu machen.

„Ich werde sterben," dachte der unglückliche Agent.

Er fühlte, daß man ihm zuerst die Arme und Beine mit Stricken, die Augen mit einem Tuch verband, und daß man ihm einen breiten, ledernen Knebel auf den Mund legte. Alle diese Operationen wurden mit einer Schnelligkeit ausgeführt, die eine lange Praxis in gewaltsamen Handlungen bekundeten.

Er konnte sich nicht bewegen, nicht mehr sehen noch sprechen, aber er athmete frei und war nicht verwundet.

Er fühlte sich an Kopf und Händen aufgehoben und rasch fortgetragen. Außer den Schritten seiner Träger erkannte er ganz deutlich den viel leichteren Schritt des Herrn von Koreff. Der Sand, der unter den Schritten der Träger knirrschte, deutete darauf hin, daß man durch einen Garten ging und nach wenigen Augenblicken hatte er davon die feste Ueberzeugung erlangt. Zwei oder drei kleine von dem dichten Nebel feucht gewordene Zweige waren über sein Gesicht gestrichen, und ein schwacher Geruch feuchter Erde erhob sich vom Boden.

Bald stand der Zug still und er vernahm das Geräusch eines schweren Schlüssels in einem rostigen Schloß. Sobald die Thüre geöffnet war, marschirten die Träger ganz frei und ohne den geringsten Aufenthalt, woraus Jottrat schloß, daß man sich in einem zum Voraus beleuchteten Raum befinde. Gleichzeitig bemerkte er, daß man auf einem abschüssigen Hang niederstieg. Er fand, daß sein Kopf höher stand, als seine Füße, und er spürte sehr wohl den Widerstand, den diejenigen, die vorn marschirten, leisteten, indem sie sich auf die Absätze steiften.

Das wurde schrecklich. In welches Grab brachte

man ihn? Würde man ihn lebendig begraben, ihn in irgend ein unterirdisches Gefängniß sperren und ihn daselbst verhungern lassen?

Man stieg immer abwärts, und die Luft wurde feucht und dick. Es war nicht mehr der Geruch der bebauten Erde. Es war der unerklärbare Geruch des Schimmels, den man nur in Kellerräumen verspürt. Mitunter fielen dicke Tropfen auf sein Gesicht und er begriff, daß sie von einem Gewölbe herabfielen.

Man marschirte lange auf diese Weise. Herr von Koreff folgte immer, aber er hatte noch kein Wort gesprochen, seitdem man sich in Gang gesetzt hatte. Der Transport war so still, wie ein Trauerzug.

Es ist mein Todesurtheil, dachte Jottrat, und wir werden an der Thür des Verließes ankommen, in welchem man mich wird langsam verfaulen lassen.

Nun bemerkte er, daß man ihn in einen weiten, gepolsterten Sessel mit Armlehnen setzte, wahrscheinlich in einen Lehnsessel, und einen Augenblick später fühlte er sich durch unsichtbare Kraft aufgehoben und im leeren Raume schweben. Er begriff, daß er vermittelst eines Mechanismus niederstieg, und in der That, nach Verlauf von kaum einer Minute bewies ihm ein leichter Stoß, daß er den Boden berührt habe. Eine Stimme rief ihm in französicher Sprache von oben zu: „Stehen Sie auf und gehen Sie."

Jottrat gehorchte maschinenmäßig, so weit wenigstens als ihm der Gehorsam möglich war; er stand auf und blieb stehen, aber er konnte keinen Schritt machen, weil seine Füße fest zusammengebunden waren. Ein kaum vernehmbares Geräusch von Räderwerk und Rollen deutete ihm an, daß man den Sessel wieder aufzog. Ohne Zweifel würde man die Fallthüre verschließen, und auf immer das Grab versiegeln, worin man ihn gebracht hatte.

Todesstille umgab ihn. Er hatte nicht einmal das Geräusch der Fallthüre vernommen, welche die Höhlung schloß und ebensowenig die Stimmen oder die Schritte seiner Henker. Er athmete eine laue Luft, aber er verspürte keinen Hauch und seine Füße hatten beim Berühren des Bodens keinerlei Unebenheiten gefunden.

Jottrat versuchte in seiner Verzweiflung nicht mehr, gegen sein Geschick anzukämpfen. Er ließ sich zu Boden sinken und streckte sich auf der Stelle aus, wo er von dem Sessel aufgestanden war. Er legte sich nieder um zu sterben. Die Stricke, womit er gebunden, schmerzten ihn fürchterlich. In seinen an der Brust festgebundenen Armen verspürte er das Prickeln, das eine Folge der Erstarrung derselben war, und seine zusammengebundenen Beine fingen an zu schwellen. Der Knebel, den man auf seinen Mund gedrückt, hinderte ihn am Athmen und mußte ihn auf die Dauer ersticken. Dieser Gedanke, der ihm rasch durch den Kopf fuhr, hatte etwas Tröstendes für ihn und er suchte das Ersticken zu fördern, indem er den Athem zurückhielt und das Gesicht gegen den Boden drückte. Es gelang ihm nur eine Art Betäubung hervorzurufen, er verfiel in eine Erstarrung, die weder Ohnmacht noch Schlaf war. Er schlief nicht, er hatte die Besinnung nicht verloren, er war vernichtet.

Es war Jottrat unmöglich, die Zeit abzuschätzen, während welcher dieser Zustand dauerte. Mitunter hatte es ihm geschienen, als ob eine Hand ihn führe, aber er konnte sich keineswegs erinnern, was geschehen war, seitdem man ihn in diesen unterirdischen Raum hinabgelassen hatte, als er den Ton einer bekannten Stimme vernahm.

„Nehmen Sie den Knebel und die Binde von Ihren Augen fort," rief derjenige, der ihm bereits befohlen hatte, sich von dem Sessel zu erheben.

Jottrat befürchtete dieses Mal irgend einen grausamen Spott, weil sein Henker ihn gefesselt, und ganz außer Stande, dem Befehle nachzukommen, hatte liegen lassen. Die erste Bewegung, die er machte, bewies ihm jedoch, daß seine Glieder frei waren.

Mit einem Sprung war er auf den Beinen und ohne Mühe löste er den ledernen Knebel, der ihm den Mund verschloß.

„Entfernen Sie die Binde von Ihren Augen," rief von Neuem die Stimme von oben herab.

Jottrat fuhr nur mit größtem Widerstreben mit der Hand an die Binde. Es schien ihm, daß er nur das Gesicht wieder erlangen werde, um irgend ein schreckliches Schauspiel zu sehen. Seine Finger zitterten und er brauchte lange Zeit, um den Knoten zu lösen, der das Tuch auf seinem Gesicht befestigt hatte.

Als die Binde fiel, empfand Jottrat eine Art Blendung. Seine Augen, welche eine Zeit lang das Licht entbehrt hatten, schlossen sich wieder seinen Willen und es verlief mehr als eine Minute, bevor er sich derselben wieder bedienen konnte. Nach und nach gewöhnten sie sich an die große Helle, die vor ihnen erglänzte, und der Gefangene blickte um sich.

Er befand sich in einem von vier Seiten eingeschlossenen Saale, dessen Wände mit einer glatten Lage Stuck überzogen waren, die dem Orte jedes Aussehen eines Gefängnisses benahmen. Die Decke bildete ein Gewölbe, wie in einem Souterrain, aber das Mobiliar dieses sonderbaren Lokals ließ keinen traurigen Gedanken aufkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Lili's Début.

Humoreske von Bertha Katscher.

Jeder, der Lili kennt, muß sagen, daß sie ein allerliebstes naseweises Geschöpfchen ist, welches Gott in seiner besten Geberlaune geschaffen. Zierlich vom Scheitel bis zur Sohle, ein lebendiges Bisquitporzellanpüppchen! Und dabei so lustig! Im Kreise ihrer Intimen nannte man sie nicht anders, als „Sonnenscheinchen", denn wohin sie ihren Fuß setzte, brachte sie Licht und Frohsinn. Die Langweile war ihre bitterste Feindin und mit Recht, denn Lili verstand es, die grämliche Dame stets aus dem Felde zu schlagen.

Man glaube aber nicht, daß Lili nur für Allotria Sinn hatte. O nein, sie war für ihre jungen Jahre ein wahrer Sokrates an Weisheit. Sie wollte eine Kämpferin für die Rechte der „unterdrückten Frauen" werden. Sie zwar, das müsse sie eingestehen, war nie unterdrückt worden — bewahre! Alle Welt, ihre Mama, ihre süße, liebe altmodische kleine Mama an der Spitze, verwöhnte sie, daß es eine Schande war! Um so heldenhafter dünkte es ihr, wenn sie, das Schoßkind des Glücks, sich auf die Seite der „Unterdrückten" stellte und deren Sache zu der ihrigen machte. Mama freilich sah es nicht gerne; die schwärmte noch für Strickstrumpf und Kochlöffel. Lili aber haßte nichts so sehr wie gerade Kochlöffel und Strickstrumpf, diese überwundenen Standpunkte des modernen Frauenlebens.

Kochen und stricken! Lächerlich! Welch' geistig aufgewecktes Geschöpf wird sich mit derlei geisttödtenden Dingen beschäftigen! Schon aus purer Menschenfreundlichkeit durfte man es nicht! Hieße das nicht, den armen Köchinnen und Strickerinnen Konkurrenz machen! Hätten die Sozialisten, Anarchisten und sonstigen -isten, die sich mit dem Wohl und Wehe des Volkes befassen, nicht das vollste Recht, über Ausbeutung desselben zu klagen! Nie und nimmer würde sie sich dazu hergeben, eine solche Anklage auf sich zu laden. Was würde der „göttliche" Dr. Ewald Bock von ihr denken? Er, der mit seinem ganzen gewaltigen Können für das Volk eintrat! Nie wird sie jenen Abend vergessen, an welchem sie Dr. Bock bei Schützenaus kennen gelernt! Wie ungern war sie hingegangen! Die gelehrte Gesellschaft, die man zumeist dort antraf, langweilte sie. Immer nur hübsch zuhören, was die Herren — lauter ältere Jahrgänge — sprechen, wenn's einem auf der Zunge prickelt, etwas Lustiges zu sagen! Die Damen ließen sich bei ihrem „schwarzen Peter" oder Whist schon gar nicht stören. Wie freudig überrascht war Lili, als sie damals bei ihrem Eintritt in den Salon eine jugendliche Hünengestalt bemerkte. Und wie pochte ihr thörichtes kleines Herz, als Dr. Bock ihr vorgestellt wurde und sie in sein nicht gerade schönes aber kluges Gesicht blickte! Die scharfen, guten Augen schienen ihr prüfend in Herz und Nieren zu dringen. Ein leichtes Lächeln zuckte befriedigt über seine Lippen, die Prüfung mußte für Lili günstig ausgefallen sein, denn er sagte:

„Gnädiges Fräulein, ich glaube, wir werden bald gute Freunde sein."

Auch ihr schoß dieser Gedanke durchs Hirn. Aber die überlegene Art, in der er es sagte, reizte sie zum Widerspruch.

„Das glaube ich nun ganz und gar nicht, denn ich kann Männer überhaupt nicht ausstehen, sie sind alle so eingebildet und verlangen, daß wir Frauen in Demuth vor ihnen zerfließen. Alle sind Egoisten! Alle durch die Bank!"

Sie hatte sich in Hitze geredet; ihre Augen blitzten und ihre Wangen glühten. Hoheitsvoll, mit dem Kopfe nickend, wollte sie an ihm vorbeischweben. Sie war mit sich zufrieden. Dieser Herr sollte sich nur ja nicht einbilden, daß er ihr imponirt habe.

„Hoho, mein Fräulein, wenn man eine solche Hypothese aufgestellt hat, muß man sie auch begründen und darf nicht ausreißen! Also wir Männer sind alle Egoisten? Wenn ich es genau bedenke, muß ich Ihnen wahrhaftig Recht geben. Ja, ich will Ihnen sogar ehrlich eingestehen, daß ich selbst diesen weisen Satz wiederholt in meinen Vorträgen zum Ausdruck gebracht habe. In unserem Urtheil über das schlechte Mannsvolk wären wir also einer Meinung. Ich bin sehr begierig, zu erfahren, wieso Sie zu derselben gekommen sind? Haben Sie vielleicht den weisen Ausspruch in einem Marlitt'schen Roman gelesen? Denn daß Sie bei so jungen Jahren aus eigener Erfahrung — — — — — —"

„Mein Herr!" unterbrach ihn Lili streng und warf sich in die Brust, „lassen Sie sich ein für alle Mal gesagt sein, daß ich gewohnt bin, selbst zu denken und nicht nöthig habe, andere für mich denken zu lassen. Auch scheinen Sie mich für jünger zu halten, als ich bin — gestern wurde ich 17 Jahre!"

„Allen Respekt, mein Fräulein, vor Ihrem reputirlichen Alter! Mit 17 Jahren hat man allerdings schon das Recht, selbst zu denken. Aber, verzeihen Sie die Grobheit, bei Damen kommt das leider selbst in einem noch höheren Alter selten vor. Es ist wirklich hübsch von Ihnen, daß Sie sich der Mühe unterzogen haben, über das Männergeschlecht nachzudenken. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dafür Ihr reizendes Händchen küsse."

Ehe sie es verhindern konnte, hatte er mit tiefer Ehrfurcht ihre Rechte geküßt. Seine Augen aber lachten dabei schelmisch-gutmüthig und wenn Lili jemanden

lachen sah, mußte sie mitlachen. Sie konnte nicht anders. Es war ein köstlicher Abend. So geistreich und lustig wie Doktor Bock hatte sie noch Niemanden plaudern gehört. Und wie er es verstand, ihre innersten Gedanken ans Tageslicht zu locken! Ach, sie hätte bis in alle Ewigkeit mit ihm plaudern mögen! Leider war Mama nach 12 Uhr nicht mehr zu halten. Ein „Backfisch“, sagte sie, müsse um diese späte Stunde schon in den Federn liegen. Mit der ernstesten Miene von der Welt gab der abscheuliche Mensch Mama Recht. Nichts sei so ungesund für Körper und Seele als unsere moderne, bis in den Morgen dauernde Geselligkeit — namentlich für junge Mädchen. Und dann hielt er einen kurzen Vortrag über die grundfalsche Mädchenerziehung im allgemeinen.

„Wenn unsere unsterblichen Dichter auferstünden und all' die Modepuppen unserer Salons, all' die oberflächlichen, gedankenlosen Frauen erblickten, sie würden aus allen ihren Werken jene Stellen, die das Lob der Frauen singen, ausmerzen. Nicht als ob das Weib aufgehört hätte, das Schooßkind der Natur zu sein. Es gibt ja nichts süßeres, reineres, als eine Mädchenknospe,“ (dabei blickte er Lili tief in die Augen, so tief, daß sie glaubte, sie müsse diesen Blick ewig fühlen) „aber da wird so lange von Mama, von Tanten und Basen daran herumgemodelt, bis die ganze Ursprünglichkeit verloren geht und jeder Sinn für die Entwicklung des Geistes. In erster Linie wird die Putz- und Genußsucht großgezogen, von Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit keine Spur! Das wahre Glück beruht aber doch nur auf diesen Eigenschaften. Kein Staat, keine Gemeinde und kein Haus kann bestehen, wenn es nicht auf gesunder wirthschaftlicher Grundlage aufgebaut ist. Es ist traurig, wenn die junge Frau erst von ihrer Köchin lernen muß, was man zu einem Mittagessen braucht!“

„Zu meinem Bedauern sehe ich, daß Sie, Herr Doktor, zu jenen Männern gehören,“ unterbrach ihn Lili, „welche die Frau am liebsten wieder vor's Spinnrad setzen oder ihnen den Kochlöffel in die Hand stecken würden, damit sie nur ja recht dumm bleiben — die treuen Sklavinnen ihrer Herren! — Wir lassen uns das aber Gott sei Dank im 19. Jahrhundert nicht mehr gefallen! Wir werden den Herren der Schöpfung schon zeigen, was wir leisten können, wenn man uns die Bahn freigibt. O, mein Herr Doktor, die Zeit der Knechtschaft hat aufgehört, wir schütteln die Fesseln ab und nehmen den Kampf mit euch auf!“ schloß Lili erregt.

„Sie werfen mir also schon bei unserer ersten Begegnung den Fehdehandschuh in's Gesicht? Und ich sage Ihnen, mein kleines Fräulein, Sie werden sich in nicht gar zu langer Zeit dennoch zum Kochlöffel bekehren, was übrigens den höchsten Geistesschwung nicht ausschließt,“ entgegnete Bock ganz ernst.

„Niemals! Für Sie, mein Herr, bin ich übrigens kein „kleines Fräulein“. Diese Vertraulichkeit verbitte ich mir. Ich heiße Lili von Gutrow. Sie scheinen vergessen zu haben, daß Geheimrath von Gutrow mein Vater ist und daß ich als seine Tochter den mir gebührenden Respekt fordern darf!“

Sprachs und verschwand.

Wie gut dem niedlichen kleinen Ding sogar Trotz und Hochmuth kleideten! Ewald Bock, der bekannte und gefürchtete Volksvertreter, der schneidigste Redner im Parlament, blickte Lili, die ihn wie einen Schuljungen abgekanzelt hatte, schmunzelnd nach:

„Sie wird das süßeste Hausmütterchen werden. Da liegt Rasse drin! So liebe ich das Weib! Eine Dosis Selbstbewußtsein, gepaart mit Verstand und Mutterwitz, Schönheit und echter Weiblichkeit, das gibt eine Frau nach meinem Geschmack. Ewald, alter Knabe, zeig' was Du kannst! Du mußt sie Dir noch ein wenig erziehen; ihr das Standesbewußtsein und sonstige Vorurtheile austreiben und dann frisch hinein ins Ehejoch! Ja, herzige Lili, es nützt Dir nichts, wir Beide gehören zusammen!“

Wenn wir wahr sein wollen, müssen wir gestehen, daß Lili einen ähnlichen Monolog hielt, als sie vor dem Zubettgehen sich noch einmal in dem Spiegel besah und mit der Musterung zufrieden war:

„Na warte, Du stolzer Mann, Du sollst noch zu meinen Füßen liegen und mir das „kleine Fräuleinchen“ abbitten. Wenn ich Dich erst so weit habe, will ich Dir auch verzeihen. Still, Du dummes Herz .... Ach, er gefällt mir so gut! Er ist zu süß und himmlisch!... Aber zum Kochlöffel bekehr ich mich doch nicht.

(Schluß folgt.)

Nutzlose Liebe.

Du glaubst, Du kannst den Feind mit Liebe zwingen?
Mit Liebe komme nur zu Deinem Gott!
Beim Teufel wird es Dir niemals gelingen!
Er kennt ja nicht des Meisters Hauptgebot.

Dem Eisenstarken wird es oftmals bange,
Schaut er ein teuflisch boshaft Angesicht —
In jedem Paradies ist eine Schlange
Selbst Christi Liebe rührte Judas nicht.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 30. Dienstag, den 7. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

30 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

In einer Ecke stand ein einfaches Bett von untadelhafter Reinheit; einige Stühle und zwei Lehnsessel mit Lederpolstern waren an den Wänden entlang aufgestellt; im Hintergrund ein Schrank von Nußbaumholz; in der dem Bette gegenüberliegenden Ecke stand ein zum Schreiben eingerichteter Tisch. Zwei Lampen, die vom Gewölbe herabhingen, beleuchteten dieses seltsame Innere, das eher dem Wohnzimmer eines Studenten glich, als einem Gefängniß.

Eine auf dem Anrichtetischchen sehr reinlich aufgestellte Mahlzeit vervollkommnete die Illusion. Man konnte sich bei einem Junggesellen wähnen, der seinen Freund zum Frühstück erwartet.

Als Jottrat dies Schauspiel, worauf er so wenig gefaßt war, überschaut hatte, fragte er sich, ob er träume oder wache.

Die von oben kommende Stimme brachte ihn wieder zur Wirklichkeit zurück:

„Gute Nacht,“ rief ihm sein unbekannter Kerkermeister zu, „Sie sind zu Hause, schlafen Sie wohl.“

Bevor er noch Zeit hatte, den Kopf zu erheben und in die Höhe zu schauen, deutete ihm ein trockenes Geräusch an, daß die Fallthüre sich wieder geschlossen hatte, und als sein Blick das Gewölbe traf, konnte er nichts mehr sehen.

Der gefangene Polizeiagent entschloß sich, einen Gang um sein Gefängniß zu machen, und begann zögernden Schrittes zu gehen. Er befürchtete jeden Augenblick, den Fuß auf irgend eine Fallthüre zu setzen und in einen Abgrund zu stürzen. Bei dem ersten Versuche bemerkte er nichts, und er fand keines jener gefürchteten Geheimnisse. Der Ort, wo er sich befand, war ein gewölbtes Zimmer und glich nur in einem Punkte einem Gefängniß: man sah keine Thüre.

Jottrat konnte die Wände seines Zimmers befühlen, wie er wollte, er fand nirgendwo eine Fuge. Es stand fest, man gelangte in dieses sonderbare Domizil nur durch das Gewölbe.

Dasselbe war ziemlich hoch gelegen und durch die mit Lichtschirmen versehene Lampe schlecht beleuchtet. Es schien schwer, sich über die Construktion Rechenschaft zu geben und Jottrat verschob dies auf den folgenden Tag. Der Gedanke, daß er hiezu bis auf den folgenden Tag warten müßte, regte bei ihm die Frage an, ob je das Tageslicht bis in dieses unterirdische Gelaß scheinen würde.

Er glaubte jedoch in dem oberen Theile der ihm gegenüberliegenden Seite eine lange verglaste Oeffnung zu bemerken. Das Lampenlicht schien durch ein mattgeschliffenes Glas zurückgeworfen zu werden. Der Gedanke, daß sein Grab hier möglicherweise einen Ausgang habe, grub sich in seinem Geist ein, und in der Hoffnung, die sich so leicht der Gefangenen bemeistert, sprach er: „Ich werde hierdurch frei werden.“

Jottrat legte sich nun angekleidet zu Bett und schlief bald fest ein. Sein Schlaf war schwer, ohne Träume, fast letharisch, und dauerte beinahe 12 Stunden. —

Als er erwachte, sah er ein ganz anderes Bild vor sich. Die Lampen waren verschwunden und ein zweifelhaftes Licht drang in die Gruft. Jottrats erstes Gefühl war das der Freude. Er war nicht ganz begraben, weil er das Tageslicht sah; es kam ihm vor, als ob dieser kurze Sonnenstrahl der Lebendigen ihn mit der Außenwelt verbinde.

Er sprang aus dem Bette und suchte sich über die unverhoffte Helle Rechenschaft zu geben. Er hatte sich Abends vorher nicht getäuscht, und die Oeffnung, die er im Dunklen glaubte bemerkt zu haben, bestand in Wirklichkeit. Sie hatte wenigstens drei Fuß Höhe und nahm die ganze Breite der Wand ein, in welcher sie angebracht war, aber sie war hoch vom Boden, daß es unmöglich gewesen wäre, sie zu erreichen, selbst wenn man die Möbel aufeinandergestellt hätte.

Im Uebrigen war in der Anordnung des Mobiliars während der Nacht nichts geändert worden. Er sah den Anrichtetisch wieder, worauf das zubereitete Essen

stand, den großen Schrank und den Schreibtisch und jetzt erst bemerkte er, daß er hungrig war. Jetzt, da er entschlossen war, die Ereignisse abzuwarten und bis Ende zu kämpfen, fühlte er sich bereit, vorläufig das sonderbare Leben zu führen, das man ihm bestimmt hatte. Er setzte sich also zu Tisch, und aß mit einem durch moralische und physische Müdigkeit verschärften Appetit.

Diese Mahlzeit war ihm zuträglich, denn sie gab dem Körper die Kraft und seinem Geist die Thätigkeit wieder und sobald er das physische Gleichgewicht wieder erlangt hatte, ohne welches man nichts unternehmen kann, begann er von Neuem die Untersuchung seines Gefängnisses.

Er war im Begriff, abermals die Runde um dasselbe zu machen, als seine Augen auf einen Gegenstand fielen, den er am Abend nicht bemerkt hatte. Mitten auf dem seinem Bette gegenüberstehenden Tisch bot sich seinen Blicken ein dickes, eingebundenes Buch dar. Dieser Folioband erklärte ihm einestheils die getroffenen Vorsichtsmaßregeln, um ihn an einer Flucht zu verhindern und anderntheils die Sorgfalt, ihn am Leben zu erhalten. Man wollte ihn augenscheinlich solange behalten, bis er das in dem Buche enthaltene Geheimniß über ein großes Vermögen gefunden und überliefert haben würde. Sein Leben war also für eine Zeit lang gesichert, aber was nachher? — Wer würde ihn gegen die Rache Koreffs schützen, sobald dieser Herr des Geheimnisses würde?

Er setzte sich an den Tisch, welcher das geheimnißvolle Buch trug, und öffnete dasselbe mehr aus Neugierde, als aus Gehorsam gegen die Befehle Koreffs.

Der Titel: Geschichte der Provinz Normandie, machte sich auf der ersten Seite in dicken Buchstaben breit. Es erschien ihm sonderbar, daß ein Schwede das Geheimniß seines Vermögens gerade in einem, aus einem französischen, wenig bekannten Werk entnommenen Band niedergelegt habe. Ein unbestimmtes Vorgefühl sagte ihm, daß dieser Band wohl ein ganz anderes Geheimniß enthalten könne, und er sah eine entfernte Beziehung zwischen dieser Geschichte der Normandie und den Reisen des Marquis Roger von Mensignac nach jener Provinz.

Er wandte langsam die ersten Blätter um, als ein halb ausgelöschtes Zeichen ihm auffiel. Es war ein auf den unteren Rand einer Seite gedrucktes Siegel und man erkannte sehr wohl eine Krone und ein Wappen. Jottrat neigte sich über das Buch, indessen konnte er aus diesem Siegel nichts erkennen. Es schien ihm jedoch, als hätte er schon irgendwo diesen mitten durch einen Schild gehenden Balken gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Lili's Début.

Humoreske von Bertha Katscher.

(Schluß.)

Arme, kleine Lili! Der Trotzkopf ahnte nicht, zu was allem sich ein liebendes Herz bekehrt. Und Ewald packte die Sache so geschickt an! In Wirklichkeit war er ein eifriger Verfechter der Frauen-Emanzipation, jener Emanzipation, die für die *geistige* Entwicklung der Frau eintritt. Er hielt Vorträge über diesen Gegenstand, zu denen er Lili einlud. Mit welcher Achtung und Ehrerbietung sprach er da vom weiblichen Geschlecht, dem er die *geistige* Gleichberechtigung mit dem Manne zusprach und es ermunterte, in dem Kampf um seine Jahrtausende bestrittenen Rechte nicht zu erlahmen.

„Uns Männern der Neuzeit," sagte er einmal, „würde eine Frau vom alten Zopf gar nicht mehr genügen. Was wir brauchen, sind verständnißvolle, gute Mitstreiterinnen, welche uns helfen sollen, unsere erstrebten Ideale zu verwirklichen. Unter Emanzipation verstehen wir nicht verschrobene „Blaustrümpfe", sondern warmherzige, muthige Frauen mit offenem Sinn, klugem Verstand. Solche Frauen werden nicht *nur* an Tand und Genuß denken, sie werden auch tüchtige Hausfrauen, gute Erzieherinnen ihrer Kinder und Untergebenen und vor allem verständnißvolle Gattinnen sein."

Je näher Lili Doktor Bock kennen lernte und je öfter sie ihn sprechen hörte, desto mehr schwärmte sie für ihn. Ihr Tagebuch enthielt zahllose Seiten mit Schilderungen seiner äußeren und geistigen Vorzüge. Nur eins mißfiel ihr, daß er immer wieder darauf zurückkam, das Szepter der Frau sei der Kochlöffel. Jedes Opfer wollte sie ihm bringen, — hatte sie doch sogar Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" gelesen, zu Ende gelesen; freilich hatte sie nicht viel davon verstanden! — Aber selbst beim Kochherd stehen, oder sich gar mit den Marktweibern abgeben — niemals! Das war von einer Geheimrathstochter zu viel verlangt. Von welch' ganz anderem Standpunkt als er hatte sie bisher die Emanzipation der Frau betrachtet! Gleiche Pflichten, gleiche Rechte! Wem fiele es ein, vom Manne zu verlangen, daß er sich zum Kochherd stelle! Derartige Verrichtungen gehören den Ungebildeten, den geistig Armen zu.

„Ich könnte mich nie entschließen, eine Frau zu heirathen und wenn ich noch so verliebt in sie wäre, die nichts von der Küche verstünde," erklärte ihr Ewald eines Tages beim Eislaufen. „Ich habe mich selbst zu lieb, um mich auf Gnade und Ungnade einer bezahlten Person zu ergeben. Auch fühle ich mich als Mitglied einer Friedensgesellschaft verpflichtet, dafür zu sorgen,

daß in meinem Hause der Friede nie gebrochen werde, und das würde er täglich, wenn mein Weibchen nichts von Küche und Wirthschaft verstünde. Brr, ich sehe sie im Geiste, die häuslichen Szenen — das Wirthschaftsgeld langt nicht, die Köchin braucht zu viel, Thränen bei der gekränkten Frau, Thränen bei der gekränkten Köchin und eine gähnende Leere in meiner Geldtasche! Am nächsten Tage verdorbenes Essen, verdorbener Magen, böse Gesichter und so weiter — eine Kette von sich wiederholenden Verdrießlichkeiten! Ich danke schön! Die Magenfrage ist und bleibt für den Menschen das Wichtigste."

Lili verbrachte nach jenem Gespräch eine böse Nacht. Schwere Träume quälten sie, in denen renitente Köchinnen Gift in die Speisen des geliebten Ewald mischten. Sie stand händeringend an seinem Bette und gelobte, kochen zu lernen, wenn er nur wieder gesund würde und sie zu seiner Frau nähme. Der Tod gringste sie an und sprach:

„Das hättest Du früher thun sollen, jetzt gehört „er" mir und ich lasse mir von einem eigensinnigen, hochmüthigen, dummen „kleinen Fräulein" meine Leute nicht entreißen. Es ist nicht das erste Opfer, das mir auf diese Weise zufällt."

Wie an allen Gliedern zerschlagen, stand Lili auf und begab sich ernster als sonst zum Frühstück. Wie sollte sie es nur anstellen, ohne den Spott von Emma, der Köchin, und ohne Verdacht bei Mama zu erregen, in die Küche zu gehen? Diese Emma war auch eine zu unfreundliche, abscheuliche Person, die Niemanden neben sich duldete.

„Mein Gott, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht! Es gibt noch so vieles für den heutigen „jour" zu bedenken und zu besorgen. Emma hat alle Hände voll zu thun, nun soll sie auch noch zu Markte gehen," klagte die Frau Geheimrath, als Lili ins Zimmer trat.

„Liebes Mamachen, könnte ich nicht gehen? fragte sie schüchtern.

„Du wolltest? — — —" rief die Geheimräthin höchlich erstaunt und ließ beinahe die kostbare Tasse, die sie zum Munde führen wollte, fallen. „Das wäre ganz reizend von Dir! Wirst Du aber auch im Stande sein ....? Du warst ja in Deinem Leben noch auf keinem Markt!"

„Na hör' mal, Mama, einen Fisch werde ich doch kaufen können, das dürfte doch nicht gar so schwer sein!"

„Gewiß nicht, mein Kind. Du kaufst einen großen lebenden Karfen. Es ist wirklich lieb von Dir, mir diese Sorge abzunehmen. Im Vorbeigehen kannst Du auch den Zuckerbäcker erinnern, daß er die Eistorte nicht später als 8 Uhr schicke."

„Ich werde mich sehr beeeilen, Mamachen, damit ich euch auch noch in der Küche ein wenig helfen kann."

„In ... der ... Küche?" Mama Geheimräthin traute ihren Ohren nicht. Lili, ihre Lili wollte in der Küche helfen? Da mußte ein Wunder geschehen sein, das sie nicht begriff. Das muße sie am Abend dem Doktor Bock erzählen, der seit einigen Monaten keinen „jour" versäumte.

Lili war bei dem erstaunten Ausruf ihrer Mutter das Blut in die Wangen geschossen. Aber nicht um eine Welt hätte sie verrathen, daß Dr. Bock das „Wunder" bewirkte. Sie schlüpfte so rasch als möglich mit dem zierlichen Marktkörbchen zur Thüre hinaus und eilte zu dem in der Nähe befindlichen Fischmarkt.

Aber du lieber Himmel, welch' ein Gedränge und Geschrei herrschte da! Die schüchterne Debutantin wurde erbarmungslos hin- und hergeschoben und die groben Verkäufer hörten gar nicht auf ihre Wünsche. Anfangs belustigte sie das wirre Treiben, sie versuchte ihr Glück bei einem anderen Stand — mit demselben Ergebniß. Nein, wie rücksichtslos die Menschen sind! Ueberall siegt der Stärkere über den Schwächeren! Ach, und wie schwach sie war! Aber ohne Fisch geht sie doch nicht heim. Die boshafte, eingebildete Emma würde sich nicht wenig lustig über sie machen. — — — —

„Gnädiges Fräulein wünschen einen Fisch zu kaufen?" flötete plötzlich eine sanfte Stimme neben ihr. „Da darf man nicht so schüchtern und höflich sein .... Am Freitag geht es hier wild zu. Wenn Sie mir das Geld geben, bring ich Ihnen in fünf Minuten, was Sie wünschen. Sehen Sie, Arme muß man haben, wie ich Fräuleinchen."

Wie wenn ihr der Erlöser erschienen wäre, blickte Lili zu dem gutmüthigen Weibe aus dem Volke empor. Es gibt also doch noch gute Menschen auf der Welt.

„Ich kenne Sie gar nicht, liebe Frau, und Sie wollen mir wirklich den Fisch besorgen?"

„Ob ich will! Ich bin einmal so; ich kann nicht zusehen, wie schlecht man das feine kleine Fräuleinchen behandelt."

Lili erklärte der Fremden rasch, was sie brauchte und händigte ihr ein blitzblankes Zwanzigmarkstück ein, mit dem Bemerken, daß sie sich dankbar bezeigen wolle. Geduldig wartete sie abseits von dem Gewühl fünf Minuten, zehn Minuten. Als eine Viertelstunde verstrich und die Frau noch immer nicht erschien, wurde Lili ungeduldig. Schließlich kam ihr ein fürchterlicher Gedanke. Wie, wenn sich die Frau mit dem Gelde aus dem Staube gemacht hätte? Es überlief Lili bald kalt, bald heiß. Sie, das gebildete, vornehme Fräulein

hatte sich von einem „dummen" Weibe aus dem Volke übertölpeln lassen, und wie übertölpeln! Nun hatte sie keinen Fisch und kein Geld und auch Mama's schöner Marktkorb war fort! Welche Blamage! Sie hätte sich ohrfeigen mögen. Sie wußte sich in ihrer Rathlosigkeit nicht zu helfen und stand mitten auf dem Markt, ein Bild des Jammers. „Wenn Doktor Ewald Bock diese Geschichte erfährt, wird er nie mehr etwas von ihr wissen wollen. Ein Mädchen, das nicht einmal imstande ist, einen lebenden Karpfen zu kaufen! Und das will einmal einen Mann beglücken! Uns was für einen! Er darf's nie erfahren . . . .

Wie der Wolf in der Fabel stand Ewald plötzlich vor Lili:

„Ach, Fräulein Lili, Sie hier auf dem Fischmarkt? Habe ich's Ihnen nicht immer gesagt, daß Sie besser sind als ihr Ruf? Aber warum diese Armensündermiene!"

Nun gab es kein Halten mehr. Lilli brach in heftiges Schluchzen aus und beichtete schließlich ihr Mißgeschick. Der Volkstribun tröstete sie so gut er es vermochte und versprach ihr, das böse Weib todt oder lebendig herbeizuschaffen.

„Ohne Fisch gehe ich nicht nachhause!" erklärte Lili unter Thränen.

„Das sollen Sie auch nicht und wenn ich die Karpfen eigenhändig aus der Donau fischen müßte," versicherte Ewald mit der ernstesten Miene. So weit waren sie einig. Nun hieß es, die Marktschwindlerin auftreiben. Lili hatte auch nicht die blasseste Ahnung, wie sie aussah, was sie anhatte. Was thun? Lili mußte um jeden Preis zu ihrem Gelde kommen. Eine glänzende Idee schoß dem Doktor durch den Kopf. Er bat Lili, einen Augenblick zu warten, bis er den Marktkommissär aufgesucht, dieser müsse ihr zu ihrem Gelde verhelfen.

„Wozu ist er denn da? Das ist seine Pflicht und Schuldigkeit."

Nach wenigen Minuten kam er in Begleitung eines stattlichen Herrn in Uniform zurück, der mit strenger Amtsmiene allerlei Kreuz- und Querfragen an Lili richtete, dann in seine Westentasche griff und ein funkelndes Goldstück dem vor Freude erglühenden Mädchen reichte:

„Bitte das Goldstück genau zu besehen, ob es das Ihrige ist. Ich habe es vor kaum zwanzig Minuten einer notorischen Marktschwindlerin abgenommen, die aussagt, ein schönes, blondes, junges Fräulein im rothen Kleide mit Biberkragen und Mütze hätte es ihr für einen Botenlohn geschenkt. Die Personalien stimmen ganz genau auf Sie und, da mir der Herr Doktor eben berichtet, auf welche Weise Sie um Ihr Geld gekommen sind, bin ich überzeugt, daß das Goldstück das Ihrige ist. Erlauben Sie mir, mein kleines Fräulein, Ihnen einen Rath zu geben; wenn Sie künftig wieder einmal um Fische geschickt werden, seien Sie weniger vertrauensvoll. Nicht immer spielt der Zufall eine so gütige Rolle wie heute," dabei warf er einen verständnißvollen Blick auf Dr. Bock, der leicht erröthete, was Lili aber in ihrer eigenen Verlegenheit nicht bemerkte. „Damit Sie nicht ohne Fische heimgehen müssen, will ich Sie gern zu einem „Stand" begleiten."

Lili athmete erleichtert auf. Bald kehrte sie mit einem Prachtkarpfen zu Ewald zurück. Wie ihr Gesichtchen vor Stolz strahlte! Dieser Marktkommissär war wirklich ein „göttlicher" Mensch! Daß er sie vorhin „kleines Fräulein" genannt, hatte er durch seine ritterliche That wettgemacht. Ob es sich nicht schicken würde, ihn zu dem Fischessen heute Abend einzuladen? Mama Geheimräthin liebte zwar nur exklusive Gesellschaften — — Sie zog Bock ins Vertrauen und dieser rieth ihr davon ab. Mit einem dankbaren Lächeln verabschiedete sie sich von dem freundlichen Beamten und versicherte ihm, daß sie ihm zu „ewiger" Dankbarkeit verpflichtet sei.

Erst viel, viel später, als sie schon längst Frau Doktor Bock hieß und eine tüchtige Hausfrau geworden war, erfuhr sie von dem frommen Betrug, den Ewald so geschickt in Szene gesetzt, um sie über ihr Mißgeschick zu trösten.

„O Du Heuchler! Bis zum heutigen Tage habe ich im Stillen für den „ritterlichen" Marktkommissär geschwärmt. Zum Glück bin ich ihm nie wieder begegnet, — — sonst — —"

„Hättest Du am Ende gar ihn statt mich zum Manne genommen? Uebrigens war es gar kein Marktkommissär, sondern ein mir bekannter Zollbeamter, den ich um den Dienst bat; der Mann ist längst nach Magdeburg versetzt."

„Mich so zu hintergehen! Das ist schändlich!"

„Ja, ja, wir Männer sind alle Egoisten, alle durch die Bank! Keine List und kein Opfer ist uns zu schwer, wenn es gilt, sich ein süßes, kleines Weibchen zu erobern. Und erobern mußt' ich Dich, ich hatt' es mir zugeschworen!"

„Du lieber, lieber Mann!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 31. Mittwoch, den 8. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

31 und M. Romany.

Er vertiefte sich in seine Gedanken, und hatte seinen Kopf in beide Hände gestützt, als ein leises Geräusch ihn den Kopf umdrehen ließ. Er konnte einen Schrei der Ueberraschung nicht unterdrücken. Herr vor Koreff stand vor ihm, ruhig lächelnd, mit diesem falschen Lächeln, das ihm eigen war.

„Ich bin es, mein Herr," sagte er, sich mit vollkommenster Ungezwungenheit setzend, „Wollen wir ein wenig plaudern?"

Das Erstaunen Jottrats war so groß, daß er kein Wort der Erwiderung fand.

„Vor Allem, erlauben Sie mir, zu fragen, wie Sie das Logis finden. Ich wäre untröstlich, wenn es nicht nach Ihrem Geschmack wäre, namentlich wenn Ihr Aufenthalt sich verlängern sollte."

Jottrat, über soviel Keckheit verblüfft, schwieg noch immer.

„Hah!" sagte der Russe, immer unstörbar, „ich sehe mit Vergnügen, daß Sie ein Mittel gefunden haben, sich zu zerstreuen und ihre Zeit anzuwenden," wobei er auf das offene Buch vor Jottrat deutete.

„Sie sehen wohl, daß ich Sie nicht getäuscht habe, und daß ich wahrlich Ihres Talentes bedarf, um das Geheimniß zu entdecken, das mein schwedischer Vetter die brillante Idee hatte, in diesen dicken Band zu begraben."

Jottrat richtete sich, wie von einer Feder geschnellt, empor. Der Russe hatte soeben eine Saite berührt, die in dem Herzen des Polizeiagenten alle Gefühle, die ihn seit einem Monat aufgeregt hatten, erzittern ließ. Herr von Koreff hatte von dem Buch gesprochen, und dieses Buch erinnerte Jottrat an alle Verdachtsmomente, die nach und nach bei ihm aufgestiegen waren.

„Meine Talente, sagte er mit zitternder Stimme, „stehen Ihnen nicht zu Gebote, und ich würde Ihnen das Geheimniß, das Sie so eifrig suchen, nicht preisgeben, selbst wenn ich es gefunden hätte.

„Das hätte die Unannehmlichkeit für Sie, Ihren Aufenthalt hier zu verlängern und zwar — — auf unbestimmte Zeit."

„Lassen Sie uns diese Komödie beendigen, sprach Jottrat fest. „Sie werden doch nicht darauf bestehen wollen, mir die Ueberzeugung beizubringen, Ihre Knechte hätten mich gebunden, geknebelt und in diesen Kerker geworfen, um mich zu zwingen, ein ehrliches Werk zu vollführen. Wenn Sie alle die Vorsichtsmaßregeln gebraucht haben, die ein Nichtswürdiger gebraucht, um die Falle zu verbergen, in welche er Jemanden zu locken bestrebt ist, so geschah dies augenscheinlich, weil Sie einen Zweck hatten. Diesen Zweck errathe ich, aber das genügt mir nicht, ich will ihn ganz kennen, ehe ich Ihnen antworte."

„Ich glaube, mein lieber Herr, daß Sie Recht haben," sprach Koreff, ohne den leichten Ton abzulegen, der nur eine Taktik war. „Ich habe, um Sie hierher zu locken, mich keines leeren Vorwandes bedient, und daß ich nicht Einbildungskraft genug besitze, um die Geschichte eines in diesem Buche versteckten Schatzes zu erfinden. Das Buch liegt hier vor Ihnen und enthält in Wirklichkeit die Angabe, wovon ich zu Ihnen gesprochen habe, und ich denke wohl, daß wir, dank Ihrer Mithilfe dazu gelangen werden, dieselbe aufzufinden. Ich werde wegen der Belohnung nicht markten."

Bei den letzten Worten beobachte der Russe Jottrat heimlich, und die Züge des Agenten drückten so vollkommene Gleichgültigkeit und Verachtung aus, daß Koreff sofort zu einem andern Agriff überging.

„Der Preis, den ich Ihnen auf diesen Dienst setzen will," fuhr er in demselben Pflegma fort, ist nichts gegen das, was ich Ihnen zu bieten vermag, wenn Sie mir helfen wollen. Erinnern Sie sich dessen, was am 24. Mai 1830 sich in Havre zugetragen hat?"

Jottrat wurde bei diesen Worten schrecklich blaß und fuhr mit der Hand nach der Brust, wie wenn eine Kugel ihn ins Herz getroffen hätte. Sein Blick umflorte sich und seine Lippen öffneten sich, um einige

Worte durchzulassen. Der Russe ließ ihn nicht aus den Augen und schien sich an der Folter seines Opfers zu weiden.

Plötzlich sprang der Polizeiagent auf und ging, die Zähne aufeinandergepreßt, die Fäuste geballt und das Auge wild, auf ihn zu.

Er war so schrecklich anzusehen, daß Koreff aufstand und einige Schritte zurückwich.

„Ah! Du gestehst es also, Elender," schrie Jottrat, „Du gestehst es also, daß Du es bist, der mir meinen Sohn gestohlen hat, und Du wagst es mir dies zu sagen, wenn Du mit mir allein bist und ich Dich in meinen Händen erwürgen kann."

So sprechend ging er, die Augen voller Wuth, mit ausgestreckten Armen auf seinen Feind zu. Der Russe bewegte kein Glied, er hatte ruhig ein kleines Pfeifchen aus der Tasche genommen, mit welchem er zwei oder drei rasch aufeinander folgende Signale gab. Ein wohlbekanntes Geräusch ließ Jottrat in die Höhe blicken, woselbst sich eine Fallthüre öffnete und zwei Gewehrläufe sich durchschoben.

„Sie sehen, lieber Herr, daß ich meine Maßregeln genommen habe, für den Fall, daß Sie sich ärgern würden. Lassen Sie doch diese Demonstrationen, die zu nichts führen und mich nur in die lästige Nothwendigkeit versetzen könnten, ein zweites Mal zu pfeifen."

Jottrat ging nichtsdestoweniger drohend vorwärts. Der Russe erkannte schnell, daß die Todesfurcht nichts mehr vermöge über einen außer sich gebrachten Menschen und beeilte sich, ihm mit höllischer Geschicklichkeit einige Worte zuzurufen, die er für diesen äußersten Fall aufgespart hatte:

„Es liegt Ihnen also nichts daran, Nachrichten von Ihrem Sohn zu erhalten?"

Diese wenigen Worte wirkten auf Jottrat wie ein eiskaltes Sturzbad. Er trat zurück, stützte sich auf eine Stuhllehne, um nicht zu fallen, und fing schließlich an zu weinen. Herr von Koreff, zufrieden mit dem erlangten Erfolg, wartete ruhig das Ende dieses Schmerzensausbruches ab. Auf ein neues Zeichen hatte sich die Fallthüre wieder geschlossen, und er hatte in einem Sessel seinem Gefangenen gegenüber Platz genommen.

Der Augenblick zur Fortsetzung des mit so günstigem Erfolg begonnenen Angriffes war gekommen, und der Russe, der in den Zügen Jottrats die Fortschritte der so geschickt hervorgerufenen Rührung verfolgte, glaubte, daß es rathsam sei, das System zu wechseln. Der spöttische Ton hatte dem Ausdruck wohlwollender Aufrichtigkeit Platz gemacht.

„Ich habe vorhin auf ein für Sie sehr schmerzliches Ereigniß angespielt," sprach Herr von Koreff, „und bei den ersten Worten, die ich sprach, wollten Sie mich tödten; gleich darauf habe ich Ihnen angeboten, Nachricht von Ihrem Sohn zu geben, und anstatt mir zu antworten, weinen Sie. Gestehen Sie, lieber Herr, daß dies nicht als vernünftiger Mann handeln heißt."

Der Agent fühlte sehr wohl, daß der Russe Recht hatte, aber er zögerte, sich in die Sache einzulassen, in welcher er Verrath und Fallstricke witterte. Die Auskunft annehmen, die ihm Herr von Koreff anbot, hieß beinahe, sich verpflichten, ihm zu dienen. Uebrigens gab ihm nichts die Sicherheit, daß diese Auskunft richtig wäre, und namentlich, ob dieser verhaßte Fremde die Macht habe, ihm sein Kind zurückzugeben.

Er wollte sich vor Allem überzeugen, ob Herr von Koreff nicht in den Wind gesprochen habe.

„Wissen Sie, daß ich noch einen Sohn habe?" fragte er barsch.

„Was liegt Ihnen daran, wenn ich Ihnen nur sage, was aus ihm geworden ist!"

„Werden Sie es mir bedingungslos mittheilen?"

„Mein lieber Herr, Sie erwarten dies gewiß nicht?"

„Dann will ich vor Allem den Werth der Auskunft kennen lernen, die Sie mir mitzutheilen haben?"

„Mit anderen Worten, Sie glauben ich hätte Sie belogen, und daß ich darauf losgehe, Ihnen ein Geheimniß zu verkaufen, das ich nicht besitze."

„Das sind genau meine Gedanken."

„Sie scheinen mir ziemlich vernünftig," sagte Herr von Koreff mit einer Kälte, die einen lebhaften Eindruck auf seinen Gesellschafter machte.

Jottrat hatte einen heftigen Zornausbruch erwartet, oder wenigstens eine zornige Weigerung, ihm auf seine Frage zu antworten.

„Wir haben in der That Beide ein gleiches Interesse daran, daß ich mich offen erkläre, bevor wir unsern Handel schließen," nahm der Russe neuerdings das Wort. „Sie wollen Gewißheit haben, daß ich das vermag, weil ich Ihrer bedarf, und weil es das einzige Mittel ist, Sie zu bestimmen, auf meinen Plan einzugehen. Habe ich es errathen?" fügte er hinzu, ihn scharf anblickend.

„So ungefähr," antwortete Jottrat, der seine ganze Kaltblütigkeit wieder erlangt hatte, trocken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Raddche.

Eine Ascheberger Faschingsstudie
von * * *

Was ist das: Ein Raddche? So wird wohl Jedermann fragen, der mit den Geheimnissen des Aschaffenburger Dialekts nicht vertraut ist. Meines Wissens ist diese geheimnißvolle Bezeichnung selbst in unseren nächsten Nachbarstädten vollständig unbekannt. Noch räthselhafter ist der Ursprung des Wortes. Eine Abkürzung von „Redoutchen" oder eine Zurückführung auf das Wort „Radau" halte ich für unwahrscheinlich, ebenso kann auf einem Raddche von Ratten und Mäusen wohl kaum die Rede sein. Schon eher läßt sich die Auslegung hören, die das Raddchen als eine Veranstaltung bezeichnet, auf der viel „geratscht", d. h. geklatscht und geschwätzt wird. Am wahrscheinlichsten dünkt mir jedoch die Ableitung von dem Worte „Razzia", woraus Razzchen und darauf Raddche entstand, nicht als ob das Raddche mit polizeilichen Streifzügen zusammenhinge, Gott bewahre, der Schutzmann zieht sich auf dem Raddche gewöhnlich rücksichtsvoll in die Nähe des Buffets zurück — sondern das Stammwort „Razzia" kennzeichnet das Raddche eben als das, was es ist, als einen lustigen, tollen Kehraus.

Worin besteht das Wesen eines Raddchens?

Ein Raddche entsteht dadurch, daß man eine größere Anzahl von Männlein und Weiblein vorwiegend jüngeren Datums in einer lustigen Faschingsnacht unter den Klängen einer großen Trommel (die übrigen Musikinstrumente sind ziemlich überflüssig), zu Tanz, Scherz, Wein und Minne „zusammenläßt", wobei die Damen ihr Aeußeres zu maskiren, ihr Inneres zu demaskiren pflegen, während sich die Herren geben, „wie sie sind". Letztere erscheinen im Sonntagnachmittagsausgehanzug. Erblickt man zu vorgerückter Stunde auf dem Raddche Herren in tadelloser schwarzer Toilette, so kann man mit Sicherheit darauf schließen, daß an demselben Abend auch im „Kasino" etwas los ist, beziehungsweise los war.

Je nach dem Namen des veranstaltenden Vereins erhält auch das Raddche seinen Namen; wird das Raddche von privater Seite veranstaltet, so führt es den Namen des Veranstalters, z. B. im Deutschhaussaale das „Wannerraddche", im Adler das . . . . . . doch Namen thuen nichts zur Sache!

Das Raddche läßt sich nach seiner Qualität in drei Gattungen klassifiziren; der „Kenner" erscheint auf dem Raddche erster Qualität um 10 Uhr, nachdem er vorher 2—3 Gläschen guten Cognac zu sich genommen hat; auf dem Raddche zweiter Qualität um 11 Uhr, nach Zusichnahme von 3—4 Glas Bier; auf dem Raddche dritter Qualität um 12 Uhr, nach vorhergegangenem längerem Aufenthalt in einem Bierrestaurant und in einer Weinstube in der Nähe der Stiftskirche.

Nach einem kundigen Blick durch den Saal und einer kurzen mündlichen Orientirung weiß der „Kenner" so ziemlich alle Namen der erschienenen Masken, hütet sich aber, das die betreffenden Damen merken zu lassen. Ob sie nun als „Heilsarmee" auf dem „Ahoi"-, oder als Chinesinnen und Fliegenschwämme auf dem „ABC-Raddche" erscheinen, er hat sie alle gleich heraus; der Tag ist ihm nur Mittel zum Zweck, er vermeidet ihn womöglich, sucht aber möglichst bald „Anschluß", „Stimmung", „Betrieb".

Während sich der Unerfahrene in Gesellschaft seiner Dame und einer Flasche Wein im „adeligen Loch" niederläßt und den Gesammtüberblick niemals verliert, zieht sich der „Kenner" auf die dämmerig beleuchtete Theaterbühne zurück, wo er sich mit seiner Schönen in der dunkelsten Ecke über die vielbesprochene „Feuergefährlichkeit des Ortes" eingehend unterhält. Auf der Bühne ist immer die Elite der Gesellschaft zu treffen, Großkaufleute, Bankiers, Juristen und Vertreter der forstlichen Hochschule lassen hier die Propfen knallen.

Sehenswerth ist auch das Foyer des Deutschhausraddchens, das sich im „Theaterkafé", beim „Schlappeseppel" oder in der Nähe desselben befindet. In diesen Lokalen finden sich an Raddchesabenden gewöhnlich auch einige ältere Herren natürlich ganz zufällig ein, welche ihrem Unwillen über den „Unfug" in lauten Worten Luft machen. Der eigentliche Zweck ihres Kommens verräth sich aber in der Regel schon nach kurzer Zeit.

Um die obengenannten drei Qualitäten des Raddchens genauer zu charakterisiren, mögen einige von mir erlauschte Stimmungsbilder hier ihren Platz finden.

Raddche erster Qualität. Stoff: Eine Flasche Mathäus Müller. Das Paar ist in einer schlecht beleuchteten Ecke dem Auge des Beobachters kaum sichtbar. Sie verstecken ihre Köpfe hinter einem eigens mitgebrachten großen Fächer. Hie und da ein Flüstern, ein Augenblitzen. Sonst hört und sieht man nichts.

Raddche zweiter Qualität. Stoff: Eine Flasche Wein, eine große Flasche Selterswasser.

Das Paar sitzt eng aneinander geschmiegt im hellsten Glanze des Kronleuchters.

Er: „Schöne Maske, ich kenne Dich!"

Sie: „Ich glaube, Du täuschst Dich, schönes Karlche! Wie heißen denn die Anfangsbuchstaben?"

Er sagt natürlich mit Absicht ganz falsche.

Sie (erleichtert): „Falsch gerathen, Karlche! Morgen

auf der Parade kennst Du mich an einer rothen Nelke.“ (Es ist natürlich gar nicht wahr.)

Er: „Hörst Du den Walzer? Wollen wir?“

Sie: „Ach ja!“

Und fort wirbelt das Paar.

Raddche dritter Qualität. Stoff: 2 Glas Aktien-Bier. Ort: Kleiner Deutschhaussaal in nächster Nähe des Buffets.

Sie: „Adam, kennste mich?“

Er: „Nä. Wo dienste dann mit Deine rothe Händ?“

Sie: „Sei nit so frech un drück mich nit so! Du, ich hab' Hunger, kaaf mer 'n Kuche!“

Er: „Da werd getrunke un nix gesse. Wenn de Hunger hast, suckel an Deine Finger!“

Das Raddche endet zwischen 5 und 6 Uhr Morgens. Der Kundige begibt sich aber auf dem Nachhausewege noch zu einem Bäcker, um sich einige warme „Weck und Hörncher“ zu Gemüthe zu führen.

Da in letzterer Zeit öfters mehrere Raddchen an einem Abend stattfinden, wäre die Ausgabe von Rundreisebillets zu ermäßigten Preisen sehr erwünscht. Am Samstag muß ich noch auf's Schützeraddche, weil ich's meiner kleinen Chinesin versprochen habe, dann kommt der anstrengende Liedertafel-Bockschoppen am Montag und wenn ich am Dienstag mit einem dicken Schädel aufwache und bei der Prüfung meines Geldbeutels Vieles sehe, was nicht mehr da ist, da werde ich mich seufzend besinnen: „Warst Du jetzt eigentlich heute Nacht auf dem Wannerraddche oder nicht?“ Und wenn ich das auch nicht mehr herausbringe, auf alle Fälle gehe ich dann zum Vinzenz in den Schützenhof und mache einen guten Beschluß! O wenn es doch keinen Aschermittwoch gäbe!

Mannigfaltiges.

— Eine Bauernanekdote aus dem Marchfeld wird in dem neuen Heft der Zeitschrift „Der Urquell“ wiedergegeben. Sie handelt von der „müden Taschenuhr“: Es ist noch nicht so lange her, daß die Landleute ihre Einkäufe mit Vorliebe auf dem Wochenmarkte „am Spitz“ besorgt haben. Heute fahren sie lieber mit der Nordbahn gleich nach Wien. War da auch in jenen guten alten Zeiten ein biederes Bäuerlein, das sich gegen seine paar sauer erworbenen Lohngroschen bei einem Krämer eine silberne Taschenuhr erstand. „Und geht's a guat?“ fragt er nochmals beim Fortgehen. „O gewiß,“ lautete die Antwort, „sie rennt wie ein Reh!“ Wohlgemuth trabte nun das Bäuerlein heim. Aber siehe! Nach zehn Stunden verstummte plötzlich das Tik-Tak im Gehäuse, und es konnte trotz allen Aufziehens nicht wachgerufen werden. Verzweifelt eilt der Betrogene zum Krämer zurück und macht ihm die gröbsten Vorwürfe. „Ei, ei,“ erwidert der Verkäufer kühl, „läuft der Vetter einmal zehn Stunden, ohne steh'n zu bleib'n!“ — —

— „170 merkwürdige Grabsteinschriften, Hausinschriften“ usw. ist der Titel eines soeben in der Stahl'schen Buchhandlung in Regensburg mit Abbildungen erschienenen Schriftchens. Neben dem Komischen findet sich in diesen Grabsteinschriften mancher ernste, tiefsinnige Vers. Bei den meisten Sachen ist es aber unmöglich, ernst zu bleiben, namentlich wenn man liest:

Wanderer, zieh' Deine Mütze,
Hier liegt ein Komiker und schlechter Schütze
In diesem feuchten Loch.
Die Witze, die er sagte,
Die Hasen, die er jagte,
Sie leben alle noch.

oder auf einem Grabstein im Altbayerischen:

Hier ruht der Brauersepp
Gott Gnad für Recht ihm gab!
Denn Viele hat, was er gemacht,
Frühzeitig in das Grab gebracht;
Da liegt er nun, der Bierverhunzer,
Bet, o Geist, 5 Vaterunser.

Gut gemeint.

Zur Faschingszeit ist es erlaubt,
Gar manches sich zu sagen.
D'rum denk' ich — wird, wenn's gut gemeint,
Sich Niemand drob beklagen.

Mir dünkt, die liebe Faschingszeit
Die nimmt just gar kein Ende,
Denn Fastnachtsstreiche höre ich,
Wohin ich mich nur wende.

Was heute wahr, — ist morgen nichts,
Verloben, wieder lösen,
Ist alles nur ein Kinderspiel,
Ist alles nichts gewesen.

Spricht mancher Recht und thut es nicht,
Man kann es ihm beweisen:
Er macht sich kein Gewissen draus,
Ein Herz schnöd zu zerreißen.

Trägt obendrein den Rock der Treu?
Für's Vaterland zu sterben,
Und bricht in and'rer Sach' sein Wort?
Kann Segen dies erwerben?

Wenn man am frommen Holz dies thut
Was soll mit anderm sein?
Es rächt sich, junger Wohlgemuth!
— Ich bitte Dich, lenk' ein!

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 32. Donnerstag, den 9. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
32 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Dann bleibt mir also nichts mehr übrig, als auszukramen,“ sprach Herr von Koreff freudig, „und ich will beginnen. Nur bitte ich Sie, mir zu gestatten, daß meine Person nicht in diese Angelegenheit vermischt werde, worüber ich Ihnen berichten will, denn es ist eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, und zwar eine ziemlich lange Geschichte. Wenn Sie die Auskunft, die ich Ihnen mittheilen will, als richtig anerkennen, so werden Sie hoffentlich nicht verlangen, daß ich Ihnen die Quelle angebe, aus welcher ich geschöpft habe.“

„Beweisen Sie mir nur, daß Sie wissen, wo mein Kind ist, und ich werde sehen, was ich zu thun habe —„

„Das ist nur zu richtig, und ich fange an zu hoffen, daß wir uns schließlich mit einander vollkommen verständigen werden.“

„Gegen Ende des Jahres 1824, es sind jetzt 23 Jahre her, kehrte ein schöner, großer Junge vom 8. Chaffeur-Regiment mit seinem Abschied in sein Heimathsdorf zurück. Er hatte es im Regiment zum Grade eines Wachtmeisters gebracht und hätte noch Offizier werden können, aber sein alter Vater hatte gewünscht, ihn wieder zu sehen, und ihn bei sich zu haben. Der junge Unteroffizier verzichtete auf die Chancen seines Avancements und ergab sich darein, das traurige Leben zu führen, das ihn in einem Dorfe in der Normandie erwartete.“

Jottrat horchte seit Beginn der Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und Herr von Koreff sah ihn mit dem zufriedenen Blick eines Mannes an, der die Ueberzeugung gewonnen, das Richtige getroffen zu haben.

„Der Wachtmeister,“ fuhr der Russe fort, „hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, denn sein Vater, der vor der Revolution in einer öffentlichen Lehranstalt Unterricht in Mathematik ertheilt hatte, hatte sich mit Leidenschaft der Erziehung des einzigen Kindes hingegeben. In der Nähe des Dorfes befand sich ein Schloß, dessen Eigenthümer, ein Mann von hoher Geburt und großem Vermögen, zwei Söhne und eine Tochter hatte. Die Söhne nahmen, wenn sie ihre Ferien im Schlosse zubrachten, Unterricht bei dem alten, bescheidenen Gelehrten, der sich im Dorfe niedergelassen hatte. Die Tochter war der Sorgfalt einer englischen Gouvernante anvertraut. Sie war so schön, diese Miß Susanne, sie war sogar reizend. Tochter eines englischen Geistlichen, der kein Vermögen als seine magere Landpfarre besaß, hatte sie sich zu dem Loos einer Erzieherin verurtheilt gesehen, und sie hatte dies Loos mit scheinbarer Ergebung hingenommen. Aber unter dieser äußeren Sanftmuth, unter der himmlischen Geduld verbarg sie einen unbändigen Ehrgeiz und glühende Leidenschaften.

Der alte Professor wurde eines Tages krank, und er schickte seinen Sohn statt seiner nach dem Schloß. Der junge Offizier erblickte die reizende Gouvernante und faßte eine tiefe Liebe zu derselben. Einige Monate später begehrte er die Hand der Erzieherin und sie wies ihn nicht zurück. Sein Vater war in der Zwischenzeit gestorben, ihm ein bescheidenes, aber hinreichendes Vermögen hinterlassend. Miß Susanna besaß nichts, aber sie konnte frei über ihre Hand verfügen. Sie wurden getraut, und im Frühjahr 1825 machten die jungen Leute ihre Hochzeitsreise nach Paris. Die Engländerin hatte niemals eine große Hauptstadt gesehen; direkt aus dem Pensionat, in dem sie ihre Erziehung erhalten hatte, nach dem Schlosse gekommen, konnte sich keinen Begriff von dem Luxus und dem Treiben der immensen Stadt machen, wohin zu führen ihr Mann so unvorsichtig war. Dieses Schauspiel brachte eine eigene Wirkung auf sie hervor. Alle schlechten Leidenschaften, die in ihr schlummerten, erwachten mit einem Mal, und als das junge Paar nach dem Dorfe zurückkam, schwur Susanna bei sich, daß sie eines Tages reich und mächtig sein werde. Einige Monate später gab sie

einem Sohne das Leben, dem der Vater den Namen Henri gab und den er ebenso anzubeten begann, wie er seine Mutter anbetete. Sonderbar, die Mutter theilte nicht die Liebe zu dem Erstgeborenen, sie weigerte sich, ihn zu schenken, und befaßte sich sehr wenig mit ihm. Dies gab die erste Veranlassung zu Mißhelligkeiten in der Haushaltung.

Henri war groß geworden und trat in sein viertes Jahr. Der Vater war so stolz mit seinem Sohne, daß er nicht bemerkte, daß Susanna weder ihr Kind noch ihren Mann noch ferner liebte. Im Monat Mai 1830 äußerte Sussanna den Wunsch, nach Havre zu reisen, unter dem Vorwande, daß die Seeluft ihrer Gesundheit zuträglich sein werde und ihr Mann, der ihr keinen Wunsch abzuschlagen vermochte, willigte ein, sie dahin zu führen.

Es befand sich damals im Hafen ein russisches Schiff, dessen Kapitän, Sohn eines reichen Eigenthümers aus Riga, die Welt durch sein auffälliges Benehmen und seine orientalische Freigebigkeit in Erstaunen setzte. Er hatte Susanna auf der Rhede bemerkt, und mit der Kühnheit, die einen charakteristischen Zug seiner Race bildet, wenn sie von einem Wunsche beseelt sind, wagte er es, an sie zu schreiben und ihr den Vorschlag zu machen, sie zu entführen. Der Augenblick war gekommen, wo die Engländerin sich entschließen mußte, ihre Maske abzulegen. Eines Abends, als die junge Frau mit ihrem Sohne allein ausgegangen war, kehrte sie nicht mehr zurück. Der Mann, außer sich vor Unruhe und Schmerz, erwartete sie die ganze Nacht und erhielt am nächstfolgenden Morgen, in dem Augenblick, als er sich auf die Polizei begeben wollte, um deren Hilfe in Anspruch zu nehmen, durch die Post einen Brief, der nur die paar Worte enthielt: „Ich gehe, vergessen Sie mich!"

Der verlassene Ehemann begann Nachforschungen zu halten, die jedoch zu keinem Resultat führten. Das russische Schiff war in der Nacht abgefahren und es ist nie wieder nach Riga gelangt. Es sind seitdem siebzehn Jahre verflossen und der Vater sucht noch immer seinen Sohn."

Jottrat war aufgestanden und sah Herrn von Koreff mit einem Blick an, so starr, daß er jeden Anderen, der weniger daran gewöhnt gewesen wäre, seine Gefühle zu bemeistern, als dieser Russe, außer Fassung gebracht hätte.

Koreff fuhr fort: „Nicht der Kapitän entführte Susanna, sondern der General von Mensignac, welcher in Havre weilte und mit dem russischen Kapitän bekannt war. Der Kapitän war sein Vertrauter und hatte nur den Vermittler hinsichtlich der Intrigue mit Susanna gemacht. Die beiden Liebenden besuchten ihn an Bord seines Schiffes; man schlug ihm vor, das Kind mit forzunehmen, nnd er willigte ein. Der Kapitän kannte den Vater des Kindes nicht; man sagte ihm, dieser Vater sei ein Ungeheuer, unfähig, den Sohn zu erziehen, und daß der Sohn hundertmal glücklicher sein würde, wenn man sich seiner annehmen würde. Der Kapitän glaubte dies, und in derselben Nacht, während Susanna und der General den Weg nach Paris im Postwagen zurücklegten, umschiffte der Veronese, der Henri entführte, das Cap Heve."

Ein tiefes Stillschweigen folgte der Erzählung Koreffs.

Der ganz in Gedanken versunkene Jottrat schien ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein war, und der Russe fand es nöthig, das Wort an ihn zu richten, um ihn aus seiner Lethargie zu ziehen.

„Denken Sie jetzt, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe?" sprach er mit sanfter Stimme.

„Es ist gut," sagte der Agent, dessen Stimme pfeifend wurde. „Jetzt sagen Sie mir, wo mein Sohn sich befindet, und ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele."

„Aber, mein lieber Herr, Sie wissen noch nicht, welchen Dienst ich von Ihnen verlange," erwiderte der Russe in einem leicht spöttelnden Tone.

„Und glauben Sie denn, ich hätte das nicht errathen?" rief Jottrat auffahrend, „glauben Sie denn, ich kenne den Feind nicht, gegen den Sie mich hetzen wollen, um Ihre Rache zu befriedigen?"

„Wenn Sie es wissen," sagte Herr von Koreff mit Ruhe, „so müssen Sie jetzt auch wissen, daß Ihre Interessen und die meinigen dieselben sind, und ich bin sicher, daß Sie nicht zögern werden, unsere Rache eine gemeinschaftliche sein zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenkenner.

Von H. Erlin.

Er galt als ein Frauenkenner.

Mit Vorliebe rühmte er sich dessen und des Umstandes, durch allzuviel Erfolge beim weiblichen Geschlechte blasirt geworden und das Heirathen überhaupt abgeschworen zu haben. Trotz alledem waren fast sämmtliche jungen Mädchen des Städtchens verliebt in ihn. Er wußte das natürlich und je nach Laune amüsirte oder langweilte er sich darüber.

Zu jenen Evastöchtern, die seinem anspruchsvollen, psychologischen Scharfsinn keinerlei Schwierigkeiten boten,

rechnete er auch Doktor Ehlers Liselotte. Und es war schade, daß er sie dazu rechnen mußte, denn die Kleine war hübscher und gescheidter als alle.

Aber auch sie hatte in letzter Zeit Spuren von Verliebtheit gezeigt!

Wen in aller Welt sollte sie nun wohl anders lieben als ihn, den interessanten, schneidigen, geistvollen Assessor Erich Welker?

Wie schwermüthig, schwärmerisch sie heut zum Beispiel aussah!

Auf dem Rückwege von der Eisbahn hatte er sie getroffen und sich ihr zugesellt.

Jetzt wollte er doch ihr Herzensgeheimniß einmal ergründen!

„Sie sind gar nicht mehr so lustig wie früher, Fräulein Ehlers," begann er vorsichtig.

Sie seufzte und senkte die sammtschwarzen Augen. „Ja, frü—her . . . ."

„Aha!" Ueberlegen lächelnd zwirbelte er die sorgsam gekräuselten Schnurrbartspitzen.

„Sie haben doch nicht etwa ernsten Kummer, Fräulein Liselotte?"

Langsam schaute sie ihn von unten herauf an, dann zögernd: „Nun, ja denn, wenn sie es absolut wissen müssen!"

O, er mußte es wissen! Die Hand betheuernd auf's Herz gelegt, erklärte er ihr, wie ihn schon von jeher Alles interessirt habe, was sie beträfe.

„Lassen Sie mich Ihr Freund, Ihr Vertrauter sein, Fräulein Liselotte," schloß er endlich feurig.

Sekundenlang verschwand ihr Antlitz hinter dem Muffe. Trotzdem bemerkte der Assessor, wie es dunkle Gluth überflog.

Rosenschimmer! Erster Verräther der Liebe! Wie sattsam kannte er ihn! Sie machte es ihm leicht . . . Schade um die hübsche Kleine! Sie war die Einzige, die er um ihre aussichtslose Neigung bedauerte! Und mitleidig fast klang seine leise Frage:

„Wollen oder können Sie mir, gerade mir nicht vertrauen, Fräulein Liselotte?"

Die Schritte hemmend, blickte sie eine Weile überlegend vor sich hin.

„Ich will's!" entgegnete sie darauf fest. „Man rühmt Ihre Menschenkenntniß, Ihre Frauenkenntniß, Herr Assessor. Gut! So errathen Sie, was mich traurig macht und dann helfen Sie mir!"

Alle Wetter! Dies pikant reizende Köpfchen entwickelte naive Gedanken! Er konnte doch unmöglich . . . . . Verlegen räusperte er sich, ohne das merkwürdige Zucken um Liselottes Mund zu beachten.

„Hm — schwere Aufgabe, mein Fräulein, falls Gott Amor an der Verwundung Ihres Herzchens ganz unschuldig wäre. Aber er ist es nicht, Fräulein Liselotte, gelt?" Und während er sich ihr näher zuneigte: „Zu einem Freunde spricht man ehrlich, Liselotte . . . . . Wer ist's also . . . . was ist's?"

Ein paar Augenblicke blieb es still zwischen ihnen.

„Sie kennen doch den Landrath Diefenbach," kam's ihr dann stockend von den Lippen, „und wissen . . ."

„Und weiß, ahne, habe längst bemerkt, daß er sich um Sie bewirbt."

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Herr Assessor!"

Er lächelte geschmeichelt und zuckte die Achseln.

„Handelt sich's um diese Werbung, so ist's wohl nicht schwer, den Grund Ihres Kummers zu errathen. Wie aber könnte ich Ihnen helfen, beste Freundin?"

„Wenn Sie bei meinen Eltern, die viel auf Sie halten, ein gutes Wort für . . ."

„Für Sie einlegten!" ergänzte er schnell im Bestreben, mit seinem Kombinationstalent zu glänzen, und innerlich fügte er mitleidig hinzu: Armes Ding! Jetzt liebt sie mich und soll den alten Diefenbach heirathen.

Und dieser Folgerung entsprechend, klang die Fortsetzung seiner Rede äußerst bewegt:

„Mein Fräulein, verlassen Sie sich in diesem Falle ganz auf mich! Kein Mensch soll Sie zwingen, den Landrath gegen Ihren Willen zu erhören! Ich werde Ihren verehrten Eltern ins Gewissen reden, werde ihnen beweisen, daß ein Mann, der beinahe dreißig Jahre älter ist als Sie, der nur auf die Macht seines Geldes pochend, wagt, sich Ihnen zu nähern, nie im Stande sein kann, Sie glücklich zu machen! Alle Schrecknisse einer solchen Ehe werde ich . . ."

„Aber erlauben Sie, Herr Assessor, Sie mißverstehen mich gänzlich, wie's scheint. Umgekehrt ist's: Ich möchte den Landrath schon, meine Eltern indessen widersetzen sich meinem Wunsche!"

Als hätte der Blitz vor ihm eingeschlagen, so blieb der Assessor mitten auf der Straße stehen.

„Das . . . das ist ja unmöglich!"

Liselotte hemmte ebenfalls ihre Schritte und lächelte eigen.

„Warum unmöglich? Sie, Herr Assessor, der Menschen-, der Frauenkenner, werden doch nicht, gleich meinen Eltern, daran zweifeln, daß ein junges Mädchen auch einmal einen älteren Mann lieben kann?"

„Lieben?!" Des Assessors Augen kamen in Gefahr, aus ihren Höhlen zu fallen. „Sie lieben ihn auch noch?"

„Nun, natürlich liebe ich ihn! Wie den besten Menschen ungefähr! So . . ., so, wie man das Gute liebt!"

Liselottes Begleiter starrte immer hilfloser drein.

„Aber, Fräulein Ehlers, einen wie das Gute lieben, das . . . das ist überhaupt keine Liebe!"

Ein Entrüstungsblick der Kleinen.

„Ich bitte Sie, Herr Assessor, in dieser Weise kein Wort mehr über die mir heilige Angelegenheit! Bewahren Sie Schweigen über mein Ihnen vorschnell anvertrautes Geheimniß bis zum nächsten Balle, dann . . ."

Sie lachte vielsagend und winkte einer eben vorüberfahrenden Pferdebahn.

„Auf Wiedersehen, Herr Assessor. Für jetzt hab' ich Eile!"

Mit sehr wenig Gesichtsausdruck sah er ihr nach.

Die Erste, die er nicht begriff! Die Erste! Sie liebte den Landrath und nicht ihn, den schneidigen Assessor! Die Möglichkeit dieses Ungeheuerlichen erwägend, schritt er endlich düster sinnend seinem Heime zu. — — — —

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Von den Proben zu „Fuhrmann Henschel im Wiener Burgtheater wird manche lustige Einzelheit erzählt. Es war nicht leicht, den Hausrath der Henschelschen Wohnung zu beschaffen, und es wurde eine förmliche Inspektionsreise bei Trödlern und in ärmlichen Wohnungen angestellt, um alle die erforderlichen Einrichtungsstücke so bezeichnend wie möglich zusammenzutrommeln. Auch die Einrichtung der Schankstube im Siebenhaar'schen Hause war nicht recht zu beschaffen. Da verfiel einer der Regisseure auf den Gedanken, in den Gastwirthschaften des Praters Umschau zu halten, um Stühle und Tische zu acquiriren, welche so zu sagen die richtige Patina besitzen. In der That war die Praterfahrt des Regisseurs von Erfolg begleitet, und er erstand in einer der Wirthschaften die gesuchte Einrichtung. Nicht gering waren auch die Kostümsorgen. Man denke: Sonnenthal von jeher gewohnt, im Salonanzuge oder im funkelnden Kostüm auf der Bühne zu erscheinen, und Lotte Witt, die pikante Lustspiel-Soubrette, im Proletariergewande! Das Kostüm, welches sich Fräulein Witt zusammengestoppelt, hat seine Geschichte. Die braune, verschlissene Bauernjoppe stammt aus dem Inventar eines ihrer Dienstmädchen, die derben Holzpantinen „zierten" bis dahin die Füße einer Kuhmagd auf dem Gute einer Schwester des Fräulein Witt in Sieverling in Bayern. Der altmodische weiße Schlips, welchen Hanne Scheel als spätere Frau Henschel trägt, stellt ein Erbstück aus Großmutters Zeiten dar. Kurzum, die Zusammenstellung der Toilette erforderte für die Künstlerin nicht viel geringeres Studium, als die Rolle selbst. Ein hervorragender Schauspieler, dessen Bühnenkenntniß und scharfes Eindringen in das Wesen der Bühnenwerke allgemein geschätzt wird, glaubte auch in „Fuhrmann Henschel" allerlei hineingeheimnissen zu müssen und ließ es sich unter Anderem nicht nehmen, daß Hauptmann auch andeuten wollte, die so vielseitig liebende Hanne habe auch dem Hotelier Siebenhaar ihre Gunst geschenkt. Er ließ sich das von den Kollegen nicht ausreden, bis endlich einer der Regisseure den Dichter selbst befragte. Hauptmann sah mit seinem durchdringenden Blicke den sonderbaren Fragesteller erst groß an, als sinne er eifrig nach, und erwiderte dann folgende klassische Worte: „Ob Siebenhaar und Hanne etwas miteinander gehabt haben? Nein! Das glaube ich doch nicht."

— Scheffel-Erinnerungen veröffentlicht Hofrath Dr. Wurm aus Bad Teinach in der neuesten Nummer des „Deutschen Wochenblattes." Er berichtet u. a.: Scheffel erzählte mir eine Prozeßgeschichte. Auf Zureden eines Brunnenmachers ließ er sich von diesem auf der Mettnau einen Brunnen graben, der gutes Trinkwasser liefern sollte. Leider erwies sich nach Fertigstellung des Unternehmens das gewonnene Wasser untrinkbar, und der Dichter verweigerte deshalb die Zahlung, worauf der Brunnenmacher klagte. Scheffel nahm zum Termine eine Flasche des betreffenden Wassers mit und sagte auf die zu einem gütlichen Vergleiche auffordernde Ansprache des Richters mit klassischer Ruhe: „Ja wohl, ich bin zu einem Vergleiche bereit; wenn der Herr Brunnenmacher diese Flasche Wasser austrinkt, so bezahle ich seine Forderung." Der „Herr Brunnenmacher" riskierte jedoch dieses Gottesurtheil nicht und infolge seiner Weigerung ward seine Klage abgewiesen. — In einem Bahnzuge ward Scheffel von einem Mitreisenden erkannt und mit Lobeserhebungen überschüttet. „Ach", unterbrach er den Herrn, „Sie meinen meinen Bruder, den Dichter; der sieht mir allerdings sehr ähnlich, so daß wir öfter verwechselt werden."

Sinnspruch.

Was ist es denn, das uns mit Gott vereint? —
Der Glaube ist die hehre Himmelsleiter.
Er macht den Dornenpfad des Lebens heiter
Und trocknet alle Thränen, die geweint.
Der Himmel ist verbunden mit der Erde,
Auf Glaubensflügeln schweben wir hinan.
Es fesselt uns nicht weiter Kluft und Bann,
Und durch das Herz erschallt ein neues: Werde!

P. F. Engstfeld.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 33. Freitag, den 10. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

33

(Nachdruck verboten.)

„Wo ist mein Sohn, vor Allem?“

„Wenn ich es Ihnen jetzt sagen würde, wer bürgt mir dafür, daß Sie Ihr Versprechen halten und daß Sie nicht beim Fortgehen von hier meine Geheimnisse an Herrn von Sartilly ausliefern würden.“

„Mein Wort,“ erwiderte Jottrat in einem Tone, der jeden anderen als Herrn von Koreff überzeugt hätte.

„Das ist eine ausgezeichnete Bürgschaft,“ sagte der Russe ruhig, aber ich kenne eine sicherere.“

„Welche?“

„Es ist die, mit dem Abschlusse unseres Vertrages zu warten, bis sie von hier fortgehen. Sie sehen, daß ich nicht mißtrauisch bin und die Sache mit Zartgefühl behandle. Ich schlage Ihnen Folgendes vor: Als Unterpfand Ihres guten Willens werden Sie mir vor Allem dieses dicke Buch entziffern. Das wird für Sie die Arbeit eines oder zweier Tage sein, und sobald Sie damit zu Ende sind, werde ich Sie sofort in Freiheit setzen lassen. Alsdann, wenn Sie ruhig in Ihrer Behausung angekommen sind und wenn Sie Zeit zum Ueberlegen gehabt haben werden, dann werde ich zu Ihnen kommen und Ihnen Ihren Sohn gegen ein Unternehmen bieten, das ich Ihnen alsdann erklären werde. An dem Tage, an welchem Sie anfangen werden, mir zu dienen, an demselben Tage werden Sie Henri wiedersehen. Bis dahin haben wir gegenseitig nichts zu befürchten. Sie haben sich nicht kompromittirt und ich bin sicher, daß Sie mein Kellergemach nicht verrathen werden. Man würde Ihnen nicht glauben und Sie für verrückt halten.“

„Ich nehme an,“ sagte Jottrat.

Die Augen des Russen funkelten vor Freude, aber es war nur ein Aufblitzen und er wußte sogleich wieder die gleichgültige Maske anzunehmen, die ihn fast nie verließ.

Herr von Koreff war aufgestanden, Jottrat die Hand so freimüthig darreichend, daß der Agent sie nahm und drückte.

„Jetzt will ich Sie verlassen,“ sprach von Neuem der Russe in herzlichem Tone, „und ich hoffe, daß wir bei meinem nächsten Besuche dieses Zimmer zusammen verlassen werden, denn, ich gestehe es, der Aufenthalt hier in dem Zimmer ist nicht der angenehmste.“

Indem er so sprach, ging er auf den großen Schrank zu, der im Hintergrund des Zimmers stand, öffnete eine Thüre und drückte auf eine im Holzwerk verborgene Feder, wodurch eine Füllung sich verschob, die eine Oeffnung in der Mauer verdeckte.

„Sie sehen, daß ich auf alle Geheimnisse verzichte,“ sprach munter Herr von Koreff, durch die Oeffnung schlüpfend, die gerade groß genug war, um einen Mann hindurchzulassen.

Jottrat, der ihm dicht auf dem Fuß gefolgt war, bemerkte im Dunklen die Stufen einer steinernen Treppe.

„Das ist der große Eingang,“ fuhr der Russe in demselben Tone fort, „und hierdurch werde ich morgen bei Ihnen eintreten, um Sie abzuholen. Inzwischen werde ich dafür sorgen, daß es Ihnen an nichts fehle, und ich hoffe, daß Sie noch vor Abend das große Geheimniß des Buches entdecken werden. Bedenken Sie, indem sie dasselbe zu ergründen suchen, daß sie gegen unsern gemeinschaftlichen Feind arbeiten,“ fügte er bei, Jottrat die Hand zum wiederholten Male drückend.

Die Füllung glitt in ihre Fugen und der Agent war allein.

IX.

Zum ersten Mal seit einer Stunde, während welcher die Unterhaltung gedauert hatte, konnte er in voller Geistesfreiheit nachdenken.

Er begann auf- und abzugehen und in seinen Gedanken sich die Offenbarungen zu wiederholen, die ihm so unerwartet gemacht worden waren. Jetzt, wo er nicht mehr unter dem Einfluß der Ueberraschungen stand, erschienen ihm die Versicherungen des Herrn von

Koreff etwas verdächtig. Er fand in seiner Erzählung dunkle Punkte, unerklärte Thatsachen, augenscheinliche Widersprüche, und trotzdem hoben sich unbestreitbare Wahrheiten von dieser Geschichte ab. Die Entführung Susannas und seines Sohnes konnte sich so zugetragen haben, wie Herr von Koreff sie erzählt hatte, und die Notizen, die Jottrat in den auf die Entführung folgenden Jahren von Petersburg erhalten hatte, bewiesen, daß der kleine Henri nie nach Rußland gebracht worden war. Weiter hatte Herr von Koreff kurz nach dem Ereigniß seinen Wohnsitz in Paris aufgeschlagen und nie hatte man ihn in Gesellschaft Susannas gesehen, die er selbst einmal im Bois de Boulogne in einem Wagen an der Seite eines jungen Mädchens bemerkt zu haben glaubte. Der Polizeiagent hatte den General von Mensignac nur aus der Ferne gesehen und kannte von ihm nur seine royalistischen Gesinnungen und seinen Ruf als Lebemann und Mann nach der Mode. Alles ließ sich demnach leicht nach der Erzählung Koreffs erklären.

Jottrat hatte wohl weder seine Frau noch seinen Sohn wiederfinden können, weil er einen falschen Weg eingeschlagen hatte, und er bedauerte es bitterlich, die Gelegenheit verfehlt zu haben, die sich ihm 1832 dargeboten hatte. Zu jener Zeit, als er Herrn von Koreff so genau beobachtet hatte und in welcher die Beziehungen dieses Fremden zu der unterlegenen Partei signalisirt worden waren, hätte der geschickte Agent vielleicht nur nöthig gehabt, seine Untersuchungen bis auf das Hotel Mensignac auszudehnen, um Diejenige zu finden, die er suchte.

„Wer weiß, ob es nicht noch Zeit ist?" fragte er sich, „und ob der Mann, der mir Henri geraubt hat, der Marquis Roger von Mensignac heiße, ob der Vicomte von Sartilly der Freund seines Sohnes sei oder nicht, mir ist wenig daran gelegen; ich muß mein Kind wiederfinden und mich rächen!"

Nun fiel sein Blick auf das Buch, das offen auf dem Tisch liegen geblieben war. Er erinnere sich der letzten Worte des Herrn von Koreff, und er glaubte nichts Besseres thun zu können, als sofort die geheime Aufgabe aufzusuchen. Meister in diesen Arbeiten, gab er sich mit fieberhaftem Eifer an das Werk: Einen ganzen Satz aus einem einzigen Wort wieder aufbauen, ein Wort aus einem Buchstaben, die gegenseitigen Verbindungen zweier isolirter Zeichen zu einander errathen, alle diese Kraftstücke der Aufsucher der in Schriften verborgenen Geheimnisse, waren für ihn nur Kinderspiel. Er kannte die chemischen Mittel aus dem Grunde, die man anwenden mußte, um verlöschte Zeichen neuerdings hervortreten zu lassen und außerdem war er mit jenem natürlichen Instinkt begabt, ohne welchen kein Fund gemacht wird.

Das Werk war eine trockene Geschichte der Normandie und es war wenig wahrscheinlich, daß man in dieser schwerfälligen Erzählung der Thaten der alten Herzöge einen Satz finden würde, der auf einen Schatz deuten würde. Das Buch enthielt denn mehr als vierhundert Seiten und das Format war größer als ein Quart. Das Papier war von festem Stoff und bot weder Abwechselung in der Farbe noch Flecken oder Zeichen irgend welcher Art. Mit dem ganzen Arsenal seiner Instrumente versehen, griff Jottrat Seite um Seite an. Er ließ keine Stelle eines Randes, ohne dieselbe mit der Loupe untersucht zu haben, keine Linie, ohne dieselbe der Untersuchung durch das Instrument, das die Leute von Fach das Gitter nennen, unterworfen zu haben. Die Ränder des Papieres war so rein und so augenscheinlich unberührt von jeder Schrift, daß Jottrat es für überflüssig hielt, chemische Mittel in Anwendung zu bringen. So gelangte er bis zu zwei Drittheilen des Buches, ohne irgend ein Zeichen zu entdecken.

Er hatte bereits eine gute Anzahl Stunden auf diese Arbeit verwandt, und er war so vertieft darin, daß er die verflossene Zeit nicht beachtet hatte. Der Tag neigte sich bereits, als er die Wahrnehmung machte, daß er müde und hungrig sei. Nichts war seit dem Weggange Koreffs in seiner Höhle geändert worden, aber die Reste von seinem Frühstück reichten hin, seinen Hunger zu stillen. Er nahm seine Mahlzeit ein und begann von Neuem einen Rundgang durch seine Zelle.

Die Sonnenstrahlen fielen voll auf das dicke Fensterwerk. Aber es war ihm nicht möglich, sich zu erklären, auf welchen freien Raum das Fenster gehen konnte. Es war sichtlich keine Straße, oder irgend ein Weg, auf welchem die Vorübergehenden hätten durch die Scheiben blicken können. Er horchte, ob er irgend ein Geräusch von außerhalb vernehmen würde, aber es drang kein Ton zu ihm, der die Bewegung einer großen Stadt hätte andeuten können. Er vernahm nur ein sonderbares Murmeln, das nach und nach stärker zu werden schien, ein regelmäßiges Rollen, von Zeit zu Zeit durch dumpfe Schläge unterbrochen. In solchen Augenblicken hätte man annehmen mögen, irgend eine schwere Masse schlage, durch eine ungeheure Gewalt getrieben, gegen die Mauer. Dann folgte wieder das entferntere Rollen, dem nächtlichen Lärm eines Wagens ähnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenkenner.

Von H. Erlin.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Walzerklänge rauschten durch den Saal.

„Darf ich um einen Tanz bitten, Fräulein Ehlers?"

„Bedaure, Herr Assessor, habe bereits alle vergeben!"

„Aber ich muß mit Ihnen sprechen ..... Sind Sie zum Souper noch frei?"

„Nein, Herr Landrath führt mich zu Tische. Ich habe nur die Tanzpausen noch ....."

„Gut! So lassen Sie uns die nächste verplaudern!"

Eine kurze Verbeugung — und Assessor Welker steuerte mit sehr rothem Kopfe einem ganz versteckten Sofaplatze zu.

Abgewiesen! Er verschmäht! Und um wen noch dazu? Um die lächerliche Nußknackerfigur, genannt Landrath Diefenbach! Es war zum rasendwerden!"

Wie Liselotte den alten verliebten Gecken anlächelte, wie sie auf ihn einsprach ....

Mehr und mehr schwand ihm das Vertrauen zu seiner Frauenkenntniß, die Welt wurde ihm zum Räthsel, die Grundfesten seiner Erfahrungen wankten ....

Er hielt jetzt beinahe alles für denkbar — sogar die Möglichkeit, daß dieser, von der kleinen Ehlers so verheißungsvoll erwähnte Ball mit einer Verlobung zwischen ihr und ihrem seltsamen Auserkorenen enden könne!

Das Mädel mußte krank sein! Begriffsverwirrungen .... Wenn er ihm blos noch einmal in's Gewissen reden könnte, bevor es zu spät war!

In fiebernder Unruhe, mit fliegenden Pulsen erwartete er die nächste Tanzpause. —

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Fräulein Ehlers?"

„Weiß ich," lächelte sie schelmisch, legte ihren Arm in den seinen und ließ sich im Saal auf- und abführen.

„Bitte also!"

„Sie wollen sich heute Abend verloben, Liselotte?"

„Und wenn es so wäre?"

Heftig preßte er ihren Arm an sich.

„Sie dürfen es nicht, Liselotte! Haben Sie sich auch recht bedacht? Sie können ihn ja nicht lieben!"

„Aber ich sagte Ihnen bereits, Herr Assessor ..."

„Ja doch! Und trotzdem behaupte ich, Sie wissen noch gar nicht, was wahre Liebe ist!"

„Wie, Herr Assessor, so sprechen *Sie*, von dem alle Welt weiß, daß er an keine Liebe glaubt?"

Ihr helles Lachen trieb ihm das Blut nach dem Kopfe.

„Was weiß man!" rief er leidenschaftlich. „Ich kann und will Ihnen sagen, was Liebe, echte Liebe ist: Zittern um den Verlust des angebeteten Menschen, Erbeben bei seinem Nahen, Sinn und Verstand um ihn verlieren können .... Könnten Sie um Landrath Diefenbach etwa Sinn und Verstand verlieren?"

Liselottes Antlitz verschwand hinter ihrem Fächer.

„Aber das ist doch auch gar nicht nöthig, lieber Freund!"

„Gewiß ist es nöthig! Liebe, ach Liebe! Liselotte, diese Himmelsseligkeit kennt auch ihr Landrath nicht! So vor einem Mädel zu stehen, das man mag, und sagen zu dürfen: Dich ... Dich ganz allein von allen lieb' ich, um Dich will ich schaffen und ...."

Wieder ein silbernes Lachen.

„Ei, ei, Herr Assessor, Sie gerathen in Feuer, als wären Sie selbst gründlich verliebt!"

Verblüfft starrte er seine holde Begleiterin an. Allmächtiger! Am Ende hatte sie recht! Fast war es ihm während seiner Rede selber so vorgekommen!

Ein kurzes Schweigen — dann thut der Assessor einen tiefen Atemzug.

„Bin ich wirklich verliebt, Liselotte — und mir scheint's fast so — dann bin ich's eben in Sie."

„Oh — —"

Entrüstet machte sie sich von ihm los und trat in eine Fensternische. Er folgte ihr mit komisch resignirter Miene.

„Ich glaube, es ist wirklich so, Liselotte," gestand er da in lächelndem Schwermuth. „Aber Sie haben mich erst darauf gebracht, ohne Ihre Worte hätte ich's gar nicht entdeckt!"

„Lassen Sie den unpassenden Scherz ..."

Zürnend wollte sie an ihm vorbeieilen, doch er vertrat ihr den Weg.

„Jetzt hören Sie mich doch wenigstens noch einen Augenblick an! Ich bin ja nicht so lächerlich, Sie um ein Liebesgeständniß, oder um Ihr Jawort zu bitten! Weiß ja, daß Sie sich einbilden, den Landrath zu lieben! Aber Sie lieben ihn nicht — Sie wissen überhaupt noch nichts von Liebe, lieben also weder ihn, noch mich ..."

Tausend Kobolde lachten aus ihren dunklen Augen, die sie nun senkte.

„Was, um alles, wollen Sie denn eigentlich von mir, Herr Assessor, der Sie so genau über meine Herzensverhältnisse Bescheid wissen?"

„Ich will, Liselotte —" und hier ergriff er stürmisch ihre Hand, um sie in der seinen fast zu zerdrücken —, „ich will nichts weiter, als Sie bitten, noch damit zu warten, dem Landrath Ihr Jawort zu geben, so lange damit zu warten, bis Sie sicher wissen, mich niemals lieben zu können."

„Lieber Freund, wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß ich die Liebe bereits kenne?"

Lächelnd wiegte Liselotte das Köpfchen und sah bezaubernd aus.

Da kam er ihr ganz nahe ... wie sengender Hauch wehte sein Odem über sie hin.

„Liselotte ... Du ... Du ... es kann ja nicht wahr sein ... Du liebst den Landrath nicht?"

„Nein — aber Dich!"

Waren die leisen, zitternden Worte wirklich von ihr gesprochen?

Ungläubig suchten des Assessors Augen ihr in Gluth getauchtes, tief gesenktes Antlitz.

„Liselotte, ist das Spiel oder Wahrheit? Noch soeben hast Du ... haben Sie ..."

„Ach ..." fiel hier ein weiches, bebendes Stimmchen ein ... „Sie hab' ich gern gehabt, immer schon!" Und dann in übermüthigem Neckton: „Aber hätt' ich Dich wohl gekriegt, Du großer Frauenkenner, wenn ich Dir's vorher gezeigt haben würde!"

„Liselotte — meine Liselotte!"

Unbekümmert um alle Welt riß er sie an sich, und sie flüsterte ihm schelmisch ins Ohr:

„Ihr Männer kennt uns doch nur, so lange wir Euch nicht kennen ..."

Lachend hielt er ihr den Mund zu.

„Ich gebe zu, ich kann noch lernen!" —

Und er mußte es sein ganzes Leben lang. Aber so recht ausgelernt soll er niemals haben an der Seite seiner reizenden kleinen Frau Liselotte.

Mannigfaltiges.

— Ein bescheidener Wunsch. Inmitten der Ortschaft Nimmersatt, nördlich von Memel an der russischen Grenze, liegt die Postagentur, die den Namen Immersatt führt. Der Name Nimmersatt kommt wahrscheinlich von der öden, unfruchtbaren Gegend her, die hier früher zu finden war. Die Posthalterei führte auch den Namen Nimmersatt bis in die Zeit Friedrich Wilhelms III. hinein. Damals ging die große Verkehrsstraße zwischen Berlin und Petersburg über Memel und Nimmersatt. Wie das „Mem. Dampfb." berichtet, kam der König einmal von Rußland; in Nimmersatt wurden der Kutsche sechs Pferde vorgelegt, und der Posthalter, ein Herr Mellien, hatte die Verpflichtung, dem Könige als Vorreiter zu dienen. Längs des Meeresstrandes ging die Fahrt nach Memel, wo der Posthalter die Ankunft des Königs zu melden hatte. Friedrich Wilhelm III. sprach bei der Verabschiedung des Posthalters seine Anerkennung über den strapaziösen Ritt aus und gewährte ihm die Gnade, einen Wunsch aussprechen zu dürfen. Herr M. entgegnete ungefähr Folgendes: „Ich habe sonst keinen Wunsch, Ew. Majestät; nur der Name Nimmersatt gefällt mir nicht; denn ich bin immer satt und bitte, meiner Besitzung den Namen Immersatt verleihen zu wollen!" Dieser bescheidene Wunsch wurde gern erfüllt, und seitdem heißt die in der Ortschaft Nimmersatt liegende Postagentur auf ewige Zeiten Immersatt. Die Nachkommen des damaligen Posthalters leben heute noch im Kreise.

— Die Grenze im Hause. Von den eigenthümlichen Zuständen, die in dem halb weimarischen, halb meiningischen Städtchen Kranichfeld in Bezug auf die Rechtsfragen herrschen, geben die nachfolgenden Proben, die wir der „Magd. Ztg." entnehmen, ein anschauliches Beispiel: In Kranichfeld steht ein Haus, das zu $^5/_6$ auf meiningischem, zu $^1/_6$ auf weimarischem Boden liegt. Ein früherer Besitzer war meiningischer Unterthan, schlief aber auf weimarischem Terrain. Als er sein Ende nahen fühlte, ließ er den Notar kommen, der das Testament anfertigte. Dieses wurde aber nach dem Tode des Erblassers für ungiltig erklärt, weil es sich hinterher herausgestellt hatte, daß das Testament auf weimarischem Boden von dem Testator diktirt worden war, als er in dem auf weimarischem Terrain stehenden Bette lag. Bei einem späteren Besitzer desselben Hauses wohnte ein junger Mann, und zwar in der „weimarischen Stube", die ihren einzigen Eingang vom meiningischen Gebiete her hat. Als der junge Mann starb, schickte der Bürgermeister des weimarischen Antheils von Kranichfeld einen Beamten ab, der den Nachlaß des Verstorbenen aufnehmen und versiegeln sollte. Dem Abgesandten wurde aber vom Hausbesitzer der Eintritt verweigert mit der Begründung, daß der weimarische Taxator nicht das Recht habe, die „weimarische Stube" durch den meiningischen Eingang zu betreten. Da der Taxator nicht durch das Fenster steigen wollte, mußte er unverrichteter Sache abziehen. Ganz so ging es aber auch dem Taxator aus Meiningen, dem der Hausbesitzer bedeutete, daß er auf weimarischem Boden nichts zu suchen habe. Das Ende vom Liede war, daß weder der weimarische, noch der meiningische Standesbeamte den Todten in das bezügliche Register aufnehmen wollte. Die Häuser Kranichfelds liegen übrigens in Bezug auf ihre „Staatsangehörigkeit" bunt durcheinander. So kommt es vor, daß die Abwässer eines weimarischen auf ein meiningisches Gehöft laufen und umgekehrt. Daraus entstehen naturgemäß viele Streitigkeiten. Die Bewohner wollen sich nun nochmals an die Behörden und Landtage beider Staaten mit der Bitte um Abhilfe wenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 34. **Samstag, den 11. Februar.** **1899.**

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
34 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Anfänglich hatte Jottrat diesem Summen, das bei seinem Eintritt in das Gefängniß nicht sehr stark gewesen sein mußte, das sich aber nach und nach verstärkte, keine Aufmerksamkeit geschenkt. Er suchte jetzt die Ursache desselben zu ergründen und wurde dabei von einer unbestimmten Unruhe ergriffen. Der Tag neigte sich; die Sonnenstrahlen, welche den oberen Theil des Fensters vergoldeten, erloschen nach und nach, und gleichzeitig schien es dem Agenten, als die unteren Scheiben sich verdunkelten, wie wenn eine trübe Masse ihnen das Licht abgeschnitten hätte.

Jottrat dachte über diese seltsame Erscheinung nach, als er plötzlich einen Schrei des Erstaunens und des Entsetzens ausstieß.

„Die Seine! es ist die Seine! rief er, weit von dem Luftloch fortspringend.

Eine Wassermasse war durch die beiden offenen Scheiben hereingestürzt und hatte sich über den Boden ausgebreitet. Wahrscheinlich durch einen heftigen Windstoß getrieben, war der Fluß über das Niveau des Fensters gestiegen, aber dieser Zufall schien sich nicht wiederholen zu sollen. Diese theilweise Ueberschwemmung hatte dazu gedient, dem Gefangenen die Lage seines Gefängnisses begreiflich zu machen. Die unmittelbare Nachbarschaft des Flusses erklärte ihm Alles. Das Luftloch öffnete sich auf eines der Ufer der Seine und konnte nur von einem Schiff oder von dem gegenübrrliegenden Ufer aus gesehen werden.

Die Nacht war angebrochen und zur großen Verwunderung des Gefangenen wurden die beiden Lampen nicht wieder angezündet. Das dumpfe Geräusch außerhalb dauerte immer fort und schien sich immer mehr zu verstärken. Zuerst in langen Zwischenräumen, dann häufiger fielen die Wellen des Flusses durch die zwei Oeffnungen in dem Fenster und bildeten in dem Keller eine Art See. Bald wurde dieses Eindringen andauernd und ergoß sich in den in der Mitte des Gemaches gebildeten Tümpel, der sich rasch ausdehnte.

Jottrat erinnerte sich, daß am Tage vor seiner Einführung durch Herrn von Koreff der Fluß schon eine starke Neigung zum Austreten zeigte. Der Winter ging zu Ende, und es war in den letzten Wochen viel Regen gefallen. Der Gefangene konnte es sich unmöglich verheimlichen, daß, wenn das Wasser nur noch einigermaßen steige, er verloren sei. Für diesen Fall einem schrecklichen Tode verfallen, blieb Jottrat nur eine einzige Aussicht von Rettung. Er mußte um jeden Preis durch die Fallthüre im Gewölbe oder durch die geheime Thüre, die sich im Schrank öffnete, zu entkommen suchen.

Er begann aus allen Kräften zu rufen; aber es folgte keine Antwort. Er ging gerade auf den Schrank zu, aber er sah seine Illusion sofort vernichtet. Das Holzwerk im Inneren war hermetisch geschlossen, und nichts wich unter den Händen des Unglücklichen.

Das Gewölbe war unerreichbar und das Wasser stieg immer fort. Es war noch keine Stunde verflossen, seitdem die erste Welle eingebrochen war und der Gefangene stand bereits bis an die Knie im Wasser. Er berechnete die Höhe des Gewölbes und kam zu der Ueberzeugung, daß, bevor es Tag würde, der ganze Raum worin er sich befand, mit Wasser gefüllt sein würde, wenn der Fluß fortführe, so rasch zu steigen, wie bisher.

Das Wasser rieselte in steigender Menge an der Wand herunter und das Souterrain füllte sich zusehends. Seit einer Stunde war Jottrat gezwungen, auf einem Stuhle stehend sich aufrecht zu erhalten und bereits standen seine Füße wieder im Wasser.

Er verließ seine Stelle und stieg auf den Tisch. Das war eine Fristverlängerung von einer halben, vielleicht von einer ganzen Stunde. Dieser bittere Gedanke brach dem armen Jottrat das Herz. Indem er sich auf das kleine Pult stützte um auf den Tisch zu steigen, fühlte er unter der Hand zwei Gegenstände, die er sofort durch das Gefühl erkannte. Es waren dies erstens das

offen liegen gebliebene Buch und zweitens der lange Lederriemen, der Tags zuvor dazu gedient hatte, ihn zu knebeln. Sich des Knebels bedienen, um das Buch zu retten, schien ihm ein Wink des Himmels. Er verlor keine Sekunde Zeit, um seinen Plan auszuführen. Er legte den Quartband auf seinen Rücken in der Höhe der Schultern, wickelte den langen Riemen dreimal darüber und über seine Brust, zog denselben fest an und schloß ihn durch einen guten Knoten.

„Soll ich hier sterben," murmelte er, die Vorbereitungen zu dieser sonderbaren Rettung beendigend, „so stirbt das Geheimniß mit mir, komme ich glücklich davon, so habe ich das Geheimniß in meiner Hand."

Hierauf sah er, fest auf dem Tisch stehend, den das Wasser nicht umzuwerfen vermochte, weil er an der Wand befestigt war, dem Tode oder der Befreiung ruhig entgegen.

Das Brausen des Stromes wurde von Minute zu Minute stärker, und der Wasserfall aus den beiden Oeffnungen im Fenster dauerte immer fort. Das Wasser mußte außerhalb sehr rasch steigen. Im Innern stieg es dem Gefangenen bereits bis an die Brust, trotzdem er sich jetzt durch den Tisch bedeutend höher gestellt sah. Eine Viertelstunde später und das Wasser erreichte seine Schultern.

Der Strom schwoll mit einer schwindelerregenden Raschheit und man vernahm an dem oberen Theil der Wand ein schreckliches Krachen. Endlich wirbelte das Wasser um den Mund Jottrats.

Plötzlich ließ sich ein Krachen über seinem Kopf vernehmen. Gleichzeitig empfand er einen fürchterlichen Stoß und er verschwand unter der ungeheueren Wassermasse, die, nachdem sie das Fensterwerk zertrümmert hatte, gleich einer Lawine in den unterirdischen Raum hinabstürzte.

Jottrat wurde wie eine Feder aufgehoben und gegen die Wand geschleudert. Das Wasser hatte bei dem Einbrechen des leichten Dammes den ganzen freien Raum mit einem Male gefüllt und stand nun in gleicher Höhe mit dem außerhalb vorbeifließenden Strome.

Jottrat schwamm vorzüglich und besaß eine außerordentliche Körperkraft. Gleichwohl hatte er viel Mühe, sich an der Oberfläche des Wassers zu halten. Er suchte sich an irgend einem Gegenstand, an einem Vorsprung, an einem Stein, an einem Balken, an einem Nagel festzuklammern, aber seine Hände trafen nur immer auf glatte Mauerflächen.

Plötzlich stieß er mit dem Kopf an einen harten Gegenstand, den er mit der Energie der Verzweiflung erfaßte. Obgleich sein Kopf angegriffen war, errieth er doch ziemlich rasch. Es war ein Brett, das vom Boden des Souterrains in die Höhe gekommen war. Wahrscheinlich war dasselbe durch den gewaltigen Sturz der flüssigen Lawine vom Bette abgetrennt worden. Dieses glückliche Strandgut war plötzlich an die Oberfläche gekommen und die Vorsehung hatte es gewollt, daß es in den Bereich der Hand des Gefangenen gelangte.

Der Agent wollte das Brett nicht fahren lassen, denn es mußte sich auf der Flußseite niederbeugen, wenn das Wasser Gewalt genug über das Holzstück erlangt haben würde. Um dieses zuwege zu bringen, begann er eine Reihe kleinerer Bewegungen zu bewerkstelligen, die außerordentlich mühsam auszuführen waren, da sein Körper im Wasser hing. Das Brett rutschte nach und nach vorwärts und gelangte endlich weit genug in die Strömung, um davon ergriffen zu werden.

Zuerst hob es sich, dann schoß es wie ein Pfeil fort mit dem Unglücklichen, der sich daran festgehalten hatte. Jottrat begriff, daß der äüßerste Augenblick gekommen war.

Jetzt riß ihn der Strom mit unglaublicher Schnelligkeit fort. Die Nacht war rabenschwarz. Man sah keinen einzigen Stern, und die Wellen der Seine schienen Tinte zu sein.

Die ungeheure Wasserfläche stürzte mit schrecklichem Brausen vorwärts und der heftige Westwind wühlte an der Oberfläche Wogen auf. Gleichzeitig peitschte ein fürchterlicher Regen sein Gesicht, während das dumpfe Brausen des fortwährend wachsendes Stromes ihn betäubte. Seine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, das Brett nicht fahren zu lassen, das ihm das Schwimmen erleichterte.

Es war unmöglich, irgend ein außerhalb des Flußbettes gelegenes Merkmal zu erkennen, so groß war die Finsterniß. Jottrat glaubte wohl zu seiner Rechten ein erhöhtes Ufer zu bemerken, aber die Strömung war hier so reißend, daß es ihm schwer geworden wäre, den Fluß quer zu durchschneiden. Uebrigens riß ihn die Strömung, statt ihn ans Ufer zu bringen, immer weiter in den Strom hinein, und alles, was Jottrat thun konnte, war, sich auf ziemlich gleicher Höhe zu halten. Aber obgleich ihm das Brett von großer Hilfe war, so empfand er doch eine große Müdigkeit, und er fühlte, wie sein Körper nach und nach von einer eisigen Kälte ergriffen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Zum Verständniß der Vielweiberei. In seinem eben erschienenen Reisewerkchen „Asia" (Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg) kommt Pfarrer Fr. Naumann auch auf die türkische Haremswirthschaft zu sprechen. Es ist nicht uninteressant, was hier der Pfarrer a. D. zum Verständniß der Vielweiberei anführt. „Man sagt, daß am Zurückgehen des Osmanenthums die Vielweiberei schuld ist. Ueber keinen Punkt des Türkenlebens kann der Abendländer schwerer eine bestimmte Ansicht gewinnen, als über diesen. Es ist sehr leicht und sehr zwecklos, auf einer Seite eine tadellose deutsche bürgerliche Familie und auf der anderen Seite einen verlodderten Harem eines orientalischen Paschas zu malen. Erst wenn man die dunklen Begleiterscheinungen unseres Ehelebens, die Entwürdigung der zahllosen gekauften deutschen Weiber einerseits und die relative Ordnung des kleinbürgerlichen muhammedanischen Haushalts andererseits hinzurechnet, darf man sich an den Vergleich heranmahen. Er fällt trotz Allem und Allem zu Gunsten der christlichen Einehe aus. Auch wenn man zugibt, daß die Türkenehen, auch wenn sie Einehen wären, kaum besser gehalten würden, als etwa italienische oder griechische Einehen, so würde selbst ein Volk mit den lockeren Einehen der christlichen Mittelmeervölker mehr Aussicht auf fortdauernde Lebenskraft haben als ein Volk, in dem die Vielweiberei die Achtung vor dem Leben kommender Geschlechter grundsätzlich verdirbt. Auch Spanien und Frankreich haben die dem kräftigen Menschenthum von Gott eingepflanzte Freude am wachsenden Kindersegen verloren und selbst bei uns ist in dieser Richtung nicht mehr Alles wie es sein sollte, aber Völker mit Einehe gehen wenigstens langsamer zurück, als solche mit Vielweiberei. Auch für sie kann eine Zeit kommen, wo das lebendige Wasser des Volksthums nicht mehr quillt, aber so schnell wie das Osmanenthum welkt kein christliches Volk. Es stieg auf wie im Rausche und sank dann zusammen wie ein Mensch am Morgen nach einem Exzeß. Es ist für uns merkwürdig, daß die Vielweiberei auch unter ernsten Menschen wohlwollende Beurtheiler gefunden hat, da wir sie gewöhnlich nur im Vergleich mit unseren besseren Einrichtungen ansehen. Wer sich aber sagt, daß die Vielweiberei eine Verdrängung der Sklaverei zwar nicht immer, aber vielfach ist, bekommt ein Auge für den inneren Grund der großen muhammedanischen Erfolge in Afrika. Wo nämlich Lohnarbeit und freier Arbeitsvertrag noch völlig fehlt, gibt es für die überzählige Frau nur die Wahl zwischen Sklavenverhältniß oder erweitertem Eheverhältniß. Die Frau der niedersten Stufen wird unter naturwissenschaftlichen Verhältnissen durch Vielweiberei werthvoller, während zugleich die Frau der oberen Schichten sinkt. Es gibt keine völlig verlassenen und verstoßenen Weiber, aber auch keine dem Manne an Bildung und Würde gleichartigen Frauen. Das weibliche Geschlecht als Ganzes verkauft sich, um eine Garantie für Nahrung, Leben und Ehe zu gewinnen. Unser Führer Baldensperger lebt seit lange zwischen Muhammedanern. Er schildert anschaulich, wie begehrt in den muhammedanischen Dörfern Palästinas die Mädchen sind. Es gibt kein „Sitzenbleiben". Die Frauen sind wie in allen südlichen Ländern freier, stehen aber doch unter Angst und Gefahr. Bei der Armuth des türkischen Reiches findet die Vielweiberee für die Menge des Volkes schon von selbst ihre Grenze. Unheimlich ist sie auf den Höhen, aber dort gerade ist sie durch alten asiatischen Gebrauch gefestigt. Wer in der Bibel zu lesen pflegt, weiß, daß auch David seinen Harem hatte, den Absalom seinem Vater abzunehmen suchte. Bei David versteht man es geschichtlich und läßt sich dadurch nicht stören, ihn als Vorvater Jesu Christi zu ehren. In etwas aber nöthigen uns doch die Beispiele des alten Testaments, orientalisches Leben nicht einfach blos nach europäischem Maße zu messen. Der türkische Zustand war einmal bei sehr frommen und unvergeßlichen Leuten unangefochten in Gebrauch. Er war einmal — wie eben das ganze Türkenthum Vergangenheit ist." (Frkf. Ztg.)

— Ein Frauenscheusal. Eine Tragödie, welche sich in dem abgelegenen Dorfe Biddenden in Kent abgespielt hat und den ersten Berichten nach eine Liebestragödie zu sein schien, erweist sich als ein Ereigniß ganz sensationeller Art. Fräulein Peterson, die Tochter des Rektors, d. h. Pfarrers, von Biddenden, eine ungewöhnlich große und starkknochig gebaute Dame von 40 Jahren, die als gute Reiterin bekannt ist, wird nicht nur als exzentrisch, sondern auch trotz ihrer engen Beziehung zur Kirche als diabolisch schlecht geschildert. Ihr Vater war schon vor drei Jahren zu gedächtnißschwach, um sein Amt zu versehen, obwohl er körperlich in einem so guten Zustande ist, daß er noch manches Jahr leben kann. Damals war Fräulein Peterson im Auslande. Sie kam mit einer französischen Dienstmagd zurück und schloß ihren alten Vater in einem Zimmer des Pfarrhauses ein, ließ ihn von dem französischen Mädchen bewachen, und nur ein alter Gärtner Namens Day, der ihm das Essen brachte, hatte Zutritt zu ihm. Der alte Pastor wurde in dieser Gefangenschaft ganz vernachlässigt und schmutzig. Der von Fräulein Peterson ermordete Wibley, der neben der Ausübung seines

Schuhmachergewerbes für die Lokalblätter von Ashford und Maidstone schrieb, trieb auch Gärtnerei. In Folge dessen stand er mit dem Gärtner Day in Verbindung und dieser machte ihm von der Gefangenschaft des Pastors Mittheilung. Wibley berichtete darüber an die Zeitungen, und dadurch zog er den bittersten Haß des Fräulein Peterson auf sich. Sie schrieb ihm einen Brief, worin sie ihn verdächtigte, daß er sich an den Mädchen vergriffen habe, die er in seiner mit gutem Erfolge von ihm geleiteten Sonntagsschul-Klasse unterrichtete. Im März 1897 hatte Frl. Peterson mit Wibley noch einen anderen Konflikt. Wibley veranstaltete einen Bazar für wohlthätige Zwecke, während Fräulein Peterson die Fonds des Bazars zur Stiftung eines Vereins mit dem Motto: „Freie Liebe und allgemeines Cölibat“ beanspruchte. Die Anregung dazu gab ihr eine „Gesellschaft für freie Liebe“ in Woodford, deren Mitglieder sich über die Grafschaft Kent zerstreut hatten, und die jetzt noch in Dover einen Zusammenkunftsort hat. Auch dieser Vorfall wurde in den Lokalblättern besprochen. Inzwischen war der alte Geistliche durch seine beiden Söhne, von denen der eine ein Londoner Rechtsanwalt ist, eines Sonntags, als Frl. Peterson gerade in der Kirche war, heimlich aus seiner Gefangenschaft befreit worden. Frl. Peterson verließ ebenfalls ihr heimathliches Dorf und siedelte in einen anderen Ort über. Erst vor acht Tagen kehrte sie nach Biddenden zurück und bezog im Gasthofe ein Zimmer. Sie schrieb an Wibley einen versöhnlichen Brief, wodurch sie ihn zu einer Zusammenkunft im Schulzimmer einlud. Hier scheint sie den Mord, auf den sie sich durch Theilnahme am Gottesdienst und indem sie das Abendmahl nahm, vorbereitete, sehr genau geplant gehabt zu haben. Ein Bild, „Christus als guter Hirte“, war eigens zu dem Zwecke von ihr im Schulzimmer aufgehängt worden, damit Wibley es arglos betrachten sollte, während sie nach seiner Schläfe zielte. Und so gelang ihr auch der Mord.

— Nützliche Schlangen. Die Rattenplage in Brasilien hat so unendlich zugenommen, daß man neuerdings versucht, sich durch eine Art Hausschlange vor diesen Nagethieren zu schützen. Es ist dies eine kleine Riesenschlange von ungefähr 10 Fuß Länge und der Dicke eines männlichen Arms. Dieses ebenso nützliche als harmlose Reptil kann man auf den Märkten von Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco für 5—6 Francs erstehen. Von Natur träge und sanft, verbringt es den größten Theil des Tages schlafend in einer Ecke, und hebt kaum den Kopf, wenn sich jemand nähert. Bei Anbruch der Dämmerung beginnt es auf die Jagd zu gehen, schleicht, drängt und windet sich überall durch, sogar bis unter die Dielen des Fußbodens, stürzt sich mit der Geschwindigkeit einer zurückschnellenden Feder auf die Ratten, packt sie am Hals und bricht ihnen das Genick. Da die Schlangen nur wenig fressen, tödtet die Riesenschlange nur aus Lust am Tödten und leistet darin Ueberraschendes. Das Reptil gewöhnt sich so sehr an das Haus seines Herrn, daß es dank seinem scharfen Instinkt, den Weg dorthin immer wieder zurück findet.

— Der Kaiser und die Fremdworte. Eine hübsche Geschichte erzählt die „Zeitschrift des Allgem. deutschen Sprachvereins“ in der soeben erschienenen Februar-Nummer: Vor mehreren Jahren reiste der Kaiser auf einer unserer östlichen Eisenbahnen zum Manöver. Mitten auf der freien Strecke hielt der Zug plötzlich an. Ein Flügeladjutant rief dem den Zug begleitenden Ober-Betriebsbeamten, der inzwischen ausgestiegen und mit der Untersuchung beschäftigt war, aus der Ferne zu: „Seine Majestät wünschen zu wissen, was los ist!“ — worauf jener mit lauter Stimme im Tone dienstlicher Meldung antwortete: „Die Bremsleitung ist defekt!“ Nachdem die schadhafte Leitung in kurzer Zeit ausgebessert war, trat der Beamte an den kaiserlichen Wagen heran und meldete dem am offenen Fenster stehenden hohen Herrn, es sei nunmehr Alles wieder in Ordnung und es könne weiter gefahren werden. Der Kaiser nickte zustimmend und setzte dann lächelnd hinzu: „Also Ihre Bremsleitung ist wieder — indefekt?“

Moderne Frau.

Schön von Scheitel bis zur Zeh',
Gebildet, jung und reich,
Köchin, Kammerjungfer, Fee,
Hofdam' und Weib zugleich.

Nädeln soll sie, stricken, flicken,
Kochen, putzen, waschen,
Nach gutem Ton sich wenden, bücken,
Nicht klaschen und nicht naschen.

Tanzen, malen, musiziren,
Mit schlanker, weißer Hand,
Pflegen, warten, präsentiren,
Allorts und allgewandt.

So soll die Frau von heute sein,
Wie ich's geschildert hier.
Und find't sich keine solche ein,
— Malt sie euch auf Papier.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 35. Montag, den 13. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

35 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Der lange Aufenthalt im Wasser in dem unterirdischen Gemach hatte ihm die Glieder steif gemacht, und er fühlte, daß wenn es ihm nicht gelänge, ans Land zu kommen, die Kräfte ihn gänzlich verlassen würden; auch das auf seinem Rücken befestigte Buch war ihm äußerst lästig.

Plötzlich sah er eine ungeheure schwarze Masse sich vor ihm erheben, während gleichzeitig die Schnelligkeit der Strömung sich verdoppelte, das Wasser stürzte durch einen engen Bogen mit der Gewalt einer geöffneten Schleuse und riß ihm das Brett aus den Händen, das dann an einem Pfeiler hängen blieb.

Wie ein Strohhalm fortgetrieben, schloß er die Augen und ließ sich treiben, wohin der Fluß ihn hinreißen würde. Drei Sekunden später fühlte er einen fürchterlichen Stoß am Kopf und wurde ohnmächtig. Die Strömung hatte ihn gegen eine Art eisernen Pfahlwerks geschleudert, das den Ausgang eines Abzugkanals markirte und sein Körper war zwischen den eisernen Stangen, die bis in den Strom hineinragten, hängen geblieben.

Er hatte somit das Ufer in dem Augenblick erreicht, in dem er die Besinnung verlor und er wäre sicherlich ertrunken, wenn nicht ein Mann die Hand nach ihm ausgestreckt, ihn an seinen Kleidern gefaßt und an sich herangezogen hätte und mit ihm unter dem Gewölbe des Abflusses verschwunden wäre.

X.

An einem regnerischen Märzabend spazierte ein in einen Mantel mit aufgeschlagenem Kragen gehüllter Mann in derselben Rue des Marais St. Germain, in welcher acht Tage vorher Herr von Koreff den Polizeiagenten abgeholt hatte. Der Westwind fing sich mit Heftigkeit in dieser engen Passage und trieb dicke mit Schnee untermischte Regentropfen vor sich her.

Neun Uhr schlug es eben und in einer solchen Nacht verließen nur selten die ehrlichen Leute dieses Viertels ihr Kaminfeuer. Der Unbekannte schien sich wenig um das ungestüme Wetter dieser Jahrzeit zu bekümmern und er fuhr fort, die Häuser zu inspiziren, bis er endlich vor einem der ältesten Häuser stehen blieb. Sobald er sich überzeugt hatte, daß er sich vor dem Hause befand, in welchem er zu thun hatte, stellte er sich, über die Straße schreitend, auf der anderen Seite so auf, daß er die Fassade übersehen konnte. Nun richtete er seine Augen auf die oberen Etagen; nicht ein einziges Licht schimmerte an irgend einem Fenster.

„Neun Uhr zehn Minuten," murmelte er, seine Uhr hervorziehend. „Wenn ich in zwanzig Minuten die Lampe nicht sehe, so werde ich nichts destoweniger eintreten, und werde mich einfach an den Portier wenden."

Von der Stelle, wo er stehen geblieben, zur Rue de Seine waren es etwa hundert Schritte und er begann sie langsam abzuschreiten, um Zeit zu gewinnen.

Er sah bei dem Licht der nächsten Laterne zwei Individuen in Blousen und Mützen, die ruhig die Häuser streiften, wahrscheinlich von der Arbeit zurückkehrende Arbeiter. Es war dies eine der natürlichsten Begegnungen.

Nachdem er zum zweiten Male nach der Uhr gesehen, ging er festen Schrittes auf das Haus zu, vor welchem er bereits stille gestanden, sah noch einmal an der Fassade hinauf und überzeugte sich, daß kein Licht zu sehen war.

„Ich muß unter allen Umständen wissen, woran ich mich zu halten habe," sprach er zu sich selbst, über die Straße schreitend, „und weil ich ohne die Erlaubniß des Arztes ausgegangen bin, will ich meinen Abend wenigstens nicht verloren haben."

Er erhob den Klopfer und gab einen kräftigen Schlag, und nach langem Warten deutete ein Geräusch im Innern an, daß der Portier sich entschlossen habe, zu öffnen.

Der Besucher stieß mit einer gewissen Schwierigkeit den schweren Thorflügel auf und trat ein. Vor ihm

öffnete sich ein weites Vestibüle, das einem Schreiner als Werkstatt zu dienen schien, denn dasselbe war mit Holz und Werkzeugen angefüllt. Er hatte einige Mühe, sich zurechtzufinden unter diesen Holzhaufen, die eine rauchige Wandlampe nur schwach beleuchtete, als er endlich an dem oberen Ende einiger Stufen eine Helle erblickte, die ihm die Richtung bezeichnete, die er einzuschlagen hatte. Dieses Licht schimmerte durch das trübe Glas eines schmierigen Fensters und bezeichnete deutlich die Loge des Portiers.

Der Unbekannte öffnete herzhaft das Fenster und warf, den Kopf ins Innere hineinstreckend, die lakonische Frage hin:

„Ist Herr Jottrat zu Hause?"

Sicherlich hatte er gesprochen, ohne zu wissen, an wen seine Worte gerichtet waren, denn ein dichter, übelriechender Qualm erfüllte die ganze Loge. Diesem Loch entströmte ein Gemisch von Küchengerüchen und Tabaksrauch, das geeignet gewesen wäre, ein Grenadier der alten Garde in die Flucht zu treiben, und die erste Bewegung des Besuchers war die, daß er rasch sich zurückzog.

Eine kreischende Stimme hielt ihn zurück.

„Er ist nicht zu Hause, der Herr Jottrat," schrie eine heisere alte Frau, „was wollen Sie von dem Mann?"

Der Unbekannte war erstaunt und durch diese Aufnahme beleidigt. Zu gleicher Zeit artikulirte eine tiefe und ernste Stimme die folgenden Worte:

„Herr Jottrat ist ausgegangen, mein Herr, aber er wird wohl bald zurückkehren, nnd wenn Sie ihn hier erwarten wollen —"

So freundlich die Einladung war, so schien der Unbekannte vorzuziehen, ihn in dem Vestibüle zu erwarten, aber die Stimme ließ sich in einem immer höflicheren Tone vernehmen:

„Treten Sie doch ein, mein Herr; ich bin einer der besten Freunde Jottrats und wenn es etwas ist, was ich ihm mittheilen könnte, so wäre ich gerne dazu bereit."

Der Besucher entschloß sich nicht ohne Zögern, die Schwelle zu überschreiten, weil er mehrere Schatten auf den oberen Treppenstufen zu bemerken glaubte, und er nicht sehr geneigt war, vor einem so zahlreichen Auditorium zu sprechen.

Als er sich einigermaßen an den ekelerregenden Nebel, der die Loge erfüllte, gewöhnt hatte, bemerkte er zuerst, neben dem Ofen sitzend, auf welchem sie irgend ein höllisches Gericht bereitete, eine alte Portiere, die ihn mit beunruhigender Aufmerksamkeit betrachtete. Etwas weiter in der Ecke stand aufrecht die Person, die das Wort ergriffen hatte und die nach dem Aeußern einen ruhigen, respektablen Bürger verrieth.

„Was wollen Sie von Herrn Jottrat?" fragte die rauher gewordene Stimme.

„Was geht das Sie an?"

„Das geht mich so sehr an," fuhr der friedliche Bürger fort, daß wenn Sie es nicht sagen, ich mich gezwungen sehen werde, Sie irgend wohin bringen zu lassen, wo man Sie wohl zum Sprechen zwingen wird."

„Das ist stark," sagte der Unbekannte, sich gegen die Thür zurückziehend.

In dem Augenblick, als er hinaustreten wollte, sah er, daß vor dieser Thüre zwei Männer so aufgestellt waren, daß sie den Ausgang sperrten und gleichzeitig ergriff der Greis wieder das Wort:

„Sie sehen, daß ein Fluchtversuch vergeblich ist. Wenn Sie Unannehmlichkeiten vermeiden wollen, so bitte ich Sie, mir sofort Ihren Namen und Stand und gleichzeitig den Grund Ihres Besuches angeben zu wollen."

Der Unbekannte dachte wahrscheinlich, daß es Zeit sei, dieser Lage ein Ende zu machen, denn nach einigen Augenblicken der Ueberlegung ging er gerade auf den Sprecher zu, faßte ihn an einem Knopfe seines langen Rockes und sagte, ihm fest in die Augen blickend:

„Ich bin der Vicomte Edmond von Sartilly und komme hierher in Angelegenheiten, die mich nur allein angehen. Und jetzt, fuhr er fort, „werden Sie auf der Stelle beweisen, daß Sie das Recht haben, mich zu befragen, oder ich werde Ihnen, daß schwöre ich, die Lektion ertheilen, die Sie verdienen."

Der Name, der Titel und das feste Auftreten schienen auf den vorgeblichen Bürger Eindruck gemacht zu haben, denn er beeilte sich, in seinem höflichen Ton zu antworten:

Mein Herr, ich bedaure, Sie einer allgemeinen Maßregel unterwerfen zu müssen, aber ich bin Beamter der Sicherheitspolizei, und bin in dieser Loge im Dienst mit dem Auftrage, Jeden zu arretiren, der nach Herrn Jottrat fragen würde."

„Und welches ist die Ursache zu dieser Maßregel?" fragte Sartilly.

„Mein Gott! es ist eine ganz natürliche. Es hat hier in voriger Woche ein sehr sonderbares Ereigniß stattgefunden. Unser Kamerad Jottrat, den wir Alle lieben und schätzen, ist eines Abends mit einem Herrn von hier fortgegangen, den die Pförtnerin nicht kannte und seit acht Tagen ist er nicht nach Hause zurückgekehrt."

„Wie! er auch verschwunden!“ rief der Vicomte bestürzt aus.

„Verschwunden, das ist wohl der richtige Ausdruck, denn es ist bis heute noch nicht gelungen, auch nur die geringste Auskunft über sein Verbleiben zu erhalten.“

„Vortrefflich!“ rief der Vicomte.

„Sie werden mich entschuldigen, mein Herr,“ antwortete der Polizist; „ich habe hier zwei Mann, die sich ein Vergnügen daraus machen werden, Sie nach der Polizei zu begleiten.“ Und Sartilly sah in der That, daß seine Eskorte bereit war; er verließ die Loge, ohne den Sprecher zu grüßen, der ihn jedenfalls für einen großen Verbrecher hielt.

Das Einfahrtsthor öffnete sich vor ihm, ohne daß er nöthig gehabt hätte, es zu verlangen. Der auf seinem Posten gebliebene Agent hatte die Vorsicht gebraucht, die Thüre zu öffnen, und die beiden Subalternen marschirten respektvoll einige Schritte hinterher. Sartilly trat somit zuerst auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Im Schatten des Hexenwahns.

Im Dunkeln ist gut munkeln — dieses Sprichwort hat sich auch an der geistigen Finsterniß bewahrheitet, von welcher der Hexenwahn des Mittelalters ein so trauriges Zeugniß gibt. Wie in den Zeiten der Herrschaft desselben die Befangenheit der Geister von schlauen Gesellen benutzt wurde, damit er ihnen als Deckmantel für allerlei eigene lichtscheue Unternehmungen diene, das wird in einem interessanten Aufsatz in Nummer 4 des neuen Jahrgangs der „Gartenlaube“ an einem einst vielbesprochenen räthselhaften Vorgang erläutert.

Am Allerheiligenabend des Jahres 1589 verschwand der Amtmann Anton Cratz von Scharfenstein auf Stolzenfels am Rhein auf geheimnißvolle Weise. Ein Jahr blieb er verschwunden, aber am Allerseelentag 1590 traf er wieder auf der Burg ein. Er erzählte, er sei durch Zauberei nach der Türkei entrückt worden und wußte von seinem Aufenthalt dort die wunderbarsten Abenteuer zu erzählen. Auch der damalige Kurfürst von Köln war so befangen in dem Wahn seiner Zeit, daß er den merkwürdigen Bericht Wort für Wort glaubte. Er ordnete in Folge dessen strenge Maßregeln an zur Verfolgung des immer mehr überhand nehmenden Hexenunfugs. An die Mittheilung des Scharfensteinschen Berichts nach dem „Rheinischen Antiquarius“ knüpft der Verfasser des Gartenlaube-Artikels folgende Betrachtung:

Es wird sich wohl niemals mehr feststellen lassen, was Herr Anton Cratz von Scharfenstein während der Zeit vom Allerheiligenabend 1589 bis zum Allerseelentage 1590 in Wirklichkeit erlebt hat. Die Annahme liegt nahe, daß der wackere Amtmann, des Sitzes auf Stolzenfels müde, sich auf gut Glück in die weite Welt begeben hat. Er mag dabei Abenteuer erlebt haben, die ihm nicht zu besonderem Ruhme gereichten, und so hat er wohl nach seiner Rückkehr in die Heimath die wundersamen Abenteuer erfunden. Daß er dabei seinen Landsleuten einen solchen Bären aufbinden durfte, erscheint dagegen gar nicht wunderbar, wenn man die damaligen Anschauungen und auch die Oertlichkeit selbst in Betracht zieht.

Nicht weit von Stolzenfels, unterhalb Rhens, liegt eine in der deutschen Geschichte denkwürdige Stätte, der Königsstuhl, auf dem sich die Kurfürsten versammelten, um über deutsche Reichsangelegenheiten zu berathen, und die Königs- und Kaiserwahl zu vollziehen. Die Gegend, in welcher der aus Quadersteinen aufgeführte, mit Säulen und steinernen Sitzen versehene Bau sich befand, war in früheren Zeiten wenig belebt, und an den Ort knüpften sich allerlei Sagen und Spukgeschichten. Weit und breit war der alte Königsstuhl berühmt und gefürchtet wegen der Hexensabathe, die dort gefeiert werden sollten, und dieser traurige Ruf wurde durch die Aussagen der Angeklagten in einer ganzen Reihe von Hexenprozessen bekräftigt.

Wenn also Anton Cratz von Scharfenstein erzählte, daß er in der verrufenen Gegend durch einen Zauber entrückt und von dort in ferne Länder versetzt wurde, so sagte er etwas aus, was seinen Zeitgenossen durchaus möglich erschien. Er baute auf den Aberglauben, daß man durch magische Kräfte den eigenen Körper oder auch andere Personen an weit entfernte Orte versetzen könne.

Dieser Zauber kam bei der Hexenfahrt zu Stande. Der Hexensalbe wurde die Kraft zugesprochen, daß selbst Leute, die mit dem Teufel den Pakt nicht abgeschlossen hatten und nur aus Neugierde sich mit ihr bestrichen, augenblicklich zum Hexenchor hinweggeführt wurden. So erging es, um ein Beispiel anzuführen, einem zu Ferrara wohnenden Köhler Namens Antonio Leone. Er hatte auf sein eigenes Weib einen Argwohn geworfen, daß sie, vieler Leute Meinung und Gerede nach, des Nachts, während er schlafe, zum Hexenkonvent ginge; weswegen er heimlich darauf zu merken beschloß und in einer gewissen Nacht sich stellte, als ob er im tiefen Schlafe läge. Worauf das Weib vom Bette aufstand, aus einem kleinen Geschirr, welches sie vorher verborgen gehalten, sich schmierte, und hierauf nirgends mehr zu sehen war.

Der hierüber sich verwundernde Mann gewinnt Lust, den Handel zu probiren, steht also auf und bestreicht sich gleichfalls mit Salbe. Darauf wird er allsofort durch einen Schlot oder Kamin davon- und in eines Grafen Weinkeller geführt, allwo er sein sauberes Weib bei vielen anderen Zunftschwestern antrifft. Sobald aber dieselbe seiner ansichtig wurde, ist sie nach einigen gemachten Zeichen mit den anderen davongefahren und er allein zurückgeblieben. Des Morgens finden ihn die Diener des Hauses, nehmen ihn mit großem Geschrei als einen Dieb gefangen und bringen ihn vor den Grafen. Als derselbe ihm zu reden erlaubt, hat er, wiewohl nicht sonder Scham, den rechten Verlauf und wie er in den Keller gerathen, berichtet. Hiernächst ist sein Weib bei den Untersuchern der Hexerei angegeben und, nachdem sie es gestanden, zu gebührender Strafe gezogen worden. In dieser Weise redeten sich viele aus, die an Orten, an die sie nicht hingehörten, betroffen wurden, und brachten andere ins Unglück. Die Flunkerei Anton von Scharfensteins erscheint somit durchaus — zeitgemäß.

Mannigfaltiges.

— Aus früheren Lebensjahren des verstorbenen Grafen Caprivi rühren einige Erlebnisse her, die beweisen, wie leicht man, ohne zu wollen, Humorist in Uniform werden kann. Als man Caprivi, die unverbesserliche Landratte, zum Chef der deutschen Admiralität ernannte, mußte er im Handumdrehen Vizeadmiral werden. Am Anfange war es ihm recht unbehaglich zu Muthe, als er zum ersten Male in voller Generals-Uniform auf einem Kriegsschiffe zur Inspizirung erschien. In jedem Seemannsantlitze konnte man ein verhaltenes Lächeln ahnen, als die Exzellenz sporenklirrend über Taue und Ketten balanzirte. Man macht ihn besorgt auf die seemännische Unmöglichkeit dienstlicher Sporen aufmerksam und Caprivi hat gar nichts dagegen, daß ihm ein Heizer mit einer Zange diese Sporen des Anstoßes aus den Stiefeln reißt. Der innigste Wunsch des neuen Admirals ist, daß es sich das Schiff nicht einfallen ließe, in See zu gehen; denn seine Tüchtigkeit in einer so ungewohnten Lebenslage hat er noch keineswegs erprobt. Da führt man ihn auf die Kommandobrücke und salutirend fragt der Kommandant: „Befehlen Exzellenz, Anker auf?" „Bitte recht sehr", sagt verständnißlos Caprivi. Zu seinem Schrecken hört er im nächsten Augenblick die Anker aus der Tiefe rasseln und die Maschine angehen, das Schiff fährt. Exzellenz macht gute Miene zum bösen Spiel und hört voll Ergebung die Meldung des wachthabenden Offiziers. „Exzellenz, ich melde gehorsamst, acht Glas! „Ich danke sehr, entgegnete der Admiral, sehr verwundert, daß der Offizier schon am Morgen acht Glas getrunken habe und dies außerdem noch der Meldung werth halte. „Gestatten Exzellenz, Backen und Banken?" meldete ein anderer Seeoffizier. „Ich danke sehr," antwortete Exzellenz mit sehr verlängertem Angesichte, zumal fast gleichzeitig ein dritter Offizier rapportirte: „Exzellenz, ich melde mich gehorsamst verfangen." Verfangen, am Ende in einem Tau, aber wozu meldet der Unglücksmensch das? Caprivi geht mit dem Kapitän in die Kajüte und meint vertraulich: „Sagen Sie, lieber Kapitän, waren denn alle diese sonderbaren Meldungen durchaus nothwendig?" „Jawohl, Exzellenz," ist die Antwort und nun erfolgt die Aufklärung. Jede halbe Stunde wird die Schiffsglocke geschlagen, das heißt „glasen und nach acht Glas endet die Wache. „Backen und Banken" heißt Mittagessen; „Back" bedeutet Tisch, die Bank, auf welcher die Matrosen sitzen, wird zur Essenszeit herabgeklappt — daher die Benennung. Und der Offizier, der sich „verfangen" hatte, meldet sich einfach als abgelöst. Ein andermal verlangt Caprivi die Kadetten „loggen" zu sehen. Der Kapitän sieht ihn groß an, denn das Schiff liegt vor Anker und „loggen" heißt so viel wie die Fahrt messen. Aber Befehl ist Befehl und bald steht Exzellenz vor den mit den Logginstrumenten bewaffneten grinsenden jungen Herren. „Lassen Sie loggen, Herr Kapitän", befiehlt Caprivi „Exzellenz verzeihen — ich bitte gehorsamst", stotterte der Kommandant; „Exzellenz, man kann nur loggen, wenn das Schiff in Fahrt ist." Caprivi nickt verständnißinnig, sieht mit möglichster Ruhe in die krampfhaft-ernsten Gesichter der Seekadetten und verflüchtigt sich in die Kajüte, um sich selbst tüchtig auszulachen wegen seines wirkungsvollen Admiraldebuts.

Sinnsprüche.

Wenn der Mensch so los sein wollte von allem Irdischen, daß kein Schmerz, keine Unruhe ihn mehr treffen könnte, weil er nur das Höchste und nichts anderes liebt, so würde Kälte in ihm entstehen, und Kälte ist immer ein Schreckliches. Nein, wir sollen nicht los sein von der Welt; ein Aufopfern aller natürlichen Bande verlangt Gott nicht, sondern Beugung unsres Willens unter seinen Willen. Dem Schmerze, der Unruhe, die, weil er uns in die Welt gesetzt hat, uns trifft, sollen wir nicht entfliehen, sondern sie mit innerer Ruhe ertragen.

Perthes.

* * *

Wenn so oft an Gott man dächte,
Als man an die Sterne denkt,
Wär uns, glaub' ich, längst zu rechte
Fried' und Ruh von Gott geschenkt.

Logau.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 37. Mittwoch, den 15. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

37 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Verzeihen Sie, mein lieber Chateaubrun,“ sagte Sartilly, der plötzlich unruhig geworden war, „erklären Sie sich deutlicher, ich bitte Sie.“ —

„Ich denke, ich spreche sehr deutlich,“ erwiderte der Kapitän, aber trotzdem will ich versuchen, noch deutlicher zu reden. Also diesen Nachmittag, als ich mich mit den Damen unterhielt, brachte man einen Brief von Ihnen —“

„Einen Brief von mir?“

„Einen Brief, worin Sie anzeigen, daß Sie vollständig hergestellt seien, daß Mr. Calmet, der Notar, heute zehneinhalb Uhr ins Palais kommen wolle, daß, da der Arzt Ihnen aber noch strenge verboten habe, auszugehen, Sie die Damen in ihrem Coupee würden abholen lassen. Und warum sind Sie nicht in der Rue d'Astorg in diesem Augenblick?“

„Wie?“ rief Sartilly, wahnsinnig vor Schmerz und Wuth, „weil dieser Brief nicht von mir ist, weil man Jeanne eine niederträchtige Falle gelegt hat.“

„Sprechen Sie wahr?“ rief der Kapitän aufspringend.

„Ob ich Wahrheit spreche?“ Aber glauben Sie mir denn nicht?“ sagte der Vicomte, dessen Augen funkelten.

„Verzeihung, lieber Edmond, ich glaube Ihnen und will sogleich mit Ihnen fort. Es ist 10 Uhr und wir können in einer Viertelstunde im Palais Mensignac sein, wenn Sie einen Wagen unten haben.“

„Es ist ein Fiaker,“ sagte Sartilly verzweifelnd.

„Einerlei! Kommen Sie,“ rief Chateaubrun, nach der Treppe stürzend.

Er hatte die Zeit gehabt, sich mit einem schweren Stock zu versehen und ein Paar doppelläufige Pistolen in die Tasche zu stecken.

XI.

„Kutscher! nach dem Trocadero! Zwanzig Franken Trinkgeld, wenn wir in zwanzig Minuten dort sind, nichts, wenn wir eine halbe Stunde dazu gebrauchen,“ rief Chateaubrun, sich in den vor der Thür haltenden Fiaker werfend.

Der brave Kapitän war mit drei Sprüngen die Treppe herabgekommen und Sartilly war ihm auf dem Fuße gefolgt.

„Ein Goldfuchs!“ rief der Kutscher, welcher ausnahmsweise nicht schlief; „das Pferd geht vielleicht darüber zu Grund, aber wir werden in einer Viertelstunde dort sein.“

Und mit einem Peitschenhieb, der auch das störigste Roß munter zu machen geeignet war, gelang ein Extra-Galopp.

„Wenn wir nur rechtzeitig ankommen,“ jammerte der Vicomte.

„Alles wird gut gehen, mein Lieber,“ sagte der Kapitän, sich die Hände reibend; „wir sind an ein Thier gerathen, das Blut im Leibe hat.“

Sartilly hielt seine Uhr in der Hand und sah abwechselnd bald auf die Zeiger und bald auf den Weg, der unter den Rädern zu fliehen schien. Der Kapitän, der viel ruhiger war, überwachte das Pferd und den Kutscher, dem er von Zeit zu Zeit ein ermuthigendes Wort zurief.

Diese Sorge hinderte ihn nicht, seinen Freund zu befragen.

„Wußte man bei Ihnen, daß Sie diesen Abend ausgehen wollten?“ fragte er Sartilly.

„Ja, ich hatte diesen Morgen meinen alten Kammerdiener davon in Kenntniß gesetzt,“ antwortete der Vicomte zerstreut.

„Sind Sie Ihrer Leute sicher?“

„Dieses Kammerdieners, ja. Toby's weniger.“

„Wer ist Toby?“

„Mein Groom.“

„Ah, sehr wohl! der ein feines, fast zu feines Aussehen hat. Er ist indessen sehr jung.“ sagte Chateaubrun, zu sich selbst sprechend.

Sartilly antwortete nicht.

„Sehen Sie, mein Freund," fuhr der Kapitän fort, „es scheint mir, als ob die beiden Fallen im Zusammenhang ständen. Man wollte Fräulein von Mensignac heute Abend entführen, weil man wußte, daß Sie nicht ins Palais kommen würden; und damit diese Operation auf dem Trocadero nicht gestört werde, hatte man Alles vorbereitet, um Sie in der Rue de Marais zu erschlagen."

Sartilly antwortete durch einen Wuthausbruch.

„Es folgt daraus," fuhr Chateaubrun fort, „daß der Feind, der die beiden Sachen so geschickt organisirt hat, von Ihrem Ausgang heute Abend wohl unterrichtet sein mußte."

„Wer hat den falschen Brief gebracht, fragte plötzlich der von der Richtigkeit dieses Schlusses betroffene Vicomte.

„Zum Unglück weiß ich das nicht, seufzte der Kapitän. Ein Diener übergab ihn an Fräulein von Mensignac; aber Sie begreifen sehr wohl, daß ich nicht fragen konnte. Wie sieht Ihr neues Koupee aus?" fragte er plötzlich.

„Mein Koupee," erwiderte Sartilly, der nicht zu verstehen schien.

„Ja, ist es ein Dreiviertel? Welche Farbe hat es?"

„Es ist ein großes, dreisitziges Koupee, sehr hoch in den Federn hängend, hell rothbraun mit weißen Filets lackirt; aber wozu denn dies Alles?"

„Ich habe meine Ursache, um Sie darüber zu befragen. Ich bin sicher, daß Fräulein von Mensignac zu der englischen Gouvernante sagte, Sie würden sie in Ihrem Koupee abholen lassen."

„Das wäre zu viel der Frechheit!" murmelte der Vicomte.

„Wie dem auch sei, mein Lieber, wenn Diejenigen, die Sie verrathen, die Frechheit hatten, Ihren Wagen zu nehmen, so ist es immerhin gut, wenn ich ihn erkenne; wer weiß, ob wir Ihnen nicht unterwegs begegnen."

In diesem Augenblicke erreichten sie das Ende der Brücke von Jena, und der Kutscher rief seinen Fahrgästen zu: „Hier sind wir am Trocadero, meine Herren, wie viel Minuten?"

„Immer vorwärts; es ist oben, fahre durch die Rue de Batailles. Zehn Franken weiter, wenn Du im Trab hinauf fährst."

Der Wagen durchschnitt die Esplanade, und Sartilly's Ungeduld wuchs, je näher er seinem Ziele kam. Er hörte Chateaubrun nicht mehr, der fortfuhr, ihm seinen Plan auseinanderzusetzen. Im Wagen stehend, den Oberkörper hinausgelehnt, blickte er vorwärts, wie wenn er das Palais Mensignac bereits hätte sehen können, woran ihn der Hügel jedoch hinderte.

„Kaltes Blut, mein Freund," wiederholte der Kapitän. Wenn Sie sich nicht beruhigen, werden wir schlechte Geschäfte machen."

„Sie haben Recht."

„Kommen wir vor den Spitzbuben im Palais an, so begeben Sie sich zu Fräulein Jeanne und ich bleibe an der Thüre, um sie in Empfang zu nehmen. Begegnen wir dem Wagen auf dem Wege, so nehme ich es auf mich, sie festzuhalten, während Sie sich mit den Damen befassen."

„Und wenn wir dem Wagen nicht begegnen?" wiederholte Sartilly. „Dieser Fiaker kommt nicht von der Stelle," fügte er ungeduldig hinzu, sich noch einmal an den Schlag stellend, um den Kutscher zu ermuntern.

„Er wird das Pferd zu schanden fahren lassen," sprach Chateaubrun für sich.

Es war übrigens Zeit, die Gangart des Pferdes zu mäßigen. Das arme Thier fing an zu keuchen und auf seinen Beinen zu zittern. Es war klar, daß, wenn man ihm nicht Zeit ließe, etwas Athem zu schöpfen, es umfallen würde. Der zu dem Schlag hinausgebeugte Kapitän gab dem Kutscher ein Zeichen, welches dieser verstand, denn er ließ sofort sein Pferd den zur Kreuzung hinaufführenden Weg in kurzem Trab hinaufgehen.

„Hier kommt ein Wagen in vollem Lauf herab," sagte plötzlich der Kapitän.

Man hörte in der That seit einigen Augenblicken das Rollen eines Wagens. Zwischen den Aesten der Bäume hindurch, welche am Wege entlang standen, sah man zwei Laternen wie zwei Meteore daherschießen und man unterschied deutlich den regelmäßigen und gestreckten Trab zweier stark ausschreitenden Pferde. Ein unbestimmtes Etwas warnte gleichzeitig den Kapitän und Sartilly. Ihr Fiaker war soeben an dem Punkt angelangt, wo der Weg sich theilte, als der fremde Wagen, wie wenn er aus einer Kanone geschossen wäre, von der rechten Seite dahergeflogen kam.

Der Miethskutscher wollte sein Pferd zurückhalten, aber es war zu spät und eines der fremden Pferde rannte mit der Brust gegen die Wagendeichsel. Es war ein Augenblick unbeschreiblicher Verwirrung. Der Brust Sartilly's entrang ein Schrei. Er hatte sein Koupee erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Peez*).

(Zu seinem 70. Geburtstage.)

Von Heinrich Friedjung.

Oesterreich ist ein Kolonialland der deutschen Nation und genießt den Vortheil, von dort immer wieder mit thätigen Geistern und durch lebendige Arbeit in Gestalt tüchtiger Einwanderer befruchtet zu werden. Zur Zeit, da die großdeutsche Idee mit dem Gedanken preußischer Hegemonie in Deutschland unter anscheinend gleichen Kräften um Anerkennung rang, war das Einströmen von tüchtigen Köpfen weit stärker als je seit der Reformation — damals suchte und fand auch Alexander Peez in diesem Lande eine neue Heimath.

Sein Leben kann in gewissem Betracht nur neben das eines anderen Bahnbrechers auf dem Gebiete der Nationalökonomie, Lorenz v. Stein, gestellt werden, der fast gleichzeitig, nur sechs Jahre früher, als Peez nach Wien gezogen wurde und hier sein fruchtbares Wirken als Bildner der sozialpolitischen Anschauungen seiner Zeit wieder entfaltete. Auf einem anderen Gebiete der Volkswirthschaft, auf dem der Handelspolitik, wurde Peez nicht einer unter den Führern, sondern geradezu der führende Geist in Oesterreich. Nur gelang es ihm, der getragen ist durch eine glückliche Doppelanlage seines Wesens, besser als Stein, eine einschneidende praktische Thätigkeit zu üben; er gewann auf die österreichisch-ungarische Handelspolitik seiner Zeit einen stärkeren Einfluß als irgend ein Anderer: und die Ideen, die er in seinen zahlreichen geistvollen Schriften niederlegte, wurden flügge und drangen in die Köpfe der österreichischen Handelsminister, die seit 30 Jahren alle, welcher Parteistellung sie auch angehörten, in ihm einen uneigennützigen, nur auf das öffentliche Wohl bedachten Berather fanden. Sie pflügten mit seinem Kalbe und haben dies auch anerkannt, und dies letztere um so leichter, da Peez von ihnen nie eine äußere Anerkennung verlangte, weil er ihnen die Orden und Auszeichnungen für die von ihm angebahnten und von ihnen im Abgeordnetenhause eingebrachten Zolltarife oder die mit fremden Staaten abgeschlossenen Handelsverträge überließ und auch vor der Oeffentlichkeit, ohne die Sucht nach wohlfeilen Ehrungen, fast allzu bescheiden zurücktrat. Aber es liegt doch etwas sieghaftes in einer Natur, die mit verschwenderischer Fülle ihre Früchte auszustreuen vermag: sie zwingt zuletzt auch die kleineren Geister in das Joch der ihr geziemenden Anerkennung und so ist der 70. Geburtstag des ausgezeichneten Mannes, der auf den 19. Januar d. J. fiel, von den Kennern des volkswirthschaftlichen Lebens Oesterreichs mit wärmster Anerkennung für den Jubilar begangen worden.

Merkwürdig, wie früh sich Peez für die vorwaltende Idee seines Lebens entschied. Als ganz junger Student wurde er von den Schriften und dem öffentlichen Wirken Lists, von dem Gedanken einer nationalen Handelspolitik so tief ergriffen, daß er den Entschluß faßte, den Meister aufzusuchen und bei ihm mündliche Belehrung zu suchen — da traf ihn 1847 wie ein Donnerschlag die Kunde von dem Selbstmord des unglücklichen Mannes.

Peez ist 1828 zu Mainz geboren und ist Sprosse einer langen verdienten Reihe von Beamten der Erzbischöfe dieses Hochstifts; die kameralistischen Talente seiner Vorfahren, seit langem dem geistlichen Staate nützlich, lebten in dem Enkel wieder auf, um auf einem größeren Schauplatz wirksam zu werden.

Er wurde von dem berühmten Bischof von Regensburg aus der Taufe gehoben; dessen mild-religiöser Gesinnung ist auch Peez stets treu geblieben. Da er seinen Vater schon mit 18 Jahren verlor und, im Besitze wirthschaftlicher Unabhängigkeit, sich seine Lebensbahn frei wählen konnte, so nützte er seine Studienzeit ganz nach seinen geistigen Neigungen aus.

Er studirte zu Heidelberg, Göttingen, München und unternahm im Interesse volkswirthschaftlicher Studien eine Reise nach England. Und da er sich von Jugend an zur großdeutschen Politik bekannte, wollte er das Oesterreich, dem er den Vorrang in seinem geliebten Deutschland zusprach und wohin ihn auch Familienverbindungen zogen, genauer kennen lernen und setzte seine Studien durch drei Jahre in Prag fort, wo Mischler sein Lehrer in der Nationalökonomie war. Dessen auf das Leben gerichtete Anschauung der Volkswirthschaftslehre zog Peez lebhaft an; mit seinem Lehrer unternahm er Reisen in die Industriebezirke Böhmens, mit ihm stellte er Rentabilitätsberechnungen für einzelne Fabrikationszweige an, zu denen Industrielle die Fakten lieferten, um die Produktionskosten an Maschinen, Kohle, Arbeit 2c. festzustellen.

Die Verbindung mit seinem Oheim Weinrich, einem Schöpfer der mächtigen böhmischen Zuckerindustrie, kam ihm bei diesen Studien zu statten. Es ist bezeichnend für Peez, daß er nach Erlangung des juristischen Doktorats sich nicht in einer Universitätsstadt, sondern in Frankfurt 1857 niederließ und dort seinen Hausstand gründete. In der größten Handelsstadt Süddeutschlands stand er dem pulsirenden wirthschaftlichen Leben seiner Zeit besonders nahe.

*) Alexander Peez war seinerzeit Schüler des Aschaffenburger Gymnasiums und besitzt außer Anderen auch aus jener Zeit noch Freunde hierselbst. Red.

Für seine schriftstellerischen Arbeiten eröffneten sich ihm, da die Vorzüge seines feinen selbstgeprägten Stils sich früh zeigten, die ersten Zeitschriften. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" brachte 1857 seine „Briefe aus dem österreichischen Industrielande"; in Cotta's Vierteljahresschrift legte er seine erste größere Studie über „Das bewegliche Element in der Volkswirthschaft" nieder, in der er nachdrücklich auf die moralisch-politische Grundlage seiner Wissenschaft hinwies.

In der in Wien erscheinenden „Donau" stritt Peez für das in großdeutschem Sinn geeinigte Deutschland. Einschneidend aber wirkte er, als er sich 1859 in der „Allgemeinen Zeitung" an dem Feldzug betheiligte, den dieses Blatt zu dem Zwecke führte, Deutschland zur Unterstützung Oesterreichs im Kampfe gegen Frankreich fortzureißen.

Unter dem Zeichen des Saturn focht Peez jene Kämpfe mit, welche Bismarck so tiefes Herzeleid verursachten, da er schon damals daran dachte, daß die Verlegenheiten Oesterreichs zur Aufrichtung des preußisch-deutschen Einheitsbanners zu benützen seien.

Es ist ein schweres von Treitschke und seiner Schule begangenes Unrecht, daß sie den Mitstreitern der „Allgemeinen Zeitung" eigennützige Motive bei ihrem Beginnen zuschreiben. Der Deutsche muß noch lernen, gerecht über diejenigen zu urtheilen, die nicht den von ihm eingeschlagenen Weg zum Heile des Vaterlandes verfolgen. Peez konnte in Frankfurt von der Nähe beobachten, wie Bismarck als Bundestagsgesandter seine Minen in der Presse legte.

Auf verschiedenen Seiten wurde man auf Peez aufmerksam. Der damalige Sekretär bei der österreichischen Bundestagsgesandtschaft, der jetzt einflußreiche Chef der Kabinetskanzlei Kaiser Franz Josefs, wußte und weiß, welche Dienste Peez zu jener Zeit der österreichischen Politik leistete; der Herzog von Nassau wollte ihn als politischen Berather an seinen Hof ziehen; und Baron Cotta, den tüchtigen Mitarbeiter schätzend, erschien einmal auf einer Durchreise durch Frankfurt bei Peez, um ihn zum Eintritt in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung einzuladen. Aber so ehrenvoll diese Anerbietungen auch waren, wünschte Peez doch vor Allem einen selbständigen Wirkungskreis, der sich ihm bald eröffnete.

Die Industrie Nordböhmens befand sich damals in einem gewaltigen Aufschwunge, sie trat eben in den Welthandel ein. Johann Liebig war ihr erster Mann, neben ihm strebte eine ganze Generation glücklicher Unternehmer empor. Auf ihr Angebot übernahm Peez die Redaktion der „Reichenberger Zeitung" und gestaltete sie zum Mittelpunkte der politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen eines weiten Landstriches um. Vorerst befreite er sie — es ist seltsam, daß dies erst nothwendig war — aus den Händen zweier tschechischen Redakteure, denen das Blatt von dem achtlosen Verleger überlassen worden war; so unklar waren sich damals die Deutschen Böhmens über ihre nationale Mission — die sie später förmlich an die Spitze der Deutschen Oesterreichs geführt hat —, daß sie sich dies eine Zeitlang gefallen ließen. Die Verbindung mit den großen Industriellen Nordböhmens führte Peez schon 1864 nach Wien, wo er die Stelle eines Generalsekretärs des Vereins der Industriellen übernahm; wenige Jahre trat er Johann Liebig als dessen sachkundiger Mitarbeiter in den großen Geschäften seines Hauses, Bergwerken und Eisenbahnanlagen, an die Seite. Selten hatte ein theoretisch geschulter Volkswirth so reiche Gelegenheit wie Peez, das Getriebe des Weltmarkts kennen zu lernen.

Seine Thätigkeit in Wien begann er mit einer Denkrede auf Friedrich List; für die ihn kennzeichnende Vereinigung von Wissen und Schaffen zeugen die beiden Bände des Jahrbuchs des Vereins der Industriellen. Von diesem Werke sagte der Statistiker Kolb, daß „hier ein bloßer Verein eine statistische Zusammenstellung der einschlägigen Verhältnisse eines großen Reiches lieferte, wie sie von solchen Assoziationen noch niemals gebracht wurde". Und Schmoller erkannte später die Vielseitigkeit Peez', durch die er sich von den Theoretikern seiner Zeit abhob, damit an, daß er meinte, die Letzteren glichen den Wegweisern, die sich nicht von der Stelle rühren, während Peez den Weg zu einer großen und erfolgreichen praktischen Wirksamkeit auch selbst genommen habe.

(Schluß folgt.)

Gedankensplitter.

Nicht was wir erzielt haben, sondern was wir mit Anwendung aller uns verliehenen Kräfte und Einsichten haben erzielen wollen, soll uns Beruhigung geben.

J. G. Forster, 7. Bd.

* * *

Man soll in dem Lebensalter, wo der Ernst des Daseins beginnt, jeden lehren, genau auf die Zeit acht zu haben, denn die Zeit ist das kostbarste Gut, wenn man rechtschaffen damit haushält.

B. Auerbach.

* * *

Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag' allem Wissen. Derselben sei zuerst und sei zuletzt beflissen.

Rückert.

* * *

Fremde Sprachen können einem nicht gelehrt werden; jeder muß sie selber lernen.

Arndt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 38. **Donnerstag, den 16. Februar.** **1899.**

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

38 und M. Romany.

Wie der Blitz war Sartilly auf die Füße gesprungen und an den Schlag des anderen Wagens gelaufen. Der Kapitän, immer praktisch, war an den Kopf der Pferde gesprungen und suchte die Zügel zu fassen. Der Fiakerkutscher fluchte wie ein Besessener und suchte seine Stute zurückzudrängen, deren Kopf in dem Riemenwerk der beiden anderen Pferde verwickelt war.

Die Führer schienen noch viel weniger sicher. Es saßen ihrer zwei auf dem Kutschersitz. Derjenige, der die Zügel in den Händen hielt, saß natürlich zur Rechten, und Chateaubrun, der das Nebenpferd am Kopfe hielt, konnte ihn nicht sehen. Aber die Peitschenhiebe, die auf den unglücklichen Kapitän zu regnen begannen, gaben energisch Zeugniß von den Absichten des Kutschers.

Es war klar, daß er um jeden Preis sich freimachen wollte, und er mußte wohl sehr begründete Ursache zur Flucht haben, da er so bald zu Thätlichkeiten überging. Chateaubrun bückte sich und suchte sich durch den vorgehaltenen Arm zu decken, überzeugte sich aber sehr bald, daß er nicht so halten könnte. Er wechselte daher seine Taktik, ließ plötzlich die Zügel los und sprang zur Seite. Gleichzeitig erhob er den Stock, den er so vorsichtig gewesen war, mitzunehmen, schwang denselben und ließ ihn mit einer furchtbaren Wucht niedersausen.

Der Schlag traf den zur Linken des Kutschers sitzenden Mann in das Gesicht und hatte eine Wirkung, die Chateaubrun nicht erwartet hatte. Der Mann fiel auf seinen Nachbar, der seinerseits durch den Stoß überrascht, unwillkürlich an den Zügeln riß. Im Augenblick bäumten sich die bereits ängstlich gewordenen Pferde und gingen in zwei oder drei entsetzlichen Sprüngen nach dem Wege von Passy durch. Dies geschah Alles so schnell, daß der Kapitän nicht einmal den Versuch machen konnte, sie aufzuhalten, und Sartilly hatte kaum noch Zeit, zurückzuspringen, um nicht überfahren zu werden.

Die beiden Freunde blieben wie versteinert und sahen dem Wagen nach. Sie dachten nicht einmal daran, ihm zu folgen. Es wäre dies ebenso überflüssig wie unsinnig gewesen. Das Pferd, das sie hierher gebracht hatte, war sicherlich außer Stande, einen neuen Trab anzutreten.

„War sie es?“ fragte der Kapitän in kurzem Tone.

„Ha!“ rief Sartilly, dessen Schmerz endlich zum Ausbruch kam. „Jeanne ist verloren und diese Elenden entkommen uns noch.“

„Vielleicht!“

„Und sehen Sie denn nicht, daß dieses Roß keine hundert Schritte mehr im Trab machen kann?“

„Ich denke auch nicht, Ihnen nachzusetzen. Ich glaube, ich habe eine gute Idee.“

Der Vicomte schüttelte ungläubig den Kopf, aber Chateaubrun, ohne sich weiter darum zu kümmern, näherte sich dem Kutscher und gab ihm die versprochenen 30 Franken.

„Kann Deine Stute uns im Trab, selbst im Schritt, wenn Du willst, bis in die Rue Varennes zurückbringen?“

„Sicherlich.“

„Dann laß uns sofort fahren,“ rief der Kapitän, Sartilly in den Wagen schiebend, wohin er ihm nachsprang.

Das unglückliche Pferd lief den Abhang hinunter.

„Mein lieber Sartilly, sagte der Kapitän ruhig, „ich will Ihnen beweisen, daß ich sehr wohl weiß, was ich will. Wen haben Sie im Verdacht, diese Schlinge gelegt zu haben?“

„Wen anders, als diesen elenden Koreff!“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht und ich schließe daraus, daß der Wagen, der Fräulein von Mensignac entführt, nirgends anders wohin fahren kann, als an sein Hotel.“

„Sie haben aber doch wohl gesehen, daß er nicht

diesen Weg eingeschlagen hat," antwortete der Vicomte verdrießlich.

„Ich bin fest überzeugt, daß er nur den Umweg durch die Rue de la Pompe macht, und daß er auf diesem Umweg zu Koreff fährt. Wir haben nur noch die eine Chance, ihn an seiner Thüre zu erwarten."

Diese einfache Auseinandersetzung machte Sartilly betroffen.

Wenn es auch noch nicht sicher war, daß Jeanne ins Hotel Koreff gebracht würde, so war dies wenigstens sehr wahrscheinlich und man konnte auch annehmen, daß man vorgezogen haben werde, sie auf Umwegen dahin zu fahren.

Sartilly fing an, neuen Muth zu fassen und sein etwas beruhigter Geist begiff schnell die verschiedenen Eventualitäten, die sich ereignen konnten. Das Coupee war bereits am Eingange des Champs de Mars und man mußte sehr bald den Boulevard des Invalides erreichen.

„Wenn wir dem Wagen wieder begegnen, so dürfen wir denselben nicht wieder verfehlen wie vorhin. Ich werde rufen, ich werde schreien; es ist noch nicht zu spät, daß man uns nicht zu Hilfe kommen kann."

„Ja, ja," sagte Sartilly düster, sterben sollen sie, diese Nichtswürdigen."

Er sprach noch, als die Laternen des Coupees erschienen und auch sofort der Avenue des Invalides zueilten. Die Gelegenheit war ein zweites Mal verfehlt, denn man durfte nicht daran denken, sie einzuholen.

„Hundert Franken, wenn Du sie nicht aus den Augen verlierst," rief Sartilly dem Kutscher zu, dem es gelungen war, sein Pferd einen letzten Galopp anschlagen zu lassen.

Es kam allerdings sehr darauf an, daß, wenn man die Räuber nicht erreichen konnte, man ihnen wenigstens folgen und sich überzeugen konnte, wohin sie fuhren. Der Fiaker rollte seit einigen Minuten, ohne Terrain zu verlieren, als das Pferd plötzlich einen Seitensprung machte, so daß das Rad beinahe an einen Prellstein angerannt wäre.

Der Kapitän steckte den Kopf zum Schlag hinaus, um zu sehen, was es gebe, als der Kutscher ihm zurief, während er sein Pferd auf die Mitte der Straße zurückbrachte:

„Es ist einer der beiden Männer, der auf dem Kutschersitz saß; er fiel soeben herunter."

„Es scheint, daß mein Stock vorhin gut getroffen hat," sagte der Kapitän; „wir werden beim Zurückfahren diesen Kerl wiederfinden."

Dieser Unfall hatte ohne Zweifel einige Verwirrung bei dem fliehenden Fuhrwerk hervorgebracht, denn dasselbe fuhr jetzt langsamer und die Laternen näherten sich. Man war bereits in den Bereich der Stimmen gekommen und Sartilly rief zu wiederholten Malen den Namen Jeanne, während der Kapitän seine Pistolen spannte.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Peez.

(Zu seinem 70. Geburtstage.)

Von Heinrich Friedjung.

(Schluß.)

Die Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung hatte Peez indessen fleißig gepflegt und so geschah es, daß nach dem Tode Kolbs, der 1863 starb, aus der Redaktion heraus sich der Wunsch erhob, der auch in praktischer Lebensarbeit erprobte Mann müsse wohl einen tüchtigen obersten Leiter des Blattes abgeben. Wohl nahm nach Kolb dessen trefflicher Mitarbeiter Altenhöfer die führende Stellung im Blatte ein, aber er selbst wünschte, müde geworden, eine Entlastung und hätte sich gern wieder auf den einfachen Redaktionsstuhl zurückgezogen; auf seinen Betrieb knüpfte Herr v. Reischach, der Schwiegersohn Baron Georg Cotta's, 1868 mit Peez Unterhandlungen über die Uebernahme der Chefredaktion an. Peez, der die großdeutschen Ueberlieferungen des Blattes mit vertreten hatte, der über die besten Verbindungen in Oesterreich verfügte, hatte sich gemäß seiner nationalen Gesinnung mit der sich vollziehenden Einigung Deutschlands unter Preußen befreundet und war ganz danach angethan, die Allgemeine Zeitung den Anforderungen der Zeit gemäß zu leiten. Aeußere Gründe, die es Peez wünschenswerth erscheinen ließen, seine Kraft den österreichischen Verhältnissen zu widmen, verhinderten seine Uebersiedlung nach Augsburg.

Es lag in der Natur der Sache, daß Peez allgemach auch Einfluß auf die größten Verhältnisse, auf die Handelspolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie, gewann. Das Eigenthümliche ist, daß er dabei niemals eine amtliche Stellung anstrebte, daß ihm die Thätigkeit als Schriftsteller, Abgeordneter und Industrieller — er begründete später seine zu schöner Entwicklung gediehene Cellulosefabrik in Oberösterreich — vollständig genügte. Zwar wollte ihn schon Frhr. v. Wüllerstorff ins Handelsministerium ziehen; bei dessen Scheiden aus dem Amte 1867 schrieb er Peez, daß die Sache im besten Gange gewesen, doch habe sich sein Rücktritt zu rasch für den Abschluß seiner Bemühungen vollzogen. Und dabei blieb es, obwohl die folgenden Handelsminister seinen Beirath in den wichtigsten Angelegenheiten einholten; unter

hnen erwarb sich Banhans ein großes Verdienst, als er nach Peez' Vorschlägen Industriewerkstätten, Fachschulen und andere den Gewerbefleiß fördernde Anstalten errichtete.

Der herrschenden Richtung der Handelspolitik stand Peez bei seinem Eintritt ins öffentliche Leben kritisch gegenüber. Oesterreichs Eintritt in die freihändlerische Bewegung war nämlich fast ausschließlich durch Gründe der äußeren und Finanzpolitik herbeigeführt worden. Finanzminister Bruck wollte 1853 dadurch den Anschluß an den deutschen Zollverein herbeiführen; und der Abschluß des englischen Handelsvertrags von 1865 erfolgte doch wesentlich unter dem Eindrucke der Versprechungen, die die englischen Unterhändler der in arge Finanznöthe gerathenen österreichischen Regierung gemacht hatten, der englische Geldmarkt werde sich fortan williger zu Anleihen herbeilassen. Die österreichischen Fabrikanten setzten sich vergebens gegen die letztere Wendung zur Wehre; England war ihnen ein weit gefährlicherer Konkurrent als die mitstrebende deutsche Industrie.

Vom Jahre 1875 an, da Peez den „Industriellen Club" als Mittelpunkt für diese Widerstandsbewegung schuf, datirt der Rückschlag zu einer nationalen Handelspolitik. Peez ließ hiebei, als echter Schüler List's, niemals, wie noch darzulegen ist, die Idee einer Deutschland und Oesterreich umschließenden Zollunion außer Auge; vorerst aber drang er auf Zerreißung der der österreichischen Industrie 1865 und durch die englische Nachtragskonvention von 1869 aufgelegten Bande. Da aber die Meistbegünstigungsklausel alle Deutschland etwa gewährten Zugeständnisse auch den Briten sicherte, konnte vorerst an eine Verlängerung des 1877 ablaufenden deutschen Handelsvertrages nicht gedacht werden.

In trefflichen Reden und Aufsätzen, ausgerüstet mit volkswirthschaftlichen und historischen Kenntnissen wie wenige seiner Zeitgenossen überhaupt, wie keiner seiner thatkräftigen Freunde in Oesterreich, gewann er im Verein mit Gustav v. Pacher, Leitenberger u. A. die öffentliche Meinung und den Handelsminister Frhrn. v. Chlumecky für eine gemäßigte Schutzzollpolitik.

Es wird im Allgemeinen viel zu wenig beachtet, daß dieser Umschwung in Oesterreich einen vielleicht entscheidenden Einfluß auf die handelspolitischen Anschauungen des Fürsten Bismarck übte.

Bismarck hat übrigens immer hervorgehoben, daß die 1877 deutlich gewordene Weigerung Oesterreichs, den Handelsvertrag mit Deutschland in seinen Grundzügen zu erneuern, ihn bestimmen müßte, nun auch seinerseits den deutschen Markt gegen englische und französische Einfuhr zu schützen. Thatsächlich ging Oesterreich-Ungarn mit der Feststellung des autonomen Zolltarifes von 1878 Deutschland voran, wo er erst 1879 unter schweren Kämpfen gegen den Einspruch der Freihändler festgesetzt werden konnte.

Ein eindringenderes Studium wird in Zukunft den verhältnißmäßigen Antheil Peez' an einer entscheidenden Wendung der europäischen Handelspolitik des Jahrhunderts genauer festzustellen haben. Dabei war er von vornherein der Fürsprecher einer Einigung der Industrie und der Landwirthschaft für die Sicherung des heimischen Marktes; den ungarischen und galizischen Agrariern konnten die Getreidezölle mit um so größerer Beruhigung bewilligt werden, da Oesterreich-Ungarn ja überhaupt mehr Brodfrüchte erzeugt, als es verzehrt.

Anders verhält es sich mit der den Agrariern gemachten Konzession der Sperrung der Grenzen gegen russisches, rumänisches und serbisches Vieh; hiebei nahm Oesterreich Ungarn zuliebe ein Opfer auf sich, das seine industriellen Interessen schwer schädigte, da in Folge dessen seine Industrieprodukte auch von wichtigeren Märkten des Balkans ausgeschlossen wurden.

Wie nun Peez' Aktionen auf handelspolitischem Gebiet immer von ernsten theoretischen Studien begleitet waren, so veröffentlichte er, nachdem er in zahlreichen kleineren Schriften seine Ansichten dargelegt hatte, 1881 das treffliche Buch „Die amerikanische Konkurrenz", in dem in glänzender schriftstellerischer Form dargelegt ist, wie die Einfuhr des amerikanischen Getreides, Fleisches ꝛc. die Landwirthschaft Norddeutschlands von dem englischen Markt abdrängt, so daß der politisch maßgebende Großgrundbesitz Deutschlands von seiner Neigung zum Freihandel abkam und sich mit den rheinischen und sächsischen Industriellen zu einer Handelspolitik im Sinne List's entschied.

Diese Ideen sind jetzt Gemeingut Aller; zu denjenigen, von denen ihre Prägung ausging, gehört in erster Linie Peez. Er vertrat sie auch von 1876 bis 1885 und von 1890 bis 1895 im österreichischen Abgeordnetenhause, in das er 1897 wieder gewählt wurde. So oft er sein Mandat auch niederlegte, um mehr seinen Studien zu leben, immer wieder wurde er hervorgeholt, um mit seinem Rath nützlich zu sein. Seine Thätigkeit war lebhafter in den Ausschüssen, als im vollen Hause, wo er zwar selten sprach, aber stets mit großer Achtung angehört wurde, bis er 1898 endgültig aus dem öffentlichen Leben schied.

Mitten unter Arbeiten und Sorgen des Tages ließ Peez aber niemals sein höheres Ziel außer Augen, denn der Schutzzoll war nicht sein letztes Wort. Wenige Männer seiner Zeit haben gleich sorgfältig allen Verschlingungen des Welthandels nachgespürt. Noch war die Feststellung des österreichischen Zolltarifs, an dem — im Anschluß an seine „Denkschrift über die Bildung

unſres Zolltarifs" — 1882 eine wichtige Verſchärfung vorgenommen wurde, nicht vollſtändig erfolgt, als er der öffentlichen Meinung in Oeſterreich bereits ein weiteres Ziel ſteckte. Denn ihm ſchwebte der Gedanke eines engeren wirthſchaftlichen und nationalen Zuſammenſchluſſes Deutſchlands und Oeſterreich-Ungarns vor Augen, dem ſich weiterhin auch das übrige Mitteleuropa, Frankreich eingeſchloſſen, anzugliedern hätte. In dem am 11. März 1889 zu Wien gehaltenen Vortrag „Mitteleuropa und die drei Weltmächte Groß-Britannien, die Vereinigten Staaten und Rußland" ſchilderte er auf Grund des umfaſſendſten Materials die Anſtalten, die drei letztgenannten Handels- und Wirthſchaftsgebiete ſtraff zuſammenzufaſſen; wie Chamberlain, Dilke und Andere die engliſchen Kolonien für die Imperialidee zu gewinnen trachten, wie Blaine die Staaten Zentral- und Südamerika's einem gewaltigen Zollbund, mit den Vereinigten Staaten an der Spitze, einordnen wollte; wie Rußland endlich für die von ihm beherrſchten mächtigen Gebiete eine Induſtrie ſchafft, fähig, ſie ausſchließlich mit Produkten zu verſorgen. Wenn die alten Kulturmittelpunkte des europäiſchen Feſtlandes angeſichts dieſer Rieſenvereinigungen wirthſchaftlich nicht verdorren wollten, ſo bliebe ihnen, wie Peez darlegte, nichts übrig, als ſich gleichfalls enger aneinanderzuſchließen. Dieſe Idee führte er in einer Reihe anderer Vorträge und Aufſätze durch, die er 1895 in ſeinem reifſten Werk in ein innerlich zuſammenhängendes Ganze vereinigte. Es führt den beſcheidenen Titel „Zur neueſten Handelspolitik" (Wien, Kommiſſionsverlag von Georg Szelinski), iſt reich an prophetiſchen Ausblicken in die Zukunft und wird deßhalb auch erſt dann in ſeinem vollen Werth gewürdigt werden, wenn die von ihm entſchleierte Zukunft allgemach auch anderen Augen deutlich werden wird. Es zeigt alle Vorzüge ſeines feinen, eleganten und dabei gedankenreichen Stils und iſt ohne Frage eines der hervorragenden Bücher, die in unſerer Zeit über das umfaſſende Thema der Handelspolitik geſchrieben wurden.

Solche Leiſtungen würden genügen, um Peez einen ehrenvollen Platz unter ſeinen Zeitgenoſſen anzuweiſen, aber ſie erſchöpfen bei weitem nicht den Kreis ſeiner Studien und Intereſſen. Wenn er einmal über die Ziele der Politik Alexanders des Großen oder Karls des Großen öffentlich ſprach, zeigte ſich das Weite ſeines Geſichtskreiſes. Insbeſondere war es die deutſche Urzeit und alle ihre Spuren in dem Leben und Fühlen der Nation, zumal der bäuerlichen Schichten, die ſeine Aufmerkſamkeit gefangen nahmen. Seit 40 Jahren hat er Studien über dieſen Gegenſtand in verſchiedenen Zeitſchriften veröffentlicht und kehrte, nachdem er aus de[m] politiſchen Leben zurückgetreten war, mit verdoppelte[m] Eifer zu der alten Neigung zurück. Unmittelbar vor ſeine[m] 70. Geburtstag ließ er den erſten Band einer Samm[-]lung unter dem Titel „Erlebt und Erwandert" erſcheine[n] (Wien 1899, Karl Konegen), mit Aufſätzen, deren Tite[l] den Inhalt bezeichnen ſoll. „Die Roßköpfe auf de[n] deutſchen Bauernhäuſern", „Das fränkiſche Bauernhaus" „Antike Technik und altdeutſche Holzkultur", „St. Leon[-]hard in den Oſtalpen" — dieſe Studien behandeln di[e] Ueberreſte uralter Kunſt und uralten Glaubens, ander[e] ſchildern Wanderungen in Tizians Heimath, nach Herren[-]hut und nach der deutſch-italieniſchen Sprachgrenze.

Ein zweiter Band ſoll die neueren Forſchungen Peez[']] über die aus der Zeit des Heidenthums noch erhaltene[n] „Haine und Heiligthümer" zuſammenhängend darſtellen und dann werden ſich auch die Germaniſten von Fa[ch] überzeugen, daß Peez auch auf ihrem Gebiet zu ſehen zu ſichten und zu kombiniren verſteht.

Das reiche Leben Peez' ſchließt mit einem rüſtige[n] Alter ab. Von ſeiner Univerſitätszeit bis vor wenige[n] Jahren blieb er den edlen Künſten des Fechtens un[d] Turnens fleißig zugewandt, und noch im Vorjahre ſa[h] man ihn auf dem Eislaufplatz bedächtig aber ſiche[r] Wellenlinien ziehen. Sein Anſehen iſt in ſeinem Adoptiv[-]vaterlande feſt begründet, gehört er doch zu de[n] Männern, welche einen Strahl europäiſcher Bildung i[n] unſere verworrenen Verhältniſſe geleitet haben; un[d] während hier ſeine Thaten nachwirken, ſind ſeine Büch[er] wieder mehr in ſeiner großen Heimath geleſen und vie[l-]leicht noch fleißiger ausgeſchrieben.

Nachdem Peez ſo lange in großen Verhältniſſen ge[-]wirkt hat, trägt er ſich mit der Abſicht, ſich vom Früh[-]jahr ab für immer in das ſtillere Salzburg zurück[-]zuziehen. Arbeit, ohne die ein Geiſt wie der ſeinig[e] nicht leben kann, gibt es für ihn genug, und er wir[d] ſeine Freunde gewiß noch mit vielen werthvollen Gabe[n] beſchenken, vielleicht auch mit ſeinen Erinnerungen, di[e] ja nahezu alle Schickſalswendungen Oeſtereichs in de[n] letzten 40 Jahren umfaſſen. Aber ungern werden ih[n] diejenigen ziehen ſehen, die gewöhnt waren, aus ſeine[m] knappen und diskreten, aber inhaltreichen Geſpräch An[-]regung und Belehrung zu ſchöpfen. Im Verkehr mi[t] Gleichgeſinnten verſtreut der als wortkarg geltend[e] Mann Goldkörner, die ein Zeugniß dafür abgeben, da[ß] ein bedeutender Kopf immer noch reicher iſt, als ſein[e] Schriften und Thaten bezeugen können. Wer au[s] tiefem Schacht Gedanken herauszuholen vermag, ſchöpf[t] ſich auch in einem erfolgreichen Leben nicht voll[-]ſtändig aus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'ſchen Druckerei A.-G. in Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 39. Freitag, den 17. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

39

(Nachdruck verboten.)

„Herr,“ rief jetzt der Kutscher, der von seinem Sitze aus besser als die Freunde sehen konnte, „jetzt liegt eine Frau auf dem Pflaster.“

„Eine Frau!“ rief der Vicomte.

Der andere Wagen hatte seinen schnelleu Gang wieder aufgenommen und die Laternen verloren sich abermals in Nacht. Aber ein Körper, der quer in der Straße lag, hob sich weiß ab auf dem dunklen Grunde.

„Sie haben sie getödtet!“ schrie Sartilly, bevor er den Körper erkennen konnte, den man in der Mitte des Weges bemerkte.

„In der That setzt der Wagen die Flucht fort,“ murmelte der Kapitän; „vielleicht haben Sie unterwegs ihre Arbeit vollendet.“

Der Kutscher hielt an. Er hatte begriffen, daß es sich um eine Entführung handle, und er sah eine Frau am Boden liegen.

Sartilly und Chateaubrun waren aus dem Wagen gesprungen.

„Sie ist es!“ rief Sartilly.

Der Instinkt des Herzens hatte ihn nicht getäuscht. Es war Jeanne von Mensignac, die er hier leblos, vielleicht todt fand.

Das junge Mädchen lag auf der rechten Seite, die Arme ausgestreckt, sie schien zu schlafen. Der Kapitän, den die Geistesgegenwart nie verließ, hatte eine der Laternen am Wagen losgemacht, um die Scene zu beleuchten.

Als das Licht Jeanne voll beleuchtete, konnte selbst Chateaubrun einen Ausruf nicht unterdrücken und der Vicomte wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

Das junge Mädchen war mit Blut bedeckt, das noch aus einer Stirnwunde floß.

„Ich wußte wohl, daß Sie sie getödtet haben,“ rief Sartilly.

„Vielleicht!“ sagte der Kapitän.

Während er sprach, hatte er die Laterne in den Boden der Böschung gesteckt und den Arm des jungen Mädchens ergriffen.

„Sie ist nicht todt,“ rief er, nachdem er den Puls der Verwundeten gefühlt hatte. „Sehen Sie, sie bewegt sich bereits.“

In der That hatte die Verwundete die Hand leicht bewegt, wie wenn sie versucht hätte, Jemand zurückzustoßen.

„Wir sollten Wasser haben,“ nahm der Kapitän von Neuem das Wort.

„Ich werde Ihnen welches holen,“ sagte der Kutscher, der von seinem Sitz heruntergestiegen war, um die Scene in der Nähe zu betrachten.

Der Kapitän erinnerte sich, daß am Ende der Straße ein Brunnen und eine Fiakerstation sich befand.

„Dort links,“ rief er dem Kutscher zu.

Sartilly hatte den Kopf des jungen Mädchens aufgehoben und verfolgte auf deren blassem Gesicht die Fortschritte des nach und nach zurückkehrendes Lebens.

„Merkwürdig,“ sagte der Kapitän, seine Bemühungen um die Verwundete fortsetzend,“ ich begreife nicht, welche Waffe diese Stirnwunde hätte hervorbringen können.“

„Jeanne hat mit Ihrem Mörder gekämpft, denn sehen Sie, ihr Kleid ist zerrissen.“

„Ich hab's,“ rief plötzlich Chateaubrun, „es handelt sich hier durchaus nicht um einen Mord; die Wunde ist einfach durch einen Sturz hervorgebracht. Sehen Sie hier,“ fügte er bei, dem Vicomte einen ziemlich dicken, spitzen Stein zeigend, der noch Blutspuren trug.

Sartilly schüttelte den Kopf zum Zeichen des Zweifels.

„Ich will Ihnen erzählen, wie sich die Sache zugetragen hat, gerade so, als wenn ich dabei gewesen wäre,“ sagte der unverwüstliche Kapitän, „man hat Fräulein von Mensignac entführt, indem man sie glauben ließ, man brächte sie zu Ihnen und man hatte

durchaus nicht nöthig, irgend welche Gewalt anzuwenden. Unterwegs werden ihr Zweifel aufgestiegen sein, oder nach dem Zusammenstoß am Fuße des Trocadero, oder nachdem sie bemerkt hatte, daß der Wagen der Rue d'Astorg den Rücken kehrte; sie rief dem Kutscher zu, zu halten und dieser gehorchte ihr nicht. Dann hat sie den Schlag geöffnet, sprang aus dem Wagen und ihr Kopf schlug gegen diesen Stein. Das ist die ganze Geschichte."

„Und diese Spuren eines stattgehabten Kampfes?" sagte Sartilly, auf die zerrissenen Kleidungsstücke des jungen Mädchens deutend.

„Das eben beweist, daß ich Recht habe; die Frau, die sich mit ihr in dem Wagen befand, hat sie zurückzuhalten versucht."

„Aber dann würden die Elenden, die den Wagen führten, angehalten haben."

„Wenn sie nicht unsern braven Kutscher hinter sich gewußt hätten."

Das Geräusch des mit dem Wasser zurückkehrenden Kutschers ließ den Kapitän den Kopf umwenden. Er kam mit einem enormen Eimer Wasser, und er schien bereits ein lebhaftes Interesse für seine Kunden zu empfinden, denn er rief dem Kapitän schon aus weiter Ferne zu:

„Keine Noth, daß sie hierher zurückkehren, die Leute vom Wagen; sie sind an der Esplanade hinuntergefahren, daß die Funken stoben."

„Gieb Deinen Eimer her," sagte Chateaubrun.

Der Kapitän fing an, das Gesicht des jungen Mädchens zu waschen. Er hatte richtig gerathen. Die Stirnwunde erschien, nachdem das Blut entfernt war, mehr oberflächlich als tief. Augenscheinlich verursacht durch einen Sturz auf einen scharfen Stein, konnte diese Hautverletzung an und für sich wenig Gefahr bieten, und man hatte nur die Folgen zu befürchten, welche die große Erregung bei einem jungen Mädchen hervorbringen mußte.

Das Gesicht Sartilly's strahlte vor Freude und das Glück gab ihm Kaltblütigkeit und Verständniß zurück.

Während er den Kopf der Verwundeten stützte, setzte Chateaubrun seine Sorge um sie mit der Ruhe eines alten Praktikers fort. Er fing an, mit seinen Fingern Wassertropfen in das Gesicht des jungen Mädchens zu spritzen. Jeanne schauderte, streckte die Arme aus und schlug endlich die Augen auf.

Der Vicomte gab Chateaubrun ein Zeichen, welches dieser verstand und Sartilly's Stelle einnahm. Hierauf kniete der Verlobte Jeannes an ihrer Seite und neigte sich über ihr Gesicht. Die Augen der Verwundeten leuchteten sofort auf, sie bewegte die Hände schwach und rief mit bewegter Stimme:

„Edmond!"

Dann senkten sich ihre Lider und ihr Mund schloß sich. Die Erschütterung war zu stark und das junge Mädchen ward abermals ohnmächtig.

„Zu frühe, mein lieber Freund," sagte der Kapitän, seinen Platz abermals mit Sartilly vertauschend. „Für den Augenblick müssen wir jede Aufregung vermeiden, und wenn Sie mir glauben wollen, so zeigen Sie sich nicht mehr. Das Beste was wir thun können, ist, Fräulein von Mensignac nach Hause zu bringen.

Der Vicomte nickte.

„Hilf uns," sagte Chateaubrun zum Kutscher; „wir werden die Dame in Deinen Wagen bringen, und Du wirst uns nach dem Trocadero fahren, aber im Schritt diesmal."

Die drei Männer hoben die Verwundete auf den Sitz des Koupees.

„Bevor wir abfahren," sprach der Kapitän, „gehen wir noch bis zu der Stelle, wo einer der Kerle, die auf dem Kutschersitz saßen, heruntergefallen ist. Es sind nicht vierzig Schritte von hier."

Der Mann lag auf dem Rücken, die Arme gekreuzt, daß Gesicht blaß, die Beine steif.

„Er ist todt," sagte Chateaubrun, sich niederbückend.

Die Laterne beleuchtete voll das Gesicht des Gefallenen.

„Aha," fuhr der Kapitän fort, „das ist mein Stockschlag von Trocadero. Er hat den Schädel gespalten. Ich glaubte nicht so stark geschlagen zu haben."

„Er ist's," rief plötzlich Sartilly.

„Wer?"

„Der Mann aus dem Bois de Boulogne."

Der auf dem Boden liegende Todte war ein Mann von 50—60 Jahren, sehr einfach in dunkeln Farben gekleidet, die ebenso einem kleinen Bürger als einem Bedienten ohne Livree angehören konnten. In dem Schnitt des langen schwarzen Ueberrockes, der ihn vom Kinn bis zu den Füßen einhüllte, lag jedoch Etwas, was ihn als Jokai eines großen Hauses kennzeichnete.

Der Vicomte konnte seinen Blick von diesem Gesicht nicht abwenden. Es war dasselbe eckige Gesicht, die gekrümmte Nase, der Mund mit den dünnen Lippen und der kurz geschnittene weiße Backenbart, den Sartilly bei zwei schrecklichen Gelegenheiten bemerkt hatte. Nur war die Kleidung eine andere.

(Fortsetzung folgt.)

Die flüssige Luft als Revolutionär.

Die amerikanischen Erfinder sind jetzt wieder ordentlich im Zuge. Eben erst hat Tesla mit seinen Entdeckungen der Anwendung starker elektrischer Ströme zur Vertilgung von Bakterien und der elektrischen Wellen zur Lenkung von Torpedobooten in der ganzen Welt Staunen, Verblüffung und freilich auch hie und da Kopfschütteln veranlaßt, und jetzt kommen wiederum aus New-York die merkwürdigsten Nachrichten von Professor Charles E. Tripler.

Es ist seit einigen Monaten auch hüben bekannt, daß Tripler ein Verfahren zur Verflüssigung der Luft in großem Maßstabe erfunden hat und von der flüssigen Luft selbst Anwendungen macht, die das Publikum seiner Vorträge in das höchste Erstaunen setzten. Alles was man bisher darüber gehört hat, ist immerhin eine Kleinigkeit gegen die Berichte, die jetzt der Londoner „English Mechanic" aus Amerika empfängt. Danach ist es eine Thatsache, daß Tripler ein Verfahren erfunden hat, Maschinen durch die Ausdehnungskraft flüssiger Luft zu betreiben. Wie weit man nun noch von der Zukunft entfernt ist, in der alle unsere Lokomotiven und Schiffe mit flüssiger Luft, statt mit Dampf oder Elektrizität werden betrieben werden, das läßt sich nicht sagen, nach Tripler's eigenen Ansichten scheint das Jahrhundert der flüssigen Luft sehr schnell hereinbrechen zu sollen.

Da kein Zweifel darüber bestehen kann, daß ein leichtes und schnelles Verfahren zur Verflüssigung der Luft dem Menschen eine ganz außerordentliche Energiequelle in die Hand gibt und daß noch viele praktische Erfolge daraus zu erwarten stehen, so dürfte es angemessen sein, sich mit dem, was jetzt bereits mit flüssiger Luft geleistet wird, ein wenig bekannt zu machen.

Professor Tripler nimmt $^1/_4$ Liter flüssige Luft und gießt sie in einen gewöhnlichen zinnernen Theekessel, worauf die Flüssigkeit in dem mit freier Hand gehaltenen Gefäße alsbald heftig zu sieden beginnt. Es erforderte eine Anstrengung, den Deckel auf dem Kessel festzuhalten, aus dem Dampf in dichten Wolken entweicht. Der Dampf steigt aber nicht in die Höhe, sondern fällt wie Blei zur Erde. Wird der Kessel nun gar auf eine Gruppe von Gasflammen gesetzt, so spritzt der Inhalt mit Gewalt heraus, bis hoch gegen die Decke und füllt den Raum mit Massen von zischendendem Dampf. Endlich, während der Kessel fast zu schmelzen scheint, langt Tripler mit seiner Hand in das dampfende Gefäß hinein und zieht daraus einige Eisstücke hervor, zum großen Erstaunen der Zuschauer. Dann nimmt er den Kessel von der Gasflamme weg und dreht ihn um: man sieht, daß er innen vollkommen trocken ist, obgleich die Dampfentwickelung noch immer nicht aufgehört hat, dafür ist der ganze Boden des Zinnkessels mit einer Lage von Eis bedeckt. Je stärker das Feuer unter dem Kessel angefacht wird, desto dicker bildet sich die Eisschicht. Sie ist weiß wie Porzellan und hart wie Stahl, und Tripler ließ sie in dem Kessel eine halbe Stunde lang neben dem rothglühenden eisernen Ofen stehen, ohne daß das Eis merklich geschmolzen wäre. Alle Begriffe, alle Vorstellungen sind hier verkehrt.

Die flüssige Luft, die ganz wie Wasser aussieht, ist etwas ganz Anderes, das Eis, rein und so schön wie Krystall gebildet, hat ganz andere Eigenschaften, und dasselbe ist, wie wir schon gesehen haben, mit dem Dampf der Fall. Die Erklärung dafür ist, daß alle diese Vorgänge bei einer Temperatur stattfinden, gegen die das Klima des Nordpols eine Art von Hundstagshitze bedeuten würde.

Mit keinem der gebräuchlichen Thermometer kann man diese Temperaturen messen, denn Quecksilber und Alkohol gefrieren darin sofort. Wer nur auf 10 Sekunden seinen Finger in die Flüssigkeit halten würde, der würde dies Glied ebenso vollkommen verlieren, als wenn er es für dieselbe Zeit ins Feuer gehalten hätte, denn die Flüssigkeit hat eine Temperatur von 400 Grad Fahrenheit unter Null.

Wie wird diese flüssige Luft nun hergestellt? Tripler nimmt gewöhnliche atmosphärische Luft, wie jeder Einwohner von New-York sie auf den Straßen einatmet, und preßt sie mittelst einer Dampf-Luftpumpe von 50 Pferdestärken zusammen. Der Druck wird so lange fortgesetzt, bis er auf Tausende von Pfund pro Quadratzoll angewachsen ist. Man kann sich einen Begriff von einer derartigen Kompression machen, wenn man sich vorstellen würde, die gesammte Luft in einer großen Küche würde so lange zusammengedrückt, bis sie in einen kleinen Stahlzylinder von 1 Liter hineinginge. Noch immer aber ist gasige Luft und nichts Anderes vorhanden. Nun aber wird der Stahlzylinder erhitzt, wodurch sich sein Inhalt ausdehnt und unter noch immer stärkeren Druck geräth, bis er in den flüssigen Zustand übergeht und in ein darunter gestelltes Gefäß hineintropft.

Dies alles geschieht durch eine Maschinerie, die mit einer Handbewegung in Thätigkeit zu setzen ist. Dehnt man das Verfahren noch etwas aus, so geht die flüssige Luft in gefrorene Luft über, von der ein Stück in unserer Hand sich ähnlich anfühlen würde, wie eine weißglühende Eisenstange.

Wie himmelweit verschieden dieses scheinbare Eis von dem gewöhnlichen Eise ist, wird aus einigen An-

gaben deutlich genug hervorgehen. Das gewöhnliche Eis ist 344 Grad Fahrenheit wärmer als flüssige und gegen 400 Grad wärmer als gefrorene Luft. Wenn man in den Kessel mit flüssiger Luft ein Stück gewöhnliches Wassereis hineinwirft, so fängt der Inhalt wie rasend zu sieden an.

Setzt man eine Glasröhre voll flüssiger Luft in ein Gefäß mit Croton-Wasser, so kocht die flüssige Luft sofort über, während sich um die Röhre herum ebenso schnell eine feste Eismasse bildet. Auch dieses Eis ist aber kein gewöhnliches, sondern um viele Grade kälter als dieses und hart wie Stahl, und doch ist es noch um Vieles wärmer als flüssige Luft selbst, denn wenn man in die Vertiefung im Eise, wo vorher die Glasröhre gesessen hatte, flüssige Luft hineingoß, so fing sie in direkter Berührung mit dem Eise zu kochen an wie über einer Stichflamme.

Tripler nahm nun einen Kohlenstift, wie er zu den elektrischen Bogenlampen benützt wird, bis zur Temperatur von 2000 Grad über Null erhitzt und in Rothgluth befindlich. In der Nähe der sauerstoffhaltigen Eismasse leuchtete am Ende des Kohlenstabes eine weiße Flamme auf, diese Erscheinung war eine Folge des in dem Eis aufgespeicherten Sauerstoffes.

Bei diesem Versuche treffen die äußersten Gegensätze aufeinander: Das Eis und die flüssige Luft haben eine Temperatur von 312 Grad F. unter Null, der rothglühende Kohlenstab etwa 3000 Grad über Null, so daß Temperaturunterschiede von 3312 Grad zusammenkommen.

Trotzdem war die Eismasse nach dem Versuche genau so fest wie vorher und nicht zum kleinsten Theile geschmolzen. Noch eine halbe Stunde nachher, als Einer aus der Zuhörerschaft das Eisstück anfaßte, hatte er in den Fingern das Gefühl wie von schärffster Salpetersäure, so außerordentlich kalt war die Masse noch immer.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Einen klassischen Streich nennt ein Pariser Blatt folgenden Diebeskniff, den es erzählt: Ein Herr, sehr vornehm gekleidet, tritt in den Laden eines Kuriositätenhändlers. „Wieviel kostet diese Tanagra-Statuette?" — „Fünfzig Franken." — „Bewahren Sie mir das Ding bis heute Abend. Ich werde es dann abholen." — Eine Stunde später kommt ein anderer Herr. „Wieviel kostet diese Tanagra-Statuette?" — „Sie ist verkauft." — „Können Sie sie nicht wiederbekommen? Versuchen Sie es . . . Ich biete Ihnen 1000 Franken. Hier ist meine Karte: Graf B . . . Ich wohne Avenue d'Eylau . . ." Am Abend kommt der erste Herr wieder. Nach vielem Hin- und Herreden nimmt er endlich 300 Franken als Entschädigung und der Kauf ist rückgängig gemacht. Der Kaufmann ist froh. Immer noch 700 Franken Profit! denkt er. Wer aber am anderen Morgen nicht zu finden war, das war der freigebige Käufer.

— Angenehme Ballgäste. Wie Pariser Blätter berichten, kamen bei dem letzten im Stadthaus abgehaltenen Ball der Gemeinde Paris folgende Gegenstände abhanden: 367 Tassen und 29 Schalen, 700 Kaffeelöffel, 290 Kuchenteller und zahlreiche Flaschen. Die Liste wurde vom Gemeinderath selbst aufgestellt. Wie das „Journal" ganz richtig hinzufügt, wäre es der Stadtvertretung würdiger gewesen, über die Sache Stillschweigen zu bewahren, denn es ist weder für sie selbst, noch für ihre Gäste eine große Ehre, daß solche Diebstähle vorkommen konnten. Wenn ein Gastgeber die Wahrnehmung macht, daß ihm Silbergeräth abhanden kommt, ist es am klügsten, wenn er schweigt, und das nächste Mal nur Gäste einlädt, deren er sicher ist. Oder er macht es so, wie es von einer Dame aus der Gesellschaft erzählt wird, die ein geniales Mittel zum Schutze ihres Silbers fand. Ein Herr, der bei dieser Dame zugleich mit den Vertretern einer kosmopolitischen Gesellschaft zum Diner geladen war, wollte sich rasch nach dem Essen entfernen, um noch in ein nahes Theater zurecht zu kommen. Im Vorzimmer aber wird er durch einen Diener zurückgehalten.

„Ich bitte, noch hier zu bleiben.

„Ja, warum denn?"

„Weil man das Silber noch nicht abgezählt hat."

Standhafte Liebe.

Minne-Zauber, Flitterwochen
Sind seit Alters her nur vier.
Mag das Herz auch heftig pochen,
— Denke d'ran und merk' es Dir.

Blüthenduft und Pracht sie schwanken
Vor dem rauhen Windesstoß,
— Schicksal reißt die schwachen Ranken
Schneller Lieb' vom Herzen los.

Aber jene, die sich findet
In des Lebens Ernst und Noth,
Ist es, die uns ewig bindet,
Vor uns selbst und unsrem Gott!

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 40. Samstag, den 18. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

40

(Nachdruck verboten.)

Er erinnerte sich auch des Eindruckes, den das Erscheinen jenes Majordoms bei seinem Besuche mit dem Polizeichef im Hotel Koreff auf ihn gmacht hatte. Es schien ihm, als ob ein Schleier sich hebe, aber der Ort und der Augenblick waren schlecht gewählt, um sich langem Nachdenken zu überlassen, und der Kapitän übernahm es, seinen Freund zur besseren Erkenntniß der Lage zurückzubringen.

„Sind Sie sicher, daß es der Mann mit dem Korbe ist?“ fragte er den Vicomte kurz.

„Mehr als sicher, und ich glaube, daß es der bewußte Lieblingskammerdiener Koreffs ist.“

„So haben wir wenigstens nach dieser Seite unsre Zeit nicht verloren; jetzt lassen Sie uns Fräulein Jeanne nach Hause bringen.“

Sartilly, der sich bereits den Vorwurf machte, einem Gefühl der Neugierde nachgegeben zu haben, beeilte sich, zu seiner Verlobten zurückzukehren. Er konnte sich jedoch nicht enthalten, einen letzten Blick auf diesen Todten zu werfen, der vielleicht das so lange gesuchte Geheimniß mit sich ins Grab nahm.

Man langte beim Wagen an.

Die Abwesenheit Sartilly's und des Kapitäns hatte kaum fünf Minuten gedauert und schon war der Zustand der Verwundeten ein anderer. Halb liegend, athmete Jeanne, die Augen immer noch geschlossen, in Zwischenräumen geräuschvoll, dann schien sich der Athem zu unterbrechen, so schwach wurde er.

Der Vicomte, im Wagen knieend, stützte nun das junge Mädchen. Das sanfte Gesicht Jeannes zog sich mitunter plötzlich zusammen, wie wenn sie sich unter dem Einfluß eines plötzlichen Schreckens befunden hätte, ihre Arme bewegten sich, gleichsam als wollte sie einen unsichtbaren Feind abwehren, und ihre Lippen bewegten sich, um Wörter ohne Zusammenhang auszusprechen.

In weniger als einer Viertelstunde gelangte man an die Jena-Brücke. Von hier bis zum Palais Mensignac waren kaum noch zwanzig Minuten und man erstieg den Abhang des Trocadero langsam und mit aller möglichen Vorsicht.

Der Kutscher machte große Augen, als er den Befehl erhielt, vor dem Gitter des Palais zu halten und als der Kapitän ihm 5 oder 6 Goldstücke in die Hand drückte, zweifelte er nicht mehr, mit Prinzen zu thun gehabt zu haben, die eine verlorene Prinzessin zurückgebracht hätten.

Ohne Zeit zu verlieren, hatte Chateaubrun die Klingel gezogen und zwei Bediente machten sich um den Wagen zu schaffen. Der Kapitän, der wohlweislich alle Commentare zu vermeiden wünschte, nahm sogleich das Wort:

„Fräulein von Mensignac wurde mit dem Wagen umgeworfen,“ sprach er in jenem Ton, der keine Frage und keine Erwiderung gestattet. „Herr von Sartilly und ich, wir werden sie in ihr Zimmer bringen. Einer von Euch Beiden wird sogleich die Kammerfrau des Fräuleins rufen, der Andere wird uns helfen.“

Dieser Befehl wurde mit der Schnelligkeit und Pünktlichkeit ausgeführt, die man immer erlangt, wenn man zu befehlen versteht.

Der Kapitän, welcher wußte, daß Miß Georgia Jeanne bei dieser unheilvollen Fahrt hatte begleiten sollen, bezweifelte nicht einen Augenblick, daß die Gouvernante, welche im Wagen zurückgeblieben, eine Mitschuldige bei dieser Entführung war und er konnte sich nicht enthalten, währenddem er seinem Freunde die Verwundete transportiren half, den Portier über die Art und Weise, wie die Abfahrt stattgefunden hatte, zu befragen.

„Miß Georgia wird dem Herrn darüber bessere Auskunft geben können, als ich, denn sie ist soeben zurückgekehrt.“

„Die Gouvernante ist zurückgekehrt, sagen Sie,“ rief der Kapitän ganz verblüfft.

„Es sind noch nicht 10 Minuten her, und sie hat uns den Vorfall mitgetheilt, den das Fräulein erlitten hat. Aber sehen Sie, hier kommt sie,“ fügte der Portier

bei, indem er auf die Frau deutete, die über den Hof gelaufen kam.

Es war in der That die englische Gouvernante, die so eilig über den Hof schritt, als ihre gewöhnliche Ernsthaftigkeit es nur immer zuließ. Sie gab Zeichen einer heftigen Erregung, denn sie schlug beim Gehen mehrmals die Hände heftig zusammen, was ganz gegen ihre Gewohnheit war.

Jeanne war noch immer ohne Bewegung, den bleichen Kopf auf dem Arm ihres Verlobten und die Gesellschafterin hielt sie ohne Zweifel für todt, denn sie warf sich auf sie und küßte sie schluchzend. Es ist unmöglich, das Erstaunen Sartilly's auszudrücken, als er dieses Weib erscheinen sah. Diese beinahe phantastische Auferstehung betäubte in dermaßen, daß er keine Worte fand, dem Uebermaß der Empfindsamkeit der Engländerin Einhalt zu gebieten. Der Kapitän, der sich weit mehr zu beherrschen wußte, hatte den Muth sie zu beruhigen.

„Mein Fräulein," sagte er in festem Tone, „Ihre Hülfe wird uns nachher von großem Nutzen sein, sobald wir sie auf ihr Zimmer gebracht haben werden; für den Augenblick bitte ich Sie jedoch, uns nicht aufhalten zu wollen."

„Meine Hilfe," wehrte die Gouvernante; „sie lebt also! sie lebt, meine theure Jeanne, mein theures Kind! Ach ich bin zu glücklich."

„Ich bitte sie, uns den Weg zeigen zu wollen," sagte Chateaubrun, der sie nicht aus den Augen ließ.

Die Worte wurden in einem höflichen, befehlenden Tone gesprochen, den die Gesellschafterin sicherlich nicht mißverstand, denn sie ging seufzend dem Transport voraus.

„Diese Frau weint sehr schlecht," sagte der Kapitän, leise zu Sartilly, der diese kurze Scene weniger beachtet hatte.

Man traf am Fuße der Treppe die Kammerzofe, welcher die Engländerin vorausgeeilt war. Es war ein sehr intelligentes Mädchen, dessen große Anhänglichkeit an Jeanne dem Vicomte bekannt war. Diese hatte keineswegs den Kopf verloren, obschon wahre Thränen ihre Trauer ausdrückten, und in wenigen Minuten hatte sie es verstanden, Alles zum Empfang ihrer Herrin vorzubereiten.

Die Hilfe, welche die beiden Freunde leisten konnten, hörte natürlich vor dem Bette des jungen Mädchens auf, und Sartilly wollte, wenigstens für einen Augenblick, Jeanne der Sorgfalt der beiden Frauen überlassen, als sie tiefaufseufzend die Augen aufschlug. Unbeweglich und kalt wie eine Marmorstatue, blasser als der weiße Mantel, der sie einhüllte, ließ Fräulein von Mensignac, auf ihrem Bette ausgestreckt, ihren erstaunten Blick umherschweifen. Chateaubrun und Sartilly hielten den Athem zurück, aus Furcht nur ein Wort zu verlieren, das vielleicht über ihre Lippen kommen würde. Die Gouvernannte, wahrscheinlich bestürzt über dies aufregende Schauspiel, stützte sich auf ein Möbel, um nicht zu fallen. Das Kammermädchen, welches die einfache und praktische Ergebenheit darstellte, ließ ihre Herrin flüchtige Salze einathmen.

„Sind Sie es, Edmond?" sagte das junge Mädchen mit schwacher Stimme; „wie kommen Sie hierher? Ich glaubte, Sie hätten mir geschrieben, ich sollte zu Ihnen kommen?"

„Jeanne! Meine theure Jeanne!" rief Sartilly mit einer Rührung, die er sich erstrebte zu verbergen, „Sie haben einen ernsten Unfall erlitten, und Gott sei Dank, Sie sind gerettet."

„Einen Unfall!" wiederholte die Verwundete, die Hand an die Stirne legend, von welcher das Blut noch herablief, „es ist wahr, ich fühle, daß ich leide; aber ich habe vergessen — — mein Gedächtniß ist geschwunden."

Sartilly horchte begierig und der Kapitän, der besorgt gewesen war, sich in den Schatten zu stellen, verlor die Engländerin nicht aus den Augen.

„Ach! Ich erinnere mich jetzt," nahm Jeanne das Wort abermals, „ich habe einen Brief erhalten, — der Arzt hat Ihnen verboten auszugehen und Sie wollten mich sprechen — — ach! ja über den Verkauf des Palais."

„Und Sie sind gekommen?" fragte Sartilly sanft, der ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen wollte.

„Ja — — ja — Ihr Wagen ist gekommen, es war Toby, der ihn fuhr. Und dann, dann — bin ich mit Miß Georgia abgefahren."

Es folgte jetzt ein Schweigen. Man hörte nur das rasche Athmen der Gouvernante und den schwachen Hauch der Verwundeten.

„Aber unterwegs?" fragte schüchtern der Vicomte, „was ist Ihnen da begegnet?"

„Unterwegs?" antwortete Jeanne, die Augen schließend, um sich besser zu erinnern, „unterwegs? O, ich erinnere mich jetzt, wir sind von Männern angegriffen worden, welche unserm Wagen folgten, ich habe Furcht bekommen — — die Pferde sind durchgegangen — — und dann — — Alles wird dunkel — es — — ist ist Nacht."

„Fräulein von Mensignac bedarf sehr der Ruhe, meine Herren," sagte die Engländerin mit einer Ruhe, die sie augenblicklich wieder gewonnen hatte; „der Ruhe und ärztlicher Hilfe," fügte sie in einem Tone bei, der

deutlich sagen wollte, daß die beiden Freunde wohl daran thun würden, sich zu entfernen.

„Verzeihung, mein Fräulein," antwortete Chateaubrun, der ihre Gedanken errathen hatte, sehr kalt, „ich habe beim Aussteigen bereits daran gedacht, einen Arzt kommen zu lassen, und dieser wird wohl nicht mehr lange ausbleiben; es ist demnach unnöthig, daß Herr von Sartilly und ich uns entfernen; wir wollen, um Fräulein von Mensignac nicht zu belästigen, seine Ankunft in dem kleinen Salon hierneben erwarten."

(Fortsetzung folgt.)

Die flüssige Luft als Revolutionär.

(Schluß.)

Die flüssige Luft hat, wenn sie durch eine Dampfwolke hindurch aus der Maschine niedertropft, das Aussehen und die Farbe von Milch. Tripler sammelt die Tropfen in eine Form, wie sie bei der Herstellung von Speiseeis benutzt wird. Dann nimmt er ein wirkliches Stück Speiseeis und taucht es hinein. Der Effekt ist derselbe, als wenn man ein Stück glühendes Eisen ins Wasser steckt, in beiden Fällen fängt die Flüssigkeit heftig an zu sieden. Das in die flüssige Luft gebrachte Speiseeis verliert seine „Wärme" so plötzlich, daß es brüchig wird, als bestände es aus Sägespänen. Im Uebrigen ist die wunderbare Flüssigkeit, die in ihren Wirkungen alle unsere Vorstellungen von Temperaturverhältnissen zu Nichte machen, äußerlich von Wasser nicht zu unterscheiden. Man kann auch die Hand auf einen Augenblick ohne Besorgniß in diese Temperatur von —312 Grad tauchen, gerade wie dies auch mit geschmolzenem Eisen möglich ist, denn die Verdampfung der in der Haut befindlichen Feuchtigkeit schützt mit einer Dunsthülle vor Verletzung. Würde man aber die Hand nicht sofort wieder herausziehen, sondern nur einige Sekunden lang in die flüssige Luft halten, so würde sie unfehlbar bis auf das Gelenk „abbrennen", wie in einer Masse von geschmolzenem Eisen. Wenn man die Hand aber sofort wieder herauszieht, so bleibt von der flüssigen Luft nicht das Geringste haften, als ob sie Quecksilber wäre.

Man kann ein Fünflitermaß flüssiger Luft über das feinste Seidenkleid ausgießen, ohne daß die geringste Spur davon verbleibt. Viele von den Zuschauern erhielten einen Schauer der dampfenden Flüssigkeit über ihre Kleider, ohne daß sie etwas davon merkten. Nur wenn Jemand auf eine kleine Wunde, etwa auf die Hand einen Tropfen flüssiger Luft erhielte, so würde es ihn brennen wie flüssiges Feuer oder wie Schwefelsäure. Auch die entwickelten Dämpfe haben, wie schon kurz erwähnt, ganz fremdartige Eigenschaften, sie sind nicht heiß, sondern eiskalt, sie steigen nicht in die Höhe, sondern fallen zu Boden.

Eine ganz verblüffende Wirkung hat die flüssige Luft ferner als Sprengstoff. Zerstäubt man etwas flüssige Luft auf Baumwolle, so explodirt diese, angezündet, in heftigster Art. In gewöhnlicher Form dagegen ist die flüssige Luft nicht im Geringsten gefährlich, man kann ihr sogar mit einer brennenden Zigarre oder einem Streichholze nahe kommen, ohne daß etwas Andres geschieht, als daß der brennende Gegenstand in einem starken und schönen Lichte aufflammt. Mischt man die Luft aber mit Alkohol oder Terpentin, oder versucht sie einzusperren, so offenbart sich ihre Sprengkraft. Professor Tripler gießt eine kleine Menge in eine lange Kupferröhre, in deren Mündung er mit einem Hammer einen Holzpfropfen einschlägt. Nach weniger als einer halben Minute wird dieser mit dem Knall eines Kanonenschusses herausgeschleudert.

Kürzlich wurde ein kleines Stückchen Baumwolle, wie es ein Kind gerade zwischen Daumen und Zeigefinger halten könnte, mit flüssiger Luft gesättigt in eine zwei Zoll weite Kupferröhre gesteckt und in dem Hof hinter dem Laboratorium des Professors niedergelegt, dann berührte man es mit einem angezündeten Streichholze, das an einer langen Stange befestigt war. Es erfolgte eine Explosion, die nicht nur die Kupferröhre zersprengte, sondern das ganze Haus erschütterte, aus dessen Rückwand ein Stück Mauerwerk loslöste und die ganze Nachbarschaft wie ein Erdbeben erzittern machte.

Einmal fiel ein Streichholz zufällig auf eine gefrorene Masse von flüssiger Luft und Alkohol und verursachte eine Explosion, die ein halb Dutzend in der Nähe befindlicher Männer zu Boden warf und ihre Haut mit Glassplittern spickte, ferner den Tisch zersplitterte und eine große Volksmenge auf die Straße lockte, die die Ursache der furchtbaren Erschütterung zu erfahren wünschte.

Zunächst dachte man, die Opfer hätten je 1—2 Pfund Glassplitter in ihr Gesicht erhalten, später stellte sich aber heraus, daß es nur Splitter von dem gefrorenen Alkohol gewesen waren, die beim Aufthauen nach einigen Stunden als flüssiger Alkohol aus den Wunden hervordrangen.

Aus derartigen Vorgängen schließt Tripler, daß die flüssige Luft zu den gewaltigsten Sprengstoffen gehört, die der Wissenschaft bekannt sind, und daß sie demgemäß auch eine regelmäßige mechanische Kraft ausüben kann, die der des Dampfes und sogar der Elektrizität wesentlich überlegen ist.

Auf Grund dessen erwartet Tripler von seinen Forschungen zunächst, gerade wie sein Landsmann Tesla von den seinen, eine Umwälzung im Seekriege. Die flüssige Luft würde nicht nur mit unerreichter Gewalt Geschosse aus den Kanonen schleudern, sondern würde die Geschützrohre dabei stets kalt erhalten, also einer Abnützung derselben entgegenarbeiten. Ferner könnte bei geschickter Anwendung ein moderner Techniker mit ein paar Wagenladungen flüssiger Luft alle Flotten Europas in die Luft sprengen.

Welche Forts, sagt Tripler, könnten der Sprengkraft widerstehen, die eine Ladung von Wolle oder Baumwolle mit flüssiger Luft gesättigt, auszuüben vermag. Wenn schon jeder kleine Fetzen dieser neuesten Schießbaumwolle eine so gewaltige Wirkung auszuüben vermochte, wie es oben beschrieben wurde, so kann man sich von der Wirkung einer 100 bis 1000 Mal größeren Menge gar keine Vorstellung mehr machen.

Nun aber zu den friedlichen Anwendungen der flüssigen Luft. Wenn ihre Benützung zum Betriebe von Maschinen weiter fortschreitet, so werden die Schiffe und die Eisenbahnzüge der Zukunft selbstverständlich diese Triebkraft und keine andere sich zu eigen machen. Die höchsten Geschwindigkeiten würden unter völliger Abwesenheit der Hitze erzeugt werden, die besonders in den Maschinenräumen der Dampfschiffe den Arbeitern geradezu menschenunwürdige Strapazen auferlegen. Ein Schiff und eine Lokomotive würden nur wenig Kohlen mitzuführen brauchen, vielleicht gar keine, wenn eine genügende Menge flüssiger Luft bei der Ausfahrt mitgenommen würde.

Aber nicht nur für die Technik, sondern auch für die Gesundheitspflege und für die Heilkunde erwartet Tripler das Außerordentlichste von der flüssigen Luft. Häuser, in denen leichtverderbliche Waaren aufgespeichert werden, können durch flüssige Luft unter größere Kälte versetzt werden, als die Goldgräber in Klondyke sie zu erdulden haben. Krankenhäuser und Privathäuser in den Tropen werden durch sie dauernd kühl erhalten. Die ungeheure Kälte könnte zur Desinfektion von Krankenzimmern dienen, indem sie alle gesundheitsschädlichen Keime in kürzester Zeit abtödtet. Ein Tropfen flüssiger Luft auf gefährliche Wunden gesprengt, wird eine Blutvergiftung sicher hintanhalten.

Ein amerikanischer Arzt soll bereits eine Krebswucherung mit flüssiger Luft geheilt, d. h. weggeätzt haben. Ebenso werden die erstaunlichsten Erfolge von zerstäubter flüssiger Luft zur Heilung von Diphtheritis und allen möglichen Hals- und Lungenkrankheiten erwartet. Kurz: es ist nicht zu erschöpfen, dieses Thema, wenigstens nicht mit dem Federkiel eines Amerikaners! Tesl[a] erscheint uns mit seinen hochfliegenden Plänen im Ve[r]gleich zu Tripler wie ein schüchterner Waisenknab[e] und sicherlich ist die Welt noch niemals vor die Mög[lich]keit einer derartigen Umwälzung gestellt worden wie sie durch die flüssige Luft geschehen soll. Ist e[s] aber eine Möglichkeit, das ist eben das große Frage[-]zeichen.

Es bleibe aber unvergessen, daß mindestens ei[n] großer Theil der hier beschriebenen Experimente vo[n] Tripler thatsächlich öffentlich vorgeführt worden ist, un[d] daß zweitens der Betrieb einer Maschine mit flüssige[r] Luft als ein fait accompli berichtet wird. (A. A.)

Aus der Welt der Technik.

(Nachdruck verboten.)

— Eine Dame, welche Alles weiß, wa[s] hinter ihrem Rücken vorgeht, präsentirt sich zur Zei[t] auf den Bühnen der Pariser Variétés. Diese Wunder[-]dame, der beide Augen verbunden sind, damit sie nich[t] etwa durch einen Spiegel das hinter ihr Befindliche sieht, nimmt bei der Vorstellung etwa in der Mitte der Bühne Platz und erzählt nun ohne Anstrengung dem erstaunten Publikum Alles, was auf einer hinter ihrem Rücken aufgestellten Wandtafel geschrieben wurde; möge das Geschriebene nun in Worten oder Zahlen bestehen, und dabei macht es ihr auch gar keine Mühe, Additionen, Subtraktionen u. s. w. mit den niedergeschriebenen Zahlen vorzunehmen. Es handelt sich in diesem Falle um eine Inspiration; nur kommt dieselbe nicht von oben, sondern — von unten. Der inspirirende Geist sitzt nach einer uns zugegangenen diesbezüglichen Mittheilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz unter der Bühne, in der Nähe der Rampe, so daß er die Wandtafel durch in dem Boden vorgesehene Löcher übersehen kann und er steht mit der Dame dadurch in „Rapport“, daß sein Mund mittels eines Gummischlauches mit einem unter der Bühne angeordneten Zylinder in Verbindung steht, dessen Kolben durch eine kleine Oeffnung in dem Bühnenboden auf die Fußsohle der Donna wirkt. Die Verständigung wird durch telegraphische Zeichen bewirkt, indem der „Inspirator“ durch stoßweises Blasen den Kolben gegen die Sohlen wirken läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 41. Montag, den 20. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
41 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Miß Georgia verbeugte sich mit einem Lächeln, das jedoch nach den folgenden Worten des Kapitäns verschwand:

„Inzwischen werden Sie, Mademoiselle, die Sie so glücklich waren, keinen Unfall erlitten zu haben, uns einige Details über die außerordentlichen Vorkommnisse mittheilen."

„Julie wird Ihre Herrin bewachen, während wir plaudern, fügte Sartilly bei.

„Kommen Sie, meine Herren," sagte die Engländerin, die Portiere aufhebend, welche das Schlafzimmer von dem Empfangssalon trennte.

Der Vicomte folgte ihr, aber der Kapitän fand Mittel, sich um zehn Sekunden zu verspäten, die er mit ganz militärischer Pünktlichkeit anzuwenden verstand.

„Du liebst Deine Herrin, nicht wahr?" flüsterte er dem Kammermädchen ins Ohr.

„Gewiß, mein Herr, ich liebe sie sehr."

„Nun denn, so lasse sie nie mit der Gouvernante allein. Fünfundzwanzig Louisdor für Dich, wenn Du gute Wache hälst."

Nachdem er diese Vorsichtsmaßregel getroffen hatte, eilte er noch rechtzeitig ins Boudoir, um sich der Engländerin gegenüber zu finden, als diese sich umwandte und sich mit ernster Miene niedersetzte.

„Jetzt, meine Herren, erwarte ich Ihre Erklärungen."

„Verzeihung, mein Fräulein," sagte Sartilly, sehr erstaunt über diesen Anfang, „ich glaube, ich bin es, der zu wissen wünscht — —"

„Was Jeanne passirt ist?" unterbrach ihn die Engländerin: „Sie haben es schon errathen können. Die Pferde sind durchgegangen; sie hat sich gefürchtet, und trotz aller meiner Anstrengungen sprang sie aus dem Wagen. Einige Minuten später hatten sich die Pferde beruhigt und ich habe diesen Moment benutzt, um meinerseits auszusteigen. Aber ich frage mich noch," fügte sie, den Vicomte ansehend, hinzu, „was wohl der Zweck eines Scherzes sein konnte, der so schlimme Folgen hatte."

„Ein Scherz!" wiederholte Sartilly, immer mehr verblüfft.

„Ist es denn kein Scherz, und dazu noch ein sehr unpassender Scherz, das Fräulein unter dem Vorwand abholen zu lassen, der Arzt hätte Ihnen das Ausgehen verboten und sie durch Ihre Leute nach einem ganz entlegenen Viertel bringen zu lassen?"

„Meine Leute!" rief der Vicomte wüthend, „aber das ist ja eine höllische List und eine —"

„Lassen Sie mich reden, mein Lieber," unterbrach ihn der Kapitän, der es für nöthig fand, zu fragen. „Sie sind etwas zu erregt und ich will dem Fräulein alle Aufklärung geben, die sie nur wünschen kann."

„Ich höre," sagte die Engländerin, die ihre ganze Sicherheit wiedergefunden hatte.

„Es hat diesen Abend ein Mißverständniß stattgefunden, das ich mir nicht zu erklären weiß," sprach der unstörbare Chateaubrun, und ich bin in der Lage, versichern zu können, daß Fräulein von Mensignac betrogen worden ist, denn ich war hier, als man den Brief meines Freundes Sartilly gebracht hat."

„Ich erinnere mich dessen," sagte die Gouvernante trocken.

„Nun denn, mein Fräulein, der Brief war gefälscht und Sie müssen in eine Falle gerathen sein."

Die Engländerin lächelte ungläubig.

„Aber, mein Herr," antwortete sie höhnisch, „wenn man auch die Schrift des Herrn von Sartilly gefälscht hat, so konnte man doch, meiner Ansicht nach, sein Coupee nicht nachahmen, das sein Wappen trägt, und seinen Groom Toby, der uns gefahren hat."

„Das ist eben das Unbegreifliche, rief der Kapitän.

Die Gesellschafterin hielt ihren spöttischen Blick auf ihn gerichtet und schwieg in kalter Zurückhaltung.

„War Toby allein auf dem Kutschersitz?" nahm Chateaubrun nach kurzem Schweigen von Neuem das Wort.

Diese Frage hatte richtig getroffen, denn die Zurück-

haltung der vorsichtigen Engländerin hielt diesem unvorhergesehenen Angriff gegenüber nicht Stand.

„Ich weiß nicht — — ich habe nichts bemerkt," stotterte sie.

„Ich frage Sie das," fuhr Chateaubruu ruhig fort, „denn wenn ein anderes Individuum dabei gewesen wäre, so müßten wir diesen für den Urheber des Scherzes halten, den ich wie Sie für einen sehr schlechten erkläre."

„Vielleicht wohl. — Mir scheint, daß ich noch einen anderen Mann gesehen habe," sagte die Gouvernante.

„Es wäre von Wichtigkeit, wenn man dessen Signalement haben könnte," drängte der Kapitän beharrlich weiter.

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß ich ihn nicht bemerkt habe," sagte die Engländerin, der es gelungen war, ihre Kaltblütigkeit theilweise wieder zu erlangen. Ich glaube mich übrigens zu erinnern, daß Toby allein war, als ich abgestiegen bin."

„Aber Andere können ihn gesehen haben und wenn Sie mir sagen wollten, wo der Wagen stand, als Sie ihn verlassen haben, so würde ich mich dort erkundigen."

„Es ist Toby gelungen, die Pferde zum Stehen zu bringen, ganz in der Nähe der Esplanade der Invaliden. An der Fiakerstation, die vor dem Garten des Hotels der Invaliden sich befindet, habe ich einen Wagen genommen, um zurückzukehren."

„Wie danke ich Ihnen, mein Fräulein," sagte der Kapitän, mit Wärme die Hände der Engländerin ergreifend, die unruhig aufsah. „Dank Ihren Aufklärungen werden wir vielleicht später etwas erfahren. Vor der Hand ist es die Hauptsache, daß Fräulein von Mensignac Ihrer Sorgfalt nicht verlustig ist. Wir wollen uns zu Sartilly begeben und nachsehen, ob sein Coupee zurückgekehrt ist."

In dem Augenblick, als der Kapitän die letzten Worte nachlässig hinwarf, meldete man den Arzt. Seine Ankunft änderte die Scene. Die beiden Freunde und die Gouvernante blieben mit ihm in dem Zimmer der Kranken, und die treue Julie deutete durch ein Zeichen an, daß die Herrin noch immer schlafe. Man hörte das regelmäßige Athmen Jeanne's deren Gesicht sich bereits unter dem Einfluß dieser wohlthäthigen Ruhe zu färben begann.

Sartilly, der aufmerksam dem Gesichtsausdruck des Arztes folgte, sah diesen lächeln, als er sich über die Verwundete beugte, um die blutende Stirne zu untersuchen. —

„Es ist eine einfache Hautaufreibung," murmelte er, „und es ist unnöthig das Fräulein zu wecken. Zehn bis zwölf Stunden dieses Schlafes werden ihr zuträglicher sein, als meine Mittel. Ich werde morgen Vormittag wieder kommen. Inzwischen nur Ruhe; das ist alles, was ich empfehlen kann."

„Das Kammermädchen wird als Krankenwärterin genügen," sagte der Kapitän.

„Vollkommen."

„Hören Sie, Mademoiselle," wiederholte Chateaubrun, sich an Julie wendend, und er fand Mittel, ihr ins Ohr zu flüstern, während er fortging: „Denk an die 25 Louisdor und laß sie nie allein!"

Einen Augenblick später waren die Freunde vor dem Gitter des Palais. Der Arzt hatte sie soeben verlassen und Sartilly stützte sich, durch die vielen aufeinanderfolgenden Aufregungen ganz ermattet, auf den Arm des Kapitäns, der zu ihm sagte:

„Ich glaube, daß wir die Hand auf Koreffs Mitschuldige gelegt haben. Jetzt, da wir im Besitze der Notizen sind, die die Engländerin so freundlich war, uns zu geben, so wollen wir zu Ihnen gehen und zusehen, ob Toby gleichfalls die Frechheit gehabt hat, nach Hause zurückzukehren."

XII.

Am Tage nach diesem aufregenden Abend durchschritt Sartilly, auf den Arm seines Freundes gestützt, den Tuilleriengarten. Man war in der Hälfte des Monats März und der Frühling von Paris bedeckte bereits die Bäume mit jungem Grün.

„Was haben wir so wohlgethan, zu Fuß auszugehen," begann der Vicomte.

„Man muß gestehen, daß die Fahrt gestern Abend aller Reize vollständig entbehrte. Ich begreife, daß Sie unsern Spaziergang von heute früh vorziehen."

„Ich glaube, unter uns gesagt," sprach Sartilly, „daß das schöne Frühlingswetter nicht allein die Ursache meiner Freude ist. Ich bin diesen Morgen auf dem Trocadero gewesen. Jeanne ist gerettet. Auch habe ich von einem Büchermakler einen Brief erhalten, daß er das Buch bei einem Buchhändler auf dem Quai de l'Arsenal gefunden habe. Wir begeben uns eben dahin, in einer Stunde werde ich den Band haben, und morgen werde ich die Instruktionen Rogers ausführen können."

(Fortsetzung folgt.)

Sparkassen.

Was Sparsamkeit ist, weiß fast jeder. Es ist die Tugend, die mitten zwischen zwei Lastern liegt, dem Geiz und der Verschwendung. Der Geizhals hält fest, was er hergeben sollte, der Verschwender gibt her, was er festhalten müßte. Die Sparsamkeit dagegen ist die Tüchtigkeit des guten Haushalters, der seine Ausgaben nach seinen Einnahmen einrichtet und durch die Zurücklegung eines Nothpfennigs auch für die Tage sorgt, in denen es ihm entweder an Arbeitsgelegenheit oder an Arbeitstüchtigkeit fehlt. Der Sparsame macht einen Aufwand, wie er seinem Stande angemessen ist; aber er denkt auch an seine Pflicht, gegen Aermere Wohlthun zu üben und für wohltätige Zwecke eine offene Hand zu haben.

Zu Großvaters Zeiten sparten die Leute in ihrer Weise. Sie steckten die erübrigten paar Gulden in einen Strumpf oder einen ledernen Beutel und vergruben das Geld tief unten auf dem Boden einer Kiste der Sicherheit halber. Niemand sollte wissen, daß sie Ueberfluß hatten; sie wollten sich nicht anpumpen, noch weniger bestehlen lassen. Sie mochten kein Kapital auf Zinsen ausleihen, weil sie seinen Verlust fürchteten. Die guten Alten waren nicht so vertrauensselig und arglos, als sie gewöhnlich geschildert werden. Sie trauten einander vielfach nicht über den Weg und waren zugeknöpft bis unter das Kinn gegenüber denen, die von ihnen borgen wollten.

Diese Art der Sparsamkeit ist heute nur noch vom Hörensagen bekannt. Wer heute von seinem Verdienst etwas übrig hat, legt den Ueberschuß zinsbringend an, er sorgt dafür, daß sein Kapital mitarbeite und ihm die eigene Arbeit erleichtere. Er weiß, daß sein Geld in einer der vielen bestehenden Kassen mindestens ebenso sicher, als in einem Schranke seines Hauses ruht. Seit einem halben Jahrhundert haben sich die Sparkassen und die Einlagen in sie in erfreulicher Weise gehoben und der wirthschaftlichen Erziehung der Massen die größten Dienste geleistet. So besaßen die preußischen Sparkassen im Jahre 1886 rund 2500 Millionen Mark Einlagen, die sächsischen eine Gesammteinlage von 463 Millionen Mark.

Auch Bayern hat an dieser erfreulichen Entwicklung Theil, wie das außerordentlich lehrreiche „Statistische Jahrbuch für das Königreich Bayern", dessen vierter Jahrgang eben erschienen ist, deutlich beweist. Im Jahre 1874 bestanden im Königreich 251 Sparkassen, deren Zahl im Jahre 1896 auf 333 stieg. Die Zahl der Kassen nahm fast von Jahr zu Jahr zu, am stärksten im Jahre 1882, wo 14 neue Kassen gegründet wurden. Stärker noch wuchs die Zahl der Einleger; sie stieg von rund 300 000 im Jahre 1874 auf rund 730 000 im Jahre 1896, wuchs also um mehr als das doppelte. Noch günstiger gestalteten sich die Einlagen. Die Gesammteinlage am Schluß des Jahres 1874 betrug in runder Summe 70 Millionen Mark und erhöhte sich in zweiundzwanzig Jahren auf rund 270 Millionen, also fast auf das Vierfache.

Interessant sind auch die Mittheilungen des Jahrbuches über den Beruf der Sparenden. Offiziere und Militärbeamte sind unter ihnen wenig; auch die Staats-, Gemeinde- und Kirchendiener legen keine großen Ueberschüsse an. Dagegen finden sich unter den Einlegern ziemlich häufig Knechte und Mägde, Gesellen nnd Lehrlinge, Bedienstete und Arbeiter; auch Personen ohne Berufsangabe wissen die Kassen zu würdigen, Frauen noch mehr als Männer. Zu den fleißigsten Einlegern aber gehören die Kinder. So wurden im letzten Berichtsjahre für 34 000 Kinder von anderen Personen Einlagen gemacht. Die Erwachsenen denken also an die Zukunft der Kleinen in einer Zeit, in der diese noch sorglos in den Tag hineinleben, ohne Kummer um das, was die Zukunft bringen wird.

Die Zahlen reden ihre eigene Sprache, an der sich nicht deuteln läßt. Unserer Zeit wird so oft Genußsucht vorgeworfen. Gerade denen, die sich im Schweiß ihres Angesichts um das tägliche Brod mühen, wird nachgeredet, daß sie von der Sparsamkeit nichts wissen wollten, sondern von der Hand in den Mund leben, ohne an ihre Zukunft zu denken. An dieser Nachrede ist etwas Wahres.

Die immer neuen Ausflüge im Sommer, die Theater, Konzerte und Vereinsabende im Winter verschlingen große Summen und mindern die Arbeitslust und die Arbeitskraft. Tausende von jungen Leuten halten das Sparen für eine Dummheit; sie nehmen nur ein, um wieder ausgeben zu können. So ist's bei Vielen, aber nicht bei Allen. Nur in einigen Jahren mindert sich die Zahl der Einleger bei den bayerischen Sparkassen um eine Kleinigkeit; aber vom Jahre 1879 an steigt sie von Jahr zu Jahr, manchmal um 30 000, einmal sogar um 40 000 Personen, immer aber in höherem Maße, als die Bevölkerung zunimmt.

Die wachsenden Zahlen sind ein Zeichen wachsender Einsicht der großen Massen. Auch der am meisten zurückgebliebene Arbeiter begreift es heute, daß ein kleiner Nothpfennig im Alter immer noch besser als gar keiner ist und daß der Rath auch ihm gilt: „Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth." Er rechnet leicht heraus, daß die Rente, die er einmal im Alter oder im Falle seiner Arbeitsuntauglichkeit vom Staate erhält, nicht

ganz vor Nahrungssorgen zu schützen vermag. Sie gibt ihm nur einen Theil von dem, was er wirklich braucht. Soll ihm ganz geholfen werden, so muß er selbst bei Zeiten sorgen.

Viele thuns und widerlegen durch die That die Behauptung, daß der gewöhnliche Arbeiter nichts erübrigen könne. Die Rede von den Hungerlöhnen und vom ehernen Lohngesetz wird oft genug gehört. Es ist eine thörichte Rede.

Die Lebenshaltung der Arbeiter ist heute besser als früher. Die Fabrikarbeitersfrau kauft auf dem Wochenmarkt, was der Frau des kleinen Beamten zu theuer ist. Auf den Bällen der Handwerksgehilfen werden mehr Flaschenweine als auf den herkömmlich vornehm genannten Tanzunterhaltungen getrunken. Den Hut, der der Herrin zu theuer ist, kauft die Dienerin ohne Bedenken.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß sich die verschiedenen Stände einander in ihrer Lebensweise mehr und mehr nähern, daß der Arbeiter noch bei seiner Heimkehr aus der Fabrik am Werktag, aber nicht mehr am Sonntag als Arbeiter erkannt wird, wenn er auf der Hauptstraße der Stadt lustwandelt oder im Kaffeehaus sich am Billardspiel ergötzt. Dieses vornehme Auftreten kostet Geld, das verdient sein will. Es wird verdient; nicht wenige Arbeiter erwerben sogar so viel, daß sie ihre nicht gerade geringen Ausgaben machen und noch nach und nach eine Summe sammeln können, die ihnen die Sparkasse aufhebt und verzinst. Also ist die Rede von Hungerlöhnen nur windiges Gerede, das von Hetzern ausgeht. Die heutige Gesellschaft ist besser als ihr Ruf. Sie bietet dem Fleißigen das tägliche Brod und macht den geschickten und sparsamen Arbeiter allmälig zum kleinen Kapitalisten.

Mannigfaltiges.

— Ueber die schwimmenden Nester der überschwemmten Ebenen Kolumbiens bringt das soeben erschienene 11. Heft von Reclams Universum interessante Mittheilungen. Unter den Sängern, welche die üppige Vegetation der Niederungen Südamerikas ernährt und beherbergt, findet sich ein sehr seltsamer, den Stachelraten (Echinomyina) zunächst verwandter, kleiner Nager, Carterodon solcideus, der nicht völlig die Größe unserer Hausratte erreicht, und trotz seiner Häufigkeit in den zoologischen Handbüchern kaum erwähnt wird, weil bis vor kurzem Exemplare desselben in den europäischen Sammlungen fehlten. Wenn die Regengüsse des Juni, Juli und August diese Ebenen überschwemmen, suchen nur wenige dieser Nager ihr Heil in der Flucht, um etwa einen höher gelegenen Platz aufzusuchen, den die Fluth nicht erreicht; die meisten bauen sich, wie einst Erzvater Noah, schleunigst ein Floß aus abgebissenen Halmen von Gräsern und Cyperaceen, die sie in aller Eile — denn das Wasser steigt schnell — kunstvoll zu verflechten wissen, so daß das leichte Fahrzeug haltbar genug wird, um die Thiere für einige Wochen sicher über der Fluth zu erhalten, während sie sich von den höheren Gräsern nähren, zwischen denen das Floß weiter getrieben wird. Versucht man, sich den auf ihrem Floß zusammengekauert sitzenden Carterodons zu nähern, so stürzen sie sich mit einem Sprung ins Wasser, tauchen mit wunderbarer Geschicklichkeit unter und sind verschwunden. Erst wenn der Verfolger wieder weit genug von dem Floß sich entfernt hat, besteigt die Ratte ihre Arche wieder, schüttelt sich das Wasser vom Felle und ordnet ihre Toilette.

— Aus dem Gerichtssaal. Richter (ärgerlich): „Bitte mir Ruhe im Gerichtssaal aus. Wer hier noch einen Laut von sich gibt, den lasse ich durch den Gerichtsdiener an die frische, freie Luft setzen!" — Der Angeklagte: „Hurrah!"

Oberleutnant redivivus!

Der Titel war zu Grab getragen,
Der „Oberlieutenant" — er starb aus,
Mit ihm zugleich: zwei Strich' am Kragen;*)
Es ward ein einz'ger „Stern" daraus!
Was ich in meinen Lieutenants-Tagen
Ersehnt — gehofft und heiß erstrebt:
Den „Ober" mit zwei Strich am Kragen,
Ich hab' ihn leider — nicht erlebt!
Denn, als nach vollen zehen Jahren
Ich endlich — endlich avancirt,
Die Striche längst verschwunden waren,
Und „Premier" ward ich titulirt.
Verklung'ner Laut! Es klingt wie Grüßen
Der „Ober" mir — aus schöner Zeit;
Und hast Du einstens sterben müssen,
Erstanden bist Du wieder heut'!
Es werden wieder jetzt getragen
Die Schützen-Schnüre — doch nicht grün!
Vielleicht seh ich dereinst am Kragen
Verschied'ne Farben wieder blüh'n!
Vielleicht verschwinden auch die „Sterne",
Am Kragen trägt man wieder „Strich'" —,
Vielleicht — vielleicht — in weiter Ferne: —
— Mein — Raupenhelm! Ich grüße Dich!

Würzburg. Heinrich von Selbitz
im „Sammler" der „Augsb. Abdztg."

*) Zwei Litzen oder „Striche" waren früher die Chargen-Abzeichen des Oberlieutenants.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 42. Dienstag, den 21. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
42 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Sie wissen, daß wenn Sie meiner zu irgend einer Expedition bedürfen, ich bereit bin,“ sagte der Kapitän. „Ich habe diesen Morgen einen Urlaub von 4 Wochen erhalten.“

„Ich danke Ihnen, mein Freund, und nehme an. Ohne Sie, ohne ihre Geistesgegenwart hätten wir Jeanne gestern nicht gerettet.“

„Ha! ich habe nicht umsonst fünf Feldzüge in Afrika mitgemacht,“ sagte lachend Chateaubrun; „aber weil Sie Vertrauen in mich setzen, so sagen Sie mir Ihren Plan für den heutigen Tag.“

„Für den Augenblick habe ich noch keinen andern Plan, als den, das fragliche Buch zu kaufen,“ sagte der Vicomte. „Denken Sie doch, daß sehr wahrscheinlich das Vermögen Fräulein von Mensignacs von den Angaben abhängen wird, die in diesem Bande enthalten sind, und ich darf keinen Augenblick verlieren.“

„Ich schlage daher eine Modifikation hinsichtlich des Weges vor.“

„Welche?“

„Folgen wir den Quais, und erzählen Sie mir beim Gehen, wie dieser Bösewicht von Toby sich benommen hat.“

„Mein Lieber, das ist so einfach wie möglich. Er war mehrmals im Laufe des Tages ausgegangen, wie dies unablässig geschah, trotz meiner Befehle und wahrscheinlich hat er sich bei diesen Gängen mit seinem Mitschuldigen verständigt.“

„Der Brief an Fräulein von Mensignac muß ihm bei einem solchen Ausgang gegen 4 Uhr übergeben worden sein,“ sagte Chateaubrun.

„Ja, er kam etwas nach 5 Uhr zurück und ich ging um 7 Uhr aus. Nachdem ich fort war, blieb er zu Hause, was ganz gegen seine Gewohnheit war. Gegen 9 Uhr brachte ein wie ein Bedienter ohne Livree gekleideter Mensch meinem alten Kammerdiener einen Brief. Man hatte meine Handschrift so täuschend nachgemacht, daß selbst mein alter Antoine getäuscht wurde. Er beeilte sich, mein Koupee anspannen zu lassen. Den Rest kennen Sie.“

„Also dieser kleine Schlingel, der eine so aufgeweckte Physiognomie hat, war ein Agent Koreffs!“

„Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen,“ bemerkte Sartilly, „daß der Wagen und die Pferde diesen Morgen durch Polzeiagenten zurückgebracht worden sind. Man hatte mehrere Visitenkarten in den Wagentaschen gefunden und so mich als den Eigenthümer erkannt.

„Sehr wohl,“ sagte der Kapitän, „ich fange an, die Scene vollständig zu erkennen. Als Fräulein von Mensignac aus dem Wagen gesprungen war, hatte Toby geglaubt, sie hätte sich den Schädel auf dem Pflaster zerschlagen. Seine Mission war beendet, sein Mitschuldiger war todt, und Ihr intelligenter Groom hatte eingesehen, daß es Zeit war, sich in Sicherheit zu bringen. Er hat Miß Georgia verabschiedet und er ließ den Wagen stehen, der ihm sehr hinderlich gewesen sein würde.“

„Mein lieber Kapitän,“ erwiderte Sartilly, „lassen Sie uns vor Allem mit dem Buch beschäftigen.“

Während die Freunde in einem dem Reconvalescenten bequemen Schritt langsam vorwärts marschirten, langten sie schließlich auf dem Quai de l'Arsenal an, und Sartilly suchte die Hausnummer, die man ihm angegeben hatte. Er fand sie auf einem alten Hause, dessen Faßade dem Einsturz drohte.

„Sonderbare Buchhandlung, die weder ein Schild noch einen Laden hat,“ sagte der Kapitän.

„O! es ist ein Mann, der nur seltene Bücher verkauft und seine Hauptkundschaft besteht meistens aus Bücherliebhabern.“

„So lassen Sie uns eintreten; aber ich denke soeben daran, wie wollen Sie diese alte Scharteke fortbringen.“

„Ich will ihm das ganze Werk bezahlen und ihm sagen, daß ich morgen die Bücher werde abholen lassen,

für heute werde ich mich mit dem siebenden Bande befriedigen, den ich als Muster mitnehmen werde."

„Also," sagte der Kapitän, herzlich lachend, „werde ich abermals mit dem Transport dieses Folianten betraut werden."

„Den jener Elende uns aus dem Wagen gestohlen hat," vollendete Sartilly traurig.

„Zum Glück habe ich noch das Billet, worin Sie Fräulein von Mensignac die Art und Weise angaben, sich desselben zu bedienen. Sie haben wohl den Band, aber in Ermangelung des Billets werden Sie keinen Gebrauch davon machen können."

„Ich habe dies lange gehofft, aber seit heute früh bin ich darüber weniger ruhig. Es schien mir, als ob man meinen Sekretär geöffnet und die Schublade durchsucht habe, worin ich Rogers Notiz aufbewahrt hatte." —

„Um so mehr müssen wir uns beeilen," sagte Chateaubrun, das Thor aufstoßend, das nur angelehnt war.

Unter einem niedrigen und dunklen Vestibül bemerkten die Freunde ein schwarzes Loch, das die Loge des Portiers zu sein schien und Chateaubrun steckte herzhaft seinen Kopf durch das Fenster, um die allernothwenwendigste Auskunft zu erhalten.

„Im dritten Stock, Treppe rechts," schrie der Cerborus, „und halten Sie sich an das Geländer."

Die Besucher begriffen bald, aus welcher Ursache man ihnen diese sonderbare Empfehlung nachgerufen hatte. Die Stufen waren so abgenutzt und wurmstichig und das Treppenhaus war so dunkel, daß das leitende Holz unentbehrlich war.

Der Lärm einer gerissenen Schelle benachrichtigte bald den Eigenthümer dieses sonderbaren Magazins.

Ein kleiner, ärmlich gekleideter Greis erschien, und kam schrecklich hustend auf die Freunde zu.

„Ich komme, um den Kauf der Geschichte der Provinz Normandie zum Abschluß zu bringen, deren Preis mit Herrn Signoret, dem Büchermakler, vereinbart wurde, sagte Sartilly.

„Aber das — — ist ja schon geschehen," antwortete der Greis, dessen Husten sich beim Sprechen verdoppelt hatte.

„Wie! das ist geschehen?"

„Nun ja; ich habe diesen Augenblick den Preis erhalten und den Band der Person abgeliefert, die mir die bedungenen dreihundertfünfundsechzig Franken ausbezahlt hat."

„Sie haben einen Band abgeliefert," sagte Sartilly ganz außer sich; „welchen Band? Und wem haben Sie ihn abgegeben?"

„Ich glaube, es ist der siebente, und ich habe ihn einem Manne gegeben, dem Sie auf der Treppe begegnet sein müssen," sagte der Greis.

„Lassen Sie uns ihm nachlaufen," rief Sartilly, „er kann noch nicht weit sein und —"

„Wozu dies?" unterbrach ihn der Kapitän, „erstens ist es wahrscheinlich, daß wir ihn nicht wiederfinden, und dann, mit welchem Recht wollen Sie ihm ein Buch abnehmen, das er gekauft und bezahlt hat?"

„Wenn die Herren den Preis daran setzen wollen," sagte der Antiquar, „so könnte ich Ihnen vielleicht ein anderes Exemplar besorgen, obgleich das Werk sehr selten ist."

„Es handelt sich gar nicht darum, erwiderte der Vicomte, ohne seinen Unmuth zu verbergen, „ich hatte die Bücher fest bestellt, und finde es durchaus nicht passend, daß Sie sie einem Andern verkauft haben."

„Mein Herr, ich habe den Grundsatz," erwiderte trocken der kleine Greis, „daß Derjenige, der zuerst bezahlt, auch zuerst bedient wird."

„Sehr richtig," sagte Chateaubrun, „und wir werden ein anderes Mal glücklicher sein; aber wir wären doch sehr neugierig, wenn wir den Namen des Liebhabers erfahren könnten, der uns zuvorgekommen ist. Man könnte vielleicht zu einem Vergleich mit ihm gelangen."

„Meiner Treu," sagte der Buchhändler, „ich kenne ihn durchaus nicht; er hat mir einen Deutschen geschickt, der das Kommissionsgeschäft für Leipzig betreibt. Es war in voriger Woche, und der Käufer hat acht Tage gebraucht, um sich zu entschließen, denn diesen Morgen erst hat er mir das Geld gegen einen Band gesandt."

„Ich danke Ihnen," sagte Chateaubrun, den Arm Sartilly's nehmend, ohne sich weiter um die Dienstanerbietungen des Buchhändlers zu bekümmern.

Als die beiden Freunde sich auf dem Quai befanden, gingen sie eine Zeit lang schweigend nebeneinander. Der Kapitän hatte nichts von seiner gewöhlichen Heiterkeit verloren, während der Vicomte niedergeschlagen war.

(Fortsetzung folgt.)

Landor's Gefangennahme.

Aus: Landor, Auf verbotenen Wegen. Reich illustrirt. Geb. 10 M. (Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Während der Nacht wurde ich mehrmals durch Geräusche gestört, aber so oft ich aus dem Zelte trat, um mich nach den ungebetenen Gästen umzusehen, gelang es mir nicht, irgend Jemand zu entdecken. Da ich diese Geräusche allnächtlich hörte, hatte ich mich gewöhnt, ihnen keine Wichtigkeit beizumessen.

Am Morgen kamen Ando und zwei oder drei Tibetaner, um uns Lebensmittel und Pferde zu verkaufen. und während meine beiden Diener und ich beschäftigt waren, das, was wir brauchten, einzuhandeln, sah ich eine Menge von Dorfbewohnern in Gruppen herankommen. Einige spannen Wolle, andere trugen Säcke mit Tsamba und Mehl, und wieder andere führten eine Anzahl schöner Pferde herbei. Als wir so viel Proviant gekauft hatten, um damit zwei Monate auskommen zu können, machten wir uns an die Auswahl von Reitthieren.

Natürlich waren meine Diener und ich von Herzen froh über unser unerwarteles Glück, das uns nach unzähligen Leiden und Entbehrungen aller Art jetzt einen Ueberfluß von alle dem entgegenbrachte, was wir nur irgend wünschen konnten. Die Tibetaner waren so freundlich in ihrem Benehmen und schienen so lustig, daß ich nicht daran denken konnte, Verrath zu bebefürchten. Tschanden Sing und Man Sing, die Sportsleute ersten Ranges und bei der Aussicht, Reitpferde zu bekommen, überglücklich waren, ritten ein Pferd nach dem andern, um passende zu finden. Und als Tschanden Sing ein schönes Thier zu seinem eigenen Gebrauch ausgesucht hatte, rief er mich, damit ich es vor Bezahlung der Kaufsumme versuche und prüfe.

Ohne jeden Verdacht falschen Spieles auf Seiten der Tibetaner und weil es auch unbequem gewesen wäre, die verschiedenen lebhaften Pferde mit umgehängter Flinte zu probiren, ging ich unbewaffnet nach dem ungefähr 100 Meter von meinem Zelte entfernten Platze, wo das unruhige Thier am Zügel gehalten wurde, um von mir geprüft zu werden. Die Eingeborenen folgten mir; aber da das in jedem Lande üblich ist, wenn man öffentlich ein Pferd kauft, dachte ich mir nichts dabei. Ich erinnere mich noch wohl des Ausdruckes von Entzücken auf Tschanden Sing's Gesicht, als ich so mit den Händen auf dem Rücken dastand und seine Wahl gut hieß, während die Menge hinter mir, wie das bei solchen Gelegenheiten meist der Fall ist, ihre Meinung über die Vorzüglichkeit des gewählten Pferdes gratis im Chore äußerte.

Eben hatte ich mich gebückt, um die Vorderbeine des Pferdes zu besehen, als ich plötzlich von hinten von mehreren Personen ergriffen wurde, die mich am Halse, an den Handgelenken und Beinen packten und mit dem Gesicht auf die Erde warfen. Ich rang und kämpfte, bis ich einige meiner feigen Angreifer abschüttelte und wieder auf die Füße kam; aber nun stürzten andere heran, und ich wurde von einigen dreißig kräftigen Männern umringt, die mich von allen Seiten ergriffen und sich mit aller Macht an mich festklammerten, sobald es ihnen gelang, mich an den Armen, den Beinen und am Kopfe zu packen. Schwach wie ich war, wurde ich dreimal von ihnen niedergestoßen, und dreimal kam ich wieder auf die Füße. Jedesmal, wenn ich eine Hand oder ein Bein aus ihren Klauen frei bekommen konnte, kämpfte ich mit Fäusten, Füßen, Kopf und Zähnen bis zum äußersten, rechts und links überall hin auf sie losschlagend, wo ich sie kampfunfähig machen konnte. Ihre Furchtsamkeit war, selbst wenn sie sich in solcher Uebermacht befanden, wirklich unbeschreiblich, und lediglich ihr, nicht etwa meiner Kraft — denn die besaß ich ja kaum noch — war es zuzuschreiben, daß ich im Stande war, mich etwa zwanzig Minuten lang gegen sie zu behaupten! Meine Kleider wurden bei dem Kampfe in Fetzen gerissen.

Die Tibetaner gingen nach Verabredung zu Werke, und als ein gellender Pfiff als Signal ertönte, strömte von allen Seiten Hülfe herbei. Augenscheinlich waren wir in einen Hinterhalt gefallen. Jetzt nahmen die Tibetaner ihre Zuflucht zu einer List.

Von allen Seiten wurden lange Stricke nach mir geworfen, bis ich so in diese verwickelt war, daß ich mich nicht bewegen konnte. Ein Strick, den sie mir um den Hals warfen und den sie geschickt herumdrehten, machte den Sieg vollständig.

Sie zogen mit aller Macht an den beiden Enden, und während ich in der Anstrengung des Kampfes keuchte und nach Luft schnappte, rissen sie daran, um mich zu stranguliren, bis es mir schien, als sollten meine Augen aus ihren Höhlen treten und meine Lunge bersten!

Ich war dem Ersticken nahe. Die Augen wurden mir trübe. — Und wie tapfer wurden sie, als ich ohnmächtig und hilflos in ihrer Gewalt war! Ich wurde zu Boden gerissen, und dann stampften, stießen und trampelten sie mit ihren schweren genagelten Stiefeln auf mir herum, bis sie glaubten, ich sei betäubt. Darauf banden sie mir die Handgelenke fest hinter dem Rücken zusammen, fesselten meine Ellenbogen, meine Brust, meinen Hals und meine Fußknöchel! Ich war ein Gefangener!

Sie hoben mich auf und stellten mich aufrecht hin. Auch der tapfere Tschanden Sing hatte mit allen Kräften gegen fünfzehn oder zwanzig Feinde gekämpft und mehrere von ihnen kampfunfähig gemacht. Sie hatten sich in demselben Augenblick wie auf mich, auch auf ihn gestürzt, und er hatte sich tapfer gewehrt, bis er gleich mir umgarnt, zu Boden geworfen und mit Stricken gefesselt worden war.

Während meines Ringens hörte ich ihn mehrmals rufen: „Banduk, banduk, Man Sing, jaldi, banduk!“

(Die Flinte, die Flinte, Man Sing, schnell die Flinte!) Aber ach, auf den armen aussätzigen Man Sing, den schwachen, entkräfteten Kuli, waren vier mächtige Tibetaner losgesprungen, die ihn fest auf den Boden hinunterdrückten, als ob er der grimmigste Räuber wäre. Man Sing war ein Philosoph; er hatte sich die Mühe gespart, auch nur einen Versuch zum Widerstande zu machen; aber auch er wurde schlecht behandelt, geschlagen und festgebunden.

Beim Beginne des Kampfes hatte ein schriller Pfiff bewaffnete Soldaten — nach den spätern Angaben der Lamas waren es nicht weniger als 400 — herbeigerufen, die hinter den zahllosen Sandhügeln und in den Bodensenkungen rings um uns im Hinterhalt gelegen hatten. Sie stellten sich in kriegerischer Ordnung um uns auf und richteten ihre Luntenflinten auf uns.

Nun war Alles vorbei.

Literarisches.

— Die neue Moral. (Berliner Roman von Leon Leipziger.) In unserer schnelllebigen, an künstlerischen Produktionen so reichen Zeit, ist es schwer, allen werthvollen Erscheinungen auf literarischem Gebiete gerecht zu werden.

Der uns vorliegende Roman ist mit unleugbarem Talent und großem Geschick geschrieben. Spezifisch berlinerisch kann man ihn allerdings kaum nennen; was da in der Hauptsache gethan und gesprochen wird, könnte ebensogut in jeder anderen Großstadt geschehen und geredet werden. Trotzdem sind die Hauptpersonen keine „Weltcharaktere".

Der Leser, dem es viel auf Spannung ankommt, wird seine Rechnung finden. Wer dagegen an ruhiges Genießen gewöhnt ist, kann das aufregende Gefühl, durch eine Reihe fortwährend wechselnder Bilder, sensationeller Eindrücke hindurch gejagt zu werden, nicht los werden.

Interessant ist dies Kaleidoskop sicherlich. Die Hauptheldin „Cleo", deren rechter Name Luise Preinitz, ein durch und durch „modernes" Weib, begeistert sich für sozialistische Ideen und sucht, wahllos in ihren Mitteln, den Zwecken ihrer Partei zu dienen. Die Schäden der sog. vornehmen Gesellschaft aufzudecken, die in den Kreisen der oberen Zehntausend herrschende Heuchelei bloszulegen, ist ihr energisches Bestreben.

Wie wenig wirkliche Wahrhaftigkeit aber auch im sozialistischen Lager aufzufinden ist, wird im Laufe der Erzählung dargelegt und die Gegenüber- und Nebeneinanderstellung der beiden so extremen Gesellschaftssphären bietet den Grundton der Erzählung. Der Roman ist also tendenziös, stellenweise sogar lehrhaft.

Eine gewisse Theilnahme bringen wir unwillkürlich dem Haupthelden, Herrn v. Grammont, entgegen. Der Autor hat diese Figur mit Liebe gezeichnet, vielleicht etwas stark idealisirt, vielleicht ein Stück seines eigenen Ich damit gegeben. Daß Cleo nach ihren Erfahrungen im sog. Lager weder frauenrechtlerisch weiterstrebt, noch ihr von ihr selbst als verfehlt erkanntes Vorleben auf andere Weise sühnt, sondern ihren epikuriischen Neigungen folgt, ist psychologisch gewiß zu motiviren, wirkt aber ernüchternd. Und so vermögen wir uns für dieses Geschöpf, das ganz Verstand und Genußsucht, nur sporadisch kümmerliche Gemüthsregungen zeigt, — das absolut jenseits von Gut und Böse ist, wohl vorübergehend zu interessiren, aber kaum einen Moment zu erwärmen. Sie ist wie die Wintersonne, deren Pfeile bloß vergolden. Einer weiteren Entwickelung des jungen (?) Talentes wird man aber mit Sympathie und Erwartung entgegensehen.

Mannigfaltiges.

— Eine originelle Ansichtspostkarte wird gegenwärtig von Luckau aus versandt. Sie stellt einen Grenzstein dar, welcher an der Grenze der Provinzen Sachsen und Brandenburg steht und die schlechten Wege in letzterer geißelt; auch das Bildniß eines Amtsvorstehers, der sich als Wegebauer in Liebenwerda verdient gemacht hat, ist dargestellt. Auf der einen Seite trägt der Stein die Inschrift: „Kreis Liebenwerda", auf der anderen: „Kreis Luckau", während in der Mitte desselben folgende Aufschrift prangt: „Wanderer, kommst Du aus dem Kreise Liebenwerda und willst nach dem Kreise Luckau, ruhe hier noch einmal aus, damit Du die Wege daselbst passiren kannst!"

— Egyptische Blumen. Im altegyptischen Museum von Kairo sind verschiedene in den pharaonischen Gräbern gefundene Blumen aufgestellt worden. Sie waren wunderbar erhalten. Das Herbarium des Museums umfaßt einige hundert Proben dieser fünfzig bis sechzig Jahrhunderte überdauernden Blumen. Einige haben sogar noch ihre Farben erhalten. Hauptsächlich wurden weiße oder blaue Lotosblumen, rother Mohn, die Blätter und Blüthen der Granaten und Safran gewählt, um sie den Todten mit in die Gräber zu legen. Dadurch ließ sich leicht feststellen, daß die Blumen und Pflanzen seit Jahrhunderten und Jahrtausenden unverändert dieselben geblieben sind. So waren zum Beispiel die heute so modernen Chrysanthemen schon vor sechstausend Jahren sehr beliebt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 43. Mittwoch, den 22. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

43

(Nachdruck verboten.)

„Es herrscht ein eigenes Mißgeschick über dieser ganzen Angelegenheit,“ sagte er endlich, „denn dieses Mal ist es nicht Koreff, der das Buch gekauft hat. Was sollte er damit thun, da er doch bereits das Exemplar besitzt, das er mir im Auteuil hat stehlen lassen.“

„Ich bin nicht der Meinung,“ antwortete ruhig Chateaubrun, „und ich bin dagegen sicher, das es Koreff ist. Er konnte vielleicht von der Entdeckung ihres Emmissärs bei dem Antiquar Wind bekommen haben, und er wollte sie verhindern, den Band wiederzufinden.“

„Aber,“ erwiderte Sartilly, „warum würde er dann eine ganze Woche gezögert haben, denselben zu kaufen?“

„Verzeihen Sie,“ sagte der Kapitän, anstatt direkt zu antworten; „wann haben Sie die Bemerkung gemacht, daß man ihren Schreibtisch geöffnet und Ihre Papiere durchwühlt hat?“

„Diesen Morgen erst.“

„Nun denn, mein Lieber, Alles hängt zusammen und erklärt sich wunderbar. Koreff besaß das Buch, aber was sollte er damit beginnen, da ihm der Schlüssel zu dem Geheimniß fehlte? Alles war berechnet, um auch Alles mit einem Schlag zu beenden. Toby hat Ihre Papiere untersucht, an demselben Abend, an welchem man sie erschlagen und Fräulein von Mensignac entführen sollte. Während Ihrer Krankheit konnte er dies nicht thun, da Sie das Zimmer nicht verließen. Der Hinterhalt und die Entführung sind mißlungen, aber sie haben es fertig gebracht, Ihnen das Buch vor der Nase fortzunehmen.“

„Sie haben Recht,“ rief Sartilly, sich vor die Stirne schlagend, „und jetzt besitzen sie das Geheimniß, das Roger mir anvertraut hat, und das ich nicht zu wahren verstanden habe. Was aber nun anfangen?“

„Mein Plan ist ganz fertig, ich gebe Ihnen mein Wort, und für den Augenblick will ich Ihnen einen Spaziergang vorschlagen!“

„Wohin?“ fragte lebhaft der Vicomte, der sich schließlich wie ein Kind leiten ließ.

„Nun denn, ganz einfach zu Herrn Koreff oder vielmehr an dessen Thüre. In jedem Falle werden wir den Platz recognosciren können. Jedenfalls ist der Gang kein überflüssiger.“

XIII.

Die beiden Freunde nahmen einen Wagen an der Ecke des Boulevard St. Michel und ließen sich nach der Esplanade fahren. Sartilly war in tiefe Traurigkeit versunken und verhielt sich schweigend. Der Kapitän dagegen schien immer heiterer zu werden, je mehr sich die Hindernisse häuften. Und doch war der Vicomte der intelligenteste. Sein Muth war demjenigen Chateaubruns gleich, und bei jeder anderen Gelegenheit hätte er seinen Freund beherrscht. Aber die Gewohnheit schneller Entschließungen, die man sich im Kriege erwirbt. gaben dem Offizier ein Uebergewicht, namentlich, da er den Vortheil für sich hatte, nicht verliebt zu sein.

Wenn es sich um seine eigene Person gehandelt hätte, so würde Edmond sicherlich seinen ganzen Verstand und sein kaltes Blut bewahrt haben, aber der Gedanke an die Gefahr, von der Jeanne bedroht war, verrückte ihm den Kopf.

„Jetzt erkläre ich mir die Scene von gestern, wie sie sich zugetragen haben muß,“ sprach der Kapitän; „als der Handstreich verfehlt war, das heißt, als es Fräulein von Mensignac gelungen war, aus dem Wagen zu springen, da hatten die Engländerin und der Groom geglaubt, sie sei todt, und an der Ecke der Esplanade werden sie darüber berathschlagt haben, was sie am besten thun könnten. Da sind sie übereingekommen, Wagen und Pferde im Stich zu lassen und sich sofort zu trennen. Miß Georgia kam ins Palais zurück, und Toby stattete seinen Rapport dem Koreff ab, der über das Resultat derselben nicht sonderlich erbaut sein mußte.“

„Sie beharren also bei der Ansicht, daß Miß Georgia die Mitschuldige dieser Elenden ist?"

„Ich zweifle so wenig daran, daß ich Julie beauftragt habe, sie zu überwachen."

Der Fiaker erreichte indessen den Boulevard des Invalides. Chateaubrun ließ ihn auf der rechten Seite halten, gerade dem Eingange der Rue de Varennes gegenüber. Der Posten war sehr gut gewählt, denn von hier aus konnte man die ganze Fassade des Hotels und die beiden Straßen übersehen.

„Sieh da!" sagte der Kapitän, „alle Fenster sind geschlossen; hat denn dieser Koreff die Gewohnheit, sich so hermetisch einzuschließen?"

„Nein, nein," antwortete Sartilly, eben so erstaunt wie sein Freund; „an dem Tage, an welchem ich mit dem Sicherheitsbeamten hierher gekommen bin, stand Alles offen."

„Das ist sonderbar, und ich möchte glauben, er sei ausgezogen. Dann wäre es überflüssig, hier zu warten."

„Aber das ist ganz unmöglich, ein Mann von dieser Existenz, wie dieser Russe, kann nicht so mir nichts dir nichts von heute auf morgen seine ganze Haushaltung fortführen, und gestern wohnte er noch hier."

„O!" sagte der Kapitän, „wenn man seine Zeit damit zubringt, Schlechtigkeiten auszuhecken, muß man stets bereit sein fliehen zu können. Auf alle Fälle will ich mich überzeugen."

„Wie!" rief Sartilly.

Ohne zu warten, sprang der Kapitän aus dem Wagen und schritt über den Boulevard.

Als er vor dem Gitter ankam, erkannte er auf den ersten Blick, daß er richtig gerathen hatte; er sah langsam einen Mann in Gärtnerkleidung sich dem Gitter nähern.

„Herr von Koreff?" rief ihm Chateaubrun zu, der wohl begriff, daß jeder Versuch, sich hier einzuführen, vergeblich sein würde.

„Herr von Koreff ist abwesend," sprach der Mann näselnd und gedehnt.

„Seit wann?"

„Seit heute Morgen. Alles ist nach Rußland abgereist."

„Für lange Zeit?"

„Das weiß ich nicht, mein Herr. Ich gehöre nicht zum Hause; ich komme nur um den Garten zu besorgen."

„Gut, ich werde ihm schreiben," sagte Chateaubrun, überzeugt, daß er hier keine weitere Auskunft erhalten könne.

Er kehrte zu dem Fiaker zurück, worin Sartilly ihn mit Ungeduld erwartete.

„Diese Abreise stimmt vollständig mit meinen Vermuthungen überein. Da man Fräulein von Mensignac entführen wollte, so mußte Alles vorbereitet sein, um sie aus Frankreich fortzubringen.."

„Das ist wahr," sagte der Vicomte, der keinen Einwand mehr zu machen wußte.

Eine halbe Stunde später kamen die beiden Freunde in der Rue d'Astorg an, woselbst der treue Antoine seinen Herrn mit der fast mütterlichen, nur ihm eigenen Aufmerksamkeit empfing.

Während der Vicomte den unvermeidlichen Gang durch sein Zimmer machte, den man immer bei einer Rückkehr nach längerer Abwesenheit zu machen pflegt, machte sich's Chateaubrun bequem und bereitete sich augenscheinlich vor, von dem Projekt zu sprechen, das ihm am Herzen lag. Er fing bereits mit den Worten an: „Ich sage Ihnen also, mein lieber Freund, daß mein Plan —" als ein Ausruf Sartilly's ihn den Kopf umwenden ließ. Blaß und zitternd vor Aufregung hielt der Vicomte einen Band in der Hand, den er soeben auf seinem Nachttischchen fand, und stotternd rief er dem Kapitän zu:

„Der siebente Band."

„Wie ich Ihnen sagte, daß wir die Scharteke wiedersehen würden," antwortete ruhig der Kapitän.

„Aber das ist ja unerhört, unglaublich!" rief Sartilly; „wie kann nur das Buch sich jetzt hier vorfinden!"

„Das müssen Sie Antoine fragen," erwiderte der unstörbare Chateaubrun, „denn schließlich ist doch der Band nicht aus sich selbst hierhergekommen, und Derjenige, der ihn hierhergebracht hat, mußte ihn jedenfalls Ihrem Kammerdiener übergeben haben."

Sartilly war ihm Begriff zu schellen, als er plötzlich ausrief:

„Aber das ist nicht derjenige Band, der bei dem Buchhändler gekauft worden ist."

Es war augenscheinlich, daß der so wunderbar wiedergefundene Band nicht aus einer Bibliothek oder von einem Buchhändler kam. Sein aufgerissener Einband, der verwischte Schnitt und die schimmlichen Blätter zeugten von einem längeren Lager an einem feuchten Ort.

(Fortsetzung folgt.)

Arthur Schopenhauer,

der große Philosoph des Pessimismus,

(geb. den 22. Februar 1788).

Skizze von S. Hoechstetter.

(Nachdruck verboten.)

„Kein philosophisches System verträgt seine letzte Konsequenz.“

Dieser paradoxe Ausdruck des National = Oekonomen Wilhelm Roscher paßt wohl auf keine anderen Theorien besser, als auf die Arthur Schopenhauers, des großen Philosophen des Pessimismus.

Der feinsinnige Denker ist auch vor dieser letzten Konsequenz zurückgeschreckt. Er hat ununterbrochen die Verneinung des Willens zum Leben gepredigt — er hat dem Buddhismus seine „gewissenhafte“ Moral entlehnt und unsere Welt des Scheins den „Traum der Maja“ verachten gelehrt. Die letzte Konsequenz dieser Anschauung müßte aber dann wohl die Erkenntniß sein, daß man nichts besseres thun könnte, als dieses desillusionirte Leben von sich zu werfen — Selbstmörder zu werden.

Allein Arthur Schopenhauer erreichte ein Alter von 72 Jahren und konnte sich für seine Person nicht früher vom Leben trennen, als seine Natur es gebot.

Selbstverständlich mußte diese Thatsache des Lebenwollens mit dem System in Einklang gebracht werden — abgesehen davon, daß es immerhin eine mindestens undankbare Aufgabe gewesen wäre, den Selbstmord zu predigen.

Auch hätte es ihm gewiß nicht den ersehnten Ruhm gebracht.

Schopenhauer erfand einen geistreichen Ausweg.

Er nennt jede Handlung, jede Thätigkeit eine Bejahung des Lebenswillens — und da man ihn doch verneinen soll, weil dieses Erdendasein so schlecht und so böse ist, darum darf man nicht durch den Selbstmord, der ja eine Handlung wäre, den Willen zum Leben bejahen!

Nachdem Arthur Schopenhauer in dieser Weise die letzte Konsequenz seines Systems umschlichen hatte, konnte er um so eindringlicher und lauter seinen Pessimismus verkünden.

Es ist naheliegend und sehr gebräuchlich, daß man bei der Beurtheilung eines Charakters in Betracht zieht, welchen Einfluß die äußeren Lebensumstände — Familie — Erziehung u. s. w. auf denselben gewonnen. Wenden wir uns deshalb, ehe wir zu einem näheren Eingehen auf die Lehren des großen Denkers kommen, kurz zu seiner Lebensgeschichte.

Am 22. Februar 1788 wurde er in Danzig als der Sohn eines reichen Handelsherrn und der späteren Schriftstellerin Johanna Schopenhauer geboren.

Sein Vater, ein ungewöhnlich stolzer, freiheitsliebender Mann, nahm schon den kaum neunjährigen Sohn mit auf große Reisen, vorzugsweise nach Frankreich. Später besuchte Schopenhauer eine vornehme kaufmännische Bildungsanstalt in Hamburg und genoß dort so viele Freiheit, daß er beliebig zu selbstgewählter Zeit einen mehrmonatlichen Aufenthalt in England nahm. Die in dem Jüngling immer mehr heraufwachsende Neigung zu wissenschaftlichen Studien suchte sein Vater wiederum durch eine große Reise abzulenken, die sich von der Provence bis Ungarn erstreckte.

Daraufhin fügte sich der 17jährige Arthur den Wünschen des Vaters und trat in eine kaufmännische Lehre.

Doch nach wenigen Monaten starb der alte „Hofrath“ Schopenhauer, und nun begann für den Sohn die Epoche unter der Leitung der heiteren, geistreichen Mutter.

Er lebte erst mit ihr auf den Familienlandsitzen, lernte im Alter von 19 Jahren mensa dekliniren und wurde als Einundzwanzigjähriger reif für die Universität erklärt.

Seine Mutter war indessen nach Weimar übergesiedelt, und angeregt durch die Auserwählten, die sich dort in ihren Salons versammelten — Goethe und seine Zeitgenossen — entwickelten sich die Talente ihres Geistes und Gemüthes immer lebhafter.

Schopenhauer bezog die Universität Göttingen, später Berlin und Jena. Er hatte einen Wechsel von tausend Thalern, und das war für damals alles, was man wollen konnte. Die Ferien verbrachte er in Weimar, wo er schon als Zukunftsgenie gefeiert wurde.

Dann nahm er festen Wohnsitz in Dresden und begann dort 1815 sein großes Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

Im Jahre 1819, als er 30 Jahre zählte, vollendete der Mann, welcher eine so reiche, äußerlich glückliche Jugend gehabt, „Die Bibel des Pessimismus“, das Buch der Lebensverneinung.

Das scheint unerklärlich für den, der annimmt, die Verhältnisse machten den Menschen. Sie lassen wohl Eindrücke und Spuren zurück, sie bestimmen oft auch den Weg, aber bildend wirken sie nicht auf einen großen Geist und eine starke Seele.

Nur das Kleine wird ein Produkt der Verhältnisse.

Wenn wir Schopenhauer und seinen Pessimismus verstehen lernen wollen, dann müssen wir tiefer nach

den Gründen sehen, tiefer nach den Gründen des Pessimismus an sich.

In Schopenhauers Seele lagen unvereinbare Gegensätze: eine unentrinnbare Klarheit der Anschauung, die zersetzende mitleidlose Schärfe seines Intellekts — und der Traum von Schönheit und von Idealen — sein Dichtertraum.

Und dort, wo übergroße Aesthetik und überfeinertes Gefühl sich mit einem starken Wirklichkeitsbewußtsein gattet, da entsteht als Frucht jener Vereinigung der Pessimismus.

Es ist die Resignation des Künstlers, welcher zu viel Geist der Schwere hatte, um „tanzen“ zu können über alle Wahrheit, sondern der die Schönheit auf den Opferstein der Wahrheit gab.

Er scheint schwer, oder eigentlich von der Bedeutung einer so großen schöpferischen Intelligenz, wie Schopenhauer ist, in dem engen Rahmen einer kleinen Skizze auch nur einigermaßen ein Bild zu geben.

Wir müssen uns wohl auf einen kurzen Ueberblick beschränken.

Meinem persönlichen Empfinden nach ist es ja auch nicht sein System, was ihn so groß macht. Ob wir den Weltwillen oder den Lebenswillen nun verneinen oder bejahen, ob wir im Prinzip Gegner oder Anhänger des Pessimismus sind, ob wir diesseits oder jenseits stehen, Schopenhauer war Universalist — und was er uns gibt, steht über allem System und jeder Parteirichtung.

Er hat über Alles nachgedacht, er hat Alles in den Bereich seiner Interpretation und Auffassung gezogen. Und wenn wir auch seiner Wiedergabe oft nicht zustimmen, wenn uns seine Gedanken sogar vielfach unsympathisch sind — wir werden sie doch niemals unbedeutend finden können.

Schopenhauers Stil ist glänzend, klar — künstlerisch. Es erscheint eine Qual, wenn man nach ihm Kant lesen muß oder Fichte.

Seine Darstellungsweise zeichnet sich aus durch Plastik und eine unvergleichlich geistreiche Fassung. Er weiß so viel — es ist eine wundervolle Mischung von Deduktion und Intuition — und er gibt unendlich viel. Aber er selbst ist immer überzeugt, daß er eigentlich zu lauter — Dummköpfen spricht. Man lese nur seine Vorrede zur ersten Auflage von „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

Schopenhauers Mannesalter gestaltete sich — wenn auch vielfach durch eigene Schuld — ganz anders als seine Jugend. Er entzweite sich mit Mutter und Schwester, welch' erstere er in den letzten 24 Jahren ihres Lebens nicht wiedersah.

Das Weib an sich und die Frauen im Allgemeinen fanatisch hassend, lebte er in immer größer werdender Vereinsamung.

An der Universität Berlin hatte er sich erfolglos habilitirt. Daraufhin zog er sich nach Frankfurt ins Privatleben zurück. Die „Philosophie“-Professoren, denen er zu überlegen war, als daß sie den Kampf mit ihm hätten aufnehmen können, ergriffen ein bequemes und einfaches Mittel: sie schwiegen ihn todt.

Schopenhauer, vom Glauben an seine Genialität durchdrungen und ruhmsüchtig, wie kaum ein anderer, wurde durch seine Mißerfolge immer verbitterter.

Da trat endlich, wenige Jahre vor seinem Tode, der Umschwung ein. Er, der noch 1850 beinahe bittweise eine honorarlose Neuauflage seiner Werke verschiedenen Verlegern antrug, wurde plötzlich der Modephilosoph. Und besonders die Frauen, welche er so unglaublich verhöhnt hatte, kamen und streuten ihm Weihrauch.

Sie, die den Frühling in Baden-Baden, den Sommer auf Sylt, die Saison in London, den Winter in Paris verbrachten, sie lasen wohl zuweilen im Schopenhauer und sprachen von der „Misère“ des Daseins.

Nun hatte er noch, was er sich lebenslang gewünscht, er war die Berühmtheit des Tages. Die Modelaune ist vergangen — seine Werke sind geblieben.

Er gehört zu den Menschen, deren Geist größer ist, als der Charakter. Und wie es das Beste sein wird, wenn man einmal den Menschen Heine nicht mehr kennt, sondern nur noch von einem Dichter Heine weiß, so ist es wünschenswerth, die Persönlichkeit und den Systematiker Schopenhauer zu vergessen über dem Denker. Dann werden wir seine Schöpfungen reiner genießen können und unbedingter bewundern — dann werden wir auch besser den Dank fühlen, den wir ihm schulden.

Sinnspruch.

„Und wenn der Junge zum Alten kommt,
Vermeint Ihr, daß es dem Jungen frommt?
Der Alte möcht' weise Lehren geben,
Durch Lehren aber lernt keiner leben.
Jedweder selbst soll sich Weisheit kaufen,
Soll rechts und links mitunter anlaufen;
Erfahrung hat theuer bezahlt erst Gewicht,
Was Einem geschenkt wird, achtet Er nicht.“

C. von Holtei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 44. Donnerstag, den 23. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
44 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist sonderbar,“ sagte endlich Chateaubrun, den Band öffnend und versuchend, die aneinanderklebenden Blätter umzuwenden, „man sollte beinahe meinen, man habe ihn ins Wasser geworfen.“

„Sollte es zufällig der Band sein, der uns in Auteuil gestohlen wurde?“

„Sehen wir doch, ob auf dem Titelblatt sich das Wappen der Familie Mensignac befindet, sagte Sartilly.

„Wahrhaftig, hier ist es!“ rief der Kapitän aus, das in Roth eingedruckte Wappen mit der Marquiskrone zeigend.

„Es ist derselbe, es ist kein Zweifel möglich.“

„Jetzt verstehe ich nichts mehr,“ erwiderte Chateaubrun. „Ein Buch, das im Bois de Boulogne verschwindet und das sich nach fünf Wochen hier wiederfindet, wie wenn man es aus der Seine gezogen hätte, das ist für mich zu stark. Fragen wir doch Antoine.“

Der Vicomte klingelte und der alte Kammerdiener erschien.

„Wer hat diesen Band hierhergelegt?“ fragte Sartilly rasch.

„Ich habe es gethan, Herr Vicomte. Die Person, die mir ihn übergeben hat, hat mir angelegentlich empfohlen, Ihnen denselben zu zeigen, sobald Sie nach Hause kämen.“

„Und wer war diese Person?“

„Ich kenne den Namen derselben nicht, aber es ist ein Mann in gesetzten Jahren, groß und stark, und mir scheint, als ob er schon einmal hierhergekommen wäre.“

„Wann?“

„Wenige Tage vor dem Duell des Herrn Vicomte, an dem Morgen, als Toby in der Rue d'Astorg spazieren ging, den ich dann auf Ihren Befehl in den Stall sperren mußte.“

„Jottrat!“ rief Sartilly; „ah! ich verstehe jetzt! — — Und Du bist sicher, daß es derselbe Mann ist, der heute hier war?“

„Es ist ganz derselbe, obschon er mir sehr verändert und abgemagert vorkam. Ich halte in nicht für glücklich, und ich glaube fest, daß er den Vicomte um eine Hilfe hat ansprechen wollen.“

„Sagte er, daß er wiederkommen würde?“ fragte Sartilly rasch.

öNein, Herr Vicomte, und als er mir das Buch übergeben hatte, ging er so rasch fort, als ob er sich flüchte. Ich glaube selbst, daß es ein verschämter Armer ist,“ fügte der brave Antoine hinzu, der mit seinen Commentaren nicht sparsam war.

„Gut! empfange Niemanden, außer er komme von Fräulein von Mensignac.“

Als die beiden Freunde allein waren, sahen sie sich einander mit sehr verschiedenem Ausdruck an. Sartilly, nachdenklich und düster, schien einem unbestimmten Gedanken nachzuhängen. Die Augen des Kapitäns funkelten vor Muthwillen und Freude.

„Jottrat,“ fragte er, „ist das nicht der Agent, den Sie gestern aufsuchten, bevor Sie zu mir kamen?“

„Ganz richtig.“

„Und der seit 8 Tagen nicht in seiner Wohnung erschienen ist,“ fuhr Chateaubrun fort, „trotzdem er Ihnen versprochen hatte, Ihnen gegen Koreff zu dienen?“

„Derselbe.“

„Dann glaube ich, daß ich das Räthsel löse.“

„Lassen Sie sehen,“ sagte Sartilly begierig.

„Vor Allem besitzen wir, ohne daß wir es ahnten, einen köstlichen und ergebenen Helfer. Ihr Jottrat hat sich von zuhause entfernt und hält sich versteckt, um den Feind besser überwachen zu können, und wir werden ihn aus der Erde hervorsteigen sehen in einem Augenblicke, wo wir es am wenigsten erwarten. Er hat das Mittel gefunden, dem Herrn von Koreff diesen Band zu entziehen, er wird es auch verstehen, uns für den Rest zu helfen.“

„Also Sie glauben, daß er die Wichtigkeit dieses Buches errathen und daß er mir es zurückgebracht hat, damit ich mich desselben bedienen könne."

„Es ist die formelle Absicht dieses braven Jottrat, zweifeln Sie nicht daran. Sehen Sie nicht, wie sich alles verkettet? Herr von Koreff ließ vor acht Tagen nach einem zweiten Exemplar der Geschichte der Normandie suchen; das geschah, weil Jottrat ihm seinen Band entwendet hatte; wie ihm dies gelungen, wissen wir nicht und kümmert uns auch wenig. Jetzt erhält Koreff, der ohne Rogers Notiz nichts thun konnte, gestern Abend eine Abschrift derselben und läßt sofort durch Toby auf dem Qai de l'Arsenal den Band abholen. Was thut unser Jottrat? Heute beeilt er sich, Ihnen den Originalband zu überbringen. Der Russe hat eine Waffe in den Händen, er gibt Ihnen die gleiche Waffe, und der Auftrag an Antoine, das Buch so zu legen, daß es Ihnen sofort in die Augen falle, will nichts Anderes sagen, als: Verlieren Sie keine Minute Zeit, Herr von Koreff will handeln, handeln Sie auch Ihrerseits."

„Aber er ist abgereist, dieser Koreff," wandte Sartilly ein.

„Abgereist, von seinem Hotel, von Paris! Dann müssen wir rasch handeln, wenn wir etwas erreichen wollen." —

„Ich bin bereit," sagte der Vicomte, dem die Hoffnung auf baldiges Gelingen seine ganze Energie wiedergab.

„Lassen Sie uns also mit dem berüchtigten Geheimniß des Marquis den Anfang machen, und sobald wir wissen, was wir thun müssen, um das Vermögen des Hauses Mensignac zu retten, verspreche ich Ihnen, daß wir kräftig arbeiten werden."

„Sie wissen, daß ich Urlaub habe, und daß ich Ihnen nach Sibirien folgen kann, wenn es nöthig sein sollte."

Der Kapitän hatte sich seit dem vorhergehenden Tag so mit den Projekten und Hoffnungen Sartilly's indentifizirt, daß er stets collectiv sprach, so wenig bezweifelte er, daß seine Hilfe angenommen werde.

Der Vicomte seinerseits hatte sich bei der thätigen und energischen Hilfe des unermüdlichen Chateaubrun zu wohl befunden, als daß er nur einen Augenblick daran dachte, ihn von dem Unternehmen fernzuhalten. Einen Monat früher hätte Sartilly wohl Bedenken getragen, das Geheimniß Rogers einem Offizier mitzutheilen, den er wohl als sehr galanten Mann kannte, mit dem er sonst aber keine intime Verbindung hatte. Es gibt jedoch Umstände, welche die Freundschaft befestigen. Das Duell im Auteuil und der Abend des gestrigen Tages hatten den Vicomte und den Kapitän enger verbunden, als ein zehnjähriges Begegnen in den Zirkeln und in der großen Gesellschaft es vermocht hätten. —

„Ich will Ihnen vor Allem Rogers Brief vorlesen," sagte Sartilly, seinen Schreibtisch öffnend.

Der Kapitän hatte, während Sartilly den Brief suchte, das Buch so hingelegt, daß er nach Angabe des Vicomte sogleich das Betreffende aufsuchen konnte.

Dieser hatte den grauen Umschlag bald gefunden, mit dessen Oeffnen er früher so lange gezögert hatte. Er fing an, langsam zu lesen und Chateaubrun horchte mit gewissenhafter Aufmerksamkeit, was sonst seine Gewohnheit nicht war.

Sartilly gelangte bald zu der wichtigen Stelle:

„Oeffne den siebenten Band, von der linken Seite anfangend. In der 19. Zeile Seite 119 fängt ein Satz an, den Du mit Aufmerksamkeit lesen wirst. Das ist Alles. Wenn Du gelesen haben wirst, dann wirst Du verstehen und hast nur noch zu handeln."

„Ist das Alles?" fragte der Kapitän, über diesen Lakonismus erstaunt.

„Nein, hier folgt noch ein Nachsatz:"

„Du wirst allein dahin gehen, wohin Du zu gehen hast, um das Vermögen Jeanne's zu retten; Du wirst ihr dasselbe bei deiner Rückkunft übergeben und wirst sie heirathen."

„Allein? Halten Sie daran fest, jetzt allein hinzugehen?"

„Roger selbst, dessen bin ich sicher, würde mir unter den jetzigen Umständen rathen, Ihre Hilfe anzunehmen."

„Nun denn, dann lassen Sie uns das Orakel zu Rathe ziehen," erwiderte der Kapitän, der begann, das Buch aufzublättern, um die angegebene Stelle zu suchen.

Der Augenblick war ernst und Sartilly's Herz schlug hörbar.

„Das Buch hat entschieden längere Zeit im Wasser gelegen," sagte Chateaubrun, der gezwungen war, mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, um das Papier nicht zu zerreißen, das erst durchnäßt und dann am Feuer getrocknet worden zu sein schien.

„Endlich habe ich sie!" rief der Kapitän, vorsichtig ein letztes Blatt umwendend. „Seite 119. Das ist es."

Der Vicomte wagte kaum zu athmen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwetschkenknödel.

Von Carl Wolf in Meran.*)

Beim Kugler-Bauern in der Gant war es. Da saßen die Knechte am Samstag nach Feierabend in der Küche, auf dem Herde theils, oder auf „der Anricht“, dem Haustock u. s. w.

Die Viehmagd hatte in einem mächtigen Kessel aus Heuabfällen und Grischen**) ein „Trankl“ über dem Feuer für die kranke Kuh und verwendete auf die Zubereitung dieser Rekonvaleszentenkost alle Sorgfalt.

„Mei,“ erzählte sie den zuhorchenden Knechten, „mei, wenn's g'rad sehen könnts, wie einen die arme, kranke Blaß anschaut im Stall drent. Zum derbarmen ist's, gradaus zum derbarmen. Und i laß mir's nit nehmen, angehext ist dem armen Viech die Krankheit worden. Seitdem i in's Trankl allwegs a Eßlöffel voll St. Ingnaziwasser eini thu, da sollts sehen, wie die Krankheit im Bauch von der Blaß umfahrt, wie a Maus in der Fall.“

Ganz hinten auf dem alten Stammplatz des Herdes, auf der Hühnersteige, hockten, aus ihren Pfeifen schmauchend, der Sixt und der Hartl. Einer der Knechte, der Schellenkranz-Hans, war in der Stadt gewesen und hatte von dort einen Sack voll Neuigkeiten in's Hochthal mitgebracht, und die beiden Burschen brannten schon förmlich auf den Bericht.

„Ja, mei Liebe,“ sagt Hartl zur Magd, „mitn St. Ignaziwasser, das ist so eine Sach. Selb hilft lei, wenn man beim Zurichten von dem Trankl kein Wort reden thut, nit ein Sterbenswort.“

Etwas ungläubig schaute die Magd allerdings auf den Burschen, aber sie getraute sich doch kein Wort mehr zu sagen. Zufrieden mit diesem Erfolg, wendete sich Hartl nun an den Schellenkranz-Hans.

„Alsdann red', Mensch, was machen die Leut in der Welt draußt?“

Der Hans bog sich erst weit vor, langte ein brennendes Scheit unter dem Kessel heraus und begann sein Pfeifchen anzukenten***). Dann setzte er sich auf dem Hackstock zurecht und sagte: „Ja, 's Neuigste werd frei sein, 's Deutsche werd abg'schafft im Land.“

*) Wir entnehmen diese humorvolle kleine Geschichte mit Zustimmung der Verlagshandlung der soeben erschienenen vierten Sammlung der „Geschichten aus Tirol“ von Carl Wolf (Innsbruck, A. Edlinger's Verlag). — Gleich den drei früher erschienenen Sammlungen enthält auch dieser Band wieder eine ganze Reihe prächtiger Darstellungen aus dem Leben der Tiroler Bauern, voll Humor und Gemüth, die dem Dichter, der nicht mit Unrecht ein „Defregger mit der Feder“ genannt wurde, sicherlich wieder die beifälligste Anerkennung alter und neuer Freunde seiner volksthümlichen Muse eintragen werden. Die Red.

) Kleie. *) anzünden.

Dann entstand eine lange Pause. Gedankenvoll stierten die Leute in die Gluth und man hätte meinen mögen, die Nachricht des Hans habe gar keine Wirkung, wenn nicht der Sixt plötzlich herausgefahren wäre: „Jetzt soll mi der Teufel kloanweis holen, alle Stund a Stuck meinetwegen, wenn i Di versteh'n thu, Hans.“

Abermals eine lange Pause. Auch mit dem Ausspruche des Sixt beschäftigten sich die Leute, denn nach einer längeren Zeit bemerkte Hartl: „Halt nit Zeit nehmen thät sich der Teufel mitn Stuckweisholen, weil er Di früher oder spater decht als a ganzer bekummt.“

„Halt Dein' Kaukasten,“ ärgerte sich Sixt. „Aber jetzt sag Hans, was ist's denn mitn Deutschen abschaffen?“

„Ja, die Sach ist halt a so,“ berichtete nun der Hans: „In der Stadt huck i beim Bräuer und trink mei Bier, die Halbe zu zehn Kreuzer. Und nachher thut ma halt seine Ohrwascheln auf, daß ma 'was hört und vernimmt. Und da ist so a Mensch g'wesen und der hat den Leutnen erzählt, in Böhmischen drein wölln sie 's Deutsche abschaffen. Die Böhmen haben a zureigne Sprach und a so schön dunkt sie ihnen, daß sie den Leuten nimmer erlauben, deutsch zu reden. Und ganz b'sunders auf oan Gattung Leut haben sie's abgesehen. Warum, sell hab i nit außerbracht. Kurios genug ist's. Auf die Anstreicher und Maler haben sie a b'sundere Tückn in Prag. Denen verbiaten sie, auf der Straßen Farben zu tragen. Und mit der Sach muß es sei Richtigkeit haben, denn er hat's aus ar Zeitung außerg'lesen. Drunter und drüber geht's im Böhmischen, drunter und drüber. Die Kinder sollen böhmisch tauft werden, und a neue Gattung Knödel haben sie auskopft, a Zweschben*) ist mitten drinn stattn Speck. In die Höll kimmst, glattweg in die Höll', wenn D' nit böhmisch kannst, weil lei mehr die Sprach in Beichtstuhl gelten soll, und a Student soll derhungert sein tief in Böhmischen drin. In kuan Wirthshaus hat er 'was anfriemen**) könnt auf deutsch und nix geben haben sie ihm. Ueberall werd 's Deutsche abgeschafft. Bei uns im Landl, hat er g'sagt, der Herr, g'nau so geht's mitn Walschen, wie drent im Böhmischen die Sprach, alleweil weiter breitet sie sich aus und hast mit nit g'sechen, werd oam 's Deutschreden da a verboten.“

„Kalt krabbelt mir's über 'n Buckl auffi, wenn i mi b'sinn, in die Knödel a Zweschb. Na, na, Leut, sell därf net sein, daß solche unhoamliche Sachen aufkemmen,“ sagte Hartl.

„Und der Walsche,“ berichtete der Schellenkranz-Hans, „der Walsche ist glei a bei der Sach dabei, hat

*) Pflaume. **) bestellen.

uns der Herr aufklärt. Mitn türkenen Plentn*) sein s' so wie so nimmer zufrieden und so breiten sie sich auf der deutschen Seite grad so aus, wie die Böhmen im Böhmerland, und hast mi nit g'sechen, ist die Stadt draußen walsch."

„Sakra," fluchte nun Hartl dazwischen hinein. „Sakra, sell därf nit sein! Sell därfen mir nit zugeben. Leutnen, de in an guaten Knödel a Zwetschb eini thuan, de die beste Gab Gottes a so verschandlen, denen ist Alles zuzutrauen."

„O mei, o mei," jammerte hinten aus der Ecke die alte Einlegerin. „O mei, o mei, 's Landl soll wieder wälsch werden, wie anno Neun. Daß Gott derbarm, die heiligen Abläß walsch, die Predig walsch und der liebe Vaterunser a. I sag's alleweil, der Antechrist kummt, der Antechrist."

„Gott verzeich Dir die Sünd," warf der Sixt erschrocken ein. „Der Walsche soll lei kemmen und soll amal rügglen bei inserer guaten deutschen Sprach'! Mitn kluan Finger soll er insere Knödel antupfen."

„Oder 's G'selchte soll er abschaffen, der Walsche," grollte nun Hartl.

„Knödel, Krapfen, Nocken und schwarzer Plent**), sein insere vier Element. Dös ist inser Gemüath, da dulden mir kein' Eingriff. Dös kost mi an Lacher, wenn ma mir sagt, der Walsche will bei ins herinnen a so auftreten, wie der Böhmische im Böhmerland," höhnte Sixt.

Da machte der Schellenkranz-Hans ein ganz bedenkliches Gesicht.

„Geh amal außi in an Suntig auf Saltaus," sagte er. „Zelm sein die Brunnenschachtgraber. Mach sie auf, Deine Ohrwaschlen, und los', ob D' a deutsches Wort vernimmst."

Da wurde es auf einmal still wie in einer Kirche. Man hörte das Krachen der Fichtenäste unter dem Kessel und das Brodeln des „Trankels" in demselben, das Ticken der Uhr aus der Stube und das Rauschen des Brunnens.

„Hunderttausend Teufel!" begann der Hartl wieder zu fluchen.

„Jesus, Maria und Joseph," jammerte die alte Einlegerin, „und alle vierzehn Nothhelfer steht's 'n Hartl bei! Na weiter a so schiach fluachen!"

„Schau, Sixt, in Sunntig gehen mir außi auf Saltaus mitanand, wenn D' a Schneid hast."

„O mei, o mei," jammerte die Einlegerin, „was wollts denn auf Saltaus in Gottes Namen."

*) Polenta, türkischer Weizen. **) Buchweizen.

Da pflanzte sich der Hartl mitten auf dem Herde hoch auf. Das Feuer warf seinen rothen Schein über die mächtige Figur und das markige Gesicht, in welchem die Augen nur so funkelten.

„Was wir wölln auf Saltaus?" sagte er. „Mitn Walschen thuan miar raffen und 'n Deutschen wieder einsetzen. Sell wölln mir! Und Oes Mander, wenn Oes a Schneid habt," sagte er zu den Uebrigen gewendet, kummts mit. In Sunntig nachn Segen geht's an!"

„Freili geh'n s' mit. Alle geh'n s' mit," schrie nun Sixt. „A Zweschb in an Knödel! Pfui Teufel! So a Sach lassen wir nit aufkemmen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Feiner Spott. Baron Oppenheim in Köln, zwar schon in dritter Generation Christ, macht aus seiner jüdischen Abstammung niemals ein Hehl und spottet natürlich über Andershandelnde. Kürzlich empfing er den Besuch einer französischen Finanzgröße zwecks Besprechung eines gemeinsamen Unternehmens. Der „Franzose" war ebenfalls jüdischer Herkunft, ebenfalls in Deutschland und zwar in einem kleinen Städtchen geboren, führte den nicht ungewöhnlichen Namen Cohen, hatte sich aber in Frankreich naturalisieren lassen. Baron Oppenheim las auf der ihm vom Diener überreichten Karte: Le Baron C. de Poit Figuier. Die Herren traten alsbald in die geschäftlichen Verhandlungen. Am nächsten Tage erwiderte Baron Oppenheim den Besuch des Fremden im Hotel, zu welchem Zwecke er sich neue Visitenkarten hatte machen lassen. Sie lauteten: Le Baron O. de Cologne.

— Einen Apparat, um ein Loch in etwas hineinzureden, soll nun Edison thatsächlich entworfen haben! Ist der praktische Zweck der Einrichtung auch kaum zu begreifen, so interessirt es doch vielleicht, die recht sinnreiche Einrichtung kennen zu lernen. Die Schwingungen der Membran werden durch einen Hebel auf ein Schaltwerk übertragen, welches seinerseits auf eine Schnecke mit Schneckenrad einwirkt. Mit letzterem steht der Bohrer in Verbindung, dessen Arbeit natürlich nur eine sehr langsame sein kann. Ein Meßwerkzeug für die Qualität einer rednerischen Leistung könnte der Apparat immerhin abgeben. Wenn man also einmal hört, daß ein Redner ein halbzölliges Loch durch ein zollstarkes Brett gesprochen hat, so weiß man wenigstens, was man sich dabei zu denken hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 45. Freitag, den 24. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen

45 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Zeile 19," sagte der Kapitän nach kurzem Schweigen; „hören Sie, ich lese den Text, ohne etwas zu ändern:

„Im Jahre 1415 ließ der Abt des Klosters St. Michel, einen Angriff der Engländer befürchtend, in dem Felsen auf der nördlichen Seite von Tomblaine einen Keller aushauen, worin er die Schätze des Klosters verbarg, welcher Keller noch besteht. Fünfzig Jahre später, unter der Regierung König Ludwigs XI., wurde der Schatz mit großer Zermonie ins Kloster zurückgebracht am Tage St. Simon und St. Juda, und wurde seither immer dort aufbewahrt, obschon er für den Augenblick bedeutend reduzirt ist."

„Nun?" fragte der Vicomte erstaunt.

„Nun, der Schatz ist nicht mehr dort, aber das Gewölbe ist immer noch da."

„Ich habe das Land dort bewohnt, ich war zu verschiedenen Malen in Tomblaine und habe nie von einem unterirdischen Gewölbe sprechen hören," sagte Sartilly.

„Eben aus der Ursache, weil Niemand dasselbe kennt, hat der Marquis dasselbe gewählt, um seine Ersparnisse daselbst niederzulegen.

„Sprechen Sie ernsthaft, mein lieber Chateaubrun, ich bitte Sie darum."

„Ich kann unmöglich ernster sein, und wenn Sie meinen Auseinandersetzungen einen Augenblick folgen wollen, so werden Sie bald überzeugt sein."

„Ich höre."

„Ihr Freund sagt ungefähr Folgendes in seinem Schreiben, das Sie mir soeben vorgelesen haben: Aus Ursachen, die Du später wirst kennen lernen, habe ich mein ganzes Vermögen flüssig gemacht, und habe dasselbe vor jedem Versuch, mich desselben zu berauben, sicher gestellt."

„Hierauf folgt die Bezeichnung des Bandes, der Seite und Zeile, und die Bitte, dieses Vermögen in eigener Person zu erheben. Mir scheint, es sei leicht, einen Schluß hieraus zu ziehen."

„Es ist wahr," sagte Sartilly nachdenklich, „aber ich kann meine Einbildungskraft zermartern, wie ich will, ich kann mir Roger, einen Weltmann, Pariser bis in die Fingerspitzen, nicht vorstellen, wie er hingeht, um ein Versteck auf einem Felsen in der Bai des Mont St. Michel aufzusuchen."

„Vor Allem gab es immer, wie ich Sie oft habe sagen hören dunkle Seiten in dem Leben des Marquis. Sein Brief genügt übrigens, zu beweisen, daß er große Geheimnisse hatte. Alsdann ist eine in unseren Cirkeln verbreitete Thatsache, daß Mensignac, so viel er auch Lebemann war, doch gleichzeitig das war, was man einen Träumer nennt. Zum Beweis will ich Ihnen weiter nichts als den Besitz dieser unverdraulichen Geschichte der Normandie anführen. Man hält sich nicht salche Foliobände, ohne daß man einen sonderbaren Geschmack habe. Doch ich fasse mich kurz, und hier ist mein Schluß: Der Marquis suchte einen Ort, um sein bedrohtes Vermögen unterzubringen; beim Durchblättern des Wrrkes fand er die Stelle, die wir seit einer Viertelstunde kennen, wurde neugierig, reiste dahin, fand das Gewölbe und bediente sich desselben."

„Alles das ist sehr plausibel, und doch zögere ich noch," sagte Sartilly langsam.

„Lassen Sie doch sehen, war der Herr Marquis nicht oft längere Zeit abwesend?"

„Ja gewiß, und diese Abwesenheiten waren fast periodisch. Zwei bis dreimal wenigstens im Jahre."

„Und haben Sie nie erfahren, wohin er ging?"

„Niemals."

„Kannte er die Bai des Mont St. Michel?"

„Mein Vater besaß in der dortigen Gegend ein Gut, das später verkauft wurde, und Roger kam in seiner Jugend dahin. Ich erinnere mich, daß ich zwei Mal mit ihm auf dem Berg und nach Tomblaine gegangen bin, und zwar in den Ferien unsres letzten Studienjahres."

„Dann ist die Sache richtig, mein lieber Edmond, und wir brauchen nicht weiter zu suchen.“

„Ja, ja, es ist sehr wahrscheinlich, und doch —“

„Auf alle Fälle,“ fuhr der Kapitän fort, der dieses Argument bis zum Schluß aufgespart hatte, „auf alle Fälle würde Koreff nicht so lange zögern.“

„Koreff?“ wiederholte Sartilly.

„Ei wahrlich! Denken Sie denn, daß er um des Vergnügens willen die Geschichte der Normandie zu studiren, diesen siebenden Band erst stehlen, und dann zu hohem Preis kaufen ließ. In verflossener Nacht sind ihm Rogers Angaben bekannt geworden, und in diesem Augenblick hat er sicherlich die Seite 119 gelesen. Ich versichere Sie, daß er sie ohne Uebersetzer verstanden hat.“

„Aber dann kann er uns ja zuvorkommen und den Schatz erheben.“

„Er kann dies so wohl, daß nach meiner Ansicht seine eilige Abreise keinen anderen Zweck hat.“

Der Kapitän hatte gut getroffen, und indem er den Namen dieses verhaßten Feindes aussprach, hatte er gleichzeitig den Haß und die Geistesklarheit des Vicomte geweckt.

„Sie haben Recht,“ sagte dieser, den Kopf erhebend, „und Toby wird bereits Zeit gehabt haben, sich ihm anzuschließen, aber es ist materiell unmöglich, daß sie bereits unterwegs sind.“

„Wie kommt man nach Tomblaine?“ fragte Chateaubrun.

„Einmal durch die Dilligence von St. Malo?“

„Die 40 Stunden braucht, um 60 Stunden Weg zu machen.“ Das ist kein Transportmittel im Geschmack des Herrn von Koreff.“

„Sodann durch die Eilpost von Brest, die eine Umspannstation dem Mont St. Michel gerade gegenüber, und nur etwa zwei Stunden davon entfernt, hat —“

„In wieviel Zeit wird der Weg von Paris dahin zurückgelegt?“

„In zweiundzwanzig oder vierundzwanzig Stunden, wie ich glaube.“

„Und die Eilpost fährt um sechs Uhr Abends hier ab. Das wäre schon eher das Mittel für unseren Russen und doch glaube ich nicht, daß er dasselbe gewählt haben wird.“

„Warum?“

„Aus vielen Ursachen, besonders aber, weil, um einen Platz in derselben zu erhalten, Name und Paß abgegeben werden muß, und weil Koreff darauf halten wird, keine Spur seiner Reise nach der Normandie zurückzulassen.“

„Was ist also Ihre Meinung?“ sagte der Vicomte etwas ungeduldig.

„Ich glaube, daß er ganz einfach Postpferde diesen Abend bestellen wird, die man ihm ohne Umstände in sein provisorisch gewähltes Domizil, wohin er sich diesen Morgen zurückgezogen hat, senden wird. Er wird sie an seinen Reisewagen spannen, den er bei seiner Entfernung aus seinem Hotel mit sich fortgenommen haben wird, und indem er doppelte und dreifache Trinkgelder bezahlt, wird er ebenso rasch ankommen, wie die Eilpost. —“

„Es hindert uns nichts, eben so viel und mehr auszugeben, als er, um ebenso schnell anzukommen, wie er.“

„Das ist nicht meine Absicht,“ sagte der eigensinnige Chateaubrun, „und wenn Sie mir glauben, lassen wir gleich auf der Post anfragen, ob 2 Plätze für Brest für diesen Abend frei sind.“

„Wir haben dann immer noch Zeit, uns an die Posthalterei zu wenden, die uns weniger rasch befördern und uns möglicherweise auf einer Station mit Koreff zusammenbringen könnte.“

„Das ist es, was ich wünschte,“ antwortete Sartilly.

„Wozu? Um Streit mit ihm anzufangen. Das wäre nur unnöthig Zeit verloren.“

„Mein lieber Freund,“ erwiderte der Vicomte nach kurzem Schweigen, „ich überlasse Ihnen das Kommando.“

„Ich glaube, Sie haben Recht,“ sagte der Kapitän lachend, „und ich werde mein Möglichstes thun, um meiner Stelle als kommandirender General nicht entsetzt zu werden.“

Sartilly reichte Chateaubrun treuherzig die Hand und war im Begriff seinem Diener zu klingeln, um auf der Post zwei Plätze bestellen zu lassen.

„Haben Sie lange Vorbereitungen zu treffen?“ fragte der Kapitän.

„Nein, aber ich muß noch einen Besuch im Hotel Mensignac machen, bevor wir abreisen.“

„Sehr wohl; es ist halb 3 Uhr, lassen Sie uns rasch selbst zur Post eilen; ergeben sich Schwierigkeiten, so werden wir sie leichter selbst überwinden, und wenn wir erst sicher sind, daß wir heute Abend um 6 Uhr in den Wagen steigen, so werden Sie noch Zeit genug haben, sich nach dem Trocadero zu begeben, während ich am Quai d'Orsay mein Felleisen schnalle.“

Antoine trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Zwetschkenknödel.

Von Carl Wolf in Meran.

(Schluß.)

Der Schildhof Saltaus, ein ehemaliges Herrschafts-
haus, ist eine beliebte Einkehrwirthschaft, auf dem halben
Wege zwischen Meran und St. Leonhard gelegen. An
Sonntagen ist die Herrenstube meist dicht gefüllt mit
Ausflüglern aus der Stadt, während das breite Vor-
haus und die braun getäfelte Bauernstube dicht besetzt
und von Arbeitern der Passeirerstraße oder auch des
Brunnenschachtes, welchen die Stadt unweit des Hauses
anlegen läßt.

Diese Arbeiter sind durchwegs Wälschtiroler und
man hört in dieser Gesellschaft thatsächlich kein deutsches
Wort. Das weibliche Element ist sehr schwach vertreten.
Einige sonnenverbrannte Mädchen aus Südtirol und
vielleicht auch ein oder das andere Dirndl aus dem
Thale, nicht von bestem Rufe.

In einer Ecke hockt ein Harmonikaspieler, der ohne
Pause immer fortspielt. Nach dem Takte dieser Weisen,
e oft auch mit Gesang begleitend, tanzen die Burschen,
ntweder mit einander oder auch mit einem der Mäd-
en, wenn einer die nöthige Schneid und Stärke vor
m andern hat, um diesen Vorzug behaupten zu können.

Streit und Zank mögen vorkommen, sind aber zu-
eist schnell geschlichtet, denn der Wirth gehört zu jener
lasse der Thalbewohner, die nicht viel Umstände macht,
enn es gilt, eine Tanzstube zu säubern.

„Kellnerin!" ruft er vorkommenden Falles, „mach
ie Thür auf, i, der Hans und der Sepp, möchten
ußischmeißen!"

Als sich am Sonntag wieder das Vorhaus und die
Bauernstube mit Arbeitern füllte, die Kellnerinnen mit
en Weinflaschen hin- und herliefen und der Ziehorgel-
pieler mit seinen Weisen begann, da schaut der Wirth
anz verwundert auf eine Gruppe einheimischer Leute,
elche von der kleinen Kirche her gerade auf das Wirths-
aus zukam.

Da waren der Sixt und der Hartl, dann der
chellenkranz-Hans, der lange Sepp, der Großknecht des
ugler-Bauern, dann der „lachende Much, ebenfalls auf
m genannten Hofe Knecht. Der hatte seinen Namen,
eil er immer lachte. Als ihm einst der Bader einen
ahn riß, da lachte der Much nach dieser Operation hell
uf. Der hiedurch beleidigte Bader fragte, was es da
u lachen gebe; da antwortete der Much: „Ha, ha, ha,
i soll oaner nit lachen! Ha, ha, ha, stattn kranken
ahn links, hast mir an g'sunden rechts derwuschen!"

Dieser Gesellschaft aus dem Hofe hatten sich noch
wei Holzknechte angeschlossen, welche meinten: „Die
ganze Wochen im Wald sein, da möcht der Mensch halt
a sein Kurzweil haben an an Sunntig!"

Der Wirth grüßte die Ankömmlinge, nicht ohne
seiner Verwunderung über den seltenen Besuch Ausdruck
zu geben.

„Bei Dir hoaßt's jetzern beim walschen Wirth,"
meinte anzüglich Hartl. Die beiden Holzknechte, schweig-
sam, wie schon diese Leute sind, zogen ihre Joppen aus
und hängten sie an die Hirschgeweihe an die Wand
und der Schellenkranz-Hans holte sich aus der Küche
einen Stuhl mit besonders dicken Füßen. Der lachende
Much meinte: „Ha, ha, ha! Bin neugierig, wie viel
Löcher i heut in mein' Schädel bekumm".

Während die Kellnerin die Leute mit Wein ver-
sorgte, schritt der Sixt bedächtig durch Vorhaus und
Stube und zählte die Leute ab. „Dreißig sein," mur-
melte er, „und insere sein sechs, trifft auf oan fünf.
G'rad z'recht."

Der Wirth roch Lunte, daß da etwas nicht in Ord-
nung sei. Still schmunzelte er vor sich hin und stieg in
den Keller hinunter.

Er gedachte sich in die Geschichte nicht einzumengen.
Erstens wollte er es mit den Thalleuten nicht verderben
und zweitens war es höchste Zeit, daß die „Wälschen"
einmal eine Verwarnung bekämen. Sie wurden immer
kecker in dem einsamen Wirthshause, und die Stadtleute
fingen schon an, sich ferne zu halten.

Sixt und Hartl hatten es sich mit ihrer Begleitung
recht bequem gemacht an einem Tisch in der Ecke, als
zwei Touristen hereinkamen, sich eine Weile umsahen
im Raum, und dann mit einem „Mit Verlaubniß" an
demselben Tische Platz nahmen. Nachdem sie sich Wein
bestellt hatten, setzten sie ein jedenfalls schon früher ge-
führtes Gespräch fort.

„Nein," sagte der Eine, „was man so in sich hinein-
bringen kann, wenn es sich um eine Lieblingsspeise
handelt, das ist unglaublich. In Pilsen, wo ich im ver-
gangenen Sommer arbeitete, da habe ich auf einen Sitz
dreißig Zwetschkenknödel gegessen."

Der Hartl horchte hoch auf und der Sixt versetzte
den Holzknechten einen Fußtritt, um sie aufmerksam zu
machen.

„Zwetschkenknödel," sagte der zweite Tourist, „darüber
steht nix auf. Wenn sie so frisch herausgebacken sind"
— weiter kam er nicht mit seiner Rede.

Mit seinen langen Armen griff der Hartl hinüber
über den Tisch und packte den erschrockenen Menschen
mit festem Griff, trug ihn frei schwebend bis zur Thüre
und warf ihn auf die Gasse. Hinter ihm folgte der Sixt
mit dem zweiten.

Das war das Signal. Ohne ein Wort zu äußern,

packten die zwei Holzknechte jeder einen Wälschen und trugen sie vor die Thüre. Dann begann auch der Großknecht seine Arbeit, der Schellenkranz-Hans sprang mitten in die Tanzstube hinein und hell auflachend, raufte sich der Mach mit einem riesigen Steinarbeiter herum, ein Glück, daß ihm einer der Holzknechte zu Hilfe kam.

Die Wälschen waren erst starr vor Staunen, und dachten fast nicht an eine Gegenwehr. Der erste Versuch einer solchen mißlang auch gründlich, denn die Passeirer hatten Stuhlbeine abgeknickt und das ist eine gefürchtete Waffe.

Aus allen Fenstern sprang hinaus, was nicht hinausgeworfen wurde und in einem Zeitraum von einer Viertelstunde war der Platz gesäubert. Die zwei Touristen flüchteten auf der Straße der Stadt zu, was sie nur laufen konnten und bald folgten ihnen die Wälschen. Sie hatten einen Angriff auf das Haus versucht, wurden aber bei einem Ausfall der Passeirer zurückgeschlagen.

Am Brunnentrog stand der Michel und lachte aus vollem Hals:

„Ha, ha, ha! Zwei Löcher hab i im Kopf und an Stich im Wadl! Ha, ha, ha!"

Der Sixt suchte nach seiner Pfeife in der ganzen Stube herum und bemerkte erst nach längerer Zeit, daß er sie zwischen den Zähnen gehabt hatte während der ganzen Rauferei.

Die zwei Holzknechte hockten schon wieder ruhig hinter dem Tische und tranken.

Der Großknecht band sich den zerrissenen ledernen Hosenträger mit einem Spagat zusammen und der Schellenkranz-Hans beruhigte die Frauenzimmer in der Küche. Der Hartl aber stand mitten in der Stube, stopfte seine Pfeife und sagte:

„Na, solche grausliche Sachen, Knödel mit Zweschben, sell lassen mir nachher nicht aufkemmen im Land bei ins herinnen. A Speckknödel ist a gute Gottesgab. Sell ist die richtige Kost für a deutsches Gmüath!"

Literarisches.

— Etwas von der Nähnadel. Ein ganz geringes Werkzeug und richtet doch so große Dinge aus, — in schwacher Frauenhand eine Waffe, und schützt doch das Haus vor bösen Feinden — das ist die Nähnadel! Gesegnet die Hausfrau, welche sie geschickt und fleißig zu handhaben versteht! Nichts Traurigeres, als verlumpte Kinder, denen Zehen und Hacken aus den Strümpfen, und Ellbogen und Kniee aus Jacken und Hosen gucken. Dagegen eine Hausmutter, welche Abends bei der Lampe, wenn die Kinder schon in den Betten liegen, mit fleißiger Nadel die Schäden des Tages an den Jäcklein und Höslein bessert, oder ihrem Manne einen kräftigen Flicken auf den Arbeitskittel setzt, — die ist aller Ehren werth. — Aber schwieriger ist es mit dem Zuschneiden und Herstellen der neuen Sachen. — Da ist nun in Stuttgart, von zwei geschickten Frauen verfaßt, ein Werk erschienen, das allen fleißigen Hausmüttern gewiß sehr willkommen sein wird. Es besteht aus drei Mappen, deren jede eine Anzahl, im Ganzen 83 der brauchbarsten, sorgfältigst ausgeführten Schnittmuster enthält vom einjährigen Kinde an bis zur Leibwäsche der Erwachsenen. Die erste Mappe gehört den Erwachsenen, die zweite und dritte den Kleinen, Knaben und Mädchen. Die sorgfältigsten Angaben am Rande der Muster machen es auch der ungeübtesten Frau leicht, nach denselben die neuen Kleidungsstücke herzustellen, so daß die fleißigen Hausmütter nicht nur eine bedeutende Ersparung, sondern gewiß auch ihre Herzensfreude und innere Befriedigung an dem Werk ihrer Hände haben werden. — Der vollständige Titel lautet: „Für fleißige Hände". 1. Theil: Anleitung und Muster zum Anfertigen von Leib- und Bettwäsche für Erwachsene. 2. Theil: Anleitung und Muster zum Anfertigen von Wäsche und Kleidung für Kinder von 1—5 Jahren. 3 Theil: Anleitung und Muster zum Anfertigen von Wäsche und Kleidung für Kinder von 6—12 Jahren. Preis jeden Theiles 3.50 M. (Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.)

Daran anschließend möchten wir nicht unterlassen, auf ein Werk desselben Verlags hinzuweisen, das für unsere mit der Nähnadel bewanderte Töchter von 9—14 Jahren bestimmt ist und den Titel führt: Für fleißige Kinderhände oder Die kleine Puppenschneiderin. Anleitung und Muster zur Bekleidung einer Puppe. Herausgegeben von Julie Lutz. (Preis mit Puppe 6 M., ohne Puppe 3.50 M.) Die bekannte Schriftstellerin Anny Wothe sagt darüber: Die illustrirte Anleitung und die Schnittmuster in natürlicher Größe ermöglichen es jedem kleinen Mädchen sich die schönsten Kleider, Mäntel, Hüte, allerlei Leibwäsche usw. für die Puppe selbst zu nähen. Aber nicht nur den kleinen Mädchen dürfte das Werk „Für fleißige Kinderhände" ein Schatz sein, sondern auch Mütter, die ihre kleinen Lieblinge gern selbst mit Puppenanzügen versorgen, dürften das Werk mit Freude und Vortheil benützen. Das Werk ist ebenso originell als hübsch und von fast verblüffender Ausführlichkeit. Wer selbst Kinder hat, kann es nicht ohne Freude und Vergnügen sehen, und die Lust, all die reizenden Sächelchen für unsere Lieblinge nachzubilden, kommt über jede Frau, die das Werk zur Hand nimmt. Unsere Kinder aber lernen dadurch spielend arbeiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 46. Samstag, den 25. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
46 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Fräulein Jeanne ist heute etwas leidender und bittet den Herrn Vicomte, sie im Laufe des Tages zu besuchen,“ sagte der Kammerdiener mit leiser Stimme.

Sartilly sah auf seinen Freund, wie um ihn um Rath zu fragen, aber Chateaubruns Blick war so sprechend, daß Sartilly nicht weiter zögerte.

„Es ist möglich, daß ich diesen Abend verreise,“ sagte er, „Antoine bereite mir einen Reisekoffer für drei Tage. Ich gehe aus und werde Fräulein von Mensignac besuchen, bevor ich nach Hause zurückkehre.“

Eine halbe Stunde später stiegen die Beiden vor dem Postgebäude ab. Das Bureau befand sich rechts zu ebener Erde und als Sartilly sich vor dem Schalter befand, wo man die Reisenden einschrieb, schlug ihm das Herz hörbar, während er zwei Plätze für Brest bestellte.

„Sie werden Nr. 2 und 3 erhalten,“ sagte der Beamte, den Namen eintragend.

„Ah, es gibt also drei Plätze auf dieser Linie?“ fragte der Kapitän.

„Sicherlich. Nummer 1 ist diesen Morgen belegt worden. Herr von Kerity, Schiffskapitän.“

Nach Empfang des Postscheines eilte Chateaubrun, Sartilly fortzuführen. Sie hatten keine Zeit zu verlieren, wenn sie um 6 Uhr bereit sein wollten. Der Vicomte ließ sich nach dem Trocadero fahren und der Kapitän sprang in einen Fiaker.

„Sonderbar!“ meinte er bei sich, „ich kenne keinen Offizier dieses Namens in der Marine, und doch war ich eine lange Zeit nach Brest detachirt.“

XIV.

Als Sartilly im Palais ankam, um Abschied zu nehmen, schlug ihm das Herz vor Ungeduld und Freude, und er hatte den ernsten Vorfall des vorhergehenden Abends fast vergessen. Auf dem Gesicht des jungen Mädchens spiegelte sich die Erregung eines inneren Leidens.

Sie reichte Edmond die Hand mit einer so langsamen und friedlichen Bewegung, daß er seine Erregung nicht zu verbergen vermochte.

„Sie ist nur etwas schwach,“ beeilte sich Miß Georgia zu antworten, die an der Seite ihrer Schülerin saß.

„Jeanne,“ begann Sartilly; „wo leiden Sie, sagen Sie es mir, ich bitte Sie.“

„Im Herzen, mein Freund,“ sagte das junge Mädchen mit einer Stimme, so schwach wie ein Hauch. „Aber ich werde diesen Schmerz überwinden; es muß sein, ich habe nicht das Recht, in diesem Augenblick krank zu sein,“ fügte sie mit traurigem Lächeln bei.

„Was wollen Sie damit sagen, theure Jeanne?“

„Daß ich mich mit meinen, oder, wenn Sie wollen, mit unseren Angelegenheiten beschäftige. Der Notar soll heute kommen, um den Tag des Verkaufs dieses Palais festzusetzen.“

„Also sind Sie noch immer zu diesem Opfer entschlossen?“ fragte Sartilly, dem Thränen in den Augen standen.

„Sie wissen wohl, mein lieber Freund, daß es nicht anders möglich ist. Uebrigens,“ fügte das junge Mädchen mit erzwungener Heiterkeit hinzu, „mißfällt und erschreckt mich dies große leere Haus. Außerdem habe ich ein kleines, reizendes Nestchen zu meiner Verfügung in einem Kloster. Miß Georgia hat es entdeckt. Ich werde mich mit ihr dort niederlassen, und wenn Sie uns besuchen, werden Sie sich wundern, uns so gut eingerichtet zu finden.“

„Es ist in der That ein sehr anständiges Haus,“ sagte die Gesellschafterin, „und ich glaube nicht, daß Jeanne etwas Geeigneteres finden könnte.“

„Ich bezweifle dies keineswegs, mein Fräulein,“ sprach Sartilly trocken, „ich hoffe jedoch, daß der Aufenthalt Jeannes daselbst nicht von langer Dauer sein wird.“

„Meine theure Jeanne," sagte er dann mit dem raschen Tone eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hatte, „Sie wissen, daß ich Sie liebe und daß Ihr Bruder selbst uns verlobt hat. Ich werde diesen Abend eine Reise antreten, die mich drei, höchstens vier Tage entfernt halten wird. Schwören Sie mir, daß Sie nichts thun, und an Ihrer Lage nichts ändern werden, bevor ich zurück bin. Unser Glück kann von Ihrem Versprechen abhängen."

„Unser Glück," wiederholte das junge Mädchen traurig, „ich fange an, nicht mehr an dasselbe zu glauben; aber weil Sie es verlangen, so verspreche ich es Ihnen."

„Ich danke Ihnen, Jeanne," sagte Sartilly, sich erhebend, „und jetzt hoffe ich und bitte Sie, zu hoffen. Ich muß mich noch einmal in die Bibliothek begeben," fügte er bei, „ich werde im Augenblick zurück sein und mich von Ihnen verabschieden."

„Julie hat den Schlüssel, sie wird Sie dahin führen, mein Freund," sagte das junge Mädchen, das erschrak, als sie Sartilly von der Bibliothek reden hörte. —

Das Kammermädchen ging auf und ab in dem Gemach, den Vicomte heimlich anblickend und schien erfreut über den erhaltenen Auftrag. Sartilly seinerseits hatte nur einen Vorwand gesucht, um mit Julie allein zu sein.

„Was geht hier vor?" fragte er sie, sobald sie sich in der Gallerie allein und aus dem Bereich der Stimmen befanden.

„Nichts, das ich gesehen hätte, Herr Vicomte," antwortete das Kammermädchen mit einem Ausdruck von Offenherzigkeit, worin kein Zweifel gesetzt werden konnte, „und doch bin ich sicher, daß dem Fräulein etwas begegnet ist."

„Du hast sie nicht mit der Engländerin allein gelassen?"

„Nicht eine Minute. Diese Nacht gegen 2 Uhr, als unser Fräulein eingeschlafen, kam Miß Georgia mit mir in den kleinen Salon, neben dem Schlafzimmer, und schlief auf dem Kanapee, während ich kein Auge geschlossen habe."

„Was kann also Fräulein von Mensignac begegnet sein?"

„Nichts Anderes als ein schwerer Traum, aber er muß sehr drückend gewesen sein."

„Und sie hat sich nicht über das geäußert, was ihr in der Nacht zugestoßen ist?"

„Nein; nur beim Erwachen hat sie Worte ohne Zusammenhang gesprochen, sie nannte eine Frau, aber ich habe sie nicht recht verstanden."

„Das ist sonderbar," murmelte Sartilly. „Höre," sagte er, sich an das Kammermädchen wendend, „ich bin gezwungen, abzureisen, und habe nur in Dich allein Vertrauen, um Deine Herrin zu bewachen. Herr von Chateaubrun hat Dir 25 Louisdor versprochen, um die Engländerin zu überwachen; ich weiß, daß Du Fräulein von Mensignac von Herzen zugethan bist und ich sage Dir nun einfach das: An dem Tag, an welchem sie meine Frau wird, wirst Du in unser Haus eintreten mit einer Leibrente von 1200 Franken, die Dir durch unsern Ehevertrag zugesichert werden."

Julie antwortete durch einen Blick, dieser aber drückte so vollständig die absolute Ergebenheit aus, daß der Vicomte kein Wort hinzufügte und zu seiner Verlobten zurückkehrte.

Das junge Mädchen war allein, da die Engländerin es wahrscheinlich schicklich gefunden hatte, dem Abschied Sartilly's nicht beizuwohnen, dieser aber, der fürchtete, zu weich zu werden, kürzte den Besuch ab.

„Ich reise und rechne auf Ihr Versprechen," sagte er einfach, Jeanne die Hand reichend.

„Kehren Sie bald zurück, mein Freund," sage sie mit etwas bewegter Stimme, „ach kehren Sie doch recht bald wieder, ich fühle das Unglück in meiner Umgebung!"

„Das Unglück!" wiederholte der Vicomte, der sich des Schauders nicht erwehren konnte, „aber dann reise ich nicht, ich werde hierbleiben, um Sie zu vertheidigen."

„Nein, Edmond, nein, reisen Sie, Sie können mich nicht gegen Träume — — gegen Gespenster vertheidigen," sagte das junge Mädchen mit leiser Stimme.

„Gespenster?"

„Ja, diese Nacht habe ich, — aber ich glaube nicht daran, und ich will, daß Sie reisen, — — habe ich die rothe Frau wieder gesehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Nansen's Abschied von seinen Begleitern.

Aus dem Supplementbande zu Nansen: „In Nacht und Eis", geb. 10 M.

(Mit Genehmigung der Verlagshandl. von F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Nansen selbst war die ganze Zeit über durch die Prüfung der für die Expedition angefertigten Geräthschaften voll in Anspruch genommen; er mußte sich überzeugen, ob sie Fehler hatten, und mußte das Beste und Bequemste auswählen, so z. B. die Bekleidung.

Um gleich herauszufinden, was für eine Fahrt wie die bevorstehende das Beste wäre, zogen er und Jo-

hansen am 12. Februar in Wolfsfellanzügen wieder auf das Eis hinaus und übernachteten dort in ihren Renthierschlafsäcken. Es zeigte sich, daß ihre Bekleidung noch nicht genügte, und den nächsten Tag zogen sie noch einen Anzug von Fries unter das Wolfsfellgewand und machten die Schlafsäcke am Fußende dichter. Dies half.

Es war Nansen's Wunsch, möglichst bald aufzubrechen, sobald es hier wieder Tag wurde. Die Geschäftigkeit nahm deshalb eher zu als ab, und er selbst gönnte sich weder die nöthige Ruhe beim Essen, noch den nächtlichen Schlaf. Die Zeit, die uns bei den vielen verschiedenen, bis tief in die Nacht dauernden Arbeiten übrig blieb, benutzten wir, unsere Briefe nach Hause zu Ende zu schreiben. Außer den Briefen hatte Nansen auch versprochen, von jedem von uns eine Photographie mitzunehmen, und außerdem schrieb jeder auf ein Blatt Papier eine telegraphische Depesche, die bei Nansen's und Johansen's Heimkehr an die angegebene Adresse befördert werden sollte. Denn, wie schon oben gesagt, zweifelte keiner von uns auch nur einen Augenblick, daß sie lange vor uns in Norwegen ankommen würden.

Aber wie eifrig die Ausrüstung auch betrieben wurde, konnte die Expedition doch an dem anfänglich bestimmten Zeitpunkte nicht aufbrechen. Es ging sogar eine ganze Woche darüber hin; immer gab es etwas, was entweder vergessen war, oder noch einmal gemacht werden mußte. Denn kein Mensch hat eine Ahnung davon, an welch eine unbeschreibliche Menge Dinge man bei einer solchen Gelegenheit denken muß. Von Allem muß man etwas mitnehmen, aber des Gewichts wegen darf es auch nicht mehr wie das Allernothwendigste sein. Das sahen wir am besten, als die Schlitten fertig bepackt waren. Eins der letzten Dinge, die wir für nothwendig fanden, waren — Hundeschuhe, damit sich die Thiere nicht die Fußsohlen zerschnitten und wundliefen. Wir machten ihnen Schuhe aus Renthierhaut, und allein schon durch diese Arbeit verspätete sich der Aufbruch wieder um einige Tage. Schließlich wurde der 25. Februar als der letzte Zeitpunkt für die Abreise festgesetzt.

Am Abend vorher hielten wir ein Abschiedsgelage. Der Salon wurde dazu mit Fahnen und mit unserem Banner geschmückt. Viele herzliche Dankesworte für das Zusammenleben in den letzten eindreivirtel Jahren wurden gewechselt und das Abschiedslebehoch mit Wein ausgebracht, den Scott-Hansen bei dieser Gelegenheit spendirte.

Zur Abreise kam es jedoch erst am 26. gegen 2 Uhr Nachmittags. Nansen hielt beim Abschiede eine Rede, in der er Sverdrup das Kommando an Bord übertrug. Er dankte uns allen dafür, was wir, jeder auf seinem Gebiete und nach seinem Vermögen, für den Erfolg der Expedition geleistet hatten, und bat uns, auch in Zukunft unser Bestes thun zu wollen. Dann wurden die Hunde vor die Schlitten gespannt, und Sverdrup, Blessing, Mogstad, Scott-Hansen und Hendriksen begleiteten die Fortziehenden auf ihrem Wege. Sie hatten sich dazu mit Proviant auf zwei Tage ausgerüstet und ein Zelt sowie Schlafsäcke mitgenommen. Es war abgemacht worden, daß sie eine Tagereise weit mitgehen sollten.

Nachdem der letzte Händedruck ausgetauscht war, setzte sich der Zug in Bewegung. Eine den Umständen nach prachtvolle Illumination, die wir aus diesem Anlaß sowohl an Bord der „Fram" mit elektrischem Licht, wie auf den Eishügeln ringsum mit verschiedenen brennbaren Stoffen arrangirt hatten, erhellte den dunken Nachmittag in großartiger Weise.

Von der Back herab donnerten vier Salutschüsse. Wir hatten die Kanonen tüchtig geladen, so daß sie gewaltig dröhnten. Darauf folgte ein „Lebehoch!", ein neunfaches Hurrah auf Nansen und Johansen und ein letztes Lebewohl!

Das allerletzte Lebewohl wurde es aber doch nicht. Die Expedition war an diesem Tage noch nicht weit gekommen, als man auch schon die Entdeckung machte, daß die Schlitten viel zu schwer beladen waren. Es wurde also schnell wieder umgekehrt. Nun mußten noch zwei Schlitten angefertigt werden, auf die das Uebergewicht vertheilt werden sollte. Man hatte also wieder alle Hände voll zu thun und war erst am nächsten Tage gegen 11 Uhr so weit fertig, daß die Expedition wieder aufbrechen konnte.

Als die Dunkelheit einbrach, zündeten wir auf den Eishügeln Holzstöße und auf dem Ausguck eine Bogenlampe an. Das elektrische Licht brannte stark und klar, und da es so hoch angebracht war, leuchtete es trotz der dicken Luft weithin und begleitete die Fortziehenden wie ein glänzender Abendstern — als Führer und als letzter Gruß.

Am Nachmittag des folgenden Tages kamen die Kameraden, welche die Fortziehenden begleitet hatten, müde und naß wieder heim. Schon auf dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke Weges war es ihnen klar geworden, daß Nansen und Johansen viele Hindernisse und viele und große Beschwerlichkeiten zu bekämpfen haben würden.

Sie hatten aber auch die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die beiden sicherlich so weit nach Norden vordringen würden, als es menschlicher Ausdauer und Willenskraft überhaupt möglich sein würde.

Wie sah es jetzt aber an Bord der „Fram" nach all diesen Arbeiten aus! Wie in einem großen Hause am Umzugstage. Alle möglichen Gegenstände und Geräthschaften waren bunt durcheinander geworfen, und es gab wieder von Neuem Arbeit, da Ordnung geschaffen und jedes Ding wieder an seinen Platz gebracht werden mußte.

Etwas wurde uns schnell klar: daß die Ausrüstung für Nansen's und Johansen's Expedition in unsere Vorräthe an Materialien und Geräthschaften ein großes Loch gerissen hatte. Wären wir in diesem Augenblick gezwungen gewesen, unsere gute „Fram" zu verlassen, so hätte es für uns wahrscheinlich schlimm ausgesehen. Aber glücklicherweise drohte uns in dieser Beziehung jetzt gerade keine Gefahr.

Alles, was wir an Schlitten und Kajaks besessen hatten, war mitgenommen worden; von Schneeschuhen hatte jeder nur noch ein einziges Paar, und das Allerschlimmste war, daß der Holzvorrath beinahe ganz draufgegangen war, so daß wir wirklich nicht wußten, was wir zu neuen Schneeschuhen und Schlitten nehmen sollten.

Literarisches.

— Nansen's großes Werk „In Nacht und Eis" ist kürzlich im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig in einer neuen revidirten Ausgabe erschienen (2 Bände mit 211 Abbildungen, 8 Chromotafeln, 4 Karten, geb. 20 M.) Diese neue Ausgabe weist dieselben Vorzüge auf, welche „In Nacht und Eis" zu dem am meisten gelesenen Reisewerke unserer Zeit gemacht haben. Nansen ist ein Meister der Feder und zugleich ein scharfer Beobachter; sein Werk spiegelt deshalb die berühmte Fahrt der „Fram" und seine denkwürdige Schlittenreise in einer ungemein fesselnden und instruktiven Weise wieder. Was Nansen auf der mehr als 3jährigen Polarreise geleistet und erduldet hat, ist bewunderungswerth. Mit der Schilderung seiner einzig dastehenden Erlebnisse in den Eiswüsten des Nordpols, seines unablässigen Kampfes mit den finsteren, Verderben drohenden Mächten spannt er den Leser aufs höchste und gibt zugleich ein Bild einer kraftvollen Persönlichkeit, wahren Mannesmuthes und echten Forschergeistes. Die Ausstattung des Werkes ist ebenso reich als elegant; die Naturtreue der interessanten Bilder ist dadurch verbürgt, daß sie fast ausschließlich photographische Aufnahmen Nansen's darstellen; einen hervorragenden Schmuck bilden die Chromotafeln, welche nach Originalen Nansen's den malerischen Zauber der Landschaft des höchsten Nordens wiedergeben. Einen besonderen Vorzug hat die neue revidirte Ausgabe von „In Nacht und Eis" dadurch, daß Nansen sich in dem wesentlich erweiterten Schlußwort über die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Ergebnisse einer Polarreise ausführlich in allgemein verständlicher Weise ausspricht.

Kürzlich ist es der Verlagshandlung gelungen, die Erzählungen zweier Begleiter Nansen's zu erwerben, die als Supplementband zu „In Nacht und Eis" (geb. 10 M., Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig) erscheinen. In diesem berichtet Nordahl, der Elektrotechniker an Bord von Nansen's Schiff, über die dreijährige Drift der „Fram" durch das Polareis. Da Nansen selbst nur den Anfang dieser Drift miterlebt hat, so gewinnen Nordahl's Schilderungen einen besonderen Werth. Der zweite Theilnehmer ist Leutnant Johansen, der einzige Begleiter Nansen's auf der kühnen, an Gefahren überreichen Schlittenreise, auf welcher die beiden näher zum Pole gelangten, als je zuvor einem Forscher geglückt war. Es ist von hohem Interesse, aus den, bei aller Schlichtheit ergreifenden Schilderungen Johansen's bestätigt zu finden, welch' tollkühner Muth dazu gehörte, sich allein in die Eiswüsten des Nordpols zu wagen, alle Rücksichtsmöglichkeiten hinter sich abzubrechen, wie Wilde zu leben, und doch in jedem Augenblick darauf bedacht zu sein, der Wissenschaft zu dienen; fürwahr ein edles Ziel! Nicht mit Unrecht sind Nansen, Johansen und den übrigen Theilnehmern an dieser denkwürdigen Polarexpedition allerorten die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil geworden.

Sinnsprüche.

Die armen Kinder! ruhig schlummern sie
Und ahnen nicht der Mutter bange Sorgen,
Noch ist ihr Dasein reine Harmonie,
Kein Wölkchen trübt des Lebens gold'nen Morgen;
Im schönen Reich der Kinderphantasie
Sind vor des Schicksals Stürmen sie geborgen,
O, möchte doch der Erde Qual und Schrecken
Sie nimmer aus dem süßen Traume wecken!

Bahrdt.

* * *

„Ein Eigen zu besitzen, das ist gut,
Sei es im Hause, sei's im Herzen.
In allen Leiden macht es Muth,
Und ist ein Trost in allen Schmerzen,
Zu neuem Leben ist's der Keim!
Wer's nicht vermißt in heitern Tagen —
Wenn's finster wird, wohl ihm, kann er dann sagen:
Jetzt geh' ich heim!"

Trojan.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 47. Montag, den 27. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
47 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

XV.

Die heutige Jugend hat die schönen Tage des Postgebäudes nicht gekannt.

Aus einem engen Hof, der heute kaum Raum genug für die Bewegung der Briefträger bietet, schossen damals von Minute zu Minute mit betäubender Schnelligkeit je mit fünf Pferden bespannte Fuhrwerke hervor. Die Vorübergehenden wichen schnell zur Seite. Der Wagen wandte bald rechts, bald links mit einer Präzision, die den Postillonen der damaligen Zeit alle Ehre machte; die Peitschen knallten lustig, die Laternen leuchteten wie Meteore in die Nacht hinein, dann verschwand Alles an der Ecke der engen und schmutzigen Straße.

Durch einen in der Correspondenz für die Bretagne eingetretenen Zufall war die Abfahrt heute etwas verspätet worden; beinahe sämmtliche Eilposten waren abgefahren und die im Hofe befindliche Menschengruppe wurde zusehends kleiner. Es schlug sieben Uhr und der Tag neigte sich zum Untergange.

„Wir werden die Letzten sein," sagte der ungeduldige Kapitän.

Er war mit seinem Satz noch nicht zu Ende, als aus dem kleinen Hof ein mit fünf prachtvollen Apfelschimmeln bespannter Wagen hervorkam, und der Condukteur im tiefsten Baß rief: „Brest. Die Herren Reisenden für Brest einsteigen."

Ein Mann von hoher athletischer Gestalt trennte sich von der Gruppe und trat auf den Wagen zu.

„Nummer eins! Herr Kerity!" rief der Condukteur.

„Hier!" antwortete militärisch der angerufene Reisende und sprang mit einer ganz jugendlichen Leichtigkeit in den Wagen.

„Er marschirt gut, der Schiffskapitän," sagte leise Chateaubrun, „er steigt hinein, wie in das Takelwerk seines Schiffes."

„Nummer zwei! Herr von Sartilly! Nummer drei! Herr von Chateaubrun!" fuhr die Baßstimme fort.

Die beiden Freunde ließen sich nicht lange bitten. Der Kapitän stieg zuerst ein, und setzte sich auf den Platz in der Mitte und Sartilly nahm darauf die zweite Ecke ein; der Schlag schloß sich, der Kondukteur erstürmte seinen luftigen Sitz, indem er ausrief: „Vorwärts!"

Fünf Minuten später erreichte das im schnellen Galopp davonfahrende Gespann den Quai des Place de la Concorde und galoppirte der Bariere von Passy entgegen.

Die Nacht war hereingebrochen und die Reisenden hatten noch kein Wort gesprochen. Der in seine Ecke hineingedrückte, durch einen großen Mantel vollständig eingehüllte Schiffskapitän schien wenig geneigt, ein Gespräch anzufangen. Sartilly betrachtete träumerisch den Trocadero, an dessen Fuß der Wagen vorüberfuhr. Nur Chateaubrun wandte und drehte sich von einem seiner Nachbarn zum andern.

„Ich hoffe mein Herr, daß Ihnen der Geruch meiner Cigarre nicht unbequem ist," sagte er zu dem Reisenden zu seiner Rechten.

„Der Tabak incommodirt mich nicht im Geringsten, mein Herr," antwortete lakonisch der Fremde.

Chateaubrun fand in dieser kurzen Antwort den Ausgangspunkt zu einer Plauderei und er benutzte sofort die Gelegenheit.

„Dann haben wir gemeinschaftliche Bekannte, obgleich die Cavallerie wenig mit der Marine in Berührung kommt," sprach er mit einer Zungenfertigkeit, die seine Lust zum Sprechen bewies. „Mein Regiment lag vor drei Jahren in Pontivy und meine Schwadron war während eines Semesters nach Brest detachirt."

„Ich habe Brest vor zwanzig Jahren verlassen und kenne dort Niemand," unterbrach ihn der Reisende.

„Aber Sie reisen doch in diesem Augenblick ohne Zweifel dahin."

„Nein, mein Herr, ich gehöre zum Hafen von Toulon

und bin im Begriff, eine spezielle Mission in den Häfen der Küste zu vollziehen."

Nach diesem Satz, der keineswegs zu einer Erwiderung einladend war, drückte sich der wenig mittheilsame Seemann in seine Ecke.

Der Kapitän begann leise eine Jagdfanfare zwischen den Zähnen zu pfeifen und fragte sich, welchen Streich er dem schweigsamen Nachbar wohl spielen könnte, um dessen Zunge zu lösen. Er fand nichts Anwendbares, und da Sartilly auch eingeschlummert war, entschloß er sich, gleichfalls zu schlafen.

Zehn Minuten später schnarchte er bereits mit einer Regelmäßigkeit, die einen tiefen Schlaf bekundete. Der Vicomte rührte sich nicht mehr.

Die Eilpost rollte unter Schellengeläute auf der Versailler Straße, und die großen Bäume flogen rechts und links wie Gespenster vorbei. Mitunter erhellte das aus einem Wirthshause ausströmende Licht das Innere des Wagens, dann verschwand Alles wieder in Nacht.

Die Beleuchtungen hatten ohne Zweifel den Seemann geweckt, denn seine Augen blitzten im Dunkeln und wenn ein Lichtstrom das Innere des Wagens erfüllte, so betrachtete er seine Reisegefährten mit besonderer Aufmerksamkeit.

„Diese Pferde sind müde, und wir werden zwanzig Minuten Verspätung haben bis zur nächsten Umspannstation."

„Aber, Herr Condukteur, ich kann Ihnen versichern, daß sie seit gestern Abend im Stalle sind."

„Das ist mir gleich, und Du kannst Deinem Prinzipal sagen, daß ich über ihn rapportiren werde."

„Ah, nach alle dem ist das seine Sache. Warum vermiethet er seine Pferde an englische Lords, die zehn Franken Trinkgelder bezahlen, damit man die Station in dreiviertel Stunden fahre?"

Dieses unter Lärmen geführte Zwiegespräch weckte den Kapitän aus seinem Schlaf. Er rieb sich die Augen und sah um sich. Seine beiden Gefährten schienen zu schlafen. Die Laternen beleuchteten eine Gruppe Pferde an der Thüre eines offenen Stalles und Männer in Blousen, die sich auf der Landstraße bewegten. Der in seinen Ueberzieher gehüllte Condukteur, die Kapuze über die Ohren geschlagen, trieb zankend den steifen Postillon an.

Es war dies das den Reisenden von damals so bekannte Bild, die nächtliche Umspannung mit ihren phantastischen Erscheinungen, mit dem im tiefen Schlaf ruhenden Pachthof, der weißen, sich weithin verzweigenden Landstraße zwischen dunklen Waldungen und dem fernen Bellen der Hunde.

„Wo befinden wir uns, Postillon?" fragte Chateaubrun eine Scheibe herablassend und den Kopf hinausstreckend.

„In Gouterne, mein Herr, antwortete mit schleppender Stimme ein Stallknecht.

„Diese Auskunft lehrt mich nichts," sprach der Kapitän.

„Wenn der Herr aussteigen wollte, um sich die Glieder ein wenig auszurecken," sprach freundlich der Condukteur, „so glaube ich, wäre der Augenblick dazu geeignet. Die Lümmel werden uns hier mindestens fünf Minuten verlieren lassen."

„Meiner Treu, recht gerne, es ist mir, als ob ich zehn Stunden in der Kolonne geritten wäre," sprach Chateaubrun.

Als er aus dem Wagen gesprungen uud einige Male umhergetrippelt war, hielt er es durchaus nicht für überflüssig, ein wenig zu plaudern.

„Sie haben gedient, das sieht man," sprach er militärisch zum Condukteur.

Diese Worte hatten den empfindlichen Punkt bei dem Postagenten getroffen, denn er richtete sich gerade auf und antwortete mit einem Anflug von persönlicher Zufriedenheit: „Ja, mein Kapitän, sieben Jahre, davon drei als Wachtmeister im dritten afrikanischen Jägerregiment, und ich versichere Sie, wenn ich eine Sektion Faulenzer gehabt hätte, wie die Kerle hier zu Lande, ich wäre oft in Verlegenheit gewesen."

„In der That scheinen die Leute nicht recht mit Lust ihre Arbeit zu verrichten, und die Pferde scheinen mir ganz abgetrieben. Haben Sie gestern den Präfekten oder den General-Inspektor gefahren?" begann Chateaubrun von Neuem das Gespräch.

„O! für die Autoritäten streugen sie sich nicht so sehr an, sie lassen die Peitsche knallen, wenn man den Daumen rührt," entgegnete der Condukteur.

„Seit gestern ist ein Engländer nach Brest hin unterwegs," fuhr er dann fort, „mit einem Reisewagen, so schwer wie ein Packwagen. Er fährt sechsspännig, bezahlt bei jeder Steigung das Vorspannpferd und gibt dann zehn Franken Trinkgelder. Sie können sich denken, daß er uns auf diese Weise die Reise verdirbt."

„Ah!" sagte der Kapitän, etwas aufmerksamer geworden, „er reist nach Brest und hat solche Eile?"

„Jawohl, ich frage Sie, was wohl ein Engländer in Brest zu thun haben kann. Das geht mich schließlich nichts an, nur werde ich den Postmeister fassen lassen, damit er lerne, die Pferde der Eilpost fortzugeben, wenn er weiß, daß wir in der Nacht hier durchkommen und er kein zweites Gespann mehr hat."

„Um wie viel hat er vor uns voraus, dieser

Engländer?" fragte Chateaubrun, sich gleichgiltig stellend.

„Wenigstens sieben oder acht Stunden."

„Um wie viel Uhr werden wir dann in Pontorson sein?"

„Gegen sieben oder acht Uhr, mein Kapitän. Wenn Sie daselbst aussteigen, dann werden wir leer nach Brest fahren, denn der Marineoffizier, der hier neben Ihnen sitzt, steigt gleichfalls in Pontorson aus."

„Das ist sonderbar," sagte Chateaubrun mit naivem Erstaunen, „aber ich glaube, wir werden Sie bei der Station vor Pontorson verlassen. Mein Freund wird uns das morgen sagen, denn ich kenne die Route nicht."

„Bei der Station vor Pontorson? Aber das ist nur eine Bretterhütte auf freiem Felde."

„Mein Freund ist es, der die Expedition leitet."

„Die Herren gehen zum Mont St. Michel, wie ich vermuthe."

„Ganz recht, um die Fluth zu sehen."

„In der That! Wir haben Tag- und Nachtgleiche," sagte der Conducteur. „Morgen erreicht die Fluth ihren höchsten Punkt und das ist immerhin ein merkwürdiges Schauspiel."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine tolle Carnevalsgeschichte erzählt die römische „Tribuna" vom letzten Maskenball im „Eldorado" zu Rom. Ein Student, der in einer Parodie auf Mascagnis „Iris" die Rolle einer japanischen Tänzerin ganz großartig verkörpert hatte, war über seinen Erfolg im Mädchengewande so erfreut, daß er die Frauenkleider auch während des Tanzes trug. Als er während einer Tanzpause planlos durch die mit weinseligen Leuten besetzten Säle schlenderte, raunte ihm plötzlich Jemand ins Ohr: „Ein herrliches Geschöpf!" Er drehte sich um und gewahrte einen sympathischen Jüngling, auf dessen Antlitz sich eine so naive Bewunderung ausdrückte, daß dem Bruder Studio sofort der Gedanke durch den Kopf fuhr: „Aha, ein verliebter Narr, der mich für ein echtes Weib hält!" Der Verehrer der weiblichen Schönheit des Studenten hatte das Aussehen des jugendlichen bartlosen Hausbesitzerssohnes, der soeben flügge geworden ist und bei der ersten besten Gelegenheit sein Taschengeld bis zum letzten Heller „verplundert". Der Student beschloß, den grünen, abenteuerlustigen Jüngling gründlich hineinzulegen; er ergriff seinen Arm, warf ihm einen seiner feurigsten Blicke zu und flüsterte mit liebebebender Stimme: „Gefalle ich Dir wirklich, Kleiner?" — „Sehr," erwiderte lieblich erröthend der junge Mann. Der Student führte nun seinen entzückten Verehrer kreuz und quer durch die Tanzsäle und ließ dann leichthin die „suggestiven" Worte fallen: „Ich habe riesigen Appetit." — „Wirklich? Dann wollen wir essen," antwortete schlicht und einfach der Jüngling. Gesagt, gethan. Bald darauf nahm ein verschwiegenes Kabinet das Liebespärchen auf. Man aß und trank vorzüglich, und als man gerade ein bischen zärtlich werden wollte, kam die Rechnung. Der „Hausbesitzerssohn" sah sie nur oberflächlich an und sagte dann mit einem reizenden Lächeln zum Kellner: „Der Herr zahlt!" Der Kellner verbeugte sich diskret und verständnißinnig lächelnd und entfernte sich. Der Student aber betrachtete mit weit aufgerissenen Augen seinen „Verehrer" und fragte mit kaum hörbarer Stimme: „Was sagtest Du soeben? Wer zahlt?" — „Du!" — „Ich?" — „Na ja, der Herr zahlt doch immer." — „Ja, bist Du denn nicht der Herr?" — „Ich? Keine Ahnung! Ich bin nur als Mann verkleidet, im gewöhnlichen Leben bin ich Modistin." — Tableau!

— Der erfolgreiche Autor. Aus London wird geschrieben: Der Librettist der „Geisha", James Davis, besser noch bekannt unter dem Namen Owen Hall, mußte jetzt wegen Bankerotts vor Gericht erscheinen. Das Verhör des Dramaturgen hat die Zuhörerschaft in Heiterkeit versetzt. Richter: „Sie sind mit Erfolg ein dramatischer Autor, Herr Davis." — Davis: „Ich glaube nicht, da ich hier bin." — R.: „Das ist wahr, aber Ihre Mißerfolge stehen nicht mit dem Theater in Zusammenhang. Sie haben per Jahr mehr als 125 000 Frcs. ausgegeben." — D.: „Das ist wahr; wenigstens während ein paar Jahre!" — R.: „Seit März 1897 haben Sie bei den Rennen mehr als 200 000 Francs verloren." — D.: „Richtig." — R.: „Sie haben sogar selbst ein Rennpferd gekauft." — D.: „Verzeihung, es sollte eins daraus werden; das erste Mal, da es lief, hat mich das Publikum ausgepfiffen, zum ersten Mal in meinem Leben! Uebrigens habe ich es niemals bezahlt." — Kurz, das Resultat des Verhörs ergab, daß Herr James Davis in zwei Jahren 375 000 Francs eingenommen hatte als Autor der „Geisha" und daß er ungefähr 50 000 Francs mehr ausgegeben hatte! Nur immer genial!

— Von einem kleinen Sprachkünstler wird der „Tgl. Rdsch." aus München geschrieben: Dieser Tage erklärte ein Lehrer an der St. Petersschule die Bedeutung der Vorsilbe „zer" in zerreißen, zerbrechen, zertreten u. s. w. und forderte dann seine Schüler auf, in einem Satze das Gehörte zu verwerthen.

Zum Erstaunen des Lehrers hob der keineswegs als Geisteslicht bekannte Xaverl vor allen Andern sein Fingerl in die Höh' und gab nach geschehener Aufforderung folgende Weisheit zum Besten: „Wenn ich in der Früh aufsteh', zieh' ich „zer"st die Hosen an!"

Zur Feier

der Ernennung des Herrn Rektors Franz Mayer
zum Ehrenmitgliede und Ehren-Dirigenten
des Männer-Gesangvereins „Melomania".

Singt ein Lied, ihr holden Musen,
Singt ein Lied zu Dank und Preis,
Einem Manne, dem der Genius
Gab ein wunderbar Geheiß.

Sprach zu ihm: „Zieh froh von dannen,
„Zur Melomania wand're hin,
„Lehr' sie singen, lehr' sie preisen
„Die Musik, nach meinem Sinn!

„Lehr' sie singen, lehr' sie preisen,
„Was die Menschenbrust bewegt;
„Lehr' sie preisen, lehr' sie singen,
„Was das Menschenherz erregt!

„Lehr' sie singen, lehr' sie preisen
„Allzeit Liebe und Gesang,
„Lehr' sie preisen, lehr' sie singen
„Frohen Trunk und Becherklang!"

Sprach's und küßte seine Wangen
Mit dem keuschen Göttermund,
Daß Frau Musikas Geheimniß
Seiner Seele werde kund.

Legte dann mit einem Spruche
Seine Rechte ihm auf's Haupt,
Daß ihn nie ein neidisch Menschlein
Seiner heil'gen Kunst beraubt.

Gab hierauf ihm in die Rechte
Orpheus Stab von Elfenbein,
Daß durch ihn, zum Sang begeistert,
Alle Herzen werden sein.

D'rauf der Musen jede nahte
Ihm sich mit dem Zauberspruch;
Schenkten ihm all ihre Gaben
Aus dem vollen Nektarkrug.

Und er griff zum Wanderstabe,
Zog in Melomanias Haus,
Wo die Sänger freudig brachten
Ihm den frohen Willkomm aus!

Bald begann ein lustig Singen,
Das bis dahin nie gehört,
Nimmer wollt' er ruh'n und rasten,
Bis das Pensum war gelehrt.

Ganz besonders lieb gewann er
Seinen guten zweiten Baß;
Wollt' ein Stücklein nicht recht sitzen,
Trillt er ihn ohn' Unterlaß.

Auch die Herrn vom ersten Basse
Liebte er mit ganzer Seel':
Sie ließ er gar oftmals singen,
Bis daß trocken war die Kehl.

Die vom zweiten Hochton machten
Ihm zwar minder große Plag;
Doch bis sie auch sicher waren,
Ging so mancher Probetag.

Aber das bleibt unbestritten,
Daß die Herrn an diesem Tisch*)
Ihm die kleinste Mühe machten,
Gleich ging alles flott und frisch.

So verging ein Jahr um's andre,
Arbeit gab's unendlich viel;
Nimmer ward geruht, gerastet,
Bis erreicht das schöne Ziel.

Kam der Lenz in's Land gezogen,
Ging's hinaus zur Sängerfahrt;
Mancher hatte seinen Beutel
Und sein Herz nicht gut verwahrt.

Wo Melmanenkehlen klangen
Ernteten sie Dank und Ehr'.
Ihr Gesang gab manchem Sänger
Manche gute, weise Lehr'.

Ist's ein Wunder, daß Melmania
Seinen Dirigenten liebt?
Ist's ein Wunder, wenn sein Gehen
Sie so tief, so schwer betrübt?

Ja, könnt' er nur bei uns bleiben,
Wär' die tück'sche Krankheit nicht,
Die ihn hinwarf auf das Lager,
Die ihm Schonung macht zur Pflicht!

Doch, ist auch das Scheiden schmerzlich,
Eine Hoffnung bleibet doch;
Schwingt er auch den Stab nicht immer,
Schwingt er ihn doch manchmal noch.

Ja, dann werden alle Sänger
Ihre ganze Kraft ihm weih'n;
Das muß dann ein herrlich Singen
Und ein herrlich Klingen sein.

Dann willkommen rufen Alle
Froh Dir zu und jubeln laut!
Jeder Melomane freundig
Auf den Ehrenführer schaut.

M.

---

*) 1. Tenor.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Eron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 48. Dienstag, den 28. Februar. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
48 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Chateaubrun nahm seinen Sitz zwischen seinen beiden Gefährten wieder ein, die Peitsche des Postillons knallte lustig, und das Gespann flog wie ein Pfeil dahin, wie wenn es den phantastischen Engländer hätte einholen wollen. Der Kapitän hatte die Lust zum Schlafen verloren durch die Unterhaltung mit dem Kondukteur.

Der Engländer, der die Pferde abnutzte und das Geld mit vollen Händen ausstreute, konnte kein Anderer sein als Koreff, der dem goldenen Schatz nachjagte. Der schweigsame Seemann im Wagen, auf den er seit gestern nicht gut zu sprechen, stieg auch in Pontorson aus. Es war also jedenfalls ein Helfershelfer des Russen, vielleicht ein Spion, der in Person die Freunde Rogers von Mensignacs zu überwachen, im Nothfall sich ihrer zu entledigen hatte, und der vorsichtige Kapitän ließ von da ab seinen Nachbar zur Rechten nicht mehr aus den Augen. Dieser Nachbar bewahrte eine Unbeweglichkeit, die einen tiefen Schlaf, oder doch wenigstens den festen Willen, für sich allein zu sein, andeutete, denn er hatte noch nicht im Mindesten seine Stelle verändert, seit dem am Vorabend mißlungenen Versuch zu einem Gespräch.

„Man schläft nicht so fest, wenn man gewohnt ist, Nachtwache auf dem Schiffe zu halten, entschieden muß ich die Augen offen behalten“, sagte sich der Kapitän.

In diesem Augenblick rollte die Eilpost im Galopp einen steilen Abhang hinab, aber von Zeit zu Zeit deutete eine kurze, langsamere Bewegung an, daß die Straße eine Biegung machte.“

Die Laternen beleuchteten zu beiden Seiten des Weges unbestimmte dunkle Massen, aus denen hin und wieder Baumstämme mit weißer Rinde hervorleuchteten. Man fuhr wahrscheinlich durch einen Wald.

Der Kapitän, die Stirne an die Scheiben gedrückt, bemühte sich, diese Dunkelheit zu durchdringen, die noch dunkler wurde, sobald das Licht der Laterne daran vorüber war.

Plötzlich wurde der Wagen durch einen ungeheuren Stoß erschüttert. Die kräftig nach der Rechten zurückgeworfenen Pferde machten einen ungeheuren Seitensprung, jedenfalls um einem Hinderniß auszuweichen, das Chateaubrun nicht sehen konnte.

Gleichzeitig ertönte eine rauhe Stimme, welche das durch das plötzliche Hemmen der Räder entstandene Geräusch übertönte und ihnen von dem Rande des Waldes die Worte zurief: „Halt! oder Ihr seid des Todes!“

Die hierauffolgende Szene war so rasch, daß unsere Reisenden kaum Zeit hatten, sich darüber Rechenschaft zu geben.

Ein Hinderniß versperrte die Straße, und dem Postillon war es gelungen, seine Pferde schnell genug abzuwenden, um einem Anprall auszuweichen. Die Eilpost schwankte einige Augenblicke, wie ein von Wogen geschütteltes Schiff, dann senkte sich das rechte Rad in den zum Glück nicht tiefen Graben, und hier gab es ein Halt von wenigen Sekunden.

Aber die Pferde zogen kräftig an. Das rechte Rad erreichte den Makadam und brachte den Wagen wieder auf die Landstraße, während das linke Rad das äußerste Ende der Barikade streifte; der Postillon hatte die Geschicklichkeit und das Glück gehabt, durch den engen Raum hindurchzukommen, der zwischen dem gefällten Baum und der Böschung des Grabens übrig geblieben war, und die Eilpost rollte siegreich weiter.

Während sich diese wunderbare Rettung vollzog, spielte sich im Innern eine sonderbare Szene ab. Bei dem ersten Schrei der Räuber war der Kapitän aufgesprungen.

Sartilly durch einen Stoß weckend und den Nachbar zur Rechten an der Gurgel fassend, war für den aufbrausenden Chateaubrun das Werk einer Sekunde. Sein von der Idee, als Helfershelfer des Herrn von Koreff zu reisen, erfüllter Kopf hatte der durch die Attake hervorgebrachten Aufregung nicht widerstanden und er hatte sich ohne weitere Ueberlegung auf den Schiffskapitän gestürzt. Dies bekam ihm jedoch schlecht,

denn der wenig eingeschlafene Seemann machte sich durch eine einzige Anstrengung frei, wodurch der Kapitän unsanft auf seinen Freund fiel. Fast im selben Augenblicke ließ der Fremde mit einer seltenen Geistesgegenwart die Scheibe neben sich nieder, zog einen Revolver aus der Tasche und sandte rasch den Angreifern drei Kugeln zu.

Die Schüsse trafen ohne Zweifel, den nach jedem Schuß wurden unterdrückte Schreie aus dem Walde hörbar.

Der Kondukteur hatte von seinem Sitz gleichfalls geschossen, sodaß die Eilpost das Hinderniß passirte, wie ein Schiff, das den Hafen erzwingt, indem es sämmtliche Kanonen gleichzeitig löst. Sei es, daß die Urheber dieses nächtlichen Angriffes keine Feuerwaffen führten, sei es, daß sie es für unklug hielten, sich derselben zu bedienen, kurz, sie ließen es bei ihrem Versuch der Entgleisung bewenden und gaben ihr Abenteuer auf.

Die Gefahr war beseitigt, aber die Lage des Kapitäns war eine äußerst unangenehme geworden. Noch verblüfft über den schnellen Ausgang des Abenteuers, wußte er nicht, wie er sich hier herausfinden sollte.

Sartilly hatte nichts von der ganzen Sache gehört.

Der Ruhigste aber war der Seemann. Er hatte die Scheibe geschlossen, den Revolver wieder in die Tasche gesteckt und bereitete sich vor, seinen Schlaf oder mindestens seine Unbeweglichkeit wieder aufzunehmen. Der Kapitän hielt das nicht länger aus.

„Mein Herr, wie kaltblütig Sie sind!“ rief er aus.

„Und Sie“, antwortete der Fremde, „haben ein sehr unangenehmes Erwachen. Man würgt die Leute nicht so, und es ist ein Glück, daß ich eine ziemlich solide Faust habe.“

„Ich weiß davon zu erzählen“, murmelte der Kapitän. „Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick den Kopf verloren hatte; ich war eingeschlafen und ich glaubte, wir werfen um; ich war so ungeschickt, mich an Ihnen festzuhalten, und ich bitte Sie, meine Heftigkeit zu entschuldigen.“

Der höfliche Ton, in welchem diese Worte vorgebracht wurden, schien nur einen mittelmäßigen Eindruck auf den Seemann zu machen, denn er begnügte sich damit, sich zu verbeugen, ohne zu antworten.

„Wie kann es möglich sein,“ sprach Sartilly, „daß jetzt in einem der bevölkertsten Landstriche die Eilpost angegriffen wird? Es ist nicht zu glauben.“

„In der That hätte ich nicht erwartet, auf einer Straße der Normandie in der Gegend von Alencon schießen zu hören.“

„Es ist keine Räuberbande“, sagte der Unbekannte, welchen Sartilly's Bemerkung zu interessiren schien.

„Was läßt Sie dies glauben?“

„Gut organisirte Räuber hätten damit begonnen, eines der Pferde niederzuschießen“, und wären nicht so einfältig gewesen, „Halt“ zu rufen in dem Augenblick, als wir an der durch sie errichteten Barrikate umzuwerfeni m Begriff waren.“

Chateaubrun stieß seinen Freund an.

„Gewiß, cher amie“, sagte der Kapitän, „der Herr hat recht.“

„Aber dieser Ueberfall hat doch eine Ursache“, erwiderte Sartilly eigensinnig.

„Das ist eine Idee“, rief Chateaubrun aus, „die armen Teufel haben einfach bezweckt, den Wagen umzuwerfen und ihn später zu berauben.“

„Sartilly schüttelte den Kopf. Der Seemann hatte sich wieder zum Schlafen in seine Ecke gelegt und öffnete den Mund nicht mehr.

Das Gespann fuhr fort zu galoppiren, und der Ueberfall hatte das Resultat, daß die Station in der Hälfte der Zeit erreicht wurde, wie es der Kondukteur angegeben hatte. Der Horizont begann sich nach Osten zu lichten und bei der Morgendämmerung sah man die niederen Häuser eines langen Dorfes zu beiden Seiten der Landstraße. Zwei oder drei Bewohner rauchten eine Morgenpfeife vor ihrer Hausthüre und der betreßte Dreimaster eines Gendarmen zeigte sich an der Stallthüre, aus welcher die Umspannpferde hervorkamen.

Augenscheinlich war das Gerücht von dem auf die Eilpost versuchten Ueberfall noch nicht bis in dies friedliche Dorf gedrungen.

XVI.

Sartilly und Chateaubrun hatten die Fenster niedergelassen und streckten neugierig die Köpfe hinaus, um auf das Gespräch zu lauschen, das sich zwischen dem Kondukteur und dem Soldaten, der das Gesetz repräsentirt, entwickelte.

„Was sehe ich!“ rief der Postillon, „er war nicht so pfiffig wie wir, der Engländer von gestern. Da steht sein Wagen mit einem zerbrochenen Rade.“

Der Kapitän hatte den Kopf viel zu voll von dem Thun und Lassen des Herrn von Koreff, als daß er diese Worte nicht im Fluge hätte auffangen sollen. Er sprang leicht aus dem Wagen heraus, begann seine Unterhaltung damit, daß er ihm ein Fünffrankenstück in die Hand drückte, und dann gerade auf sein Ziel losging.

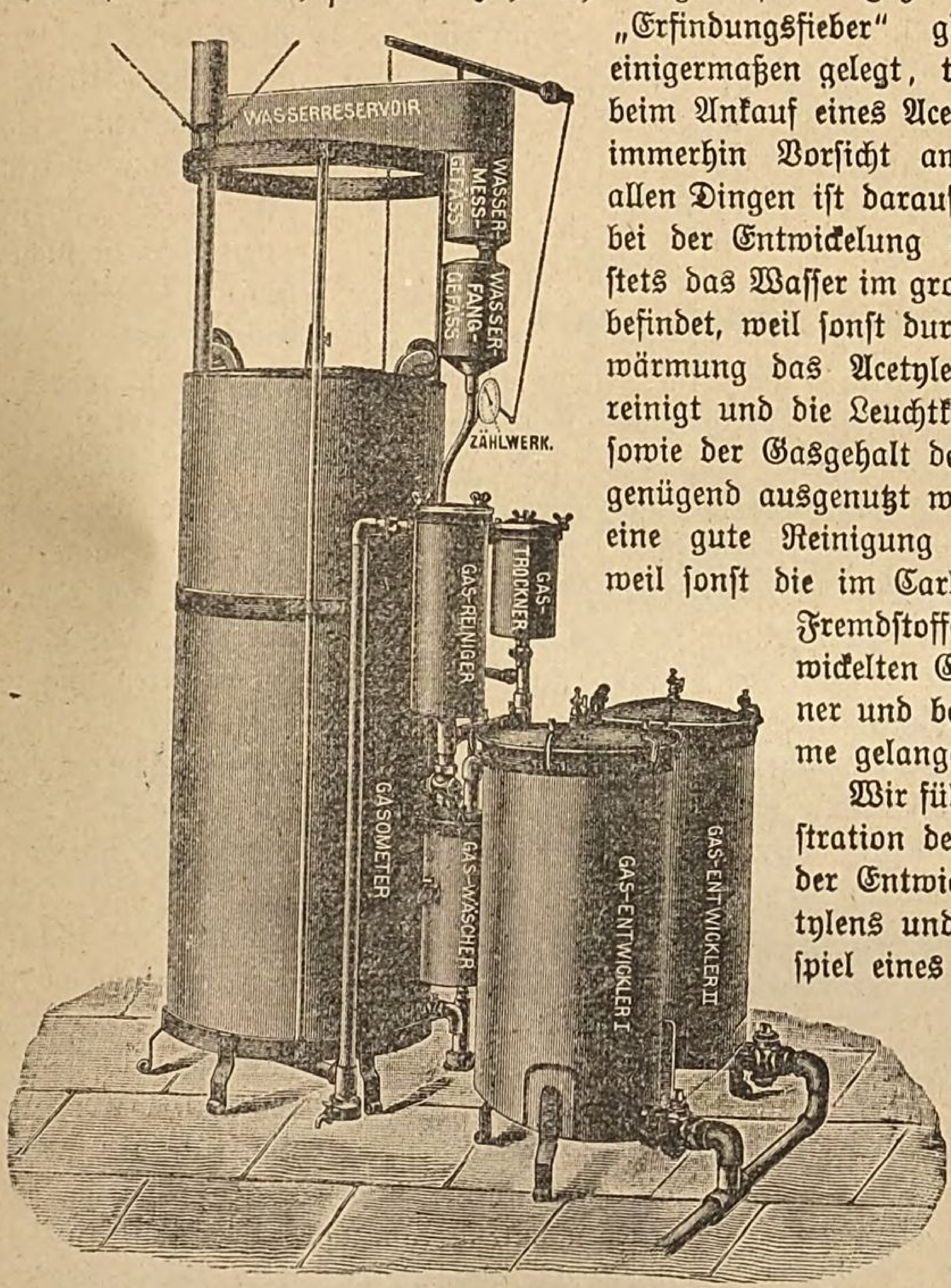
(Fortsetzung folgt.)

Das Acetylen.

Man sollte kaum glauben, daß neben den vielen Beleuchtungsarten, die gerade in letzter Zeit auf dem Markte erschienen sind, neben dem Petroleum, dem Gasglühlicht und der Elektrizität noch Raum für einen neuen Konkurrenten wäre, für das Acetylen, das vor Kurzem erst auf dem Plane erschienen ist. Und doch ist es diesem jüngsten Kinde der Beleuchtungsbranche in der kurzen Zeit seiner Existenz bereits gelungen, sich nicht nur Eingang zu verschaffen, sondern einen wahren Eroberungszug durch die ganze Welt zu machen. Tausende von Einzelanlagen sind allein in Deutschland im Betriebe, eine Reihe von Städten wendet das neue Licht zur Beleuchtung ihrer Straßen und öffentlichen Gebäude an oder ist im Begriff, dasselbe einzuführen — kurz, das Acetylen rangirt bereits neben den altbewährten Beleuchtungsmitteln, denen es in jeder Hinsicht gewachsen, in vielen Beziehungen sogar überlegen ist.

Diese überraschend schnelle Entwickelung hat das Acetylen vor Allem zwei Vorzügen zu verdanken: seiner Schönheit und Helligkeit und der Einfachheit seiner Herstellung. Die Farbe seiner Flamme ist rein weis, ohne röthlichen oder grünen Schein, es gibt die Farben genau wie das Sonnenlicht wieder und ist strahlend hell, ohne das Auge zu blenden. Dieselbe Menge Acetylen liefert 16mal soviel Licht als gewöhnliches Leuchtgas im Schnittbrenner und 4mal so viel als Auerlicht. Kommt dem Acetylen in dieser Beziehung schon kein künstliches Licht gleich, so ist dies noch mehr der Fall in Bezug auf die Gefahrlosigkeit und Leichtigkeit seiner Erzeugung. Eine Explosionsgefahr, wie sie Anfangs sehr gefürchtet wurde, ist thatsächlich nicht mehr vorhanden, als bei allen brennbaren Gasen, die Verbrennungsprodukte sind weit weniger zahlreich, eingeathmet wirkt es viel weniger giftig, als Steinkohlengas.

Seine Herstellung ist die denkbar einfachste: Calciumcarbid — das im Großen in zahlreichen Fabriken hergestellt wird — in geeigneten Apparaten mit Wasser zusammengebracht, liefert ohne Weiteres das fertige Gas, das nach Reinigung und Trocknung durch Röhren geleitet und in speillen Brennern verbrannt wird. Gerade diese Einfachheit der Herstellung hat Anfangs viele Unberufene verführt, sich mit der Konstruktion von Acetylen-Apparaten zu befassen und Experimente anzustellen, zu denen ihnen alle Vorkenntnisse fehlten. Die Folge waren zahlreiche Unglücksfälle. Jetzt hat sich dieses „Erfindungsfieber“ glücklicher Weise einigermaßen gelegt, trotzdem aber ist beim Ankauf eines Acetylen-Apparates immerhin Vorsicht am Platze. Vor allen Dingen ist darauf zu achten, daß bei der Entwickelung des Gases sich stets das Wasser im großen Ueberschusse befindet, weil sonst durch zu große Erwärmung das Acetylen stark verunreinigt und die Leuchtkraft geschwächt, sowie der Gasgehalt des Carbids nicht genügend ausgenutzt wird; ferner auf eine gute Reinigung des Acetylens, weil sonst die im Carbid enthaltenen Fremdstoffe mit dem entwickelten Gase in die Brenner und beleuchteten Räume gelangen.



Wir führen zur Illustration der Vorgänge bei der Entwicklung des Acetylens und um ein Beispiel eines guten Acetylen-Apparates zu zeigen, unseren Lesern in nebenstehender Abbildung den Acetylen-Apparat „Gloria“ einer großen Spezialfirma, der Acetylen-Apparate-Fabrik Hans Berger in Berlin NW., vor. Wie man sieht, stellt derselbe eine vollständige Gasanstalt im Kleinen vor; die Entwickler arbeiten völlig selbstthätig und zwar in der Weise, daß sie im gegebenen Momente ein bestimmtes Quantum Carbid mit einer fünfmal so großen abgemessenen Wassermenge überschwemmen. Der Apparat zeichnet sich durch seine solide Ausführung und die vorzügliche Gasreinigung vortheilhaft aus. Die ganze Anlage nimmt kaum den Raum eines größeren Schrankes ein und liefert genügend Gas zur Beleuchtung eines ganzen Hauses.

Der Preis des Acetylen ist schon jetzt, wo das Car-

bid noch etwas theuer ist, kein wesentlich höherer als der einer gleich hellen Petroleumbeleuchtung und bedeutend niedriger als der des elektrischen Lichtes; seine Anschaffung empfiehlt sich besonders in allen den Fällen, wo Leuchtgas, speziell in der billigen Anwendung des Auerlichtes, unerreichbar ist, also namentlich in kleinen Städten, auf dem Lande, in einzel stehenden Gebäuden und überseeischen Kolonien. Gerade hier wird das Acetylen, eben vermöge der Leichtigkeit seiner Herstellung und der Einfachheit des Betriebes, da es ja keine kostspieligen Bauten und Konstruktionen erfordert, sich mehr und mehr einführen und in diesem Sinne in der That das „Licht der Zukunft" werden.

Mannigfaltiges.

— Eine Miquel-Anekdote läuft gegenwärtig unter den preußischen Eisenbahnbeamten um. Der Finanzminister, so erzählt man sich, sollte auf einer Zwischenstation zwischen Breslau und Guben einsteigen. Ein hiervon unterrichteter Schaffner, der in Breslau abgelöst wurde, theilte es seinem Kollegen mit und verabredete mit ihm eine Theilung des Trinkgeldes. Kurz vor Abgang des Zuges von Breslau kam noch ein Herr, der ein Abtheil erster Klasse verlangte und möglichst allein zu fahren wünschte. Der Schaffner bedauerte, zwei von den drei Abtheilen seien bereits zum Theil besetzt und das dritte, noch leere, dem Herrn Finanzminister v. Miquel vorbehalten. „Der bin ich," entgegnete Herr v. Miquel, der sich entschlossen hatte, schon von Breslau aus den Zug zu benützen, und stieg ein. In Guben winkte der einsame Fahrgast seinen Schaffner an das Fenster, das er geöffnet hatte, und überreichte ihm etwas in einem Papierumschlage. Erfreut steckte der Schaffner das vermeintliche Trinkgeld ein, um es sich im Dienstabtheil näher anzusehen. Auch andere Beamte, die den Vorgang gesehen hatten, kamen neugierig herbei. Der Schaffner öffnete die Papierhülle und fand statt des erwarteten Trinkgeldes ein — Weißbrödchen, das nicht einmal belegt war. Der Fahrgast hatte sein — Frühstück mit ihm getheilt. Seitdem sind auch die Eisenbahnschaffner überzeugt, daß der Finanzminister ein sparsamer Herr ist.

— Die vielbeschäftigte Schlange. Folgendes Geschichtchen aus dem Leben Mark Twains finden wir in Wiener Blättern erzählt: Der amerikanische Humorist veranstaltete einmal eine Reihe von Vorträgen in Neuseeland. Eines Tages sprach er über die „Prohibition", das ist jenes Gesetz, das den Verkauf alkoholischer Getränke verbietet. Mark Twain erklärte zwar, daß er ein Anhänger dieser Maßregel sei, aber er mußte anerkennen, daß sie auch ihre unangenehmen Seiten habe, und gab als Beweis dessen Nachstehendes zum besten: Es sind mehrere Jahre her, daß ein braver Bursche aus dem Westen in eine Stadt kam, für die das Prohibitionsgesetz galt. Er fragte nach einem Wirthshaus, aber man sagte ihm, er werde nirgends wo anders etwas zu trinken bekommen, als bei dem Apotheker. Der brave Bursche ging also zum Apotheker und setzte diesem sein Verlangen auseinander. Der aber erklärte: „Ohne Rezept einer Arztes kann ich Ihnen kein Getränk verabfolgen." Der Unglückliche entgegnete: „Ich sterbe vor Durst und habe keine Zeit, einen Arzt zu suchen." „Dann kann ich Ihnen nicht helfen", lautete die Antwort, „ich darf alkoholische Getränke bloß in dringenden Fällen verabreichen und speziell nur, wenn Jemand von einer Giftschlange gebissen wurde." „Wo ist eine solche Schlange aufzutreiben?" fragte der vom Durst Gequälte. Der Apotheker gab ihm die Adresse und der Bursche eilte fort. Aber bald kam er wieder, Verzweiflung im Gesichte. „Nun?" rief der Apotheker. „Gnade!" jammerte der andere, „die Schlange kann nicht mehr beißen vor Ueberanstrengung und ist obendrein auf Wochen hinaus bestellt."

— Tsingtauer Deutsch. Die „Deutsch-asiatische Warte" erzählt: Ein deutscher Aufseher macht dem chinesischen Maurer etwas klar: Deutscher: Du, Scheini, hier abschlagen, dies finish. Chinese: A .... mei yu Hamme. D.: Was? Keinen Hammer? Da, hier, blendi! C.: Puh schy wo ti. D.: Nimm doch den! C.: No gusela. D.: Nicht gut? Very gusela! C.: Wo ti Hamme kapusela. D.: Was, kaput? Nimm doch diesen! C.: Ja, ja, Steine. D.: Hier, blendi Steine, oben darauf Steine! Du, Scheini, guck her! Hier alles finish, da alles mei yu! C.: Ja, ja, ja, finish mei yule.

— Aus Oesterreich. Der Obermeiner-Nazi is a ganz wüster Kerl! Schimpfen thut er wia a Rohrspatz und raufen is sein Hauptg'schäft! Wann er anen anpackt, dem bricht er glei d' Rippen entzwei! Mit einem Wort: er beherrscht die parlamentarischen Formen.

— Scherzfrage: „Vor was stehen die Frauen stets in Bewunderung versunken?" „Vor dem Spiegel."

Sinnspruch.

Ein tiefes, glühendes Gefühl, das die Gegenstände seiner Liebe mit ganzer Macht umfaßt, fordert das Glück der geliebten Wesen und eine unendliche Dauer dieses Gefühls. Es bedarf des Glaubens an die Güte der Allmacht und es trägt die Ahnung der Unsterblichkeit in sich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 49. Mittwoch, den 1. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
49 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist wohl der Wagen, den Du gestern gefahren hast?“

„Gewiß mein Herr, es kommen nicht oft solche durch diese Gegend. Das ist gearbeitet, ha! im Innern ein vollständiges Schlafzimmer.“

Indem Chateaubrun sich dem Wagen näherte, erkannte er in der That einen der Wagen, die eigens für lange Reisen gebaut werden, mit dem ausgesuchtesten Comfort im Innern.

„Nur ein kosmopolitischer Russe konnte sich solch ein verbessertes Vehikel bauen lassen,“ murmelte er, sich niederbückend, um die Federn zu betrachten.

Während dieser Inspektion hatte Sartilly Zeit gehabt, auszusteigen, und er kam in dem Augenblick an, als der Kapitän sagte: „Jetzt bin ich meiner Sache gewiß!“

Er hatte soeben auf einer der Büchsen der Achsen den Namen eines sehr bekannten Wiener Wagenfabrikanten gelesen.

„Sehen Sie hier mein Freund,“ sagte der Kapitän, ihm die Inschrift zeigend; „glauben Sie wohl, daß ich richtig gerathen habe, und daß es Herr von Koreff ist, der uns voraneilt.“

„Aber,“ warf Sartilly ein, „weil das Rad gebrochen ist, wird er die Reise nicht haben fortsetzen können.“

„O, mein Herr,“ sagte der Postillon, der bis zur nächsten Station fahren sollte, „dieser Engländer läßt sich durch solche Kleinigkeiten nicht stören.“

„Und wie hat er es gemacht, um nach diesem Unfall seine Reise fortsetzen zu können?“ fragte Chateaubrun.

„Mein Herr,“ erwiderte gefällig der Junge, der sehr wohl das Silberstück in die Hand seines Kameraden hatte gleiten sehen und der als echter Normane gleichen Verdienst suchte.

„Erzähle,“ sagte der Kapitän.

„Also ich war es, welcher den Engländer gestern fuhr, als das Hinterrad, nachdem wir eine halbe Stunde gefahren, brach. Er sprach mit seinem Diener in einer Sprache, die ich nicht verstand und sagte dann in richtigem Französisch zu mir: „Gibt es einen Wagen in diesem Dorfe zu kaufen?“ — O ja, habe ich ihm gesagt, da ist die alte Kutsche des Notars, aber er fordert dafür vierzig Pistolen, und es sind nun beinahe fünfzehn Jahre her, daß er sie von dem Jahrmarkt von Cajenne mitbrachte. — „Sechzig Franken für Dich, wenn Du den Wagen innerhalb einer Stunde bringst,“ hat er mir darauf gesagt, „mein Bedienter wird mit Dir gehen und ich werde Dich hier erwarten —“

„Sie können sich denken, daß ich lief, und war da nicht dieser Notar —“

„Sehr gut, ich verstehe,“ unterbrach ihn der Kapitän, dem es darum zu thun war, keine Zeit zu verlieren, „aber wie hat das geendet?“

„Es hat damit geendet, daß der Mylord die Kutsche und ich die sechzig Franken erhielt.“

„Und er setzte die Reise mit Postpferden fort?“

„Ja, und rasch, ich versichere Sie, er bezahlt genug um jedes Mal vier Stunden in einer Stunde zu machen, und ich wette, daß er bereits über St. Hilaire hinaus ist.“

Chateaubrun und Sartilly blickten einander bestürzt an, der Vicomte besonders konnte seine Erregung nicht mehr verbergen und der Kapitän, der es für überflüssig hielt, die Dorfbewohner in seine Geheimnisse einzuweihen, ergriff ihn am Arm und zog ihn nach der Eilpost.

„Warum verzweifeln? sagte er zu ihm leise; „gestern Früh, als wir den 7. Band noch nicht besaßen, war die Situation ungleich schlimmer.“

„Einsteigen, meine Herren,“ rief der Condukteur, der soeben seinen Bericht an den Gendarm beendet hatte, „wir haben bereits vierunddreißig Minuten Verspätung mit diesen Geschichten.“

„Nun?“ fragte der Kapitän, in den Wagen kletternd, „und unsere Diebe.“

„Ich habe den Brigadier benachrichtigen lassen und habe zur Aufnahme des Prozesses Ihre Namen an-

gegeben. Der Gendarm meint, es seien Leute eines kleinen, drei Stunden von hier gelegenen Landstriches, die wegen dem Brodpreise im Aufstand sind. Vorwärts, Codet, fahre gut zu, ich bezahle einen Schnaps bei der Ankunft."

„Ich schlage das nicht aus, und mein Tag fängt nicht schlecht an," sagte der Postillon, auf seinen Sitz kletternd, nicht ohne im Vorübersteigen in das Coupee hinein den Reisenden grüßend, der ihm die fünf Franken geschenkt.

„Sag doch," rief ihm Sartilly noch durch das Fenster zu, „hat er seinen Bediensteten mitgenommen, der Mylord?"

„Natürlich! einen Kleinen, der noch ganz jung, aber doch bereits äußerst raffinirt ist, wie ein Affe," antwortete der Normanne.

Während dieser ganzen, außerhalb geführten Unterhaltung hatte der Seemann sich nicht gerührt. Er schien ganz der Mann dazu, durch ganz Frankreich zu reisen, ohne aus dem Wagen zu steigen und den Mund zu öffnen. Chateaubrun gelangte dazu, diesen sonderbaren Reisegesellschafter wie ein Kollis zu betrachten, um das man sich nicht weiter zu bekümmern braucht.

Der scharfsichtige Kapitän hatte übrigens für den Augenblick andere Gedanken, die ihm den Kopf zerbrachen. Er bezweifelte nicht mehr, daß Koreff ihnen vorausgeeilt war, und daß Toby an der Expedition theilnehme. Die Hauptfrage war nun die, zu wissen, ob der Russe den Vorsprung beibehalten und wie er denselben auszunützen verstand.

Sartilly hielt, seitdem er das Gespräch auf der letzten Station vernommen hatte, Alles für verloren und verfiel in die vollständigste Apathie. Unbeweglich und düster rollten in seinem Kopfe die schwärzesten Gedanken und er gefiel sich in dieser Art wilden Genusses, die fast immer der Mensch empfindet, der sich auf dem höchsten Gipfel des Unglücks zu befinden glaubt; die physische Erschlaffung folgte schließlich dem moralischen Schmerz und der Vicomte verfiel in festen Schlaf.

Als der Kapitän erwachte, war er erstaunt, zu bemerken, daß der Tag bereits zur Neige ging. Morgens in aller Frühe war er eingeschlummert und er konnte sich nicht vorstellen, daß er zwölf Stunden anhaltend geschlafen habe. Er mußte es sich jedoch gestehen, als er die untergehende Sonne bemerkte. Ausnahmsweise erstiegen die Pferde einen steilen Abhang im Schritt, und der Condukteur ging rauchend neben ihnen.

„Wo sind wir?" rief er dem Condukteur durch das geöffnete Fenster zu.

Der Condukteur kam mit Eile heran.

„Sie werden bald anlangen meine Herren," sagte er, höflich grüßend. „Wollen Sie immer noch vo Pontorson aussteigen?"

„Werden wir bald an der Baracke sein, wo die Pferde gewechselt werden?"

„In zwanzig Minuten, höchstens einer halben Stunde."

Der Kapitän hielt es für gut, in Gegenwart seines Reisegefährten nicht zu viele Erklärungen zu verlangen und begnügte sich, zu sagen: „Ja."

„Ich werde Sie an den Stalljungen empfehlen," sagte freundlich der Condukteur, der sein Trinkgeld nicht aus den Augen ließ.

Hier hatte der Postwagen die Höhe erreicht, und ein eigenthümliches Panorama entrollte sich vor den Blicken Chateaubruns. Die Fluth war hoch. Eine ruhige und graue Wasserfläche dehnte sich bis an den durch eine Linie geschlossenen Horizont aus.

Es war absolut nichts dem Meer ähnliches in dieser Bai, und man begriff sofort, daß das Meer hier nur vorübergehend verweilte. Der Ozean schien sich in die Felder verirrt zu haben.

„Hier ist der Mont St. Michel," sagte der Condukteur gefällig, auf den monumentalen Felsen deutend.

„Und jene andere schwarze Insel?" fragte der Kapitän, dessen Gedanken ganz anderwärts weilten, als bei dem gothischen Bauwerk.

„Das ist Tomblaine," rief der Condukteur, der bereits auf seinen Sitz geklettert war.

Der Postillon schwang die Peitsche über die Pferde, die alsobald ihren Galopp wieder aufnahmen und bei der nächsten Biegung war das ganze Bild verschwunden.

Die Unterhaltung des Kapitäns hatte Sartilly aufgeweckt. Er hatte seinem Freunde einen bedeutsamen Blick zugeworfen, und er begann bereits all die kleinen Vorbereitungen, die dem Aussteigen vorhergehen. Der fortwährend stumme Seemann blickte gleichgiltig auf die Brombeerhecken am Rande der Straße. Chateaubrun hielt den Augenblick für geeignet, einen letzten Versuch zu machen, um ein Gespräch in Gang zu bringen und dem geheimnißvollen Fremden die Zunge zu lösen.

„Mein Herr," sprach er in leichtem, aber vollkommen höflichem Tone, „ich bedaure, Sie noch einmal mit einem Gespräche zu belästigen, aber bevor wir scheiden, will ich Ihnen meinen Dank abstatten für die kräftige Hilfe, die Sie uns in der Nacht geleistet haben. Mein Freund, der Vicomte von Sartilly, und ich, Kapitän von Chateaubrun, hoffen, Sie wiederzusehen, denn wir gehören allem Anschein nach alle drei der guten Gesellschaft an."

(Fortsetzung folgt.)

Der Spielteufel.

Der frühzeitige und traurige Tod des jugendlichen Thronerben von Coburg-Gotha zieht mit zwingender Gewalt die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal auf einen dunklen Punkt in der Lebensführung unserer sogenannten „besseren Kreise", dessen Gefährlichkeit und Gemeinschädlichkeit der Kaiser längst mit klarem Blick erkannt hat, auf das demoralisirende Glücksspiel. Der Monarch ist, wie überhaupt kein Kopfhänger, so auch durchaus kein Feind eines harmlosen Kartenspiels, er „drischt" vielmehr seinen Skat, wie wir unsern „Haferltarok", aber er spielt nicht hoch und verlangt, daß auch seine Umgebung sich danach richtet. So hat er es schon als „Prinz Wilhelm" gehalten; und für den Erbprinzen Alfred wäre es ein Glück gewesen, wenn diese Anschauungen auch nach dem „Avancement" Wilhelm II. in Berlin und Potsdam die herrschenden geblieben wären.

Leider war dem nicht so, sondern der junge Herr, der vorher zu Hause und auch noch in München von seinem Mentor Rolffs sehr strenge gehalten worden war, gerieth in Potsdam in eine Gesellschaft, die unter stolzen Adelstiteln und glänzenden Uniformen die schwärzeste Korruption verbarg und sich mit Haut und Haar dem Spielteufel verschrieben hatte. Manche hoffnungsvolle Existenz ist da elend zu Grunde gegangen, manche ehrenwerthe Familie in Trauer und Unglück gestürzt worden. Aber es scheint nichts geschehen zu sein, bis sich auch der Erbe eines deutschen Thrones rettungslos in die Netze der Berufsspieler verwickelt hatte.

Der Erbprinz von Coburg-Gotha soll eine Million Lehrgeld bezahlt oder — schuldig geblieben sein; jedenfalls aber hat er seine Unerfahrenheit mit seiner Gesundheit, seinem Leben gebüßt. Wenn auch Dr. Sigls Andeutung, welche den unerwarteten Tod des Prinzen Alfred mit neuerlichen Verhaftungen von Spielern in Berlin in direkten Zusammenhang bringt, wahrscheinlich ganz aus der Luft gegriffen und die Mähr, er habe schon s. Z. in Potsdam Hand an sich selbst und damit den Keim des Todes in sich selbst gelegt, unbeglaubigt ist, so läßt sich doch die Thatsache nicht leugnen, daß der Prinz sein neues Kommando in Darmstadt wegen Erschütterung seiner Gesundheit gar nicht angetreten hat, daß er in seiner Heimath als trauriger Schatten seiner selbst Monate lang herumgeschlichen und schließlich einsam und elend in der Fremde gestorben ist.

Nun freilich wird dem Spielteufel zu Leibe gegangen, aber auch nur, weil der Kaiser dahinterher ist. Ein paar Rädelsführer sind hinter schwedische Gardinen gesteckt worden und dem übrigen Troß der Verführer und Verführten wird die Hölle heiß gemacht. In der Budgetkommission des Reichstags hat der nationalliberale Abgeordnete Bassermann in dankenswerther Weise die alte Spieleraffaire von Hannover und die neue vom Zentralhotel in Berlin zur Sprache gebracht und gemeint, die Kommandeure müßten derlei zu verhindern wissen.

Leider hat die Antwort des Kriegsministers v. Goßler wenig befriedigen können. Zwar hat er erklärt, Offiziere, deren Verschulden nachweisbar sei, würden vom Kaiser streng bestraft, ohne Rücksicht auf die Familie. Das Spiel in Offizierskreisen habe thatsächlich abgenommen. Leider sei die Versuchung sehr groß. Das Spiel sei ein Krebsschaden, der sehr schwer zu bekämpfen sei. An maßgebender Stelle sei auch erwogen worden, wie man den Geldanerbietungen an Offiziere entgegenwirken könne. Diese Anerbieten seien oft geradezu schamlos. In den Offizierskasinos werde fast nicht gespielt, aber sogar aus dem Ausland werde den jungen Offizieren Geld angeboten, um sie zum Spiel zu verleiten. Ja sogar mit Geld versehene Frauenzimmer würden aus dem Auslande geschickt, um die Offiziere zum Spiel zu verlocken. Die Militärverwaltung habe dafür bestimmte Anzeichen und Vermuthungen. Er unterschätze den Ernst der Sache gewiß nicht, aber leider lasse ihn in diesem Kampfe die Strafgesetzgebung im Stich. Am Ernst in der Bekämpfung des Spielwesens fehle es der Militärverwaltung nicht.

Dieser Ernst scheint aber doch nicht ganz so grimmig, wie er manchmal in diesen Kreisen aus viel geringfügigeren Ursachen auftritt. Mit Recht weist die „Köln. Ztg." darauf hin, daß nach der hannover'schen Spielergeschichte dieselben Erklärungen abgegeben wurden und daß wir uns trotzdem jetzt wieder mit neuen Spielergeschichtchen zu beschäftigen haben. Die Militärgerichte sind bei der hannover'schen Angelegenheit im Allgemeinen mit der erforderlichen Schärfe eingeschritten und haben die Mehrzahl der Spieler aus der Armee entfernt. Eben diese Spieler müssen aber später doch den Eindruck erhalten haben, daß man ihre Verfehlungen nicht gar so schwer auffasse, da man sie nach kurzer Zeit wieder in der Armee angestellt hat. Das rheinische Blatt glaubt sogar, daß alle damals verurtheilten und aus der Armee verstoßenen Spieler mit einer einzigen Ausnahme heute wieder die Epauletten tragen.

Anläßlich des hannover'schen Falles hat der Kaiser Gelegenheit genommen, innerhalb der Kreise der Offizierkorps seine unzweideutig verurtheilende Stellung in schärfster Weise auszusprechen, ohne damit den Erfolg zu erzielen, auf den er bei der Stellung des Kriegsherrn zu seinen Offizieren unbedingt rechnen konnte. Es scheint das sehr beklagenswerth, und es darf wohl nicht

damit entschuldigt werden, daß die Spielwuth stets ein altes germanisches Laster gewesen sei. Wenn die alten Germanen zur Zeit des Tacitus alles verspielten, was sie besaßen und nicht besaßen, so ist das noch kein Grund, daß die jungen Germanen am Ende des 19. Jahrhunderts das nun auch thun dürfen.

Bei der ungeheuren Gewalt, die den Kommandobehörden über die Offiziere zusteht, kann und muß man verlangen, daß sie dem Spielunfug ein Ende machen. Bei unerbittlichem und folgerichtigem Vorgehen, namentlich wenn man auf die Regiments-Kommandeure den nöthigen Druck ausübt, ist das möglich. Die Zahl der Opfer, die das Spiel fordert, ist viel bedeutender, als man annimmt. Nur bei sogenannten großen Spielergeschichten erfährt das Publikum, was vorgegangen ist; von den vielen Offizieren, die als Opfer des Spieles ohne Sang und Klang die Armee verlassen müssen, nachdem sie vorher ihre Eltern ganz oder theilweise zu Grunde gerichtet haben, davon erfährt man nichts. Die Sache ist ernst genug, um hier ein Vorgehen mit voller Schärfe zu fordern. Statt dessen hebt man die verfügten Strafen wieder auf und sucht für den öffentlichen Unwillen Blitzableiter in den „Geldgebern" und „mit Geld versehenen Frauenzimmern aus dem Auslande".

Wenn der Kriegsminister sich einbildet, das Ausland lasse es sich einen Posten Geld kosten, ein paar Leutnants zu korrumpiren, so ist das eine Phantasie, um Die ihn der französische Generalstab beneiden könnte. die Erklärung ist viel einfacher: „Wo Aas ist, da versammeln sich die Geier." Man kann das auf allen Rennplätzen sehen. Venus, Merkur und Mars haben sich schon in den ältesten Zeiten zusammengefunden. Müheloser, rascher Gewinn verlockt zum Leichtsinn. An den Verlust denkt man erst nicht. Und tritt er auch ein, so gibt es in den „vornehmen" Regimentern immer junge Herren, die so vorsichtig in der Wahl ihrer Eltern waren oder so viel Heirathsgut ihrer Schwestern verpuffen können, daß sie bei den schwersten Schicksalsschlägen nicht mit der Wimper zu zucken brauchen. Das gilt dann für großartig und jeder Leutnant mit ein paar hundert Mark Zulage meint es diesen Matadoren nachmachen zu müssen. Da liegt der Hase im Pfeffer. Würde das Hazardspiel von unserer guten Gesellschaft nicht mehr für „standesgemäß", sondern für infamirend oder wenigstens diffamirend angesehen, so wäre der Spielteufel im Handumdrehen ausgetrieben.

Mannigfaltiges.

— Heitere Zeitungsschau. Die „Steglitze Zeitung" (Nr. 25) schreibt: „Bei der Festtafel im Schloss zu Detmold aus Anlaß des Geburtstages des Kaiser hielt Se. Exzellenz der Grafregent von Lippe folgend beachtenswerthe Rede." Danach scheint der Graf jetzt de verhältnißmäßig bescheidenen Titel „Exzellenz" angenommen zu haben. — In Bezug auf das Geschick de armen Kaisers von China hat der „Freiburger Bote (Nr. 15) ausfindig gemacht: „In einem auf der Mitt eines Sees befindlichen Teiche wird der unglücklich „Sohn des Himmels" thatsächlich gefangen gehalten. Man kann sich das eigentlich gar nicht vorstellen, abe um so entsetzlicher ist es.

— Unbewußt. In einem Dorfe hatten sich öfter Bettler herumgetrieben. Eine dort eben anwesende ge richtliche Kommission bemerkte mehrere Leute und beauf tragte sogleich den Ortsvorsteher, im wiederholten Fall beim Landgerichte Anzeige zu erstatten, und wenn nicht wenigstens binnen acht Tagen eine „Fehlanzeige" z machen. Der Vorsteher machte nun folgenden Bericht Seitdem eine hohe landgerichtliche Kommission hie war, hat sich sonst weiter kein Gesindel mehr sehe lassen.

— Ein sinniges Andenken. Eine in Indien wohnende Engländerin empfängt den Besuch eine Freundin. Sie führt ihren Gast im Hause umher un zeigt und erklärt alles. Im Salon sieht die Fremd mit Entsetzen einen ausgestopften Tigerkopf auf den Tische stehen und ruft: „Mein Gott, wie könne Sie dieses schreckliche Ding hier dulden?" Die ander führt das Taschentuch an die Augen und erwider wehmüthig: „Ach, dies ist ein theures Andenken! Das ist der Kopf des Tigers, der meinen arme Mann gefressen hat!"

Denksprüche.

An Himmels Höh'n
Die Sterne geh'n
In fester stiller Bahn;
Der Mensch, das schwache Kind der Zeit,
Blickt zu der ew'gen Herrlichkeit
Mit glaubensvollem Trost hinan.

Durch Wolken bricht
Der Hoffnung Licht
Zur Erdenwelt herab;
Wer's aufnahm in sein frommes Herz,
Der wandelt ohne Furcht und Schmerz
Mit Gottvertrau'n zum stillen Grab.

Mahlmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailand'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 50. Donnerstag, den 2. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
49 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Diese Art, seinen Namen und Stand anzugeben, schien dem Seemann nur mittelmäßig zu behagen, der darauf eine abweichende Antwort gab.

„Ich komme nur selten nach Paris und besuche die Gesellschaften noch seltener," sprach er mit einigem Zögern; indessen, meine Herren, werde ich mich glücklich schätzen, Sie wieder zu treffen."

„Wir steigen an der nächsten Station aus," sprach der Kapitän, „treffen wir uns vielleicht auf dem Mont St. Michel?"

Die etwas zu direkte Frage war ohne Zweifel nicht nach dem Geschmack des Marineoffiziers, denn er gab dem Gespräch sofort eine andere Wendung und begann von den Ereignissen der Nacht zu sprechen. Chateaubrun ließ die Unterhaltung fallen, und überließ sich Jedermann wieder seinen eigenen Gedanken.

Der entscheidende Augenblick nahte. Nachdem sie eine Reihe von Steigungen und Abhängen zurückgelegt, hatte der Postwagen endlich den Gipfel einer ziemlich langen und steilen Höhe erreicht. Ein aus etwa zwanzig mit Stroh gedeckten Häusern bestehender Weiler bedeckte ein Plateau von geringer Ausdehnung; darauf ging es wieder bergab, um eine halbe Stunde weiter sich wieder zu erheben. Auf der gegenüberliegenden Steigung glaubte Chateaubrun, der ein ausgezeichnet scharfes Gesicht hatte, die Bewegung von Männern und Pferden wahrzunehmen. Der Tag neigte sich bereits stark, aber die Gruppe hob sich wie ein schwarzer Punkt auf der weißen Landstraße ab.

„Dies ist die Station," sagte Chateaubrun.

„Ich kenne die Gegend etwas," antwortete Sartilly, „und ich glaube, daß wir irgendwo ein Nachlager finden werden."

Der Kapitän hatte sich nicht getäuscht, es waren richtig die Postpferde, die auf der Landstraße warteten. Die Pferde der Eilpost, die den Stall witterten, legten die Entfernung in nur wenigen Augenblicken nach dort zurück und standen, bei ihren Stellvertretern angelangt, von selbst stille.

„Wir sind am Ziele, meine Herren," rief der Condukteur, zur Erde springend, um den Kasten zu öffnen, worin sich die Effekten der beiden Reisenden befanden.

Der Seemann blickte mit einer gewissen Aufmerksamkeit um sich, ohne jedoch den Mund zu öffnen.

Man begrüßte sich einfach.

„Heda! Jean," rief der Condukteur, sich an einen etwa zwanzig Jahre alten Burschen wendend, „hier sind zwei Herren, die auf den Mont St. Michel wollen? willst Du sie führen?"

„Warum nicht," sagte der Bauer, „aber doch diese Nacht nicht, die Wässer sind ausgetreten."

„Gut, Du wirst das mit den Herren ordnen, Du wirst gut bezahlt werden," fügte leise der Condukteur hinzu, der eben ein gutes Trinkgeld einsteckte.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte er laut, „wenn man in Paris ein Zeugniß verlangt über die Geschichte dieser Nacht, so hoffe ich, die Herren werden die Güte haben, mir das Ihrige nicht zu verweigern."

„Keinesfalls," sagte Sartilly.

Eine Minute später eilte die Post weiter, und die beiden Freunde blieben allein zurück mit dem Postillon der letzten Station und dem jungen Kerl, der sie mit seinem dummen Gesicht angaffte.

„Wo befinden wir uns hier?" sagte Chateaubrun zu dem letzteren.

„Bei Bois Chicot," antwortete der Bauer, auf große Eschen-Alleen auf der anderen Seite der Straße deutend.

„Ist es ein Flecken, ein Dorf, oder was sonst?"

„O, nein, der Flecken liegt eine halbe Stunde von hier."

„Dann ist es ein Schloß," erwiderte Chateaubrun, „und Du wirst uns dahin führen, wir werden schon Jemand treffen, mit dem wir sprechen können."

„Ja sehen Sie, im Winter ist Niemand dort, als

der Gärtner," sagte der Bauer, seine Kappe zwischen den Fingern drehend.

„Dann laß uns etwas Anderes suchen. Ist's weit bis zum Mont St. Michel?"

„Es ist gut ein und eine halbe Stunde zur Küste und dann eine gute Stunde bis zum Berg."

„Das ist nicht das Interessanteste, was wir jetzt zu wissen brauchen," sagte Sartilly, der den Augenblick gekommen glaubte, wo er das Wort ergreifen mußte. „Um welche Stunde ist die Fluth diesen Abend."

„Um sieben Uhr," antwortete der Bauer, ohne zu zögern. Heute hat sie ihren höchsten Punkt."

„Folglich wird in der Nacht gegen 1 Uhr wieder Ebbe sein?" erwiderte Sartilly.

„Jawohl, aber es wird Sie Niemand bei einer Fluth wie die gegenwärtige zum Berg führen, bevor es Tag ist."

„Um welche Zeit wird man morgen Früh hingehen können?"

„Man könnte so gegen Mittag auf dem Berge ankommen, man müßte aber dann sehr zeitig an der Küste sein, um dem zurücktretenden Wasser folgen zu können."

„Gibt es ein Wirthshaus an der Küste?" fragte der Kapitän.

Der Bursche lachte herzlich und sagte:

„Die Hütte der Grenzwächter."

„Grenzwächter! das geht ja köstlich!" rief Chateaubrun aus. „Wenn Du uns noch diesen Abend hinbringen wirst, so erhälst Du 20 Franken."

Der Bursche kratzte sich hinter den Ohren und schien sehr lüstern auf den Empfang der Belohnung, die seine weitgehendsten Träume hoch überstieg und doch zögerte er und sagte schließlich:

„Wir werden keinen Mondschein haben und die Wege sind schlecht."

„Wie, ein großer Kerl wie Du fürchtet sich, bei Nacht zu marschiren? Vorwärts!"

Die Geldgier trug den Sieg davon, und der Normanne begann die Felleisen seiner improvisirten Herren in den Schuppen zu schleppen, der ihm und seinen Pferden zum Logis diente. —

„Was halten sie von meiner Idee?" fragte Chateaubrun seinen Freund."

„Es ist die einzig ausführbare. Wenn wir heute an der Küste übernachten, können wir zwischen den beiden Fluthen des Tages nach Tomblaine und wieder zurückkommen."

„Sehr gut. Verfehlen wir die Gelegenheit nicht. Koreff kann nicht weit sein. Mir scheint es, ich rieche ihn."

Der Führer wartete auf der Landstraße.

Die Nacht war völlig hereingebrochen, der Himmel war schwarz wie Tinte, und der Wind blies heftig aus dem Westen.

„Laßt uns gehen," sagte Chateaubrun, munter mit seinem Stock ein Rad schlagend.

Sartilly, immer düster, folgte ihm, die Worte murmelnd:

„Wenn wir nur zur rechten Zeit ankommen!"

Der Führer hatte einen Pfad eingeschlagen, der auf der entgegengesetzten Seite der Landstraße seinen Anfang nahm. Man konnte keine zehn Schritte vor sich sehen und unsere Reisenden schritten vorwärts, ohne überhaupt zu sehen, wohin sie den Fuß setzten. Bald merkte der Kapitän, daß er im Koth marschirte, und Sartilly stieß gegen einen dicken Stein.

„Sag doch, Junge," rief Chateaubrun, wo führst Du uns hin?"

„Wir sind auf dem richtigen Weg," sagte der junge Führer, über die Interpellation sehr erstaunt.

„Wie so, auf dem Weg? wir sind in einem Schlammgraben!"

„Ach, meine Herren, man hat den Kies noch nicht angefahren, um den Weg zu verkiesen, und es hat diesen Winter soviel geregnet."

„Sie kennen dieses Land nicht, mein Freund," sagte Sartilly, der einigermaßen die traurigen Wege der Bretagne kannte; „sorgen wir, daß wir vorwärts kommen."

Es war dies indessen keine leichte Sache, und man mußte die Hohlwege jener Gegenden zu der Zeit gekannt haben, um sich die Lage zweier Pariser, auf diesen kothigen Pfaden vorwärts schreitend, recht vorstellen zu können.

So entschlossen die beiden Freunde auch waren, so waren sie doch nicht im Stande, lange gegen die Schwierigkeit eines solchen Terrains anzukämpfen. Nach Verlauf einer halben Stunde mußten sie sich gestehen, daß sie nicht mehr weiter konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Weibliche Bauernfänger in Berlin.

Wie wenige unserer kauflustigen Hausfrauen haben wohl eine Ahnung von der Existenz der weiblichen Bauernfängerinnen, denen sie gar leicht aus dem einen einfachen Grunde auf den Leim gehen, weil sie gute Hausfrauen sind und — sparen, das heißt billig einkaufen wollen, was nur in den seltensten Fällen dasselbe ist. Wie viele fallen diesen Gaunerinnen zum Opfer, ohne

sich dessen bewußt zu werden, daß sie auf schnödeste Weise „reingelegt" worden sind. Und wie einfach wird dies gemacht. Da existirt beispielsweise in der W.-Straße ein Konfektionsgeschäft oder in der S.-Straße eine Handlung mit Seidenresten oder in der X.-Straße irgend ein anderes Geschäft, das sich auf reelle Weise keine Kunden verschaffen kann und sich nur seine speziellen Schlepperinnen hält.

Genau so wie der Bauernfänger, der Spieler seine Opfer am Bahnhofe in Empfang nimmt, genau ebenso suchen diese Schlepperinnen ihre Opfer in den belebtesten Geschäftsstraßen, der Leipziger, Kommandanten-, Friedrichstraße. Am meisten haben die Konfektionsgeschäfte in dieser Gegend unter der Thätigkeit dieser Weiber zu leiden, jedoch arbeiten diese auch in allen anderen Artikeln.

Wie aber wird nun gearbeitet?

Steht da z. B. am Schaufenster eine Dame, der man auf einige 100 Schritt die Provinzlerche ansieht. Sie mustert die ausgelegten Waaren des Geschäftes. Nehmen wir an, es sei ein Konfektionsgeschäft. Da sie in Berlin unbekannt, weiß sie nicht, ob sie sich hineinwagen soll oder nicht. Wintergarderobe hat sie ja nöthig, darauf läßt sich mit Leichtigkeit aus ihrem leichten Jaquet oder Mantel schließen. Beinahe ist sie entschlossen, hineinzugehen, da hört sie plötzlich neben sich sprechen. Zwei Damen stehen neben ihr, scheinbar aus den besten Bürgerkreisen. „Nein," hört sie die Eine sagen, „sieh nur mal die furchtbar hohen Preise! Na ja, hier muß man aber auch die Ladenmiethe mitbezahlen."

„Ja," meinte dann die Zweite, „d'rum geh' ich auch niemals hierher, fällt mir ja gar nicht ein; wir gehen wieder dort hin, wo ich vor vier Jahren mein Jaquet hier gekauft habe; das ist ja noch ganz so wie neu." Neugierig hört unsere biedere Hausfrau da zu und läßt sich zu einer Frage hinreißen, und ist zu schüchtern dazu, dann helfen ihr die Beiden schon darüber hinweg. Einmal im Gespräch, ist unsere biedere Käuferin froh, zwei so geschäftskundigen Frauen begegnet zu sein.

Nun wird natürlich von allen Dreien über die hohen Preise, über Sparsamkeit 2c. und über die Gefahr, in Berlin „reinzufallen," disputirt. Im Eifer des Gespräches hat unsere biedere Dame gar nicht gemerkt, daß sie langsam aus der Leipziger in die Wallstraße bugsirt worden ist. Vor einem Geschäfte in dieser Straße wird nun der Betreffenden klar gemacht, wie enorm viel billiger sie hier kaufe. Sie solle nun einmal mit hinein kommen und zusehen, was die beiden Damen da kaufen. Frauen kaufen so gern recht billig, also mit hinein.

Hier kauft nun jede der beiden Schlepperinnen irgend einen Gegenstand für sich, ohne jedoch dabei auch nur einen Augenblick ihre Opfer zu vergessen. Schneller, als unsere biedere Provinzlerin, sind sie mit ihrem Scheinkauf fertig, und helfen nun ihrer neuen Bekannten beim Kaufe. Das heißt, sie helfen dem Verkäufer oder der Verkäuferin so lange, bis der Zweck erreicht ist, der Kauf also perfekt ist.

Mit der neuen Bekanntschaft verlassen die beiden Bauernfängerinnen nun den Laden, erklären aber schon in der nächsten Straße, daß sie eilen müßten, um zum Zuge zurecht zu kommen. Sie verabschieden sich und kehren schleunigst nach dem Geschäft zurück. Hier geben sie die gekauften Gegenstände zurück, erhalten natürlich den erlegten Kaufpreis wieder und streichen die Provision für das vermittelte Geschäft ein. Dann geht es wieder aus auf den Fang.

Der Gewinn, der für diese Bauernfängerinnen abfällt, ist nicht unerheblich, da er selten oder nie weniger als 10 Prozent der Kaufsumme ausmacht und öfter noch viel höher ist.

Daß dies Geschäft florirt, beweist die Thatsache, daß nicht weniger als zehn solcher „Damen" den in der Leipziger-, Friedrich- und Kommandantenstraße wohnenden Inhabern von Konfektionsgeschäften bekannt sind.

Leider gibt es, schreibt die „Berl. Morgenpost", gegen dieses Treiben keine gesetzliche Handhabe, da jeder Geschäftsmann erst einen thatsächlichen Schaden nachweisen, d. h. den Beweis liefern muß, daß die Kundin bei ihm wirklich kaufen wollte und nur durch die Schlepperin verleitet wurde, wo anders zu kaufen. Ebenso muß er nachweisen können, daß die Schlepperin nur aus eigennützigen Motiven gehandelt habe, d. h. daß sie wirklich für das Zuführen der Käuferinnen Provision bekommt.

Die Geschäftshyänen rekrutiren sich aus verbrauchten Verkäuferinnen, früheren Halbweltdamen und dergleichen Existenzen. Die älteste und erfahrenste ist jedenfalls eine Frau M., deren Mann im Nordosten in einem der dortigen Brauereilokale Oberkellner ist. Ihr ebenbürtig ist ein Fräulein S., die einst einem galanteren Beruf huldigte.

Lukrativ ist, wie schon bemerkt, die Thätigkeit in jedem Fall. Ein Konfektionsgeschäft gibt seinen Schlepperinnen 10 Prozent und mehr vom Einkaufspreis, und außerdem bekommen sie zu jeder Jahreszeit einen passenden Bekleidungsgegenstand nach ihrer Wahl, der für die Saison paßt; es muß also die Thätigkeit dieser weiblichen Bauernfänger auch für die Inhaber des Geschäfts sehr gewinnbringend sein, denn andernfalls würde er nicht so viel an sie wenden.

Erstaunlich hohe Provisionen zahlt auch ein bekanntes Seiden-Rester-Geschäft und zwar per Meter 50 Pf. bis 1 M., je nachdem sich die Preise der verkauften Waare stellen. Bei 3 M. per Meter 50 Pf., bei 4 M. per Meter 75 Pf., bei 5 Mark per Meter 1 M. Wer da schließlich bluten muß, ist klar, dennoch aber folgen viele, ach so viele unserer Hausfrauen diesen mit raffinirter Schlauheit arbeitenden Hyänen zu ihrem und der reellen Kaufleute Schaden. Und was kann der reelle Geschäfts-Inhaber, der nicht mit verwerflichen Mitteln arbeitet, gegen das Schlepperinnen-Unwesen thun? Nichts, leider rein gar nichts! Denn trotz aller Wachsamkeit der Geschäftsinhaber und ihres Personals ist es den Schlepperinnen bei dem Andrange in der Hochsaison ein Leichtes, ihr schmutziges Gewerbe auszuüben, denn wo Eine von ihnen erkannt und gebührend abgefertigt wird, da finden sich Andere, die für sie in die Bresche springen und die es schließlich doch fertig bringen, ihr Opfer zu umgarnen. (Conf.)

Mannigfaltiges.

— Auf der Fuchsjagd. Das Wiener Fremdenblatt berichtet über ein soeben in London erschienenes Buch „Elizabeth, Empress of Austria. A Memoir.“ By A. De Burgh und theilt aus der Zeit, da Kaiserin Elisabeth an den irischen Fuchsjagden theilnahm, u. a. folgendes mit: Ein heiterer Zwischenfall, der sich während des Aufenthaltes der Kaiserin in Meath zutrug, soll nicht unerwähnt bleiben. Nach einem langen Run sprang der hartbedrängte Fuchs über die Mauer des Maynooth College (der berühmten Lehr- und Vorbereitungsanstalt für angehende römisch-katholische Priester) und lief über einen weiten Hof, in welchem die Zöglinge auf und ab spazierten, offenbar in fromme Betrachtungen versunken. Das Erscheinen des Fuchses erweckte die sportlichen Instinkte der jungen Kleriker, und sie waren eben im Begriffe, ihm nachzusetzen, als die Mauer zum zweitenmale genommen wurde, diesmal von einer schönen Dame auf feurigem Pferd: es war die Kaiserin, die dem Fuchs durch Dick und Dünn gefolgt war und offenbar auch durch Wasser, was der durchnäßte Zustand ihres Reitkleides verrieth. Dr. Walsh, der jetzige Erzbischof von Dublin, damals Direktor des Maynooth College, empfing die Jägerin mit der größten Ehrfurcht und bot ihr eine Umhüllung an, um die Gefahr einer Erkältung in den nassen Kleidern zu verhüten. Die Kaiserin nahm das Anerbieten gerne an. Da tauchte aber eine Schwierigkeit auf: in dem Erziehungsheim für angehende junge Priester fand sich natürlich kein Kleidungsstück für Damen vor und die Kaiserin mußte mit Dr. Walsh' akademischem Talar vorlieb nehmen, den sie lachend über die Schultern warf; nachdem sie in der Gesellschaft des Kollegiums-Direktors und der Professoren einige Erfrischungen zu sich genommen hatte, trat sie den Heimweg an. Dieser zufällige Besuch und die Gastfreundlichkeit des hochwürdigen Gentlemans schienen der Kaiserin großes Vergnügen verursacht zu haben, denn bald darauf machte sie einen längeren Besuch im Maynooth College und erfreute alle durch ihre Liebenswürdigkeit. Bei dieser Gelegenheit verehrte sie dem Doktor Walsh einen werthvollen Brillantring und nach ihrer Rückkehr nach Oesterreich sandte sie dem Kollegium eine schöne Statuette aus gediegenem Silber, die den heiligen Georg mit dem Drachen darstellt, sowie ein prachtvolles Meßgewand aus Goldstoff, übersäet mit dem irischen Kleeblatt in grüner Seidenstickerei.

— In einem Restaurant. (Ein Gast prüft mit berechtigtem Mißtrauen das Essen.) „Kellner!“ „Mein Herr?“ „Soll dieser Fisch frisch sein?“ „Ich könnt' es nicht mit Bestimmtheit sagen . . . ich bin erst seit acht Tagen hier.“

— Arzt (zur Frau des Patienten): „Ja, was ist denn? Sie haben mir doch einen Zettel geschickt, Ihren Mann hätte der Schlag gerührt; er hat ja Rheumatismus!“ Frau: „Schon recht, Herr Doktor! Im ganzen Haus hat aber Niemand gewußt, wie man das schreibt: Rheumatismus.“

Seelengröße.

Wenn Dein Herz des Schmerzes Schwert durchsticht
Und es stürmisch pochend droht zu brechen,
Wenn Enttäuschung, Schmach Dich herb umflicht
Und Du kannst noch gut für andre sprechen.

Wenn des Glückes Rad Dich oben hält
Und Du denkst doch an die Noth der Armen,
Wenn Du in dem Sündenrausch der Welt
Herz und Hand läßt leiten vom Erbarmen.

Wenn Du neidlos Andrer Glück kannst schauen,
Wo das Leben Dir nur Trübsal bringt;
Und Du Trauernde suchst zu erbauen,
Da in Dir der schwerste Kummer ringt.

Wenn sie unverfror'n in's Aug' Dir lügen,
Und das Liebste, was Du hast, Dir rauben;
Wenn sie Dich auf Weg und Steg betrügen
Und Du kannst noch stets verzeih'n und glauben.

Kannst an Deinem Innern Du Dich halten,
Wenn die ganze Welt Dich will verkennen,
Dann belebet Deines Herzens Walten,
Was wir Menschen Seelengröße nennen.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 51. Freitag, den 3. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

51

(Nachdruck verboten.)

„Ich erkläre mich für unfähig, noch länger in diesem Sumpfe zu waten," sagte der Kapitän.

„Lassen Sie sehen," erwiderte Sartilly, „wie wäre es, wenn wir diesen Weg verließen und querfeldein gingen?"

„Das wäre ein guter Gedanke; hörst Du, Bursche, kannst Du uns zur Küste bringen, wenn wir gerade durchs Feld marschiren?"

„Wenn es Tag wäre, würde ich nicht Nein sagen, aber bei dem Wetter würden wir uns ganz sicher verirren, und dann gibt es Gräben," sagte der Bauer zögernd.

„Ah! Die Gräben! Was können das für Gräben sein?" rief der Kapitän laut schimpfend.

„Mein Freund," sagte Sartilly zu dem Jungen, den er wieder beruhigen und gleichzeitig ermuthigen wollte, „wir werden auf dem Weg, auf welchem wir uns befinden, niemals ankommen. Kannst Du uns auf leichterem Wege nach der Hütte des Grenzwächters bringen, so erhältst Du anstatt der versprochenen zwanzig Franken, deren 40.

„Ich will es versuchen," sagte der Führer nach einigem Schweigen, „aber wenn uns etwas zustößt, so will ich nicht schuld daran sein."

„Gut, gut!" rief der Kapitän aus, es kann uns nichts Schlimmeres begegnen, als in einer Pfütze zu ertrinken."

Der Bauer, dem die Hoffnung auf eine vermehrte Belohnung einen unbegrenzten Enthusiasmus eingeflößt hatte, begann sofort sich nach einer Stelle umzusehen, an welcher sie den Hohlweg verlassen konnten.

„Wenn der Bengel uns nur nicht hier im Stich läßt," sagte Chateaubrun, den der schlechte Anfang der Expedition sehr mißmuthig gemacht hatte.

„Ich fürchte das nicht," erwiderte sein Freund, „in dieser armen Gegend weigert man sich niemals, vierzig Franken zu verdienen."

Diese Annahme war richtig und der Führer erschien bald wieder. Er hatte in der über den Hohlweg hängenden Hecke einen Ausgang gefunden und führte die Freunde durch einen dornigen Weg ins benachbarte Feld.

Der Kapitän frohlockte. Er fühlte vor sich die freie Luft und festen Boden unter den Füßen.

„Hah!" rief der Kapitän, mit dem Fuße auf das trockene Gras stampfend, „hier haben wir wenigstens freie Luft und befinden uns auf der Ebene, und werden die verlorene Zeit bald eingeholt haben."

Es war zu dunkel, als daß Chateaubrun hätte sehen können, wie der Bauer die Schultern zog, aber er hörte ganz deutlich, wie der Vicomte halblaut sagte:

„Ich glaube, daß die Ebenen hier selten und wir noch lange nicht am Ende unserer Leiden sind."

Der Vicomte irrte sich durchaus nicht. Nach kaum dreißig Schritten traf man abermals auf eine Hecke und das Klettern begann von Neuem, was sich indessen ohne Schwierigkeiten und Wunden bewerkstelligen ließ. Dann traf man wieder freies Land, um 5 Minuten später auf dasselbe Hinderniß zu stoßen.

Während länger als einer Stunde war Chateaubrun heroisch. Er zerfleischte sich das Gesicht und die Hände, ohne zu klagen, und er erkletterte die Böschungen mit dem Eifer eines stürmenden Soldaten.

Der Kapitän befand sich in einem unbeschreiblichen Zustand der Erbitterung und Sartilly hatte alle Mühe ihn zu beruhigen. Ein neues Ungemach setzte seiner Wuth die Krone auf. Der Bauer, der bisher mit der Sicherheit eines Menschen, der seines Weges kundig ist, fortgeschritten war, fing an, Zögerung merken zu lassen. Er kehrte auf seinem Wege um und betrachtete abwechselnd den Boden und die wenigen Sterne, die durch die Wolken schimmerten.

„Ich wette, der Bengel hat sich verirrt," rief Chateaubrun.

„Laß sehen, mein Bursche, wo sind wir?“ fragte Sartilly.

„Ich glaube, daß die Küste nicht mehr fern ist,“ sprach der Führer in weinerlichem Tone, „aber ich fürchte wir haben die Hütte der Grenzwächter links liegen lassen.“

„Ein Licht! Ich sehe ein Licht!“ rief plötzlich der Kapitän.

In der That, als er auf einen in der Nähe befindlichen Erdhaufen gestiegen war, konnte man zur Rechten ganz in der Nähe ein Licht wahrnehmen.

In weniger als zehn Minuten befanden die Reisenden sich in der Nähe des Leuchtthurmes, der ihnen so unerwartet entgegenleuchtete. Es war kein Licht, es war ein großes Feuer. Durch die offene Thür eines niedrigen Hauses sahen die verirrten Reisenden einen glühenden Herd, und vor der Flamme sahen sie halbnackte Männer unter den sonderbarsten Bewegungen hin- und hergehen. Es war ein fremdartiges Schauspiel und das Feuer leuchtete durch die Nacht wie ein Höllenrachen.

„Was für eine Teufelsküche führen diese Leute dort?“ begann der verblüffte Kapitän das Gespräch.

„Ich verstehe davon nichts,“ erwiderte Sartilly, nicht weniger erstaunt als sein Freund.

Der Führer hatte einen anderen Ausdruck angenommen, und seine bestürzte Miene hatte einem schlauen Lächeln Platz gemacht.

„Mit Verlaub, meine Herren, das ist eine Saline, worin die Bewohner des Ufers Salz aus dem Meerwasser bereiten.“

Eine Minute später langten sie an der Thüre dieser Miniaturfabrik an. Es war ein aus aufeinandergelegten Steinen mit einem Schindeldach bedeckter, rauh aufgebauter Schuppen. Das Dach war in seiner ganzen Länge durchbrochen, um dem Rauch einen Durchlaß zu gewähren. Auf einem einfachen Herd brannte ein durch getrocknete Brombeerhecken oder ähnliches Gesträuch unterhaltenes Feuer, worüber drei Männer große mit Meerwasser gefüllte Kessel hin und her bewegten, um das Wasser nach und nach verdampfen zu lassen.

Eine alte Frau breitete in einer Ecke das durch diese primitive Industrie gewonnene Salz aus. Diese arme Industrie, von welcher einige Uferbewohner der Bai lebten, machte eine gewisse Beaufsichtigung nöthig, und die der Küste entlang aufgestellten Grenzwächter hatten, da die Küste selbst von keinem Schiff erreicht werden konnte, keinen andern Dienst, als diese Salinen zu beaufsichtigen.

Der Eintritt der Reisenden hatte wenig Aufsehen erregt und die Salzsieder hatten sich kaum nach Ihnen umgewandt; aber Chateaubrun bemerkte sogleich einen Soldaten in Uniform, der seine Pfeife rauchte, auf einem niedrigen Stuhle, dem einzigen in der Hütte, sitzend. Der Kapitän, wenn er auf irgend eine Uniform stieß, glaubte sich stets bei Bekannten, und er ging direkt auf den Grenzwächter zu, der höflich aufstand, als er ein militärisches Gesicht erkannte.

„Guten Abend, Kamerad!“ sagte freimüthig der Kapitän.

„Was steht zu Ihren Diensten?“ fragte der Grenzwächter, durch die Familiärität des Kapitäns geschmeichelt.

„Vor Allem nehmen Sie diese Cigarre und verhelfen Sie uns dann zu einem Nachtessen und zu einem Lager.“

„Das wird sehr schwierig sein, meine Herren, diese armen Leute haben nichts. Der harte Boden zum Schlafen und Wasser zum Trinken, das sind die Hilfsmittel des Hauses. Ich weiß nicht einmal ob Brod hier ist.

„Wir sterben vor Hunger und Müdigkeit, und ich würde ein Stück Speck und eine Matratze sehr gut bezahlen.“

„Die Herren gehen wahrscheinlich zum Mont St. Michel?“ fragte der Grenzwächter zögernd.

„Ja, morgen nach der Fluth, und wir würden einen tüchtigen Führer gut bezahlen.“

„Meiner Treu, mein Offizier, es ist nicht Interesse, was mich treibt, aber ich habe einige Zeit bei der Cavallerie gedient, und man soll nicht sagen, daß ich Sie in Verlegenheit gelassen hätte.“

„Dann sind wir gerettet! Herzlichen Dank, Kamerad,“ sagte freudig der Kapitän, seinem neuen Freunde die Hand reichend.

„Du,“ sagte der Grenzwächter zu dem Führer, „gehe zu unserer Wachthütte, Du weißt, zweihundert Schritte von hier auf dem Damm, und sage dem Brigadier, daß er mit unserem Proviant und unseren Decken hierher komme.“

Der junge Mensch ließ sich den Befehl nicht zweimal sagen und verschwand sofort.

„Wir haben nichts Besonderes auf dem Posten,“ sagte der brave Grenzer, „aber es wird doch besser sein, als sich den Leib schnüren zu müssen, und Sie werden wenigstens nicht auf der Erde schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Thiere, die sich todt stellen.

In der Münchener „Allg. Ztg." lesen wir: Daß sich die Spinnen und Insekten überhaupt, wenn ihnen Gefahr droht, gern todt stellen, ist eine bekannte Thatsache. Sie lassen sich, wenn man sie fassen will, von Blättern und Blumen zu Boden fallen und bleiben längere oder kürzere Zeit im Zustande völliger Unbeweglichkeit. Aber auch an Säugethieren wurden schon vielfach ähnliche Wahrnehmungen gemacht.

Vor einigen Jahren bewohnte ein Arzt in Britisch-Indien ein von fetten Waideplätzen umgebenes Haus, und sobald die Thore der Umzäunung offen standen, stürzten sich die Rinder der Nachbarschaft auf die Wiesen und thaten sich gütlich; trieb man sie auf der einen Seite hinaus, so kamen sie auf der anderen wieder herein.

Da gestanden eines Tages die Diener ganz verstört ihrem Herrn, sie hätten einen Brahminen-Stier geschlagen, daß er todt niedergefallen sei.

Bedenkt man, daß die sogenannten Brahminenstiere gewissermaßen für heilig gehalten werden, daß sie frei umherlaufen und Alles fressen dürfen, was ihnen beliebt, selbst die Auslagen der Krämer, so ist es begreiflich, daß dem Arzte nicht wohl zu Muthe war, da ihn dieser Zwischenfall den Indiern gegenüber in eine peinliche Lage bringen konnte.

Er begab sich selbst an den Ort des Unfalls und fand den Stier mit allen Zeichen des Todes am Boden liegen; dann ging er wieder in sein Haus zurück, aber bald folgten ihm die Diener mit der erfreulichen Botschaft, der Stier sei wieder aufgestanden.

Das schlaue Vieh hatte sich todt gestellt, um nicht von der fetten Weide vertrieben zu werden und wiederholte noch öfter sein listiges Manöver.

Kapitän Lyon erzählt von einem Wolf, den er getödtet zu haben glaubte und auf's Verdeck des Schiffes hatte bringen lassen; aber bald begann das Thier mit den Augen zu blinzeln und als man seine Pfoten festbinden wollte, machte es einen wüthenden Satz und bewies, daß sein scheinbarer Tod nichts als Verstellung gewesen war.

Auch wenn er in eine Grube gefallen ist, stellt er sich häufig todt und man kann dann machen, was man will, er gibt kein Lebenszeichen von sich.

Die Mäuse stellen sich, wie allbekannt, todt, wenn sie die Katze gefangen hat und dann losläßt. Die Katzen wissen das und thun, als ob sie die Mäuse wirklich für todt hielten, behalten jedoch ihr Opfer fest im Auge und stürzen sich darauf, sobald es davonlaufen will.

Selbst Elephanten stellen sich unter gewissen Verhältnissen todt.

„Illustration" erzählt von einem auf der Jagd erbeuteten Elephanten, der zwischen zwei anderen gezähmten in den Kraal geführt wurde. Schon befand er sich mitten im Gehege, als er plötzlich wie eine leblose Masse zu Boden fiel.

Nach vergeblichen Versuchen, ihm wieder auf die Beine zu helfen, ließ man ihn für todt liegen, aber kaum hatten sich die Wärter einige Schritte weit entfernt, als er sich rasch erhob und nach der Dschungel lief, wobei er aus vollen Kräften schrie, denn er hielt dies zweifellos für einen guten Spaß.

Zum Schluß noch eine ergötzliche Geschichte von einem Affen. Ein gefangener Affe war an einem am Boden befestigten Bambusrohr festgebunden, wobei ihm viel Spielraum zu seiner freien Bewegung gelassen war. Während er nun auf der höchsten Stange saß, kamen Raben aus der Nachbarschaft geflogen und verschlangen sein Futter, das in einem Napf am Boden stand. Da beschloß der Affe sich zu rächen.

Hoch oben auf seiner Stange begann er auf einmal Uebelbefinden zu heucheln, indem er die Augen schloß und den Kopf auf die Brust sinken ließ; dann stieg er ganz langsam, mit allen Zeichen heftigen Unwohlseins, herunter. Die Raben flogen davon und ließen sich auf den nächsten Bäumen nieder.

Alsbald streckte sich der Affe auf dem Boden aus und blieb unbewglich, wie todt, liegen. Natürlich kamen die Raben wieder und wollten aus seinem Napfe fressen, aber kaum hatte der erste mit vorgestrecktem Kopf den Schnabel in den Topf getaucht, als sich der Affe auf ihn stürzte, ihm alle Federn ausriß und ihn dann in die Luft emporschleuderte. Die übrigen Raben aber hieben mit ihren Schnäbeln auf den entfiederten Kameraden ein, bis er todt war.

Mannigfaltiges.

— Prüfungsgeschichten. In seinen jüngst erschienenen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz — erzählt Professor Adolf Kußmaul einige hübsche Prüfungsgeschichten aus der eigenen Examenszeit. Eine der drei schriftlichen botanischen Aufgaben, schreibt er, hatte eine Beschreibung der Pflanzenfamilie der Kreuzblütler oder Cruciferen verlangt, mit Aufzählung der Arznei- und Küchengewächse, die ihr in großer Zahl angehören. Am Tage bevor sie uns zur Bearbeitung übergeben wurde, war sie durch Zufall zu unserer Kenntniß gekommen. Es war nun ganz erstaunlich, wie die sämmtlichen Kandi-

daten über Nacht die gewiegtesten Cruciferenkenner wurden und ausgezeichnete Abhandlungen über diese nützliche Pflanzenfamilie lieferten. — Einer der Kandidaten war badischer Unterthan, sein Vater aber lebte in Leipzig, deshalb war der Sohn dort aufgewachsen und ein Schüler der Leipziger Universität geworden. Er wollte jedoch in Baden die Heilkunst ausüben und machte deshalb seine Prüfung in Karlsruhe; seine medizinischen Kenntnisse waren gut, er ist beschäftigter Arzt geworden, in der Botanik aber war er ein greulicher Stümper. Wir gingen zusammen in die mündliche Schlußprüfung des medizinischen Abschnitts und er verhehlte mir unterwegs seine Besorgniß nicht. „Es thut mir leid um unseren Examinator, den Professor Braun," sagte er mir vertraulich, „er soll ein liebenswürdiger Herr sein; ich habe ihm sicherlich durch eine gediegene Arbeit über die Cruciferen viele Freude bereitet, aber ich fürchte ihn heute zu betrüben, denn aus dieser interessanten Familie kenne ich — aufrichtig sei es gestanden — nur zwei von mir sehr geschätzte Kräuter: den Blumenkohl und das Sauerkraut." — Er sah mich dabei wehmüthig an und vergeblich suchte ich ihn zu trösten. Etwas gespannt harrte ich auf den Augenblick, wo Braun unseren Kollegen einlud, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Mit freundlicher Miene überreichte er ihm einen prächtigen Stock blühenden Löwenzahns mit Wurzeln und Blättern. Unter dem Namen „wilde Zichorie" kommen ihre gelben Schosse im Frühjahr auf den Markt und dienen zu einem gesunden Salat oder Gemüse. Unser Freund erkannte das Kraut sofort und rief auf die Frage, wie es heiße, vergnügt: „Das ist Salat!" — Braun lachte: „Ei, das ist ja nicht übel! Gewiß kennen Sie auch die Pflanze, die ich Ihnen jetzt einhändige." — Es war eine fußhoch aufgeschossene blühende Staude der Fedia olitoria, die mit den ersten Strahlen der Frühlingssonne wie ein grünes Röschen auf den Ackerfeldern zu Tage kommt und von den Alemanen poetisch „Sonnenwirbele", von den Köchinnen prosaisch Feldsalat genannt wird. Der Kandidat gab sie nach kurzem Betrachten an Braun mit den Worten zurück: „Dieses Kraut ist mir unbekannt." — „Aber Herr Kandidat, als guter Salatkenner sollten Sie doch auch den Feldsalat kennen!" — „Herr Professor", entgegnete jener gekränkt, „dieses Kraut essen wir in Leipzig nicht." . . . . . Der Medizinalrath W. L. Kölreuter, in früheren Jahren als Balneologe angesehen, nunmehr aber veraltet und überdies fast taub, prüfte noch immer in Chemie und Pharmakognosie. Er legte einem Kandidaten im mündlichen Examen eine kristallinische kleine Stange von Cyanquecksilber zum Bestimmen vor und ließ den verlegenen jungen Mann so lange an dem heftigen Gifte mit der Zunge prüfen, daß die Kommission in Aufregung gerieth und endlich einer der Herren dem gefährdeten Kandidaten zurief: „Hören Sie doch auf zu lecken, es ist ja Cyanquecksilber!" — Erfreut rief dieser nun Kölreuter zu: „Es ist Cyanquecksilber!" womit der Examinator sich befriedigt erklärte.

— Anstandslehre. Korpsbursch (zum Leibfuchs, welcher mit einem höflichen: „Guten Abend" an einem Tische Platz genommen, der bereits von einem Herrn und einer Dame besetzt ist, indignirt): „Grüß doch nicht so anständig, Kerl! Die Leute denken ja Wunder, was für Knoten wir sind!"

Charakter und Gemüth.

Charakter und Gemüth sind zwei Heroen,
Die beide viel besiegen, viel bedrohen.
Charakter — oft mit Eigensinn verwandt,
Doch auch mit Energie und mit Verstand,
Er lebt im starken Mann ein ganzes Leben
Und wird ihn oftmals des Gemüths entheben.

Charakter hat er — wenn ein Wort gesprochen,
Er niemals mehr dasselbe hat gebrochen —
Und wenn sein Starrsinn edle Bande bricht,
Der Folge Schwere, die bedenkt er nicht.
Wie er begonnen, will er vorwärts gehen,
Auf dem, was er behauptet, fest bestehen.

Es lebt Gemüth in edlen Weibes Geist,
Das sie in ihrem Handeln stets beweist.
Sobald sie fühlt, was kränket und verletzt,
Wird das Begonnene nicht fortgesetzt,
Wenn ernst und streng des Mannes Wille handelt,
Ist's ihr Gemüth, das ihn zur Milde wandelt.

Doch wehe, wenn in diesem Jammerthal
Du zwischen beiden stehst in banger Wahl,
Wird manchmal der Charakter Dir verbieten,
Wozu Gemüth Dich dringend hat beschieden.
Du fühlst verirrt Dich wie in Labyrinthen
Und schwerlich ist ein Ausweg hier zu finden.

Es wird beim Manne der Charakter siegen,
Das Weib wird ihn mit dem Gemüth betriegen,
Ja, weil der Mann nicht beides kann bekunden,
Hat Gott des Weibes Schöpfung gut befunden.
Ihr gab der Herr gleich einem Demantstein
In's Herz Gemüth, so edel und so rein.

Und wenn sich beide so ergänzet sehen,
Dann können sie des Lebens Kampf bestehen.
Dann könntest Du das rechte Mittel finden,
Charakter und Gemüth stets zu verbinden,
Dann wärest Du das größte Ideal,
Das nimmer lebt in uns'rem Erdenthal.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 52. Samstag, den 4. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
52 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Sartilly, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte, glaubte den Augenblick gekommen, um auch seinerseits diesem unverhofften Helfer zu danken und einige Auskunft von ihm zu verlangen.

„Glauben Sie, daß wir morgen frühzeitig nach dem Mont St. Michel und nach Tomblaine gelangen können?“ fragte er etwas zögernd bei dem Aussprechen des letzten Namens.

„Nach dem Berg, ja,“ antwortete der Douanier. „Sie brauchen dazu bloß dem zurückweichenden Meere zu folgen, aber nach Tomblaine würde ich Ihnen bei einer Fluth, wie die heutige, nicht rathen.“

„Aber warum?“ fragte Sartilly erblassend.

„Man muß über zwei Bäche und bei hoher Fluth halten die Uebergänge nicht immer Stand.“

„Wir müssen morgen zwischen den beiden Fluthen in Tomblaine sein,“ sagte Sartilly so entschlossen, daß der Grenzwächter ihn ansah, und ihm mit einigem Erstaunen antwortete:

„Aber, meine Herren ich versichere Sie, es ist da nichts zu sehen; es ist ein häßlicher Steinhaufen und man findet nur Kaninchen dort.“

„Das ist es eben, was wir suchen,“ sagte der Kapitän, der eine Spur von Verdacht auf dem ehrlichen Gesicht des Soldaten bemerkte, „wir kommen, um die Jagd zu pachten. Wir haben Eile, und bevor wir nach Paris zurückreisen, möchten wir uns überzeugen, ob es daselbst wirklich so viele wilde Kaninchen gibt, als man behauptet.“

„Es ist wahr, ich habe schon davon gehört, daß der Eigenthümer die Jagd verpachten will. Nun, da Sie entschlossen sind, und ich morgen keinen Dienst habe, so werde ich Sie selbst dahin führen. Ich kenne den Weg und bin Ihnen gut dafür.“

„Wir nehmen das von Herzen gerne an,“ sagte Sartilly eifrig, „und wenn Sie in Paris irgend einer Empfehlung bedürfen, dann verfügen Sie über uns.“ Das Gesicht des ehrlichen Beamten leuchtete vor Vergnügen, und er war eben im Begriff, seinen Dank abzustatten, als die Rückkehr des Boten dem Gespräch eine andere Wendung gab. Der Bote kehrte allein zurück, jedoch mit Decken und dem verlangten Proviant belastet.

Man schritt zur Untersuchung und es fand sich, daß der Bursche einen großen Topf von Apfelwein, Brod, Haidekornpfannkuchen und einen großen Sack Muscheln brachte, die sich in dieser Bucht in Menge fanden.

Die Reisenden verzehrten das Brod und die Kuchen, währenddem der Grenzwächter die Muscheln in einem Haufen glühender Kohlen kochen ließ und der Führer die Decken bereitete.

„Es ist doch sonderbar,“ sagte der Soldat, der schon lange gesucht hatte, ein Wort anzubringen, „man sollte sagen, alle Pariser Herren hätten sich für diese Fluth auf dem Mont St. Michel Rendezvous gegeben.“

„Wie so, alle Pariser Herren?“ fragte der Kapitän, der plötzlich ernst geworden war.

„Meiner Treue,“ erwiderte der Grenzwächter, „gestern kam noch einer mit seinem Bedienten hier durch. Der Führer des Wagens, den sie in Pontorson gemiethet hatten, sagte mir, sie seien von Paris gekommen, und sie streuten die Goldstücke aus, gerade so, als ob es nur Heidekorn wäre.“

Sartilly war aufgestanden, und das Herz schlug ihm so heftig, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

„Von Paris, mit Post, mit einem Bedienten?“ wiederholte Chateaubrun, der gleichfalls Mühe hatte, seine Erregung zu verbergen. „Haben Sie sie gesehen? Wie sahen sie aus?“

„Der Herr ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, aber kräftig. Der Bediente ist ein ganz junger Mensch, fast noch ein Kind.“

„Um welche Zeit sind sie nach dem Berge abgegangen?“ fragte der Kapitän kurz und hart.

„Gegen zehn Uhr diesen Morgen; sie sind dem Meer gefolgt.“

„Und sie sind noch nicht zurückgekehrt?„

„Nein, sicher nicht; ich hatte heute den ganzen Tag über Dienst und hätte sie unbedingt sehen müssen, sie werden auf dem Berge schlafen und morgen zwischen den beiden Fluthen zurückkehren."

Ein tiefes Schweigen folgte diesen Worten.

„Wäre es Tag, so würden Sie von hier aus den Berg und Tomblaine so nahe sehen, daß Sie glauben würden, denselben mit der Hand erreichen zu können," sagte jetzt der Soldat. „Nun aber ist dort bereits Alles zur Ruhe gegangen, und die Lichter sind ausgelöscht," fügte er lachend bei.

„Was gibt es da?" fragte plötzlich der Kapitän.

„Etwas, was ich in den fünfzehn Jahren, die ich als Grenzwächter diene, noch nicht gesehen habe: ein Feuer auf Tomblaine."

„Das ist der letzte Todesstreich," murmelte Sartilly.

„Nein, niemals habe ich das gesehen," sprach von Neuem der Grenzwächter; „es ist nicht angenehm, bei Nacht auf Tomblaine zu sein, es findet sich daselbst nicht einmal ein Endchen Mauer, in deren Schutz man sich niederlassen könnte, und die Muschelfischer machen lieber sechs Stunden Wegs auf dem Strande, als daß sie daselbst schlafen würden."

„Schließlich hat sich doch das Feuer nicht von selbst entzündet," erwiderte Chateaubrun.

„Das ist sicher," sagte der Grenzwächter, aber ich habe meine Gedanken."

„Laß sie hören, diese Gedanken."

„Nun denn! wer soll denn auf einem solchen Felsen wohl bivouakiren wollen, wenn nicht Schmuggler? Um so mehr muß ich Sie morgen begleiten," sagte der Soldat, der seinen Dienst immer im Auge behielt.

„Hm!" murmelte der Kapitän, „wenn man sich verbirg, so zündet man kein Feuer an."

„Oh! die sind fein! Wer weiß, ob sie nicht mit einem Schiff aus offener See gekommen sind, um ihre Waaren in Tomblaine zu deponiren, um sie bei der nächsten Fluth ans Land zu schaffen."

„Aber, wo würden sie ihre Waaren verbergen, da die Insel, wie Sie sagen, kahl ist wie eine Hand."

„Bah! erwiderte der Grenzwächter, „ich habe mir erzählen lassen, daß daselbst Keller existiren, worin die Mönche ihre Schätze verbargen."

„Kennen Sie diese Keller?" fragte Sartilly lebhaft.

„Ich habe sie niemals gesehen, aber diese Banditen konnten sie wohl aufgefunden haben. Wenn man die Hand auf einen solchen Versteck legen könnte!"

Wir werden Ihnen helfen, Kamerad," sagte der Kapitän, sich familiär auf die Schulter des Grenzwächters stützend.

Sartilly folgte maschinenmäßig seinem Freunde, ohne ein Wort sagen zu können. Er glaubte so fest an einen Mißerfolg, daß er beinahe entschlossen war, nicht mehr gegen das Schicksal anzukämpfen. Chateaubrun, obgleich ihn das unerklärliche Feuer sehr beschäftigte, hatte indessen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Man kam nach der Saline zurück, woselbst der Führer mit den Decken Feldbetten bereitet hatte, und die beiden Freunde streckten sich vor dem Feuer aus. Dem Kapitän allein gelang es, einzuschlafen, und doch träumte er, er begegne Koreff in den unterirdischen Gewölben von Tomblaine und erschlage ihn daselbst mit der berüchtigten Kassette. Obgleich sehr unruhig, so war sein Schlaf nichtsdestoweniger von langer Dauer und zwar so, daß Sartilly gezwungen war, ihn morgens gegen acht Uhr zu wecken. Der Vicomte hatte kein Auge geschlossen; zu wiederholten Malen war er schon auf den Damm hinausgegangen, um zu sehen, ob der Tag bald anbreche, wobei er bemerkte, daß das Feuer auf dem Felsen ausgelöscht war.

Als die Reisenden die elende Hütte verließen, nachdem sie die erhaltene Gastfreundschaft reichlich belohnt hatten, war die Ebbe bereits seit einer Stunde eingetreten. Der Grenzwächter erschien auf dem Damme, nachdem er seinem Brigadier den Dienst übertragen hatte, und sein munterer Gang deutete zur Genüge an, daß er seine Freiheit auf den ganzen Tag erlangt hatte, und daß er sie wohl auszunützen Willens war.

„Nun, meine Herren," rief er, sobald er sich im Bereich der Stimmen fand, „sind Sie noch immer entschlossen zu dem Marsch auf den Berg?"

„Mehr als je," antwortete der Kapitän.

„Wie steht es mit Ihren Schmugglern der Nacht?"

Sartilly's Herz schlug in Erwartung der Antwort.

„Ich wäre sicher, sie zu erwischen, wenn sie über den Strand zurückkehren sollten, aber ich fürchte, das Boot, welches ich dort sehe."

Er wies dabei auf einen schwarzen Punkt in offener See.

„Es ist ein kleines Boot und es befindet sich nur ein einziger Mann darin. Er steuert gerade auf Tomblaine zu, aber er hat die Ebbe gegen sich und er wird Mühe haben, vor dem völligen Verlaufen des Wassers zu landen."

„Woher kommt er?" fragte der Kapitän.

„Es scheint ein Boot ans Pontorson zu sein."

Chateaubrun wechselte einen Blick mit Sartilly, der erblaßte und unwillkürlich die Worte sprach: „Unser Seemann von der Eilpost! Alles ist verloren."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein Glaubensbekenntniß. Ignaz Heinrich Karl Freiherr v. Wessenberg, der freisinnige katholische Prälat, dessen Wirken im Sinne der Kirchenreform, der Aufklärung und des Fortschritts unvergessen ist, bei Freund und Feind, hat, als er vor jetzt 100 Jahren Domherr, dann Generalvikar im Bisthum Konstanz war, ein poetisches Glaubensbekenntniß abgelegt, das der in Cannstatt erscheinende „Neckar-Bote" neuerdings veröffentlicht. Auch wir halten es für zeitgemäß, an dieses schöne Bekenntniß zu erinnern. Unsere Leser mögen daraus entnehmen, wie herrlich weit wir es seit 1799 gebracht haben. Wessenberg's Gedicht lautet:

Mein Glaube!

Ich glaube, daß die schöne Welt regiere
Ein hoher, weiser, nie begriffner Geist,
Ich glaube, daß Anbetung ihm gebühre,
Doch weiß ich nicht, wie man ihn würdig preist.

Nicht glaub' ich, daß der Dogmen blinder Glaube
Dem Höchsten würdige Verehrung sei:
Er bildet uns ja, das Geschöpf im Staube,
Vom Irrthum nicht, und nicht von Fehler frei.

Drum glaub' ich nicht, daß vor dem Gott der Welten
Des Talmud und des Alkoran
Bekenner weniger als Christen gelten;
Verschieden zwar, doch Alle beten an.

Ich glaube nicht, wenn wir von Irrwahn hören,
Der Christenglaube mache nur allein
Uns selig; wenn die Finsterlinge lehren:
„Verbannt muß jeder Andersdenker sein."

Das hat der Weise, der einst seine Lehre
Mit seinem Tod besiegelt, nie gelehrt:
Das hat fürwahr — dem Heiligen sei Ehre —
Kein Jünger je aus seinem Mund gehört.

Er lehrte Schonung, Sanftmuth, Duldung üben,
Verfolgung war der hohen Lehre fern;
Er lehrt ohn' Unterschied die Menschen lieben,
Verzieh dem Schwachen und dem Feinde gern.

Ich glaube an des Geistes Auferstehen,
Daß, wenn dereinst das matte Auge bricht,
Geläuterter wir uns dort wiedersehen:
Ich glaub' und hoff' es, doch ich weiß es nicht.

Dort glaube ich, werd' ich die Sehnsucht stillen,
Die hier das Herz oft foltert und verzehrt,
Die Wahrheit, glaub' ich, wird sich dort enthüllen,
Dem Geiste klar, dem hier ein Schleier wehrt.

Ich glaube, daß für dieses Erdenleben, —
Glaub's zuversichtlich, trotz der Deutlerzunft, —
Zwei schöne Hüter mir der Herr gegeben:
Das eine Herz, das andere heißt Vernunft.

Die letzte lehrt mich prüfen und entscheiden,
Was ich für Recht, für Pflicht erkennen soll.
Laut schlägt das Erste bei des Bruders Freuden,
Nicht minder, wenn er leidet, warm und voll.

So will ich denn mit regem Eifer üben,
Was ich für Wahrheit und für Recht erkannt:
Will brüderlich die Menschen alle lieben,
Am Belt, am Hundson und am Gangesstrand.

Ihr Leid zu mildern und ihr Wohl zu mehren,
Sei jederzeit mein herrlicher Beruf.
Durch Thaten glaub' ich würdig zu verehren
Den hohen Geist, der mich und sie erschuf.

Und tret' ich dann einst aus des Grabes Tiefen
Hin vor des Weltenrichters Angesicht,
So wird er meine Thaten strenge prüfen,
Doch meinen Glauben, nein, das glaub ich nicht.

— Reiterfest im Hippodrom zu Frankfurt a. M. Die Vorbereitungen zu dem am 16., 18. und 19. März zum Besten des Frankfurter Kriegerheims im Hippodrom unter dem Protektorate des Großherzogs von Hessen stattfindenden Reiterfeste sind jetzt so weit gediehen, daß sich ein Ueberblick über den voraussichtlichen Verlauf der Veranstaltung gewinnen läßt. Demnach werden die einzelnen Programm-Nummern mit einer historischen Treue und einem äußeren Glanze in Szene gehen, wie sie bei ähnlichen Unternehmungen bisher noch nie in Deutschland gesehen wurden. Herolde künden den Beginn der ritterlichen Spiele an, die in farbenreichem Wechsel eine Reihe von Bildern in chronologischer Entwicklung aus der Geschichte der Reiterei aufrollen. Ihnen voran geht ein von Herrn Rittmeister v. Schirmeister aus Ulm gesprochener Prolog. Die erste Programm-Nummer führt uns ins Jahr 376 zurück: ein Hunnenritt, dargestellt von 12 Offizieren des Feldartillerie-Regiments Nr. 27. Hieran schließen sich Waffenspiele bei der Zusammenkunft von Richard Löwenherz mit Sultan Saladin im Jahre 1191, ausgeführt von Offizieren des 13. Husaren-Regiments. Es folgt eine Quadrille im Renaissancekostüm (1570), geritten von 12 Damen und 12 Herren. Die erste Abtheilung schließt ein Ausbruch Wallensteinischer Reiter (16 Offiziere vom Ulanen-Regiment Nr. 6). An der Spitze des zweiten Theiles steht der Einzug des Großen Kurfürsten in Warschau, dargestellt von Offizieren und Mannschaften des Infanterie-Regiments Nr. 81, insgesammt 158 Personen. Hieran schließt sich Prinz Eugens Heimkehr nach der Eroberung von Belgrad im Jahre 1717, ausgeführt von Offizieren der Dragoner-Regimenter Nr. 23 und 24, zusammen 42 Reiter. Es folgen die Vertreter der Fridericianischen Zeit mit einer Quadrille, geritten von 6 Offizieren des Feldartillerie-Regiments Nr. 25 und 6 Damen aus Darmstadt. Aus der Napoleonischen Zeit

exerzirt eine reitende Batterie, bedient von 24 Offizieren des Artillerie-Regiments Nr. 25. Den Schluß der zweiten Abtheilung bildet eine Rokokoquadrille, geritten von 8 Paaren aus der Frankfurter Gesellschaft. Die dritte Abtheilung eröffnet ein Sommerbild aus der ungarischen Steppe, ein Szikosmanöver, ausgeführt von 20 Mann des Husaren-Regiments Nr. 13. Hierauf folgt eine Parforcejagd, geritten von Damen und Herren aus Frankfurt und Umgegend, sowie zum Schluß eine Schlittenfahrt Katharinens der Zweiten: 8 Schlitten, gefahren von Frankfurter Herren. Die in Frankfurt, Berlin, München und Dresden angefertigten ächten Kostüme erfordern allein einen Kostenaufwand von 25000 M.; für Dekorationen, Einbauten in die Reitbahn, Herrichtung der Büffets sind circa 8000 M. zu verausgaben. Die Aufführungen, die mit dem Prolog ein Programm von 12 Nummern umfassen, nehmen über drei Stunden in Ausspruch. Vier Musikkorps werden während dieser Zeit in Thätigkeit sein: die 13. Husaren und 23. Dragoner, sowie als Mitwirkende in historischen Trachten bei den Aufzügen und Spielen in der Arena die Musik der 81er und das Trompeterkorps der 6. Ulanen. Jeder Tag bringt dasselbe Programm. Es wird beabsichtigt, am zweiten und dritten Tage der Aufführungen in der Richtung nach Darmstadt, nach Hanau, sowie nach Mainz und Wiesbaden nach den Vorstellungen Extrazüge abgehen zu lassen, falls sich hierzu genügende Betheiligung findet. — Schriftliche Bestellungen von Plätzen, sowie Geldsendungen nimmt der Finanzausschuß für das Reiterfest, Neue Mainzerstraße 81 (im Lokale des Rennclubs), entgegen.

— Chinesisches Bettlerthum. Maurice Courant, der sich durch langjährigen Aufenthalt in China eine genaue Kenntniß des chinesischen Lebens erworben und gegenwärtig den Lehrstuhl für chinesische Sprache am Collège de France inne hat, veröffentlicht eben in den „Annales des sciences politiques" einen interessanten Artikel über das Vereinswesen im Himmlischen Reiche. Bekanntlich sind die Vereine dort sehr zahlreich; es gibt geheime und öffentliche, humanitäre und ökonomische, religiöse und profane, städtische und ländliche, lokale und Kreis-Vereine. Am interessantesten aber sind die Vereine der Bettler, die ein regelrecht organisirtes Syndikat bilden. Um sich die Bettler vom Leib zu halten, sehen sich die Chinesen gezwungen, sich mit deren Oberhaupt in's Benehmen zu setzen und ihm regelmäßig eine bestimmte Summe zu entrichten. Dieser Vorstand hat die Jurisdiktion über alle Bettler, die zu seinem Bezirke gehören. Zwei Mal jeden Monat vertheilte er unter seine Leute 200 bis 300 Sapeken und ein Pfund Brot; die Widerspenstigen bekommen Stockhiebe. Die Würde des Oberhauptes der Bettler, die schon vor tausend Jahren in Peking existirte, ist seit dem 17. Jahrhundert in mehreren Familien erblich, denen von der Staatsbehörde die verschiedenen Bezirke zugewiesen werden. Eine dieser Familien, die der Tchao, hat im Laufe der Jahre ein beträchtliches Vermögen erworben, führt ein luxuriöses Leben und hat zahlreiche Dienerschaft. In den Provinzialstädten bestehen ähnlich organisirte Bettlervereine, und eine Zeitung von Shanghai berichtete neulich, daß ein solcher Bettlerhäuptling sich vor den Thoren der Stadt ein prächtiges Landhaus erbauen ließ.

— Eine niedliche Theaterkindergeschichte weiß der Direktor des Wiener Volkstheaters, v. Bucovics, zu erzählen. Dort war vor einigen Tagen zum ersten Mal das französische Schauspiel „Zaza" in Scene gegangen, das bekanntlich im dritten Akt eine sehr wichtige Kinderrolle enthält. Die kleine Vertreterin der Partie, ein Balg von 12 Jahren, hatte nun ihre Sache so außerordentlich gut gemacht, daß ihr der Direktor noch eine kleine Extrabelohnung zu theil werden lassen wollte. Er fragte deshalb das Kind, was es sich wünsche. Die Kleine wußte darauf anfangs gar keine Anwort, meinte dann schließlich aber doch erröthend: „Ich habe ja mein Spiel-Honorar." Darauf der Direktor: „Ich habe Dir noch eine besondere Belohnung zugedacht; nun sage mir, was Du Dir wünschest." Da gestand denn die Kleine: „Wirklich, Herr Direktor? Nun, da möchte — ich — eine — — feste Anstelluug am Deutschen Volkstheater haben!" . . . Das hatte der Direktor allerdings nicht erwartet; er hatte gemeint, daß er den Wunsch nach irgend einem Spielzeug, nach einer Puppe oder Aehnlichem vernehmen werde — statt dessen ein Engagements-Begehren, in diesen jungen Jahren schon das Streben nach einer gesicherten Existenz. Natürlich willfahrte er auch diesem Wunsche und die Kleine wurde festangestellt. Das Theaterleben duldet, wie es scheint, noch weniger ein echtes „Kind", als das moderne wirkliche Leben.

An E. Bange.

Charakter und Gemüth hast Du besungen
Und Beifall sicher da und dort errungen.
Doch hast des einen Falls Du nicht gedacht,
Der oft das Antlitz uns verhüllen macht.
Sahst Du noch nicht der Scheusalwesen eines —
Charakter — ohne! Und Gemüth — gar keines!?

Aschaffenburg. F. Herzhaft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 53. Montag, den 6. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

53

(Nachdruck verboten.)

„Da! da!" fuhr der Grenzwächter fort, ohne zu bemerken, welchen Eindruck seine Worte auf seine Zuhörer hervorbrachten, „sie sind noch droben."

„Wer?"

„Die Schmuggler, ich sehe sie auf Tomblaine, wie ich Sie hier vor mir sehe. Es sind ihrer zwei und sie geben Signale mit dem Taschentuch."

Der Kapitän murmelte etwas zwischen den Zähnen.

„Es ist einerlei," fuhr der Soldat ruhig fort.

„Die Ebbe macht riesige Fortschritte, und ich fordere den ersten besten Matrosen heraus, in Tomblaine zu landen, und der Steuermann im Boot scheint mir viel eher ein Süßwasserschiffer als ein Seemann zu sein."

„Was wird denn nun geschehen?" fragte Sartilly, der seine Aufregung nicht mehr zu verbergen suchte.

„Das Boot wird stranden, wenn es nicht vorzieht, in das offene Meer zurückzugehen; aber die Schmuggler wird dasselbe keinesfalls einnehmen, und wenn wir keine Zeit verlieren, so werden wir sie in Tomblaine gefangen nehmen, wie die Ratten in der Falle."

„Vorwärts also!" rief der Kapitän mit seiner schönsten Kommandostimme.

„Wenn ich noch vorher meinen Brigadier benachrichtige?" warf der Grenzwächter ein.

„Ich nehme es über mich, Deinem Chef Alles zu erklären."

Der Soldat, geblendet durch das befehlende Auftreten Chateaubruns, zögerte nicht mehr und folgte Sartilly, der bereits über den Sand lief. Der Kapitän war in drei Sprüngen über die Böschung des Dammes und schritt über die Düne, wie der älteste Fischer der Bai.

Die beiden Pariser liefen mit einem wahren Vergnügen über den feinen und elastischen Sand, dessen Consistenz das Meer in keiner Weise verändert hatte.

„Nicht so rasch, meine Herren!" rief der Grenzwächter, „wenn wir in diesem Schritte zu laufen fortfahren, werden wir die zurücktretende Fluth bald wieder erreicht haben, und das wird uns nichts helfen."

„Warum denn?" fragte der eifrige Kapitän; „je eher wir in Tomblaine ankommen, um so besser wird es sein."

„Ja, aber um anzukommen, muß vor Allem ein sicherer Weg gefunden werden und das ist nicht so leicht. Sie kennen die Bai nicht. Wir wären die ersten nicht, die auf dem Weg vom Berg bis nach Tomblaine verschwinden würden. Bei todtem Wasser könnten wir den Uebergang dahin ohne zu große Gefahr riskiren, weil das Meer nicht genug Gewalt hat, den Sand zu verrücken; aber bei einer Equinoxialfluth ist das etwas Anderes."

„Die Stunde der wiederkehrenden Fluth ist bekannt und wir brauchen nicht zu fürchten, überrascht zu werden."

„Was das anbelangt, so haben Sie wohl recht, obgleich, wenn sich der Nebel einmischen wollte, wir Mühe hätten, unsern Weg wiederzufinden; ich bin nicht bange zu ertrinken, aber ich fürchte mich, im Sande zu versinken. Die Muschelfischer kennen diese Düne genau und sie folgen dem Meere in dem Maaße, als es zurückweicht. Sehen Sie, dort sind schon welche halbwegs Tomblaine. Wir haben nur ihren Spuren zu folgen, um sicher zu sein, uns nicht zu verirren."

„Und während wir den Spuren der Muschelfischer folgen, werden uns die Schmuggler auf Tomblaine entkommen."

„Wenigstens nicht in dem Boote, denn ich möchte ein Fahrzeug sehen, welches jetzt landen könnte."

Die beiden Freunde warfen gleichzeitig ihre Blicke auf das offene Meer und sie sahen, daß sich der Soldat nicht geirrt hatte. Das Boot hatte sich merklich von Tomblaine entfernt.

Sich unterhaltend, marschirte man nun seit einer Stunde und das Meer war vollständig zurückgetreten. Zwischen beiden Inselchen sah man nur einen flachen

Strand, der von dem vielfach gekrümmten Lauf eines schmalen Baches durchschnitten wurde. Kleine Gruppen von Fischern erschienen. Alle schritten auf denselben Punkt zu, um das Flüßchen zu überschreiten, und zerstreuten sich auf dem jenseitigen Ufer nach allen Richtungen.

„Sie haben die Furth aufgefunden," sagte der Soldat, „wir brauchen ihnen jetzt nur noch zu folgen."

Man gelangte ohne Unfall an das Ufer des Flüßchens. Der Soldat wagte sich zuerst hinein, den Boden mit einem Stock untersuchend. Fünf Minuten später befand sich die kleine Gesellschaft ohne Unfall auf dem gegenüberliegenden Ufer. Hier war der Sand fest und trocken, und als der Kapitän bemerkte, daß der Sand nicht mehr unter seinen Füßen zitterte, stieß er einen Triumphschrei aus.

„Jetzt können wir laufen," sagte der Grenzwächter, auf Tomblaine deutend, von dem man nur noch zwei- bis dreihundert Schritte entfernt war.

Sartilly langte zuerst am Fuße der Felsen an, die er zu erklimmen begann, ohne Athem zu schöpfen. Der Grenzwächter und der Kapitän folgten dicht hinter ihm, und bald fanden sie sich auf einem hohen Felsen vereinigt, der die südliche Spitze von Tomblaine bildete. Die Unbekannten, die man durch das Fernrohr des Kapitäns beobachtet hatte, schienen verschwunden zu sein, ohne eine Spur zurückzulassen. Das geheimnißvolle Boot schaukelte noch immer im offenen Meer; dieses hatte sich jedoch weit zurückgezogen, und eine Sandfläche trennte dasselbe jetzt von der Insel.

Der Vicomte schritt mit dem Kapitän auf das nördlichste Ende der Insel zu, den Satz aus dem siebenten Band wiederholend: „Das elfte eingehauene Kreuz bezeichnet den Eingang des Gewölbes."

Der Kapitän entdeckte zuerst einen auf dem schwarzen Granit ausgehauenen Einschnitt, der ein Kreuz darstellte. Sartilly konnte einen Freudenschrei nicht unterdrücken. Ohne das geringste Zögern riß der Kapitän die den Eingang versperrenden Zweige fort und bereitete sich vor, in das Gewölbe hinabzusteigen.

„Und wenn die Schmuggler noch drin sind?" rief der Grenzwächter.

„Ich hoffe es wohl, daß sie noch darin sein werden," antwortete der Kapitän, „und ich beabsichtige, ein paar Worte mit ihnen da unten zu sprechen."

„Mein Herr, das ist nicht Ihre Sache," erwiderte der brave Soldat, „ich habe mein Gewehr und meinen Säbel, und weil es sich um Contrebande handelt, so ist es nur billig, daß ich vorangehe."

„Vor Allem," sagte Chateaubrun, „sehe ich gerne hell, wenn ich mich schlagen soll. Wer von uns besitzt Feuerzeug?"

„Hier, mein Offizier," rief der Soldat, „und hier ist noch etwas Besseres, ich habe meine kleine Laterne für die nächtlichen Ronden in der Tasche."

In wenigen Augenblicken brannte das Licht und erleuchtete schwach die düstere Tiefe der Treppe. Dieselbe war dunkel und enge und durch die Brombeerhecken verstopft. Einzelne ganz frische Bruchstellen an diesen Gewächsen zeigten ganz deutlich, daß erst ganz kürzlich hier Jemand durchgekommen sein mußte.

Nachdem man in das Felsengewölbe hinabgestiegen war, befand man sich in einer ebenen Gallerie.

Man schritt lange und bedächtig vorwärts und hielt zu verschiedenen Malen an, um zu horchen. Der Grenzwächter, indem er sich niederbückte, beleuchtete Fußspuren auf dem Boden. Nach einigen hundert Schritten begann die Gallerie sich zu erweitern.

Man nahte dem Ort, wo sie endigte, und die kleine Gruppe verdoppelte ihre Aufmerksamkeit.

Der Grenzwächter erhob seine Laterne und leuchtete umher, das Licht fiel indessen nur auf Wände ohne Ausgang und Sartilly konnte einen Schrei der Verzweiflung nicht zurückhalten. Das Gewölbe war leer.

„Wir kommen zu spät!" rief der Kapitän.

„Hier vielleicht," sagte der Soldat, „aber sie sind noch nicht am Strande und wir werden sie noch einholen können."

Sartilly deutete auf den Fuß der Wand. An zwei in den Felsen eingelassenen Haken hing noch der Eisenbeschlag eines Koffers, der erst ganz kürzlich losgerissen worden sein mußte. Man konnte selbst deutlich die Stelle unterscheiden, wo er gestanden hatte.

Die theuersten Hoffnungen des Bräutigams Jeanne's wurden unter diesem unerwarteten Schlage zu nichte.

Weniger aufgeregt als die beiden Freunde, hatte der Grenzwächter nicht alle Hoffnung aufgegeben, Diejenigen zu erreichen, die er in seiner Naivität immer noch für Schmuggler von der Insel Jersey nahm. Sein erster Gedanke beim Hinaustreten aus dem Gewölbe war, auf einen Felsen an der äußersten Spitze der Insel zu klettern, um die Flüchtlinge zu entdecken. Sartilly und der Kapitän folgten ihm, ohne zu wissen, was sie thun wollten.

Die Szene bot jetzt wieder ein anderes Bild. Ein dichter Nebel hüllte den Mont St. Michel ein und schien langsam auf Tomblaine vorzurücken. Die Fluth begann zu steigen und bereits war die entblößte Düne viel kleiner geworden.

(Fortsetzung folgt.)

„Bulgaria".

Ueber die Bedeutung der glücklichen Ankunft der „Bulgaria" bringt die Kölnische Zeitung unterm 27. Februar einen Artikel, der wegen seines treffenden Inhaltes weiteste Beachtung verdient. Die Zeitung schreibt:

Aus den vom Auslande, namentlich aus England, kommenden Telegrammen ergibt sich, mit welcher Aufmerksamkeit man dort die Rettungsgeschichte der „Bulgaria" verfolgt, und man darf wohl sagen, daß die Anerkennung, die die deutsche Handelsmarine bei diesem Falle findet, im Auslande nicht geringer ist, als in Deutschland selbst. Vielleicht ist sie sogar noch größer als bei uns, und zwar aus dem Grunde, weil man dort mehr Verständniß für maritime Dinge besitze, als bei uns.

Weitaus der größte Theil der Deutschen dürfte bei den ersten Unglücksnachrichten wohl nur in rein menschlichem Gefühl an die armen Schiffbrüchigen gedacht haben, allenfalls noch an die dem Verlust ausgesetzten erheblichen Geldwerthe. Als dann die Nachricht von der Rettung des schon verloren gegebenen Schiffes kam, war es in der Hauptsache ebenfalls nur die Genugthuung über die Rettung von Menschenleben, die uns beherrschte.

Es war dem Kaiser vorbehalten und dem Auslande, uns zu zeigen, daß es sich hier noch um etwas mehr handelte: um eine nationale Sache, die für das Ansehen der Nation überhaupt, so ist die Rettung der „Bulgaria" ein Ereigniß, das unserm nationalen Ansehen zu gute kommt. Seit einiger Zeit haben deutsche Rhedereien auf deutschen Werften Schiffe von bisher unbekannten Größen-Verhältnissen und unerreichter Schnelligkeit und Bequemlichkeit bauen lassen.

Wir wollen nicht sagen, daß diesen Vorgängen in Deutschland keine Aufmerksamkeit geschenkt worden sei, sicherlich aber war die Erkenntniß von ihrer Bedeutung bei uns nicht so groß wie im Auslande, wo die bedeutendsten Blätter, ganz abgesehen von den technischen Zeitschriften, ihre Leser in langen Leitartikeln über die Fortschritte der deutschen Technik und über die Vervollkommnung der deutschen Handelsflotte unterrichteten. Wenn wir uns insbesondere vergegenwärtigen, was in England darüber gesprochen worden ist, so finden wir durchweg Urtheile von höchster Anerkennung, die um so bedeutungsvoller sind, als wir in dieser Beziehung seit Jahren von England nicht verwöhnt werden. Zu erklären ist das dadurch, daß die Engländer, als die erste seefahrende Nation der Jetztzeit, ein so überaus lebhaftes Interesse an allen maritimen Vorgängen empfinden, daß sie sich aus rein sachlichem Interesse über nationale Abneigungen hinwegsetzen, ebenso wie der chevalereske Soldat niemals damit kargen wird, dem tapferen Nebenbuhler im Waffenhandwerk seine volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wenn wir daher jetzt von England aus hören, daß die Rettung der „Bulgaria" eine Ruhmesthat gewesen ist, so können wir das ohne Weiteres glauben, auch wenn wir es selbst nicht müßten. Viele werden sich jetzt in Deutschland an der Rettung der „Bulgaria" begeistern, aber ohne sich recht darüber klar zu werden, worin denn eigentlich das Verdienstliche dieser That liegt und warum Kapitän und Mannschaft sich des hohen Lobes würdig gemacht haben, das ihnen der Kaiser aussprach und das ihnen von allen seefahrenden Nationen in demselben Maaße zu Theil wird.

Man darf wohl sagen, daß es verzeihlich gewesen wäre, wenn Kapitän und Mannschaft auf die Rettung des Schiffes verzichtet und die erste Beruhigung des Wetters benützt hätten, um in den Booten ihr Heil zu suchen. Anders der Führer, die Offiziere und die Mannschaft der „Bulgaria". In der fürchterlichen Lage, in der sie sich befanden, gaben sie nicht nur die Hoffnung nicht auf, das Schiff zu retten, sondern sie müssen mit einem Eifer und einer Hingabe gearbeitet haben, für die man nicht des Lobes genug finden kann und die sich nur erklären läßt durch außerordentliche seemännische Eigenschaften, vor allem aber durch eine eiserne Disziplin, die jeden Mann an seiner Stelle festhielt und jedem einzelnen immer wieder die moralische Kraft gab, sein Aeußerstes an eine Arbeit zu setzen, deren Erfolglosigkeit nur zu naheliegend schien.

Wir haben an anderen Fällen auf nicht deutschen Schiffen erlebt, wie bei schweren Schiffskatastrophen die Disziplin zusammenbricht und alle Triebe der Selbstsucht zur vollen, ja zur bestialischen Entwicklung kommen. Nicht nur ist das auf der „Bulgaria" nicht geschehen, sondern es ist gelungen, durch mehr als 20 Tage die ganze, jedenfalls schon nach den ersten Tagen auf den Tod erschöpfte Mannschaft von erschlaffender Entmuthigung freizuhalten und eine Arbeitsleistung ihr zuzumuthen und durchzusetzen, die ganz riesig gewesen sein muß.

Der Laie macht sich kein Bild davon, was es bedeutet, ein solches Riesenschiff wie die „Bulgaria", wenn es einmal stark nach der Seite liegt, wieder aufzurichten und das noch dazu bei schwerem Wetter und den auf die Dauer unzweifelhaft ungünstigen Ernährungsverhältnissen, die dadurch bedingt sind, daß man wohl kaum in der Lage gewesen sein wird, bei dem schief liegenden Schiffe die Küchen in Thätigkeit zu setzen. Für alle diese Arbeiten standen dem Kapitän Schmidt nur etwa

70 Mann zur Verfügung; denn wenn auch die Passagiere mitgearbeitet haben werden, so kann ihre Hülfe doch nicht hoch angeschlagen werden.

Zwanzig Tage hat diese forcirte Arbeit gedauert, und da kann man sich ohne Weiteres vorstellen, welche Zeit dem Einzelnen zur Ruhe und Erholung zugemessen werden konnte, d. h. so viel wie fast nichts. Daß die Leute das ausgehalten haben, daß die Offiziere ihnen diese unglaubliche Leistung mit Erfolg zumuthen konnten, darin liegt die Ruhmesthat, ein schönes Blatt in der Geschichte der deutschen Handelsflotte und der Hamburg-Amerika-Linie.

Ganz gewaltig ist auch die Widerstandskraft gewesen, die die „Bulgaria" drei Wochen lang bewahrt hat, während deren sie ein Spielball der Wellen war. Nur bei einem ganz vorzüglich gebauten Schiffe konnte man darauf hoffen, daß die Nieten sich nicht lösen und daß das Wasser sich nicht durch die lose werdenden Planken in solchen Mengen einfiltriren würde, daß alle Auspumpungsversuche vergeblich bleiben mußten.

Die „Times" sagte in einem Leitartikel: „Obwohl sie in fortdauerndem Sturm allein auf sich angewiesen waren, scheinen der Kapitän und die Mannschaft keinen Augenblick den Muth und das Selbstvertrauen verloren und unabläßig und ohne zu ermatten, daran gearbeitet zu haben, ihr Schiff zu retten. ... Daß die „Bulgaria" einen so schweren und anhaltenden Sturm überlebt hat, ist an sich, wenn auch die Hauptursachen der Muth, die Tüchtigkeit der Seeleute und die Manneszucht aller an Bord waren, keine geringe Probe für die Vortrefflichkeit ihres Baues."

Der „Globe" schreibt: „Als die „Bulgaria" zuletzt von der „Weehawken" gesehen wurde, war sie in einem geradezu verzweifelten Zustande und gänzlich hülflos der hohen See preisgegeben. Es spricht ganze Bände für die seemännische Tüchtigkeit und Ausdauer der Offiziere und Mannschaft, sowie für die Stärke des Rumpfes des Schiffes, daß die „Bulgaria" solche Probe bestanden hat."

Dem kaiserlichen Glückwunsche aber und dem ihrigen fügt die Redaktion eines angesehenen Londoner Blattes die Worte hinzu: „Auf solche Seeleute darf Deutschland stolz sein."

Aus der Welt der Technik.

— Die Voraussage von Gewittern durch die Photographie. Die Hertz'schen Wellen, die Träger der so schnell berühmt gewordenen Telegraphie ohne Draht, scheinen auch auf die photographische Platte eine deutlich nachweisbare Wirkung auszuüben. Diese Frage war der Gegenstand eines Vortrages, mit dem F. H. Glew in der letzten Sitzung der kgl. photographischen Gesellschaft in London ein nicht geringes Aufsehen erregte. Der Forscher zeigte zunächst, daß die photographische Platte auf Grund jener Erkenntniß zum frühzeitigen Nachweis von Gewittern benutzt werden könnte. Die Dauer einer elektrischen Entladung in der Atmosphäre ist durchaus nicht so kurz, wie man bisher immer geglaubt hat, diente doch der Blitz geradezu als Bezeichnung für eine ungewöhnlich plötzliche und schnell vorübergehende Erscheinung. Zunächst nun besteht der Blitz in Wirklichkeit nicht aus einem zusammenhängenden elektrischen Strome, sondern aus einer großen Zahl von Funken, die in derselben Bahn schnell auf einander folgen. Außerdem aber ist die elektrische Entladung der Ursprung für elektrische Wellen, die von der Blitzbahn nach allen Seiten hin in die Atmosphäre hinausgehen; wenn man nun einen besonders eingerichteten Cohärer (Frittröhre), wie sie auch bei der Telegraphie ohne Draht benutzt wird, in einer geeigneten Abänderung vor der photographischen Platte anbringt, so wird die Gegenwart elektrischer Wellen in der Luft, die von einem noch sehr weiten Gewitter herrühren können, durch Veränderungen der photographischen Platte angezeigt. Glew spricht bereits die Erwartung aus, daß es durch die von ihm erfundene Anordnung des Apparates gelingen werde, auch mittels künstlich erzeugter elektrischer Wellen Photographien zu erhalten. Zu welchen Ergebnissen die Fortsetzung dieser Forschungen führen wird, läßt sich noch nicht absehen; immerhin wird man die weiteren Erfolge mit Interesse erwarten können.

— Hunderttausend gefrorene Hammelleichen bringt eine amerikanische Exportfirma in einem Monat zum Versand. Es handelt sich um die Leistung der größten Faktorei der Welt auf diesem Gebiete, welche sich nach einer uns zugegangenen diesbezüglichen Mittheilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz in Barrncas in Buenos-Ayres befindet. Die Höchstleistung dieser neumodischen Leichenkonservirungs-Anstalt beträgt etwa das Gefrierenlassen von 3500 Schafen täglich. Der Gefrierraum dieser Anstalt umfaßt 2830 Kubikmeter und ist im stande, 6000 erstarrte Schafe aufzunehmen. Der Lagerraum, in welchem das Schaffleisch in gefrorenem Zustande bis zur Verschiffung aufbewahrt wird, hat einen Inhalt von 4245 Kubikmeter und gewährt 50000 „kaltgestellten" Schafen Aufnahme.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 54. Dienstag, den 7. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

54

„Es ist Zeit zu gehen, meine Herren," sagte der Grenzwächter, „die Fluth steigt und der Nebel senkt sich herab; in zwei Stunden wird es nicht mehr gut hier sein."

Und indem er den Riemen des Gewehres über die Schulter legte, warf er einen letzten Blick auf die Düne.

„Ich sehe sie!" rief plötzlich der Grenzwächter, den Arm gegen das Meer ausstreckend.

Man sah auf der Düne zwei Menschen, die in der Richtung der Düne fortschritten.

„Pah! das sind Fischer," sagte Chateaubrun, der immer noch zweifelte.

„Fischer! Sie werden keinen einzigen finden, der sich auf die Seite von Tomblaine wagen würde, wenn die Fluth wieder zu steigen beginnt. Nein, es sind unsere Schmuggler, und sie gehen gerade auf das Boot zu, das sie dort erwartet. Sehen Sie doch selbst."

Der Soldat hatte Recht, und die geheimnißvolle Barke machte große Anstrengungen, sich zu nähern.

„Oh!" rief der Grenzwächter, „ich erkenne sie sehr genau; es ist ein Großer mit einem Stock und ein Kleinerer, der etwas auf dem Rücken trägt — —"

„Die Kassette!" rief der Kapitän mit Donnerstimme. „Ich erkenne sie auch, und ich will sie lebendig fangen, um sie auf die Galeere zu senden."

Auf die Gefahr hin, sich den Hals zu brechen, stürzte er den steilen Abhang der Insel hinunter. Sartilly folgte ihm mit verstörten Zügen.

„Aber das ist eine Thorheit," rief der Soldat wiederholt und sprang ihnen nach, „wir holen sie doch nicht ein, und das Meer wird uns überraschen."

Die Pariser wandten nicht einmal den Kopf um und liefen auf der Düne fort. Der Nebel näherte sich langsam.

„Nun denn," sagte der brave Grenzwächter, als er sah, daß er kein Gehör fand, „es soll nicht gesagt werden, daß ich sie verlassen habe. Um so schlimmer, wenn wir alle drei dabei zu Grunde gehen."

Und nun begann auch er zu laufen. Er hatte die Reisenden bald eingeholt.

„Hierher zu mir!" rief der Grenzwächter aus Leibeskräften, „suchen Sie überall die Stellen aus, wo der Sand gestreift ist, und weichen Sie den Höhlungen aus."

„Gut," sagte Chateaubrun, den die Verfolgung den Kopf nicht verlieren ließ und der alsogleich den Rath des Soldaten befolgte.

Der Zwischenraum zwischen ihnen und den Flüchtlingen hatte sich bedeutend vermindert. Man unterschied bereits die Umrisse der beiden Männer und man begriff ihr Vorhaben. Es unterlag keinem Zweifel, sie wollten das Boot erreichen, und sie waren auf dem Punkt, ihren Plan gelingen zu sehen.

Die Flüchtlinge mußten übrigens bemerkt haben, daß man sie verfolgte, denn sie sahen häufig zurück, und der Größere ermunterte seinen Gefährten durch Worte und durch die That. Der Letztere, der einen ziemlich großen Koffer trug, kam weniger schnell vorwärts und der Erste mußte häufig stehen bleiben, um ihn zu erwarten.

Sartilly hatte das Gewehr des Grenzwächters ergriffen und legte auf die Flüchtlinge an trotz aller Anstrengung des Soldaten, der das Verfahren etwas zu stark fand, selbst wenn es gegen Schmuggler gerichtet war. Chateaubrun dagegen gab seine vollste Zustimmung zu dieser Art, der Sache ein Ende zu machen.

„Zielen Sie auf Koreff," sagte er mit laut schallender Stimme, „ich nehme es auf mich, Ihren Groom und die Kassette festzuhalten."

In dem Augenblick, als der Vicomte im Begriff war, loszudrücken, erscholl ein entsetzlicher Hilferuf von der Düne, und der Grenzwächter zog ihn am Arm zurück, während er mit gerührter Stimme sprach:

„Es ist unnöthig. Er wird sterben."

Kaum zwanzig Schritte vor ihnen hielt der größere

der beiden Flüchtlinge plötzlich an, wie wenn er auf der Stelle angewurzelt wäre.

Man sah ihn sich bewegen und die Arme ausstrecken. Aber er kam nicht vorwärts und seine hohe Gestalt schien zusehends kleiner zu werden.

Durch diese Erscheinung verblüfft, sahen die Freunde den Soldaten an, der die unheilvollen Worte sprach:

„Eine Lisse. Er ist verloren."

„Zu mir, Toby! Hilfe!" rief die herzzerreißende Stimme des Unglücklichen, den der Abgrund stückweise verschlang. Auf diese äußerste Beschwörung antwortete Niemand. Der Groom hatte sich mit zwei oder drei raschen Sprüngen von diesem Abgrund entfernt, worin sein Herr im Begriff war zu sterben.

Nun begann eine schreckliche Szene.

Dieser große Körper versank langsam, wie wenn ein Gewicht ihn in die unbekannten Tiefen des nassen Sandes hinabgezogen hätte. Der Schlamm umgab ihn wie ein klebriger Teig und stieg ihm bereits bis zu den Knieen hinauf. Durch übermenschliche Anstrengung war es ihm gelungen, eines seiner Beine freizumachen, das andere versank um so tiefer.

Man sah ihn hierauf sich emporrichten und gerade stehen; er glaubte wahrscheinlich, daß wenn er unbeweglich bleibe, er sich besser halten würde. Aber der Tod fuhr fort, an ihm Zoll um Zoll, Linie um Linie emporzusteigen. Bald erreichte der Schlamm die Brust. Da dachte dieser Elende vielleicht zum ersten Male, daß es einen Gott gebe, der züchtigt, und er wagte Diejenigen um Verzeihung anzuflehen, die er mit seiner Rache verfolgt hatte.

„Gnade!" schrie er, die Hände faltend, „lassen Sie mich nicht auf diese Weise umkommen — Herr von Sartilly ich flehe Sie an — im Namen Ihres Freundes, im Namen Ihrer Verlobten — ihr Vermögen ist dort — in jener Kiste — — nehmen Sie sie — nehmen Sie Alles, was ich habe, aber retten Sie mich — retten Sie mich vor diesem fürchterlichen Tode."

Das war zu viel; der Vicomte, durch diese schrecklichen Klagen ganz verwirrt, machte eine Bewegung, dem Sterbenden zu Hilfe zu eilen, und der Kapitän, der sehr blaß geworden war, suchte ihn nicht zurückzuhalten. Aber der Grenzwächter warf sich ihm entgegen und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Sie können ihn nicht retten und werden mit ihm untergehen," sagte er mit fester Stimme.

Der Sand setzte seine kalte und stille Arbeit fort. Der Schlamm bedeckte bereits die Schultern und den Hals. Man sah nur noch den Kopf, dessen Züge durch die Todesfurcht häßlich verzerrt, nichts Menschliches mehr an sich hatten, aber der Mund öffnete sich noch, um eine letzte Bitte zu heulen.

„Erbarmen!" röchelte der Unglückliche, „habt Erbarmen mit mir und ich werde Ihnen das Geheimniß sagen — ich werde Ihnen sagen, wo Roger ist. Ich werde Jeanne retten — mein Leben um dasjenige Jeanne's. — wenn sie mich sterben lassen, so wird Jeanne auch sterben — man will sie tödten — es ist auch — —"

Koreff vollendete nicht mehr. Der Koth erstickte seine flehende Stimme, löschte seine unstäten Augen, bedeckte seine in die Höhe gesträubten Haare und an der Stelle, wo er verschwunden war, nahm die Düne ihre nivellirende Glätte wieder an. Einige Luftblasen stiegen noch an die Oberfläche des glatten Sandes empor und damit war Alles zu Ende.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gott ist gerecht!" sagte Sartilly mit dumpfer Stimme.

„Ja, er ist gerecht," rief der Kapitän, die Erregung von sich abschüttelnd, die ihn hatte erstarren lassen, „und er wird nicht zugeben, daß dieser Schuft von Toby mit dem Koffer entkomme."

„Rechts, meine Herren, rechts," rief der Soldat, „folgen Sie der Böschung." Die Jagd begann von Neuem und noch viel heftiger.

Während der schrecklichen Szene, der sie soeben beigewohnt, hatte Toby Terrain gewonnen; er war bereits ins Meer gegangen und der Mann im Boot ruderte ihm entgegen.

„Jetzt schwimmt er," rief Chateaubrun, „er hat den Koffer fahren lassen, ich sehe ihn treiben."

„Lassen Sie uns Jeanne's Vermögen retten," rief Sartilly.

Er erreichte bald die ersten Wellen der steigenden See und schritt herzhaft gegen die Fluth, als der Grenzwächter ihm mit voller Stimme die drohenden Worte zurief:

„Kehren Sie um, meine Herren, kehren Sie um, oder wir sind alle drei des Todes."

Sartilly und der Kapitän hielten einen Augenblick an, um zurückzuschauen. Ein dichter Nebel kam auf sie zu und entzog bereits Tomblaine und den Mont St. Michel ihren Blicken. Der kostbare Koffer, der Verräther Toby, das geheimnißvolle Boot waren wie Phantasiegebilde verschwunden, und nichts blieb sichtbar als die langsam auf dem Sand vorwärts schreitende Fluth.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Thierschützerin.

Der „Berliner Thierschutzverein“, der jährlich mehrere Millionen seiner Flugblätter und reizend ausgestatteten Heftchen im Interesse des Thierschutzes in alle Welt versendet, hat einen schweren Verlust erlitten und mit ihm die große ethische Bestrebung, der er dient: Meta Beringer, die Lebensgefährtin, „die rechte Hand“ des unermüdlichen Geschäftsleiters des Vereins, des Telegraphen-Inspektors a. D. Hans Beringer, ist unlängst qualvoll an Halskrebs nach langem, schweren Leiden gestorben, nachdem sie mehrere Monate lang dem unvermeidlichen Tod, in voller Erkenntniß ihrer Lage, mit seltener Ruhe und Ergebung täglich entgegengesehen. Sie beklagte und betrauerte nur, daß sie nicht mit ihrem Gatte und ihren Freunden das vor 14 Jahren begonnene Werk, die Beseitigung der meist unnöthigen, gewohnheitsmäßigen Massen-Thierquälereien, welche Jung und Alt so sehr verrohen, noch bei Lebzeiten vollständig bewirken konnte. Dieses voraussehend, war sie schon in den letzten Jahren bemüht, mit Hilfe einiger edler Freunde eine Stiftung zu Stande zu bringen, welche nach dem Ableben des Ehepaares die Mittel gewähre, durch die Schule auf die nächsten Generationen für Thierschutz einzuwirken. Das ist ihr auch zum Theil gelungen.

Das Ehepaar Beringer gibt sein in 40jähriger Arbeit Erspartes, dazu kommen Beiträge von warmherzigen Förderern der Bestrebungen, und so kann dem Berliner Magistrat schon jetzt ein Stiftungskapital von 74 000 Mark zur Verwaltung und der „Thierschutz-Abtheilung des Berliner Lehrer-Vereins“ die Zinsen davon zur Verwendung in obigem Sinne jährlich übergeben werden. Ein schöner Anfang, aber für den großen Zweck und die nöthige große Propaganda freilich nicht entfernt genügend.

Der Verblichenen letzte unter Erstickung gestöhnten Worte waren: „Halt aus — Vermächtniß — für die Stummen und Unmündigen — Schule — die nächsten Generationen müssen barmherziger und mitleidiger werden . . .“ Eine Stunde vor ihrem qualvollen Ende verlangte sie Stift und Papier und schrieb noch mit fester Hand nachstehende Zeilen: „Kurz vor meiner letzten Lebensstunde grüße ich noch herzlich meine Freunde und alle guten Menschen und bitte sie, die Arbeit meines Lebens fortzusetzen. Ich bitte sie besonders, dafür zu sorgen, daß durch die Schule schon in den Kinderherzen Barmherzigkeit und Mitleid auch für die Thiere geweckt und gepflegt werden. Dann wird es nicht ausbleiben, daß die Barmherzigkeit und Hilfsbereitschaft auch für die Menschen zunimmt. Meta Beringer.“

Sie dachte nur an die „gemeinschaftliche heilige Aufgabe“. Noch drei Wochen vor ihrem Tode, als Athemnoth und sonstige Beschwerden schon sehr fühlbar wurden, sorgte sie noch für Bereitstellung des nächstjährigen Thierschutzkalenders für die Jugend, der jährlich in einer Auflage von einer Million vertrieben und zum Theil verschenkt wird, und schrieb dazu wieder eine ihrer gemüthvollen, ergreifenden Erzählungen. Einige Stunden vor ihrem Tode nannte sie ihrem Gatten noch Personen, an welche er sich bittend wenden solle, um das Stiftungskapital zu vergrößern und leistungsfähiger zu machen: „Scheue Dich nicht, gute Menschen zu bitten, mache ihnen begreiflich, wie hier mit geringen Mitteln Gutes, Großes und Dauerndes geleistet werden kann, Millionen unserer stummen Mitgeschöpfe unnöthige Schmerzen erspart, die Sitten der Menschen gebessert, Barmherzigkeit und Mitleid für Thiere und Menschen gepflegt und dadurch auch das Zusammenleben der Menschen ein besseres werden wird.“

Hoffentlich wird sich der Wunsch der Sterbenden erfüllen, so daß das Kapital der „Deutschen Lehrer-Thierschutz-Stiftung“ vergrößert werden kann. Der das Kapital verwaltende Berliner Magistrat ist bereit, die eingehenden Beträge direkt oder durch den Berliner Thierschutzverein entgegenzunehmen und dem Stiftungskapital zuzufügen. Von der Höhe des Stiftungskapitals hängt ja die Wirksamkeit des Berliner Lehrervereins in dieser Beziehung in den nächsten Generationen ab.

Die theure Verblichene hat in ihrem Leben voll Arbeit und Opfer nur den einen Zweck vor Augen gehabt, Leiden und Schmerzen zu mindern; sie hat Tausende von Flugblättern und Zeitungsartikeln zu diesem Zweck geschrieben, und ihre gemüthergreifenden Erzählungen in den Kalendern des Berliner Thierschutz-Vereins wurden von Millionen Kindern und Erwachsenen gelesen.

Es geht, so schreibt Hans Beringer in einem ergreifenden Nachruf, den er seiner entschlummerten Lebensgefährtin und Genossin seines großen Werkes widmet, zu Ende mit den wenigen warmherzigen und thatkräftigen Förderern unserer eigenartigen Bestrebung.

Nachdem durch unermüdliche Arbeit und Opfer schon so viel zur Abschaffung der bisher üblichen gewohnheitsmäßigen Massen-Thierquälereien erreicht worden, sollten sich auch in Zukunft warmherzige Menschen finden, welche wenigstens durch Geldbeiträge fortsetzen und in die kommenden Generationen hinüberretten, was bis jetzt erreicht ist.

Eine Sittenfrage, eine Sittenarbeit hält nur nach, wenn sie ganz gelöst und befestigt ist; sonst geht sie wieder rückwärts, und alle Arbeit, alle Opfer sind ver-

geblich gemacht. Möge denn das Beispiel, das Meta Beringer gegeben hat, zur Nacheiferung führen! Nicht um eine sentimentale Sache, nicht um eine falsche Rührseligkeit schwachnerviger Menschen handelt es sich bei dem Thierschutz, wie er im Sinne der Verstorbenen so eindringlich gepredigt wird, sondern um eine ethische Aufgabe größten Stils, um die Weiterentwicklung des menschlichen Gefühls für die Leiden von in der Entwicklung weiter zurückstehenden Mitgeschöpfen.

(Deutscher Hausfreund.)

Mannigfaltiges.

— Von einer merkwürdigen Wette und einer bemerkenswerthen Leistung der Tuchfabrikation und der Bekleidungskunst in vergangenen Tagen erzählt die letzte Nummer des Strand Magazine: Es war im Jahre 1811, wo Herr John Coxeter, ein damals sehr angesehener Tuchfabrikant in Newbury in Berkshire, im Gespräch mit Sir John Trockmorton, einem dortigen Großgrundbesitzer, bemerkte, die Fortschritte in der damals neu eingeführten Maschinerie seien so bedeutend, daß er sich wohl getraue, jemandem den Rock auszuziehen, denselben wieder zu Wolle zu machen und in vierundzwanzig Stunden einen neuen Rock daraus herstellen zu lassen. Die Darlegungen des Fabrikanten machten auf den Landedelmann lebhaften Eindruck, und kurz nachher kam er auf die Sache zurück und fragte Herrn Coxeter, ob es wirklich möglich sei, aus Schafwolle zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang an einem Sommertage einen Rock zu machen. Der Fabrikant berechnete genau die für die verschiedenen Fabrikationszweige nöthigen kürzesten Zeitfristen und erwiderte, nach seiner Meinung könne das Kunststück geleistet werden. Bald nach dieser letztern Unterhaltung, die über Tisch geführt wurde, wettete Sir John Trockmorton ebenfalls bei Tisch um 1000 Guineen, er wolle sich am 25. Juni 1811 Abends um acht Uhr in einem wohl gewebten und regelrecht gemachten Rock zu Tisch setzen, dessen Wolle um fünf Uhr desselben Morgens sich noch auf Schafesrücken befunden habe. Die Wette schien so vermessen, daß sie sofort bereitwillig angenommen wurde. Sir John setzte sich wegen der Ausführung mit Coxeter in's Einvernehmen, und kurz vor fünf Uhr morgens an dem genannten Tag sahen die Dorfbewohner von Newbury ihren Gutsherrn, begleitet von seinem Schäfer und zwei Schafen, der nahen Fabrik Greenham Mills zuwandern. Punkt fünf Uhr begann dort die Arbeit mit dem Scheren der Schafe. Ein alter Stich, der die Geschichte mit auf die Nachwelt gebracht hat, stellt die Schafschur dar, die der Schäfer besorgte. Sir John erscheint in der Mitte des Bildes unter den Händen des Schneiders, der ihm das Maß nimmt. Alle Werkzeuge und Geräthschaften waren zur Stelle und in Bereitschaft, so daß keine Sekunde nutzlos verloren wurde. Nach dem Scheren wurde die Wolle gewaschen und nach den weiteren Prozessen gesponnen und alsdann gewebt, was der junge Coxeter, der sich als ein besonders geschickter und schneller Mann schon verschiedentlich bei Wettbewerben ausgezeichnet, selbst besorgte. Auch dieser Augenblick ist im Bilde festgehalten worden. Man sieht dabei im Hintergrunde die inzwischen geschlachteten Schafe hängen. In einem Korbe neben dem alterthümlichen Handwebestuhl liegen die Spulen. Das Gewebe wurde alsdann gespült, gewalkt, gerauht, geschoren, gefärbt und appretirt, und um 4 Uhr Nachmittags, genau 11 Stunden nach dem Eintreffen der beiden Schafe, war das Tuch für den Schneider bereit. Dieser, Herr James White, hatte alle vorläufige Arbeit bereits besorgt und stürzte sich nun wie ein Löwe auf seine Beute. Neun Gesellen saßen mit eingefädelten Nadeln bereit, und in den nächsten zweieinviertel Stunden wurde geschnitten, genäht, gebügelt und angepaßt, es wurden Knopflöcher gemacht und Knöpfe angenäht, und 20 Minuten nach sechs übergab Herr Coxeter feierlich Sir John Trockmorton den wohlgewebten, regelrecht gemachten Rock. Sir John zog ihn vor einer Menschenmenge von 5000 Personen, die durch die Wette und die große industrielle Leistung herangelockt worden war, an. Und als die Uhr acht schlug, setzte sich der Gewinner der Wette in seinem neuen Gewande mit 40 Herren zu einem Festmahle nieder, bei dem jedenfalls eine hochansehnliche Zahl Flaschen Portwein getrunken worden ist. Die beiden Hämmel, die die Wolle geliefert, wurden auf einer nahen Wiese von den Arbeitern gebraten und verspeist, und Herr Coxeter hatte dazu 120 Gallonen (480 Flaschen) starkes Bier gestiftet.

— Aus der Schule. Lehrer: „Wer kann mir ein Wort sagen, das mit „o“ endigt?“ — Fritz: „Kasino!“ — Lehrer: „Gut! . . . Aber wie kommst Du gerade auf Kasino?“ — Fritz: „Weil s' mein Vater gestern dort 'nausg'worfen haben!“

Sinnspruch.

Ernsthaft streben
Heiter leben,
Vieles schauen,
Wenig trauen —
Deutsch im Herzen,
Tapfer und still
Dann mag kommen
Was da will!

J. V. v. Scheffel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 55. **Mittwoch, den 8. März.** **1899.**

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
55 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Der Instinkt hatte die beiden Freunde dem Manne genähert, der allein sie noch retten konnte, und die kleine Truppe schloß sich noch fester zusammen, die Schritte beschleunigend. Man marschirte sehr rasch. Der Sand war trocken und fest, die Düne zeigte weder Hang noch Wellenform, nur verdichtete sich der Nebel mehr und mehr, und die Wanderer waren gezwungen, sich an den Händen zu fassen, um nicht von einander getrennt zu werden.

Einmal war der Kapitän um einige Schritte zurückgeblieben und er war gezwungen, zu rufen, um seine Gefährten wieder zu finden. So liefen sie mehr als eine halbe Stunde, die doppelte Zeit, die nöthig war, um Tomblaine zu erreichen. Die Insel wollte nicht erscheinen.

„Ist denn dieser Felsen gar untergegangen, wie dieser Koreff," sagte Chateaubrun, plötzlich — —

„Vor fünf Minuten hoffte ich noch," antwortete der Grenzwächter, den Kopf traurig schüttelnd, „jetzt bin ich sicher, daß wir schon über Tomblaine hinaus marschirt sind."

„Horchen Sie einmal!" rief Sartilly plötzlich.

Der entfernte Klang einer Glocke tönte deutlich durch den Nebel an die aufhorchenden Ohren der Verirrten.

„Es ist die Glocke vom Mont St. Michel, wir sind gerettet!" rief der Grenzwächter voll Freude.

Die kleine Gruppe trat von Neuem die Reise an. Jedem war eine Last vom Herzen genommen.

Plötzlich blieben sie stehen. Aus der Tiefe der neblichen Düne drang ein sonderbares Rauschen bis zu ihnen. Es glich einem dumpfen anhaltenden Rollen, das schnell stärker zu werden und sich zu nähern schien.

„Es ist das Meer!" rief der Grenzwächter, „nur unsere Beine vermögen uns noch zu retten!"

Und er schoß über die Düne, dicht gefolgt von den beiden Freunden. Es war höchste Zeit. Es breitete sich schon eine tiefe Wasserfläche hinter ihnen aus, die der Fluth vorherzugehen pflegt.

Der Nebel hatte sich vor ihnen etwas gelichtet, und die noch unbestimmte Form einer niedrigen, langen Erdlinie zeichnete sich durch den Nebelvorhang ab. Der Kapitän stieß einen Triumphschrei aus.

„Hier ist der Damm!" rief er, „und wir werden Paris wiedersehen!"

„Wir sind noch nicht am Lande," sagte der Grenzwächter, seine Eile verdoppelnd.

Seit einigen Augenblicken zeigte die Düne eine merkliche Steigung, und es war sicher, daß man sich auf einem Plane befand, der höher lag als die Fluth, deren donnerähnliches Getöse kaum hundert Schritte hinter ihnen brauste.

Plötzlich blieb der Soldat stehen. Vor ihnen, einige Meter von unten herauf, wirbelte ein wahrer Meeresarm.

Sartilly warf sich nach rechts, der Kapitän nach der linken Seite des Sandhügels.

Rechts und links war das graue, ruhige und tiefe Wasser.

„Wir sind eingeschlossen vom Wasser, es bleibt uns nur noch der Tod!"

XVII.

Es war Abend, drei Tage nach den schrecklichen Szenen der Düne von Tomblaine. Im Hintergrunde eines schwach erleuchteten Zimmers, in einem mit schneeweißen Gardinen umhangenen Bette schlief Jeanne von Mensignac einen unruhigen Schlaf. Am Kopfende des Bettes saß eine Frau, die sie mit tiefer Trauer anblickte und allen ihren Bewegungen mit aufmerksamer Sorgfalt folgte.

Der tiefe Ton der Glocke einer alten Pendule zeigte die neunte Abendstunde an, und die Kranke erwachte.

„Julie," rief sie mit schwacher Stimme, und mit den Händen über die Stirne fahrend, wie Jemand, der schwer leidet.

„Hier bin ich, mein Fräulein," antwortete das Kammer-

mädchen; „sind Sie wohler? Der Schlaf muß Ihnen wohl gethan haben."

„Ich bin durstig," sagte die Kranke, deren Augen in außerordentlicher Weise glänzten.

Julie reichte ihrer Gebieterin eine Tasse, aus welcher sie gierig trank, worauf sie etwas erleichtert schien.

„Immer dieses Feuer, das mir den Hals austrocknet und mir in der Brust brennt," sagte sie mit Anstrengung.

Nach einem langen Schweigen nahm die Kranke von Neuem das Wort und sagte mit liebevoller Stimme:

„Julie, Sie werden der Ruhe bedürfen. Ich will schlafen. Ich fühle mich etwas wohler. Rufen Sie Miß Georgia."

„Miß Georgia ist diesen Abend leidend," sagte das Zimmermädchen zögernd; „beunruhigen Sie sich jedoch nicht meinetwegen, mein Fräulein, ich schlafe sehr gut auf dem Sopha im kleinen Salon und Sie dürfen nur schellen, wenn Sie etwas von mir brauchen."

Die Kranke antwortete nur mit einer Bewegung und schloß die Augen, wie wenn sie endlich den Schlaf gefunden hätte.

Julie entfernte sich geräuschlos und setzte sich in das Nebengemach, worin ein großes Feuer brannte. Eine halb aufgeschlagene Portiere trennte das Schlafzimmer von diesem Boudoir, das nur durch das gedämpfte Licht einer Lampe erleuchtet war.

Das Kammermädchen blickte voll Unruhe um sich und schauderte. Es schien, als drohe ihr eine unbekannte Gefahr. Eine Stunde war verflossen, ohne daß sie gewagt hätte, eine Bewegung zu machen, als das plötzliche Geräusch von Schritten sie auffahren ließ. Es ging Jemand in der Galerie vor dem kleinen Salon.

Das Kammermädchen erhob sich leichenblaß.

„Das Fräulein ruht wahrscheinlich," sagte ein Bedienter, „aber es wacht Jemand im Boudoir und wenn der Herr Vicomte eintreten will —"

„Herr von Sartilly!"

Und sie stürzte auf die Thüre zu die sie leise öffnete. Es war in der That Edmond von Sartilly. Er war in Reisekleidern, und seine verstörten Züge bekundeten eine Müdigkeit, die an Erschöpfung grenzte, während seine Augen feurig strahlten. Er hatte den Blick eines Mannes, der siegreich aus einem soeben stattgehabten Kampf zurückkehrt.

„Ach, Herr Vicomte!" sagte das Kammermädchen, das vor Freuden erröthete, „wie wird Fräulein Jeanne sich freuen, Sie wiederzusehen."

„Wo ist sie?" fragte Sartilly mit leiser Stimme.

„Sie schläft," antwortete Julie, auf das Schlafzimmer deutend.

„Was sagt der Arzt?"

„Nichts Gutes. Er sagt, daß er die Krankheit des Fräuleins nicht zu begreifen vermöge. Am Tage nach der Abreise des Herrn Vicomte befand sie sich ganz wohl, aber die darauffolgenden Tage war sie schlimmer und das Fieber hat nicht wieder aufgehört."

„Das Fieber?" wiederholte Sartilly erschrocken.

„Ja, es ist ein sonderbares Uebel, und ich habe nie Jemand so leiden sehen."

„Unglückliche!" rief Sartilly, wie von einem plötzlichen Gedanken betroffen, „Du hast Dein mir gegebenes Versprechen vergessen und hast sie allein gelassen."

„Nicht eine Stunde, nicht eine Minute, Herr Vicomte. Miß Georgia setzt sich bei Tage neben das Bett, und dann verlasse ich das Zimmer nicht. Des Nachts betritt sie nochmals das Schlafzimmer und ich bleibe auf diesem Sopha."

„Du kannst aber doch nicht immer wachen," erwiderte der Vicomte, „und während Du schläfst kann Jemand kommen."

„Ich schlafe nicht," sagte Julie, die Stimme dämpfend, „ich fürchte mich zu sehr."

„Du fürchtest Dich?"

„Es geschehen hier in diesem Hause schreckliche Dinge."

„Aber ich bin jetzt hier," rief der Vicomte.

Sartilly hatte begriffen, daß er sie vor allem beruhigen müsse.

„Ja, das ist wahr," fuhr Julie fort, „und jetzt will ich Ihnen sagen, was ich gesehen habe."

Sartilly zitterte vor Aufregung und Ungeduld.

„Es war in der ersten Nacht meiner Wache. Miß Georgia war gerade in ihr Zimmer hinaufgegangen. Ich saß auf dem Sopha und las. Die Lampe hatte einen Lichtschirm und der Salon war dunkel; ich hatte keinen Schlaf und doch war ich gebrochen vor Müdigkeit. Ich hörte auf der Pendule Mitternacht schlagen und wollte mich erheben, um zu sehen, ob unser Fräulein nichts nöthig habe. In dem Augenblicke, als ich den Kopf nach dieser Seite wandte," sie deutete auf eine Glasscheibe in der Thüre, „flackerte das Kaminfeuer hell auf und da sah ich ein Auge."

Der Vicomte erblaßte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Was die Prinzessinnen lernen. An deutschen Fürstenhöfen findet man seit den letzten Jahrzehnten — was früher als eine Etikettewidrigkeit ersten Ranges gegolten hätte —, daß manche Prinzessinnen über die Geheimnisse der Küche und des Hauswesens nachdenken. Kaiserin Auguste Viktoria hat als Prinzessin zu Schleswig-Holstein Unterricht in der Kochkunst genommen und auch für die Kunst des Kleidermachens stets eine große Vorliebe und Wißbegierde gezeigt, so daß sie als Königin und Kaiserin genau die Kleideränderungen u. s. w., die in einer eigenen Werkstätte im Schlosse vorgenommen werden, selbst angeben kann. Großherzogin Luise von Baden stellte für ihre einzige Tochter, Prinzessin Viktoria, Gemahlin des Kronprinzen von Schweden, den ganzen bürgerlichen Grundsatz fest: „Die Frau soll im Palast und in der Hütte eine sorgsame Hausfrau und eine perfekte Köchin sein. Prinzessin Viktoria mußte sich thatsächlich alle Eigenschaften einer Hausfrau aneignen und versteht sich demgemäß auf die Kochkunst ausgezeichnet. Für einen eigenen Beruf bereiten sich gern die englischen Prinzessinnen vor, nämlich für den der Krankenpflegerinnen, freilich nur theoretisch aus guten Büchern mit eingehenden Abbildungen. Die Prinzessin von Wales hat sogar regelrecht ein Handwerk erlernt; die hohe Dame ist eine ganz perfekte — Buchbinderin. Auf einer unlängst in London veranstalteten Ausstellung, zu der die geschicktesten Buchbinder Englands ihre Beiträge geliefert hatten, wurden verschiedene künstlerisch ausgeführte Einbände einer vollkommen unbekannten „Miß Matthews" mit Preisen ausgezeichnet. Hinter dieser Miß Matthews verbirgt sich die künftige Königin von England, Prinzessin Vicky, die nicht nur zur Preisbewerbung ihre Büchereinbände sendet, sondern sich auch eigenhändig die Bücher und Hefte für ihr Haus bindet. Auch ihre Kinder, Töchter sowohl wie Söhne, ließ sie ein Handwerk lernen. Zierliche Drechslerarbeiten im Hause des Prinzen von Wales stammen von prinzlichen Händen. Die Königin-Mutter von Holland ließ ihre einzige Tochter Wilhelmine, die jetzige Königin, Alles lernen und wir wollen gern das Geheimniß verrathen, daß die jetzige Königin eine ganz famose Wäscherin ist und in der Feinbügelei Bedeutendes leistet. Das größte Vergnügen des jungen Prinzeßchens war, sich ihre Spitzentücher und Chemisettchen selbst zu waschen und zu plätten. Das Prinzeßchen lernte auch das Spitzenklöppeln, verlor aber bald die Geduld. „Wenn ich erst Königin bin, sollen es die armen Menschen, die sich so schwer das Brod verdienen, gut haben", sagte das Prinzeßchen, als es trotz aller Mühe mit der Arbeit gar nicht vorwärts gehen wollte. Nun, vielleicht gelingt es ihr, jetzt ihre Worte wahr zu machen. — Am Wiener Hofe wird naturgemäß besonderer Werth auf Sprachkenntnisse gelegt. Als Kaiser Franz Josef um Prinzessin Elisabeth von Bayern zu Possenhofen warb, wurden sofort in Oesterreich Lehrer der italienischen, ungarischen und böhmischen Sprache für die Prinzessin engagirt, und mit Genugthuung konnte man nach wenigen Monaten dem kaiserlichen Bräutigam nach Wien melden, daß die Fortschritte der Braut im Italienischen, Ungarischen und Böhmischen groß seien. Die Kaiserin-Mutter jedoch ließ der herzoglichen Familie melden, daß der Kaiser von Oesterreich auch König von Polen sei und daß die künftige Kaiserin von Oesterreich auch polnisch und kroatisch kennen müsse. Als Herzog Maximilian darauf seiner Tochter Elisabeth mittheilte, daß er für sie auch einen Lehrer dieser Sprache werben wolle, rief sie entsetzt aus: „Für den Kaiser reicht mein Herz, aber für so viele Kronländer wird mein Kopf zu klein."

— Was eine „Berichtigung" werth ist. Schon Mancher hat schlechte Erfahrungen mit Berichtigungen gemacht, die er auf falsche Nachrichten, die über ihn auftauchten, einsandte. So umfassender Erfahrungen auf diesem Gebiete dürften sich aber wohl nur wenige zu erfreuen haben, wie der bekannte englische Schriftsteller Hall Caine. Er erhielt eines Tages von einem Bekannten die Anfrage, wie es mit seinem neuen, bereits angekündigten Roman „Der Trunkenbold" stehe, und er antwortete darauf mit folgendem amusanten Brief, den die „Illustradet London News" abdrucken: „Gretda Castle, Insel Man, 27. Jan. 99. Mein lieber S.—! Sie fragen mich, ob ich Ihnen nicht Genaueres über mein Buch „Der Trunkenbold" angeben kann, wann und von wem er verlegt wird. Nach allem, was von diesem Buche und über seine Veröffentlichung bereits gesagt worden ist, mag es vielleicht ein Schlag für Sie sein, wenn Sie hören, daß ich niemals an ein solches Buch, ein solches Thema, einen solchen Titel und an solche Methoden der Veröffentlichung gedacht habe. Sie werden mich nun fragen, warum ich denn einem so weit verbreiteten Gerücht niemals entgegengetreten bin. Aus demselben Grunde, wie ich hundert andere Gerüchte über mein Thun und Lassen unwidersprochen gelassen habe, weil es unmöglich ist, jeden Irrthum zu berichtigen, und wenn man etwa den einen von vielen widerlegt, es sofort so scheinen würde, als ob ich die übrigen dadurch bestätige. Außerdem hat mich die Erfahrung gelehrt, daß es nutzlos ist, eine irrige Angabe zu widerrufen. Ist die Lüge witzig genug, so wird sie

sich weiter verbreiten, und kein Widerspruch wird da helfen. Vor 4 oder 5 Jahren erzählte Jemand, ich hielte „alle Frauen für geringer als alle Männer". Beinahe das Gegentheil ist meine Meinung, und so berichtigte ich, aber kein Mensch hörte darauf und die Lüge fuhr fort, gerade den Theil des Publikums gegen mich aufzubringen, den ich am liebsten für mich gehabt hätte. Vor zwei Jahren behauptete Jemand, ich hätte für mein eigenes Werk Reklame machen wollen, dadurch, daß ich einige Tage vor seinem Erscheinen mich „interviewen" ließ. Ich bat den Interviewer, zu erklären, wie es wirklich der Fall war, daß ich ihm ausdrücklich verboten hatte, ein Wort von unserer Unterredung zu veröffentlichen, bis 5 Tage nach der Veröffentlichung vergangen wären; die Erklärung blieb unbeachtet. Vor einem Monat hatte ein unehrerbietiger Humorist ausgesprengt, „ich hielte mein Gesicht dem von Christus ähnlich", und ich war wieder dumm genug, mich darum zu kümmern, aber kein Mensch achtet auf meine Berichtigung, und die Lüge blüht weiter. Im Vergleich zu diesen Gerüchten ist das, worauf sich Ihre Frage bezieht, ganz harmlos; es ist zwar einfältig, vorauszusetzen, daß ein Mensch, der, wie ich, das Publikum kennt, seinem Buche einen so unmöglichen Titel geben würde, aber wenn Sie auch diesen Brief veröffentlichen sollten, so weiß ich doch, daß ich in den Nachschlagebüchern von 1900 lesen werde, daß ich 1899 einen Roman veröffentlicht habe, der „Der Trunkenbold" betitelt war. Die Moral davon scheint zu sein, daß es dumm ist, irgend Etwas zu widerlegen. Je mehr Grund vorhanden ist, einen Irrthum zu berichtigen, desto mehr ist es unklug, wenn man es wirklich thut. Mit Dank und Gruß Hall Caine."

— „Eines Familienereignisses wegen bleibt heute das Theater geschlossen," so war englischen Blättern zufolge jüngst an der Pforte eines New-Yorker Vorstadt-Theaters zu lesen, als Abends Hunderte von Besuchern sich zur Kasse des kleinen Musentempels drängen wollten. Unwillig, aber in sein Schicksal ergeben, schickte man sich schon zur Heimkehr an. Da brüllte plötzlich einer in die Menge, es mochte ein Statist des Theaters sein: „Der Direktor ist ja betrunken und seine Frau hat ihn geprügelt!" Sofort wandte sich die Stimmung der Anwesenden; man schrie und fluchte, rief nach dem Direktor (er spielte neben seiner Frau die männlichen Hauptrollen, in der Ehe aber wohl eine große Nebenrolle) und wollte die Thüren sprengen, um das Ehepaar zu zwingen, seinen schauspielerischen Pflichten nachzukommen. Selbst die laute Erklärung eines Angestellten, daß der Direktor dazu aus zweifachen(!) Gründen nicht fähig sei, fruchtete nicht, und erst als Sicherheitswachmänner hinzueilten, ward schnell und sicher die Ordnung wiederhergestellt. Am nächsten Tag ward weitergespielt, als sei vordem nichts gewesen. Nur der bisherige Regisseur fehlte — er hatte aus Rache den ominösen Anschlag am Eingang veranlaßt und war darob von den versöhnten Gatten entlassen worden.

— Blumenbäder erfreuen sich jetzt, so schreibt „La Fronde", bei den Pariser Damen besonderer Beliebtheit. Sie sollen nicht nur die Haut mit dem Parfüm „imprägniren", sondern die große Menge der lebenden wohlriechenden Pflanzen „kräftigt und regt auch den Körper an wie ein Champagnerbad". Es gibt zwei Arten von Blumenbädern. Die eine, die trockene, ist sehr einfach: Man füllt die heiße Badewanne mit Blüthen und es genügt dann, eine Stunde in diesem parfümirten Bett zuzubringen. Die zweite Art besteht darin, daß man Dutzende von Blumenbündel in heißem Wasser weicht und aus diesem Wasser das Bad bereitet. Obwohl diese Bäder sehr fin-de-siècle aussehen, sind sie doch keineswegs neu. Im alten Rom schon nahmen die reichen Frauen solche Bäder.

Denksprüche.

Psyche.

Die arme Waise,
Sie seufzt und bebt;
Aus dem Gehäuse
Ihr Fittich strebt.

Nach jedem Sterne
Streckt sie die Hand'
Dort glänzt, — ach ferne!
Ihr Vaterland.

Umsonst nach Klarheit
Sehnt sich ihr Blick,
Nach Lieb' und Wahrheit
Ihr Geist zurück.

Mit bunten Schranken
Hemmt Sinnentrug
Ihr der Gedanken
Aetherscher Flug.

Sie schlägt die Flügel
Am Käfig wund;
Ihr macht kein Spiegel
Ihr Wesen kund.

Die arme Waise,
Sie ringt und strebt
Aus dem Gehäuse,
Und seufzt und bebt.

J. H. v. Wessenberg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 56. Donnerstag, den 9. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
56 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Ich bin dessen ganz sicher," fuhr das Kammermädchen fort, aber so leise, daß man sie kaum verstehen konnte, „es war ein Auge, das leuchtete, und das auf mich gerichtet war. Ich stellte mich schlafend. Seitdem habe ich das Auge immer zu derselben Stunde wiedergesehen."

Julie schwieg.

„Ich werde diese Nacht in dem Zimmer von Fräulein von Mensignac wachen. Du bleibst hier und kommst nur, wenn ich Dich rufe," sagte plötzlich der Vicomte.

Und ohne Juliens Antwort abzuwarten, hob er die Portiere auf und trat in Jeannes Schlafzimmer. Jeanne schlief. Ihr beschleunigtes Athemholen hob ihre Brust in ungleichen Intervallen, und Krämpfe zogen unwillkürlich die Züge des schönen Gesichtes schmerzhaft zusammen.

Sartilly blieb vor dem Bette stehen, den Athem zurückhaltend. Er war erschrocken über die Spuren, welche das unbekannte Uebel in den reizenden Zügen eingeprägt hatte, und er, der bereits hatte sterben sehen, er erkannte den Tod. Er kam, er war hier, seine fleischlose Hand ausstreckend, um seine Beute zu erfassen. Sartilly sammelte seine Erinnerungen, und Koreffs letzter Schrei tönte noch in seinen Ohren. „Sie wird sterben," hatte der Elende gesagt, als er in seinem Schlammgrab versank, und die finstere Voraussagung sollte sich erfüllen.

„Wer ist es, der sie tödtet?" murmelte Sartilly, um sich schauend.

Das Zimmer war einsam und dunkel, und das unsichere Licht eines erlöschenden Nachtlichtes lieh den Gegenständen ein beinahe phantastisches Aussehen.

„Ich werde es erfahren," sagte er ganz leise, sich hinter der großen Gardine verbergend, die vor dem einzigen Fenster hing.

Mitternacht hatte soeben geschlagen, und Sartilly dachte unwillkürlich an die erschreckende Geschichte, die er soeben vernommen. Plötzlich wurde ihm das Blut starr in den Adern. Die Thür öffnete sich geräuschlos und auf der Schwelle erschien die Gestalt einer Frau, welche mit dem leisen Schritt eines Gespenstes auftrat.

Es war eine große Frau, vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt in einen großen scharlachrothen Mantel. Ein dichter Spitzenschleier, in der Art einer spanischen Mantille drapirt, verdeckte vollständig ihr Gesicht. Man sah nur eine Hand, die unter ihrem Mantel hervorkam und die einen Gegenstand hielt, den Sartilly nicht sehen konnte. Sie schien nur über den Teppich zu gleiten. Ein oder zweimal blieb sie stehen, um zu lauschen. Sie schritt auf das Bett zu, in welchem Jeanne immer noch schlief.

Sartilly hielt den Athem an und hätte die Schläge seines Herzens unterdrücken mögen. Er begriff, daß er einer schrecklichen Szene beiwohnen werde.

Die Gestalt schritt nach dem Bett und machte zwei Schritte vom Kopfende Halt. Die Hand streckte sich über eine Tasse aus, die im Bereich der Kranken stand und ließ ein weißes Pulver hineinfallen. Jetzt wußte Sartilly Alles. Jeanne wurde allnächtlich vergiftet, und Koreffs Voraussagung schien sich erfüllen zu sollen.

Die Frau im rothen Mantel blieb einen Augenblick ganz unbeweglich. Ihre Augen leuchteten durch den Schleier, und sie wandte langsam den Kopf, wie, um sich zu überzeugen, daß das Zimmer leer sei. Dann ging sie langsam zur Thüre zurück, hob die Portiere auf und verschwand.

„Endlich!" murmelte Sartilly, aus seinem Versteck hervortretend und leisen Schrittes das Zimmer durchmessend.

Die Thür schloß sich durch zwei Flügel und er konnte sie leicht öffnen. Die Galerie war dunkel; der Mond schien nicht und das blasse Sternenlicht genügte kaum, um sich in diesem langen Gang zu orientiren, den Sartilly so oft durchschritten.

„Diese Nacht muß ich der Mitschuldigen Koreffs das

Geständniß entreißen," sagte er sich, „und deshalb ist es nöthig, daß ich ihr bis an das Ende folge."

Die Frau überschritt den Korridor, ohne zurück zu schauen.

Der kritische Augenblick nahte. Die Frau in Roth wollte in die Bibliothek eintreten, er mußte ihr also auf dem Fuße folgen, daß sie nicht Zeit behielt, sich darin einzuschließen. Sartilly beeilte sich.

In dem Augenblick, als der schwere Flügel sich in seinen Angeln drehte, sprang der Vicomte wie ein Tiger hervor und stürzte sich auf die Giftmischerin.

Es gelang ihm, sie zu ergreifen, indessen machte sie sich durch eine rasche Bewegung wieder frei. Sartilly stieß die Thüre zurück, die sie hinter sich schließen wollte und trat ein. Er suchte sich nicht mehr zu verbergen, und sonderbar — die Frau suchte nicht mehr zu fliehen. Einige Schritte vor der Schwelle hatte sie angehalten, und als die Hand des Vicomte auf ihre Schulter niederfiel, machte sie nicht die geringste Bewegung.

„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?" fragte sie mit vibrirender Stimme.

„Wer ich bin?" wiederholte Sartilly, vor Wuth zitternd, „ich bin der Verlobte Derjenigen, die Sie vergiftet haben. Was ich will? Ich will sie rächen und will auch ihren Bruder rächen, den Ihre Helfershelfer auch umgebracht haben."

Ein lautes Lachen war die einzige Antwort der Unbekannten.

„Ah! Du gestehst, Elende!" rief der Vicomte außer sich.

„Ich gestehe, ja, ich gestehe, daß ich bis in seine letzten Zweige eine infame Race verfolge; Jeanne wird sterben, wie Roger gestorben ist, weil Alles sterben muß, was den Namen Mensignac trägt."

„Du begreifst also nicht, daß ich dich tödten werde?" sagte Sartilly, sie wüthend schüttelnd.

„Was liegt mir daran? Mein Werk ist vollbracht; ermorde mich, bist Du nicht beinahe von der Familie?"

„Nein," rief der Vicomte, „nein, ich werde dich nicht tödten, ich werde Dich dem Gerichte übergeben."

Dasselbe satanische Lachen erscholl von den Lippen der Unbekannten.

„Mich dem Gerichte übergeben? Komm," sagte sie, ihn gegen eines der Fenster fortziehend, die nach der Seine gelegen waren, „ich will, daß Du mich kennest, Du siehst wohl, daß ich Dich nicht fürchte."

Beide gelangten an eine lichte Stelle, und mit einem raschen Ruck hatte sie den Schleier vom Gesicht heruntergerissen.

„Die Frau mit dem goldenen Haar!" murmelte Sartilly, zurückfahrend, wie vor einem Geist.

„Höre," sagte die Giftmischerin, deren Augen im Dunkeln leuchteten, „Du hast mich schon einmal gesehen; an dem Tage, an welchem Du einen der Spürhunde der Polizei mitgebracht hattest und Du wirst sie ja wiederfinden, die Polizei, um Dir zu helfen, mich festzunehmen, denn allein würdest Du es nicht wagen. Einen wenigstens gibt es, den Du aber nicht wiederfinden wirst, derjenige aus dem Du Deinen Freund gemacht hattest, der die Mauer des Hotel Koreff bewachte, als ich Dich aus meiner Wohnung jagte. Wenn Du diesen wiedersehen willst, so mußt Du ihn auf dem Grunde der Seine suchen."

„Jottrat," sagte ganz leise Sartilly, dessen Geist sich verwirrte.

„Ja, Jottrat, Dein würdiger Komplize. Du erkennst mich jetzt, nicht wahr? Nun denn, ich will Dir sagen, warum ich mich räche. Ich räche mich, weil der Vater Deiner Braut mir ehemals meine Ehre und mein Vermögen geraubt hat; ich räche mich, weil der Bruder Deiner Braut meine Schwester ermordet, meine Schwester, verstehst Du?"

„Roger, ein Mörder! Du lügst!" rief Sartilly, der auf einen Augenblick seine ganze Energie wiedergefunden hatte.

„Ich lüge!" erwiderte die Frau mit leiser, pfeifender Stimme, „Du wagst es zu sagen, daß ich lüge! Aber Du weißt, daß hier in dieser Galerie der Elende sie ermordet hat; Du weißt, daß ihr Kopf hier auf diesem Teppich fiel, denn Du hast den Blutflecken gesehen!"

Bei dieser schrecklichen Erinnerung erblaßte und schauderte der Vicomte.

„Komm!" schrie die Giftmischerin, ihn am Arme fassend, „komm zu der Stelle, wo das Blut meiner Schwester Spuren hinterlassen hat, und wenn wir dort sind, dann rufe die Bediensteten des Mörders, und laß Deine Freunde von der Polizei kommen."

Bevor Sartilly Zeit hatte zu überlegen, schoß die Frau nach dem Hintergrunde der Bibliothek und verlor sich im Dunkeln. Als der Vicomte kaltes Blut genug erlangt hatte, um ihr zu folgen, vernahm er das trockene Geräusch einer sich schließenden Thür, dann lautes Lachen, das aus der Wand zu kommen schien, dann — nichts mehr.

Er lief, er suchte, er rief in die Finsterniß. Nur das durch die hohe Decke hervorgebrachte Echo antwortete ihm.

Die Giftmischerin war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Meisterwerke und Publikum.

Von einem hiesigen Kunstfreunde erhalten wir nachfolgendes Schreiben:

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Der lokale Nachrichtentheil der gestrigen Mittagsausgabe Ihres sehr geschätzten Blattes brachte eine kurze Notiz über die beabsichtigte Bildung eines „Theater-Vereins" in unserer Stadt. Ja, das Theaterspielen liegt den Aschaffenburgern im Blut. Unser Musentempel an der Schloßgasse und die Veranstaltungen vieler Vereine thuen darin ihr Möglichstes und Unmöglichstes. Aber leider hört man meistentheils nur Lustspiele, Possen, Operetten und karnevalistische Ulke; Schauspiele oder gar Dramen werden immer seltener. Daß jene keinen bedeutenden künstlerischen Werth in sich bergen, wird gewiß als unbestrittene Thatsache gelten können. Die wenigen Klassiker-Vorstellungen, zu denen sich unsere Theaterleitung aufgeschwungen hat, müssen also als die alleinige Quelle betrachtet werden, aus der die wahrhaft literarische Geschmacksbildung der Allgemeinheit hervorkommen soll. Hier ist die Lücke, wo der Hebel eingesetzt werden muß, hier ist die Grundidee zu suchen, die den Zweck eines Vereins bilden soll, der eine wohlthätige Einwirkung ausüben will auf die literarische Bildung des Publikums.

Wie ist nun die aufgeworfene Sache gedacht? Was will der neue „Theaterverein" zur Aufführung bringen? Wohl auch etwa Lustspiele, Possen, Operetten und derlei Dinge? Aber davon haben wir im Laufe des Winters zum Uebermaße genossen und sicherlich sind nicht Wenige froh, im Sommer damit verschont zu bleiben. Auch wegen verschiedener anderer Gründe wird die Sache auf schwache Füße zu stehen kommen. Und an bessere und größere Sachen wird man sich wohl auch nicht machen wollen.

Das „Schauspielern" ist eine heikle Sache. Darum möchte ich den Anregern einen Vorschlag machen, der sicherlich bei einigem guten Willen ihren Beifall erhält. Die Werke unserer deutschen Dichter sind trotz der Hebung des geistigen Niveaus noch nicht hineingedrungen in das Volk. Und selbst der gebildete Mann kommt oft genug nicht über Goethe und Schiller hinaus und da bleibt die Kenntniß größtentheils auf deren Dramen beschränkt. Epische Werke unserer neueren Dichter erfreuen sich ja, das sei zugegeben, einer größeren Beliebtheit. Aber die Lyrik wird immer noch allzu viel stiefmütterlich behandelt und sie ist es ja gerade, die so ungemein geist- und herzbildend wirken kann. Die Gründe dieser Umstände zu erörtern, würde zu weit führen, darum sei darauf verzichtet. Aber es könnte auf gute Art leicht anders werden. Und wie?

Da fällt mir gerade das herrliche Buch von Emil Palleske ein, das sich „Kunst des Vortrages" betitelt und in einem größeren Kapitel von einem Vereine erzählt, der, man höre, in einem westfälischen Dörflein sich gebildet hatte und Dramen von Schiller, Goethe und Grillparzer, Oden von Klopstock und Platen, Balladen von Bürger und Schiller ꝛc. las, und zwar wie und mit welchem Verständniß las? Ja, er schwang sich sogar auf zu Shakespeare's „Hamlet" und Sophokles' „König Oedipus".

Mich dünkt, das sei das Vorbild für den in der Bildung begriffenen Verein. So etwas, was jene einfachen Landleute zu Stande brachten, muß hier doch gewiß nicht zu den Unmöglichkeiten gezählt werden. Denken wir außerdem an den alten Tieck, der in Berlin Recitationsabende veranstaltete, in welchen er nicht nur seine sondern auch die Werke anderer Dichter öffentlich vortrug!

Das muß ein Kunstgenuß gewesen sein im höchsten Sinne des Wortes, den Mann mit seinem feinen literarischen Verständniß und seiner genialen Vortragsweise zu hören. Und Klopstock, der Altmeister der Kunst, lyrische Dichtungen vorzulesen, konnte seine Hörer bis zu Thränen rühren.

Auch Palleske, der eine glückliche Vortragsgabe besaß, ist viel umhergewandert und hat allenhalben Dichterwerke recitirt vor einem immer zahlreichen Hörerkreis. Ich will keine weiteren Beispiele, deren mir noch gar viele vorschweben, hier aufzählen. Aber das ist sicher, daß das Lesen und das Hören literarischer Kunstwerke, vor allem das Lesen von Dramen mit vertheilten Rollen, einen großen Genuß bietet, der vielleicht nur ersetzt werden kann durch die beste schauspielerische Darstellung. Andererseits vermittelt gerade diese Praxis die Kenntniß unserer reichen Literatur und die Weckung und Pflege eines künstlerischen Geschmackes.

Wenn gar noch Biographien von Dichtern, Abhandlungen über ihre Werke, Unterhaltungen über in Dramen auftretende Personen ꝛc. dazukommen, so werden diese Zwecke noch intensiver erreicht. Freilich muß das Lesen und das Vortragen gelernt sein, es lernen's nur wenige und dann erst nach vieler, vieler Uebung. Ueberdies gehört auch Anlage dazu.

Es wäre darüber noch manches zu sagen, aber ich muß mir den Zwang des Schweigens auferlegen. Was den letzten Theil des Artikels betrifft, nämlich die Behauptung über die bessere Verwerthung der Sommertage, so bedarf sie meinem Vorschlage gegenüber keiner Beurtheilung, weil sie diesen unberührt läßt. Derartige

Veranstaltungen, bei welchen schon eine gewisse literarische Bildung vorhanden sein muß, würden keinen allzugroßen Interessentenkreis zur Verfügung haben. Aber gewiß opfert mancher Herr einem solch edlen Zwecke einen Bierabend und manche Dame würde gerne zu einer derartigen Gelegenheit sich der Gesellschaft widmen.

Also ich meine, nicht ein „Theaterverein" sollte ins Leben treten, sondern etwa ein „Literarisches Kränzchen", das sich zur Aufgabe machte, größere und kleinere Dichterwerke zu lernen, zu studiren und allenfalls auch vor einem weiteren Kreise recitirend oder deklamirend vorzutragen. Mögen die Anreger diese Gedanken im Auge behalten, sie werden später des Dankes Vieler sicher sein dürfen.

Sie aber grüßt mit Hochachtung

* * *

[Wir halten diesen Vorschlag für einen sehr beachtenswerthen und empfehlen ihn der Aufmerksamkeit unserer Leser. Red.]

Mannigfaltiges.

— Der größte Lügner von Neustadt. Eine ganz reizende kleine Geschichte hält seit mehr als Jahresfrist die Bewohner des Städtchens Neustadt bei Magdeburg in Athem, sie beschäftigte unausgesetzt die Gerichte und säete Unfrieden zwischen Familien, die durch Jahrhunderte lange Freundschaft verbunden waren. Verlöbnisse gingen zurück, Stammtische löften sich auf — mit einem Worte, es wurde ungemüthlich in Neustadt bei Magdeburg, seitdem die Frage in der öffentlichen Diskussion aufgetaucht war: „Wer ist der größte Lügner von Neustadt?" Und an allem Unheil war — so paradox es auch klingen mag — die Heilsarmee schuld! Erließ da eine Offizierin der Armee des Generals Booth eine Anzeige im „Magdeburger General-Anzeiger", die folgenden Wortlaut hatte: „Die Heilsarmee Neustadt, Heinrichsstraße 35, Sonntag den 20. Februar 1898, Abends 8 Uhr: „Große besondere Versammlung. Der größte Lügner von Neustadt wird mit Namen genannt. Jeder herzlich willkommen." Hei, war das ein Leckerbissen für die Neustädter! Sie erwogen schadenfroh schmunzelnd, wen von den Neustädter Mitbürgern die Heilsarmee auf dem Striche habe. Da legte sich die Polizei ins Mittel! Sie erließ einen Strafbefehl wegen „groben Unfugs" an das Heilsarmeefräulein und einen eben solchen gegen den Redakteur der genannten Zeitung. Der letzte Strafbefehl gab Anlaß zu gerichtlichen Verhandlungen in sieben Instanzen. Der Straffenat des Oberlandesgerichts zu Naumburg fällte schließlich folgendes Urtheil: Nach den Feststellungen bleibt es zunächst unklar, ob das Landgericht (welches den Redakteur verurtheilt hatte), bei der Annahme einer Beunruhigung einer unbegrenzten Mehrheit von Menschen lediglich an den Kreis der Lügner in Neustadt oder an den der Leser der Anzeige überhaupt gedacht hat. Weder der Kreis der Lügner in Neustadt, noch der der Leser des „General-Anzeiger" kann aber schlechthin dem Publikum gleichgestellt werden. Als Lügner sind jedenfalls nur einzelne bestimmte Personen zu betrachten. Bloße Beunruhigung stellt noch keine Gefährdung oder Belästigung dar." Der Redakteur des Madeburger „General-Anzeigers" ist nun nach Jahresfrist von dem Verdachte, seine Mitbürger gefährdet oder belästigt zu haben, befreit worden. Aber trotzdem lagert wie eine böse Wolke über der guten Stadt die bange Frage: „Wer ist der größte Lügner von Neustadt?", bis endlich einmal einem guten Neustädter der Gedanke kommt, daß der größte Lügner in den Augen der Heilsarmee niemand anderes als der — Teufel ist!

— Die Revolution der Bühnendichter. Sie wollen nicht länger die gehorsamen Knechte des Publikums sein. Hinfüro soll sich kein Dichter mehr durch das Klatschen der Zuschauer vor den Vorhang locken lassen. Kein erfolgreicher Dichter soll in Zukunft einen Bückling vor den „Gründlingen im Parterre" machen. So will's Hermann Bahr in Wien. Auf seinen Kampfruf haben eine Reihe deutscher Dramatiker geantwortet. Am launigsten äußert sich Hartleben, der Humorist: Lieber Bahr! Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein. Ich bitte Sie, das ist doch so nett, wenn man so herauskommt — vorausgesetzt, daß man auch gerufen ist. Ich wette, wenn Sie nur ein einziges Mal sich selber gesehen hätten, wie Sie so herzig vorkommen, die Hand an der frohbewegten Brust, Sie würden nie auf einen solchen Einfall gekommen sein. Mit herzlichem Gruß Ihr Otto Erich Hartleben."

— Ein Kabel nach Kiautschou? In englischen Blättern wird die Mittheilung gemacht, daß deutscherseits die Herstellung eines Kabels nach Kiautschou ins Werk gesetzt werde. Die Nachricht, die zur Zeit noch nicht zutreffend sein dürfte, hat eine anderweitige Bestätigung nicht gefunden. Daß eine Kabelverbindung mit Kiautschou, wie namentlich mit unseren anderen Kolonien sehr vortheilhaft für die Entwicklung derselben und daher wünschenswerth sein würde, liegt auf der Hand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 57. Freitag, den 10. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

57

(Nachdruck verboten.)

Sartilly stand wie versteinert. Er versuchte es nicht einmal, den geheimnißvollen Ausgang aufzusuchen, durch welchen die Giftmischerin ihre Flucht bewerkstelligt hatte. Er dachte, er befinde sich abermals vor einem der vielen Geheimnisse, in deren Mitte er sein Leben seit einem Monat verbrachte, und er konnte seine Zeit nicht damit vergeuden, dasselbe zu enträthseln.

Jeanne retten, dieser Gedanke nur erhellte seinen Geist. Sofort erinnerte er sich der Gefahr, die er einen Augenblick vergessen. Die Giftmischerin war verschwunden, aber das Gift war geblieben. Von einem Augenblick zum andern konnte das junge Mädchen erwachen und den Inhalt der Tasse trinken, worin das nichtswürdige Weib soeben den Tod gelegt hatte.

Drei Nächte hintereinander hatte sie ihre heillose Arbeit gethan, und Jeanne, durch das Fieber entkräftet, verlöschte nach und nach wie ein Licht. Man hatte sie langsam tödten wollen. Aber die Frau im rothen Mantel hatte gesagt, die Stunde sei gekommen und die heutige Dosis sollte die letzte sein.

Vor Schrecken und Unruhe schaudernd, flog Sartilly den Gang entlang, den er soeben mit großer Vorsicht durchschritten hatte. Er langte an der Doppelthür an, öffnete sie leise und hob die Portiere mit einem Gefühl unbeschreiblicher Angst. Das ruhige Bild, welches das Zimmer des jungen Mädchens darbot, hatte sich noch nicht geändert. Die Nachtlampe beleuchtete mit ihrem zitternden Lichte die weißen Vorhänge und die Unglückstasse. Jeanne schlief noch immer und ihre regelmäßigen Athemzüge zeigten deutlich, daß sie noch nicht aufgewacht war.

Schwankenden Schrittes gelangte er an das Bett, und als er die Gifttasse ergriff, zitterte seine Hand dermaßen, daß das Geräusch des anstoßenden Porzellans den Schlaf der Kranken störte. Sie bewegte sich, streckte die Arme aus und murmelte einige unverständliche Worte.

Sartilly stand still, blaß vor Aufregung und den Athem zurückhaltend. Er hatte seinen Namen vernommen, den Jeanne mehrere Male leise aussprach.

„Edmond! — Edmond!" rief zu wiederholten Malen das junge Mädchen — „ihn wiedersehen — ich will ihn wiedersehen."

Er war im Begriff, sich zu zeigen und seine Braut zu rufen, als er sich gegenüber, aufrechtstehend, am Eingang des kleinen Salons Julie bemerkte, die ihm durch ein Zeichen bedeutete, nicht zu sprechen.

Er bedachte sogleich, daß die Ueberraschung und Freude eine schädliche Wirkung auf die Kranke haben könnte, und er hatte den Muth, sein Glück zu verschieben. Er durchschritt das Zimmer auf den Fußspitzen und als er das Boudoir betrat, wurde er betroffen von dem Ausdruck tiefen Schreckens, der die Züge des Kammermädchens verstörte.

„Ich habe das Auge wiedergesehen," sagte Julie nachher mit leiser, zitternder Stimme. „O! ich werde vor Schrecken sterben," fügte sie hinzu.

„Nein," sagte der Vicomte fest, „weil morgen die Giftmischerin dem Gericht überliefert wird."

„Die Giftmischerin?"

„Ja. Du wähnst, ich sei verrückt," sagte er voll Ernst. „Nun denn, Du wirst durch die Richter befragt werden, und Du mußt Alles wissen. Die rothe Frau hatte es auf sich genommen, den Tod da hinein zu tragen."

„Die rothe Frau! Das ist der Name, den unser Fräulein so häufig im Delirium wiederholte."

„Ja; diese schlich wie eine Schlange, wenn die Andere sie benachrichtigte, daß es Zeit sei, Du wachtest, Du armes, ergebenes Mädchen, aber man belauschte Deine geringsten Bewegungen. Wer weiß? ob sie nicht auf den Schrecken gerechnet haben, den das auf Dich gerichtete Auge Dir einflößen mußte."

„Ah!" murmelte Julie, „es war also, um mich zu beaufsichtigen, daß die Engländerin mich immer allein ließ. Ich erinnere mich, daß sie von der ersten Nacht

an eine große Müdigkeit vorschob, um sich frühzeitig zurückziehen zu können."

„Sie darf in dieser Nacht das Hotel nicht verlassen. Wo ist ihr Zimmer?"

„Ueber demjenigen unseres Fräuleins; sie wird jetzt darin sein, denn ich hörte sie eben gehen."

„Jetzt erwarte ich von Dir zweierlei," fuhr Sartilly mit fester Stimme fort.

„Ich bin bereit," sagte das Kammermädchen, durch Sartilly's energischen Ton ermuthigt.

„Zuerst wirst Du mir dies Geschirr mit seinem ganzen Inhalt in einen Schrank sperren, dessen Schlüssel Du bewahren wirst. Morgen müssen wir das Ganze dem Gerichte übergeben können. Dann wirst Du sogleich einen der Bedienten oder den Pförtner wecken, Denjenigen, in welchen Du am meisten Vertrauen setzest, und bringst ihn hierher. Ich will eine Schildwache vor die Thüre dieser Miß Georgia setzen," sagte Sartilly mit gezwungenem Lachen.

„Ich glaube, daß der Vater Chavert, der Pförtner, am geeignetsten dazu ist," sagte Julie, die jetzt die Lage vollkommen begriff. „Er liebt die Engländerin nicht, während unsere Bedienten ihr mit Leib und Seele ergeben sind, weil sie sie mit Geschenken überhäuft."

„So rufe den Pförtner, eile Dich. Uebrigens muß er noch nicht schlafen, denn ich sah ihn vorhin noch mit Jemand sprechen, der vor dem Thore aus einem Wagen gestiegen war."

Das Kammermädchen eilte rasch hinunter, und Sartilly, der allein zurückblieb, überlegte. Er fühlte die Nothwendigkeit, seine Gedanken etwas zu ordnen, die sich unter dem Eindrucke so vieler sonderbarer Ereignisse zu verwickeln begannen.

Er ging mit großen Schritten in dem kleinen Salon auf und ab, und er vergaß beinahe, daß das kleinste Geräusch Jeanne aufwecken könnte.

„Die Mörder überliefern?" wiederholte er, sich vor die Stirne schlagend, „aber wie? Wenn ich auch diese Engländerin denunzire, so wird sie sich zu sprechen weigern, und ich werde niemals ihre Helfershelfer finden. Ha! Sie hatten wohl Recht, Jottrat zu tödten," sagte er mit Bitterkeit, „dieser hätte sie wohl aufgefunden."

Das Geräusch von Schritten im Korridor erregte seine Aufmerksamkeit. Eine Thüre des kleinen Salons ging auf den Korridor.

Sartilly ging hinaus, damit Jeanne durch die ihm unerklärliche Bewegung nicht aufgeweckt würde, und fand sich dem Kammermädchen und dem Pförtner gegenüber.

„Herr Vicomte," sagte der Portier, der sehr aufgeregt zu sein schien, „es ist ein Mann hier, der Sie unter allen Umständen sprechen will."

„Mich sprechen? hier und zu dieser Stunde?"

„Er behauptet, dem Herrn Vicomte Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen zu haben, seit gestern war er schon dreimal in der Rue d'Astorg, und als er erfuhr, daß der Herr Vicomte hier sei, hatte er einen Wagen genommen, um rascher hier zu sein."

„Wo befindet er sich?" sagte Sartilly, den dieser neue Zwischenfall zu beschäftigen begann.

„Er hat so sehr gebeten, daß ich ihn in die Bibliothek führe."

„Gut, ich werde hingehen. Jetzt, Chavert, hören Sie mich wohl. Sie sind ein alter Diener und ich setze volles Vertrauen in Sie. Es gehen hier sehr ernste Sachen vor und Sie müssen mir behilflich sein."

„Für Fräulein Jeanne würde ich alles thun," sagte der Pförtner.

„Gut, mein Freund," sagte Sartilly. „Sie werden also in den zweiten Stock hinaufsteigen und die Thüre von Miß Georgia so lange bewachen, bis ich selbst Sie abrufe. Sie darf, verstehen Sie sehr wohl, das Zimmer nicht verlassen."

„Oh! der Herr Vicomte kann auf mich zählen; ich hasse sie," sagte Chavert in einem Tone, der keinen Zweifel an seine Aufrichtigkeit gestattete.

„Du, Julie, Du wirst das Zimmer Deiner Gebieterin nicht verlassen; es ist wahrscheinlich, daß ich bald mit dem Manne fertig sein werde — wer kann es sein?" murmelte er, langsam auf die Bibliothek zuschreitend.

(Fortsetzung folgt.)

Winterschutz der Thiere.

Von Dr. E. Rein.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Menschen, die mehr Theilnahme für die Thiere, als für ihre Mitmenschen zeigen, die es nicht ohne Mitleid und Zorn mit ansehen können, wenn etwa ein Pferd durch Peitschenhiebe angetrieben wird, eine schwere Last zu ziehen, die sich aber gegen das Elend ihrer Mitmenschen hartherzig verschließen. Im Winter, wenn der kalte Ost- oder Nordwind durch die Straßen tobt oder Schnee hoch die Erde deckt, dann bemitleiden sie die armen Thiere, die draußen so gar nicht gegen die bittere Kälte geschützt sind und ihr erliegen müssen. Mitleid gegen die Thiere ist gewiß schön und gut, aber es muß nicht übertrieben werden, wie es heute nur zu oft geschieht. Die Kälte im Winter schadet den Thieren nichts, die Natur schützt sie dagegen, wohl aber kann

der Hunger sie quälen und schwächen und in dieser Hinsicht kann bei sehr großer Kälte oder langanhaltendem Schneefall der Mensch für die Thierwelt nie genug thun.

Wie schützt die Natur die Thiere gegen die Winterkälte?

Sie thut dieses in auffallender Weise sowohl bei den Wasser- wie bei den Landthieren. Bei den Thieren in großen und tiefen Gewässern ist von einem auffallenden Schutz keine Rede, er besteht nur eben darin, daß das Wasser in der Tiefe während des ganzen Jahres nur geringe Temperaturunterschiede zeigt. Anders ist es in Bächen oder Flüssen von nur geringer Tiefe, die bei strengem Frost theilweise oder ganz zufrieren. In solchen Fällen wühlen sich die Fische mitten in den Schlamm ein und erstarren zu einem langen Winterschlaf. Die Karpfen wühlen sich, sobald das Wasser zufriert, dicht nebeneinander in den Schlamm und leben so eine lange Zeit ohne jegliche Nahrung, wodurch sie wohl von ihrem Gewichte verlieren, aber nicht einmal auffallend. Die Störe machen es ebenso wie die Karpfen. Nicht nur zur Laichzeit, auch zum Spätherbst kommen die Störe aus dem Meere in die Flüsse, besonders in die Wolga. Die Russen begrüßen deshalb strengen Frost, der die Flüsse gefrieren macht mit großer Freude. Sobald eine ordentliche Eisdecke die Wolga bedeckt, werden an den verschiedensten Stellen große Löcher in die Eisdecke geschlagen und die erstarrten Störe haufenweis gefangen.

In den tropischen Ländern, die keinen Winter mit Frost kennen, verkriechen sich die Fische im Sommer in den Schlamm, um während der größten Hitze in Erstarrung zu bleiben. Man sieht in den Tropen oft Bäche und Flüsse, die bis auf den feuchten Schlamm ganz ausgetrocknet sind; von einer Thierwelt ist keine Spur zu entdecken. Sobald aber durch die Regenzeit das Bett der Bäche oder Flüsse sich wieder mit Wasser füllt, beherbergt dieses sofort auch wieder Fische. Sie hatten sich vollständig in den Schlamm verkrochen, ohne Schaden zu leiden.

Außer den Fischen verkriechen sich in unserem Lande auch die Wasserlurchen, die Teichschildkröte und viele Froscharten während des Winters in den Schlamm.

Wichtiger ist der Winterschutz bei den Landthieren, da sie einer größeren Kälte ausgesetzt sind, als alle Wasserthiere in den gemäßigten oder kalten Zonen. Ebenso wie bei den Fischen begegnen wir auch bei den Landthieren sehr vielen Winterschläfern. Selbst der gewaltige Bär hält eine Art Winterschlaf, aber er erstarrt nicht, wie viele Menschen glauben. Sobald der erste Schnee fällt, hält der nordische Bär seinen Einzug in sein wohl vorbereitetes Winterlager. Er verstopft dessen Eingang mit Moos und Reisig und bleibt in diesem Lager so lange die Kälte dauert.

In dieser Ruhezeit nimmt der Bär weder Nahrung zu sich, noch kehrt er den Leib aus. Trotzdem der Stoffwechsel auf ein Minimum reduzirt ist, schläft oder erstarrt der Bär nicht, denn aufgejagt, springt er sofort auf, flieht oder setzt sich energisch zur Wehr.

Auch der Dachs erstarrt nicht, aber er schläft oft acht bis vierzehn Tage hintereinander. Er hält das Hungern und Dürsten nicht so lange aus, wie der Bär, sondern geht von Zeit zu Zeit aus seinem Lager heraus, besonders bei gelinder Kälte, um zu saufen und zu fressen.

Einen vollständigen Winterschlaf hält aber der Hamster, dessen Erstarrung gewöhnlich Ende Oktober beginnt und Ende Februar aufhört. Er liegt wie todt da, zusammengekugelt, kalt und ohne zu atmen. Dehnt man ihn auseinander, so kugelt er sich unwillkürlich, ohne zu erwachen, wieder zusammen. Man hat ihn in dieser Erstarrung getödtet, ohne daß er ein Zeichen des Schmerzes von sich gab. Das Herz schlägt nur 12 bis 15 Mal in der Minute.

Weniger fest schlafen der Siebenschläfer und das Murmelthier, sie erwachen häufiger bei gelindem Wetter, dafür aber halten sie auch ihren Winterschlaf bis gegen den Mai. Ihre Blutwärme sinkt während der Erstarrung von 30 Grad auf 4 herab.

Wunderbar ist es, wie die Fledermäuse ihren langen Winterschlaf halten. Sie hängen an den Krallen, gewöhnlich verkehrt, ganz in ihre Flughaut gewickelt, meist paarweise auf und bleiben monatelang regungslos hängen.

Alle Thiere, die keinen Winterschlaf halten, wobei nur Säugethiere und Vögel in Betracht kommen, schützt die Natur durch ein wärmeres Haar- oder Federkleid. Bei den Vögeln wachsen die Flaumenfedern, bei den Säugethieren die Woll- oder Grundhaare so dicht und fest, daß nur eine ganz abnorme Kälte, verbunden mit Mangel an Nahrung, die Thiere tödten kann.

Es genügt also im Winter vollständig, wenn der Mensch bei anhaltendem Frost oder Schneewetter Futter an geeigneten Stellen streut.

Bekannt ist es, daß das Fell der Säugethiere nur im Winter Werth hat. Das Fell des Zobel, das im Sommer beinahe werthlos ist, erhält in den Wintermonaten November bis Februar einen Werth bis zu 100 Rubel, so daß ein tadelloser Pelzrock aus Zobel einen Werth von 8—10000 Rubel haben kann.

Der Werth dieses kostbaren Bekleidungsstückes besteht darin, daß die vorsorgende Natur die Woll- oder

Grundhaare beim Zobel so fein und dicht sät, daß sich diese feinen, glänzend steifen Haare nach jeder Richtung hin streichen lassen, ohne daß sie struppig werden. Die Jagd auf Zobelthiere wird nur in den Monaten November bis Ende Februar betrieben.

Dem Zobelpelz am nächsten an Werth kommt die Rückenseite des Edelmarders, so daß sein Fell hinreichend Ersatz bietet für den Schaden, den das Thier oft unter dem Federvieh anrichtet.

Wo wir auch hinblicken in der Natur, überall hat sie vorsorglich für die Thiere gesorgt, vom höchsten Säugethier bis zum einfachsten Insekt. Niemals findet man in der Thierwelt solche Noth und solches Elend wie manchmal bei der Krone der Schöpfung — beim Menschen.

Mannigfaltiges.

— Wie viele Fische die Nordsee liefert, hat Dr. Ehrenbaum in den Mittheilungen des deutschen Seefischereivereins nach den vorhandenen statistischen Grundlagen zu berechnen versucht und zwar können seine Angaben als recht zuverlässig gelten, soweit eine Genauigkeit bei der Untersuchung einer solchen Frage zu erreichen ist. Danach beträgt der Werth der Fische, die jährlich aus der Nordsee gefangen werden, rund 164 Millionen Mark. Eine richtigere Vorstellung als diese einzelne Zahl gewährt die Angabe, daß der Ertrag der Nordseefischerei jährlich mindestens 150 Millionen und höchstens 180 Millionen Mark ausmacht. Die einzelnen Staaten, deren Küsten an die Nordsee grenzen, sind an diesem Ertrage in sehr verschiedenem Grade betheiligt. England zieht jährlich ein Kapital von fast 86 Millionen Mark aus den Gewässern der Nordsee, Schottland etwa 28½ Millionen, so daß sich der Antheil Großbritanniens an der Nordseefischerei auf beinahe Dreiviertel des Gesammtertrages beziffert. An dritter Stelle steht Holland mit einem Fischereiertrage von 10 Millionen, dann folgt Frankreich mit einem solchen von 12½ Millionen Mark. Erst an fünfter Stelle steht Deutschland, das für etwa 10 Millionen Mark Fische jährlich aus der Nordsee gewinnt. Norwegen erzielt einen Ertrag von 3,8, Belgien einen solchen von 3,6 und Dänemark von 1,6 Millionen Mark. Wieviel die Fische wiegen, die jährlich in der Nordsee gefangen werden, läßt sich leider nur annähernd ermitteln, weil nur in Großbritannien darüber eine Statistik geführt wird. Legt man das dort festgestellte Verhältniß zwischen Werth und Gewicht zu Grunde, so würde man die Menge von 17½ Millionen Zentnern erhalten. Nun kann man noch weiter gehen und diese Fischmengen mit dem Flächeninhalt der Nordsee vergleichen, der einschließlich des Skagerak und bis zum 62. Grad nördlicher Breite gerechnet 572 160 Quadratkilometer beträgt. Daraus würde sich ein jährlicher Ertragswerth von 286,7 Mark für das Quadratkilometer oder 2,87 Mark für das Hektar ergeben. Dementsprechend dürfte jedes Hektar der Nordseefläche jährlich etwa 30½ Pfund Fische liefern. Die Berechnungen, die früher Professor Hensen in Kiel für die Ostsee bei Eckernförde und bei Hela aufgestellt hat, stehen mit den obigen Angaben in Einklang. Bei Eckernförde liefert die Ostsee jährlich ebenfalls etwa 31½ Pfd. Fische pro Hektar, während bei Hela der Ertrag auf etwa das Doppelte angegeben wird. Auch das Ergebniß der Fischerei im Kurischen Haff stimmt mit dem in der Nordsee beinahe überein, indem jenes Haff einen Ertrag von 3.50 Mark pro Hektar abwirft. Die Fischerei im Frischen Haff ist wesentlich gewinnbringender und ergibt einen Nutzen von etwa 7.50 Mark pro Hektar. Wenn man die Nordsee und die Ostsee mit ihren Haffen zusammennimmt, so würde das Ergebniß ihrer Befischung durch die Summe von 3—7 Mark pro Hektar einigermaßen zutreffend angegeben sein.

— Eine scharfe Antwort. Die Ernennung des Grafen Mülinen, des Konstantinopeler Botschaftsdragomans, zum Kammerherrn der Kaiserinn erinnert einen Mitarbeiter des „B. T." an einen lustigen Zwischenfall, der sich s. Z. am Wiener Hofe abspielte. Ein Namensvetter und wohl auch Verwandter des Grafen — das Geschlecht stammt aus der Schweiz und wurde vor Jahrhunderten in den reichsdeutschen Adelsstand erhoben — war dort in diplomatischer Eigenschaft thätig und wohlgelitten in den höchsten Kreisen. Bei einer gewissen Gelegenheit wurde er einem der entfernteren Mitglieder des Kaiserhauses vorgestellt, das etwas geringschätzig meinte: „Mülinen? Mülinen? Den Titel kenne ich gar nicht — ist wohl ein neuer Adel?" — „Das gerade, kaiserliche Hoheit!" war die leicht gereizte Entgegnung. — „Aus welcher Zeit stammt er denn wohl?" fragte der Erzherzog spöttisch weiter. Die Antwort war unerwartet: „Aus der Zeit, kaiserliche Hoheit, als die Habsburger noch unsere Lehensleute waren!" Thatsächlich waren die Mülinen schon im elften Jahrhundert ein in der Schweiz und Schwaben reich begütertes Geschlecht. Die Erwiderung des Erzherzogs wird nicht vermeldet.

— Schlagfertig. Hausfrau: „. . Ich weiß nicht, Marie, sind Sie verrückt oder ich!" — Köchin: „Gnädige Frau werden sich doch keine verrückte Köchin genommen haben!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 58. Samstag, den 11. März. 1899.

Zum 12. März 1899.

Hundert Jahre sind es heute,
Daß sich München festlich schmückte,
Zum Empfange seines Fürsten
Alle Frühlingsblumen pflückte.

Max, der Vierte dieses Namens,
Patenkind von Max dem Guten,
Uebernahm die schweren Pflichten,
Die auf seinem Lande ruhten.

Großes Unheil kam von Westen,
Ueber alle deutschen Lande,
Pfalz und Bayern kurz vereinigt,
Standen an des Abgrunds Rande.

Geistesdruck auf allen Seelen,
Tauschgelüste bei den Großen,
Wechselnd Sulzbach — Birkenfelder,
Auf der Lauer die Franzosen.

Doch ließ sich der Münchner Bürger,
Bauend auf den guten Glauben:
's ist ein Max, 's wird besser werden,
Sich nicht seine Hoffnung rauben.

Und es ist auch besser worden!
Max der Vierte war der erste
König unseres Bayernlandes,
War der beste, war der hehrste.

Er verstand es mit den Bayern
Franken, Schwaben zu vereinen,
Diese Stämme so zu leiten,
Daß sie eines Stamms erscheinen.

Ihm gelang es, die getrennten
Pfälzer wieder zu begrüßen,
Ihnen als den Stammverwandten
Herbe Leiden zu versüßen.

Allen aber, Bayern, Franken,
Schwaben, Pfälzern ließ er geben
Die Verfassung als den Grundstein
In dem neuen Völkerleben.

Darum, edle Bayernherzen,
Schlaget höher, ohne Klage,
Danket, huldigt Eurem Fürsten
Heute am Erinnerungstage!

Johann Schober.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
58 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

XVIII.

Als er die Thüre der Bibliothek öffnete, stand ein Mann aufrecht und unbeweglich in der Mitte des Raumes.

Bei dem Geräusch, welches der Eintritt Sartilly's verursachte, wechselte er seine Stellung nicht.

Aergerlich über die nervöse Ueberreizung, die ihn ohne seinen Willen so eindrucksfähig machte, ging Sartilly direkt auf den Unbekannten zu und fragte ihn kurz, ohne ihn anzusehen:

„Wer sind Sie und was wünschen Sie?“

Der Mann machte, anstatt zu antworten, einen Schritt vorwärts, und das Licht fiel voll auf sein Gesicht.

„Jottrat,“ rief Sartilly, „Sie, den ich todt glaubte, ermordet durch diesen Elenden. Sie, den die Vorsehung mir zur rechten Stunde geschickt!“

Es war in der That der Polizeiagent, der so zur rechten Zeit wieder aufstand und je aufmerksamer ihn der Vicomte betrachtete, um so mehr wunderte er sich, daß er ihn nicht sofort erkannt hatte. Sein Gesicht war wohl magerer geworden, indessen hatte der Ausdruck desselben sich nicht im Geringsten geändert, und Sartilly fand sich stärker und kühner, als er dem Blicke seines alten Verbündeten wieder begegnete.

„Nein, Herr Vicomte, es ist ihnen nicht gelungen, mich umzubringen, obschon sie es versucht haben, ich kann Sie es versichern,“ sagte Jottrat mit einem traurigen Lächeln. „Ich bin durch ein Wunder gerettet worden; es handelt sich jedoch nicht mehr um mich, und ich komme hierher, um eine kostbarere Existenz als die meinige zu beschützen. Fräulein von Mensignac befindet sich in großer Gefahr, und ich weiß nicht, ob ich noch zeitig genug komme, um das niederträchtige Werk, das sich schon seit 3 Nächten in diesem Hotel vollzieht, noch zu hindern. Ich bin zu spät benachrichtigt worden, und konnte auch übrigens ohne Sie nichts thun.“

„Ja, es ist noch Zeit," rief Sartilly aus, „denn ich habe die Giftmischerin überrascht und habe das Gift beseitigt, Jeanne wird leben und was die Elenden betrifft, die sie haben tödten wollen —"

„Ihre Strafe geht mich an, Herr Vicomte," sagte Jottrat, „und in dem Augenblick, in dem ich mit Ihnen spreche, habe ich nur noch Befehl zu geben, um sie sämmtlich den Gerichten zu überliefern."

„Alle!" erwiderte der Vicomte bitter, „das ist unmöglich, denn das schreckliche Weib, welches das Gift hierherbrachte, ist mir entwischt. Sie ist hier, wo wir stehen, verschwunden, nachdem sie mir ihren Namen genannt und ihr Gesicht gezeigt hatte; sie warf mir die Drohung ins Gesicht, den Namen Mensignac zu entehren, und," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „ich glaube, daß sie im Besitz wichtiger Geheimnisse ist."

Wenn der Vicomte die Eindrücke hätte verfolgen können, die sich während dieses Gesprächs auf dem Gesicht Jottrats spiegelten, so hätte er in dessen Augen die Rechtfertigung Rogers lesen können. Jottrat hatte ein bedeutungsvolles Zeichen gemacht und seine Lippen bereits zum Sprechen geöffnet, aber durch eine Gewalt, die für ihn zwingend sein mußte, hatte er die Mittheilung zurückgehalten und seine Züge deuteten auf einen inneren Kampf.

„Die Frau, von der Sie sprechen," sagte er kalt, „trägt den Namen des Nichtswürdigen, den Sie haben sterben sehen; sie hat an allen seinen Verbrechen Theil genommen, und von allen Geheimnissen, in deren Besitz sie ist, gibt es kein einziges, das schwöre ich Ihnen, wovon der Name Mensignac auch nur im Entferntesten zu leiden hätte."

„Ich glaube Ihnen," sagte Sartilly, „und bedauere, daß ich die Giftmischerin habe entfliehen lassen."

„Herr Vicomte," erwiderte Jottrat, „ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich es übernehme, die sämmtlichen Schuldigen bestrafen zu lassen. Die Frau im rothen Mantel konnte hier wohl verschwinden, aber die Gespenster, welche Gift mischen, bleiben nicht lange unsichtbar, und ich weiß, wo ich morgen die würdige Genossin Koreff's fassen werde."

„Gott ist gerecht!" murmelte Sartilly, dessen Augen glänzten.

„Ja," fuhr der Agent mit steigender Erregung fort „morgen werde ich gerächt sein; morgen werde ich die achtzehn Jahre Folter bezahlen lassen, die ich ausgestanden habe, seitdem sie mir meinen Sohn gestohlen haben. Aber ich muß sie Alle haben, und ich bin hierhergekommen, um die Mitschuldige der Giftmischerin zu suchen."

„Die Engländerin!" rief der Vicomte; „ah, diese wird Ihnen nicht entkommen. Sie ist bereits eine Gefangene in ihrem Zimmer."

„Ich danke Ihnen," antwortete Jottrat mit gerührter Stimme; und jetzt bitte ich Sie, mir dieses Weib, diese Miß Georgia Fassit hierher führen zu lassen und zu gestatten, daß ich sie allein spreche. Ich bürge Ihnen dafür, daß ich sie hindern werde, durch die Mauer zu entkommen. Die Gespenster haben ihre Privelegien, aber ich kenne die Worte, womit deren Zauber gebrochen wird."

„Ich glaube Ihnen," sagte der Vicomte, „und werde der Unterhaltung nicht beiwohnen, aber ich werde nicht weit von der Bibliothek sein, und wenn Sie meiner bedürfen, so wollen Sie nur rufen."

„Unsere Unterhaltung wird nur von sehr kurzer Dauer sein," sagte Jottrat, „daß dieselbe sofort stattfinde. Es wird mir nicht zu viel Zeit bleiben, anderwärts das Nöthige zu besorgen, wenn ich Miß Georgia werde befragt haben."

„Ich will sie holen," sagte Sartilly.

Als der Agent allein war, ging er mit großen Schritten auf und ab. Die Lebhaftigkeit, welche seine Unterhaltung mit dem Vicomte hervorgerufen hatte, verschwand plötzlich und machte einer vollkommenen Erschlaffung Platz. Man durfte nur seine gebeugte Haltung und seinen starren Blick sehen, um zu begreifen, daß Jottrat die Last eines ungeheuren Schmerzes trug. Derselbe Mann, der mit so viel Selbstbewußtsein die nahe Züchtigung der Mitschuldigen Koreffs in Aussicht stellte, überließ sich jetzt dem Ausbruch der vollsten Verzweiflung und sprach Worte ohne Zusammenhang.

„Mein Sohn, mein Kind, ich werde ihn nicht wieder finden," sprach er mit dumpfer Stimme — „was haben sie wohl aus ihm gemacht, diese Elenden?"

Und er hielt an, düster drohend und in Gedanken verloren.

Ein leises Geräusch ließ ihn den Kopf umdrehen, eine Frau kam raschen und festen Schrittes auf ihn zu. Der Agent hatte sich instinktmäßig der Lampe genähert. Um die Engländerin zu befragen, wollte er sie voll ins Licht stellen. Auch sie schien das Licht zu suchen, denn sie ging gerade auf den Mann zu, der nur ein Feind sein konnte, und als sie vor ihm stand, den Kopf erhoben, die Hand auf den Tisch gestützt, sagte sie trocken: „Aus welchem Grunde erlauben Sie sich, mich zu einer solchen Stunde rufen zu lassen?"

Die Stimme Miß Georgias traf Jottrat wie ein elektrischer Schlag. Er machte einen Schritt vorwärts, streckte den Kopf so weit vor, daß er das Gesicht der Engländerin beinahe berührte, und stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Zornes aus. Er erkannte

sie und der wirkliche Name dieses Weibes entschlüpfte seinen Lippen.

„Susanne!“ hatte er gerufen.

Die Engländerin fuhr zurück, wie wenn sie auf eine Schlange getreten hätte. Ihre Augen glänzten im Dunkeln und hefteten sich mit durchdringender Starrheit auf das Gesicht des Polizeiagenten. Sie erkannte ihn nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schularzt.

In der Stadtverordneten-Versammlung in Köln ist von liberaler Seite der wichtige Antrag gestellt worden, die Schul-Deputation zu beauftragen, eine Vorlage wegen Anstellung von Schulärzten an den Volksschulen zu machen und damit auch in Köln eine wünschenswerthe Einrichtung zu schaffen, mit der man in anderen Städten, wie Bonn, Wiesbaden, Königsberg, Berlin, Charlottenberg u. a., schon vorgegangen ist.

Der Antrag wurde der Schul-Deputation zur Berichterstattung überwiesen. Die Stadtverwaltung zeigt sich demselben unfreundlich, wenn sie auch mit Recht darauf hinweisen konnte, daß die hygieinischen Maßnahmen der Stadt vielfach über die ministeriellen Anforderungen hinausgehen, daß Armenärzte, Augenärzte durch die Schulen gehen und in der Einrichtung der Schulbauten, Turnhallen, Plätze u. s. w. die Hygieine durchaus berücksichtigt wird.

Trotzdem darf man, ohne der Stadtverwaltung zu nahe zu treten, sagen, daß bisher doch noch nicht genug auf diesem Gebiete geschehen ist und erst durch Einführung besonderer Schulärzte volle Gewähr für die gesundheitliche Fürsorge in den Volksschulen geschaffen werden kann. Es sind allerdings, als die Frage der Schulärzte auftauchte, von Aerzten, Eltern und Lehrern die mannigfachsten Bedenken erhoben, aber sie sind auch alle durch die Erfahrung widerlegt worden, wo man nur in vernünftiger Weise, wie es in Köln gedacht ist, vorgegangen war.

Es ist selbstverständlich, daß der Schularzt nicht den übrigen Aerzten in der Praxis hineinarbeiten darf; mit dem Augenblick, wo er die Untersuchung in der Schule beendet, ein Kind als krank und der Behandlung bedürftig erklärt hat, wird diese Behandlung von den Eltern und dem von ihnen gewünschten Arzte übernommen. Es wird also auch kein Eingriff in die Rechte der Eltern, für das leibliche Wohl der Kinder zu sorgen, begangen.

Wenn die Eltern durch die Schulpflicht gezwungen werden, ihre Kinder in den allgemeinen Unterricht zu schicken, wo sie sehr häufig mit Kindern zusammentreffen, deren Eltern sehr wenig sich um sie kümmern, dann hat auch die Schule die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Kinder vorsorglicher Eltern nicht durch andere, sei es aus Unkenntniß der Krankheit oder leichtsinnigem Uebersehen derselben, geschädigt werden. Ist es doch leider eine alte Erfahrung, daß jede Mutter mit dem Eintritt der Kinder in die Schule auf die sog. Kinderkrankheiten zählen muß, die zum größten Theil dort verhütet worden sind, wo Schulärzte thätig waren.

Die Erfahrung hat auch weiter gezeigt, daß solche Mütter, deren Kinder unsauber und mit Ungeziefer in die Schule kommen, recht rasch sich an eine bessere Behandlung gewöhnt haben, weil sie wußten, daß bei der gesundheitlichen Ueberwachung des Schularztes vor allem darauf das schärfste Augenmerk gerichtet wurde. Man hat dann von Eingriffen in die Thätigkeit der Lehrer, von peinlicher Ueberwachung derselben und unliebsamer Störung des Unterrichts gesprochen. Auch hier hat die Erfahrung das Gegentheil bewiesen.

Die Lehrer haben durch die Anlegung und Führung der nothwendigen Listen eine kaum nennenswerthe Vermehrung ihrer Arbeit erfahren, die Besichtigung, in einem besonderen Raume vorgenommen, erfordert nur kurze Zeit und stört den Unterricht nicht; andererseits sind die Lehrer dem Schularzt sehr dankbar gewesen dafür, daß auf seine Anregung so manche Uebelstände abgestellt worden sind, die vorher nicht zu beseitigen waren. Die so viel beklagte Ueberfüllung einzelner Klassen kann vor dem Schularzt keine Gnade finden, abgesehen von so manchen Verbesserungen in Betreff des Lichtes, der Reinigung, der Luft usw.

Auch hat sich herausgestellt, daß viele der gegen die Schule erhobenen Anschuldigungen, sie verursache durch das Ueberarbeiten der Kinder Rückgratverkrümmung, Schwäche der Augen und viele andere Uebel, unbegründet sind, da die schulärztliche Untersuchung ergab, daß viele Kinder schon vor dem Eintritt in die Schule solche körperlichen Fehler besaßen. Es hat sich also überall da, wo von den Schulärzten keine übertriebenen Anforderungen gestellt wurden und wo die Lehrer in ihnen freudige Mitarbeiter an dem Wohle der Kinder, nicht lästige Störenfriede sahen, rasch ein sehr gutes Verhältniß herausgestellt.

Mannigfaltiges.

— Der „Giftbrunnen“ von Gastein. Wir lesen in einer naturwissenschaftlichen Rundschau der Bohemia: „Eine seltsame Giftwirkung ist in jüngster Zeit in ihren Ursachen festgestellt worden. Bei Gastein ist eine Quelle, die, obwohl rein und klar, doch seit

Jahrhunderten schon „Giftbrunnen" geheißen, und deren Wasser nicht getrunken wird. Vergebens hat man sich bemüht, zu erforschen, was eigentlich der „Grund" dieser Giftigkeit sei; man fand durch die chemische Untersuchung absolut keinen Stoff, den man hätte beschuldigen können, es fanden sich nicht mehr Bacillen, nicht mehr Salze und mineralische Bestandtheile, als in anderen Wassern, im Gegentheil, viel weniger. Das Wasser dieses Brunnens mußte als im höchsten Maße „rein" bezeichnet werden — und dennoch hatte man wiederholt die Erfahrung gemacht, daß es nachtheilig wirke, ja, daß es, in größeren Mengen genommen, sogar bedenkliche Erscheinungen, heftiges Erbrechen und in der Folge einen schweren Magenkatarrh hervorzurufen im Stande war. Nun hat H. Koeppe das Phänomen erklärt: die Ursache der Giftwirkung des Wassers ist — seine allzugroße Reinheit. Die Deutung ist einfach. Reines Wasser, d. h. solches, welches weder durch mineralische, noch durch organische Beimengungen verunreinigt ist, hat die Eigenschaft, Salze, wo es solche in leicht zugänglicher Form antrifft, an sich zu ziehen, bis zu einem gewissen Grade der Sättigung. Da nun die oberflächlichen Zellen der Schleimhäute Salze enthalten, erfahren sie durch das reine Wasser eine schwere Schädigung; das Wasser entzieht ihnen ihre Salze und bringt sie zum Absterben; sie quellen auf und werden abgestoßen. Man kann diese Wirkung leicht feststellen, indem man solch chemisch reines Wasser mit dem Protoplasma einer lebenden Zelle zusammenbringt; das Protoplasma verändert sich rasch, es quillt und die Zelle stirbt. Ereignet sich das auf der Magenschleimhaut, so hat man das ausgesprochene Bild eines Magenkatarrhs, der je nach den Umständen leichter oder schwerer ist. Auf diese förmliche Giftwirkung des reinen Wassers ist das manchmal beobachtete Erbrechen beim Eisschlucken zurückzuführen, und das ist auch der Grund, weßhalb erfahrene Touristen vor dem Genusse von Schnee- und Gletscherwasser, sowie des Wassers der klaren Gebirgsbäche warnen. Nicht die Kälte ist in diesen Fällen das Schädliche, wie man wohl denken könnte, sondern die allzugroße Reinheit des Wassers. Ein merkwürdiges Paradoxon!"

— Der Kaiser als Kunstkritiker. Unter dieser Spitzmarke berichtet der Berliner Korrespondent der „Daily Mail" Folgendes: Professor Fritz August v. Kaulbach, der berühmte Porträtmaler, ist in Berlin angekommen, und im „Savoy-Hotel" abgestiegen. Er kam auf besondere Einladung des Kaisers, der ihm den Auftrag gegeben hat, ein großes Gemälde der ganzen kaiserlichen Familie zu malen. Im Laufe einer Unterhaltung mit dem Professor sagte er mir, daß die Kaiserin ihm bereits zweimal gesessen habe. Während einer der Sitzungen sei der Kaiser eingetreten. Nachdem er der Arbeit des Malers eine Zeit lang zugeschaut, machte er einige Bemerkungen über die Farbe des Kleides, welches die Kaiserin trug. Er meinte, daß sie keine genaue Behandlung durch den Pinsel des Künstlers gestatte, da die Schattirungen zu dunkel und nicht ausgeprägt genug seien. Die Kaiserin theilte augenscheinlich diese Meinung nicht und versuchte, ihren „lieben Wilhelm" davon abzubringen. Dies gelang ihr schließlich, aber als der Kaiser sich bald darauf entfernte, sagte er lachend zu dem Professor: „Machen Sie sie nur nicht zu alt, lieber Kaulbach!" Die Ausführung des Gemäldes wird lange Zeit in Anspruch nehmen, da Professor Kaulbach jedes Mitglied der kaiserlichen Familie, darunter die kleine Prinzessin, in besonderen Sitzungen zu malen gedenkt, ehe die ganze Gruppe vollendet wird. Ich habe guten Grund für die Annahme, daß der Kaiser beabsichtigt, dieses Gemälde der Königin Viktoria zum Geschenk zu machen.

Zum 82. Geburtstage
des k. Bezirksgerichtsrathes a. D. Franz Englert.

Heil Dir! Zweiundachtzigmal kehrte wieder
Dir der Tag, an dem Du erblickt der Welt Licht:
Ungebeugt fast schreitest einher Du trotzdem,
Glücklicher annoch!

Kaum noch schrieb die Norne, die weise hehre,
Runen Dir in's männliche Antlitz; spärlich
Nur wob Silberfäden sie Dir in's Haupthaar,
Zeichen des Alters.

Klar an Geist und jugendlich fühlend greifst Du
Immer noch zur Leyer, wie jüngst erst, gilt es
Hehre That, gilt's Freunde zu feiern, gilt es
Ehrenden Nachruf.

Sichtbar Gottes reichlichster Segen ruht wohl
Auf Dir, dem solch' Alter beschеert ist. Selten
Wird zu theil solch' rüstigen Alters Gnade
Sterblichen Menschen.

Dreimal Heil, Gesegneter, Dir, deß Lieder
Kummer, Gram und Sorgen verscheuchend klingen,
Geist und Herz erfrischend, beglückend; allen
Guten ein Labsal.

Möge nie erblassen am Abendhimmel
Deines Glücks hellfunkelnder Stern! O möge
Dieser Tag noch öfter Dir wiederkehren
Sonnig und heiter!

München, 13. März 1899.

A—

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 59. Montag, den 13. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
59 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Ich finde Sie also endlich!" sagte Jottrat, die Zähne aufeinanderpressend.

„Endigen Sie diesen Scherz," sagte Miß Georgia trocken. „Ich habe Sie nie gesehen und bin wenig neugierig, das lächerliche Mißverständniß aufzuklären, was Sie hierher führt."

Sie wandte ihm den Rücken und ging auf die Thüre zu.

„Ich werde Ihre Erinnerung auffrischen," erwiderte der Agent bitter. „Wir waren zuletzt in Havre am 24. Mai 1830 zusammen."

Diese einfachen Worte brachten auf die Engländerin eine furchtbare Wirkung hervor. Sie wandte sich wie eine verwundete Löwin, lief auf Jottrat zu und blickte ihm scharf ins Gesicht.

„Louis!" murmelte sie so leise, daß man sie kaum hörte.

„Ich begreife," erwiderte langsam der Polizeiagent, „daß Sie nach siebzehn Jahren mein Gesicht vergessen haben; aber ich habe Sie erkannt; Ihre Verbrechen haben Sie noch nicht verändert."

Die Engländerin erblaßte, aber unter diesem Sarkasmus richtete sie sich wieder auf.

„Es ist gut," sagte sie barsch, „auch ich erkenne Sie; Sie sind Louis Jottrat und ich habe ehemals das Unglück gehabt, Sie zu heirathen. Was wollen Sie von mir?"

Es herrschte einen Augenblick tiefe Stille. Der Agent beugte traurig den Kopf unter einem solchen Uebermaß von Kühnheit, und ein Beobachter hätte auf seinen zusammengezogenen Zügen die Bewegungen seines Herzens lesen können. Bei dem Wiedersehen der Frau, die er so sehr geliebt, hatte er sich gegen die schlecht erloschene Leidenschaft aufgelehnt, und er war hart gewesen, weil er schwach zu sein befürchtete. Er hatte gefürchtet, Susanne möchte um Gnade bitten, indem sie von der Vergangenheit sprechen würde. Statt dessen schleuderte sie ihm eine Beleidigung und eine Herausforderung ins Gesicht.

Diese Unverschämtheit gab ihm seine Kaltblütigkeit und seine Energie wieder.

„Was ich will?" erwiderte er mit einer Stimme, die nicht mehr zitterte, „das will ich Ihnen sagen. Ich bin hierher gekommen, um die Mitschuldige einer Giftmischerin zu arretiren. Ich wußte, daß im Hotel Mensignac eine nichtswürdige Kreatur es übernommen hatte, den günstigen Ausgang eines Verbrechens sicher zu stellen, dessen Urheber ich kenne."

Das Gesicht der Engländerin war kalt wie Marmor geblieben; bei dem Worte Giftmischerin jedoch konnte sie ein leichtes Zucken nicht unterdrücken.

„Ich wußte dies," fuhr Jottrat kalt fort, „aber ich wußte nicht, daß die Frau, die sich in den Sold eines Verbrechers gegeben hat, dieselbe sei, die zur Zeit ihre Ehre verkauft hat — —"

Ein verächtliches Lächeln spielte auf den Lippen Georgias.

„Ihre Ehre und Ihren Sohn," vollendete Jottrat seinen Satz, während er sie fest anblickte.

„Meinen Sohn," wiederholte die Engländerin, „Sie haben Recht, daß Sie nicht sagen unsern Sohn, denn Henri wird nie Jemand anders kennen lernen, als seine Mutter."

Jottrats Züge wurden schrecklich.

„Also Sie gestehen!" rief er, „Sie gestehen, daß Sie mir mein Kind gestohlen haben und daß Sie sich weigern, mir dasselbe wieder zu geben."

„Ich gestehe und weigere mich," sagte die Elende in hochmüthigem Tone.

„Dann werden Sie sterben."

„Tödten Sie mich, Henri wird mich rächen."

„Susanne," sagte er mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, „gib mir meinen Sohn und ich verzeihe Dir alles Weh, was Du mir zugefügt hast."

„Was wollen Sie, daß ich mit Ihrer Verzeihung thue?" sagte verächtlich die Engländerin.

„Gib ihn mir zurück, und ich rette Dich vom Schaffot," antwortete Jottrat, die Stimme dämpfend.

„Das Schaffot? Wer sind Sie denn, um mich dahin zu bringen?"

„Du willst es wissen? Ich bin Sicherheitsagent und habe nur ein Wort zu sprechen, um Deinen Kopf fallen zu lassen."

Dieses Mal hatte der Streich getroffen. Susanne wurde plötzlich leichenblaß und ihre Hände zitterten. Aber ihre unbändige und verkehrte Natur erlangte schnell wieder das Uebergewicht und sie antwortete spöttisch: „Verlangen Sie im Ernst, daß ich Ihnen Henri anvertraue? Das Geschäft des Spions, das Sie sich erwählt haben, mag einträglich sein, es reizt mich aber nicht für meinen Sohn, und ich bezweifle sehr, ob es ihn verlangen wird, einen so tief gesunkenen Vater wiederzusehen."

Die Beleidigung glitt an der vorbedachten Ruhe Jottrats ab, der nun wußte, wohin er zu schlagen habe.

„Ich schwöre Ihnen, daß wenn Sie in einer Viertelstunde mein Verlangen nicht erfüllt haben, Sie arretirt werden."

„Um mich festzunehmen, bedürfte es der Beweise, und ich fordere Sie heraus, deren zu finden," sagte die Engländerin mit affektirter Sorglosigkeit.

„Hören Sie mich an," sagte der Agent nach einigem Schweigen, „und wenn Sie mich zu Ende gehört haben, und Sie sind noch der Ansicht, ich habe keine Beweise, dann antworten Sie nicht."

Die Engländerin blickte ihn scharf an, zuckte aber nicht. Sie wartete.

„Der Mann, der Sie in Havre gekauft hat," sprach Jottrat mit kalter Verachtung, „nannte sich Koreff. Als Sie sich ihm verkauften, träumten Sie Reichthümer, Luxus, das wollüstige Leben der großen Städte. Als er sie kaufte, wollte er aus Ihnen nur eine Sklavin und seine Mitschuldige machen. Der Vertrag wurde von beiden Seiten gehalten."

„Ich verstehe nicht," sagte Susanne, nicht ohne eine leichte Unruhe.

„Sie werden gleich verstehen."

„Dieser Mann hatte einen Freund, oder vielmehr einen Genossen seiner Vergnügen, den General Marquis von Mensignac. Es war damals die Zeit der Verschwörungen, und der General konspirirte gegen die Regierung, welche auf diejenige der älteren Linie erfolgt war. Koreff, der Spion Rußlands, verleitete Herrn von Mensignac zu einem unheilvollen Unternehmen, das die ganze legitimistische Partei beinahe kompromittirt hatte. Er ließ sich die Listen der Verschwörer anvertrauen und theilte sie der Polizei mit."

„Verzeihung," unterbrach ihn spottend die Engländerin, „Ihre historischen Erinnerungen sind sehr interessant, aber ich sehe nicht, welchen Bezug sie auf unsere gegenseitige Lage haben können."

„Ich will es Ihnen sogleich sagen," fuhr Jottrat fort, ohne sich aufzuregen. „Von dem Tage an, als Koreff im Besitz des Komplottes war, war er zugleich Herr des Vermögens und der Ehre des Generals. Es gelang ihm, ihn zu überzeugen, daß die Polizei ihn in den Augen seiner Partei als Verräther erscheinen lassen wollte, und daß man deren Schweigen nur durch ungeheure Summen erkaufen müsse. Der Elende hatte geschworen, sich nach und nach das ganze Vermögen des Hauses Mensignac anzueignen und zur Ausführung dieses unwürdigen Planes benutzte er zwei Frauen."

„Wahrhaftig!" stammelte Susanne und versuchte zu lächeln.

„Die eine seiner Mitschuldigen hieß Ludmilla Ludloff. Koreff hatte sie aus dem Gouvernement Riga mitgebracht, wo sie als Leibeigene geboren war, und er ließ sie überall als seine Frau gelten. Sie war von wunderbarer Schönheit, und er beauftragte sie, den alten General zu verführen, und seinen Ruin zu sichern. In der Nacht, als der Marquis starb, kam sie allein, unerbittlich und kalt, dem Sterbenden Verpflichtungen abzuringen, die auf zwanzig Jahre das Vermögen des Hauses in Frage stellten."

„Und Sie hoffen, daß diese lächerliche Geschichte geglaubt werde," sagte die Engländerin, die Achseln zuckend.

„Die andere Mitschuldige," erwiderte Jottrat kalt, „spielte eine längere, nichtswürdigere Rolle. Koreff wollte im Hause Mensignac einen Helfershelfer und Spion haben. Als er der Unglücklichen, die sich ihm in Havre verkauft hatte, satt war, führte er sie unter dem Namen Miß Georgia Fassit bei dem General ein, und um ihren Antheil an der Beute ihrer Wohlthäter zu haben, verräth sie dieselben seit zwanzig Jahren."

„Verrathen ist ein sehr unbestimmtes Wort," sagte verächtlich Susanne, die nach und nach ihre Kaltblütigkeit wieder erlangte, „und wenn Sie keine weiteren Beweise haben — "

„Ich bin noch nicht zu Ende," erwiderte Jottrat kalt, „und ich will Ihnen jetzt zeigen, wie Ihr Verrath Sie aufs Schaffot bringen kann. Koreff hat den Sohn ausgebeutet, wie er den Vater ausgebeutet hat; als er aber glaubte, der Ruin dieses Sohnes sei vollständig, da wollte er noch sein Leben und dasjenige Jeannes. Er begann mit Roger. Ludmilla Ludloff hatte eine

Schwester, um zehn Jahre jünger als sie, noch schöner als sie, und die mit ihr eine merkwürdige Aehnlichkeit hatte. Sie hieß Vanda."

Die Engländerin erblaßte zusehends und ihr Athem wurde keuchend.

(Fortsetzung folgt.)

Glück für alle Lebensstufen.

„Man könnte eine Menge Glückliche machen mit dem Glück, das in der Welt verloren geht." * * *

„Hoffe nichts, und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und Du wirst glücklich werden."
Seume.

„Bau' Dir zum Glück mit eig'ner Hand die Brücke;
Beglücke Du, so wirst Du glücklich sein." Blüthgen.

„Bilde Dir ein, glücklich zu sein,
Und Du bist es!"
Bodenstedt.

Wahr ist, daß das glücklichste Lebensalter das ist, welches uns die Möglichkeit bietet, Vieles zu leisten, Vielen zu nützen, Manchem unentbehrlich zu sein. Aber befriedigend und erfolgreich muß die Thätigkeit sein, die beglücken soll.

Es gibt leider sehr viele thätige Menschen, denen dennoch dies Glück versagt ist. Und doch haben sowohl sie, wie auch alle die Anderen, welche die Höhe ersprießlichen Wirkens noch nicht erklommen, oder sie längst hinter sich gelassen haben, begründeten Anspruch auf Glück. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein angeborenes Naturell, fast hätte ich „Talent" gesagt, dazu gehört, sich wirklich glücklich zu fühlen.

Wo dies Letztere aber nicht vorhanden ist, da sollte man es kultiviren. Es ist eigenthümlich: ein jeder Mensch hat das Bedürfniß, ja er betrachtet es als sein gutes Recht, glücklich zu werden, und wie wenige verstehen es, es auch wirklich zu sein, wenn sich ihnen die Möglichkeit bietet! Nur immer läßt man den Blick sehnend in die Ferne schweifen — dort, o dort muß es himmlisch schön sein, ja dort zu sein, ist Glück, wie wollte man das genießen, aber es ist dem Sehnenden versagt! Und unterdessen welken die Blumen auf dem schönen Plätzchen, auf dem er steht, dürrer Wiesengrund und nackte Felsen kommen zum Vorschein — da gewahrt er plötzlich, daß er die Zeit der Blüthe, die Zeit des Glückes verstreichen ließ in nutzlosem Sehnen nach Unerreichbarem und nun erst sieht er, daß er hätte glücklich sein können, wenn er es nur verstanden hätte — nun, da es unwiderruflich dahin ist!

Betrachten wir uns also die Punkte, die wir kultiviren müssen, um unseren vollen Antheil am Erdenglück zu genießen. Sie liegen sämmtlich im Bereich unseres Könnens! Daß das gute Gewissen obenan steht, brauche ich nicht zu erwähnen. „Der Uebel größtes ist die Schuld!" Dies Wort wird ewig wahr bleiben, es gibt keinen Glückszustand, der diesem Uebel gegenüber Stand hielte. Ob man sich in die nordischen Eisfelder, oder an die südlichen Kaps flüchte, ob man in elender Hütte hause oder im Reichthum schwelge — die Schuld läßt den nicht mehr los, der sie sich aufgeladen hat, sie drückt ihn nieder, unerbittlich, zeitlebens!"

Natürlich denken wir bei Vorstehendem an eine große Schuld; eine begangene Unthat, eine schwere Sünde, die sich selbst straft, wo das Gesetz sich ihrer nicht bemächtigt, oder wo es keine Autorität hat; denn es gibt moralische Verbrechen, Verbrechen an Geist und Seele, die blos unter die Jurisdiktion des inneren Richters, des Gewissens fallen. — Aber auch im Kleinen können wir durch unser Verhalten das Glück von unserem Pfade verscheuchen, oder es an unsere Schritte fesseln. Ein stets gleichmäßig gefälliges und liebenswürdiges Auftreten, das Kultiviren eines echten inneren Wohlwollens gegen unsere Mitmenschen trägt unendlich viel zu unserem und zu unserer Umgebung Glück bei.

Man beobachte nur die Menschen, die keinem Anderen gut gesinnt sind, die Niemanden wohlwollen, die Alles und Jeden abfällig beurtheilen — sind die glücklich? Gewiß nicht! Vollkommen ist nichts auf dieser Welt, weder die Menschen, noch der Menschen Thun; ja selbst die Natur bietet Stoff zur Kritik.

Aber alle haben gute und weniger gute Seiten. Der Eine studirt die ersteren, der Andere die letzteren, Jener findet Alles herrlich und ist glücklich und dankbar dafür. Dieser findet Alles unerträglich und lebt sich sowohl als Anderen zur Last. Und doch wäre es sicherlich ebenso leicht, sich das eine, wie das andere der vorstehenden Verfahren anzueignen. Schon in unseren Kindern sollten wir das energisch pflegen. Wir sollten sie stets auf die empfehlenswerthen, erfreulichen Seiten einer Sache, eines Zustandes, und gar erst eines Menschen aufmerksam machen; wir sollten sie lehren, sich zu erfreuen an Allem, das ihnen in den Weg kommt, man sollte sich bezwingen, von jeder unvortheilhaften Kritik abzustehen, die ihnen die Lust an Etwas verleiden könnte. Ein derartig veranlagter, oder nach dieser Richtung erzogener Mensch wird überall gern gesehen und gelitten sein und wird eine innere Ruhe, ein stilles Glück empfinden, von dem der Unzufriedene nichts weiß, das er nicht einmal fassen und begreifen kann.

Wenn man das Menschenleben, den verschiedenen

Lebensaltern nach, ins Auge faßt, so fühlt man sich versucht, wiederum nach ihnen die Quintessenz des Glückes einzutheilen. Ich finde, daß das ungefähr auf folgende Art und Weise geschehen könnte (nachdem das bisher heute Gesagte für alle Altersklassen ohne Unterschied gilt): Der Jugend die Genußfähigkeit, die Freude am Gebotenen, die Lust am Leben, die Fröhlichkeit; dem mittleren Alter erfolgreiches Wirken, die Freude, Andere zu beglücken, Verständniß für des Menschen Leid und Freud', Mitfreude und Mitleid; dem Alter die Wunschlosigkeit. Gottbegnadet die wenigen Menschen, die Alles in sich vereinigen zu allen Zeiten! Sie empfinden das höchste Glück und es trägt sie über alle Widerwärtigkeiten siegreich hinweg.

Der Jugend den Genuß! Es kann kein guter Mensch sein, der jungen Leuten ihr Vergnügen mißgönnt! Man sollte die Fröhlichkeit fördern, wo man kann, es gibt nichts Schöneres, als die strahlenden Augen, die blühenden Gesichter, die munteren Bewegungen einer glücklichen Schaar junger Leute. Warm bis ins Herz hinein wird es dem Wohlwollenden, der die Jugendlust mit ansieht, wenn er auch nicht mehr genießen kann und — wenn er es auch als süße Thorheit bezeichnen muß. Für die Jugend bedeutet es Glück! Wie bald sind die Jahre der Jugendlust dahin, düstere Wolken ziehen am Horizonte auf, der Kampf ums Dasein, die Familiensorgen drücken die Gemüther nieder; das Leben steht nicht still, die Jugendjahre entfliehen, andere rücken in jene Stelle ein, da ist es schön, wenn man sich wenigstens eine frohe Erinnerung mit hinüber ins ernstere Leben nehmen kann.

Eine lieblose Kindheit, eine traurige Jugendzeit, sie werfen ihren Schatten weit hinaus bis ins Alter, und wenn man sich auch sagt: es ist überstanden! tief im Herzen bleibt ein Tropfen Wermuth zurück. Das sollten wir zu verhüten suchen. Wir sollten, soweit es uns möglich, den Kindern, den jungen Leuten helfen, ihre Jugendjahre zu genießen. Das ist unsere Pflicht, wenn auch unser Hang zur Bequemlichkeit niedergekämpft werden muß.

Wir wollen über diesen Punkt gelegentlich einmal eingehender sprechen, er ist wichtiger als man auf den ersten Blick annimmt, gar viele schlimme Eskapaden der erwachsenen Kinder haben ihren Ursprung darin.

Mitfreude und Mitleid! Andere beglücken! Wer das so recht kann und thut! Neben dem neulich besprochenen Gefühle, einen Platz im Leben so recht auszufüllen, sind das herrliche Dinge! Man behauptet (nicht gerade zur Ehre der Menschheit!), daß die Menschen, die des Mitleids fähig wären, viel häufiger seien, als die, welche sich so recht von Herzen über Anderer Glück freuen könnten! Es scheint wahr zu sein: ein glücklicher Mensch kann sicher sein, daß Neid, Mißgunst, Verkleinerung, Hämischkeit um ihn herum lauern. Jeder hat ein Wenn und Aber in sich, daß des Andern Freude sicherlich vergällen würde, wenn es laut würde.

Wie Viele gibt es, die selbst nie froh und zufrieden werden können, weil Andere glücklich sind. Weßhalb das? Wie anders, wie um Vieles freier und froher würde es den Mißgünstigen zu Muthe sein, wenn sie diese häßliche Eigenschaft bekämpften! Wir können nicht Alle ein gleiches Schicksal haben, es muß Glücklichere geben (es gibt ja auch Tausende von Unglücklicheren) als wir es sind. Und so lange das Glück Anderer nicht auf Kosten des unserigen geschaffen ist, und besteht, solange haben wir kein Recht, zu grollen. —

Dem Alter die Wunschlosigkeit, die Resignation! Wie wohlthuend ist uns das ruhig-heitere Wesen einer älteren Person, die für sich nichts mehr begehrt, die sich aber das Verständniß für Anderer Leid und Freude, ein heiteres Gemüth bis ins Alter bewahrt hat. Diese Personen sind ein Segen für ihre Umgebung, und sind selbst glücklich. Ihr Rückblick auf die Zeiten, da sie selbst genießen konnten, da sie in der Vollkraft ihres Wirkens standen, ist nicht von der grimmen Sorte, die sich in Murren und Klagen Luft macht. Sie mißgönnen nicht der Jugend den Genuß, nicht dem reiferen Alter seine ersprießliche Thätigkeit. Sie haben Beides hinter sich, und wenn sie es so recht zu erfassen verstanden haben, so blicken sie mit Befriedigung darauf zurück. In ihnen ist die Abendruh eingekehrt.

Und fürwahr, dem Menschen dürfen wir als Grabschrift die Worte setzen: „Er war ein wahrhaft Glücklicher!" der nach sorgloser Kindheit, fröhlichen Jugendjahren, thätigem Leben, ein ruhig-heiteres Alter zu leben wußte, der der Welt freundlich gesinnt war und zu beglücken suchte, wo er konnte, sich selbst mit inbegriffen, denn es ist hier keineswegs von Selbstopferung die Rede. Diese ist nicht immer nöthig, um Anderen Gutes zu erweisen, und den Empfänger solcher Wohlthaten beglückten diese nicht, wo sie auf Kosten Anderer erfolgen. Wir können recht gut in die Reihe der zu Beglückenden uns selbst mit einrechnen; und wir sind Thoren, wenn wir es nicht thun.

Sinnspruch.

Die Klugheit ohn' Erfahrung ist ein scharfes Aug' im Labyrinth:
Je mehr es späht, je mehr es läuft, je müder es das Ziel gewinnt.

W. Müller.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 60. Dienstag, den 14. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
60 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Koreff befahl ihr, Roger zu verführen," fuhr Jottrat fort, „Sie gehorchte, beging aber die Unvorsichtigkeit, ihn zu lieben. Koreff verurtheilte beide zum Tode. Hier in diesem Saale wurde das Urtheil vollstreckt, durch Toby, den Bedienten des Herrn von Sartilly, den Sie selbst in diese Bibliothek eingeführt und versteckt haben."

„Sie lügen!" rief Susanne, „Toby ging allein hinein."

„Sie sehen wohl, daß Sie von dem Verbrechen Kenntniß haben und daß Sie sich soeben selbst verrathen haben."

„Sie lügen!" wiederholte die Engländerin, wüthend, sich verrathen zu haben.

„Wollen Sie, daß ich Ihnen die Spuren zeige, die Vandas Blut auf diesem Teppich zurückgelassen hat?" sagte Jottrat mit vibrirender Stimme, „wollen Sie, daß ich die schreckliche eiserne Thür öffne, deren sich der nichtswürdige Toby bediente, um den Kopf abzuschneiden, den Koreffs Kammerdiener in die Seine trug? Wollen Sie, daß ich Sie in die Katakomben führe, wo Roger lebendig begraben wurde, und daß ich Ihnen den Weg zeige, den die Giftmischerin, Ihre Mitschuldige, jede Nacht benutzte?"

„Du lügst! Du lügst!" heulte die Elende, mit den Zähnen knirschend, „um zu beweisen, daß ich schuldig wäre, müßtest Du alle Die arretiren, die Du meine Mitschuldigen nennst und Du wirst sie nicht finden."

„Zwei nur sind noch am Leben," fuhr Jottrat fort. „Koreff ist im Schlamm erstickt und sein Kammerdiener ist an dem Abend erschlagen worden, an dem, Dank Ihrer Hilfe, Ihr versucht habt, Jeanne von Mensignac zu entführen, Ludmilla Ludloff und Toby, die Giftmischerin und der Mörder, sind zu dieser Stunde am Quai Billy, wo Sie sich mit denselben heute Nacht vereinigen sollten."

Susanne wollte sprechen, aber die Worte blieben ihr in der Kehle stecken.

„Jenes Haus ist bewacht, und sie werden nicht entfliehen, ich schwöre es Ihnen. Koreff hat mich dahin gelockt, um mich zu tödten, ich kenne alle Ein- und Ausgänge desselben. Morgen werden sie festgenommen und die Vergeltung wird schnell und schrecklich sein. Es hängt von mir allein ab, Sie nach dem Bagno oder auf die Guillotine zu schicken."

Die Engländerin wich zurück, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Wollen Sie jetzt meinen Sohn zurückgeben?" sagte Jottrat mit ruhiger Stimme.

Susanne sah ihn mit verstörten Augen an, und ein teuflisches Lächeln kräuselte ihre blauen Lippen.

„Ihren Sohn?" sagte sie mit rauher Stimme, „wollen Sie ihn kennen?"

„Sagen Sie mir, wo er ist, und ich schwöre, daß ich Sie retten werde."

„Er befindet sich in dem Hause des Quai Billy, Sie wollen ihn ja diese Nacht arretiren, er heißt Toby und hat Vanda ermordet."

Jetzt war die Reihe an Jottrat zu rufen:

„Sie lügen!"

„Ich lüge," erwiderte Susanne, deren Augen Blitze schleuderten; „wollen Sie, daß wir zusammen nach dem Quai Billy gehen, und daß Toby in Ihrer Gegenwart seine Mutter erkenne."

Der Polizeiagent zitterte an allen Gliedern und fand nicht die Kraft, auch nur ein Wort zu erwidern. Es gibt Ausdrücke, in welchen man nicht irren kann und welche die abgefeimteste Schlechtigkeit nicht nachzuahmen vermöchte.

Die Engländerin hatte die Wahrheit gesprochen und mit der Gedankenschnelligkeit, die sich nur in äußersten Lagen offenbart, hatte Jottrat rasch die Daten zusammengehalten und die Gewißheit seines Unglücks erlangt.

„Also," sprach er mit einer vor Aufregung gebrochenen Stimme, „das haben Sie aus meinem Sohne gemacht — — von unserem Sohne, denn er gehört Ihnen auch,

dieses Kind, das Sie den Ungeheuern ausgeliefert, die ihn verdorben haben. Sie verstanden es nicht einmal, Mutter zu sein."

„Sie würden es ohne Zweifel vorgezogen haben, ihn die ehrenvolle Carriere machen zu lassen, die Sie sich erwählt haben," unterbrach ihn Susanne höhnend.

„Er war in einem Alter, in welchem man nicht denkt," erwiderte Jottrat, ohne auf diesen Spott zu antworten, „und Sie haben ihn kaltblütig das Verbrechen gelehrt."

„Ich bereue nicht, was ich gethan habe und würde es heute wieder thun."

„Unglückliche!"

„Was warten Sie noch? Der Sohn ist bereits in den Händen der Spione, die Sie leiten, lassen Sie auch die Mutter festnehmen. Ich bin bereit."

Die Engländerin war wieder Herrin ihrer selbst geworden. Die Schuldige, die kurz vorher erblaßte, als sie sich entlarvt sah, erhob jetzt frech das Haupt und schleuderte eine Herausforderung hervor. Der Agent begriff die Berechnung, welche diese überlegte Frechheit verbarg.

„Sie glaubt, ich würde es nicht wagen," dachte er.

Er hatte richtig gerathen. Susanne sah sich verloren und spielte ihre letzte Karte aus. Jottrat konnte sie nicht denunziren, ohne mit ihr Henri aufs Schaffot zu liefern, und das fürchterliche Weib hoffte, daß dieses so theuere Leben das ihrige retten werde.

Im Herzen des Vaters ging ein schrecklicher Kampf vor, und die Engländerin verfolgte auf seinen Zügen den Effekt, den die perfiden Worte hervorbrachten, die sie soeben gesprochen hatte.

„Wenn Sie hoffen, mich einzuschüchtern, so täuschen Sie sich. Niemand kann Sie retten, selbst nicht Ihre Mitschuldigen, denn das Kind, aus welchem Sie einen Mörder gemacht haben, ist nicht mehr mein Sohn."

Susanne war leichenblaß und schloß die Augen, wie wenn sie zu Tode getroffen würde. Hätte sie Jottrat betrachtet, so hätte sie in seinen Zügen wohl lesen können, daß nur die bleichen Lippen verleugneten, und daß die Vaterliebe ihm noch ein Mittel bewahrt hatte.

„Alles ist jetzt zwischen uns besprochen," nahm der Agent von Neuem das Wort, eine Ruhe heuchelnd, welche die Engländerin täuschte. „Sie sind bereits eine Gefangene in diesem Hotel und Sie werden darin bewacht werden, bis man Sie morgen frühe abholen wird."

Diese Worte zeigten Susanne so deutlich, daß sie verloren sei. Wüthend und verzweifelnd wollte sie noch ein letztes Mal versuchen, um ihr Leben gegen die Existenz der Schuld zu kämpfen.

„Keine Beweise! Sie haben keine Beweise," schrie sie. „Wo ist das Gift, das ich Jeanne soll haben eingießen lassen?"

„Wir werden das sogleich erfahren," sagte Jottrat kalt, die Thüre der Bibliothek öffnend, ohne seine Gefangene aus den Augen zu verlieren.

Er hatte nicht nöthig, zu rufen. Sartilly befand sich im Korridor, ganz bereit, zu Hilfe zu eilen, wenn die Engländerin es versuchen sollte, wie ihre Mitschuldige zu fliehen.

„Herr Vicomte," sagte Jottrat mit dem gleichgiltigen Tone eines Agenten, der ein Protokoll diktirt, „das Verhör, das ich mit der Dame vorgenommen habe, läßt mich nicht mehr im Entferntesten bezweifeln, daß sie bei den Verbrechen, welche in diesem Hause begangen worden sind, betheiligt war; morgen in der Frühe wird kraft meines regelrechten Haftbefehls dieselbe festgenommen werden. Inzwischen bin ich genöthigt, Ihre Leute zu requiriren, damit sie die Angeklagte diese Nacht bewachen."

„Ich will dazu selbst den Befehl geben und werde dafür sorgen, daß er streng befolgt werde," antwortete Sartilly, ohne von Susanne wegzusehen.

„Erlauben Sie mir jetzt, Sie zu fragen, Herr Vicomte, ob man die Vorsicht gebraucht hat, das Geschirr aufzubewahren, worin das Gift geworfen wurde," sagte Jottrat zu Sartilly.

„Ich habe dasselbe Julie dem Kammermädchen übergeben und Sie werden dasselbe noch ganz unberührt vorfinden."

„Es wird um so wichtiger sein, dasselbe dem Gericht übergeben zu können, da dasselbe eine enorme Dosis enthalten muß. Meine Nachrichten in dieser Beziehung sind sehr genau, und ich weiß, daß man Fräulein von Mensignac in dieser Nacht mit einem Schlage tödten wollte; man hat gefunden, daß das Uebel zu geringe Fortschritte mache."

Das Aussehen der Engländerin war erschreckend geworden.

„Endigen wir," sprach sie mit rauher Stimme. „Ich glaube, daß Sie nicht die Absicht haben können, mich zu zwingen, noch länger solche absurde Beschuldigungen anzuhören, die ich nicht einmal einer Antwort würdigen will. Lassen Sie mich also in mein Zimmer bringen."

Sartilly klingelte und alsobald erschien der Pförtner.

Susanne sah ein, daß jeder Fluchtversuch überflüssig sei.

(Fortsetzung folgt.)

Der blinde Passagier.

Nach dem Spanischen des Vicente Blasco Ibanez.
Von E. Vilmar.

(Nachdruck verboten.)

„Da lese ich soeben einen traurigen Bericht in der Zeitung," sagte Freund Perez zu den übrigen Stammgästen. „Ein Freund von mir ist gestern gestorben. Ich habe den Mann zwar nur einmal im Leben gesehen, doch nie vergessen können.

Meine Bekanntschaft mit ihm datirt von einer mit dem Schnellzug zurückgelegten Nachtreise von Valencia nach Madrid. Ich saß in einem Coupé erster Klasse. In Albacete stieg der einzige Mitreisende aus und da ich in der vorigen Nacht fast gar nicht geschlafen hatte, erfüllte mich der Anblick der leeren Polsterbänke mit köstlichem Wohlbehagen. Ohne Jemand zu beengen, konnte ich es mir nach Herzenslust bequem machen. Ich zog den grünen Lichtschirm vor die Lampe, der das Coupé in ein trautes Dämmerlicht hüllte und streckte mich, in meine Reisedecke gewickelt, lang auf dem Polster aus.

Der Zug raste über die dürre Ebene von La Mancha. Die Stationen lagen weit von einander entfernt, die Lokomotive arbeitete wie besessen und mein Wagen rüttelte und schüttelte wie eine alte Postkutsche, die Fensterscheiben klirrten und das Gerassel der Räder klang, als würde ein Haufen altes Eisen durcheinandergeschüttelt. Dennoch siegte die Müdigkeit, sodaß ich allmählich einschlief.

Ein Kältegefühl erweckte mich, es war, als ob mir ein kalter Wasserstrahl über das Gesicht lief. Als ich die Augen öffnete, sah ich das leere Coupé vor mir und bemerkte zugleich, daß eine der Thüren offen stand. Auf dem Rande des Fußbodens saß, ganz zusammengekauert, ein Mann, dessen Füße aus dem Wagen hinaushingen. Sein Gesicht war mir zugewandt und in dem Halbdunkel schimmerten seine Augen entschieden unheimlich.

Meine Betroffenheit ließ mir keine Zeit zum Ueberlegen, schlaftrunken irrten meine Gedanken durcheinander. Im ersten Moment erfüllte mich eine Art abergläubischen Schreckens. Dieser Mann, der da so unerwartet aufgetaucht war, hatte eine Aehnlichkeit mit den Geister- und Spukgestalten, mit denen meine Kinderfrau dereinst meine Phantasie bevölkert hatte. Doch gleich darauf fielen mir all die Ueberfälle in Eisenbahnzügen ein, die Mordthaten in einsamen Coupés, von denen die Zeitungen zu berichten pflegten und ich dachte: „Nun stehe auch ich im Begriff, das Opfer einer solchen Unthat zu werden." Denn daß dieser Mann ein Räuber oder Einbrecher war, stand bei mir fest.

Der Instinkt der Selbsterhaltung oder richtiger die Angst gaben mir den Muth der Verzweiflung. Ich warf mich auf den Unbekannten und versuchte mit Händen und Füßen ihn hinauszustoßen. Er verlor das Gleichgewicht und hielt sich an der Thür fest. Aber ich ließ ihn nicht los und spannte all meine Kraft an, seine Hände loszureißen und ihn auf die Strecke zu werfen. Aller Vortheil war auf meiner Seite.

„Um Gotteswillen, Herr!" stöhnte er endlich mit halberstickter Stimme. „Haben Sie Mitleid mit mir, ich bin ein ehrlicher Mann!"

Es lag ein solcher Ausdruck von Demuth und Angst in seiner Stimme, daß ich mich meiner rauhen Handlungsweise schämte und ihn sogleich losließ.

Bebend und keuchend setzte er sich wieder auf denselben Platz, während ich dicht unter der Lampe stehen blieb, deren Schirm ich wieder hochgeschroben hatte. Nun konnte ich mir den Mann bequem ansehen. Es war eine kleine, hagere Kreatur von armseligem Aeußern, in einem schmutzigen geflickten Rock. Das Hauptmerkmal seines Gesichtes waren ein paar sanfte dunkle Augen und ein kräftiges, gelbliches Gebiß, das zum Vorschein kam, als er mich mit breitem dankbarem Grinsen anlächelte.

Er sah zu mir empor wie ein Hund, dessen Leben ich gerettet hatte, während seine braunen Hände fieberisch in seinem Gürtel und seinen Taschen wühlten, als suche er etwas.

„Paß auf!" dachte ich. „Am Ende führt der Kerl doch etwas Böses im Schilde und sucht nach seinem Messer, aber dies Handwerk werde ich ihm schon legen."

In meine Rocktasche fassend, zog ich die Hälfte eines geladenen Revolvers hervor.

Inzwischen hatte er ein schmutziges Stückchen Karton zum Vorschein geholt und während er es mir hinhielt, sagte er in triumphirendem Ton:

„Ich habe auch ein Kärtchen; sehen Sie wohl?"

Ich besah das Stückchen Papier und konnte nicht umhin, zu lachen.

„Das Billet ist alt und nicht mehr giltig," sagte ich. „Glauben Sie wirklich, daß Sie daraufhin das Recht haben, den Zug zu überfallen und die Reisenden zu erschrecken?"

Als er sah, daß seine grobe List entdeckt war, machte er ein erschrecktes Gesicht, als fürchte er, nun doch hinausgeworfen zu werden. Aber ich war mitleidig gestimmt und sagte in freundlichem Ton:

„Kommen Sie nur herein, schließen Sie die Thüre und setzen Sie sich hier hin."

„Nein, mein Herr," versetzte er entschieden, „das niemals! Da ich kein Geld habe, um ein Billet zu kaufen, habe ich auch kein Recht, im Coupé zu sitzen. Ich bin Ihnen schon sehr dankbar, wenn Sie mich hier sitzen lassen."

Und er war nicht zu bewegen, seinen Platz zu verlassen. Ich saß dicht neben ihm, meine Kniee stießen beinahe an seinen Rücken. Ein schneidender Sturmwind jagte ins Coupé hinein. Der Zug sauste mit äußerster Schnelligkeit fort. Wie gelbe Pinselstriche auf dem schwarzen Hintergrunde der Nacht tanzten die Telegraphenstangen vorüber und von Zeit zu Zeit flogen, gleich riesigen Glühwürmern, brennende Kohlenstücke durch die Luft.

Der arme Mensch schien sich keineswegs behaglich zu fühlen, offenbar wunderte er sich, daß ich ihn da so ruhig sitzen ließ. Ich gab ihm eine Cigarette, das machte ihn vertraulich und er begann gesprächig zu werden.

Jeden Samstag reiste er auf diese Manier. In der Nähe von Albacete wartete er auf den Zug, flog, auf Gefahr, unter die Räder zu gerathen, mit einem Sprung auf das Laufbrett, lief dann, sich vorsichtig anklammernd, am Zuge entlang bis er ein leeres Coupé fand und ließ sich auf den Bodenrand desselben nieder. Sobald der Zug sich einer Haltestation näherte, sprang er herunter, um dann hinter der Station wieder aufzuspringen. Natürlich mußte er die Plätze, an denen man ein- und ausstieg, häufig wechseln, damit die Bahnbeamten, die hartherzigen Menschen, ihn nicht abfassen konnten.

„Aber wohin, in aller Welt, reisen Sie auf diese lebensgefährliche Art?" fragte ich. „Und warum gerade jeden Samstag?"

Er erzählte mir, er thäte es, um den Sonntag bei seiner Familie verleben zu können. Er arbeitete nämlich in einer Steingräberei bei Albacete. Seine Frau diente in einem an der Madrider Bahnlinie gelegenen Orte. Armuth und Elend hatte die Gatten getrennt. In der ersten Zeit legte er den Weg zu Fuß zurück, dann mußte er stets die ganze Nacht durch wandern und wenn er dann Morgens ankam, war er so müde wie ein Hund und hatte keine Lust, mit seiner Frau zu reden oder mit seinen Kindern zu spielen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Lehre vom schönen Frauenhals. Die Pflege des Halses ist etwas, das die Frau, schon um des vollkommenen Triumphes ihrer Schönheit während der Gesellschaftssaison willen, nicht vergessen sollte. Die tief ausgeschnittenen Ballkleider, die außer dem Hals auch die Schultern frei lassen, sind in der Mode: unsere Frauen, die über einen schönen Hals verfügen, werden gern die Mode mitmachen, den Hals frei tragen oder auch durch allerlei erlaubte Hilfsmittel, wie Spitzenkragen und ähnliche zarte Dinge, die Anmuth des Halses zu erhöhen suchen. Manche Frau indeß, so belehrt uns in einem Aufsatz eine kluge englische Dame, manche Frau, die aus der allerersten Jugend heraus ist, wird plötzlich mit Schrecken eine gewisse Schlaffheit ihres Halses entdecken, die Knochen hervortreten sehen, zu jener wenig beliebten Form, der wir den Namen „Salzfäßchen" beigelegt haben, — sie glaubt alsdann, das Alter sei gekommen, urplötzlich, wie der Dieb in der Nacht. „Aber dem ist nicht so, meine Gnädigste," meint hier unsere englische Freundin. „Sie sind nur all die Jahre unklug mit Ihrem kostbarsten Besitzthum, dem Halse, umgegangen; werden Sie sorgfältiger damit und er wird weder runzelig noch knochig werden. Lassen Sie sofort alle steifen Kragen fort! Die Thatsache, daß ein steifes, enges Halsband Jahre lang getragen, ja selbst der Umstand, daß eine Brosche so lange an dieselbe Stelle gesteckt wurde, genügt schon, um jene häßliche Schlaffheit, jene Runzeln hervorzurufen. Verbannen Sie alle Leinenkragen, trennen Sie die steifen Kragen von Ihren Kleidern, tragen Sie statt dessen weiche seidene Bänder oder die jetzt so modernen weichen Spitzenkragen. Vermummeln Sie Ihren Hals nicht, wenn Sie ausgehen, die Pelzboa mag sehr kleidsam sein, aber fort damit! Jeder Luftzug, jeder Sonnenstrahl ist für den Frauenhals Goldes werth." Und noch einen guten Rath ertheilt die Engländerin, sie meint: „Brauchen Sie am Morgen, und sei es auch nur für wenige Minuten, leichte Hanteln, und sehen Sie im Spiegel, wie von der Bewegung der Arme die Kehle sich rundet. Dann lassen Sie ihren Morgenrock am Halse frei sein, damit die Haut die Luft einsauge. Des Nachts brauchen Sie Crême oder feines Oel und kneten Sie den Hals beim Einreiben dieser harmlosen Schönheitsmittel. Vor allen Dingen aber lassen Sie die Stehkragen fort und hanteln Sie fleißig — das Letzte ist ein Mittel, das zwei Körpertheile auf einmal schön und gesund macht: den Hals und den Arm."

— Von der Soiree. Herr (auf der Soiree): „Wie die Tochter des Hauses ein Liebeslied singt, ... die schreit ja förmlich nach einem Manne!"

— Blinde Liebe. A.: „Ich begreife nicht, wie Sie so für das Mädchen schwärmen können! Bedenken Sie, wie flatterhaft es ist!" B.: „Ja, dafür ist es auch ein Engel."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 61. Mittwoch, den 15. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
61 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

„Ich bin genöthig, Herr Vicomte," fuhr Jottrat fort, „das Zimmer, worin die Dame eingesperrt werden soll, selbst zu untersuchen. Meine Verantwortlichkeit ist bereits anderwärts schwer genug belastet, und ich möchte meiner sämmtlichen Gefangenen sicher sein."

„So hoffen Sie denn diese Nacht Toby und Frau von Koreff zu arretiren?" fragte Sartilly leise.

„Ich habe durchaus keine Ursache, nicht vor dieser Dame zu sprechen," antwortete der Agent, die Engländerin ansehend, „da sie ihre Mitschuldigen erst vor dem Assisenhof wiedersehen wird. Die Giftmischerin ist augenblicklich mit ihrem Bedienten in einem Hause versteckt, worin Herr von Koreff das Hauptquartier seiner verbrecherischen Operation verlegt hatte. Dort war der siebente Band niedergelegt worden, und ich sollte daselbst umgebracht werden. Dort werde ich auch das, was von der Bande noch übrig, arretiren: selbst der falsche Seemann wird dabei nicht fehlen, welcher Toby in der Bai von St. Michel aufgenommen hatte."

„Weil er so laut von seinen Projekten spricht," dachte die Engländerin, „so geschieht das nur, weil er entschlossen, dieselben auszuführen, und ich habe nichts mehr zu hoffen."

„Bevor ich in mein Zimmer gehe," sagte sie zu Jottrat in kühlem Tone, „habe ich Julien noch einige Worte zu sagen. Ich glaube, daß Sie mir nicht verbieten werden, mit ihr zu sprechen. Sie ist ja nicht vom Complott, dieses ergebene Mädchen."

„Sie können sie sehen, aber nicht allein," erwiderte Jottrat kalt.

„Julie wird noch in dem kleinen Salon sein," sagte Sartilly, „wir wollen Miß Georgia nach ihrem Zimmer führen, und im Vorbeigehen im Boudoir kann sie Julie sprechen."

„Lassen Sie uns gehen, meine Herren," sagte die Engländerin, deren Augen in außerordentlichem Glanze strahlten.

Und mit sicherem Schritt ging sie aus der Bibliothek und trat in den Korridor, der Pförtner und Sartilly gingen voraus und Jottrat schloß den Marsch. Susanne konnte nun nicht einmal mehr an Flucht denken.

Man langte an der Thüre des kleinen Salons an. Die Lampe brannte noch und Julie wachte, vor Unruhe und Aufregung zitternd. Sartilly war im Begriff, sie leise zu rufen, aber die Engländerin stieß ihn bei Seite und betrat das Boudoir zuerst.

Als das Kammermädchen sie mit verstörten Augen erscheinen sah, trat sie instinktartig zurück und floh in die äußerste Ecke. Jottrat stürzte Susanne nach. Er sah voraus, daß sich etwas Schreckliches vollziehen werde.

Bevor er noch Zeit hatte sich zu wiedersetzen, sprang Susanne auf die Konsole zu, worauf die Gifttasse noch stand.

„Sie werden mich morgen nicht arretiren," sagte sie mit pfeifender Stimme, denn morgen werde ich todt sein."

Und sie leerte die Tasse auf einen Zug.

XIX.

Auf dem abfallenden Terrain, das den Quai Billy beherrschte, erhob sich damals eine einzige krumme Straße, die den wenig eleganten Namen Rue Bizet führte. Die ungeheuren Arbeiten, die diese Viertel vollständig umgewandelt haben, haben nur einen Stumpf von diesem sonderbaren Weg übrig gelassen, der zur Zeit nur schwer mit einem Wagen zu befahren war.

Der breite, prachtvolle Boulevard, der denselben ersetzt hat, läßt kaum noch die bizarre Lage der Wohnungen vermuthen, die denselben dazumal einfaßten. Diese Häuser, zum größten Theil sehr elend, hatten beinahe alle einen großen Garten, der bis zum Quai hinabstieg. Einige darunter, namentlich die in dem höheren Theile gelegenen, hatten ein besseres Aussehen, aber man hätte sie un-

bewohnt halten können, so gering war die Bewegung, die man darin bemerkte.

Das schönste, oder vielmehr das größte, denn es schien schlecht unterhalten zu sein, dehnte seinen wirklich englischen Park bis zur Rue Chaillot aus, und ließ zwischen den dichtbelaubten Bäumen kaum seine einfache Façade erkennen. Die Nachbarn sahen Niemanden aus- und eingehen, als einen Gärtner, der aufs Jahr gezahlt war, um den Rasen in Stand und die Wege rein zu halten, Arbeiten, die er schlecht genug besorgte. Dieser Mann kannte übrigens nicht die Eigenthümer des Hauses, und begnügte sich, seinen Lohn bei einem Notar des Viertels in Empfang zu nehmen, den der Eigenthümer des Hauses mit der Wahrnehmung seiner Interessen betraut hatte.

Diese Vernachlässigung dauerte schon so lange, daß Niemand in der ganzen Umgebung hier irgend ein Geheimniß vermuthete. Die ältesten Bewohner erinnerten sich dunkel, früher von einer Versammlung von Verschwörern gehört zu haben, welche die betreffende Polizei daselbst festgenommen hatte, aber das war eine alte Geschichte, die so ziemlich vergessen war, und die Vorübergehenden blieben nicht einmal stehen, um die alten auseinander fallenden Fensterladen und die wurmstichigen Thüren zu betrachten.

Jedoch bei Tagesanbruch, einige Stunden nach der aufregenden Szene, die soeben im Palais Mensignac gespielt hatte, spazierte vorsichtig ein Mann langsam vor dem rostigen Gitterthor auf und ab und beobachtete das Haus mit glühenden Blicken.

Nach dem niederschmetternden Bekenntniß Susanna's hatte der Agent grausame Stunden der Angst und der Bestürzung verbracht. Er hatte um das Haus, worin sich Koreff's Mitschuldige aufhielten, die strengste Beaufsichtigung organisirt, als er noch das Geheimniß der Geburt Toby's nicht kannte und er hatte solche Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß keiner entfliehen konnte. Die Erinnerung seiner Gefangenschaft in dem bis an die Seine reichenden unterirdischen Gewölbe war seiner Umsicht und seinen Erfahrungen in derlei Expeditionen zu Hilfe gekommen, und er hatte die Gefangennahme mit wunderbarer Präzision kombinirt. Alle Ausgänge waren bewacht, selbst das Luftloch des überschwemmt gewesenen Gewölbes, vor welchem ein von einem Agenten besetzter Kahn sich auf dem Flusse schaukelte.

Jottrat verwünschte jetzt die Vorsichtsmaßregeln, welche das Gelingen des Unternehmens sicherten; er machte sich Vorwürfe, so geschickt gewesen zu sein, er suchte nach Mitteln, um sein Werk mit demselben Eifer zu vernichten, mit welchem er dasselbe vorbereitet hatte. Denn in dem Vaterherzen hatte der Widerwille gegen den frühzeitigen Verbrecher sehr bald der verzeihenden Zärtlichkeit für sein irregeleitetes Kind Platz gemacht. Henri retten, ihn seinen Mitschuldigen und der Züchtigung entreißen, um mit ihm in ein ferneres Land zu fliehen, das was das Ziel, welches der Agent erstreben wollte.

Die Morgendämmerung war vorüber, aber es glänzten noch Sterne am Firmament und das zweifelhafte Licht des jungen Tages beleuchtete schwach die entblätterten Bäume und das Haus. Jottrat folgte einer zu beiden Seiten von Cypressen eingefaßten breiten Allee, und warf im Gehen die Augen rechts und links, wie ein Mann, der gewohnt ist, Alles auf einen Blick zu sehen.

Alle Einzelheiten der Szene seiner Entführung durch die Knechte Koreffs kamen in's Gedächtniß und er erkannte vollkommen die Stelle, wo man ihn gezwungen hatte, aus dem Wagen zu steigen, um ihm die Hände zu fesseln und die Augen zu verbinden. Aber von dem Gitter bis zum Hause war die Entfernung zu kurz für den Weg, den man damals im Dunkeln zurückgelegt hatte, und er begriff, daß man ihn dazumal bis zum äußersten Ende des Gartens getragen hatte.

Es mußte also jenseits des Hauses, das man von außen sehen konnte, noch ein Gebäude existiren, dasjenige wahrscheinlich, durch welches man zu dem Eingang des Souterrains gelangte.

Als er vor dem Hause angelangt war, ging er um dasselbe und erkannte sofort, daß er richtig geschlossen hatte. Der Garten verlängerte sich ohne Unterbrechung zum Fuße des Hügels, und im Hintergrunde in einiger Entfernung unterschied man ein Gebäude von ziemlich dürftigem Aussehen. Hier mußte sich die Treppe befinden, deren Stufen er gezählt hatte, als man ihn mit gebundenen Augen hinuntertrug. Es war wahrscheinlich, daß der unterirdische Weg sich unter dem Quai verlängerte, weil der Raum, in dem man ihn eingesperrt hatte, nach der Seine ging.

Für den Augenblick war der schwierige Punkt, zu errathen, wo sich die Schuldigen aufhielten. Hatten sie ihr Domizil in dem Hause aufgeschlagen, in welchem die auf Wache postirten Agenten sie hatten hineingehen sehen, oder sollten sie sich in den Souterrain zurückgezogen haben?"

Jottrat warf einen letzten Blick auf das Haus, welches finster war, dann stieg er langsam einen Perron hinauf und klopfte.

(Fortsetzung folgt.)

Der blinde Passagier.

Nach dem Spanischen des Vicente Blasco Ibanez.
Von E. Vilmar.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Da war er eines schönen Tages auf die Idee gekommen, den Zug zu benutzen, und bisher war es prächtig gegangen. Der Gedanke, des Sonntags mit seinen Kindern spielen zu können, gab ihm Muth, so daß er die Woche über wie ein Lastthier arbeitete. Er hatte drei Söhnchen; das jüngste war kaum einen Schuh hoch und doch erkannte er seinen Vater, sobald er heim kam.

„Aber haben Sie denn niemals bedacht, daß eine dieser Reisen Ihren Kindern den Vater rauben kann?“ wandte ich ein.

Er lächelte schlau. O, er wußte sehr gut, wie er es anzufangen hatte. Er hatte keine Furcht, wenn der Zug schnaubend und feuerspeiend auf ihn zuschnellte. Er war flink und behend, ein Sprung und er stand auf dem Laufbrett. Und das Herabspringen war keine Hexerei. Es galt nur Vorsicht, daß er nicht zu kurz sprang und unter die Räder gerieth; dann konnte er höchstens zu Boden fallen und sich ein wenig die Haut abschürfen, aber das machte ihm nichts. Vor dem Zuge selbst war ihm nicht bange, wohl aber vor den Passagieren. Er suchte gewöhnlich Coupés erster Klasse auf, weil die meistens leer waren. Aber was war ihm dabei schon Alles widerfahren! Einmal öffnete er aus Versehen die Thür eines Damen-Coupés, worin zwei Nonnen saßen, die sofort aus Leibeskräften: „Hilfe, Hilfe, Räuber!“ zu schreien begannen. In seinem Schreck sprang er so ungeschickt herab, daß er sich alle Glieder zerschlug und in diesem Zustande mußte er den Rest des Weges bei schneidender Winterkälte und wildem Schneegestöber zu Fuß zurücklegen.

Bereits zweimal war er durch erschreckte Reisende auf das Geleise geworfen worden. Einmal hatte er sich in ein dunkles Coupé geschlichen und war dort unversehens auf einen Reisenden gestoßen, der ihm ohne Weiteres einen fürchterlichen Stockhieb über den Kopf gab und den vollständig Betäubten dann auf das Geleise stürzte. Daß er damals nicht verunglückt war, erschien ihm als wahres Wunder.

Dabei wies er mir eine Narbe, die quer über seine Stirne lief.

Er wurde allgemein sehr unsanft behandelt, doch darüber durfte er sich natürlich nicht beklagen. Er begriff sehr gut, daß sein Erscheinen den Reisenden Entsetzen einflößte und daß sie auf Vertheidigung bedacht waren. Wenn er Schläge erhielt, betrachtete er sie nur als verdienten Lohn, obwohl er sich nicht anders zu helfen wußte. Geld zu einem Reisebillet hatte er wirklich nicht und seine Frau und Kinder mußte er doch sehen!

Inzwischen hatte der Zug, da wir uns einer Station näherten, seine Schnelligkeit gemindert. Mein Reisegefährte begann unruhig zu werden und erhob sich.

„Bleiben Sie nur ruhig sitzen,“ sagte ich, „es kommt noch eine Station, bevor Sie an Ihr Ziel gelangen. Ich werde Ihr Billet bezahlen.“

„O nein, Herr,“ rief er ängstlich, „wenn der Schaffner mich hier in diesem Wagen fände, würde er sogleich Verdacht schöpfen. Sie haben mich schon oft genug verfolgt, ohne mich je in der Nähe gesehen zu haben und daher möchte ich mich auch jetzt lieber nicht sehen lassen. Glückliche Reise, mein Herr, Sie sind der freundlichste aller Menschen, die ich jemals im Zuge angetroffen habe.“

Er entfernte sich längs des Laufbretts und war gleich darauf im Dunkel verschwunden.

Wir hielten an einer kleinen Station. Soeben wollte ich mich wieder zum Schlafen niederlegen, als draußen auf einmal aufgeregte Stimmen durcheinander schrieen. Der Schaffner und zwei Flurwärter liefen hin und her, als ob sie die Absicht hatten, gegenseitig aufeinander Jagd zu machen.

„Hier, hier! Da ist er! Schneidet ihm den Rückweg ab! Rechtsum! sonst entwischt es uns. — Nun ist er oben auf den Zug geklettert! — Schnell, ihm nach! — So'n verfluchter Kerl!“

Gleich darauf dröhnten die Plafonds der Wagen unter dem Gestampf von Männerfüßen, die dort oben hin- und herrannten.

Ohne Zweifel handelte es sich hier um meinen Freund, dem man auf der Spur war. Aus dem nach der Feldseite gelegenen Fenster blickend, sah ich plötzlich einen Mann vom Dache des nächsten Wagens springen mit der wunderbaren Behendigkeit, die das Bewußtsein der Gefahr gelegentlich verleiht.

Er fiel vornüber in ein Stück Ackerland, kroch eine Weile auf Händen und Füßen fort, als habe ihm die erhaltene Erschütterung das Aufstehen unmöglich gemacht, raffte sich dann plötzlich empor und rannte ins Dunkel hinein.

Heftig gestikulirend stand der Stationschef an der Spitze der Verfolger.

„Was ist hier los?“ fragte ich den zunächst stehenden Schaffner.

„Wir haben es hier mit einem Spitzbuben zu thun, der die Gewohnheit hat, ohne Billet zu reisen. Wir kennen den blinden Passagier schon lange und werden

ihn wohl nächstens abfassen und ins Gefängniß spediren."

Ich habe den armen Kerl niemals mehr gesehen. Im Winter gedachte ich seiner oft und sah ihn im Geiste, gegeißelt durch Wind, Schnee und Hagel, in der Nähe einer Station des daherbrausenden Zuges harrend, auf welchen er mit der Todesverachtung eines Soldaten sprang, der eine Schanze stürmt.

Und nun lese ich in dieser Zeitung, daß bei Albacete ein unbekannter, ärmlich gekleideter Mann vom Zuge überfahren ist. Das ist er, der arme blinde Passagier, mein Herz sagt es mir. Vielleicht ist er auf dem Laufbrett ausgeglitten, vielleicht haben ihn erschreckte Passagiere unter die Räder geschleudert! Gott weiß, wie es zugegangen ist.

„Es ist nun drei Jahre her, seit ich jenem Manne begegnet bin," schloß Freund Perez seine Erzählung. „Ich bin seither viel umher gereist, sowohl in Spanien als im Auslande, und so oft ich sah, wie viel Menschen zu ihrem Vergnügen oder aus Langeweile auf Reisen gehen, ist mir der arme Tagelöhner eingefallen, der sich, um den Sonntag bei Frau und Kindern zu verleben, wie ein wildes Thier hetzen und verfolgen ließ und mit der Seelenruhe eines Helden hundertfach dem Tode trotzte."

Mannigfaltiges.

— **Ueber die Zerstreutheit berühmter Männer** plaudert ein französisches Blatt: Budé, der von Erasmus das „Wunder Frankreichs" genannt wurde, war sehr zerstreut. Eines Tages stürzte einer seiner Diener in sein Studierzimmer und meldete, daß das Haus brenne. Budé erwiderte ruhig: „Sag' das meiner Frau; Du weißt doch, daß ich mich nicht um häusliche Angelegenheiten kümmere." Die Zerstreutheit des berühmten Fabeldichters La Fontaine grenzte fast an Blödsinn. Er hatte einmal mit seinem Sohne, der fern vom Hause erzogen wurde und den er längere Zeit nicht gesehen hatte, an einem bestimmten Orte ein Stelldichein verabredet. Nachdem La Fontaine sich mit seinem Sprößling, den er nicht erkannte, einige Stunden unterhalten hatte, drückte er den Anwesenden seine Freude über das gute Aussehen des fremden jungen Mannes aus. „Aber das ist doch Ihr Sohn!" wurde ihm erwidert, worauf der Fabeldichter wie geistesabwesend sagte: „So, so! Ja, der ist auch ein netter junger Mann." Auch Sully, der berühmte Minister Heinrichs IV., litt sehr an Zerstreutheit. An einem Spätherbsttage fand er, daß es furchtbar kalt sei, was aber gar nicht der Fall war. Schließlich entdeckte man, da[ß] er vollständig nackt gewesen wäre, wenn er nicht zu[-]fällig den Ueberzieher angezogen hätte. Alle andere[n] Kleider hatte er anzulegen vergessen.

— **Schnell gefaßt.** An einem größeren Pro[-]vinzialtheater wurde eine Neuheit gegeben, welche am Abend der ersten Aufführung glänzend durchfiel, obscho[n] der Berliner Schauspieler Theodor Döring darin gastirte. Als im zweiten Akt, während des Monologs, de[n] Döring hielt, das Fiasko seinen Höhepunkt erreicht[e,] fiel unglücklicherweise ein großes Stück Kalk von d[er] Decke, mitten unter das aufgeregte Publikum und sich[er] wäre noch eine Panik ausgebrochen, wenn sich Döri[ng] nicht schnell gefaßt und mit gewaltiger Stimme in[s] Publikum gerufen hätte: „Beruhigen Sie sich, mein[e] Herrschaften, das ist nicht das Stück, was hier a[b-]fällt!"

— **Ein Bettler** läutet bei einem Doktor der Medizin. Ei[ne] junge, hübsche Dame öffnet ihm, und der Bettler bittet diese, d[en] Herrn Doktor zu fragen, ob er ihm nicht ein Paar abgeleg[te] Hosen schenken könne. Lächelnd erwidert die hübsche, junge Dam[e:] „Ich bin selbst der Doktor!"

— **Frau Gutherz** (zur Bonne): „Karoline, geben Sie ac[ht,] daß sich die Kinder nicht auf das nasse Gras setzen; sie könnt[en] sich erkälten. Wenn die Kinder müde sind, können Sie sich hinsetzen und sie auf den Schooß nehmen."

— **Ankündigung einer Schmiere.** Das Werfen v[on] Obst etc. wolle man heute unterlassen, da die Naive ein Kleid d[er] Frau Bürgermeister trägt.

— **Gutes Gewissen eines Studenten.** „Da les' in der Zeitung, daß hier in München im verflossenen Jahr d[er] Bierkonsum um einige Liter pro Kopf zurückgegangen wär'! Meinetwegen — mich trifft keine Schuld!"

Jenseits.

Was uns hier nicht ward auf Erden,
Hoffen wir vom Himmelreich!
Dort soll uns der Friede werden
Mit dem Wesen, das uns gleich.

Hat dich dort mit ihm verbunden,
Reine Seelenharmonie —
Hast den Himmel du gefunden,
Den die Erde nicht verlieh.

Doch, wenn dir beim Seelenscheiden
Aus dem Geist das Bild erlischt,
Das dich einstens sollt' geleiten
In des Jenseits Himmelslicht,

Dann wird sich ein and'res heben
Aus der großen Seelenzahl,
Eins, mit dem du nicht magst leben —
Und dies nennt man Höllenqual.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 62. Donnerstag, den 16. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
62 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

Der Schlag tönte fort, wie ein sich in den großen leeren Sälen eines verlassenen Gebäudes verlierender Ton. Jottrat horchte aufmerksam. Keinerlei Geräusch antwortete von innen. Einen Augenblick glaubte er über seinem Kopfe ein leichtes Krachen zu vernehmen, aber als er in die Höhe schaute, sah er nichts. Er näherte sich der Thüre, um ein zweites Mal zu klopfen. In dem Augenblick, als er den Klopfer ergriff, öffnete sich im ersten Stock ein Sommerladen, aus welchem alsbald ein Gewehrlauf zum Vorschein kam.

Jottrat ahnte nicht die Gefahr, aber es scheint, daß es eine Art geheimen Instinkts gibt, welcher den Menschen warnt, der einem gewaltsamen Tode ausgesetzt ist. Es ist derselbe magnetische Einfluß, der fühlen läßt, wenn Jemand uns ansteht, ob wir auch die Person nicht sehen, welche dies thut. Er drückte sich maschinenmäßig an einen Thorflügel und war durch die vorspringenden Steine halb gedeckt.

Es war Zeit. Der Schuß ging loß und die Kugel, die Jottrat hätte tödten sollen, traf ihn nur an die Schulter. Durch die Gewalt des Stoßes umgeworfen, hatte er im Fallen den Kopf in die Höhe gehoben und stieß einen Schrei aus; er hatte hinter dem halbgeöffneten Sommerladen Toby erkannt.

„Vatermörder!" murmelte er, „hah! es bleibt mir nur übrig zu sterben!"

Der elende Groom lachte wild auf und weidete sich an dem Anblick der Zuckungen des Mannes, den er glaubte getödtet zu haben. Als Schildwache durch seine in das Gewölbe geflüchteten Mitschuldigen aufgestellt, hatte er Jottrat kommen sehen, und er glaubte, sich ungestraft eines Spions entledigen zu können.

Seit dem Tode Koreff's hatte die Bande, deren niedrigstes Instrument Toby war, nur noch den einzigen Wunsch: Frankreich mit den von ihrem Chef zurückgelassenen Reichthümern zu verlassen.

Ludmilla Ludloff hatte das Geld und die Werthsachen, die ihr würdiger Gefährte zusammengescharrt hatte, gesammelt, und Alles war zu einer unverzüglichen Flucht bereit. Sie hatte die Lage als hinreichend gefahrvoll erkannt, um sich zu entschließen, die fünfmalhunderttausend Franken, welche Koreff den Händen der Erben des Generals Mensignac zu entreißen gehofft im Stich zu lassen; vor ihrer Abreise hatte sie jedoch ihre Rache vervollständigen wollen. Jeanne, die man durch kleine Dosen hatte vergiften wollen, konnte noch leben, und sie mußte sterben. Das entsetzliche Weib war noch geblieben, um sie vollständig zu tödten. Dies war ihr Verderben.

Der Schuß war von den Agenten, die um den Garten aufgestellt waren, gehört worden. Jottrat, auf dem Perron liegend, sah zwei seiner Männer durch das offene Gitter ihm zu Hüfe eilen, während ein dritter in viel weiterer Entfernung die Mauer überstieg. Es war nicht mehr Zeit, ihnen Einhalt zu gebieten, und übrigens hatte der unglückliche Vater nicht mehr Kraft genug. Er verlor eine Menge Blut und fühlte, wie sich seine Augen schlossen und seine Kräfte ihn verließen. Er wurde ohnmächtig und wünschte zu sterben.

Nachdem Toby geschossen hatte, war er sofort darauf bedacht, seine Mitschuldigen zu benachrichtigen; er war durch eine Hinterthür aus dem Hause getreten und lief aus allen Kräften den Abhang hinunter, der zu dem unterirdischen Gewölbe führte. Der Agent, welcher auf die Mauer geklettert war, sprang in den Garten hinab und verfolgte ihn schreiend und seine Gefährten rufend. Diese, als sie bemerkten, daß Jottrat ohnmächtig war, dachten, daß für den Augenblick das Nöthigste sei, den Flüchtling festzunehmen. Sie hatten volles Vertrauen in ihren Chef und waren überzeugt, daß es sich um eine wichtige Sache handle.

Sie glaubten richtig zu handeln, wenn sie dieselbe ohne ihn zu Ende führten.

Toby hatte einen bedeutenden Vorsprung und vorzügliche Beine. Er wäre wahrscheinlich den 3 Männern entkommen, wenn nicht im unteren Theile des Gartens ein neuer Verfolger aufgetaucht wäre. Dieser, durch

das Geschrei herbeigelockt, wußte nicht, worum es sich handelte: aber ein Mensch, der flieht, ist immer verdächtig. Der Groom hatte keine zehn Schritte mehr zu machen, um das Souterrain zu erreichen; aber er blieb einen Augenblick mit dem Gewehr, das er trug, irgendwo hängen, und der Agent erreichte die Thüre in demselben Moment, als Toby dieselbe hinter sich schließen wollte.

Ein verzweiflungsvoller Kampf entspann sich. Während er mit allen Kräften focht, ließ der Groom energische Rufe erschallen, die in dem unterirdischen Gewölbe wiederhallten und den Eifer der Polizeimänner verdoppelten, die ihrem Kameraden zu Hilfe eilten. Sie erkannten ohne Mühe, daß der Flüchtling nur schrie, um seine Genossen in Kenntniß zu setzen, und Einer von ihnen ließ drei Pfeifensignale ertönen, um die Wächter auf dem Flusse zu benachrichtigen.

Dieses Signal bestimmte wahrscheinlich Toby, einen nutzlosen Kampf aufzugeben, denn die Thüre gab plötzlich nach und die vier Agenten sahen sich am Eingang eines dunklen Ganges, in welchen sie sofort ohne Zögern eintraten. Sie sahen Denjenigen nicht mehr, den sie verfolgten, aber sie vernahmen noch dessen eilige Schritte, und folgten dem Gehör. Die Lage wurde beunruhigend, und so entschlossen sie auch waren, so hielten die Agenten dennoch mit ihrer Jagd ein.

„Wir würden vielleicht besser thun, zurückzugehen um die Instruktionen des Chefs entgegenzunehmen,“ sagte einer von Denen, die Jottrat hatten fallen sehen.

„Du weißt aber, daß er nicht im Stande ist, uns jetzt Instruktionen zu ertheilen,“ antwortete sein Kamerad, eine alte Spürnase, der nicht leicht zur Aufgabe einer Fährte zu bewegen war; „im Uebrigen übernehme ich es, auch ohne ihn zu handeln. Der Garten ist unten bewacht und die Vögel werden nicht nach dieser Seite ausfliegen. Wir brauchen sie nur zu suchen und wir sind sicher, sie auch zu finden.“

So sprechend hatte er eine kleine Laterne, die er bei sich trug, angezündet, deren Licht der kleinen Truppe neuen Eifer einflößte. Der Korridor, — derselbe, durch welchen Jottrat getragen worden war — verwandelte sich in eine Treppe, gerade an dem Punkte, wo die Polizisten angehalten hatten.

„Steigen wir hinab,“ sagte der ältere entschlossen.

Nachdem sie etwa zwanzig Stufen hinabgestiegen waren, trafen sie auf eine Art Treppenplatz, den sie genau untersuchten. Der Boden auf welchem sie gingen, tönte hohl.

„Wir befinden uns über einem Gewölbe,“ sagte Derjenige, der das Kommando übernommen hatte, und mit dem Instinkt, der durch die Gewohnheit der Menschen erlangt wird, machte er sich, mit dem Licht in der Hand, an die Untersuchung des Bodens.

Seine Kameraden sahen ihm aufmerksam zu. Plötzlich sahen sie ihn sich niederbücken und sich sachte über den Boden ausstrecken. Er hatte sein Licht neben sich gestellt und das Auge an eine enge Oeffnung gelegt, die er entdeckt hatte.

Das Schauspiel, welches sich den Augen des alten Agenten darbot, war ein äußerst sonderbares. In einem gewölbten Saal standen, mitten zwischen Koffern, Paketen und Kisten in allen Formen und Größen, zwei Männer und eine Frau, die sehr lebhaft mit einander redeten. In einem weniger hellen Winkel des Gewölbes standen aufrecht an der Wand 3 Fässer von besonderer Form, die durch gelbliche Stränge untereinander verbunden und deren Deckel abgehoben waren.

Nachdem der Agent gesehen hatte, wollte er auch hören; er legte das Ohr an die Oeffnung und die Worte erreichten ihn ganz deutlich.

„Der Kahn läßt lange auf sich warten,“ sagte die Frau.

„Er wird in zwanzig Minuten hier sein,“ antwortete der Aeltere der beiden Männer, „und wir bedürfen nicht mehr als eine halbe Stunde, um unsere Sachen einzuschiffen.“

„Was die Dummköpfe betrifft, die mich verfolgt haben,“ sagte Toby, der eben mit dem Laden seines Karabiners fertig war, „so werden wir schon weit sein, ehe sie ihren Weg aus dem Korridor wieder herausgefunden haben.“

Der Agent glaubte, es sei Zeit, zu interveniren.

„Die Dummköpfe sind hier und Sie würden gut thun, sich zu ergeben,“ rief er ihnen mit Donnerstimme zu.

Ein Wuthgeschrei antwortete aus dem Gewölbe.

Toby richtete sein Gewehr gegen die Decke, aber die Frau entriß es seinen Händen; bevor ihr Gefährte Zeit gehabt hatte, sie daran zu hindern, legte sie die Mündung auf den Rand eines der offenen Fässer.

„Ergebt Euch!“ rief eine Stimme, die vom Flusse kam.

Das Pfeifensignal war vernommen worden, und die Agenten, die den Fluß bewacht hatten, waren herbeigekommen.

„Ich werde gerächt sterben!“ antwortete die höllische Creatur, das Gewehr abschießend.

Eine fürchterliche Explosion erschütterte ringsum den Boden, und Alles stürzte unter Wolken von Rauch zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hausfrau in ihrem Schalten und Walten.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachleute bearbeitete Professor Dr. Müller ein im Verlage von J. Ebner in Ulm erschienenes Werk, das geeignet ist, die Aufmerksamkeit weitester Kreise, namentlich der gesammten Frauenwelt, auf sich zu lenken:

Es ist ein stattlicher Band von über 900 Seiten, der in vier Hauptabschnitten: Frauenberufe — Innerhalb des Hauses — Die Lebensmittel. In Garten und Hof — Die Krankenpflege im Hause — die wichtigsten, für eine Frau in Betracht kommenden Fragen des alltäglichen Lebens in erschöpfender Weise behandelt. In alle Räume des deutschen Hauses dringt es ein, vom Keller bis zum Speicher, wenn es auch mit Vorliebe in der eigentlichen Wohnung verweilt, wo das Familienleben sich abspielt und das Wirken und Weben der deutschen Frau vor Allem in die Erscheinung tritt.

Aber das Buch beschränkt sich nicht darauf, lediglich eine Aufzählung der einschlägigen Stoffe, der Arbeiten und Verrichtungen, des Nützlichen und Nothwendigen zu geben, also blos ein Nachschlagebuch zu sein; nein, das Hauptstreben der Verfasser ging dahin, das Wirken und Weben der Hausfrau einmal sachlich zu begründen, entsprechend den Forderungen einer rasch voranschreitenden Zeit zu beleuchten und dann auch geistig zu durchdringen, um so ein Werk zu schaffen, in dessen einzelne Theile die verständige Frau sich gerne vertieft in ihren Mußestunden, und das sie womöglich nie aus der Hand legen soll, ohne einen Gewinn daraus gezogen zu haben, für sich selbst und ihre Umgebung. Dabei befleißigt sich das Buch stets einer vornehmen Sprache und eines edlen Tons; *es steht kein Satz in dem Buche, der eine sorgsame Mutter veranlassen könnte, ihrer heranwachsenden Tochter das Werk aus dem Wege zu räumen.* Von hohem Interesse ist schon die Einleitung, die „Die rechtliche Stellung der Frauen", also ein sehr zeitgemäßes Thema, zum Gegenstande hat und zu der brennend gewordenen Frauenfrage den unserer Ansicht nach allein richtigen Standpunkt einnimmt, die Mitte zwischen den beiden sich schroff gegenüberstehenden Parteien, der zäh konservativen, die die Frau einzig und allein in die Familie bannen will, und der radikalen, der jeden durch die Natur begründeten Unterschied zwischen Mann und Frau unbeachtet läßt und unbedingte Gleichstellung der Geschlechter fordert.

Das Streben der Frauen nach selbständigem Erwerb, eigenem Verdienst, verdankter gesellschaftlicher Stellung und persönlicher Unabhängigkeit bezeichnet das Buch als ein an und für sich vollauf berechtigtes Streben. In welcher Richtung dieses Streben sich bewegen kann, dafür werden in den folgenden Kapiteln „Frauenarbeit" und „Berufswahl" und „Die besonderen Berufsarten" werthvolle Fingerzeige gegeben; als Frauenberufe werden aufgezählt und eingehend mit ihren Licht- und Schattenseiten betrachtet: Haus und Haushalt, Eigentliche Gewerbe, Handelsgewerbe, Verkehrswesen, Höhere und niedere Krankenpflege und daran Anschließendes, Lehrberufe und Verwandtes, Kunst, Malerei, Theater, Schriftstellerei.

Die folgenden Abschnitte des ersten Haupttheiles sind der Braut, Gattin, Mutter und Hausfrau gewidmet. Es würde zu weit führen, wollten wir auch die übrigen Theile des Näheren betrachten; auch bei ihrem Studium gewinnt man den Eindruck, daß der überreiche Stoff mit staunenswerther Umsicht gesichtet und mit größtem Geschick verarbeitet worden ist. Dabei hat der Verlag auf die würdige innere und äußere Ausstattung des Werkes die größtmögliche Sorgfalt verwendet, so daß ein Buch geschaffen wurde, das an Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts wohl einzig dasteht und sich in einem Gewande zeigt, das ihm den Zutritt zu jedem Boudoir gestattet.

Die hohen Vorzüge des Werkes, das der Jungfrau, wie der Mutter und Hausfrau eine unversiegbare Quelle der Belehrung werden und für das ganze Leben sein und bleiben soll und wird, haben ihre schönste Würdigung wohl darin gefunden, daß Ihre Majestät die Königin Charlotte von Württemberg die Widmung des Buches huldvollst angenommen hat.

Mannigfaltiges.

— *Der Lerchenfang in Frankreich.* Bei unseren westlichen Nachbarn wird während des Winters der Lerchenfang in recht ausgedehntem Maßstabe betrieben. Insbesondere sind die Küstenbewohner der Departements Somme und Pas-de-Calais am Aermelmeer berüchtigte Lerchenjäger. Wenn im Innern des Landes und in dem nördlichen Theile desselben der Winter mit seinem Schnee Einzug gehalten hat, dann stellen sich zahllose Lerchen in diesen Küstenlandschaften ein, denn an der Küste selbst wie auf den Dünen haben sie noch mehr Aussicht, ihren Hunger zu stillen, als auf den beschneiten Fluren ihres sonstigen Aufenthaltes. Der Fang ist am ergiebigsten, wenn der Schnee längere Zeit gelegen hat, sobald Thauwetter eintritt, ist die Jagd vorüber. Die Fangweise ist derart einfach und leicht, daß sich selbst die Jugend damit eifrig beschäftigt. Man bedient sich dabei eines Strickes von beliebiger

Länge. An ihm werden in bestimmten Zwischenräumen Schlingen aus Pferdehaar befestigt, so daß etwa auf einen Meter Stricklänge ein Dutzend solcher Haarschlingen kommt. Die Leine wird auf den Schneeteppich ausgelegt und ab und zu mit einem Steine beschwert, damit sie platt auf dem Boden aufliegt. Auch wird zur Auslage nicht die gerade Linie gewählt; man legt den Strick vielmehr in Form eines Vierecks, um einen größeren Flächenraum zu beherrschen. Längs der Strickes werden mit Spreu untermischte Körner, als Hafer, Gerste, auch wohl Rübsamen, ausgestreut. Ist das geschehen, so zieht sich der Vogelfänger an einen versteckten Ort zurück, von hier aus seine Fangvorrichtung zu beobachten. Die hungerig umherstreichenden Lerchen haben bald die Lockspeisen bemerkt, lassen sich nieder und laufen der Leine entlang, um die einzeln zwischen der Spreu liegenden Körner aufzulesen. Bei dieser Nahrungssuche fangen sie sich bald in einer Haarschlinge, meist mit den Füßen, seltener mit dem Kopfe. Genügt dem Lerchenjäger die Menge, so schreitet er die Marterleine entlang, zerreißt die Schlingen, drückt den Vögeln mit dem Daumen den Kopf ein und wirft sie in einen Sack. Nachdem er die übrigen Schlingen untersucht hat, um sich zu überzeugen, daß sie noch in Ordnung sind, begibt er sich auf den alten Standort zurück, um einen neuen Zug abzuwarten. Die Lerchenfänger von Beruf führen oft Tausende von Metern derartiger Fangstricke mit sich, die sie während des Sommers herrichten. Das Aufziehen und Anlegen der einzelnen Schlinge würde nämlich zu viel Zeit beanspruchen, deshalb wird die Schlinge einfach aufgerissen und ist dann nicht mehr brauchbar. Es ist beobachtet worden, daß ein Lerchenfänger an einem Wintermorgen innerhalb zweier Stunden gegen 80 Dutzend Lerchen fing. Die günstigste Fangzeit sind die Morgenstunden und die des Spätnachmittags. Liegt der Schnee aber schon längere Zeit, dann streichen die Vögel den ganzen Tag über futtersuchend umher. Die ersten Lerchen werden auf dem Markte recht theuer bezahlt bis zu 1,75 Francs das Stück; kommen erst die Massen auf den Markt, dann sinkt der Preis bis auf 50 Centimes und noch tiefer, aber auch dann machen die Lerchenfänger gute Geschäfte. Auf diese Weise werden unzählige Mengen des nützlichen Vogels weggefangen, desselben Vogels, den die alten Gallier wegen seines Nutzens so hoch schätzten und ähnlich verehrten, wie die alten Egypter den Ibis. Welch' ungeheuren Schaden der Lerchenfang der Landwirthschaft bringt, läßt sich einsehen, wenn man bedenkt, daß die Lerche im Frühjahr und Sommer ausschließlich von Insekten sich ernährt. Merkwürdiger Weise ist die Lerche auch nicht in die Reihe derjenigen Vöge[l] aufgenommen, die staatlicherseits geschützt werden[.] Magaud d'Aubusson, der über dieses Thema im „Natu[ra]liste" berichtet, schlägt vor, auch für die Lerche ein[e] Schonzeit einzurichten, wie man sie für jedes Wil[d] hat. Den Lerchenfang gänzlich zu verbieten, hält e[r] für nicht möglich, da die Lerche in vielen Gegenden ge[]gessen wird.

— **Eine Entführung aus dem Serail.** Ein Engländer hat eine der schönsten Damen aus den[] Yildiz-Kiosk entführt und sich mit ihr nach Indien ge[]flüchtet. Der Engländer soll die Bekanntschaft mi[t] dieser Haremsdame während des verflossenen moham[]medanischen Festes „Leilat El-Kadret" („Nacht de[s] Verhängnisses") gemacht haben, in welcher nach Mo[]hammeds Lehre der Koran vom Himmel kam und i[n] der die Moscheen die ganze Nacht hindurch von an[]dächtigen Männern und Frauen überfüllt sind. Zwa[r] dürfen die Frauen aus dem Yildiz-Kiosk nur unte[r] der Bewachung von Eunuchen die Moscheen besuchen[,] aber nichtsdestoweniger soll es dem Engländer da[]mals gelungen sein, sich dieser Haremsdame zu nähern[] und ihr die Gefühle seines Herzens auszudrücken[.] Ein durch Backschich gewonnener Eunuch soll dann einen[] brieflichen Verkehr zwischen dem Engländer und de[r] Dame besorgt und letztere auch heimlich in der Nach[t] die Pforten des Harems geöffnet haben. Als man an[] anderen Morgen die Flucht der Treulosen gewahrte[,] war es schon zu spät, denn sie befand sich auf einen[] englischen Dampfer. Thatsache ist, daß seit damals di[e] Pforten des Yildiz-Kiosk unter strengerer Bewachung[] stehen, und daß mehrere Eunuchen in den Kerker ge[]worfen worden sind.

— **Der schlaue Bauer.** Du Alte, da les' ich g'rad in[] Blattl: „Bei der nun gerichtlich ausgetragenen Ehescheidung de[s] Fleischhauers Hiesel wurde demselben die Summe von 40 000 Mar[k] und seiner bisherigen Frau 20 000 Mark zugesprochen." . . Was meinst, um den Preis könnten wir uns ja halt auch ama[l] scheiden lassen?"

Bierschüttelreime.

Um ein wohlgefülltes Bier-Faß
Saß einst ein Quartett von vier Baß-
Stimmen und sang kraft- und machtvoll
Von dem Trank, zur Lust entfacht, Moll
Und auch Dur, als sich Natur ihr
Recht verschaffte und das Urthier
Wachrief, das in Köpfen Sturm weckt,
Bis der Mensch sich wie ein Wurm streckt
Und ein Lied von dumpfem Klang singt,
Das wie Katers Minnesang klingt!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 63. Freitag, den 17. März. 1899.

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen und M. Romany.

63

(Nachdruck verboten.)

XX.

Drei Wochen waren seit der Katastrophe vom Quai Billy verflossen. In Paris war dies Zeit genug, ein Ereigniß vergessen zu lassen, welches das Publikum acht Tage lang beschäftigt hatte.

Im Uebrigen war die Ursache dieses Unglücks unbekannt geblieben. Man hatte in der Umgebung und selbst im Flusse verkohlte menschliche Ueberreste gefunden, da aber Niemand jemals Bewohner in dem Hause bemerkt hatte, so hatte man die Explosion der zufälligen Entzündung irgend einer unbekannten Niederlage von Pulver zugeschrieben. Es gab selbst Leute, die das Ereigniß erklärten und behaupteten, das Pulver sei durch die Preußen dahin gebracht worden, als sie 1815 den Pont de Jena in die Luft hätten sprengen wollen.

Von allen Agenten, die bei dieser dunklen Geschichte betheiligt gewesen, war nicht ein einziger am Leben geblieben, Jottrat ausgenommen, der, aus seiner Ohnmacht erwacht, sich aus dem Garten zu schleppen vermochte. Jottrat aber hatte sehr gewichtige Gründe, Stillschweigen zu beobachten, und um jedem unbequemen Verhör auszuweichen, hatte er die Geistesgegenwart und den Muth, einen Fiaker zu nehmen, der ihn in die Rue d'Astorg fuhr, woselbst er Sartilly um ein Asyl bat. Er wurde mit offenen Armen empfangen und blieb bei Sartilly bis zu seiner gänzlichen Herstellung, die sich übrigens sehr rasch vollzog.

Aus dem Verschwinden sämmtlicher Angeklagten aus diesem Drama ergab sich das Resultat, daß die Polizei selbst nur unvollständig Kenntniß von dem Ganzen erhielt. Der Tod der Miß Georgia galt als durch den Spleen veranlaßten Selbstmord. Julie und der Portier waren ihrer Herrschaft zu ergeben, als daß sie etwas von Dem ausgeplaudert hätten, was sich in dem Hotel Mensignac während jener fürchterlichen Nacht zugetragen hatte. Nach einer oberflächlichen Untersuchung beschäftigte man sich nicht weiter mit dem tragischen Ende der Lehrerin. Was den Herrn von Koreff betrifft, so hatte er sein Hotel öffentlich und geräuschvoll verlassen, um, wie er sagte, eine lange Reise nach Rußland anzutreten, und die Düne von Tomblaine hatte ihren Raub nicht wiedergegeben.

So waren also jetzt, in Folge einer Reihe von Ereignissen, nur drei Menschen im Besitz des fürchterlichen Geheimnisses so vieler Katastrophen.

An einem hellen und heiteren Morgen des Monats April plauderten drei Menschen in dem kleinen Salon in der Rue d'Astorg von der Vergangenheit und von der Zukunft.

Der Kapitän, dessen Munterkeit sich durchaus noch nicht verändert hatte, erinnerte in launiger Weise Sartilly an die Gefahren ihrer Expedition in der Bai des Mont St. Michel.

Jottrat immer noch sehr blaß und leidend, horchte und versuchte mitunter zu lächeln; aber die in seinen Zügen ausgeprägte Trauer verschwand nie ganz. Sein Schmerz war unheilbar.

„Ich habe gestern meinen Tag nicht verloren,“ sagte Chateaubrunn; „ich habe für unsern braven Grenzwächter den Grad als Brigadier erhalten, und habe das Versprechen, daß es dabei nicht bleiben wird.“

„Ich danke Ihnen, mein Freund,“ antwortete Sartilly, „und ich verspreche Ihnen, daß ich ihn auch nicht vergesse. Gestern muß er die erste Rate seiner lebenslänglichen Rente erhalten haben, die ich ihm zugesichert.“

„Wir konnten wahrlich nicht weniger thun, denn ohne ihn trieben unsere Leichen jetzt vielleicht in der Bai umher.“

„Ungerechnet, daß er den Koffer gesehen und aufgefischt hat. Wissen Sie wohl, daß wir von Glück sagen können. Augenscheinlich gibt es einen Gott für die ehrlichen Leute; fragen Sie nur unsern Freund Jottrat.“

Der Agent antwortete durch einen ausdrucksvollen Blick, und Sartilly wiederholte traurig:

„Roger! ach! nur er fehlt noch zu dem Glück, das

Gott uns bescheert, und ihn werden wir nicht wiedersehen."

„Ich hoffe doch," sagte der Kapitän.

Sartilly schüttelte traurig den Kopf.

„Um Verzeihung, Herr Vicomte," sagte Jottrat, „ist nicht morgen der Tag, an welchem Sie Ihren Ehevertrag mit Fräulein Jeanne von Mensignac unterzeichnen sollen?"

Sartilly, ziemlich erstaunt über diese Frage, sagte langsam: „Ja, morgen um Mittag; ich habe Herrn Calmet Rendezvous im Hotel gegeben, und hoffe, daß sein Einfluß endlich die Skrupeln Jeanne's besiegen wird."

„Wie!" rief der Kapitän, „das ist also noch keine geregelte Sache?"

„Jeanne weigerte sich, das Vermögen anzunehmen, das wir von Tomblaine zurückgebracht haben. Ich habe ihr vergeblich Rogers Brief mitgetheilt, der seine Bestimmungen enthält. Sie besteht darauf, daß ihr Bruder noch lebe."

„Fräulein von Mensignac hat Recht," sagte Jottrat ernst.

Sartilly und Chateaubrun sahen den Agenten verwundert an.

„Ich habe Ihnen gesagt, Herr Vicomte, daß ich beinahe in dem Gewölbe umgekommen wäre, in welches mich Koreff gelockt hatte; es ist jetzt Zeit, daß ich Ihnen erzähle, wie ich gerettet worden bin."

„Sprechen Sie," sagten die zwei Freunde gleichzeitig.

„Ich schwamm, ohne Hoffnung, und fühlte, wie meine Kräfte immer mehr abnahmen, als ein mächtiger Stoß mir die Besinnung raubte. Ich erwachte auf einem Strohlager, und neben mir erwartete ein junger Mann das Ende meiner Ohnmacht. Ich kannte ihn nicht, aber sein Gesicht war sanft und sympathisch, und die ersten Worte, die er zu mir sprach, gaben mir Hoffnung und Muth zurück. Ueber meinem Kopf erhob sich in unübersehbarer Höhe ein immenses Gewölbe, und das Licht der Lampe, die uns leuchtete, durchdrang kaum die Dunkelheit einer tiefen Galerie. Ich war in den Katakomben, die sich unter dem Hügel des Trocadero ausdehnen, und die Vorsehung hatte mich dem einzigen Mann in die Hände geführt, der noch fähig war, mich mit dem Leben zu befreunden."

„Wie! Roger —?" fragte Sartilly.

„Ja, der Marquis Roger von Mensignac," erwiderte Jottrat mit fester Stimme, „in der Tiefe des Asyls, das seine Feinde ihn aufzusuchen gezwungen hatten."

„Dann lebt er also noch!" rief der Vicomte und fügte mit einigem Zögern bei:

„Und dieser Mord, der in der Bibliothek stattfand —"

„Derjenige, welcher den Mord beging, hat sein Verbrechen gebüßt," sagte der Agent mit dumpfer Stimme, „und ich kann Ihnen das Geheimniß entdecken."

Sartilly wagte nicht mehr zu athmen.

„Der Marquis liebte die Schwester der Frau, die Koreffs Namen trug, und wurde von ihr wiedergeliebt. Beide wollten fliehen, um von den Nichtswürdigen fortzukommen, an welche das Schicksal Vanda gekettet hatte. Roger von Mensignac hoffte ein augenblickliches Asyl in seinen unterirdischen Gängen zu finden, von deren Existenz er allein Kenntniß zu haben glaubte. Man stieg zu denselben durch eine in der Wand der Bibliothek verborgenen Thüre. Dieses bedeutungsvolle Geheimniß hatte Koreff vor langer Zeit entdeckt, und er benutzte es, um eine infame Schlinge zu legen."

Hier hielt Jottrat inne.

„Toby," nahm er von Neuem mit gerührter Stimme das Wort, „wurde ausersehen, das Verbrechen zu vollführen. Während sie auf dem Balle der großen Oper waren, hatte er Zeit gehabt, ins Hotel zu eilen, und sich in eine dunkle Ecke der Bibliothek niederzuducken. Die beiden Liebenden kamen, die Thüre oder vielmehr die Verschiebung öffnete sich, und sie waren im Begriff, dieselbe hinter sich zu schließen, als Toby sanft den Namen Roger rief. Durch eine instinktive Bewegung drehte die unglückliche Vanda, die zuletzt ging, sich um und beugte den Kopf etwas nach vorne. Toby drückte auf die Feder, die Verschiebung schnellte zusammen. — Das Uebrige wissen Sie."

Sartilly konnte einen Schrei des Abscheus nicht zurückhalten, und der Kapitän erhob sich, die Faust ballend, wie wenn Koreff vor ihm gestanden hätte. —

„Roger war es, den man auf diese Weise zu tödten gehofft hatte," fuhr Jottrat fort, „und die Meuchelmörder fürchteten lange Zeit, ihn wieder erscheinen zu sehen; wenn er es gewagt hätte, sich zu zeigen, so war sein Tod sicher, und während eines ganzen Monats durchsuchten Koreffs Agenten die Katakomben, aber Gott hat es nicht zugegeben, daß er in ihre Hände fiel. In dem äußersten Winkel dieser Gewölbe konnte er vor ihren Nachforschungen ruhig leben, und selbst jede Nacht, durch den unbekannten Ausgang am Fluß, ins Freie gehen, um Proviant herbeizuschaffen."

„Aber," rief Sartilly, ganz außer sich vor Freude, „dann wird er wiederkehren! Die Mörder sind todt und er hat nichts mehr zu fürchten."

(Schluß folgt.)

Schillers „Wilhelm Tell" ins Türkische übertragen und die Schicksale des Uebersetzers.*)

Aus dem gesammten Literaturschatze Europas gab es bisher lediglich eine nicht allzu große Anzahl französischer Romane in mehr oder weniger guten türkischen Uebesetzungen. Alexander Dumas' „Graf von Monte Christo" hatte seinerzeit den Reigen eröffnet und außerordentlich viel Anklang gefunden. Man mußte ihn gelesen haben, um Anspruch auf höhere „europäische" Bildung erheben zu können. Dann folgten als Schlager noch Eugen Sues „Geheimnisse von Paris" (Paris-Essrari, „Der ewige Jude" (Serseri-Jahudi), Victor Hugos „Misérables" (Betschiraralar) und noch einiges andere. Diese Uebersetzungen wurden dann Vorbild und Schablone für eine ganze Reihe von Originalromanen moderner türkischer Schriftsteller, als deren Hauptvertreter der zur Zeit als Vize-Präsident der Konstantinopeler Internationalen Sanitätskommission fungirende, außerordentlich fruchtbare Ahmed-Midhat-Efendi bezeichnet werden kann.

Aus der deutschen Literatur war gar nichts in türkischer Uebersetzung vorhanden, was ja übrigens schon aus äußeren Gründen leicht zu erklären ist. Denn es dürfte kaum jemals einen einzigen Türken gegeben haben und auch wohl bis heute noch nicht geben —, der die deutsche Sprache in so vollkommenem Maße beherrscht; daß er eine derartige Aufgabe zu bewältigen im Stande wäre, während seit jeher zahlreiche Ottomanen des Französischen gleich ihrer Muttersprache mächtig sind. Da ging nun endlich ein junger Schriftsteller, der türkische Militärarzt Dr. Abdullah Djewded, ans Werk, auch einmal etwas von den Schöpfungen deutscher Geistesheroen seinen Landsleuten zu vermitteln. Da er der revolutionären „Jungtürken-Partei" angehörte, so mochte zunächst seinem freiheitssehnenden Herzen kaum ein zweites Werk so nahe liegen wie Schillers „Wilhelm Tell", das Hohelied des Tyrannenmordes. Als er die Uebersetzung vollendet hatte, mußte er sie in Aegypten, insgeheim und auf eigene Kosten, drucken lassen, denn in der Türkei selbst wäre das ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Er würde da schön angekommen sein, wenn er ein so staatsgefährliches Werk der polizeilichen Zensurbehörde, ohne deren Genehmigung keinerlei geistiges Elaborat unter die Presse kommen darf, eingereicht hätte.

Wie gewissenhaft die Zensurbehörde dafür sorgt, daß über irgend welche illoyale That ja keinerlei Kunde sich verbreitet, die die fromme Denkungsart des Publikums vergiften könnte, dafür möge die Zeitungsnachricht über die Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich als Beispiel dienen, für die von besagter Zensur allen türkischen und anderssprachig erscheinenden Tagesblättern des Reiches strikte folgende Fassung vorgeschrieben wurde: „Tod der Kaserin Elisabeth von Oesterreich. In Genf fiel Ihre Majestät auf dem kurzen Wege von ihrem Hotel zur Dampfschiffsstation plötzlich zu Boden, erhob sich jedoch gleich wieder und begab sich, auf den Arm der sie begleitenden Hofdame gestützt, an Bord des Schiffes. Dort verschlimmerte ihr Leiden (Unwohlsein) sich jedoch derart, daß sie auf einer improvisirten Tragbahre ins Hotel zurückgebracht werden mußte, wo sie, trotz schleunigst herbeigeschaffter ärztlicher Hilfe, eine halbe Stunde später ihren Geist aufgab."

Trotz alles Geheimhaltens jedoch wurde die Missethat Abdullah Djewdeds bald ruchbar und ihm der Prozeß gemacht. Das Schicksal des Uebersetzers gestaltete sich demnach ganz ähnlich jenem des Dichters, nur mit dem Unterschiede, daß dieser noch mit knapper Noth am Hohenasperg glücklich vorbeikam, während Djewded in das Untersuchungsgefängniß des Kriegsministeriums gebracht wurde.

Nach monatlangem hochnothpeinlichen Verfahren wurde er endlich mit Belassung seines Dienstgrades nach Tripolis verbannt. Einige Zeit darauf indessen wurde auch hier gegen ihn von Konstantinopel ein neuerliches strafgerichtliches Verfahren angeordnet und Untersuchungshaft über ihn verhängt.

In Folge des Rechtsgefühls und persönlichen Wohlwollens der Mitglieder des Militärgerichtshofes lief die Sache auch diesmal wieder insofern verhältnißmäßig glimpflich für ihn ab, als nach mehrmonatigen Verhandlungen wegen Mangels an Beweisen seine Freilassung verfügt und über dieses Resultat nach Konstantinopel Bericht erstattet wurde.

Indessen mochte Abdullah Djewded diesem Landfrieden denn doch nicht mehr trauen, zumal bereits ein nahe an Verfolgungswahn grenzender Zustand sich seiner bemächtigt hatte, und eines Tages ward er beim Platzkommandanten als Deserteur gemeldet. Er war aus Tripolis verschwunden.

Bald darauf erhielten seine Freunde in Tripolis die Nachricht, daß es ihm gelungen sei, unangefochten Tunis zu erreichen, wo er von den französischen Behör-

---

*) Wir entnehmen diesen Artikel dem interessanten Feuilleton des neuesten Heftes von „Aus fremden Zungen", Zeitschrift für die moderne Erzählungsliteratur des Auslandes (monatlich erscheinen 2 Hefte à 50 Pfg., Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In dieser Zeitschrift wird in Kürze der neue Roman „Auferstehung" von Leo Tolstoj, sowie Emile Zolas allseitig mit Spannung erwarteter Roman „Fruchtbarkeit" in deutscher Uebersetzung zur Veröffentlichung gelangen.

den gastfreundlich auf- und gegen alle weiteren Verfolgungen in Schutz genommen wurde. Von dort begab er sich nach Paris, später nach Genf, wo er zur Zeit bei dem revolutionären Türkenblättchen „Osmanli“ eine Stelle als Redakteur bekleidet.

Egmont Aladin.

Mannigfaltiges.

— Napoleon I. über seine beiden Gemahlinnen. Das psychologische Verhältniß Napoleons I. zu seinen beiden Gemahlinnen ist schon oft der Gegenstand eingehender Betrachtungen gewesen, die beste Quelle aber dafür ist jetzt Napoleon selbst. In dem zweiten Bande seiner eben veröffentlichten Denkwürdigkeiten aus St. Helena gibt General Gourgand aus seinem Munde die folgende Charakteristik des obigen Verhältnisses: „Nach dem 13. Vendémaire benachrichtigte mich Lemarrois, daß der Sohn der Frau v. Beauharnais (Josephine), deren Gatte guillotinirt worden, mich zu sprechen wünschte; er sei ein hübscher Knabe. Ich ließ ihn eintreten. Er sagte mir, daß man seiner Mutter den Degen seines Vaters genommen; sie bäte mich, ihn ihr zurückgeben zu lassen. Ich ging auf seine Bitte ein. Am nächsten Tage schrieb Frau v. Beauharnais sich bei mir ein; einige Tage später kam sie wieder. Darauf sandte ich Lemarrois, um ihr den Besuch zu erwidern, sie empfing ihn sehr freundlich. Er erklärte mir, sie besäße ein Haus, sei sehr schön und liebenswürdig. Darauf ließ ich ihr meine Karte bringen. Bald nachher lud sie mich zum Essen ein. Ich fand bei ihr die bekannten Personen ihrer Umgebung, den Herzog von Nivernois, Madame Tallien, Ellevion; ich glaube sogar, daß Talma da war. Sie behandelte mich wunderbar, gab mir den Platz neben ihr, neckte mich; es war eine liebenswürdige, aber sehr intrigante Frau. Ich lud sie meinerseits zum Essen ein; ich hatte Barras bei mir. Kurzum, die Dinge entwickelten sich so, daß wir uns ineinander verliebten. Barras leistete mir einen Dienst, insofern er mir rieth, sie zu heirathen; er versicherte mir, daß sie sowohl dem alten wie dem neuen Regime angehörte; das würde mir einen Rückhalt geben, ihr Haus sei das beste in Paris, das würde mir den Namen eines Korsen nehmen und mich durch diese Heirath ganz und gar französiren. Hortense (die Tochter Josephines) wollte von dieser Heirath nichts wissen, denn man nannte damals die Generäle Epaulettenträger; aber Eugen wünschte sie, er sah sich schon als meinen Adjutanten. Josephine war damals eine der angenehmsten Frauen, voller Anmuth, aber zugleich Frau in der ganzen Tragweite des Ausdrucks, die Anfangs nur mit „Nein“ antwortete, um Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen; nachher aber sagte sie: „Ja, mein Herr!“ Sie log fast immer, aber in geistvoller Weise. Ich darf wohl sagen, daß sie die Frau war, die ich am meisten geliebt. Sie kannte mich durchaus und hat mir niemals etwas für ihre Kinder abverlangt. Sie bat nie um Geld, aber machte nur Millionen von Schulden. Sie hatte schlechte Zähne, aber sie benahm sich so vorsichtig, daß man das nie bemerkte. Sie war die Frau, die mich nach der Insel Elba begleitet hätte. Marie Luise war die Unschuld selbst, das gerade Gegentheil von ihr: sie log nie. Wäre sie so gut berathen gewesen und hätte sie nicht diesen Schurken von Montebello um sich gehabt und diesen Corvisart, der in der That ein Lump war, und so wäre sie mit mir gegangen; aber man sagte ihr, daß ihre Tante guillotinirt worden und daß überhaupt die Umstände gegen sie gewesen wären. Und dann steckte ihr Vater diesen Taugenichts von Neipperg in ihre Umgebung.“ Zur Vervollständigung dieser Ansicht wäre es jedenfalls wichtig, zu erfahren, was Marie Luise selbst über ihren Gemahl gedacht hat.

Daß ein Ministerpräsident als „Analphabet“ betrachtet wird, dürfte nicht alle Tage vorkommen; dem italienischen Ministerpräsidenten General Pelloux aber ist es letzthin thatsächlich passirt. Der General, der in der Gemeinde Brugnano-Cremaccio, in der Lombardei, Grundbesitz hat, wollte sich daselbst als Kommunal- und Provinzialwähler eintragen lassen. Sein Antrag wurde jedoch von den städtischen Behörden zurückgewiesen, weil der General nicht den Beweis erbracht habe, daß er 21 Jahre alt, im Besitz der bürgerlichen und politischen Ehrenrechte und des Lesens und Schreibens kundig ist.

— Moderne Kunst. „Was soll ich meinen Sohn werden lassen? er ist farbenblind.“ — „Farbenblind? Der Glückliche! Da lassen Sie ihn doch natürlich Maler werden!“

Denksprüche.

Mußt dich selber überwinden
Duldend schweigen; — das nur kräftigt,
Mitleid wähne nicht zu finden,
Jeder ist mit sich selbst beschäftigt.

Bauernfeld.

* * *

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft gebor'ner,
Und, kaum gegrüßt, verlor'ner,
Unwiederholter Augenblick.

Lenau.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 64. **Samstag, den 18. März.** **1899.**

Der Carneval in Paris.

Nach dem Französischen von H. Niessen
64 und M. Romany.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Der Herr Marquis von Mensignac," erwiderte Jottrat ernst, „hat mich schwören lassen, weiter nichts zu sagen, als was ich bereits erzählt habe."

Es war Mittag, und eine herrliche Frühlingssonne leuchtete in die Bibliothek des Palais auf dem Trocadero. Die Galerie, die so vielen schrecklichen Ereignissen als Schauplatz gedient hatte, erhielt unter dieser Beleuchtung ein beinahe freudiges Aussehen. Es schien, als ob das Haus die Trauer ablege, und als ob die Natur die Wiederkehr des Glücks in die alte Residenz der Mensignac feiern wolle.

Um den großen Tisch saßen vier Personen, die sich lebhaft unterhielten. Jeanne, blaß, durch ihre langen Leiden, trug eine schwarze Kleidung, die den eigenthümlichen Charakter ihrer wunderbaren Schönheit noch mehr hervortreten ließ. Engelhafte Güte lag in ihren Augen.

Ihr gegenüber saß Sartilly, vor Freude und Hoffnung strahlend, und betrachtete sie liebevoll. Der Kapitän, der durch seine Ergebenheit beinahe zur Familie zählte, hatte seinen Platz in dieser Versammlung, ohne etwas von der Lustigkeit verloren zu haben, die fortwährend aus seiner Phisignomie strahlte. Die feierliche Miene Herrn Calmets, der in weißer Halsbinde in einem Aktenstück blätterte, erinnerte daran, daß es sich hier um einen der wichtigsten Akte des gesellschaftlichen Lebens handle. Auf dem Tisch ließ ein geöffnetes Kistchen Aktenbündel und Packete vergilbter und zerknitterter Bankbillets erblicken. Man konnte leicht ersehen, daß dieses Vermögen einer zufälligen Zerstörung ausgesetzt gewesen sein mußte, und man konnte sich leicht erklären, warum in der Bai St. Michel die Kiste hatte über Wasser bleiben können. Ihre Gebrechlichkeit selbst hatte sie gerettet, und es schien beinahe, als ob Roger die Ereignisse vorausgesehen hätte. Ein Schatz in Metall wäre auf der Düne verschwunden.

Der Notar war mit dem Inventarisiren dieser Reichthümer zu Ende, die hinreichend waren, die eingeklagte Forderung zu bezahlen und den alten Glanz des Hauses Mensignac, das unterzugehen geschienen hatte, wieder herzustellen. Er las mit seiner eintönigen Stimme des Geschäftsmannes einen Entwurf zu einem Heirathsvertrag, den Sartilly und der Kapitän kaum anhörten. Jeanne allein folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Auseinandersetzungen, die der Zivilbeamte in der wenig verständlichen Gerichtssprache entrollte.

Als Calmet geendet hatte, herrschte einen Augenblick tiefe Stille. Der Kapitän strich seinen Schnurrbart, und Sartilly affektirte eine Ruhe, die sicherlich nicht in seinem Herzen war.

„Ich danke Ihnen, Herr Calmet," sprach endlich das junge Mädchen, „ich danke Ihnen für alle die Mühe, die Sie angewandt haben, aber ich kann diesen Vertrag nicht unterzeichnen."

„Aber, mein Fräulein, ich sehe nicht ein, warum?"

„Verzeihung," erwiderte Jeanne mit fester Stimme, „das ist keine Geschäftssache, und ich will allein die Richterin über die Ehre meines Hauses bleiben."

„Jeanne!" sagte Sartilly mit flehender Stimme.

Ein ausdrucksvoller Blick des jungen Mädchens antwortete ihm.

„Dieses Vermögen, das Sie mir zurückbringen," fuhr sie mit wachsender Energie fort, „dieses Vermögen ist nicht mein. Es gehört meinem Bruder und mein Bruder lebt."

„Nun denn! ja," rief Sartilly, „Roger lebt, ich weiß es, ich erwarte ihn, aber wenn er hier wäre, würde er selbst Ihnen mündlich sagen, was er Ihnen in diesem Briefe schreibt, den Sie gelesen haben; er würde Ihnen sagen, daß er Ihnen dieses Vermögen bestimmt hat; er ist es, der mich beauftragt hat, dasselbe mit Gefahr meines Lebens aufzusuchen; nur um es den Erbfeinden seiner Race zu entziehen, hatte er dasselbe in den Gewölben von Tomblaine begraben, und Sie verweigern die Annahme? Sie weigern sich, dasselbe zu benutzen,

um den Verkauf dieses Hotels, worin Sie Beide geboren sind, zu verhüten?“

Eine tiefe Rührung spiegelte sich in den Zügen des jungen Mädchens, aber sie antwortete, ohne zu zögern:

„Mein Bruder wird mich richten.“

„Und wenn er denn nicht käme,“ wagte Sartilly, einen Zweifel affektirend, den sein Aussehen dementirte.

„Alsdann — —“ antwortete Jeanne, „alsdann werde ich warten.“

„Und Sie würden den Tag unserer Verbindung verzögern?“ erwiderte der Vicomte, dem die Thränen in den Augen standen. „Sie würden sich entschließen, in dem Kloster zu leben, das Sie sich erwählt haben, fern von Denen, die Sie lieben, ferne von mir?“

„Ich werde vielleicht darüber sterben, aber ich werde es thun,“ sagte das junge Mädchen, mit einer Mischung von Entschlossenheit und zurückgehaltener Zärtlichkeit.

„Nein, Jeanne, Sie werden nicht sterben,“ sprach eine sanfte und tiefe Stimme aus dem Hintergrunde der Bibliothek.

Die beiden Freunde fuhren wie von einer Feder geschnellt in die Höhe, und Jeanne legte die Hand auf die Brust, um das Klopfen ihres Herzens zurückzuhalten.

Ein Mann trat langsam aus der Tiefe der Galerie. Das Licht, das durch das Mittelfenster fiel, beleuchtete bald seine hohe Gestalt und sein blasses Gesicht. Ein Name entschlüpfte den Lippen eines jeden der Anwesenden:

„Roger!“

Er war es, der Erbe der Mensignac, der Gefangene aus den Katakomben, durch Leiden abgemagert, aber strahlend vor Glück und Hoffnung.

Es gibt Szenen, die sich nicht beschreiben lassen. Jeanne und Roger blieben lange in einer geschwisterlichen Umarmung, während Sartilly, toll vor Freude, die Hand drückte, die sein Freund ihm reichte.

Der Kapitän fluchte zwischen den Zähnen, wenn die Rührung ihn überkommen wollte, und der Notar wischte sich, seine männliche Würde nicht achtend, eine Thräne aus den Augen.

Einen Monat später, an einem jener wonnigen Maimorgen, heirathete der Vicomte von Sartilly in der Kirche Saint-Philippe du Roule Jeanne von Mensignac.

Der Kapitän, in seiner glänzendsten Uniform, erfüllte herrlich seine Funktion als Zeuge der Verheiratheten. Sein gutes Aussehen und seine elegante Gestalt fielen allgemein auf, aber alle Blicke richteten sich doch auf den Marquis Roger.

Ein unbestimmtes Gerücht seiner geheimnißvollen Abenteuer hatte sich in der eleganten Welt verbreitet, und mehr als eine große Dame dachte an diesem Tag an den vollkommenen Kavalier, den man ganz leise den Verschwundenen nannte.

In dem dunkelsten Winkel der Kirche weinte ein einfach gekleideter Mann heiße Thränen. Es war Jottrat.

Vor Schluß des Jahres, das auf die Heirath folgte, hatte er sein Amt auf der Polizeipräfektur niedergelegt und es verging selten ein Donnerstag, an welchem er nicht bei der Vicomtesse von Sartilly zum Diner erschien.

Es war dies der Tag der Intimen.

Jagderlebnisse in Spitzbergen.

Die deutsche Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen hielt am vorigen Samstag am Kaiserhof in Berlin ihre dritte diesjährige Winter-Versammlung ab. Der angekündigte Vortrag des Jagdjunker von Stralendorff: „Jagderlebnisse in Spitzbergen“ hatte eine zahlreiche Zuhörerschaft herbeigezogen.

Der Vortragende war, wie wir einem Berichte der „Post“ entnehmen, Theilnehmer einer Expedition zum Zweck zoologischer und geographischer Forschungen gewesen, die sich außerdem auch um die Aufsuchung von Spuren der André'schen Ballonfahrt bemühte. Die Gesellschaft hatte den Dampfer „Helgoland“ der Oldenburgischen Hochseefischerei-Gesellschaft gechartert, der nothdürftig den Zwecken des Unternehmens angepaßt worden war. Die Jagdfahrt erstreckte sich auf nahezu sechs Monate.

Am 26. Mai 1898 ging der Dampfer von Bremerhaven aus in See, über Trumsö, Hammerfest nach Spitzbergen. Die ersten jagdbaren Thiere des Polarkreises, die man fand, waren Walfische. Die Jagd bietet heute wenig Interessantes mehr. Die Walfischfänger bedienen sich eines kleinen Dampfers, in dessen Spitze eine Harpunen-Kanone mit Bolzengeschoß sich befindet. Dieses ist mit einer Leine versehen und hat Widerhaken, die sich im Thier festschließen. Mit der Leine wird es dann an den Dampfer herangezogen und hier abgethan. Der große Grönländische Wal ist längst ausgestorben, es giebt nur noch eine kleinere Art, von der jährlich 6—800 Stück gefangen werden. Auf dem nördlichen Kurs berührt man zuerst die Bäreninsel, die eine großartige Vogelkolonie bildet. Man macht sich keinen Begriff von der Menge der Thiere. Auch Polarfüchse kommen hier schon vor.

In der Nähe von Spitzbergen begegnete man dem ersten Treibeis, ein Anblick von kaum beschreiblicher

Großartigkeit. Der in Norwegen angenommene Eislootse führte das Schiff glücklich durch die Eisberge. Große Aufregung entstand unter der Gesellschaft, als ein Matrose die ersten Eisbären auf dem Treibeis entdeckte. Die ersten Exemplare wurden hier geschossen.

Die Jagd ist wenig gefährlich, ein einziges Mal ist ein Herr durch den Schlag des Eisbären mit der Pranke verwundet worden. Die weiblichen Bären haben ihre Jungen bei sich, die zwei Jahre lang bei der Mutter bleiben. Oft sah man sie auf dieser sitzen, wenn die Bärin sich durch Schwimmen retten wollte. Als Schußwaffe führten die Herren meist die 8 mm Büchse mit Halbmantelgeschossen, es genügten zwei bis drei gutsitzende Geschosse, um den Bären zu tödten. Die Expreßbüchse, welche größeres Kaliber hat, erfordert bis acht Schuß.

Man zieht den erlegten Bären ab, vom Fell wird das Fett abgekratzt und geschmolzen; das Fell selber wird an einer Leine hinter dem Schiff nachgezogen und durch das Seewasser präparirt. Mehrmals wurden junge Bären gefangen, wozu man sich einer Tauschlinge bedient; vier junge Bären hat die Expedition mitgebracht.

Um Spitzbergen herum wollte man erst den östlichen Kurs nehmen, doch stand hier das Eis noch fest. Man ging dann im Westen herum und passirte die Däneninsel, von wo Andrée aufgestiegen ist, dann die Roßinsel, wo er eine Station gehabt hat. Weiter nahm man den Kurs nach Norden, bis man beim 82. Grad das feste Polareis erreichte, das sich bis zum Norpol erstreckt.

Dann kehrte man wieder zurück und nachdem man in der Adventsbay von Spitzbergen Kohlen eingenommen hatte, ging man nach Osten zur Lena-Insel. Hier wurden in der Zeit vom 24. Juli bis 1. August allein 32 Eisbären erlegt.

Die Rennthiere kommen auf Spitzbergen wild vor, sie sind aber gar nicht furchtsam und gehen in ihrer Neugierde an den Menschen heran. Es wurden im Ganzen 54 erlegt. Man begreift kaum, wie das Thier in dem Schnee seine Nahrung findet. Robben konnte man haben, wie das tägliche Brod, mit Wallrossen hatte man kein Glück, sie sind jetzt sehr selten zu haben. Von Vögeln fand man besonders die Grau- und die Ringelgans, die Roth- und die Elfenbeinmöve.

Die Absicht, später nach Nowaja Semlja zu gehen, wurde durch die Herbststürme vereitelt. Man fuhr dann ins Weiße Meer und nach Archangel, von wo die meisten den Landweg nach Hause nahmen. Eine große Zahl vom Maler und Prof. Friese an Ort und Stelle ausgeführter Skizzen und Oelbilder in prachtvoller künstlerischer Wirkung, welche die großartige Natur und die Eigenthümlichkeit der Thierwelt wiedergeben, war ausgestellt und erhöhte das Interesse für den fesselnden Vortrag.

Mannigfaltiges.

— Die gute alte Königin von Spanien, wie die jederzeit muntere Isabella von Kastilien von ihren „lieben" Parisern genannt wird, hat seit kurzem ihre wöchentlichen Empfangsabende im Seinebabel wieder aufgenommen. Bei diesen kleinen Gesellschaften, die in einem Diner und einem darauf folgenden Concert bestehen, geht es immer recht prächtig, wenn auch nicht besonders vornehm zu. An dem Diner nehmen meist nur zwölf Personen theil, und zu diesen Auserwählten zu gehören, ist zwar eine große Ehre, aber gerade kein ungetrübtes Vergnügen, denn die Gäste befinden sich jedesmal in der Zwangslage, ein echt spanisches Gericht hinunter zu würgen. Für den Ausländer giebt es nämlich kaum etwas Schlimmeres als die spanische Küche. Königin Isabella aber hegt eine große Vorliebe für die Kochkunst des Landes, auf dessen Thron sie einst gesessen, und um ihre speziellen Lieblingsgerichte nicht entbehren zu müssen, hat sie eine alte spanische Köchin mitgebracht, deren einzige Pflicht es ist, die erwähnte Schüssel zu dem wöchentlichen Diner zuzubereiten und ihrer erlauchten Herrin an jedem Freitag die „Aioli" zu serviren. Dies ist eine sehr pikante Mayonnaise, die so stark mit andalusischem Knoblauch gewürzt ist, daß „la bonne reine" aus anerkennenswerther Rücksicht für ihre Mitmenschen diesen Tag in stiller Zurückgezogenheit in ihren Privatgemächern verbringt und auch zu ihren Kammerjungfern nur spricht, indem sie sich ein parfümirtes Taschentuch vor den Mund hält. Die im Palast Isabellas stattfindenden kleinen Concerte betrachtet man allgemein als letzte Zuflucht für verkannte Tenoristen und kaltgesetzte Sopranistinnen, die nur zu froh sind, wenn sie sagen können, „Hofsänger" respektive „Hofsängerinnen" der Königin von Spanien zu sein. Mit Vergnügen geben sie ihre höchsten Töne zu einem verhältnißmäßig geringen Preise zum Besten. Doch wenn die Musik bei diesen Soirén auch nur billig und mangelhaft ist, so kann man dasselbe nicht von den zur Schau getragenen Toiletten behaupten, die im Gegentheil sehr kostbar sind. Die Königin selbst geht stets mit gutem Beispiel voran; sie erscheint aber nur zu oft in Prachtgewändern, die eben mehr auffallend als geschmackvoll bezeichnet werden müssen. Ihre Lieblingsfarbe ist königsblau, jene leuchtende Schattirung, von der man sagt, daß sie ihren Namen nach den tiefblauen Augen König

Ludwigs XV. erhalten habe. Isabella besitzt einen recht werthvollen Schatz alter schöner Spitzen, mit denen auch jede ihrer Roben reich verziert ist. Das ganze Ensemble der spanischen Exherrscherin — die rothgoldene Perrücke und das heftige Inkarnat des Gesichts mit den unruhig flackernden schwarzen Augen einbegriffen, ist jedenfalls sehr wirkungsvoll, obwohl es nicht ganz das ist, was die modernen Pariser Maler unter einem „effet fondu“ verstehen würden. Während ihres letzten Aufenthaltes in Paris hatte die Exkaiserin Eugenie eine Einladung in das „Palais de Castille“ acceptirt, von dessen Herrin sie überaus herzlich empfangen wurde. Der zwischen diesen beiden einstigen Herrscherinnen bestehende Kontrast kam bei der letzten Begegnung mehr als je zur Geltung. In stumpfes Grau gekleidet, das einst so wunderschöne Antlitz bleich, mager und von tief melancholischem Ausdruck beschattet, so saß die gebrechliche Gestalt der vormals so stolzen gefeierten Franzosenkaiserin der stattlichen, fröhlich dreinschauenden Isabella gegenüber, die mindestens um 10 Jahre jünger aussieht, trotzdem sie in Wahrheit die ältere ist.

— Amerikanische Studentenfehde. Die Mitglieder der Senior- und Junior-Klassen des Pennsylvania-Dental College in Philadelphia befinden sich auf dem Kriegspfade, und bereits hat zwischen denselben eine Schlacht stattgefunden, in der von den streitenden Parteien mit wechselndem Glück gekämpft wurde. Der Ausbruch der Feindseligkeiten erfolgte, als die Seniors ihre Klassen-Standarte quer über Clinton-Straße hißten. Das ist nach dem Kodex der amerikanischen Studiosi mit der Ausgrabung des Kriegsbeiles gleichbedeutend, da keine der Klassen der anderen eine Entfaltung ihrer Embleme gestattet. Die Kunde von dieser Kriegserklärung verbreitete sich unter den Juniors mit Schnelligkeit. Sie hielten einen Kriegsrath ab und betrauten aus ihrer Mitte die Muthigsten mit dem Einholen der Flagge. Während die Flaggenwächter der Seniors ihre Körper stärkten, eilten die auserlesenen Juniors auf das Dach des College-Gebäudes und holten die feindliche Flagge ein, an deren Stelle sie ihre eigene aufzogen, worauf sie die Flaggenleine abschnitten, so daß die Flagge nicht mehr eingeholt werden konnte. Nach diesem Erfolg veranstalteten die Juniors auf der Straße einen Kriegstanz und stießen ein richtiges Indianergeheul aus, so daß die Feinde bald aufgeschreckt wurden. Diese machten, nachdem sie wahrgenommen, daß die Flaggenleine abgeschnitten war, wuthentbrannt einen Angriff auf ihre Gegner, die trotz aller Gegenwehr zurückgeworfen wurden. Nunmehr wurde eine Schnur über die Flagge geworfen und ein mit Alkohol getränkter Schwamm entzündet und zu der Flagge hinaufgezogen, die unter dem Triumph- und Wuthgeheul der beiden Parteien von den Flammen verzehrt wurde. Die Herren Studenten scheinen viel freie Zeit zu haben!

— Der Selbstmordwind. Eine sehr merkwürdige Mittheilung, die wir mit Vorbehalt wiedergeben wollen, bringt der in New-York erscheinende „Medical Record“. Danach gibt es in Brasilien und in noch anderen Theilen von Südamerika einen eigenartigen Wind, den die Eingeborenen als „Selbstmordwind“ bezeichnen und seiner Wirkung wegen im höchsten Grade fürchten. Dies soll durchaus nicht auf Aberglauben beruhen, sondern der Wind bringt angeblich einen eigenthümlichen Zustand der Atmosphäre mit sich, der die Menschen zum Wahnsinn treibt, so daß während der Zeit seiner Herrschaft die Selbstmorde geradezu epidemisch auftreten. Die Witterung wird beschrieben als eine milde, feucht-warme Luft, die sich schwer zur Erde herniederzusenken scheint. Amerikanische Statistiker haben schon früher den Nachweis führen wollen, daß Selbstmorde und andere Verbrechen in einem engen Zusammenhange mit der Witterung stehen. Die europäischen Gelehrten haben solchen Feststellungen bisher freilich nicht viel Beachtung geschenkt. Vielleicht gehört auch der Selbstmordwind Südamerikas nur in den Bereich der Phantasie.

— Scherzfrage: Welches weiße Säugethier sieht hinten gerade so viel wie vorn? Ein blinder Schimmel.

— Genialer Vorschlag. Verbrecher: „Wissen's was, Herr Doktor, wir zwei sollten uns associiren, ich stehl' und Sie vertheidigen!“

Durch!

Sturm und Regen
Soll mir den Weg nicht verlegen,
Soll mir nicht hemmen die Sohle —
Durch! sei meine Parole.

Kann doch der Sonne Licht
Immer mit Wonne nicht
Erdenwärts schauen!
Starkes Vertrauen
Auf die Kraft, die dir selber zu eigen,
Mußt du zeigen,
Wenn dich die Nebel umbrauen!

Keck voran!
Und magst du auch irren,
Wer wagen kann,
Ist der rechte Mann.
Ihm wird zum Wohle
Sich Alles entwirren —
Durch! sei meine Parole.

Zoozmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 65. Montag, den 20. März. 1899.

Der Genius im Schnee.

Von *** ***

(Nachdruck verboten.)

I.

Herr Bernhard Hippius, Maler und Zeichenlehrer an der städtischen Realschule, war ein ehrgeiziger Mann. Obgleich seine Kunst ihm hartnäckig Gegenliebe verweigerte, so daß er trotz heißem Mühen nichts Gescheidtes zu Wege brachte, hing er mit jugendlichem Enthusiasmus an ihr.

Ihr galt seine ganze Liebe, nie war er einem Weibe näher getreten, hatte nie dem Gedanken Raum gegeben, zu heirathen.

Ueber die Sechzig hinaus, betrachtete er es noch immer als den Hauptgedanken seines Lebens, einen günstigen Moment zu erspähen, um die störrische Geliebte schmeichelnd zu zwingen, daß sie ihm zur Vollbringung eines bedeutenden Werkes ihre Gunst erweise. Historisch sollte der Stoff sein, gleichviel aus welcher Epoche, und die Aufführung in einem Stil gehalten . . . in einem ganz eigenartigen Stil, der mit der Größe und Originalität des Gegenstandes sich deckt. Die Gelegenheit wird kommen, sagte er sich immer wieder, und wenn ich dann in's Grab steige, weiß die Welt: hier ruht Einer, der nicht umsonst gelebt.

Dieses Warten auf die große That war seine Marotte und beherrschte ihn dergestalt, zerwühlte so konsequent sein Denken und Thun, daß sie ihm recht eigentlich sein ganzes Leben verdarb, an seiner frohsinnigen Natur so lange nestelte und zerrte, bis er nahe daran war, ein alter Griesgram zu werden; wie gesagt, nahe daran war er, denn ganz so weit kam es nie mit ihm, weil eben Keiner aus seiner Haut heraus kann, weil ein Charakter sich nicht umtauscht: die alte Harmlosigkeit brach immer wieder durch, gegen seinen Willen sogar, was aber nur zur Folge hatte, daß er sein Gleichgewicht verlor und sich selbst nicht mehr verstand.

Andere Leute verstanden ihn auch nicht, sie konnten nicht begreifen, wie ein Mann von so gesetzten Jahren heut wie ein Murrkopf blicke, als sinne er auf allerhand Schlechtigkeit zu Schaden und Schanden seiner Mitbürger, und morgen harmlos lache, sich gehabe wie ein Kind und gütig und gesellig sei. Er galt als übergeschnappt, was er keineswegs war. Gleich hatten's die Schulkinder heraus, daß es bei dem Herrn Hippius nicht richtig stehe, und wagten viel auf seine Gutmüthigkeit hin.

Sie kamen aber selbst dabei zu kurz — statt fleißig zu sein, trieben sie Allotria und lernten wenig oder nichts. Herr Hippius, der das nicht ändern konnte, hüllte sich in seine Marotte, wie ein Frierender in seinen Mantel, und ging seine eigenen Wege, das heißt er kaufte allerlei Kram zusammen, wie es sich nach seiner Meinung für einen Künstler schickte, und fragte nicht danach, ob seine Schulden dabei wuchsen. Sein Raritätenkabinet, an dem er der unbezahlten Rechnungen und Mahnbriefe halber im Grunde wenig Freude hatte, war nur ein Kind seiner Marotte; lieber hätte er sich einen Zahn ausziehen lassen, als auch nur ein Stück herzugeben, trotzdem er sich sagen mußte, jeden Augenblick laufe er Gefahr, durch Pfändung das Ganze zu verlieren.

Es war ein kalter Januarsonntag. Die Fenster, mit Eisblumen verschlagen, ließen ein dämmerndes Licht in die große Stube bei Herrn Hippius, die zugleich sein Atelier war. Obwohl er die Ansicht hegte, er müsse heut schaffen und das würde ihn seinem Ziele näher bringen, hatte er die Hände ruhig im Schooß. Die Dämmerbeleuchtung machte es ihm unmöglich, zu arbeiten.

So saß er denn in seinem Lehnstuhl und sah mit einer Art Inbrunst auf all die Raritäten, unter denen sich einige Kostbarkeiten befanden, Statuen wie Bilder, Werke alter Meister, an denen seine forschenden Augen immer neue Schönheiten fanden. Wie der bleiche Schein Farbe, Marmor und dunkle Bronze überwob, war ihm zu Muth, als pulsire in all diesen Schöpfungen ein wirkliches Leben, als redeten aus ihnen, liebevoll zu ihm sich neigend, die todten Schöpfer.

Diese Todten haben gelebt, jubelten in Freude, bangten im Leid, wie es Menschenlos ist, über das sie

sich erhoben durch ihre Kunst, die von ihnen zeugt, wenn sie auch längst zur Ruhe gegangen. Nachgestrebt habe ich den Erwählten mein ganzes Leben — das Schicksal stemmte sich mir entgegen — wenn aber auch spät, ich werde siegen.

Eine verklärte Ueberzeugung durchdrang Herrn Hippius, seiner Lebensidee fühlte er sich so nahe wie noch nie und es war ihm zu Muth, als müsse aus dem nebelhaften Schein, der im Zimmer waltete, etwas Ueberirdisches steigen, ihn mit befruchtenden Gedanken begnaden.

Wie er so dasaß, seinem Sinnen hingegeben, öffnete sich geräuschvoll die Thür — und seine Ideale waren zersprengt.

Der, welcher plump eintrat und ihn mit der ungezogenen Vertraulichkeit eines Menschen begrüßte, der gewohnt ist, von oben herab zu sprechen, war in der That der Mann, dessen Nähe zarteres Empfinden verscheuchen mußte — Herr Peter Huddelchen, Ochsenmetzger seines Zeichens, Mitglied des Gemeindekollegiums, Einer der Reichsten der Stadt, der sich einbildete, durch seinen Besuch erweise er Herrn Hippius Gnade und Ehre.

Herr Hippius, der gegen den feisten Gemeinderath mit den dicken rothen Backen und den stieren Augen, die aussahen, als säßen sie nicht fest und könnten jeden Augenblick herausfallen, stets eine Abneigung empfunden hatte, konnte einen Seufzer nicht unterdrücken und stammelte ängstlich die Frage, womit er dienen könne.

Herablassend nickte Herr Hudelchen, warf sich schwer auf einen Stuhl und machte eine befehlende Geberde, welche bedeutete, Herr Hippius möge auch Platz nehmen. Es war ein sehr merkwürdiger Stuhl, einzig in seiner Art, eine der wenigen baar erworbenen Kostbarkeiten, nach beglaubigten Zeugnissen bereits ein altes Stück zur Zeit des Bauernkrieges; lange Zeit war er in Rothenburg ob der Tauber gestanden und Tilly, als er die Stadt drangsalirte und hohem Rath ein Exempel zu statuiren beschloß, hatte, um einen Ausdruck des Besitzers zu gebrauchen, auf diesem Könige der Stühle gesessen — nur Könige, Künstler, Poeten und dergleichen Erleuchtete hätten auf ihm sitzen sollen. Und nun drückte ihn dieser maßige Mensch, der gar keinen Begriff davon hatte, dem auch das Verständniß für so Hohes abging, daß er auf historischem Boden saß.

Der Sitz, den Herr Huddelchen jetzt so verständnißlos verdunkelte, stellte die berühmte Paradiesszene dar, als Eva ihren Adam verleitet, in den Apfel zu beißen; am Fuße des Baumes ringelt sich die Schlange. Dieser Ochsenmetzger zerquetscht meine Paradiesäpfel, rief wüthend Herr Hippius still in sich hinein . . . o möchte die Schlange ihn in sein anmaßliches Sitzfleisch stechen! Von Arabesken umklammert, zeigte die hohe Lehne zwei Schilder, Sündfluthszenen: während die Wogen peitschen, steigen Noah und die Seinen, Menschenkind und Vieh, in die Arche; auf dem zweiten Schilde geht der Auszug vor sich. Mögen die steigenden Wasser den Ochsenmetzger ertränken!" wimmerte der Groll im Herzen des kunstliebenden Mannes. Was aber seine Seele zerriß, was er hätte ausschreien mögen, behielt er still für sich — einen Gast mit solchen Fäusten darf man bei Leibe nicht reizen — seine Augen logen sogar Freundlichkeit und Demuth, während er bescheiden auf einem der gewöhnlichen Stühle Platz nahm.

„Sie wohnen hier gar nicht so übel unter all dem Zeug da," ließ wohlwollend Herr Huddelchen sich vernehmen, indem er sich fest an die hohe Stuhllehne drückte.

Noah's Nase drückt der Kerl ein, wimmerte es in Herrn Hippius — diese herrliche Nase, das Kunstwerk im Kunstwerk, welche der Jahrhunderte Stürme überdauert . . ."

„Zwar mein Geschmack ist das nicht," fuhr Herr Huddelchen fort, „aber 's ist gar nicht so übel. Ahnt Ihnen, mein bester Herr Hippius, weßhalb ich zu Ihnen komme?" fragte er plötzlich und blickte den Gastfreund mit einer Miene an, von der er sich einen großartigen Eindruck versprach.

Gutes könne es nicht sein," sagte sich Herr Hippius. Vielleicht kommt er im Auftrag eines ungeduldigen Gläubigers — von Paradies und Sündfluth hat er ja schon Besitz genommen. Er war so überrascht, daß er gar nichts zu antworten wußte, und schüttelte nur den Kopf.

„In wichtiger Angelegenheit komme ich zu Ihnen, mein Lieber, im Namen hoher städtischer Behörden . . ."

Herr Hippius, der nicht anders meinte, als daß Magistrat und Gemeindekollegium, von den Gläubigern angestachelt, sich gegen ihn verschworen, sprang entsetzt auf, setzte sich aber gleich wieder, als Herr Huddelchen die befehlend bezeichnende Handbewegung machte.

„Wissen Sie denn nicht, mein bester Herr Hippius, daß heute über zwei Monate unser Erbprinz sich vermählt?"

„Ich hörte davon. Was aber . . . bei all' meiner Verehrung für hohe Potentaten . . . geht das mich an?"

„Entsinnen Sie sich all' der Gnadenbeweise des erlauchten Bräutigams für unsere Stadt?"

„Schon möglich . . . obgleich ich nie etwas davon hörte . . . aber was . . . bei aller schuldigen Ehrfurcht . . . geht das mich an?"

„Hohe städtische Kollegien beschlossen heut in gemeinschaftlicher Sitzung, ihren allerunterthänigsten Dank in einer bunten Adresse geziemend auszudrücken."

„Bunte Adresse?" forschte Herr Hippius. Ihm dämmerte, in welcher Beziehung er zu der bunten Adresse stehen möge, und seine Brust hob sich stolz.

„Wir lassen uns nicht lumpen," schrie Herr Huddelchen, wobei die Sündfluth einen mächtigen Anprall aushalten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Knabe auf der „Walze".

Ueber die Wanderfahrten eines dreizehnjährigen Abeteurers berichtet die in Sarajevo erscheinende „Bosnische Post": Seit etwa zehn Tagen befindet sich in der Obhut der hiesigen Polizei ein kleines Bürschchen, das auf ganz merkwürdige Weise nach Sarajevo gekommen ist. Der Knabe heißt Gustav Schmidt und ist dreizehn Jahre alt; im April vorigen Jahres verließ er seinen Heimathsort Maiwaldau nächst Hirschberg in Preußisch-Schlesien und irrt seitdem ununterbrochen in der Welt umher. Er hat die österreichisch-ungarische Monarchie nach allen Richtungen „bereist" und kam nach Italien, der Schweiz und Frankreich — wiederholt wurde er aufgegriffen, um in seine Heimath zurückgeschickt zu werden, allein er brannte stets wieder durch und nahm seine Irrfahrten von neuem auf.

Gustav Schmidt ist ein für sein Alter kleiner blonder Knabe von geradezu staunenswerther Intelligenz. Mit der größten Zungenfertigkeit erzählt er von seinen Reisen — er hat sich die Namen der kleinsten italienischen und französischen Orte, die er berührte, gemerkt, und wenn man ihm dann den Atlas hinlegt, so gleitet der Kinderfinger mit nie fehlender Sicherheit über die Karte, die Touren anzeigend, die er gemacht hat. Er sei, erzählt der Knabe, vom Hause fortgelaufen, weil er von seiner Stiefmutter unaufhörlich mißhandelt worden sei; der Vater, ein Buch- und Bilderhändler, sei häufig auf Reisen und habe ihn gegen den Zorn der Stiefmutter nicht schützen können. Als er im April Maiwaldau verließ, wandte er sich vorerst nach Böhmen, allein schon in Boskowitz passirte ihm das erste Abenteuer. „Da haben sie mich das erste Mal eingesperrt," meinte er. Am nächsten Tage wurde er aber wieder fortgelassen. Er kam nach Brünn und Znaim und schließlich nach Wien, wo er sich aber nicht aufzuhalten wagte, da er sich von der Wiener Polizei, die ihn wohl sogleich „zusammengepackt" hätte, fürchtete. Er wandte sich dann nach Ungarn, erreichte über Raab Budapest, kam dann nach Kalocsa, Esseg, Agram, Karlstadt, Fiume und Triest und schließlich nach Görz, wo er wieder einmal von der Polizei — es war ihm dies unterdessen schon sehr oft passirt — aufgefaßt wurde. Er blieb in Görz mehrere Tage und machte sich dadurch nützlich, daß er in der Amtskanzlei Akten abschrieb. Als man ihn in Görz freiließ, beschloß er, sich nach Italien zu wenden; „ich dachte," meinte er, „für den Winter, von dem ich ja nicht wußte, was er mir bringen würde, eine warme Gegend aufzusuchen."

Ueber Udine und Venedig erreichte er im Juli vorigen Jahres Padua, wo seine Reise eine längere Unterbrechung erfuhr. In Padua wurde er nämlich von den Behörden in einem Waisenhause untergebracht; gleichzeitig wurde seine Heimathsgemeinde von der Auffindung des kleinen Flüchtlings verständigt. Gustav Schmidt blieb bis zum Oktober in dem Waisenhause, lernte italienisch und führte sich ganz brav auf, als aber schließlich die Antwort aus Maiwaldau eintraf und er dorthin zurückbefördert werden sollte, ging er aus der Anstalt durch. Mit ihm flohen drei andere Knaben; die gemeinsame Reise dauerte nicht lange, weil die Flüchtlinge sich nicht vertrugen, und allein wanderte Gustav Schmidt wieder über Venedig und Udine im Zickzack nach Feltre, Belluno und Trient und von dort in die Schweiz, wo er sich in Bellinzona, Locarno, Canobbio, Pallanza und Varallo aufhielt. Zu Ende November kam er über den kleinen Sankt Bernhard nach Chambéry, wo sich die Behörden wieder ernstlich mit ihm befaßten. Da er erzählte, er komme aus dem Institute in Padua, wurde er dem italienischen Konsulat überstellt, später jedoch dem deutschen Konsulat. Mittelst Schubpasses wurde er nach Udine abgesandt, wo er aber sofort wieder durchging, da er durchaus nicht in die Heimath zurückkehren wollte. Er kam wieder nach Triest und kurze Zeit darauf nach Fiume.

Nun wollte er nach Dalmatien gehen, da er dort die Kenntnisse der italienischen Sprache verwerthen wollte. Auf dem Wege überlegte er sich die Sache und überschritt die bosnische Grenze. Zuerst hielt er sich in Banjaluka auf, kam dann nach Jajce, weiter mit einem Leutnant, der ihn auf seinem Wagen mitnahm, nach Bugojno, wo ihm der dortige Hotelier Herr Grof vierzehn Tage lang Kost und Quartier gab. Von Bugojno wurde er vom Bezirksvorsteher Zaharics nach Sarajevo gesandt und dem hiesigen deutschen Konsulat vorgestellt; als der Knabe aber sah, daß man ihn nachhause schicken würde, verließ er nach einem Aufenthalte von einigen Tagen Sarajevo und schlug die Straße über Pale ein. Hier wurde er von einem Militärtransport nach Goražda mitgenommen, wo er am 20. Januar anlangte.

Der Hotelier Olehla gab ihm Unterkunft, dann aber wurde er im Auftrage des Kreiskommissärs Lukatella durch die Gendarmerie nach Sarajevo zurückgeschickt. Die hiesige Polizei übernahm ihn und Polizeikommissär Baron Schweiger hat ihn einstweilen zu dem Rottenführer Engländer in Kost und Quartier gegeben. Der Knabe hat hier bis jetzt keinen Anlaß zum Tadel gegeben, bleibt ruhig zuhause und macht keine Anstalten, wieder fortzulaufen.

Mannigfaltiges.

Ein Kinderbüchlein von Adolf Menzel aus dem Jahre 1836 ist dem „B. L.-A." zufolge dieser Tage auf einer Auktion bei Amsler und Ruthardt vom Königlichen Kupferstichkabinet in Dresden für den kolossalen Preis von 805 M., das ist mit Spesen, Provision rc. für rund 900 M. angekauft worden! Dieser Fall steht auf dem deutschen Büchermarkt ohne Beispiel da! Noch nie hat ein so kleines Illustrationswerk eines lebenden Meisters einen solchen Kaufwerth erreicht. Das außerordentlich seltene, ganz dünne Heftchen hat den Titel „Der kleine Gesellschafter für freundliche Knaben und Mädchen von 5—10 Jahren. Von Emilie Feige. Berlin 1836. Verlag von George Gropius", und besteht aus nicht mehr als 30 bedruckten Seiten in Duodez-Format! Auf jeder dieser Seiten befindet sich ein 12zeiliges Kindergedichtchen von Emilie Feige und darüber jedesmal ein Bildchen von Menzel, mit der Feder auf Stein gezeichnet. Der 21jährige Künstler hat seine Kompositionen hier ganz der harmlos-heiteren Welt seiner kleinen Leser angepaßt. „Kind und Kuh", „Kind und Karpfen", „Gans und Kinder", so lauten die Ueberschriften dieser zierlichen Darstellungen. Besonders hübsch sind die Szenen „Kind und Krüppel", dann „Kind und Christwonnen", wo sich die Kleinen vor dem brennenden Weihnachtsbaum in freudiger Dankbarkeit an den Vater drängen, und die einzige mehr bewegte Schilderung „Die Bärenführer-Gesellschaft", wo in wenigen Figuren ein lebendiges Jahrmarktstreiben angedeutet ist, während die Verse darunter mit den Zeilen beginnen: „Trommeln und Pfeifen, Kinder kommt her; „Seht, hier tanzt ja der Zottelbär." Freilich, so ganz und gar gelang es dem jungen Künstler, dem schon damals der Schalk im Nacken saß nnd die Lust zu geistreichen Scherzen die Feder führte, doch nicht, der absolut naiven Treuherzigkeit Ludwig Richters, dessen Kinderzeichnungen ihm hier offenbar vorschwebten, zu folgen. Ein feines Lächeln ist ihm schon damals nicht fremd, und es ist sehr bezeichnend für den jungen Menzel, daß er es sich nicht versagen konnte, hie und da einem der putzigen kleinen Buben einen Hemdenzipfel aus dem Höschen herausgucken zu lassen! Das hätte Ludwig Richter niemals gethan. Das königl. Kupferstichkabinet des Dresdener Museums besitzt die Zeichnungen auch in einzelnen, nur auf einer Seite bedruckten Blättern. — Das große dreibändige Werk Menzels, „Die Armee Friedrichs des Großen" ist auf derselben Auktion für 7500 M. verkauft worden.

— Hypermodern. Präsident, der vor Kurzem in die Hauptstadt versetzt wurde und eine große Gesellschaft gibt zum ehemaligen Diener seines Vorgängers: „Die Gäste zu plaziren, muß ich Ihnen überlassen, Jean; Sie sind mit den hiesigen Verhältnissen ja genau bekannt! . . . Merken Sie vor Allem darauf, daß Sie die geschiedenen Eheleute nicht nebeneinander bringen!"

Denkspruch.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt,
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

Sie starben, doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß.

Indessen du dich herzlich
In Lebenslust versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer du gedenkst!

Sie nahen dir in Lieb,
Allein du fühlst es nicht;
Sie schau'n dich an so trübe,
Du aber siehst es nicht.

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie herüber drang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins sie gar zu sehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

Theodor Storm.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 66. Dienstag, den 21. März. 1899.

Der Genius im Schnee.

Von *** ***

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick dachte aber Herr Hippius nicht an die steigenden Wasser und das Kunstwerk im Kunstwerk, so ganz unbändig interessirte ihn, was die Väter der Stadt beschlossen. Die Adresse — und der Besuch des Gemeinderathes in seinem Atelier — da konnte ja ein Zweifel gar nicht aufkommen: die Herren kamen vor die rechte Schmiede. Nicht lumpen lassen! Auch das klang nicht übel. Ein Künstler seiner Art kann eben nicht abgelohnt werden wie ein Fuhrknecht.

„Was meinen Sie dazu, mein werther Herr Hippius?" rief Herr Huddelchen ein wenig leiser und klatschte mit herablassend derber Freundlichkeit Herrn Hippius auf die Kniee.

Herr Hippius, der zarte Kniee hatte, hätte aufschreien mögen, verbiß jedoch angesichts der glorreichen Situation seinen Schmerz.

„Wundervolle Idee!" stotterte er und rieb seine Kniee.

„Finden Sie nicht, bester Herr Hippius, sechshundert Mark ein bischen viel für den, den nämlich hohe Collegien mit dieser Aufgabe betrauen? Manchem Ochsen muß ich zu Leibe gehen, was doch ein schwereres Stück Arbeit ist als das Anpinseln, bis ich so viel herausschlage. Aber es soll uns nicht darauf ankommen und ich besonders bin dafür, der heimischen Kunst unter die Arme zu greifen."

Herrn Huddelchen's künstlerischer Standpunkt leuchtete zwar Herrn Hippius so wenig ein, daß er seinen Gast am liebsten hinausgeworfen hätte. Da aber zum Hinauswerfen zwei gehören, wobei es geschehen kann, daß Aktivität in Passivität sich vertauscht, und überdies Herr Huddelchen die Verwirklichung seiner Lebensidee gleichsam in der Tasche trug, so neigte er demüthig sein Haupt und redete bescheiden:

„Ihren Standpunkt in Ehren, Herr Gemeinderath, und weil zu jeder Profession ein besonderes Talent gehört — ein Ochse, will ich sagen, ist nicht wie der andere und ein Bild kann so und so sein — wie es in der That sehr gewichtige Ochsen und sehr unwichtige Bilder gibt — Herr Gemeinderath verstehen? — so gebe ich meiner Meinung dahin Ausdruck, jeder Arbeit gebühre ihr Lohn und eine Adresse, vollends eine allerunterthänigste, die von bedeutenden Körperschaften als Zeichen hoher Devotion überreicht wird, sei so zu honoriren, daß städtische Kämmerei einen erklecklichen Batzen zu buchen habe. Ich befinde daher mit Ihrer gütigen Erlaubniß: sechshundert Mark sind nicht zu viel, nicht zu wenig — sechshundert Mark bedeuten, so zu sagen, abgezirkelt die Summe, welche solche Adresse werth ist, was der Weisheit hoher städtischer Collegien zu Ehren gereicht."

Herr Huddelchen lachte laut, wobei seine Augen sich so vergrößerten, daß Herr Hippius wahrhafte Angst bekam, dieselben könnten aus dem Gesicht fallen, und unwillkürlich ein wenig sich bückte und die Hände, zum Auffangen bereit, ein wenig vorstreckte.

„Sie haben eine Art zu reden, bester Herr Hippius . . . eine Art . . . o, das ist ja ausgezeichnet . . . ich mache Ihnen mein Kompliment . . . Scherz bei Seite, ein solches Maulwerk gehört in's Gemeindekollegium . . . wahrhaftig, bei der Vakanz, die nächstens eintritt, sollte man Sie berücksichtigen. Was sagen Sie dazu, heh? Ich selbst werde Sie in Vorschlag bringen."

„Und was die Adresse betrifft — die sollen Sie machen. In die Mitte kommt, zu stehen oder zu sitzen, der Geist unserer Stadt, was ein kapitales Weib sein muß und wobei ich vorschlage, daß Ihnen meine Auguste sitzt — neben ihr ein Webstuhl, ein Eisschrank und ein Mastochse, was die drei Hauptthätigkeiten unser Stadt vorstellen soll; herum Bilder: Kapuzinerkirche, neues Schlachthaus, Markthalle, Friedenssäule, Brückenansicht mit dem heiligen Nepomuck und Realschule. Eine Guirlande von Lorbeer, Eichen und allerhand Kraut schlängelt sich immer mitten durch, dazwischen kommen Felder für den Text und unter das Ganze kommt wieder Text, den wir noch nicht festgestellt haben. Was sagen Sie dazu,

heh? Ehrenvoll, nicht? Und . . . und . . . wann kann Ihnen meine Auguste als Geist sitzen?"

„Was ich dazu sage, hochverehrter Herr Gemeinderath? Was ich sage, ist ja gleichgiltig . . . weshalb ich besser schweige . . . schweigend mich an die Arbeit mache, die für mich reden soll. Gedenke ich der hervorragenden Eigenschaften Seiner Hoheit des Erbprinzen, seiner außerordentlichen Verdienste um unsere Stadt . . . o, dann packt mich mit wahrer Wuth die Begeisterung, so daß ich Ihnen heut bereits eine Adresse versprechen kann von solcher Pracht . . . stilistisch so bedeutend . . . im Ganzen wie im Einzelnen so . . ."

„Kommt meine Auguste in die Mitte, so kann's nicht fehlen. Wann also . . .?"

„Morgen Nachmittag, gleich nach Schulschluß, werde ich mir die Ehre geben, dem von mir stets hochverehrten Fräulein Auguste . . ."

„Abgemacht!"

Wieder schlug die derbe Hand des Gemeinderathes Herrn Hippius liebkosend auf die Kniee.

„Ich werde mich zuhalten müssen, um fertig zu werden," flüsterte Herr Hippius und rieb seine Kniee. „Auf mich können Sie sich verlassen."

„Wenn Sie allein nicht fertig werden, wenn Sie Rath brauchen, mein bester . . ."

Herr Hippius horchte auf. Sein Künstlerstolz fühlte sich verwundet.

„Zu gütig," unterbrach er halblaut seinen Gast und, lässig hingeworfen, fügte er mit besonders wohlwollender Miene hinzu: „Sollte ich ein Modell für den Mastochsen benöthigen, der neben dem Genius, von Webstuhl und Eisschrank stilvoll eingefaßt, plazirt wird, so werde ich mich an Sie wenden, hochverehrter Herr Gemeinderath."

Der hochverehrte Herr Gemeinderath fand diese Bemerkung anstößig; fast wäre er im Stande gewesen, vermöge seines Einflußes in der Gemeindestube die Wahl des Künstlers für die Adresse auf einen Anderen zu lenken; rechtzeitig aber hatte Herr Hippius den Genius erwähnt — Herr Hudbelchen dachte an seine Auguste und so begnügte er sich, zu knurren, daß er sich zur Verfügung halte. Seinen Unmuth mußte Vater Noah's Nasenbein ausbaden. Nachdem die kunstreiche Lehne einen wuchtigen Anprall ausgehalten, erhob er sich, machte noch anmahnende Bemerkungen, riß gebieterisch die Augen auf, preßte Herrn Hippius' Rechte, daß die Gelenke knackten, und polterte zur Thür hinaus.

Vor Schmerz stand Herr Hippius erst einen Augenblick starr da, dann fuhr er entsetzt auf: um Noah's Nase war es geschehen. Er hätte weinen mögen, bezwang sich aber im Vollbewußtsein seiner schöpferischen Kraft: umfangen hielt ihn seine Idee mit all ihrem Reiz und Zauber. Beweisen wird er Welt und Nachwelt, was er vermag — ein Werk voll Kunst und Pracht wird er schaffen — was bedeuten gegen solches Werk alle Nasen der Welt . . .

II.

Das von mir stets hochverehrte Fräulein Auguste sah ich nie . . . nicht einmal hatte ich eine Ahnung, daß dieses Ungeheuer von Metzgermeister einer Nachkommenschaft sich erfreue . . . ähnelt sie ihrem Vater, so kann mein Werk in die Brüche gehen: das Modell für einen Genius sollte ein wundervolles Geschöpf sein, mit einem Antlitz voll Hoheit und Liebreiz . . . mit Formen, die entzücken . . . weihevoll steht der Schaffende vor dieser vollendeten Gestalt . . . all seine Gedanken strömen ihr zu. Wenn aber, was ich für sehr wahrscheinlich halte, diese Auguste nicht modelfähig ist . . . wenn ihr von einem Genius nichts, auch gar nichts anhaftet . . . wenn sie eine Fratze hat wie des Teufels Großmutter in galliger Laune . . . Glotzaugen . . . eine Büste wie ein Trampelthier — dann mir aus den Augen, Scheusal! Seit der Sündfluth sah die Welt solche Ausgeburt nicht und, um es zu ersäufen, wird eine neue Sündfluth sich aufthun. Matt bin ich vom blosen Bedenken . . . kalter Schauer weht mich thörend an . . . vor meine Augen, als könnte ich sie greifen, zaubert mir Phantasie diese von mir stets hochverehrte . . .

Herr Hippius preßte die Rechte vor die Augen, als könne er so das quälende Bild vertreiben, das all sein Sinnen gefangen hielt. Haß gegen das unbekannte Mädchen, Furcht vor ihrem Anblick beherrschten ihn dergestalt, daß er nahe daran war, die erbprinzliche Vermählung sammt der Huldigungsadresse zu verwünschen.

Der Abend hatte sich herabgesenkt, ein warmer Hauch drang durch die beschneiten Fenster, wolkig schwebte er im weiten Gemach. In Milde, wie dieser Abendsonnenhauch, verlor sich allmälig Herrn Hippius' Stimmung, seinen beruhigten Gedanken entschwand das Phantom, anfeuernd und beseelend zeigte ihm wieder seine Lebensidee ihr süßes Antlitz. Was von Poesie in seiner Seele wohnte, was er je Lichtes gedacht, wenn er sich erkoren fühlte, kunstreich zu schaffen, das trieb jetzt empor und versetzte ihn in Weihestimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Faustkampf mit einem Löwen. Die ›tzte Nummer der „Tit Bits" enthält eine interessante Schilderung von einem Faustkampf mit einem Löwen, ›en der Athlet Eugen Sandow auf einer Tournee durch ›ie Vereinigten Staaten bestanden hat. Es heißt darin: ›Da jede Grausamkeit streng untersagt war, durfte sich Sandow keines Dolches oder einer anderen Waffe be›ienen, um den Angriffen der Tatzen und Zähne der ›Bestie zu begegnen. Man beschloß daher, dem Löwen ›inen Maulkorb anzulegen und seine Tatzen in derben ›Fausthandschuhen zu verbergen. So war es nur noch ›n Kampf, in dem Kraft gegen Kraft gesetzt werden ›ußte; trotzdem glaubten aber Wenige an einen für ›en waghalsigen Mann glücklichen Ausgang. Das Thier ›vog nahezu 5½ Zentner, während Sandow das schon ›cht ansehnliche Gewicht von 140 Kilogramm aufweisen ›onnte. Nach stundenlanger, unsäglich mühevoller Arbeit ›elang es endlich, dem heftig protestirenden Wüsten›onarchen, der ein sehr bösartiges Temperament besaß, ›e zierlichen Handschuhe überzuziehen und sein mähnen›mwalltes Haupt in den entwürdigenden Maulkorb zu ›vängen. Dann betrat Sandow in einfachem Trikot ›n Käfig und der Ringkampf begann. Ein unheimlich ›umpfes Knurren ausstoßend, sprang der Löwe sofort ›uf seinen Gegner los, der jedoch geschickt auswich. Be›or die Bestie zum zweiten Sprunge ansetzen konnte, ›atte der Athlet sie mit seinen Armen aufgehoben und ›hwer zu Boden geschleudert. Dasselbe Manöver wieder›olten Mann und Thier noch einmal, dann aber packte ›r Kraftmensch das kolossale Geschöpf um den Leib ›nd stellte es gewissermaßen aufrecht vor sich hin, um ›rust an Brust mit ihm weiter zu kämpfen. Der Löwe ›gte seine vermummten Vordertatzen auf Sandows ›chultern, und eine Weile schwankten die beiden un›eich gestalteten Ringkämpfer in innigster Umarmung ›n und her. Der eine Fuß des Ungeheuers bohrte sich ›un durch die nicht sorgfältig genug befestigte Ver›üllung, zerriß den Trikot des Rivalen und verletzte ihn ›icht unerheblich. Sobald der muskulöse Mann diesen ›ir ihn fatalen Umstand bemerkte, suchte er dem Kampf ›hneller ein Ende zu machen, als er zuerst die Absicht ›atte. Er ließ den Leu auf seinen Rücken springen, ›ackte ihn dann mit nervigen Fäusten im Genick und ›hleuderte die Bestie mit außerordentlicher Kraft›nstrengung über seinen Kopf hinweg auf den Boden, ›o sie eine Weile anscheinend leblos liegen blieb. ›Währenddem hatte der Sieger unter dem donnernden ›pplaus der Menge den Käfig verlassen.

— Der Jardin des Plantes in Paris ist, ›ie man der „Schlef. Ztg." schreibt, in einer üblen Lage, denn Frankreich hat kein Geld für die Thiere übrig. In der Deputirtenkammer wurde dieser Tage ein Antrag des Abgeordneten Chauviere abgelehnt, welcher das Budget des Jardins des Plantes um 131 000 Fr. erhöhen wollte, um das Dasein der im Pariser Zoologischen Garten untergebrachten Thiere zu verbessern. Das Loos derselben scheint kein glückliches zu sein. Wohnung, Heizung und Nahrung lassen zu wünschen übrig, versichert der genannte Deputirte. Daher sterben mit Eintritt der rauhen Jahreszeit die Pfleglinge des Gartens dahin wie Fliegen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß die Fütterung der Thiere jährlich die Summe von 45 000 Fr. koste. Da der Garten mehr als 1200 Thiere zählt, kommt auf das einzelne täglich die bescheidene Summe von ungefähr 10 Cts. Diese Durchschnittsziffer ist freilich graue Theorie. In der Praxis gestaltet sich die Sache anders. Während sich der Kolibri und viele seiner kleinen Genossen mit einem Nichts begnügen, verzehrt der Seelöwe jährlich die ansehnliche Summe von 4000 Fr. Er verlangt täglich seine 10 Klgr. Fische und läßt sich nicht mit zweifelhafter Waare abspeisen, wie sie etwa arme Leute zu herabgesetzten Preisen in den Markthallen kaufen. Er fordert tadellos frische Fische und wenn ihm diese nicht geliefert werden, droht er der Verwaltung mit seinem Tode. Dieser anspruchsvolle Herr lebt auf einem Fuße, daß sein Budget den Neid der meisten Menschen und der Thierwelt erwecken dürfte. Andere Thiere nehmen es mit der Sauberkeit der Mahlzeiten weniger genau. Die Hyäne und der Schakal z. B. ziehen die Quantität der Qualität vor. Schwierig ist die Ernährung der Affen, denn sie lieben eine abwechslungsreiche und gewählte Speisekarte und neigen zu Magenbeschwerden, denen das Publikum Vorschub leistet, wenn es ihnen trotz des Verbots schädliche Bissen zuwirft. Meister Petz dagegen, hier zu Lande Martin genannt, hat kräftigere Verdauungsorgane und wird zum Theil vom Publikum ernährt, dem er gegen jedes Stückchen Brod seine Künste zum besten gibt. Er entlastet dadurch an seinem Theile das Budget des öffentlichen Unterrichts, zu welchem er die Ehre hat, zu gehören. Kürzlich hatte der Garten einen schmerzlichen Verlust durch den Tod des Nilpferdes zu beklagen, das die Freude der Kinder und der Kindermädchen bildete. Um einen Ersatz zu schaffen, müßte die Verwaltung 20 bis 30 000 Fr. ausgeben, denn diese Thiere sind sehr theuer. Die Kammer hat aber, wie gesagt, die nöthigen Kredite abgelehnt.

— Frommel und die Droschkenkutscher. In einer neuen Folge von Erinnerungen an Emil Frommel berichtet Th. Kappstein in der soeben er=

schienenen Nummer des „Deutschen Wochenblatts“ u. A. über „Frommel und die Droschkenkutscher“. Einmal im Monat versammelte Fr. in der Kirche der Brüdergemeinde die Frauen und Kinder der Droschkenkutscher um sich und hielt mit ihnen in katechetischer Form religiöse Besprechungen ab. Scherz und Ernst lösten einander ab und mischten sich ganz natürlich, und Allen theilte sich die freie, feine, gehobene Stimmung des Leiters unwillkürlich mit. Herzbeweglich war Frommels Abschiedsabend unter diesen einfachen Menschen, die ihm so ans Herz gewachsen waren wie die Heimathlosen und die Obdachlosen. Ich will aus meinem Stenogramm ein Wort aus seiner letzten Rede mittheilen: „Mein Vater war Direktor einer Bildergalerie in Karlsruhe, und so hab' ich in meiner Jugend schon lauter Bilder gesehen, so daß mich einmal unser alter Kaiser Wilhelm in Gastein fragte: „Sagen Sie mal, lieber Frommel, wo haben Sie nur alle die Bilder her in Ihrer Predigt?“ Die Bilder im Vergleiche strömen mir zu; denn alles Irdische, was man so sieht und erlebt auf der Welt, ist doch nur ein Gleichniß von etwas Unvergänglichem. Wenn man so an die Siebzig kommt, dann muß man langsam einpacken. Ich geh jetzt hin, um die letzte Aufgabe meines Lebens zu erfüllen, um mit dem Licht und der Erfahrung, die mir geworden sind, diesen jungen kaiserlichen Prinzen etwas zu sein, ihre Herzen zu entzünden für die geistigen ewigen Dinge, um in die Rinde des jungen Baumes den Namen unseres Gottes hineinzuschneiden, daß er mit ihnen groß werde. Aber ich will an Euch denken, und ich hoffe, ich höre auch von Euch, und wer mir schreibt, dem werde ich antworten. Es soll Euch, wenn Ihr hier wieder zusammenkommt, an nichts fehlen, auch wenn ein anderer zu Euch spricht statt meiner. Der Diener geht, der Herr bleibt; er bleibe am Morgen unserer Kinder, am heißen Mittag unseres eigenen Lebens; er bleibe am stillen Feierabend, und auch, wenn die letzte Nacht kommt.“ In den letzten Berliner Wochen vor der Uebersiedlung nach Plön strömte alles zu ihm, ihm Lebewohl zu sagen. Er wurde mit Blumen und Geschenken überschüttet — der Briefe in Poesie und Prosa aus aller Welt nicht zu gedenken. Da kommt auch eine tüchtig in die Breite gegangene biedere Droschkenkutschersfrau — Hofwohnung, vierter Stock — mit gesundem Gesicht und rothgeweinten Augen. Man ruft den Hausherrn. „Ach nee, Herr Hofpredjer, det Sie och so sind un nu von uns wechjehn! — Und da hab' ick Ihnen hier unsern Rosenstock mitgebracht, den hab' ick selbst uffjezogen. Den müssen Se sich mitnehmen, det Se uns da oben nich verjessen! Sehn Se mal: dieser Rosenstock, det sind wir: diese Rose hier, die jroße, det is mein Mann; und die scheene, uffjejangene — det bin ick; na und det kleene Knöspeken, det is unser Lieseken. Und nun leben Se wohl, Se oller juter Kirchenvater!“ — — Das ist die Poesie in unserm Volke!

— **Wohl bekomms.** Vor Kurzem ereignete sich in Zabrze (Oberschlesien) folgendes in mancher Beziehung bezeichnendes Geschichtchen. Ein dortiger Rechtsanwalt wechselte die Wohnung und ließ während des Umzuges eine Flasche Chininwasser, mit deren Inhalt er seinem Haarwuchs nachzuhelfen pflegte, unverwahrt stehen. Nachher entdeckte er, daß die polnischen „Umzugmänner“ ihm das Haarwasser heimlich ausgetrunken hatten; sie mochten es für einen besonders feinen Likör gehalten haben. Als der Rechtsanwalt das Erlebniß einem Kollegen mittheilte, konnte dieser mit einer ähnlichen Erzählung aufwarten; ihm war bei seinem letzten Umzuge eine Flasche mit denaturirtem Spiritus leergetrunken worden. Als er die Leute dann fragte, wie ihnen denn das Zeug geschmeckt habe, antwortete einer treuherzig: „Ganz gut, Pani Rechtsanwalt — bloß ten przeklety Waldmeister — —“. Sie hatten Maibowle zu trinken geglaubt, und „bloß der verwünschte Waldmeister“ war dabei nicht ganz nach ihrem Geschmack gewesen.

— **Ein Theater aus Pappe.** In der Nähe von New-York baut ein Architekt augenblicklich ein Theater aus Pappe. Eine amerikanische Zeitschrift berichtet darüber folgendes: Die aus komprimirter Pappe hergestellten Blocks eignen sich hierzu weit besser, als die gewöhnlich zu solchen Bauten gewählten Ziegelsteine. Da Papier ein schlechter Wärmeleiter ist, bleibt der Raum im Sommer kühl und frisch, und im Winter warm, wärmer als jedes Steingebäude. Diese Pappmasse wird mit einer fettigen Substanz vermischt und hält so jede Feuchtigkeit fern, ist außerdem durch Salze imprägnirt, die es vor Feuersgefahr und dem Eindringen schädlicher Miasmen schützen.

Denksprüche.

Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreut in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.
Fr. v. Schiller.

* * *

Ach! du gleißest, ohne je zu laben,
Oede Weisheit, einen Augenblick.
Gieb mir nur den Glaubenstraum des Knaben,
Gieb mein Herz, mein kindlich Herz zurück!
Biernatzki.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 67. Mittwoch, den 22. März. 1899.

Der Genius im Schnee.

Von *** ***

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Um die Architektonik der Arbeit zu gliedern, wollte er die Fensterläden schließen und das Atelier erhellen, baut das Alles stillvoll gefällig sich auf, heben die Felder bescheiden deutlich sich ab, köstlich sie alle umgrenzt und doch nur dienend, um das erhabene Mittelfeld kräftig herauszuheben, so ist der schöne Anfang gemacht. Aber zugleich mit diesem Wunsch fühlte er eine seltsame Mattigkeit und durch seine Gedanken huschten weiche Träume. Das ist die Stunde künstlerischen Empfangens, sagte er sich, welche, wie die Morgenröthe der herrschenden Sonne, der Gestaltung voran geht. Daß in der Seele des Künstlers Empfangen und Gestalten sich decken, daß, wie die Göttin aus dem Haupte des Gottes, der Gedanke vollendet dasteht, Knospe und Frucht zugleich, das wußte er nicht, das konnte er nicht wissen, der immer zugewartet hatte, weil ihm die Stunde des Schaffens nie erschien. Schwärmer seiner Art stehen unter dem unwandelbaren Gesetz, daß das Gedachte anders in die Erscheinung tritt — daß das Reizvolle des Gedankens in der Ausführung verschwebt. Krankhaftem Vorschwelgen träumerisch hingegeben, den Schatten für die Form nehmend, weidete Herr Hippius sich an der Unbestimmtheit der Erscheinung; mehr und mehr weitete sich, was er sah — kaum dachte er an die Adresse — gebadet in Licht, sprühend übergossen von dem Gluthschein der scheidenden Sonne, schwebte etwas Großes, Figurenreiches ihm vor, so daß er dem Andrang neuer Gebilde, neuen Glanzes kaum sich erwehren konnte. Ich muß sondern, wägen und wählen, das Erkorene runden und mir tief einprägen, entschied er. Beengt fühle ich mich im Zimmer, ich will in das Freie, im kräftigen Aufathmen werde ich Herr dieser Fülle.

Von dem sonderbaren Gefühl erfaßt, als harre seiner draußen etwas Außerordentliches und er werde es versäumen, wenn er zögere, warf er hastig den Mantel über, drückte die Pelzkappe tief in die Stirn und eilte hinaus. Leichte Schneeflocken wehten, trübe schimmerten die Laternen in der nebeligen Luft. Verödet lagen die Straßen — wer auch, der es nicht nöthig hatte, wollte am Sonntagabend im Freien weilen? Das Theater mußte längst begonnen haben, man gab irgend eine Possenreißerei, von welcher „Der Gemeinnützige, Intelligenzblatt für Stadt und Land“ geschmackvoll behauptet hatte, sie sei von so überwältigender Urkomik, daß das Publikum gezwungen sei, sich die Bäuche zu halten. Im Deutschhaus concertirte die russische Fürstin Venderewa-Chulikowskaja, die Grimasseuse, welche, wenn man den Zetteln glauben durfte, die an den Straßenecken prangten, vor allerhöchsten, höchsten und hohen Herrschaften Gesichter geschnitten, mit ihrer Kapelle von fünfzehn buckeligen Musikanten — Spezialität ersten Ranges — die Bande arbeitete ohne Eintrittsgeld mit virtuoser Fruktifizirung der Tellerkollekte. Getanzt wurde in verschiedenen Lokalen, in den überfüllten Kneipen konnte man kaum einen Stuhl erhalten, überdies war bei Bürgermeisters Taufe, zu welcher, da es einem Knaben galt, die Honorationen Einladungen erhalten hatten.

An einer Straßenecke, gerade unter einer Kunstgrimasse der Venderewa-Chulikowskaja, stand Herr Hippius sinnend still; ihm war zu Muth, als lösten sich aus dem Gestöber anmuthige Gestalten, die einen Reigen tanzten, wobei sie in schönen Wellenlinien Guirlanden schwangen, weiße Rosen und Edelweiß auf einem Hintergrunde von grauem Moos. Vor ihm lag das alte Rathhaus, dessen Gibelfiguren, vom Schnee überworfen, wie Geister in die Nacht traten. Die Bürgermeisterswohnung, welche ein Stockwerk einnahm, war erleuchtet, durch die Fenster konnte man, auf der Straße stehend, das Gewühl der großen Gesellschaft erkennen. Lange genug mochte man das Taufkind gefeiert haben, einzelne Gäste gingen bereits nach Hause. Jetzt fuhr die Kalesche des Oberamtsrichters vor — vor zwei Jahren hatte er geheirathet und die feurigen Rappen gehörten zur Morgengabe — der alte Herr half seiner jungen Frau beim Einsteigen, wobei ihn der Kreisphysikus, ein

muntrer Junggeselle und Hans in allen Gassen, übereifrig galant unterstützte — behende schwang sich der Doktor in den Wagen, die Rappen zogen an — hätte Frau Oberamtsrichter den Kutscher nicht angerufen, so wäre ihr Gemahl nicht in den Wagen gekommen, denn der Physikus, der sich vor Lachen schüttelte, wäre gar zu gern allein mit der schönen Dame bis an das Ende der Welt gefahren. Alter Geck, murmelte Herr Hippius, grau und voller Runzeln — nimmt das junge Weib, das wohl an die dreißig Jahre jünger ist als er mich soll nur wundern, ob nicht noch einmal die Rappen durchgehen — dieser Physikus hat dann gut lachen, der Oberamtsrichter aber nimmt seine Verlegenheitsprise, niest und niest, kein Mensch aber sagt Prosit. Unwillig wollte Herr Hippius, der den Aerger über das seltsame Paar nicht los werden konnte, weiter gehen — was hat er sich um fremde Leute zu kümmern? —, als plötzlich seine Aufmerksamkeit gespannt dem Portal sich zuwendete. Ein Irrthum war nicht möglich, der große starke Mann, der hinaus trat, halb gedeckt durch den Schatten der Thür, konnte kein Anderer sein als Meister Huddelchen eine ähnliche Gestalt beherbergte die ganze Stadt nicht — jetzt tritt er in die Helle — die Laterne wirft ihren Schein gerade auf sein geröthetes Gesicht — am Arm führt er eine Dame — Herr Hippius kann das Gesicht nicht sehen, das fast verhüllt ist durch die weiße Kapuze. Wäre die Dame Auguste — seine Auguste? Starr steht er da und merkt es gar nicht, daß Herr Huddelchen und seine Dame sich ihm nähern — jetzt steht der Herr Gemeinderath dicht vor ihm.

„Ah, Herr Hippius . . ."

Artig grüßt Herr Hippius und kann die Augen nicht lassen von den dunklen Augen, die groß und fragend aus der Kapuze lugen.

„Hole meine Auguste ab," rief fröhlich Herr Huddelchen, der in der kurzen Zeit ein Gläschen zu viel getrunken haben mochte, „bringe sie nach Haus, gehe dann in den Wilden Mann — wollen Sie bei der Partie sein? Finden gediegene Leute, was für Sie eine Ehre sein wird," setzte er herablassend hinzu.

Im Banne der dunklen Augen, stand Herr Hippius sprachlos, auf die Dünkelrede vermochte er kein Wort zu erwidern.

Betreten sah Fräulein Auguste ihren Vater an, dann streckte sie Herrn Hippius ihre Hand hin, die dieser schüchtern ergriff.

„Ihnen zu sitzen," sagte sie mit so entschuldigend bittend sanfter Stimme, daß Herrn Hippius weich und warm um das Herz wurde und er am liebsten die Sitzung sogleich begonnen hätte, „ist mir eine Ehre und Freude. Auf Wiedersehen also — morgen Nachmittag."

Sie zog ihren Vater mit sich fort, der im Abgehen Herrn Hippius noch einige Worte zurief, welche derselbe nicht verstand. Von dem Wesen des jungen Mädchens bezaubert, verstand er überhaupt nichts, nur das liebliche Bild schwebte vor ihm und aus den Flocken, dasselbe gleichsam umkränzend, lösten sich anmuthige Gestalten, im Reigen sich drehend, wobei sie in schönen Wellenlinien Guirlanden schwangen, weiße Rosen und Edelweiß auf einem Hintergrunde von grauem Moos. Allmälig, wie ein verklingender Traum, zerflatterte das phantastische Spiel — nur das Echo des Traumes blieb in seiner Seele zurück. Reichlicher fiel Schnee und ein Wind erhob sich, so daß Herr Hippius es gerathen fand, seine Wohnung aufzusuchen. Er ging langsam, sinnend; in seinem Atelier angekommen, fühlte er sich recht in der Stimmung zur Gliederung der Architektonik. Bis zum Morgen arbeitete er. Und als nach manchem Verwerfen und Umgruppiren die Skizze fertig vor ihm lag, als er sich gestand, dieser Rohbau sei ihm gelungen, da konnte er sich nicht versagen, mit einigen Strichen in das scharf hervortretende Mittelfeld Auguste's Bild einzuzeichnen, wie er sie vor dem Rathhause gesehen, gemummt in die weiße Kapuze.

Um sich niederzulegen war es bereits zu spät; er hatte gerade noch Zeit, seine Morgentoilette zu machen und gemächlich Kaffee zu trinken. Um acht Uhr begann der Unterricht. In der Schule ging es drunter und drüber. Herr Hippius, der seine Müdigkeit in Folge der durchwachten Nacht nicht überwinden konnte, hatte die größte Mühe, gegen den Schlaf anzukämpfen, was ihn völlig unfähig machte, seiner Pflicht zu genügen. Seine Gedanken waren durchaus nicht bei der Sache, das Lärmen in der Klasse schien er gar nicht zu bemerken und ließ sich, als sei dies selbstverständlich und erhöhe den Reiz des Unterrichtes, von seinen Schülern hänseln. Glockenschlag elf, ehe noch die Schulglocke einfiel, machte er sich aus dem Staube, suchte seine Wohnung auf, warf flüchtig einen liebevollen Blick auf die Skizze, lächelte befriedigt und legte sich angekleidet auf das Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Anthonis van Dyck.

Am 22. März 1599 wurde zu Antwerpen Anthonis (Anton) van Dyck geboren, der mit dem ältern Rubens und dem jüngern Rembrandt das große Trio der niederländischen Kunst bildet. Die Stadt Antwerpen, die auf ihren öffentlichen Plätzen die ehernen Statuen der Maler Quintin Massys, Rubens, van Dyck und David Teniers als ihre stolzesten Ruhmeszeichen den Fremden vorführt, wird im August zum Gedächtniß van Dycks eine Reihe

glänzender Feste und eine vielversprechende Ausstellung seiner Werke veranstalten und damit beweisen, wie kostbar ihr und mit ihr der ganzen Kulturwelt das Erdenwallen dieses großen Künstlers erscheint.

Sein Vater war Kaufmann. Seine kunstsinnige Mutter gab ihm die ersten künstlerischen Anregungen. Mit elf Jahren trat Anthonis bei dem Maler Hendrik van Valen in die Lehre, verließ diesen aber 1615, um in die Werkstatt des bereits hochberühmten Peter Paul Rubens einzutreten. Das Verhältniß zwischen Meister und Schüler war ein sehr inniges, daß dieser, als er selber 1618 von der Gilde sein Meisterrecht erhalten hatte, noch zwei Jahre bei Rubens verblieb. In der Münchener Pinakothek sehen wir ein Selbstbildniß aus jener Zeit. Es zeigt uns einen Jüngling von großer Schönheit, mit feingeschnittenen Zügen, warmem Blick und reich gewelltem hellem Haar, eine echte Pagenerscheinung, die zu der männlich kraftvollen Schönheit des Rubens ein weiches Gegenstück bildet. Rubens war 1608 nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien in die Vaterstadt zurückgekehrt, hatte sich ein prächtiges, mit Kunstschätzen gefülltes Haus eingerichtet, und zu der Zeit, als van Dyck bei ihm lernte, war er schon der gefeierte Meister, der in Antwerpen die Rolle eines Fürsten spielte. Harte Kämpfe hatten die Niederländer durchgemacht seit des beliebten Karls V. Rücktritt. Aber die blutige Alba-Zeit und die darauffolgenden Kämpfe mit dem Gemetzel von 1576, der sogenannten „spanischen Furie", mit der Belagerung und Eroberung durch Alexander Farnese 1580, hatten die Kraft des lebensstarken Kernvolkes nicht gebrochen, wenn auch zumal das ehedem handelswichtige Antwerpen die schwersten Wunden erlitten hatte.

Als der zwölfjährige Waffenstillstand von 1609 Ruhe und Aussicht auf dauernden Frieden brachte, lebte man wieder zur Freude auf, und vor Allem war es Peter Paul Rubens, der malend, Bauwerke ersinnend und Feste gebend die Bürgerschaft an die alten Glanzzeiten der Scheldestadt erinnerte. Flandern und Brabant hatten sich im Laufe der Glaubenskämpfe im Gegensatze zu den östlichen Provinzen zum Katholizismus zurückgefunden. Rubens aber gab in seinen Kirchenbildern das Zeichen dazu, daß das Mittelalter mit seiner asketischen Romantik, daß vor Allem die ketzeriechende Düsterheit der Albazeit vorüber sei. Freilich ging auch die naive Innigkeit des Mittelalters verloren. Mit bauschigen Gewändern in vielverschlungenen Kompositionen und stolzen, aber in ihrer sinnlichen Formenfülle wenig frommen Heiligengestalten wurde das Altarbild aus der Zufluchtsstätte bedrängter Seelen zur pomphaften Ausstattung des Tempels, die sich mit dem Glanze der Kerzen und der Priestergewänder, mit Gesang und Orgelklang zu einem die Phantasie erhitzenden „Halleluja" vereinte. Neben diese kirchliche Feststimmung stellte Rubens die sinnenfrohe Heidenzeit mit ihrer hüllenlosen Körperschönheit und lieh dieser Schönheit noch dazu, um sie den Mitbürgern recht nahe zu bringen, die üppigen Formen, die zarte Weiße des eigenen Stammes; in antikem Gewande verherrlichte er die vlamische Rasse.

Die schönsten Frauen Antwerpens wurden angelockt, sich von diesem Zauberer malen zu lassen, der mit der Macht unversiegbarer Schaffenskraft und dem bezwingenden Glanze der eigenen körperlich schönen, geistreich lebensfrohen, prachtliebenden Persönlichkeit traurige Erinnerungen bannte und der Führer zu neuer Lebensfreude war.

Das war die Zeit und die Schule, in der van Dyck heranreifte. Noch 1620 weilte er auf kurze Zeit in London am Hofe Jakobs I., dort Aufträge ausführend, und ging dann nach einem Zwischenaufenthalt in der Heimath nach Italien, wo er zunächst in Venedig Tizians Werke auf sich wirken ließ.

In Rom fand er in dem Kardinal Bentivoglio einen Gönner, aber er gerieth in eine schiefe Stellung zu seinen dort lebenden Landsleuten und Kunstgenossen, und dies veranlaßte ihn, sich nach Genua zu wenden. Dort blühten ihm große Erfolge. Er wurde der Lieblingsmaler des glänzenden genuesischen Adels durch die glückliche Art, mit der er aus der prunkvoll stolzen Weise seines heimischen Lehrers und dem edlen Glanze des Tizianischen Kolorits eine eigene Kunstweise von bestechender Schönheit sich bildete.

Nach etwas mehr als drei Jahren kehrte van Dyck in die Heimath zurück und begann nun mit seinem Meister in der Kirchenmalerei zu wetteifern. Die große Kreuzigung für den Dom in Mecheln, die Kreuzigung des Antwerpener Museums, die Bekränzung der heil. Rosalie durch das Jesuskind, jetzt in Wien, entstanden u. A. in der nächstfolgenden Zeit.

Diese Heiligendarstellungen zeigen zwar in gewissen Formgedanken und malerischen Vortragsweisen das Schülerverhältniß zu Rubens, aber sie gehen von einer ganz anderen Empfindungsweise aus. An die Stelle des heiteren Pompes und der reich bewegten Fülle treten bald ruhige Würde, bald tiefe Schmerzensdarstellung. Das Gebiet des Sentimentalen wird dabei gestreift, aber wir halten es für unrichtig, von Süßlichkeit zu sprechen. Es ist der einem weichen Gemüthe entspringende Sinn für die Tragik, die Tragik der Wehmuth im Gegensatz zum Heroismus, was wir bei van Dycks Heiligenbildern finden. Selbst bei seinen

ruhigen Madonnen, wie der mit der hl. Rosalie, liegt in den Zügen ein Hauch wehmüthigen Ernstes.

Wir haben bei dem Meister eine zart empfindende Seele vorauszusetzen, einen nicht ganz einfachen, vielleicht etwas reizbaren Charakter, der sich nicht befriedigt fühlt in seinem Streben. Und weßhalb sollte der Künstler trotz glänzender Erfolge in Genua und in der Heimath unbefriedigt gewesen sein? Die Sonne seines Lehrers Rubens schien zu hell, die fürchterlichste Qual des Künstlerthums, die Eifersucht nagte an ihm, ließ ihn sich selbst als etwas wie eine tragische Gestalt erscheinen.

Thatsache ist, daß sich zwischen Rubens und ihm im Laufe der Zeit eine Spannung ausgebildet hatte. Vielleicht geht man zu weit, wenn man sie als Beweggrund für seine dauernde Uebersiedlung nach England annimmt, wohin er 1632 von Karl I. eingeladen worden war. Von diesem Zeitpunkte an wird er, ähnlich wie Holbein unter Heinrich VIII., der Portraitist des englischen Hofes und der dortigen Aristokratie, und auf eben dieser Portraitkunst baut sich wesentlich sein großer Nachruhm auf.

Die große, in hoheitsvoll verhaltenem Gemüthsausdruck sich kundgebende Vornehmheit, namentlich der Damen, hat die Dyck'schen Bildnisse zu einem Typus gemacht. Eine „van Dyck'sche Schönheit" bedeutet den Gipfelpunkt des Aristokratischen, des unerreichbaren „noli me tangere" der großen Dame. Zu den Rubens-schen Frauengestalten mit den lockend heiteren Augen bilden diese Werke einen besonderen Gegensatz. In erster Linie malte er mehrfach die Familie Karl's I. und diesen selbst. Vom König finden wir in Dresden und im Louvre berühmte Bilder, die Königin Henriette ist eines der werthvollsten Stücke der Dresdener Gallerie, von den königlichen Kindern findet sich eine reizvolle Gruppe in Berlin.

Eines seiner allerschönsten Frauenbildnisse voll feiner Würde des Ausdrucks ist aber das bürgerliche Bild der Frau des Bildhauers de Nole. In München sehen wir auch das Bildniß der Gattin des Künstlers und gewinnen daraus einen besonderen psychologischen Reiz, einen neuen charakteristischen Gegensatz zu Rubens. Diese Frau, die er erst als reifer Dreißiger heirathete, Maria Ruthven, war die bildschöne, aber arme Tochter eines aus dem altenglischen Adel stammenden Arztes. Er stellt sie uns auf dem Münchener Bilde vor als eine jugendliche Dame mit geistig belebten, zarten Zügen und lockigem Haar, in weißem Kleide, die viola da gamba, eine Abart des heutigen Cellos, spielend. Wenn man angesichts dieses holden Geschöpfes, das wir eher als Typus der Goethe-Schiller'schen Zeit ansprechen möchten, an die üppige Schönheit der Helene Fourment, Rubens' zweite Gattin, denkt, gar erwägt, ob Maria van Dick sich jemals hätte malen lassen, wie auf dem bekannten Wiener Bilde Helene Fourment ihre Reize der Nachwelt überliefern ließ, dann ergeben sich für die beiden Männer bezeichnende Rückschlüsse.

Gleich Rubens in Antwerpen lebte van Dyck in London in fürstlichem Stile, bis ihn die wachsende Unruhe der politischen Verhältnisse veranlaßte, in Paris bei Richelieu Beschäftigung zu suchen. Es gelang ihm nicht, neben Nicolas Poussin Platz zu finden, und er kehrte nach London zurück, wo er bald, anscheinend in Folge der Reiseanstrengungen, im Dezember 1641, ein Jahr nach Rubens' Ableben, im schönsten Mannesalter starb. Unter den zahlreichen Selbstbildnissen aus seinen reifern Jahren sei das im Prado in Madrid befindliche Bild hervorzuheben, das ihn an der Seite des Grafen Bristol darstellt, mit langen, tief in den Nacken fallenden Locken, das feingeschnittene Gesicht mit den nervösen Nasenflügeln von einem zierlichen „Henriquatre" geschmückt, der Typus eines mehr zierlich eleganten als männlich starken Kavaliers und zugleich eines geistig sehr erregten Menschen. Man pflegt van Dyck meist den besten vlämischen Maler nächst Rubens zu nennen, diesem also den Vorrang einzuräumen.

Es ist richtig, daß Rubens seinen großen Schüler an genialer Erfindungskraft, an Schwung der malerischen Empfindung in der Richtung des Monumentalen weit überragt. Aber van Dyck ist im Laufe der Zeit der größere Könner als Kolorist geworden, der virtuosere und feinfühligere Techniker, als welcher er unmittelbar neben Tizian als der zweitgrößte Farbenkünstler der Renaissance zu nennen ist. Sein Einfluß auf die Nachwelt war außerordentlich bedeutend. Ganz abgesehen davon, daß in England sich für das Bildniß der van Dyck'sche Stil als typisch festlegte und bis in die neueste Zeit fortwirkte, können wir auch in andern Ländern bei der so wichtigen Bildnißmalerei des vorigen Jahrhunderts die Spuren des großen Vlamen verfolgen, und als in neuester Zeit der Kolorismus wieder zu seinem Rechte kam, sahen sich die Maler wieder die van Dycks in den Galerien sehr genau an. Sammeln wir die größten Malernamen der Hochrenaissance, so gelangen wir, da Michel Angelo nicht einfach unter die Maler einzureihen ist, dazu, aus den Namen Raffael, Tizian, Rubens, van Dyck, Rembrandt, Murillo, die Gruppe der großen Heroen des Pinsels zu bilden.

(Köln. Ztg.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Eron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 68. Donnerstag, den 23. März. 1899.

Der Genius im Schnee.

Von *** ***

(Fortsetzung.)

Der kurze Schlaf, den er sich gönnen konnte, hatte ihn erquickt; trotzdem er sich im Hinblick auf die Sitzung gehoben fühlte und alles Materielle als kleinlich und seiner unwürdig von sich wies, band er eine neue Cravatte vor, zog den schwarzen Gesellschaftsrock an und aß mit ungewohnter Eßlust zu Mittag, wozu er sich einen Extratropfen bestellte; während des Nachmittagsunterrichtes wußte er besser Zucht zu halten, als seit Jahren geschehen.

Nach dem Schulschluß athmete er tief auf, er fühlte sich so frei, so lustig wie ein Schüler, der es im überheizten Klassenzimmer kaum noch auszuhalten vermocht, und befand sich ganz in der Stimmung, irgend einen Knabenstreich zu begehen. Erfüllt von innerem Behagen, von dem schmeichlerischen Bewußtsein, daß die Ausführung eines gewichtigen Werkes, an dessen Gelingen die ganze Stadt Interesse habe, ihm übertragen sei und daß ein liebliches Mädchen ihn erwarte, beachtete er die Vorübergehenden nicht, erwiderte keinen Gruß, weil er eben Niemand ansah, und wußte gar nicht, daß er mit seltsamer Hast ging. Erst als ihm der Athem auszugehen drohte, schritt er langsam und lachte sich über die eigene Thorheit aus. Ein herziges taktvolles Mädchen ist sie, rief er sich dabei zu, das hat sie bewiesen — aber ist sie schön? so schön, wie mein Modell sein muß? Gelehrte Zoologen weissagen aus einem Knochen: genau so war der Gliederbau des Thieres, gleichsam schaffen sie es neu. Dem Künstler aber eignet nicht diese grandiose Fähigkeit. Im fallenden Schnee konnte ich kaum die Umrisse ihrer Gestalt erhaschen und die Kapuze umhüllte das Antlitz. Wie soll es meine Phantasie bilden? Was ich sah, mit Entzücken sah, das waren diese dunklen Augen, die neugierig fragend mich anstaunten. Lüge wohnt nicht in solchen Augen — vergeblich aber tappe ich, mir das süße Antlitz zu verdeutlichen. Ja, ein süßes Antlitz — das gebietet das Gesetz der Harmonie. Wäre es aber für meinen Zweck nicht geeignet? Ja dann . . .

Während Herr Hippius ganz langsam weiter ging, überlegte er, was er thun oder lassen solle, wenn seiner Kunst das Modell aus irgend einem Grunde nicht passend erschiene. So köstliche Augen das Mädchen hat — um ein Paar Augen willen, werde ich, ein Künstler, meine große Aufgabe nicht verpfuschen. Das wird Auguste einsehen . . . sie ist ja ein kluges Geschöpf . . . daß ihr Vater grob war, sah sie gleich ein und wußte auch, wie sie sich zu benehmen hatte.

Unter solchen Gedanken kam er an Huddelchen's Haus, Zum Hirschen genannt, eins der ältesten Gebäude der Stadt, dessen kantig vorspringender Erker weithin in der Straße sichtbar war. Vor seinem Laden stand der Herr Ochsenmetzger, eine grüne mit Stickerei verzierte langbetroddelte Sammetmütze auf dem Kopf und die weiße Schürze vorgebunden.

„Sie wartet oben," rief er Herrn Hippius zu.

Herr Hippius nickte nur und wollte vorüber.

„So eilig ist es nicht," polterte Herr Huddelchen. „Ich verstehe auch etwas von Kunst und werde mitreden. Was ich Ihnen sagen wollte: beim Bürgermeister sah ich gestern auch so was wie einen Geist — das Bild, eine Ehrengabe der Stadt, das Ihr Vorgänger malte, ist ein ganz hübsches Stück, ein bischen bunt, und das Frauenzimmer schielt, ihre Kniee sind eingewickelt in ein Tigerfell, was ich spaßig finde, weil sie im Freien unter Apfelsinenbäumen sitzt, wo es doch nicht so kalt sein kann, daß man sich zudeckt."

Diese seine Bemerkung hatte ihn sichtlich ergötzt, er lachte laut auf und schlug sich auf die Schenkel.

„Ja, aber . . . was geht das mich an?" antwortete unangenehm berührt Herr Hippius. „Mein Genius schielt nicht, Herr Huddelchen, und braucht den Genius beim Bürgermeister weder um die Apfelsinen noch um das Tigerfell zu beneiden."

„Das meine ich auch, mein bester Herr Hippius. Wir werden das besser machen. Lassen Sie es schneien und hängen Sie dem Geist ein Ochsenfell um, das Sie

bei mir abzeichnen können — das wird sich sehr hübsch machen und ist vielleicht noch nie dagewesen."

„So etwas ist wohl noch nie dagewesen," brummte Herr Hippius, wandte sich kurz um und trat in das Haus. Seine Stimmung war verdorben. Wir werden das besser machen, klang es ihm höhnisch in den Ohren, als er die Treppe hinanstieg. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, sagte er sich erbittert, etwas von dem Wesen dieses Vaters muß doch wohl an meinem Modell hängen geblieben sein.

Als er aber oben im lichten Stübchen vor seinem Modell stand, war in einem Husch seine schlimme Laune verweht. Welch ein lauschiges Stübchen, dergleichen man nur noch in alten Häusern in alten Gassen findet. Nicht wie drüben in den neuen Straßen ist die Vergangenheit wie ein lästiges Bleibsel ausgekehrt, ermüdend wiederholen sich die Formen und nichts Eigenthümliches unterbricht diese Langeweile. Hier im Gegentheil wahrt das Alte sein Recht und, dessen zierliche Einfachheit heraushebend, wagt nur in schüchternem Anschmiegen gleich einem farbenprächtigen Strauß am schlichten Kleide eines Mädchens das Neue sich hervor. Wie heimelt das Alles an — das gemüthlich Stille im kleinen Raum und draußen, wenn der Blick durch das enge Fenster schweift, die schmalen Häuser mit ihren Giebeln, Erkern und Madonnen. Zum Theil sind die Häuser nach vorn übergebeugt, rissig hier und da, runzelige Alte, die munter blicken in ihren mannigfach bunten Farben. Dieser gute Geist der Munterkeit waltet auch hier oben, von den Wänden blinzelt er, von den Möbeln und allem Zierath ringsum und er strahlt von dem frischen Gesicht des Mädchens, das Herrn Hippius im trauten Heim willkommen heißt, ihn begrüßt wie einen alten Bekannten. Und schön ist sie — nicht von sanften Zügen wie die heiligen Frauen auf den Prunkbildern in der Stiftskirche mit dem ernsten Lächeln und dem klagenden Blick. Ein volles Gesicht, jugendlich geröthet, und die Lippen sind herrlich geschwungen; das dunkle Haar, frei aus der Stirn gestrichen und lockig wallend, umrahmt das edle Oval. Auch die Gestalt ist voll, ebenmäßig, mädchenhaft kraftvoll mit gefälligen Formen. So unkünstlerisch ist Herr Hippius nicht geblieben in seinem künstlerisch armen Leben, daß er es nicht sogleich heraus hätte: das ist der starke Genius der Stadt, wie er sich in den Jahrhunderten bewährte im Bauernkrieg, im schmalkaldischen Krieg, in der trostlosen Wirrniß des siebzehnten Jahrhunderts, als es galt, gewaffnet bis an die Zähne, den drängenden Feind abzuwehren — ein kriegerisches Weib in hellem Harnisch mit leuchtendem Pallashelm.

Zwanglos plauderten sie eine Weile über dies und das, über Berg und Wald, welche die Stadt umkränzen, über die laute Welt draußen, von deren Gebrause manch ein Ton in die stille Stadt dringt und wie sie dann Alle die Ohren spitzen; vom Bürgermeistersjungen, den sie gestern in die christliche Gemeinschaft gereiht; auch von ihrem Vater sprach Auguste und Herr Hippius merkte an ihrer Rede, daß sie ihn nicht getadelt wissen wollte, voll innigeren Tones gedachte sie ihrer verstorbenen Mutter. Andächtig, hier und da ein Wort einwerfend, hörte Herr Hippius zu — aber die Pflicht rief, weshalb er bemerkte, er müsse sich nun wohl an die Arbeit machen. Dabei plaudern wir ja weiter, dachte er.

Schnell hatte sich der Winterabend herabgesenkt, Auguste zündete die Lampe an und trat an das Fenster, um den Laden zu schließen. Vom Winde gerüttelt, der mächtig sich erhoben hatte, schwankte das trübe Licht der Laternen und warf durch die Straßen schier gespenstige Lichter. Schnee wirbelte und trieb an die Fenster. Es war ein berückendes Bild, wie das Mädchen stand, das Provil ihm zugewendet, einen Arm erhoben, um nach dem Riegel zu greifen — als Hintergrund die dämmernde Nacht mit den jagenden Lichtreflexen und dem wirbelnden Schnee — wahrlich voll kriegerischer Hoheit. Einen Augenblick nur sah er es, aber nun wußte er's, Herrn Huddelchen's Idee war die rechte, als er sagte: Lassen Sie schneien.

So hatte es ihm durch den Sinn gezuckt und nun hielt er die Idee fest: im Hintergrunde die Stadt, deren Kirchthürme ragen, und die Bergkette, gelullt Alles in Schnee, trübe und erstorben im Frost. Unter den fallenden Flocken, weiß überworfen, steht hoheitvoll, sinnend gestützt auf das schirmende Schwert, der Stadt Genius; auf die Nebenfelder kommen die Embleme der einzelnen Thätigkeiten — ehrsam geruhig mögen sie wirken, so lange dieser Genius wacht.

Noch nie hatte die künstlerische Hingabe an seinen Gegenstand ihn so erfüllt, so sicher hatte noch nie die zeichnende Hand ihre Linien gezogen; völlig aufgegangen in seinem Thun, vergaß er das Plaudern mit seinem Modell; auch Auguste war einsilbig geworden, zwanglos saß und stand sie, ihr Gehaben dabei, was Herrn Hippius nicht entging und ihn noch mehr anspornte, drückte Freude und Stolz aus, daß sie gewürdigt worden, dem Genius der Stadt ihre Züge zu leihen.

Als endlich Herr Hippius fühlte, daß er heut genug gethan, sagte er seinen Dank, versprach am anderen Vormittag nach elf Uhr wiederzukommen, nahm sein Skizzenbuch und empfahl sich. Er fühlte dabei, daß er frostig Abschied nehme, während es ihm so sprudelnd

warm um das Herz war, aber es wäre ihm nicht möglich gewesen, in Worte zu kleiden, was er empfand.

Auf der Treppe begegnete er Herrn Huddelchen.

„Mörderlich schneit's," rief ihm dieser zu. „So ein Schneefall ist doch eine Pracht, so hübsch reinlich sieht das aus. Nun, wie steht's oben?"

„Da schneit's auch," antwortete Herr Hippius launig und eilte die Treppe hinunter auf die Straße in das wilde Gestöber.

(Fortsetzung folgt.)

Stockholm — die Stadt des Fernsprechers.

Ueber das gewaltige Telephonnetz Stockholms brachten wir vor einiger Zeit gelegentlich der „Zellstoffreise" des Vereins deutscher Zellstofffabrikanten unter dem Vorsitzenden desselben, Herrn Kommerzienrath Dessauer, bereits einzelne Nachrichten, die andeuteten, wie gewaltige Dimensionen der Fernsprechverkehr daselbst angenommen hat.

Es dürfte daher auch die nachfolgende Schilderung aus dem „Berl. Lokal-Anz." interessiren. Er schreibt: Das Wahrzeichen des modernen Stockholm ist ein mächtiger, viereckiger Thurm, ganz aus Eisenstangen, zwischen denen sich tausende feiner Drähte hin und her spinnen. Wie ein ungeheueres Netz scheint das Geflecht Himmel und Erde zu verbinden, zierlich an den vier oberen Ecken von kleinen Wartburgen gekrönt, die wie Schwalbennester mitten in der Luft zu hängen scheinen. Von welcher Seite man sich immer Stockholm nähert, aus dem wogenden Häusergewirr ragt stets auf viele Kilometer weit dieses zierliche, scheinbar tausendfältig durchbrochene Gerüst hervor, die Stadt beherrschend, ähnlich wie der Eiffelthurm Paris krönt.

Er bezeichnet die Stelle, an der sich das Haupttelephonamt der nordischen Residenz erhebt, und seine Maschen werden von dem Bereich zahlloser Leitungen gebildet, die hier sich kreuzen und zusammentreffen. Wohl in keiner Stadt Europas ist das Telephonwesen so ausgebildet — wie in Stockholm nirgends spricht man so viel, so gut und so billig durch den Draht. Mancherlei glückliche Umstände kommen dem glänzenden Aufschwunge des Fernsprechwesens in Schweden zu Hülfe. Die großen Entfernungen in der Stadt, zwischen deren einzelne Viertel sich Meerbusen einschieben, die Langsamkeit des Briefverkehrs, die Schwierigkeit der Kommunikation bergauf, bergab bei schlechtem Wetter ließen das Telephon bald als hülfreichen Freund erscheinen. In Schweden ist der Fernsprechverkehr kein Staatsmonopol. Der private Wettbewerb verbilligt die Anlage und zwingt auch die staatliche Leitung, unter Verzicht auf jede bureaukratische Beschränkung, dem Publikum jedes mögliche Entgegenkommen zu gewähren, und dadurch, daß der Leiter der großen „Allmänna Telefon-Aktiebolag", der Direktor Cedergren, eine der ersten Autoritäten Europas im Fernsprechwesen ist, war es möglich, die besten Apparate für diese Gesellschaft zu erhalten, die nicht nur viel zierlicher und eleganter aussehen als unsere in Berlin, sondern auch weit schallempfänglicher sind und den Ton laut und scharf wiedergeben. Einzelne schreiben dies allerdings der klarem und feineren Luft des Nordens zu; Direktor Cedergren selbst erklärte mir, es läge daran, daß er ausschließlich Doppelleitungen verwende, während man sich bei uns meist mit einfachen begnügt.

Der Bereich der „Allgemeinen" erstreckt sich auf 70 Kilometer im Umkreise von Stockholm, Städte wie Upsala sind darin einbegriffen, so daß die Abonnenten an der Peripherie Linien bis zu 140 Kilometern zu ihrer Verfügung haben. Die Abonnenten sind in verschiedene Klassen getheilt. Für die kleineren Orte beträgt der Preis für den bloßen Lokalverkehr 25 Kronen (die Krone gilt ein wenig über 1 M.), bei Anschluß für das ganze Netz 50 Kronen. Für Stockholm sind die Preise ein wenig höher. Die Vollabonnenten — im Verzeichniß durch einen Stern bezeichnet — zahlen 100 Kronen. Sie bestehen zumeist aus Geschäftsleuten. Das sogen. Haus-Abonnement beträgt nur 36 Kronen das Jahr. Dafür haben sie bis zu 400 Gesprächen frei, die einen Kontroll-Apparat markirt, und freien Verkehr mit den Stern-Abonnenten, die sie ohne Weiteres anrufen dürfen. Außerdem gibt es noch mittlere Abonnements mit beschränktem Anrufskreise zu 80 und 60 Kronen.

Bei diesen überaus günstigen Bedingungen (auch das Reichstelephon kostet nur 50 Kronen) ist natürlich die Zahl der Anschlüsse enorm. Die „Allmänna" hat über 21 000 Abonnenten, so daß jeder zehnte Einwohner Stockholms Telephon hat. In Upsala sind bei 20 000 Einwohnern 800 Abonnenten. Der Zuwachs steigt fortwährend in fortschreitendem Verhältnisse, mehr als 3000 Neuanschlüsse waren im letzten Jahre zu verzeichnen. Das Reichstelephon hat außerdem über 5000 Abonnenten.

Direktor Cedergren ist selbst der Ansicht, daß für die großen Linien des Verkehrs in einem Lande ein staatliches Telephon aus höheren Rücksichten unentbehrlich ist, während er für den Orts- und Nachbarschaftsverkehr die private Konkurrenz für empfehlenswerth erachtet. „Reichs" und „Allgemeine" stehen hier im Kartell, und

gegen die geringe Abgabe von 10 Oer werden die Abonnenten des einen mit denen des anderen verbunden. Die meisten Geschäfte haben doppelten Anschluß.

Die Zentrale der „Allmänna“ ist eine Sehenswürdigkeit, obwohl sie kürzlich durch einen Brand beschädigt wurde und der mächtige Neubau der Amtsräume erst in der Fertigstellung begriffen ist. Die Bedienung der Apparate findet ausschließlich durch Damen statt, hübsche, schlanke, blondhaarige Schwedinnen, die ausnahmslos flink, höflich und bescheiden sind.

Jede Verbinderin hat eine bestimmte Anzahl Abonnenten zu bedienen und eine gleiche Anzahl Verbindungsstöpsel zur Verfügung, und der Schrank, vor dem sie sitzt, enthält die nummerirten Verbindungsöffnungen sämmtlicher Abonnenten. Die Schaltschränke, Leisten, Löcher und Stöpsel sind von einer Feinheit und Zierlichkeit, die bis an die erprobte äußerste Grenze der Widerstandsfähigkeit geht. Da es aber einer Telephonistin nicht möglich ist, ein Schaltbrett zu bedienen, das breiter als zwei Meter ist, so müssen die Schaltlöcher für den neuen Abonnentenzuwachs über den Köpfen der Telephonistinnen angebracht werden, und die jungen Damen müssen dann, den Propfen in der Hand, jedesmal hoch emporschnellen, wenn ein Anschluß mit einer hohen Nummer gewünscht wird, so daß für den Stockholmer Telephondienst künftig nur noch Figuren, die das Gardemaß haben, verwendet werden. Man sieht, es ist hier zu Lande nicht immer ein Glück, „klein und niedlich“ zu sein!

Von dem Umfang des Gebrauchs, dessen sich der Fernsprecher in Schweden erfreut, kann man sich kaum eine Vorstellung machen, und Ruheposten haben die jungen Damen auf den Aemtern wahrlich nicht. In den größeren Hotels ist in jedem Zimmer neben dem elektrischen Licht Telephon, das dem Gast gegen eine geringe Gebühr, 10 bis 15 Oere per Gespräch, zur Verfügung steht, und der Portier hat an dem mächtigen Schaltbrett in seiner Loge fortwährend zu hantiren.

Das Dienstmädchen verabredet sich telephonisch mit ihrem Soldaten, der Holzhacker, der die Buchenklötze klein macht, hat Telephon und wird angerufen, wenn man seiner bedarf, um den Ofen zu heizen; die Gesellschaft, die sich anschickt, in die Kneipe zu wandern, bestellt telephonisch beim Oberkellner gute Plätze, und wenn sie ankommt, steht das Senörgäsbrod schon auf dem Tische.

Die Fischhändler und die Aepfelfrauen in den leichten Buden auf den offenen Märkten verkehren mit ihren Kunden, ihren Niederlagen daheim telephonisch; sie lassen sich neue Vorräthe kommen, sie theilen Herrschaften mit, was sie noch auf Lager haben. Diese Buden dürfen nicht über den Sonntag stehen bleiben: sie werden Sonnabend abgebrochen und Montag wieder aufgebaut, und mit ihnen verschwindet und erscheint immer wieder das Telephon, und eiserne Träger zwischen den Standplätzen sind zur Führung und Leitung der Drähte in den Boden gerammt; denn fast jede Bude, jeder Stand hat seinen besonderen Anschluß.

Sobald ein Dampfboot auf dem Fluß oder in einem Seehafen, an welcher Station immer anlegt, wird sofort telephonische Verbindung mit dem nächsten Amte hergestellt und jeder Passagier kann mit jedem im ganzen Lande Angeschlossenen ohne Weiteres sprechen.

Als Kaiser Wilhelm in Schweden war, funktionirte der Fernsprechverkehr so genau, daß er, kaum nachdem die „Hohenzollern“ in irgend einem Hafen Anker geworfen, augenblicklich in der Lage war, mit seiner Familie, mit den Ministern in Berlin, mit dem König von Schweden zu sprechen.

Der Kaiser war von dem scharfen und raschen Arbeiten der schwedischen Einrichtungen auf's Höchste überrascht, und auf das reiche Lob, das er in Stockholm dem Direktor Cedergren beim Besuche der Fernsprechzentrale ausdrückte, ist der verdiente Ingenieur heute noch ganz besonders stolz. C. (B. L.-A.)

Denksprüche.

Es ist wohl schwer, zu ziehen
Von denen, die uns lieb,
Und die ein heilig Fühlen
In uns're Seele schrieb;
Doch ist ob allen Häuptern
Ein gleiches Blau gespannt,
Und eine gleiche Sonne
Wärmt auch das fernste Land. —

Es ist wohl schwer zu scheiden
Auf immer von der Welt,
Von Allem was sie Theures
Für unser Herz enthält;
Doch öffnet einst ein Himmel
Sein golden strahlend Thor,
Und ruft verwandte Seelen
Vereinigend empor.

Doch bitt'rer noch und schwerer,
Als selbst des Todes Pein,
Ist lieben und vergessen
Von der Geliebten sein;
Das ganze Maß des Schmerzes
Ruht in dem einen Wort,
Man stirbt und lebt doch sterbend
In tausend Qualen fort.

Hyazinth von Schulheim.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 69. Freitag, den 24. März. 1899.

Der Genius im Schnee.

Von *** ***

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

III.

Ja, da oben im zierlichen Mädchengemach hat es geschneit: Herrn Hippius wurde da der Gedanke lebendig: Herrn Huddelchen's Intuition in die That umzusetzen, den Genius der Stadt im Schnee darzustellen. Jetzt peitschte ihm, als er nach Haus ging, der heftige Wind Schnee in das Gesicht, er aber achtete nicht darauf. In seinem alten Herzen hatte es gezündet und brannte lichterloh. Wenn das wahr werden könnte, was er jetzt erwog. Und weshalb nicht? Wie hat sie mich angesehen! Und wie vertraut sprach sie zu mir! Gegenseitig haben wir's uns angethan. Zugegriffen, Hippius! Was thut's auch, daß der Schwiegervater so ein Malefizkerl ist — nun, den heirathet man mit und weiß ihn fern zu halten. So ganz gottverlassen dämlich ist er ja auch nicht, daß er solche Ehre, die ihm unverdient widerfährt, nicht zu schätzen wüßte; mit welchem kindlichen Respekt sprach meine Auguste von ihm. Freilich, seine Sonderbarkeiten hat er, die wir ihm abgewöhnen werden. Am Ende — halt, ich hab's! am Ende hat Vater Huddelchen diese ganze Unterthänigkeitsadresse nur ersonnen, hat Namens der städtischen Behörden den Auftrag an mich ergehen lassen, um mich zu kapern.

Hingerissen von einem Gluthgefühl, wie er es sein Lebtag nicht gekannt, war jetzt Herr Hippius in seinem Selbstgespräch beinahe so weit, zu behaupten, Herr Huddelchen lasse den Erbprinzen überhaupt nur heirathen, um selbst zu einem Schwiegersohne zu kommen, mit dem er Staat machen könne.

Gehe ich so still für mich zu Rath, einsam meine Straße schreitend, über mir den bleiernen Himmel, Schnee und Wind um mich, wo ein Anderer nach Hause jagen würde, ich aber habe keinen anderen Gedanken als meine Liebe und meine Kunst, die göttlich in eines sich verwoben — sinne ich so sachtechen für mich, so drängt sich mir vorlaut die Bemerkung auf, ich sei ein alter Kauz und sie ein blühendes Mädel. So an vierzig Jahre mag ich wohl mehr auf meinem Buckel haben. Vierzig Jahre, hm — bei Licht besehen, was sind vierzig Jahre pflichtgetreu kunstreich zugebracht und dabei gemieden, was extravagant ist. Ein Künstler, den die Unsterblichen zu sich erhoben, ist ewig jung. Recht erwogen, werden Leute meines Schlages sogar, wenn Liebe sie ergriffen, jugendlicher, begehrenswerther mit den zunehmenden Jahren. Sogar bei einem ganz gewöhnlichen Sterblichen kommt es vor, daß er seiner Erkorenen um Jahrzehnte voraus ist . . . da ist zum Beispiel der Oberamtsrichter . . . man sieht's ihm an, daß ihn die Ehe verjugendlichte . . . bei Nacht und Nebel ließ es sich bemerken, wie verliebt die Beiden ineinander sind, in welch glücklicher Ehe dieses Musterpaar lebt. Wie er ihr gestern Abend beim Einsteigen half, o, das war ein Vorbild! Früher grübelte ich wohl oft der Sache nach: Hippius, sagte ich mir, 's ist doch wohl kein Glück, so seelenallein deine Tage zu verbringen. Kein Weib sorgt für dich, keine Kinder umscherzen dich und ihre Fröhlichkeit scheucht die Sorgen fort, noch ehe dieselben sich recht hervorwagen. Hippius, hab' ich mir oft zugerufen, sei kein Thor blick' um dich — greif' zu. Aber ich war dazu nie bei Laune — die Wahrheit zu gestehen, schaute ich ein Weib nie anders an als mit dem Auge des Künstlers. Das war mein Glück. Denn wäre ich jetzt, wo mir in meiner Auguste Heil erblüht, verheirathet — vielleicht Vater mehrerer Kinder — o Graus! Meiden kann ich sie nicht mehr, die meinem Herzen allzu theuer ist . . . gesetzt also diesen schrecklichen Fall . . . was wirst du nun thun, Hippius? Da fließen solche Esel, die nie verheirathet waren, denen es nachzuempfinden nicht vergönnt ist, was, in Fesseln geschmiedet, ein Ehemann leidet, wenn er eine Andere liebt, von moralischen Sentenzen über. Ist das unmoralisch, wenn ein Künstler — ich betone: ein Künstler, natürlich kein Ochsenmetzger oder sonstiger Plebejer — wenn also ein Künstler, den Busen voll hochfliegender Ideen, eine Andere liebt als seine Angetraute? wenn er mit ihr durchbrennt? Muß dem künstlerischen Ideal

nicht die kommune Sitte weichen, die für Alltagsmenschen zugeschnitten ist? Sie an seiner Seite — mit der er nämlich durchbrannte — wird er Göttliches schaffen, wird kommenden Meistern ein Vorbild sein, während er bei seiner Angetrauten . . . o, das ist gar nicht auszudenken! Also werde ich ohne Skrupel . . . Skrupel sind für Alltagsmenschen . . . was ein rechter Künstler ist, macht sich nie Gewissensbisse . . . also werde ich mit meiner Auguste . . . durchbrennen . . . wenn es sein muß . . .

Dieses wüthend gewordene Selbstgespräch führte ihn dahin, daß er im Augenblick selbst glaubte, er sei verheirathet und Vater hoffnungsvoller Söhne und Töchter. In solche Aufregung hatte er sich hineingedacht, daß er, ohne auf den Weg zu achten, in diesem Unwetter kreuz und quer ging, was er erst bemerkte, als er durch und durch naß war. Etwas kleinlaut geworden, aber noch immer nicht recht zur Vernunft gekommen, beeilte er sich, nach Hause zu gelangen und seine Kleider zu wechseln, wobei es sich herausstellte, daß sein Zylinderhut so sonderbar metamorphosirt war, und zwar in Form sowohl als Farbe, daß er ihn nur gleich unter seine Raritäten hatte einordnen können, auch die neue Cravatte trug Merkzeichen dieser merkwürdigen Wanderung. Was aber bedeuten so kleine Unglücksfälle gegen die wundersame Metamorphose, die mit ihm selbst vorgegangen und ihn veranlaßte, sein Schicksal, dem er sonst grollte, bis zu den Sternen zu erheben. Seine Kunst hatte er geliebt, achtlos aber war sie an ihm vorübergegangen, Anderen zueilend, denen sie verschwenderisch aus ihrem Füllhorn die reichsten Gaben in den Schooß warf. Nie hatte die Liebe ein Lächeln für ihn und jetzt, wie ein schöpferischer Gedanke in der Seele sich bildet, urplötzlich und voll zwingender Gewalt: mächtig steht sie da und überstreut ihn mit allem Reiz, mit aller jauchzenden Lust. Gesellig sind die Götter. Kunst und Liebe verschwistern sich und neigen sich ihm.

In dem berauschenden Bewußtsein, er sei ein Liebling der Götter, die ihm bisher ein einsames Leben beschieden, damit ihn Größe und Glück nicht übermüthig machen, wendete er sich den Bildern der todten Meister zu, welche sein Atelier zierten. Mit wem anders konnte er, das Herz übervoll zum Zerspringen, verkehren als mit ihnen? Wie oft hatten sie, als ob sie redeten, ihn besänftigt, wenn er verbittert über sein ödes Leben zu ihnen trat. Heut aber redeten sie ihm nicht — im Unglück treue Gesellen, verließen sie ihn im Glück. So seltsam es klingen mag, es lag aber einmal dergleichen in Herrn Hippius Charakter, daß er in Allem Dilettant war, im Leben wie in seiner Kunst, im Ertragen von Unglück und Glück, immer tappte er nach einer Stütze und fand doch nie den rechten Halt: sein Glück vermochte er nicht allein zu tragen, er suchte Kameraden, nicht um ihnen sich zu offenbaren, vielmehr um vor dieser Ueberfülle, die auf ihn einstürmte, zu fliehen — vor der Pein des Glückes. Der Geängstete, sagte er sich, den ein Geschick niederwarf, sucht die Einsamkeit auf, jeder Zuspruch würde seine Qual vermehren. Freude aber ist mittheilsam, der Frohe hat die Empfindung, seine Gegenwart, sein heitres Gesicht genüge, auch auf Andere einen Abglanz seines Jubels gleiten zu lassen. Im Wilden Mann, meinte er, werde er wahrscheinlich leidliche Gesellschaft finden, etwas gemischt freilich — aber was thut's? Was zusammengehört, rückt eben zusammen und die Abendstunden fließen einem dabei schnell und angenehm dahin.

Der Wilde Mann, eine alte verräucherte sagenumwobene Weinstube, in der wohl seit hundert Jahren keine richtige Veränderung vorgenommen, war der Sonderling unter den Kneipen der Stadt, der seinen Tag grämlich verbrachte, mit der Dämmerung sich ermunterte, erst der Nacht sein wahres Antlitz enthüllte — das strahlte in Lebensfreude. In dieser Kneipe hatte Herzog Ulrich von Württemberg, als er sein Land meiden müssen, einen tiefen Nachttrunk gethan und dabei in Verbitterung und wildem Uebermuth leere und volle Kannen an die Wände geschleudert; als er gen Amorbach zog, rastete hier um Mitternacht Herr Götz von Berlichingen, während auf der Straße der helle Haufen um die Fässer sich balgte. In alter Zeit ging's hoch her bei Becher und Kartenspiel — immer bei Nacht, wie die städtische Chronik berichtet — was oft blutige Raufereien zur Folge hatte. Mochte es sein, daß die Weinstube im Tagesschein allzu garstig aussah, oder war es einmal die alte Tradition, welche des Wilden Mannes nur gedenkt in der Stunde nach Feierabend bis der Nachtwächter den Thorschluß gebietet: nach wie vor blieb er ein Nachtfalter und es ging da wie in früherer Zeit oft laut und ungeberdig zu.

Als er eintrat, wurde Herr Hippius mit lautem Zuruf begrüßt. Daß die städtischen Kollegien eine Adresse an den Erbprinzen beschlossen und die Ausführung ihm übertragen hatten, wußte bereits die ganze Stadt; auch das wußte man, daß Auguste Huddelchen ihm als Modell des Genius sitze, was allerdings den Familienvätern nicht recht war, die doch auch verewigungswerthe Töchter hatten; da indeß Einer auf den Anderen eifersüchtig war, ließen sie ihren Aerger sich nicht anmerken, überboten sich vielmehr, Herrn Hippius Glück zu wünschen und ihm zuzutrinken. Wie ein Monarch, dem die Leute zujubeln, nahm er wohlwollend lächelnd als etwas Selbstverständliches die

Huldigungen entgegen, nickte hierhin und dorthin und schlürfte bedächtig langsam vom guten Wein. Noch saß er beim ersten Schoppen, als die breite schwere Thür aufgerissen wurde, Herr Huddelchen sich in die Stube schob und, als er seiner ansichtig wurde, geradewegs auf ihn zu ging, ihm derb die Hand schüttelte und neben ihm Platz nahm.

„Kalmuth — Auslese — dreiundfünfziger!"

Alle steckten die Köpfe zusammen, man meinte nicht anders, als daß der Ochsenmetzger den Rappel habe, denn öffentlich trinkt man Kalmuth Auslese dreiundfünfziger nur bei Jubiläen und Hochzeiten, heimlich beim Abscheiden einer Erbtante.

Als nun gar der Herr Gemeinderath Herrn Hippius aufforderte, auszutrinken und mit ihm den Dreiundfünfziger auszustechen, wollten Verwunderung und Geflüster kein Ende nehmen.

Assessor Hohenfeld, ein schmucker junger Mann mit munteren Augen und prächtigem braunen Vollbart, der vor Jahresfrist an das Landgericht versetzt war und wegen seiner Unterhaltungsgabe besonders geschätzt wurde, mochte darüber einen ganz besonderen Aerger empfinden, welcher ihn zu der unbedachten Aeußerung verleitete, der alte Hippius sei eine klapperige Maschine, die gründlich eingeölt werden müsse, um in Gang zu kommen — der ölige Wein werde ihn aber nicht erleuchten.

So leise diese Worte gesprochen waren und so leise das allgemeine Kichern war, das ihnen folgte, Herr Hippius, der instinktiv fühlte, daß man über ihn munkle, hatte sie halb gehört und warf dem Sprecher einen feindlichen Blick zu.

Der ersten Flasche folgte eine zweite und dritte. Herr Huddelchen, der den Ausdruck, daß es auch oben schneie, richtig gedeutet hatte, war in rosiger Laune und wußte einen Schmeichelton anzuschlagen, welcher auf Herrn Hippius, dem der schwere Wein den Kopf verdrehte, nicht ohne Wirkung blieb; daß der Ochsenmetzger dabei seinen Zweck verfolge, kam ihm nicht in seine Gedanken, die immer lustiger wurden.

„Nun, lieber Freund, wie ist's mit dem Ochsenfell?" flüsterte zutraulich Herr Huddelchen und goß seinem Gaste ein. „Ein wunderschönes schwarzes habe ich eigens für Sie zurückgelegt. Greifen Sie zu."

Herr Hippius, der sich so selig fühlte, daß seine Gebelaune entschuldbar war, versprach, das schwarze Ochsenfell in Erwägung zu ziehen; das war bei der zweiten Flasche; bei der dritten Flasche gab er feierlich sein Jawort.

Als er beim Morgengrauen, geführt von Herrn Huddelchen, der weinte und Lieder sang und eine Virtuosität bewies, die Laternenpfähle anzurennen, nach Hause torkelte, tanzte vor seinen Augen ein schwarzer Riesenmastochse mit feuersprühenden Nüstern und Augen wie glühende Kohlen, mit einem Schwanze, der hochgeschwungen wirbelnd sich drehte, und er senkte den spitzgehörnten Kopf wie zum Angriff und hinein in Herrn Huddelchen's Lieder brüllte er die drohenden Worte: Mein köstliches Fell gefällt dir, Hippius? Erst spieße ich dich, dann schinde mich.

(Fortsetzung folgt.)

Kochsalz.

Je reichlicher uns ein Stoff zu Gebote steht, desto weniger Beachtung pflegen wir ihm zu schenken. Dies gilt besonders von dem Salze. Im Alterthum betrachtete man dasselbe wegen seiner Reinheit und weil es gegen Verwesung und Auflösung (Trennung) schützt, als Sinnbild der Reinheit, Freundschaft und Wiedergeburt. Im Orient wird ein Bündniß noch heute dadurch geschlossen, daß gegenseitig Salz gereicht und ein wenig davon genossen wird.

Auch im täglichen Gebrauch des Salzes verdient letzteres eine etwas sorgfältigere Würdigung, als sie ihm gewöhnlich zu Theil wird. Dasselbe ist nicht blos als Gewürz anzusehen, sondern auch als ein ganz unentbehrliches Nahrungsmittel. Es ist bekanntlich ein wesentlicher Bestandtheil des Blutes und der Körpergewebe (namentliche der Knorpel) und wird durch Haut, Nieren und andere Absonderungsorgane beständig in so beträchtlicher Menge aus dem Körper entfernt, daß wir ihm fortwährend Ersatz dafür auf's Neue zuführen müssen. Da die pflanzlichen Nahrungsmittel weit weniger Salz enthalten, als die thierischen, so müssen erstere auch mehr gesalzen werden, als letztere, die um so weniger Salz bedürfen, je blutreicher sie sind.

Das Kochsalz unterstützt auch die Verdauung insofern, als es die Absonderung der Verdauungssäfte anregt und die Auflösung eiweißartiger Stoffe und schwerlöslicher Fette befördert. Dadurch aber, daß es dem Blute Wasser entzieht, erzeugt es Durst.

Wird das Salz in zu großer Menge genossen, so erschwert es die Verdauung, statt sie zu fördern, zumal wenn gleichzeitig die nöthige Menge guten Nahrungsstoffes fehlt. Es entsteht in diesem Falle die sogenannte skorbutische Blutentartung (der Scharbock). Besonders schädlich ist deshalb der ausschließliche Genuß von Salzfleisch (auf Schiffen), dem das Salz einen großen Theil seiner Nährstoffe entzogen hat. Mit solchem Fleische müssen stets noch Gemüse, Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Brod genossen werden.

Um die Folgen zu reichlichen Salzgenusses zu verhüten, muß man beim Salzen der Speisen darauf bedacht sein, durch möglichst wenig Salz eine möglichst starke Geschmackswirkung zu erzielen. Hierbei kommt in Betracht, daß das in der Küche in großer Menge verbrauchte Salz nicht genügend ausgenutzt wird. Jeder weiß, daß eine Fleischbrühsuppe, die nur schwach gesalzen erscheint, gewöhnlich versalzen schmeckt, wenn man sie einen Tag stehen läßt. Ebenso verhält es sich mit den sonstigen gesalzenen Speisen. Das Salz ist also noch nicht ausgenutzt in ihnen, wenn wir sie genießen, es ist noch nicht vollständig gelöst. In der That sind dann aber die betr. Speisen versalzen und wir führen damit dem Körper eine Menge Salz zu, die nur schädlich wirken kann, indem sie in dem Verdauungskanale den Lösungsprozeß fortsetzt und dazu die Magen- und Darmflüssigkeiten verbraucht die naturgemäß zur Auflösung der Nahrung hätten verwendet werden sollen.

Zur Vermeidung dieser Unzuträglichkeiten sollte man, so weit dies möglich ist, nie unmittelbar mit dem Salze selbst, sondern mit einer Auflösung von Salz die Speisen würzen. Zu diesem Zwecke bringe man in eine gewöhnliche Weinflasche etwa 1/5 Pfund Salz, fülle dann die Flasche mit Wasser an und lasse sie wenigstens acht Tage wohlverstöpselt an einem nicht zu kühlen Orte stehen, indem man sie täglich einmal umschüttelt. Nun wird das Salz gelöst sein, und man salze die Speisen, indem man die erfahrungsgemäß nöthige Menge Salzwasser denselben beimischt.

In einem größeren Haushalte wird man vielleicht täglich eine Flasche in besagter Weise zurechtstellen und je die älteste der aufgestellten Flaschen in Verwendung nehmen müssen. Man wird dann bald wahrnehmen, daß man sich weit wohler befindet, als bei dem früheren stärkeren Salzverbrauche.

Die zuckerhaltigen Gemüse, wie Erbsen und Mohrrüben, sollte man gar nicht salzen, sondern lieber mit etwas Zucker würzen. Auch bei vielen anderen grünen Gemüsen genügt schon oft das Salz, das sich in der zu ihnen verwendeten Butter befindet. An trockene Hülsenfrüchte ist das Salzwasser erst zu gießen, wenn sie weich gekocht sind, weil sie bei früherem Salzen hart bleiben. Dagegen werden Fleischspeisen und Fleischsuppen schmackhafter, wenn man sie gleich beim Ansetzen salzt.

Auch beim Gebrauche des Salzwassers darf man nicht mit einem Male so viel verwenden, wie der Geschmacksinn verlangt, weil auch in diesem Falle die Lösung sich noch fortsetzt.

Uebrigens kann man durch kleine Gläser, die vollgegossen eine gewisse Menge Salzwasser fassen, sich leicht ein Maß herstellen, das, nachdem es einmal ausgeprobt ist, dieses Geschäft für die Folge erleichtert und das Versalzen verhindert.

Mannigfaltiges.

— „Mit dem Hut heirathen". Das niederländische Gesetz läßt die „Verheirathung mit dem Handschuh" zu. Es ist dies eine vorläufige Eheschließung, die ein Freund des in überseeischen Ländern weilenden Bräutigams mit der in den Niederlanden weilenden Braut auf dem Standesamte vornimmt. Bei dieser Gelegenheit trägt der stellvertretende Bräutigam Handschuhe, welche der wirkliche Bräutigam gesandt hat. Seine Rechte beschränken sich im Uebrigen darauf, die Braut zu Tische zu führen und sie schließlich an Bord des Schiffes zu geleiten, das sie in die Arme des Gatten führt. Bei Ankunft wird dann die Eheschließung nochmals vorgenommen. Diesem merkwürdigen Gebrauch hat sich, wie die „Deutsche Wochenztg. in den Niederlanden" schreibt, ein neuer hinzugesellt, der bei Heirathen zwischen Europäern und javanischen Frauen nach mohammedanischem Ritus zur Geltung kommt. Es ist dies die „Trauung mit dem Hut", welche einen wirklich lächerlichen Beigeschmack hat. Der Europäer schreibt einfach dem Panghulu (Oberpriester), er sei verhindert, zu kommen, und schickt ihm einen seiner Hüte. Ein Verwandter der javanischen Braut setzt den Hut auf und begleitet sie bedeckten Hauptes zum Missigit (Tempel), wo die Einsegnung der Ehe nach mohammedanischem Ritus vor sich geht.

— Heitere Zeitungsschau. Dem „Bütower Anzeiger" vom 7. März wird gemeldet: „In Ungarn hat das neue Ministerium die Regierung angebraten." Hoffentlich trägt das zur Haltbarkeit der Regierung bei. — In der „Kölnischen Zeitung" vom 8. März heißt es am Schluß einer Meldung aus Württemberg: „Wozu das Danaidenfaß ausschöpfen, das doch nicht leer wird?" Das Danaidenfaß scheint neuerdings eine der früheren ganz entgegengesetzte Einrichtung erhalten zu haben.

Wunsch.

Wenig ist, was ich begehre,
Und doch steht es mir so fern:
Aus dem ganzen Sternenheere
Einen einz'gen lieben Stern!
Und was Himmel, Erd' und Meere
Noch umfassen — ließ ich gern! —

J. Ch. Frhr. v. Zedlitz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 70. Montag, den 27. März. 1899.

Der Genius im Schnee.

Von *** ***

(Fortsetzung.)

IV.

Dieser unselige Ochse litt an Verfolgungssucht: als Herr Hippius angekleidet auf sein Bett gesunken war und unruhig sich wälzte, raste er ihm in den Traum und wollte vom Tanzen und Brüllen nicht lassen. Was träumend der gute Mann litt, als die Angst ihn am Schopfe hielt, das überstieg seine Kräfte. Kalmuthgeister hatten es darauf angelegt, das rabbiate Thier immer mehr aufzustacheln — mehrfach schrie Herr Hippius laut auf, als der Feuerstrom, der aus weitgeöffneten Nüstern in sengenden Strahlen sich ergoß, seine Kleider in Brand setzte, daß sie qualmend ihm den Athem benahmen. Und während er vor Schmerzen sich krümmte, hörte er Gekicher neben sich und unterschied deutlich die Stimmen der Stammbrüder am ovalen Tisch im Wilden Mann, am lautesten aber lachte der Assessor, herausfordernd wackelte sein Bart dabei, und Herr Hippius hörte, wie besagter Hohenfeld besagtem Ochsen anfeuernd zurief: Gib's ihm ordentlich, er trinkt sonst alles Oel aus und wollen wir Kalmuth trinken, ist nichts mehr da . . . nichts . . . gar nichts . . .

Ihrer Sünde Maaß quillt über, Herr Assessor, stöhnte Herr Hippius. Sie wollen ein Mann sein, der Recht spricht . . . der die Staatsanwaltschaft vertritt . . . und treiben selbst Unfug . . . reizen die Bestie, statt ihr, wie es die Nächstenliebe gebietet, beruhigende Tropfen einzugeben, zu Haß und Verachtung auf . . . o, das vergeß' ich Ihnen nie . . . das tränk' ich Ihnen ein . . .

Dieser Assessor ärgerte ihn fast noch mehr als das andrängende Thier. Vor Aerger erwachte er.

Ihm schmerzte der Kopf, in der Magengegend fühlte er Beschwer, vor den Augen flimmerte es, die Hände zitterten. So sehr er sich auch dagegen sträubte, mußte er sich gestehen, daß der Ochse, der ihm keine Ruhe gegönnt, in einen Kater sich verwandelt habe. Als ihm diese Erleuchtung kam, bemerkte er zugleich, daß sein Schlafzimmer erleuchtet war, und zwar vom lichten Tage, woraus sich unweigerlich ergab, daß er die Zeit verschlafen habe.

Er wollte nach der Uhr sehen und wunderte sich, daß diese nicht auf dem Nachttisch lag. Jetzt entsann er sich, daß er sich ja gar nicht ausgezogen habe — er griff also, noch immer liegend, in die Westentasche — die Uhr stand, was daher rührte, daß er sie gestern Abend im Freudenrausch aufzuziehen vergessen. Da erhob er sich und schleppte sich mühsam in das Atelier. Die Wanduhr zeigte zehn Uhr siebenundzwanzig Minuten.

Um acht Uhr hätte ich in der Klasse sein sollen, sagte er schwermüthig und schüttelte bedenklich den Kopf. Daran ist dieser Assessor schuld — was hatte er nöthig, mit seinem vertrackten Lachen in meinen Traum zu schleichen? Was geht Sie mein Traum an, Herr Assessor?

Trotzig warf er den Kopf hoch.

Ich bin krank — krank, rief er. Das Recht, krank zu sein, lasse ich mir nicht nehmen . . . ein Kranker kann seiner Pflicht nicht nachkommen. Ich werde dem Rektor schreiben.

Auch nur einige Zeilen auf das Papier zu werfen, machte ihm unsägliche Beschwer. Eben wollte er schellen, um seine Quartierwirthin zu ersuchen, den Brief befördern zu lassen, als ihm einfiel, daß ihn nach elf Uhr Fräulein Auguste erwarte.

Ich bin verloren, rang es sich aus ihm los und vernichtet sank er auf den historischen Stuhl.

Sitzt ein Erleuchteter auf diesem Stuhl, so durchrieselt ihn mit magischer Gewalt das Fluidum — vom Paradies geht es aus, erhält durch die Sündfluth Verstärkung, rinnt als wundervoller Strom durch die Beinkleider in den Körper, immer höher bis in das Gehirn, wo es die prächtigsten Gedanken erzeugt.

Ein solcher Gnadenstrom wirkte bereits in Herrn Hippius' Gehirn, er eilte wieder an den Schreibtisch, setzte sich und warf auf das Papier die geflügelten Worte:

Besonders hochverehrtes Fräulein Auguste!

Erzürnt über diese Stadt, in deren Mauern etliche sich befinden, welche das Gebot der Nächstenliebe derartig außer Acht lassen, daß sie nur ihrem Bauche leben und für ihre frommen Mitbürger nur höhnisches Lachen erübrigen, beschlossen die Götter eine Strafe. Um die Schuldigen zu treffen, sendeten sie eine Epidemie. Launenhaft aber ist die tückische Krankheit, die auch auf Unschuldige überspringt. Auf mich spang sie über — gewissermaßen schauerlich ist, was ich leide. Aber dieser miserable Zustand geht schnell vorüber. Für heut entschuldigen Sie mich, besonders hochverehrtes Fräulein Auguste. Morgen nach elf Uhr stelle ich mich Ihnen vor und dann wollen wir nachholen, was wir heut versäumen müssen. Was die Gottheit verhängt, trage ohne Murren der Mensch, wenn ihn auch Sehnsucht verzehrt. Wie mich dieselbe verzehrt, läßt sich in Worten nicht ausdrücken, weshalb ich meinen Brief schließe und in Gedanken Ihre lieben Hände küsse. Also auf Wiedersehen morgen — ich habe Ihnen, mein Genius, viel zu sagen.

Ihrer gedenkend verbleibe

Ihr ewig getreuer

Hippius.

Schwere Mühe hatte es ihn gekostet, einen so langen Brief zu schreiben. Jetzt überflog er denselben und sah, daß er gut war, nicht allein geistreich in Erfindung und Ausdruck, sondern auch von eminent praktischer Bedeutung durch den Hinweis auf Kommendes. Ich habe Ihnen, mein Genius, viel zu sagen — was wird mein Genius empfinden, wenn er diese Verheißung liest?

Nachdem er der Quartierwirthin eingeschärft, den Boten zu beauftragen, auf dem Rückwege bei dem Kaufmann gegenüber einen sauren Häring und eine Flasche Selterswasser zu erstehen, gab er sich seinen Gedanken hin. Allein mit seinem Kater, überflog er noch einmal die Geschehnisse des gestrigen ereignißreichen Tages und wie er Alles durchging, bei Gewichtigerem verweilend und Bedeutungsloses bei Seite schiebend, kam ihm ein Erinnern an eine gewisse Verpflichtung. Mit einem ordinären Ochsenfell soll er seinen Genius umkleiden? warum nicht gar dessen Lockenkopf mit einem Diadem von Blutwürstchen umwinden? Aber beschworen hast du's Hippius, und keiner der Himmlischen entbindet dich von dieser fürchterlichen Verpflichtung. Ahnend sehe ich im Geist, wie mein Verhängniß schreitet . . . das Fell ist mein Schicksal . . . meine Kunst trägt es zu Grabe . . . entfremdet mir meinen Genius . . . überläßt mich Armen einem verbitterten einsamen Alter. O Tücke . . . Tücke . . . könnte ich . . .

Hilfeflehend schaute er sich um und seine suchenden Augen blieben auf dem historischen Stuhle haften. Tröstend wird er mir zuraunen, schoß es ihm durch den Kopf, was ich könnte . . .

So setzte er sich denn nieder und erwartete das Zuströmen des befreienden Gedankens. Rieselnd regt sich sogleich des Fluidums magische Gewalt — im Paradies wird es lebendig und die Sündfluth hilft nach und nun ergießt sich befruchtend durch die Beinkleider in den Körper, höher sich entwickelnd bis in das Gehirn, der gedankenspendende Strom. Gleichzeitig aber vermehrte sich der Kopfschmerz, das unbehagliche Gefühl nahm zu und eine solche Mattigkeit bemächtigte sich seiner, daß schlaff der Kopf auf die Brust sank; während er so da saß, bewältigt von der Fülle seines Elendes, sah er vor sich gebreitet das schwarze Fell, es schrumpfte zusammen und wurde allmählich so klein, daß er es hätte in seine Tasche stecken können. Wie er noch grübelte, was die Erscheinung zu bedeuten habe, schlief er ein.

Als er nach Stunden erwachte, fühlte er sich so zerschlagen, daß er meinte, seine Glieder hielten nicht mehr zusammen, und ein weicheres Ruheplätzchen als diesen historischen Stuhl aufsuchte. Aber der Kopfschmerz hatte nachgelassen und er gab sich mit geschlossenen Augen seiner Freude hin, da ihm durch das Orakel geoffenbart worden war, wie das schwarze Fell gedeihlich zu verwerthen sei. Bald stellte sich das Bedürfniß nach Speise und Trank ein, Häring und Selterswasser schienen ihm die passende Krankenkost.

Als es zu dunkeln begann, ging er zu Bett, schlief friedlich, von keinem Traum geängstigt, bis zum Morgen, hielt seine Schulstunden, erstand einen Strauß weißer Rosen und ging in dem erhebenden Bewußtsein, daß er Großes vorbereite, zu seiner Auguste.

Sie hielt ihm, als er bei ihr eintrat, beide Hände entgegen und gestand, seinetwegen sei sie in Aengsten gewesen, auch ihr Vater habe von der epidemischen Krankheit zu leiden gehabt. Aber Gott Lob, nun seien ja Beide wieder wohlauf . . .

„Wäre es nicht Winterszeit“, unterbrach sie Herr Hippius im Ueberschwang seiner Empfindungen und überreichte ihr den Strauß, „eine Fülle weißer Rosen wollte ich zusammenbringen . . . mein Genius gebettet in Rosen . . . herrlichstes Götterbild . . . anbetend würde ich niedersinken und Dir . . . Ihnen . . .“

„Dank für die schönen Rosen!“ sagte Fräulein Auguste, „die nehme ich gern an, aber Ihre Worte sind zu schön für mich . . .“

„Sie sind nur ein verirrter Ton aus der Harmonie, ein verklingendes Echo dessen, was ich für Sie empfinde. Längst verblüht sind die weißen Rosen, nur wenige

Exemplare sieht man in den Blumenläden und rafft sie zusammen, um das Holdeste damit zu schmücken . . . aber ihre Farbe trägt auch der Winter . . . in Flocken treibt es vom Himmel . . . und so stelle ich Sie dar, von dem fallenden Schnee weiß überworfen. Ihrem Reize, daß er ihn köstlich heraushebe, dient selbst der Winter . . . Alles neigt sich Ihnen . . . der schwarze Ochse, den mit treffsicherer Hand Ihr Vater seinem Ziele zuführt, rechnet es sich zur Ehre . . ."

„Sie treiben den Scherz zu weit, Herr Hippius!"

Fräulein Auguste's Stimme bebte, während sie sprach, halb war ihr zum Lachen und halb zum Weinen. War das toller Scherz, ein Vorgreifen des nahen Faschings? oder spottet er ihrer, die ihm unbefangen freundlich begegnet?

„Scherz! Fräulein Auguste . . . erfüllt wie ich von der Größe des Augenblickes, vergriffen Sie sich im Wort. Vertrauen Sie sich mir . . . rückhaltlos . . . Ihnen zu dienen, Sie zu schirmen vor jeder Drangsal, soll fortan die heilige Aufgabe meines Lebens sein. Hier meine Hand . . . wenden Sie sich nicht von mir. Dienen will ich Ihnen . . . Ihrem Wink gehorchen . . . o schlagen Sie ein!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— In der Conciergerie. Die Gefangensetzung der Abgeordneten Déroulède und Habert in der Conciergerie, diesem alten Pariser Gefängniß, dessen Namen mit den blutigsten Ereignissen in Frankreich in engem Zusammenhang stehen, gibt Anlaß zu einem kurzen Ueberblick über seine Geschichte. Seine altersgeschwärzten Mauern haben die Klagen der Opfer der Feudalherrschaft, das Wuthgeschrei der Revolution, den Kriegsruf des Kaiserreichs und das Murren und Grollen Derer, die auf den Barrikaden das junge Freiheitsbanner schwangen, vernommen. Vor Ludwig dem Heiligen fanden in der Conciergerie, die an eine als königlicher Palast dienende Festung stieß, nur Gefangene vornehmer Abkunft Aufnahme. Ludwig der Heilige ließ die Conciergerie renoviren und betraute mit ihrer Oberaufsicht einen Amtmann, der im Palast und in der Umgebung die niedere Gerichtsbarkeit ausübte. Ausschließlich zum Gefängniß wurde die Conciergerie erst, als Karl V. sie als Residenz verlassen hatte, um in das Hotel Sankt Paul überzusiedeln, das er sich am rechten Ufer der Seine hatte erbauen lassen. Die Träger berühmter Namen der Geschichte, die in der Conciergerie gefangen saßen, sind: der Graf d'Armagnac, Konnetabel von Frankreich, der mit vielen anderen Gefangenschaftsgefährten durch eine von der Partei Johannes von Burgund gedungene Rotte in der Conciergerie selbst massakrirt wurde — Louis de Berquin, der lebendig verbrannt wurde — der Graf von Montgomery — die Königsmörder Ravaillac und Damiens — die Marschallsgattin d'Ancre u. a. m. Während der Revolutionszeit war die Conciergerie überfüllt von Gefangenen hoher Abkunft. Hinter ihren dicken Mauern spielte sich das September-Blutbad ab, dem 225 Gefangene zum Opfer fielen. Nach diesem Drama diente die Conciergerie als Vorzimmer für das Schaffot. Unter denen, die ihre letzten Tage in dieser Kerkerhöhle verbrachten, befanden sich: Malesherbes, Lavoisier, die Girondisten, Madame Roland, die Generale Westermann, Beauharnais, Hébert, die Königin Marie Antoinette und Madame Elisabeth, ihre Schwester. Nach dem Thermidor erwarteten in diesem Gefängniß Robespierre und seine Freunde die Stunde ihrer Hinrichtung. In der Zeit nach der Schreckensherrschaft beherbergte die Conciergerie Georges Cadoudal, Herrn de Lavalette und die vier Sergeanten von la Rochelle. Im Jahre 1840, zur Zeit des Prozesses von Boulogne, waren Louis Napoleon Bonaparte, der Doktor Conneau und der Herzog von Persigny gezwungen, einen ziemlich langen Aufenthalt in der Conciergerie zu nehmen. Später wurde Prinz Pierre Bonaparte in Folge der Ermordung des Schwarzen Prinzen in ihr gefangen gehalten. Noch ein anderer Bonaparte, der Prinz Napoleon, war Gast der Conciergerie. Er verdankte seine Gefangensetzung dem im Januar 1883 an den Mauern von Paris angeschlagenen Manifest, das den Schlußsatz enthielt: „Alles, was ohne das Volk geschieht, ist ungesetzlich." Der letzte Gefangene hoher Abstammung, der in der Conciergerie unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußte, war der Herzog Philipp von Orleans, der ungeachtet des Ausweisungsgesetzes nach Frankreich zurückgekehrt war, um seiner vermeintlichen Militärpflicht zu genügen. Aus dem Vorhergehenden ist leicht zu ersehen, daß die Geschichte der Conciergerie Schritt für Schritr der von Paris folgt, indem die großen politischen Ereignisse Frankreichs stets die Gefangensetzung mehr oder weniger bekannter Persönlichkeiten zur Folge hatte. Die HH. Déroulède und Habert jedoch dürfen sich nach Ansicht des „Evenement" noch geschmeichelt fühlen, daß sie berufen sind, die Reihe der berühmten Gefangenen der Conciergerie zu ergänzen. Nicht Jedermann wird in ihr gefangen gehalten, nur weil er seine Hirngespinste auf die kalte, nüchterne Wirklichkeit übertragen wollte.

— Schlechte Zensuren sind ärgerlich, mitunter sehr ärgerlich; aber sie geben noch keinen sicheren Maßstab dafür, daß der Schüler, der sie erhält, für immer

zu geistiger Arbeit untauglich wäre. Es gibt eine ganze Reihe bedeutender Männer, die in der Schule keine Musterknaben waren. Da ist beispielsweise Walter Scott, der berühmte englische Romanschreiber, der aller seiner Lehrer Schrecken war. Noch auf der Universität zu Edinburg prophezeite ihm Professor Delzell, daß er es zu nichts bringen werde. Der geistreiche englische Kritiker und Politiker Swift fiel auf der Hochschule zu Dublin so durch's Examen, daß man ihm in Oxford nicht die Aufnahme zur Vollendung seiner Studien gewähren wollte. Auch Wellington zeichnete sich in seiner Kindheit durch Trägheit und Ungeschicklichkeit aus, und der große Napoleon war als Knabe sehr schwer von Begriff und entwickelte sich erst auf der Kriegsschule zu Brienne. Hogarth, der große Humorist in Bildern, wurde von seinen Lehrern für stumpfsinnig erklärt. Thorwaldsen, der geniale Schöpfer des Alexander-Zuges, mußte in der zweiten Klasse seiner heimathlichen Schule drei volle Jahre sitzen. Alfieri, der italienische Dichter, mußte auf Wunsch seiner Lehrer das Gymnasium verlassen. Karl v. Linné, der Vater der Naturgeschichte und Begründer der wissenschaftlichen Botanik, mußte aus der Schule genommen werden und wurde bei einem Schuster in die Lehre gethan. Erst später wurde er in der Schusterstube von einem Arzt entdeckt. Dem Bahnbrecher auf dem Gebiete der Chemie, Justus von Liebig, gehörte stets der letzte Platz in der Klasse, und der „dumme Justus" war zur stehenden Redensart bei den Komilitonen geworden. Alexander v. Humboldt war als Kind, im Gegensatze zu seinem Bruder, so schwachsinnig, daß seine Lehrer und seine Mutter zu der Ueberzeugung kamen, er eigne sich zum Studiren gar nicht, und Humboldt sagt selbst, daß es ihm ganz plötzlich licht im Kopfe geworden sei. Bürger, der Balladendichter, quälte sich als Knabe bei den lateinischen Konjugationen Tage lang ab, ehe er nur eine Form in den Kopf gebracht hatte, und Ernst Schulze, der Dichter der „bezauberten Rose", soll ein Muster von Schlafmützenthum gewesen sein. Also nicht gleich verzagen, Ihr Väter und Mütter, wenn das Söhnlein oder Töchterlein eine Zensur mit nach Hause gebracht hat, die Euch nicht gefällt. Man soll dann die Kinder hübsch ermahnen, noch fleißiger und strebsamer zu sein als bisher oder, falls sie selbst über ihre Zensur betrübt sind, sie trösten mit der Aussicht, daß die nächste Zensur schon besser werden würde. Auf keinen Fall aber sollte man gesprächsweise in Gegenwart der Kinder den Lehrern über den Ausfall der Zensuren Vorwürfe machen — das ist direkt unpädagogisch und schadet der Erziehung der Kinder ungemein. Und die Erziehung der Kinder, die Bildung ihres Herzens und ihres Gemüthes — sie soll doch Allem voranstehen, ob nun die Zensuren gut oder schlecht ausgefallen sind.

— Neue „Marterln" und Inschriften aus den österreichischen Alpenländern. Herr Stähl in Regensburg sammelt „Marterln", die ihm von Touristen reichlich zugetragen werden. Hier eine Auslese aus der Sammlung:

In Axams auf einem Grabe:

„Allzufrüh den Seinigen mähte der Herr den Lebensstengel dieses Mannes ab."

Auf einem Grabstein in Tux:

„Zur frommen Erinnerung im Gebete an die ehrsame, 40 Jahre lange Wittwe Anna Kreidl."

Marterl an einer Mühle im Taufererthal:

„Christliches Andenken an ....., der ohne menschliche Hilfe ums Leben gekommen ist."

Herren-Insel auf einem Grabstein:

„Hier ruht in Gott J. K., 26 Jahre lang lebte er als Mensch und 37 Jahre als Ehemann."

Marterl im Stubaithal:

Mit dem Bilde eines verunglückten Fuhrmannes.

„Der Weg in die Ewigkeit
Ist doch gar nicht weit.
Um 7 Uhr fuhr er fort,
Um 8 „ war er dort."

In Zirl im Oberinnthal:

„Hier fiel Jakob Hosenknopf
Vom Hausdach in die Ewigkeit."

Auf dem Grabe einer Frau am Brenner:

„Thränen können Dich nicht mehr zum Leben zurückrufen, darum weine ich."

— Droschkenkutscher (im Handschuhladen): „Ich möchte ein Paar Handschuhe." — Verkäuferin: „Welche Nummer?" — Kutscher: „3227."

Sinnsprüche.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen hast du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Schiller.

* * *

Sei wie die Palme, sie trägt die Menschen erquickenden Früchte,
Oder Cypresse gleich, rage du einsam und frei.

* * *

So wie der Blitz zu sein, das wäre Leben,
Ein tiefer, göttergleicher Athemzug,
Ein Leuchten, ein Verklären, ein Entschweben,
Ein voller Pulsschlag Dasein und — genug!

L. A. Frankl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 71. Dienstag, den 28. März. 1899.

Der Genius im Schnee.

Von *** ***

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er hielt ihr seine Rechte hin und sah sie mit seinem verzehrenden Blick an, welcher nicht zu mißdeuten war. Der alte Herr, für den sie etwas wie Freundschaft fühlte, that ihr so leid, daß sie viel darum gegeben hätte, ihn vergessen zu machen, was so komisch und doch auch so traurig war. Ein Vorwurf konnte sie nicht treffen, in ihrem Benehmen hatte sicherlich nichts gelegen, was ihn zu solcher Sprache ermuthigen konnte. Erfüllt war ihre Seele von Liebe, von Hingebung, und auch von jenem Trotz, der sich stark weiß, Hemmnissen zu widerstehen — siegen wird sie, wo sie liebt. Jugend hält sich zu Jugend, jung und blühend ist ihr Erkorener. Mit dem Scharfblick des liebenden Weibes fand sie nun heraus, ohne zu grübeln, was ihr zu thun oblag, um die peinliche Situation derartig zu verkehren, daß der Vortheil auf ihrer Seite blieb. War das selbstsüchtig gehandelt, so ließ sich ja wohl hinterher gut machen, was sie dem Aermsten jetzt Arges that. Dem Mann ihrer Wahl, dem sie unwandelbare Treue halten wollte, hatte unlängst ihr Vater den Laufpaß gegeben als einem armen Schlucker, der vielleicht lange auf Beförderung warten mußte. Den Vater umzustimmen, das vermöchte wohl der Mann, der flehend vor ihr stand. Heute morgen war ja ihr Vater seines Lobes voll gewesen; böte sich eine Gelegenheit, hatte er verlauten lassen, so stände er mit Freude bereit, Herrn Hippius einen Dienst zu erweisen.

Befangen senkte sie für einen Augenblick die Augen, dann aber schlug sie dieselben voll auf und drückte Herrn Hippius die Hand.

„Ja, lieber Herr Hippius", sagte sie mit listigem Lächeln, „vertrauen will ich Ihnen — unbedingt."

Sie zog ihn auf den Divan nieder und setzte sich ihm gegenüber. Der Anblick seines Gesichtes, das von Glückseligkeit strahlte, machte sie betreten, halb senkte sie wieder die Augen. Als sie aber jetzt redete, drängte es sie, muthig den Mann anzusehen, dem sie um ihrer selbst willen weh thun mußte — und auch wohl um seiner selbst willen.

„Wollen Sie mir zuhören, lieber Herr Hippius?"

„Bis an's Ende der . . ."

„Ich denke, was wir uns zu sagen haben, dürfte kürzer sein. Und Sie lassen mich ausreden, ohne mich zu unterbrechen?"

Er nickte nur, aber sah sie dabei mit so verlangendem Blick an, als nähme er Besitz von ihr.

„Sprechen Sie mit meinem Vater."

Er neigte sich zu ihr und küßte ihr die Hände.

„Sagen Sie meinem Vater, daß ich von dem, dem mein Herz gehört, nicht weiche . . . aber lassen Sie meine Hände, ruhig sollen Sie zuhören . . . bitten Sie meinen Vater, mein lieber Herr Hippius."

„Ich werde verstehen, ihm in das Gewissen zu reden, werde ihn überzeugen, daß das Glück der geliebten Tochter nur in dieser Verbindung . . ."

„Thun Sie das, mein lieber Herr Hippius, und Gott lohne es Ihnen. Aber Sie wollten mich ausreden lassen, ohne mich zu unterbrechen. Sagen Sie meinem Vater, daß mein Verlobter trotz seiner Jugend ein Mann sei, der sich seinen Weg durch's Leben bahnen werde . . ."

„Nicht gerade jung," warf Herr Hippius schmunzelnd ein, „sagen wir in den besten Jahren . . ."

„Mit achtundzwanzig Jahren ist man doch jung . . ."

„Sie taxiren mich nicht ganz richtig . . ."

„Sie?"

Etwas Markantes, fast beleidigend Verwundertes, fast beleidigend Spöttelndes lag in dem einzigen kleinen fragenden Wort, das Auguste unwillkürlich schärfer aussprach, als sie beabsichtigte. Für Herrn Hippius war das kleine Wort eine große Offenbarung. Der Winter, dessen Farbe er noch eben weißen Rosen verglichen, umstarrte ihn bleiern und trübe, kalt drang es bis an sein Herz und machte ihn hilflos. Schlaff sanken seine Arme an den Körper und mit einem Blick irrer Verzweiflung sah er Auguste an. Sein Athem stockte und er glaubte, er müsse ersticken, und wie er nach einem Worte rang,

klang es wie Röcheln und Thränen netzten seine Wangen.

„Lieber Herr Hippius!"

Auguste war aufgestanden und hielt ihm, als bäte sie um Verzeihung, ihre gefalteten Hände entgegen. In dieser demüthigen Stellung, in der Milde, die jetzt ihr Antlitz wiederstrahlte, lag etwas so Rührendes, daß Herr Hippius ihre Hände nahm und an seine Lippen führte. Es war ein Kuß anderer Art als Minuten vorher, ein Gelöbniß unwandelbarer Treue.

„Kopf oben, Auguste," flüsterte er, als sei er derjenige, von dem Trost und Zuspruch ausgehen müsse, und hob ihren gesenkten Kopf. „Mit Ihrem Vater werde ich sprechen . . . wie werde ich sprechen . . . wer aber ist . . . der . . . der . . ."

„Assessor Hohenfeld . . ."

Wie er diesen Namen hörte, sprang Herr Hippius auf, abwehrend streckten sich seine Arme vor. Für den jungen Wicht, der über ihn gespöttelt, in seinen Traum sich gestohlen, soll er sich opfern — das war zu viel! Aber den Assessor mag wohl Eifersucht gespornt haben . . . ein Eifersüchtiger ist seiner Sinne nicht Meister . . . und so übel mag's am Ende auch nicht sein, daß er eifersüchtig auf mich ist. So sei dir verziehen, Hohenfeld. Erkennen sollst du, wer ich bin.

Polternde Schritte ließen sich auf der Treppe vernehmen, gleich darauf wurde die Thür aufgerissen, Herr Huddelchen trat ein, ein schwarzes Ochsenfell mit sich schleppend, das er auf die Diele fallen ließ, und machte seiner Frohstimmung dadurch Luft, daß er Herrn Hippius zum Willkomm auf die Schulter schlug.

„Das Fell da," rief er auflachend, „bringt uns Ehre, legen Sie's ihr 'mal um."

Seiner Doppelaufgabe sich bewußt, das Fell so zu verwerthen, wie es ihm auf dem historischen Stuhl klar geworden war, und für Auguste zu siegen, gewachsen mit seinen größeren Zwecken, redete Herr Hippius bescheiden, wobei er zielbewußt jedes Wort wog.

„Ihre Fellidee, Herr Gemeinderath, zeugt von großem Verständniß. Der Genius im Schnee mit dem Ochsenfell wird von sich reden machen, wir werden's erleben. Nur läßt sich das nicht so ohne Weiteres abthun. Ich sann der Sache nach und kam — emsig grübelnd, wie ich Sie versichern kann — zu dem Ergebniß, daß erst eine gewisse Stutzung vorzunehmen sei."

„Stutzen wir," rief Herr Huddelchen und rieb sich vergnügt die Hände.

„Packen wir," fuhr Hippius gelassen fort, „den Genius in das ganze Fell ein, so würden ja nur Kopf und Hände zu sehen sein, was die Wirkung beeinträchtigen müßte."

„Was zu viel ist, schneiden wir ab."

„Schneiden wir ab," betonte Herr Hippius, kramte in seiner Brusttasche und brachte, wie er denn dergleichen bei sich zu tragen pflegte, nach einigem Suchen ein Stückchen Kreide hervor; darauf kniete er auf das Fell, zog zwei parallele Linien, so daß der Zwischenraum wenige Zentimeter betrug, und erhob sich wieder.

„Da wird aber wenig abgeschnitten," meinte Herr Huddelchen. „Und weshalb soll das Fell getheilt werden?"

„Was abgeschnitten wird, ist ja nicht wenig, wir brauchen auch nur ein Stück."

„Da bitte ich mir eine Erklärung aus."

„Nichts ist einfacher, Herr Gemeinderath. Verwerthen können wir nur das Stück zwischen den Linien."

Verdutzt sah Herr Huddelchen erst Herrn Hippius und dann das Fell an. Endlich hatte er begriffen.

„Da bleibt ja aber nur ein Gurt . . ."

„Ein herrlicher Gürtel, Herr Gemeinderath, vorn zusammengehalten durch ein leuchtendes Schloß. Stellen Sie sich vor, wie solch ein Gürtel Fräulein Auguste's Gestalt in voller Pracht erscheinen läßt. Durch die Schmälerung des Felles wird ja Ihre Idee nicht geschmälert, im Gegentheil kommt sie erst zur rechten Wirkung. Und dann bedenken Sie, wie alles sich hebt im weißen Schnee . . ."

„Am Schnee aber wollen wir nicht sparen, bester Herr Hippius, das bitte ich mir aus."

„Wir lassen reichlich schneien. Sie werden voll zufriedengestellt, Herr Gemeinderath, doppelt glücklich aber würde ich sein, könnte ich auch Fräulein Auguste's Zufriedenheit erwerben."

„O," lachte Herr Huddelchen, „wenn ich zufrieden bin, wird's an meiner Gustel nicht fehlen. Was mir gefällt, gefällt ihr auch."

Auguste, die verwundert zugehört hatte, horchte gespannt auf; ihr ahnte, daß diese Stunde eine Entscheidung bringe.

Herr Hippius schüttelte den Kopf.

„Darf ein junges Mädchen nicht eigenen Geschmack haben, Herr Gemeinderath?"

„Gefällt's dir nicht, Gustel, wenn's schneit? oder hast du an dem Gurt 'was auszusetzen? Mir soll's nicht darauf ankommen, wenn's dich nur kleidet und die Leute und die bei Hof sich in dein Bild vergaffen — straf' mich Gott, ich wäre im Stande, den Gurt mit einem Schloß aus purem Golde zu versehen."

(Schluß folgt.)

Kaffeesurrogate und ihre Verfälschungen.

Die Kaffeesurrogate bestehen gewöhnlich in gerösteten Pflanzenstoffen, die zur Herstellung eines braunen, dem Bohnenkaffee ähnlich riechenden und schmeckenden Absudes oder Aufgusses dienen. Sie verdanken ihre Entstehung der napoleonischen Kontinentalsperre. Die damaligen hohen Preise des Bohnenkaffees wiesen auf billigere Ersatz- und Zusatzmittel hin. Man versuchte deshalb die verschiedenartigsten Stoffe zur Herstellung von Kaffeesurrogaten zu verwenden; so sind im wesentlichen in Deutschland Cichorien, Rüben, Getreide und Malz, sowie gebrannter Zucker, namentlich aber auch die Feige in den Großkonsum übergegangen, während andere, wie Leguminosen, besonders Lupinen, dann Erdnüsse, Kaffeeschalen u. dergl. nur ein kurzes Dasein zu fristen vermochten oder mehr diätische Verwendung fanden.

Unter den gegenwärtig im Handel befindlichen Kaffeesorrogaten nimmt der Feigenkaffee eine hervorragende Stelle ein. In einigen Gegenden, besonders in Oesterreich und in Süddeutschland, wurde die früher fast ausschließlich angewandte Cichorie vielfach durch den Feigenkaffee verdrängt. Derselbe besteht hauptsächlich aus dem fleischigen, birnfömigen Blüthenboden der Feigenfrucht; außer diesem sind die kleinen Steinfrüchtchen aus dem Innern der Feigenfrüchte in ihm vorhanden, deren Anwesenheit vom Publikum als ein Zeichen dafür angesehen wird, daß der Feigenkaffee nicht verfälscht ist.

Zur Ehre der deutschen Industrie möge nun betont werden, daß eine ganz direkte Fälschung der Kaffeesurrogate, d. h. der Zusatz nachtheiliger Substanzen, wie Torf, Sägespähne, Mineralien u. s. w., nicht vorkommt, desto häufiger aber wurden den Rohstoffen, aus denen man die Kaffeesurrogate im Allgemeinen herstellt, billigere Ingredienzien beigemengt. Da dies mit der Bezeichnung, unter der das betreffende Kaffeesurrogat in den Handel gelangt, im Widerspruch stehen kann, wurde seitens der freien Vereinigung bayerischer Vertreter der angewandten Chemie, deren Vereinbarungen vielfach maßgebend für die Beurtheilung einzelner Nahrungsmittel im ganzen deutschen Reich sind, energisch Stellung zu dieser Angelegenheit genommen, wie aus Heft 11, Jahrgang 1 der „Forschungsberichte über Lebensmittel und ihre Beziehungen zur Hygiene, über forense Chemie und Pharmakognosie" hervorgeht. Eine Eingabe, welche auf Grund dieser Stellungnahme am 18. März 1896 dem Bundesrath zu Berlin unter dem Betreff: „Die gesetzliche Regelung des Verkehrs mit Kaffee und Kaffeesurrogaten" unterbreitet wurde, gipfelt in der Beantragung folgender gesetzlicher Bestimmungen:

„Verunreinigt oder gefälscht sind Kaffeesurrogate, wenn sie werthlose Stoffe beigemengt enthalten, wenn sie aus ungenügend gereinigtem Rohmaterial hergestellt sind, endlich, wenn sie wesentliche Bestandtheile enthalten, die auf den Etiketten nicht angegeben sind, beziehungsweise wenn diese Bestandtheile nach Landes- und Handelsgebrauch als unter die gewählte Bezeichnung nicht fallend zu erachten sind."

Jede Firma der Branche, die eine wirklich reelle Waare herstellt und dieselbe unter der richtigen Bezeichnung in den Verkehr bringt, hat somit auf Grund der gegenwärtigen Bestrebungen und bestehenden Gesetze nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht, im Interesse der Allgemeinheit gegen minderwerthige Fabrikate aufzutreten, deren Benennung irre leiten kann, oder die einen Namen führen, der ihrer thatsächlichen Zusammensetzung nicht entspricht. Die Verfälschungen, welche speziell im Feigenkaffee gefunden wurden, sind sehr zahlreich und unterscheiden sich in zwei Arten. Zunächst werden fleischige, saftige Pflanzentheile verwendet, die denen der Feige ähnlich sind. Die zweite Art der Beimengung sind fremdartige, werthlose Samen, die den kleinen Steinfrüchtchen der Feige ähnlich sind. Auch Malz, Syrup ꝛc. sind als fremde Zusätze vorgekommen. Eine gewisse Vorsicht beim Einkauf des Feigenkaffees ist also angezeigt. Man gebe deshalb nur solchen Firmen den Vorzug, welche die Garantie absoluter Reinheit ihrer Waare übernehmen und deren Bedeutung und Ruf jede unlautere Manipulation ausschließen.

Mannigfaltiges.

— Von den zwölf alten Männern, die auf Allerhöchsten Befehl gekleidet, mit Geld beschenkt und zur Fußwaschung in der k. Residenz am nächsten Grünen Donnerstag zugelassen werden, theilen die „N. N." Folgendes mit: Noch in keinem der früheren Jahre, d. h. seit der 1812 wieder eingeführten Fußwaschung, sind so viele Gesuche von alten Männern eingelaufen, wie heuer. Es waren deren 107 Gesuche und zwar von Personen, die alle ein Lebensalter von 80 Jahren hinter sich haben; 26 von diesen Personen sind sogar über 90 Jahre alt. Da aber nur zwölf zugelassen werden können, fallen von diesen Greisen 14 durch. Die Vorschrift lautet, daß ein Apostel mit über 90 Jahren nach Umfluß von drei Jahren wieder zugelassen werden kann, hat ein solcher das 100. Lebensjahr erreicht, dann darf er alljährlich wieder kommen. Von letzterem Falle wurde

in den 20er, 40er, 50er und noch in den 60er Jahren der Austrägler Ignaz Schweigert von Augsburg kam mit 99, 100, 101 und 102 Jahren viermal nacheinander zur Fußwaschung) Gebrauch gemacht. Von der Erlaubniß, alle drei Jahre wieder kommen zu dürfen, machen heuer zwei Apostel Gebrauch. Es sind dies der ehemalige Schuhmacher Jos. Plattner von Furth i. W. mit 94 Jahren und der Privatier Peter Huter von Ensheim in der Pfalz, gleichfalls mit 94 Jahren. Beide waren 1896 zum ersten Male bei der Fußwaschung. Die anderen 10 Apostel sind: der Privatier Johann Fromkorth von Börrstadt in der Pfalz mit 93 Jahren, der ehemalige Müller Georg Gruber von Moosen, B.-A. Erding, mit 92 Jahren, der Inwohner Andreas Schmid von Burglengenfeld in der Oberpfalz mit 92 Jahren, der Söldner Joseph Haf von Pfronten-Rehbühl, B.-A. Füssen, mit 91 Jahren, der ehemalige Maurermeister Joseph Sappl von Bruck, gleichen B.-A., mit 91 Jahren, der ehemalige Sattlermeister Joseph Degenbeck in Ampfing, B.-A. Mühldorf, mit 91 Jahren, der Privatier Joseph Rief von Bleichen, B.-A. Lindau, mit 91 Jahren, der Austrägler Michael Grill von Bodenstett, B.-A. Wasserburg, mit 91 Jahren, der Austrägler Joseph Wolf von Hofdorf, B.-A. Regensburg, mit 91 Jahren und der Austrägler Georg Eberharter von Wieden, B.-A. Wasserburg, mit 91 Jahren. Die Gesammtzahl der Lebensjahre dieser zwölf Greise beträgt 1102 Jahre — eine Summe, die seit den 88 Jahren des Bestehens dieser Handlung nie erreicht wurde. Selbst als in den Jahren 1818 bis 1821 ein Greis: Anton Adner von Berchtesgaden mit seinen 113 bezw. 114, 115 und 116 Jahren dabei war, waren dessen Mitgenossen nur in dem Anfang der 80er Jahre gestanden. Die nächst höchste Gesammtsumme wurde im Jahre 1825 mit 1099 Jahren erreicht; damals war der älteste, Joseph Bauer von Kremshofen 104 Jahre (er kam noch einmal: 1826 mit 105 Jahren zur Fußwaschung) und der jüngste 86 Jahre alt. Die geringste Gesammtjahreszahl bot das Jahr 1812, jenes Jahr, in welchem die feierliche Handlung wieder aufgenommen wurde. Damals betrug die Gesammtjahreszahl der zwölf Apostel 1033. Der älteste war 97, der jüngste 80 Jahre alt. — Nach den Regierungsbezirken geordnet, sind heuer 5 aus Oberbayern, 3 aus der Oberpfalz und je 2 aus der Pfalz und aus Schwaben, während Niederbayern und die 3 fränkischen Kreise keine Apostel stellten. Seit den 88 Jahren kamen sonach aus Oberbayern 527, aus Niederbayern 447, aus Schwaben 252, aus der Oberpfalz 82, aus Mittelfranken 19, aus Unterfranken 12, aus Oberfranken 9 und aus der Pfalz 8 Apostel zu den Fußwaschungen. — Gleich den 12 Aposteln werden jedesmal auch 12 Mädchen auf Allerhöchsten Befehl gekleidet und mit Geld beschenkt. Heuer sind dieses die Zimmermannstocher Margarethe Bauer, die Ausgeherswaise Julianna Bratfisch, die Schneidergehilfenswaise Willibalde Dotzel, die Tapezierersdoppelwaise Julie Fischer, die Schneiderswaise Martha Hirschmann, die Eisengießerswaise Maria Jost, die Taglöhnerswaise Josefa Klugherz, die Maschinenschlosserswaise Anna Neubauer, die Fuhrmannsdoppelwaise Josefa Schleicher, die Maurerpalierswaise Marie Wagner, die Taglöhnerswaise Katharina Wimmer und die Metzgergehilfenstochter Katharina Zaska. Diese zwölf Mädchen werden stets von einer alten Frau geführt; heuer wird diese Führung die 87 Jahre alte Maurerswittwe Rosalie Feiner übernehmen.

— Die „kritischen" Röntgen-Strahlen. Die Röntgen-Strahlen haben im Dienste der Kunst zu einer wichtigen Entdeckung geführt. Die Echtheit des Dürer zugeschriebenen Brustbildes des „segnenden Heilandes" in Regensburg ist nicht mehr anzuzweifeln. Bei einer Durchleuchtung des Gemäldes mit Röntgen-Strahlen ist, wie die „Deutsche Kunst" erzählt, das kleine Monogramm Dürers deutlich zu Tage getreten. Dabei ist zugleich ein Irrthum in der Jahreszahl richtig gestellt. Während bisher die Zahl 1521 als Entstehungsjahr des Bildes angenommen worden war, zeigt sich auf dem durch die Strahlen hervorgezauberten Bilde deutlich die Jahreszahl 1524. Das Bild ist von Dürer auf ein seidenes Tüchlein gemalt, das auf eine zwei Centimeter starke Eichenholzplatte aufgezogen ist. Das Resultat, welches die Durchleuchtung, ohne Nachtheil für das Bild selbst, ergeben hat, ermuthigt zu weiteren Versuchen. Man kann von ihnen wohl die Lösung noch manchen Räthsels auf dem Gebiete der Kunstgeschichte erwarten.

— Unsere Jungen. Vater (zu seinem achtjährigen Söhnchen, welches den Tag vorher in einer öffentlichen Prüfung ein Gedicht deklamirt hatte): „Nun, Hans, was suchst Du denn in der Zeitung?" — Hans: „Die Rezension!"

— Lehrer: „Ihr habt jetzt alle Hausthiere genannt mit Ausnahme eines einzigen. Es hat borstiges Haar, ist unreinlich und wälz sich am lieben im Schmutz. Nun, Tom?" Tom (verschämt): „Das bin ich!"

— Wie sich das kleine Hänschen den Himmel denkt, geht aus folgendem Zwiegespräch hervor, das eine deutsche Pfarrersfrau der „T. R." mittheilt: Hänschen: „Vater, hat der liebe Gott gar keine Frau?" — Vater: „Nein, mein Junge!" — Hänschen: „Wer zankt dann aber mit den Engeln?"

— Klaviervirtuose: Kann ich hier eintreten? — Petrus: Nein! Das ist der Himmel! Hier gibts keine Klaviere!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 72. Mittwoch, den 29. März. 1899.

Der Genius im Schnee.

Von *** ***

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Gold thut's freilich nicht," wendete Herr Hippius ein. „Was soll der kostbarste Gürtel, wenn's einem Menschen bang um das Herz ist. Sie sollten wahrhaftig, Herr Gemeinderath, auf Fräulein Auguste's Geschmack mehr Rücksicht nehmen."

„Hören Sie, Hippius . . . dahinter steckt etwas . . . Sie drehen und wenden sich wie 'ne Gliederpuppe. Heraus mit der Sprache!"

„Sehen Sie doch Ihre Tochter an, wie sie blaß ist . . ."

„Heraus mit der Sprache!"

Wirklich war Auguste vor tiefer Erregung erblaßt und ihre Stimme zitterte, als sie sagte:

„Ja, Vater, Herr Hippius hat Recht — es kann nicht Alles nach deinem Kopf gehen — ein Unglück ist leicht herbeigeholt . . ."

„Was geht hier vor . . . was hat er dir vorgeschwatzt? Nicht nach meinem Kopf . . . das will ich sehen, zum Donnerw . . . Ihr habt Euch gegen mich verschworen . . ."

„Ja, Herr Huddelchen, gegen Sie haben wir uns verschworen. Ein starrköpfiger Mann sind Sie — dieses Mal aber sollen Sie thun, was recht und gut ist, wenn's Ihnen auch gegen Ihren Willen geht. Sie haben mitunter eine Art, mit Menschen umzuspringen, als lägen sie gefesselt in Ihrer Gewalt . . . Sprache und Art des Viehhofs mag das sein. Beugen Sie sich, Herr Huddelchen! beugen Sie sich besserer Einsicht, damit Sie nicht, wenn Ihre Zeit kommt, wenn Sie alt und morsch werden, verlassen von Gott und Menschen zu Grunde gehen; beugen Sie Ihren Nacken, mag Sie's noch so schwer ankommen. Auch Andere beugen sich . . . verzichten auf das Theuerste . . . das Herz bricht dabei nicht entzwei, denn wer seine Pflicht thut, der trägt in sich den Dank."

Mächtig hatte Herrn Hippius Stimme sich erhoben, etwas Prophetisches, Gebietendes lag in ihr. Der Genius seines Lebens, welcher seinem künstlerischen Schaffen nie hold gewesen, verkörperte sich in diesem bedeutungsreichen Augenblick und lieh ihm eine Leidenschaft, eine Beredsamkeit, die seinem Wesen sonst fremd waren.

Sprachlos folgte Herr Huddelchen dieser Rede, seine Augen schienen sich zu vergrößern und starrten, das Gesicht wurde purpurroth. Nie, auch nicht als er ein Knabe gewesen, hatte Einer gewagt, solche Sprache ihm gegenüber zu führen. Dieser Hippius sagte nicht einmal, was er begehrte — den Herrn Ochsenmetzger mußte aber ein Ahnungsgefühl erfaßt haben, er ballte die Hände und schrie:

„Herr . . . Sie erdreisten sich, in meine Angelegenheiten sich zu mischen . . . mir Vorschriften zu machen. Ich weiß, wo hinaus Sie wollen . . . im Komplott sind Sie mit meiner Tochter . . . den windigen jungen Menschen soll ich ihr geben . . . ich will keinen Habenichts zum Schwiegersohn. Das ist nun mein Dank, daß ich für Sie mich ereiferte, Ihnen die Ausführung der Adresse verschaffte . . ."

Herr Hippius richtete sich stolz auf.

„Das thaten Sie ja wohl, Herr Gemeinderath, in der Ueberzeugung, die Arbeit den besten Händen anzuvertrauen. Aenderte sich inzwischen Ihre Ueberzeugung, so ist Bernhard Hippius nicht der Mann, sich aufzudrängen. Uebertragen Sie diese Arbeit einem anderen Künstler."

Er wollte nach seinem Hut greifen, was indeß Herr Huddelchen verhinderte, indem er wieder seine gewohnte gebietende Bewegung machte.

„Und Auguste?" fragte er, plötzlich sanfter geworden. „Die ganze Stadt weiß, ich selbst brachte es bei meiner Kundschaft und im Wilden Mann aus, daß Ihnen Gustel als Geist sitzt. Ueber Alles kann man ruhig reden . . . Sie brauchen nicht gleich zu schreien . . ."

„Aber gerade Herr Hippius ist ganz ruhig, Vater. Höre ihn an!" flehte Auguste mit thränenerstickter Stimme.

„Sehen Sie Fräulein Auguste an . . . sie weint . . .

ein verweintes Gesicht kann ich zu einem Genius der Stadt nicht brauchen . . . muß mir, so leid es mir ist, ein anderes Modell suchen . . . denke dabei an Bürgermeisters Gundula. Schade, schade . . . ein Modell wie Fräulein Auguste, von so stolzer Schönheit und so voll Liebreiz, finde ich nicht wieder."

Herr Huddelchen schmunzelte und sah Herrn Hippius von der Seite an.

„Ja," sagte er, „sie ist meine echte Tochter, viel zu gut für den Assessor . . ."

„Viel zu gut für den Assessor," wiederholte Herr Hippius mit Ueberzeugung. „Fräulein Auguste wird ihn bessern und Sie haben dann einen vortrefflichen Schwiegersohn. Er ist aufgeweckt, manchmal ein bischen zu munter, Jugend hat keine Tugend und wer nicht austobt, bringt es zu nichts Rechtem. Der Hohenfeld ist ganz der Mann, wie wir uns im Wilden Mann überzeugen konnten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen — das prophezeie ich: der steigt hoch und höher, wird wohl gar Minister . . ."

„Seine Exzellenz, mein Schwiegersohn," lachte Herr Huddelchen und schlug sich, wie es seine Gewohnheit war, wenn er Freude ausdrücken wollte, auf die Schenkel. „Ein bischen lange wird das dauern, aber gut — ich werde warten. Malen Sie, bester Herr Hippius, meine Gustel recht schön, und der Gurt, der ein Prachtschloß bekommt, muß deutlich zu sehen sein, und der Schnee soll nur so wirbeln, und wenn das fertig ist . . . wenn's so recht in die Augen fällt . . . dann . . . meinetwegen . . . dann sollst du deinen Zukunftsminister haben, Gustel . . . was weinst du schon wieder? . . . bis dahin reinen Mund gehalten."

Als er diese Worte hörte, machte Herr Hippius Miene, Herrn Huddelchen zu umarmen.

Auguste aber war ihm zuvorgekommen, sie lag am Halse ihres Vaters und weinte und jubelte.

Auch Herr Hippius war in einem Zustand zwischen Weinen und Lachen. Etwas also ist dir gelungen, Hippius, rief er sich zu. Verzichtet hast du, weil du mußtest — dein Herz brach nicht dabei. Zum Gedenken an dieses mein Werk will ich den Genius bilden der Stadt zum Preis — zum Preise Auguste's — zum Preise auch des Künstlers.

V.

Herr Hippius sollte erfahren, daß jedes Werk, welches gelang, seinem Schöpfer neben der Freude Bitterniß bringt. Das ist einmal die Zugabe neidischer Menschen, welche nicht dulden, daß ungestraft ein Mensch über Andere sich erhebe. Damit ungetheilte Freude Keiner genieße, klammern sich, niederziehend wie Gestrüpp um Tempelsäulen, Neid und Mißgunst um das Gelingen.

Die Adresse war vollendet, im Rathhaussaale ausgestellt und sollte in den nächsten Tagen ihrer Bestimmung zugeführt werden. Oeffentlich wurde Herr Hippius von Allen gelobt, der Wilde Mann veranstaltete sogar ihm zu Ehren eine Feier, bei welcher es sich ereignete, daß er mit dem Assessor Hohenfeld, der in ihm den Schöpfer seines Glückes verehrte, Brüderschaft trank. Leider aber wußte nicht nur alle Welt, er sei der Schöpfer der Adresse, sie hatte auch erfahren, daß ihm ein Honorar von sechshundert Mark ausgezahlt sei.

Seine Gläubiger, die sich bisher wenig geregt hatten, bestürmten ihn nun, bereits hatte er ihnen mehr geopfert, als sein ganzes Honorar und wußte noch immer nicht, wie er sich ihrer erwehren sollte. Der historische Stuhl sammt seinen beglaubigten Dokumenten war nahe daran, gepfändet zu werden, seiner liebsten Stücke war er nicht mehr sicher. In dieser Fährniß stand ihm Hohenfeld treu zur Seite, wodurch ein Zahlungsaufschub erreicht wurde, was aber für die Dauer von keinem Belang sein konnte, da er keine Aussicht hatte, jemals volle Zahlung zu leisten.

Hohenfeld und Auguste überlegten, wie dem Freunde zu helfen sei, und beschlossen, Herrn Huddelchen's Hilfe anzurufen. Der polterte erst in seiner gewohnten Art, ließ sich aber doch bestimmen, die Summe vorzuschießen, wie er drollig sich ausdrückte — sein Schwiegersohn solle sie ihm später einmal von seinem Ministergehalt zurückzahlen. — —

Dies ist nun die Geschichte von einem Glück, welches Herrn Hippius einmal in seinem Leben überstrahlte; dies der Dank, welchen ihm die Kunst darbrachte, an der er, von keinem Mißgeschick abgeschreckt, mit jugendlichem Enthusiasmus hing. An diesem Spätglück zehrt er, so lange er athmet, und kommt seine letzte Stunde, wird zum Abschiedsgruß das Bild des Genius im Schnee vor seinen umflorten Augen stehen.

Der Hof-Ball.

Aus Czar Alexanders II. Tagen.

Von Hans Wanderfeld.

(Nachdruck verboten.)

„Nunja, nur noch eine Stunde, und des Kronsaales Lichter werden um deine Schönheit kreisen, wie die Falter um die thaufrische Blume."

„Ach, Mutter, mir ist so bang!"

„Närrin! Mein Leben lang träumte ich von Glück und Reichthum. An Deines Vaters, meines seligen Mannes Seite, fand ich sie nicht, obwohl es im Anfang unserer Ehe nicht unmöglich war. Er war ein Günst-

ling des Czaren, jung, klug, hübsch, von Namen. . ."

„Und, Mutter? Du hast mir noch nie davon gesprochen! . . ."

„Man rührt nicht gerne im Sumpf, sonst quaken die Frösche. Doch, ich wills Dir kurz erzählen. Dein Vater war . . . nein, er wurde . . . Nihilist!"

„Mutter . . . mein Vater!"

„Ja, Dein Vater, mein Mann . . . sie brachten ihn nach Sibirien."

„Ein Rittmeister des Czaren . . . Nihilist?"

„Kind, der Nihilismus ist ein süßes Gift, daran die Höchsten, Besten, Edelsten und Klügsten des Landes nippen!"

„Und daran zu Grunde gehen . . . o Gott, Erbarmen!"

„Ja. . . . Nunja, zu Grunde gehen und wir mit ihnen."

„Und mein Vater?"

„Vielleicht lebt er . . . vielleicht ist er todt, Kind! das letztere wäre das Beste. Denn politische Verbrecher in Sibirien . . . o mein Gott . . . ihr bischen Leben ist ein Jammer . . . doch genug, Kind, er wird wohl bald kommen. . . . Alex, Dein Verlobter, des Czaren Freund, der uns des Hofes Gunst von Neuem erworben, der Dir das Glück errang, heute beim Hof-Ball zu erscheinen. Nimm eine frohe Stimmung in's Herz, er ist ja Dein zukünftiger Gatte, jung, hübsch und reich, grad wie mein Staschu, Dein Vater. Sei fröhlich. Nunja!"

Alex kam, wie jeden Abend, zu seiner auserkorenen Braut.

Die muthigen Araber seines Wagens stampften den Schnee vor der Thür.

„Nunja, Du bist heute anders, als sonst."

„Alex, mir ist so bang!"

Der schneidige Leutnant, Graf Z., wandte sich um und weinte.

„Geliebter, was ist Dir?"

„Meine Nunja, nichts . . . nichts, Nunja . . . doch Deine trübe Stimmung hat sich auf mich übertragen! . . Es ist schon vorbei! So, und nun sag Mama Adieu . . und in wenigen Minuten sind wir beim Czaren!"

Die Pferde griffen aus; das Schloß war erreicht.

Tausende Lampen und Kerzen erleuchteten den Kronsaal, in dem heute der erste Hofball des Jahres 18 . . stattfand.

Eine illustre Gesellschaft, die Herren in Uniform und Zivil, ordensgeschmückt, die anmuthigen Russinnen in eleganteſten Kostümen, lustwandelte bei den Klängen der Regiments-Musik plaudernd auf und nieder.

Das Czarenpaar fehlte noch.

Mit einem Male verstummte die Musik; wie auf der Stelle festgewurzelt standen die Paare.

In den Saal trat, das Antlitz mit dem Spitzentuch bedeckt, die Kaiserin.

Graf W., der Erste des Hofes, war schnell an ihrer Seite.

„Majestät weinen heute?"

„Lieber Graf, früher, heute und immer! Meinem geliebten Alex wollen sie doch eben an das brave, uneigennützige Leben. Denken Sie sich, er will nach diesem Saal, reicht mir den Arm . . . da knistert was in unserer Nähe . . . ich merke es nicht, er merkt es, tritt mit dem Fuß auf einen kleinen, sprühenden Lichtfunken . . . die Gluth ist erstickt . . . es war eine Zündschnur. Wohin sie führt, der Allmächtige mag es wissen . . . doch sicher zum Verderben."

Es hatte sich um die Kaiserin ein Kreis des Notablen gebildet.

Die Erzählung von dem versuchten Attentat war im Saale schnell publizirt worden: eine mächtige Erregung bemächtigte sich der Anwesenden.

Im Augenblick erschien der Zar.

Lächelnd ging er auf seine Gattin zu und umarmte sie, dann lächelte er den Umstehenden gnädig zu.

Ein kurzer Wortaustausch mit hohen Militärs . . . der Ball nahm seinen programmmäßigen Anfang.

Nunja war glückselig am Arme ihres Verlobten.

„O, diese Nihilisten, Alex, daß sie doch unserem guten Kaiser nicht das bischen Leben gönnen. Ich könnte sie vernichten.

„Nunja, sprich hier nicht davon, man könnte es hören . . ."

„Daß ich sie vernichten will?"

„Nein, Geliebte, das Wort Nihilist genügt . . ."

„Ah, Graf Z. und seine liebe Braut . . . ich begrüße sie."

Der Zar war an das junge Paar herangetreten.

„Majestät sind zu gnädig!" versetzte darauf der Leutnant.

„Junger Mann, zeigen Sie sich meiner Gnade würdig. Ich will sie Ihnen im reichsten Maße zu Theil werden lassen . . ."

„Majestät, ich will mich bemühen, meine Braut wird meine Stütze hierin sein."

Lächelnd verneigte sich der Czar und ging.

Es war für Nunja der schönste Abend ihres kaum achtzehn Lenze zählenden Lebens. Hübsch, bewundert von tausend Männeraugen, die angebetete Braut eines bei Hofe beliebten Leutnants, eines steinreichen Grafen von klangvollem Namen . . . o Zukunft, Du malst in herrlichen Farben!

Noch einmal nahte sich der Zaar dem Paare.

„Apropos, Graf Z., wann werden Sie heirathen?"

„Majestät, das ist noch unbestimmt!"

„Unsinn, bald, Graf Z., wie es Ihre schöne Braut wünscht und auch ich!"

Lächelnd drohte der Kaiser mit dem Finger und ging.

Graf Z. drückte beim letzten Tanz seine Braut fest an sich; sie sah zu ihm auf und gewahrte helle Thränen in seinen schönen Augen.

„Du weinst ja schon wieder, Alex."

„Nunja, der Czar ist so gut!"

„Das ist er ... und darum weinst Du?"

„Ja, nur darum. Und warum soll er sterben?"

„Lieber Thor ... alle müssen wir sterben!"

„Alle, das ist ein Trost!"

Das Ballfest bei Hofe war zu Ende. Die Araber griffen aus.

„Lebe wohl, Geliebter ... denke an des Czaren letzte Worte!"

Heiße Küsse erstickten die letzten Laute des hoffnungsreichen Mädchens ... der Graf war verschwunden.

Sie lag im ersten Traum von dem ersten Hofball.

O, wie sie doch so glücklich war! Sie träumte ihr künftiges Leben!

Mit einem Male Tumult im Hause. ... Schreien der Mutter ... laute Stimmen.

Sie ist aufgesprungen, hat sich flüchtig angekleidet ... in den Salon!

Eine Leiche ... ein Offizier ... o Gott im Himmel ... ihr Alex!

Der erste Attentatsversuch auf den Czaren an diesem Abend war mißglückt. Es wurde ein zweiter versucht, als der Czar zur Ruhe gegangen war. Er wurde auch vereitelt. Einen Offizier hatte man ertappt, der den Zunder legte. Ein Nihilist ... auf ihn war die Wahl gefallen ... Graf Alexander Z., Offizier Sr. Majestät Kaiser Alexander's II.

Im Moment der Festnahme jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Besser todt, als nach Sibirien!

Ein blasses Weib kniete an der Leiche des Todten und rang im Schmerze der Verzweiflung ihre weißen Hände.

„Nunja, der Czar."

Er sprach es selber.

„Majestät ... o mein Gott ... mein Gott ... !"

„Ich bringe Ihnen den Unglückseligen selbst. Sie wollten seine Stütze sein?"

„O mein Kaiser, nicht dazu ... der Arme!"

„Ja, mein Kind, der Arme ... das war sein erster und sein letzter Hofball."

„O mein Kaiser!"

Stille Gebete stiegen im Herzen der Anwesenden zu Gott empor!

Mannigfaltiges.

— Das Championnat der Schönheit. Das „B. T." erhält von der Redaktion der französischen Tageszeitung „Gil Blas" eine anscheinend ernstgemeinte, aber unendlich komisch wirkende Zuschrift. Es heißt darin, daß, nachdem in athletischen Konkurrenzen die körperliche Kraft gefeiert wurde, nun auch die körperliche Schönheit zu ihrem Rechte kommen solle. Dies will der „Gil Blas" durch eine Schönheits-Konkurrenz bewirken. Die Jury, der Sarah Bernhardt (!), die Maler Henner und Besnard, der Dichter Catulle Mendes und acht andere Personen angehören sollen, hat zehn Preise zu vergeben, von denen der erste der prämiirten Dame 2000 Franken baar, einen „Trousseau" im Werth von 3000 Franken sowie den Titel: „Championne du Monde de la beauté" einbringt. Also immer ran meine Damen! Der „Nennungsschluß" ist am 31. März.

— Eine reiche holländische Dame hat einem Bahnsteigdiener der Holländischen Eisenbahngesellschaft, der ihren Schooßhund stets mit besonderer Zärtlichkeit behandelte, wenn er ihn in's Coupé brachte, die Summe von 40 000 Gulden vermacht. Der betreffende Bahndiener war, unter Beifügung des Reisegeldes, ersucht worden, dem Begräbniß der Dame in Hilversum beizuwohnen. Nach dem Begrägniß vernahm er dann die freudige Kunde. Bahnsteigdiener ist er nicht geblieben. Man sieht daraus, daß es manchmal auch vortheilhaft ist, „auf den Hund zu kommen".

— „Das Beschwerdebuch her!" Zu welchen Sinnestäuschungen ein Rausch führen kann, dafür liefert ein biederer Thalbewohner des badischen Renschthales einen schlagenden Beweis. Voll des süßen Weines wollte er auf der Bahn heimwärts ziehen, vorher aber noch im warmen Wartesaal ein halbes Stündlein ausruhen. Er schwankte und schwankte, gerieth jedoch statt in den Wartesaal in einen in der Nähe befindlichen Wassergraben. Er legte sich nichtsdestoweniger gemüthlich hin und schlief auch wirklich ein. Plötzlich verspürte er jedoch die Nässe auf seiner Haut, und Vorübergehende hörten aus der Tiefe die Worte: „Das Beschwerdebuch her! Ist denn dies auch ein Wartesaal, da brennt nicht einmal Licht — und Wasser steht auch noch darin."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 73. Donnerstag, den 30. März. 1899.

Vierklee.

Novellette von E. Ritter.

(Nachdruck verboten.)

„Sonst haben gnädige Frau keine Befehle?"

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Wangemann. Besorgen Sie mir, bitte, die Reparaturen schnell und gut, bis Dienstag Abend."

„Gewiß. Gnädige Frau können sich darauf verlassen. Aber, wenn gnädige Frau noch ein klein wenig Zeit hätten — ich habe neue Sachen bekommen, die noch gar nicht 'mal ausgezeichnet sind. Es würde mich glücklich machen, wenn gnädige Frau sich die Neuheiten ansehen wollten, auch wenn Sie keinen Bedarf haben. Ich zeige gern einer Dame von so exquisitem Geschmack, so feinem Verständniß meine Einkäufe — es würde mir eine Freude sein —"

„Nun, wenn ich Ihnen eine Freude machen kann, Herr Wangemann, etwas Zeit habe ich schon noch —"

„Sehr verbunden, gnädige Frau."

Damit öffnet der Juwelier eine verschlossene Schieblade und entnimmt ihr eine Anzahl Etuis, die er mit förmlicher Feierlichkeit öffnet und der Dame präsentirt. Allerdings entzückende Sachen: Kolliers, Ohrgehänge, Brochen, Nadeln, Armbänder, Ringe — es blitzt nur so von Gold und Juwelen. Mit lebhaftem Interesse und mit großer Sachkenntniß mustert die Landräthin v. Feldern all' den Glanz, aber am häufigsten haftet ihr Auge an einer kleinen Broche in Vierkleeform; die Blätter sind aus Smaragden, jedes von winzig kleinen Brillanten umgeben, alle Steine à jour gefaßt in zierlichster feinster Arbeit. Schon beim ersten Blick auf das köstliche Schmuckstück ist den Lippen der jungen Frau ein Ausruf des Staunens, des Entzückens entfahren, und jetzt fragt sie zögernd:

„Könnten Sie wohl einmal nachsehen, Herr Wangemann, was die Broche kostet, oder haben Sie den Preis im Kopf?"

„Allerdings, gnädige Frau, und ich freue mich, daß Ihnen gerade dieses Stück in seiner scheinbaren Einfachheit besonders auffällt — es ist in der That einzig schön, und der Preis wirklich nicht zu hoch dafür — 500 Mark."

„500 Mark! Hm, es geht, das heißt, nicht daß ich gerade darauf reflektirte, aber vielleicht — man kann ja sehen. Wissen Sie was, Herr Wangemann, legen Sie mir die Broche bis morgen zurück. Ich sage Ihnen Bescheid, vielleicht nehme ich den Vierklee doch. Natürlich muß ich mir den Fall erst überlegen — 500 Mark sind immerhin eine Ausgabe, die bedacht sein will. Aber die Broche ist reizend, entzückend, ich habe lange nicht so Schönes gesehen." Noch ein letzter Blick auf das Kleinod, dann ein freundliches: „Adieu, Herr Wangemann, bis morgen," und die schöne junge Frau verläßt den Laden des Juweliers.

* * *

Landrath von Feldern schreitet rastlos in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Auf seinem Schreibtisch liegen Akten und Aktenpapier; er setzt sich bisweilen und schreibt ein paar Worte, dann wieder hält er inne und beginnt seine Wanderung auf's neue. Er ist innerlich noch so erregt von der Reise in das Ueberschwemmungsgebiet seines Kreises — das namenlose Elend, welches er geschaut, will sich so schwer in trockene geschäftsmäßige Worte und Zahlen fassen lassen. Immer stehen die verzweifelten Gesichter der armen, ihrer Habe beraubten Menschen vor seinem geistigen Auge, die verwüsteten Felder, die zerstörten Wohnungen! Es ist ihm, als sei alles Schöne, Freudige aus seinem Leben fortgenommen, er hätte helfen mögen, geben mit vollen Händen, aber was konnte hier die Gabe eines Einzelnen nützen? Ach, ein schmerzlicher Seufzer entringt sich seiner Brust — wie schwer ist das Dasein doch mitunter für den fühlenden Menschen! Da — horch! Ein leichter Schritt wird im Flur hörbar, und ein frohes Lächeln gleitet über das eben noch so ernste Antlitz des Landraths. Sein Weib, seine geliebte, herzige, reizende Frau, deren Schwächen selbst bei der großen Liebenswürdigkeit ihres Naturells zu Vorzügen zu werden scheinen, die es so prächtig versteht, mit ihren kleinen Händen die Sorgenfalten von

des Gatten Stirn wegzuwischen, die wie ein frohes Kind nur dem Augenblick lebt, die er sich geschworen hat, glücklich zu machen, ihr alles Leid fern zu halten, soviel in seinen Kräften steht! Jetzt klopft es.

„Herein!“

Die Thür fliegt auf.

„Guten Tag, Werner, da bin ich endlich wieder. Hast Du Dich auch nach mir gesehnt, ja? Oder hast Du mich ganz vergessen über Deinen abscheulichen Akten?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, plaudert sie weiter: „Nun hast Du gewiß ein wenig Zeit für mich, nicht wahr? Ich war in der Stadt, ach, Werner, was hab' ich bei Wangemann alles gesehen — so schöne Sachen! Und hör', Du mußt nun ein guter lieber Mann sein und mir einen großen Wunsch erfüllen. Ja, willst Du?“

„Erst wissen, Kleine, um was es sich handelt, wie kann ich sonst versprechen?“

„O wie garstig! Ein edler Ritter muß seiner „Fraue“, der er in Minne zugethan, jeden Wunsch zu erfüllen schwören, auch ohne daß er ihn kennt.“

„Wenn es in seiner Macht steht.“

„Natürlich, gewiß. Die Fraue verlangt ja nicht, daß der Ritter einen Drachen erlegt, oder so was Schreckliches; die Fraue bittet ihren Ritter nur ganz bescheiden um eine Broche!“

„Um eine Broche? Na, Kleine, da hätte es wohl keiner so großen Vorbereitung bedurft, eine Broche kannst Du Dir ja doch selbst kaufen, dazu wird Dein Nadelgeld wohl ausreichen.“

„Doch nicht, Herz, doch nicht, vergiß nicht, daß wir am Beginn der Herbstsaison stehen, da gibt es tausenderlei Ausgaben. Zu der Broche langts nicht. Aber haben muß ich sie; ach Werner, nie sah ich so etwas Schönes! Und denk' nur, ein Vierklee, eine Glücksbroche! Aus Smaragden und Brillanten, à jour gefaßt, entzückend, wonnig — einfach süß! Und diese Broche muß ich haben zu meinem schwarzen Sammtkleid, welches ich auf dem Wohlthätigkeitsbazar zum Besten der Ueberschwemmten — Du weißt, unter der Protektion der Frau Erbprinzessin findet er statt — tragen will. Es wird nur in „einfacher Tagestoilette“ verkauft, weißt Du, und da ist mein neues schwarzes Sammtkleid sehr passend. Aber natürlich, großartigen auffallenden Schmuck — Kollier oder so was — kann ich dazu nicht tragen, und etwas Einfaches, aber doch recht Apartes für diesen Zweck hab' ich nicht. Der Vierklee würde so chik sein. Nicht wahr, Herzensmann, Du kaufst ihn mir? Fünfhundert Mark ist nicht zuviel dafür.“

„Aber Ella, Du weißt nicht, was Du sprichst — fünfhundert Mark für eine Broche — nein, das ginge ganz gegen mein Gefühl im jetzigen Augenblick, selbst wenn wir in der Lage wären, eine solche Summe für ein Schmuckstück ausgeben zu können — fünfhundert Mark für eine Broche, jetzt, wo tausende von Menschen ihrer Habe beraubt sind, wo unermeßliches Unglück über einen Theil unseres Vaterlandes hereingebrochen ist. Wenn jede Dame erst zu ihrem Putz für den Bazar solche Summen aufwenden muß, dann wäre es wohl besser, derselbe unterbliebe ganz und gar; dann sind die Kosten für die Veranstaltung größer, als der Ertrag. Hätte ich fünfhundert Mark zur Verfügung, so würde ich sie mit Freuden den Ueberschwemmten direkt spenden, liebes Herz, ich muß mich mit hundert begnügen. Nicht wahr, Du schlägst Dir den thörichten Wunsch aus dem Sinn, meine Ella?“

„Ach, Werner, siehst Du, ich würde noch einmal soviel verkaufen, wenn ich die Glücksbroche zum Bazar tragen könnte, gewiß. Und — ach — sie gefällt mir so sehr, sehr gut — sei lieb, Werner, und schenke sie mir —“

„Ich kann nicht, Kind, wirklich nicht, es würde mich jetzt in Verlegenheit bringen, ganz gewiß.“

„O, das ist aber häßlich“ — Thränen ersticken Ellas Stimme — sehr häßlich von Dir — Papa würde mir einen derartigen Wunsch nie abgeschlagen haben, Papa war so gut, so aufmerksam —“

„Leider,“ — entfährt's dem Landrath.

„Wie meinst Du das?“ Recht scharf klingt die Frage.

„Ich meine, Ella, daß Dein seliger Papa Dich recht verwöhnt hat, und daß es besser gewesen wäre, wenn er Dich mehr dazu erzogen hätte, Deinen Wünschen Zügel anzulegen, dann hätte ich nicht nöthig, gegen solche — übermüthige Gelüste anzukämpfen und —“

„Spare Deine Worte, es ist genug, Du sollst es nie mehr nöthig haben, nie, nie werde ich Dir gegenüber wieder einen Wunsch aussprechen — nein, laß nur, laß' mich — ich will nicht, es ist mir gar nicht um die Broche, aber ich sehe, daß Du mich nicht mehr lieb hast, nicht ein bischen —“

Damit eilt die junge Frau hinaus, in ihr eigenes Zimmer, um sich gründlich auszuweinen.

* * *

Das Mittagessen verläuft äußerst ungemüthlich. Frau Ella trägt eine wahre Duldermiene zur Schau; der Landrath ist tief verstimmt. Nur die nothwendigsten Worte werden in Rücksicht auf das bedienende Mädchen gewechselt.

Mit flüchtigem Gruß verläßt der Landrath, der zum

ersten Mal ernstlich erzürnt auf seine reizende Frau ist, das Haus, um sich nach dem Amtsgebäude zu begeben. Frau Ella kauert sich in einen Faullenzer beim Kamin und starrt in die Flammen, sehr betrübt, sehr unglücklich.

Wer ihr das früher gesagt hätte, ihr, der einzigen Tochter des wohlhabenden Arztes, ihr, der verwöhnten Erbin, daß sie bei ihrem Gatten umsonst um eine Broche würde bitten müssen! Ach ja, es ist wohl so, wie sie seither manchmal in den Zeitungen gelesen hat — heut' kommt's ihr recht zum Bewußtsein. Die Frauen sind ein unterdrücktes, bedauernswerthes Geschlecht; die Männer reißen Alles an sich, und der Frau bleibt nicht die geringste Freiheit zum Handeln.

Sie war recht thöricht gewesen, daß sie damals bei Papas Tod, vor ein und einem halben Jahr, kurz nach ihrer Verheirathung, so bereitwillig Werner eine Generalvollmacht ausgestellt hatte, behufs Ordnung der Erbschaft.

Sie war gerade krank gewesen, als der liebe Papa starb, sie hatte nicht zur Beerdigung reisen können, nicht selbst die Auflösung des Haushaltes leiten. Nur einzelne Gegenstände, die sie zu besitzen wünschte, hatte sie dem Gatten bezeichnet, alles andere war verkauft worden an Ort und Stelle.

Werner hatte das alles besorgt, hatte die Erbschaft erhoben und — seltsam, daß ihr das heut zum ersten Mal einfällt — er hat niemals versucht, ihr Rechenschaft abzulegen. Sie weiß gar nicht, wie viel Vermögen Papa eigentlich hinterlassen hat. Sie hat es auch nie zu wissen begehrt. Geldsachen sind ihr so zuwider, sie hat gar kein Verständniß dafür — es ist so prosaisch, sich darum zu kümmern. Und sie hatte immer genug gehabt.

Papa hatte ihr bei der Hochzeit eine sehr ansehnliche Summe übergeben zu ihrem ganz speziellen Gebrauch, und Werner hat ihr ein hohes Nadelgeld bestimmt. Aber letzteres hätte doch nicht ausgereicht, wenn nicht das Geld von Papa geholfen hätte. Doch nun war das alle und nun konnte sie sehen, wie sie in Zukunft auskommen würde. Denn nach der heutigen schrecklichen Entdeckung würde sie Werner nie wieder bitten mögen. Er war ja offenbar geizig — fürchterlich!

Sie hat es schon manchmal gefürchtet, aber heute ist's zur Gewißheit geworden. Welche schreckliche Entdeckung! Einen geizigen Mann konnte man gar nicht mehr lieb haben, und sie hatte doch ihren Werner so sehr, sehr lieb. Aber das ist nun vorbei, er soll schon sehen, was er sich verscherzt hat.

(Schluß folgt.)

Gründonnerstags- und Charfreitags-Gebräuche.

Von H. Hahn.

(Nachdruck verboten.)

Die Bezeichnung „Gründonnerstag" entstammt den alten noch jetzt sehr verbreiteten Gebräuchen, an diesem Tage grüne Kräuter zu genießen, aber auch davon wird der Name abgeleitet, daß nach beendeter Kirchenbuße die Sünder als sündlose „Grüne" wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden.

Trotzdem Gründonnerstag und Charfreitag zu den Festtagen der Kirche zählen, sind diese doch voll von Nachklängen heidnischer Vorstellungen und Gebräuche. Nach Busch gilt der Gründonnerstag als einer der glücklichsten Tage des ganzen Jahres, und zwar sind die Altgläubigen in allen Theilen Deutschlands derselben Meinung. Der Landmann säet an ihm so viel als nur möglich, denn die am Gründonnerstag gesäeten Aecker tragen reichliche Saat, und wenn oft Schneegestöber und Unwetter die Aussaat unmöglich macht, ist dies ein ungünstiges Vorzeichen für die Ernte. In Norddeutschland wird am Gründonnerstag besonders gern Lein gesäet. Nesseln an diesem Morgen gesammelt, halten den Blitz fern. Fasten an ihm, schützt vor Zahnweh, Kräuter an ihm gepflückt, haben besondere Heilkräfte. Eier, die am Gründonnerstag gelegt werden, sind angeblich zu vielen Dingen gut; sie bewahren in Hessen vor Feuersnoth; in Schwaben, wenn sie genossen werden, vor körperlichem Schaden; ja, sie verleihen dem, der sie bei sich trägt, die Gabe, Verborgenes zu erkennen. In Schlesien und Sachsen, auch an manchen Orten in Schwaben und Bayern, muß am Gründonnerstag etwas Grünes, sowie Honig gegessen werden, dann hat man das Jahr über viel Geld.

Die Nacht vom Gründonnerstage auf den Charfreitag hat Heilkräfte. In Schwaben reichen die Burschen ihren Mädchen dann mit Stöcken Bretzeln, die auf bunte Bänder gereiht sind, zum Fenster hinaus, welche nüchtern gegessen, vor dem Fieber sichern. In Thüringen werden die Leute, die sich mit Sympathiekuren abgeben, in dieser Nacht von zahlreichen Kranken besucht. Busch erzählt uns auch von verschiedenen Zauberbräuchen, welche am Charfreitag gut zu verwenden sind. Wenn man an demselben die Schuhe putzt, so können einem Schlangen und sonstiges giftiges Gewürm nichts anhaben.

In Schwaben schneidet das Landvolk am Charfreitag Wünschelruthen. Auch müssen an ihm des Nachts die Schlüssel geschmiedet werden, mit denen man das Reich der Hölle aufschließen und den Teufel bannen kann.

Drei Meister haben das stillschweigend zu thun; reden sie aber, so sind sie dem Tode verfallen. Das Eisen dazu muß von einem Schwerte oder Beile herstammen, mit welchen Hinrichtungen vollzogen worden sind oder auch aus den Nägeln eines verwitterten Sarges bestehen — so behauptet schwäbischer Aberglauben.

Am Charfreitag regen sich auch in Schwaben verborgene Schätze und sind dann leicht zu heben. Geht man Nachts auf einen Kreuzweg, so kann man vom Teufel Geld bekommen. Wer in dieser Nacht um elf Uhr ein Ei in ein Glas Wasser schüttet und zerrührt sieht am anderen Morgen an den Figuren, die sich daraus gebildet haben, welche Früchte im Herbst besonders gerathen werden.

Andere Volksmeinungen Schwabens betrachten den Charfreitag als Unglückstag. Man darf an demselben nichts von der Straße aufheben; denn die Hexen ziehen in der voraufgehenden Nacht umher und lassen da allerlei Böses fallen. Auch darf man an ihm nur von den allernächsten Verwandten Geschenke annehmen. Wer an ihm Wasser trinkt, leidet während des ganzen Jahres Durst, bei Stendal heißt es, am Charfreitag darf man nicht in den Garten gehen, weil es sonst Raupen gibt. In mehreren süddeutschen Gegenden herrscht der Aberglaube, daß man am Charfreitage die Hexen in der Kirche sehen könne, denn sie müssen bei der Kreuzigung zugegen sein. Man gewahrt aber nur dann, daß sie Hexen sind, wenn man sich eine Saalweide, die in der „Marterstunde" d. h. früh drei Uhr geschnitten ist, um den bloßen Leib gebunden hat. Dann sieht man genau, wie sie alle verkehrt sitzen und dem Pfarrer den Rücken zugedreht haben. Die Weiber haben Strohzöpfe, die Männer Strohdegen. Wer sie aber auf diese Weise erkannt hat und sich nicht eilig davon macht, bevor der Pfarrer Amen sagt, der wird von ihnen unter Beihülfe von Katzen zerkratzt ja sogar umgebracht, wie dies einem Manne aus Belsen widerfahren sein soll.

Norddeutscher Aberglaube vom Charfreitag ist nach Busch folgender: „Regen der an ihm fällt, soll man Tropfen für Tropfen von der Erde wegkratzen; denn er ist sehr giftig. Wenn's dem Herrn Christus in's Grab regnet, gibt es einen trockenen Sommer.

Ein Ei am Charfreitag gelegt, hat die Eigenschaft, jedes Feuer zu löschen, in das man es wirft. Wer an diesem Tage nicht trinkt, der kann das ganze Jahr trinken, ohne einen Rausch zu bekommen. Wer an ihm gräbt, der stört die Ruhe des Heilands. Wer an ihm die Stube mit einem Besen kehrt und dann im Sommer mit demselben über den Kohl fährt, der schützt diesen vor Raupen und anderem Gewürm. Wer am Charfreitage vor Sonnenaufgang drei Messerspitzen voll Hafer ißt, dem schadet das ganze Jahr über kein Trunk, er mag trinken, was er will."

Kunst und Wissenschaft.

— **Die Madonna mit dem Bäumchen.** Man schreibt der „Frkf. Ztg." aus Venedig vom 26. ds.: Die „Madonna mit dem Bäumchen" in der venezianischen Akademie, jenes reizvolle, poetisch duftende Bild Giovanni Bellini's, ist einer Restaurirung unterzogen worden, die leider die schöne Tafel ganz entstellt hat. Die Ambrafarbe, die an Bellini'schen Meisterwerken wie feiner Goldstaub flimmert, ist jetzt total verschwunden. Das Bild gleicht eher einer schwachen Oleographie als einem Oelgemälde. Zarteste Details in den Extremitäten des Jesuskindes sind verwischt, und das Kind selbst glotzt jetzt mißmuthigen Ausdrucks den Beschauer an. Auch Schatten und Lichtpartien sind unglücklich behandelt, und die Fleischfarben verloren die Transparenz und Weichheit des Tons. Kurz, dem Bilde ist sein früherer Reiz genommen. Wenn der Italienfahrer manchmal beklagt, daß er Kunstwerke mühselig in Kirchen aufsuchen müsse, weil er sie nicht alle bequem in Pinakotheken untergebracht findet, so möge er sich damit trösten, daß der Clerus selten Geld für „Restaurirungszwecke" ausgibt, und daß deshalb die von ihm aufbewahrten Werke den Kunstverständigen weniger irreführen und die alten Meister nicht herabwürdigen.

In der Ferne.

Milder ward die Frühlingsluft,
Klar das Abendröthen, —
In dem Park voll Blüthenduft
Nachtigallen flöten.

Leise, still, dann lauter schwoll
Ihr die zarte Kehle.
Weh! — Ein Schrei, so raubgiervoll,
Drang mir in die Seele.

Süße kleine Sängerin,
Laß dich jetzt nicht hören!
Sieh! Ein Raubthier zieht dort hin,
— Will dein Singen stören.

Fliehe schnell von diesem Ort!
Will ja mit dir gehen!
— Drüben — singst du heiter fort —
Kann kein Feind uns sehen.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 74. Freitag, den 31. März. 1899.

Vierklee.

Novellette von E. Ritter.

(Schluß.)

Unter solchen Gedanken ist eine lange Zeit vergangen; es klopft, und das Mädchen tritt ein, eine Karte in der Hand. Einen Blick wirft Frau Ella darauf, dann sagt sie:

„Ich lasse bitten."

Assessor Malten kommt ihr gerade recht. Ein junger Vetter ihres Mannes, ein fröhlicher, hübscher, galanter Mann, mit dem sie immer gern plauderte, und der stets sehr aufmerksam gegen seine „schöne Base" war. Wenn irgend jemand, so konnte er mit seiner frohen Laune sie ihrer Verstimmung entreißen. Ein Blick in den Spiegel — nein, man sieht ihr nicht an, daß sie geweint hat, und da ist auch schon Vetter Otto.

„Guten Tag, belle cousine — so ganz allein? Fragte nach dem Vetter, war aber nicht zuhause, da wollte ich doch nicht versäumen, mich Ihnen zu Füßen zu legen. Hoffe nicht zu stören."

„Aber ganz im Gegentheil, Otto, ganz im Gegentheil; ich sehnte mich ordentlich nach einem Menschen — ich war so verstimmt —"

Da, nun ist's heraus, nun ärgert sie sich — sie hat sich doch nichts merken lassen wollen.

„Verstimmt, theure Cousine? Aber, mein Gott, wer wagt es, die liebenswürdigste, verehrungswürdigste der Frauen in Verstimmung zu versetzen? Ich will nicht hoffen, daß Werner, daß mein eigener Herr Vetter —?"

„Doch, doch — gerade er — ach, Otto, ich bin sehr unglücklich —" Da sind die Thränen schon wieder.

Und dann erzählt sie dem Vetter alles, es thut ihr so wohl, sich auszusprechen, den Gatten anzuklagen, trotzdem ihr das eigene Herz ein wenig dabei klopft. Aber sie ist ein Sprudelkopf, und sie kann nichts auf dem Herzen behalten, und Vetter Otto gehört zur Familie. Er ist außer sich, ganz entrüstet. „Nein, dieser Werner!" So ruft er in höchster Empörung aus — „dieser Barbar! Wenn ich's nur dürfte, aber ich darf's natürlich nicht wagen — Werner würde das nicht dulden, und Sie selbst würden es nicht wollen, Ella, sonst, es sollte mir eine Wonne sein, Ihnen die Broche zu Füßen zu legen. Schade, schade, daß die Konvenienz es nicht gestattet!"

Ganz schmerzverzogen erscheinen die hübschen Züge des Assessors bei den Worten, und er seufzt. Und Ella seufzt auch. Und dann hascht der Assessor nach Frau Ellas zarten Händchen und drückt einen langen, heißen, vielsagenden Kuß darauf. Und sie wird roth bis unter die Haarwurzeln, aber sie läßt es geschehen. Otto ist ja voll Theilnahme, er hat Verständniß für ihr Leid — und Werner, ihr Gatte, er hat keines — entsetzlich!

Das Gespräch will aber nun doch nicht so recht wieder in Fluß kommen, und Vetter Otto empfiehlt sich nach kurzer Zeit, indem er verheißt, heute Abend noch mal zu kommen, da er Werner unbedingt sprechen müsse.

Ella ist wieder allein mit ihrem Kummer. Aber er ist in ein neues Stadium getreten — es ist gar nicht mehr der Kummer um die Broche, es ist der Kummer darüber, daß sie eine vernachlässigte, unglückliche Frau ist. Wie nett und lieb ist Vetter Otto gewesen! Er hat ihr schon immer gefallen, aber noch nie so, wie heute. Heute vergleicht sie ihn zum ersten Mal mit ihrem Gatten, und der Vergleich schlägt sehr zu Ungunsten des Letzteren aus. Wie sehr hatte Vetter Otto sie verstanden, o, er würde sicher niemals seiner Frau einen Wunsch abschlagen. Ja, seine künftige Frau würde es einmal gut haben. Schade, daß nicht alle Männer sind, wie Vetter Otto. Werner behauptet zwar, Otto sei ein recht leichtsinniger Mensch, der seiner Mutter die größte Sorge mache, aber das ist eben nur Werners Ansicht. Werner ist doch recht engherzig, recht kleinlich — bei jeder Gelegenheit spricht er von Sparen, Einschränken — so entsetzlich philiströs!

Ein solcher Philister hätte eben keine junge, verwöhnte Frau heirathen dürfen. Was nur daraus werden sollte? O, sie würde ganz schrecklich unglücklich werden, und sie hatte doch Werner so lieb, so lieb gehabt. Das ist nun vorbei, o, sie will es ihm zeigen —

man kann sich ja auch scheiden lassen — jawohl, man hat das Recht, wenn der Mann ein Tyrann ist, und dann kann man am Ende — pfui, Ella, so schilt sie sich aber nun selbst ganz erschrocken — wohin haben sich ihre Gedanken verirrt — nein, so etwas will sie nicht denken. Werner ist ihr Gatte, und sie muß seine treue Gattin bleiben, wenn das auch sehr, sehr schwer sein wird in Zukunft. Und das ist gewiß, Vetter Ottos Frau wird einmal sehr zu beneiden sein.

* * *

Das Abendessen ist vorüber. Es ist ebenso schweigsam verzehrt worden, als das Mittagsmahl. Werner ist voll ruhiger Höflichkeit gegen seine Gattin und, nachdem das Essen abgetragen, spricht er:

„Ich kann Dich leider nicht ins Theater begleiten, Ella, ich muß wieder aufs Amt, meinen Bericht zu beendigen — ich habe dort die Akten besser zur Hand. Du entschuldigst mich gewiß und gehst diesmal allein."

„O, bitte, es ist keine Entschuldigung nöthig, ich gehe sehr gern allein."

„Wirklich, Ella, ist das Dein Ernst?"

„Mein voller Ernst, meinst Du, ich wäre zum Scherzen aufgelegt?"

„Nun, dann habe ich nichts mehr zu sagen. Guten Abend."

„Guten Abend."

Tief gekränkt verläßt der Landrath das Zimmer.

Frau Ella will Toilette machen, aber plötzlich bekommt sie heftige Kopfschmerzen, es braust ihr vor den Ohren — welch' ein häßlicher Tag das heute ist! Nein, sie kann nicht ins Theater, sie ist viel, viel zu unglücklich. Sie hat so sicher gehofft, Werner würde ihr reuevoll nahen, ihr die Broche versprechen, und dann würde sie ihm huldvollst ihre Verzeihung gewähren. Aber er hatte es nicht gethan, er war so — so von ihr gegangen! Und hatte gar nicht gethan, als ob er ein Unrecht begangen hätte.

So konnte es nicht weiter gehen, morgen würde sie Aufklärung über ihre Vermögensverhältnisse von ihm verlangen und freie Verfügung über das Ihrige. Er würde es sehr übel nehmen, aber er konnte doch nicht so unnobel sein, ihr das zu verweigern.

Das Mädchen bringt die Lampe, sie schickt sie wieder hinaus. Die Dunkelheit ist ihr wohlthätig. Sie legt sich auf ein Ruhebett, und drückt den schmerzenden Kopf in die weichen Kissen. So will sie den ganzen Abend liegen bleiben und über ihr trauriges Geschick nachdenken.

Beim Nachdenken schläft sie allmälig ganz fest ein, und erwacht erst, als sie nebenan, im Arbeitszimmer ihres Mannes, Stimmen hört.

„Gut, daß ich Dich noch glücklich treffe, Werner" — ach, das ist ja Vetter Otto's Stimme — ja so, er wollte Abends nochmal vorsprechen, das hat sie vergessen — „ich muß Dich sprechen. Wir sind doch ungestört?"

„Ganz allein; Ella ist im Theater, die Mädchen sind in der Küche sie können nichts hören. Nun, und was hast Du auf dem Herzen?"

„Ach, Werner, ich bin in einer verteufelten Lage. Daß ich's nur gleich heraussage, ich muß sofort tausend Mark haben, hörst Du, sofort — es handelt sich um eine Ehrenschuld — meine ganze Existenz hängt daran — nicht wahr, Du hilfst mir? Für Dich ist's eine Kleinigkeit, für mich alles. Meine Mutter darf ich jetzt nicht viel beunruhigen, sie ist noch immer sehr leidend. Nicht wahr, Du hilfst mir aus der Patsche?"

„Wie gern, wenn ich könnte. Aber, glaub' mir, Otto, ich bin nicht in der Lage. Mein Gehalt und die Zinsen meines Vermögens reichen knapp für unsern Haushalt, ich muß sparen, wo ich kann. Es wäre Leichtsinn von mir, Dir tausend Mark ohne Sicherheit zu geben."

„Aber Werner, wenn man eine so reiche Frau hat —"

„Eine reiche Frau, meinst Du — hör' Otto, ich will Dir etwas anvertrauen, denn es widerstrebt mir, von Dir für geizig gehalten zu werden. Gib mir Dein Wort, daß Du das Geheimniß wahren wirst."

„Du hast es!"

„Meine Frau ist nicht reich, ihr Vater hat nichts, gar nichts hinterlassen, er hat über seine Verhältnisse gelebt, auch fehlte die Hausfrau — Ella's Mutter ist sehr früh gestorben. Als ich die Hinterlassenschaft ordnete, blieb nichts übrig — es reichte knapp, die Schulden zu bezahlen. Ein Glück, daß Ella damals durch Krankheit verhindert wurde, Einblick in die Verhältnisse zu nehmen. Es würde ihr zu schmerzlich gewesen sein, diese Erfahrung zu machen. Sie ist ganz unbefangen geblieben, und ich wünschte, sie brauchte nie zu wissen, wie schlecht ihr Vater gewirthschaftet. Auf die Dauer freilich wird es sich kaum verbergen lassen, aber es bangt mir unsäglich vor der Eröffnung. Ella ist noch so ganz Kind — ich möchte ihr alles Trübe, Schmerzliche fernhalten. Schwer genug wird mir's oft, ihr einen Wunsch abzuschlagen — sie ist verwöhnt, in Glanz und Luxus aufgewachsen, und ich liebe sie so innig, ich möchte ihr alles geben, was ihr Herz begehrt, doch ich kann, ich darf es nicht — ich habe nicht die Mittel dazu. Genug davon. Ich kann Dir also das Geld nicht geben,

Otto, aber ich bin bereit, für Dich zu bürgen, wenn Du mir auf Ehrenwort versprichst, keine leichtsinnigen Schulden mehr zu machen und auf baldige Tilgung der bereits gemachten zu denken. Ich weiß, daß Du sehr gut mit Deinem Gehalt und Deinem Zuschuß auskommen kannst. Und, was ich Dir von meinen Verhältnissen gesagt, das bleibt also unter uns."

„Sicher Werner, Du hast mein Wort und ich danke Dir — Deine Bürgschaft wird genügen. Es soll mein Bestreben sein, von nun an besser zu wirthschaften, solid und vernünftig zu werden. Sei so gut, morgen mit mir zu Deinem Bankier zu gehen und die Sache zu ordnen — es ist die höchste Zeit."

„Gewiß, um elf Uhr, und nun entschuldigst Du mich wohl, ich muß den Bericht abschließen, ehe Ella zurück kommt."

Abschiedsworte wurden gewechselt, dann hörte Ella, die athemlos Lauschende, die Schritte des sich entfernenden Vetters.

Und dann — der Landrath hat sich eben an seinen Schreibtisch gesetzt — da huscht etwas durch die Portieren und dann kniet etwas neben ihm, und eine liebe Stimme stammelt unter Schluchzen:

„Ach Werner, lieber, geliebter Mann, verzeih' mir — ich habe alles gehört — o, wie war ich undankbar, wie war ich schlecht —" und dann sprudelt Ella alles heraus, all' die bösen Gedanken des Nachmittags, und wieder und wieder bittet sie den Gatten um Verzeihung.

Ernst und bewegt hört er ihre Beichte an. Dann zieht er sie an sein Herz und spricht:

„Mein liebes Weib, Gott sei Dank, daß es so gekommen. Ich fand nicht den Muth, Dir zu sagen, wie es um Deines Vaters Nachlaß stand, ich wollte Dir ja alles Trübe fernhalten, aber das eben war mein Unrecht. Ich hätte das Vertrauen haben müssen zu Dir, zu meinem Weib, daß Du Dich in die veränderten Verhältnisse schicken, Dich ihnen anpassen würdest; es ist meine Schuld, daß ich nicht den Muth dazu hatte. Jetzt sehe ich das erst ein, jetzt, wo Dich die Unkenntniß der Lage fast an einen Abgrund geführt hatte, der unser Glück zu verschlingen drohte. Nein, ich zürne Dir nicht über die „bösen" Gedanken, liebes Herz, ich zürne mir, daß ich in Dir nur ein unmündiges Kind, nicht mein Weib, meinen guten tapferen Kameraden gesehen habe. Von nun ist das anders. Es war ein glücklicher Zufall, eine segensreiche Schickung vielmehr, daß Du unser Gespräch mit anhörtest, eben jetzt, da Dein Herz voll Groll gegen mich war. Du weißt nun, weßhalb ich hart bleiben mußte Deinem Wunsch gegenüber — von nun an soll nie wieder etwas zwischen uns stehen. Eine Frau ist mündig, soll mündig sein, dann nur wird sie im Stande sein, ihren Platz voll und ganz auszufüllen. Nicht mehr als ein reizendes Kind will ich Dich betrachten, nein, als mein Weib, welches Alles mit mir theilt, Freud' und Leid! Und wir werden glücklich sein, auch ohne die Vierkleebroche, nicht wahr, mein Liebling?"

So schließt Werner halb scherzend und preßt Ella fest an sich. Die aber ruft zwischen Lachen und Weinen:

„Aber es ist doch wahr, was ich heut' früh behauptete: Vierklee bringt Glück — noch nie bin ich so reich gewesen, als jetzt, wo ich weiß, daß ich ganz arm bin, daß ich Alles, Alles Dir verdanke, mein Werner, daß Du mich liebst, allein um meiner selbst willen. Von nun an sollst Du eine ganz verständige, sparsame, praktische Frau an mir haben. Und das alles haben wir dem Vierklee zu danken."

Osterbräuche.

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. R. Kempen.

(Nachdruck verboten.)

Das Osterfest ist ein Freudenfest der christlichen Kirche. Wie Faust beim Läuten der Osterglocken und Ertönen des Osterchores die Phiole wegwirft, mit Thränen in den Augen niedersinkt und ausruft:

„Die Erde hat mich wieder!"

so weckt auch jedem andern Menschen das Osterfest die Lebensfreude und auch er freut sich, daß ihn die Erde wieder hat. Diese Osterfreude drückt sich in äußerst mannigfachen Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten aus, von denen wir die schönsten und charakteristischsten dem Leser nicht vorenthalten wollen.

Der Ostersonntag wurde schon in der alten christlichen Kirche als erstes Freudenfest nach der stillen Woche begangen. Die Christen empfingen sich frühe morgens mit dem Osterkuß und dem Zuruf: „Er ist auferstanden!" worauf der Begrüßte antwortete: „Er ist wahrhaftig aufgestanden!"

Das Ostergelächter war eine mittelalterliche Sitte. Man flocht in die Predigten burleske Späße über den Teufel ein, welche die Zuhörer zum Lachen bringen sollten. Wie noch heute das Osterfest für viele die erste Begrüßung der neuerwachten Natur auf dem Osterspaziergange zu vermitteln pflegt, so begrüßte man früher das Fest der neuerstandenen Sonne mit Tänzen, Aufzügen, dramatischen Spielen und Freudenfeuern; man stellte dabei bildlich den Abschied des nach vielen Kämpfen besiegten Winters durch den Kampf gegen eine Puppe dar, deren Steinigung, Ersäufung oder Verbrennung den Schlußeffekt des Festes bildete.

Zur Vorfeier des Osterfestes ziehen in Vorarlberg Männer, von Kindern mit Fackeln gefolgt, von Haus zu Haus und singen unter Begleitung von Zithern und Schalmeien Auferstehungslieder. Am Rhein pflegt in katholischen Familien der Hausvater vor dem Mittagessen mittelst eines in Weihwasser getauchten Palmzweiges die Speisen zu segnen.

Die Sitte, sich Ostereier zu schenken, ist sehr alt und wird außer in der katholischen Kirche auch bei den Russen und Griechen und bei den Protestanten aller Bekenntnisse gepflegt. An einen vorchristlichen Volksgebrauch erinnert der Osterhase, welcher die Ostereier legen soll, weshalb man letztere für die Kinder in Schwaben in einem Neste, in Hessen im Garten versteckt, während anderwärts die Kinder glauben, daß die Eier am Charsamstage mit den Glocken von Rom kommen. In Tirol und Bayern schenkt man den Kindern auch Kuchen in Hasenform, in Schlesien wieder Kuchen von besonders grotesker Form. Osterkuchen backt man auch in Oesterreich und Sachsen.

Andere alte Volksgebräuche sind: das Eierlesen, welches früher wenigstens in Schwaben, wie in der Eifel, in der Schweiz wie in Hessen vorkam und darin bestand, daß während Einer eine bestimmte Strecke durchlief, ein Anderer eine Anzahl Eier, welche in einiger Entfernung von einander auf den Boden gelegt waren, in einen ihm nachgetragenen Korb sammeln mußte. In Schönecken in der Eifel ist die zu durchlaufende Strecke dreiviertel Stunden lang, das Ziel die Kirchthürme zu Hersdorf, auf die der Läufer je ein großes Kreuz zu machen hatte. An vielen Orten schenken die Pathen ihren Pathenkindern Ostereier, welche sie an die in der heiligen Taufe übernommenen Verpflichtungen ermahnen sollen. Auch sind Eier zu Ostern in manchen Gegenden eine herkömmliche Leistung an den Pfarrer und Küster.

Ebenfalls als ein Ueberbleibsel aus der germanischen Vorzeit erscheint das Schöpfen des Osterwassers beim Aufgang der nach dem Volksglauben dreimal vor Freude aufhüpfenden Ostersonne an einer gegen Morgen fließenden Quelle, ohne daß dabei ein Wort gesprochen wird; das hier und da in der Kirche mit eingesegnete Osterwasser, mit welchem sich die jungen Leute gegenseitig begießen, soll sie dann das ganze Jahr hindurch frisch und gesund erhalten und verschönernd wirken. Allgemein gebräuchlich ist es auch in katholischen Ländern, sich von dem Wasser des Taufbrunnens, ehe noch das heilige Oel in denselben gegossen wird, zu holen. Die Deutschen in Böhmen waschen sich beim Läuten der Glocken am Charsamstage Gesicht und Hände. In Thüringen, nach dem Harzgebirge zu, treibt man vor Sonnenaufgang das Vieh in's Wasser.

In der Mark, Westfalen und in England findet das Osterballspiel statt. Der Ball scheint das Symbol der steigenden Sonne zu sein und wird meistens in Verbindung mit dem jüngsten Ehepaar gedacht, welches die Kosten des Ballspiels bestreitet, weßhalb der Osterball auch Brautball heißt.

Das Osterballschlagen ist in Norddeutschland fast überall die hauptsächlichste Volksbelustigung des Osterfestes. In Landsberg a. d. Warthe beginnt die Festlichkeit damit, daß am dritten Ostertag ein Reiter auf geputztem Thier durch die Stadt geführt wird, worauf man zur Wiese zieht, um Ball zu spielen. In der Neumark pflegen am ersten Ostertage die Mägde die Knechte, am zweiten die Knechte die Mägde mit Ruthen zu schlagen; in Schlesien und Böhmen geschieht dasselbe durch Weidenzweige, welche mit bunten Bändern geziert sind (Schmeckpeitsche) unter Knaben und Mädchen, auch wohl durch Erwachsene. Weil damit Eiergeschenke verbunden sind, wird dieses Schlagen auch Eierpeitschen genannt.

Andererseits werden grün gebrochene Baumzweige, namentlich im Osten Deutschlands, als Symbol der Fruchtbarkeit und des Gedeihens zum Schlagen (Osterstiepe) derjenigen gebraucht, denen man Gutes wünscht. Früh am Ostermontag, an anderen Orten auch am Palmsonntag, selbst am Stephans- oder Pfefferleinstag, suchen sich Eltern und Kinder gegenseitig in den Betten zu überraschen, um die gesundheitbringenden Ruthenstreiche einander möglichst auf den nackten Leib zu appliziren. Die Knechte oder Dienstboten erhalten dafür ein besonderes Geschenk in Geld oder Leckereien (Schmackostern).

(Schluß folgt.)

Sinnsprüche.

Der Ruhm, der uns nicht glücklich macht, ist nichts als ein Wort, und der Ruhm, der unsere Unterthanen nicht glücklich macht, ist eine Schmach.

Friedrich der Große.

* * *

Thörichter Jüngling, der Jugendgluth für Liebe nimmt, und wehe dem armen Mädchen, das seinen Myrthenkranz in solche Strohflammen wirft!

Kotzebue.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 75. Samstag, den 1. April. 1899.

Ostern.

Von Conrad Härtel.

(Nachdruck verboten.)

Ostern, Ostern, Frühlingswehen!
Ostern, Ostern, Auferstehen!
Rings ein Keimen, Knospen, Sprießen,
Alles Leben zu begrüßen
Nach der langen Winternacht . . .
Ostern, Ostern ist erwacht!

Auferstanden, auferstanden
Ist der Herr von Todesbanden,
Nach des Kreuzes Pein und Noth
Hat bezwungen er den Tod,
Zur Erlösung unsrer Sünden
Seine Gnade zu begründen! —

Seine Engel sandt' er aus
Uns zu schirmen Hab' und Haus,
Uns zu schützen, zu behüten,
Wenn des Winters Mächte wüthen. —
Segnend hielt er seine Hand
Ueber uns'rem ganzen Land! —

Ostern künden rings die Glocken
Von den Thürmen mit Frohlocken!
Ostern grüßt es von den Zweigen,
Die die ersten Knöspchen zeigen,
Und die Staare jubiliren:
König Lenz will einmarschiren! —

Ostern, Ostern, Auferstehen!
Tönt's im Thal und auf den Höhen.
Ostern tönt's in Stadt und Land,
Jeden schmückt ein Festgewand
Und ein Strauß an Brust und Hut
Osterfest verkünden thut! —

Oeffnet Eure Fenster weit,
Ein zieht Gottes Herrlichkeit!
Wie der Heiland uns erstanden
Aus des dunklen Grabes Banden,
Also ruft des Frühlings Wehn
Rings die Welt zum Aufersteh'n!

Juhei, am Rhein!

1 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

I.

Im Gasthof „Zum feuchten Eck".

Ein Lenztag voll Entzücken.

Der ganze Rheingau hat sich schön gemacht, als wolle er sich photographieren lassen. Ausgefegt am Himmelsrand die letzten Federwölkchen. Wie frischgeputzt der blitzende, über dem ruhigen Stromspiegel hinzitternde Sonnenschein. Abgewaschen vom nächtigen Spritzregen aller Staub, der noch gestern auf Kastanien- und Rebenlaub hockte. In den Wettergläsern thronen die Laubfrösche in Erledigung ihrer Wetterprophetenpflichten auf den obersten Sprossen, und alte Herzen kommen sich wieder jung, ach, so berauschend jung vor in diesem anheimelnden Zauber goldener Frühlingspracht.

All die Tausende von Touristen, welche sich heute vergnügungshalber am Rhein herumtummeln, sie können aus vollstem Herzen aufjubeln, weil ihnen eine freundliche Vorsehung solche Herrlichkeit zur Verfügung stellt — eine Atmosphäre, in welcher die Fröhlichkeit am besten gedeiht, noch dazu, wenn mit einem kräftigen Schluck vom Fasse her etwas nachgeholfen wird.

Schwer gelangweilt liegt das traute Rheinstädchen mit seinem spitzthürmigen Kirchlein, seinen aus Lindengrün lugenden Schiefer- und Schindeldächern im Sonnenglanz. —

Die breiten Stufen, welche von der Terrasse des altväterischen, von hohen Bäumen umschatteten Gasthofs „Zum feuchten Eck" herab nach dem weitgedehnten Garten führen, steigt langsam ein schlanker, junger Mann, dessen Züge unverkennbar den Stempel des Südländers tragen.

Sein schwarzer Schnurrbart freilich ist etwas spärlich gerathen; die wenigen Haare machen den Eindruck einer Bartdeputation, welche sich als Vortrab eingefunden, oder erscheinen wie eine schlechtbesuchte Volksversammlung.

Doch über diesem Zukunftsbärtchen erhebt sich eine

wohlgeformte Römernase, funkeln kohlschwarze Augen, sträubt sich urwaldartig dichtes Kraushaar, und das kühne Gesicht blickt übermüthig hinein in die sonnenvolle, duftverklärte Rheinlandschaft mit ihren rebengeschmückten Bergen, hochgezinnten Burgen, sagenumwobenen Ruinen und dem menschenvollen Dampfboot drüben, das thalwärts seine Pfade geht, einen dickqualmenden Rauchschweif hinter sich herziehend.

Der junge Mann wiegt ein etwas antiquarisches Buch in der Hand, in welchem er beim Weitergehen im Schatten dichtbelaubter Kastanienbäume eifrig studirt . . .

Plötzlich bleibt er stehen, klappt das Buch zu und wiederholt schnell, im Tone eines Schülers, der seine Lektion auswendig herleiert, wobei er beim Aussprechen kein „h" zu Stande bringt:

„Ick (h)abe ge(h)abt.
Du (h)ast ge(h)abt.
Er (h)at ge(h)abt.
Wir (h)aben ge(h)abt.
Ihr (h)abet ge(h)abt.
Sie (h)aben ge(h)abt."

Zufrieden mit dieser Leistung nickt er mit dem Kopf. Dann schlägt er das Buch wieder auf und lernt weiter:

„Die Zigarre — il zigaro, das Herz — il cuore, das Fräulein — la signorina, der Kuß — li baccio."

Seine Stimme, welche zuerst die Worte rasch und monoton herausplapperte, wird auf einmal weicher. Jetzt macht er vor dem Hause Halt, und verklärten Gesichts wiederholt er die letzten drei mehr süßen Vokabeln: „Das Herz — il cuore, das Fräulein — la Signorina, der Kuß — il baccio," indeß aus seinen schwarzen Augen ein feuriger Blick hinaufblitzt nach der Fensterreihe im ersten Stockwerk.

Doch als er da oben hinter den kleinen, bleigefaßten Scheiben nicht sieht, was er ersehnt, schlägt er mißmuthig die Grammatik wieder auf, und, langsam hin und her steigend, steckt er die Nase abermals ins Buch . . .

Ach nein, er ist keineswegs bei der Sache. Immer von neuem irren seine Blicke forschend umher, immer wieder schließt er das Buch, bis plötzlich ein warmherzig gejubeltes: „Ah, die Fräulein Else!" von seinen Lippen springt.

Im Bogengewölbe der Hausthür erscheint soeben eine zierliche Mädchengestalt. Sie ist einfach, aber anmuthig gekleidet: über dem gestickten, bunten Tändelschürzchen ein rother Ledergürtel, welcher die Falten der crêmefarbenen Seidenblouse knapp um die schlanke Taille spannt. Eine tiefrothe, vollerblühte Rose glüht an ihrer Brust. Ueber der ganzen duftigen Mädchengestalt ein Hauch von Jugendfrische und Jungfräulichkeit.

„Sind Sie fleißig, Herr Doktor?" ruft sie schelmisch lächelnd hinab in den Garten, wobei sich in ihren runden Wangen zwei reizende Grübchen vertiefen.

Doch schon eilt er ihr mit ein paar übermüthigen Sprüngen auf dem gelben Sandweg entgegen, und „Ick sein furchtbar fleißik," frohlockt er ihr ins leise erröthende Gesicht. „Ick aber nicht weiß — (h)eißt es: die Regen oder das Regen?"

„Der Regen," verbessert Else lachend. Ihre milchweißen Zähne wie zur Parade aufgestellt, blitzen durch die rothen Lippen.

„Oh dio mio!" seufzt der junge Mann, und seine schlanke Rechte fährt durch das schwarze Kraushaar. Rasch bildet er dann einen Probesatz, in welchem die eben erhaltene Belehrung praktisch verwerthet werden soll. „Wir bekommen heute der Regen!" ruft er selbstgefällig.

„Wir bekommen heute Regen," verbessert wieder die anmuthige Lehrerin.

Betroffen schüttelt Emilio den Kopf.

„Ick nie lernen die deutsche Sprak. Das sein eine grausame Sprak — eine sehr grausame Sprak!"

„O nein, Herr Dokter!" droht das Mädchen neckisch, indem ihn ihre großen dunkelblauen Augen anfunkeln. „Die deutsche Sprache ist eine wunderschöne Sprache."

„Si, si, ja — sehr schön, aber schwer — sehr schwer für eine Italiener." Er wischt sich mit dem Batisttaschentuch über die Stirn. „Wenn Sie mir wieder (h)elfen wollen, Fräulein Else, dann ick lernen viel besser — ja, — ja, viel besser!"

Lustig lacht Else auf.

„So kommen Sie in den Garten! Da will ich Ihnen helfen."

Leichtfüßig, so daß die langen, dicken, blonden Zöpfe im Frühlingwind fliegen, eilt das anmuthige Geschöpf dahin unter den Kastanienbäumen.

Der Italiener folgt mit glänzenden Augen.

Seit etwa einem Monat wohnt Dr. Emilio Morgano hier im Gasthof „Zum feuchten Eck". Obwohl erst Mitte der Zwanziger stehend, hat er sich in Neapel, seiner Geburtsstadt, bereits eine einträgliche Praxis erworben. Doch, aus dem Dunst der Krankenstuben verlangte es ihn hinaus in die weite, hellsonnige Gotteswelt. Besonders der Rhein, der rebengeschmückte, fröhlichkeitumwobene, poesieverklärte, hat es ihm angethan. Dahin, dahin zog es ihn mit heißverlangender Sehnsucht.

Kurz entschlossen, übergab er einem Kollegen seine Praxis und eilte mit dem nächsten Expreßzug nach dem

alten Frankfurt, von dort nach dem goldnen Mainz. Dann zog er langsam stromabwärts, überall da Rast haltend, wo eine herrliche Natur und ein guter Tropfen ihn besonders festhielten.

Nun ist er hier im „Feuchten Eck" vor Anker gegangen.

„Hierher, Herr Doktor!" ruft Else, in dem sie auf einen mit rothgeblümter Decke belegten Tisch zuschreitet. „Wie steht es mit Ihren Leseübungen?"

„O, fein gestudirt, sehr fein gestudirt", entgegnet er wichtig. „Soll ick lesen?"

„Bitte!"

„Beide haben einander gegenüber Platz genommen. Emilio hat es auf einmal mit dem Lesen nicht gar eilig. Schon tädelt in dem aufgeschlagenen Buch der Rheinwind, schon hat Else in ihrem jugendfrischen Gesichtchen die Kulissen pädagogischen Ernstes aufgezogen — und noch immer blickt der große Schüler anstatt ins Buch auf seine liebreizende Lehrerin.

„Nun?" fragt Else ein wenig unmuthig.

Jetzt fängt er endlich langsam und stockend an:

„Der — Vogel — sitzt auf der — (H)ufschmiede. — Die — Regierungs — räthin (h)at sich in — Sammt und — Seide — gekleidet. — Die Stadt — Stadt — verord — neten — ver — samm — —"

Mitten in dem langen Wort bricht er ab. Seine Blicke heften sich auf die üppig schwellende Rose an Else's Brust.

„Stadtverordneten-Versammlung," wiederholte Else gravitätisch, jede Silbe einzeln betonend.

Doch Emilio schüttelt den schwarzen Krauskopf.

„Es nicht geht — nein, nicht geht, bei die besten Willen nicht. Sie mich stören."

„Wie? Ich?" lächelt das reizende Gegenüber verwundert.

„Ja. Wo(h)er Sie (h)aben diese schöne fiore?" fragt er aufgeregt.

„Blume!" verbessert Else lachend. „Doch das gehört nicht hierher," fügt sie rasch hinzu. „Also weiter! Die Stadtverordnetenversammlung —"

„— macht einen Ausfluk," fährt Emilio etwas ärgerlich fort. „Die Klein — kinderbe — kinderbe — wahrungs — dio mio!"

Wieder lachte Else hell auf.

„Da sitzt er schon wieder in der Patsche!" ruft sie lustig, in die Hände klatschend.

„Patsche! Patsche! Was sein Patsche? Ick will suchen die Wort Patsche."

Seine Aufregung wächst. Zehn hastige Finger gehen in dem kleinen rothen Taschenlexikon auf die Jagd nach dem verhängnisvollen Wort, während Else mit schelmischem Lächeln um die frischen Lippen, in das sich ein wenig Spott mischt, schweigend zusieht.

Er sucht und sucht. . . .

Plötzlich ertönt aus dem Haus eine tiefe Männerstimme: „Fischerin, du kleine —" singt's dort in dröhnendem Baß.

Freudig springt Else empor.

„Papa kommt. Nun haben Sie Ferien, Herr Doktor!"

Pflegmatisch schiebt Emilio seine Grammatik in die Tasche, und Else eilt auf einen derben, vierschrötigen Mann zu, der soeben, in der Hand eine Flasche Wein, dahersteigt.

„Hat er heute etwas gekonnt, der große Junge?" ruft Else's Vater, der Wirth Dahlheim vom Gasthof „Zum feuchten Eck" jovial schon von weitem, auf Emilio deutend. „Ja? . . . Dann darf er sich einen hinaufsetzen." Er hält die Flasche hoch empor. „Verstanden, Herr Doktor? . . . Vorwärts, Else, Gläser!"

Husch, ist der kleine Sausewind im Haus verschwunden und gleich darauf mit drei feingeschliffenen Römern zurückgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Osterbräuche.

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. R. Kempen.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Der Osterhase wird an manchen Orten durch das Osterlamm ersetzt, welches, aus Butter- oder Kuchenteig geformt, mit zu den Gegenständen gehört, welche von der Kirche noch heute zu Ostern eingesegnet werden. An Stelle der ehemals üblichen Feuerweihe ist meist das Einsegnen in die Kirche gebrachter, grüner Reiser und Sträuße aus Weidenpalmen, Stechginster und anderer immergrüner Zweige getreten.

Die Palmenweihe gehört zu den alten germanischen Ostergebräuchen, denn die geweihten Zweige sollen nicht nur das Haus bis zur nächsten Erneuerung vor Blitz und Feuersgefahr schützen, sondern sie werden auch an vielen Orten mitsammt den Schalen der Ostereier und den Kohlen des Osterfeuers in den Ecken der Felder eingesteckt oder vergraben, um diese fruchtbar zu machen und zu erhalten.

Das Osterfeuer, von welchem mehrere Berge „Osterberge oder Paskeberge" heißen, hat seine christliche Erklärung durch die Kirchengebete bei der Segnung des neuen Feuers erhalten, ist aber ohne Zweifel vorchristlicher Gebrauch in ganz Europa. Auf den Charakter als Frühlingsfeuer zur Feier des Sieges über den

Winter weist der Name Judasfeuer am Rhein, das Judasbrennen in Tirol und Böhmen hin. Das Osterfeuer als solches hat seinen Sitz vorzugsweise in Nordwestdeutschland bis nach Holland hin, im Norden bis nach Dänemark und im Süden bis Thüringen und Hessen. In das Osterfeuer wirft man ein Eichhörnchen als Opferthier und ein Bockshorn, in Thüringen einen Pferdekopf. Es mußte mit neuem Feuer entzündet werden, dem sogen. „Nothfeuer," welches nach voraufgegangener Löschung aller brennenden Feuer im Orte durch Reiben zweier Hölzer oder eines hölzernen Wagenrades um eine hölzerne, ungeschmierte Achse neu erzeugt werden mußte. Diese Osterfeuer bilden den Mittelpunkt eines der Ackerfruchtbarkeit und Viehgesundheit der Gegend gewidmeten Kultus. In Deutschland ist der Gebrauch des Osterfeuers vielfach auf den Sonntag Invocavit den sogen. „Funkensonntag" verlegt. Hiebei ist es üblich, große Feuer auf Höhen anzuzünden, um welche man mit brennenden Fackeln und Feuerbränden herumtanzt, im Feuer glühend gemachte, durchbohrte Holzscheiben von einem Stabe, gewöhnlich durch Aufschlagen desselben auf einen Stein, emporschleudert und brennende Räder in's Thal hinabrollen läßt.

Bei den Griechen ist Ostern ein Tag ausgelassenster Volksbelustigung. Zu Konstantinopel ist der Todtenacker von Pera der geräuschvolle Sammelplatz dieser Nation. Sie findet da Banden von Musikanten, welche sie begeistern und zum Reigentanze einladen. Da sind Pferdeverleiher, kleine Wagen, Kaffeebuden, kurz Alles, was im Morgenlande zum Vergnügen gehört. Gelächter und allerlei thörichte Streiche überbieten einander. Ebenso ist in Rußland Ostern der Hauptvolksfesttag mit Karrousel, Schaukeln, Theater, Seiltänzer, Wotka u. s. w. Es entwickelt sich ein vollständiges Jahrmarktstreiben auf dem Anger und gleichzeitig wird ein Heirathsmarkt abgehalten, wobei die bräutlich geschmückten Jungfrauen den heirathsfähigen, vielleicht auch lustigen, jungen Burschen zur Besichtigung (noli me tangere?) und Auswahl vorgestellt werden.

Wer will die Ostergebräuche tadeln, wer will sie loben? Habent sua fata! Ländlich — — sittlich!

Eines Ostergebrauches, eines der schönsten, wollen wir doch zum Schlusse noch Erwähnung thun; es ist die Ostermusik der Mährischen Brüder, oder wie sie genannt werden, „moravian brothers", in Pennsylvanien, in der großen Union.

Früh morgens am Ostersonntage, wenn die Sterne am Dämmerungshimmel der siegenden Morgenröthe einer nach dem anderen erliegen, durchzieht ein schwarzgekleideter Posaunenchor die Straßen der Settlements und kündigt in feierlichen, ergreifenden Akkorden den Gläubigen das Steigen der Ostersonne an. „Awake, awake!" so rufen die Aeltesten dazwischen. „The horus are blowing! The Resurrection day is come!" und die Fenster der Häuser und Hütten werden hell und mit Tagesanbruch zieht die ganze Schaar, Männer, Frauen und Kinder, Greise und Greisinnen, unter Vorantritt des blasenden Posaunenchors, in stiller, ernster Andacht hinaus nach dem Friedhofe. Hier stellt die Gemeinde sich in einem Halbzirkel, der nach Osten offen ist, zwischen den Gräbern auf und erwartet stille das Aufgehen der Sonne. Sowie die ersten Strahlen über den Horizont gleiten, setzt der Posaunenchor mit einem Auferstehungschoral ein und in tausendstimmigen Chorus schwingt sich die Melodie in den Morgenhimmel hinauf. Erscheint dann der feurige Sonnenball in seiner ganzen Glorie, so ruft man unter Jauchzen — und Thränen! — : „The Lord is risen! Hallelujah! Praise the Lord!" und fällt einander in die Arme und drückt einander die Hand und küßt sich in überstürmendem, heiligen Ostergefühl.

Durchschauert's dich nicht auch dabei, lieber Leser?

Ostergebet.

In Eichenparkes stillem Heiligthume
Schaut mir entgegen eine Osterblume
Ihr reines Weiß, umhaucht von Morgenroth.
Ich knie nieder, denn auch hier ist Gott.
Von ferne tönet feierliches Läuten,
Mag Vielen Freud' und Vielen Leid bedeuten;
Durch alle Welt zieht Frühlings-Osterhauch,
Das All umschließt ein einz'ger Osterbrauch.
In diesem All drängt schneller sich das Leben:
Rastloses Hasten, Kämpfen, Ringen, Streben.
Seit unser Meister Grabesfesseln brach,
Drängt sich's zum großen Auferstehungstag.
Dann wollest Vater, alle die Millionen
Aus allen Welten, Sternen, Sonnen, Zonen,
Nach heißen Kämpfen, Leiden, Weltendschrecken
Zu deinen ew'gen Himmelsfreuden wecken.
Dann wollest Vater gnädig uns verschonen
Und unsr'en Willen, nicht die Thaten lohnen!
Denn ach, in diesem großen Weltenwirren
Ist Sünde wahrlich oft nur schweres Irren.
Erst, wenn dein Machtwort uns das Dunkel bricht,
Uns leuchtet deiner Gottesliebe Licht,
Dann kann das Herz zum Guten sich erwarmen.
Daher, o Vater, hab' mit uns Erbarmen!
In Eichenparkes stillem Heiligthume
Schau fragend ich nach meiner Osterblume.
Mir ist, als spräch' ihr Weiß und Morgenroth,
Es stieg dein Bitten auf zum lieben Gott!

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 76. Dienstag, den 4. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

2 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

„O, ick verstehen alles — verstehen alles ausgezeichnet. Ick (h)ier machen gute Fortschritte in die deutsche Sprak — sehr gute Fortschritte. Ick auch bei-Sie bleiben noch viel länger —" er wirft einen feurigen Blick auf Else — „(h)ier an diese schöne Rhein!"

„Freut mich, freut mich," meint Dahlheim, indem er an seinem Sammtkäppchen rückt und Stolz und Selbstbefriedigung in Emilios Gesicht aufleuchten. „Nun haben Sie deutsch reden gelernt — nun lernen Sie auch noch deutsch trinken."

Emilio nickt eifrig.

„Si si, Signor Dahlheim, wenn ick (h)abe getrinkt Rheinwein, ick gleich deutsch sprechen besser. Der Wein ist eine große Lehrmeister."

Gutmüthiges Lachen breitet sich über die feisten Züge des Wirths. O, dem sieht man es auf den ersten Blick an, daß er in seinem Leben verschiedenen Armeen herrlicher Weinflaschen den Garaus machte. Das alles floß als blinkendes Rheingold die Kehle hinunter — — als rothleuchtendes Kupfer setzte es sich dann auf der Nase fest.

Die ganze Vollmondscheibe seines Gesichts, es ist eine Art illustrirte Weinkarte.

Um Stirn und Schläfen malen sich die kräftigen Spuren von „Rüdesheimer"; ein paar Zentimeter tiefer prägt sich „Rauenthaler" aus; weiter herunter, an den Hängebacken, nistet „Forster Ungeheuer"; an der kuppelförmigen Nasenspitze aber residiren all die flüssigen Herrlichkeiten in gedrängter Gesammtausgabe.

Vorsichtig entkorkt er die Flasche. Herunter die dunkelrothe Kapsel, hineingedreht den blanken Pfropfenzieher.

„Sehen Sie, Doktor," philosophirt er dabei, „die schönste Beschäftigung in dieser schönen Welt ist das Flaschenaufkorken."

„Nein, Papa!" ruft Else, die mit leuchtenden Augen der Manipulation zusieht, „das Flaschenaustrinken ist viel schöner."

Während der Italiener und Else erwartungsvoll dastehen, als ob aus der jetzt offenen Flasche ein ganz besonderes Glück aufsteigen müsse, philosophirt Dahlheim weiter vor sich hin:

„Respekt! Respekt! 1868er kommt! Ein feierlicher, königlicher, goldner Schluck, der düstere Herzen ausbügelt und griesgrämige Gedanken zum Kuckuck jagt. Solchen Wein könnte eine weindurstige Kehle eine ganze Ewigkeit trinken . . . Hantiren Sie einmal mit dem Schießgewehr, Doktor! Schenken Sie ein!"

Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit ergreift der Italiener die Flasche.

„Langsam! Langsam!" mahnt Dahlheim mit komischem Entsetzen. „Keinen Ruck, damit der Wein nicht erschrickt! Solcher Wein ist eine feine Dame, mit der man hübsch zart umgeht . . . Erlauben Sie!" Er nimmt ihm die Flasche aus der Hand und beginnt, langsam und bedächtig einzugießen. „So — so! Was für Pracht aus solcher Flasche perlt! Und nun dem Wein klar ins Gesicht geguckt, nicht verstohlen angeschielt!" Er hebt das Glas. „Heute sind Sie gerade vier Wochen bei uns, Doktor. Da habe ich zu Ehren des Tages dieser hier den Hals gebrochen. Prosit!"

„Prosit! Prosit!" schallt es fröhlich aus zwei jugendfrischen Kehlen.

Dahlheim und Else leeren ihre Gläser auf einen Zug. Der Italiener dagegen kostet ganz vorsichtig und stellt das Glas wieder auf den Tisch.

„Nein, lieber Freund, genippt und genascht wird von solchem Wein nicht," belehrt Dahlheim feierlich. „Also — ex-trinken!"

„Wieder prosit!" ruft Emilio mit feurigem Blick auf Else.

Er setzt das Glas an, und rasch hat er den Inhalt hinuntergegluckt. Tief aufathmend und ein wenig roth im Gesicht ob der großen Strapaze, lehnt er sich auf dem Stuhl zurück.

Während Dahlheim von neuem die Gläser füllt,

gibt er als alter Trinkpraktikus Emilio einige Kneipanweisungen.

Ein volles Glas dürfe ein echter Trinker niemals lange vor sich stehen lassen; aber auch kein leeres. Immer schön gleichmäßig, feierlich, ja gewissermaßen mit Andacht trinken — das sei die vornehmste Kneipregel. Aber auch nie hinunterschütten, sinnlos und unbedächtig, wie es übermüthige Saufbrüder machen. Auch achte der elegante Trinker auf das Aroma, das bei edlem Wein würzig die Nase umbrodle.

„Fühlen Sie das Aroma?" fragt Dahlheim, mit der gerundeten Hand über die Ränder der Gläser hinstreichend, als wolle er dem Italiener eine ganze Wolke dieses köstlichen Aromas in die Nase schubsen.

„Si, si, molto elegante," bekräftigt Emilio, mit geblähten Nüstern in der Luft herumschnuppernd.

„Sehen Sie," fährt der in der Gründlichkeit seines Kneipunterrichts unermüdliche Dahlheim fort, „dieses Trinken, das Sie bei mir lernen, ist die schönste Sache in allen fünf Erdtheilen. Ich meine das Trinken mit Verstand, mit Genuß, mit Wonne!"

Emilio hat ihn ganz genau verstanden.

„Si, si," bekräftigte er, „nicht sein — diavolo, wie (h)eißen die Wort? Ick (h)abe vergessen diese Wort!" Zur Erklärung der vergessenen Vokabel läßt er den Oberkörper im großen Bogen hin und her schwanken. Dahlheim merkt sofort, daß er einen Betrunkenen andeuten will.

„Jawohl," schreit er mit kräftigem Baß dazwischen, „Sie meinen — betrunken!"

„Ja," jubelt Emilio, „nicht sein betrunken!"

„Herr Doktor," fragt Else schelmisch, „was machen wohl jetzt unten in Italien Ihre Patienten?"

„Ach, die Medizin," erwidert er mit einer wegwerfenden Handbewegung, „ick sie (h)abe betreibt mit Passion; aber ick wundere mir manchmal selbst, wenn meine Patienten werden gesund. Die Nervenfieber, die Beinbrüche, die Schnupfen — hol's die Kuckuck! Ick jetzt lernen Deutsch und trinken Wein dazu."

„Sie sind der erste vernünftige Arzt, den ich kennen lerne," lacht Dahlheim. „Sie kommen dahinter, daß die beste Medizin der Rheinwein ist. Wer davon bis ins Alter gekneipt hat, ist in der Jugend nicht gestorben. Prosit!"

Steifbeinig humpelt soeben ein alter, graubärtiger Briefträger heran und legt die „Kölnische Zeitung" und eine Ansichtspostkarte auf den Tisch.

Neugierig dreht Else die Postkarte nach allen Himmelsrichtungen und liest dann lachend die Adresse vor:

„An den groben und kreuzfidelen Wirth im Gasthof „Zum feuchten Eck". Sollst Du das sein, Papa?"

„Mir scheint. Aber was steht auf der Karte?"

„Oben ein Bild vom Münchener Hofbräuhaus. Und geschrieben:

„Morgen mit dem Mittagsschiff kommen vier kreuzfidele, lustige Brüder angequalmt. Sind mit einer Rheinfahrt beschäftigt, weil uns der Doktor tüchtig Lachen verordnet hat. Haben viel vom alten Grobian im „Feuchten Eck" gehört und freuen uns, ihm einmal ins Auge gucken zu können. Im Uebrigen — Wetter patent, Laune patenter, Durst am patentesten.

Des Bacchus Leibknappen."

„Kneiplappen!" verbessert Dahlheim ironisch. „Und solche verrückte Menschen läßt man heutigen Tages herumlaufen! . . . Die Sorte kenne ich. Die schleppt eine Masse Weisheit an den Rhein, schimpft und säuft überall herum und macht nichts weiter, als an Hinz und Kunz, Müller und Schulze Ansichtspostkarten schreiben. Dazu wird zur Abwechslung „Ich weiß, nicht was soll es bedeuten" geloreleyert, ein halbes Dutzend verschiedene Weine die Kehle hinuntergegossen, in sieben Himmeln herumgejauchzt, geschrieen: „Was kostet die Welt?" und am folgenden Morgen im Katzenjammer herumgewinselt."

Katzenjammer ist für Emilio ein neues Wort, das ihn ersichtlich interessirt.

„Katzenjammer?" fragt er wissensdurstig. „Das sein die Jammer von Katzen?"

Dahlheim lacht.

„Katzenjammer! Dieses Ungeheuer werden Sie auch noch kennen lernen, Doktor. Da haben Sie keine Bange."

Und sein Lieblingslied „Fischerin, du kleine" brummend, trottet er ins Haus zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch im Hause Tolstois.

Die französische Schriftstellerin Angèle Duc-Quercy plaudert in dem soeben erschienenen Heft der „Revue des Revues" von einem Besuch, den sie der Gräfin Tolstoi auf dem Gute Jaßnaja Poljana kürzlich abgestattet hat. Die anziehende Schilderung, die sie von von Tolstois Heim entwirft, enthält eine Fülle von persönlichen Zügen, die für die Gattin des Dichters wie für das Verhältniß Tolstois zu seiner Familie in gleicher Weise charakteristisch sind:

Ein runder Tisch, ein Kanapee im Hintergrunde, einige Sessel und an den sonst kahlen Wänden zwei Bilder von Repin — das ist der kleine Salon. Die

Gräfin, die nie unbeschäftigt ist, arbeitet, während sie spricht, an einer rothen wollenen Decke für ihren Gatten. Sie erzählt, wie ihre Tage verlaufen, wie vielfach Beschäftigungen sie in Anspruch nehmen. „Ich hasse diese häuslichen Geschäfte," fügte sie hinzu, „und dennoch füllen sie meine ganze Zeit aus. Bediente und Pächter, Alles wendet sich an mich. Selbst meine verheiratheten Kinder glauben mich nicht entbehren zu können, sie sind so daran gewöhnt, sich auf die Mama zu verlassen. Und dann haben wir immer Besuch. Selten verbringen wir einen Tag allein. Wir sind hier trotzdem ganz auf dem Lande, Alles wird im Hause gemacht, es gibt nicht einmal einen Fleischerladen im Dorf. Mein Mann betraut mich auch mit der Abschrift seiner Manuskripte; gewöhnlich aber sind unsere Töchter seine Sekretäre. Wir führen ein sehr einfaches, regelmäßiges Leben. Man hält uns für reich, aber man täuscht sich darin. Das Gut wirft kaum etwas ab, da sind hauptsächlich die Gehölze, in denen wir jedoch so wenig wie möglich schlagen. Kein Luxus, nur ein wenig Komfort. Früher wohnten wir enger, das Haus hat sich mit dem Wachsthum der Familie vergrößert. Die Kinder müssen umherlaufen können, sie müssen Sonne haben; Licht und Freude sind nothwendig für ihre Gesundheit." . . .

Die Gräfin sieht trotz ihrer 54 Jahre erstaunlich jung aus, auch Tolstoi selbst sieht man sein Alter nicht an. „Sie sehen ihn zu einer günstigen Zeit," meinte die Gräfin, „seine Gesundheit ist merkwürdig gut, und das kommt daher, daß er jetzt mit einer literarischen Arbeit beschäftigt ist . . . Es giebt Dinge, die ihn in einen fürchterlichen Zustand versetzen können. Von Religion z. B. zu sprechen, von Krieg oder von Hungersnoth, das bringt ihn außer sich und erschöpft ihn völlig. Daher freue ich mich immer, wenn die Kunst ihn wieder ganz in Anspruch nimmt."

Der Auffassung, der man öfter begegnet, daß die Gräfin den Ideen ihres Gatten feindlich gegenüberstehe, tritt sie entschieden entgegen.

„Wie sollten wir nicht einig sein, die wir uns schon von früher Jugend an lieben! Wir leben fast das ganze Jahr auf dem Lande; unsere Tage, unsere Stunden verleben wir gemeinsam. Wir haben dieselben Leiden und dieselben Freuden. Die Gedanken des Grafen sind komplizirt und ich kann nicht sagen, daß ich sie immer verstehe. Auch das muß ich gestehen: Von allen Tolstojanern, die ich kenne, ist Keiner, der wirklich glücklich ist. Aber geht das nicht Allen so, die danach streben, dem Guten und Rechten mit allen Kräften nahezukommen? Mein ganzes Leben habe ich meinem Gatten und meinen Kindern geweiht. Ich habe sie nie verlassen. Wenn der Graf mich nicht bei sich hat, fühlt er sich ein wenig wie verloren. Er ist Vegetarier, und zwar im strengsten Sinne; ich muß also für ihn eine besondere Küche führen. Er ißt weder Milchspeisen noch Eier. Alles reduzirt sich auf Gemüse, Mehlspeisen und in Oel zubereiteten Griesbrei. Das erfordert sehr viel Sorgfalt."

Auch auf Tolstois Ansichten über die Frauenbewegung kam die Gräfin zu sprechen:

„Ich werde Sie etwas in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen sage, daß er in diesem Punkte eine absolute Gleichgiltigkeit zeigt. Ja, wenn man ihn reizt, dann sagt er mitunter sogar, daß eine Frau, die keine Christin wäre, oder eine, die sich von der Herrschaft des Mannes befreit wisse, nicht höher stelle, als ein Thier. Aber ich glaube nicht, daß er immer dieser Ueberzeugung ist. Zu Hause wenigstens merkt man nichts davon. Er läßt mir vollkommen Freiheit, ich bin unbeschränkte Herrin und seine Zuneigung hat sich noch nicht einen Augenblick verleugnet. Seine Töchter betet er an. Und dann, was versteht er unter einer „christlichen Frau?" Ich weiß es wirklich nicht, bei den Gedanken, die er über Religion ausspricht . . ."

Während sie noch so sprachen, trat Tolstoi selbst mit seiner jüngsten Tochter, einer hübschen Blondine von 14 Jahren, blühend vor Kraft und Gesundheit, ins Zimmer. Der Gast fragte Tolstoi, ob diese Tochter auch Vegetarierin wäre.

„Ach, nein, noch nicht!" erwiderte er heiter. „Und das ist schade; denn sie wäre eine lebende Reklame. Sehen Sie doch, wie kräftig sie ist."

Mannigfaltiges.

— Eine uralte Charfreitagssitte. Das sogenannte Thänen-Krüglein-Stellen hat sich bis auf den heutigen Tag in einzelnen Dörfern der Mark erhalten. Bei Tages-Anbruch pflegen die Mädchen, die verlobten und solche, die es bald werden wollen, mit einem weißen Kruge zu einem fließenden Wasser zu gehen, diesen daselbst zu füllen und das „Thränen-Krüglein" ihrem Liebsten vor die Hausthür zu bringen. Unterwegs stimmen sie ein Passionslied an und setzen auch, an ihrem Bestimmungsorte angelangt, den Gesang so lange fort, bis die Hausleute, in erster Linie der Bursche, dem das Thränen-Krüglein gilt, ihre Anwesenheit bemerkt haben. Die Sitte erheischt jedoch, daß sich die Spenderin, sobald der, für den das Krüglein bestimmt ist, herannaht, eiligst davon macht, um weder erkannt noch angesprochen zu werden. Begegnen die Mädchen einander am Flusse, ziehen sie zusammen vor

die einzelnen Hütten, während ihr klagender Chorgesang durch das Dorf schallt. Errathen die jungen Leute nun, welche der Schönen ihnen das Thränen-Krüglein gestellt hat, was in den meisten Fällen keine allzugroßen Schwierigkeiten bietet, so ist es nach altem Brauche ihre Pflicht, sich für den Liebesdienst erkenntlich zu zeigen und den Krug mit Bier gefüllt am ersten Ostertage dem Mädchen, bezw. den Eltern ins Haus zu bringen. Mitunter wird auch von dem Mädchen eine Frühlingsblume, ein Märzveilchen oben aufs Wasser des Thränen-Krügleins gelegt, ein sinniges Liebeszeichen, das den Beschenkten verpflichtet, das Thränen-Krüglein blumengeschmückt der Spenderin wiederzubringen.

— Osterbräuche. Man schreibt uns aus der Lüneburger Heide: Osterbräuche scheint das Volk der Niedersachsen von allen Germanen am meisten gehabt zu haben. Sie verschwinden aber jetzt unheimlich schnell. Ein Rest des Pferdekultus der alten Sachsen ist das Anbringen des Hufeisens am Scheunenthor. In späterer Zeit brachte man die Eisen am Tage nach Charfreitag an. Christus predige dann in der Hölle, sagt man. Kämen dann die bösen Geister zurück in der Osternacht zum Hofe, so scheuten sie sich vor dem Hufeisen und der Hof bleibe rein und verschont vom Unglück. Andere Bräuche der Charwoche sind Ballspiel der jungen Welt am Gründonnerstage. In den Kirchen sind bis Samstag Altar und Kanzel schwarz behangen, in Kirche und Haus wird kein „Spiel gerührt". Katholiken weihen Feuer und Wasser zu Ostern. Mit Stahl und Stein wird Feuer gemacht und die Osterkerze und „das ewige Licht" daran entzündet. Ostermorgen geht man hinaus, die „Sonne hüpfen zu sehen" und am Abend der Ostertage lodern in vielen Orten noch die Osterfeuer. In einem mir bekannten Dorfe bewahren sich die Jungen schon vom Herbst Kartoffelstroh dazu, — Holz fehlt nämlich dort. — Das Ostereiersuchen scheint von allem Genannten sich auszudehnen. Ostern und an den Feiertagen der Charwoche sucht man in lutherischen Gegenden die Gräber der Verstorbenen auf und bringt einen Kranz. Am Ostermorgen holt man vielfach noch „stillschweigend" vom Brunnen oder Bach das „Osterwasser" und wäscht sich damit. (Auch glaubt man, wer mit „Osterwasser" getauft sei, müsse besonders Glück im Leben haben.) Am wirksamsten hält man das Wasser, wenn die ersten Strahlen der Ostersonne es bestreichen. Beim Wasserholen und beim Waschen sucht nun der neckische Bursch sein Mädchen zu stören, um es zum Sprechen zu bringen, dann ist nämlich der Zauber des Osterwassers, das schön machen soll, gebrochen. Reizvoll ist mancherorts die stumme Abwehr der Mädchen und das neckische Gebahren ihrer Anbeter, mancher Kuß wird „stillschweigend" dabei gestattet.

— Abgekürztes Verfahren. „Er" (ein lediger Rechtsanwalt) und „Sie" (eine interessante junge Dame) werden von der Hausfrau am Gesellschaftsabend mit verständnißinnigem Schmunzeln bei Tafel nebeneinander gesetzt. „Er", sonst so gewandt, kann den passenden Anfang zur Liebeserklärung nicht finden. „Sie" merkt sehr gut, was er will, läßt ihn aber „zappeln". Die Tafel geht zu Ende, schon kommt das Dessert. Er (für sich): Jetzt oder nie! Ich muß reden! Sie (für sich): Jetzt oder nie! Ich muß verstehen! Er (laut): Gnädiges Fräulein, sehen Sie diesen Knallbonbon? Sie: Ja. Und? Er: Fassen Sie das eine Ende, ich fasse das andere. Sie: Schön. Weiter? Er: Dann ziehen wir, es knallt, und einer behält das größere Ende in der Hand. Sie: Bon. Und dann? Er: Und dann darf er sich was wünschen, und der Andere muß ihm den Wunsch erfüllen. Sie: Wenn der Eine nun aber gar keinen Wunsch hat, und wenn ich dieser Eine bin, und wenn das größere Ende gerade mir zufällt, was dann? Er: Dann — dann schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf. Sie: Also: wozu dann erst die Zeit mit dem dummen Knallbonbon verschwenden: Sie können mich so haben!

— Der Grübler. „Erfahrung macht klug, sagt das Sprichwort. Jetzt werd' ich aber aus den Erfahrungen, die ich gemacht, erst recht nicht klug!"

Sinnsprüche.

Von keinem sagt: der hat kein Herz,
Und nimmer kann der lieben!
Ihr hättet ihm, ob auch im Scherz,
Sein Todurtheil geschrieben!

Doch saget, klingt von selber je
Die reinst gestimmte Glocke?
Sie harret nur, daß einer geh'
Und ihr den Ton entlocke.

Und ringt sich selbst an's Tageslicht
Der Demant dieser Erde?
Er wartet, ob ihn einer bricht,
Ob er errungen werde!

Die Blume harrt von Nacht umdeckt
In unverschloss'ner Zelle —
Bis sie der warme Strahl erweckt
Mit schöpferischer Helle.

Ein lieblos Herz darum verschon',
Bis Liebe bringt Genesung —
Es harrt — wie Demant, Blume, Ton —
Der seligen Erlösung.

Ludw. Foglar.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 77. Mittwoch, den 5. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

3 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

II.

Zwei Freunde.

Es sind zwei flotte Männergestalten, welche jetzt vom Landeplatz der Dampfboote her nebeneinander durch die Winkelgäßchen des Rheinstädtchens schlendern.

Wie sie so die Gesichter emporheben zu den kleinen Fenstern, um zu spähen, ob vielleicht ein leuchtendes Augenpaar herabfunkelt oder ein goldlockiger Mädchenkopf hinter den weißen Gardinen sichtbar wird, dem man in liebenswürdigem Uebermuth einen Gruß zuwinken könnte — man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, die Beiden zogen aus, um Fröhlichkeit zu finden.

Der Eine, groß, schlank, brünett, steckt in modischem Touristenanzug und macht den Eindruck eines flotten Lebemannes. Der Andere, eine kräftige, gedrungene, blonde Reckengestalt, blickt ein wenig ernster drein, und seine etwas schwerfälligen Bewegungen lassen leicht auf den Seemann schließen.

Plötzlich fällt beiden der über dem Eingang prangende, mit rothen Bändern umwundene Reisigbuschen, sowie das einladende Wirthshausschild „Zum feuchten Eck" in die Augen.

„Hollah! Da sind wir schon, Alsen," stößt fröhlich der schlanke heraus. „Hier also blüht und duftet das „Röschen vom Rhein"! Gehen wir hier vor Anker! Diese trauliche Weinspelunke ist etwas für unsern schöngebauten Durst."

„Meinetwegen, Rolfs! Aber nicht zu lange!" erwidert der Blonde.

Beide klimmen die Stufen zur Terrasse empor und richten den Kurs nach einem Tisch, an welchem die Stühle angelehnt sind.

„Heda! Wirthschaft!" ruft Rolfs, mit dem Stock auf die rothgeblümte Tischdecke schlagend. Wie er plötzlich die wuchtige Gestalt Dahlheims zu Gesicht bekommt, setzt er übermüthig hinzu: „Gibt's hier noch Wein, Herr Gasthof?"

„Mehr als Sie vertragen können," entgegnet Dahlheim trocken.

„Dann vorwärts! Wollen eine Halbe „Rüdesheimer Auslese" probiren."

Der Wirth zieht ein spöttisches Gesicht.

„Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf, so steigen Sie noch zwei Stunden auf den Bergen herum, und kommen Sie darnach wieder! Vielleicht können Sie dann miteinander auch eine Ganze vertragen."

Beide sind zuerst über die liebenswürdige Grobheit etwas betroffen. Bald aber lacht Rolfs hell auf.

„Na, da bringen Sie meinethalben eine Ganze!"

„Else, eine Ganze „Rüdesheimer Auslese"!" schreit Dahlheim ins Haus hinein. Und sich wieder zu den beiden Herren wendend: „Uebrigens haben Sie gut gewählt; ein Weinerl, das sich gewaschen hat."

„Hoffentlich nicht mit Wasser," wirft Rolfs mokant dazwischen.

„Nicht soviel ohne Maulkorb sprechen!" gibt Dahlheim prompt zurück. „Aber von diesem Tisch müssen Sie weg; denn hier sitzt Biesemann — Biesemann mit seinem Stammtisch, der „große Biesemann" — und wo der sitzt, da können Sie nicht sitzen."

„Biesemann? Was ist das für ein berühmtes Thier?"

„Ja, wenn Sie nicht wissen, wer Biesemann ist, da wissen Sie gar nichts. Biesemann — den kennt am Rhein jedes Kind."

„Na, dann ein anderes Coupé," meint Alsen, und beide wandern nach dem Nachbartisch aus.

Inzwischen trägt Else auf einem Tablett eine verstaubte „Rüdesheimer Auslese" und zwei blinkende Römer herbei.

Wie sie so leichtfüßig mit dem Wein daherschwebt, mit den langen Zöpfen und dem anmuthigen Grübchenlächeln, wie sie mit einem herzigen „Prosit!" die feuchte Bescheerung vor die beiden Gäste schiebt — fürwahr, ein entzückendes Bild!

Kaum hat sie sich mit ihrem Vater entfernt, so tuschelt Rolfs mit einer vielsagenden Geste seinem Freunde zu:

„Das also ist das „Röschen vom Rhein"!"

Die Pracht der „Rüdesheimer Auslese", die wie ein flüssiger Sonnenstrahl im Glase funkelt, findet bei beiden warmherzige Anerkennung.

„Oh! . . . Hm! . . . Hui! . . . Alle Wetter, das schmeckt!" meint Rolfs. Er schnalzt mit der Zunge, und die Hand streicht behaglich die Brust hinunter. „Mein Gott, darf solch herrlich aufrührerischer Tropfen überhaupt existiren in einem Polizeistaat!"

Alsen, ein Phlegma von unerschütterlicher, köstlicher Ruhe, nickt.

„Ich wollt', meine Stimmung wäre beständig so schön wie dieser Wein," fährt Rolfs fort. „Heute aber ist sie flau. Ich wurde sogar schon von ein paar sentimentalen Anfällen gequält."

Forschend blickt Alsen dem Freund ins Gesicht.

„Packt Dich's schon wieder?"

„Gib Acht, bei diesem schönen Schluck setz' ich Dir die schlechte Welt auseinander!"

„Nanu! Nanu!"

„Sieh, mein Junge, was führe ich für ein Leben! Seit Jahren überall herumflaniren — überall und nirgends zu Hause sein — die ganze Welt immer vom Standpunkt des Juchhei aus ansehen — ach, hol's der Kuckuck!"

„Muß ich nicht auch in der Welt herumreisen?"

„Ja, Du freilich — das ist als Schiffskapitän Dein Beruf; aber bei mir ist das etwas anderes . . . Mein Programm ist Tag für Tag immer dasselbe: in zivilisirten Gegenden, die halbe Nacht herumkneipen — endlich, lange nach Mitternacht, derb amüsirt heimwärts nach der Bude troten — höchstens das Bewußtsein haben, in Damenkreisen eine Zeitlang für den Löwen des Tages zu gelten — wobei man sein Mittagsschläfchen sehr nöthig hat."

„Du plätscherst doch direkt im Moralischen herum," erwidert Alsen mit gutmüthigem Lächeln, welches seine etwas derben Züge wunderbar verschönt.

„Da fehlt nicht viel," philosophiert Rolfs, wie zu sich selbst sprechend, weiter, ohne auf den gutmüthigen Spott des Freundes zu achten, „so lebt man wie ein gigerlhafter Tagedieb: ein Kerl mit Pferdeprofil, dürren Beinen und einem Scheitel im Nacken."

Alsen schüttelt den Kopf.

„Aber Junge hast Du denn in Deinem Leben nicht Glück genug genossen?"

Eine kleine Ironie flimmert über Rolfs' Gesicht.

„Allerdings! Ich hab' Frauen von jeder Couleur kennen gelernt: die koketten, die sentimentalen, die intriguanten, die naiven, die eingebildeten, die beschränkten, die dummen — natürlich alle bildschön, aber sonst — ah bah!" Er macht eine wegwerfende Bewegung. „Wenn einer bei den Weibern nur mit Geld herumklimpert, gleich spitzen sie die Ohren bei diesem Zauberklang.

Er hebt sein Glas gegen das Licht und will sich durch einen kräftigen Schluck von seiner langen Tirade erholen. Da erschallt barsch vom Hause her die tiefe Stimme Dahlheims:

„Na — na — was haben Sie denn da bei dem Wein zu gucken? . . . Sie denken wohl, wir haben hier eine Weinfabrik — Cyankaliwasser mit Schwefelsäure? Was! . . . Ich werde Ihnen den Wein wegnehmen," setzt er, wie einen kräftigen Trumpf ausspielend, hinzu, indem er näher kommt.

„Teufel noch einmal! Sie sind ein origineller Kauz," lacht Rolfs.

Seine düstere Regenwetterstimmung ist bereits verflogen.

Der Wirth aber läßt sich in seinem Sermon nicht stören.

„Wissen Sie — Weintrinken ist eine gegenseitige Vertrauenssache," belehrt er. „Der Gast hofft vom Wirth, daß er ihm guten Wein vorfährt, und der Wirth hofft vom Gast, daß er etwas vom Trinken versteht."

Diese biedere Derbheit amüsirt Rolfs und begeistert ihn zu einer Lobeshymne auf die „Auslese."

„Bravo!" ruft er heiter. „Ein verflucht feiner Tropfen! . . . Wenigstens Wein! Damit läßt sich ein ganzes Dorf verkneipen und auf große Ideen trinken . . . Aber die schönste Idee schwebt mir gerade jetzt durch den Kopf." Und mit einer graziösen Verbeugung gegen Else ruft er über den Garten hin: „Das Fräulein soll hoch leben!"

„Prosit!" erwidert von fern her das Mädchen.

„Sie haben wohl in Ihrem Leben viel Wein vertilgt?" wendet sich jetzt Rolfs an Dahlheim. Voll Interesse studirt er die verschiedenen Farbennuancen in dem breiten Gesicht des Wirths.

„Ja, mein Verehrtester, da können Sie beinahe recht haben. Ich bin mit der Flasche aufgezogen und habe sie mir seitdem nicht abgewöhnt."

„Da scheinen Sie über eine gute Weinzunge zu verfügen!"

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Hecken.

Wer jetzt durch Wald und Flur streift, wird allenthalben böse Buben mit dem Anzünden der Hecken beschäftigt finden. Ja sogar Behörden fordern dazu auf. Es scheint also die Bedeutung der Hecken nicht in rechtem Maße gewürdigt zu werden und ist eine kleine Betrachtung darüber wohl am Platze.

Die nachtheiligen Folgen der zunehmenden Lichtung und Ausrottung der Wälder sind allgemein anerkannt. Nun nehmen unsere Hecken im Haushalte der Natur zwar nicht jene bedeutende Stellung ein wie die Wälder; allein ihre gänzliche Ausrottung würde sich ebenfalls bitter rächen.

Unter Hecken verstehen wir zunächst die zur Einfriedigung unserer Gärten dienenden lebendigen Zäune. Der Volksmund versteht darunter auch die wildwachsenden Gehege, Gestrüppe und Gebüsche an Thal- und Ackerrändern, am Saum der Wälder, an Hohlwegen, sonnigen Abhängen, Felsen und alten Mauern.

Die Hecken sind ein ebenso charakteristischer als wesentlicher Theil der Natur einer Gegend. Wenn auch nicht in dem Maße vorherrschend wie Feld, Wiese und Wald, so vermögen sie doch einigermaßen auf das Charakterbild einer Landschaft einzuwirken. Sie sind das verbindende Glied zwischen Wald und Feld, ein Wald im Kleinen und dürfen ebenfalls als Schmuck einer Gegend gelten. Wälder sind fast immer mit Hecken umsäumt, die den Uebergang bilden vom offenen Feld zum geschlossenen Hochwalde.

Wie eintönig würden ebene, weit ausgedehnte Felder wirken, wenn sie nicht hin und wieder von Hecken unterbrochen würden. Abwechslung belebt ein Landschaftsbild. Finden sich unfruchtbare, steinige, unzugängliche und darum unangebaute Plätze, so sind es wiederm die Hecken, welche mit ihrem Grün diese Stellen bekleiden und schmücken. So nehmen die Hecken also eine vermittelnde Stellung ein, um allzugroße Gegensätze zu mildern. Aber nicht nur dem Naturfreund, auch dem Landmanne gewähren sie mannigfacher Weise Freude und Nutzen.

Leider ist die Schönheit und Harmonie einer Landschaft einem großen Theile der Menschheit so ziemlich Nebensache. Besonders dem Landmanne gilt nur das als schön, was fruchtbar ist. Eine Gegend, die der Fruchtbarkeit ermangelt, hat für ihn keinen Reiz. Was ihm nichts einträgt, läßt ihn kalt. Und von diesem Standpunkte aus werden gewöhnlich auch die Hecken beurtheilt. Daher kommt es auch, daß ihnen allgemein der Krieg erklärt wird. Haben denn die Platz raubenden, nichts als Ungeziefer beherbergenden, höchstens Stacheln, Dornen und allerlei unnütze oder gar giftige Beeren tragenden Hecken wirklich keinen praktischen Nutzen? O ja, sie gewähren einen ganz bedeutenden Nutzen dadurch, daß sie einer großen Zahl nützlicher Thiere, besonders den kleinen gefiederten Sängern, Unterkunft und Nahrung geben. Auf ebenen, weit ausgedehnten Fluren sind es allein die Hecken, welche unsere nützlichen Singvögel vor den Krallen ihrer Feinde schützen. Im Herbst und Winter bilden die in reicher Fülle wachsenden Beeren oft die einzige Nahrung der hungernden Vöglein.

Die so sehr bedauerliche Abnahme unserer kleinen Freunde aus der Vogelwelt ist, wenn auch nicht allein, so doch mit auf die Verminderung der Hecken zurückzuführen. Also Vernichtung unserer Hecken bedeutet Vernichtung der Vogelwelt. Die Bedeutung dieser Thatsache weiß derjenige am besten zu schätzen, welcher den großen Schaden kennt, den das Ungeziefer jährlich an unseren Obstbäumen und Kulturgewächsen anrichtet.

In den Schulen werden alljährlich die Schüler vor dem Fang und Verfolgen der nützlichen Vögel, sowie vor dem Ausnehmen der Vogelnester gewarnt, strenge Gesetze suchen die armen Vögel zu schützen und bedrohen den Frevler mit schweren Strafen; all das hat nur geringe Bedeutung, wenn den bedauernswerthen Geschöpfen die Möglichkeit genommen wird, ruhig und gefahrlos zu nisten und zu brüten, wenn im Frühjahr die sie bergenden Hecken abgehauen oder von bösen Buben angezündet werden.

Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn diese nützlichen Geschöpfe mit jedem Jahre seltener werden. Der Wald vermag keinen genügenden Ersatz zu verschaffen für die stetig abnehmenden Hecken.

Das Anbringen von Nistkästen ist ein sehr löblicher Brauch, allein von größerem Werthe wäre die Anpflanzung von Hecken, bezw. die Erhaltung der noch vorhandenen.

Eine wohlgepflegte Hecke ist zudem auch ein Schmuck für einen Garten, besonders in der Blüthezeit. Grün, Gelb, Roth, Rosa, Scharlach, Purpur, Blau, Violett, Orange, Weiß, Grau und Braun wechseln in allen Schattirungen und in bunter Reihenfolge miteinander ab. Die Lebensgemeinschaft der Hecken erinnert uns in ihrer Zusammensetzung, ihrem Leben und Treiben im Kampf ums Dasein auf Schritt und Tritt an unser menschliches Leben.

In den Heckenpflanzen finden wir ein einig Volk von Brüdern, welche jederzeit zur Vertheidigung bereit sind. Sie beweisen die alte Wahrheit, daß der Einzelne zwar leicht unterjocht werden kann, daß aber Einigkeit stark macht.

Freilich sind trotzdem die Hecken nicht im Stande, den von Menschen begonnenen Vernichtungskampf auf die Dauer zu bestehen. Wenn Unverstand und Vorurtheil der Gewinnsucht die Hände reichen, so muß die Natur unterliegen. Der Mensch mißbraucht vielfach sein Herrscherrecht und zeigt sich der Natur gegenüber als Tyrann.

Unsere Hecken sind ein wesentliches und unentbehrliches Glied der Natur, ein charakteristischer Theil des Landschaftsbildes, den wir nicht missen wollen und können.

Sie sind mittel- und unmittelbar für Menschen und Thiere sehr nützlich, indem sie den nützlichen Singvögeln Schutz und Nahrung gewähren.

Darum: Schutz den Hecken!

Literarisches.

— Aus E. Marlitts Jugend. Die berühmte Romanschriftstellerin E. Marlitt (John) hatte ihr Leben lang eine eigene Scheu davor, persönlich Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein. Auf diese Abneigung ist es zurückzuführen, daß bisher keine Biographie von ihr geschrieben werden konnte, die uns Einblick in ihre innere Entwickelung, in ihr Privatleben gewährte. Jetzt hat die „Gartenlaube" mit der Veröffentlichung eines Lebensbildes der Dichterinn begonnen, welches diesem Mangel abhilft; der namhafte Literarhistoriker Moritz Necker hat bei Abfassung desselben verschiedene bisher ungedruckte Briefe und Mittheilungen benutzen können. Die Hauptereignisse, welche auf die Charakterbildung Eugenie Johns in ihrer reiferen Jugend eingewirkt haben, haben im Zusammenhang mit ihrer kurzen Laufbahn als Opernsängerin gestanden. Bekannt ist, daß die Begabung Eugeniens für diesen Beruf eine bedeutende war, und daß dieselbe in der Fürstin Mathilde von Schwarzburg-Sondershausen eine wahrhaft hochherzige Protektorin fand. Auf Kosten der letzteren erfuhr das Talent der jungen liebenswürdigen, aber gänzlich mittellosen Arnstädterin in Sondershausen und Wien eine vorzügliche Ausbildung. Wie der Erfolg ihres ersten Debuts auf dem Leipziger Stadttheater durch ihre Scheu vor der Oeffentlichkeit beeinträchtigt wurde, gehört zu den bekannteren Daten aus E. Marlitts Lebensgang. Weniger bekannt ist, daß ein schweres Gehörleiden dem weiteren Bestreben der jugendlichen Sängerin, auf der Bühe heimisch zu werden, ein Ziel setzte. In dieser Noth bewährte sich aber die Liebe ihrer fürstlichen Pflegemutter aufs schönste. Die Fürstin schickte sie im Oktober des Jahres 1859 zu einem jungen Nervenarzt Dr. Otto v. Franque nach München, der ihr Vertrauen bei Behandlung ihrer eigenen Leiden gewonnen hatte. Eugenie wohnte beim Dichter Friedrich Bodenstedt und wurde in dieser Zeit mit seiner Gattin Mathilde — die er als „Edlitam" so sehr feierte — und deren Schwester innig befreundet. Aber auch Dr. von Franque konnte Eugenie nicht heilen. Nun erst begrub sie entgiltig ihre musikalischen Hoffnungen. Von da ab faßte sie das Ziel, sich literarisch zu bethätigen, das ihr insbesondere Bodenstedt mit beredtestem Nachdruck gewiesen hatte, ernstlich ins Auge. Er hatte sich erboten, alles, was sie schreiben werde, anzubringen, und auf sein Betreiben schrieb Eugenie ihre erste Erzählung „Schulmeisters Marie", die freilich nicht anzubringen war und erst nach ihrem Tode gedruckt wurde. Ueber den Charakter ihrer Schwerhörigkeit äußert sich des näheren ein Brief Eugeniens aus München vom Jahre 1862, aus welchem der Aufsatz der „Gartenlaube" folgende Stelle mittheilt: „Was nun Deine theilnehmende Frage bezüglich meines Gehörleidens betrifft, so muß ich sie leider dahin beantworten, daß mir die Heilung bis jetzt versagt blieb, was ich zeitweise schmerzlich empfinde; am meisten dann, wenn die Fürstin einen kleinen geistvollen Zirkel um sich versammelt. Sobald ich mich nicht speziell mit dem Einen oder Anderen unterhalte, wobei alle so liebenswürdig sind, mir mein Uebel möglichst wenig fühlbar zu machen, dann geht mir im Gewirr der Stimmen der Faden des Gesprächs verloren, und ich büße Vieles ein, was für mich vom höchsten Interesse sein würde. Es ist sonderbar, ich höre die leiseste Hebung und Senkung der Stimme, aber was gesprochen wird, verwischt sich vor meinem Ohr, wie die Gegenstände vor dem Auge des Schwachsichtigen verschwimmen. Die Musik dagegen höre ich, z. B. im Salon, noch genau so wie früher; das feinste Detoniren, der leiseste unreine Hauch an der menschlichen Stimme entgeht mir nicht, und auch mein eigenes Organ, sowohl im Sprechen wie im Singen, höre ich nach wie vor ganz unverändert. Sämmtliche Aerzte, die ich gebraucht, haben mir einstimmig erklärt, ich würde mit der Zeit wieder in Besitz des Gehörsinnes gelangen, gebe es Gott! — Du willst es wissen, und deßhalb sage ich Dir, daß nach Ausspruch Aller, die mich früher gehört, meine Stimme an Fülle und Biegsamkeit eher zu- als abgenommen hat. Meine Koloratur wird sehr gelobt, und das freut mich, denn ich habe unsägliche Mühe darauf verwendet." . . . In der That blieb der Gesang der Marlitt rein und kräftig bis in ihr Alter, und sie konnte sich und andere mit ihm erfreuen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 78. Donnerstag, den 6. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

4 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Mag wohl sein! . . . Wenn ich Ihnen die mal vererben würde, könnten Sie sich freuen. Mit Wein macht mir so leicht keiner ein X für ein U.“

„Hahahaha,“ lacht Rolfs. „Welches ist nun Ihre feinste Sorte?“

Eine gewisse Feierlichkeit zieht über Dahlheims Gesicht. Schmunzelnd erwidert er:

„1868 Steinberg“. Von dem kriegt aber das gewöhnliche Menschenpack, das so am Rhein herumlungert, nichts. Den trinke ich selber. Höchstens können Sie mal die Photographie sehen — oder eine leere Flasche, wo welcher drin war.“

Lachend greift Rolfs in die Rocktasche, fördert eine kleine Tabakschachtel zu Tage und beginnt, sich eine Zigarette zu drehen.

„Na, hören Sie mal — Sie scheinen Ihre Meinung hübsch klar herauszusagen.“

„Bei mir gibt's klares Wort und klaren Trunk.“

„Recht so! . . . Aber haben Sie auch eine hundsmiserable Sorte? So eine Mitternachtsseite zu diesem Prachtschluck hier?“ fragt Rolfs abermals.

„O ja. „1892er Drachenhölle“ habe ich ihn getauft.“

„Das ist wohl einer zum Stiefelausziehen?“

„Haha — ein Schmollwein, keiner zum Schmolliren — ein Wein, bei dem man flucht, den man nur in der Hölle trinken müßte,“ erwidert Dahlheim.

Die Zigarette ist fertig. Rolfs steckt sie in Brand und pafft behaglich drauf los.

„Hm — „1892er Drachenhölle“! . . . Wer delektirt sich denn an diesem Nektar?“

Dahlheim schweigt einige Augenblicke. Ein pfiffiges Schmunzeln breitet sich über sein joviales Gesicht, lacht aus den kleinen Fältchen um die Augen und zieht sich hinunter bis in die Gegend der Mundwinkel.

„Den setze ich solchen Herrschaften vor, die ich aus meinem Lokal herausgraulen will . . . Soll ich Ihnen einen Schoppen von dieser Sorte holen?“

In komischem Entsetzen hebt Rolfs beide Hände. „Ich werd' Sie gleich —“ und er thut, als wolle er auf Dahlheim losgehen.

Alle lachen . . . . Doch plötzlich wird Dahlheim ernst.

„Else!“ ruft er seiner gerade herankommenden Tochter zu. „Später wird hier in meinem schönen Lokal die Luft etwas getrübt. Ich werde mich deshalb verduften . . . Verstanden?“

Betroffen blickt das Mädchen den Vater an.

„Wie, Du willst fortgehen, Papa? . . . Jetzt? . . . Wo Herr Biesemann — und der Herr Bürgermeister — und der ganze Stammtisch — —“

„Gerade deshalb. Es gibt Leute in der Welt, denen weicht man lieber aus,“ bekräftigt Dahlheim.

Und schon ist er über die Treppe verschwunden.

III.

Das „Röschen vom Rhein“.

Hastig langt Rolfs nach der Flasche, gießt das Glas voll und wupp — stürzt er es in einem Zug hinunter.

„Ha, das schmeckt! Was, Kapitän?“

Alsen läßt die Zeitung, in der er eifrig gelesen, sinken und thut dem Freunde Bescheid.

„Hast recht, Rolfs — das schmeckt.“

Ohne weiter von den beiden Gästen Notiz zu nehmen, lehnt Else an der weißen Terrassenmauer. Mit der Hand die Augen beschattend, blickt sie hinüber nach dem in Sonnenpracht funkelnden jenseitigen Rheinufer.

Nervös zupft Rolfs an seinem schön gezwirbelten Schnurrbart. Es verletzt seine Eitelkeit, daß das liebreizende Mädchen ihn, den tapferen „Herzensstürmer“, so gründlich ignorirt. Halb ärgerlich, halb bewundernd ruhen seine leuchtenden Blicke auf der schlanken Mädchengestalt — ja, sie verschlingen dieselbe fast und funkeln dann heller auf, wie wenn der Bissen gut geschmeckt hätte.

Als fühle Else diese kecken Blicke, wendet sie sich plötzlich um.

„Weshalb sehen Sie mich so an?“ fragt sie mit

einem kaum merklichen Zusammenziehen der feingezeichneten Brauen.

Selbstgefällig dreht Rolfs seinen Schnurrbart.

„Sagen Sie, wie fangen Sie es nur an, mein Fräulein, daß Ihnen die Schönheit so aus den Augen blitzt?"

Mit einer leichten Handbewegung wehrt Else die liebenswürdige Schmeichelei ab. Schweigend wendet sie sich dem Hause zu.

Rolfs sieht sofort, daß dieses Mädchen nicht so zu behandeln ist, wie die meisten jener Frauen, mit denen er verkehrte . . . Verdammt, daß er diese Niederlage erleiden mußte!

„O, das wollt' ich nicht, mein Fräulein!" ruft er ihr bedauernd nach. „Ich wollte Sie nicht verscheuchen. Seien Sie mir nicht böse!"

Schon hat sich Else umgewendet. Ihr sanft lächelndes Antlitz zeigt keinerlei Empfindlichkeit.

„Ah — das ist recht!" meint Rolfs erfreut. „Sie tragen mir meine Dummheit nicht nach . . . Da will ich mal drauflostrinken, wie ein unglücklicher Ehemann . . . Soll ich das, mein Fräulein?"

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht —"

Rolfs beißt sich auf die Lippen . . . Ist denn diesem Mädchen gar nicht beizukommen? . . . Vielleicht, wenn er das Gespräch auf den Rhein und den Wein bringt — —

„In der ganzen Welt kneipt sich's doch nirgends besser als am Rhein!" ruft er aufs Gerathewohl.

„Darum kommt auch die ganze Welt hierhergelaufen, meint Papa," entgegnet Else freundlich, ein paar Schritte näher tretend.

„Und was meinen Sie?"

„Ich? . . . Ich meine dasselbe."

„Sind Sie eine Rheinländerin?"

„Eine waschechte. Mit Rheinluft und Rheinwein großgepäppelt."

„Und ein ganz ausgezeichneter Jahrgang," fügt Rolfs mit einer galanten Verbeugung hinzu.

Else lachte.

Sie kann geradezu wunderbar lachen. Ihr Lachen ist auf dem Gebiet der weiblichen Heiterkeit geradezu ein Meisterstück. Der ganze reizende Zubehör befindet sich dabei in Mitarbeiterschaft; süße Grübchen, verführerische Lippen, durch welche milchweiße Zähne blitzen, entzückendes Zurückwerfen des blonden Köpfchens und eine herzfassende Stimme — das reine Amorettengekicher. Aber solches Lachen sollte man, wie den Duft der Rose, nicht zergliedern. Man muß es im Ganzen genießen . . . Und dieses Prachtlachen steckt bei Else gar locker in der Kehle.

„Mein erstes Wort, das ich sprechen lernte, war, glaube ich, Prosit!" sprudelt sie heiter hervor.

„Deshalb klingt es auch so schön, wenn Sie „Prosit!" sagen."

Wieder macht Else eine kleine abwehrende Handbewegung, und Rolfs beeilt sich ablenkend zu fragen:

„Sind Sie nie von hier fortgekommen?"

„Doch — einmal drei Jahre lang. Ich war in Dresden in der Pension."

„Aber anfangs — dieses Heimweh! Wie?"

„Hellsonnig blitzen Elses blaue Augen.

„Ich — Heimweh? . . . O nein! . . . Mir ist vom Himmel so viel Fröhlichkeit heruntergefallen, direkt ins Herz hinein, daß ich von Traurigkeit nichts weiß . . . Uebrigens — wie ein unglücklicher Ehemann sehen Sie auch nicht aus, fügt sie mit schelmischem Blick auf Rolfs hinzu.

„Ich — verheirathet? Um Gotteswillen — nein!" ruft er in komischem Entsetzen.

Jetzt nehmen Elses Augen den Ausdruck der Verwunderung an.

„Weshalb — „um Gotteswillen"?"

Rolfs lacht ein wenig spöttisch.

„Ich finde die Ehe zu dramatisch bewegt."

„Dramatisch bewegt?" ruft Else. „Wenn zwei Menschenherzen zusammen leben — so innig, so still und friedlich; wenn eins nur für das andre klopft, für das andre bangt, sich mit dem andern freut — das ist doch nicht „dramatisch bewegt"?"

„Ja, anfangs zumeist nicht . . . Aber, wenn die Geschichte dann länger dauert —"

Und Rolfs zuckt vielsagend die Achseln.

Elses Augen sind immer größer geworden.

„Das kann ich mir gar nicht denken," erwidert sie kopfschüttelnd, während ihre Blicke sich unwillkürlich auf Alsen heften, als erwarte sie von diesem bieder gutmüthig dreinschauenden Manne eine Bestätigung ihrer Ansicht.

„Gestatten Sie übrigens, mein Fräulein, daß ich mich vorstelle," bemerkt jetzt Rolfs, höflich seinen Hut lüftend. „Ernst Rolfs, Privatgelehrter und Weltbummler . . . Das hier —" auf Alsen deutend — „mein Jugendfreund, Kapitän Alsen — auf Urlaub."

„Ah, ein Kapitän!" ruft Else lebhaft. „Da sind Sie wohl viel gereist — beinahe so viel wie der Herr Biesemann?"

Rolfs sieht zu seinem Entzücken, daß Elses Interesse erwacht. Ha — endlich etwas, um sie noch ein Weilchen festzuhalten!

(Fortsetzung folgt.)

„Pax vobiscum!"

Ostern in der ewigen Stadt.

Novellette von Aug. Meppen.

(Nachdruck verboten.)

Es war am Ostersonntage.

„Wenn Sie Ihren Freund noch sehen wollen, „so eilen Sie! Es ist keine Zeit zu verlieren! „Die Aerzte haben ihn aufgegeben; es kann alle „Tage mit ihm zu Ende sein."

So lautete der Inhalt eines Briefes, geschrieben von zarter, aber der deutschen Kalligraphie nicht mächtiger Frauenhand. Es war die Gattin meines Studienfreundes Franz, mit welchem ich vor mehreren Jahren die Osterzeit in Rom verlebt hatte. Diese seine Gattin war eine Römerin, die Tochter eines Orangenkrämers, von bezaubernder Schönheit und jener gazellenhaften Schmiegsamkeit des Körpers, wie man sie sonst nur bei den italienischen Zigeunern findet. Zuerst war sie sein Modell, dann seine Frau geworden, wie das bei Malern so ziemlich überall „der „Welt-Lauf" ist.

Franz hatte sein Modell —

Pardon, lieber Leser, ich muß eilen, wie Du weißt. Es ist keine Zeit zu verlieren. Die Aerzte haben Franz aufgegeben. Er litt schon lange an der Schwindsucht; es kann daher alle Tage, alle Stunde, alle Minute mit ihm zu Ende sein. Vielleicht komme ich schon zu spät! Vielleicht ist seine Seele schon hinüber und er hat für seinen Busenfreund hienieden nichts mehr übrig, als jene kalte Hand, die man Todtenhand und jenes fahle Gesicht, das man die facies hypocratica nennt. Es wäre schrecklich!

Also pardon!

* * *

Ich sitze im Schnellzuge, der mich mit einer Geschwindigkeit, die mir und meiner Ungeduld wie das Kriechen einer Schnecke vorkommt, direkt ohne Umsteigen nach Rom führt. Ich habe eine Fahrt von mindestens 6 Stunden vor mir. Mein Gewissen ist ruhig. Denn wenn ich jetzt zu spät komme, was ich nicht hoffe, so hat der Lokomotivführer oder die Eisenbahndirektion die Schuld daran und nicht meine Schwatzhaftigkeit, die mich allerdings bei den Damen sehr beliebt gemacht hat, aber —

Pardon, lieber Leser. Was gehen uns die Damen an, wenn ich Dir von unserem Aufenthalt in Rom zur Osterzeit und davon erzählen will, wie mein Freund Franz zu seinem Modell und zu seiner Frau kam. Eigentlich brauchst Du nur zu wissen, wie das Erstere geschah, das Letztere wirst Du Dir schon selber konstruiren können.

Bianca war kein professionelles Modell, denn die kommen von selbst zu den Malern; es ist gar nicht nöthig, daß man zu ihnen kommt. Bianca war, wie ich schon oben erwähnte, die Tochter und zwar die bezaubernd schöne Tochter eines Orangenkrämers und ein sehr frommes, keusches und reines Mädchen, was man von den sogen. Modellen nicht immer behaupten, meistens sogar energisch bestreiten kann. Daß Franz als Maler gerade sehr „fromm" gewesen, will ich nicht behaupten, denn wer täglich mit Pinsel und Oel zu hantiren gewöhnt ist, der vergißt leicht darüber die Kirche. Franz konnte sich also in puncto Religion nicht mit Bianca messen; wohl aber in puncto Schönheit. Er war schön von Angesicht und Gestalt und gewinnend, ja, erobernd von Manieren. Diese seine erobernden Manieren führten ihn denn auch zur Eroberung der schönen Bianca, aber auf eine höchst merkwürdige Weise und unter ganz besonderen Umständen.

Es war nämlich Ostersonntag in der ewigen Stadt. Früh morgens als der rosige Schimmer der fernen Apenninengipfel und das magische Hellviolett des östlichen Himmels den Aufgang der Sonne verriethen, donnerten die Kanonen des Kastell St. Angelo über die Stadt hin und der Pulverdampf rollte in Ringen zum Aether empor, gleich als wollte Rom sich auf's Neue dem Ewigen verloben.

Nicht lange und es wurde lebendig in der Stadt. Gegen 7 Uhr rollten schon Dutzende von Equipagen mit feingeputzten Herren und Damen der majestätischen St. Peterskirche zu. Franz und ich, die wir zusammen logirten, fuhren aus den Kissen — nicht wie Leonore: „mit schweren Träumen", sondern wie Künstler, die nach Motiven haschen, mit rosigen Erwartungen — und eine halbe Stunde später hatten wir uns dem allgemeinen Gedränge angeschlossen.

Reich geschmückt und mit Guirlanden geputzt, strahlte uns im Frühroth die Kirche des heiligen Petrus entgegen, zu welcher wir unsere Schritte lenkten. Wir traten mit heiligem Schauer ein. Wie tausend Sonnen strahlten die neuentzündeten Lichter um das Grabmal und die herrliche Bronzestatue des Apostels, dem der Herr die Schlüssel des Himmelreichs anvertraut hat.

Am Ostersonntage zelebrirt der Papst in Person die heilige Messe und zwar mit aller Pracht und imposantem Pomp. Aus einer Halle des Vatikans wird er in einer Sänfte herbeigetragen. Er nimmt Platz in der Sedia Gestatoria und sein Gewand blitzt und strahlt von Gold und edlen Steinen.

Auf seinem ehrwürdigen Haupte funkelt die Tiara mit dreifacher Krone. Neben ihm trägt man die „flabelli", das sind große Fächer aus den kostbarsten

Straußenfedern, welche mit den farbenschillernden Augen von Pfauenfedern besetzt sind. Ueber ihm wölbt sich ein feenhaft prächtiger Baldachin mit langen goldenen Frangen.

Nach Zelebrirung der heiligen Messe, welche wir mit einer stümperhaften Beschreibung nicht profaniren wollen, wird der heilige Vater mit demselben Pomp auf den Balkon getragen, der sich über dem mittleren Portal der Kirche erhebt.

Unten auf dem freien Platze drängt sich eine, man möchte sagen, hunderttausendköpfige Menge, die den Segensspruch des Stellvertreters Christi erwartet, den er von hier aus mit erhobenen Händen über die Versammlung auszusprechen pflegt.

Es ist dies eine der erhebendsten, eine der überwältigendsten Zeremonien, die ich in Rom gesehen und ich und Franz eilten, so gut es in dem dichten Gedränge möglich war, hinaus und kamen gerade unterhalb des Balkons zu stehen.

Der heilige Vater erhob sich, trat, umgeben und gefolgt von seinen Kirchenoffizieren, an die Rampe und sprach den Segen, den die Menge und unter ihnen Franz und ich, mit feierlichem Schweigen anhörten und mit, ehrlich gestanden, unnennbarem frommen Andachtsgefühl hinnahmen.

Nicht umsonst ist das Gedränge dicht unter dem Balkon so dicht. Denn nach Ertheilung des Segens flattern von Oben her Tausende und Abertausende von Zetteln herab, welche die Gebete, die der heilige Vater gesprochen, gedruckt enthalten. Jeder beeilt sich, einen dieser Zettel, die sich wie weiße Friedenstauben langsam durch die laue Luft herniedersinken, zu erhaschen und es entsteht begreiflicherweise ein Wirrwarr, ein Händeausstrecken, ein Sichbücken.

Ja, lieber Leser, ein Sichbücken, bei welchem mein Freund Franz, im Begriff einen Zettel zu packen, mit einer jungen schönen Römerin, die denselben Zettel zu ergreifen sich beeilte, so zusammenstieß, daß diese von dem unfreiwilligen „tête-à-tête“ ohnmächtig niederzusinken drohte. Franz hatte noch gerade soviel Zeit, sie in seinen Armen aufzufangen und sie mit meiner Unterstützung ein wenig abseits zu führen. Niemand kümmerte sich um uns, was Franz auch ganz angenehm war, denn als die Ohnmächtige die schönen Augen aufschlug, war er — hin; sein Herz hatte Feuer gefangen und dieses Feuer, lieber Leser, ist eben dabei, ihn ganz aufzuzehren. Es war Liebe „at first sight“, Künstlerliebe, aber jene reine, heilige Liebe, die mit ihrem Feuer das Herz von den Schlacken reinigt und die Seele im Tode als reines Gold dem Schöpfer zu Füßen legt. Ich habe nie ein treuer sich liebendes Paar gesehen. Bianca war als frommes Mädchen Franzens Engel und wenn er nicht mehr sein wird —

Halt! Ein Pfiff, ein langer Pfiff! Der Zug hält. Wir sind in Rom.

Zwanzig Minuten später stand ich am — Sterbebette meines Freundes.

„Franz!“ rief ich, meine Thränen niederkämpfend. „Franz! Ich bin da! Kennst Du mich noch?“

Langsam schug er die Augen auf — Fieberaugen! — langsam öffnete er die Lippen — hochrothe, zersprungene Fieberlippen, von Bianca mit Wasser und Thränen gekühlt! — langsam hob sich seine Brust — eine Brust ohne Lunge! — und er flüsterte:

Hab' Dank, Franz — ich bin am — Ende —“

In seinen Händen — Fieberhänden, so heiß und feucht! — Todtenhänden, so weiß und zart! — hielt er einen Fetzen Papier, krampfhaft, zitternd wie ein Kleinod. Es war ein Stück von jenem Gebetszettel, den er im Verein mit seinem jetzigen Weibe, damals unter dem Balkon der Peterskirche ergriffen hatte. Er hatte ihn aufbewahrt, gehütet wie seinen Augapfel. Dieser Zettel hatte ihn in die Arme Biancas geführt und sollte ihn nun in die Arme seines Erlösers führen.

Minuten verstrichen. Todtenblässe abwechselnd mit Fieberröthe huschte über Franzens Züge. Sein Athem blieb zeitweilig aus. Endlich raffte er sich zusammen, streckte mir zitternd die Rechte entgegen. Ich ergriff sie und sank schluchzend wie ein Kind am Bette nieder. Bianco legte ihr schönes Haupt leise weinend an das seine. Der Todesengel schwebte durchs Zimmer.

Langsam zog der Sterbende seine Rechte aus den meinen, legte sie auf die üppigen schwarzen Locken seines Weibes und küßte sie.

Tiefe Stille herrschte. Es dunkelte sachte; draußen flammte die Kuppel der Peterskirche auf in tausendfachem Schimmer. Eine fröhliche Menschenmenge wogte in den Straßen.

Leise entfaltete ich das zerknitterte Papierchen, trat an's Fenster und las beim Schein der Illumination die Worte:

„Pax vobiscum!“

Sinnspruch.

Der große Weltenbaumeister stirbt nicht;
Jeglich Jahrhundert ist ein Quaderstein,
Den er zu frühern, schon gefügten, legt;
Indes Geschlechter steigen stufenweis'.

Andersen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Eron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 79. Freitag, den 7. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

5 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

„Aber bitte, mein Fräulein, wollen Sie sich nicht zu uns setzen?" fragt er eifrig, indem er seine Reisetasche, die er vorhin auf den Tisch gelegt, zur Erde wirft. „Dieser junge Mann hier —" auf Alsen deutend — „hat alle Ozeane durchsegelt, alle Länder gesehen, jedes Klima gekostet —"

„Schon gut, schon gut!" wehrt Alsen ab, da er bemerkt, wie Elses Blicke voll Interesse auf ihm ruhen.

„Wie heißt Ihr Schiff, Herr Kapitän?"

„Brunhilde."

„Ist das nach Ihrer Frau benannt?"

Ueber Alsens männliche Züge fliegt ein Schimmer von Wehmuth.

„Nein," erwidert er ernst, „ich habe keine Frau; ich reise unverheirathet in der Welt herum. Auf See muß man die Sehnsucht nach Verheiratherei hinunterschlucken — da wird die Liebe zu Wasser."

„Aber wie schön ist doch Ihr Beruf," ruft Else mit einem kleinen schwärmerischen Anflug. „Die Fahrt auf das Meer hinaus — muß das herrlich sein! . . . Erst Abschiednehmen im Hafen. Die Glocke läutet zum letzten Mal; hoch oben auf der Schiffsbrücke kommandirt der Kapitän; die Schiffsschraube arbeitet los; nasse Taue plumpsen ins Wasser und werden von den Matrosen aufs Verdeck gezogen; die Falltreppe geht in die Höhe; drüben am Quai winken Taschentücher „Lebewohl! Lebewohl!"; am Hintermast senkt sich die Schiffsflagge; der Seewind pfeift — und nun geht's hinaus aufs weite, weite Meer . . . Ha — prachtvoll!"

In Extase küßt sie ihre Fingerspitzen.

Die Freunde blicken verwundert auf das in seiner Begeisterung doppelt anziehende Mädchen.

„Und Sie haben das Meer noch niemals gesehen?" fragt Alsen endlich kopfschüttelnd. „Woher wissen Sie denn das alles?"

Doch Else hört ihn kaum. Ihre Augen lugen hinüber nach einem etwas entfernten Tisch, wo soeben Emilio Platz genommen hat.

Mit einem Anfall von Mißmuth entfaltet er gerade die neue Nummer der „Kölnischen Zeitung", während seine Blicke immer und immer herüber auf die Fremden schauen, die sich so fröhlich und auffallend lange mit Else unterhalten. In nervöser Hast, wie um seine Unruhe zu besänftigen, versucht er zu lesen . . . Links oben: „Po — poli — tische Wochen — schau . . . dio mio! Politik sein nichts für mich!" Rechts unten: „Vermischte Nach — richten . . . Mein Herz sein schon genug vermischt . . ." Er wendet das Blatt: „Von der Köni — Königin von Eng — land . . . Meine Königin, das sein allein —" ein Gluthblick funkelt hinüber auf Else . . . Wieder schlägt er das Blatt herum. „Musi — musi — kalisches" — er schüttelt den Kopf. „Ick (h)eute nichts mak wissen von die Musik."

Auch die Artikel auf der folgenden Seite. „Der belgische Kriegsminister als Richter" — „Majestätsbeleidigungsprozesse" — „Sportli — Sportliches" — er stolpert bei dem letzten Wort ganz besonders — vermögen ihn nicht zu fesseln. „Ick von all die Sachen nichts mak wissen!" Mißmuthig will er die knisternde Zeitung fortschieben . . . „Ha, was sein das?"

Er beugt seinen Krauskopf tiefer auf das Zeitungsblatt. Anscheinend hat er einen Artikel gefunden, der ihn mächtig fesselt . . . In steigender Aufregung macht er sich an die Uebersetzung, sucht in seinem rothen Taschenlexikon, kritzelt dann ein paar Zeilen ins Notizbuch . . . Man sieht, er arbeitet mit voller Begeisterung, die sich schnell vergrößert und immer mehr in Brand geräth . . .

„Woher wissen Sie denn das alles, mein Fräulein?" wiederholt Rolfs, der Elses plötzliche Zerstreutheit bemerkt.

Sein Blick folgt dem ihren und bleibt auf dem Italiener haften.

„Woher ich das weiß?" wiederholt sie, noch immer zerstreut. „Von meiner Freundin Sigrid!"

„Das hat Ihnen Ihre Freundin aber ganz famos

geschildert," bemerkt Alsen lächelnd, „die muß das Schiffsleben gründlich kennen."

Elses Interesse für jenen Tisch mit dem lesenden Italiener wird plötzlich von ihrer Begeisterung für die Freundin verdrängt.

„O, Sigrid!" ruft sie enthusiastisch. „Wenn Sie die kennen würden! . . . Das ist ein Mädchen! Vor der müssen wir uns alle verstecken."

„Nun, nun! So schlimm wird es wohl nicht sein!" meint Alsen gutmüthig.

„Schönere wie Sie, gibt es doch kaum noch," fügt Rolfs hinzu.

„O doch, doch! . . . Uebrigens, Herr Kapitän, wenn Sie endlich von einer Ihrer weiten Reisen nach Hause zurückkommen, wo Sie so viel Gefahren ausgesetzt waren, aber auch so viel Wunderschönes sahen, was gewiß immer und immer wieder in Ihrem Herzen nachzittert — wie ist Ihnen dann zu Muthe?"

„Wie einem Droschkengaul, der Abends in den Stall zurückkehrt," erwidert Alsen trocken.

Elses Begeisterung erhält durch diese prosaische Bemerkung eine kalte Douche.

„Verzeihen Sie, was sein „Gefelse"?" tönt plötzlich Emilios Stimme aufgeregt zu den Dreien hinüber.

Bei dem eigenthümlich fremdländischen Accent lacht Rolfs hell auf.

„Gefelse? . . . Das sein eine ganze Felsenversammlung," ahmt er, noch immer lachend, nach.

„Viele Felsen zusammen, Herr Doktor," belehrt Else freundlich, während ein mißbilligender Blick den rücksichtslosen Spötter streift.

„Danke, Fräulein!" ruft Emilio zurück. „Aber was sein ein „Dirndl"?"

„Ein Dirndl," erwidert Rolfs neckend, indem er aufsteht und sich dem Fragenden nähert. „Ha, ein Dirndl, das ist ein liebes, süßes Mädchen — frisch, munter, reizend —" mit einem Blick auf Else — „so ein liebes Mausel —"

„Mausel! Mausel!" wiederholt Emilio lebhaft. „Ich will suchen die Wort „Mausel"." Und er greift hastig nach dem Wörterbuch.

„Suchen Sie nicht! Das steht nicht drin!" lacht Rolfs. „Ein „Mausel" ist ein süßer Herzensschatz, den man sofort in die Arme schließen und gründlich abküssen möchte."

„Ah, grazie signore," nickt Emilio befriedigt und fährt dann zu sich selbst fort: „Mausel, Mausel! . . . Ick mir werde merken die Wort „Mausel"!"

„Sie übersetzen sich wohl den Artikel über das Fräulein da, der in der heutigen Nummer der „Kölnischen Zeitung" steht?" fragt Rolfs den Italiener mit einer Handbewegung gegen Else hin. Er zieht ein Exemplar der „Kölnischen Zeitung" aus der Tasche. „Ich kenne den Artikel bereits; habe ihn mit Bewunderung gelesen."

„Si, si, ja — ick (h)abe übersetzt. Oh, das Fräulein Else sein sehr gefeiert, großartig gefeiert, prachtvoll gekritisirt!"

„Was sagen S i e zu dem Artikel, mein Fräulein?" wendet sich jetzt Rolfs an das junge Mädchen.

Erstaunt schlägt Else die Augen zu ihm auf.

„Zu welchem Artikel!"

„Nun, zu dem in der heutigen Nummer der „Kölnischen Zeitung"."

„Ach, solche Faxen!" lacht Else. „Ich weiß von keinem Artikel."

Rolfs entfaltet seine Zeitung und beginnt lebhaft:

„Bitte zuhören! . . . Da heißt es in einem Reisebrief vom Rhein —" er überfliegt die Einleitungszeilen und liest dann laut und mit Pathos:

„— Das Schiff dampft zu Thal. Düster umfluthen die Rheinwogen das Gefelse. Noch kurze Zeit, dann kommt „Zum feuchten Eck" in Sicht. Man weiß beim besten Willen nicht, worüber man sich in dieser alten behaglichen Rheinkneipe mehr freuen soll: über den jovialen, urgemüthlichen Wirth mit seiner biedern Grobheit, oder über den herrlichen Wein, oder über das noch herrlichere Wirthstöchterlein — bekannt stromauf und stromab als „Röschen vom Rhein". Dieses ebenso geistvolle, wie gemüthreiche Dirndl, ein Mädchenfrühling, umwoben von echtem deutschen Rheinzauber — eine echte Rheinländerin! Was Wunder, wenn man von diesem trauten Ort nur ungern scheidet! — Aber addio, „Feuchtes Eck"! Addio, „Röschen vom Rhein"!"

„Bravo! Bravissimo! Evviva!" jubelt Emilio, in die Hände klatschend. „Das sein gut, ganz ausgezeichnet — grandioso!"

„Ich schließe mich meinem geehrten Vorredner an," lacht Rolfs' mit einer tiefen Verbeugung vor dem „Röschen vom Rhein".

Else ist ganz roth geworden bis unter die krausen, seidenweichen Stirnlöckchen.

„Aber meine Herren, ich bitte Sie —" sucht sie verschämt abzuwehren.

Dann huscht Sie mit freundlichem Kopfneigen leichtfüßig davon, da sie soeben gerufen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Pike's Quelle.

Eine Goldgräbergeschichte nach dem Englischen.

Von H. Hahn.

(Nachdruck verboten.)

Ein heißer Tag, eine weite Ebene, auf welcher zwei Männer mit einem Pack auf dem Rücken dahinschreiten. Sie ziehen nach den westlichen Goldfeldern. Es ist dies kein Weg für einen Vergnügungsausflug, trotzdem er schon öfter von Gesellschaften wohlausgerüsteter Goldsucher mit ihren Kameelen zurückgelegt wurde; aber nicht einmal den Kameelen gewährte er ein Vergnügen, welche sich doch auf ihm zu Hause fühlen sollten, was nämlich die Wüste betrifft; denn es gibt verschiedene Wüsten zu durchkreuzen und von jeder Art die schwere Menge. Niederes Dickicht, durch welches ungefähr so angenehm zu wandern ist wie durch eine stachelige Hecke, dorniges Land, welches Menschen und Thieren das Gehen erschwert; lange gras- und baumlose Straßen, von der Natur gänzlich vernachlässigt, was Vegetation anbelang); manchmal steinig, manchmal in Sandhügel sich erhebend, dazwischen streckenweise Lehmboden und Salzerde. Ein schlechter Weg selbst für eine gut berittene wohl ausgerüstete Gesellschaft und ein vernünftiger Mensch würde nie daran denken, denselben zu Fuß zu durchschreiten.

Aber diese Männer sind nicht bei Verstand, sondern toll vor Goldhunger, welcher sie durch Gefahr und Entbehrungen einem unsicheren Gewinn entgegentreibt. Schweren Schrittes ziehen sie weiter Seite an Seite, stumm mit trüben blutunterlaufenen Augen durch die blendende Ebene starrend, über welche glühend heiße Luft liegt. Klopfenden Herzens, schwindlig durch den rothen Glanz des Sonnenlichtes und ermattet von Zeit zu Zeit auf dem heißen Sand des Weges stehen bleibend. Sie sind hundmüde alle beide; der Jüngere, ein neuer Gefährte unbekannten Namens, aber auf den Vornamen Jimmy hörend, ist beinahe ganz erschöpft.

Der alte Pike, welcher ihn die Woche vorher, von allen Mitteln entblößt aufgefunden und sich zu seinem Führer und Freund aufgeworfen hat, krächzt dann und wann ein Wort der Ermuthigung mit heiserer Stimme, da seine Kehle zu ausgetrocknet ist, um lange Gespräche zu führen.

Weiter, weiter und weiter wandern sie, während langer, heißer Stunden. Immer dieselbe trockene Ebene vor sich, ohne Abwechselung der fürchterlichen Einförmigkeit, und die heiße Luft schimmernd über ihren Köpfen, bis Jimmy krank und schauernd in der Sonnengluth Zeichen seines Elends gibt.

„Oh — zum Henker," denkt der alte Mann, „was der Teufel hieß dich die Kindermuhme spielen, alter Billy Pike? Dieses schwache Kind ist im Begriff, darauf zu gehen. Oh," meinte er geärgert, „warum habe ich ihn weiter geführt ohne Saugflasche oder Lutschbeutel?"

Indem er den Pack seines Gefährten zu dem seinen auf den Rücken nimmt, schreitet er mürrisch voran, verdrossen murmelnd:

„Zu was sie diese Sorte von Dingern hierher schicken. Wenn ein Kerl seinen Weg nicht im eigenen Land findet, wo ihm alles hübsch zurechtgelegt ist, wie stellen sie sich vor, daß er in dieser höllischen unbewohnten Bratpfanne fortkommen soll?"

Jimmy plagt sich, um ihm mit seinen schleppenden Füßen nachzukommen. Schon den Morgen vorher haben sie ihre Wasserbeutel bis auf den letzten Tropfen trocken gelegt und obgleich sie Eßwaaren in ihrem Pack haben, läßt sie der Durst dieselben schon seit dem frühen Morgen verschmähen. Jimmy keucht bereits: „Geh, verlaß mich — ich kann nicht weiter — sorg für Dich!"

„Du willst hier liegen bleiben, Du?" Billy's Lippen sind zersprungen und das Sprechen schwierig und schmerzhaft, aber er bringt doch einen Schwur heraus und dies verleiht ihm neue Kräfte. „Schau her, Kumpan, nichts davon; was nachgeben, wenn wir so nahe daran sind, nahe an Pike's Quelle, und das ist eine Quelle, ich sag' Dir, es gibt keine bessere, weit und breit. Ich habe sie selbst entdeckt, wie ich hier war im Jahre 78. Ja, Bursche, und mein Name steht auf der Landkarte. Es ist eine wirkliche Quelle, keine von Euren Suppenkesseln, in einem Felsenloch, Wasser kannst Du trinken, ohne auszusetzen, so klar wie —" die raue, undeutliche Rede verstummte, der alte Mann starrte, seine Augen mit der Hand beschattend, in die Ferne. „Da," sagt er nach einer Pause, „sagt ich's nicht?"

Eine schmale Spalte wurde einem des Spähens kundigen Auge sichtbar. Auf Jimmy scheint diese Aussicht keinen Eindruck zu machen.

„Zum Teufel," brummt Billy Pike, „warum bist Du nicht zu Hause bei Muttern geblieben, siehst Du nicht dort diese Felsen, weißt Du nicht, daß oft am Fuß eines Felsens ein Sumpf ist? Schreib nach Hause um einen Glassturz und sag ihnen, das Klima taugt nicht für Wachspuppen! Da ist Pike's Felsen und an dessen Fuße liegt die Pike's-Quelle!"

Er wirft die Päcke auf die Erde.

„Werden sie holen, wenn wir getrunken und uns gelabt haben."

Sie humpeln langsam den Weg entlang, welcher zwischen ihnen und der Spalte liegt; die vor ihnen liegende Aussicht ist nicht sehr ermuthigend, eine Kette

rauher heißer Felsen erhebt sich von der vertrockneten Ebene, aber Billy Pike ist voll Selbstvertrauen, sogar frohlockend; Hoffnung leiht ihm neue Kraft und er hat sie sehr nöthig, denn er muß seinen Gefährten stützen. In dem Moment, wo sie den Schatten der Felsen erreichen, schwankt Jimmy und fällt.

„Schon gut," krächzt Billy, ihm Muth einflößend, „Du liegst hier — und — ich — bringe Dir Wasser."

Ein paar Schritte den Fuß des Felsens entlang führen ihn zu der Stelle, wo er zwanzig Jahre vorher die Quelle entdeckt hat.

Dies war der stolzeste Augenblick in Billy's Dasein; er sieht wieder den Zug müder, dürstender Menschen und Thiere, die sich durch seine Entdeckung erlaben und hört die herzlichen Lobesworte des Anführers. Es war auch schön, daß sein Name im Buche des Anführers stand, und noch schöner, daß er später auf der Landkarte verzeichnet wurde; und zu wissen, daß anderen Forschern auch seine Entdeckung zu Gute gekommen ist. Nun war er seit 20 Jahren nicht hier gewesen, aber er weiß die Stelle genau, und ohne Zögern schreitet er auf dieselbe zu; dann steht er plötzlich still und starrt bestürzt vor sich hin.

Da war der Felsen und da war ein Loch am Fuße desselben — aber keine Spur von Wasser.

„Das Loch muß ausgeputzt werden," und er sinkt auf seine Kniee nieder.

Sie ist auch nöthig, diese Reinigung. Er fischt allerlei Abfälle heraus, Stöcke, Steine und andere wenig wünschenswerthe Kleinigkeiten, z. B. eine todte Eule, drei Kängururatten und noch ein anderes kleines ungekanntes Thier, dann wirft er sich mit dem Gesicht auf die Erde und bleibt eine Weile liegen; das Hängen mit dem Kopfe über dem Loche hat ihn schwindlich gemacht. Dann nimmt er seine Kanne und mit seiner hohlen Hand scharrt er in diese ungefähr einen Liter von einer schwarzen dickflüssigen Masse.

Billy blickt sehnsüchtig auf das unappetitliche Zeug; während sich durch die Hitze, den Durst, vor allem aber durch die fürchterliche Enttäuschung seine Gedanken verwirren, verläßt ihn trotzdem die eine Idee nicht: „Das gehört für Jimmy."

Zu Jimmy trägt er es, hält es an dessen Lippen, indem er das eine Wort murmelt: „Trink."

Jimmy trinkt.

Es ist etwas Feuchtes, einerlei was. Nach und nach zieht er die Kanne höher und höher bis sie leer ist, dann legt er sich um, um zu schlafen. Billy Picke stiehlt sich mit seiner leeren Kanne zum Felsenloch zurück. Vielleicht daß noch ein paar Tropfen zurückgeblieben sind, aber vergebens. Er reißt die Aermel seines Hemdes ab und saugt die geringe Feuchtigkeit damit auf, kaum genügend, um seine vertrockneten Lippen zu benetzen. Dann steht er auf und starrt traurig über die Ebene. Nach und nach kommt ein gieriger Blick in seine blutunterlaufenen Augen und er stürzt fast laufend davon, mit rauher Stimme und geschwollener Zunge zu sich selbst redend, denn vor sich sieht er einen lieblichen, kleinen See, umschattet von moosigen Felsen.

Er scheint so nahe, und er wundert sich, ihn so lange nicht erreichen zu können; es muß doch weit dahin sein — aber endlich kommt er ihm näher. Er stolpert hin und her, er dreht sich rund herum — und immer sieht er das Wasser vor sich — frisch — klar — und kühl.

Zufällig kommt ein Trupp Goldsucher mit Kamelen diesen Tag zur Picke'squelle. Ihre Aeußerungen über den Narren, welcher das übelriechende Loch eine Quelle nennt, sind nicht schmeichelhaft.

Sie setzen Jimmy auf ein Kamel, und kehren zurück. Billy bleibt dort im Sand liegen, wo er niedergefallen ist.

Sinnspruch.

Der kennt die Liebe nicht,
Der nicht so manche lange Nacht
Mit heißen Thränen hingebracht,
Der nie ausrief in blut'gem Schmerz:
„O brich, o brich mein armes Herz!"
Der kennt die Liebe nicht.

Der eine Stunde Ruhe fand,
Fern vom geliebten Gegenstand,
Dem sie nicht in dem Sinne lag
Die ganze Nacht, den ganzen Tag,
Der kennt die Liebe nicht!

Der nicht durch Thal und Fluren streift,
Durch Sturm und Wetter jammernd schweift,
Der nicht in lauten Seufzern stöhnt
Und trostlos nach dem Grab sich sehnt,
Der kennt die Liebe nicht!

Ortlepp.

* * *

Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende.
Was ihm an Wahrheit und Kräften fehlt.

Goethe.

* * *

Das Alter legt, ein zäher Gläub'ger,
Die Jahresrechnung dir auf's Pult;
Ob gern, ob ungern, früher oder später,
Du zahlst zuletzt der Jahre Schuld.

H. Litauer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 80. Samstag, den 8. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

6 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

Für Emilio scheinen plötzlich der Garten, die blühenden Bäume, die sich träg dahinwälzenden Rheinfluthen und die ganze herrliche Aussicht ihren Reiz verloren zu haben. Hastig packt er Zeitung, Wörterbuch und Grammatik zusammen und eilt mit leichtem Gruß gegen die beiden Herren ebenfalls ins Haus.

Eine Zeitlang blicken die Freunde einander stumm an. Rolfs Antlitz spiegelt enthusiastische Begeisterung wieder, während sich in Alsens Zügen ein wenig gutmüthiger Spott malt.

„Wie gefällt Dir die Kleine?" fragt nach einer Weile Rolfs lebhaft.

„Soso — lala," gibt Alsen phlegmatisch zurück. „Für meinen Geschmack etwas zu naiv . . . Und Dir?"

Der Andere antwortet nur durch ein bewunderndes „Ah —!", wobei seine Blicke leuchten und die Rechte eine enthusiastische Geste schlägt.

Auf Alsens humoristische Bemerkung, er sei ja ganz aus dem Häuschen, entgegnet Rolfs in pathetischer Feierlichkeit:

„Alter Junge, ehrlich herausgesagt, ich könnte mich sofort hier ein bischen verlieben."

„Zum wievielten Mal? Ich glaube, wohl zum hundertsten?"

„Ach, laß das!" wehrt Rolfs unmuthig ab. „Dann ist dies eben meine letzte Liebe." . . . Sinnend und mit bei ihm ganz ungewohntem Ernst blickt er ins Weite. „Meine letzte Liebe am Rhein — wie poetisch!"

Alsen schweigt. Der Freund kommt ihm ganz verändert vor.

„Und Florenz — voriges Jahr — hast Du das schon ganz vergessen?" fragt er endlich ernst. „Die kleine Marietta im Teatro San Felice —"

Aergerlich fährt Rolfs auf.

„Sprich mir nicht davon," preßt er verstimmt zwischen den Zähnen hervor. „Mit der ist längst alles aus . . . Kam da ein Rentier aus Posemuckel oder sonst woher — alt, garstig, plump — aber reich, schwer reich . . . Wenn man bei den Weibern nur mit Geld herumklimpert — gleich sind sie des Teufels . . . Und erst diese Marietta! Die hatte für solches Geklimper das allerfeinste Gehör. Deshalb wurde ich auch in aller Form von dem alten Don Juan aus Posemuckel geschlagen . . . Seit dieser Niederlage habe ich mir vorgenommen, stets in allen Tonarten auf die Frauen zu schimpfen . . . Aber Sternkreuzbombenelement — kommt mir heute dieses Verlieben dazwischen! Aber gut, mags sein! Wird als Himmelsgeschenk dankbar angenommen. Schließlich — was ist das Leben ohne ein wirklich liebendes Herz! . . . Nimm doch irgend ein paar sogenannte Freuden her und guck' sie genauer an! . . . Etwa einen Tanzsaal! Da steigt ein Mann hin und her mit lallendem Gang, schreit und spektakelt und kommandirt an einer erhitzten Herde von Damen und Herren herum — und das nennt man „Kotillon" . . . Was ist's? Nichts . . . Da sind eitle, streberhafte Knopflöcher —" er macht eine verächtliche Handbewegung nach seinem Rockaufschlag — „larifari! . . . Da sind tausend und abertausend ähnliche Herrlichkeiten, aber —"

Er zögert.

„Aber?" wiederholt Alsen.

„Ein vernünftiges Weiberl, das ist das Wahre," fährt Rolfs mit dem Brusttone der Ueberzeugung fort. „Und die Kleine hier, die ist waschecht. Alles Natur, Duft, Aroma — kein Moschus. Ich bin Kenner."

Der Kapitän scheint die Begeisterung seines Freundes nicht völlig ernst zu nehmen. Vielleicht ist er bei ihm an solcherlei enthusiastische Gefühlsausbrüche gewöhnt.

„Scheinst Dir wirklich wieder eine Liebe zugezogen zu haben," bemerkt er gutmüthig spottend, „und zwar eine auf den ersten Blick — wie in einer italienischen Novelle."

Mit spaßhaftem Entsetzen fährt Rolfs sich durch das kurzgeschorene, an den Schläfen bereits ein wenig gelichtete Haar.

„Verflucht! Der Rhein hat mir's wahrhaft angethan! . . . Bisher war mein Herz eine Republik, wo alles

Mögliche herrschte. Nun aber wird's eine Monarchie, in der eine Königin das Szepter führt."

Er hat sich erhoben und beginnt, mit großen Schritten auf und ab zu schreiten. Augenscheinlich ist er mächtig erregt.

Jetzt merkt Alsen doch, daß es dem Freunde diesmal ernst ist.

„Uebrigens, Du großer Stratege in Liebessachen," beginnt er zweifelnd, „merkst Du gar nicht, daß ein Hinderniß —" er vollendet den Satz durch eine bezeichnende Geste nach dem Tisch hin, an dem vorhin der Italiener saß.

Rolfs hält in seinem Spaziergang inne und bleibt vor Alsen stehen.

„Ah, Du meinst den Maccaroni-Mann!" versucht er zu spotten, indem er sich selbstgefällig den Bart streicht. „Na, mit dem nehme ich den Kampf noch auf . . . Sehe ich etwa so verwüstet aus? Oder abgetakelt? . . . Alle Wetter, ich wäre noch ein ganz kompakter Ehemann! . . . So lange der Mensch an die Zukunft denkt ist er jung. Alt wird er erst, wenn er sich mit der Vergangenheit beschäftigt, und die Vergangenheit —" er macht eine Bewegung, als schleudere er einen Ball in die Luft — „bah — mag sie vergangen sein! Die Kleine bedeutet für mich gewissermaßen das Veilchen unter den Frauen — echte deutsche Frauenrasse — Stoff zur allerbesten Hausfrau."

„Hm, hm," macht Alsen bedenklich.

Doch Rolfs hält mit voller Begeisterung an seinem Gedankengang fest.

„Was hat der Zeitungsmensch von ihr geschrieben?" murmelt er, sich besinnend. „Ein ebenso geistvolles wie gemüthreiches Dirndl, ein Mädchenfrühling, umwoben von echtem deutschen Rheinzauber!" . . . Der Stümper der! . . . Ich weiß zwar nicht gleich, wie es besser gesagt werden sollte; aber das müßte eben viel schöner klingen," fügt er humoristisch hinzu.

Kopfschüttelnd blickt Alsen den Freund an.

„Zeig' mal Deinen Puls!"

„Alles in Ordnung, alter Junge! . . . Aber ich fühl's trotz allem und allem: die glückliche Ehe ist für mich ein warm empfundenes Kunstwerk, keine Berechnung auf Zins und Zinseszins. So etwas muß gedichtet werden, und dazu gehört eine poetische Weihestunde . . . Hier am Rhein habe ich sie gefunden — die wahre Herzensliebe."

Auf Alsen bleibt die anhaltende Begeisterung des Freundes nicht ohne Eindruck.

„Du machst einem ja ordentlich den Mund wässerig," versucht er zu scherzen.

„Junge, wenn ich das könnte!" ruft Rolfs eifrig, indem er beide Hände auf die Schultern des Freundes legt und ihm froh in die guten, treuen Augen blickt. „So ein echtes Seemannsweiberl würde Dir auch nichts schaden!"

Wehmüthig schüttelt Alsen den Kopf.

„Welches Mädchen wollte es wohl mit einem ungeschlachteten Seebären, wie ich bin, riskiren, der Monate lang auf dem Meer herumstreicht und immer nur für kurze Zeit nach dem Festlande zurückkehrt —"

„Ha, unsere deutschen Frauen bringen alles fertig — duliö, duliö, duliö, haha!" jodelt Rolfs übermüthig. „Die Hauptsache ist, daß wir einmal die Segel streichen und hier vor Anker gehen. Was, Du Mann mit der Vorliebe für das nasse Element? . . . Wollen gleich unser Gepäck hinaufbringen lassen. Und dann — frisch vorwärts, zur Attacke!"

Er schiebt seinen Arm in den des Freundes, und beide treten ein in den Gasthof „Zum feuchten Eck".

IV.

Die Reisegesellschaft „Ozean".

Die Hauptstraße daher stelzt ein wackerer Fünfziger.

Wie er in großkarrirtem Beinkleid und schwarzem Sammtjackett so selbstbewußt vor sich hinlächelt, oft gönnerhaft nach rechts und links in die Fenster der kleinen Häuserchen mit ihren Ziegeldächern lugt und dann wieder, nach Art eines rasch emporgekommenen Protzen, den breiten Kopf in den fetten rothen Nacken wirft — er würde sich gar nicht wundern, wenn die Sperlinge auf den Lindenbäumen einander zuzwitscherten:

„Ei, seht doch nur den Herrn Biesemann an, den berühmten Weltreisenden, der heut am Sonntag seinen lieben Stammtisch aufsucht! Seht ihn nur an, den großen Helden!"

Und wie leutselig er das alte, daherhumpelnde Großmütterchen grüßt oder einem schlanken Mädchen ins blühende, von einem rothen Kopftuch umrahmte Gesichtchen schäkert oder der aufschnatternden Gänseherde ein paar anerkennende Worte zutuschelt!

Ja, Herrn Biesemann, dem flotten Wittwer, welcher vor einigen Jahren seinen pompösen Hausstand hierher verlegte, gefällt es am Rhein. In dieser Weinatmosphäre läßt sich für ihn am besten von Großthaten ausruhen, lassen sich am besten neue Großthaten vorbereiten.

Wie er so weiterschreitet, gesellt sich ein kleines, dürres, backenbartgeziertes, quecksilbernes Männchen, der Apotheker, zu ihm, und beide steigen die Stufen zur Terrasse des Gasthofes „Zum feuchten Eck" empor.

(Fortsetzung folgt.)

Ein furchtbares Rekontre.

Ueber die Begegnung mit einem Königstiger im Binnenland von Sumatra wird der „Deutsch. Wochen-Zeitung in den Niederlanden" Folgendes mitgetheilt:

Ich hatte den ganzen Morgen zu Pferde gesessen, so daß ich mich Mittags entschloß, zu Fuß zu gehen. Etwa um dreiviertel Vier befand ich mich auf dem Lingerweg, einem alten Pflanzerpfad, den die Kulis gerade zu säubern begannen. Es ist dies ein endloser Weg, rechts und links mannshoher Lalang (Gras) mit etwas Jungholz untermischt, aber nirgends eine Spur von Schatten. Es war kein menschliches Wesen auf dem Wege zu sehen, alles war mäuschenstill. Ich hatte etwa die Hälfte des Weges hinter mir, so daß ich ungefähr eine halbe Stunde geschlendert haben mochte, als sich rechts von mir das Lalang etwas bewegte, wie ich glaubte vom Winde. Im Vorbeigehen blickte ich flüchtig eben zur Seite und sah zu meinem Schrecken etwa zwei Schritte von mir entfernt einen Königstiger. Zwischen dem Lalang hindurch konnte ich einen Theil seines Kopfes wahrnehmen, der Körper blieb unsichtbar. Im ersten Moment war ich starr vor Schrecken und hatte beinahe Lust, mich auf die Erde nieder zu werfen, um auf Händen und Füßen davon zu kriechen. Dies war aber nur ein Moment, dann hatte ich die Geistesgegenwart zurückgewonnen. Ich sah ein, daß Weglaufen Unsinn sei, ich blieb deshalb ruhig stehen und blickte den Monsieur fest an.

Man liest wohl mal vom Muthe der Verzweiflung, aber dieser war es faktisch, der mich dazu beseelte. Ich hatte beschlossen, meinen Feind, sobald er eine verdächtige Bewegung machte, sofort anzugreifen und laut schreiend auf ihn los zu stürzen, höchst wahrscheinlich würde er dann davonlaufen, wenn nicht, dann nützte mir meine Flucht auch nichts.

Auf diese Weise hatten wir uns 2—3 Sekunden fixirt, jeder Nerv meines Körpers bebte. Keine Muskel war unthätig, alle waren gespannt. Angst kann diese Empfindung in solch' einem Augenblicke gerade nicht genannt werden, diese kommt — wenigstens bei mir war es so — später. Ich wohl fühlte mich viermal stärker als gewöhnlich und war derartig erregt, daß ich beinahe wünschte, der Tiger möchte mich angreifen. Schließlich drückte das Thier seinen Kopf zu Boden und ließ einen dumpfen Laut hören, den ich wohl sehr schön nachahmen, aber schlecht zu Papier bringen kann, es klang, als wenn ein großer Hund, dem es aber an dem nöthigen Muth fehlt, knurrt. Dann drehte sich der Tiger halb um und machte einen kurzen plumpen Satz rückwärts.

Ich sah seinen Rücken eben oberhalb des Lalang, in dem er im Uebrigen ganz verborgen war, obwohl ich mit meinem Stock (ich war vollständig unbewaffnet) beinahe die Stelle erreichen konnte, wo das Thier lag; wahrlich keine beneidenswerthe Situation. Ich selber sah nichts, war aber fest überzeugt, daß der Tiger mich genau im Visir hatte.

Ich ging nun, die Stelle, wo er lag, stets im Auge behaltend, Schritt für Schritt rückwärts. Als ich mich in dieser Weise etwa 50 Meter entfernt hatte, hielt ich es für das Beste, „durchzubrennen", was ich denn auch, nachdem ich mir den Hut fest ins Gesicht gedrückt, that.

Ich habe dann bei D., der neben mir wohnte, ein Glas Bier getrunken und bin auf dessen Pferd zurückgeritten. Abends kamen Leute zum Skat zu mir und ich fühlte mich wieder normal. Nachts aber trat die Reaktion ein.

Bis 4 Uhr lag ich wach und stand Todesangst aus, die mich an meine Kinderzeit erinnerte, wo ich ohne Licht nicht einschlafen konnte. Noch drei Tage später thaten mir, als eine natürliche Folge der physischen Ueberspannung, sämmtliche Muskeln weh.

Ein mir bekannter Kollege P. hat ein ähnliches Abenteuer erlebt, als er bei einer Biegung des Weges plötzlich einem Königstiger gegenüberstand. Der Mann war, wie er selbst erzählte, verrückt vor Angst. Mit einer tiefen Verbeugung nahm er seinen Hut vor dem Tiger ab und machte allerlei Komplimente. Das Thier machte sich aus dem Staube. Der junge Mann aber mußte einige Zeit in's Krankenhaus wandern, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen.

Ein anderer Beamter ging durch das Lalang, sah irgendwo eine Bewegung, schob das Lalang mit dem Stock zurück und stand vor einem Tiger. Der Mann machte es wie ich, hielt das Thier im Auge und zog sich Schritt für Schritt zurück. Am großen Verkehrswege angelangt, sank er zusammen und mußte nach Hause transportirt werden.

Mannigfaltiges.

— Wie sich Studenten grüßen. Wir lesen in den Burschenschaftlichen Blättern (Karl Heymann's Verlag, Berlin): „Bis zur Mitte des Jahrhunderts redeten sich alle Studenten kleinerer Universitäten, ob Bekannte oder nicht, mit „Du" an und man kannte unter einander keinen anderen Gruß, als das über die Straße schallende Wort und den Handgruß. Wir deutschen Farbenstudenten sind zu einem großen Theile jetzt vornehmer und gebildeter geworden und

haben im studentischen Straßenverkehr eine Unsumme von Begrüßungen ausgedacht und uns angelernt. Der „Typ", das Muster, unter dessen Qualität der Fabrikant nicht herabgehen darf, ist auf unseren Fall angewandt, etwa der Gruß, wie ihn zwei chinesische Mandarinen vor dem profanen Volke miteinander austauschen. Devot, schweigsam, tiefernst, eine Art von Kultus. Drei Schritte vor der Schneidelinie der aneinander Vorübergehenden begonnen und drei Schritte nach der Begegnung ausgehalten. Keine Uebereilung, keine Grazie, je steifer, desto korrekter! Der „Typ" bildet, wie gesagt, die Grenze nach unten, zu den Grüßformen der anderen Menschen hinab; nach oben, zur Veredelung und Verinnerlichung des studentischen Grußes, gibt es keine Grenzen. Da sehen wir das bunte Wechselbild der Mode, die Laune freier, ungebundener Erfindungskunst. Man ergreift blitzartig Mütze oder Stürmer, fährt in gleicher Geschwindigkeit damit vertikal zur Mitte der Brust herab und hebt, indem man fast an das gesenkte Kinn schlägt, den Burschenhut vor das Gesicht. Parademarsch! Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs! Die Mütze sitzt wieder auf dem Hinterkopf oder halb auf der Nase, je nach Talent und Neigung ihres Besitzers, die Vorführung hat gut geklappt. Die innere Befriedigung bleibt nicht aus. Oder die Mütze wird so weit wie möglich vom Körper weggehalten, in der Regel nach vorn, weil schließlich noch andere Menschen den Bürgersteig benutzen, aber das hindert doch nicht, daß auch die seitliche Bewegung unter unerschrockenen Männern ihre Freunde hat. Eine beliebte Spielart ist ferner das Senken der rechten Schulter und das Hinabreichen des Armes mit der Mütze bis fast auf die Erde; sie hat den Vorzug, daß man das Mützenfutter gegenseitig studiren kann und zeugt außerdem von großer Werthschätzung des Momentes der Unterwürfigkeit, was ja wesentlicher Zweck des Grüßens ist. Der Gruß zwischen den Angehörigen zweier Körperschaften wird um so feierlicher und gediegener, um so mehr mit Höflichkeit durchtränkt, je unfreundlicher die gegenseitigen Gesinnungen sind. Es gibt Korporationen, die sich auf diese Weise mit Höflichkeiten vergiften. Doch genug von dem Thema! Eine erschöpfende Darstellung dieses Stückes Kultur- und Sittengeschichte ist nicht möglich, auch scheint noch nicht der Höhepunkt der Entwicklung erreicht zu sein, und erst dann kann man beurtheilen, wie hoch wir gestiegen sind, weit über landesübliche Natürlichkeit und Vernunft hinaus!"

— Aus den bucharischen Gefängnissen. Im grellsten Gegensatz zu den modernen Zuchthäusern und Gefängnissen der europäischen Staaten mit ihren vorzüglichen sanitären und hygienischen Einrichtungen stehen die Gefängnisse von Zentralasien, in den bisher noch so wenig bekannten Landstrichen in Chiwa und Buchara (Turkestan). Von Gefängnißbauten im allerprimitivsten Sinne des Wortes kann hier überhaupt kaum die Rede sein, da sämmtliche Gebäude einfache Lehmmauern haben, die keinem großen Drucke Widerstand leisten können. Die Festigkeit und Fluchtunmöglichkeit dieser Gefängnisse besteht einzig und allein in der Tiefe der Kerkergruben und der Zuverlässigkeit der am Rande aufgestellten Wachtposten, die sich Tag und Nacht einmal ablösen und auf deren kleinstes Dienstvergehen oder Dienstunaufmerksamkeit unerbittlich die Todesstrafe steht. Was nun die Kerkergruben selbst anbetrifft, so sind sie wohl gegen alle Unbilden der Witterung durch ein abnehmbares Dach geschützt, das deckelartig über die Grube gelegt oder fortgenommen werden kann, andererseits aber kann auch dieses bewegliche Dach zur Verschärfung der Strafe dadurch dienen, daß es durch Fortnehmen den glühenden, tropischen Sonnenstrahlen ungehemmtesten Einlaß gewährt, andererseits durch längeres Zudecken der Gruben jegliche Verbindung mit Licht und Luft abschneidet. Das Innere der Grube, in dem die mit den gräßlichsten Augen- und Hautkrankheiten behafteten Unglücklichen oft Monate lang zubringen müssen, ist gerade nicht allzusehr herzgewinnend. Unrath häuft sich in allen Ecken, verwesende Nahrungsüberreste und Gewürm der ekelhaftesten Art bedeckt förmlich den Boden, auf dem sich die Gefangenen, von Schmerzen gefoltert, umherwälzen. Es ist gerade jetzt, wo die große asiatische Pest wiederum ihren Einzug in Europa nehmen wollte, hoch an der Zeit, daß Rußland in Zentralasien, dem Seuchenherd der Erde, seine Kulturmission beginnt und würdig im Sinne der europäischen Zivilisation beendet.

— Unter Backfischen. „Schwärmst Du für's Zivil, Else?" „Ja — aber nur, wenn's 'n Leutnant anhat!"

— Kaltblütig. Die Gnädige: „Aber Melanie! Schon seit einer Stunde schreit der Kleine und Sie lesen ruhig einen Roman!" Die Bonne: „Oh, Madame, es geniert mich gar nicht — ich bin schon dran gewöhnt."

Kopf oben!

„Hat auch mit seiner herben Geißel
Ein tiefes Leid dein Herz berührt
Und durch die Stirn mit scharfem Meißel
Des Schmerzes Furchenschrift geführt, —
Mag dir das Herz auch blutend zucken,
Im Aug' die Thräne brennend stehn —
Laß nur nicht kleinmuthsvoll sich ducken
Die Kraft, im Sieg durch's Leid zu geh'n!"

Zoozmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 81. Montag, den 10. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

7 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

„Eiherrcheeses — ich gloobe, mer sin noch die Erscht'n!" ruft Biesemann, indem er einen forschenden Blick nach dem leeren, mit angelehnten Stühlen umgebenen Stammtisch wirft.

„Ja, die Ganz-Ersten; noch keine Katze da," bekräftigt der Gründlichkeit halber der Apotheker.

„He! he! Herr Präsident! Herr Präsident!" ruft von der Straße her eine heisere Männerstimme.

„'s is der Kanzleirath, de verrickte Nudel!" lacht Biesemann über die niedrige Terrassenmauer. „Nadierlich is der Steiereinnehmer ooch d'rbei . . . Un den Hals hat der Kanzleirath meerschdentheels widder ei'gepackt, damit ja kee bissel Liftel dranpfeift! Dem Zugfritze zieht's von frieh bis Abends uff der ganz'n Welt!"

„Hintennach steigt auch der Herr Bürgermeister," meint der Apotheker. „Aber er ist nicht allein. Er bringt seinen Besuch mit an den Stammtisch."

„Ei der Dausend, das is der Kandidat! Der soll so schichtern sin, wie ä halb Schuck Backfische zesamm' . . . Der kann sich freuen, daß er de Ehre hat, an unsern Stammdisch ze komm'; da kann'r was erleb'n!"

Schon nach wenigen Minuten erscheinen die vier neuen Gäste auf der Bildfläche.

Mit salbungsvollem „Guten Tag, meine Herren!" begrüßt der Herr Bürgermeister den Apotheker und Biesemann und stellt seinen Besuch vor: „Herr Kandidat Kugelberg — und hier unser hochverehrter Präsident vom Reiseclub „Ozean", Herr Rentier Biesemann!"

Beinah in Schüchternheit erstickend, versucht der semmelblonde Kandidat eine unbeholfene, tiefe Verbeugung.

Der Kanzleirath im aufgeschlagenen Rockkragen und der Steuereinnehmer mit seinem kurzgeschnittenen Stoppelschnurrbart und der altersschwachen Hose helfen die schöne Gruppe vervollständigen.

„Da woll'n mer uns aber nich bei der Vorrede uffhalt'n! Nur gleich 'rin ins Vergniegen! Der olle Stammdisch wartet! . . . Rangesetzt!" kommandirt Biesemann energisch.

Der Kanzleirath scheint mit solch thatkräftigem Handeln nicht einverstanden zu sein. Die Luft untersuchend, streckt er die Hand nach verschiedenen Seiten, blickt bedenklich nach allen Thüren, hebt die Augen zum Himmel und sagt dann ängstlich, indem er den Hut abnimmt und sich den Schweiß von der Stirne wischt:

„Nein, das zieht doch zu sehr . . . In den letzten Jahren zieht's viel mehr am Rhein. Das ist oben von Mainz an bis nach Köln hinunter ein einziges Geblase . . . Wenn wir den Tisch vielleicht ein kleines Stückchen von den Rheinfluthen wegrückten —"

Unmuthig mustert Biesemann das überängstliche Männchen.

„Na, mach' mer keene ieberfliss'ge Mährde! Schaff'n mer'n weg, den Disch!" stößt er dann mit erzwungener Ruhe heraus. „Also anpacken, meine Herr'n, anpacken!"

Eifrige Hände greifen zu.

„So — langsam! Eins — zwei; eins — zwei!" brummt der Bürgermeister. „Bums! Halt!"

„Nein, hier zieht's nicht mehr," meint der Kanzleirath mit zufriedenem Schmunzeln und hüllt sich fester in seinen Shawl.

Endlich, endlich haben alle Platz genommen.

Forschend blickt Biesemann hinüber nach dem Haus . . . Als er im Thorbogen Dahlheim mit seinem schwarzen Sammetkäppchen immer noch nicht auftauchen sieht, raunt er dem Stammtisch zu:

„Mir scheint, er ist nich da!"

„Nein, da ist er nicht!" . . . „Er ist fort!" . . . „Er hat sich verduftet!" murmelt es halblaut durcheinander in der Runde.

Banges Schweigen folgt der Konstatirung dieser auffallenden Thatsache . . .

Als bald darauf Else anstatt ihres Vaters sichtbar wird, ruft Biesemann mit erkünstelter Ruhe:

„Na, Freilein Else, da sin mer widder mit unsern Durscht! Bringen Se ä bissel Feichtigkeit gebracht!"

Im Husch hat das flinke Mädchen drei Weinflaschen

und sechs Gläser auf den Tisch gestellt, ein fröhliches, von anmuthigem Lächeln begleitetes „Prosit!" herausgeschmettert — und goldgelber „Rüdesheimer" gluckt — gluck=gluck=gluck — in die mattgrünen Kelchgläser . . .

Der wundersame Frühschoppen ist eröffnet.

Zur allgemeinen Ueberraschung nimmt der Kandidat, der überschüchterne, das Wort. Er läßt sich über die Einrichtungen des Reiseclubs „Ozean" aufklären und Biesemann, der „Präsident", thut dies mit schmunzelnder Bereitwilligkeit.

„Reiseclub Ozean" heiße der Verein deshalb, weil die Mitglieder sich fest vorgenommen hätten, einmal unter Führung ihres Präsidenten den Ozean zu sehen. Für den Apotheker sei das große Wasser noch völlig Novität . . . Der Steuereinnehmer jedoch wäre schon einmal drauf und dran gewesen, ans Weltmeer zu kommen; aber als Hausbesitzer, beim Eintreiben der Miethen — da ist bald in der einen Wohnung etwas Putz von der Decke gefallen, bald raucht in der andern der Ofen, bald klappt es in der dritten nicht mit den Schlüsseln — da käme er schwer fort . . . Der Kanzleirath freilich wäre bald einmal bis Swinemünde gereist. Alle Vorbereitungen waren getroffen — aber da kriegte er seinen fünften Jungen, und es wurde wieder nichts aus der Reise. So hätten also alle vom Meer noch keinen blauen Dunst, ausgenommen natürlich der „Präsident," der sogar schon einmal dem Stillen Ozean gegenüber gestanden . . .

Bewundernd hängen die Blicke des Kandidaten an Biesemanns Lippen.

„Aber müssen Sie viel erlebt haben!" preßt er dann in tiefer Ehrfurcht heraus.

„Ae bissel doch," lacht Biesemann hell auf und kommt sofort in sein geliebtes Fahrwasser. „Ich hab' mich nich nur in Gegend'n rumgedrieb'n, wo de Kultur erscht ä bissel geleckt hat — nee, ooch in Gegend'n, die so miserabel sin, daß mer ihr 's Lecken gar nicht zumuth'n konnte . . . . Das war manchmal kee Spaß. Abends, wenn de Löw'n, de Schakale, de Kameele und solche Biester los miauten — enne scheene Bescheerung!"

Gelindes Gruseln überrieselt den Kandidaten.

„Haben Sie in der Wüste mal Löwen brüllen gehört?" stößt er mit heftigem Athem hervor.

„Bloß brill'n gehört? Geg'nieber bin ich 'n gestand'n. Das is Se ä großartiger Moment, wenn mer zem erst'n Mal so'n Bruder in de Oog'n guckt! Da bubbert een abber das olle Herze!"

„Und was er da alles zu essen bekommen hat!" wirft der Steuereinnehmer wichtig ein.

„Ja, allen Deifel ham mer verschnabulirt . . . Da war Se ämal ä Salat in Jerusalem — in mein Läbn' vergeß' ich'n nich . . . Und widder ämal ä Kombott in Schmerne in Kleenasien — nee sowas! . . . Un das Biefstehk in Damaskus! Das war so zähe — zieh'n konnt' mer'sch ieber'n ganz'n Libanon weg bis nach Beirut 'nunter . . . Abber erscht de Dafel=Dohde in Duhnis! Sechs Gänge mit sieb'n Dellern und achtmal nischt druff!"

Alle lachen . . .

Der Kandidat erkundigt sich, ob dies der ganze Verein sei.

Ach nein, manchmal komme noch einer dazu; sonst aber sitze der immer zu Hause, denke ans Sterben und zähle dabei sein Geld. An dem sei nicht viel verloren. Die Hauptperson freilich fehle noch: das „Ehrenmitglied" des Verein, Dahlheim, der Wirth zum „Feuchten Eck".

Biesemanns Gesicht verfinstert sich.

„Freilein Else! Wo is denn heite 's Babach'n hingemacht?" ruft er dem an der Gartenmauer lehnenden Mädchen zu.

„Mein Papa? . . . Er ist vor Kurzem ausgegangen; aber er kommt bald wieder."

Damit tritt sie ins Haus zurück.

„Hm — ausgegang'n!" lacht Biesemann ironisch auf. „Kommt gleich wieder! Hm, hm! . . . Abber Ruhe, Ruhe! In der Welt derf mer nich bei all'n Kleenigkeet'n fiebern! . . . Weiß der Deifel, was den Dahlheim in de Krone neigefahr'n is! Glicklich sollt' er sin, daß er Ehr'nmitglied bei so'n Verein is, der Doffel! Wie mer'n ernannt ham, wollt'n mer'n enne ganz besondere Giete anduhn — abber er weiß das nich ze wirdig'n."

Alle Mitglieder stimmen lebhaft bei.

„Mir scheint," meint der Steuereinnehmer bedenklich, „er weicht uns aus. Er schneidet uns."

„Bloß schneid'n? Lackir'n duht er uns, der Ludrian!" ruft Biesemann unwirsch. „Wenn ich'n sähe, hab' ich das Gefiehl, als hätt' ich'n Frosch angegriff'n."

„Aber wir sind doch sein Stammtisch — die Hautevollee — die Spitzen im Ort," begütigt der Bürgermeister.

„Uff de Hodewolleh und uff de Spitzen — da feift er druff. Wen er biesack'n will, den biesackt 'r äb'n. Ich gloobe, er feixt uns noch aus!" schreit Biesemann. „W i e hat'r uns genannt, wie er kirzlich mal losbulwerte? . . . Mir alle miteinanner wär'n de — Reesefatzk'n . . . Mir — Reesefatzk'n! . . . Der Lulahtsch der!"

Er begleitet das letzte Wort mit einer verächtlichen Handbewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einfluß des Sonnenscheins auf die Gesundheit.

Von Dr. med. R. Nertz.

(Nachdruck verboten.

Der modernen Medizin verdanken wir die wichtige Entdeckung der Bazillen, der Erreger aller ansteckenden Krankheiten. Diese Erreger sind kleine Lebewesen, Pilze, welche keim-, lebens- und fortpflanzungsfähig sind, und die durch ihre Vermehrung die Funktionen des Körpers nach ihrem Sinne ändern, also eine Krankheit erregen können; ich sage können, aber nicht müssen, denn nicht jeder Mensch ist der Ansteckungsgefahr ausgesetzt.

Im normal gesunden Körper sind diese Bazillen nicht lebensfähig, sie werden vom gesunden Blut getödtet. Innerhalb des Organismus vom gesunden Blute, außerhalb desselben vom Sonnenschein. Sonnenschein ist das beste Desinfektionsmittel, welches es gibt. Was wäre aus der Welt bereits geworden, wenn die Sonnenstrahlen nicht diese desinfizirende Krrft hätten? Längst wären unsere Flüsse durch die Verunreinigungen der Menschen verpestet und so die Menschheit dezimirt worden.

Schon früher haben Autoritäten der medizinischen Wissenschaft erklärt, daß man dem Lichte, dem Sonnenschein, eine ebenso große Bedeutung für die Erhaltung der Gesundheit zuschreiben müsse, wie der reinen Luft.

Alle höher organisirten Lebewesen sind Lichtgeschöpfe. Die Wesen der Finsterniß, wie die Pilze und Eingeweidethiere sind Geschöpfe der niedrigsten Gattungen. Menschen, die lange Zeit in dunklen Räumen festgehalten werden, verkümmern nicht nur körperlich, sondern auch geistig bis zur völligen Umnachtung. Das ist eine leider nur zu häufig erwiesene Thatsache. Bleich schon wird der Stubenhocker und hätte er selbst die reinste Luft in seinen Zimmern. Zu langer Aufenthalt im Zimmer macht schon den Menschen apathisch, träge, bleichsüchtig und skrophulös. Es ist ein charakteristisches Zeichen, daß Menschen, welche ihre Gesundheit oder ihr seelisches Gleichgewicht verloren haben, sich gerne in die Dunkelheit begeben, sich gewissermaßen vom Leben und Licht zurückziehen, obwohl es gerade das Verkehrteste ist, was die Herstellung einer normalen Gesundheit verlangt.

Wenn ich hier vom Einflusse des Lichtes rede, so meine ich lediglich das Tageslicht und in gewissen Fällen das direkte, durch keine Wolken oder künstliche Vorrichtungen abgeschwächte Sonnenlicht. Wie das Licht oder der direkte Sonnenschein auf das organische Leben wirkt, das ist nicht zu erklären, wohl aber sind die entschiedenen wohlthätigen Wirkungen auf das Entwickelungs-, Ernährungs- und Nervenleben zweifellos beobachtet und festgestellt worden.

Unter dem Einflusse des Sonnenlichtes wird der Sauerstoff der Luft verbessert, ozonisirt, unter seinem Einflusse entwickeln sich die höher organisirten Pflanzen, die ohne Sonnenschein nicht ihre grüne Farbe, nicht ihre Blüthenpracht erhalten würden. Nur bleiche, krankhafte, mit Gift gefüllte Ranken treibt die Kartoffel im dunklen Keller, während die im Sonnenlicht wachsende Kartoffel das Gift, das bekannte Salonin, nicht kennt. Nur durch das Sonnenlicht gehen die chemischen Prozesse in den höheren Pflanzen vor sich, wodurch die von den Blättern eingesogene Kohlensäure der Luft in Kohle und Sauerstoff geschieden wird, von denen die Kohle zur Holzbildung, der Sauerstoff aber zur Verbesserung der atmosphärischen Luft dient. So erklärt es sich, warum der Wald eine bessere, eine ozonhaltigere Luft hat, als weite, kahle Länderflächen.

Alle höher organisirten Lebewesen erfordern die richtige Befriedigung ihres Lichtbedürfnisses. Daher soll sich der Mensch genügend dem Lichte aussetzen und dem Sonnenschein den Zutritt auf die Haut, soweit es dem zivilisirten Menschen möglich ist, gestatten. Nichts ist belebender für den Menschen als ein Sonnenbad, das heißt, sich von den direkten Sonnenstrahlen bescheinen und erwärmen lassen so oft die Sonne ihre Strahlen in nicht zu sengender Weise darbietet, wobei man sie die nur leicht bekleidete Haut nach Möglichkeit treffen läßt und nur den Kopf und die Augen gegen den zu warmen oder blendenden Schein schützt. Durch solch ein Sonnenbad ist schon manche Krankheit ferngehalten, sind schon viele Krankheiten geheilt worden, ganz besonders Schnupfen und Rheumatismus.

Ein Schwacher und ein von schwerer Krankheit Genesender wird sich weit schneller erholen und stärken, wenn er sich so oft wie möglich von der Sonne bescheinen läßt. Diese wunderbare Heilwirkung der Sonne hat man sehr oft in Krankenhäusern und Feldlazarethen beobachtet.

Es liegen ungeheuer viele Beweise vor, daß Rekonvaleszenten durch direktes Sonnenlicht rasch gekräftigt wurden, während Genesende in nach Norden gelegenen und dunklen Zimmern viel länger auf ihre völlige Gesundung warten mußten.

Einem skrophulösen oder bleichsüchtigen Kinde kann man keine größere Wohlthat erweisen, als es oft einem Sonnenbade bei mäßiger Bewegung auszusetzen. Das haben auch die Erfolge unserer herrlichen, modernen Ferienkolonien bewiesen.

Alle normalen Triebe des Lebens können sich, weil sie Instinkte des Bedürfnisses sind, über das richtige

Maß hinaus steigern, so der Hunger zur Eßgier, der Durst zur Trunksucht, der Selbsterhaltungstrieb zum Egoismus und so vermag sich auch das Bedürfniß nach Licht, der Lichthunger, zu einer Lichtgier zu steigern, die gerade in neuester Zeit den Gerichten viel zu schaffen macht und welche als Feuertrieb oder Brandstiftungsmanie die Frage der Zurechnungsfähigkeit in Anregung bringt.

Viele große Brände der Neuzeit, so auch die so häufigen Speicher- oder Dachstuhlbrände in Moabit-Berlin sind von unerwachsenen Personen ausgeführt worden. Beobachtungen haben nämlich ergeben, daß diese krankhafte Lichtgier meistens Personen zwischen dem 14. und 20. Lebensjahre befällt, also in der geschlechtlichen Entwicklungszeit.

Bedeutende Mediziner erklärten daher, daß der krankhafte Licht- oder Feuertrieb nur das Symptom einer unregelmäßigen Entwicklung der Organe des gesammten Geschlechtslebens sei, wodurch Störungen im Ernährungs-, Nerven- und Seelenleben hervorgerufen würden. Die neuere Forschung neigt mehr zu der Meinung, daß ein besonderer Trieb vorhanden sei, der nur in einem abnormen Gehirnzustande, als dem eigentlichen Organe des Lichtes, zu suchen sei.

Es ist nicht zu leugnen, daß Vieles für die letztere Auffassung spricht, denn schon im kleinen Kinde zeigt sich in der Regel ein Lichthunger, ein Feuertrieb, wonach es gerne in Licht und Feuer blickt und gerne mit Feuer spielt. Um das angeborene Lichtbedürfniß nicht zur Licht- und Feuermanie anwachsen zu lassen, müssen ärztliche Untersuchung und moralische Erziehung das Ihrige thun.

Mannigfaltiges.

— Acht gültige Ehen eingegangen zu sein, ohne auch nur einer einzigen derselben durch Scheidung oder durch Tod entbunden zu sein, wurde vor Kurzem ein Amerikaner in London bezichtigt, als er gerade zum neunten Mal von Amors Pfeil durchdrungen mit einem bildschönen achtzehnjährigen Mädchen das heilige Band der Ehe schließen wollte. Wie häufig, so spielte auch hier der Zufall die ermittelnde Rolle, einen hartgesottenen und gemeingefährlichen Betrüger zu entlarven. Gerade in dem Augenblick nämlich, als der biedere „Unkle Sam" mit seiner „neunten" Zukünftigen das Standesamt in der Hovard Street betreten wollte, wurde er von einer ältlichen, etwas ärmlich gekleideten Dame, welche sich unter den stehengebliebenen Passanten befand, auf das freundschaftlichste begrüßt und als lang vermißter Gatte zu verschiedenen Malen umarmt und — in Folge der Jahrelang aufgespeicherten Liebe — natürlich auch recht kräftig abgeküßt. — Staunen und Gespött war natürlich bei der gaffenden Menge eins. Die Braut verfiel in Weinkrämpfe und mußte in das Haus ihrer Angehörigen zurücktransportirt werden. Den Pseudobräutigam aber lynchte man erst nach allen Regeln der englischen Volkskunst, dann brachte man ihn auf die Polizeiwache, wo er durch die belastenden Aussagen seiner ersten Gattin entlarvt wurde. Das Ergebniß war das folgende: Der tugendhafte Herr betreibt das Heirathen geschäftsmäßig, um dadurch seinen Verhältnissen nachzuhelfen, wenn sein etwas lockerer Lebenswandel sein Portemonaie ein wenig stark mitgenommen hatte, er sah es dabei natürlich nicht auf die ärmsten Mädchen ab. Auf diese Art hatte er in Brasilien, in Mexiko, in Peru, in den Vereinigten Staaten, in Australien, im Kapland, in Ostindien und nun auch noch in England die Ehe geschlossen. Nach überaus kurzer Zeit verließ er natürlich seine Frau wieder. Die längste Dauer seiner vielen Ehen betrug $2^1/_2$ Jahre; sämmtliche acht Ehen nahmen insgesammt etwas über 11 Jahre in Anspruch. Die Strafe, die diesen Biedermann erwartet, dürfte kaum eine allzu niedrige sein.

— Enthusiasmus. Bekannter: „Der neue Lehrling scheint sehr tüchtig zu sein?" Stubenmaler: „Na, ich sage Ihnen, wie der gestern den Fußboden gestrichen hat . . . Der reine Raphael!"

— Modern. „Was feierten Müllers neulich für ein Familienfest?" „Ihr sechsjähriges Lieschen hat seine erste Ansichtspostkarte geschrieben."

— Beim Staatsexamen. Kommissar: „Herr Praktikant, wollen Sie mir sagen, was Sie als Landrichter thun würden, wenn Sie von der Regierung den Auftrag erhielten, eine neue Feuerordnung zu entwerfen?" — Praktikant (nach längerem Zögern): „Ich würde die Sache meinem ersten Herrn Assessor übergeben."

Sinnspruch.

Dulde und trage!
Glückliche Tage
Glänzen aus Leidensnächten herauf.
Greife nicht in des Schicksals Räder,
Nimmer kennst du die Spannkraft der Feder,
Nimmer hältst du das Uhrwerk auf.
Schlagen gleich wilder in hohen Bogen
Um die Arche der Sündfluth die Wogen,
Endlich doch nahet die Rettungsstunde,
Und es bringt schon die friedliche Taube
Heim des Oelbaums freudige Kunde;
Hoffe und glaube.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 82. Dienstag, den 11. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

8 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

Tiefes Schweigen folgt diesem Gewittersturm. Dann meint der Apotheker, indem er sich bedächtig den schlecht gepflegten Bart streicht:

„Wenn er nicht den besten Wein hätte in der ganzen Gegend —"

„Und dazu sitzt man hier im Garten so gut," fügt der Steuereinnehmer behaglich hinzu.

„Ja, hier zieht's immer noch am wenigsten," vervollständigt der Kanzleirath, indem er seinen Rockkragen höher schiebt.

Biesemann hat sich inzwischen beruhigt. Die Röthe ist aus seinem Antlitz geschwunden. Um seine breiten Lippen hat sich wieder das stereotype, selbstgefällige Lächeln einlogirt.

„Ich säh's schon komm'n," zieht er jetzt mit prophetischem Geist das Resultat der kritischen Situation — „ich un er — mir beede sin de zwee hart'n Köppe im Städt'l. Unsre Geist'r miss'n äb'n ämal dicht'g uffenanner blatz'n — dann werd Luft." Er macht eine heldenhafte Geste. „Wenn's weider nischt is — dann los! . . . Was mein' Se, Bärgermeest'r? Mer soll alles mit'n briederlichen Ooge ansäh'n, weil een Feind widder zehne macht — un een Freind noch keen halb'n? . . . Ach was! Bei mir heeßt's: forsch druff! . . . So wahr ich Präsidente bin," kracht er auf den Tisch, „wenn das nich annersch werd, is es mit Dahlheims „Ehr'nmitgliedschaft" Ess'g. Enne Blamasche wär's fer ihn, wie se an ganz'n Rhein noch nich da war!"

Tief aufathmend stützt er den Kopf in beide Hände. Dieser Zornesausbruch hat ihn mächtig angestrengt.

Eine schwüle Pause entsteht . . . Nur das verliebte Girren eines großen Trommeltäuberichs und das Meckern einer Ziege unten von der Straße her ist hörbar.

Alle Gesichter in der Stammtischrunde sind ernster geworden. Man fühlt — dieser folgenschwere Entschluß des Präsidenten kann für Dahlheim verhängnißvoll werden.

Armer Gasthof „Zum feuchten Eck"!

V.

Besuche am Stammtisch.

Während diese gedrückte Stimmung noch düster wie eine Wetterwolke über dem ganzen Stammtisch hängt, leuchtet plötzlich gleich einem Sonnenstrahl Emilios fröhliches Antlitz auf der Terrasse auf.

„Guten Morgen, meine (H)erren!"

Biesemann ist der Erste, auf den die natürliche Heiterkeit des Italieners ansteckend wirkt.

„Weeß Gohle, unser Idaljano!" ruft er jovial. Gönnerhaft winkt er den sich bescheiden in einiger Entfernung haltenden jungen Mann zu sich heran. „Quetsch'n Se sich ä bissel 'ran in unsre Runde, Herr Dokt'r!"

Mit höflicher Verbeugung schiebt Emilio einen Stuhl zwischen den Bürgermeister und den Kanzleirath.

„Erlauben, meine (H)erren —"

Während einige Herren ein wenig rücken, um dem Neuangekommenen Platz zu machen, fragt Biesemann:

„Na, wo ham Se denn bis itze gesteckt?"

„Ja," erwidert Emilio, der Biesemanns Dialekt nicht verstanden hat.

Hilfsbereit spielt sich der Bürgermeister als Uebersetzer auf.

„Der Herr Präsident meint, wo Sie gewesen sind!"

„Ah, ick!" antwortet rasch Emilio. „Ick (h)abe auf meine Sopha gelogen — nein, auf meine Sopha gelegt — nein, gelegen."

Biesemann fühlt sich von dieser Verhunzung seines geliebten Deutsch sichtlich unangenehm berührt.

„Ae Deitsch verzappt unser Dokt'r — mer kennt's ins Museum schaff'n un dort ausstell'n," meint er achselzuckend. „Verstand'n, Idaljano?"

Ungläubig blickt Emilio drein.

„Nein. Was (h)eißt: ä Deitsch verzappt ins Museum schaff'n?" fragt er naiv, nach Kräften bemüht, Biese-

manns Dialekt zu treffen und sich gar nicht bewußt, welche komische Wirkung er damit erzielt.

Wie die beiden Sprachhelden einander so gegenüber sitzen, Biesemann im Vollbewußtsein seiner vorzüglichen Aussprache, die von dem Italiener unbewußt karrikirt wird — die Situation ist so urkomisch, daß der ganze Stammtisch ein schallendes Gelächter aufknattern läßt.

„Warum Sie lachen, meine (H)erren?“ fragt Emilio, verdutzt von einem zum andern blickend.

„Der Präsident meinte, Sie sprechen jetzt schon sehr gut Deutsch,“ erklärt der Steuereinnehmer gutmüthig.

Befriedigt nickt Emilio.

„Oh, si, si — ja!“

Erneutes Lachen, welches jedoch bei einer abwehrenden Handbewegung des großen Biesemann verstummt.

„Abber nu erloob'n Se mal, meine Herr'n, daß mer nich eens ins annere quasseln un d'rbei de Hauptsache vergess'n . . . Also iebermorg'n Abend is bei mir de kleene Festlichkeet, von der ich schon gestern sprach —“

„Jawohl, der Jahrestag Ihrer Besteigung der Cheopspyramide,“ bekräftigt der Bürgermeister gewichtig. „Den müssen wir mal tüchtig feiern.“

„Nadierlich! Den Aff'n mal geheer'g loslass'n . . . Also alle hibsch andret'n! Unser Idaljano ooch! . . . Verstande'n?“

Und wohlwollend schlägt er Emilio auf die Schulter.

Dieser blickt ihn kopfschüttelnd und verlegen an.

„Herr Biesemann ladet Sie für übermorgen Abend zu seinem Fest ein, Herr Doktor,“ macht der gefällige Steuereinnehmer wieder den Dolmetscher.

„Grazie! danke signore! Ick werde kommen!“ ruft Emilio mit höflicher Verbeugung vor Biesemann. —

Inzwischen haben sich in einiger Entfernung vom Stammtisch Rolfs und Alsen niedergelassen.

„Nun noch einen Schoppen draufgesetzt, mein Junge — dann können wir's hier aushalten, was?“ tönt Rolfs' kräftige Stimme herüber in das augenblickliche Schweigen am Stammtisch.

„Ja, den Durst über Bord gespült,“ bekräftigt Alsen.

„Besser — den Durst erdrosselt!“ verbessert Rolfs.

Biesemann spitzt die Ohren.

„Da ham Se enne ganz richt'ge Filosofie, meine Herr'n!“ ruft er den beiden Freunden gemüthlich zu. „Wozu wär'n der Rhein da —“

„— wenn man nicht dran kneipen sollte. Stimmt!“ vollendet Rolfs lachend.

„Da regiert äb'n der Schopp'n un steckt alles in der Weinlaune drin,“ fährt Biesemann fort. „Was in Brissel de Spitz'n sin un in der Schweiz der Käse — das is Se hier an' Rhein der Wein!“

Vergnügt stimmt er in das herzliche Lachen der Uebrigen ein.

Als die allgemeine Heiterkeit sich gelegt hat, ruft Biesemann, der die Unterhaltung mit dem andern Tisch noch nicht aufgeben will, jovial hinüber:

„Ooch Fremde?“

„Ja, ooch Fremde,“ erwidert Rolfs, unwillkürlich den andern nachahmend.

„Na, säh'n Se,“ fährt Biesemann phlegmatisch fort, „hier an' Rhein, da geht's noch mit'n Rees'n. Aber wo annersch da drauß'n in der fremden Welt, da wußte ich manchmal garnich, wie ich mich zerecht fragen sollte.“

Mit einem Zug leert er sein Glas, füllt es schnell wieder, steckt die Hand in den Westenausschnitt und lehnt sich dann mit der Miene eines Welteroberers in seinen Stuhl zurück.

„Da reisen Sie wohl auch manchmal etwas herum?“ fragt Rolfs, seinen Stuhl wendend, damit er den Stammtisch besser ansehen kann.

Biesemann, der soeben wieder das gefüllte Glas an den Mund gesetzt hat, verschluckt sich bei dieser nach seiner Ansicht mehr als dummen Frage.

„Hahahaha — ich? Ich? . . . Ob ich manchmal äwas 'rumreese? . . . Herr Bärgermest'r, Herr Abedehker!“ — der da — überlegen lachend deutet er nach den beiden Freunden hinüber — „der da fragt, ob ich manchmal ä bissel rumreese!“

„Verzeihen Sie, ich kann doch nicht wissen —“ sucht Rolfs den gekränkten Weltreisenden zu besänftigen.

„Na, ich will nich dicke dun,“ entgegnet Biesemann mit hoheitsvoller Gebärde. „Abber wie Se mich da vor sich seh'n, bin ich Se manchmal ä bissel sehre 'rumgereest.“

Rolfs macht Alsen ein Zeichen, welches dieser mit stummem Kopfnicken beantwortet.

„Da sind Sie also auf dem Gebiet des Reisens eine Autorität,“ spinnt Rolfs die Unterhaltung weiter. „Welches Volk halten Sie denn nun für das bedeutendste?“

Biesemann lehnt sich wieder in seinen Stuhl zurück, faltet die Hände über dem sich rundenden Bäuchlein und zwinkert mit selbstbewußtem Lächeln unter den halbgeschlossenen Augenlidern zu den beiden Fremden hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Glanzleistung der amerikanischen Presse.

Washington, 27. März.

Das war eine schöne Bescherung, als der alte Staatssekretär John Sherman, dessen Tod aus Westindien gemeldet war, wieder lebendig wurde, nachdem schon alle Abendzeitungen ihn gebührend mit Nachrufen beerdigt, nachdem die Behörden den Tod des alten Staatsmannes schon telegraphisch den auswärtigen Vertretern der Bundesregierung mitgetheilt hatten unter der Weisung, überall das Sternenbanner halbmast zu setzen.

Die Abendausgabe des „New-York Herald", die unter dem Namen „Evening Telegram" erscheint, brachte am letzten Dienstag aus Caimanera auf Cuba die Nachricht, Sherman sei an Lungenentzündung gestorben. Unwahrscheinlich war die Meldung nicht. Der alte Herr, der seit seinem wohl nicht ganz freiwilligen Rücktritt vom Ministerium des Auswärtigen kränkelte, hatte sich an Bord des großen Personendampfers Paris von der Amerika-Line einem Gesellschafts-Ausflug angeschlossen, wie solche jetzt immer häufiger von patriotischen Amerikanern nach den Stätten des spanischen Krieges unternommen werden. Unterwegs hatte der Fünfundsiebzigjährige einen Anfall von Lungenentzündung, der in den letzten Tagen allerdings bedrohlich zu werden schien.

Bei solchen Anlässen hält es nun leider ein beträchtlicher Theil der amerikanischen Presse für angemessen, auf den Ausgang zu wetten, als ob es sich um ein Rennpferd handelte. Scheint es mit dem berühmten Mann zu Ende zu gehen, dann wagt sich mit einem Mal ein Blatt mit der Todesnachricht hervor. Stirbt der Mann wirklich zu der Zeit oder sehr bald darauf, so hat das Blatt mit der Schnelligkeit seiner Berichterstattung einen ruhmreichen Sieg erstritten vor allen Nebenbuhlern, und kein größerer Ruhm hier zu Lande als eine Nachricht, und sei sie falsch, eher gebracht zu haben, als der verhaßte Nebenbuhler. Stirbt der Mann nicht, nun, mein Gott, um so besser für ihn; für das Blatt ist das kein Schimpf, es kommt, wie gesagt, weniger auf die Richtigkeit, als auf die Geschwindigkeit der Meldungen an. In diesem Falle hat sich nun ein angesehenes, wenn auch keineswegs übermäßig zuverlässiges Blatt eine falsche Nachricht aufschwindeln lassen, was übrigens verzeihlich war, da der Tod Shermans erwartet wurde und sogar amtlich in Folge eines mißverstandenen Signals in Santiago de Cuba auf dem Fort halbmast geflaggt worden war. Mit Windeseile ging durch Vermittlung der telegraphischen Agenturen die wichtige Nachricht in alle Nachmittags- und Abendausgaben über, und da im Staatsamt keine amtliche Depesche eingetroffen war, nahm man auch dort die New-Yoker Meldung als richtig an und übermittelte mit Geschwindigkeit den Abendzeitungen einen langen amtlichen Nachruf für den verdienten Mann, in dessen Haus in Washington alsbald die theilnehmenden Freunde erschienen, um den nichts ahnenden Hinterbliebenen ihr Beileid auszusprechen.

Glücklicherweise wird auf dem hiesigen Staatsamt wie sonst in der ganzen Welt von Beamten nicht so rasch gearbeitet wie in kaufmännischen Geschäftsstuben; denn als nach $5^1/_2$ Stunden von Cuba die Nachricht kam, der Staatssekretär lebe und sei in der Besserung, stellte sich heraus, daß noch kein einziges Telegramm an einen amerikanischen Diplomaten im Auslande abgegangen war.

Die Presse hatte schneller gearbeitet, der amtliche Nekrolog ließ sich nicht mehr zurückhalten, er prangte in seiner ganzen wortreichen Schöne in den Abendblättern. Besonders beeilt hat sich das New-York Journal, jene Blüte der gelbsten der gelben. Nicht zu frieden mit der magern Meldung aus Caimanera im Evening-Telegramm, sog es sich schleunigst aus den Redaktionstatzen der Erfindungsmuse ein „Spezialkabeltelegramm" mit ausführlichen Schilderungen über die letzten Augenblicke des großen Mannes und über die Theilnahme der das Sterbebett umstehenden Freunde, die alle einzeln mit Namen — erfunden wurden.

Wem fällt da nicht die köstliche Geschichte ein aus dem spanischen Krieg, wie dieses selbe Blatt, das jetzt so schmählich blamirt dasteht, seinen großen Nebenbuhler, die „New-York World", mit arger List hineinlegte.

„Pulitzers World" schien seit langem die Sonderdepeschen des Journals als eigene Nachrichten in etwas veränderter und erweiterter Gestalt abzudrucken, nachdem sie sich irgendwie betrügerisch der Telegramme versichert hatte.

Das „Journal" machte eine Probe und setzte eine erfundene Nachricht in seine Kriegsnachrichten, daß bei der Beschießung Santiagos auf spanischer Seite der ehemalige „österreichische Oberst Reflipe Thenuz" gefallen sei, ein berühmter Artillerist. Der Oberst mit dem eigenthümlichen Namen erscheint richtig auch in der „World" und dieser Name, das erste Wort umgestellt gelesen, sagt: „We pilfer the News", d. h. wir stehlen eure Nachrichten.

Man sieht bei solchen Gelegenheiten, mit welcher Leichtigkeit sich die amerikanische Presse bei Bedarf wichtige Nachrichten verschaffen kann, sei es aus Cuba, den Philippinen oder Samoa.

Mannigfaltiges.

— Mädchenverkauf nach Brasilien. Fast jeder Tag bringt neue Notizen über den Mädchenhandel, der namentlich aus den Gebieten der österreich-ungarischen Kronländern nach Südamerika im Schwunge ist. Welch schreckliches Leben der armen überredeten Mädchen drüben in der neuen Welt harrt, zeigen Aufzeichnungen eines derartigen Opfers, die zufälliger Weise in die Spalten einer nordamerikanischen Zeitung gelangt sind. Schon auf dem Schiffe werden sich die Meisten ihrer schrecklichen Lage klar; viele suchen und finden den Tod in den Wellen, andere suchen sobald sie an Land sind, zu entkommen. Die große Mehrzahl aber läßt sich leider von ihrem Unglück protestlos übermannen, unterschreibt auf Jahre hinaus einen ebenso entwürdigenden, wie schamlosen Kontrakt, und sucht schließlich dann sich durch narkotische oder alkoholische Mittel zu betäuben. Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, ist ein derartiges Mädchen an ein und dasselbe Haus gebunden, ohne eine freie Stunde, ja ohne einen freien Augenblick. Zuerst hören die Thränen gar nicht auf zu fließen, dann aber werden die Augen müde, eine stumpfe Gleichgiltigkeit bemächtigt sich der jugendlichen Gemüther, und manchmal macht sogar die frühere Sentimentalität einer frivolen Blasiertheit Platz, die sich in dem, was sie früher verachtete und verschmähte, garnicht genug thun kann. So gehen viele hoffnungsfrische, junge und schöne Menschenleben in jenen südamerikanischen Sklavenhäusern zu Grunde. Die europäischen Regierungen vermögen nur äußerst schwer in das geheimnißvolle Dunkel dieser modernen Mordhäuser einzudringen, in denen jährlich hunderte von gestohlenen und durch falsche Versprechungen bethörten Mädchen bei lebendigem Leibe vermodern und verkommen, ohne jemals die Rückkehr in die Heimath wieder zu finden.

— Wasserchinesen. Seitdem Deutschland nun auch im fernen asiatischen Osten eine Pachtung sein eigen nennt, dürfte es nicht uninteressant sein, eine kleine Schilderung vom Leben der sogenannten „Wasserchinesen zum Besten zu geben. Der Wasserchinese hält sich gewöhnlich in den Flußläufen der großen chinesischen Ströme auf; er wird auf seiner Dschonke geboren und stirbt auch auf derselben, da er fast niemals ans Land geht. Der Wasserchinese ist einer der bedürfnißlosesten Menschen, die es überhaupt gibt, was er zum Lebensunterhalt für seine Person und seine oft zwanzig Kopf starke Familie braucht, angelt er sich aus dem Flusse, wo ihm nicht nur Fische, Frösche und Ratten, sondern auch das hineingeworfene Spülicht und Kehricht, sowie die faulenden Abfälle der europäischen Schiffsküche genügen, ein Beweis für den nicht gerade verwöhnten Geschmack des Wasserchinesen. In einem verhältnißmäßig engen Schiffsraum haust eine solche Gesellschaft nun zusammen, dort wird geschlafen, gekocht, gehandelt, gearbeitet u. s. w. Der Handel dieser Leute beschränkt sich fast durchweg auf den Verkauf kleiner, unappetitlicher Fische oder geschnitzter Holznippesachen, wie chinesische Drachenköpfe, Dschonken u. s. w. Hin und wieder setzen besonders stattliche und sauber gehaltene Dschonken von einem Ufer an das andere über. Sobald sich ein europäisches Schiff nur blicken läßt, ist es auch sofort von einer Anzahl Dschonken umschwärmt, deren Insassen an Planken, Tauen und Schiffswänden emporzuklimmen suchen, um zu betteln und in günstigen Augenblicken zu — stehlen. Die Wasserspritze ist nach erprobter Erfahrung in diesen Fällen das allerbeste Mittel und zwar wirkt dieses Mittel nach zwei Richtungen zugleich, indem es auf der einen Seite das Schiff von den bezopften Plagegeistern säubert, auf der andern Seite den guten Wasserchinesen einmal zu dem sonst ängstlich gemiedenen Bade verhilft. Jedenfalls haben die Wasserpolacken Deutschlands in ihren chinesischen Kolonialbrüdern ein würdiges Pendant gefunden.

— Die internationale Ausstellung in Yokohama, welche im Sommer des Jahres 1902 stattfinden soll, wird voraussichtlich einen außerordentlich internationalen Charakter annehmen und mit den Erzeugnissen der europäischen Kultur auch eine ganze Menge des europäischen Gauner- und Hochstablerthums nach dem asiatischen Inselreich hinüberlocken. Diesem beugt man jedoch in Japan schon bei Zeiten mit aller Vorsicht vor. Man errichtet nach europäischen, und zwar zumeist englischem Muster, Detektivbüreaus, welche ganz oder theilweise einen staatlichen Charakter besitzen. Auch auf Erweiterung des allgemeinen Sprech- und Dolmetschwesens, sowie auf ein möglichst internationales Kellnerthum wird bereits heute für die geplante Ausstellung die größte Sorgfalt verwendet. Die großen Cafés und Speisehäuser werden Aufschriften in mindestens zwei europäischen Sprachen erhalten; auch in den inländischen Eisenbahnwaggons soll auf die sprachliche Deutung von Betriebsvorschriften die weitgehendste Rücksicht genommen werden. Im Anschluß an diese Ausstellung sollen — gleichfalls ganz nach europäischem Muster — Sonder- und Vergnügungsfahrten für einen ermäßigten Preis durch das ganze japanische Reich arrangirt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 83. Mittwoch, den 12. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

9 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

„Ja, wiss'n Se, meine gud'n Herr'n — ich hab' Se viele solche Völkerschaft'n geseh'n . . . Abber wenn mer'sch genau ieberlegt: mir Sachs'n sin immer noch ieberall de Hellst'n. De Sachs'n bleib'n äb'n immer de Sachs'n un —"

„Sind Sie Sachse?" fällt Rolfs mit der unschuldigsten Miene von der Welt ein, während es in den Gesichtern der Uebrigen zuckt vor verhaltenem Lachen. „Das hätte ich Ihrem Dialekt gar nicht angemerkt."

„Nu ja," nickt Biesemann, „de weit'n Weltrees'n ham's ä bissel abgeschliff'n."

„Was machen Sie als Sachse denn hier am Rhein?"

„Ja, här'n Se, seh'n Se! Was unsre säch'schen Städte sin — Dräsen, Meiß'n, Bärne — die lieg'n Se ja alle ganz majestät'sch an der Elbe da. Abber — wenn mer ganz ehrlich sin will — de Elbe is äb'n noch immer kee Rhein! . . . Da bin ich ausgewandert hier in de Rheingegend. Die hilft fer'n Durscht am besten, und hier fiehlt sich meine Kehle am wohlst'n . . . Ich hab' mer hier enne Villa gekooft, un von da aus wär'n nu — haste nich geseh'n — de Spritzduhr'n 'naus in de weite Welt gemacht."

„Wie interessant!" ruft Rolfs.

Der originelle Kauz mit den selbstgefälligen Manieren und dem gönnerhaften Lächeln macht ihm Spaß.

Biesemann merkt nicht den Anflug von Spott in Rolfs' Stimme. Er hört nur das Interesse des Fremden für seine weitgereiste Person heraus, für sein großes Wissen, seine umfassende Weltkenntniß.

„Abber woll'n Se sich nich ä bissel an unsern Stammdisch 'randrängeln?" fragt er mit der protegirenden Miene eines Hofraths, der einen Unterbeamten zu sich heranwinkt. „Bei uns sitz'n Se ganz erschter Klasse — de allerfeinst'n Leite von' Ort — prima Qualidät."

Lachend folgen die beiden Freunde der liebenswürdigen Einladung.

Bald ist eine flotte Unterhaltung im Gange. Wiederholt blickt Rolfs den Biesemann scharf und forschend an . . . Wo in aller Welt ist ihm dieser eigenthümliche Kauz schon einmal über den Weg gelaufen? . . . Er grübelt und grübelt . . . Vergebens. Er kommt nicht dahinter.

Auf Alsen's Frage, wohin denn seine Ausflüge zumeist gehen, antwortet Biesemann etwas gereizt:

„Meine Ausfliege? . . . Nu erschreck'n Se abber nich! Das Gesichte, wie Se 's da seh'n —" er macht eine graziöse Bewegung nach der Gegend seiner Nase hin — „das hat schon der Niagahra benetzt — un ooch der Niehl — un ooch der Amazohn'strohm . . . Das war Se nämlich so: wie ich vor zwee Jahr'n uff der Vogelwiese in Dräsen den Keenigsschuß gemacht hatte, da litt mich's widder mal nich mehr deheeme. „Biesemann," sagt' ich mer, „nu mußde ooch noch 'nuff uff enne Byramihde!" . . . Da wurd'n de Vorurdeele iebern Hauf'n geschmiss'n un 'neigemacht nach'n Orient."

Biesemann kommt immer mehr ins Erzählen, und wenn der erst so recht anfängt, hört er so bald nicht wieder auf — gleich einem klavierklimpernden Backfisch, der nicht eher rastet, bis er dem bemitleidenswerthen Publikum sein ganzes Musikrepertoire an den Kopf geworfen — „Das Gebet der Jungfrau", der „Klosterglocken" und die „Letzten Walzer eines Wahnsinnigen" eingerechnet.

Trotzdem — der ganze Stammtisch horcht auf. Wenn Biesemann spricht, der „große Biesemann", wagt keiner etwas zu sagen.

„Was ist denn Egypten für ein Land?" greift Rolfs voll anscheinenden Interesses ein.

Biesemann macht eine verächtliche Handbewegung.

„Ach, Egypt'n — das is Se merschdendeels enne ganz ruh'ge Gegend!"

„Aber der Nil?" mischt sich Alsen in die Unterhaltung.

„Hm, der Niehl? . . . Manchmal heert mer daraus in eemfort ä Krokodil schrei'n, besondersch in der Nacht."

Nur mit Mühe verbergen die Freunde ihre Heiterkeit.

„Wirklich interessant!“ bemerkt Rolfs etwas sarkastisch. „Und was meinen Sie zu den Türken? Zu Konstantinopel?“

„De Därk'n? . . . Die duseln nu so 'rum, holen Athem und guck'n in de Luft.“

„Hm, hm —“ macht Rolfs. „Nur gut, daß Ihnen auf Ihren weiten Reisen nie etwas passirt ist. Ausgeraubt sind Sie wohl nie worden?“

„Ob ich mal ausgeraubt word'n bin? . . . Nich bloß eemal. Abber da muß mer sich ze helf'n wiss'n . . . Mal nimmt mer, weeß Gohle, so ä Schuft von Beduihne den ganz'n Feberzieher fort, wo meine best'n Zigarr'n drinstak'n — Havanah prima Qualidät. Geroocht hat ich schon den ganz'n Dag nich un ich hat gerade ä bissel dicht'gen Apedit druff. Ich sprang den Kerl nach, erwisch'n glicklicherweise ooch, klopp'n uff de nackte Schulder un sag': „He, willste mer wenigstens noch enne eenz'ge Zigarre wiedergeb'n? De annern kannste dann meinetweg'n behalt'n, Du Lump!“

„Na na, Herr Präsident, schneiden Sie nicht manchmal ein wenig auf?“ spöttelt Rolfs.

„Mich soll gleich der lebend'ge Deifel holen, wenn ich uffschneide! Abber Se wärn seh'n — er holt mich nich!“

Als man dann Biesemann fragt, ob er im Orient auch Frauen kennen gelernt habe, schmunzelt er vielsagend.

„Buh, de Weibs'n da unt'n! So ä Geschnadder un so ä Geduhe! . . . Da war ämal enne kleene Odaliske —“ er versetzt dem neben ihm sitzenden Apotheker einen Rippenstoß — „buh, Abedehker, das war Se keene Nähmamsell!“

Voll Bewunderung, in die sich ein klein wenig Neid, aber auch eine gewisse philiströse Scheu vor dem Außergewöhnlichen mischt, vernimmt der Stammtisch — wohl zum hundertsten Mal — Biesemanns Abenteuer.

„Ich glaube, unser hochverehrter Freund ist da unten manchmal ein tüchtiger Tausendsassa gewesen,“ meint der Bürgermeister.

Biesemann schmunzelt.

„Na, das Dehma! Das Dehma!“

Wie in süße Erinnerungen versunken, blickt er eine Zeitlang schweigend vor sich hin. Plötzlich fragt er ganz unvermittelt den ihn aufmerksam beobachtenden Kapitän, ob er auch schon mal das Meer gesehen habe.

Auf Alsen's ruhig bejahende Antwort meint er mit geringschätzigem Achselzucken:

„Wo denn? . . . Bei Cuxhaf'n?“

„Auch da.“

„Hm!“

„Der Herr ist nämlich Schiffskapitän und hat dreimal die Erde umreist,“ erläutert Rolfs.

Allgemeines, bewunderndes Staunen . . .

„Auf dem Meer zieht's gewiß recht tüchtig!“ murmelt der Kanzleirath bedenklich, und man merkt daß ihm schon bei der Vorstellung davon eine Gänsehaut über den Körper läuft.

Zu Biesemanns großem Verdruß stürmt man von allen Seiten auf den Kapitän ein, von seinen weiten, interessanten Reisen zu erzählen.

Doch dieser schlägt es rundweg ab.

„Das ist nämlich so —“ erklärt Rolfs. „Je weniger weit einer in der Welt gewesen ist, umsomehr erzählt er davon. Der biedere Philister, welcher nach gewaltigen Vorbereitungen mit einem sommerlichen Ferienzug endlich einmal nach den Alpen abdampft, ödet nach der Heimkehr seine ganze Umgebung monatelang mit eingehenden Schilderungen dieser gefährlichen Reise an . . . Die Weltreisenden erzählen gewöhnlich gar nichts!“

In Biesemanns Gesicht malt sich eine gewisse Verlegenheit. Unbehaglich rückt er auf seinem Stuhl hin und her.

„Hm — ja — da ham Se ganz recht, mei Gudester — das stimmt uffäll'g,“ sagt er endlich mit gezwungenem Lachen. „Abber — 's gibt äb'n manchmal ooch Ausnahm'n!“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kunst und Dekoration.

Ob es wohl wahr ist, daß das herzliche laute Lachen immer seltener wird? Sollte man dem Spiegelbilde des Lebens trauen dürfen, so ist an der Annahme nicht ganz zu zweifeln.

Spiegel der Zeit — Literatur, bildende Kunst.

Im Wechsel der Erscheinungen, bunter und mannigfaltiger, als sie im Jahrhundert je gewesen, erheben einzelne des Treibens müde Geister ihre Stimmen, um auf fühlbare Mängel hinzuweisen. Wird solcher Ton auch oft nur schwach gehört, weil übertönt vom lauten Heroldsruf der „Richtungen“, erstickt vom Lärm des Tagesmarktgeschreies, so kann er auf die Dauer doch nicht gänzlich unbeachtet bleiben. Alle und jede Vergewaltigung rächt sich.

Wie einem gesunden Organismus das Lachen Bedürfniß, so sollte in keiner Kunst der Ausdruck des Humors fehlen. Satyre und Witz schießen üppig ins Kraut, Symbolismus treibt seine Blüthen und — Gott sei's geklagt — die Allegorie erwacht aus ihrer wohlverdienten Ruhe.

Sehen wir uns in den Ausstellungen bildender Kunst um und konstatiren wir, daß der Humor dort keine Heimstätte hat, oder doch ein Stiefkind geworden ist. Wer wäre im Stande, heute so köstlich zu schildern, wie Spitzweg? Sicher wird man einwenden, die Motive, denen der Maler seine Inspiration verdankt, seien seltener geworden, die Originale nahezu ausgestorben. Gänzlich verschwunden — nein — es braucht vielleicht nur ein schärferes Zusehen, um das zu entdecken, was sich früher leichter finden ließ.

Humor kann liegen in alten baufälligen Häusern, mit unregelmäßigen Fenstern und ausgetretenen Treppen, in windschiefen Wetterfahnen und wackligen Möbeln.

So lange der Vandalismus gegenwärtiger Schablonenbauthätigkeit gleich einem Oger nicht Alles verschlingt, woran frühere Generationen mit Liebe und Naivetät gebaut, so lange ist nicht jedes Humor und Gemüth anregende Motiv verloren gegangen.

Auch das, was man unter der Menschheit Originale zu nennen pflegt, ist hie und da noch zu finden. Es bleibt daher dem bildenden Künstler noch Gelegenheit, seine Auffassungsgabe nach der Seite zu bethätigen. Zur Abwechslung ein lachendes Gesicht, eine charakteristisch lebensvoll-komische Figur zu sehen, würde in den ungezählten Bilderreihen, in denen das Mythologisch-Symbolische, das Realistisch-Ernste und das Mondäne dominiren, nur herzerfrischend wirken.

Franz Hals, das war ein Meister, der konnte nicht bloß selber lachen, sein Pinsel zauberte auch dies herzliche Lachen unübertrefflich auf die Leinwand. Daß es aber auch unter den „Jungen" Humoristen gibt, die Kunst nach der Richtung auch jetzt noch nicht bankerott ist, erfahren wir aus dem Januarheft der deutscher Kunst und Dekoration. Gerhard Janssen's Selbstporträt gibt uns einen Beweis. Der junge Künstler gehört der neuen Düsseldorfer Schule an. Düsseldorf, als Kunststadt eine Zeit lang im Hintergrunde, sucht sich neuerdings die Palme des ehemaligen Ruhmes wieder zu erringen.

Allzu kritisch darf man dieser Bewegung nicht gegenübertreten, so lange aus dem gährenden Most noch nicht ganz reiner Wein geworden ist. An Talenten fehlt's nicht, hier wie allerorts, selten sind nur die Starken, die Ursprünglichen. Was hier gesagt ist, gilt selbstverständlich nur von der jüngsten Generation „ausübender" Künstler.

Viele unter den in Heft 4 reproduzirten Bildern fordern zu Vergleichen mit berühmten, ähnliche Sujets behandelnden Werken heraus. So die Harpye von Beckeraths. Unter allen Kompositwesen, die von griechischer Fabelwelt entstammen, macht die Harpye gewiß der künstlerischen Wiedergabe die meisten Schwierigkeiten.

Die Verquickung von Vogel- und Menschenleib hat an und für sich etwas Gewaltsames und Sprödes.

Bei der Venus von Alex. Frenz, es ist die Venus aphrod., können wir uns einer Erinnerung an Bougeraux nicht erwehren. Reizvoll ist sie trotzdem.

Am meisten Persönlichkeit spricht aus dem zuerst genannten Selbstporträt G. Janssens und dem Genrebilde Philippis, betitelt „Winkelweisheit". In beiden Bildern ist Humor und Feinsinnigkeit.

Unter den Porträtmalern finden sich vielversprechende Talente. Eine besonders ins Auge fallende Probe davon ist das Bild des Geh. Bauraths Paul Wallot. Man bekommt nicht jeden Tag eine so markante Physiognomie zu sehen.

Stark vertreten ist das Damenbildniß. Hübsche, modern gekleidete junge Frauen und Mädchen. Charakterköpfe wenig. Die werden immer seltener und noch weniger häufig sind eigentlich vornehme Frauenerscheinungen.

Auch darüber klagen einzelne nachdenkliche Geister. Was an Damenporträts auf Ausstellungen privat und öffentlich zu sehen ist, will meistens repräsentiren. Mit einer sogenannten Schönheit erzielt der Maler beim Publikum immer einen gewissen Effekt und sollte dieser noch so billig erreicht worden sein.

Das ist die eine Gattung von Frauenporträts. Die zweite ist die der chiken, mondänen Damen. Diese Art von Bildern muß mit Raffinement arrangirt und mit großer technischer Routine gemalt werden.

Die dritte Sorte möchte ich die halbweltlerische nennen; ihre Heimath ist Paris; bei uns gastirt sie nur hie und da.

So manches kommt uns ja von der Seine hergeweht, Gutes und Schlimmes. Auch das Plakat; und wer aufmerksam beobachtet, kann bemerken, wie das Ewigweibliche sich eifrigst bemüht, in seiner Erscheinung dekorativ zu wirken, möglichst Plakaterscheinung zu sein. Der schlicht-vornehme Frauentypus wird dadurch selbstverständlich in den Hintergrund gedrängt und flüchtet sich in die Diakonissenhäuser, in die Klöster und die einsam liegenden Landsitze.

Ein weiteres Zeichen der Zeit ist die beginnende Sehnsucht nach dem einfachen bürgerlichen Leben. Das Zurückgreifen auf die Biedermaierzeit entspringt sicher nicht blos dem puren Interesse am Kostüm und Styl.

Im Kunstgewerbe sucht eine bestimmte Richtung sich in diesem Geiste weiter zu entwickeln, im Genrebild wird häufig die Zeit unserer Großväter und Großmütter wieder vorgesucht. Es ist ein Tasten, vorerst

noch unbewußtes Suchen zu dem auf die Spitze getriebenen Luxus, der Hyperverfeinerung, ein Gegengewicht zu finden.

Als eines der reifsten Bilder aus der Düsseldorfer Schule ist Pfannschmidts „Darbringung im Tempel" zu bezeichnen.

Februarheft. Den Wiener Künstlern gewidmet.

Wenn allenthalben das schlafende Dornröschen erwacht, warum sollte es in der lustigen Kaiserstadt an der Donau die Augen nicht aufmachen?

Wien hat seine Sezession, hat seine Zeitschrift „ver sacrum" als Proklamation des neuen Kunsthandwerks, und ist auf dem Wege, das schwierigste Problem, die Architekturfrage, zu lösen.

Stürmisch und temperamentvoll läßt sich hier die Bewegung an.

Die jungen Himmelsstürmer finden in einer an architektonischen Schönheiten so reichen Stadt wie Wien Anregung genug, haben aber zugleich unter naheliegenden Vergleichen zu leiden.

Olbrichs Gebäude der Sezession erregt manches Kopfschütteln.

Wo ein Fischer von Erlach und ein Semper unvergängliche Werke hinterlassen haben ist es kein Kleines, auch nur entfernt Gleichartiges schaffen zu wollen. An Talenten und schöpferischer Phantasie fehlts auch hier nicht.

Kritik und Publikum, anstatt das Neue, ihrer Auffassung Ungeläufige in Acht und Bann zu thun, sollten sich mit Geduld wappnen oder mit etwas mehr Wohlwollen die Weiterentwicklung abwarten.

Besonders erfreulich im Wiener Sonderheft begrüßt die Würdigung von Frau Tina Blau-Lang, einer Künstlerin, die zu den ersten ihres Faches gehört.

Ihre licht- und lebensvollen Landschaftsbilder gehören seit Jahren zu den Zierden aller größeren Ausstellungen.

Frau Tina Blau darf als eine der Vorkämpferinnen des Plein-airismus betrachtet werden.

Ihr erstes derartiges Bild erregte auf einer Wiener Ausstellung das Bedenken der Jury. Man sah nach damals gangbaren Malgesetzen etwas Fremdes, Feindseliges in der so außerordentlich wahr und unmittelbar wiedergegebenen Landschaft und nur Hans Makart erkannte das Bedeutende des Bildes, das durch seine Fürsprache angenommen wurde.

Der Schaffensdrang der jungen Wiener Künstlerwelt bethätigt sich auch lebhaft im Kunstgewerbe. Vieles erscheint gesucht, manches stark unter fremdem Einfluß stehend, anderes wieder naiv und frisch. Auch der die Rückkehr in die Biedermaierzeit, wie die kaffeetrinkend[e] Damengruppe in Alt-Wiener Tracht auf dem Wand[-] schirm von H. Leffler und Jos. Urban beweist.

Einige Reproduktionen reizender Reliefporträts (u[m] die Bildhauerei nicht zu vergessen) zieren die letzte[n] Seiten des Wiener Sonderheftes.

Dem allgemeinen Interesse soll ein Artikel im Düsse[l-] dorfer Künstlerheft, betitelt: „Germanische Kunst" vo[n] Dr. Harald Grävell van Jostenoode in Brüssel zu[m] Schlusse noch besonders empfohlen werden.

Agnes Rust.

Mannigfaltiges.

— Rossini und Meyerbeer. Eine Anekdo[te] aus der eben erschienenen „Autobiographie Felix M[o-] scheles": Rossini bummelt mit seinem Freunde Moschel[es] die Boulevards entlang, als ihnen Meyerbeer entgeg[en] kam und sie herzlich begrüßte. „Nun, wie geht es m[it] Ihrer Gesundheit, mein lieber Meister?" fragte Meye[r-] beer. — „Wacklig, sehr wacklig. Meine Verdauun[g] kennen Sie, und dann mein armer Kopf . . . Ich fürcht[e,] es geht abwärts mit mir . . ." Man verläßt sich un[d] geht weiter. „Wie konnten Sie nur solche Geschichte[n] erzählen!" fragte der Begleiter Rossini's. „Sie ware[n] niemals besserer Gesundheit, und da sprechen Sie vo[m] abwärts gehen?" — „Na ja, schon recht," erwider[te] darauf Rossini, „aber warum sollte ich's denn nicht [so] sagen, wie ich es gethan habe? Das macht ih[m] doch so viel Vergnügen."

— Kindlich. Die kleine Eva: „Mama, Mama, komm m[al] schnell einmal an das Fenster. Dort sitzt eine Dame auf de[m] Zweirad, die hat Puffärmel an den Beinen!"

— Verunglückte Renommage. A. (am Stammtisch) „Mir ist auch einmal eine verheirathete Frau ein ganzes Ja[hr] lang nachgereist . . ." Wirth (heimlich zu B.): „Seine Alte!"

Liebe.

Hab in deinen Armen gelegen,
Hab an deinem Busen geruht,
Hört' an deines Herzens Schlägen
Deiner Jugend pochend Blut,
Sah aus deinen Augen sprühen
Junger Liebe Flammenschein,
Von den keuschen Wangen glühen
Rosen mir ins Herz hinein.
Sah Welt und Wehe versinken
Aus dem Thale der Seligkeit,
Einen heiteren Stern mir winken
Das Glück aus der Ewigkeit.

Aschaffenburg, April 1899. Ord.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 84. Donnerstag, den 13. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

10 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

VI.

„Das Dampfschiff kommt!“

Jawohl, das Dampfschiff kommt!

Else jubelt diese Nachricht von der Terassenmauer in den Garten, und alle wissen, daß diese Schiffsladung schwimmender Fröhlichkeit, die heute eine Ueberfracht bedeutet, dem ganzen Städtchen für die nächsten Stunden eine gehobene Stimmung aufprägen wird.

Wie jetzt vom Rhein herüber die Schiffsglocke nach dem Ufer gellt — sofort gerathen von verschiedenen Stellen am Ufer, wo fröhliche Menschen aus den Fenstern lugen, dann auf den Fußwegen, wo sich geputzte Spaziergänger im Sonntagsstaat herumtummeln, allerhand Taschentücher in flottes Schwenken und Fächeln. Nun Grüße drüben von Bord des Schiffes herüber nach dem Ufer und Grüße vom Ufer hinüber zum vollgepfropften Dampfer, als wären all diese fremden Menschen alte, gute Bekannte, die nach langer Trennung sich jetzt wieder in die Arme schließen sollen.

O sonniger Verkehr am Rhein, wo die Herzen durch die Weinatmosphäre rascher einander verstehen und rascher sich näher rücken!

Auch der Reiseclub „Ozean“ wird durch das Läuten der Schiffsglocke von der Verhandlung über die wichtigen Weltreisethemen abgelenkt.

Der Apotheker und der Kandidat treten an die Terrassenmauer, schwenken mit den Taschentüchern und lugen hinaus nach dem in einer weiten Kurve herankommenden Dampfer. Schäumend wühlen die Schiffsräder das Wasser auf.

„Wie is es denn gedooft, das Schiff?“ fragt Biesemann vom Stammtisch her.

Der Kandidat hält die Hand über die Augen, um sich vor den blendenden Sonnenstrahlen zu schützen.

„Nie — Nie Niederwald“, buchstabirt er langsam drüben die goldschimmernde Aufschrift.

„Mir scheint, ein ganzer Gesangverein ist drauf,“ fügt der Apotheker hinzu.

Jetzt erheben sich auch die übrigen Mitglieder des Reiseclubs „Ozean“; selbst Kapitän Alsen, eingedenk seiner herrlichen Meerfahrten und seiner „Brunhilde“, muß das Landen dieses Dampfers mit ansehen.

Nur Rolfs und Biesemann bleiben noch am Stammtisch zurück.

„Haben wir uns nicht schon einmal gesehen, Herr Biesemannn?“ fragt Rolfs, nachdem er den Sachsen abermals scharf fixirt hat. „Voriges Jahr? . . . In Florenz?“

Eine Welle der Verlegenheit huscht über Biesemanns sonst so energisches Gesicht.

„Wie meen' Se?“ erwidert er sichtlich betroffen. „Ob mir zwee Beede uns schon ämal gesehn ham? . . . Nee, nee — in Florenz, da bin ich Se noch nie herumgekrabbelt!“ . . . Verteufelte Verlegenheit! Er kann sie nicht abschütteln, und, wie um sie zu verbergen, wiederholt er nochmals mit erkünstelter Ruhe: „In Florenz, nee, da bin ich Se werklich nich gewes'n!“

Alle Wetter, er muß sie loswerden, diese verrätherische Verlegenheit! Aber wie? . . . Halt — gefunden! Rasch ablenkend geht er zu einem andern Thema über.

„Wissen Se was,“ meint er mit der treuherzigen Miene eines Biedermeiers, „Sie und der Kapitän — Se zwee Beede gefall'n mer . . . Nu ich will Se was sag'n. Uebermorg'n Abend ist drieb'n in meiner Villa enne kleene Festtifität — der Jahresdag, wie ich zem ersch'n Male uff de Cheopsbyramihde nuffkledderte. Dad'rzu lade ich Se alle beede ei'. De Herrschaft'n dort komm'n ooch alle zesamm'!“

Rolfs merkt wohl, daß er die Einladung nur der Verlegenheit Biesemanns zu verdanken hat. Trotzdem sagt er zu, nachdem er die Versicherung erhalten, daß auch Damen anwesend sein werden.

„Auch Fräulein Else?“

„Nadierlich ooch de Freilein Else.“ —

Das Schiff hat angelegt.

Die Landungsbrücke herüber drängt ein bunter

Menschenschwarm. Kind und Kegel, Alt und Jung, Männlein und Weiblein — alles durcheinander.

Der Gesangverein „Harmonie“ mit sämmtlichen Vorstandsmitgliedern und Ehrenämtern war an Bord . . . Wie sie jetzt alle über die Landebrücke schieben, sind sie mit Sangeslust geradezu überladen, welche hie und da aus einzelnen Kehlen in kleinen Passagen und Liederarabesken ganz von selbst losgeht. Bald flötet ein Tenor leise vor sich hin: „Das ist der Tag des Herrn —“, bald probirt ein Bariton: „Im tiefen Keller sitz ich hier —“, bald schmettert ein Solist: „Nur am Rhein, da will ich leben —“, bald summt eine melancholische Brummstimme: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i —“. Sie schwappt förmlich über, diese Melodienfreudigkeit . . .

Auf dem ganzen Landeplatz Geplauder und Geschrei, Gesang und Gedudel und dazu das asthmatische Quietschen einer ausgedienten Ziehharmonika. Sogar Böller krachen drein. Dumpf hallt das Echo von den Rebenhügeln wieder, und träge wirbelt Pulvergewölk empor . . .

Nun ergießt sich der Menschenstrom hinein ins Städtchen, das plötzlich aus seiner Langweile zu neuem Leben erwacht.

Vorbei geht's an duftendem Fliedergebüsch, an bienenumsummten und sperlingumzwitscherten Linden und dichtschattenden Kastanienbäumen; vorbei an einer Heerde schnatternder Gänse mit weit vorgestreckten Hälsen; vorbei an einer malerischen Gruppe alter Klatschbasen, welche mit ihren spitzen Nasen und zahnlosen „Schlünden“ aussehen wie eine Generalversammlung Macbeth'scher Hexen.

Jungen, rothwangigen Mädchen mit ihren bausbäckigen Gesichtern fährt die Fröhlichkeit in die Tanzbeine. Hei, das wird heute Abend beim Aufrauschen eines feurigen Rheinländers ein flottes Herumschwenken . . . Jetzt lachen und kichern sie den daherdrängenden Fremden entgegen. Sogar das alte Großmütterchen humpelt etwas schneller um die Ecke, um rascher zu sehen, was das Dampfschiff alles herausgeworfen hat.

Nun hinein in all die fidelen Weinkneipen, welche sich so wohlklingender Wirthshausschilder erfreuen!

Das schiebt und drängt nach der „Krone“, der „Rheinlust“, der „Loreley“, der „Goldnen Traube“, dem „Blanken Pfropfenzieher“ und dergleichen gefeierten Kneipen, wo überall so gute Tropfen warten . . .

Rasch füllen sich all diese geweihten Räume, und all die durstigen Kehlen ergötzen sich am Wein.

Der Vater, der sich die ganze Woche abrackerte, trinkt etwas flott drauflos. Die Mutter nippt bedächtig, aber öfter als sonst. Die Kinder kriegen fleißig zu kosten, und der weißbärtige Großvater, der seine Jahre schon ganz unheimlich spürt, läßt sich gerührten Blicks in kleinen Schlucken den „Rüdesheimer“ gut schmecken.

Der Haupttrupp der Fremden aber richtet seinen Kurs nach dem Gasthof „Zum feuchten Eck“.

Rolfs und Biesemann lehnen an der Terrassenmauer und blicken hinab auf den sich heranwälzenden Menschenstrom.

„Na, heite werd's widder ä scheenes Gewärge un Gespekdakle,“ knurrt Biesemann. „So'n Sonndag an' Rhein hol' der Kuckuck!“

„Ein paar Hochzeitsreisende scheinen auch dabei zu sein,“ meint Rolfs lachend. „Die bringen immer großen Hunger mit. Hoffentlich hat man hier genug zu essen!“

„Einige dieser Brüder sehen aus wie ein Stück stürmische See,“ bemerkt Alsen, der sich soeben den beiden zugesellt.

„Was da zusammenläuft, sin meerschdendehls enne Masse Bummler un ähnliches Gemiese,“ philosophiert Biesemann weiter. Aergerlich tritt er von der Terrassenmauer zurück. „Was Sonndags an' Rhein manchmal fier enne Menschensorte an's Dageslicht kommt — nich zu gloob'n! Kräh'n duhn se und juchz'n — un das heeß'n se hernach rhein'sches Leb'n!“

„Ach was!“ ruft Rolfs übermüthig. „Nur am Rheine möcht' ich leben, nur am Rhein geboren sein!“ schmettert er singend über die Terrassenmauer, so daß die herandrängenden Spaziergänger da unten erstaunt aufhorchen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Bayernmuth und Sachsenbravour.

Zum 50. Jahrestage
der Erstürmung der Düppeler Schanzen am 13. April 1849.

Von Dr. R. Horn.

(Nachdruck verboten.)

„Getrennt marschiren, vereint schlagen“, diese strategische Maxime unseres unsterblichen Moltke, die uns 1870 solch herrliche Dienste leistete, hat sich auch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und in noch viel tieferem Sinne bewahrheitet und bewährt. 1870 marschirten wir Deutsche zwar räumlich getrennt, innerlich zu einem großen Brudervolke vereinigt; 1849 aber war Deutschland noch immer nichts anders als ein „geographischer Begriff“, es war trotz seines, den ganzen Stamm repräsentirenden Parlamentes in Frankfurt, innerlich wie äußerlich gespalten und getrennt, also noch viel tiefer getrennt, als Moltke's Grundsatz wollte; dennoch verstand es auch damals schon, vereint zu

schlagen. Ueberall da aber, wo die Deutschen vereint schlagen, bei Gott! da „fleckt" es! So „fleckte" es am 18. Oktober 1813 bei Leipzig, so „fleckte" es am 2. September 1870 bei Sedan und so hat es auch am 13. April 1849 bei Düppel „gefleckt".

Es sind heute 50 Jahre her, seit bei den Düppeler Schanzen ein Sieg errungen wurde, der dermaßen ein glänzendes Licht auf die Tapferkeit der Deutschen, hier ganz besonders der Bayern und Sachsen, wirft, daß jedem deutschen Patrioten das Herz im Leibe hüpfen muß und er sich, auch nach einem Jahrtausend, ja, im seligen Jenseits noch gerne daran erinnert.

Im März 1849 lief der siebenmonatliche Waffenstillstand, der seiner Zeit in Malmö abgeschlossen worden war, ab, die Dänen begannen den Krieg auf's Neue und waren am 5. April bei Eckernförde und am 6. bei Ulderup, wo sie über 300 Mann verloren, geschlagen und seitdem von den nachrückenden siegreichen deutschen Truppen immer weiter nördlich, der Grenze ihres Landes zu, aus Schleswig gedrängt worden. Das Kirchdorf Düppel auf Sundewitt gelegen, war um die Mitte des April der Ort, in dessen Umgegend sie sich wieder stellen zu wollen schienen. Besagtes Dorf dehnt sich hart an der Landstraße, welche von Gravenstein nach der Alsener Fähre führt, durch welche die Verbindung der Halbinsel Sundewitt mit der Insel Alsen erhalten wird. Diese Fähre nun war, seitdem die Dänen die Insel besetzt hielten, schon längst außer Thätigkeit gesetzt und dafür eine Schiffbrücke über den Alsensund gelegt, welche bei ihrer Ausmündung auf den Sundewitt mit einem starken, reichlich mit Geschützen besetzten Brückenkopf versehen wurde. Um jedoch diesen Brückenkopf zu decken und die einzige nach dem Alsensunde führende Landstraße zu sperren, waren bei dem obenerwähnten Kirchdorfe bedeutende Schanzen, in weitem Umkreis mit Kanonen schwersten Kalibers armirt, aufgeführt und gleich nach Kündigung des Waffenstillstandes von dänischer Artillerie besetzt worden. Die Anlage dieser vorgeschobenen Erdwerke, wie des Brückenkopfes zeigte tüchtige, kriegstechnische Kenntnisse. Die Profile der Schanzen waren ganz im Sinne permanenter Befestigungen hergestellt und das vertikale Defilement des Brückenkopfes war vorzüglich.

Der höchstkommandirende General deutscherseits war der preußische Generalleutnant v. Prittwitz. Unter ihm kommandirten die Helden: General Hirschfeldt von den Preußen; General Prinz von Altenburg und General Schmalz, sowie, rühmlichst zu erwähnen, Oberstleutnant von der Tann-Ratsamhausen (wer kennt ihn nicht, den „Löwen von Orleans" 1870?) auf bayerischer Seite, der sächsische General Heintz, der Herzog von Coburg-Gotha, der ritterlich tapfere Prinz Albert von Sachsen, der hannover'sche General Wyneken und der schleswig-holsteinische General v. Bonin.

Die deutschen Heerführer waren alle der Ansicht, daß die Eroberung Alsens oder wenigstens die Vernichtung der von der Insel nach dem Sundewitt führenden Schiffbrücke unumgänglich nothwendig sei, um einem Vormarsch nach Jütland die rechte Flanke ev. die rückwärtigen Verbindungen zu sichern und den Krieg glücklich zu beendigen.

Nachdem sich am 8. April das Gerücht verbreitet hatte, die Dänen hätten den Sundewitt bis auf Düppel geräumt, wurden am 9. auf den Straßen von Apenrade und Flensburg gegen Düppel hin starke Rekognoszirungen unternommen, welche das Gerücht bestätigten. Am selben Tage noch befand sich der ganze Sundewitt mit Ausnahme von Düppel und Broaker innerhalb der deutschen Vorpostenlinie, welche am 10. bis Nübel eine Meile von Gravenstein und fast ebensoweit von Düppel vorgeschoben wurde. Am weitesten hinaus standen die Kurhessen, zu Kjelding und Raurup den linken Flügel bildend die Sachsen und Gravenstein und Rinkenis waren von den Bayern stark besetzt.

Im Kriegsrathe der bayerischen und sächsischen Heerführer war schon am 12. April ein Sturm auf die Düppeler Schanzen beschlossen worden und mit wahrer Kampfeslust nahmen die Truppen die Ordre auf, sich zum Vordringen marschfertig zu halten. Schon während der Nacht wurden die verschiedenen Bataillone enge zusammengezogen und bei Anbruch des Tages begann die Operation.

Die Bayern (das 2. Jägerbataillon, je ein Bataillon vom 7., 8. und 4. Regiment, eine halbe Zwölfpfünder- und eine Sechspfünder-Batterie), im Ganzen 5000 Mann, zogen von Snogbeck, Satrup und Stenderup unter der persönlichen Leitung des Oberstleutnants v. d. Tann, die Sachsen unter Anführung des Prinzen Albert, circa 6000 Mann stark, von Atzebüll, Lundgaard und Nübel herbei und vereinigten sich in der Gegend von Rackebüll, von wo aus sie die eigentlichen Schanzen bei Düppel in Sicht bekamen und ihre Schlachtordnung entwickelten. Alle berittenen Offiziere mußten ihre Pferde im Orte unterbringen, da diese sonst dem schnellen Vordringen, welches angesichts der kolossalen Kaliber der dänischen Vertheidigungsgeschütze durchaus geboten war, hinderlich gewesen wären.

Den rechten Flügel bildeten die Sachsen, den linken die Bayern, das Zentrum wurde von der vereinigten Artillerie aus sechs Batterien, von einem bayerischen Kavallerieregiment gedeckt, gebildet. Gegen 8 Uhr begann der Kampf mit einer fürchterlichen Kanonade aus

etwa 30 deutschen Geschützen von verschiedenem Kaliber und die Dänen antworteten mit ihren 36 Kanonen, mit welcher sie, da sie die Kartätschen gegen die offen vor ihnen entwickelten bayrischen und sächsischen Kolonnen weit wirksamer verwenden konnten als die Deutschen die ihrigen gegen die hinter den hohen Schanzen versteckten Feinde, anfangs großen Schaden anrichteten. Die wackeren Deutschen standen fest wie Mauern in dem gräßlichen Kugelhagel und mit wahrhaft begeistertem, laut über das Land durch das Gebrüll der Geschütze und den Pulverqualm hinschallenden „Hurrah! Hurrah!" begrüßten sie das Kommando zum — Sturm! Die Bayern allen voran in rasender Kampfgier und Erbitterung hatten den Hauptchok zu thun und auszuhalten. Ohne zu schießen gingen sie in dem Kartätschenhagel vor und es entwickelte sich ein Bajonettangriff, wie er seit den Tagen der Freiheitskriege nicht wieder erlebt worden war. Die Trommeln wirbelten, die Hörner tönten, die Kanonen donnerten und jauchzend, als ob es nicht in den fast sichern Tod, sondern zur fröhlichen Kirmeß ging, stürmten auch die Sachsen mit der blanken Waffe gegen die feuerspeienden Schanzen.

Das 2. bayrische Jägerbataillon kommt bei der ersten Attaque mit 4 Todten fort, eine erneute Kartätschensalve streckt fünfzig Todte und Verwundete in den Sand. Aber immer druf, druf! Von der Tann muß, um sich das Leben zu retten, beim Eindringen in die Schanzen einem Dänen den Schädel spalten, einen zweiten mit der Pistole niederknallen, einem dritten mit dem Kolben seiner Waffe die Kinnlade zerschmettern. Hauptmann Aldosser erhält an der Hauptschanze einen Schuß in die Hüfte, Leutnant Murmann eine Kugel in den Fuß, Leutnant Stange eine ins Genick.

Die Sachsen leiden entsetzlich, aber auch sie, das Bajonett vor sich gestreckt, immer — druf, druf! Dreißig Altenburger vertheidigen sich, gedeckt von Wall und Buschwerk gegen eine ganze Kompagnie Dänen und sind nicht zum Weichen zu bringen. Im wilden gegenseitigen Ringen wird die Düppeler Mühle, deren Müller den Anmarsch der Deutschen den Dänen rechtzeitig signalisirt hatte, sammt mehreren Häusern in Brand geschossen, ja, sogar die Kirche steht in Gefahr, von den Flammen ergriffen zu werden.

In den Schanzen selbst entwickelt sich ein grausiges Gemetzel, Mann gegen Mann, Auge in Auge mit dem Feinde, der nach kurzem Widerstand weicht, seine Geschütze, freilich vernagelt, im Stiche läßt und die Landstraße hinab nach der rettenden Schiffbrücke flieht, um die Hiobspost seiner Niederlage nach Alsen zu bringen.

„Hurrah! Hurrah! donnerts aus den Kehlen der bluttriefenden Sieger. Um Mittag weht von allen Schanzen die schwarz-roth-goldene deutsche Fahne. Es hat „gefleckt". Die Deutschen haben „vereint" geschlagen und wie! — Der Sieg ist errungen.

Doch begnügten sich die Heerführer noch nicht mit diesem glänzenden Erfolge des Muths ihrer Truppen, der durch den siegreichen Kampf nur gesteigert wurde und deshalb wurde die Artillerie sogleich beordert, dem fliehenden Feinde nachzurücken und den Brückenkopf zu demoliren. Auch dies gelang wider Erwarten nach dreimaligem heftigen Gegenangriff der wüthenden Dänen. Dennoch konnte wegen des wahrhaft höllischen Kreuzfeuers von den Batterien auf Alsen her, der Brückenkopf nicht gehalten werden. Doch wurden die Schanzen gegen einen am Nachmittag unternommenen Versuch des Feindes, dieselben wieder zu erobern, siegreich behauptet und zwar, da die Artillerie der Deutschen mittlerweile in den Erdwerken vortheilhaft plazirt war, mit großem entscheidendem Verlust für die Angreifer, die schließlich, haufenweise niedergemäht durch die Kartätschen, in wilder Flucht über die Schiffbrücke, wobei fast zwei Kompagnien ertranken, ihre Rettung auf Alsen suchten und fanden.

Die Sachsen, wie schon erwähnt, hatten am meisten gelitten. Den größten Verlust hatte das Schützenbataillon aus Leipzig. 11 todte und verwundete Offiziere, 147 todte und verwundete Mannschaften. Die dänischen Kartätschen hatten furchtbar unter ihnen gewüthet. Dem General Heintz wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen und nur einem Wunder göttlicher Vorsehung war es zu danken, daß nicht auch Prinz Albert, der stundenlang im heftigsten Salvenfeuer des Feindes aushielt, sein theures Leben verlor.

So herrlich schlugen sich Bayern, Sachsen, Preußen, Hessen und Hannoveraner 1849, herrlicher noch schlugen sie sich 1870! Es bleibt dabei, wie der „Eiserne" sagte: „Die Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!"

Sinnspruch.

Welch' ein Reichthum von Wahrheit liegt in den Sympathien und Antipathien des Herzens, von denen der blinde Verstand kein Wort weiß, ja, von denen er sich kein Wort erklären kann, wenn sie auch schon unleugbar vor ihm liegen! Wie viel ahnt nicht ein Kind, ein herzlicher Mensch, bloß nach dem ersten, unbestochenen Eindruck! Sobald er sich's erklären will und den Eindruck zergliedert, fliehet die Wahrheit: er räsonnirt ihn sich hinweg, und räsonnirt sich in die Lüge.

Herder.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 85. Freitag, den 14. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

11 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

Weinselig geröthete Gesichter gucken herauf. Man sieht, viele dieser tapfern Kneiper haben bereits des Guten etwas zu viel gethan.

„Dem trinken wir heute ein Loch in seinen Weinvorrath," schreit der eine . . . „Der Rhein ist nischt weiter, wie eine große Destille; da werden die Katzenjammer für die ganze Welt fabrizirt," brüllt ein anderer . . . „Qualm' doch nich' so mit Deiner Zigarre! Du verräucherst die ganze schöne Gegend," uzt ein dritter . . .

Lachsalven knattern auf beim Abladen solcher Weisheit.

„Hier wohnt der Dahlheim, der durch seinen guten Wein, durch seine göttliche Grobheit und seine schöne Tochter am ganzen Rhein bekannt ist," erklärt eine kräftige Stimme.

„Wie?" hört man heiser fragen. „Der Wirth vom „Feuchten Eck"? . . . Heidi, das wird ein Vergnügen!"

Plötzlich taucht in diesem Menschengewimmel Dahlheim auf. Jetzt stellt er sich an die Spitze des Trupps und steigt die Stufen zur Terrasse empor.

Rasch füllt sich der Garten mit Gästen.

Wie Dahlheim nach dem Hause gehen will, wird er auf einmal von einigen der übermüthigen Kneiper attackirt.

„Ich bin früher einmal hier gewesen. Kennen Sie mich noch, Dahlheim?"

„Sie? . . . Nein! Ich kann mir doch nicht alle Gesichter merken!"

„Nicht? . . . Aber dann seien Sie wenigstens ein bischen grob!"

„Fällt mir gar nicht ein! Denken Sie denn, ich bin grob für jeden hergelaufenen Kerl?"

Doch so leichten Kaufs kommt Dahlheim nicht los. Als er eben weiter gehen will, stürzen ein paar andere fröhliche Gesellen auf ihn zu.

„Wir wollen den groben Wirth sprechen, die olle Kratzbürste — und auch das „Röschen vom Rhein". Wir haben eine Postkarte geschrieben, unterzeichnet: „Bacchus Leibknappen"."

„Ach so!" entgegnet Dahlheim, „Sie also sind die „Kneiplappen"! Hm! hm! . . . Aber einen groben Wirth, den gibt's hier nicht, meine Herren. Da müssen Sie falsch unterrichtet sein." . . . Plötzlich, wie er in der Ferne Biesemann sieht, schießt ihm ein teuflicher Gedanke durch den Kopf. „Vielleicht meinen Sie den dort. Ja, ja, der ist manchmal sehr grob." Und er deutet auf den „großen Reisenden".

Sofort stürzt sich die fidele Gesellschaft auf Biesemann.

„Also Sie sind der grobe Wirth! . . . Nu aber mal los mit Grobheiten!"

Biesemann blickt entsetzt auf.

„Ich? Ich? Nee, nee — da sind Se uff'n Holzwege. Nur nich d'r Quere quasseln!"

„Hoch, hoch!" schreit die Gesellschaft durcheinander. „Der grobe Wirth soll leben!"

Immer mehr drängt man an Biesemann heran. Der aber wird dadurch nur noch aufgeregter.

„Solche Brieder, wie Sie," brüllt er, indem ihm beinahe die Stimme überschnappt, „die ham mer noch nie geimponiert. Se denk'n wol, Se könn' mich veralbern? Da sin Se schief gewickelt, Sie Flätze!"

„Bravo! Bravo!" lachen alle. „Immer gröber! . . . Noch gröber!"

Biesemann platzt beinahe vor Wuth. In größter Erregung schreit er weiter:

„Ihr Bande, Ihr! Schlechte Zigarr'n rooch'n un dumme Witze reiß'n un d'rheeme de Schuld'n nich bezahl'n — das kann jeder hergeloof'ne Schwengel ooch!"

Er wüthet, er schäumt, er tobt, er schlägt förmlich um sich.

„Was da Sonndags alles an' Rhein rumfrechirt — nich ze gloob'n! — Da sin Se aber an' Unrecht'n gekomm'n! . . . Ae gescheider Chinese hat das kurz un bind'g so ausgedrickt: „Schding — schdeng — hoakikring-

koohdschfu-kiang!" . . . Verstand'n? Nee, dad'rzu sin Se zu dumm! . . ."

Seine Stimme schnappt über. Er hält einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen.

Unweit dieser aufgeregten Szene steht Dahlheim, sich vor Lachen die Seiten haltend.

Plötzlich merkt Biesemann, daß Dahlheim ihm die ganze Meute auf den Pelz hetzte. Drohend hebt er die Faust.

„Na, dem „Ehrenmitglied" will ich de Sache anstreich'n! Wart'n Se nur — Sie — Sie — —"

Er schimpft weiter, aber seine Worte werden durch den Chorgesang des Vereins „Harmonie" erstickt, der mit voller Begeisterung losbrüllt:

„Nur am Rhein, da will ich leben,
Nur am Rhein geboren sein,
Wo die Berge tragen Reben
Und die Reben goldnen Wein."

VII.

„Villa Fatime".

In einiger Entfernung vom Gasthof „Zum feuchten Eck", da, wo die niedrigen Häuser des Städtchens längst aufgehört haben, erhebt sich, angeschmiegt an einen rebenbewachsenen Berghügel, eine zweistöckige, weiße Villa.

Ihr Stil ist originell, fast bizarr. Ueberall Thürmchen und Erker, Galerieen und Balkons. Man wundert sich förmlich, daß noch Platz für ein paar Fenster geblieben ist, durch welche der helle Sonnenschein eindringen kann.

Vor dem Hause brüsten sich Statuen, Büsten und Figuren jeder Art, alle ziemlich geschmacklos durcheinander gestellt. Aus dunklem Laubwerk lugt verschämt ein Jupiterkopf hervor, während eine badende Nymphe ihren schlanken Körper inmitten eines großen Tulpenbeets unweit des Eingangsthors zur Schau stellt.

Im Innern der Villa dieselbe Sucht nach Originalität, verbunden mit mangelndem Schönheitssinn. Außer der breiten, teppichbelegten Haupttreppe mehrere kleinere Treppen, Nischen, Entresols und Alkhoven.

„Villa Fatime" steht in übergroßen verschnörkelten Goldbuchstaben über dem eisernen Eingangsthor, und Herr Biesemann, Präsident des Reiseclubs „Ozean", ist der glückliche Besitzer.

In einem der vielen Erker, welche einen wundersamen Ausblick auf den Rhein gestatten, sitzt eine ziemlich angejahrte Frau und strickt.

Auf den ersten Blick bekommt man nicht gleich weg, ob Sie eine Dame ist oder der dienenden Klasse angehört. Sie hat ein behagliches, wohlgenährtes Aussehen. Ein schwarzes Spitzenhäubchen, bedeckt einen Theil des grauen, schlicht gescheitelten Haares. Von Zeit zu Zeit hört sie auf zu stricken, steckt die freigewordene Nadel hinters Ohr und nimmt ein Schlückchen aus der vor ihr auf einem silbernen Tablett stehenden Kaffeetasse. Ist die Tasse leer geworden, wird sie sofort von neuem gefüllt.

Plötzlich schreckt die Alte aus ihrer beschaulichen Ruhe empor. Die Thür nach dem Zimmer, in welches der Erker führt, hat sich geräuschvoll geöffnet, und herein tänzelt ein junges Mädchen, in den Händen ein Schmuckkästchen, ein Buch mit Goldschnitt und mehrere frischgepflückte Rosen.

Suchend blickt das Mädchen sich um und schüttelt dann mißvergnügt den hübschen, wohlfrisierten Kopf.

Jetzt bemerkt sie die im Erker strickende Dame. Mit einem verwunderten, langgedehnten „A — a — ach? Sie stricken noch, Fräulein Berger?" schwebt sie nach dem Erker.

Bei diesem, ihr zur Gewohnheit gewordenen „A — a — ach?", welches tief einsetzt und tonleiterartig höher wird, schnellen die dicken Augenbrauen in die Höhe, die Mundwinkel ziehen sich ein wenig herunter, und das wohlgerundete Kinn tritt zurück.

Das ganze anmuthvolle Gesichtchen erhält durch dieses „A — a — ach?" etwas ungemein Komisches, das für den Karrikaturzeichner ein willkommener Vorwurf wäre.

Bei dem verwunderten Ausruf des jungen Mädchens läßt das alte Fräulein das Strickzeug in den Schooß purzeln.

„Warum soll ich denn nicht stricken, Fräulein Mimi?"

Die junge Dame setzt den Schmuckkasten behutsam auf den Tisch und legt Buch und Rosen daneben.

„Sind Sie nicht ein bischen aufgeregt, Fräulein Berger?"

„Ich? . . . Weshalb denn?" erwidert diese zerstreut, während ihre kleinen grauen Augen unter den Brillengläsern hervor unruhig auf dem Tisch herumblicken, als suchten sie etwas.

„Nun, wegen heute Abend. Sie wissen doch — das Fest — die fremden Herren —"

Mimi öffnet dabei das Schmuckkästchen, nimmt ein Paar Saphirohrgehänge heraus und probirt sie vor dem Spiegel an.

Verwundert schlägt Fräulein Berger die Hände zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Was der Chinese kauft.

Unter dem Titel „Chinesische Waarenzeichen" veröffentlicht die „Deutsche Medizinal-Zeitung" einen Aufsatz, der nicht nur für die der Heilkunde nahestehenden Industriezweige, sondern für den Kaufmann überhaupt, soweit er in China Geschäfte machen will, höchst lehrreich ist. Die Ausführungen geben den Inhalt einer ziemlich umfangreichen Denkschrift wieder, die vom preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe bezüglich der Behandlung der Muster für den deutschen Ausfuhrhandel nach China herausgegeben wurde. Abgesehen von einer Angabe über diejenigen Fabrikate, die hauptsächlich in chinesischen Bazaren als besondere europäische Waaren verkauft werden, betont die Denkschrift die große Bedeutung, die das Aeußere einer Waare für ihren Absatz in China besitzt.

Es ist ja zur angenehmen Sitte geworden, beinahe jedem Verkaufsgegenstande einen gewissen Schmuck mitzugeben, wenn er nicht auf der Waare selbst angebracht werden kann, wenigstens auf der Umhüllung zu finden ist. Es kann nun aber vorkommen, daß ein Kästchen, ein Papier oder dergleichen, das nach unserem Geschmack in höchst gelungener Weise verziert ist, dem Chinesen geradezu abscheulich erscheint und ihn derart abstößt, daß er niemals zum Kauf schreiten wird, die in der Umhüllung enthaltene Waare sei noch so gut und werthvoll.

Die deutschen Kaufleute, die in China Geschäfte machen wollen, müssen also nach Möglichkeit in den Etiketten, Aufschriften und Waarenzeichen der Geschmacksrichtung, den religiösen Vorstellungen und dem Aberglauben der Chinesen Rechnug tragen. Gäbe es ein Heilmittel für alle Krankheiten, dessen Erfolg der Chinese in so und so viel Fällen an anderen Leuten erprobt sähe, so würde er es doch nicht kaufen, wenn er es in Schachteln mit einer Farbenzusammenstellung bekäme, die für ihn Unglück bedeutet. Andererseits läßt er sich gerne einen werthlosen Gegenstand unhängen, wenn er an ihm oder seiner Verpackung durch glückverheißende Farben gereizt wird. Besonders zu empfehlen sind unter den Farben Hellgelb, Grün, Himmelblau und Roth. Der Chinese sieht in einer entsprechenden Ausstattung der Verkaufsgegenstände die Sinnbilder des Glücks, der Zufriedenheit, des Wohlstandes u. dergl. und wird die Rücksicht darauf niemals ganz vergessen.

Es ist nun freilich sehr schwer, dem Kaufmann bis in das Einzelne vorzuschreiben, wie er die Etiketten und Zeichen auf seinen Waaren am nutzbringendsten gestaltet, denn die chinesische Kunst hat bekanntlich ein so schwieriges Schnörkelwesen, daß ihre Nachahmung aus Beschreibungen gar nicht erlernt werden kann, sondern ein besonderes Studium an Ort und Stelle verlangt.

Zum Beispiel wäre es durchaus eine Empfehlung, wenn eine Waare mit dem Zeichen eines Tigers versehen wäre, wollte man nun aber einen Tiger darauf malen, wie er unseren Vorstellungen und Kenntnissen von dem Raubthier entspricht, so würde er auf den Chinesen gar keinen Eindruck machen. Je unmöglicher die Körpergestalt des Tigers sein wird, desto mehr Erfolg kann man ihm als chinesisches Waarenzeichen versprechen. Er muß einen unnatürlich langen Leib besitzen, auf dem ein ungeheuerer Kopf sitzt, und dem Schweif gebe man eine möglichst unmögliche Länge und Krümmung. Ueberhaupt kann man seiner Phantasie in der Ausstattung der Waaren für China die Zügel schießen lassen, dafür noch ein Beispiel. Großer Beliebtheit bei den Chinesen erfreut sich die Darstellung eines Affen, der auf den Vorderhänden steht, den Kopf auf den Boden gestemmt, und die hinteren Extremitäten gen Himmel reckt, wobei er mit dem Schwanze hin und her zu schlagen scheint, als ob er gleichsam den Himmel geißeln wollte.

Auf ungetheilten Beifall können ferner Abbildungen von Löwen, Kameelen, Elephanten und besonders von Drachen rechnen, je unmöglicher desto besser. Daneben sind Bilder von Fächern, Schirmen, Tabaks- und Opiumpfeifen, Tempeln, Schiffen, Fahnen sehr gebräuchlich, auch größere Menschengruppen, wie Hochzeitszüge, Fackelzüge usw.

Der Kaufmann wende also diesen Dingen seine Aufmerksamkeit zu und bedenke, daß selbst die ausgezeichnetste Waare durch eine unglücklich gewählte Etikette für den Chinesen ein Teufelsprodukt wird.

Mannigfaltiges.

— Glück bei den Frauen. Wie die „Neue Freie Presse" meldet, ist ein 38jähriger Baumeister aus Berlin, ein gewisser Hermann Müller, aus Oesterreich ausgewiesen worden. Was hatte er denn angestiftet? Die Antwort ist seltsam: Müller war ein gefährlicher Don Juan, deßhalb mußte man die Oesterreicherinnen vor ihm schützen! Der Mann hatte sich mit einer von ihrem Manne geschiedenen dreißigjährigen Frau, die ein ansehnliches Vermögen besitzt, verlobt, und zwar nach zweistündiger Bekanntschaft. Um 4 Uhr Nachmittags hatte er sie auf der Straße getroffen und ohne sie zu kennen, angeredet; um 6 Uhr desselben Tages erfolgte ihre Verlobung, ob-

wohl die Frau von ihm nur wußte, was er ihr zu sagen für gut befunden hatte. Sie war von einer solchen Leidenschaft für ihn befallen, daß sie auf seinen Wunsch vom Katholizismus zum Protestantismus übertrat und ihm auch ansehnliche Geldsummen opferte. Da Don Juan Müller seiner Braut falsche Angaben über seine Person gemacht hatte, so war man geneigt, in seinem Vorgehen einen Betrug zu erblicken. Die Frau war jedoch in ihrer gerichtlichen Aussage bemüht, Müller vollständig zu entlasten. In einem Briefe, welchen sie ihm in seine Zelle sendete, schrieb sie, daß sie ihn noch immer liebe, jedoch auf Andrängen ihrer Angehörigen von dem Verlöbnisse zurücktreten müsse. In Folge ihrer Depositionen mußte das Verfahren wider Müller eingestellt werden; doch wurde er aus Oesterreich ausgewiesen. Bemerkenswerth ist, daß bei ihm eine große Schachtel mit Liebesbriefen von etwa hundert Mädchen gefunden wurde.

— Handwerksburschen im schwarzen Erdtheil. Wenn man auch heute vielfach Klage darüber erheben hört, daß die Poesie der Landstraße seit dem Eingreifen des schnaubenden Dampfrosses so gänzlich verschwunden sei, so dürften denn doch verschiedene Geschichten und Geschichtchen, die hier und dort immer häufiger auftauchen, das direkte Gegentheil von dieser Ansicht zu Tage fördern. Der Kultur geht allerdings der Poet der Landstraße, d. h. die biedern Handwerksburschen der guten alten Zeit gern aus dem Wege. Er sucht ja eben jene gute, alte Zeit, und da wendet er sich lieber in Gegenden und Landstriche, wo er weiß, daß man ihn als einen eben so lieben, wie seltenen Gast aufnimmt, da er stets einen ganzen Sack voll wahrer und erlogener Neuigkeiten mitbringt und immer bei gutem Humor ist. Während der Handwerksbursche in Deutschland und Oesterreich immer mehr zu einer aussterbenden Gattung unseres Volkslebens gehört, finden wir ihn in Ungarn und den Balkanländern, wo die blanken Eisenschienen noch nicht überall ihr wirres Netz gesponnen haben, desto häufiger. Neuerdings erzählt man sich sogar, daß er die Landstraßen und Karawanenwege Kleinasiens und des nördlichen Afrikas unsicher macht. Die Pyramiden des alten Pharaonenlandes reizen nur zu oft seine Neugier und man hat deshalb zum allgemeinen Staunen öfters Gelegenheit, Bruder Straubinger in jenen Gegenden mit schlanken, sammetbraunen Fellachenmädchen herumschäkern zu sehen, und das alte deutsche Lied in gute Praxis angewandt zu erblicken: „Andere Städtchen, andere Mädchen". Der deutsche Handwerksbursche im Ausland ist überaus leicht erkenntlich an seinem wuchtigen Knotenstock, seinem Felleisen und seiner weißen Porzellantabakspfeife, aus der er ständig, ob Regen, ob Sonnenschein, die dichtesten Tabakswolken herausdampft. Auch den Gesang hat er gerne, wenigstens singt er äußerst viel auf seinen ziellosen Märschen und ist deshalb leicht von seinen Kollegen anderer Nationen erkennbar. Nur seinen angestammten Durst scheint er in jenen brennend heißen Regionen gänzlich verloren zu haben, denn zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er wenigstens so oft man ihn daraufhin beobachtet hat, sich gänzlich den klimatischen Verhältnissen und den dementsprechend diätischen Anforderungen zu fügen versteht.

— Allerlei Annoncen-Dummheiten. Wer die Zeitungen so tagsaus tagein aus geschäftlichen Rücksichten zu durchblättern gezwungen ist, wie dies ein armer Tintenkuli nothgedrungen muß, um sein bischen Leben zu fristen, stößt nicht nur im redaktionellen, sondern auch öfters im Inseratentheil auf die wunderlichsten Dinge, von denen einige beredte Beispiele an dieser Stelle einmal anzuführen, gütigst erlaubt sein möge. So ist in einer der letzten Nummern einer viel gelesenen Tageszeitung Mitteldeutschlands folgendes Inserat zu lesen: „Junger Mann in Viehzucht bewandert gesucht; Bewerber mit speziellem Schweineverstand bevorzugt." — Ein Bücherantiquariat veröffentlicht folgende bezeichnende Anpreisung: „Neu! Soeben erschienen! Meine Schwiegermutter. Solid und kräftig gebunden, nur 3 M." — In einem anderen Blatte schreibt wiederum ein findiger Schuster: „Wer sich versohlen lassen will, bringe seine Stiefel nach der Großen Herrengasse." — Eine urkomische Geburtsanzeige erläßt ein Schneidermeister W. in dem Amtsblatt seines Wohnortes: „Hiermit zeige ich allen meinen Freunden und Bekannten ganz ergebenst an, daß ich heute früh von einem strammen Jungen entbunden worden bin. Schneidermeister W. im Namen seiner Frau." — Recht tief blicken läßt folgendes, sehnsüchtiges Inserat einer einsamen, welkenden Schönheit: „Blühendes, junges Mädchen in reifen Jahren sucht das Heim eines edlen Mannes zu schmücken und zu beglücken." — Und nun schließlich noch die Annonce eines stellenlosen Kollegen von der Feder in einem amerikanischen Blatte: „Redakteur, mit allen Hunden gehetzt, in der Polemik schärfer als ein Rasirmesser und wirkender als eine Platzpatrone, sucht angemessene Stellung."

— Mutter: Es ist wahr: er ist ein bischen alt, aber er ist reich! Hoffentlich hast Du ihm nicht gesagt, daß Du ihn nicht liebst? Tochter: Was fällt Dir ein? Damit wart' ich, bis wir verheirathet sind.

— Richtige Bezeichnung. Herr (auf dem Balle): „Fräulein, darf ich um Ihre Angelkarte bitten?"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 86. Samstag, den 15. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

12 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Ich und aufgeregt! So was gibt's nicht. Bei uns ist ja alle Naselang was los. Da käme ich aus der Aufregung gar nicht heraus.“

Sie nimmt einen kräftigen Schluck aus ihrer Kaffetasse.

Die Ohrgehänge scheinen Mimis Zufriedenheit zu finden. Wohlgefällig blickt sie noch einmal in den Spiegel. Dann langt sie nach einer der dunkelglühenden Rosen und hält sie an verschiedene Stellen ihres rothblonden, auffallend hochfrisierten Haares. Wie mechanisch fragt sie dabei, ohne die alte Dame anzusehen:

„Sie trinken wohl gern Kaffee, was?“

„O ja,“ erwidert diese sichtlich zerstreut, „seit ich einem echten Sachsen den Haushalt führe! . . . Nur darf der Kaffee nicht zu stark sein — und die ersten sechs Tassen möglichst heiß. Bei den übrigen kommt's dann nicht mehr so drauf an.“

Sie fingert in ihrem Strickkörbchen herum und drückt dann ärgerlich auf eine vor ihr stehende, überblank geputzte Glocke.

Sofort stolpert ein bartloser Diener herein, dem die in die Stirn gekämmten rothen Haare ein ungemein dumm verschmitztes Aussehen verleihen.

„Franz, mir fehlt ein Knäuel Wolle!“ grollt Fräulein Bergers Stimme hinter ihrem Strickstrumpf.

„Soll ich suchen oder sowas?“ schnarrt der Diener. Sein Mund dehnt sich dabei fast bis zu den großen, etwas abstehenden Ohren.

„Ja, in meinem Schlafzimmer!“

„Bon!“

Und schon ist er wieder, stolpernd wie er gekommen, verschwunden.

„Ich sehe, Sie sind schon in Gesellschaftstoilette, Fräulein Mimi,“ läßt sich wieder die Stimme der alten Dame vernehmen. „Schon wegen heute Abend? . . . Wir haben ja erst Mittag!“

Wichtig zieht Mimi ihre hübschen Schultern in die Höhe.

„Ich probir' ja auch bloß an. Ich muß doch wissen, was mich am besten kleidet. Die fremden Herren —“ sie befestigt die Rose ganz oben an der äußersten Spitze ihres toupirten Haarknotens und tänzelt dann zu Fräulein Berger hin: „Was meinen Sie — so?“

Ruhig weiter strickend, entgegnet die alte Dame gleichgiltig:

„Sehr schön!“

„Oder — so?“ Mimi hält die Rose an die linke Seite des Haarknotens.

„Auch schön.“

„Nein — so!“

„Ebenfalls sehr schön.“

Unwillig zieht Mimi die Oberlippe in die Höhe. Die Arme noch erhoben, um die unwiderstehlichste Wirkung der Rose in ihrem Haar auszuprobiren, schmollt sie:

„A — a — ach? Sie müssen's mir ordentlich sagen, Fräulein Berger.“

„Ein hübsches Mädchen ist immer hübsch. Wo die Rose sitzt, ist ganz egal,“ erwidert diese zerstreut, während ihre Finger von neuem in dem Strickkörbchen auf die Suche gehen. „Da ist er ja!“ ruft sie plötzlich erfreut, indem sie einen kleinen Knäuel rother Strickwolle auf den Tisch legt.

In diesem Augenblick stolpert der Diener wieder herein, um mit seinem dümmsten Gesicht zu melden, daß er den Wollknäuel nicht auftreiben könne. Auf Fräulein Bergers Bemerkung, daß sie denselben inzwischen selbst gefunden habe, stößt er sein stereotypes „Bon!“ heraus und verläßt mit einer verunglückten Verbeugung vor der dekolletirten, eleganten Mimi pfiffig grinsend das Zimmer.

Inzwischen hat Mimi sich mit allen möglichen Schmucksachen beladen. Saphirgehänge funkeln in ihren kleinen Ohren; eine übergroße Diamantenbrosche hält auf der Brust die Spitzenvolants der grünlich schillernden Seidenrobe zusammen; um den weißen, etwas zu vollen Hals schlingt sich eine dreifache Schnur matt-

glänzender Perlen, und die nackten Arme sind fast zur Hälfte bedeckt mit Spangen und Reifen jeder Art.

Noch ein kokettes Hin- und Herwiegen vor dem großen blitzblanken Spiegel, ein Ziehen an der knapp-sitzenden Taille, ein letztes Zupfen an den sorgfältig gekräuselten Stirnhärchen — und Mimi tritt mit einem tiefen, an die Hofverbeugungen gemahnenden Knix — ein Ueberbleibsel ihrer Tanzstundenerinnerungen — vor Fräulein Berger.

„Nun, wie gefalle ich Ihnen jetzt?"

Zum ersten Male blickt die alte Dame auf.

„Sehr schön! Das muß ich sagen. Zum Heirathen schön!" ruft sie enthusiasmirt.

Mimi lächelt selbstgefällig.

„Ja — a — a? Zum Heirathen?" . . . Doch plötzlich ändert sie ihren Ton. „Weshalb haben Sie eigentlich nicht geheirathet, Fräulein Berger?" fragt sie neugierig.

Ein Seufzer entringt sich der Brust der alten Jungfer.

„Früher — als ich jung war — da habe ich gar nicht ans Heirathen gedacht. Und dann — hab' ich's überhaupt vergessen."

Mimis Augenbrauen schnellen in beängstigender Weise in die Höhe, so daß sie fast unter den tiefhängenden Stirnlöckchen verschwinden.

„A — a — ach? Wie kann man nur das Heirathen vergessen!"

Fräulein Berger anwortet nicht. Sie ist bereits wieder mit ihrem Strickstrumpf und der Kaffeetasse beschäftigt.

„Wissen Sie, wie man das nennt?" fragt Mimi schnippisch.

Gleichgiltig schüttelt Fräulein Berger den Kopf.

„Das nennt man „Sitzenbleiben"!" spöttelt Mimi.

Das alte Fräulein, welches die einmalige Blüthe des Lebensmaies längst verpaßte, versucht zu lächeln. Dann spült sie mit einem langen Schluck Kaffee Mimis Impertinenz hinunter.

„Ich — o, ich möchte nicht sitzen bleiben," philosophiert Mimi weiter, indem sie den Schmuckkasten zuklappt und einen zärtlichen Blick auf das mitgebrachte Buch wirft. „Nein, ich möchte nicht sitzen bleiben."

„Sie bleiben auch nicht sitzen, Fräulein Mimi. Ein solch hübsches Mädchen — und reich!" tröstet die alte Jungfer.

Blitzschnell dreht Mimi sich nach der Sprecherin um.

„Ich bin ein guter Bissen für einen Mann, nicht wahr?"

Dann nickt sie, die Hände in die Hüften gestemmt, um die Wirkung ihrer schlanken Taille auszuprobiren, ihrem Spiegelbilde zu und öffnet gerade den Mund, um eine neue Weisheit loszulassen, als die Thür aufgeht.

Ruhig und ernst tritt eine schlanke, hohe Mädchengestalt ein, in der Hand einen offenen Brief.

„Ich suchte Dich schon überall, Mimi."

Beim Klang dieser auffallend tiefen, wohltönenden Stimme läßt Mimi ihr verwunderndes „A — a — ach?" hören. Doch ist sie so sehr in ihr Spiegelbild vertieft, daß sie vergißt zu fragen, weshalb die Freundin sie überall gesucht habe.

„Mein Mütterchen schreibt mir soeben, meine Schülerinnen seien aus Italien zurückgekehrt," fährt das schöne Mädchen in bedauerndem Tone fort. „Ach, nun ist's für mich bald aus mit der Herrlichkeit am Rhein!"

„A — a — ach? Wie schade!" ruft Mimi enttäuscht. „Dann wird's hier wieder langweilig . . . Und Du mußt wieder arbeiten, ochsen, büffeln. Arme Sigrid!"

Ein sonniges Lächeln huscht über die edelgeschnittenen Züge des Mädchens.

„Das hat auch sein Schönes," bemerkt sie freundlich.

„Das finde ich nicht."

„O doch! Wenn die Kinderchen mit großen Augen aufmerksam lauschen; wenn man sieht, wie der kleine Geist nach und nach geweckt wird und sich bildet und begeistert für alles Schöne, Edle —"

„Das kann ich mir vorstellen," läßt sich aus dem Erker her Fräulein Bergers etwas heisere Stimme vernehmen, und die Blicke der alten Dame hängen mit schwärmerischer Zärtlichkeit an dem großen schönen Mädchen, das in der edlen Begeisterung für seinen Beruf doppelt anziehend ist.

„Vorhin war ich auch einmal begeistert!" ruft Mimi trocken dazwischen.

Sigrid unterdrückt ein leichtes Lächeln.

„Du?" fragt sie verwundert.

„Ja, ich. Mein neues Buch ist endlich angekommen." Und Mimis Hand streicht zärtlich über den rothen, goldschnittgezierten Einband.

Mit einem Blick überfliegt Sigrid den Titel.

„Die Kunst zu heirathen," liest sie halblaut.

Jetzt geräth Mimi wirklich in so etwas wie Begeisterung.

„O Sigrid, das ist ein Buch, sage ich Dir — so etwas Interessantes hast Du noch nie gelesen. Wer das gut studirt, kann beim Heirathen nicht 'reinfallen. Das ist ganz unmöglich."

(Fortsetzung folgt.)

Ein kleiner Roman aus dem Leben.

Die Geschichte beginnt in einem Eisenbahn-Coupé erster Klasse in einem Zuge, der eben durch das nördliche Mähren saust. Die Insassen dieses Coupés sind eine interessante, halbverschleierte Dame, der man noch immer Spuren großer Schönheit anmerkt, wenn auch die erste Jugend vorüber ist, und ein junger Mann in eleganter Reisetoilette. Er ist dem Anscheine nach ein Vergnügungsreisender, in fröhlichster Laune und stets bereit, der Held eines Reiseabenteuers zu werden . . . Sollte sich dieser sein lebhafter Wunsch jetzt erfüllen?

Bald ist eine animirte Konversation im Gange. Die Dame ist die Gattin eines reichen Fabrikanten und fährt zum Besuche einer befreundeten Familie, mit der sie in regem Verkehr stand. Der junge Mann? Nun, er ist, wie er betont, von demselben Metier wie der Gatte der Dame — ein Anknüpfungspunkt mehr — ein Fabrikantensohn nämlich, er reist häufig in Geschäften, zuweilen auch zu seinem Vergnügen, wie gerade diesmal. Man spricht über die Fragen des Tages, über gesellschaftliche Verhältnisse, die Konversation gleitet unmittelbar hinüber auf das persönliche Gebiet und die Dame beginnt bei einer Wendung des Gespräches ihrem Reisegefährten anzudeuten, daß sie eine „unverstandene Frau" sei.

Wer kennt nicht dieses Thema mit seinen Irrgängen und Ausläufern. In dem Klageregister, das sie so aufrollt, nimmt eine Kritik allzu großer Sparsamkeit der Männer, aber insbesondere ihres Gatten, einen breiten Raum ein. Der Reisegefährte begegnet diesen Ergüssen mit der chevaleresken Fröhlichkeit eines jungen Lebemannes, der für Alles ein Witzwort findet und die großen Fragen des Lebens nicht tragisch zu nehmen pflegt. Er ist stets hilfsbereit, namentlich Damen gegenüber, deren Thränen er nicht sehen kann. Eine Frau in materieller Bedrängniß, das ist häßlich. . . . Er schlägt einen so liebenswürdigen Ton von fast kameradschaftlicher Herzenswärme an, daß man ihm kaum böse sein kann; selbst dann nicht, als er nach so kurzer Bekanntschaft der Dame ein Darlehen offerirt. Er entnimmt seiner Brieftasche eine Hundert-Guldennote, überreicht sie mit gewinnendem Lächeln seinem Gegenüber und bemerkt hierzu, dies sei momentan der Rest seiner auf der Vergnügungsreise aufgebrauchten Baarschaft, er werde sich gelegentlich diese Schuld schon einkassiren. Uebrigens brauche er für den heutigen Tag und bis zur Rückkehr in sein Heim höchstens noch zehn bis fünfzehn Gulden. Die Dame, zuerst verblüfft, dann fast entrüstet über dieses Ansinnen, läßt sich schließlich doch von dem hübschen jungen Fremden bestimmen, das Geld zu nehmen und reicht ihm ihrerseits den obengenannten kleinen Betrag. Bald darauf trennt man sich in bester Laune mit den Worten: „Auf Wiedersehen!"

An dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, besorgte die Dame zunächst einen Einkauf, bei welchem Anlasse sie die Hundert-Guldennote wechseln mußte. In einer kleinen Stadt ist man gegen Fremde, die mit verhältnißmäßig großen Noten zahlen wollen, mißtrauisch. Der Kaufmann prüft den Hundert-Guldenschein und sein scharfes Auge entdeckt eine Unregelmäßigkeit. Er sendet rasch hinüber zum benachbarten Wechsler und dieser erklärt kurzweg die Note für falsch.

Die Dame wird von diesem Ergebniß verständigt. Sie ist entsetzt über die Zumuthung, falsches Geld bei sich zu führen und glaubt, der peinlichen Affaire am besten dadurch ein Ende zu bereiten, daß sie sich mit vollem Namen als die Gattin des bekannten und reichen Fabrikanten vorstellt.

Damit ist aber die Provenienz der falschen Hundert-Guldennote keineswegs aufgehellt und die Polizeibehörde hat ein begreifliches Interesse daran, zu erfahren, wieso die Fabrikantengattin in den Besitz des falschen Geldes gelangt ist. Sie erklärt, ihr Gatte habe ihr die Note mitgegeben.

Die Polizei des Ortes verständigt die Polizei in dem Wohnsitze des Fabrikanten, und auf diesem Wege erfährt er, in welcher Situation sich seine Frau befindet. Auf eine präzise Frage erkärt er, er habe seiner Frau einige Noten zu fünf Gulden auf die Reise mitgegeben. Nun gestaltet sich die Sachlage erst recht kritisch. Die Fabrikantengattin — telegraphisch von dieser Aussage in Kenntniß gesetzt und um Gegenäußerung ersucht — ist nun in der Zwangslage, entweder einen schweren, ungerechtfertigten Verdacht auf sich zu laden, oder aber offen zu gestehen, was sich begeben habe und wieso sie in den Besitz der falschen Note gelangt sei.

Nach schwerem Kampfe entschließt sie sich dazu, die Wahrheit zu gestehen. Ihr gegenüber ist nun die Aktion der Polizei beendet; sie hat nichts zu thun, als das Signalement jenes Gentleman zu geben, der ihr Reisegefährte war. Sie selbst kehrt zurück in das Haus ihres Mannes. Ihre Thränen vermögen nicht für ihre Schuldlosigkeit zu zeugen. Der Gatte bleibt unerbittlich; er läßt durch seinen Advokaten die Scheidungsklage einbringen.

Mannigfaltiges.

— Die wenigsten Zahlen dürfte ein Stamm der Austral-Neger kennen, der an der Torresstraße zwischen dem australischen Festland und Neu-Guinea

Guinea auf den Murray-Inseln wohnt. Der englische Forschungsreisende Hunt erzählt von diesen Leuten, daß sie nur die beiden Zahlen 1 und 2 kennen und alle übrigen Zahlen durch Verdoppelung oder durch Pantominen ausdrücken. So bezeichnen sie die Zahl 3 mit zwei-eins, die Zahl 4 mit zwei-zwei. Weiter gehen die Wortkombinationen durch Zahlen nicht. Für alle übrigen Zahlen müssen Glieder des menschlichen Körpers herhalten, wodurch bis zur Zahl 31 gezählt werden kann. Wie wir zuweilen unsere zehn Finger als Hilfsmittel beim Zählen benutzen, so haben diese Insulaner noch andere Körperstellen zur Zahlenbezeichnung in ihr Ziffernsystem hineingezogen. Sie fangen am kleinen Finger der linken Hand an zu zählen, dann kommen die übrigen Finger, dann das Handgelenk, dann der Ellenbogen, dann die Achselhöhle, dann die Schulter, dann die Vertiefung über dem Schlüsselbein, dann das Brustbein und dann geht es, nur in umgekehrter Reihenfolge, auf der rechten Seite bis zum kleinen Finger der rechten Hand hinunter. Hierauf kommen die Zehen, und dann ist Schluß der Zahlenvorstellung, alles was einen größeren Werth, als die auf die eben angedeutete Art zu bezeichnenden Zahlen ergibt, wird einfach mit einem Ausdruck benannt, der auf deutsch etwa mit „viel" zu übersetzen wäre. Allein die Kultur zieht auch in diese stillsten und bisher noch gänzlich unbekannten Winkel der Wohnsitze eines Naturvolkes hin und so soll auch hier mit dem rapiden Ausbreiten englischer Sitten, die englische Sprache und mit ihr die Zahlworte Eingang und günstige Aufnahme gefunden haben. Jedenfalls dürfte das Bekanntsein einer derartigen primitiven Zahlmethode für die ethnographische Wissenschaft von einem ganz unschätzbaren Werth sein, da hierdurch gewisse, bisher noch ungedeutete Vorstellungskreise aussterbender Naturvölker leichter gedeutet und verstanden werden dürften.

— Ist der Hummer ein Fisch? Ueber diese schwerwiegende Frage liegen zur Zeit die französische und die englische Diplomatie in Streit. Die Franzosen bejahen die Frage ohne Weiteres, die Engländer verneinen sie hartnäckig. Die Neufundlandfrage hat auch dieses Problem aufgeworfen. Der Utrechter Vertrag vom Jahre 1715 gesteht nämlich Frankreich das Recht des Fischfangs in einem bestimmten Gebiet zu. England behauptet, daß dieses Zugeständniß sich nicht auch auf die Hummern beziehen könne, denn diese seien Schalthiere. Die Meinungsverschiedenheit ist von um so größerer Bedeutung, als der Reichthum an eigentlichen Fischen in den neufundländischen Gewässern sehr abgenommen hat, während der Hummer sich vermehrt hat. Wenn man sich einfach an die Klassifikation der modernen Naturgeschichte hielte, dann wäre der Streit bald zu Gunsten Englands entschieden. Aber von französischer Seite macht man nicht mit Unrecht geltend, daß man, um einen Vertrag sinngemäß auslegen zu können, sich auch um die Anschauungen, die zur Zeit seiner Unterzeichnung herrschten, kümmern müsse. Und da ist es denn gewiß, daß zur Zeit des Utrechter Vertrages die Naturhistoriker, Vorgänger Linnés, sich noch an die alte Plinius'sche Klassifikation hielten, die unter die Fische alle im Wasser lebenden Thiere zählte. — Was wird nun die moderne Diplomatie aus dem Hummer machen?

— Gemüthlich. Vater der Braut: „. . Heute kann ich Ihnen noch keine bestimmte Antwort geben; erst muß ich mich im Auskunftsbureau über Sie erkundigen!" — Bewerber: „Nun, da können wir ja zusammen gehen — ich wollte mich gerade auch über Sie erkundigen!"

— Einfach. Gutsfrau: „Was, Jochen, der Deckel von der Milchkanne fehlt schon acht Tage? Was hast Du denn da beim Hineinfahren gemacht, damit Dir die Milch nicht übergeschwappt ist?" Jochen: „Nu, gnä' Frau, hoalt g'satzt hoab i mi drauf!"

— Origineller Heirathsantrag. Fräulein: „Herr Rath, ich bin jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, gesund, reich, lebenslustig und doch unbefriedigt. Was soll ich thun, wissen Sie nicht einen Rath für mich?" Rath: „Ja — mich!"

Welt.

Ich wandle still und selbstvergessen
Durch Mondesschnee im Palmenhain
Mit meinem Schatten; träum von Dir
Mein armes Lieb, süß, zart und fein.
Rings Opferdämpfe qualmen aus den Gründen
Vom nahen Dome weihevolles Künden:
Tag des Herrn,
Tag des Herrn!
Wollt Ihr denn nimmer enden,
Eintönige Arkaden?
Ich such' mein Lieb und find' es
Auf blumenduftgen Pfaden
Zum Palmenhain —
Bleibe mein!
„Bleibe mein". —
Welt, Glanz und Ehre
Wurden meine Buhlen
Ein güldner Faden wirbelt
Auf diamantnen Spulen
Mein Leben, rast und ruhelos
In liebebarem Glückesscheine
Sie hat die Ruh gefunden im Schoß
Des Friedenfeldes unter Palmen —
Wo ist meine?

Aschaffenburg, April 1899. Ord.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 87. Montag, den 17. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

13 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Danach bleibt auch wohl Niemand mehr sitzen," fragt Fräulein Berger gutmüthig, während sie einen inspizirenden Blick in die dickbauchige Kaffekanne wirft.

„Soweit habe ich noch nicht gelesen," erwidert Mimi wichtig thuend.

„Beim Heirathen kommt's einzig und allein aufs Herz an. Da hilft ein solches Buch gar nichts," wirft Sigrid etwas spöttisch ein.

„Was?" fährt Mimi auf. „Bei unsern heutigen Männern kommt's hauptsächlich darauf an, was ein Mädchen sonst noch hat. Ein Herz hat's so wie so ... Und da ist ein solches Buch ein wahres Labsal, eine wahre Perle."

„Romeo und Julia haben keine „Kunst zu heirathen" gebraucht, meine liebe Mimi!"

„Haben sich die denn auch gekriegt?"

Mit einem mitleidigen Lächeln, in das sich ein ganz klein wenig Geringschätzung mischt, blickt Sigrid schweigend die naive Fragerin an.

Wie die beiden Mädchen so nebeneinander stehen, kann man sich kaum einen größeren Gegensatz denken. Die Eine im knapp anschließenden, einfachen und doch überaus eleganten, taubengrauen Tuchkleid — die Andere in juwelenüberladener, hellseidener, tiefdekolletirter Gesellschaftsrobe. Das durchgeistigte, bleiche Antlitz der Einen umrahmt von einer Fülle dunkler Haare, die sich weich an die Schläfen schmiegen, den oberen Theil der kleinen Ohren verdecken und im Nacken in einen kunstvollen griechischen Knoten geschlungen sind — das runde, stets ein selbstgefälliges Lächeln zur Schau tragende Gesicht der Andern, gekrönt von einem übergroßen Toubet rothblonder Haare, in denen sich noch zwei voll aufgeblühte Rosen brüsten. Die Bewegungen der Einen ruhig, edel, harmonisch — diejenigen der Andern entweder blasirt langsam oder hastig, sich überstürzend ...

Mimi ist augenscheinlich mit der Wirkung ihrer Robe für heute Abend zufrieden. Sie verschwindet und kehrt bald darauf im bequemen, blauseidenen Morgenrock zurück.

Inzwischen blickt Fräulein Berger unruhig über den Garten hinweg auf die Straße. Der Tausend auch! Wo der Herr Biesemann heute bleibt! Er pflegt doch sonst nicht so lange am Stammtisch zu hocken ...

Während Sigrid am Schreibtisch Platz nimmt, um an ihre Mutter zu schreiben, ergreift Mimi gähnend ihr Buch „Die Kunst zu heirathen", legt sich bequem auf der Chaiselongue zurecht und beginnt zu lesen.

Da springt die Thür auf, und herein fliegt mit ausgebreiteten Armen Else Dahlheim.

„Guten Tag, Kinder!"

„Guten Tag, meine Else!" ruft Sigrid herzlich, die Freundin umarmend.

„Guten Tag, „Röschen vom Rhein"," brummt Mimi mokant von ihrem bunten Lager her.

Else macht eine humoristisch wegwerfende Bewegung. „So? Habt ihr's auch gelesen? Ach, laßt doch die Dummheiten!"

„Nein, die Zeitung hat ganz recht," ruft Fräulein Berger dazwischen. „Hübsch ist sie, die Fräulein Else und stets mit Fröhlichkeit geladen ist sie auch."

„Und sie schießt auch immer los," vollendet Else mit einem anmuthigen Knix vor der alten Dame.

Allgemeine Heiterkeit ... Dann fragt Fräulein Berger etwas ängstlich:

„Haben Sie nicht Herrn Biesemann gesehen?"

Else nickt eifrig.

„Gewiß, er ging soeben mit dem Stammtisch am Rhein entlang. Da wurde debattirt, mit den Händen gefuchtelt, gegriesgramt — huh!"

„Weiß der liebe Gott, was seit gestern mit dem Stammtisch los ist!" seufzt das alte Fräulein. „Es ist gerade, als ob eine Schraube locker geworden wäre." Noch einen Blick wirft sie hinaus in den Garten. Dann schüttelt sie ärgerlich den grauen Kopf. „Ich will mich doch einmal ums Essen bekümmern. Die drei Pensionsfreundinnen sind ja auch so schön beieinander. Da bin ich alte Jungfer sowieso überflüssig."

Damit rafft sie ihr Strickzeug zusammen und entfernt sich mit freundlichem Gruß.

Eine kurze Pause tritt ein, während welcher Mimi gleichmüthig in ihrem Buche weiter liest.

Jetzt, da die Luft rein ist und die drei Freundinnen allein sind, springt Else vom Fauteuil empor.

„Kinder!“ jubelt sie, „ich weiß eine Neuigkeit!“

„Neuigkeiten, die gibt's ja gar nicht mehr,“ meint Mimi, gähnt und vergißt dabei, die Hand vor den Mund zu halten.

„Doch, eine wirkliche Neuigkeit! Etwas für Dich, Sigrid.“

„Für mich,“ lächelt diese, indem sie auf dem bordeaurothen Plüschsofa Platz nimmt und Else neben sich zieht. „Raus damit!“

„Bei uns sind gestern zwei Herren abgestiegen,“ beginnt Else geheimnißvoll.

„Das ist doch nicht gerade eine Neuigkeit,“ meint Mimi gelangweilt.

„Aber der eine davon ist Kapitän.“

„A — a — ach? Kapitän auf einem Schiff?“

„Wo denn sonst? Doch nicht auf der Eisenbahn?“ lacht Else.

Sigrid ist ein wenig bleich geworden.

„Wenn bei Euch ein Schiffskapitän absteigt, so ist das doch nichts Besonderes,“ bemerkt sie mit dem Versuch, gleichgiltig zu erscheinen.

„Das wohl nicht, Sigrid. Aber wie sein Schiff heißt! Rathe einmal!“

„Wie kann ich das rathen?“ murmelt Sigrid, nervös mit dem schmalen Goldreifen an ihrem linken Arm spielend.

Geheimnißvoll hält Else die Hand an den Mund, während sie der Freundin neckend ins Ohr tuschelt:

„Brunhilde.“

„Ah, gerade so — wie —“

„Gerade so, wie das Schiff, mit dem Du von Amerika kamst.“

Sigrid blickt einige Sekunden schweigend vor sich hin.

„Wie heißt der Kapitän?“ fragt sie dann hastig, während die Röthe der Erwartung ihre Wangen färbt.

Else zieht ein nachdenkliches Gesicht.

„Ja, wenn ich den Namen wüßte! Bei der Vorstellung habe ich den natürlich überhört, und ins Fremdenbuch eingetragen haben sich die Herren noch nicht.“

„Wie sieht er denn aus?“

„Ein echter Seebär: sonnverbrannt, kraftstrotzend, ungeschickt, fast tölpelhaft. Du wirst beide Herren übrigens heute Abend kennen lernen. Herr Biesemann hat sie eingeladen.“

„A — a — ach? Das also sind die fremden Herren!“ ruft Mimi lebhaft. Ihr ganzes Interesse scheint plötzlich zu erwachen. Hastig springt sie von der Chaiselongue empor.

„Dazu muß der Herr Kapitän auf dem Meer das Sprechen so ziemlich verlernt haben,“ fährt Else fort. „Ja“ . . . „nein“ . . . „doch“ . . . „vielleicht“ . . . mehr ist nicht aus ihm herauszubringen.“

Die Erregung, welche sich Sigrids bemächtigte, als sie den Namen des Schiffs „Brunhilde“ hörte, schwindet.

„Dann ist es nicht mein Kapitän,“ scherzt sie, „der konnte schon sprechen. Einmal habe ich ihn im Sturm beobachtet. Wie er da von der Kommandobrücke mit seiner Löwenstimme herunterdonnerte — ich weiß nicht, was mir damals mehr imponirte — er oder der Sturm.“

„Na, unser Kapitän, der donnert nicht los,“ lacht Else. „Der spricht kaum.“

„Ach was, da muß man ihn eben zum Reden bringen!“ ruft Mimi wichtig. „Manche Männer sind schüchtern; die armen Teufel müssen etwas ermuthigt werden. So steht's auch in meinem Buch „Die Kunst zu heirathen“.“

Ueber das soeben noch blasirt gleichgiltige Mädchen ist eine quecksilberne Unruhe gekommen. Hastig eilt sie zum Spiegel, zupft ihre Löckchen zurecht und probirt ein paar verführerische Augenaufschläge.

Während Sigrid und Else über das komische Bild noch heiter lachen, kommt der Diener und überreicht Mimi zwei Visitenkarten mit der Meldung, er habe die Herren in den Salon geführt.

„Kommt, Kinder, schnell!“ ruft Mimi, einen flüchtigen Blick auf die Karten werfend. „Die beiden Fremden aus dem „Feuchten Eck“! . . . So eilt Euch doch, damit die Herren nicht so lange warten müssen!“

„Nun kannst Du ja gleich den stummen Kapitän zum Reden bringen,“ neckt Else.

„Das werde ich auch, verlaßt Euch drauf!“

Und Mimi eilt den beiden Anderen voraus in den Salon.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Fußball als Lebensretter. Unter den überlebenden Passagieren des im Aermelkanal untergegangenen englischen Vergnügungs-Dampfers „Stella“ befindet sich ein 15jähriger Knabe Namens Bening

Arnold, der seine Rettung hauptsächlich einem Fußball zu verdanken hat. Der Junge, der in Begleitung seiner Mutter und seines Bruders an Bord war, erzählte einem Zeitungsberichterstatter seine rührende Geschichte. „Mutter, Claude und ich waren gerade zusammen, als das Schiff auf den Felsen rannte. Der Stoß erschreckte uns sehr, aber wir ahnten nicht, daß die Gefahr so groß sei. Mutter half dem Untersteward dabei, einigen Kindern und Frauen die Rettungsgürtel umzulegen. Mir knüpfte sie außerdem meinen Fußball mit dem Lederstreifen in ein Knopfloch meiner Jacke und sagte: „Vielleicht wird er Dir von Nutzen sein, mein Liebling." Es waren die letzten Worte, die ich aus ihrem Munde hörte. Wir glaubten, es wäre Zeit genug und versuchten daher nicht, uns durch die Menge zu drängen, um zu den Rettungsbooten zu gelangen. Da sank der Dampfer ganz plötzlich und riß uns mit hinab. Mein Fußball brachte mich sofort wieder an die Oberfläche. Indem ich auftauchte, dachte ich, daß Mutter und Claude ertrinken müßten, wenn sie nicht in den nächsten fünf Sekunden erscheinen würden. Ich konnte sie jedoch nirgends entdecken; dann stieß ich plötzlich mit dem Kopfe an etwas Hartes und verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mein Handgelenk von einem Herrn festgehalten, der sich an ein umgekehrtes Boot geklammert hielt und mich nun nöthigte, dasselbe zu thun. Da ich bestimmt wußte, daß Mutter und Bruder ertrunken waren, wollte ich auch nicht leben. Der Herr gab mir ein paar derbe Ohrfeigen und zwang mich, auf meine Rettung bedacht zu sein. Nach einer Stunde richtete sich das Boot von selbst auf, es war jedoch bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Von den vierzehn Personen, die sich mit uns an dem gekenterten Fahrzeug festgehalten hatten, starben später mehrere vor Erschöpfung und wir mußten ihre Leichen über Bord werfen. Ein junger Mann wurde kurz vor seinem Hinscheiden wahnsinnig und es war schrecklich mit anzusehen, wie er sich die Haare raufte, indem er gellende Schreie ausstieß. Die Franzosen, die uns nach 22stündiger Irrfahrt endlich in Sicherheit brachten, waren über alle Maßen liebevoll zu uns." — Die Geschichte klingt, als ob sie nicht ein junger Engländer, sondern ein — alter Amerikaner erzählt hätte.

— Paul Pampa, der ehemalige schwarze „Maikäfer", hat nach längerer Pause wieder einmal an Herrn Prediger Schall in Cladow geschrieben. Der Brief lautet: „Jaunde, den 20. Dezember 1898. Meinen hochgeehrter Herr Prediger Martin Schall! Bericht diese Woche und ganze Zeit. Ich bin immer noch Gründlich Buch bin. (Soll bedeuten, daß er noch immer fleißig die Bibel liest.) Ich und Herrn Premierleutnant wir haben diesen Jahre sehr großartig Sachen gemacht haben. Eine große Stadt von Ngila, heiße Guatarin, wieder verhauen haben. Und Herrn Leutnant Dominik hat die kaiserliche Station Jaunde richtig fertig gebaut habe. Denn noch haben wir diese Jahre ich und Herrn Premierleutnant 60 Elephanten Tod geschossen und 5 Jungen Elephanten haben, 3 sind todt, 2 sind richtige Elephanten geworden. Lieber Herr treuer gute Meister Dominik geht es ganz gut. Tapferkeit Herrn ist Dominik. Jetzt geht es los wieder Ngila verhauen werden vielleicht im Januar Abmarsch, es dauert aber längere Zeit von 5 bis 6 Monat. Lieber Vater Prediger, Herrn Martin Schall, ich habe in diese Jahre lange Zeit Rheumatismus gehabt. Jetzt bin ich bald wieder gesundheit. Meine Braut ist jetzt bei Herrn Missionar Boner, ist schon da 15 Monate. Besser ist alle längerer Zeit 2 Jahre in der Schule bleiben müssen wollte, dann hatte sie genug lernt. Es thut Mir sehr leid, dass es ich habe gehört, daß Sie Seid nicht mehr beim Reichstag absetzt, daß war es nicht gut, für die Bauer in Cladow, die haben Sie Unterverklaschen, es schade aber nicht, laß es sein und der liebe Gott weiß alle und sieht. Ich gratulire, daß es Sie wieder einen kleinen Sohn hätten. Glückwünsche Zum neuen Jahre. Ich wünsche zum neuen Jahre meine liebe, gute (folgen verschiedene Namen) viele Grüße allen meinen Bekannten und Freunden in die Heimath Cladow, daß ist mein Hand geschrieben, aber ist es möglich, ob wir wieder zusammensehen auf diese Erden, ich glaube Himmel doch wiedersehen. Verbleibe ich Ihr dankbarer brauner Sohn. M. Paul Pampa hier Jaunde.

— Im Budapester Abgeordnetenhause wurde eine lustige Wette ausgetragen. Während der Rede des Abgeordneten Visontai fiel es auf, daß er fortwährend von der äußersten Linken mit Beifall unterbrochen wurde, obwohl er sogar manchmal den Minister lobte. Bald erfuhr man den Grund dieser Zustimmung. Vor der Sitzung hatte man Visontai ersucht, sich möglichst kurz zu fassen. Er erklärte, er werde nur eine halbe Stunde lang sprechen. Man kennt ihn aber besser und weiß, daß er, wenn er einmal im Reden ist, nicht so leicht wieder aufhört. So bot ihm der Abgeordnete Györi eine Wette an, und zwar verpflichtete er sich, für je fünf Minuten, die Visontai weniger als eine halbe Stunde spreche, eine Flasche Champagner zu zahlen. Dagegen müsse Visontai für je fünf Minuten, die er länger als eine halbe Stunde spreche, gleichfalls eine Flasche Champagner zahlen. Darauf ging Visontai ein. Deshalb wurde er von der äußersten Linken durch Zustimmungsrufe immer angefeuert, möglichst lange zu sprechen. Seine Gesinnungsgenossen wußten, daß sie

sich die Kehlen ruhig heiser schreien können, da sie sie ja dann mit Champagner befeuchten könnten. Visontai sprach thatsächlich nicht nur eine halbe Stunde, sondern über eine Stunde. Als er fertig war, gab die Bilanz für Györi $8\frac{1}{2}$ Flaschen Pommern. (Gewissen anderen Parlamenten, die sich unheimlich redefroher Mitglieder erfreuen, möchte die Nachahmung dieser Wette empfohlen sein, da hiedurch die Vielrednerei jener doch wenigstens einen erkennbaren Vortheil hätte! Red.)

— Das erzwungene Duell. Die in St. Petersburg erscheinende Militärzeitung „Raswedtschik" veröffentlicht eine interessante Darstellung der Art, wie in Rußland Offiziersduelle erzwungen werden. In der Einleitung heißt es, zwei intime Regimentskameraden, alte Freunde schon von der Schule her, hätten in ihrer Wohnung gezecht und wären in der Weinseligkeit an einander gerathen. Hierbei erhielt A. einen Schlag in's Gesicht. Andern Tages wird der Geschlagene vor den Redimentskommandeur beschieden:

„Sie erinnern sich, was gestern Abends nach Tisch mit ihnen geschah?"

„Es geschah nichts besonderes, Herr Oberst."

„Gar nichts?"

„Ich weiß von nichts."

„Nun, so sage ich Ihnen: Sie erhielten gestern vom Leutnant Wolotzki einen Schlag ins Gesicht, als sie ihm nicht gestatten wollten, eine Pistole von der Wand zu nehmen. Entsinnen Sie sich dessen?"

„Nein, Herr Oberst. Entschuldigen Sie, wir Beide waren berauscht. Sollte das auch passirt sein, so jedenfalls ohne Absicht, in der Bewußtlosigkeit."

„Ueber Absichten habe ich kein Urtheil. Ich kenne die Thatsache. Sie fiel in Gegenwart von Zeugen vor, im Beisein von Offizieren eines anderen Regiments. Wie gedenken Sie Ihre Ehre wieder herzustellen, die Ihnen angethane Beleidigung abzuwaschen?" . . . .

Der „Beleidigte" begibt sich zu dem „Beleidiger", seinem Herzensfreunde. Der liegt noch zu Bett und schläft. Er weckt ihn:

„Wassja, erinnerst Du Dich, was Du gestern thatest?"

„Nein, durchaus nicht. Ich war doch voll wie ein Stiefel. Was gibts denn?"

„Du schlugst mich ins Gesicht."

„Sapperment (Wassja springt auf)! Verzeih', verzeih', Bruderherz! So ein Thier war ich! Aber total betrunken . . . verzeih', mein Liebster — nicht?"

„Ich weiß ja Alles, aber es waren Zeugen zugegen, Iwanzow und Skribitzki. Sie haben geplaudert und . . ."

„Und der Oberst hat Dich deshalb rufen lassen?"

Er nickte schweigend. Bald darauf standen die Freunde zur Wiederherstellung ihrer Ehre auf der Mensur. Den Einen tödtete die Kugel, die ihren Weg unglücklicher Weise nicht verfehlte, den Anderen brachte sein Gewissen zum Wahnsinn!

— Ueber ein reizendes Kleinbahn-Idyll schreibt man den „M. N. N.": Daß man es auf Kleinbahn.n mit der Zeit nicht sonderlich genau nimmt, daß u. A. auf Stationen mit guten Bierverhältnissen die Wartezeit nicht selten über das Fahrplanmäßige ausgedehnt wird, dürfte wohl Keinem, der öfter dieses Beförderungsmittel in Anspruch zu nehmen genöthigt ist, ganz unbekannt sein. Daß man aber auf solch' einer Bahn unter Umständen ohne Entgelt fahren kann, dies erfuhren zum ersten Male diejenigen ausflugsbedürftigen Breslauer, die am zweiten Osterfeiertage mit der nach dem Nordem der Provinz führenden Kleinbahn „ins Freie flogen". Auf besagter Bahn ist es Mode, das Fahrgeld während der Fahrt zu zahlen; am genannten Tage jedoch fand sich nach einer Meldung der „Kattowitzer Zeitung" Niemand ein, der das Fahrgeld einkassirt hätte, so daß den „bedauernswerthen" Reisenden nichts Anderes übrig blieb, als — umsonst zu fahren.

— Der kleine Skeptiker. Mutter (die dem Willy die Fabel vom Löwen und der Maus erzählt): „Siehst Du, mein Kind, der Starke soll dem Schwachen nie etwas zu leid thun! . . . Wie edel und großmüthig war der gewaltige Löwe, als er die kleine Maus laufen ließ!" — Willy (nachdenklich): „Aber, Mama, vielleicht essen die Löwen nicht gern Mäuse!"

— Ein naiver Gatte. Professor (ärgerlich zu seiner Frau): „Du bist aber wirklich unberechenbar, Amalie! Vor zwei Jahren wünschtest Du Dir so brennend diesen Hut, und nun ich Dich jetzt damit überraschte, freu'st Du Dich nicht einmal!"

Andacht.

Das nenn ich Sonntagmorgenglück,
Lacht uns ein solcher Zauberblick
Aus sonnenfrohen Mädchenaugen!
Nicht Kirche und Gebetbuch brauchen
Wir dann zum rechten Andachthalten,
Und ganz von selbst die Hände falten
Und beugen sich die stolzen Kniee
Und frömmer ruft niemand Anny!
Anny, erhalte Dich der droben,
Den abertausend Engel loben.
O großer Gott, laß es so werden
Gib mir den einen Engel auf Erden
Und zürne mir nicht, an Gnaden reich,
Wenn ich bitt um ihn, wie ums Himmelreich.

Aschaffenburg, April 1899. Ord.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 88. Dienstag, den 18. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

14 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

VIII.

Sigrids Erinnerungen.

In dem geräumigen Salon der „Villa Fatime" erwarten inzwischen die beiden Freunde die Damen des Hauses.

Voll Interesse schweift Rolfs' Blick über die phantastische, in gesuchter Unordnung und Genialität arrangirte Ausstattung des Zimmers. Gobelins, japanische Fächer, fremdländische Waffen, Lassos, Alpenstöcke, orientalische Shawls, chinesische Vasen und Tigerfelle — alles in buntem Durcheinander . . .

Besonders das lebensgroße Bild einer Orientalin, welches in grellen Farben von einer Staffelei herunter kokettirt, scheint seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Etwas wie Erstaunen malt sich in seinen Zügen. Nachdenklich zieht er die Stirn in Falten; dann schüttelt er den Kopf. Woher sollte er auch diese üppige Orientalin mit den halb verschleierten Augen und den vollen, sinnlichen Lippen kennen? . . .

Leises Kleiderrauschen weckt ihn aus seinen Betrachtungen. Die drei jungen Mädchen betreten soeben das Zimmer.

Schon beim ersten Anblick des großen, blondbärtigen Mannes dort zuckt Sigrid zusammen. Unwillkürlich verlangsamt sich ihr Schritt, während Mimi auf die beiden Herren zugeht.

In ihrer fröhlich-harmlosen Weise übernimmt Else Dahlheim die Vorstellung:

„Herr Rolfs, Privatgelehrter und Weltreisender . . . Herr Kapitän —"

„Alsen," vollendet dieser auf ihren fragenden Blick.

„Herr Kapitän Alsen," wiederholt Else. „Und hier meine Freundinnen Fräulein Mimi Biesemann, die Nichte des Hausherrn und Fräulein Sigrid Burkhard."

„Ihr Herr Onkel hatte die Güte, uns beide Fremdlinge mit einer Einladung zu seinem heutigen Fest zu beehren," beginnt Rolfs mit einer tiefen Verbeugung vor Mimi. „So wollten wir uns erlauben, vorher unsern Besuch —"

„Onkel ist leider noch nicht da," fällt Mimi ein, indem sie einen ihrer schwärmerischen Augenaufschläge ins Feuer führt. „So müssen Sie schon mit uns Damen vorlieb nehmen."

„Ein höchst angenehmer Tausch, meine Gnädige!" Und wieder eine tiefe Verbeugung, doch diesmal mehr in der Richtung hin, wo Else neben Sigrid steht. „Sie wohnen ja hier wie in einem Museum."

„Ja, das Zeug hat Onkel alles von seinen Weltreisen mitgebracht," bemerkt Mimi gleichgiltig. Sie eilt zu einem reichgeschnitzten, perlmutterausgelegten Kredenztisch und füllt fünf Römer mit „Aßmannshäuser":

„Bitte, wollen Sie mal unsern Wein versuchen? Er ist sehr gut."

„Ein Willkommentrunk," ergänzt Sigrid, das zierliche Tablett den Herren präsentirend.

„Machen wir sofort! Auf Ihr Wohl, meine Damen!" ruft Rolfs heiter.

„Auf Ihr Wohl," bestätigt Alsen.

Und „Prosit!" erschallt es melodiös von drei Paar frischen Mädchenlippen.

Während Rolfs langsam sein Glas leert, fliegen seine Blicke wieder forschend zu dem Bild der Odaliske auf der Staffelei hinüber . . . Und plötzlich flimmert es über sein Gesicht wie ein Blitz der Erkenntniß.

„Gefällt Ihnen die?" neckt Else, nach der Staffelei deutend.

„Gefallen? Nein! . . . Aber ich glaube, die Dame ist mir schon irgendwo einmal begegnet."

„A — a — ach? Das wird aber Onkel freuen!"

„Mit großem Interesse betrachtet jetzt Rolfs eine antike Vase, die auf dem Kamin steht, während es noch immer von unterdrückter spöttischer Heiterkeit in seinem Gesicht zuckt.

„Wie schön die ausgeführt ist!" bemerkt er, bewundernd auf die Vase deutend.

„Da sollten Sie aber erst einmal die Vase draußen

im Garten sehen," ruft Else lebhaft, „zehnmal größer als diese. Das hier nur ist das Modell. Soll ich sie Ihnen zeigen?"

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, mein Fräulein." Und sich zu Sigrid und Mimi wendend, fügt er humoristisch hinzu: „Darf ich den Damen meinen Freund für einige Minuten anvertrauen?"

„Oh bitte, gehen Sie nur!" macht Mimi mit einer gönnerhaften Handbewegung, während Sigrid etwas befangen dem davonschreitenden Paare nachblickt.

Einige Augenblicke herrscht Schweigen unter den drei Zurückgebliebenen . . . Sigrid nimmt zuerst das Wort.

„Sie erkennen mich wohl nicht wieder, Herr Kapitän? Wie sollten Sie auch! . . . Ich aber erkannte Sie auf den ersten Blick."

„Sie — mich, gnädiges Fräulein? Woher denn?"

„Vom Atlantischen Ozean her, Herr Kapitän, und von Ihrer „Brunhilde"."

„Ah! Sind Sie einmal mit meinem Schiff gefahren?"

„Ja, von New-York her nach Bremen."

Forschend ruhen die ernsten Augen des Kapitäns auf dem Mädchen.

„Von New-York zurück nach Bremen," wiederholt er sinnend. „Ach ja, jetzt erinnere ich mich. War es nicht einmal im Mai — gerade wie jetzt?"

„Ganz recht; gerade vor zwei Jahren. Ich glaubte nicht, daß Sie sich dessen noch erinnerten. Sie haben mittlerweile auf Ihren Fahrten so viele Menschen kennen gelernt —"

„Das wohl; aber nicht viele, an die man sich besonders erinnert, gnädiges Fräulein."

Leichtes Roth steigt in Sigrids Wangen.

„Ich habe die Fahrt nicht vergessen," sagt sie dann fast zögernd. „Ach, das Meer, das herrliche Meer! Und Sie erklärten mir alles so schön, Herr Kapitän, Sie führten mich durchs ganze Schiff, machten mich auf alles aufmerksam —"

„Da fahren Sie wohl immer so auf dem Meer herum?" ruft plötzlich Mimi vom Schaukelstuhl her, indem sie sich langsam auf und nieder wiegt. Schon eine Zeit lang hat sie ihr Hirn damit abgemüht wie sie wohl in das Gespräch der beiden eingreifen könne.

Als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten, zuckt Alsen zusammen.

„Ja," erwidert er lakonisch, ohne den Blick von Sigrid zu wenden.

„Nach welchem Buch reisen Sie denn mit Ihrem Schiff?" fährt Mimi naiv fort, „nach Baedeker oder Meyer?"

Jetzt wendet der Kapitän doch den Kopf.

„Nach dem Kompaß."

„A — a — ach? Damit kommen Sie wohl weit in der Welt herum?"

Abermals fliegen Alsens Blicke zu Sigrid hinüber, die ein leichtes Hüsteln nicht unterdrücken kann.

„Ja," entgegnet er dann kurz.

Doch Mimi läßt sich nicht so leicht abweisen.

„Waren Sie schon einmal in Chicago, Herr Kapitän?"

„Auch."

„Da fand einmal eine Weltausstellung statt . . . In Madrid waren Sie aber noch nicht?"

„Nein."

„Das ist schade, da gibt's ein wunderschönes Museum . . . Haben Sie auf Ihren Reisen immer schönes Wetter gehabt?"

Unwillkürlich ist Alsen, während Mimi eine Frage nach der andern hervorsprudelt, mit seinem Sessel ein wenig von ihr weggerückt. Jetzt lächelt er überlegen:

„Schönes Wetter? Manchmal hört es in einemfort auf zu regnen."

Diese Antwort ist unverkennbar zu hoch für Mimis Begriffsvermögen.

„A — a — ach?" macht sie enttäuscht, und ihr Redefluß stockt einen Augenblick.

Doch bevor Sigrid ein andres Thema anschlagen kann, ist Mimis Mundwerk schon wieder im Gange.

„Ich wäre auch schon einmal auf dem Meer gefahren; aber mein Vater ist Kommerzienrath und hat es nicht erlaubt. Er sagt, wenn man, wie ich, das einzige Kind ist, darf man sich nicht in Gefahr begeben, und —"

„Aber Mimi!" wehrt Sigrid vorwurfsvoll ab.

„Laß mich doch!" ruft Mimi, eigensinnig wie ein kleines Kind mit den Schultern zuckend, um sich sofort wieder zu dem Kapitän zu wenden. „Ihr Schiff heißt „Brunhilde"?"

Ein hilfloser Blick aus den Augen des Kapitäns fliegt zu Sigrid hinüber. Doch diese zieht sich soeben mit einem leisen Seufzer in den Erker zurück. Sie kennt Mimi und weiß, daß nichts im Stande ist, ihre Fragewuth zu besänftigen.

Resignirt lehnt sich Alsen in den Fauteuil zurück.

„Ja", beantwortet er Mimis letzte Frage in abweisendem Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Das Eheleben der Thiere.

Es erscheint gewiß sonderbar, das Wort „Ehe“ auf die Thiere anzuwenden. Ist denn nun die Ehe ein Erbgut des Menschen vom Tage seiner Existenz an? Oder hat er sie erst erworben, wie er das meiste erst erwerben mußte, was wir heute Kultur nennen? Oder greift am Ende das Wörtchen Ehe doch in das tiefere organische Leben, also auch in das Leben des Thieres über?

Diese Fragen wirft der bekannte Naturforscher Wilhelm Bölsche in einem ungemein interessanten Artikel auf, den wir in der neuen, eigenartigen, illustrirten Zeitschrift „Die Woche“ (Verlag von August Scherl, Berlin) lesen.

Thier und Thier — meint Bölsche, dessen Gedankengang wir in diesen Zeilen folgen wollen — ist freilich noch ein rechter Unterschied. Eine Auster ist ein Thier und ein Pferd oder ein Papagei sind Thiere. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir ganz oben in der Rangstufe der Thierwelt etwas „Eheartiges“ finden. Es scheint, daß gewissermaßen als Vorstufe der Ehe im Thierreiche zuerst noch etwas angebahnt sein mußte. Die Sorge der Eltern für das Kind mußte sich entwickeln. Es ist erstaunlich, wie tief in das Thierreich hinab diese Sorge geht. Das Weibchen des Seesterns, also eines Geschöpfes, das der Laie im Aquarium meistens gar nicht für ein Thier hält, sitzt mit gekrümmten Armen über seiner Brut und schützt sie, wie eine treue Bonne. Die Spinne, die uns vielfach als Symbol des widerwärtigsten Thieres gilt, weicht nicht von dem Gespinnst, das ihre werdenden Jungen umschließt, vertheidigt es wie eine Rasende und unterliegt schließlich der Winterkälte, während die Eier bis zum Frühling ausdauern. Allerdings sehen wir in manchen Fällen auch das Gegentheil. Bei einer Sorte kleiner, niedlicher Fischchen, den Stichlingen, ist die Stichlingmutter eine Rabenmutter. Dafür ist der gute Stichlingvater voll aufopfernster seelischer Regungen für seine Nachkommenschaft. Bei höher entwickelten Thieren aber theilen sich Vater und Mutter um die Sorge für die Jungen. Das ist das Band, das einerseits ihr Zusammensein verlängert, andererseits diesem Zusammenleben einen Inhalt gibt, über den Moment des Liebesrausches hinaus. Beim Vogel sehen wir diese Arbeitstheilung zwischen Vater und Mutter. Durchweg betheiligen sich beide am Bau des Nestes, meist so, daß das Weiblein baut und das Männlein den Stoff heranträgt. Sitzt die Mutter dann brütend auf dem Nest, so sorgt der Vater für Nahrung und Schutz. Hier ist reicher Boden für eine wirkliche Ehe. Und thatsächlich: die Mehrzahl der Vögel zeigt uns die Ehe in echtester und unverkennbarer Form. Ehe in der Gestalt, daß Mann und Weib sich auf Lebenszeit zu einander thun, Freud und Leid, Arbeit und Rast in dauernder Harmonie theilen, bis zum Abschluß ihrer Bahn.

Bei der Mehrzahl der Säugethiere jedoch zeigt sich eine entschieden losere, eine unvollkommenere Form der Ehe. Es sind meist „Zeitehen“, die da geschlossen werden, in Liebeszeiten, die periodisch wiederkehren. Wilde Kämpfe finden da um das gewählte Weibchen statt. Wüthende Eifersucht beseelt den auf „Zeit“ vermählten Gatten. Nichts lustiger, als zu lesen, wie sich der brave Maulwurf tief im Erdreich in solcher Situation benimmt. Hat er seine Eheliebste gefunden, so gräbt er besondere Röhren tief im dunklen Erdreich. Da wird sie hineingesperrt — und wehe dem Nebenbuhler, der sie verleiten möchte! Auf Tod und Leben kämpfen die Herren Maulwürfe miteinander. Kehrt der Sieger heim, so geschieht es ihm wohl, daß seine Schöne inzwischen eigene Gänge aus ihrem Gefängniß heraus gegraben hat und erst selber wieder eingeholt werden will. Dann setzt es auch Zank und Beißerei zwischen Mann und Frau. Aber das Alles hindert nicht, daß auch hier bald die rührendste Kinderpflege anhebt, in die Vater Maulwurf und Mutter Maulwurf sich redlich theilen. Doch es gibt noch etwas anderes als Zeitehen, es gibt in der Thierwelt etwas wie Erinnerung an selige Stunden.

So wird es von den Seebären, einer Art Seehunden, berichtet. Um die Mitte des April erscheinen an der Küste der St. Paulsinsel im Behringsmeer Scharen alter Seebärmännchen und besetzen die Plätze: es naht ihre Ehezeit! Zwei Monate später beginnt der Zuzug der Weiber, die bis dahin allein hausten. Seltsam genug ist bei diesen Seethieren die Zeitehe eingerichtet. Sie hat doppelten Zweck. Zuerst den einer wirklichen Heirath. Aber damit verknüpft ist die gemeinsame Pflege der Jungen vom vorigen Jahre aus der vorjährigen Zeitehe. Denn die Tragzeit der Jungen währt gerade so lange von damals bis jetzt — und kaum haben die Seebärschönen sich einen neuen Gemahl erkoren, so beschenken sie ihn zunächst mit den Kindern seines Vorgängers, die er aber unbekümmert, als seien es seine eigenen, für die Dauer seiner eigenen Zeitehe jetzt beschützt.

Es mag in diesen drolligen Umständen liegen, daß gerade in diesem Falle uns von den Seebärweiblein überliefert ist: sie schauen sich bei der Ankunft am Strande alle wartenden Männer prüfend an, locken und harren einige Zeit, ob sich der frühere Mann aus der vorigen Ehe nicht melde.

Noch weiter aber sind gewisse Antilopenarten. Sie

sollen es schon bis zu einer festen Ehe, zu einer Dauerehe gebracht haben. Etwas Aehnliches vermuthet man auch beim Rhinoceros.

Der Mensch also ist es nicht, der die Ehe „erfunden“ hat. Und dennoch! „Mag man das Thier dem Menschen noch so nahe bringen: der Mensch triumphirt schließlich doch. Er ist die Blüthe, die Krone, die konzentrirte Kraft — und so auch in der Ehe.“

Mannigfaltiges.

— Professor Kußmaul und die Abhärtung. In seinen „Jugend-Erinnerungen“, in welchen sich mehrfach werthvolle hygienische Notizen eingeflochten finden, kommt der berühmte Kliniker auch auf die so viel ventilirte Frage der Abhärtung zu sprechen. Er empfiehlt zu diesem Zwecke jahrelang fortgesetztes tägliches Eintauchen der Füße in kaltes Wasser und Abwaschen der Beine mit dem Schwamm bis zu den Knieen hinauf, mit rasch nachfolgendem Wiedererwärmen im Bette kurz vor dem Aufstehen. Dieses einfache Verfahren, wie es Kußmaul beschreibt und wie es ihm selbst den größten Nutzen gebracht hat, läßt sich zu jeder Jahreszeit leicht ausführen und verlangt keine großen Vorkehrungen. Jedes zur Aufnahme beider Füße hinreichend große, tiefe und starke Wasserbecken eignet sich dazu. Am besten wird das Becken schon am Abend zuvor mit Wasser so hoch gefüllt, daß die Füße darin bis über die Knöchel eintauchen, und an das Bett gestellt; daneben Trockentücher. Befolgt man gewisse Vorsichtsmaßregeln, so lernt die verzärtelste Haut das kalte Wasser ertragen. Man darf nur nicht gleich mit zu niedrigen Temperaturen beginnen; man fängt, je nach der Reaktion, mit 20, je 22 und 24° R an und und geht dann sachte im Laufe von Wochen auf 16° R, nur ausnahmsweise tiefer, herab. Unter allen Umständen muß man dem kurzen, nur wenige Sekunden währenden Fußbade ein rasches Erwärmen der Beine folgen lassen. Dies geschieht in wenigen Minuten, wenn man sie nach flüchtigem Abtrocknen in das warme Bett zurückbringt; ein Abreiben ist unnöthig; je rascher sie in das Bett zurückgebracht werden, desto besser wird das Fußbad ertragen; nur bei zu niedrigen Temperaturen kann es länger als zehn Minuten dauern, bis sie gut warm werden. Geschwächte und alte Personen sollen zu niedere Temperaturen meiden und bei 16—20° R bleiben. — Zur Abhärtung der Haut des ganzen Körpers empfiehlt Kußmaul für empfindliche Personen das folgende Verfahren: Man nimmt zuerst das Abwaschen des Körpers bis herab zu den Knieen vor, am besten stehend oder knieend über das Wasserbecken gebeugt, und läßt das Wasser aus dem Schwamm namentlich über Nacken und Hals kräftig strömen, dann trocknet man sich rasch ab, hüllt den Leib ein, setzt sich auf den Bettrand und taucht jetzt die Füße in das Becken, das am Bett steht, wäscht die Beine bis zu den Knieen herauf, trocknet sie flüchtig und zieht sie zuletzt unter die warme Bettdecke zurück. Waschung und Fußbad beanspruchen wenige Minuten, in zehn bis weiteren fünfzehn Minuten längstens wird der ganze Körper im Bett warm. Man steht dann sofort auf, Kußmaul schließt diese Rathschläge mit den Worten: „Wohl denen, die solcher vorsichtiger Methoden der Abhärtung nicht bedürfen und schon in der Kindheit daran gewöhnt wurden, morgens gleich beim Aufstehen ein flüchtiges kaltes Wannenbad, eine kalte Brause oder eine Abwaschung des ganzen Körpers im kalten Sitzbad zu gebrauchen.“

— La rapacité de Bismarck. Aus Paris, 11. April, schreibt man den „M. N. N.“: Wenn manche deutsche Blätter es sich nicht versagen können, dem todten Bismarck bei jeder auch noch so unpassenden Gelegenheit eins zu versetzen, so braucht man sich bei französischen nicht darüber zu wundern. Immerhin sei eine Gemeinheit des „Gaulois“ niedriger gehängt. Er plaudert über „Kiebitzeier“, anscheinend nur, um zum Schlusse erzählen zu können, daß der Reichskanzler alljährlich zum Geburtstage reichlich von seinen Treuen mit dem Leckerbissen beschenkt wurde. „Er aber,“ schreibt der „Gaulois“, „schickte die Sendungen einfach umgehend nach dem nächsten Markt zum Verkauf. Kann so viel Habgier (rapacité ist eigentlich noch mehr) in der Seele eines großen Mannes wohnen?“ — Der „Gaulois“ nennt sich auf seinem Titel mit Stolz das größte Morgenblatt; kann so viel kindische Albernheit in den Spalten eines großen Blattes wohnen?

— Kleine Verwechslung. Ein Major hat im Theater mit seiner Dame eben die Loge betreten und vermißt sein Opernglas. „Donnerwetter, Fritz!“ sagt er zu seinem Burschen, „ich habe mein Glas vergessen — hol' es mir sofort!“ — „Zu Befehl, Herr Major!“ — Nach einer Viertelstunde erscheint Fritz athemlos in der Loge und stellt mit den Worten: „I' han's glei' fülla lassa, Herr Major!“ das mit schäumendem Gerstensaft gefüllte Stammglas des Herrn Majors auf die Brüstung der Loge.

Denkspruch.

Das stille häusliche Glück ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können. Geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund. Jean Paul.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Eron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 89. Mittwoch, den 19. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

15 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Erinnern Sie sich meiner Tante, die vor ein paar Jahren einmal mit der „Brunhilde“ gefahren ist?“

„Nein.“

„A — a — ach? Nicht? . . . Haben Sie schon einmal die Seekrankheit gehabt?“

„Nein.“

„Ich auch nicht.“

Dann, als vom Erker her leises Lachen ertönt und sie merkt, daß sie etwas Dummes gefragt hat, verbessert sie sich schnell: „Natürlich nicht, die kriegt man ja bloß auf dem Meer . . . Sind Sie schon einmal gestrandet?“

Ein Seufzer entringt sich der breiten Brust des Kapitäns. Schon überlegt er, wie er diesen Frageteufel los werden und in jenen Erker, der ihm gleich einer rettenden Insel auf stürmischen Wogen winkt, flüchten könne. Doch seine Gutmüthigkeit trägt noch einmal den Sieg davon.

„Gestrandet? Nein,“ erwidert er, in dem Bemühen, seiner Stimme etwas Sanftes zu geben.

Doch Mimi merkt nicht das Gezwungene in Ton und Haltung des armen gequälten Kapitäns. Sie hört nur die weiche Modulation seiner Stimme, sieht nur das freundliche Antlitz mit den gutmüthigen, blauen Augen.

„Auch nicht ertrunken?“ fragt sie mit erneutem Eifer.

„Mir scheint — nicht.“

„Pardon — ich meine ins Meer gefallen.“

„Auch nicht.“

„A — a — ach! . . . Sagen Sie, Herr Kapitän, gibt's auf dem Schiff auch Pudding? Das ist nämlich mein Leibgericht!“ Und leuchtenden Auges legt sie die Rechte auf die Magengegend.

Fast beginnt diese Cimborassohöhe von Dummheit den Kapitän zu amüsiren. Wäre nur jener Erker nicht und in ihm das stolze, schöne Mädchen, welches schon damals vor zwei Jahren einen ganz eigenen Eindruck auf ihn, den rauhen Seebären, gemacht, ohne daß er sich dessen so recht bewußt geworden.

„Manchmal gibt's auch Pudding auf dem Schiff,“ stößt er, mit einem letzten Versuch höflich zu sein, zwischen den Zähnen hervor.

„Oh, das ist schön,“ nickt Mimi befriedigt. Dann riskirt sie wieder, an den Stirnlöckchen zupfend, einen ihrer schmachtenden Blicke. „Sagen Sie, ist es auf dem Meer nicht recht einsam?“

„Allerdings, Lesekränzchen trifft man dort nicht,“ brummt Alsen. Rasch entschlossen steht er auf und schiebt energisch seinen Fauteuil zurück.

Doch wahrhaftig — auch Mimi verläßt ihren Schaukelstuhl. Alle Wetter! wie ihr entrinnen? Schon macht sie sich zu einem neuen Angriff bereit.

„Es muß doch etwas Interessantes sein, so ein Schiff,“ flötet sie schwärmerisch, sich Alsen wieder nähernd. „Der Anker — die Segel — der große Mastbaum! . . . Sagen Sie, weshalb ist denn eigentlich der Mastbaum da?“

Jetzt ist es mit Alsens Geduld zu Ende. Das halte der Teufel länger aus! Ein Kampf mit den erregten Elementen ist ja ein Kinderspiel gegen einen solchen Ansturm!

„Der Mastbaum ist deshalb da, damit man danach fragen kann,“ platzt er heraus.

Eine kurze Verbeugung, ein paar feste Schritte nach dem Erker hin — und der Kapitän hat die rettende Insel erreicht.

„A — a — ach?“ macht Mimi verwundert und sichtlich verlegen. Aergerlich läßt sie sich wieder in den Schaukelstuhl fallen.

Mechanisch blättern ihre Finger in dem Buche „Die Kunst zu heirathen“, während ihre Blicke nach dem Erker hinüberschießen, aus welchem soeben Sigrids tiefe Stimme ertönt.

„Sind Sie zum ersten Mal an unserm schönen Rhein, Herr Kapitän?“

„Ja,“ erwidert dieser eifrig. „Die „Brunhilde“ liegt im Dock; an ihrem Rumpf ist etwas kaput gegangen. Da habe ich vier Wochen Urlaub, die ich dazu benutze,

mit meinem Freunde Rolfs eine Rheinreise zu machen. Und Sie, mein gnädiges Fräulein?"

Sigrid lächelt.

„O ich? Ich bin hier geboren."

„Aber Sie sagten doch, Sie seien in New-York gewesen!"

„Ja, mit meiner Mutter, zum Besuch eines Onkels."

Kleine Pause . . . Augenscheinlich fühlt der große, starke Mann sich in der Nähe des schönen Mädchens befangen. Er weiß nicht recht, wie er die Unterhaltung fortspinnen soll.

„Sehen Sie nur, wie herrlich!" fährt Sigrid lebhaft fort. Sie öffnet das Fenster, und ihr leuchtender Blick umfaßt die ganze Pracht da draußen. „Sehen Sie, wie majestätisch unser Rhein dahinströmt in der blühenden Landschaft! Goldener Duft über den Bergen —"

„Wirklich, sehr schön," bekräftigt Alsen, neben Sigrid ans Fenster tretend.

„Und die grünen Inselchen dahinten," fährt Sigrid weich fort, „und oben die zerfallene Burg — und drüben, mitten im Weinberg, der kleine Friedhof! . . . Und alles in Maienpracht — und darüber der glänzende Himmel! . . . Ist das nicht Poesie?"

Alsen antwortet nicht. Doch ist es Sigrid, als ob sie einen leisen Seufzer neben sich vernimmt. Betroffen tritt sie vom Fenster zurück.

„Gefällt es Ihnen hier nicht, Herr Kapitän?"

„O doch, aber ich bekomme wieder Sehnsucht nach dem Meer."

„Das begreife ich. Wie oft denke ich an jene herrliche Meerfahrt zurück auf Ihrer „Brunhilde"!" Sigrid hat sich gesetzt. Mit einer Handbewegung ladet sie Alsen ein, auf dem Puff neben ihr Platz zu nehmen. „Besonders an den letzten Tag auf dem Ozean," fährt sie erinnerungsvoll fort, während ihr klarer Blick in die Ferne schweift, als suche sie dort ein langersehntes Glück. „Das Schiff ging ganz ruhig. Eine wundersame Weihe, eine stille, traumhafte Sehnsucht schwebte über dem dunklen Wasser — —"

Sie bricht plötzlich ab, und spielt nervös mit ihren Fingern.

Kleine Pause . . .

„War damals nicht ein kleiner Abschiedsball?" fragt Alsen, und seine Stimme klingt eigenthümlich weich.

Lebhaftes Roth färbt Sigrids Wangen bis hinauf zu den dunklen Haarwellen.

„Ja. Und Sie tanzten mit mir."

„Richtig — einen Walzer: „die schöne blaue Donau"!"

„Ja — an Steuerbord, vorbei an einem Haufen Taue — aber nur einmal herum. Sie sagten, es sei sowieso schon eine Pflichtverletzung Ihrerseits."

„Und das war es auch. Ich tanze sonst nie an Bord. Aber Sie — Sie tanzten so graziös —"

„— und das Meer lag im Abendroth da wie flüssiges Gold. Kein Schiff zu sehen in der weiten Runde."

„Ja, ja — ich erinnere mich ganz genau."

Alsens Stimme hat etwas Verschleiertes. Träumerisch ruhen seine Augen auf den edlen Zügen des herrlichen Mädchens, auf denen sich der Abglanz jener unvergeßlichen Stunden wiederspiegelt . . .

Doch nur wenige Augenblicke. Dann runzelt er die Brauen. Aergerlich streicht er sich über die Stirn, als wolle er ein Phantom wegwischen.

Auch Sigrid hat sich aus jenem Erinnerungstraumland wieder in die Wirklichkeit gerettet.

„Wissen Sie auch, daß ich damals viel beneidet wurde?" versucht sie zu scherzen.

„Beneidet? Wieso?"

Seine Stimme klingt wieder ruhig.

„Als ich bald darauf in meine Kabine ging, hörte ich im Vorübergehen ein paar Damen mit giftigen Blicken tuscheln: Das ist *die*, die der Kapitän ein paarmal herumgeschwenkt hat. Na, was er an *der* findet! . . . Da standen Sie schon wieder auf der Kommandobrücke, Herr Kapitän, und guckten aufs Meer hinaus."

„Na, seid Ihr endlich fertig!" ruft jetzt Mimi. Geräuschvoll ihr Buch „Die Kunst zu heirathen" zuklappend, springt sie ärgerlich auf, so daß der Schaukelstuhl bedenklich nach hinten wippt.

Ein Blick aus Sigrids ernsten Augen, der um Verzeihung für Mimis Ungezogenheit zu bitten scheint, trifft Alsen. Kaum merklich neigt er den Kopf. Es ist, als ob dieses kurze Zwiegespräch unsichtbare Fäden um die beiden gesponnen, so daß sie einander auch ohne Worte verstehen . . .

„Da kommt mein Freund Rolfs zurück," sagt er dann ruhig. „Wir wollen Sie nicht länger aufhalten, meine Damen."

Er reicht Sigrid die Hand, in die sie zögernd die ihre legt.

„Adieu, Herr Kapitän."

„Adieu, gnädiges Fräulein. Auf Wiedersehen heute Abend!"

Ihre Hände lösen sich.

O dieses Begegnen! . . . Jetzt, da sie voneinander gegangen, vibrirt es in beider Herzen wie lang nachklingende Saiten . . .

(Fortsetzung folgt.)

Höhenrauch?

Bald wird er wieder kommen, ein ungemüthlicher Gruß vom Norden.

Wenn der Moorbauer an der Ems den torfreichen Weichboden seiner Heimath mit Karst und Hacke lockert und die vom Frühlingswind getrocknete Moorschicht in Brand setzt, um späterhin die noch warme Asche mit Buchweizen zu besamen und dem kargen Boden so eine spärliche Ernte abzuringen, dann entsteigt schier endloser, dichter Qualm den knisternden, prasselnden Flammen und der geschäftige Wind trägt ihn weit, weit hinweg, bis an die Alpen oft, und gewöhnlich auch in unser liebes Frankenland.

Ein ärgerlicher Gast. Gleich Regenwolken schwebt er tagelang über der Flur, das traute Antlitz der Sonne verhüllend, den Horizont verfinsternd.

Eins aber redet man ihm sehr zu Unrecht nach: er soll der Obstbaumblüthe schaden, soll namentlich jene „verbrannten Blüthen" hervorrufen, von denen wieder Andere glauben, es sei ein „Gift" in sie gefallen — der „Beschieß", wie die Bauern hier zu Lande sagen. Das ist ein Märchen. Der Höhenrauch ist unschuldig daran. Es ist etwas ganz anderes in solche Blüthen hineingekommen, die mit ihren rostbraunen, geschlossenen Köpfchen so kläglich abstechen gegen die glänzend entfaltete Pracht ihrer Schwestern. Wer den Uebelthäter kennen lernen will, der braucht nur so ein paar „verbrannte" Blüthen in eine Schachtel oder ein bedecktes Glasgefäß zu legen. Nach 8—14 Tagen schon kommt der Racker dann zum Vorschein: ein kleines, graues Käferchen, das mit seinem Rüssel die Blüthenwand von innen her durchbohrt hat und jetzt rasch das Weite sucht, wenn wir es ihm gestatten. Solche Käferchen entschlüpfen zu Millionen all den verbrannten Blüthen. Sie vagabundiren sommerlang herum und beziehen dann ihr Winterquartier am Stamme unter Moos und Rindenschuppen.

Wenn die Frühlingssonne die Knospen weckt, dann kommt auch unser Käfer aus seinem Versteck hervor, bohrt seinen langen, dünnen Rüssel in die Blüthen und legt in jedes Löchlein ein Ei. Daraus wird rasch eine schmutzig-weiße Made mit braungefärbtem Kopf: das Kaiwürmchen, welches den Blütheninhalt ausfrißt und uns so um Birn und Apfel bringt. Dann fallen die verbrannten Blüthen ab, das Würmchen wird zur Puppe, aus der nach einer Woche der oben beschriebene Käfer kommt — der Apfelblüthenstecher oder „Brenner".

Feuchte Witterung zur Blüthezeit beeinträchtigt die Eierablage und vermindert damit die Schädigung von Seiten des Apfelblüthenstechers, ebenso auch kaltes Wetter, und wohl mit Bezug hierauf sagt der Spessartbauer: „Wenn die Bäume blühen, soll der Ofen glühen." Rasch aufblühende Sorten haben ebenfalls weniger zu leiden, denn die Brut des Käfers geht zu Grunde, wenn die Blüthe rasch zu voller Entfaltung sich entwickeln kann. Auch spät blühende Bäume werden weniger heimgesucht.

Je wärmer aber das Blüthenwetter und je frühzeitiger die Blüthe, desto größer auch der Schaden, den der Blüthenstecher anrichtet. 200 Blüthen zu vernichten, ist ihm dann eine Kleinigkeit, und in einer einzigen Gemeinde kann das winzige Insekt in einem guten Obstjahr leicht einen ganzen Eisenbahnzug voll von Aepfeln und Birnen vernichten.

Die Bekämpfung dieses Rüßlers sollte darum Ehrensache **aller** Obstbaumzüchter sein. Wenn irgend wo, so gelte hier das Wort: „Einer für Alle, Alle für Einen!"

Zu den wirksamsten Vertilgungsmitteln gegen diesen schlimmen Schädling gehört die Beseitigung seines Winterquartiers durch Abkratzen der Rindenschuppen und das Umbinden der gereinigten Stämme mit Wellpappegürteln oder Heuseilen, in denen sich das berüsselte Geziefer fängt.*)

Jetzt angewendet, würden diese Mittel allerdings versagen; ihre Wirkung ist an die rechte Zeit, und zwar an den Spätherbst, gebunden, und wir werden seinerzeit ausführlich darauf zu sprechen kommen.

Jetzt finden wir die Käfer schon nicht mehr am Stamm, sondern in der Krone, die sie zum Zweck der Eiablage kurz vor der Blüthezeit der Bäume aufsuchen. Sie von dort herabzuholen, gibt es nur eine Möglichkeit: das Schütteln der Birn- und Aepfelbäume vor und in der Blüthezeit, ein Mittel, welches nie versagt und das gar nicht warm genug empfohlen werden kann. Tausende von Blüthenstechern können damit in kurzer Zeit gefangen werden, noch dazu mit leichter Mühe. Außer gutem Willen bedarf's für diese Arbeit bloß kräftiger Arme zum Schütteln und — dieses letztere ist unumgänglich nöthig — einiger großer Tücher, in denen man die fallenden Käferchen auffängt. Sehr gut eignen sich hierzu die Erntewagentücher, deren jeder Bauer eines sicherlich sein eigen nennt; der Nachbar gibt ein zweites gern dazu, nachdem es ja auch seinen Vortheil gilt, wenn so gemeinschädliches Geziefer gehörig ausgerottet wird.

---

*) Ausführliche Anleitung hierüber und über alle übrigen Obstbaumpflegearbeiten gibt die von Lehrer Stock verfaßte Broschüre: „Kronen-, Stamm- und Wurzelpflege".

Vorzunehmen ist die Arbeit wiederholt von Mitte März an bis zur Blüthezeit. Am besten gelingt sie recht früh morgens oder auch bei trübem, kühlem Wetter, weil dann die Käfer viel zu starr und steif sind, um davonzufliegen, und desto eher beim Schütteln herunterpurzeln. Zumal die Weibchen ereilt so ziemlich sicher das Verhängniß, weil sie in Folge ihrer Schwere leichter fallen; ihnen können wir das Eierlegen dann gründlich vertreiben. Die eingefangene Gesellschaft wird rasch getödtet, indem man sie auf eine feste Unterlage schüttet und dort mit einem Holzstücke zerquetscht. Die Käfer haben ein recht zähes Leben; Petroleum z. B. schadet ihnen gar nicht.

Vorbeugen ist besser als heilen, wie überall, so hier. Die verbrannten Blüthen verschwinden von selbst, wenn wir ihre Urheber vertilgen.

Auf darum zum Vernichtungskampfe — gemeinsam gegen den gemeinsamen Feind!

Sommerau. Stock.

Mannigfaltiges.

— Wie die Japaner trauern. Der Yokohama-Korrespondent einer englischen Zeitschrift schreibt aus dem Lande des Mikado: Anläßlich des vor Kurzem erfolgten Todes einer kleinen japanischen Prinzessin machte man sich allseitig darauf gefaßt, daß von dem kaiserlichen Haushofmeister sorgfältig ausgearbeitete Ordres in Bezug auf die vorschriftsmäßige Landestrauer herausgegeben werden würden. Zur allgemeinen Erleichterung geschah dies jedoch nicht. In Hinsicht auf das noch sehr jugendliche Alter der kleinen Verstorbenen beschränkte man sich darauf, nur die unmittelbar bei Hofe angestellten Personen kurze Zeit trauern zu lassen. Im Uebrigen wurde von dem Vorkommniß wenig Notiz genommen. Hätte es sich aber um eine der kaiserlichen Familie nahestehende erwachsene Person gehandelt, so wäre die Sache ganz anders gewesen. In einem solchen Falle wird stets die formelle Bekanntmachung erlassen, daß es bei strenger Strafe verboten ist, während der ersten drei bis acht Tage zu musiziren, öffentliche oder private Festlichkeiten zu veranstalten 2c. Dieser Befehl gilt für das ganze Land. Die Vertreter der besseren Gesellschaft müssen außerdem ganz bestimmte Kleidung tragen und sich auf eine ebenfalls genau fixirte Zeit jedes Fleischgenusses enthalten. Dieser merkwürdige Umstand, nämlich das regelrechte Fasten, gehört zur japanischen Trauer, ganz gleich, ob man den Verlust eines Familienmitgliedes zu beklagen hat, oder auf höheren Befehl um einen Anverwandten des Landesherrn oder gar um diesen selbst trauern muß. Was die Familientrauer anbelangt, so werden da mit Rücksicht auf das Geschlecht und das Alter der Verstorbenen noch besondere Unterschiede gemacht, ausgenommen bei Eltern oder Gatten, in welchem Falle die Trauerkleidung 13 Monate hindurch getragen und auf Fleischnahrung 50 Tage lang verzichtet werden muß. Sterben die Großeltern oder Onkel und Tante väterlicher Seite, so hat man fünf Monate zu trauern und 20 Tage zu fasten; sind es aber nur die Eltern oder Schwestern, bezw. Brüder der Mutter, dann genügen 90 Tage der Trauer und eine dementsprechende Fastenzeit. Kinder unter drei Monaten werden überhaupt nicht „äußerlich“ betrauert; haben die kleinen Wesen noch nicht das siebente Jahr erreicht, beobachtet man auch nur unbedeutende Rücksichten. Im Allgemeinen behalten die Japaner ihre Todten in ehrfurchtsvollem Andenken und nie werden sie es versäumen, den Gräbern der Dahingeschiedenen die von dem japanischen „Trauerkodex“ vorgeschriebenen periodischen Visiten abzustatten. Diese Besuche fallen zuerst auf den 7., den 14., den 21., den 35. und den 49. Tag nach dem Tode des Betreffenden. Nun pausirt man bis zum 100. Tage und wartet dann bis zur ersten Wiederkehr des Todestages. Von diesem Zeitpunkt an hat man nur noch nöthig, den Hügel des Verstorbenen am dritten Jahrestag aufzusuchen, ferner am 7., am 13., am 17., am 23., am 27., am 33., am 37. usw. Unter dem Einfluß moderner Kultur, die in letzter Zeit immer mehr Eingang in Japan findet, werden diese alten Gebräuche voraussichtlich bald verschwinden. Eine große Anzahl vornehmer Unterthanen des Mikado betrauern ihre Todten bereits ganz nach europäischer Sitte.

— Ein Eldorado der Ehemüden waren bekanntlich lange Zeit hindurch die beiden amerikanischen Staaten Nord- und Süd-Dakota. Sie bildeten den Zufluchtsort für Alle, die, des ehelichen Joches müde nach einer gesetzlichen Scheidung verlangten, denn durch die Gesetze der beiden Staaten konnte dieser Wunsch ihnen auf die leichteste Art erfüllt werden. Nun aber soll es anders werden. In Nord-Dakota wenigstens soll vom 1. Juli. d. Js. ein Gesetz in Kraft treten, nach dem die Scheidung von einem einjährigen Aufenthalt im Lande abhängig gemacht wird. Natürlich werden jetzt die Gerichtshöfe von Nord-Dakota förmlich bestürmt von allen Denen, die noch vor dem neuen Gesetz sich scheiden lassen wollen. In Fargo allein waren mehr als 200 Ehescheidungsprozesse im letzten Monate. Süd-Dakota mit seinen obligatorischen sechs Monaten wird dann wohl künftig ein Wallfahrtsort der Ehemänner und Ehefrauen werden

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 90. Donnerstag, den 20. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

16 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

IX.

Die Nebenbuhler.

Die Freunde sind von ihrem Besuch in „Villa Fatime" nach dem „Feuchten Eck" zurückgekehrt.

Alsen hat auf der kurzen Strecke Wegs in Schweigsamkeit mehr denn je geleistet. Die Worte scheinen ihm jetzt förmlich in der Kehle zu rosten. Ersichtlich ist er tief mit seinen Gedanken beschäftigt.

Auch Rolfs verspürt keine Lust zum Reden. Rosenroth schwirrt ihm noch immer Elses Bild vor den Augen, klingt ihm noch immer nachhallend ihre Stimme in den Ohren.

Alsen sucht sofort sein Zimmer auf, um sich des unbequemen Gehrocks zu entledigen. Rolfs dagegen setzt sich auf die Terrasse und bestellt eine Flasche „Rauenthaler". Hinausguckend auf den majestätischen Strom, der sich jetzt in besonders schönen Lichteffekten gefällt, schlürft er ein Glas nach dem andern. Dabei denkt er an alles Mögliche: an heute Abend, wie das Fest des großen Biesemann wohl ausfallen wird; an die Odaliske Fatime, wobei er sich vergnügt auf die Schenkel schlägt; an die dumme Mimi mit ihrem Buche „Die Kunst zu heirathen", welches er auf einem Sessel hat liegen sehen; an Else, die noch nicht zurückgekommen, sondern noch ein wenig bei den Freundinnen bleiben wollte.

Plötzlich werden seine Augen größer; er reckt den Hals, um besser sehen zu können.

Dahinten taucht etwas Rosenrothes auf . . . Es kommt näher und näher . . . Und jetzt huscht es in den Garten, die Stufen hinauf und —

„Ah, Herr Rolfs!" lächeln ihn zwei rothe Mädchenlippen an.

Rolfs ist aufgesprungen.

„Ha, Sie, mein Fräulein! Ich ahnte, daß Sie bald kommen würden — und deshalb —"

„Bitte, wollen Sie nicht Platz behalten!"

„Nur, wenn Sie mir etwas Gesellschaft leisten."

„Gern."

Else legt Sonnenschirm und Handschuhe auf einen Stuhl und setzt sich unbefangen zu Rolfs an den Tisch.

Im gewöhnlichen Kreise bewegt sich anfangs die Unterhaltung. Doch plötzlich wird sie von Rolfs in eine höhere Sphäre gerückt.

„Wie denken Sie sich das Verlieben?" platzt er ziemlich unvermittelt heraus.

Verwundert schlägt Else die blauen Augen zu dem Manne auf, der so seltsame Fragen stellt.

„Wie ich mir das Verlieben denke? . . . Ich weiß nicht. Woher soll ich das wissen?"

„Nun, Sie lesen doch so viel!"

„Mein Papa sagt, das Leben in Wirklichkeit ist ganz anders, als es in Büchern steht."

„Mag sein. Aber Sie — Sie müssen sich doch beim Lesen von Herzenssachen so eine Art — Vorstellung gemacht haben —"

Nachdenklich stützt Else das hübsche Köpfchen in die Hand, wobei der halblange, gebauschte Aermel zurückfällt, und den vollen, weißen Arm enthüllt.

„Das wohl," erwidert sie verschämt.

„Nun also!"

„Soll ich Ihnen das sagen?"

„Ja. Wie denken Sie es sich zum Beispiel, wenn Sie jemand recht lieb hätte?"

Augenscheinlich ist der kleinen Else jenes süße Fieber, so man „Liebe" titulirt, noch unbekannt. Sie erröthet nicht einmal bei der heiklen Frage. Dafür vertiefen sich die Grübchen in ihren Wangen, wie stets, wenn sie necken will.

„Wie ich mir das Verlieben denke? . . . Ha, das müßte in großem Stil sein!" ruft sie mit komisch pathetischer Armbewegung, welche an die schwungvollen Gesten einer Tragödin auf der Bühne gemahnt.

„Wie denn „in großem Stil"?"

„Ich möchte erobert werden, durch Sturm, durch Kampf — und möchte der Preis dieses Kampfes sein!"

„Da machen Sie's aber Ihrem Bräutigam etwas

sauer," spöttelt Rolfs amüsirt. „Warum so viel unnütze Umstände?"

„Weil ich dann weiß, daß der Mann, der sich meinetwegen Gefahren und Strapazen aussetzt, mich auch wirklich tief und innig liebt."

Langsam schlürft Rolfs sein Glas „Rauenthaler" aus, während seine Augen forschend auf dem schalkhaft lächelnden Mädchenantlitz ruhen . . . Macht das übermüthige kleine Ding sich lustig über ihn?

„Hm, hm," ironisirt er nach einer Weile. „Wissen Sie, was mal ein Frauenkenner gesagt hat? . . . Nicht? . . . Er sagt: „Will man einer Frau eine wirkliche Ueberraschung bereiten, muß man sich aufhängen und die Leute erfahren lassen, daß es um ihretwillen geschehen sei!"

Doch dieser Scherz ist nicht nach Elses Geschmack.

„O, nicht frivol sein," murmelt sie vorwurfsvoll. Hastig ergreift sie Handschuhe und Sonnenschirm und eilt ins Haus.

Etwas abgeduscht blickt Rolfs ihr nach. Nervös trommeln seine Finger auf dem Tisch herum . . . Schon wieder hat er dies eigenartige Vögelchen verscheucht! . . . Wie kommt es nur, das er bei der entzückenden Kleinen den Ton, der in ihrem Herzen nachhallen soll, nicht findet, während er sonst — bei allen andern Frauen — —

Unzufrieden mit sich selbst, zündet er eine Zigarre an. Dann streckt er die Beine lang von sich und bläst gedankenvoll kleine Ringelwölkchen in die blaue, klare Luft . . .

So trifft ihn Emilio, der, Else im Garten vermuthend, über die Stufen herabeilt.

„Heda! Guten Tag, lieber Freund! Langsam!" ruft Rolfs dem Italiener zu.

„Guten Tag!" erwidert Emilio ein wenig ungeduldig ob des Aufenthalts. „Wo sein die Fräulein Else?"

Rolfs deutet nonchalant nach dem Hause.

„Fräulein Else ist jetzt nicht zu sprechen. Kommen Sie, leisten Sie mir inzwischen ein wenig Gesellschaft! . . . Was macht Ihr Deutsch?"

„O, macht gut, macht sehr gut — geht vorwärts."

„Das beobachte ich zu meiner Freude auch," bekräftigt Rolfs, während Emilio Platz nimmt. „Aber ich beobachte auch noch etwas."

„Was sein das?"

Behutsam streift Rolfs die Asche von seiner Zigarre. Dann reicht er dem Italiener die Zigarrentasche.

„Bitte — 's ist eine gute Sorte. Wenn Sie die rauchen, träumt Ihnen, die schönste Odaliske des Erdballs hätte Ihnen einen Kuß spendirt . . . Sie verstehen das nicht? Schadet nichts . . . Also, ich beobachte —" sein Blick ruht forschend auf den beweglichen Zügen des Italieners — „Sie haben ein Auge auf Fräulein Else geworfen."

„Ah, Fräulein Else!" jubelt Emilio, glücklich, daß er den geliebten Namen hört. „Ein Auge geworfen," sagen Sie — was sein „eine Auge geworfen"?"

Rolfs hat sich aus seiner bequemen Lage aufgerichtet und blickt sein Gegenüber scharf an.

„Ich meine, Sie haben Fräulein Else lieb," erkärt er fest.

„Si, si, ja — lieb, sehr lieb!" ruft der Italiener, die Rechte wie beschwörend zum Himmel hebend. „Das Sie (h)aben beobachtet? . . . Fräulein Else sein aber auch eine schöne Mädchen!"

„Hm — was finden Sie denn so schön an ihr?"

Emilio hat sich wieder gesetzt und pafft in höchster Extase drauflos.

„Oh, alles — alles — die ganze Fräulein in tutti! . . . Und dann — die große Augen — die schöne (H)ände — die zarte Wangen —"

„— die funkelnden Zähne," fährt Rolfs parodirend fort, im Innern die Begeisterung des lebhaften Südländers zum Kuckuck wünschend.

„Si, si, ja —" bekräftigt Emilio feurig — „und das Taille —" er macht mit den Händen eine Bewegung, als umspanne er eine ganze schlanke Taille — „ick glaube fünfzik — (H)andschuhe fünfdreiviertel — Stiefelchen fünfunddreißik —"

Unwillkürlich muß Rolfs lachen.

„Aber die Italienerinnen sind doch auch schöne Frauen!"

„O ja — auch schön, sehr schön," erwidert Emilio gedehnt. „Aber bei vielen Taille hundertfünf — essen zu viel Maccaroni . . . Und dann — die Fräulein Else sein eine Rheinländerin! . . . Dio mio, wenn ick denke an die Fräulein Else, mir seien so dolce — so süß da drinnen."

Und er deutet mit melancholischem Augenaufschlag auf die Gegend des Körpers, wo verliebte Menschen öfters starkes Klopfen verspüren.

Rolfs starrt schweigend in sein Glas. Diese aufflackernde Leidenschaft des warmherzigen Italieners wird ihm doch zu bunt, und dabei — welch kindliche Naivität, welche Aufrichtigkeit! . . . Wenn dies nun gerade derjenige Ton wäre, welcher in dem Herzen jenes seltsamen Mädchens einen Widerhall fände! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Portemonnaie.

Skizze von Carl Kern.

(Nachdruck verboten.)

An meinem Portemonnaie war der Verschluß entzwei gegangen. Auch das Leder war mürbe. Da entschloß ich mich, ein neues zu kaufen. Ich fasse Entschlüsse in der Regel erst dann, wenn es die höchste Zeit dazu ist. Manchmal auch noch später.

Mein Weg führte mich an einem Lederwaarenladen vorüber, aus dessen Schaufenster mir einige Geldbeutel in die Augen stachen. Namentlich einer davon gewann meine Zuneigung. Er war mit 1 Mark 50 Pfennig ausgezeichnet. Ich trat in den Laden und wurde von einer hübschen Verkäuferin äußerst höflich, aber kalt begrüßt. Gethan hatte ich ihr nichts; sie ließ mich also durch ihre Kühle wohl das büßen, was ihr andere thaten.

„Womit kann ich dienen, mein Herr?"

„Ich möchte um ein Portemonnaie bitten."

„Darf es etwas Besseres sein?"

„Ja gewiß, und recht billig, bitte!"

Nachdem sie mir den größten Theil ihres Lagers gezeigt hatte, erstand ich einen Beutel für drei Mark, freute mich über sein elegantes Aussehen und ärgerte mich über meine Verschwendung.

Draußen auf der Straße steckte ich das neue Portemonnaie in die Hosentasche zum alten und begann den Logiswechsel meines Mammons vorzunehmen. Als ich damit noch beschäftigt war, gewann eine junge Dame, die vor mir ging, meine Aufmerksamkeit. Kein Wunder, daß sie mich schnell sehr stark fesselte: ich war seit acht Tagen keiner nachgelaufen. Ihr blondes Haar — doch das ist ja langweilig zu lesen, so was muß man sehen.

Sie trat in eine Konditorei. Ich selbstverständlich ebenfalls und setzte mich so, daß ich ihr Gesicht betrachten konnte; allerdings mußte ich mich mit einem Platze begnügen, der reichlich drei Meter von ihr entfernt war.

Sie nahm das „Daheim" vor; ihre Blicke weilten aber nicht unausgesetzt auf dem Blatte, sondern irrten ab und zu auch durch den Raum. Auf einer dieser Wanderungen begegneten sie den meinigen. Das wiederholte sich ein paar Mal. Endlich wandte sich die junge Dame mit einer Miene des Unwillens ab. Ich fand es zweckmäßig, eine Zeit lang nicht hinzusehen. Zeitungen zu lesen, war ich zu faul. Deshalb beschäftigte ich mich damit, das alte Portemonnaie, das mich in der Tasche drückte, herauszuziehen und einer genauen Revision zu unterwerfen. Es fand sich auch nicht die geringste Spur eines ehemals fürstlichen Vermögens mehr darin vor. Ich ließ den alten Beutel unter den Tisch gleiten und schleuderte ihn verstohlen mit dem Fuße in eine nahe finstere Ecke.

Umherblickend, fand ich wieder die Augen meiner jungen Schönen auf mich gerichtet.

„Aha!" dachte ich und glaubte mich nicht zu täuschen. Augenblicklich allerdings waren zu viel Gäste im Lokal; ich entschloß mich, zu warten. Um die Zeit todt zu schlagen, trank ich noch einen Kaffee und zwei Cognacs. Meine Augen naschten dabei unablässig an dem hübschen Köpfchen der kleinen Blondine. Sie war offenbar ein ganz junges Ding, und es that mir ordentlich leid, daß das arme Kind schon so — allein stand.

Endlich hatten die anderen Gäste sich zum größten Theil verlaufen. Ich trat an das Zeitungsregal, das sich in der Nähe meines blonden Mäuschens befand, that als ob ich dort etwas suchte und betrachtete die Kleine dabei verstohlen aus den Augenwinkeln.

Da hörte ich, wie sie mir zuflüsterte:

„Nehmen Sie, bitte, hier unter den Fliegenden Blättern!"

Gleichzeitig glitt eines ihrer Händchen unter das Witzblatt, das auf ihrem Tische lag.

Ich war einen Augenblick starr, doch im nächsten trat ich heran, hob die Fliegenden empor, und entdeckte darunter — das Portemonnaie der jungen Dame. Mir schoß das Blut in den Kopf.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte ich, nur mit Mühe meine Erregung bekämpfend.

Sie sah mich groß an und schien ganz verdutzt. Stockend brachte sie heraus:

„Verzeihen Sie — ich glaubte — weil — ich sah, daß Sie in Ihrem Portemonnaie vergebens nach Geld suchten — ich wollte . . ."

Da fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Der hilflose Blick des Mädchens drang mir ins Herz. Wenn ein weiblicher Blick aber in ein Männerherz dringt, so hat das seine Gefahren. Ich fühlte mich gefesselt und konnte das Pflichtbewußtsein nicht überwinden, die junge Dame über die Sachlage aufzuklären.

Der Vortrag, den ich ihr zu diesem Zwecke hielt, zog sich ein wenig in die Länge, und wir konnten unmöglich so lange in der Konditorei bleiben, bis ich damit fertig war. Bescheiden, wie ich stets bin, wenn ich mich aufdrängen will, bat ich das holde Kind also um die Erlaubniß, ein Stückchen mitkommen zu dürfen, die mir mit einem Blick voll heiliger Unschuld und einem leichten Erröthen nach einigem Zögern ertheilt wurde.

Ich plauderte so geistvoll und unterhaltend wie der leibhaftige galante Wilhelm, und aus den Antworten meiner Begleiterin entnahm ich, daß sie keineswegs ein

Hänschen war, denn sie fuhr mir ein paar Mal ganz hübsch über den Mund. Aber angefault war sie offenbar auch nicht, obgleich sie in der Großstadt gewachsen war.

Als sie erst ihre anfängliche Schüchternheit abgelegt hatte, kam sie mir direkt interessant vor. Ich beschloß, mich in sie zu verlieben, denn ich hatte gerade viel freie Zeit. Wir ließen bald die Hauptstraßen hinter uns und kamen in eine stillere Gegend. An einer Ecke blieb sie stehen und sagte:

„Hier muß ich mich verabschieden. Ich habe nur noch ein paar Schritte bis nach Hause, und meine Eltern brauchen nicht erst zu sehen, daß ich die Begleitung eines fremden Herrn angenommen habe.“

„Darf ich hoffen, daß wir uns wiedersehen, mein Fräulein?“ fragte ich mit einem hinreißenden Augenaufschlag.

„Das können wir ja dem Zufall anheimstellen,“ meinte sie, im Begriff zu gehen.

„Wollen wir dem Zufall nicht ein bischen nachhelfen?“

Sie schien nachzusinnen. Nach einer Weile sagte sie:

„Ich habe nichts dagegen und will Ihnen auch gleich einen Weg angeben, wie wir vielleicht eine Verbindung anknüpfen können, die sogar meine Eltern schließlich protegiren, wenn's gut geht.“

„Du bist ja ein raffinirter kleiner Satan,“ dachte ich, als diese Worte wie ein Blitz in die Nebel vor meinem Blicke fielen. Also an Heirathen denkt das gleich! Es ist doch schier entsetzlich, wie berechnend die Leute heutzutage sind. Wo ich nur eine harmlose kleine Poussade im Auge habe, da nimmt das gleich die ganze Hand. Ein Schauer lief mir über den Rücken, während ich zwischen die Rede der Kleinen die Frage einfließen ließ:

„Nun und dieser Weg wäre?“

„Mein Vater besitzt ein Herrengarderobengeschäft. Lassen Sie sich doch bei ihm einen Anzug machen!“

„Das ist eine Idee!“ dachte ich. Mein Schneider wollte ohnehin nicht mehr pumpen.

„Ein patenter Vorschlag, Fräulein! Und darf ich um den Namen Ihres Herrn Vaters bitten?“

„August Hampel. Wir wohnen dort Nr. 7, drei Treppen.“

Ich war froh, daß sie mich in dem Augenblick, als der Name ihren rosigen, kosigen Lippen entfuhr, nicht ansah, denn in meinem Gesicht mußte, wenn mein Gefühl mich nicht sehr täuschte, etwas ganz Besonderes vorgehen. August Hampel, das war ja mein alter Schneider, der mich an jedem Quartalsersten mit Rechnungen bombardirte und seit Jahren nicht ein Pfennig bekommen hatte. Ich wußte garnicht mehr, daß er in dieser Straße wohnte.

Noch einen letzten langen Blick warf ich in das hübsche Gesicht des Mädchens, dann versetzte ich, während mir gleichzeitig ein nicht zu zügelnder Seufzer entfuhr:

„Es ist gut, Fräulein. Ihre Idee ist vortrefflich! Ich danke Ihnen! Leben Sie wohl!“

„Adieu! Also auf Wiedersehen!“ rief sie mir munter nach.

„Jawohl, in den Gefilden der Seligen vielleicht,“ murmelte ich, während ich rasch von dannen schritt.

Mannigfaltiges.

— Die Perle aller amerikanischen Richter besitzt Arkansas in einem Hinterwald-Salomo, der in einem der durch seine diebischen Neger besonders berüchtigten Redriver Counties seines Amtes waltet und der, um ja jeden Irrthum zu vermeiden, in besonders schweren Fällen gewöhnt ist, sich zwei Beisitzer zuzugesellen. Dies hatte er auch neulich gethan, als es sich um die Verurtheilung eines mehrfach rückfällig gewordenen Diebes handelte. Das Verhör war beendigt, und er fragte den ihm zur Rechten befindlichen Beisitzer leise, welche Strafe er dem Ueberführten zudiktiren würde und erhielt die Antwort: „Drei Jahre!“ um gleich danach auf dieselbe Frage von der linken Seite den Bescheid: „Vier Jahre“ zu bekommen. Da er augenscheinlich erwartet hatte, von beiden Seiten dieselbe Antwort zu erhalten, war das Dilemma, in dem er sich plötzlich befand, kein kleines. Aber bald erwies er sich der Verlegenheit in echt salomonischer Weise gewachsen, indem er den Gefangenen wie folgt anredete: „Gefangener, um von jeder etwaigen Härte gegen Euch bewahrt zu bleiben, habe ich in Eurem Fall hier meine gelehrten Brüder konsultirt. Ich folge ihrem Rath: Sieben Jahre!“

— Fürchterlich. „Du haschst doch a sehr gute Platz g'hät, warum bist Du denn fortg'laufe?“ — „Z'wegen der Esserei.“ — „Ja, wie is dös mögli'?“ — „Siehst'e, z'erscht is a Kalb eingange, und des habe se eing'salze, und dann habe mer's z'esse kriegt.“ — „Oh, des is freili' net schö' g'wese.“ — „Nee', dann is a Schwein kaput worre, des habe se au eing'salze und wir habe's esse müsse.“ — „Na, des is aber ekli,“ — „Gelt! es is aber no wilder worre, (flüsternd): gestern is de alte Großmutter g'storbe . . . .“ — „Ja, und?“ — „Ich hab nimmer länger g'wart'; wie se den letzte Schnaufer getha' hat, bin i ausg'risse!“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 91. Freitag, den 21. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

17 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Und Fräulein Else? Liebt die Sie auch?" fragt er endlich forschend, fast zögernd.

Resignirt läßt Emilio den Kopf hängen.

„Ick das noch nicht weiß. Ick (h)abe noch immer gezwiefelt — oh no gezwofelt; aber ick jetzt anfange zu (h)offen. Darf ick Sie etwas vertrauen?"

Rolfs Neugierde regt sich.

„Bitte!"

„Die Fräulein Else mich (h)at begeistert zu eine Poesie," erwidert er leise, geheimnißvoll. „Ick sie (h)abe geschreibt gestern Abend — unten an die Rhein."

„Italienisch?"

Entrüstet fährt Emilio auf.

„Oh, no, Signore! Fräulein Else sein eine deutsche Mädchen. Ick gemacht (h)abe deutsche Poesie." Er zieht sein Notizbuch aus der Tasche. „Soll ick lesen?"

„Aber bitte — ja. Ich bin gespannt."

In nervöser Hast blättert Emilio in seinem Notizbuch herum . . . Ha, gefunden! Da ist sie, die Poesie! Die ganze Empfindung, welche er in die Verse legte — sie malt sich jetzt auf seinem Gesicht, glüht auf den Wangen, zuckt in den Fingerspitzen. Ein kurzes Räuspern, ein Vorsetzen des rechten Fußes — dann beginnt er zu lesen: — zuerst langsam und innig . . . nach und nach anschwellend . . . erregter, leidenschaftlicher . . .

„Ick (h)ab ein große Glück gefunden,
Die ganze Seele sein entzunden
In eine mächtik wilde Brand.
O Fräulein, Du mein süßer Mausel,
Zieh' mit mir ein in meine (H)ausel,
Gib mir auf ewik (H)erz und (H)and!

Bist tief in meine Brust geschreibet;
Wo wär die Macht, die 'raus Dich treibet,
O, Engelfräulein ohne Gleich!
Das Glück (h)at mich (h)ier(h)er gewehet;
Zum Süden wird nicht mehr gegehet,
Die Rheinland sein mein (H)immelreich!"

In übermäßiger Leidenschaft, daß es hinzittert unter den Kastanienbäumen und ein paar Sperlinge erschreckt emporflattern, hat er die letzten Zeilen herausgeschmettert. Nun blickt er siegesfreudig auf Rolfs.

„Donnerwetter! Der reine Troubadour," ruft dieser aufstehend. In seine spöttische Bewunderung mischt sich gelindes Bangen vor diesem aufflammenden Jugendfeuer, und durch sein Hirn dämmert ein leises Ahnen, daß dieser leidenschaftliche Italiener doch als Nebenbuhler nicht gerade leicht zu nehmen ist. „Sie gehen verteufelt scharf ins Zeug," fügt er ironisch hinzu.

„Was (h)eißt: scharf ins Zeuk gehen?" fragt Emilio, ruhiger werdend.

„Das heißt: tüchtig vorwärts gehen — mit Feuer, mit Leidenschaft!"

„Die Fräulein, die man liebt, muß man —" er besinnt sich einen Augenblick — „scharf ins Zeuk gehen."

Rolfs lacht.

„(H)aben Sie auch eine Fräulein lieb — so eine süße Mausel?" fragt Emilio vertraulich.

„O ja, o ja!"

„Ist sie auch sehr schön, Ihre Fräulein?"

„Genau so schön, wie Ihre Herzenskönigin."

„So schön, wie die Fräulein Else?"

„Auf's Haar so schön," lacht Rolfs verschmitzt, und ein weniger harmloser Mensch als Emilio müßte es ihm sofort anmerken, daß auch er Fräulein Else im Sinne hat.

In aufzuckender Kampfeslust, den Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen und beim Ansturm der schönen Herzensfeste des entzückenden Mädchens Sieger zu bleiben — langt er jetzt, wie in pränumerando genommenem Triumph, voll liebenswürdiger Ironie nach dem Glas:

„Unsere herrliche Braut soll leben!"

Rasch stürzt er das ganze Glas hinunter.

„Prosit! Prosit!" nickt Emilio, der von der ganzen Sache keinen blauen Dunst hat.

Und in heiterm Gespräch, lachend und plaudernd, gehen die beiden Nebenbuhler, in gleichem Schritt und Tritt, als gute Kameraden ins Haus.

X.

Fräulein Bergers Ueberraschung.

Gegen Abend . . .

Blutroth geht über den fernen Höhenzügen die Sonne heimwärts. Im Hinabsprühen wirft sie einen letzten Gluthblick über die Gebirgskämme und spiegelt sich in den Fenstern des Rheinstädtchens, die alle aufleuchten im brennenden Roth.

Die Vorbereitungen zum Fest in der „Villa Fatime" sind schon in vollem Schwung, und geschäftigt watschelt Fräulein Berger treppauf, treppab, von einem Zimmer zum andern, klappert — klirreklirr=ringring, klirreklirr=ringring — mit ihrem großen Schlüsselbund, überall ihre spitze Nase, auf welcher die dicke Hornbrille wie ein Erker thront, hineinsteckend, damit ja nichts fehle und Herr Biesemann heute an seinem Ehrentage über nichts zu klagen habe.

Das alte Fräulein blickt mit wahrhaft rührender Verehrung zu dem „berühmten Weltreisenden" empor. Für sie gibt es nur ein männliches Wesen auf der ganzen schönen Gotteswelt — Biesemann; nur einen Wunsch — Biesemann alles an den Augen abzusehen; nur eine Freude — seine Zufriedenheit erlangt zu haben.

Auch heute hat sie ihr verrunzeltes Gesicht in die Hand gelegt und lange, lange über eine ganz besondere Ueberraschung für ihn nachgegrübelt.

Was wird er sagen! Wie wird er sich freuen! . . . Ein Schimmer jugendlicher Lebhaftigkeit wetterleuchtet über ihre welken Züge bei diesem Gedanken.

Soeben trippelt sie, wohl heute schon zum hundertsten Mal, hinein in den Salon. Schmunzelnd folgt ihr jetzt der dumme Franz mit einem wahren Schwungrad von Lorbeerkranz auf dem Arm.

„Wo hängen wir das grüne Ding nur hin?" fragt sich halblaut das alte Fräulein, während ihre kleinen, grauen Augen über die dicke Hornbrille hinweg prüfend die Wände des reichgeschmückten Zimmers überfliegen. „Vielleicht hier auf den Säbel?"

„Mit dem er gegen die Hottentotten focht oder sowas," vervollständigt Franz, indem er den Kranz an eine edelsteingezierte Damascenerklinge hält, welche martialisch hinter einem japanischen Riesenfächer hervorblitzt. „Nein, das ist nicht hübsch."

„Vielleicht auf den venetianischen Spiegel?"

„Auch nicht!"

„Wohin denn?"

„Ich wüßte schon, wohin," bemerkt Franz stockend.

„Nun, so reden Sie doch!"

Der breite Mund des Dieners wird noch breiter; die Augen verschwinden fast in den dicken Backen; das glattrasirte Kinn schiebt sich vor — das ganze Gesicht bildet eine wohlgelungene Illustration der pfiffig=gutmüthigen Dummheit, als er wichtig herausplatzt:

„Ich beantrage: wir hängen das grünge Ding auf das Frauenzimmer da — oder sowas."

Fräulein Bergers Blick folgt dem ausgestreckten Finger des Dieners.

Helle Freude leuchtet über ihr Gesicht.

„Ja, auf die Fatime!" ruft sie fröhlich.

Mit vieler Mühe und noch mehr Worten und guten Rathschlägen wird der Kranz am Bild der Odaliske befestigt. Dann treten beide ein wenig zurück und betrachten prüfend ihr wohlgelungenes Werk.

„Bon!" sagt Franz selbstgefällig ob seiner großen Idee und läßt Fräulein Berger allein, in Gedanken versunken, vor dem Frauenbildniß, das mit seinen verführerischen Formen und leuchtenden Farben gar eigenthümlich aus dem ernsten Lorbeerkranz hervorlugt . . .

Auf dem Korridor werden hastige Schritte hörbar, untermischt mit derben Flüchen.

Und jetzt öffnet sich die Thür und herein stürzt Biesemann, die Hand in den Hosentaschen, den Hut etwas schief sitzend, und vor sich hinpfeifend.

„Brrr!" schüttelt er sich, als er Fräulein Berger bemerkt. „Es fehlt nicht viel, da explodir' ich. Jawohl, explodir' ich!"

„Haben Sie sich schon wieder geärgert?" fragt die alte Dame theilnehmend, indem sie sich bemüht, mit ihrer kleinen, dürftigen Figur das bekränzte Bild zu verdecken.

Doch diese Fürsorge ist überflüssig. Biesemann sieht sich gar nicht um. Seinen Kopf durchjagen ganz andere Gedanken.

„Geärgert?" knurrt er. „Abber ä bissel sehre! . . . Brrr — brrr!"

„Ich glaube, Sie haben wieder Wein getrunken, der Ihnen nicht geschmeckt hat," sucht die alte Dame den wüthend im Zimmer auf und ab stürmenden Mann zu beruhigen.

„Ich hab's heite frieh gerade bis auf dreizehn Glas gebracht. Ich denke, das langt vorleif'g!"

„Dreizehn Gläser? . . . Dreizehn?" murmelt Fräulein Berger betroffen. „Und das gerade am Jahrestage, wo Ihre große Steigerei war auf die Pyramette?"

Aergerlich bleibt Biesemann stehen.

„Byramedde — dummer Ausdruck! Das is doch kee Deitsch! . . . 'nuff uff de Byramihde!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Fräulein Professor. Fräulein Johanna Mestorf in Kiel war es vorbehalten, der Frauenbewegung eine weitere Stufe ehrenvoll zu erobern. Die Dame, die anläßlich ihres 70. Geburtstages als erste ihres Geschlechts mit der Verleihung des preußischen Professortitels ausgezeichnet wurde, ist Direktorin des schleswig-holsteinschen Museums in Kiel und hat sich in dieser für eine Frau gewiß exzeptionellen Stellung um Stadt und Provinz hervorragende Verdienste erworben. Als Tochter eines Arztes zu Bramstedt in Holstein geboren, empfing sie in noch sehr jugendlichem Alter in Schweden die ersten kunstgeschichtlichen Anregungen, die sich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Italien vertieften. In Hamburg, wo sie im Hause ihres Bruders lebte, bekamen ihre wissenschaftlichen Neigungen dann die entscheidende Richtung auf die heimische Alterthumsforschung, als es nach der Befreiung Schleswig-Holsteins von der Dänenherrschaft galt, das dänische Museum in Flensburg mit dem lauenburgischen Museum in Kiel zu einem Provinzialmuseum zu vereinigen. Das glückte im Jahre 1873, und schon in demselben Herbst wurde Fräulein Mestorf zum Kustos an das neue Museum berufen und wurde nach dem Tode des eigentlichen Begründers und ersten Leiters, Professors Handelmann, von dem damaligen Kultusminister Dr. v. Goßler als dessen Nachfolgerin bestellt. In einer im Auftrage des Kultusministers verfaßten „Ansprache an unsere Landsleute" weckte Fräulein Mestorf das wenig rege Interesse der Provinzbewohner an das Museumsinstitut und wußte nicht nur diese Beziehungen zu erhalten und zu erweitern, sondern auch als erste Schriftführerin des Anthropologischen Vereins dafür Sorge zu tragen, daß die Alterthümer der Provinz in sachgemäßer Weise ausgebeutet, erhalten und der Kieler Zentralsammlung gesichert werden. Dieser organisatorischen Thätigkeit, von der das schmucke, tadellos geordnete Museum der letzte Ausdruck ist, entsprach die literarische Thätigkeit Fräulein Mestorfs, die in den beim 50jährigen Jubiläum der Anstalt von ihr herausgegebenen illustrirten "Vorgeschichtlichen Alterthümer aus Schleswig-Holstein" ein Werk größeren Umfangs zeitigte. Hoch angesehen in ihrer Provinz und in der fachmännischen nordischen und deutschen Gelehrtenwelt, steht Fräulein Professor Mestorf inmitten eines zum größten Theil selbst geschaffenen, weitverzweigten Wirkungskreises heute ungebeugt von ihren 70 Jahren.

— Die Frauen Indiens. Jedes Land der Erde hat seine besonderen Eigenthümlichkeiten, seine eigenen Sitten und Gebräuche. In manchem Lande nehmen diese Traditionen im Laufe der Zeiten einen besonderen Charakter an, in manchem Lande bleiben sie jedoch starr unveränderlich. Nirgends aber macht sich diese Starrheit und Unveränderlichkeit mehr bemerkbar, als in dem Frauenleben irgend einer Nation; und anderseits dürfte hin wiederum wohl selten eine Nation gerade hierin charakteristischer sein, als das alte Wunder- und Märchenland Indien. Schon die heiligen Lehrbücher des Buddha lehren geradezu eine gewisse grausame Verachtung des weiblichen Geschlechtes, denn es heißt unter anderem in denselben: „Was ist grausam? Das Herz der Schlange. Was ist grausamer? Das Herz der Wittwe. Was ist das Thor zur Hölle? Die Frau." — Die Stellung der indischen Frau ist eine so überaus entwürdigende, wie man sie selten bei anderen Völkern unseres Planeten antrifft. Die Frau ist völlig willen- und machtlos. Das indische Gesetz kennt selbst bei der schlechtesten Behandlung der Frau seitens des Mannes keine Ehescheidung, die günstig für eine geschiedene Frau ausfiele. Die geschiedene Frau ist aus ihrer Familie, ihrer Sippe und aus jeder Gemeinschaft ausgestoßen. Um der Schande der Kinderlosigkeit zu entgehen, opfert die Mutter gewöhnlich ihre erstgeborene Tochter dem Gotte Schiwa-Halket, dem Beschützer der Bajaderen. Jede Wittwe muß lebendig den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Mannes besteigen und sich zusammen mit seinem Leichnam verbrennen lassen. Weigert sich eine Wittwe dieses freiwilligen, durch den religiösen Ritus gebotenen Feuertodes, so wird sie ihres Schmuckes beraubt, muß sich das Haar kurz scheeren lassen und verfällt der allgemeinen Verachtung. Keine Wittwe darf sich wieder verheirathen, selbst wenn sie auch nie ihrem Manne angehört hat, da in Indien Kinderheirathen an der Tagesordnung sind. Heirathet irgend ein Mann eine Wittwe, so verliert er nicht nur sein Eigenthum, sondern er wird auch von seiner Familie und seiner Sippe ausgestoßen, er darf keinen buddhistischen Tempel mehr besuchen, und aus keinem öffentlichen Brunnen Wasser schöpfen, da er fortan Zeit seines Lebens als unrein gilt. Zur Zeit soll es in Indien nicht weniger als 22 Millionen ledige Wittwen geben. Alle Befehle und Anordnungen der englischen Gouverneure zerschellen an der religiösen Starrheit der Hindu, wie überhaupt die gesammte europäische Kultur trotz aller Zugänglichkeit der Bewohner sich bisher nur an den schmalen Küstenstrichen Eingang zu verschaffen gewußt hat.

— Poesie und Prosa. Aus London wird geschrieben: Vor vielen Jahren verließ eines Tages ein junges Liebespaar zu Filey die Heimathstadt und vermählte sich auswärts. Es lag weiter gar nichts vor, als der Wunsch, ohne Geräusch und neugierige Freunde

und Bekannte die Feier zu vollziehen. Merkwürdigerweise ist die betreffende Kirche niemals bekannt geworden und beide starben, ohne jemals das Geheimniß zu verrathen. Das war die Poesie. Nun ging einer ihrer Söhne in die Kolonieen, erwarb sich große Reichthümer und ist vor kurzem unverehelicht und ohne Testament gestorben. Seine Geschwister sind offenbar die richtigen Erben des in große Summen gehenden Nachlasses, allein Niemand weiß die Stelle, wo ihre Eltern getraut wurden, und da sie somit kein gesetzlich gültiges Zeugniß von deren Verehelichung beibringen können, werden sie wohl auch ohne die Erbschaft ihres Bruders, den das Gesetz erst dann als solchen anerkennt, wenn die Ehe der Eltern nachgewiesen worden ist, ausgehen müssen. Das ist die Prosa.

— Die Kunst der Schminke. Im „Wiener Fremdenblatt" werden Schmink-Regeln veröffentlicht, d. h. Anweisungen zur Hervorbringung von Masken-Effekten für den Bedarf der Schauspieler. Diese Schminkregeln sind viel einfacher und roher, als man nach ihrer im Bühnenlichte oft so erstaunlichen Wirkung glauben würde. Aus den häßlichsten Menschen können auf leichte Art ganz hübsche Leute werden. Hier ein paar drastische Beispiele: Wie macht man aus einem mageren Gesichte ein dickes? Man legt auf der Höhe des Jochbeines eine kreisrunde Fläche in Roth an und läßt sie nach unten hin leichter werdend verlaufen. — Wie macht man eine große Nase kleiner? Man schminkt nur das Roth der Wange um ein paar Linien gegen den Nasenrücken zu; dann wird eben jener den Wangen gleich gefärbte Theil der Nasenflügel noch als Wange erscheinen. Das Riechwerkzeug wird also kleiner. — Wie macht man eine zu kleine oder zu schmale Nase breiter? Man hält eben das Roth der Wangen um einige Linien von der Nasenwand fern. Solcher Art erscheint eben dann der der Nase gleich geschminkte Theil der Wange noch als Nase. — Wie verlängert man seine Nase? Man macht ganz einfach auf der Nasenspitze einen kleinen, weißen Fleck. — Wie macht man einen großen Mund kleiner? Man überzieht bloß die Lippen an den beiden Mundwinkeln mit dem Teintton der Wangen und markirt die Grenze durch zwei kleine, senkrechte Striche mit dunkelbraunem Stift. — Wie macht man einen kleinen Mund größer? Man zeichnet mit dem rothen Lippenstifte die Mundwinkel weiter hinaus und markirt ebenfalls die Grenze durch zwei kleine dunkle Striche. — Wie erhöht man den Glanz der Augen? Man zieht einfach längs der unteren Augenwimper und parallel mit derselben einen feinen schwarzen Strich. Hiezu verwendet man entweder einen dünnen Kohlenstift oder eine über einem Lichte geschwärzte Haarnadel. Natürlich hat man sie vorher auskühlen zu lassen. — Wie man aus diesen kleinen Beispielen sieht, ist das Maskenmachen seinen rohen Effekten nach viel einfacher, als man sich's vorstellt. Der Dutzendschauspieler braucht nur diese Dutzendregeln und noch ein paar dazu, um sich zu schminken. Ja, er kann mit ihnen nicht nur augenfällige, sondern auch gewisse ins Psychische gehende Wirkungen erzielen. So z. B. kann der Schauspieler seinen Augen einem wehmüthigen oder klagenden Ausdruck verleihen, indem er — die Wimpern mit Teintschminke überzieht und unmittelbar auf das untere Augenlid einen Rosaton setzt. Der Mann sieht dann furchtbar jämmerlich aus.

— Ueber eine Hochzeitsreise mittels Extra-D-Zuges berichtet die „Post" folgendes: Vom Anhalter Bahnhofe wurde dieser Tage ein Extra-D-Zug mit nur drei Wagen abgelassen, um ein neuvermähltes gräfliches Ehepaar über Hof nach Regensburg zu bringen. Der Hochzeitszug, aus einem Zugführer-, einem D-Zug- und einem Gepäckwagen bestehend, wurde auf den einzelnen Strecken mit der größten zulässigen Geschwindigkeit befördert und kostete dem zärtlichen Gatten die beträchtliche Summe von 2500 Mark.

— Neues Empfehlungsmittel. „. . Ihre Zeugnisse sind wohl nicht die besten?" — „Darauf ist auch nicht viel zu geben, gnädige Frau, aber ich habe hier eine Nummer der „Morgenzeitung" — bitte nur erst 'mal das graphologische Urtheil über mich zu lesen!"

Die Meise.

Wollt' ein kleines Verschen schreiben,
Das mir kam in Sinn;
Grillen mir damit vertreiben,
Sah zum Fenster hin.

An die Scheiben prickelt leise
Graupelnder April.
Siehe, eine kleine Meise
Mahnt mich bittend still.

Hast uns heute ganz vergessen,
Deine Schelme klein?
Wollen auch am Sonntag essen,
Laß dein Verschen sein!

Weg die Feder! Und ich geh',
Mahle Nüßchen klein.
Soll dir, liebe Zizibe
Gleich geholfen sein!

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 92. Samstag, den 22. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

18 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

„Ich kann mir die Fremdwörter nicht alle merken," entgegnet Fräulein Berger ein wenig gekränkt. Dann geht sie schnell zum Kredenztisch und gießt ein Glas Wein ein. Wollen Sie mir einen großen Gefallen thun, Herr Biesemann? Ich bitte darum!"

„Was'n schon widder?"

„Trinken Sie gleich noch ein Glas, damit es nicht mehr dreizehn' sind!"

„Ooch noch die Strabaze! . . . Na, her mit's Gift."

Mit der Miene eines Opferlamms nimmt er das Glas, stürzt es in einem Zug hinunter und läßt sich dann schwer in den Sessel fallen.

„So, nun bin ich beruhigt. Die böse Dreizehn wäre beseitigt!"

Erleichtert aufathmend stellt Fräulein Berger das Glas wieder auf den Kredenztisch.

Um so erregter gebärdet sich Biesemann. Die Stirnader schwillt, als wolle sie zeigen, welche erregte Gedanken jetzt in diesem Jupiterkopf gähren; dazu schlägt er mit dem Fuß wüthend auf den persischen Teppich und die Faust kracht auf dem kleinen Olivenholztisch, daß erschreckt die Versammlung der zarten Nippesfiguren emporspringt und eine Schäferin sogar herunterpurzelt.

Das stört Biesemann nicht im geringsten. Seine Wuth verschafft sich jetzt in einer Art Monolog etwas Luft.

„Wer hat mir de ganze Geschichte widder ei'gebrockt?" knurrt er vor sich, ohne die ängstlich dreinschauende Berger zu beachten. „Nadierlich d'r Dahlheim! . . . Ach — den — den —" er droht mit der Faust. „Wie en bengal'schen Tig'r könnt' ich'n erwärg'n! . . . Un d'r verflixte Stammdisch! Der hat uff'n Spaziergang hin un her schwadronirt un sich de Köppe zerbroch'n weg'n der Feluh von Dahlheim! . . . Eens weeß ich: wenn der mal stirbt — da traur' ich roth!"

„Er hat auch einen Boten geschickt und für heute Abend die Einladung abgelehnt. Er hätte keine Zeit," berichtet Fräulein Berger.

„Wie? Was? . . . Er kommt heute Abend nich? . . . Keene Zeit? . . . Der — un keene Zeit! Keene Katze is Wochendags in seiner Weinbude, wenn der Stammdisch nich dort is! . . . Wer will sich ooch da 'nei verloof'n? . . . Abber so is' ihm's Liebste: er hat's äb'n nich need'g — der — der — —"

Der Aerger erstickt fast seine Stimme. Wüthend fuchtelt er mit den Händen in der Luft herum.

Plötzlich bemerkt er das bekränzte Bild. Sein finst'res Gesicht wird freundlicher. Er stellt sich vor dem Bilde auf und stemmt die Hände in die Seiten.

„D'r Deix'l ooch — was is 'n da fer ä Friehling druffgehängt? . . . Ei der Dausend, wie scheene!"

Mit gefalteten Händen steht Fräulein Berger daneben. Innig freut sie sich über die wohlgelungene Ueberraschung.

„Wie is'n der Kranz da „nuffgekleddert"?"

„Ich hab' ihn hinaufgehängt. Ich dacht', es wird Sie freuen. Der Kranz kommt vom Verein „Harmonie". Zu Ehren der Pyramidenbesteigung des Herrn Biesemann — wie der Vorstand sagte. Und der „Gewerbeverein" hat auch was vor. Der Vorstand der „Harmonie" ließ so etwas fallen."

Bestürzt greift Biesemann sich an den Kopf.

„Was? . . . Enne Ofaziohn? Um Gotteswill'n — nee! Da müßt' ich doch enne Rede . . . un so'ne Rede, die derf doch ooch nich ganz nack'g sin — da miss'n doch ä Stick'r finf oder sechs hibsche Gedank'n 'rumwimmeln . . . Un ich hab' gar keene Zeit mehr z'n Ueberleg'n — —"

In diesem Augenblick meldet der Diener, es seien ein paar Herren draußen; sie sähen aus wie eine Deputation oder sowas.

Biesemann hat einen knallrothen Kopf bekommen.

„Die Ofaziohn!" murmelt er, „Und ich hab' mich noch nich vorbereit'!"

Doch nach wenig Augenblicken ist er schon wieder der „große Biesemann". Gravitätisch schiebt er die Linke

in den Westenausschnitt, steckt die Nase in die Luft und befiehlt mit hoheitsvoller Handbewegung:

„Fiehr'sche hier 'nei in d'n Salon, Franz! Ich komme gleich."

Und mit großen Schritten stolzirt er ins Nebenkabinet um sich einen eleganten Auftritt zurechtzumachen.

XI.
Eine Kneipverschwörung.

Wenige Minuten bleibt der Salon leer. Dann öffnet Franz mit einem wichtigen Kratzfuß die Thür:

„Bitte hier einzutreten, meine Herrschaften!"

In schwarzen Gehröcken, deren Schnitt man es anmerkt, daß sie schon manches Jährchen hindurch Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnisse und ähnliche Familienfestlichkeiten tapfer verschönern halfen — spaziert der ganze Reiseclub „Ozean" über die Schwelle.

Die biedern' Herren umschwebt gehobene Feierlichkeit. Geckenhaft gekräuselte Locken umwallen das Haupt des Apothekers; der Kanzleirath hat sich einen neuen, weißseidenen Shawl zugelegt, und das Knopfloch des Bürgermeisters ziert sogar ein kleiner Farbeneffekt, den man Ordensbändchen nennt — der markirte Hausorden eines Duodezstaates.

Mit langsamen Schritten treten die fünf Herren näher.

„Ha, da sind wieder ein paar neue Sachen eingerückt," konstatirt der Bürgermeister, einen inspizirenden Blick über den ganzen Salon werfend.

„Wirklich! Wo der Herr Präsident solch fremde Schätze nur immer zusammelntrommeln mag!" fügt der Steuereinnehmer hinzu.

Schüchtern, ohne ein Wort zu sprechen, steht der Kandidat auf der Schwelle . . . Plötzlich bemerkt er die Staffelei mit dem bekränzten Portrait der Odaliske.

„O, dieses schöne Bild!" ruft er bewundernd.

„Das ist Herrn Biesemanns Braut oder sowas," grinst Franz und verschwindet mit einem Kratzfuß.

Obgleich der Reiseklub „Ozean" das Bild mit seiner Ueberfülle von weiblichen Reizen schon oft gesehen, übt es doch auf ihn noch immer eine merkliche Anziehungskraft aus. In korpore nimmt er vor demselben Stellung.

„Kandidat — die Augen weg!" tönt die warnende Stimme des Bürgermeisters.

„Da friert man ja, wenn man die ansieht," bemerkt der Kanzleirath und zieht sich etwas aus der gefährlichen Atmosphäre zurück.

„Nein, es wird einem warm bis in die Fußzehen hinunter," meint der Apotheker. Dann fügt er in das Ohr seines Nachbars hinzu:

„He, Herr Steuereinnehmer, das wär' was! Wie? . . . Eine hübsche Gegend!"

„Aber Herr Apotheker!" wehrt der Steuereinnehmer entsetzt ab.

Achtung! Jetzt betritt Biesemann mit stolzen Schritten den Salon, um die vermeintliche Deputation zu empfangen. Als er jedoch den Reiseclub „Ozean" bemerkt, zieht er zuerst ein verwundertes Gesicht. Dann aber ruft er lebhaft:

„Ach, Sie sin 's! . . . Sie sind 's . . . Na — 's is gut, daß Se alle mitenanner da sin, meine Herr'n. Ich hab' Se gebet'n, ä bissel frieh'r ze komm' als de annern. Es hat sich nämlich 'rausgestellt, daß der „Ozjan" sofort enne kleene Extrasitzung improvisir'n muß. Enne sehr wicht'ge Sache!"

„Was ist denn los? . . . Wieso? . . . Eine Extrasitzung?" fragt es verwundert durcheinander.

Ein paar Mal holt Biesemann tief Athem, bevor er aufgeregt hervorstößt:

„Sollt' mer'sch denn fer meeglich halt'n? Der Dahlheim, der treibt's weit'r . . . Denk'n Se nur: heite Abend kommt 'r nich zu mein' Fest!"

„Was? . . . Wie? . . . Er kommt nicht?" entsetzen sich die Mitglieder des Reiseclubs.

„Nee, er kommt nich!" wiederholt Biesemann verächtlich. „Ich hab's doch imm'r gesagt: das Ehr'nmitglied, das is ä dirrer Ast an unsern Stammdisch. Ich denke, es is 's beste, der werd abgesägt . . . Was 'r da macht, das is de reene Empörung — un so än Empörer muß mer stirz'n . . . Ja — 's is sogar direkte Ufflehnung!"

Er hat sich immer mehr in Erregung hineingeredet. Drohend fuchtelt er mit der Faust in der Richtung nach dem Gasthof „Zum feuchten Eck".

„Abber daraus werd nischt, mein Gutest'r," knirscht er wüthend. „Aus 'n „Ozjan" muß 'r 'rausgewimmelt wer'n. De „Ehr'nmitgliedschaft" werden 'n abgekneppt!"

Nachdenklich streicht sich der Bürgermeister das glattrasirte Kinn, und auch die übrigen Mitglieder des Reiseclubs ziehen bedenkliche Gesichter.

„Hm, hm — etwas starker Tabak!"

„Kann in den Fall gar nich stark genug sin!" ruft Biesemann heftig. „An ganz'n Rheine muß mer von der Blamasche red'n . . . Er hat's verdient . . . Verdient hat er'sch!"

Banges Schweigen folgt diesen in höchster Empörung herausgeschmetterten Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Modebrief.

Von Hermine Hahn.

(Nachdruck verboten.)

Draußen lacht die Frühlingssonne und küßt tausende und abertausende von grünen Keimchen zu neuem kurzen Leben wach. Ein neues Leben und Weben hat sich auch der Mode bemächtigt; junge und alte Damen wandeln in absonderlich geschnittenen Kleidern und sonderbar zusammengestellten Farben einher und thun so viel des Guten in diesem Genre, daß man nur hoffen muß, daß dasselbe kurzlebig wie alle Ausgeburten der Modephantasie, sich nicht lange erhalten möge. Ja, „Sezession", das ist die Loosung der Sommersaison 1899, unter dieser Flagge wird ein spinatgrüner Hut mit blauen und rosa Rosen einer rothwangigen korpulenten Dame verkauft, den ein Künstler sich nie geträumt oder höchstens auf den Kopf einer blassen zarten Mädchengestalt gedacht hätte! Eines schickt sich nicht für Alle, Alle aber wollen die Eine sein, für die sich Alles schickt, denn die Selbsterkenntniß ist ein sehr zartes Pflänzchen, welches gar spärlich gedeiht.

Besonderen Unfug in Betreff des guten Geschmackes hat die neueste Rockform, die sogenannte Futteralform, angerichtet; eng und stofflos spannt sich dieselbe um den Körper, der Verschluß selbst ist voran und durch eine Borte oder Stickerei geschickt verdeckt, die leiseste Magerkeit und das schönste embonpoint kommen derart zur Geltung, daß es nicht immer vortheilhaft ist, einem modern geschnittenen Rock zu verfallen, welcher nach unten zu sich enorm erweitert und durch seine Länge — er muß auch voran ein Stück auf der Erde liegen — das Tragen desselben, noch mehr aber das sich Fortbewegen zu einem wahren Akrobatenkunststück gestaltet. Was die Rocklänge zu viel hat, dieser Ueberfluß an Stoff wurde dem Leibchen geraubt, welches man für den Sommer bereits dekolletirt vorbereitet mit halblangen, sehr engen Aermeln.

Unsere Kleiderkünstler sind sich der Absonderlichkeiten dieser Mode vollkommen bewußt, aber ihr Métier erheischt sklavische Unterordnung gegenüber den launischen Modegesetzen.

Unlängst kam eine sehr vornehme Dame in den sogenannten „besten Jahren" mit ihrer schlanken jugendlichen Tochter in ein erstes Wiener Atelier. Der Chef des Hauses machte allerhand Vorschläge in Betreff der Toilette für die junge Dame, die sehr großen Beifall fanden und Mama bestellte einige der Modelle für ihr Töchterchen. „Das ist Alles schön und gut, was Sie uns da zeigen, lieber Herr N., aber nun müssen Sie mir etwas für mich vorschlagen, ich kann doch unmöglich bei meiner Korpulenz diese Mode mitmachen." „Meine Gnädigste," meinte der Kleiderkünstler achselzuckend, „Damen mit Hüften gehen heuer überhaupt nicht in Gesellschaft!"

Dies kleine Geschichtchen beweist, daß eine neue Aera angebrochen ist und zwar für die Mageren; so wie auf den Bildern Alles in die Länge gezogen erscheint, wo volle frische Gesundheit nicht mehr ein künstlerisches Objekt vorstellt, so wie sich der Autor der neuesten Novellen blasirte angekränkelte Menschen zum Vorwurf nimmt, so verlangt die Mode das wesen- und schattenlose Aussehen der Damenwelt. Um dasselbe zu begünstigen, werden die sogenannten Pastellfarben bevorzugt, die grellen Töne bleiben dem Gros überlassen, die vornehme Dame trägt ganz matte, nicht dezidirte Töne, besonders ein weißliches Grau, ein sehr lichtes Drap und das matteste Grün — oeuf de cane genannt. Für ältere Damen — da sie ja doch in Gesellschaft gehen — ist mauve die beliebteste Modefarbe, für die Backfischchen und kleinen Kinder ein leuchtendes Roth. Die Auswahl in phantastischen Dessins ist eine enorme, besonders Seidenstoffe und Linons zeigen ganz aparte Muster neuesten Styles.

Ein ganz neues Gewebe nennt sich „Taffetas Meteor", welches einen eigenartigen Glanz aufweist. Plumtis — ganz feine mit Pünktchen eingewebte Voiles finden viel Absatz neuestens auch Crêpe und Alpacca, da sich weiche anliegende Stoffe vorzüglich verarbeiten lassen.

Für Blousen verwendet man gern Waschseide, welche unter dem Namen „Linon mi soie" große Furore macht. Ueberhaupt dominirt die Blouse mehr denn je, sie ist zu praktisch und kleidsam, ein zu nothwendiges Requisit der Damengarderobe. Für sehr elegante Toilette ist die Seidenblouse ausgeschlossen, sie gehört nur dem Straßenkostüm und dem Sport an. Für Theater und Gesellschaft trägt man die weiße oder schwarze Spitzenblouse, die vielfach mit farbiger Seide unterfüttert wird.

Die Hutmodelle sind sehr niedrig, die Kappe ist fast flach zu nennen und mit Blumenkränzen und Straußenfedern garnirt. Junge Frauen tragen kleine Blumenhütchen, z. B. aus Mohnblumenkelchen, die einer über den andern gelegt werden und so eine ungeheure Blume bilden, die den Hut darstellt. Eine Aigrette aus weißen Tüllrüschen steigt linksseitig empor. Man sieht sehr viele Seidenmousselinehütchen, die vergänglich wie ein Lufthauch sind, wahre Eintagsgebilde, die sich nur ein wohlgefülltes Portemonnaie erlauben darf.

In den Frühlingswochen sieht man häufig junge Knaben- und Mädchengestalten, welche festlich gekleidet zur Kommunion gehen. Die Mädchen in fleckenloses

Weiß gekleidet, meist sind es leichte weiche Wollstoffe, welche sich durch sehr einfache Machart auszeichnen müssen. Doch selbst da redet Frau Mode mit, und hat den jungen Kommunikantinnen das weißseidene Ridicule bescheert, welches links am Gürtel hängt und das Datum des Tages der heiligen Handlung in goldener Schrift trägt.

Die Knaben tragen weiße, schwarze oder dunkelblaue lange Beinkleider, dazu ein schwarzer Smoking. Auch hier spielt der Standesunterschied mit, denn die Creme der jungen Bursche, d. h. diejenigen, deren Väter gespickte Geldbeutel besitzen, werden von einem guten Schneider bedient, und für diesen ist es Modegesetz, das Smoking im Rückentheil in eine kleine Spitze auslaufen zu lassen, ein Stempel des Jugendlichen, welcher dem sonst zu männlichen Kleidungsstück aufgedrückt wird. Ja, Frau Mode die schneidet ihre Kapriolen und macht das Geld rollen, dies ist ihre beste Entschuldigung.

Heuer hat sie bei schönem Wetter sich gegen die Sonnenschirme verschworen, da man beide Hände braucht, um das Kleid zu raffen. Die vorsichtigen Schirmfabrikanten zählen jedoch auf die hoffende Macht der Sonnengluth und haben neue Sonnenschirme mit großen Louis VI.-Maschen und mit dem Griff nach unten vorbereitet. Diese Exzentricität muß ziehen — jede Modedame wird schließlich ihren Schirm à la Cyrano de Bergerac besitzen wollen.

Mannigfaltiges.

— Eine Speisekarte von der Wartburg. Aus Weimar wird uns vom 19. ds. berichtet: Beim heutigen anläßlich der Anwesenheit des Kaisers vom Großherzog auf der Wartburg gegebenen Diner war der Text zur Speisekarte vom Hofküchenmeister König verfaßt und nach dessen Angabe durch Lithograph Scheibe in Weimar ausgeführt worden. Die Karte zeigt im Bilde die Wartburg sowie die Johanniskirche und hat folgenden Wortlaut:

Zu ehren der glücklichen Ankunfft Hoher Gäste am 19ten Tage des Abrillen-Monds ad. MDCCCIC.

Also man speyßet:

Ein Irisch Suppen / so man dortselbsten benamset Balnomon schink.

Forellen / die in einer Pfanne Wasser blaw gesotten / mit etwas grünen awsgezieret seyn.

Ein ansehnlich Stück Fleysch vom Ochsen / imbrochieret vnd gebratten / auch mit Augurken umbleget.

Ein Schawessen / als ein tewtscher Rittersmann auf ihren Possamenten stehend / ist in Wax possieret / darumb gestecket ein Waldschnepffen Gallrat.

6 junge Boullards-Hüner / weyß vnd sawber an ein Spyß gebratten / so ist es recht vnd gutt.

Bohnen-Gemüs / in Striemeln geschnitten / daneben Caviaro auff geröstet Brodt.

Ein Prang-Torten von pürem Rohm / nach fürtrefflicher Regula bereitt.

Kees in mancherley Artten / fürnehmblich Schwytzerische, Schwedische vnd Texelische.

Zur Collation dienen Weynbeeren / so frisch aws Burgundterland gekommen / Pomosinen vnd vnterschiedliche Früchte.

Hiernach Confecte vnd Heroldtsfähnleyn mit des Hohen Burgherrn Wappen gezieret.

Man credentzet hiezu ein Süßwein / mit so kräutleyn gewurtzet / selbiges allhiero Wald-Meyster benennet wird.

Des Gastmales Ende.

— Die Koalition der Bettler. Aus New-York wird berichtet: Die Bettler von Philadelphia haben eine Vereinigung gebildet, die bezweckt, der Konkurrenz Einhalt zu thun. Die Stadt wird in Bezirke eingetheilt und jedem Bettler wird ein bestimmter Bezirk angewiesen. Jeder muß einen kleinen Jahresbeitrag entrichten, und wird er wegen Bettelei verhaftet, so zahlt die Vereinskasse die ihn treffende Geldstrafe. — Smart!

Mägdleins Traum.

Mägdlein schläft leise,
Träumt eine Weise
Von Mißgeschick.
Was ihr entschwunden:
Die sel'gen Stunden
Wünscht sie zurück.

Engelein singen,
Heben die Schwingen,
Sie schwebt hinauf.
Thuet doch droben
Sonnglanzumwoben
Himmel sich auf.

Was sie erkoren,
Was sie verloren,
Sieht dort ihr Blick!
Wiedergefunden
Selige Stunden
Und all ihr Glück!

Aschaffenburg. E. Bange

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 93. Montag, den 24. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

19 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

Zwar wiegen die einzelnen Herren noch bedenklich die Köpfe, zwar widerstrebt es ihnen, sofort zuzustimmen — doch sie sind gewöhnt, sich stets der Ueberlegenheit des „großen Weltreisenden" zu fügen.

„Wenn Sie meinen, Herr Präsident —" ergreift zuerst der Steuereinnehmer zögernd das Wort.

„Wenn es so glatt abginge —" setzt der Kanzleirath ängstlich hinzu.

„Unsereen'r, der sieht die Sache dief'r," erklärt Biesemann überlegen. „Ae ganz kleens bissel Ehrgeiz hat mer doch schließlich ooch! . . . Nu hat sich de Geschichte so zugespitzt, daß entschied'n wern muß, wer von uns zwee beed'n in Städt'le der Leithammel sin soll. Zwee solche Pole neb'n enanner is ä bissel schwierig . . . Hat 'n der Dahlheim was fer'n Ort gemacht? Nee! . . . Is 'r drauß'n in der weit'n Welt rumgereist? Nee! . . . Hat 'r hierher ins kleene Rheinnest än neien Horizont gebracht? Nee!"

Lauter und lauter wird seine Stimme, bis sie endlich im vollsten Fortissimo das Resultat zieht:

„Abber unsern Verein verhohniebeln — das kann 'r!"

Erschrocken vor dieser leidenschaftlichen Heftigkeit ist der Kandidat ein paar Schritte zurückgetreten. Mit großen, neugierigen Augen blickt er von einem zum andern . . . Was werden die Herren beschließen? . . .

„Na — da mag er also fallen!" ertönt die sonore Stimme des Bürgermeisters.

„Ja, mag er fallen!" sekundirt der Steuereinnehmer.

„Dann aber mit Glanz, mit großem Eclat," gibt der Apotheker zu bedenken.

„Aber wie?" meint der Kanzleirath.

„Ja — wie? . . ."

Eine lange, gedankenschwere Pause tritt ein, während welcher jedes Mitglied des Reiseclubs „Ozean" nach Kräften sein Hirn zermartert . . .

Schon die Stellung, die Miene jedes Einzelnen kennzeichnen, daß alle sich der vollen Verantwortlichkeit dieses wichtigen Augenblicks bewußt sind.

Die Hände auf dem Rücken, blickt der Bürgermeister nachdenklich in die Ferne . . . Gedankenschwer legt der Steuereinnehmer den rechten Zeigefinger an die Stirn . . . Mit gefalteten Händen, die Augen halb geschlossen, scheint der Kandidat eine Erleuchtung von oben auf die Versammlung herabzuflehen . . . Der Kanzleirath lockert vorsichtig seinen Shawl, als ob der fest eingepackte Hals die Blutzirkulation nach dem Hirn hindere . . . Von einem Fuß auf den andern balancirend, reibt sich der Apotheker nervös die Hände . . . Biesemann aber steht mit offenem Mund da, und — —

„Ich hab's! Ich hab's!" schreit er plötzlich triumphirend.

„Der Herr Präsident hat's!" echot die ganze Runde.

Mit wichtiger Miene nimmt Biesemann auf einem Sessel Platz. Ein solches Gesicht steckte wohl Napoleon auf, als er sich endgiltig zum Feldzug nach Rußland entschloß.

Erwartungsvoll gruppiren sich die Mitglieder des Reiseclubs um ihren Präsidenten.

„Horcht druff!" beginnt Biesemann langsam, jedes Wort scharf betonend. „Morg'n, wenn mer ausgeschlaf'n ham, da geh'n mer noch ämal 'nieber in sei' Lokal — an' Stammdisch —"

„Was? . . . Noch einmal an den Stammtisch?" unterbricht ihn der Bürgermeister unzufrieden.

„Nadierlich! 's „Feichte Eck" is doch ä öffentlich's Lokal!"

„Ja, ja — ein öffentliches Lokal," bekräftigt man durcheinander.

„Na, also! . . . Da geht's doch 'raus un 'rein, wie in' Daub'nschlag! . . . Also — da setz'n mer uns hin un trink'n ganz duhsemang unsern Schopp'n un lass'n 's uns schmeck'n . . . Und dann, wenn mer den scheen' Wein 'runt'r ham, dann mach'n mer än groß'n Abgang; un dad'rbei — da geb' ich 'n sein Rausschmiß als Ehr'nmitglied aus 'n „Ozjan" schriftlich . . . Dann is 's mit der Herrlichkeit Ess'g un 's heeßt fer Dahlheim: de hohe Nase widder ä bissel ei'gezog'n!"

„Bravo! . . . Sehr gut! . . . Machen wir!“ stimmen die Mitglieder des „Ozean“ vergnügt bei.

Nur der Bürgermeister schüttelt den Kopf:

„Hm — ein bischen barbarisch!“

Doch eine energische Handbewegung Biesemanns verscheucht auch dieses letzte Bedenken.

„Thut nischt! Idee und Inziadiefe muß der Mensch ham! . . . Also — mach'n mer'sch!“

Mit imponirender Geste streckt Biesemann seine Hand aus, die sämmtliche Mitglieder des Reiseclubs „Ozean“ nacheinander schütteln . . .

Der reine Rütlischwur wird inszenirt. Nur der flimmernde Mondenschein, die Majestät des Vierwaldstättersees und einige andere Kleinigkeiten fehlen . . .

„Topp! . . . Abgemacht!“

„Abgemacht!“

XII.

Das Fest beim „großen Biesemann“.

Die Mitglieder des Reiseclubs „Ozean“ schlendern im Garten der „Villa Fatime“ herum. Sie müssen sich von der anstrengenden Extrasitzung, bei welcher das Herauswerfen des Ehrenmitglieds Dahlheim beschlossen wurde, erholen und für die festlichen Strapazen des Abends neue Kraft sammeln.

Inzwischen inspizirt Fräulein Berger noch einmal den Salon. Franz zündet, trotzdem noch helles Tageslicht durch die Scheiben fällt, die Krystallkrone, sowie die reichvergoldeten Armleuchter an und legt die farbigen Laternen und Lampions zurecht, welche nach dem Dunkelwerden den Garten zu einem Feenhain verwandeln sollen . . .

O ja — Biesemann, der „große Weltreisende“, versteht sich auf Feste. Das hat er da draußen aus der weiten Welt mitgebracht — etwa von Konstantinopel, wo er als Gast des Sultans in dessen weißem Palais am Bosporus weilte, oder von Tunis, wo er im Bardo des Beys unvergeßliche Stunden verbrachte, oder aus Kairo, wo er sich beim Khedive als gefeierter Gast aufhielt.

Und wenn heute Abend die biedern Bewohner des Rheinstädtchens herauswallfahrten nach der „Villa Fatime“, mit offenem Mund staunend nach den erleuchteten Fenstern und dem illuminirten Garten lugen und die Auserwählten drinnen beneiden, welche solche Pracht aus nächster Nähe genießen dürfen — dann wird es von Mund zu Mund fliegen:

„Der Herr Biesemann, der bekannte Weltreisende, gibt heute sein großes Fest zur Erinnerung an seine Besteigung der Cheopspyramide!“

Und wenn manche der einfachen Leutchen auch gar nicht wissen, was die Cheopspyramide ist — schadet nichts. Jedenfalls muß es etwas Großes, Schönes, Erhabenes sein, und um Biesemanns Haupt erschimmert eine neue Gloriole.

So ziemlich alles, was im Städtchen zu den sogenannten Spitzen gehört, ist mit einer Einladung beehrt worden — selbstverständlich in erster Linie die Frauen und Töchter der Mitglieder des Reiseclubs „Ozean“.

Jetzt stehen, sitzen und lehnen sie alle im Salon herum, mit großen, verwunderten Augen die fremdländischen Schätze anstarrend, von denen man zwar schon so vielfach gehört, die man sich jedoch nicht recht vorstellen konnte.

Als Rolfs beim Eintreten den grünen Schmuck auf dem Bilde der Odaliske bemerkte, konnte er sich des Lachens nicht erwehren.

„Sieh nur, alter Junge,“ flüsterte er Alsen zu, „jetzt hat man ihr sogar einen Lorbeerkranz aufgesetzt!“

Und neue Gäste strömen heran; kaum vermag der geräumige Salon sie alle zu fassen . . .

Biesemanns scharfes Auge mustert die Gesellschaft . . . Jetzt scheint alles beisammen zu sein, jetzt kann's losgehen.

Ein Druck auf eine elektrische Klingel — und Franz reicht unter Assistenz eines andern, noch tölpelhafteren Dieners einen Willkommentrunk herum.

Das Fest ist eröffnet.

Nun aber erzählen, erzählen . . . Biesemann reitet auf seinem Steckenpferd „hohe Schule“.

„Ja, meine Herrschaft'n,“ erklärt er soeben mit einer grandiosen Geste über den ganzen Salon hin, „wenn das alles hier red'n könnte! — Kee Mensch sieht's den Dingern an, was dadrin alles steckt! . . . Der Ath'm fremd'r Welt'n haucht Ihn'n aus den Sach'n entgeg'n. Wenn ich se mir nur ä bissel ansehe, ich komm' in enne förmliche Weihestimmung. Ei der Dausend, wenn ich itze der Goethe wär', da sollt'n Se, Gott Strambach, mal seh'n, was ich in der Weihestimmung fer ä Gedicht mach'n däht — das wär' nich von Babbe. Abber ich will Ihn'n de Denkwirdigkeet'n ä bissel genauer vorstell'n.“ Er nimmt einen Fez von der Wand. „Se erloob'n, daß ich mich ä bissel befehze — 's is weg'n der oriendal'schen Stimmung!“

Allseitiger Beifall. Die Damen umringen Biesemann, die Herren zünden sich Zigarren an und lehnen oder sitzen behaglich umher.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Versetzte Fahrräder. In der Zeitschrift „L'Illustration" plaudert Edmond Renoir in einem Aufsatz „Was aus unseren Fahrrädern wird" auch von den Pariser Leihhäusern, im Argot „Clou" geheißen. Wie es auch bei uns häufig geschieht, bringen zahlreiche Pariser beim Nahen des Winters ihr Rad ins Versatzamt, um das Vehikel an einem sicheren Aufbewahrungsort zu wissen. Zeigt schon der Umstand, daß die Zahl der in den Versatzämtern befindlichen Räder im Winter weit größer ist, als in den übrigen Jahreszeiten, daß diese Frequenz nicht durch finanzielle Nöthen der Eigenthümer hervorgerufen wird, so beweist dies um so augenscheinlicher die Thatsache, daß sehr viele Personen nur ganz verschwindende Beträge auf ihr Versatzobjekt aufnehmen. Nicht in allen „Bergen der Barmherzigkeit" in Paris kann man sein Rad belehnen lassen, da hiefür nur das Hauptamt in der Rue des Blancs-Manteaux und die Hilfsämter der Rue Capron, der Rue Serrant und der Rue de Rennes eingerichtet sind. Die sich von Jahr zu Jahr steigernde Zahl der versetzten Fahrräder hat die Verwaltungen veranlaßt, große Räumlichkeiten mit besonderen Einrichtungen zu versehen, wo die Räder mit größtmöglicher Raumausnützung eingestellt werden. Der Fortschritt der Zeit macht aber selbst die weitestgehende Voraussicht zu Schanden. So hat ein Radfahrer die Verwaltung eines der genannten Leihämter in bittere Verlegenheit gebracht, als er mit einem — dreirädrigen Petroleum-Motor anrückte. Um den Raum, den das Rad bedarf, möglichst einzuschränken, hat jeder Versetzer die Verpflichtung, vor Abgabe des Rades die Pedale abzumontiren und diese am Rad fest, aber sichtbar zu befestigen. Im Oktober beginnt die gesteigerte Frequenz und die Leihhäuser in Paris haben um diese Zeit 800 bis 900 Räder zu beherbergen, um den Jahreswechsel herum aber mehr als 1000. Zieht der Frühling ins Land, dann sinkt die Zahl und um Ostern herum befinden sich höchstens noch 600 Räder bei der „Tante". Daß viele gar nicht wieder ausgelöst und daher versteigert werden, kommt in Paris ebenso häufig vor wie bei uns. Will sich aber ein Pariser seines Rades entledigen, ohne sich der Versatzämter zu bedienen, so bietet ihm hiezu der Tattersal eine günstige Gelegenheit, wo allwöchentlich an einem bestimmten Tag Radversteigerungen in größerem Umfang stattfinden.

— Eine Heirathszeitung vor etwa hundert Jahren, die unter diesem Titel erschien und als Hauptzweck die Vermittlung von Heirathsannoncen hatte, war der „Courrier de l'hymen". Die erste Nummer, die jetzt von Le Poittevin wieder ausgegraben wurde, ist vom 20. Februar 1791 datirt. Das Programm dieser Zeitung lautet direkt „die Niederlage der Absichten der Eltern, die jungen Leute, der Junggesellen und der Wittwen, die den Wunsch haben sollten, ihre Kinder zu verheirathen, oder selbst neue Knoten zu schürzen", zu werden. Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß man Anzeigen folgender Art in dem Blatte, das in Paris erschien, findet: „Ein Amerikaner, der die Ehre hat, einen Sitz in der Nationalversammlung inne zu haben, wünschte, sein Schicksal mit einer jungen Pariser Bürgerin zu theilen, selbst wenn sie als Mitgift nur eine gute Erziehung, einen sanften Charakter und eine angenehme Figur haben sollte. . . . Obgleich er Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft ist, so fordert er doch nicht von ihr, daß sie eine sehr ausgesprochene Ansicht über alle Parteien hat. Er würde sogar vorziehen, daß sie weder mit der Rechten noch mit der Linken geht und in Allem die rechte Mitte hielte." Aber der „Courrier de l'hymen" beschränkt seine Mission nicht auf diesen Punkt. „Da dieses Journal," fährt der Prospekt fort, „besonders den Frauen gewidmet sein wird, so können diejenigen, die sich über ihren Ehemann, der zu brutal ist, als daß er auf Vorstellungen hörte, beklagen wollen, diese anonym den Herausgebern anvertrauen, die sich beeilen werden, sie zu veröffentlichen. Vielleicht wird mehr als ein ungerechter Ehemann sich bessern, wenn er auch vorgibt, daß er nicht gemeint sein könne." In der Praxis ist die Zeitung bemüht, ihren Wirkungskreis immer weiter auszudehnen, und sie nimmt die Proteste der Frauen gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung ebenso gut wie Klagen gegen schlechte Ehemänner auf. Die Frauen schicken denn auch eine ganze Anzahl von Briefen ein, in denen sie sich über die von den gesetzgebenden Körperschaften den Frauen zugefügten Ungerechtigkeiten bitter beklagen und die Zeitung druckt die stets zustimmend ab. Um die Kasse zu füllen, wären aber mehr Heirathsannoncen als Korrespondenzen von Abonnenten nöthig gewesen. In dieser Hinsicht aber stand es in jenen Zeiten sehr schlecht. „Man verheirathet sich nicht mehr," schreibt ein Abonnent des Blattes, „die Taufen werden seltener, nur der Tod kommt gut durch. . . . Diese Thatsache gibt auch die Erklärung für das vorzeitige Ende des „Courier de l'hymen" am 24. Juli 1791.

— Schiller und die Schaffhausener Schillerglocke. In einem Büchelchen, das über die „Münsterglocken zu Schaffhausen" handelt, über die alten, welche zum Theil aus dem 15. Jahrhundert stammen, und über die neuen, welche unter großen Feierlichkeiten im Herbst vorigen Jahres an Stelle jener aufgehängt wurden, bespricht Gymnasialprofessor Eduard

Haug Schiller und die Schillerglocke. Er erklärt, daß die „Schaffhausener Schillerglocke“ mit Schiller und seinem „Lied von der Glocke“ direkt gar nichts zu thun hat. Es war nach den Aufzeichnungen von Karoline von Wolzogen bekannt, daß Schiller während seines Rudolstädter Aufenthaltes im Sommer 1788 öfters „nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren ging, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen.“ Was aber nicht bekannt war oder nicht genügend beachtet wurde, das ist der Hinweis Haugs, daß Schiller, wie aus einem Briefwechsel mit Goethe hervorgeht, zu der allgemeinen Anschauung des Glockengießens bei Rudolstadt und der daraus springenden dichterischen Anregung von 1788 die näheren Ergänzungen, die technischen Einzelheiten des Gußvorganges aus Büchern holte, und zwar erst fast zehn Jahre später. Am 7. Juli 1797 schrieb er an Goethe. „Ich studiere seit gestern in Krünitzens Encyklopädie, wo ich sehr viel profitire. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen; es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu verarbeiten ist.“ In dem genannten Werk fand Schiller in dem 94 Oktavseiten umfassenden und sehr eingehenden Artikel „Glocke“ die Notiz. „Eine große Glocke ist auch auf dem Münster der Stadt Schaffhausen in der Schweiz befindlich, welche 1486 gegossen worden und 29 Schuh im Umfange hat, woraus die Schwere zu muthmaßen ist. Die Umschrift ist: „Vivos voco, m rtuos plango, fulgura frango. Aus der Krünitzschen „ökonomischen Encyklopädie“ übernahm er die Inschrift der großen Schaffhausener Glocke, die sich in dieser und ähnlicher Form auch auf anderen, späteren Glocken findet, und diese Inschrift schien ihm so sehr, wie Haug bemerkt, „die Quintessenz dessen zu sein, was er in seinem Gedicht ausdrücken wollte“, daß er sie als Motto an die Spitze seines im September 1799 vollendeten „Liedes von der Glocke“ stellte. In Schaffhausen selbst ist Schiller nie gewesen, wie bekanntlich überhaupt nie in der Schweiz. Wenn also die Schaffhausener ihre alte große Glocke von 1486 „Schillerglocke“ nennen, so haben sie dazu nur eine indirekte Berechtigung. Daß sie aber ihre sogenannte „Schiller-Glocke“ nicht gleich den anderen alten Glocken zum Einschmelzen für das neue Geläut verwandt, sondern im Chor ihrer Münsterkirche aufgestellt haben, wird doch jeder gerechtfertigt finden, der die Legende zerstört und das nur bedingt „Historische“ der Schaffhausener „Schiller-Glocke“ sieht.

— Eine merkwürdige Erscheinung zeigte sich im vergangenen September und Oktober in der kleinen Narraganset-Bucht der amerikanischen Küste zwischen Boston und New-York. Das Wasser wurde Anfangs September plötzlich in einem großen Theil dieser Bucht roth und dick und verbreitete einen sehr unangenehmen Geruch. Nach einigen Tagen fand man Tausende todter Fische, Krabben und Garneelen am Ufer. Diese sonderbare Erscheinung führte zu einer wissenschaftlichen Untersuchung, aus der sich ergab, daß das Wasser jener Bucht von unzähligen mikroskopischen kleinen Infusorien, Peridinien, die zu den sogenannten Geißel-Infusorien gehören, angefüllt war. Diese Infusorien besitzen eine röthliche Farbe und waren plötzlich so zahlreich geworden, daß eine weiße Muschel 6 Zoll unter der Wasseroberfläche nicht mehr zu erkennen war. Am 9. und 10. September, als die zahlreichen Fische todt an das Ufer getrieben wurden, erschienen die Peridinien weniger zahlreich, aber in den nächsten 14 Tagen nahmen sie wieder stark zu, so daß man in einem Cubikcentimeter Wasser wenigstens 5800 zählte. Nach den Untersuchungen von Mead sind diese Peridinen die Ursache des Fischsterbens gewesen, wie sie auch Ursache der rothen Farbe des Wassers in anderen Theilen des Meeres sind.

Sinnsprüche.

O Herr, mein Gott, die ganze Welt
Ist deiner Allmacht Spiegel
Von Ewigkeit!
Die Erden sind
Staub deines Weges, auf dem du wallest,
Die Meere wogen
Von deines Odems Hauch;
Die Himmel tanzen dir wie Laub der Bäume.
Vor dir sind gleich
Die Sonnen und die kleinsten Sonnenstäubchen,
Die Ozeane und die Tröpfchen Thau.
Die Engel und Menschen beten vor dir an,
Und Alle, Alle suchen dich;
Auch wenn sie dich verneinen,
Suchen sie dich, o Herr, mein Gott, den einen.

Jul. Hammer.

* * *

Es muß zwei Herzen geben, welche die Tiefe unseres Wesens kennen, und auf uns schwören, wenn die ganze Welt uns verläßt.

Gutzkow.

* * *

Freiheit und Gerechtigkeit sind Schwestern; ihr Vater ist der Geist und ihre Mutter die Vernunft; ihre Kinder sind Fleiß und Muth und Glückseligkeit.

* * *

Liegt das Ziel auch noch so fern,
Was man wünscht, das glaubt man gern.

Bodenstedt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 94. Dienstag, den 25. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

20 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Seh'n Se hier," fährt Biesemann fort, indem er ein ziemlich abgenutztes Spiel Karten von einer kleinen Rosenholzetagere nimmt, „das is Se enne Karte, mit der ich gerade heite vor zwee Jahr'n uff der Cheobsbyramide än Skat gedrosch'n hab'!"

„Haben Sie gewonnen?" fragt der Apotheker, der beste Skatspieler des ganzen Städtchens, der gerade dabei ist, in seiner etwas geckenhaften Manier Mimi den Hof zu machen.

„Nadierlich. Aen großart'gen „Krank mit Schwarz" macht' ich . . . Un dad'rbei funkelte der Niehl 'ruff — enne Freide war'sch! . . . Un dies hier —" er deutet auf einen offenen japanischen Kasten — „das sin oriendal'sche Seef'n: Byramid'nseefe, Libanonseefe, Rosevonjerichoseefe, Odalisk'nseefe, Balmblätt'rseefe, Lodosblum'seefe, Haremsseefe."

Während er die stark parfumirten Seifenstückchen herumreicht, fragt Emilio, der stets wissensdurstig jedes ihm fremde Wort auffängt:

„Pardon! Was sein „Seefe"?"

„Seife!" erklärt lachend Else, seine hübsche Lehrmeisterin.

„Ah — Seife — savone."

Und gleich den übrigen hält auch er mit ehrfurchtsvoller Scheu ein Seifenstückchen an die Nase.

Ein allgemeines Niesconcert entsteht . . . Tschi! . . . Prosit!

„Das is Se ä Strumpf mit Wiest'nsand —" Biesemann stürzt ein Glas Wein hinunter — „un das ä Fläsch'l mit Jordanwass'r — z'n Kinderdoof'n. Wer'sch braucht, den schenk' ich's."

Verschämt verstecken die jungen Mädchen ihre erröthenden Gesichter, während die Männer einander verschmitzt ansehen, und die Mütter gleich Gluckhennen ängstlich nach ihren Küchlein schielen . . .

Sobald die allgemeine Aufgeregtheit sich ein wenig gelegt hat, erklärt Biesemann weiter. Umständlich nimmt er ein paar zusammenhängende, bunte Perlenschnüre vom Kamin, stellt sich auf einen Stuhl und hält die aneinander klappernden Schnüre hoch empor.

„Ach, die hübsche Halskette!" ruft die kleine Lisi, die blondlockige Tochter des Bürgermeisters.

„Nee, das is Se keene Halskette, das is Se de Galadoilette von enner Aethiopierin," belehrt Biesemann — „und hier — das sin de Morg'nbandoffelch'n vom Bascha Ali Sidi ben Hassad seiner Odaliske . . . und das hier — nee, das is nischt fer de jung'n Mädchen," unterbricht er sich rasch. „Das is —" verschmitzt flüstert er dem neben ihm stehenden Apotheker etwas ins Ohr.

Mit unterdrücktem Lachen schlägt sich dieser vergnügt aufs Bein, was ihm einen strengen Blick seiner korpulenten, etwas aus der Façon gequollenen Gattin einträgt.

„Aber das Bild, das Bild!" ruft Rolfs lebhaft, auf das bekränzte Portrait der Odaliske deutend.

„Ja, das Bild! Das Bild!" ertönt es neugierig von allen Seiten.

Biesemanns Gesicht, auf dem soeben noch alle Sprühteufelchen des Humors und der Komik blitzten, legt sich in ernste, fast wehmüthige Falten.

„Här'n Se — dad'rnach fragen Se mich lieber nich!" wehrt er mit einem kleinen Anfall von Rührung ab. „Das Dehma — das Dehma — nee!"

Verwundertes Kopfschütteln, enttäuschte Gesichter, bedauernde Ausrufe allerseits.

Inzwischen hat Biesemann wieder ein Glas Wein in einem Zug geleert und vor dem Bild Stellung genommen.

„Ja, meine Herrschaft'n, wenn ich Se dadran denke, da werd mer'sch ganz mulmerich da drin'," seufzt er, auf sein Herz deutend — „'s reene Herzdruck'n!"

„O, erzählen Sie doch!"

„Ach, bitte, bitte, Herr Biesemann!"

„Ja — vorwärts!"

„Wir sind so gespannt!" — so tönt es durcheinander von allen Lippen.

Draußen sinkt die Dunkelheit herab. Im Salon scheinen die Kandelaber und Lampen um so heller auf-

zuleuchten, die ganze orientalische Pracht wie mit magischem Zauber umhüllend.

Biesemann kämpft mit sich selbst. Abwechselnd blickt er auf seine ihn umringenden Gäste und das bekränzte Bild . . .

Noch ein letzter Blick auf die schwarzen Augen der Fatime, die ihn aus dem Lorbeerkranz heraus verführerisch anlächeln, und sein Entschluß ist gefaßt.

Als koste es ihm Mühe, seiner elegischen Stimmung Herr zu werden, gibt er seinem Körper einen Ruck. Dann richtet er sich hoch auf und beginnt:

„Na, heite z'r Weihe des Festes — meinsweg'n! Die Fatime da" — er deutet auf das Bild — „werd mer'sch hoffentlich nich iebel nehm'n . . . Ihr Mädels —" er wendet sich zu einer Gruppe junger Mädchen, unter denen sich auch Else und Mimi befinden — „geht ämal a bissel weg! Itze werd von Liebe gered't!" . . .

Unter Lachen und Kichern zieht sich die muntere Mädchenschaar etwas zurück, um desto eifriger die Ohren zu spitzen.

„Also 's war Se unt'n in Kairo. Ae paar arab'sche Zeitung'n, die hatt'n von meiner Anwesenheit Radau gemacht . . . De Arab'r, de Bried'r — die wußt'n was von mir — d'n bekannt'n deitsch'n Reesend'n . . . Se dacht'n nu — — abber nee —" unterbricht er sich plötzlich — „das derf ich itze noch nich erwähn'!"

Die allgemeine Spannung wächst. Der Kreis um Biesemann verdichtet sich. Einige Herren rücken Stühle für die Damen heran.

„Eemal Abends," fährt Biesemann in gehobener Stimmung fort, die wohl mehr dem überreich genossenen Wein als der Freude des Festes entspringt, „eemal Abends, wie d'r ägypdische Himmel mit'n Mond än recht scheen' Hinnergrund macht — da krieg' ich Se doch ä bissel Appedit, den Niehl 'ruffzereit'n . . . Ich häng' also beede Beene ieb'r än Esel und spreng' los — 'naus — aus der Stadt 'naus — 's war Se werklich sehre scheene . . . Haremsfenst'r, die glotzt'n 'runner uff mich, enne Kameelherde kam —"

„A — a — ach? Kameele?" macht Mimi. „Was essen denn die?"

„Bis uff der Flastersteene so ziemlich alles," erwidert Biesemann ein wenig unwillig, daß er in seiner Erzählung gestört wird. „Wie ich nu so drauflos hopple — da begegn' ich Se uff eemal so än kleen' arab'schen Buddel — ich sag' Ihn', än Weibs'n —" begeistert schnalzt er einen Kuß in die Luft und deutet dann auf das Bild — „der da! . . . Oog'n — huh! — Mund — ei verflucht! . . . Haare —"

„Ich denke, die Araberinnen sind alle verschleiert," wirft Rolfs ironisch ein.

„Hm! . . . Ja!" sucht Biesemann seine Verlegenheit zu verbergen. „Abber die war'sch äb'n nich."

Schon hat er sich wieder gefaßt.

Unter tiefem Schweigen seiner Zuhörer fährt er mit Pathos fort:

„Ae paar Blicke schmiß se mir ruff uff'n Esel — 's lief mer heeß und kalt den Buckel 'runner . . . Ich abber — ich ließ se schmeiß'n — un ritt weit'r."

„Na, na!" ertönt es zweifelnd aus einer Gruppe jüngerer Herren.

„Abber was ich erscht spät'r erfuhr —" erzählt Biesemann weiter, ohne sich durch die kleine Unterbrechung stören zu lassen.

Er macht eine Kunstpause, wie um die allgemeine Spannung aufs äußerste zu treiben . . . Niemand rührt sich, man wagt kaum zu athmen. Wie gebannt hängen Blicke und Ohren der jungen Welt an den Lippen des Erzählers, der immer lauter sprechend, immer lebhafter gestikulirend, fast den Eindruck eines Berauschten macht berauscht durch die süßen Erinnerungen, aber auch berauscht durch das übergroße Quantum Wein, welches jetzt erst so recht zu wirken beginnt.

„Abber was ich ersch spät'r erfuhr — da ham mich doch de Arab'r, de Kerle, fer'n amerikan'schen Lord gehalt'n — so'n zehnfach'n Dollermillionär . . . Wie ich nu so im Abendschumm'r weit'rreite un mer schon ä kleen's bissel gruselt — uff eemal geht's hinner mer —" er ahmt das Gebrüll eines Löwen nach — „hau! hau! hau! . . . hau! hau! hau! . . . Ich denke: Nanu, was is'n des fer ä Viech? . . . Unt'n — da rauscht der Niehl; der Mond, der verkriecht sich hinner enne Byramide — un ich will rasch auskneif'n . . . Uff eemal geht's: buff! buff! krach! krach! — sst! sst! — Der Deif'l . . . da heert ich ooch schon de Flint'nkug'ln feif'n! . . . Biesemann, itze gehste fleet'n! Abber nur ehr'nvoll! dacht' ich . . . Da spring'n ooch schon aus'n Palmwald so'n Stick'r zwanz'g solche Arab'rschufte 'raus un — haste nich geseh'n — uff mich los . . . Da — 's is, wie wenn ich's itze noch sehe — ich 'n sechsleif'gen Refolfer 'rausreiß'n — losknall'n . . . Bums! — Barbauz! — feift's nei zwisch'n de Schwef'lbande! . . . Das zog abber nich. Itze kommt der krit'sche Moment . . . Ae halbes Dutzend hat sich an mich 'rangemacht und will loshau'n . . . Gekriegt hab' ich nischt; abber wo ich mit mein' Knitt'l hinkrachte — da daht's flutsch'n. — Trotzdem wär' der Biesemann verlor'n gewes'n . . . Uff eemal — uff eemal," wiederholt er, entzückt zum Bild der Odaliske emporblickend und seine Stimme zu mächtigem Pathos steigernd — „wie hergezaubert kimmt s i e hinner enner Palme vor . . . Ihre Oog'n blitz'n nei' in de arab'sche Bande . . . Alle er-

schrecken; keener wagt ze muckſ'n — un eh ich's verseh', sin alle, alle wie weggeblaſ'n — rund un reene weggeblaſ'n."

„A — a — ach?" . . . „Donnerwetter!" . . . „Die reine Jungfrau von Orleans!" . . . „Bravo!" . . . „Hol's der Kuckuck!" schallt es halb lachend, halb verblüfft durcheinander.

(Fortsetzung folgt.)

Die Französinnen.

Von Dr. L. Holtz.

(Nachdruck verboten.)

Das alte Wort: „Die Frau ist die Achse der Zivilisation", trifft in keinem Lande mehr zu, als in Frankreich. In jedem Stande spielt die Frau eine wichtige Rolle.

Es ist schwer, eine allgemeine Charakteristik der am tiefsten in der Bildung stehenden französischen Frau, der kleinen Bäuerin, zu geben. Die Bäuerin der Normandie ist eine ganz andere, als die der Provence. Der südländische Bauer macht sich das Leben angenehmer, als der nordische. Im Allgemeinen aber wird kein Bauernmädchen Frankreichs im Daunenbett geboren. Es gibt sogar sehr viele Beispiele, wo Bäuerinnen während der Feldarbeit niederkamen und ein paar Stunden darauf wieder ihre Beschäftigung fortsetzten. Obwohl dieser Umstand für den normalen Körperzustand der französischen Bäuerin spricht, wird sie dennoch selten alt und verblüht auffallend schnell; das Leben reibt sie auf.

Bis zu ihrem fünfzehnten Jahre hat die Französin ein angenehmes Leben auf dem Lande. Sie lernt nothdürftig lesen, schreiben und rechnen. Dann hütet sie Gänse, Ziegen oder Kühe.

Vom fünfzehnten Jahre an denkt das Bauernmädchen ans Heirathen. Hat sie einen Anbeter gefunden, so geht und tanzt sie Abends mit ihm. Die Eltern kümmern sich wenig um ein solches Verhältniß; haben sie es doch auch nicht anders gemacht. Die Heirath findet statt, wenn es die höchste Zeit ist. Einmal verheirathet, ist die Aufführung der Bäuerin fast ohne Ausnahme tadellos. Die anstrengende Tagesarbeit macht, daß beide Theile wenig an Liebeleien denken; sie sind froh, wenn sie Abends müde nach Hause kommen, sich ausruhen zu können. So im täglichen Joch altert die Bäuerin früh und ist mit vierzig Jahren oft schon so zusammengeschrumpft, gebückt, abgemagert und sonnenverbrannt, daß man sie für sechzigjährig halten könnte. Sie hat sich aufgerieben für den Mann und ihre Kinder. Sie allein hat dafür gesorgt, daß ein kleines Vermögen sich ansammelte, auf Kosten ihres Körpers. Vergleicht man eine französische Städterin mit ihrem vollen, blauschwarzen Haar, dem reizvollen Gesicht, der graziösen Gestalt und dem geistreichen Lächeln mit einer gleichaltrigen französischen Bäuerin mit der groben, sonnenverbrannten Haut, dem stumpfsinnigen Gesicht, so muß man sich in der That wundern, wie städtische Bildung und Pflege verfeinern und veredlen kann. Freilich ist manches Bauernmädchen bis zu ihrer Hochzeit, trotz des sonnenverbrannten Gesichts, eine hübsche Erscheinung; aber zwei bis vier Jahre nach der Hochzeit ist sie fast schon eine alte Frau. Auch die städtische Arbeiterin altert schnell, hauptsächlich aber aus dem Grunde, weil ihr Körper von Natur aus nicht widerstandsfähig ist. Die Arbeiterkinder wachsen gleichsam im Schatten, im Schmutz auf; der kindliche Körper erhält nicht die nöthige Nahrung und Pflege, um dem späteren harten Kampf ums Dasein gewachsen zu sein.

Im Mittelstande, zu dem die kleinen Geschäftsleute, kleinen Rentiers und niederen Beamten gehören, ist die Erziehung und Pflege der Töchter schon eine weitaus bessere. Das Mädchen genießt bis zu seinem fünfzehnten Jahre die Bildung einer Privatschule, was allerdings in Frankreich nicht allzuviel sagen will. Die wissenschaftliche Ausbildung bleibt eine oberflächliche. Was alle diese Mädchen vorzüglich lernen, ist das Sticken und das geschmackvolle und doch billige „Sichbekleiden".

Nach vollendetem fünfzehnten Jahre ist die Tochter die stete Begleiterin ihrer Mutter. Sie besorgen zusammen die Markteinkäufe, während eine Magd die Küche versieht, in der sie von Zeit zu Zeit mithelfen. Der Stickrahmen ist der Zeitvertreib eines solchen jungen Mädchens.

Ein Klavier besitzt sie selten, das ist ein zu großer Luxus für sie. Sie ist selten schwärmerischer Natur. Die Sorgen im elterlichen Hause, das ewige Einschränken in allen Punkten, hat sie praktisch gemacht. Sie faßt das Leben sehr prosaisch auf.

Sehr selten besitzt sie, außer ihrer Aussteuer, noch ein paar Tausend Francs Mitgift. So muß sie, wenn sie nicht alte Jungfer werden will, selbst nach einem Bräutigam sich umsehen. Das aber versteht sie in der Regel ganz geschickt.

Hat sie dagegen eine Mitgift von 20—40 000 Francs, so gilt sie als eine gute Partie, und die Bewerber stellen sich schaarenweise ein, gleichviel ob sie hübsch ist oder nicht, der Mammon zieht in Frankreich noch mehr als in der ganzen anderen Welt. Ist der junge Ehemann ein Beamter, so nimmt er sich für die Flitterwochen einen mehrwöchentlichen Urlaub. Nach dieser

Zeit beginnt die junge Frau ein Leben, wie sie es im elterlichen Hause gewöhnt war. Ist der Ehemann ein Geschäftsmann oder Ladeninhaber, so gibt es meistens keine Hochzeitsreise: man sieht den Mann schon am andern Tag nach der Hochzeit wieder im Geschäft. Dann bildet sie sich allmälig zu seiner Gehilfin, seinem Korrespondenten oder Buchhalter aus. Die Pariserin besonders, mit ihrem geweckten Geist, leitet oft mit Geschick und Glück die verwickeltsten Unternehmungen. „Faire sa rente“, wenn auch eine noch so kleine, das ist die Devise Aller, das ist ihr höchster Ehrgeiz.

Zur höheren Bourgeoisie gehören die Stabsoffiziere, die hohen Beamten, die reichen Kaufleute. Hier erblickt das Kind von der größten Sorgfalt und dem Ueberfluß umgeben das Licht der Welt. Nur Mutterliebe lernt es in seinen ersten Jahren nicht kennen. Es ist für die Mutter nur ein niedliches Spielzeug, dessen Plage Tag und Nacht die Amme zu übernehmen hat. Herangewachsen, bekommt das Kind an Stelle der Amme eine Erzieherin, mit der es allein speist und sich unterhält. Nur wenn kein Besuch da ist, speist es mit am Familientisch. Dann werden aufmerksam seine Manieren geprüft und verbessert.

Bald ist die heranwachsende Tochter ganz das Ebenbild ihrer Mutter, das sie nachahmt, wo sie nur eben kann. Dann darf sie mit der Mutter ins Boulogner Gehölz fahren, sie darf im Sommer mit ins Seebad reisen. Dann kommt die berühmte Pension an die Reihe, wo die Weltdame ganz fertig ausgebildet wird. Das Hauptgesetz ist: comme il faut zu erscheinen.

So treten dann die jungen Damen in die Salons, äußerlich sehr elegant, sehr stolz und zurückhaltend, innerlich nicht vollwerthig und unwissend, hübsche mannequins, Puppen, denen Ernst und Tiefe mangelt. Sie wissen nichts von Haus und Welt, ihre Erziehung in der berühmten Klosterpension hat sich nur mit Aeußerlichkeiten beschäftigt.

Wenn ihre Männer mit ihnen glücklich leben sollen, müssen sie eine ganz neue Erziehung mit ihnen vornehmen. Die Ehen werden ausschließlich unter an Vermögen Gleichstehenden geschlossen. Höchst selten entspinnt sich ein Liebesroman.

Nach der Hochzeitsreise setzt der junge, reiche Ehemann gewöhnlich seine früheren Beschäftigungen und Vergnügen fort. Sie, die junge Hausfrau, richtet sich ihr Heim nach ihrem Geschmack ein, gibt Diners und Bälle und besucht täglich das Boulogner Gehölz. Sie sucht ihr Haus en vogue zu bringen, es zu einem angenehmen und glänzenden zu machen, um als würdige Gattin ihres Gemahls eine angesehene Stellung in der großen Welt einzunehmen.

Das ist die Kunst, in der sich besonders die Pariserinnen auszeichnen, was sie so selbstständig macht und auch oft in einen pikanten Ruf bringt. In der That aber scheinen sie leidenschaftlicher als sie in Wirklichkeit sind. Und sind sie es in der That, so ist nur allein der Mann daran schuld.

Der französische alte Adel zeichnet sich durch eine der höheren Bourgeoisie unbekannte Einfachheit aus. Der Sinn für Schönheit und Eleganz erbt sich bei ihm von Geschlecht zu Geschlecht fort, da ist nichts von Gespreiztheit und Wichtigthuerei wie so oft beim Emporkömmling. Der wirkliche Aristokrat zeichnet sich im Umgange durch eine ungezwungene Artigkeit und Sicherheit aus, die ihm von Geburt an eigen ist. Heute herrscht in den adeligen Familien mehr der wahrhaft familiäre Ton als bei der reichen Bourgeoisie. Hochmuth und Dünkel sind heute mehr bei der Bourgeoisie zu Hause als beim Adel. Leider spielt aber auch die Konvenienzehe beim Adel eine große Rolle.

Die Salons der Damen der Bourgeoisie und des Adels haben in Frankreich von jeher eine große Rolle gespielt; auch politisch und spielen sie heute noch. Die Leiterinnen derselben sind alle einflußreich, weil sie von Natur aus klug, thätig und einnehmend sind. Vielleicht wäre es besser für das Land, wenn es anders wäre.

Gänseblümchen.

Gänseblümchen auf der Au,
Ohne Wart und Pflege,
Hebt hinauf zum Himmelsblau
Gelbäuglein am Wege.

Braucht es mehr als Luft und Licht,
Wasser, Sonnenschein?
Ja, dies schlichte Blümchen spricht:
Lern' zufrieden sein!

Mehr habt auch ihr andern nicht
In dem stolzen Garten.
Und — daß liebend man mich bricht,
Muß ich nicht lang warten.

Frohe, heitre Kinderschaar
Pflückt mit zarten Händen
Mich gleich euch zum Maialtar,
Dem sie fromm mich spenden.

So, o Mensch! Brauchst du nicht mehr,
Als dies Blümchen auch;
Und was über dies Begehr',
Ist nur eitler Brauch.

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 95. Mittwoch, den 26. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

21 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Sie rettete Ihnen also das Leben?" fragt Sigrid ein wenig zweifelnd.

„Ja — se fitzte mich 'raus aus den Tröd'l — un rettete mer'sch Leb'n!"

Biesemann ist jetzt wirklich gerührt. Verstohlen zieht er sein rothseidenes Taschentuch und wischt damit ein paarmal über die Augen.

„Aber was dann?" fragt Else, auf deren lebhafte Phantasie die plastische Schilderung großen Eindruck machte.

Fast entsetzt blickt Biesemann das Mädchen an.

„Noch was? . . . Nee, mehr sag' ich itze nich! darieb'r schweigt des Sängers Höflichkeit. Nee, nee — keen Wort mehr!"

„Aber doch wenigstens, wer der Rettungsengel war?" ruft der Apotheker.

„Se hieß Fadihme — un war de Odaliske von' Pascha Ali Sidi ben Hassad."

Feierliches Schweigen folgt diesen mit geziemendem Nachdruck herausgeschmetterten Worten.

Die Odaliske des Paschas Ali Sidi ben Hassad! . . . Eine Odaliske! . . .

Der Eindruck ist ein mächtiger. Welch konfuse Vorstellungen sich auch in den Köpfen der Einzelnen bei diesem Wort, das an die üppigen Phantasien von „Tausend und eine Nacht" gemahnt, bilden — in einem stimmen alle überein: die Odaliske des Paschas Ali Sidi ben Hassad muß etwas Großes, Erhabenes, Wunderbares sein — etwas, das nur einem Menschen wie Biesemann, einem Weltreisenden, einem ganz außergewöhnlichen Geist über den Weg laufen kann.

Stimmen alle überein — ausgenommen Rolfs und Alsen.

„Na, was sagen Sie zu der interessanten Geschichte?" wendet sich der Bürgermeister an Rolfs, welcher, die Hände in den Taschen, spöttisch lächelnd, den Blick auf die schöne Odaliske gerichtet, neben Alsen am Kamin lehnt.

„Hm, hm!"

„Haben Sie auf Ihren Reisen auch ähnliche Abenteuer erlebt?" fragt es aus der Runde.

„Solche nicht, aber andere," erwidert Rolfs satyrisch . . . „So bin ich z. B. als Philosoph dahinter gekommen," fährt er lauter, mehr zu der ganzen Gesellschaft sprechend, fort, „daß die meisten Menschen eine Art „Pips" haben."

„Pips? Pips?" fragt jeder. „Was ist das für ein Ding!"

Emilio zieht rasch sein Wörterbuch aus der Tasche.

„Ick will suchen die Wort „Pips"!" ruft er vergnügt.

Mit humoristisch überlegener Miene beobachtet Rolfs die Wirkung seiner harmlosen Bemerkung.

„So ein Pips," erklärt er lachend, das ist ein Wahn, der manchen Menschen vollständig betäubt und beduselt . . . Dabei kann dieser Mensch sonst ein ganz ausgezeichneter Kerl sein . . . Herr Biesemann zum Beispiel — der reist vielleicht etwas zu viel in der Welt herum — der hat den Reisepips."

„Na, här'n Se mal —" fällt Biesemann verdutzt ein.

„Manche Fraueu haben den Reinmachpips," spottet Rolfs weiter, „andere den Toilettenpips —"

„Was hab' ich denn für einen Pips?" fragt Mimi mit ihrem schönsten Augenaufschlag.

„Sie? — Den Fragepips."

„A — a — ach?" Mimi läßt die Unterlippe hängen, während die jungen Mädchen leise kichern.

Jetzt tritt Emilio, der inzwischen sein Wörterbuch kopfschüttelnd wieder eingesteckt hat, hervor.

„Was sein meine Pips?"

Der Schalk blitzt aus Rolfs lustig zwinkernden Augen, als er übermüthig erwidert:

„Ihr Pips? . . . Sie haben den Liebespips!"

Alles lacht hell auf. Die Stimmung hat einen derartigen Wärmegrad erreicht, daß es kaum noch des Weines bedarf, um sie mehr anzufeuern.

Nur Biesemann scheint ein wenig ärgerlich zu sein — vielleicht, weil das Interesse der Gäste von seiner Person abgelenkt ist.

Als die allgemeine Heiterkeit sich gelegt hat, fährt Rolfs lebhaft fort:

„Das geht mit dem Pips so weit, daß sich mancher ganz verbeißt in seinen Pips. Von dem sagt man dann: er hat einen „Vogel“.“

Jetzt hält es Biesemann nicht mehr aus. Auf das Bild der Odaliske deutend, ruft er unwirsch:

„Na — Sie mit Ihrer Vibserei! . . . Da hat wohl de Fadihme ooch än Vibs gehat?“

Rasch wendet Rolfs sich nach dem Fragenden um, und ihm fest in die Augen sehend, erwidert er mit Nachdruck:

„Ja. Das Original von unsern Bildern hatte auch einen Pips.“

„Was meen' Se?“ fährt Biesemann auf. „Von unsern Bildern?“

„Gewiß. Ich besitze auch so eins — wenigstens eine Photographie davon!“

„Wa — a — as? . . . Aber nich aus Kairo?“

„Nein. Aus Florenz.“

Biesemann senkt die Augen vor Rolfs' festem Blick.

„Aus — aus — Florenz?“ stottert er hervor . . . „Sie Spaßvog'l Sie! . . . In Florenz, da gibt's ja nischt ze seh'n — am wenigst'n so ä Haremsfreilein!“

„Soll ich's morgen beweisen?“

Rolfs' Ruhe und Bestimmtheit bringt Biesemann noch mehr aus der Fassung. Auch beginnt der Wein ganz unheimlich in seinem Kopfe zu rumoren.

„Ja, Sie sollen's beweisen,“ schreit er, sich muthig stellend, während seine Hände nach einer Stütze suchen. „Beweisen soll er'sch! Här'n Se, meine Herr'n — er soll's beweis'n!“

„Gut, er soll's beweisen,“ entscheidet der Bürgermeister, der in philisterhafter Ueberängstlichkeit den Anfang eines Streites wittert. „Morgen am Stammtisch soll Herr Rolfs seine Fatime vorstellen. Und wenn er's nicht kann —“

„— dann gibt'r zehn Flasch'n „Rüdesheimer Kabinet“ zum Besten!“ schreit Biesemann aufgeregt.

„Gut. Abgemacht!“

Inzwischen ist draußen die Dunkelheit vollends hereingebrochen. Gleich Riesenglühwürmchen tauchen hinter den breiten Fenstern der „Villa Fatime“ farbige Lichter auf . . . Die Illumination des Gartens beginnt.

Jetzt erklingt auch etwas wie ferne Musik, deren Getrommel und Gepfeife näher und näher kommt . . . Fackeln flammen auf. Im rothen Feuerschein gewahrt man eine dunkle Menschenschlange, die sich nach den Klängen eines Militärmarsches der „Villa Fatime“ zu bewegt.

Heftige Erregung bemächtigt sich Biesemanns. Schwer mit beiden Händen aufgestützt, lehnt er am Tisch.

Jetzt schweigt draußen die Musik. Dumpfes Gemurmel wird hörbar.

Alles drängt nach den Fenstern, vor welchen soeben der Gewerbeverein mit seiner buntgestickten Fahne Aufstellung nimmt.

„Unser Biesemann, das Ehrenmitglied des Gewerbevereins, er lebe hoch!“ brüllt draußen eine dröhnende Männerstimme.

„Hoch! — hoch! — hoch!“ schreit der Chor unter Fackelschwenken.

Biesemann wischt sich den Schweiß von der Stirn. Dann eilt er zum Kredenztisch, gießt hastig noch ein volles Glas Wein hinunter und stürzt ans offene Fenster.

„Meine Freinde! . . . Ich bin dief geriehrt! Dadrieb'r gibt's kee Gefitze nich!“ ruft er hinunter — zuerst lebhaft, dann stockend und sich mehr und mehr verwirrend. „So 'ne Ehrung, die hat mer nich geschwant! . . . Abber nee, die gilt — nich nur — nich nur — mir, sondern ooch — ooch — unsern hochgeehrt'n Gewer — Gewerbeverein —“

Lebhaftes Zustimmen draußen im Garten. Bravorufen, Händeklatschen.

Mit neu aufflackernder Energie springt Biesemann auf einen am Fenster stehenden Stuhl. Zwar schwankt der Redner bedenklich, doch hält er sich am Fensterkreuz. Lebhaft mit der freien Hand in den Garten hinaus gestikulirend, versucht er weiter zu sprechen:

„Kommt alle zesamm' ruff! . . . 's is weg'n der — weg'n der Kehl'nbefeichtung . . . ja wohl — Kehl'nbefeichtung! . . . Ae gut's Ge — Gefälle ham mer alle an' — an' Rhein! . . . ja — an' Rhein! . . . Ae gut's Gefälle — hm!“ Er schwankt, zieht sein Taschentuch und fächelt in großen Schwingungen zum Fenster hinaus. „Der Gewerbeverein — ä gut's Gefälle — vivat hoch — —“

Der Schluß dieser unvergleichlichen Rede wird von begeisterten Hochrufen des Gewerbevereins verschlungen.

Gleich darauf erscheint eine Deputation des Vereins, um der freundlichen Einladung seines Ehrenmitglieds Folge zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Damenclubs.

Von Mary Wood.

(Nachdruck verboten.)

Die Ueberschrift ist weder ein Scherz noch das Sujet einer Posse, sie ist nur die Verkündigerin einer Bewegung auf sozialem Gebiet, deren Folgen sehr bedeutend werden können. Noch tönen in Ihren Ohren vielleicht die schlechten Witze und die Bonmots, welche angesichts der ersten Besprechungen der Frauen nach dieser Richtung, auf dieselben niederprasselten, denn diese Idee sich zu vereinigen, eine Masse zu bilden, um sich durch Ideenaustausch gegenseitig anzuregen, und zu fördern, und last not least dadurch eine Macht zu werden, welche für die Freiheitsbestrebungen ihres Geschlechtes kämpft, — wurde viel bespöttelt.

Die Gegner derselben argumentirten zwar ganz schlau: „Die Frauen", meinten sie, „würden sich nie gesellig zusammenfinden, dort wo keine Herren hinkommen."

Nun, da hat sich männliche Eitelkeit geirrt. Die Frauen ließen sie reden und haben sich in Clubs vereinigt. Ein einziger derselben, der Sommervilleclub, zählt bereits 800 Mitglieder weiblichen Geschlechts! Dies ist der Kreis der gebildeten Bourgeoisie der ledigen unterrichteten Fräuleins, welche sich durch Stundengeben oder einen sonstigen Beruf ernähren müssen. Der Sommervilleclub hat seinen Sitz Oxford-Street und empfängt ausnahmsweise als geladene Gäste manchesmal Vertreter des starken Geschlechts; es versteht sich von selbst, daß die Leitung des Clubs ausschließlich in Damenhänden liegt. Ein Komitee aus 20 Damen zusammengesetzt, entscheidet über die Aufnahme neuer Mitglieder. Das Reglement ist sehr streng, eine einzige schwarze Kugel genügt, um die Kandidatin zurückzuweisen.

Die Clubräume sind von halb 10 Uhr Vormittags bis 11 Uhr des Nachts geöffnet, und es ist schwierig, sich davon eine Vorstellung zu machen, wie vielseitigen Nutzen alleinstehende Damen aus der Provinz, die sich in London befinden, aus dieser Vereinigung ziehen. Ein riesiger Lesesaal enthält außer sämmtlichen Zeitungen und Revuen, literarische, historische und wissenschaftliche Werke. Die „Ewige Puppe", wie ein philosophischer Schriftsteller das Weib genannt hat, findet dort ein geistiges Milieu, wie es sich die Männer schon lange zu verschaffen wußten, aber aus dem sie verächtlich ihre Mütter, Frauen und Schwestern ausgeschlossen haben. Die bloße Idee, diese Clubs zu gründen, die Frauen, die sich mühsam ernähren, zu vereinigen, ihnen ein angenehmes Dasein zu bieten, beweist, daß die Frau aufgehört hat, eine Puppe zu sein. Der Sommervilleclub stellt seinen Mitgliedern eine Restaurant zur Verfügung, wo sie für den mäßigen Preis eines Schillings ein Mittagessen, sogenanntes „diner" bestehend aus vier Gängen, erhalten. Der Club weist seinen Mitgliedern freie Stellen an und erleichtert ihnen die undankbare Arbeit, sich eine Beschäftigung zu suchen.

Der Sommervilleclub hat sich die Aufgabe gestellt, seine Mitglieder für das praktische und öffentliche Leben vorzubereiten, denn die englische Frau hofft, daß der Moment nicht fern ist, wo das Parlament ihr seine Pforten öffnen muß.

Jeder Montag Abend wird den Debatten über die Tagesfragen gewidmet, sowie den in den Monatsrevuen entwickelten Ideen. In diesem Jahre zum Beispiel haben die Damen des Clubs aus der Oxfordstraße in verschiedenen Sitzungen die Pläne des Generals Booth, des Begründers der Heilsarmee, besprochen. Es waren Fragen über den weltlichen Unterricht, die Moralität, den ökonomischen Kampf um das Dasein und die Maßnahmen, welche gegen die Trunksucht zu nehmen sind.

Dieser Club hat Kurse organisirt für die Donnerstagabende. Das Programm dieses Jahres lautet: „Die Wirklichkeit und die Einbildung", „Der Arbeiter in England", „Die Religion und der Staat", . . . ich höre schon den Ruf: „Diese Blaustrümpfe!" Aber die englischen Frauen kümmern sich ersichtlich sehr wenig über das, was die Gegner der „Blaustrümpfe" denken und die Freunde der „kleinen weißen Gänse". Sie haben den Kampf für die geistige Emancipation eröffnet, und trösten sich über die Verachtung der Oberflächlichen durch den Gedanken, daß ein Denker, wie John Stuart Mill mit ihnen ist.

Sie betrachten ihn ein wenig als den Pathen ihrer Clubs und aus seinen Werken entnommene Sätze schmücken die Stirnseiten des Vortragssaales ihrer Vereinigung, wo man nur spricht, aber nie spielt. Uebrigens ist der Sommervilleclub" nicht die einzige Vereinigung der englischen Frauen.

Es gibt noch den „Alexandraclub", den Versammlungsort aristokratischer Damen. Der jährliche Beitrag ist nach deutschem Gelde mit ungefähr 125 Mark berechnet. Der Club ist mit großem Luxus eingerichtet und unterscheidet sich durch den vollkommenen Ausschluß des starken Geschlechts. Die Herren werden unter keinem Vorwand zugelassen, auch nicht als geladene Gäste. Dieser Club, in welchem aristokratische Damen aus der Provinz oft ganze Wochen verbringen, ist wie ein Kloster verschlossen. Der Arzt, welcher zum Club gehört, ist eine Frau.

Der „Pioneerclub", welcher sich in der Care-Street

befindet, ist auch sehr elegant, zugänglicher und nimmt als Mitglieder sowohl bürgerliche als aristokratische Damen auf. Im Empfangssaal dieses Clubs hängt ein Bild, welches die Bestrebungen der englischen Frauen symbolisirt. Das Weib der Vergangenheit ist durch eine gekrümmte, hilflose, mit dem Kopf nach der Erde gerichtete Frau dargestellt; ihr zur Seite sieht man ein Mädchen von Leben und Schönheit erglänzend; ihre leuchtenden Augen schauen stolz in die aufgehende Sonne ... dies ist die Frau der Zukunft!

Die englischen Arbeiterinnen wollten nicht hinter den Aristokratinnen und den Bürgerlichen zurückbleiben, und haben im „East-End" ihre Clubs gegründet, über die ich in einem späteren Feuilleton berichten werde.

Mannigfaltiges.

— Der ungewaschene Schotte. Wie aus Edinburg geschrieben wird, hat der Staatsanwalt der Grafschaft Lanark in Schottland gegenwärtig eine eingehende Untersuchung des plötzlich unter höchst eigenthümlichen Umständen im Armenhause zu Lanark erfolgten Todes eines dortigen Originals, Michael Brown mit Namen, angestellt. Nach den Angaben des Spitalarztes und der Krankenwärterin ist der 63jährige Mann an den Folgen einer an ihm vorgenommenen Reinigung mit Wasser und Seife gestorben. Jedes Kind in der Stadt kannte den alten Fischhändler Brown, der sich von seinem 13. Lebensjahre an von dem kümmerlichen Ertrage seines Angelns schlecht und recht ernährte. Er verachtete das Ewig-Weibliche und lebte als halber Einsiedler in einer elenden Hütte in der Umgegend von Lanark. Einen fast noch größeren Abscheu als die Frauen flößten dem braven Schotten Wasser und Seife ein. Er konnte sich nicht erinnern, daß diese anderen Menschen so unentbehrlichen Reinigungsmittel jemals seine Haut berührt hätten, die denn auch seinem Namen alle Ehre machte. Das trübe Wasser des Clyde, an dessen Ufern er seiner Beschäftigung nachging, machte in früheren Jahren hin und wieder nähere Bekanntschaft mit ihm, doch geschah dies nur, wenn er gelegentlich einmal von bösen Buben hinterrücks in den kleinen Fluß gestoßen wurde. Wollte ihn jemand recht ärgern, so brauchte er nur zu drohen: „Paß auf, Michael, nächstens wirst Du 'mal gründlich abgeseift!" Vor einiger Zeit begann der sonst stets gesunde Mann zu kränkeln und mußte schließlich nach dem Krankenhause übergeführt werden. Seine größte Sorge war natürlich, daß man darauf kommen könnte, ihn zu waschen. Er beschwor seine Pfleger, davon abzustehen, und erklärte ganz ernsthaft, man würde ihn damit tödten. Es wurde aber nichts auf die Reden und Bitten des Alten gegeben. Man stand zwar davon ab, ihm ein reguläres Bad zu bereiten, aber eine kleine Reinigung mittels Schwamm, lauwarmen Wassers und Seife wurde nicht für schädlich erachtet. Der Kranke mußte es sich trotz aller Proteste gefallen lassen, gesäubert zu werden, und wie er vorausgesagt, war er in 40 Minuten ein todter Mann. Plötzlich eingetretene Bronchitis konstatirte der Arzt als Todesursache.

— Ein doppelsinniges politisches Glaubensbekenntniß. Die meisten Parlamentskandidaten veröffentlichen vor der Wahl bewunderungswürdige politische Glaubensbekenntnisse, in welchen sie ihren Wählern goldene Berge versprechen, ohne auch nur einen Augenblick die Absicht zu haben, das Versprechen zu halten. Ein irischer Parlamentskandidat war findiger; er veröffentlichte jüngst sein politisches Programm, das einen doppelten Sinn hat, je nachdem man es von links nach rechts oder von oben nach unten liest. Das sehr interessante Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

Hurrah für	Die Union
Home Rule	Ist ein Fluch
Wir kämpfen für . .	Die britische Verfassung
Die National-Liga .	Ist ein Bund mit der Hölle
Wir lieben	Die Verwaltung des Vizekönigs
Die Rebellion . . .	Muß vernichtet werden
Wir verherrlichen . .	Die protestantische Kirche
Die Trennung . . .	Ist Teufelswerk
Wir lieben	The Union Jack (engl. Flagge)
Die grüne Fahne (irische Flagge) . .	Ist das Wahrzeichen der Lüge
Wir verehren . . .	Gesetz und Ordnung
Die nächtlichen Meetings	Sind verhaßt.

Sinnsprüche.

Wenn das Lob der Freunde immer ein zweideutiges bleibt, so darf man dagegen dem Neide der Feinde vertrauen.

Immermann.

* * *

In allen Leben ist ein Trieb
Nach unten und nach oben;
Wer in der rechten Mitte blieb
Von Beiden, ist zu loben.

Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 96. Donnerstag, den 27. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

22 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

XIII.

Drei Grazien.

„Guten Morgen, Papa!“

Durch die Thür, welche vom Garten nach dem Kneipzimmer im „Feuchten Eck“ führt, steckte Else ihr frisches, rosiges Gesichtchen.

„Guten Morgen, Langschläferin!“ tönt es gutmüthig spottend vom Büffett zurück, wo Dahlheim beim Ordnen von Flaschen und Gläsern herumklappert.

Erschrocken blickt Else hinauf nach der neben dem grünglänzenden Kachelofen stehenden Kuckucksuhr, auf deren geschnitztem Gesimse sich gerade der kleine, blaukehlige Vogel übermüthig verneigt und, wie um sie zu verspotten, elfmal „Kuckuck“ herunterschmettert.

„Hu, schon der halbe Vormittag vorüber!“ lacht die Kleine halb lustig, halb bedauernd. „Aber ich war so müde! Und da hab' ich mich gestreckt und geschlafen, so süß und fest, ich glaube, keine Kanone hätte mich geweckt.“

„Ja, ja,“ brummt Dahlheim jovial, während er einen feingeschliffenen Krystallhumpen vom Büffett nimmt, ihn gegen das Licht hält und dann mit einem Tuch sorgsam abreibt. „Um Mitternacht sah ich noch einmal zum Fenster hinaus. Da ging's trüben in der „Villa Fatime“ noch toll her . . . Ihr habt wohl auch getanzt?“

„Und wie! Jedes von uns Mädchen hätte ein Paar Reservebeine gebrauchen können. Sogar das alte, gute Fräulein Berger mußte herhalten.“

„Hujeh!“ macht Dahlheim entsetzt und stellt rasch den funkelnden Krystalhumpen auf den Tisch. „Das war auch kein Genuß . . . Und Reden habt Ihr gespritzt und Lieder gekräht — ich hörte Biesemanns Stimme bis hierher salbadern.“

„Ja,“ lacht Else und versucht, in drolliger Weise den sächsischen Dialekt nachzuahmen — „Biesemann sagte in seiner großen Rede: „So sin mir Sachs'n nu ämal. Wenn mer Geld ham, da ham mer'sch äb'n! Da lass'n mer ooch was spring'n!“

„Hahahaha!“ lacht Dahlheim kräftig auf. „Da hatte er wohl gar einen kleinen Schwips?“

„Und was für einen! Aber einen liebenswürdigen.“

„Ein Teufelskerl, dieser Biesemann! Sonst ein ganz gutes Haus; aber er lebt mit seinen Reisen in einer Dunstwolke von Einbildungen und ähnlichem Larifari und thut, als ob er der erste Mann hier im ganzen Nest wäre.“

„Herr Rolfs meinte, er hätte einen Pips,“ lacht Else.

Dahlheim nickt.

„Oder einen Sporn . . . Uebrigens —“ fährt er, ernster werdend, fort und die Gläser klappern heftiger aneinander — „es war mir gar nicht recht, daß Du gestern Abend zu Biesemann gingst.“

„Nicht recht?“ wiederholt Else betroffen. „Wie schade! Ich war mit meinen Freundinnen so fröhlich, so heiter.“

Ein Sonnenstrahl von Vaterfreude leuchtet aus Dahlheims kleinen, in den weingerötheten Wangen fast vergrabenen Augen. O, er ist stolz auf sein reizendes Töchterchen!

„Das dacht' ich mir,“ erwidert er herzlich, ihr zärtlich die runden Wangen streichelnd. „Deshalb sagt' ich auch nichts.“

„Und mir that es so leid, daß Du nicht auch beim Feste warst, Papa.“

„Heute bin ich doppelt froh, daß ich nicht mitgegangen.“

„Aber Papa — warum denn?“

Bedächtig wiegt Dahlheim den Kopf.

„Wenn Du heute schon drunten im Städtchen gewesen wärst, meine Kleine, so wüßtest Du die famose Neuigkeit.“

„Was denn, was? Du steckst ja ein so feierliches Gesicht auf, Papa!“

„Es ist auch eine sehr feierliche Sache,“ lacht der Alte verschmitzt. „Gestern wurde bei Biesemann der

große Kriegsplan entworfen, nach welchem ich in den nächsten Tagen aus dem „Ozean" herausgewimmelt werden soll. Die hohe Vereinsmeierei hat beschlossen, mir eine grandiose Blamage einzubrocken . . . Wenn es ihnen nur gut bekommt! Bah, als ob ich mir aus dem „Ozean" mit der mir meuchlings versetzten Ehrenmitgliedschaft jemals etwas gemacht hätte!"

Else ist ganz bleich geworden.

„Woher weißt Du denn das, Papa?" fragt sie erstaunt.

„Die Sperlinge zwitschern sich die große Neuigkeit schon von den Dächern zu. Irgend einer vom „Ozean" konnte natürlich seinen Schnabel nicht halten. Es gibt Klatschbasen nicht nur unter den Weibern."

Else schweigt und läßt das Köpfchen hängen.

„Laß gut sein, Kleine!" fährt Dahlheim begütigend fort, indem er Elses gesenktes Köpfchen emporhebt. „Wir wollen schon sehen, wer siegt. Ich bin gerüstet. Der alte Dahlheim läßt sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen. Wer zuletzt lacht —"

„Holla — lo — hihi!" erschallt eine tiefe Mädchenstimme aus der Ferne herüber bis ins Kneipzimmer.

Rasch öffnet Else das Fenster und antwortet mit demselben melodischen Jodler:

„Holla — lo — hihi!"

„Deine Freundinnen drüben von der „Villa Fatime", nicht wahr?" fragt Dahlheim schmunzelnd.

„Ja, Papa, und sie kommen auch schon herüber zu uns."

Dann verdufte ich mich. Ihr Mädels habt ja doch ein ganzes Fuder von Geheimnißkrämerei untereinander. Und ich habe sowieso im Keller zu thun," fügt er pfiffig hinzu.

Noch einen väterlich herzlichen Klaps auf Else's Wangen, auf denen sich bereits wieder das gewohnte Grübchenlächeln einstellt — dann hört sie Dahlheims dröhnende Schritte nach und nach auf der Kellertreppe verhallen . . .

Ein paar Augenblicke ist Else allein. Nachdenklich schüttelt sie das Köpfchen. Was der Vater ihr soeben mitgetheilt hat, verträgt sich nicht mit ihrem natürlichen Denken und Empfinden . . .

„Herauswimmeln aus dem „Ozean" — grandiose Blamage — meuchlings versetzte Ehrenmitgliedschaft — Klatschbasen nicht nur unter Weibern, also auch unter Männern — gerüstet sein!" wiederholt sie gedankenvoll. „Was für Worte! Was mag nur Biesemann mit seinen Freunden dem Papa gegenüber vorhaben?"

Doch bleibt ihr nicht lange Zeit zum Grübeln. Hinter dem Fenster wird ein Mädchenkopf sichtbar — und dann noch einer — und gleich darauf flüstert Sigrids Stimme durch die ein wenig geöffnete Thürspalte:

„Holla, Else! Bist Du allein? Ist niemand da?"

„Niemand! Komm nur, komm!"

Else öffnet die Thür, und herein tanzt, eine übermüthige Polkamelodie trällernd, Sigrid, gefolgt von Mimi. Im Nu faßt Sigrid die Freundinnen bei der Hand, der Kreis schließt sich, und heidi — wie der Wind jagt das übermüthige Kleeblatt im Kreis herum, bald links, bald rechts — dann wieder links — dann wieder rechts . . .

„Halt, halt!" lacht Else.

Doch Sigrid hat noch nicht genug.

„Vorwärts!" kommandirt sie mit glühenden Wangen.

„Ich kann nicht mehr," keucht Mimi und sinkt erschöpft auf einen Stuhl.

Lachend und nach Luft schnappend stehen die beiden andern daneben.

„Aber Sigrid!" ruft Else noch immer athemlos, „so hab' ich Dich — ja noch — nie gesehen!"

„Ja, sie ist seit gestern Abend wie umgewandelt," fügt Mimi mokant hinzu. „Und Du hättest sie erst heute Nacht um drei Uhr sehen sollen, wie wir in unser Schlafzimmer gingen. Da hat sie das Licht ausgelöscht, lange nach dem Rhein geguckt und geseufzt: „Wie schön ist doch die Welt!" . . . So ein Unsinn! Ich bin dabei eingeschlafen."

Elses Augen blicken forschend in das strahlende Gesicht der sonst so ernsten Freundin.

„Sigrid, mit Dir ist etwas los!"

Diese schweigt und lächelt nur glückselig.

„Hier drin sitzt's!" Und Else deutet auf Sigrids Herz.

„Es scheint sie gleich tüchtig gepackt zu haben," macht Mimi mit verächtlichem Aufwerfen der Oberlippe.

„Else, ich muß Dich umarmen," platzt jetzt Sigrid heraus.

Leidenschaftlich schlingt sie die Arme um den Nacken der Freundin und lehnt ihren heißen Kopf an deren Wange. Sanft streicheln Elses kleine Finger über Sigrids weiches Haar.

„Die ganze Seele glüht von Liebe," flüstern innig ihre Lippen.

Noch einige Minuten, dann sitzen die drei Grazien in Elses Schlafzimmer in trauter Gemeinschaft auf dem Sopha — Else und Sigrid dicht aneinander geschmiegt, Mimi in einer kleinen Entfernung, mit den Füßen baumelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief von Dreyfus.

Als Antwort auf die Behauptungen Lebrun-Renaults, betreffend die angeblichen Geständnisse Dreyfus', veröffentlicht der „Voltaire" folgenden bisher unbekannten Brief des Verurtheilten vor dessen Abreise nach der Teufelsinsel:

Dépot de Saint-Martin de Ré.

An den Herrn Minister des Innern, Paris.

26. Januar 1895.

Name und Vorname: Dreyfus Alfred.
Haftnummer: 8154. Atelier:

Herr Minister!

Ich bin für das gemeinste Verbrechen, das ein Soldat begehen kann, verurtheilt worden, und ich bin unschuldig. Nach meiner Verurtheilung war ich entschlossen, mich zu tödten. Meine Familie, meine Freunde machten mir begreiflich, daß mit meinem Tode Alles aus, mein Name, der Name den meine theuren Kinder tragen, für immer entehrt wäre. Ich mußte also leben! Meine Feder ist nicht im Stande, die Märtyrerqualen zu schildern, die ich erdulde; Ihr Herz eines Franzosen wird Sie das besser fühlen lassen, als ich dies selbst könnte. Sie kennen, Herr Minister, das Begleitschreiben (Bordereau), das die gegen mich erhobene Anklage bildete. Diesen Brief habe ich nicht geschrieben. Ist er apokryph? .... Wurde er wirklich in Begleitung der darin aufgezählten Dokumente abgeschickt?" .... Hat man meine Schrift, nachgeahmt, um mich ganz besonders zu belasten? .... Oder darf man darin nur eine verhängnißvolle Aehnlichkeit der Schriften erblicken? Alle diese Fragen kann mein Gehirn allein nicht beantworten. Ich verlange von Ihnen, Herr Minister, weder Gnade noch Barmherzigkeit, sondern nur Gerechtigkeit. Im Namen der mir entrissenen Soldatenehre, im Namen meiner unglücklichen Frau, im Namen meiner armen Kinder bitte ich Sie flehentlich, die Nachforschungen nach dem wahren Schuldigen fortsetzen zu lassen. In einem Jahrhundert wie dem unsrigen, in einem Lande wie Frankreich, das von den edlen Ideen der Gerechtigkeit und Wahrheit durchdrungen ist, ist es unmöglich, daß Sie nicht mit den mächtigen Nachforschungsmitteln, über die Sie verfügen, es zu Wege bringen, jene tragische Geschichte aufzuklären, das Ungeheuer zu entlarven, das Unglück und Entehrung in eine ehrlrche Familie gebracht hat. Ich flehe zu Ihnen noch einmal, Herr Minister, im Namen dessen, was Ihnen am theuersten in dieser Welt ist, um Gerechtigkeit. Ueber Sie Gerechtigkeit, indem Sie die Nachforschungen fortsetzen lassen. Was mich betrifft, so verlange ich nur Vergessen und Schweigen um meinen Namen bis zu dem Tage, da meine Unschuld anerkannt sein wird. Bis zu meinem Eintreffen hier konnte ich in meiner Zelle schreiben und arbeiten, mit den verschiedenen Mitgliedern meiner Familie korrespondiren und jeden Tag an meine Frau schreiben. Es war dies für mich ein Trost in der furchtbaren Lage, in der ich mich befinde, die so furchtbar ist, daß kein menschliches Gehirn eine tragischere fassen kann. Gestern war ich noch glücklich und hatte Niemand zu beneiden! Heute bin ich, ohne etwas Arges gethan zu haben, von der Gesellschaft in Acht und Bann geworfen. Ach, Herr Minister, ich glaube nicht, daß es je ein Mann in unserem Jahrhundert gegeben hat, der ein ähnliches Märtyrerthum gelitten! Von einem brennenden Ehrgefühl erfüllt, wie nur irgend Jemand auf der Welt, sich von seinen Kameraden entehren lassen zu müssen! Gibt es für einen Unschuldigen eine schrecklichere Marter? Ich bin Tag und Nacht in meiner Zelle, im Tête-à-Tête mit meinem Gehirn ohne jede Beschäftigung. Mein Kopf, der schon von diesen ebenso unerwarteten als tragischen Katastrophen erschüttert war, ist nicht mehr sehr widerstandsfähig. Deshalb erlaube ich mir, Sie, Herr Minister, zu ersuchen, in meiner Zelle mir die Ermächtigung zum Schreiben und zum Arbeiten zu gewähren. Ich bitte Sie auch, mir zu gestatten, von Zeit zu Zeit mit den verschiedenen Mitgliedern meiner Familie (Schwiegereltern, Schwestern und Brüder) zu korrespondiren. Ferner bin ich gestern davon in Kenntniß gesetzt worden, daß mir in Zukunft nur zwei Briefe in der Woche gestattet sind. Ich flehe Sie um die Erlaubniß an, öfter an dieses unglückliche Kind schreiben zu können, das des Trostes und des Beistandes in der entsetzlichen Lage, in die wir durch das Schicksal versetzt worden sind, so sehr bedarf. Also Gerechtigkeit, Herr Minister, und Arbeit, um meinem Hirn zu ermöglichen, die sühnende Stunde zu erwarten, da seine Unschuld erkannt werden wird, dies ist Alles, was der Unglücklichste der Franzosen von Ihnen erbittet. Genehmigen Sie u. s. w.

A. Dreyfus."

Der „Voltaire" fügt dem Briefe bei, er sei im Besitze der Photographie desselben.

Mannigfaltiges.

— Der Mutter Bild. Eine Geschichte, die aus einem sentimentalen Roman oder aus einem Rührstück gesprungen zu sein scheint, wird mit voller Garantie für deren Wahrheit in amerikanischen Blättern erzählt.

Helden der Geschichte sind ein kleiner Schiffsjunge und der berühmte Admiral Dewey. Wenige Augenblicke vor Beginn der Seeschlacht vor Manila, als eben das Kommando gegeben war: „Klar zum Gefecht", fiel einem Schiffsjungen an Bord des Flaggschiffes seine Jacke über Bord. Sofort erbat er die Erlaubniß, seine Jacke holen zu dürfen. Als ihm diese verweigert wurde, sprang er an der anderen Seite des Schiffes über Bord, holte seine Jacke, zog sie an und stellte sich in die Reihe. Er wurde wegen Ungehorsams in Haft genommen. Admiral Dewey sollte nach der Schlacht das auf mehrere Jahre Gefängniß lautende Urtheil unterzeichnen. Er fragte, was den Schiffsjungen eigentlich veranlaßt hatte, ungehorsam zu sein. Der Schuldige, der ganz niedergeschlagen war, zog als Antwort auf des Oberkommandirenden Frage einfach eine Photographie aus der Tasche der Jacke und hielt sie dem Allgewaltigen mit den Worten hin: „Die Mutter!" Er sagte, die Jacke mit dem Bilde der Mutter hätte er um Alles in der Welt nicht missen wollen. Dewey küßte den kleinen Mann mit Thränen in den Augen, ließ ihn frei und sagte: „Boys, die für der Mutter Bild ihr Leben lassen, geben es auch für das Vaterland und brauchen nicht in Eisen zu liegen."

— Besteuerung in Amerika. In einer französischen Revue wird ein interessanter Vergleich gezogen zwischen dem, was die amerikanischen Milliardäre in Amerika Steuern zu zahlen haben und dem, was sie in anderen Ländern zahlen müßten, wobei gar nicht berücksichtigt wird, daß sie sicher alle zu niedrig eingeschätzt werden. Bekanntlich werden in den Vereinigten Staaten regelmäßige Steuern außer für Grundbesitz nur in dem Staat eingezogen, der dem Betreffenden als Wohnsitz dient. John D. Rockefeller wird bei einem vom Fiskus selbst auf eine Milliarde eingeschätzten Vermögen auf ein Einkommen von 1 200 000 M. besteuert und zahlt 24 000 M. Steuern. In Deutschland würde er an Einkommen- und Vermögenssteuer 2 500 000 M. zahlen müssen. John Jakob Astor, der in Amerika 20 000 M. zahlt, würde in Deutschland eine Million Mark und in England 664 000 M. zahlen müssen. Pierpont Morgan, D. O. Mills, W. D. Sloane und H. M. Twombley, die in Amerika je 1680 M. zahlen, müßten in Deutschland 200 000 und in England 132 000 M. zahlen. Robert Geolett, Elbridge Gerry und George Gould zahlen nichts. Die beiden Ersten wohnen in Rhode-Island, der Letzte in Neu-Jersey, um sich vor den New-Yorker Steuern zu drücken. Robert Geolett würde in Deutschland 200 000 M., in England 132 000 M., Gerry in Deutschland 100 000, in England 66 000 und George Gould in Deutschland 150 000 und in England 100 000 Mark zahlen müssen.

— Strampelnde Schneeglöckchen. „Neue Lyrik" nennt sich eine Reihe von Bändchen, die in Berlin bei Johann Sassenbach erscheinen. Arno Holz und die Seinen singen dort: 1. Dicke, gelbe Butterblumen. — Der Rasen blinkt, die Götter glänzen. — Eine nackte Venus untersucht ihr Knie, ein steinerner — Herkules schlägt die Leier. — Die Wasser stürzen, die Wolken eilen, — die Welt voll Sonne — Frühling! — In meinem Herzen träumt das Bild eines kleinen Mädchens mit geöffneten Lippen und lachenden Augen. (Arno Holz.) — 2. Erster Frühlingssonntagsmorgen — auf der Straße; — der zerlumpte, versoffene Kerl — hält zwischen den gelben Zähnen eine Blume. — Kindermädel mit blanken Backen; — auf ihrem Arm — strampelnde Schneeglöckchen. — Ueber den Bürgersteig, — durch Himmel und Hölle aus Kreidestrichen — segelt der Onkel mit der Kuchendüte; — an's Knopfloch geknotet — einen blauen und einen rothen Ballon. — Er lächelt. — Läuft immer schneller! (Georg Stolzenberg.) — 3. Auf einem wippenden Birkenzweig — sitzt ein Vogel, — piept. — Dicht am weißen Birkenstamm — lehnt im goldenen Kleid die Prinzessin, — horcht. — In ihren beiden kleinen Herzen — wacht der Frühling auf. (Ludwig Reinhard.)

— In einem Waarenhaus. „Ich wünsche einen starken Stock, einen recht starken Stock!" — „Bitte, gehen Sie hinüber zu der Abtheilung „Familienartikel."

— Eine Nacht-Szene. Dieb: „Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so verhalten Sie sich ruhig. Ich suche Geld." — Student: „Schnell, machen Sie Licht, ich suche mit."

Sinnsprüche.

Wie glücklich würde Mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig kümmerte, als um seine eignen.

Lichtenberg.

* * *

Sei rauher Fels! verschwende keine Gabe,
Tief in der Brust verbirg den frischen Quell,
Doch trifft ein Moses dich mit seinem Stabe,
Dann spende deine Schätze reich und hell.

Fr. v. Sallet.

* * *

Kenntnisse sind die einzige Macht, die man sich verschaffen kann, wenn man sie nicht hat; Macht ist Kraft, und Kraft ist Alles.

Rahel.

* * *

Das Schwerste klar, und Allen faßlich sagen,
Heißt aus gediegenem Golde Münzen schlagen.

Geibel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 97. Freitag, den 28. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

23 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Der Kapitän war aber auch zu amüsant," lacht Else als Antwort auf eine Bemerkung Sigrids.

„Hm," macht Mimi, während ihre Finger nervös über die Sophalehne streichen. „Bei Tisch, als Du neben ihm saßest, Sigrid, da verschlang er Dich förmlich mit den Augen. Für unsern guten Braten hatte er nicht die geringste Aufmerksamkeit. Bah, der langweilige Mensch!" Mimi rümpft ihr kurzes Stumpfnäschen. „Einmal fragte ich ihn: „Weshalb fahren Sie denn so gern auf dem Meer herum?"

Voll Interesse horcht Sigrid auf.

„Nun? Was hat er geantwortet?"

„Weil es auf dem Lande so staubig ist."

„Zu drollig! Zu drollig!" lacht Sigrid, eifrig unterstützt von Else.

Doch Mimi findet dabei absolut nichts zu lachen.

„Ja, er kommt nie aus seiner Pomade heraus," bemerkt sie spöttisch. „Solch ein langweiliger Mensch!"

„Einmal habe ich absichtlich etwas Falsches behauptet, nur um ihn zum Widerspruch zu reizen," wirft Sigrid ein. „Ich sagte: „Wissen Sie, Herr Kapitän, daß zwei und zwei unter Umständen auch fünf machen kann?" . . . Was glaubt Ihr, daß er mir antwortete? . . . Er guckte mich mit seinen großen, blauen Augen so recht treuherzig an und meinte dann ganz ruhig: „Wenn Sie es wünschen, mein Fräulein —"

Jetzt stimmt selbst Mimi in das heitre Gelächter der Freundinnen ein, und alle Drei lachen, lachen — lachen Thränen.

„Du möchtest ihn einmal zornig sehen, wenn die Augen blitzen, die Stirnader schwillt und er stürmisch losdonnert, wie?" fragt plötzlich Else, ihren Arm zärtlich um Sigrids Taille legend.

Schwärmerisch blickt diese vor sich hin.

„Ja, ich möchte dieses stille Wasser einmal im Sturme der Leidenschaft sehen."

Mimis Mundwerk, das eine Zeitlang geruht hat, hält es jetzt nicht mehr aus.

„Das wird schon kommen, wenn er Dich erst an der Leine hat," ruft sie in ihrem höchsten Diskant. „Da werdet Ihr wohl Eure Hochzeitsreise nach Amerika machen!"

„Aber Mimi!" Else blickt die unnütze Schwätzerin strafend an. Dann, als sie Sigrids etwas verletztes Gesicht bemerkt, fügt sie ablenkend hinzu: „Da ist Herr Rolfs ganz anders; dem fehlt's nicht an Worten."

„Na, der erst!" Gelangweilt wirft sich Mimi in ihre Sophaecke zurück. „Das ging gestern immer —" parodirend mit einer Wendung gegen Else hin — „Röschen vom Rhein" hinten und „Röschen vom Rhein" vorn. Und dabei steckte er die Nase in die Luft — gräulich!"

„Du hast aber gut aufgepaßt, Mimi!" neckt Sigrid.

„Ich mußte doch bei Tisch die Fadheiten alle mit anhören. Auch wie er ganz schwärmerisch winselte —" „Ich werde Sie erobern, ich werde Sie erobern!" Und Else kräftig auf die Schulter schlagend, setzt sie höhnisch hinzu: „Na, da laß Dich doch erobern!"

Jetzt ist es an Else, über die Ungezogenheiten des Quälgeistes böse zu werden.

„Du bist aber wirklich recht unliebenswürdig, Mimi," schmollt sie.

„A — a — ach? Gestern Abend war ich noch viel unliebenswürdiger. Da hab' ich ein paarmal Deinen Herrn Rolfs furchtbar geärgert . . . Als wir nach dem Souper im Garten Luft schnappten, da kam er Dir hinter einem Fliederbusch ganz nahe mit seinem ewigen „Röschen vom Rhein". Ich dachte schon, wie er sagte: „Eine Liebe funkelt mir im Herzen —" jetzt schießt er mit einer Erklärung los." Ein mokantes Lächeln zieht Mimis Mundwinkel herab, als sie triumphirend und mit Nachdruck hinzufügt: „Da fragt ich Dich rasch: „Else, hast Du eben die Sternschnuppe gesehen?"

„Ja, ich weiß," lacht Else, noch höchlichst belustigt im Andenken an die komische Szene.

„Da sagte er mir so recht ärgerlich vom Fliederbusch her: „Ach, Sie sind's, Fräulein Biesemann!" fährt

Mimi wichtig fort. „Ja, ich bin's," erwiderte ich stolz. Und dann fragte er mich ganz malitiös: „Haben Sie schon Ihr Buch „Die Kunst zu heirathen" ausgelesen?"

„Ich weiß, ich weiß," nickt Else. „Gleich darauf kam Herr Emilio —"

In diesem Augenblick klopft es an die Thür. Erschrocken springen die Mädchen empor.

„Die Damen sollen sofort nach Hause kommen. Es wäre sehr nothwendig oder sowas," grinst das verschmitzte Gesicht des Dieners Franz durch die Thür herein in den lauschigen Raum.

Verwundert blicken die Mädchen einander an.

„Wir kommen gleich."

„Nanu!"

„Was soll das bedeuten?"

So schallt es fast gleichzeitig von drei Paar frischen Mädchenlippen.

Noch ein kurzes Geplauder, noch ein herziger Abschiedskuß — und husch, wie sie gekommen, sind die beiden Mädchen wieder verschwunden.

Als Else allein in ihrem Zimmerchen ist, wird sie ernster.

„Die Damen sollen sofort nach Hause kommen —" murmelt sie kopfschüttelnd. „Und Papas geheimnißvolle Bemerkungen — — was kann das nur bedeuten?"

Gedankenvoll zerpflückt sie den Feldblumenstrauß an ihrer Brust . . .

Doch Else ist keine Grüblerin. Schon nach wenig Minuten leuchtet wieder heller Sonnenschein aus ihren blauen Augen, lacht wieder Schelmerei von den rothen Lippen . . .

Ein anderes Bild ist vor ihrem Geist emporgestiegen — ein Bild, in dem ein Schnurrbart und ein Paar schwarze Augen ganz besonders hervorleuchten . . .

Und ein lustiges Liedchen trällernd, hüpft sie behend hinab in den Garten.

XIV.

Das Bild der Odaliske.

Morgensonnenglanz lugt durch die Scheiben in Rolf's Zimmer, in welchem die beiden Freunde hinter einer Flasche Wein dichtes Zigarrengewölk in die Luft paffen.

„Ach," seufzt endlich Rolfs, die Beine behaglich weit von sich streckend, „es gibt auf der Welt doch nichts Schöneres als Trinken und Rauchen."

„Besonders das Rauchen," nickt Alsen. „Man sollte kaum glauben, wie viel Asche der Mensch mit seinem Mund herstellen kann."

„Hast doch einen ziemlich philosophischen Anfall, alter Junge! . . . Ja, „Asche mit dem Mund herstellen," ist gut gesagt. Besonders, wenn „Asche mit dem Mund" durch Schwadroniren hergestellt wird — etwa durch courschneidendes Schwadroniren schönen Frauen gegenüber . . . Ach, da hab' ich in meinem Leben mächtige Aschenhaufen fabrizirt . . . Herausgekommen ist dabei freilich nichts."

„Bist schon wieder bei der Marietta?"

„Gewiß. Du siehst doch die Bescherung. Ich suche und suche —"

Er deutet auf die tolle Unordnung im ganzen Zimmer. In krausem Wirrwarr stehen alle Schubladen offen, zeigen alle Kasten indiskret ihr Inneres; denn überall hat Rolfs seit zwei Stunden herumgekramt, herumgewühlt und — nichts gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

In der Remise.

Humoreske von Elisabeth Halden.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren war das Landstädtchen Tempelhagen, das von der großen Verkehrsstraße abgeschnitten lag, noch ohne Eisenbahn und um in die Provinzialhauptstadt zu gelangen und von dieser aus in die Welt, mußte man sich den Beschwerden einer zwölfstündigen Postfahrt unterwerfen, und zur Erhöhung des Vergnügens noch dazu bei nächtlicher Weile. Da war es kein Wunder, daß sich die Tempelhagener in ihr Nest einspannen und sich nicht viel darum bekümmerten, wie es draußen aussah, daß ihnen aber dafür jedes Ereigniß innerhalb ihrer Stadtmauern wie eine sehr wichtige Begebenheit erschien.

Es war ein düsterer, feucht-kalter Novemberabend; der Himmel war mit düstern Wolken bedeckt, aus denen bereits einige Flocken zur Erde fielen, der Wind heulte, und wer nicht hinaus mußte, der blieb gewiß zu Hause. Dennoch hatten sich in der Passagierstube des Postgebäudes eine ganze Menge Fahrgäste eingefunden, die mit ärgerlicher Ungeduld die Abfahrt erwarteten, denn da die Fahrscheine die Nummer des Platzes trugen, so suchte man sich dadurch einen Vortheil zu sichern, daß man recht früh eintraf und sein Billet nahm.

In liebenswürdiger, menschenfreundlicher Stimmung befand sich eigentlich Niemand, der solche Nachtfahrt in dem engen, unbequemen Postkasten vor sich hatte; man war nur zu sehr geneigt, in jedem Reisegefährten einen Feind zu erblicken, der sich auf Kosten seiner Nebenmenschen unerlaubte Vergünstigungen verschaffen wollte, und so musterte man das Handgepäck, die mehr oder

minder umfangreichen Umhüllungen und vor Allem die Leibesgestalt der Mitfahrenden mit prüfenden Augen, die immer feisterer ausschauten, je mehr ein Fahrgast zur Fülle neigte.

Zuletzt war ein Herr erschienen, dessen hochgeklappter Mantelkragen nur wenig von seinem bärtigen Gesicht sehen ließ; die Brillengläser funkelten die Anwesenden an, so daß sie es aufgaben, sich näher mit ihm zu beschäftigen; die hohe, schlanke Gestalt hätte sonst wohl für ihn eingenommen, aber er durchkreuzte das Zimmer mit so ungestümen, energischen Schritten, daß man daraus auf eine heftige und unerträgliche Gemüthsart schließen konnte und jeder den stillen Wunsch hegte, nur diesen wenig versprechenden Charakter nicht zum Reisegefährten zu erhalten.

Er hatte dem Postschaffner den kurzen Befehl ertheilt, ihm einen Fahrschein zu lösen und sein Gepäck einschreiben zu lassen; jetzt erschien dieser und sagte schmunzelnd: „Sie haben aber Glück, mein Herr, Sie kommen in den letzten Beiwagen, haben Nummer Eins und werden wohl allein bleiben, denn der Schwager des Hauptwagens klettert schon auf den Bock, es geht gleich los."

Der Angeredete brummte etwas in den Bart, doch verrieth das erfreute Gesicht des Schaffners ein ansehnliches Trinkgeld und zeigte an, daß die Kunde angenehm und einer guten Belohnung würdig befunden sei. Allzu lange sollte dies Vergnügen dem Bärtigen nicht währen, denn im letzten Augenblick stürzten zwei Damen ins Zimmer, die ältere ganz atemlos und feuerroth im Gesicht, die andere, unverkennbar ein junges Mädchen, trotz des dichten Schleiers, der sie verhüllte, zitternd vor Erregung.

„Gott sei Dank, daß wir nicht doch noch zu spät kommen," sagte jene. „Mußten wir auch das Malheur haben, daß der Droschkengaul stürzte."

„Hoffentlich hat sich das arme Thier nicht beschädigt," sagte die junge Dame mitleidig.

„Was geht uns das an!" rief die andere heftig. „Jetzt denke an die Reise und alle Regeln, die ich Dir gegeben habe. Grüße den Vetter und seine Frau sehr vielmals von mir und schreibe mir sofort nach Deiner Ankunft und auch, wie das Tauffest ausgefallen ist. Zu meiner Zeit war es nicht Sitte, daß junge Mädchen unbeschützt zu solchen Veranlassungen reisten, sie blieben zu Hause und überließen dies den Respektpersonen."

Sie hatte ziemlich laut gesprochen und ihre Begleiterin warf einen ängstlichen Blick um sich, dann erwiderte sie mit leiser Stimme:

„Wenn es nicht Gerhards und Alinens ausdrücklicher Wunsch gewesen wäre, hätte ich es gewiß nicht gethan, liebe Tante."

„Schon gut, schon gut, da bläst der Postillon, es ist die höchste Zeit," rief diese und die beiden Damen schlossen sich dem Zuge an, der aus dem Wartezimmer in den Posthof ging.

Drei Postwagen standen bereit, der letzte Beiwagen nahm den bärtigen Herrn und die junge Dame auf. Die Tante fuhr mit ihren Ermahnungen und Rathschlägen, die in nicht allzu freundlicher Weise gegeben wurden, fort, bis sich die Thüre des Wagens schloß.

Dann pochte sie nochmals ans Fenster und rief:

„Wie unangenehm, Else, daß Du mit dem Herrn ganz allein bist; ich fragte gleich im Bureau, ob sich das nicht ändern ließe, aber diesen Menschen fehlt der Takt und das Anstandsgefühl, es war nichts mit ihnen anzufangen. Benimm Dich somit recht zurückhaltend, edle Weiblichkeit weiß sich stets Respekt zu verschaffen."

Zum Glück zogen die Pferde an, denn Else stand wie auf Kohlen, ihr Reisegefährte mußte ja von den guten Lehren der Tante mit profitiren.

Er wandte sich jetzt auch zu ihr und sagte in spöttischem Ton:

„Seien Sie ohne Sorge, mein Fräulein, ich bin durchaus kein Menschenfresser und werde Ihnen in keiner Weise lästig fallen."

Was sollte sie darauf erwidern? Sie befand sich in tödtlicher Verlegenheit. Sie, die eine Verwaiste, hatte bisher so wenig die Freuden des Lebens kennen gelernt, wie hatte sie da die Einladung des Vetters beglückt, und nun fing die Reise, die sie sich so nett vorgestellt hatte, gleich so anders an!

Zum Glück kümmerte sich ihr Gefährte nicht weiter um sie, sondern machte es sich in seiner Ecke bequem, wickelte sich in seinen weiten Mantel und breitete eine große Decke über sich, kurz, er traf alle Anstalten zum Schlafen und bald zeigten seine tiefen Atemzüge an, daß ihm dies gelungen war.

Das kleine Lämpchen, das auf dem Rücksitz angebracht war, erhellte das Innere des Wagens nur kümmerlich, draußen herrschte dichte Finsterniß, nur der Lichtschein der Wagenlaterne warf vorüberhuschende Reflexe auf Straße und Bäume. Aus der Stadt waren sie längst, nun ging es so eintönig weiter.

Else hätte gern das Beispiel ihres Gegenüber befolgt, aber sie war nicht genügend gegen die Kälte verwahrt und fror so sehr, daß sie am ganzen Körper zitterte. Gegen Mitternacht gab es Pferdewechsel, da freute sie sich schon auf eine heiße Tasse Kaffee, die sie genießen wollte.

Endlich wurde sie doch müde und war eben ein-

geschlummert, als der Wagen mit einem heftigem Rucke hielt. Die Thür wurde aufgerissen, mit einer Laterne beleuchtete man sie und eine verschlafene Stimme rief: „Aussteigen, Station Löwenthal, zwanzig Minuten Aufenthalt."

Der Mann ging weiter und Elses Reisegefährte sprang auf, schlug die Thür zu und murmelte etwas wie: „Unverschämt! Eine solche Störung! Warum läßt einen denn der Kerl nicht in Frieden weiter schlafen!"

Dann besann er sich doch und wandte sich an Else: „Pardon, Sie wollten doch nicht aussteigen, Fräulein? Eine gräuliche, verräucherte Stube, ich kenne sie aus Erfahrung, und hier sitzt man behaglich und warm."

„Das heißt, er sitzt so, ich leider ganz anders," dachte das junge Mädchen, dem es an Muth gebrach, den Fremden aus seiner Bequemlichkeit aufzuscheuchen, und anders hätte es sich nicht thun lassen, daß sie aussteigen konnte. Sie ergab sich also in Geduld und der unterbrochene Schlummer bemächtigte sich ihrer mit um so stärkerer Gewalt; der Herr neben ihr schnarchte sogar etwas.

Nach einiger Zeit erwachten sie beide daran, daß sich der Wagen unsanft in Bewegung setzte.

„Nun wahrhaftig, es wurde auch Zeit," murmelte der Fahrgast und beide schliefen fort.

Wie lange das gewährt haben mochte, wußte Else nicht. Sie wurde daran munter, daß der Herr neben ihr heftig aufstand, das Fenster öffnete und hinaussah.

Als sie sich rührte, wandte er sich an sie mit der Mittheilung: „Wir fahren nicht mehr."

„Ja," sagte sie, denn sie hatte dieselbe Wahrnehmung gemacht.

Sie warteten einige Zeit, dann rief er hinaus: „He! Halloh! Warum halten wir still?"

Keine Antwort erfolgte und er wiederholte den Zuruf in etwas veränderter Form nnd mit immer verstärkter Stimme, doch ohne jedes Resultat.

„Ich will doch selbst nachsehen," erklärte er endlich und stieg aus.

Else lehnte sich aus der offenen Thür und starrte ihm ängstlich nach, in die dichte Finsterniß hinaus. Da vernahm sie ein Geräusch, wie von einem Stoß und einen unterdrückten Schmerzensschrei.

„Was ist Ihnen geschehen?" rief sie erschrocken.

„Ich habe mir fast den Schädel eingerannt," kam die Antwort nach einiger Zeit, „das kann im freien Raum nicht geschehen, wir befinden uns also hinter Mauern, eine Menschenseele, selbst eine Pferdeseele gibt es weit und breit nicht."

„Um Gotteswillen, was hat das zu bedeuten?" rief Else aus.

Er tappte sich zu ihr zurück. „Nach meinem Dafürhalten befinden wir uns in der Wagenremise. Der Beiwagen war gewiß nicht länger erforderlich, man hielt ihn für leer und schob uns hierher, als wir glaubten, die Pferde zögen wieder an. Ich will versuchen, ob ich das Thor finden und Lärm schlagen kann."

Er that dies, doch ohne jeden Erfolg. So stieg er wieder ein. „Wir müssen geduldig den Morgen abwarten, der uns hoffentlich Erlösung bringen wird. Sind Sie warm, Fräulein? Aber nein, Sie zittern ja wie Espenlaub. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Decke gebe. Ich hätte auch schon früher daran denken können."

Ohne sich an ihr Sträuben zu kehren, hüllte er sie ganz ein. „So, und nun noch einen Schluck Cognac, das wird Sie erwärmen."

Er zündete ein Wachsstreichholz an und bat sie, es zu halten, während er aus seiner Reiseflasche ihr ein kleines Glas eingoß. Dabei sahen sie sich zuerst von Angesicht zu Angesicht und er gewahrte, daß sie sehr hübsch war, während sie sein Aussehen sehr angenehm und vertrauenerweckend fand. Dann stellte er sich ihr als den Oberlehrer Dr. Julius Sturz vor und sie nannte ihm ihren Namen. Sie erzählte von der Einladung zur Taufe, von ihrem Leben bei der Tante, das recht öde und freudlos sein mochte, und er berichtete, daß er auch allein dastehe, ohne Eltern und Geschwister, da habe ihn die Sehnsucht gepackt und er habe sich aufgemacht, um die Gräber seiner Lieben auf dem Kirchhofe in Tempelhagen zu besuchen, denn es sei seine Vaterstadt.

So plauderten sie mit einander, er war immer für sie besorgt und es machte ihm Freude, so als Beschützer aufzutreten, während sie sich ganz sicher und geborgen unter seiner Hut fühlte. Die Zeit verging ihnen schnell, obwohl sie an Schlaf nicht mehr dachten. Tag wurde es in ihrem lichtlosen Gefängniß nicht, aber als sie endlich nach der Uhr sahen, war es zehn Uhr Morgens. Nun machten sie mit vereinten Kräften Spektakel und wurden endlich von dem erschrockenen Postbeamten erlöst. Sie waren aber durchaus nicht böse, sondern bestellten Extrapost und fuhren fröhlich davon. So kam Else doch noch zur rechten Zeit zum Tauffest, obwohl ihre Verwandten schon um sie in Sorge gewesen waren, und sie konnte diesen gleich ihren Verlobten, den Oberlehrer Dr. Sturz vorstellen, denn sie hatten ihre Gefangenschaft in der Remise sehr gut benutzt und aus den zwei einsamen Menschen war ein glückliches Paar geworden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 98. Samstag, den 29. April. 1899.

Juhei, am Rhein!

24 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt öffnet er den großen Reisekoffer. Er durchsucht die Wäsche, läßt ein halbes Dutzend abgelegte Notizbücher Parade machen, durchforscht drei, vier Ledertaschen, durchstöbert sogar das geheime Fach des Reiseneceſſaires. Eine Zahnbürste purzelt heraus; die Bartbinde folgt nach; Kämmchen und Flacons leisten den beiden Gesellschaft und vergrößern ihres bescheidenen Theils die Unordnung — aber der gesuchte Gegenstand läßt sich nicht auftreiben.

„Ha!" ruft Rolfs erregt, „wenn mir das Bild dieser Marietta in die Hände fällt! Biesemann mit seiner berühmten Odaliske aus dem Harem des Paschas Zibilirinski oder so ähnlich wird zu Grund und Boden geschmettert."

Er sucht und sucht . . .

Halt! Jetzt erwischt er ein ganzes Couvert verblichener Photographien — eine wahre Schönheitsgalerie . . . Hier glotzen die großen Augen von Miß Nelly Salisbury daher . . . da brüstet sich der dicke Haarknoten, den Mademoiselle Madeleine über ihrem schönen Nacken trägt . . . kommen weiter die vollen, dekolletirten Schultern der berühmten Schlangenbändigerin Miß Cora in Sicht und die Wespentaille der gefeierten Chansonette Maruschka Bolowinska . . .

Ach, dies alles für Rolfs längst verflogene, längst verblaßte Erinnerungen, denen er jetzt mit einem Hauch linder Wehmuth nachsinnt! . . .

„Nicht zu finden?" brummt Alsens ernste Stimme durch das Zigarrengewölk.

„Hol's der Kuckuck — nein! Bin wirklich neugierig, wo die sich hin verkrochen hat . . . Vielleicht besser, ich gebe die ganze Geschichte auf und stifte die zehn Flaschen „Rüdesheimer Kabinet" . . . Mag sie stecken, wo sie will — diese Marietta!"

„Dann laß sie schießen!"

„Wenn Du aber wüßtest, weshalb ich gerade jetzt das Bild der Marietta haben muß!" erwidert Rolfs, indem er wieder neben Alsen Platz nimmt und nach der alten, auf dem Tisch liegenden, eigentlich längst ausgedienten Zigarrentasche langt, um eine neue Zigarre unter den feingedrehten Schnurrbart zu schieben.

Wie er so in dieser alten, perlgestickten Tasche herumkrebst, fühlt er auf einmal zwischen dem abgegriffenen Leder etwas Hartes, Kartonartiges . . .

Ein hastiger Griff, helles Auflachen — und mit einer übermüthigen Verbeugung hält er dem Freund eine ziemlich verblichene, am Rande beschnittene Photographie vor die Augen.

„Ich erlaube mir, Dir hiermit meine schöne Marietta, Chansonette vom Teatro San Felice in Florenz vorzustellen."

„Was der Teufel!" ruft Alsen fast erschrocken. „Das ist ja Biesemanns „Fatime", die Odaliske vom Pascha — wie hieß er doch gleich?"

„Na, sagen wir: Ben Mohamed Sidi Bibsky!" lacht Rolfs. „Auf den Strich dieselbe. Augen — schmachtend. Mund — schwellend. Brust — gewölbt. Besondere Kennzeichen — fehlen. Dasselbe Kostüm, dieselbe orientalische Draperie — nur daß Biesemanns in Oel gemalte „Fatime" etwas größer gepinselt ist."

„Donnerwetter, aus welcher Kunsthandlung hast Du die bezogen?"

„Kunsthandlung?" lacht Rolfs. „Eigenhändig von der „Fatime" selbst. Sieh her! . . . . Gemacht in Florenz . . . und hier —" er dreht das Bild herum — „ihre Handschrift: „Riccordo di Marietta, Teatro San Felice"."

Kopfschüttelnd betrachtet Alsen die Photographie von allen Seiten.

„Die ist wohl nie aus Florenz herausgekommen!"

„Bewahre! . . . Mir scheint, die Marietta versetzt all ihren Verehrern ihr Bild als „Odaliske" — vielleicht stets nach dem Reichthum ihres jeweiligen Anbeters in der entsprechenden Größe . . . Hahahaha! Und dieser alte flotte Biesemann sohlt jetzt seinen Bekannten das Märchen von der schönen Odaliske eines egyptischen Paschas vor. Ein Hauptkerl! . . . Und was seine weiten Reisen betrifft — die werden wohl genau so in

seiner Einbildung stecken. Es gibt eben „große Reisende", die haben Löwen brüllen gehört — in der Menagerie, und sind in der Welt herumgezogen — in Hemdärmeln und Babuschen, das heißt: daheim auf ihrem gut gepolsterten Kanapee, mit einer Reisebeschreibung in der Hand und der Tabakspfeife im Mund . . . Das ist wohl auch Biesemanns Fall. Der alte Haudegen hat die letzten Winter in Florenz gesteckt, da unten etwas angebandelt und schwindelt nun seinen rheinischen Freunden Mordgeschichten aus dem Orient vor."

„Hm! Hast Du ihn nicht einmal in Florenz getroffen?"

Einen Augenblick denkt Rolfs nach; dann zuckt es spöttisch über sein Gesicht.

„Ja, wahrhaftig! Dieser Biesemann — das ist ja der reiche Rentier aus Posemuckel oder sonst woher, dem ich in der Gunst der Marietta weichen mußte . . . Ja, ja — ich entsinne mich jetzt ganz genau. Diese charakteristische Physiognomie kam mir doch gleich so bekannt vor . . . Na warte, alter Freund!"

Er droht humoristisch mit der Faust nach der von der Abendsonne übergossenen „Villa Fatime" hinüber.

Die Freunde schweigen eine Zeitlang. Sie ergeben sich ganz dem Doppelgenuß des Rauchens und des Weins . . .

Rolfs beobachtet den Freund aufmerksam. Das ernste, fast finstere Gesicht will ihm nicht gefallen.

„Höre mal, alter Junge," meint er endlich kopfschüttelnd. „Nun zieh' aber bald eine fröhlichere Flagge auf!"

Fast erschrocken fährt Alsen aus seinem Hinbrüten empor.

„Fröhlich? . . . Bin ich ja! . . . Soll ich etwa Bocksprünge machen? Oder Rad schlagen?"

„Das nicht. Aber Du guckst mir zu nachdenklich in die Welt!"

Alsen pafft nur umso kräftiger drauflos.

„Weißt Du —" erwidert er dann zögernd, „ich fühle mich — paff, paff — sonst hier ganz behaglich. Aber — paff, paff — ich möchte meinen Kurs — paff, paff, paff — ändern. Ich möchte — paff, paff — abreisen."

„Was, alter Junge?" ruft Rolfs entsetzt, indem er die Zigarre aus dem Munde nimmt.

„Ja, der Rhein wird mir gefährlich. Ich liege hier an einer Klippe vor Anker."

„Wie? Nachdem Du gestern Abend einen so prächtigen Ausguck hattest? Nachdem Dir so wundersame Augensterne entgegenstrahlten?"

Alsen ist noch ernster geworden.

„Gerade deshalb. Mir ist, als wär' ich aus der Takelage gepurzelt und hätt' mir dabei ein paar Rippen verknackst."

„Du meinst, ein paar Rippen im Herzen," scherzt Rolfs. „Ja freilich, Du läufst mit gebrochenem Herzen herum! Mußt Dich deshalb umso fester verankern!"

Alsen schüttelt den Kopf.

„Mit einem Herzen, wo immer Windstille ist?"

„Ah, bah! . . . Da säuselt plötzlich eine frische Brise los, und die wird allmälig zum Sturm, zum Orkan! . . . Du kennst doch solche Sachen, alter Junge," fährt Rolfs jovial fort, den Freund derb auf die Schulter schlagend. „Bist ja lange genug auf dem Meer herumgefahren — weißt mit Wetter und Wind umzugehen —"

Alsen ist aufgestanden.

„Aber nicht mit Frauen . . . Mir ist, als wenn mir der Verstand über Bord geht," murmelt er vor sich hin, indem er, gesenkten Hauptes, langsam im Zimmer auf und ab spaziert.

„Soll auch, mein Junge, soll auch! Folge nur dem Herzen!" Rolfs schiebt seinen Arm in den des Freundes. „Komm, wollen unsern Kurs nach dem Garten richten! Kannst von dort aus, bevor wir uns am Stammtisch versammeln, vielleicht noch von weitem Sigrid sehen!"

„Du meinst, den „Hafen", wie?" lächelt Alsen wehmüthig.

Dann langt er nach dem Hut, und Rolfs dreht eilig vor dem Spiegel noch einmal seinen Schnurrbart.

(Fortsetzung folgt.)

Hochzeitsfeste in Japan.

In dem neuen Buch von Felix Martin „Le Japon vrai" findet sich ein interessanter Bericht über die Hochzeitsfeste der Japaner.

Bevor die jungen Leute in die Ehe gehen, werden sie meist durch ihre Eltern oder gewisse Ehevermittler verlobt. Wenn diese Vermittler zwei junge Leute entdeckt haben — Mädchen im Alter von 18 und junge Leute von 21 Jahren —, dann suchen sie die Heirath der beiden zu betreiben, nachdem sie vorher die Erlaubniß der beiderseitigen Familien hierzu erhalten haben. Sie ziehen über das Vermögen, den Ruf, den Charakter und die Sitten der jungen Leute Erkundigungen ein und theilen dieselben auch den Betheiligten mit. Sind die Erkundigungen günstig ausgefallen, dann läßt man den betreffenden jungen Mann und das Mädchen an einem dritten Ort zusammentreffen und stellt sie einander vor. Wenn sie sich sympathisch sind, dann wird die Hochzeit gefeiert und die Ver-

mittler tragen die Namen der Neuvermählten in die offizielle Liste ein. Das gilt als Zivilehe.

Während beim Volk und der Mittelklasse in dieser Weise die Ehen geschlossen werden, geht dies bei den höheren Ständen etwas anders zu. Wenn in diesen Kreisen ein Kind geboren wird, dann vergeben es seine Eltern häufig mit dem Kind von Bekannten. Die Kinder können aber später diese Verlobung auch rückgängig machen. Hier macht sich der europäische Einfluß sehr geltend, und das Gesetz verlangt nicht einmal mehr die väterliche Zustimmung. Die Vermittler sind hier unbedingt nothwendig, denn ohne sie würde die Verbindung nicht als richtige Ehe aufgefaßt werden. Der Beruf dieser Vermittler wird als durchaus ehrenwerth betrachtet. Man nennt sie „Musubu no Kami", was ungefähr bedeutet: Gott der Verbindung von beiden Geschlechtern.

Als geborene Dichter haben die Japaner für die Hochzeiten eine besondere Poesie geschaffen: die Shi und Uta. Der Bräutigam sendet seiner Braut Gedichte und sie antwortet auch in Versen, wobei das Wort „Liebe" meist durch eine Anspielung auf den Mond oder auf Blumen ersetzt wird. So schreibt z. B. ein junges Mädchen: „Getrennt von Dir — blicke ich zum Himmelsbogen — Wie selig wäre ich, — wenn sich der Mond in einen Spiegel verwandelte."

Im Volk hat der Flirt seine ganz eigene Sprache, wobei der Fächer und das Taschentuch eine große Rolle spielen. Der in Europa so beliebte Augenaufschlag wird hier durch etwas anderes ersetzt. Das junge Mädchen kneift den rechten Mundwinkel zusammen und rollt die Augen hin und her. Die Eifersucht wird dadurch ausgedrückt, daß man die beiden Zeigefinger an die Stirne hält.

Die Zeremonien bei der Hochzeit sind sehr eigenartig. Meistens besteht die erste Feierlichkeit „Yuino", die der Hochzeit vorangeht, im Austausch von Geschenken: von Fischen, Fächern, Silber usw. Das Geschenk soll sieben verschiedene Dinge umfassen, denn die Zahl 7 gilt in allen Gesellschaftsklassen als besonders glückverheißend.

Nach dem „Yuino" vergehen noch einige Tage, ehe die eigentliche Hochzeit stattfindet. Diese wird im Hause, nicht im Tempel vollzogen; im Tempel werden in Japan nur Trauerzeremonien, nicht freudige, abgehalten. Nach den Feierlichkeiten, die in Japan zum guten Ton gehören, werden den Gästen Erfrischungen angeboten, und nun wird von den Gatten in Gegenwart der Vermittler der Eid geleistet, welcher „San-San-Kudo" genannt wird, was „3 mal 3 = 9" bedeutet.

Bei der Eidleistung wird heiliger Wein getrunken. Den ersten Schluck nimmt der Ehemann, den zweiten die Frau und so weiter bis zum neunten. Die junge Frau trägt ein weißes Hochzeitskleid, das Symbol der Reinheit und Keuschheit. Nach der Zeremonie zieht die Braut jedoch ein schwarzes Kleid an, was bedeuten soll, daß sie ihrem Manne bis zum Tode treu bleiben wird.

In Japan kommen Ehescheidungen sehr häufig vor, häufiger als in allen anderen Ländern. 1886 wurden von 315 311 Ehen 117 964 geschieden; 1891 von 325 651 — 112 411 und 1896 von 330 467 — 118 222 — also über ein Drittel.

Mannigfaltiges.

— Die Riesenthürme im Dienste Marconis. In dem Wembley-Park in London baut man an einem Riesenthurm, der den Eifelthurm ausstechen sollte, dem man aber jetzt die praktische Bestimmung geben will, als Leitungsmast für eine drahtlose Telegraphische Verbindung zwischen London und Paris zu dienen. Die beiden höchsten Thürme der Welt würden dann die Träger der Wellentelegraphie zwischen den „zwei Städten" werden. Daß vorläufig zu den Versuchen mit der Marconischen Telegraphie der Foreland-Leuchtthurm als Leitungsmast auf der englischen Seite ausersehen wurde, liegt nur an dem unfertigen Zustande des Londoner Riesenthurms. Der Londoner Elektrician, der diese Nachricht bringt, ist übrigens dem Wemblethurm wenig hold, denn er gibt ihm eine arge Entstellung der sonst malerischen Landschaft im Nordwesten von London schuld und begrüßt auch die jetzt beabsichtigte Verwendung des Bauwerkes zu Nutz und Frommen des technischen Fortschritts mit dem drastischen Ausdruck: „Eiffelthürme für Marconi-Stationen zu bauen, ist ebenso närrisch, als ein Haus abzubrennen, um Schweinefleisch zu braten." Uebrigens spricht man schon von der Errichtung eines 300 Meter hohen Leitungsmastes, um auch den Atlantischen Ozean zwischen London und New-York durch die Telegraphie der elektrischen Wellen zu überbrücken und der „Elektrician" läßt jetzt bereits einen Stoßseufzer vernehmen, daß man doch dazu nicht wieder allein einen Riesenthurm von gleicher Höhe bauen möchte. Es ist für die neuesten Erfolge der drahtlosen Telegraphie bezeichnend, daß von den englischen Fachleuten der Plan einer derartigen Verbindung zwischen England und Nord-Amerika so behandelt wird, als ob er in nicht zu ferner Zukunft verwirklicht werden könnte. Mit einem Urtheil über die Möglichkeit der Ausführung wird man jedoch besser

so lange zurückhalten, bis die Versuche mit dem Eiffelthurm als „Marconi-Station“ abgeschlossen sein werden.

— Bestechlichkeit im englischen Geschäftsleben. Aus London wird geschrieben: Lord Russell will mit einem neuen Gesetze die unlauteren Zuwendungen, die Trinkgelder an Handlungsgehilfen und Bevollmächtigte bekämpfen, die ihnen von Kundschaftshungerigen gegeben werden. War doch in England seit Jahren keiner mehr vor dieser Pest der Bestechlichkeit sicher. In einem großen Prozesse wurde vor einigen Jahren festgestellt, daß ein großer Färber, der für die besten Farbstoffe die höchsten Preise bezahlt hatte, thatsächlich nur mit ganz geringwerthigen bedient worden war, während sein Werkmeister, der den Einkauf zu vermitteln hatte, den Preisunterschied vom Lieferanten der Farbstoffe vergütet erhielt, der in der beständigen Kundschaft seine Rechnung fand. Farbfabrikant und Werkmeister wurden immer wohlhabender, aber die Kunden des Färbers beschwerten sich fortgesetzt über die schlechte Arbeit, und der schier verzweifelnde Mann sah sein schönes Geschäft schrittweise zurückgehen, bis ein Streit unter den beiden Gaunern den Schwindel ans Tageslicht brachte. Was hatte der Farbenlieferant zu sagen? Ohne derartige Bestechungen sei es überhaupt nicht möglich, in England ein Geschäft zu machen, und er sei immer noch 50 Prozent besser als seine Kollegen. Ein anderes Bild: Ein Großgrundbesitzer und gewaltiger Nimrod kam dahinter, daß sein Förster von jeder Patronenlieferung eine Steuer vom Patronenmacher bekomme. Er ging der Sache auf die Spur und fand, daß Förster, Jagdgehilfen und Kammerdiener von jeder Flinte und jeder Patrone eine Abgabe erhielten. Er stellte den Fabrikanten zur Rede, und der jammerte ihm vor, es sei im ganzen Reiche nicht möglich, eine Bestellung zu erhalten, wenn nicht die Angestellten des Käufers, die auf die Ertheilung der Bestellung immer einen starken Einfluß ausüben können, mitverdienten. Der Lord verzieh dem Fabrikanten und versprach, ihm die Kundschaft zu belassen, wenn er ihm versprechen wolle, den Unfug der heimlichen Geschenke einzustellen. Und was that der Fabrikant? Er weigerte sich schlankweg, unter diesen Bedingungen zu liefern, „denn,“ sagte er, „wenn die Leute nichts verdienen, so machen sie meine Waare schlecht.“ Die Londoner Handelskammer hat festgestellt, daß unter den Aerzten die Uebung weit verbreitet ist, von jeder Apothekerrechnung ein Viertel bis zur Hälfte des Betrages vom Apotheker zu beanspruchen, dem sie das Rezept zuwenden, ja daß es nicht wenige Aerzte gibt, die vielleicht 20 Proz. der Bestattungskosten ihrer ehemaligen Patienten vom Begräbnißunternehmer erhalten, den sie den trauernden Hinterbliebenen empfehlen. Kein Geschäftsreisender kommt bis zum Prinzipal, den er besuchen will, ohne dem Hausknecht, Kommis, vielleicht auch dem Prokuristen Brückengeld entrichtet zu haben. Lord Russel ist ein besonderer Feind jedes unlauteren Gebahrens im Handel und Gewerbe. Wie die Schlittenfahrer und schwindelnden Gründer vor ihm erzittern, wie vor keinem zweiten, so hat er jetzt auch das heimliche Trinkgeld auf's Korn genommen. Das Gesetz, das er in das englische Oberhaus eingebracht hat, wird zweifellos angenommen werden. Dann wird das englische Volksleben zwar um einen „guten alten“ Brauch ärmer, aber vielleicht um ein gut Stück Ehrlichkeit reicher werden. Denn englische Strafgesetze verstehen keinen Spaß.

— Sonntagsjägerei. „Auf Eurer Jagd ist wohl oft Veränderung?“ „Ja, die Jagdgäst' wechseln . . . aber der Hase ist immer derselbe.“

— Geschäftskniff. Dame (die Hausthür öffnend, mitleidig): „Was ist denn hier für ein armes Hündchen, das so jämmerlich winselt?“ Bettler: „Entschuldigen Sie, Madame, ein reisender Thierstimmenimitator, der seit drei Tagen keinen warmen Löffel mehr im Leib hat!“

— Ein Pechvogel. „ . . Der Schulze hat doch unerhörtes Pech. Der ist gestern auf der Straße überradelt und im Avancement übergangen worden.“

Sinnsprüche.

Will sich nach außen ein Talent entfalten,
Dem echte Weihe an die Stirn geschrieben,
So gebt ihm euer ganzes warmes Lieben
Und laßt es nicht an eurem Eis erkalten!

Nur gar zu grausam oft die Menschen schalten,
Und, lächelnd von der Schwelle fortgetrieben,
Muß das Talent in alle Welt zerstieben,
Hat nichts — als nur sich selbst, sich dran zu halten.

Und doch, und doch, wird dieser Halt nur bleiben!
Ihr wackern, ihr gefeiten Geistesringer,
So wird die Knospe endlich Früchte treiben!

Ein echt Talent zersprengt zuletzt den Zwinger,
Es muß die hohle Kettenlast zerreiben, —
Und staunend weist die Menge mit dem Finger.

Aug. Feldhoff.

* * *

Setzt dem stolzen Manne Gleichgültigkeit entgegen und ihr nehmt seiner Macht den Stachel. N. N.

* * *

Die Wahrheit zu nennen, ist Spiel;
Die Wahrheit erkennen, ist viel;
Die Wahrheit zu sagen, ist schwer;
Die Wahrheit ertragen, ist mehr. N. N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 99. Montag, den 1. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

25 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

XV.

„1892er „Drachenhölle“.

Da ist sie wieder im Anzug, die alte, fröhlichkeitdurchhauchte Stunde des herrlichen Frühschoppens — jederzeit von den Mitgliedern des Reiseclubs „Ozean“ aufs Innigste herbeigesehnt.

Und heute soll es eine ganz besonders wichtige Sitzung werden! Noch zittern in den Herzen die bunten Eindrücke des prunkvollen Festes in der „Villa Fatime“ nach. Das glänzt und gleißt, wie fernes Wetterleuchten ... Noch hören die Festtheilnehmer das herzige Lachen, welches in den verschiedensten Nischen aufkicherte, die schwungvolle Rede, die der „Herr Präsident“ in gottvollem Weindusel zum Fenster hinaus nach dem draußen zusammengedrängten „Gewerbeverein“ schleuderte; noch schmecken sie auf der leckeren Zunge das Sammelsurium auserlesener Delikatessen, die sich so appetitlich in buntem Wirrwarr auf der pompösen Tafel eingefunden hatten: Kaviar, Austern, Liptauer Käse, Gänsebrüste, Schnepfen, Froschschenkel, Kieler Sprotten, Roastbeef.

Ueber intimere Festerinnerungen aber will man sich erst heute am Stammtisch ausplaudern ...

Pünktlich finden sich die Herren stets ein. Heute aber schneiden sie förmlich mit Pünktlichkeit auf; gleichzeitig stoßen sie alle vor dem Gasthof „Zum feuchten Eck“ zusammen. Gemeinsam steigen sie die Stufen zur Terrasse empor und steuern los auf den Stammtisch.

Doch, was ist das? ... Verblüfft blicken die Mitglieder des Reiseclubs „Ozean“ einander an ...

Zum ersten Mal sind die Stühle am Stammtisch nicht angelehnt, fehlen also die nöthigsten Vorbereitungen zur Weihestunde ...

Hm, hm! ...

Unter beängstigendem Schweigen nehmen die Herren Platz. Der Kanzleirath vergißt sogar zu bemerken, daß soeben ein leises Lüftchen vom Rhein herüber weht ...

„Haben Sie bemerkt —“ flüstert nach einer Weile der Apotheker.

„Freilich, keine Stühle angelehnt!“ erwidert ebenso leise der Steuereinnehmer.

„Und Bedienung scheint's auch nicht zu geben,“ knurrt der Bürgermeister.

„Ja, so is es äb'n in der Höhle des Löw'n,“ entscheidet Biesemann, indem er den Finger an den Mund legt. „Pst! Pst!“

„Pst! Pst!“ wiederholen die andern geheimnißvoll.

Gleich einem gescholtenen Schuljungen sitzt der Kandidat da. Ihm ist die kritische, ja schwüle Situation, aus der jeden Augenblick ein Donnerschlag krachen kann, entschieden unbehaglich. Am liebsten wäre er gar nicht mitgegangen. Aber der Herr Bürgermeister — der Vater der reizenden kleinen Lisi, um deren hübscher Augen willen er sich eigentlich nur hier am Rhein aufhält — hat sein Mitkommen gewünscht. Und was thut man nicht um ein Paar schöner Augen willen, wenn man kurz vor dem letzten Examen steht und sich dann gleich ein eigenes Heim gründen will! ...

Er bemüht sich also nach Kräften, seiner Unbehaglichkeit Herr zu werden — vergebens.

„Herr Kandidat, ich gloobe gar, Se ham Dampf in d'n Hos'n!“ spöttelt Biesemann.

Der arme junge Mann erröthet lebhaft.

„Ach nein!“ murmelt er. „Aber mir ist so eigenthümlich — wie vor dem Examen, wenn's Kanonenfieber kommt.“

„Ah, bah! Ihr Muth is äb'nso groß wie ä Has'nschwänz'l ... Wie hätt' ich'n da duhn soll'n, in der Wieste, wenn der Löwe brillte? Oder uff'n Ozjan, wenn der Orkan heilte? Oder in der Baddalje mit'n Arabern, wenn de Flint'n kracht'n? Wie?“

Schuldbewußt senkt der Kandidat die Augen, indeß die Uebrigen forschend über die Terrasse blicken.

„Alle Wetter noch einmal!“ ruft der Apotheker ärgerlich. „Wirthschaft! Wirthschaft! Ich hab' Durst! ... Die ganze Nacht hab' ich von Häringen geträumt.“

„Das war aber ein salziger Schlaf," meint der Steuereinnehmer. „Ich hab' schon zu Hause ein Gläschen genippt."

„Se ham sich wohl ä bissel Kurasche angeschnallt?" spöttelt Biesemann.

Die Mienen des Bürgermeisters verfinstern sich immer mehr.

Auch ihn quält der Durst, ja geradezu der Brand nach den gestrigen festlichen Ausschweifungen . . . Und noch immer keine Linderung in Sicht . . .

„Aber nun Wirthschaft! Wirthschaft!" ruft er energisch, mit dem Stock auf den Tisch schlagend.

Ganz langsam und bedächtig tritt Dahlheim aus dem Haus. Sein verschmitztes Gesicht strahlt nach dem Stammtisch hin.

„Na, endlich! Wo stecken Sie denn?" knurrt ihm der Bürgermeister entgegen.

„Hm, eine wichtige Beschäftigung! Wein abziehen — die neue Sorte!" erwidert Dahlheim geheimnißvoll. Sein Ton ist gesucht höflich, liebenswürdig.

„Bravo!" ruft der Apotheker vergnügt. „Ich hab' gerade einen Durst, einen Durst! . . . Und dazu sind wir alle so fürchterlich aufgekratzt! Ich möchte heute meinem Magen noch eine besondere Freude verschaffen."

Dahlheim schmunzelt.

„Wissen Sie was? . . . Da müßten Sie mal die neue Sorte probiren! Ein Wein, sag' ich Ihnen —" er schlägt mit den Fingern in der Luft ein Schnippchen — „ein Wein —"

„Wie heißt er denn?" fragt der Bürgermeister voll Interesse.

„1892er Drachenhölle!"

„Und hier?" fügt der Kanzleirath hinzu, indem seine dürren Finger auf dem Tisch die Bewegung des Geldzählens machen.

„Nicht theurer wie Ihre gewöhnliche Sorte. Der gleiche Preis."

Biesemann, der sich bis dahin ostentativ mit dem Kandidaten unterhalten und von Dahlheims Anwesenheit gar keine Notiz genommen hat, dreht sich jetzt ein wenig herum.

„Na, da woll'n mer ämal ä bissel „Drach'nhölle" leck'n!" entscheidet er, ohne Dahlheim anzusehen.

„Also „Drachenhölle"!" wiederholt der Apotheker. „Aber schnell!"

In diesem Augenblick erscheint Else in der Hausthür.

Als sie den Stammtisch gewahrt, will sie sich zurückziehen; doch der Vater ruft sie heran.

„Else! Der ganze Stammtisch trinkt „1892er Drachenhölle"!"

Elses freundliches Gesicht wird ernst.

„Wie, Papa?" fragt sie bestürzt.

„Drachenhölle kommt!" wiederholt Dahlheim energisch.

„Drachenhölle? . . . Wirklich, Papa?"

Sie zögert, ins Haus zu gehen.

„Na, wird's bald? . . . Dieser edle Saft —"

Langsam, ganz gegen ihr sonstiges Naturell, entfernt sich Else.

„Es scheint, sie kann sich von dem Göttersaft gar nicht trennen," bemerkt Dahlheim ironisch.

Dann tritt auch er ins Haus.

„Inzwischen blüht mein Durst und wächst und gedeiht!" knurrt der Apotheker.

„Aber der erste Schluck," fügt der Bürgermeister hinzu, „o, das wird ein Hochgenuß! . . . A — a — ah!" Er streicht sich behaglich den Magen.

„Un der zweete ooch!" lacht Biesemann. „Ihr oller Mag'n werd denk'n, der Weihnachtsdag un ä scheen'r Maidag — die fall'n zesamm',"

Jetzt kommt Else zurück. Langsam, fast zögernd stellt sie drei Flaschen und sechs Gläser auf den Tisch.

Als sie sich ohne das gewohnte „Prosit!" wieder entfernen will, hält der Bürgermeister sie an der Hand fest.

„Fräulein Else, Sie haben ja eine Gewitterwolke auf Ihrem Gesichtchen sitzen," meint er jovial. „Weshalb denn so finster?"

„Mir scheint, der interessante Fremde — wie heißt er denn gleich, der Kerl — der Rolfs hat ihr gestern Abend was Schlimmes ins Ohr geflüstert," neckt der Apotheker.

Else würdigt diesen derben Scherz keiner Antwort. Mit einer abwehrenden Handbewegung, das Köpfchen stolz erhoben, schreitet sie dem Hause zu.

Hastig, als verbrenne ihm der Durst die Zunge, entkorkt der Apotheker eine der Flaschen und füllt dann rasch die Gläser.

„Hm, der Rolfs —" bemerkt der Steuereinnehmer — „der wollte doch heute sein Bild von der Fatime zeigen . . . Wo steckt er denn?"

„Der Schwadroneer," spottet Biesemann. „Der — un Fadihme zeig'n! . . . Quarkspitz'n!"

Inzwischen hat der Apotheker sämmtliche Gläser gefüllt.

„Also das ist die neue Sorte," schmunzelt der Bürgermeister.

„Hm, er schimmert ganz hübsch golden," liebäugelt der Kanzleirath.

(Fortsetzung folgt.)

Madame Lanniers Taktik.

Nach dem Französischen des D. Riche.

Von D. Romano.

(Nachdruck verboten.)

„Und warum sollst Du nicht heirathen?"

„Ich habe kein Mitgift!"

Madame Lannier stieß einen Laut der Entrüstung aus. „Keine Mitgift! Eine solche Antwort wagst Du Deiner Mutter zu geben? ..... Und Deine prächtigen Augen? ... Und Deine famose Figur, ist das etwa keine Mitgift? ... Und der indische Shawl, den Du von Deiner Großmutter geerbt hast, und die drei silbernen Bestecke von Deinem Onkel Eugen? .... Und die zehn Meter Seidenzeug dort im Schrank? ... Ist das keine Mitgift? ... Was fehlt Dir denn? Hunderttausend Francs Rente, weiter nichts!"

Mit einem etwas sarkastischen Lächeln hatte das junge Mädchen das Aufzählen seiner Reichthümer angehört. „Hunderttausend Francs Rente?" lachte sie. „Das wäre nicht gut, Mama, da möchte es Mord und Todtschlag unter meinen Freiern geben."

„Wisse, mein Kind, denen, die Dich unter solchen Umständen begehrten, würde ich die Thüre weisen, da sie nicht Dich, sondern nur Dein Vermögen im Auge hätten."

„Und darin beruht das ganze Ehe-Dilemma. Hat das Mädel kein Geld, so wagt sich kein Mann heran; ist sie aber vermögend, so muß sie fürchten, daß ihre Börse der Magnet gewesen. Du siehst also, Mama, es ist also jedenfalls besser, Mädchen zu bleiben."

„Und ich sage Dir, alle Mädchen in meiner Familie haben einen Gatten gefunden, und Du wirst Dich ebenfalls vermählen, Valentine; ich verspreche es Dir, und sollte ich bis Amerika laufen, um Dir einen Mann zu suchen."

Das junge Mädchen hatte sich der Mutter genähert und neigte zärtlich den hübschen, braunen Kopf mit den großen unschuldigen Sammetaugen zu dem gefurchten Antlitz ihrer Mutter hiernieder, deren Kopf der Schnee des Alters deckte.

„Mach' Dir doch dieserhalb keine Gedanken, liebstes Mütterchen! ... Ich bin ja so glücklich bei Dir, daß ich nicht die mindeste Lust habe fortzugehen, um irgend einem Unbekannten zu folgen.

„Das wollen wir sehen, denn ich habe ein Projekt! ... Von heute über ein paar Monate bist Du Madame!" erklärte die Mutter mit Ueberzeugung.

Ohne weiter darauf einzugehen — denn ihre Mutter pflegte sich öfters in derartigen Phantasien zu ergehen — versetzte Valentine lachend:

„O, es hat durchaus keine solche Eile! ... Aber dieserhalb darf ich meine Musikstunde nicht versäumen."

Und eilends setzte sie ein kleines Hütchen auf ihr üppiges Haar, nahm ihre Notenrolle, küßte die Mutter zum Abschied und eilte hinaus.

Mit sorgenvoll gefalteter Stirne sank Madame Lannier in ihren Lehnsessel. Ihre Tochter zu verheirathen erschien ihr ebenso als Nothwendigkeit und Mutterpflicht, wie ihre Erziehung; doch im Hinblick auf ihre bescheidene Existenz als Beamtenwittwe konnte sie sich nicht verhehlen, daß dieses der schwierigere Theil ihrer mütterlichen Aufgabe war.

Ihre Augen schweiften über das schlichte Mobiliar ihres Wohnzimmers, das durchaus keinen komfortablen Eindruck machte.

„Sehr bescheiden für die Ansprüche eines Bewerbers, sehr bescheiden!" murmelte sie. „Aber," beruhigte sie sich gleich wieder, „er wird nur für sie allein Augen haben, für das liebe, holde, sanfte Kind."

Und entschlossen machte sie sich auf, um in Erfüllung ihrer Pflicht auf die Eroberung eines Schwiegersohnes auszuziehen.

Wie sie vorhin angedeutet, hoffte Madame Lannier viel von einer Idee, die sie seit zwei Tagen in Praxis umgesetzt hatte.

Das bisher eifrig betriebene Studium der Heirathsgesuche hatte sie aufgegeben, da hier nur Männer für Millionärinnen mit kleinen Mängeln ausgeboten wurden; sie suchte auch nicht mehr alte Bekanntschaften aufzustöbern, die immer von möglichen Partien redeten, ohne jemals damit hervorzutreten. Ihr Mittel war weit einfacher.

Unter dem Vorwande, eine Wohnung für einen Neffen aus der Provinz zu suchen, besuchte sie alle Häuser von respektablem Anstrich, welche die Inschrift „Garçonwohnung zu vermiethen" aufwiesen, forschte die Concierge über den gegenwärtigen Miether aus und visitirte dessen Wohnung auf's Gründlichste, um aus der Lebensweise und häuslichen Führung des betreffenden Individuums Schlüsse auf das Seelenleben zu ziehen.

Das Resultat ihrer Untersuchung wurde jedesmal sorgfältig notirt. Sobald sie eine Anzahl annehmbarer Ehemänner beisammen hatte, beabsichtigte Madame irgend ein Arrangement zu treffen, um sie der Reihe nach mit ihrer Tochter bekannt zu machen, in die sie sich ohne Zweifel verlieben würden.

Aber der Erfolg ihres Streifzuges war durchaus nicht befriedigend. Ganz abgesehen von denen, die voller Schulden steckend, keine Miethe bezahlten, waren z. B. bei einem Anderen die Möbel verstaubt, die offen

stehenden Schubfächer ließen ein Chaos der unvereinbarsten Dinge sehen, der Waschtisch schwamm voll Seifenwasser, Strümpfe und Wäschestücke lagen auf allen Sesseln umher. Und obwohl der Betreffende einem Ministerium attachirt war, erhielt er den Vermerk: „Fauler Kopf! Keine Ordnung!"

Bei einem Andern steckte der Spiegel voll Rennbillets und auf dem Tische hatte Madames Inquisitorblick Spielmarken entdeckt. „Sehr gelobt von seiner Concierge, doch ein Spieler!" lautete hier das Verdikt.

Das Alles vermochte sie indeß nicht zu entmuthigen. Ueberzeugt, daß sie auf diese Weise zur Entdeckung ihres Junggesellenideals gelangen müsse, das ihr geliebtes Kind glücklich zu machen vermöchte, beabsichtigte sie, heute das stille Luxemburgviertel aufs Korn zu nehmen. So stolzierte sie denn mit suchend erhobener Nase durch die Rue d'Assas, als ihr an einem stattlichen, mit Steinkaryatiden und zierlichen Balkons geschmückten Hause die ersehnte Inschrift „Garçonwohnung zu vermiethen" entgegenleuchtete.

Mit klopfendem Herzen betrat Madame Lannier die komfortabel eingerichtete Portiersloge.

„Sie haben eine Garçonwohnung zu vermiethen?" wandte Sie sich an die sehr behäbige Concierge.

„Ja, . . . eine Treppe . . . auf dem Hofe."

„Wie theuer, wenn ich fragen darf?"

„Achthundert Francs . . . fünfundfünfzig Francs für Wasser, fünfzig Francs Teppiche."

„Kann man die Wohnung sehen?"

„Ich werde sie Ihnen zeigen. Aber," setzte sie in Erinnerung diverser vergeblicher Bemühungen hinzu, „es wird nichts für Sie sein, denn ich vermiethe nur an einzelne Herren, die sich verpflichten, mir die Besorgung der Wohnung zu überlassen."

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte die Wittwe lebhaft, „die Wohnung ist für meinen Neffen, einen reizenden, reichen und . . . generösen jungen Mann."

Das Gesicht der Concierge erhellte sich sichtlich. Während Madame Lannier ihr über den Hof folgte, fragte sie:

„Wie sind Sie mit Ihrem jetzigen Miether zufrieden?"

„Mit Mr. Tonnyllon? O, ich bin untröstlich über seinen Wegzug!"

„Wirklich?"

„Ein so ruhiger, solider Mensch, niemals einen Tag zu spät mit der Miethe . . . und so höflich!"

(Schluß folgt.)

Aus der Welt der Technik.

— Die Verbesserung des Phonographen. Der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde neulich ein neuer Phonograph vorgestellt, der den Namen Stendor erhalten hat. Dieses Instrument ist durch die Tonstärke und Vollkommenheit ausgezeichnet, mit der es die menschliche Stimme wiederzugeben vermag, es wurde übrigens auch der Akademie der Medizin und einem größeren Publikum in der Opera vorgeführt. Die hervorragende Wiedergabe der Töne durch den neuen Apparat ist im besonderen eine Folge der Vergrößerung der angewandten Zylinder, die auf einem neuen Prinzip beruht. Sie besitzen den doppelten Durchmesser, wie die der Edison'schen Phonographen und bieten so bei gleicher Umdrehungsgeschwindigkeit den doppelten Raum für die Aufzeichnung eines Tones. Es ist klar, daß unter diesen Verhältnissen sich die Eigenthümlichkeiten der Schallwellen besser in den Wachsüberzug der Rolle eingraben und infolge dessen auch vollkommener wieder in die Erscheinungen zurückgerufen werden können. Der einzige Fehler des Stendor soll darin liegen, daß er ziemlich theuer ist, doch war man an diesen Nachtheil durch die bisherigen Phonographen bereits gewöhnt. Der Pariser Kosmos bringt bei dieser Gelegenheit in Erinnerung, daß der Phonograph ursprünglich eine französische Erfindung gewesen sei, indem die erste Idee Charles Cros zukomme. Dieser hatte zuerst den genialen Gedanken, die menschliche Stimme mittels einer vibrirenden Membran und eines Griffels auf einer sich bewegenden Fläche festzuhalten und sie umgekehrt wieder zu erzeugen, indem man den Griffel über die eingegrabenen Furchen zurückgleiten ließe. Er beschrieb seinen Apparat mit allen zur Konstruktion nöthigen Einzelheiten, fand aber niemand, der die Kosten der Herstellung übernehmen wollte. Daraufhin ließ er das versiegelte Schreiben, das er am 30. April 1877 bei der Akademie der Wissenschaften niedergelegt hatte, am 3. Dezember desselben Jahres öffnen, um so seine Erfindung wenigstens der Welt bekannt zu machen; unterdessen aber hatte bekanntlich Edison auf einem ganz anderen Wege, ohne von den Arbeiten Cros zu wissen, einen ähnlichen Apparat hergestellt, den er unter dem Namen des Phongraphen alsbald der Oeffentlichkeit übergab und dadurch die Bewunderung der ganzen Welt erregte. Edison hat den Ruhm seiner Erfindung in weitestem Maße genossen, jedoch ist man jetzt auch zur Anerkennung der Verdienste von Cros gelangt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 100. Dienstag, den 2. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

26 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

Jetzt erhebt sich der Apotheker und hält sein Glas hoch.

„Unser Stammtisch soll leben!"

„Bei der famosen Abschiedskneiperei beim oll'n grob'n Dahlheim!" fügt Biesemann mit pfiffig zwinkernden Augen hinzu. „Brost!"

„Prosit!"

Die Gläser klingen aneinander.

Während die Uebrigen bedächtig nippen, stürzt der durstige Apotheker sein Glas in einem Zuge hinunter.

Plötzlich zuckt er zusammen, indeß die Zunge noch einmal wie erschrocken über die Lippen fährt. Dann blickt er verdutzt in die Runde.

„Na?" fragen der Steuereinnehmer und der Kanzleirath zugleich.

„Hübsch! Was?" lispelt der Kandidat.

„Hm!" meint der Bürgermeister mit bedenklichem Gesicht. Er nippt abermals.

Auch der Steuereinnehmer und der Kanzleirath nippen wieder.

„Hm! Ganz eigenthümlich!"

„Hm! Etwas fremdartiges!"

Hastig gießt der Apotheker sein Glas voll und führt es an die Nase.

„Riechen Sie mal! Das riecht doch nach — ich weiß nicht gleich, wonach."

Prüfend stecken der Bürgermeister und der Steuereinnehmer die Nasen ins Glas.

„Nach sauren Rosinen riecht's."

„Nein — nach Zwiebeln."

„Er beißt sogar — beißt bis in den Magen hinein," zetert der Kanzleirath mit eingezogenem Kopf.

„Da muß man erst den Magen löten lassen!"

„Verflucht noch mal! Ha, jetzt weiß ich's — er schmeckt nach Leder!"

„Nein, nach verbranntem Gummi!

„Nee, das schmeckt direkt nach wild'n Diehr! . . . Ae ganz nied'rdrächt'ger Suff! Verdammt'r Kretz'r!"

So schreit es aufgeregt und wüthend durcheinander.

Bleich vor Erregung lehnt der Apotheker in seinem Stuhl.

„Und ich hab' ein ganzes Glas voll hinuntergegossen," stöhnt er, sich schüttelnd. „Brrrr! . . . Alle Wetter noch mal! Wirthschaft!"

Jetzt hebt der Bürgermeister eine Flasche und liest die Etikette.

„Prämiirt in Chicago."

„Wohl bloß de Flasche, abber nicht der Wein!" höhnt Biesemann.

„Wie heißt er? . . . „1892er Drachenhölle" ?"

„Weil solcher Suff nur in der Hölle verzapft werden dürfte!"

„Der stammt von den Weinbergen in Hinterpommern!"

„Das ist ein Wein, der einer Gefängnißstrafe gleichkommt — Torturwein! Wenn man den einem Verbrecher zu trinken gibt, gesteht er sofort!"

„Ja. Und wenn man ihn einem alten Gaul auf den Schwanz gießt, da schlägt er aus!"

In höchster Erregung, dazwischen an den Gläsern nippend und riechend, oder auch wüthend mit der Hand auf den Tisch schlagend, machen sämmtliche Mitglieder des Reiseclubs „Ozean" ihrem Zorn durch dergleichen giftige Bemerkungen Luft.

Da erhebt sich Biesemann von seinem Stuhl.

„Här'n Se! Ich will Se sag'n, was das fer enne Sauce is!" schreit er, alles übertönend. „Das is enne fliss'ge Injurie . . . Ha, un da geht mer ooch ä Seef'nsied'r uff! Der Dahlheim, der Kujohn, der wollt' uns de Injurie absichtlich an de Köppe seif'n . . . Wie? Was?"

„Stimmt! Stimmt!"

„Nu horcht druff! . . . Laßt mich de Geschichte ämal in de richt'ge Beleichtung rick'n — mich, Eiern Bräsidenten!" Er fuchtelt mit den Händen in der Luft herum. „Sternkreizbomb'nelement! Wo steckt 'n eegentlich de Wirthschaft!" Energisch klopft er ans Glas, als müsse er Sturm läuten. „So enne elende Bummelei! Da schlag' doch gleich das — —"

Ruhig und bedächtig wie zuvor, erscheint Dahlheim in der Thür.

„Langsam! . . . Piano! . . . Da bin ich schon . . . Sie machen ja einen Lärm, als hätten Sie eine Fliege im Wein gefunden.“

„Bloß enne Fliege?“ fährt Biesemann auf.

„Oder einen Elephanten,“ spottet Dahlheim.

„Nu kost'n Se abber gleich ämal den Wein!“ schreit Biesemann, auf die Flasche deutend.

Dahlheim schmunzelt.

„Fällt mir gar nicht ein. Der schmeckt hundsmiserabel!“

„Wa — as?“

Einen Augenblick ist Biesemann wie erstarrt. Dann wettert er umso heftiger los.

„Sie wiss'n das? . . . Un en so nied'rdrächt'gen Suff, den schieb'n Se uns unner de Nase?“

„Bloß meine Antwort auf die Ereignisse der letzten Tage,“ entgegnet Dahlheim mit unheimlicher Ruhe. „Wenn mich einer anbellt, bell' ich wieder. Oder glauben Sie etwa, ich lasse mir vom „Ozean“ eine Fratze schneiden?“

Biesemann springt vom Stuhl auf.

„Na, här'n Se — das is geradezu schmählich!“ schimpft er auf Dahlheim los. „Dadran läßt sich nich dipp'n!“

„Das ist kein Benehmen, das ist schon mehr Betragen!“ schreit der Apotheker, ebenfalls aufspringend.

„Ja, Sie betragen sich, wie wer weiß wo!“ keucht der Kanzleirath, in seiner Aufregung den Shawl um den Hals so fest ziehend, daß er ganz roth im Gesicht wird.

„Ich kann Sie nur mit Staunen und Bedauern angucken!“ bemerkt der Steuereinnehmer achselzuckend, indem er den Hut aufsetzt und nach seinem Stock greift.

Zitternd und ohne ein Wort zu sagen, steht der Kandidat da und blickt auf den Bürgermeister, der jetzt ebenfalls mit der ganzen imponirenden Würde eines Stadtoberhauptes sich langsam erhebt.

„Ruhe! Ruhe, meine Herren!“

„Hahahaha — Ruhe!“ lacht Biesemann höhnisch auf. „Meine Galle schwappt ieb'r!“ Wüthend rennt er auf Dahlheim zu und schreit ihm ins Gesicht: „Sie sin der gröbste Grobian an' ganz'n Rhein!“

„— und den umliegenden Dörfern,“ fügt Dahlheim spöttisch hinzu.

„Sie Weinpansch'r Sie — großmoglicht'r!“ brüllt Biesemann außer sich.

Kleine Pause . . .

Es ist, als ob das Entsetzen über diese unerhörte Beleidigung Aller Glieder gelähmt hat . . .

Auch Dahlheim rührt sich einige Augenblicke nicht vom Fleck. Nur seine Fäuste ballen sich. Die kleinen Augen sprühen Feuer. Sie scheinen sich in Biesemanns höhnisch lachendes Gesicht einbohren zu wollen . . .

Plötzlich reißt er sich mit einer hastigen Bewegung den Rock vom Körper und wirft ihn auf einen Stuhl.

„Was? . . . Ich — ein Weinpanscher?“ donnert er mit seiner Löwenstimme los. „Ha, Luft! Luft!“

Unwillkürlich weicht der ganze Reiseclub „Ozean“ zurück.

Mit geballten Fäusten geht Dahlheim auf Biesemann zu.

„Sie — Sie kriegen bei mir keinen Tropfen mehr, und wenn Sie mir ein Fürstenthum zahlen,“ knirrscht er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Mit solchen groben Klötzen, wie Sie, da weiß ich Bescheid.“ Er folgt den immer mehr zurückweichenden Herren bis zu den Stufen, die in den Garten führen. „Wenn Sie nicht wissen sollten, wo der Ausgang ist — der Reiseclub „Ozean“ kann seine erste Reise hierdurch antreten.“

Energisch deutet sein ausgestreckter Finger aufs Eingangsthor.

„Wa — as?“ stottert Biesemann verdutzt. „Greif'n Se mer ämal ä bissel an de Stirne, Abedehker! Bin ich verrückt oder is der'sch?“

„Sie werfen uns moralisch hinaus?“ fragt der Bürgermeister mit strenger Amtsmiene.

Dahlheim kämpft noch immer mit der Empörung über die erlittene Beleidigung.

„Nein,“ erwidert er mit gezwungener Höflichkeit. „Ich zeig' Ihnen bloß den Weg, wenn Sie das Thor wollen vor draußen zumachen.“

In größter Erregung, fuchtelnd, schimpfend und gestikulirend, steigen die Mitglieder des Reiseclubs hinab nach dem Garten.

Bevor Biesemann durchs Thor auf die Straße tritt, wendet er sich noch einmal um.

„Das soll Ihn' aber beese in de Bude schnei'n!“ schreit er wuthschäumend, mit dem Stock hinauf drohend.

Die Hände in den Hosentaschen, blickt Dahlheim den Abziehenden mit lautem Lachen nach.

Als er gleich darauf an den Tisch zurückkehrt, um seinen Rock wieder anzuziehen, sitzen dort Rolfs und Alsen, die den Schluß der eigenthümlichen Szene beobachtet haben.

„Was war das, Herr Dahlheim?“ fragt Rolfs verwundert.

„Das war „hinausgegrault“,“ lacht der Alte vergnügt, „hinausgegrault mit „1892er Drachenhölle“!“

„Den ganzen Club hinausgegrault? Donnerwetter! . . . Und ich wollt' gerade jetzt mein Bild von der Fatime antanzen lassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Madame Lanniers Taktik.

Nach dem Französischen des D. Riche.

Von D. Romano.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Warum zieht er denn aus?"

„Sein Amt führt ihn in eine andere Gegend."

„Ah! Er ist wohl Postbeamter?"

„Nein, er ist jetzt zum Unterchef des Bureaus der Mairie des Batignolles ernannt, die ganz am anderen Ende von Paris liegt," entgegnete die Concierge, während sie die Thüre der Garçonwohnung erschloß.

„Eine schöne Stellung," meinte die Wittwe.

„O, Madame, fünftausend Francs und dazu die Ehre!"

Ein seliger Schauer überrieselte Madame Lannier. Dieser junge Mann schien in jeder Beziehung ihren Bedingungen zu entsprechen und würdig, ihr Schwiegersohn zu werden. Zunächst aber galt es, die Wohnung in Augenschein zu nehmen; denn: „Sage mir, wie Du wohnst und ich will Dir sagen, wer Du bist!" dachte Madame.

Sowohl im Arbeits- als im Schlafzimmer herrschte vollkommene Ordnung und nichts deutete auf Liederlichkeit, Nachlässigkeit oder Spielwuth.

Aber auf einmal stieg ihr eine Befürchtung auf. Ein so untadelhafter Mensch dürfte am Ende nicht mehr in jugendlichem Alter stehen.

Und mitten in einer Lobrede über die Schönheit und Bequemlichkeit einer Wohnung unterbrach sie sich plötzlich mit der scheinbar leicht hingeworfenen Frage:

„Der jetzige Miether ist wohl schon in gesetzten Jahren?"

„Kaum dreißig."

Am liebsten hätte die Witwe die dicke Concierge umhalst, aber sie beherrschte sich, ging entzückt von dannen und notirte:

„Mr. Tornyllon, 80 Rue d'Assas, der blaue Vogel!"

Ohne ihre Entdeckungstour weiter fortzusetzen, kehrte sie heim.

Diesem so trefflichen, in Paris alleinstehenden jungen Manne drohten ernste Gefahren. Jeden Augenblick konnte er die Bekanntschaft einer raffinirten Circe machen, die ihn ins Unglück ziehen würde.

Es war keine Zeit zu verlieren!

Und auf elegantem grauem Papier mit feiner, schwarzer Randverzierung, das sehr destinguirt wirkte, schrieb sie:

„Mein Herr!"

„Eine Unbekannte, die Sie hochachtet und sich für Sie interessirt wie Sie es vollauf verdienen, würde sich glücklich schätzen, etwas zur Begründung Ihres Lebensglückes beitragen zu können.

„Der Mann ist nicht zum Alleinsein geschaffen, er bedarf unbedingt einer treuen Lebensgefährtin, deren Grazie und Heiterkeit die Monotonie seines Daseins mit Sonnenschein erfüllt.

„Ueberzeugt, daß Sie unter Ihrer Vereinsamung leiden und als ernster, ehrenhafter Mann nach dem Glück der Ehe trachten, ersuche ich Sie, sich Sonntag um zwei Uhr in den Jardin du Luxembourg zu bemühen. An der Statue der Königin Bertha werden Sie, an der Seite ihrer Mutter, einer Frau von bester Erziehung, ein reizendes junges Mädchen sehen. Erscheinung: brünett, große, dunkle Augen, zierliche Nase, kleiner Mund. Moral: alle irgend wünschenswerthen Tugenden. Sie wird Ihnen gefallen, das unterliegt keinem Zweifel.

Eine unbekannte Freundin, die sich freuen würde, einem liebenswürdigen Ehrenmanne zu seinem Glück verhelfen zu können!"

Die drei Tage, die Madame Lannier von dem ersehnten Sonntag trennten, erschienen ihr wie Jahrhunderte, und niemals ist die Bewahrung eines Geheimnisses Jemand schwerer gefallen als ihr in diesem Falle, da sie es aus verschiedenen Gründen rathsam befunden, ihre Tochter ahnungslos zu lassen. Tag über ging sie in stetem Fieber umher und ward allnächtlich von Alpdrücken geplagt.

Endlich war er da, der bedeutsame Sonntag-Nachmittag, und nachdem sie mit ganz besonderer Sorgfalt Valentine's Toilette überwacht, führte sie dieselbe an die Stätte des rendez-vous.

Es war ein herrlicher Oktobertag und der königliche Garten von köstlichem Sonnengold übergossen. Auf der Terrasse, am Fuße des Denkmals der Königin Bertha sitzend, bewunderte Valentine schweigend das reizvolle Spiel der Sonnenstrahlen, die den Perlregen der großen Fontaine in allen Regenbogenfarben schimmern ließen; die weißen Marmorbilder verewigter Königinnen und die mit seltenen Blumen besäeten Rosenparterres. Und Auge und Lippen des jungen Mädchens lächelten beglückt. Es war so schön hier draußen in der lauen, würzigen Oktoberluft und dem köstlichen Sonntagsfrieden.

Auch die Schwiegermutter in spe verharrte sprach-

los, während sie mit innerem Bangen rechts und links umherspähte, um unter den langsam vorüber Promenirenden den erhofften Prätendenten zu entdecken.

Plötzlich faßte sie, unfähig ihre Erregung länger zu beherrschen, Valentine's Arm.

„Da ist er!"

„Wer denn?" fragte Valentine, deren Kinderseele soeben fernab über all diesem Blühen und Duften schwebte, verwundert.

„Dein künftiger Gatte! Dort . . . rechts, jener junge Mann, der uns so aufmerksam beobachtet."

„O, Mama! . . . Mama!" . . . rief das junge Mädchen amüsirt und ließ ein leises, melodisches Lachen hören, das krystallklar und perlend von ihren rothen Lippen klang. —

Und das Wunderbarste ist, daß Madame Lannier's Prophezeiung in Erfüllung ging. Drei Monate später führte Marcel Tornyllon, entzückt von der reizenden Natürlichkeit, Anmuth und Liebenswürdigkeit Valentine's diese zum Traualtar.

Doch selbst das Herz der Besten ist nicht frei von menschlicher Eitelkeit, so daß der glückliche Ehemann heute noch den Namen der Freundin zu ergründen sucht, die seine Verdienste so gut zu würdigen gewußt.

Mannigfaltiges.

— Eine „schauerliche Tigergeschichte aus Deli" entnimmt die „D. Wochenztg. i. d. N." einem Privatbriefe: „Seitdem unserem Kollegen von der D . . . Tabaksplantage das Unheil widerfahren ist, auf dem Linggawege einem Tiger zu begegnen, wird dieser alte Pflanzerpfad von Hasenfüßen stets nur mit heiliger Schauer und mit gespannter Büchse betreten. Beides fehlte mir, als ich mich vom chinesischen Kedeh aus auf den Heimweg machte. Unglücklicher Weise fehlte mir aber auch ein Wagen, der mich nach Hause hätte bringen können; alle „Kreta-Sevas" waren besetzt; so blieb mir denn nichts übrig, als die zwei Stunden Weges zu Fuß zurückzulegen. Es dunkelte bereits, als ich den Linggaweg betrat, der zu meiner Wohnung führt. In Gedanken schwelgte ich schon im Pilsener Urquell, der im Eiskasten meiner harrte, und in einem Grand mit Vieren, denn Teun und Kees wollten zum Skat kommen. Da auf einmal raschelt's neben mir im Alang Alang. Erschreckt fahre ich aus meinem Brüten auf und schaue gespannt auf die zitternden Gräser zu meiner Rechten. Ein dumpfes Knurren schlägt an mein Ohr. Da war es mit meiner Selbstbeherrschung vorbei. Ich knickte in die Kniee und kalter Schweiß brach aus allen Poren. Wohl versuchte ich, das Rezept meines Kollegen in Anwendung zu bringen und heftete einen starren Blick a[uf] die Stelle, wo ich das Unthier vermuthete; aber es fli[m]merte mir vor den Augen, als ob sich Millionen Ster[ne] mit Blitzesschnelle drehten, die Lider fielen von selbst [zu], ich sank betäubt zu Boden und blieb lang ausgestreckt m[it] dem Gesicht auf der Erde liegen. Wieder hörte ich d[as] Knurren, nun aber dicht neben meinem Ohre. Ein heiß[er] Athem strömte in meinen Hals, und eine speichel[ige] Zunge leckte meine Ohren. In diesem Augenbli[ck] fühlte ich absolut nichts mehr. Ich hatte nur die Vo[r]stellung, daß mich die Bestie von oben nach unten auffressen wollte, und ich seufzte „Ade Welt!" Je[tzt] peitschte das Thier mit dem rauhhaarigen Schwan[z] mein Gesicht. Da durchzuckte mich ein teuflischer G[e]danke: Willst du mich fressen, so sollst du wenigste[ns] einen Denkzettel für all deine Lebtage haben! Ich pa[ckte] mit beiden Händen den Schwanz und versuchte ihn a[us]zureißen. In diesem Augenblick ertönte ein so kläglich[es] Geheul, daß ich wieder völlig zur Besinnung kam u[nd] die Augen aufschlug. Was sah ich da? — mein[en] treuen Bruno, der die Augen anklagend zum Himm[el] aufschlug und voll tiefen Wehs über seinen Her[rn] heulte, der seine Rute so grausam behandelte. D[as] gute Thier war mir entgegengelaufen und hatte si[ch], wahrscheinlich angeregt durch die vielen Erzählung[en] über Tiger, welche Bestien kürzlich in der Meda[n] Sozietät sogar einige Billardkugeln gefressen haben soll[en], den schlechten Scherz mit mir erlaubt. Ich verzieh d[em] lieben Bruno großmüthig, nachdem er mir die Ta[tze] darauf gegeben hatte, die Geschichte, die wohl geeig[net] wäre, ein schlechtes Licht auf meinen persönlichen M[uth] zu werfen, nicht ausplaudern zu wollen."

— Eine eigenthümliche Reklame hat [ein] Schnapsverfertiger aus Liverpool für sein Getränk [zu] machen gesucht. Er ersuchte nämlich einen Geschä[fts]freund in Brasilien um Zusendung von 400 Papagei[en]. Nachdem dies geflügelte Heer angekommen war, beg[ann] der Schnapsonkel ihnen mit großer Beharrlichkeit t[äglich] täglich vorzusagen: „Trinkt Albemarle's Whisk[y]". Nachdem der Unterricht beendet war, ließ er 400 Vo[gel]bauer anfertigen, und jedes Wirthshaus von Liver[pool] erhielt als liebenswürdiges Geschenk von dem Herr ei[nen] der gelehrigen Vögel. Man stelle sich vor, was [da] geschah! Kaum waren die Käfige aufgehängt, so [be]gannen die 400 Papageien wüthend den eingelern[ten] Satz zu schreien, und machten so für den Schnapso[nkel] die wirksamste, freilich auch unerträglichste Rekla[me]. Herr Albemarle soll nämlich wegen öffentlicher R[uhe]störung angezeigt und die 400 Papageien größtentt[heils] dem Zorn der gepeinigten Zuhörer zum Opfer gefallen [sein].

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 101. | Mittwoch, den 3. Mai. | 1899.

Juhei, am Rhein!

27 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

XVI.

Herzensattacken.

Die kleine, muntere Else Dahlheim ist in letzter Zeit etwas stiller geworden. Oefter als sonst sucht sie die Einsamkeit auf; öfter als sonst ist sie am Klavier zu finden, wo sie stundenlang spielt und singt — merkwürdigerweise nur ernste Melodieen, die zu ihrem sonnigen Naturell wenig passen.

Auch heute bleibt sie von der lachenden, scherzenden Gesellschaft dort draußen auf der Terrasse möglichst fern. Sie hält ein Buch in der Hand; doch weiß sie kaum, was sie liest. Träumerisch blickt sie über den Rhein in dämmernde Weiten, oder hebt sie das Köpfchen nach dem Zug der über reinstes Himmelsblau hinsegelnden Wolken, oder starrt sie in süßer Versunkenheit vor sich hin. Die Grübchenwangen gerathen in sanftes Glühen, und erregter klopft das kleine, tapfere Herz . . .

Was bedeutet das nur?

Kopfschüttelnd wirft sie das Buch weg. Dann öffnet sie das Pianino und nimmt auf dem runden Sessel Platz. Fast mechanisch greifen ihre Hände in die Tasten. Sie versucht, „Geschichten aus dem Wiener Wald" zu spielen — es will nicht gehen. Unwillkürlich öffnen sich ihre Lippen, und leise, zaghaft entringt sich die einschmeichelnde Melodie aus dem Bettelstudenten:

„Nur das Eine bitt' ich Dich, liebe mich!"

Doch plötzlich bricht sie ab. Das dunkel erröthete Köpfchen ärgerlich schüttelnd, greift sie schnell ein paar Accorde und beginnt mit erzwungener Bravour eine Rhapsodie von Liszt.

Sie weiß nicht, daß sie schon seit einiger Zeit beobachtet wird.

In der offenen Glasthür, welche nach der Terrasse führt, lehnt Rolfs. Seine glänzenden Blicke berauschen sich an den graziösen Bewegungen des Mädchens, an dem entzückenden Farbenwechsel auf dem lieblichen Antlitz.

An einer besonders schwierigen, künstlerisch vollendet vorgetragenen Stelle der Rhapsodie vergißt er seinen Lauscherposten.

„Bravo! Famos! Göttlich!" ruft er, in die Hände klatschend. „Ach nein, bitte nicht aufhören! Weiter, Weiter! . . . Ich habe nicht gewußt, daß Sie so wunderbar schön spielen können."

Erschrocken ist Else von ihrem Drehsessel emporgeflogen. Nicht gerade ermuthigend blitzen ihre blauen Augen den unwillkommenen Störenfried an.

„Ich spiele nur für mich, nicht für Publikum," bemerkt sie kühl.

„Ah — bin ich denn Publikum?"

Seine Miene hat etwas so drollig Erstauntes, daß Else unwillkürlich lacht.

„Wenn Sie meinem Spiel zuhören — gewiß," erwidert sie freundlicher, indem sie ihre schlanken Finger spielend über die Tasten gleiten läßt.

Inzwischen hat Rolfs die auf dem Pianino liegenden Notenhefte flüchtig überblickt.

„Eine Masse Noten! . . . Auch Lieder! . . . Da singen Sie wohl auch?"

„Ein wenig für mich —"

„— nicht für Publikum, wie?"

„Natürlich."

„Dachte ich mir's doch beinahe, daß Sie auch ein kleines herziges Singvögelchen sind," ruft Rolfs begeistert, mit einem feurigen Blick auf das jetzt wieder schelmisch lächelnde Mädchengesicht . . . „Ach, ist das süß!" Er ergreift einen Pack Noten und durchblättert ihn . . . „Und was für Lieder! „Du meine Seele, Du mein Herz —", „Lehn' Deine Wang' an meine Wang' —", „All mein Herzgedanken sind immerdar bei Dir —", „Nur einmal noch möcht' ich Dir sagen —", „Wenn ich in Deine Augen seh' —"

Er hält plötzlich an, blickt tief in Elses voll zu ihm aufgeschlagene Augen und singt leise, mit vor Leidenschaft vibrirender Stimme:

„Nur am Rheine will ich lieben,
Denn in Elses Augenschein
Stehet feurig es geschrieben:
Nur am Rheine darfst Du frein!"

Der eigenthümlich sengende Blick ängstigt das Mädchen. Befangen wendet sie den Kopf. Jetzt, bei der vielsagenden Textveränderung springt sie erschrocken vom Stuhl auf.

„Aber Herr Rolfs!"

Die Leidenschaft macht den Mann immer kühner.

„Wenn ich Sie so ansehe — eine blonde Göttin — eine Königin von Aphrodites Gnaden —"

„Nein, das wird zu viel, mein Herr!"

Noch ein entrüsteter Blick, eine abwehrende Handbewegung — und Else eilt hastig der Thür zu, welche in den nebenliegenden Privatsalon führt.

Doch Rolfs ist schneller als sie. Im Nu hat er sie erreicht, und ihr heiß in die Ohren flüsternd: „Nur am Rheine will ich lieben — Denn in Else's Augenschein —" faßt er sie um die Taille und will sie zu sich heranziehen . . .

Da — ein leiser Aufschrei, eine geschickte Bewegung des zierlichen Mädchenkörpers — und Rolfs steht allein in dem großen Saal.

„Hol's der Kuckuck," murmelt er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Die Kleine ist wirklich ein Engel. Ich —"

Er stockt und prallt zurück.

Durch die Terrassenthür tritt soeben mit raschen Schritten Emilio, welcher Zeuge der letzten Szene war.

„Ah — Sie!" ruft Rolfs gedehnt. „Sie wünschen?"

„Wer? Ick — Ick nichts wünschen," erwidert der Italiener, den Nebenbuhler scharf anblickend.

„Es scheint doch. Sie schleichen herum, wie eine verliebte Libelle."

Doch Emilio ist heute nicht zum Spaßen aufgelegt.

„Ich nicht verstehen die Wort „Libelle". Mak auch nicht verstehen. Aber ick Sie auf etwas aufmerksam machen."

Die Aufgeregtheit des Italieners gibt Rolfs seine völlige Ruhe und Ueberlegenheit zurück.

„Bitte, legen Sie los!"

Sein Ton ist übertrieben höflich. Er nimmt auf einem Stuhl Platz und bedeutet Emilio, sich neben ihn zu setzen.

Doch der Italiener bemerkt die einladende Handbewegung gar nicht. Vielleicht ist er auch zu erregt.

„Sie Fräulein Else — Fräulein Else — sehr auf die Leib rücken!" ruft er heftig. „Si, si, ja — sehr auf die Leib. Sie direkt mit Beschlag belegen — ja."

„Was wollen Sie?"

„Ick glauben, das — sein Fräulein Else nicht lieb.

Ein forschender Blick trifft den sich mehr und mehr erregenden Italiener.

„Sie kleiner Schäker," lacht Rolfs dann spöttisch.

Doch Emilio ist einmal in vollem Zuge. Trotzdem ihm das Deutschsprechen immer schwerer fällt, je mehr seine Erregung wächst, läßt er von seiner Strafpredigt nicht ab.

„Wenn ick Sie auch nicht verstehen kann — aber das — das sein nicht recht! — nein, sein nicht recht!" wiederholt er mit verstärkter Stimme. „Ich auch nicht will!"

Heftig stampft er mit dem Fuß auf den Boden.

Einen Augenblick schweigt Rolfs. Dann sagt er ruhig überlegen, während er aufsteht und sich langsam der Terrassenthür zuwendet:

„Sie haben das Fieber, Verehrtester — das Frühlingsfieber."

Doch Emilio ist ganz von seinen Gedanken beherrscht.

„Nein, nein — ick nicht will!" schreit er wüthend. „Ick mir werde erbitten die permissione — das Erlaubniß von der Fräulein Else — ick die Fräulein werde schützen — ja, ick schützen —"

„Was? . . . Drohungen?" fällt Rolfs spöttisch ein, indem er stehen bleibt und sich nach Emilio umwendet. „Langsam, lieber Freund! Langsam!"

„Ick nicht kann sein langsam. Con furioso!"

„Ich glaube gar, Sie sind ein Othello," lacht Rolfs, dessen überlegene Ruhe merkwürdig gegen die leidenschaftliche Erregtheit des Südländers absticht.

„Si, si, ja — ick sein ein Othello! Ick kämpfen — für Else — für Else mia!"

Rolfs hat sich schon wieder der Thür zugewandt.

„Beruhigen Sie sich, Sie südlicher Bullenbeißer," bemerkt er mit verletzender Ironie. „Beruhigen Sie sich, und trinken Sie einen Schoppen Wein dazu! Addio!"

Damit ist er auf der Terrasse verschwunden.

„Diavolo! Maledetto!" knirrscht Emilio, wüthend hinter ihm her gestikulirend. „Das sein eine impertinente Mensch, eine schmutzige Mensch! Veritablemente — eine sehr schmutzige Mensch!"

Wie um der in ihm kochenden Wuth Herr zu werden, beginnt er, hastig im Saal hin und her zu laufen, dabei heftig gestikulirend und unverständliche italienische Worte vor sich hin murmelnd.

So trifft ihn Else, welche den Kopf durch die Thür steckt, um zu sehen, ob der lästige Anbeter sich entfernt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser auf der Auerhahnjagd.

Gernsbach, 27. April.

Alljährlich, wenn die schwellenden Knospen der Buchen den grauen Winterwald mit frischem Grün überhauchen, wenn vor der Sonne siegenden Strahlen der Schnee auf des Schwarzwaldes dunklen Bergen zu schwinden beginnt, dann regt sich im Herzen des edelsten unter den Vögeln, des Auerhahnes, die Liebe. Er, der das ganze Jahr hindurch als Einsiedler gelebt, der die Gemeinschaft der Hennen auf das strengste gemieden, der stolz, ja pflichtvergessen denselben die Sorge um die Aufzucht seiner letztjährigen Nachkommenschaft überließ, tritt auf die „Balz". Das ist die Zeit, wo Deutschlands waidgerechtester Jäger, Kaiser Wilhelm II., alljährlich zur Ausübung der Auerhahnjagd als Gast bei seinem Onkel, dem Großherzog von Baden, weilt.

Dort, wo der alte Rhein seine liebliche Tochter, die Murg, in seine Vaterarme schließt, dort öffnet eines der schönsten aller Thäler, das herrliche Murgthal, dem Wanderer seine gastlichen Thore; und wahrlich, noch Niemanden hat es gereut, dort eingetreten zu sein; denn wer diese Perle des Schwarzwaldes kennen gelernt, ist nur mit schwerem Herzen von ihr geschieden, und mit magischer Gewalt zieht es ihn fort und fort wieder dorthin. Hier liegt, fast 1000 Meter über dem Meere, fernab vom Getriebe der Welt, das auf einem Quaderunterbau im Blockhausstil erbaute Jagdschlößchen Kaltenbronn. Einfach und anspruchslos wie sein Aeußeres ist seine Einrichtung. Den einzigen, für das Jägerauge allerdings herrlichsten Schmuck bildet eine Sammlung hervorragender Hirschgeweihe und Rehkronen, welche die Wände des Speisesaales und Korridore schmücken. Auf besonderen Wunsch des Kaisers ist an der Einrichtung nichts geändert worden; die Einfachheit gerade ist es, welche ihm den Aufenthalt dort oben so lieb macht.

Wenn nun die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers auf dem Kaltenbronn eintrifft, dann beginnt für die dort stationirten Jagdbeamten eine Zeit fieberhafter Thätigkeit. In erster Reihe gilt es nun, die Auerhähne zu „verhören". Zu dem Zwecke haben die Beamten allabendlich abzubirschen, um die Hähne beim „Einstehen auszumachen", d. h. diejenigen Bäume ausfindig zu machen, auf welchen der Hahn gegen Abend „aufzubaumen" pflegt, um dort zu schlafen. Gewöhnlich ist der „Schlafbaum" auch der „Balzbaum" des Hahnes, manchmal aber auch und dies ist eine Eigenthümlichkeit gerade der ältesten Hähne, der Schlauesten unter den Schlauen, „reitet" er des Morgens nach dem Erwachen ab, um auf einem entfernt stehenden Baume zu balzen. Immer aber pflegt es ein bestimmter Baum zu sein, welchen der Auerhahn während der ganzen Balzzeit als Balzplatz festhält. Diese Plätze mit Sicherheit festzustellen, versteht man unter dem Fachausdruck „den Hahn ausmachen". Ist nun durch mehrfache Beobachtung festgestellt, daß der Hahn den betreffenden Baum als festen Balzplatz gewählt hat, dann werden zu diesem tagsüber Birschwege angelegt oder bereits vorhandene sorgfältig von Blättern und Aesten gereinigt, um das „Anspringen" des Hahnes zu ermöglichen. Auf dem Kaltenbronn werden derart alljährlich 30—50 Hähne bestätigt, eine Arbeit, welche die höchsten Anforderungen an die Thätigkeit der Beamten stellt.

Begleiten wir den Kaiser jetzt einmal auf einer solchen Balzjagd.

Eine Stunde etwa, bevor am Horizont die ersten fahlen Streifen das Erwachen des jungen Tages anzeigen, fährt der Kaiser in Begleitung seines Führers, des großherzogl. Hofjägermeisters v. Schilling, dem für die Morgenbalzjagd bestimmten Reviere zu. Dort angekommen, wird ausgestiegen und die letzte Strecke zu Fuß zurückgelegt. Dann wird, unter sorgfältigster Vermeidung jeden Geräusches, der Birschweg beschritten, welcher den kaiserlichen Jäger bis auf etwa 200 Schritte dem Balzbaum nahebringt.

Noch herrscht ringsum jenes wunderbare Schweigen, welches nur dem Nadelwalde eigen ist. Da beginnt sich im Osten der Himmel zu färben. Schon vermag das spähende Auge einzelne entferntere Gegenstände zu erkennen — da horch! Was ist das? Ein Ton, wie das Brechen eines dürren Astes klingt an das Ohr des lauschenden Waidmannes.

Einen verständnißvollen Blick tauschen die Jäger aus, da klingt es wieder . . . tack . . . tack . . . tack . . ., dann schnell hintereinander tacktacktacktack in absteigender Tonleiter, dann folgt der Schleifer schwschwschwiiiischsch. Das ist das Liebeslied des „großen Hahnes", der Balzgesang des königlichen Vogels.

Jetzt beginnt für den Waidmann derjenige Theil der Jagd, welcher den Hauptreiz derselben bildet. Nun treten die Intelligenz und körperliche Gewandtheit des Menschen mit den feinen Sinnen des Wildes in Wettstreit. Der Hahn nämlich, dessen Gesichts- und Gehörsinn so fein ausgebildet ist, daß er auf weiteste Entfernung jede verdächtige Bewegung, jedes ungewohnte Geräusch wahrnimmt, ist während der zweiten Strophe seines Balzliedes, des Schleifers, taub und blind — im „Liebestaumel", sagt der Volksmund.

Der waidgerechte Jäger weiß es besser, warum. Beim „Schleifer" nämlich öffnet der Hahn den Schnabel bis zu seiner ganzen Weite. Dabei legen sich die Augen-

lider fest aufeinander, und im Innern des Kopfes preßt sich je ein halbmondförmiger, gebogener Knochen derart vor jeden Gehörgang, daß dieser auf wenige Augenblicke für jedes Geräusch verschlossen ist. Dieser Abschluß ist ein so absoluter, daß selbst Fehlschüsse aus nächster Nähe von dem Hahn nicht vernommen werden. Diese nur wenige Sekunden andauernde Zeit des Schleifers muß der Jäger zum „Anspringen“ benützen.

Nur zwei bis drei Schritte kann sich der Anspringende während jedes Schleifers dem Hahne nähern, dann muß er wieder, gedeckt hinter einem Felsen oder Stamm, oft in der unbequemsten Stellung, mäuschenstill verharren; denn nach jedem Gesang sichert der Hahn aufmerksam seine Umgebung ab.

Wie in allen Jagdarten, so ist auch in dieser der Kaiser Meister. Jeder Schleifer bringt den Hahn seinem Verhängniß näher. Schon hat der Kaiser den Balzbaum bis auf Schußweite erreicht, aber vergebens sucht das geübte Auge in dem Gewirr der Tannenäste nach dem Hahn.

Jetzt schleift dieser wieder. Gewandt springt der Kaiser nach rechts, um vielleicht von dort aus besseren Einblick in das Geäst zu finden. Vergebens! Nochmals und abermals muß er zur Seite springen — da endlich erblickt er, fast auf der höchsten Spitze der Tanne dicht an den Stamm geschmiegt, einen schwarzen Klumpen. Das muß er sein, der Langgesuchte! Und richtig — jetzt setzt er wieder zum „Knappen“ an, tack . . . tack . . . tack . . . — vorsichtig lugt der Kaiser hinter dem Stamm hervor, er sieht, wie der Hahn, in Liebeslust alles um sich her vergessend, den Stoß zum Fächer stellt, die Flügel sinken bis auf den Ast, auf dem er steht, hernieder, lang streckt sich der Hals nach vorne — „schwschwschwiiiisch“ soll die zweite Strophe folgen, da zieht der Kaiser blitzschnell die Büchse an die Wange — ein Knall — und der Vogel sinkt, gestreckt, mit dumpfem Aufschlag in das weiche Moos.

Daß Kaiser Wilhelm die Büchse mit geradezu verblüffender Fertigkeit handhabt, ist bekannt. Rasch das Gewehr vorstoßend, ansetzend, zielend — alles nur ein Moment — ein Blitz, ein Knall, ein Treffer. Die schwierigsten Schüsse macht er mit spielender Leichtigkeit. So werden z. B. zur Unterhaltung der Herren tagsüber auf dem Kaltenbronn kleine, buntfarbene Ballons losgelassen, nach welchen mit der Büchse geschossen wird. Es steigen deren immer mehrere zugleich auf, und der Kaiser pflegt dann zu warten, bis sämmtliche Herren geschossen haben. Wenn sich nun die nicht getroffenen Ballons inzwischen schon unheimlich weit entfernt haben und nur noch als kleine Punkte sichtbar sind, dann krachen schnell hintereinander einige Schüsse, und fast jede Kugel des Kaisers holt einen der Ausreißer herunter.

Daß es während seines Aufenthaltes im Murgthal nicht an heiteren Episoden fehlt, dafür liefert folgender Vorfall den Beweis. Eines Tages fehlte der Oberförster K., ein sonst sehr tüchtiger Schütze, gelegentlich eines Scheibenschießens, die ganze Scheibe. Der Anzeiger sucht und sucht und ruft schließlich dem Herrn in seiner badischen Mundart zu: „'s isch nix, 's isch gor nix!“ Da klopfte der Kaiser dem ganz erstaunt dreinblickenden K. neckend auf die Schulter und rief, unter lautem, herzlichem Lachen den badischen Dialekt nachahmend: „'s isch nix, Oberförschter, 's isch gor nix!“

Mannigfaltiges.

— Eine Viertel-Million Schadenersatz. Herr M. Curtis, Bibliothekar der Kongresse der Vereinigten Staaten, ist entschieden ein Pechvogel. Als er sich vor Kurzem auf der Durchreise durch die Schweiz in Grindelwald befand, wurde er von einem Gendarmen, der den Amerikaner für einen steckbrieflich verfolgten Gauner hielt, verhaftet. Nach einigen Stunden klärte sich der Irrthum auf, und M. Curtis wurde wieder freigelassen. Aber sein Pech verfolgte ihn. In Bern wurde er bei seiner Ankunft mit einem Industrieritter verwechselt und trotz seiner Proteste abermals ins Gefängniß gesteckt. Aber auch hier erkannte man bald den Irrthum. Der Amerikaner wurde entlassen und konnte nun ungehindert in seine Heimath zurückkehren. Hier angekommen, machte er bei der Schweizer Bundesregierung einen Schadenersatzanspruch von 250 000 Francs geltend. Ob er wohl die Viertelmillion bekommt?

— Höchster Effekt. Schmierendirektor: „. . . Den größten Erfolg in meinem Leben hatte ich seiner Zeit am Stadttheater in Wiesenbach zu verzeichnen. Denken Sie sich, ich gebe eine Novität von einem Verfasser aus der Stadt, een griech'sches Drama. Im zweeten Akt hat mein jugendlicher Liebhaber een' Kampf mit mir; in seinem jugendlichen Feier treibt er mich zu nahe an die Rampe, und bumps liege ich Sie im Orchester und falle g'rade uf die große Trommel. Natürlich platzt von der kolossalen Wucht das Fell und ich verschwinde Sie nun vollständig. — Nu' hätten Sie aber 'mal das Publikum hören sollen! So was von Applaus is noch in keenen Theater nicht erlebt worden; — wenigstens sechsmal bin ich Sie aus der großen Trommel 'rausgerufen worden!“

Sinnspruch.

Leicht ist's Rechte zu begehren;
Schwer, sich Pflichten aufzulegen;
Doch am schwersten, Recht und Pflichten
Andrer ehrlich abzuwägen.

M. Haushofer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 102. Donnerstag, den 4. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

28 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Herr Doktor!" ertönt gleich Aeolsharfen ihre liebliche Stimme hinein in das Sturmgebraus, das in dem Herzen Emilios tobt.

Der Italiener fährt zusammen.

„Herr Doktor!" wiederholt Else sanft. „Was ist Ihnen?"

Verzweifelt fährt sich Emilio durch die Haare.

„Ick — ick sein sehr erregt, Fräulein Else, sehr erregt. Ick es Ihnen nicht kann sagen. Wenn ick so erregt, dann ich sprechen Deutsch noch viel schlechter — ja, viel schlechter."

„Was hat es denn gegeben?"

Emilio blickt schweigend und mit sich kämpfend vor sich nieder.

„Wollen Sie es mir nicht sagen?" dringt sie liebreich auf ihn ein.

„Doch, doch!" stößt er mühsam hervor. „Es gegeben (h)at eine Streit! Eine große Streit!"

In Elses Augen blitzt es auf. Sie beginnt zu verstehen.

„Mit Herrn Rolfs?"

„Si, si, ja — gestreitet mit ihm selbst!"

„Das thut mir leid. Weshalb denn?"

„Ick es Ihnen nicht kann sagen. Ihnen, Fräulein Else —" er blickt ihr fest in die Augen — „nein!"

In Elses Herz ist selige Ruhe eingezogen. Jeder Zweifel, Jede Erregung geschwunden. In ihrer Seele summt's wie Frühlingsläuten.

Ganz zart und leise berührt sie Emilios Hand und führt ihn behutsam, wie ein kleines Kind, an einen Tisch. Hier setzt sie sich nieder. Zögernd nimmt Emilio ihr gegenüber Platz.

„Warum wollen Sie es gerade mir nicht sagen?" beginnt sie eindringlich. „Bin ich nicht Ihre kleine Lehrerin? Ihre Freundin? . . . Weshalb haben Sie sich gestritten?"

Neue Pause, während welcher Emilio schweigend vor sich hin blickt . . .

„Für mich? . . . Um meinetwillen?" fragt sie abermals.

„Si, si, ja — um Sie-etwillen!" fährt Emilio hastig auf.

„Also um meinetwillen war der böse Streit! Was habe ich denn verbrochen?"

Fast entsetzt hebt Emilio die Hand.

„O, Sie, Fräulein Else — nichts — gar nichts. Aber —"

„Aber?" wiederholt Else weich.

„Ick Sie nicht kann sehen lustik mit diese Monsieur Rolfs," ruft Emilio zornig, seine ganze Verachtung auf den Namen des verhaßten Nebenbuhlers legend.

„War er denn so lustig mit mir?"

„Si, si, ja — er stets Ihnen nachgeht. Gestern Abend auf die Fest, in die Garten, an die Rhein — und jetzt in diese Saal!"

Glückseliges Lächeln leuchtet in Elses Antlitz auf.

„Aber haben Sie nicht bemerkt, daß ich ihn immer abwehre, zurückweise, von ihm fortgehe?" fragt sie leiser.

„O ja, ja. Ick Ihnen dafür danke — sehr danke. Geben Sie mir die (H)and! Ick Ihnen danke!"

Hastig ergreift er ihre Hand, und ehe sie sich dessen versieht, preßt er seine Lippen auf die kleinen, zitternden Finger.

„O diese schöne Augen!" fährt er begeistert fort, als sie ihm freudestrahlend voll ins Gesicht blickt. „Das thut aufleuchten so warm, so innik, so süß —"

Sie entzieht ihm ihre Hand nicht . . .

So sitzen beide eine Zeitlang schweigend — Aug' in Auge, Hand in Hand . . . Der ganze Zauber der Liebe durchbebt ihre Seelen . . .

„Warum können Sie Herrn Rolfs nicht bei mir sehen?" fragt Else plötzlich leise, indem sie versucht, ihre Finger aus denen Emilios zu befreien. Er umschließt sie nur um so fester.

„Weil — weil — weil ick — Sie liebe."

Trotzdem Else kaum etwas anderes erwartet hat —

jetzt, da das beseeligende Geständniß heraus ist, zuckt sie doch, wie unter einem süßen Schauer zusammen. Hastig springt sie empor. Immer tiefer senkt sich das verschämt erröthende Köpfchen auf die schwerathmende Brust.

Noch weiß Emilio nicht, wie seine Worte aufgenommen sind. Mit gefalteten Händen nähert er sich dem geliebten Mädchen.

„Ick Sie sehr liebe, Fräulein Else — ick Sie so innik liebe," wiederholt er mit vibrirender Stimme, und seine ganze Seele liegt in diesen Worten.

„Leise! Es könnte jemand kommen!" flüstert das Mädchen in süßer Befangenheit.

Doch Emilio schüttelt den Kopf.

„Nein, niemand kommen . . . O Else mia, mir die (H)erz zerspringt vor Liebe! Das sein so (h)eiß, so feurik — uno Vesuvio!"

Wieder hat er ihre Hand gefaßt.

„Else!" flüstert er mit verhaltener Leidenschaft, die kleine, bebende Hand an seine Brust pressend.

„Emilio!"

Beim Zauberklang seines Namens aus ihrem Munde ist es mit Emilios letztem Tüpfelchen von Selbstbeherrschung vorbei.

„Geben Sie mir eine — eine — dio mio, ick (h)abe vergessen die deutsche Wort —" aufgeregt fährt er sich durch die Haare — „un baccio, un baccio —"

Jetzt blitzt der Schalk aus Elses blauen Augen.

„Baccio?" fragt sie neckisch. „Was ist das?"

Da pressen sich auch schon ein Paar heiße Lippen als Antwort auf ihren Mund.

„Das sein eine baccio?"

„Ha, ein Kuß!"

„Si, si, ja — Kuß!" . . . Noch eine Kuß! . . . Und noch eine! . . . So! . . . Else mia, meine Else — ja?"

„Ja!"

Schweigend, alles ringsum vergessend, ganz in sich versunken, halten die beiden Liebenden einander eine Zeitlang umschlungen . . .

Plötzlich summt es in der Ferne wie Stimmengewirr.

Rasch befreit sich Else aus Emilios Armen. Mit zitternden Fingern streicht sie sich das Gelock aus der erhitzten Stirn.

„Es kommt jemand. Schnell fort!"

„Noch eine Augenblick — uno momento!" fleht Emilio, in seiner Brusttasche herumfingernd. „Ick für Sie (h)abe gemacht eine Poesie. Ick sie (h)abe selbst ausgedenkt, selbst geschreibt, tief (h)ineingelegt mein (H)erz — meine ganze (H)erz — für Sie, Else mia!"

Hastig nimmt Else das Blatt Papier. Verstohlen einen Kuß darauf drückend, eilt sie zur Thür hinaus, die nach dem kleinen Salon führt.

„O, ick sein die glücklichste Mensch an die ganze Rhein!" jubelt Emilio auf, während der heimgehende Sonnenball den ganzen westlichen Himmel vergoldet und der alte Dahlheim auf der Terrasse ein paar neuen Gästen seine Kneipregeln erklärt.

XVII.
Auf dem Weg zur Ruine.

Wer im Garten des Gasthofs „Zum feuchten Eck" die sanfte Windung des Stroms rheinabwärts blickt, der sieht, wie da oben im Duft eines Bergkegels, an dessen Fuß sich Rebengelände breiten, aus Eichengebüsch das trotzige Gemäuer einer imposanten Ruine aufragt.

Ha, so etwas macht Landschaft! Die verschiedensten Rheinbummler versäumen deshalb nicht, beim Anblick des zerborstenen Thurmes, der hohlen Fensterlöcher, der halbgestürzten Zinnen, dieser ganzen ehrwürdigen Herrlichkeit immer und immer wieder zu gestehen:

„Ei, famos!" . . . „Wunderschön!" . . . „Großartig!" . . . „Patent!" . . . „All right indeed!"

Der Weg da hinauf ist wie geschaffen für verliebte Leute. In gleichem Schritt und Tritt auf gewundenen, durchs Waldrevier emporziehenden Pfaden aufwärts klimmen, oft nach dem in der Sonne blitzenden Strom auslugen und sich noch öfter in die blitzenden Augen schauen — nein, es gibt nichts schöneres! . . . Ein solcher Aufstieg kann, je nachdem die Herzen erregt und erregter klopfen, gar lange dauern . . .

Aber erst, wenn man dann oben ist und im verliebten Getändel das Echo probirt; wenn eine helle Mädchenstimme oder ein kräftiger Baryton gegen das Burgverließ schmettert und das verwetterte, moosbedeckte Gestein die Frage prompt zurückgibt!

Und dann dies süße Alleinsein zwischen geborstenen Pfeifern, gestürzten Mauern, zertrümmerten Schwibbogen, an denen eine lange Reihe von Jahrhunderten vorüberdefilirte! Dies Herumsteigen auf den grasumwucherten Steinfließen, dies Herumkriechen in den hohen Sälen, wo vor grauen Jahrhunderten soviel Gelächter und Fröhlichkeit erscholl, in die aber jetzt die ziehenden Wolken hineinlugen! . . .

So bildet diese Ruine jetzt den poetischen Hintergrund einer entzückenden Rheinlandschaft, den Vorwurf für Ansichtspostkarten, den Ausflugsort für Rheinbummler, das Stelldichein für verliebte Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

„Bismarck-Erinnerungen."

Unter obigem Titel bringt die seit Kurzem in Berlin im Verlage von August Scherl erscheinende illustrirte Zeitschrift „Die Woche" in ihrer Oster-Nummer einen sehr interessanten Artikel aus der Feder Maximilian Hardens, der den unzähligen Freunden und Verehrern des dahingeschiedenen Fürsten gerade in diesen Tagen, wo zum ersten Male das deutsche Volk den Geburtstag Bismarcks in wehmuthsvollem Gedenken feiern muß, doppelt willkommen sein wird.

Harden erzählt uns, wie Bismarck in gesunden Tagen ein starker Esser, im erwachenden Uebermuth des alten Kniephofers, gern manchmal über die Schranke hinweg hüpfte, die ihm die Vorschrift des besorgten Arztes gezogen hatte; und die Fürstin konnte sich's, nach Frauenart, nicht leicht versagen, solche Triebe ihres „Ottochens" zu unterstützen. „Praesente medico", hieß es dann wohl, „kann ich mir das schon erlauben." Und wenn der Arzt nicht anwesend war, lautete die Einleitung: „Schweninger sieht's ja nicht . . ." Das gilt namentlich für die Getränke, Rheinwein, Mosel und den weißgekapselten Moet (Rothwein trank er nicht, obwohl er ausgezeichneten Bordeaux im Keller hatte). Soll man ängstlich vertuschen, daß Bismarck einen guten Tropfen liebte und zu sagen pflegte, wenn seine Freunde ihm durchaus Geschenke machen wollten, dann sollten sie, statt der Vasen, Säulen, Briefbeschwerer u. s. w., lieber guten Mosel- oder Rheinwein wählen, und daß er sich gern die halbe Flasche Sekt zuführte, die nach seiner Ansicht dem Temperament des Deutschen fehlt? Mitunter war's freilich auch mehr als eine halbe Flasche . . . Es kam auch vor, daß er die Heftigkeit des Gesichtsschmerzes ein bischen übertrieb, um sich selbst den Consens zum Champagnergenuß abzuschmeicheln. Dann entstanden Situationen wie diese: Der Fürst hatte es erst mit einem Grog und einer seidenen Mütze versucht. Beides half nicht. Er blieb verstimmt, rieb und drückte die Backen. Endlich sagte er:

„Ja, meine Aerzte sind zwar dagegen; aber ich bin ein alter Mann, dem weniger an der Erhaltung seines Lebens als an einer erträglichen Stunde liegt, und muß doch wieder zu meinen alten Mitteln greifen, dem einzigen, das mir hilft. . . . Pinnow, ist da noch eine von den kleinen (Viertel-) Champagnerflaschen?"

Pinnow, der gut Gedrillte, mit eiserner Ruhe:

„Nein, Durchlaucht, die sind alle."

Der Fürst nach einer Pause:

„Dann bringen Sie eine ganze!" Und zum Nachbar: „Sie helfen mir doch?"

Zu welchen Mitteln manchmal Geheimrath Professor Schweninger greifen mußte, um der Nervosität seines Patienten Herr zu werden, dafür liefert folgendes Histörchen ein bezeichnendes Beispiel:

„Der Tod des alten Kaisers hatte den Fürsten furchtbar angegriffen, und er fühlte sich, als er aus dem Schloß heimkehrte, unfähig zu jedem Geschäft. Doch die Zeit drängte. Da griff Schweninger zu einem Gewaltmittel. Er raunte dem Kammerdiener zu, dem in wehmüthiger Gebrochenheit zusammengesunkenen Fürsten leise auf den Fuß zu treten. Das half: Bismarck ärgerte sich über die scheinbare Ungeschicklichkeit, die Wehmuth wich — das Gleichgewicht war wieder hergestellt. Fünf Minuten später verlangte der Kanzler einen weißen Bogen und schrieb mit fester Hand darauf: „An Seine Majestät den Deutschen Kaiser in San Remo". Es war die Depesche, die dem Kaiser Friedrich die offizielle Nachricht vom Tode seines Vaters brachte."

Mit besonderem Interesse werden die Mittheilungen Hardens über das Wesen der Krankheit des Fürsten Bismarck gelesen werden.

„Am 17. Oktober 1897 hatte Schweninger den im linken Fuß und Bein plötzlich mit furchtbarer Heftigkeit auftretenden Schmerz als beginnenden Greisenbrand (gangraena sicca) erkannt. Was ärztliche Kunst und Wissenschaft, was menschliche Fürsorge erreichen konnte, wurde erreicht: Der Schmerz wurde gelindert, genügende Ernährung und ausreichender Schlaf gesichert, der brandige Prozeß unterhalb der Knöchel begrenzt, das Geheimniß gegenüber dem Kranken und der Außenwelt streng gewahrt und — die Hauptsache für diesen Kranken! — die geistige Kraft und Schaffensfähigkeit bis zur letzten Stunde ungebrochen erhalten. Der Tod wurde endlich nicht durch Brand und dessen Folgen herbeigeführt, sondern durch Erschöpfung, Herz- und Lungenschwäche mit konsekutivem Lungenödem und Herzparalyse."

Mannigfaltiges.

— Der Waldmeister. Der Waldmeister ist der vegetabilische Maikönig, ohne den die Maibowle ein erst noch zu entdeckender Genuß sein würde, wie sie das für die Griechen, die Römer und sogar die „alten Teutschen" war; denn obgleich das schmucke, saftgrüne duftende Kraut mit den weißen Blüthendolden in den kühlen Gründen der Laubwaldungen Nord- und Mittel-Europas nichts weniger als selten ist, und unmöglich der menschlichen Aufmerksamkeit entgehen konnte, erkannte man doch erst im späteren Mittelalter die herzerquickenden Kräfte desselben und gebrauchte es auch dann nur zur Medizin, nicht als Würze; denn der

Maitrank des Mittelalters und noch des 17. Jahrhunderts wurde ausschließlich nach pseudomedizinischen, nicht nach gastronomischen Prinzipien zusammengestellt. Der köstliche Duft des Waldmeisters, in dem Grad mit unserm Erinnerungsbild vom Frühling verwachsen, daß er uns selbst im tiefsten Winter an Maienluft und Waldesgrün erinnert, beruht auf dem Gehalt nicht nur der Blüthen, sondern auch der Blätter an Cumarin, jenem kampferähnlichen Stoff, der sich auch in der Tonkabohne und in anderer Mischung im Steinklee findet. Bei der Bowlen-Bereitung theilt sich das Cumarin dem Weine mit, wie jeder Bowlen-Verehrer weiß. Ohne Waldmeister ist, wie gesagt, die Maibowle undenkbar. In bester Qualität wird sie nur im Grünen und zwar nach dem Verhältniß von vier Flaschen Weißwein auf eine Flasche Rothwein nebst einer Flasche Schaumwein bereitet. Der Weißwein soll leicht, aber nicht sauer, der Rothwein kräftig, aber nicht allzu herbe, der Schaumwein gut, wenn möglich Champagner sein. Am Thatorte wird zuerst der Weißwein mit dem Rothwein in die Bowle gegossen, dann die Mischung mit Zucker versüßt, bis zu jenem kitzlichen Punkt, wo der Säuregeschmack des Weines zurück, der Süßgeschmack des Zuckers aber noch nicht hervortritt — es ist der sogenannte „Indifferenzpunkt", den selbst anerkannte Meister bisweilen verfehlen — und endlich der frische, sauber verlesene Waldmeister in möglichst großer Menge hinzugefügt. Ist bis dahin kein Mißgriff und kein Unfall eingetreten, so darf der Bowlenkünstler getrost in die Zukunft blicken und sogar, während sein Kunstwerk „zieht", mit einem feinen Liqueur die Zunge putzen. dann probt er, in welchem Grade die Bowle das Aroma des Waldmeisters angenommen hat, entfernt den duftenden Gesellen, sobald ihm die rechte Nuance erreicht scheint, setzt schnell und geschickt den Schaumwein zu und streckt sich endlich zu den Genossen auf die Bärenhaut, des Beifalls der Kenner im Voraus gewiß. Die Maibowle war im 18. Jahrhundert in Oesterreich, Holland und Deutschland an der Tagesordnung, sie vertrat vielfach die Stelle des Champagners und bildete im Mai und Juni den Abschluß jeder größern Sitzung, und auch im 19. Jahrhundert hat sie nicht an Beliebtheit verloren. Nur ein Mensch haßte und fürchtete und floh sie: das war der deutsche Dichter Otto Roquette, der Sänger von „Waldmeisters Brautfahrt", denn der hatte so oft in Maibowle Bescheid thun müssen, daß ihm der liebliche Würztrunk zum Schrecklichsten der Schrecken geworden war.

— Ein Diebeskonsortium auf Aktien. Eine Diebesbande, die jedenfalls ganz einzig in ihrer Art ist, wurde von der Budapester Polizei entdeckt. Sie bildete einen förmlichen Bund, einen Geheimbund sogar und war ganz kaufmännisch organisirt. „Der Bund der Dreizehn" hatte Statuten, eine Geheimsprache, einen Direktor und hielt regelmäßig Sitzungen. Die Thätigkeit der Bande erstreckte sich auf alle Gebiete des Schwindels und Betruges. Sie fälschten Bestellzettel und Versatzscheine, und in den letzten Tagen verübten sie sogar einen Einbruchsdiebstahl. Die erschwindelten Gegenstände wurden sogleich verkauft und als Dividende unter die Aktionäre vertheilt. Die Mitglieder konnten dadurch ihren Passionen entsprechen, feine Zigarren rauchen und Champagnergelage veranstalten. Gegenwärtig war der 25jährige Kaufmannsgehilfe Bela Kratky der Chef der Bande, ein überaus durchtriebener Bursche, der sich bei seinen Freunden und Mitarbeitern großer Beliebtheit erfreute. Bisher wurden zehn Mitglieder der Gesellschaft verhaftet, durchwegs junge Leute von 25 bis 30 Jahren. Einer flüchtete. Die Untersuchung wird eifrigst weitergeführt.

— Das muß ich mir notieren! So sagt in dem Stoskopf'schen Stück „D'r Herr Maire" der Sprachforscher Dr. Freundlich jedesmal, wenn er in der Bauerngesellschaft ein ihm ungeläufiges Wort aufschnappt. So sagten auch wir, schreibt der „Elsässer," als wir seiner Zeit hörten, nicht nur daß eine Mundharmonika „Schnuffelretsch" heißt (in der Gegend von Fegersheim), sondern auch, daß man die Ziehharmonika in der Gegend von Weißenburg mit „Uff un Züe," in der Gegend von Landser (Mülhausen) mit „Schlanzgihgi" bezeichnet. In der Gegend von Weißenburg heißt ein Veloziped auch „Husiesradl", weil dort der Gerichtsvollzieher (huissier) zuerst das Rad benutzte.

Denksprüche.

Der freie Mensch allein hat einen Willen;
Denn nur der Freie ist der Sittliche,
Der Gute, und das Gute ist der Gott.
So sind die freien Menschen denn erst Menschen.
Wer frei sich macht, der wird gesegnet sein!
Der fürchtet nicht Tyrannen, nicht den Tod;
Und wer das nicht thut, sei er, wer er wolle,
Der wird zergehn, verwehn wie Spreu im Winde,
Heut oder morgen, aber ganz gewiß.

L. Schefer.

* * *

Wahre Größe hat allein,
Wer die Größe missen kann.
Wer's versteht, ein großer Mann
Und ein schlichter Mensch zu sein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 103. Freitag, den 5. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

29 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

Diese, von hoher Bergeswarte fernher winkende Ruine hat unserm Rolfs schon längst in die Augen gestochen. Hei, das wäre ein Terrain für seine in Aussicht genommene Herzenseroberung! . . .

Er macht sich ob seiner kleinen Niederlage bei Else Dahlheim nicht die geringsten Skrupel. Viel zu sehr ist er von seiner sieghaften Unwiderstehlichkeit überzeugt, als daß er im Ernst an einen bevorzugten Nebenbuhler glauben könnte.

Wenn er den Italiener mit schmachtenden Blicken um Else herumflattern sieht und gewahrt, wie sie bei Emilios Anblick sanft erröthet — er zuckt mitleidig die Achseln.

„Diesen „Maccaroni-Mann" mir vorziehen?" denkt Rolfs. „Lächerlich! Ganz unmöglich! Die ungestümen, fast dilettantenhaften Huldigungen des Italieners amüsiren Else — nichts weiter."

Doch sobald er als Herzensstürmer auf dem Plan erscheint, er, der gereifte, erfahrene Weltmann — dann wird die kindische Spielerei mit dem feurigen Jüngling aufhören, wird das kleine, süße Ding stolz sein, daß er es ernst meint und nicht nur tändeln, sondern sie zu seiner Gattin machen will . . .

So sucht Rolfs die bangen Zweifel, die ihn beim Beobachten der beiden jungen Leute immer wieder beschleichen, zu beschwichtigen . . .

Doch er muß diesem Hangen und Bangen ein Ende bereiten. Aber wie? . . . Soll er bei dem Vater um Elses Hand werben? Oder soll er sich dem Mädchen selbst erklären? . . .

Leider kann er Else niemals ungestört sprechen. Selbst wenn er mit ihr einmal zufällig für wenig Minuten allein ist, so geschieht dies im Garten oder auf der Terrasse des Gasthofs — also angesichts all der neugierigen Fenster und jener braven Menschen, die auf der Straße vorüberschlendern.

Schon über vierzehn Tage hausen die beiden Freunde im „Feuchten Eck", und Alsen drängt zur Abreise.

Jetzt heißt es für Rolfs: schnell handeln.

In seiner Liebesstrategie hat er einen ganzen Feldzugsplan entworfen.

Morgen, nach einem gemeinschaftlichen Spaziergang durch den frühlingsduftigen Wald, soll zwischen dem Gemäuer der ehrwürdigen Ruine da oben ein Picknick stattfinden. Dann wird es für ihn ein leichtes sein, auf dem Nachhauseweg bei herabsinkendem Abendgedämmer Else ein wenig von den Uebrigen abzusondern und die Feste des kleinen, eigensinnigen Herzchens im Sturme zu erobern . . .

Ja, so muß es gehen! . . . Auch hat er mit dem flotten Biesemann noch ein Hühnchen zu pflücken — wegen jener Marietta-Fatime vom Teatro San Felice in Florenz. Das alles läßt sich am besten beim Picknick abmachen, in animirter Stimmung, wenn die Weingeister in den Köpfen allerhand Fröhlichkeit entzünden.

Mit Jubel wurde sein Picknick-Vorschlag angenommen. Else Dahlheim schrie förmlich auf vor Entzücken und selbst über das ernste Gesicht des Freundes huschte ein Schimmer von Freude.

Biesemann hingegen erbot sich sofort, den „prosaischen Theil" des Picknicks zu arrangiren, dafür zu sorgen, „daß es ooch äwas Verninft'ges ze schnabelir'n gibt."

Der Tagesbefehl lautet:

„Vier Uhr Nachmittags Versammeln auf der Ruine. Später gemeinschaftliches Abendbrot. Dann Spiele und Bummeln nach Belieben!" —

Jetzt gegen drei Uhr.

Schnaufend und pustend keucht Fräulein Berger den Weg zur Ruine empor. Von Zeit zu Zeit bleibt sie stehen, wischt den Schweiß aus dem runzeligen Gesicht und blickt sich nach Franz um, der ihr in einiger Entfernung nachsteigt.

Auch er schnauft heftig — etwa wie ein Esel, dem der Gurt zu straff gezogen ist. In jeder Hand trägt er einen schwerbeladenen Korb, aus welchem die schlanken Hälse roth und grüngekapselter Weinflaschen gar verführerisch hervorlugen.

Jetzt kann Fräulein Berger nicht mehr weiter. Erschöpft sinkt sie auf einen am Wege wuchtenden Felsblock.

„Sie klettern aber auch drauflos wie 's Donnerwetter!" stöhnt Franz, die beiden Körbe niedersetzend. „Da geht einem ja die Puste aus oder sowas."

„Ja, bergauf klettere ich — pff — pff — pff — immer schnell — pff — pff — pff! So bin ich nun einmal — pff — pff — pff —!" keucht die alte Dame.

„Ein solcher oller Berg ist 'ne tüchtige Strapaze oder sowas," nickt Franz mit wehmüthigem Blick auf die beiden schweren Körbe.

„Ja. Wenn ich nur einen sehe, da schwitz' ich schon . . . Aber nun erst, wenn ich hinaufklettern muß! Pff — pff — pff —"

„So ein Ding muß man nur von unten beliebäugeln," meint Franz, bedenklich zu den in der Ferne aufdüsternden Ruinenmauern emporblickend. „Also da oben soll das große Table d'hote oder sowas stattfinden?"

„Table d'hote? Dummes Zeug!" fährt die alte Dame auf. „Picknick!"

„Picknick? . . . Was ist denn das für eine Schose?"

Mit einer verächtlichen Bewegung steht Fräulein Berger auf und schickt sich an, weiterzusteigen.

„So eine Schrulle vom Herrn — Rolfs oder wie er heißt —"

„Also eine Esserei oder sowas!"

„Ja, eine Esserei, bei der man keinen Tisch hat und keinen Stuhl, bei der kaum die Teller gewechselt werden —"

„— wohl auch, wo einer mal mit der Fünfzinkigen" — Franz macht mit gespreizten Fingern eine bezeichnende Geste — „in den Braten greift?"

„Auch das," nickt Fräulein Berger. „Dabei sind sie oft froh, wenn sie überhaupt was kriegen."

„Also eine Esserei auf verrückte Manier. Eine Table d'hote im Freien —"

„— wo alles fehlt! Ja."

Kopfschüttelnd nimmt Franz die Körbe wieder auf. Das Vergnügen eines solchen Schmauses kann sein dicker Schädel nicht begreifen.

„Da haben die armen Schlucker, welche auf der Landstraße herumlungern oder sowas, jeden Tag „Picknick"," brummt er. „Hm! — Aber wenn ich unten im Speisesaal nur mal die Zahnstocher vergesse — gleich gibt's einen Höllenkrach! . . . Eine konfuse Welt oder sowas!"

Eine Zeitlang steigen die beiden schweigend weiter — Fräulein Berger pustend und schnaufend voraus, Franz philosophierend hintennach . . .

Plötzlich bleibt die alte Dame stehen.

„Ich habe doch alles eingepackt, Franz?" ruft sie ängstlich zurück. „Nichts vergessen?"

Vorsichtig werden beide Körbe inspiziert. Eine Masse Flaschen mit feinen Etiketten kommen zum Vorschein; Wein, Wein und wieder Wein und — zwei Gläser.

„Nur zwei Gläser!"

Wie ein Schreckensruf ringt es sich von den erbleichenden Lippen der alten Jungfer.

Nochmals wird der ganze Korb durchsucht — dasselbe trübe Resultat.

„Mein Gott! Ich habe vergessen, die andern Gläser einzupacken," jammert sie.

„Na, da trinken sie mal aus der Flasche," versucht der Diener zu trösten.

„Nein, nein, unmöglich! Rennen und jagen Sie hinunter, Franz — aber so schnell Sie können — und holen Sie die Gläser!"

Fräulein Berger ist ganz konfus geworden. Ihr Kragen rutscht nach der Seite, die Haubenbänder lockern sich und flattern ehrgeizig ins Weite.

„Schnell, schnell!" drängt sie aufgeregt, als Franz noch keine Anstalten zur Umkehr macht.

„Na, ein Vergnügen oder sowas ist das nicht — bei der Hitze," brummt Franz, den sich tief hinabziehenden Schlängelweg entlangblickend. „Da unten kommen sie auch schon alle angewackelt. Zuerst der olle Biesemann und der famose Rolfs. Dann der Italiano und weiter hinten die Damen."

„Um Gotteswillen! Sie laufen ihnen ja gerade in die Hände!" stöhnt Fräulein Berger. „Rasch hinunter durchs Gehölz! Lieber einen kleinen Umweg!"

„Bon! Passen Sie inzwischen nur auf die Körbe auf!"

Mit einer komischen Grimmasse schiebt Franz das Eichengezweig auseinander und bahnt sich so einen Weg durch das dichtbelaubte Gebüsch.

Es war höchste Zeit.

Soeben nähern sich Biesemann und Rolfs — beide in eifrigem Gespräch.

„Nee, nu här'n Se abber mal uff mit den Dischkuhr!" sagt gerade Biesemann halb spöttisch, halb ärgerlich. „Nu hab' ich bald genug!"

Rolfs trägt eine heitere, fast ausgelassene Miene zur Schau.

„Ich bin noch lange nicht fertig, Herr Biesemann."

„Schoof'ln hat er sich benomm', d'r Dahlheim — gradezu schoof'ln!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Spargel. Jeder, der es sich nur leisten kann, gönnt sich in den nächsten Tagen und Wochen den Genuß des Spargels, dieses köstlichsten aller Gemüse, aber nur wenige wissen, daß gerade der Spargel eine lange und nicht uninteressante Geschichte hat. Der Spargel wächst in ganz Europa und im gemäßigten Westasien auf sandigem Wiesenboden wild, er stieß daher wahrscheinlich bei Zeiten auf Liebhaber, er wurde sogar schon von den alten Aegyptern gebaut, während die vorchristlichen Griechen ihn nur als Arzneigewächs benutzt zu haben scheinen. Die ersten Spargelbeete in Deutschland werden 1565 im Stuttgarter Lustgarten und 1578 am Niederrhein erwähnt. Bald darauf erscheint Ulm als der Mittelpunkt der neuen Kultur, die in Deutschland rasche Fortschritte machte. In Norddeutschland wird allgemein der weiße Spargel gebaut, dessen starke Triebe man höchstens 1—2 cm aus der Erde herauswachsen läßt, bevor man sie 20—25 cm tief in den Boden absticht; in den übrigen Ländern herrscht der grüne oder Ulmer Spargel vor, dessen schlanke Sprossen sich 15—18 cm über die Beetfläche erheben dürfen und dann nur 5—8 cm tief im Boden abgeschnitten werden. Ueber die Vorzüge dieser beiden Spielarten läßt sich streiten, denn wenn der weiße Spargel zarter ist, so ist der grüne von ausgeprägterem Geschmack — ganz unbestritten und über jeden Zweifel erhaben ist die Vorzüglichkeit des Spargels im Allgemeinen. „Eine Schmeichelei für den Gaumen“ nennt ihn schon der alte Cato, und Plinius ergänzt diese Charakteristik, indem er ihn als „die zuträglichste Speise für den Magen“ hinstellt. Die neuern Gesundheits-Lehrer fügen nur hinzu, daß die Zuträglichkeit in specie auf dem Asparagien beruhe, einem wunderbaren Stoff, der die Herzleiden hebt und die Wassersüchtelei beseitigt. Doch von dieser physiologischen Eigenheit abgesehen, ist nicht zu leugnen, daß schon die einfache Spargelsauce etwas „Frühlings-Ahnungserweckendes“ an sich hat, daß der Spargelspitzensalat und der Spargel-Eierkuchen dies Gefühl erheblich steigern, und daß endlich der unzerstückte Spargel mit brauner Butter, in Begleitung eines Hühnchens oder eines goldglänzenden Kotelettes, den Menschen zu jener Höhe der Empfindung emporhebt, wo ihm „außer der Vorlage Alles Wurst ist“, wie Fürst Bismarck zu sagen pflegte. Der Spargel kommt noch mit Mayonnaise, mit Morcheln, sowie mit grünen Erbsen vor und läßt die Tafel selbst mitten im Winter nicht im Stich, gehört vielmehr als Büchsen-Spargel gerade im Winter zu den begehrtesten Gemüsen. Unter allen Umständen aber behält der Ostpreuße recht, der nur die Köpfe nahm und, als sein darüber etwas verstimmter Tischgenosse ihn darauf aufmerksam machte, erwiderte: „Aber Mannche, das ist ja gerade das Baste!“

— Eine kinematographische Schnellleistung. Mit welcher Thatkraft und Schnelligkeit in England für das schaulustige Publikum gearbeitet wird, hat neulich wiederum das Londoner Palace-Theater, eine der größten Varietätenbühnen, bewiesen, die namentlich auch sich durch ihre kinematographischen Leistungen hervorthut. Um halb 4 Uhr Nachmittags wurde jüngst das große National-Rennen, die berühmteste Steeple Chase der Welt, in Liverpool geritten, und am selben Abend sahen die Zuschauer in London im Palace-Theater das aufregende Sportereigniß sich vor ihren Augen abspielen. Wie das möglich gemacht wurde, erzählt nunmehr in der Fachschrift „Photographie“ Herr George W. Jones, der Gehilfe des leitenden Photographen, bei dieser Gelegenheit: Herr Dickson und ich, schreibt er, gingen am Tage vor dem Rennen nach Liverpool. Wir thaten zunächst die nöthigen Schritte, um unsere Camera und alles sonst Nöthige in einem Gepäckwagen auf die Rennbahn schaffen zu lassen. Dann verständigten wir uns mit einem Manne, der erklärte, das schnellste Pferd in Liverpool zu besitzen, damit er uns sofort nach Beendigung des Rennens von der Rennbahn nach dem Bahnhof fahren sollte, um dort den nach London abgehenden Zug zu erreichen. Wir hatten vorher von der Nordwestbahn das Versprechen erlangt, für uns einen besonderen Wagen anzuhängen, den wir an einem Ende als Dunkelkammer absperrten und einrichteten. Hier waren alle unsere Vorrichtungen und Bedürfnisse für die Entwicklung der Aufnahme bereit. Dieser Wagen ging mit demselben Zuge wie wir nach Liverpool und wurde an den Bahnsteig herangeschoben, um am nächsten Tage für uns bereit zu sein. Am Morgen des Rennens sprachen wir außerdem mit dem Betriebsleiter der Nordwestbahn ab, daß der Zug nach London fünf Minuten und im äußersten Nothfall zehn Minuten auf uns warten würde. Die Jockeys waren Nachmittags um 3 Uhr 30 Min. auf der Rennbahn bereit und um 3 Uhr 35 Min. erfolgte der Start. Wir nahmen das Bild auf, als die Rennen den Bogen machten und dann den großen Wassergraben nahmen. Sobald das überstanden war, nahm ich die Aufnahme heraus, steckte sie in eine Reisetasche und machte dann mit Herrn Dickson einen nachträglichen scharfen Wettlauf quer über die Bahn. Grade draußen vor dem Eingange stand der Mann mit dem schnellsten Pferde in Liverpool und erwartete uns mit einem leichten Wagen mit Gummirädern. Er hatte ein Tuch um den Arm gebunden, damit wir ihn schon von weitem unter der Menge der

anderen Kutscher erkennen konnten. Wir sprangen in den Wagen und fuhren um 3 Uhr 45 Min. los nach dem Bahnhof Limestreet. Es blieben uns gerade 20 Minuten für 5 Meilen (8 km) bis zur festgesetzten Abfahrtszeit des Zuges. Wir trafen um 4 Uhr 7 Min. ein und hielten somit den Zug nur 2 Minuten auf. In unserm Wagen erwarteten uns zwei weitere Personen, unser regelmäßiger Entwickler und sein Gehülfe. Die Bahngesellschaft hatte uns zwei 180 cm lange Wasserbecken in den Wagen gestellt. Wir hatten überhaupt alles, was wir brauchten, grade als ob wir in unserem Atelier gewesen wären. Die Aufnahme wurde zunächst entwickelt und dann in den anderen Abtheil gebracht, auf eine große hölzerne Trommel gelegt und fortwährend gedreht, bis sie trocken war. In London am Bahnhofe erwartete uns ein großer Möbelwagen, in den wir die Trommel hineinhoben, wie sie eben war. Sie war noch nicht ganz trocken. Der Zug traf um 8 Uhr 15 Min. statt um 8 Uhr 20 Min. ein. Wir führten die Aufnahmen in unsere Druckmaschinen ein, druckten das positive Bild vom negativen, entwickelten und trockneten es und führten es um 10 Uhr 30 Min. programmmäßig in der Vorstellung dem Publikum vor.

— Ueber die Giftigkeit des menschlichen Schweißes hat der französische Physiologe Arloing, früher in Lyon, jetzt in Paris, merkwürdige Versuche angestellt, über die bereits vor etwa einem Jahre berichtet wurde. Erst jetzt aber ist der Forscher in der Lage, die Ergebnisse seiner Forschungen zusammenfassen zu können. Thiere sind gegen Einimpfung menschlichen Schweißes sehr empfindlich, am empfindlichsten der Hund, wahrscheinlich weil er selbst sehr wenig Schweiß aussondert und sein Körper daher an dessen Einfluß nicht gewöhnt ist. Wenn man einem Hunde 10 bis 15 Kubikzentimeter Schweiß auf je 1 kg seines Körpergewichtes einimpft, so macht sich die giftige Wirkung sehr bald bemerkbar, er verliert seine Munterkeit, seine Augen beginnen zu thränen, und es erfolgt heftiges Erbrechen und Muskelzittern. Allmälig nimmt die Körpertemperatur des Thieres ab, die Athmung wird erschwert und der Hund stirbt. Die Giftigkeit des Schweißes beim Menschen ist verschieden, je nachdem die Transpiration in der Ruhe oder während der Arbeit erfolgt. Nach einer starken Muskelanstrengung ist der Schweiß viel reicher an Gift als in normalem Zustande. Der künstlich hervorgerufene Schweiß, wie er in einem Dampfbade, durch warme Douchen und Aehnliches erzeugt wird, besitzt den geringsten Giftgehalt. Die Giftigkeit erhöht sich noch mehr, wenn die betreffende Person nach längerem Aufenthalte in der Kälte, durch die die Schweißaussonderung der Haut zurückgehalten wird, in den Zustand der Transpiration geräth. Uebrigens ist sie überhaupt bei zwei verschiedenen Personen von verschiedener Stärke. Auch bei denselben Menschen ist der Schweiß abgesehen von den bereits beschriebenen Bedingungen je nach der Ernährung und dem Körperzustande von Tag zu Tag verschieden giftig. Die ungeheure Bedeutung der Schweißaussonderung für die Gesundheit des Menschen erhellt aus der Thatsache, daß die Schweißmenge von 24 Stunden, wenn sie im Körper zurückgehalten werden würde, im Stande wäre, einen Menschen von 65 kg Gewicht zu vergiften. Besonders merkwürdig ist endlich noch der Umstand, daß ein mit menschlichem Schweiß geimpftes Thier sehr rasch an Gewicht verliert, so daß z. B. eine Dosis von zwanzig Kubikzentimeter genügt, um das Gewicht um mehr als ein Neuntel innerhalb eines einzigen Tages herabzusetzen.

— Ausweg. Wirth: „Habe ich Sie auch recht verstanden Herr Schmidt, Sie wollen, daß ich Ihnen heute das Bier in einer Schüssel bringe?“ — Gast: „Jawohl und auch einen Löffel dazu, ich muß mein Bier essen, weil mir der Arzt das Trinken verboten hat.“

Ohne Freude.

Umspinnet dich des Reichthums goldner Faden,
Umwirbt dich Freundes- und Bekanntenkreis,
Was kann es nützen dir, was kann es schaden?
Wenn, was dein Inn'res birgt, doch Niemand weiß.
Wenn doch, was einzig nur dein Herz begehrt,
Die eine Freude dir nicht ist beschert.

Hebt dein Talent dich auf zu hohen Sphären
Krönt Lorbeer dich, als deiner Mühe Preis,
An deiner Stelle manche glücklich wären.
Doch ob du glücklich bist damit, — wer weiß?
Das Wenige, was nur dein Herz begehrt,
Wird immer dir versagt und nie gewährt.

Nicht Glanz und Reichthum, Ehre, Ruhm und Beute
Erwärmt dein Herz, bringt stillvergnügend Glück,
Schaust unverstanden immer noch bis heute
Auf jahrlang rastlos Wirken du zurück.
Es will dein ganzes thatenvolles Leben
Auch nur die kleinste Freude dir nicht geben.

Und was ist Leben ohne jede Freude?
Ein herrlich Land, doch ohne Sonnenschein,
Ein leerer Thurm ohn' Harmoniegeläute
Ein schön' Gesicht, das lieblos nur kann sein.
Besäß dein Herze da nicht Treu' und Glaube,
Wie trüg'st die Qual du in dem Erdenstaube!

Aschaffenburg. E. Bange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 104. Samstag, den 6. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

30 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

„Aber denken Sie nur —"

„Gar nischt werd gedacht! So enne Sorte wie d'r Dahlheim, die muß mer mit Verachtung straf'n . . . Ich möchte mal vier Etasch'n hoch wohn', bloß damit ich'n von der Höhe 'nunt'rschmeiß'n könnte, wenn 'r mal zu mir 'nuffgekleddert käm'!"

Aengstlich, die Hände fest zusammengepreßt sitzt Fräulein Berger auf ihrem Stein.

Jetzt bemerkt Biesemann die kleine, in sich zusammengesunkene Gestalt.

„Ach, da sin Se schon mit'n Bicknick, Freilein Berger! Ham Se alles hibsch in Ordnung? Wein, Brat'n un de Gläser?"

Die alte Dame zittert am ganzen Körper. Abgewandten Blicks stottert sie:

„Ja — es ist alles in Ordnung, Herr Biesemann."

„Wo steckt'n d'r Franz?"

Die Verlegenheit der Alten wächst.

„Der Franz? . . . Hm — ach ja, der wollte mal — hm — auf den Aussichtsthurm dort steigen."

„Itze, wo 'r de Körbe trag'n soll — der Lump! . . . Hernach'ns abber hibsch pinktlich uff'n Post'n! Verstand'n?" Und zu Rolfs gewendet, setzt er halblaut mit einer humoristischen Handbewegung nach der alten Dame hinzu: „Da sitzt se nu un schwitzt Trübsal — das olle Reg'nwett'r!"

Die beiden Herren steigen weiter.

„Sie sind aber heute wirklich schlecht gelaunt," meint Rolfs ein wenig spöttisch.

Biesemann ignorirt diese Bemerkung. Sein ausgestreckter Finger deutet auf einige in der Ferne auftauchende, halbzerfallene Mauern.

„Seh'n Se, das is Se nu de beriehmte Ruine!"

„Das hab' ich mir fast gedacht," lacht Rolfs.

„Zu den Loch dort, da hat's Edelfreilein ihr'n blond'n Kopp 'nausgesteckt, wenn se sich ihr'n Ritter 'ruffsehnte . . . un in den eh'maligt'n Brautzimm'r, da mach'n mer hernach'n 's Bicknick." Er bleibt stehen. „Seh'n Se, da hint'n, da guckt ä Thurm 'nunner ins Thal . . . ä bissel rechts, da drängt sich's Gehölze 'ran — de Eechen un de Buch'n . . . weit'rhin, ä bissel links, sin ä paar hibsche Bänke . . . Da kann mer ieberall hingeh'n!"

Rolfs lächelt ironisch.

„Wir aber bleiben hier, Herr Biesemann. Sie kneifen mir nicht aus. Ich muß immer wieder auf den Dahlheim zurückkommen."

Er wirft Hut und Stock weg und streckt sich behaglich ins frische, duftende Gras. Heidi, ist das eine Wonne!

„Nee, här'n Se, Sie versteh'n abber 's Druffgehn," knurrt Biesemann ärgerlich. „Wiss'n Se, 's werd mer beinahe ä bissel ze arg. Da könnt' een doch de Seele in' Leibe quietsch'n!"

„Hilft alles nichts. Unsere Unterhaltung über Dahlheim ist dringend nöthig, weil —"

Biesemann, der gerade weitergehen wollte, bleibt stehen.

„Nun bin ich abber gespannt!"

„— weil ich Sie mit Dahlheim versöhnen möchte."

„Mich?... Mich mit'n Dahlheim versöhn'? Hahaha!" Er macht ein verächtliches Gesicht, als hätte man ihm zugemuthet, er solle einen Frosch liebkosen. „Nee, Verehrtster, dad'rmit ham Se kee Glück!"

Und wieder geht er ein paar Schritte vorwärts.

„Es muß aber sein, Herr Biesemann!"

„Se bemüh'n sich d'rneb'n. 's wär' 'ne reene Aff'nschande, wenn —"

Doch Rolfs läßt ihn nicht aussprechen.

„Die zwei hervorragendsten Männer im Ort — Sie und Dahlheim — die dürfen nicht verfeindet sein. Nein, das geht nicht und geht nicht!"

„Kreizschlabberment!" ruft Biesemann erregt, indem er ganz nahe an Rolfs herantritt und ihm forschend in die Augen blickt. „Se denk'n wohl, Se könn' mich ieber'n Löff'l balbier'n? Das sieht doch bald so aus, wie wenn Se bei d'r Geschichte selbst verinteressirt wär'n!"

„Das bin ich auch," versetzt Rolfs ruhig.

„Wa — as?"

Biesemann schweigt einige Augenblicke und sieht den andern nur verschmitzt an. Dann sagt er pfiffig lachend:

„Wie schlau! Woll'n Se mer nich Ihr Interesse mal gefälligst vorfiehr'n?"

„Gern. Sie liegen sich mit meinem zukünftigen Schwiegervater in den Haaren. Ich werde mich nämlich mit Fräulein Else verloben . . . So, jetzt wissen Sie's!"

Biesemann hat mit offenem Munde zugehört.

„Wie? . . . Was? . . . Herrcheeses noch ämal! . . . Verlobt? . . . Sie? . . . Mit der Freilein Else? . . . Also dadrum geh'n Se so in de Höhe! Da könnt' mer, weeß Gohle, vor Ueberraschung 's Herze ieberloof'n!" Er läßt sich neben Rolfs ins Gras fallen und reicht ihm vergnügt die Hand. „Da gratulier' ich abber! Ei ja, da gratulier' ich! . . . De Else is äb'n de Else — ä Wett'rmädel!"

„Danke sehr, danke!" erwidert Rolfs, die dargebotene Hand kräftig schüttelnd. „Sie begreifen deshalb, Ihre Aussöhnung mit Dahlheim ist mir erwünscht!"

„Hm, hm!" macht Biesemann nachdenklich, „s is Se eegentlich ä bissel merkwird'g. Weil S i e sich mit d'r Tocht'r von mein' Feind verlob'n — da soll eener wie unsereener bader bekadi mach'n!"

„Sehen Sie, man trifft im kleinen Städtchen öfters zusammen. Es ist unbehaglich, wenn die beiden bekanntesten Männer im Ort —"

„Da ham Se enne defekte Ansicht uffgegabelt," fällt Biesemann ironisch ein. „Verlob'n Se sich, verlieb'n Se sich, verheirath'n Se sich sogar, soviel Se woll'n, abber —"

„Sie wollen also nicht?"

Rolfs ist aufgesprungen, und auch Biesemann erhebt sich jetzt langsam.

„Nee, der Biesemann will nich."

„Gut, dann werd' ich Sie zwingen!"

„Na, na! Nur nich so drauflos geschwafelt!"

„Zwingen mit einer Krupp'schen Kanone," wiederholt Rolfs verschmitzt, auf seine Brusttasche schlagend.

„Sie Spaßvogel Sie! Mach'n Se sich nur keen ze groß'n Dratsch!" lacht Biesemann scheinbar unbefangen, obgleich ihm nicht ganz behaglich zu Muthe ist.

„Sie wissen, im Leben der meisten Helden gibt's manchmal eine kleine Verirrung," bemerkt Rolfs sarkastisch.

Biesemann stutzt.

„Wie meen' Se 'n das?"

„Auch in Ihrem Heldenthum ist eine dunkle Partie, Herr Biesemann. Sie lassen zuweilen Ihrer Einbildung etwas zu sehr die Zügel schießen," fährt Rolfs gemüthlich fort, indem er langsam weiter geht. „Ich kann Ihre Luftschlösser zerbröckeln."

„So? . . . Na, da bröckeln Se mal los!"

Einige Augenblicke schreiten beide schweigend neben einander. Biesemann beobachtet seinen sarkastisch lächelnden Begleiter heimlich und wünscht ihn zum Kuckuck, während er sich zu einer überlegen protegirenden Miene zwingt.

„Sie haben neulich den Jahrestag Ihrer Pyramidenbesteigung gefeiert," beginnt Rolfs abermals. „Befanden Sie sich mit dieser pompösen Feierlichkeit nicht etwas im Irrthum?"

„Was meen' Se?" fragt Biesemann, verdutzt stehen bleibend.

„Jawohl, in einem großen Irrthum! Sie residirten vor zwei Jahren ganz wo anders!"

„Wo denn?"

„In Egypten nicht, sondern —"

„Quetsch'n Se sich nur ord'ntlich aus!"

„— sondern in — Florenz!"

Wie ein Keulenschlag saust dieses eine Wort auf Biesemanns Haupt hernieder. Bleich, mit gesenkten Lidern, nagt er in größter Verlegenheit an seiner Unterlippe. Doch er gibt das Spiel noch nicht verloren.

„Ich? . . . Ich selber?" fragt er, sich zum Lachen zwingend.

„Gewiß — Sie, Herr Biesemann! . . . Das kleine Teatro San Felice — Sie wissen doch —"

„Nee, nee, ich weeß von gar nischt!" fällt Biesemann hastig ein.

„Auch nichts von der flotten Marietta — der Chansonette mit den brennenden Augen, den verführerischen Lippen und — der miserablen Stimme?"

Unwillkürlich hat Rolfs seinen Mund dem Ohr seines Gefährten ein wenig genähert. Jetzt blickt er ihm scharf ins Gesicht.

„Abber här'n Se mal —" stottert Biesemann.

„Wie? Sie wollen das nicht zugeben?"

„I nu nee! Keen' Schimmer!"

„Da wissen Sie natürlich auch nicht, daß die Florenzer Marietta und ein großer Weltreisender —" er versucht, Biesemanns Accent nachzuahmen — „es war Se nämlich ä Sachse" — so ein kleines Techtelmechtel hatten —"

Jetzt wird es Biesemann doch zu bunt. Mit einer bezeichnenden Geste auf seine Stirn deutend, ruft er mit gutgespielter Ueberlegenheit:

„Se schein' ä kleens bissel ze phantasir'n, mein Gut'ster!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser in den Vogesen.

Stimmungsbild aus dem Elsaß.

Von Eugen König.

Von altersher rühmen Dichter und Chronisten aller Zeiten das gesegnete Elsaßland, den herrlichen Wasgau, und überall wird der elsässische Volksstamm als kraftvoll und beständig geschildert, der unentwegt vorwärts strebt, ob auch schwere Stürme über das Land und die Bevölkerung brausten. Kein Wechsel der Zeit und kein Ungemach hat die schöpferische Kraft des Landes zu lähmen vermocht und wenn auch ganze Städte in Trümmer gingen, weite Landstriche der Verwüstung anheimfielen, immer wieder quoll neues Leben wie ein frisch sprudelnder Quell aus den Trümmern; der Ueberreichthum des Landes und der biedere überzeugungstreue Charakter der Bevölkerung blieben ungeschwächt. In der kürzesten Zeit erstanden die zerstörten Ortschaften wieder aufs neue, häufig prachtvoller denn vorher. Und wenn ein altes Sprichwort aus dem Jahre 1644 den Reichthum des Landes mit den Worten preist:

> Drey Schlösser auff einem Berge,
> Drey Kirchen auff einem Kirchhoffe,
> Drey Stätt in einem Thal
> Ist das ganze Elsaß überall!

so ist damit nicht zu viel gesagt gewesen, denn jetzt noch kann man sich von der Wahrheit dieser Worte überzeugen. Die drei Rappoltsweiler Burgen ragen heute noch weit über die Rheinebene hinaus und bringen dem Wanderer Grüße aus alter, längst vergangener Zeit.

Ganz zu Unrecht hat man der elsässischen Bevölkerung vorgeworfen, daß das Deutschthum bei ihr nach 1870 so schwer Eingang gefunden hat. Der Elsässer ist eben eine durch und durch konservative Natur und er wechselt seine Gesinnung nicht wie seinen Handschuh. In den 200 Jahren, da das Elsaß unter französischer Herrschaft stand, war die Bevölkerung in vier Generationen französisch erzogen und wenn sie auch in gewissen Eigenarten ihre Zusammengehörigkeit mit dem germanischen Volksstamm nie verleugnen konnte und manche Eigenthümlichkeiten desselben streng beibehielt, so war es doch nur natürlich, daß ihr Denken und Fühlen während der beiden Jahrhunderte allmählich dem unserer westlichen Nachbarn sich nach und nach anschloß. Wenn da das elsässische Volk nach 1870 eine ganze Reihe von Jahren erst wieder gebraucht hat, um sich in die neuen Verhältnisse würdig hineinzufinden, ist das wohl nur ein Zeichen von Charakter. Und welche Fortschritte die Germanisirung in den elsässischen Gauen in den letzten Jahren gemacht hat, das hatte man in diesen Tagen wiederum bei der Anwesenheit des Kaisers Gelegenheit zu beobachten.

Wir müssen es unserem Kaiser Dank wissen, daß er, so oft sich ihm die Gelegenheit bietet, das Elsaß besucht, noch mehr, daß er sich nicht darauf beschränkt, die größeren und mittleren Städte zu berühren, sondern, daß er seinen Weg durch die kleinen und kleinsten Ortschaften nimmt, daß er die Thäler und Höhen des herrlichen Wasgaus kennen zu lernen bestrebt ist. Welche Fülle von landschaftlichen Reizen bietet sich dem Kaiser auf einem solchen Ausflug dar, wie unendlich viele geschichtlichen Erinnerungen müssen in ihm wach werden, der mit der historischen Vergangenheit Deutschlands so intim vertraut ist. Auf Schritt und Tritt findet er Spuren einer längst vergangenen Zeit, Wahrzeichen von Größe und Macht, die mit dem deutschen Reich durch das Band der Geschichte auf ewige Zeiten verknüpft sind.

Unser Kaiserpaar hatte sich als Ausgangspunkt seiner Ausflüge in die Vogesen, in diesem Jahre den Odilienberg und Hohkönigsburg erwählt, zwei Bergeskuppen des Wasgaugebirges, welche heute mit Recht weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt sind.

Kaum einer der Berge der Vogesen übt eine gleich große Anziehungskraft auf alle Freunde der Wald- und Bergesnatur aus, als der Odilienberg, der mit seiner wald- und klostergekrönten Höhe weit in das Land hineinragt.

Kommt doch zu der eigenen Schönheit noch die der reizvollen Wege dorthin, über das weinfrohe Städtchen Ottrott, um das herum wie ein kostbarer Kranz sich blühende Gärten, fruchtbare Aecker und edelste Reben schmiegen.

Vorbei geht der Weg an dem lieblichen Klingenthal über die verwitterten Burgreste von Rathsamhausen und Lützelburg in wenig mehr als fünfviertel Stunden zur Höhe, die, wie die neuesten Ausgrabungen bekunden, schon zur späteren Steinzeit, also zwei Jahrtausende vor Christo, menschliche Ansiedelungen gekrönt haben. Als später die Bewohner in das Thal hinunterzogen, blieb oben nur eine Kultusstätte, der Heidentempel, der um 680 nach Christo dem christlichen Kulte dienstbar gemacht wurde.

Das Kloster, dessen Bau 690 vollendet gewesen sein soll, wurde von vielen schweren Heimsuchungen, durch Brand und die Zerstörungswuth der Revolutionsmänner, betroffen. 1853 ist es von Bischof Räß aus Straßburg gekauft und durch Geistliche und Schwestern besetzt worden.

Seither ist der Odilienberg ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Der Legende der heiligen Odilie, welcher der

ganze Berg heute seinen Namen verdankt, sei hier kurz Erwähnung gethan:

Herzog Eticho, der in dem benachbarten Oberehnheim residirte, kam von der Jagd, als ihm seine Gattin Bereswinde das erste Kind, ein Mädchen, gebar. Es war schwach und blind. Der Herzog wollte das Kind deshalb tödten lassen, es wurde aber durch die Mutter in ein Stift gerettet, wo es bei der Taufe durch den Bischof von Regensburg sehend ward. Das Mädchen erhielt den Namen Odilie. Hugo, der Bruder Odiliens, ließ seine Schwester später ohne Wissen seines Vaters, als er sich mit ihm auf der Hohenburg, dem heutigen Odilienberg, befand, zu sich kommen. Als er dem Vater dies kurz vor der Ankunft Odiliens mittheilte, ergrimmte dieser und erschlug seinen Sohn. Dann aber überkam den Vater Reue, er suchte seine Tochter im Walde auf und warf sich ihr zu Füßen. Odiliens Schönheit zog später die Freier von nah und fern an, sie aber wollte des Himmels Braut bleiben und entfloh vor dem Drängen ihres Vaters über den Rhein. Der Vater und der zum Bräutigam bestimmte Ritter ritten ihr nach und trafen sie im Walde bei Freiburg. Schon waren die Verfolger nahe, als sich eine Felswand aufthat, die Odilie vor den Blicken der Verfolger verbarg. Eticho ging, durch das Wunder erschreckt, in sich und übergab die Hohenburg der rückkehrenden Tochter, damit sie dort ein Kloster einrichte. Weithin verbreitete sich der Ruhm der wunderthätigen Frau; von allen Seiten kamen die Pilger. Einst, an einem schwülen Sommertage, stieg ein müder Greis, der für sein blindes Kind Hilfe suchen wollte, den Berg hinauf. Er war dem Verschmachten nahe. Da erschien Odilie als rettender Engel. Mit ihrem Stabe schlug sie an die Felswand und eine Quelle sprudelte hervor. „Die Augen dieses Kindes sind hell wie dieser Brunnen," sprach sie zu dem Manne, und das Kind war sehend. Seitdem ist nach dem Glauben der Gläubigen das Wasser der Odilienquelle heilkräftig für die Leiden der Augen.

Den Glauben an „die Legende der hl. Odilie" befestigte später Leo IX. durch seine dem Konvent ertheilte Bulle aus dem Jahre 1050, und so hat sich dieser Glaube bis auf die Jetztzeit unberührt erhalten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Welche Geschwindigkeiten lassen sich mit Motorwagen erreichen? Das Fahren mit Motorfahrzeugen hat sich in Frankreich in den letzten Jahren schnell zu einem Sport entwickelt. Rekorde schlagen ist auch hier die Losung. Und in diesem Bestreben hat man dort durch waghalsiges Fahren mit den Selbstfahrern Geschwindigkeiten erreicht, die für ein Fahrzeug, das sich nicht auf Schienen, sondern nur auf einer Kunststraße fortbewegt, wirklich überraschen. Der Ingenieur und Elektriker de Chasselong-Laubat hat letzthin im Park von Achères mit einem elektrischen Jeantaud-Wagen einen Kilometer, wenn er vom Stand aus anfuhr, in 48$^3/_5$ Sekunden zurückgelegt. Kam er schon in voller Fahrt beim Anfangspunkt der gemessenen Strecke an, so durchfuhr er einen Kilometer in 38$^4/_5$ Sek. Diese Geschwindigkeit würde 95 Kilometern in der Stunde entsprechen; auf der kurzen Strecke raste das Gefährt also mit der Geschwindigkeit eines Schnellzugs dahin. Freilich kann ein Selbstfahrer nicht stundenlang, wie ein Schnellzug, so dahinjagen, weil er für eine solche Fahrt vor allen Dingen einen geraden, glatten und festen Weg ohne Hindernisse braucht, wie sie wohl nirgends in der nöthigen Länge vorkommen. Aber doch zeigt dieser Versuch, was ein Selbstfahrer leisten kann, und daß er eine außerordentliche Festigkeit und eine gewaltige Triebkraft besitzt, da der Wagen mit einem Windschirm, hinter dem der Lenker saß, die Luft durchschneiden mußte. Die vier Räder hatten mittleren Durchmesser, so daß sie neun Umdrehungen in der Sekunde machten. Rechnerisch kann der betreffende Motor 36 Pferdestärken entwickeln. Für den praktischen Gebrauch wird man so kräftige Selbstfahrer kaum herstellen. Das wäre sogar gefährlich, denn es würde des Wettfahrens auf den Chausseen kein Ende sein, wenn die Kraft der Selbstfahrer bei einer gewissen Höchstgeschwindigkeit nicht eine Grenze hätte.

— Heitere Zeitungsschau. Die „Königsberger allgemeine Zeitung" meldet: „Karsruhe, 24. April. Der Kaiser ist Vormittags eingetroffen und vom Grogherzog auf das herzlichste empfangen." Dazu muß bemerkt werden, daß „Grogherzog" wohl in Ostpreußen ein Schmeichelwort ist, aber doch nicht überall. — Nr. 9[illegible] des „Kasseler Tageblatts" enthält die Nachricht, „die Universität Tomsk habe beschlossen, eine aus zwei oder drei Professoren bestehende Expedition auszusenden, um in den Gegenden zwischen den Nebenflüssen des Senegal nach Andree zu forschen." Hoffentlich besinnen sich die Professoren noch rechtzeitig darauf, daß sie im Begriff stehen, eine ganz falsche Richtung einzuschlagen. — Der „Oberpfälzische Kurier" (Nr. 90) behauptet von dem Afrikareisenden Gustav Nachtigal: „Von Tripolis aus über Tibesti zog er die Würste nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu." Das ist Unsinn, Nachtigal ist niemals mit Würsten in Afrika umhergezogen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 105. Montag, den 8. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

31 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Sie Unschuldsengel!" lacht Rolfs gemüthlich. „Ich war mehrere Jahre in Florenz und habe Sie dort — während Sie Ihre Weltreisen machten —" flicht er pathetisch ein, „wiederholt gesehen." Er greift in die Tasche und zieht eine Photographie hervor. „Da kennen Sie auch selbstverständlich dieses Bild nicht!"

Als tauche vor ihm ein Gespenst auf, fährt Biesemann zurück.

„Herrcheeses! Wahrhaft'g de Fadihme!" ruft er erschrocken aus.

Lachend überreicht ihm Rolfs das Bild.

„Gemacht in — Florenz."

Mit eigenartigem Gesichtsausdruck betrachtet Biesemann die ihm so wohlbekannten Züge.

„Hm, hm! . . . Se is 's! Se is 's!" murmelt er halblaut. Er wendet das Bild. „Ooch ihre Schrift! Ei verflucht!"

Mit verschränkten Armen, spöttisch heitres Lächeln auf den Lippen, blickt Rolfs auf den so gründlich überführten „großen Weltreisenden".

„Na, was sagen Sie jetzt?"

Biesemann schweigt.

„Sie geben also zu, daß die Geschichte von Ihrer orientalischen Odaliske Fatime nur ein schönes Märchen ist?" drängt Rolfs.

„Na, z'n Deif'l — ja!" knurrt Biesemann. „Was is 'n weit'r d'rbei? Ae kleener Spaß!"

„Und daß Sie Ihre Weltreisen in Florenz ausführten?"

„Hm, hm — meerscht'ndeehls — ja!"

„Und daß Sie da unten ein böser Tausendsassa waren?"

„Ooch! Ooch!" ruft Biesemann eifrig, stolz den Kopf erhebend.

„Sehen Sie, nun hat der Bösewicht gestanden! . . . Jetzt passen Sie auf!" Rolfs schiebt seinen Arm in den seines Begleiters und geht mit ihm nach einer nahen Bank. „Ich habe heute auch den Dahlheim zum Picknick eingeladen. Er wird kommen, Fräulein Else und mir zu Gefallen. Es war ein tüchtiges Stück Arbeit, ihn dazu zu bringen. Geredet hab' ich, wie zehn Ciceros! . . . Sie müssen sich heute mit ihm versöhnen!"

Verdutzt springt Biesemann von der Bank auf.

„Ich gloobe, Se ham Ihre sämmtlich'n Gedank'n nich alle beiänanner. Se miss'n mal ä bissel z'n Sammeln blas'n!"

„Scherzen Sie nur!" lacht Rolfs jovial. „Sie kommen doch nicht los. Entweder Sie erfüllen meinen Wunsch, oder —" bedeutungsvoll droht er mit dem Finger — „es ist vorbei mit Ihrem Nimbus als „großer Weltreisender"."

Er steht auf und nähert sich Biesemann, der, um seiner stillen Wuth Luft zu machen, mit seinem Stock ein paar vorzeitig emporsprossende Maiglöckchen köpft.

„Den „Stillen Ozean" haben Sie niemals gesehen," erklärt Rolfs rasch und mit Nachdruck. „Mit Ihrer „Orientfahrt" ist's auch Essig; die Pyramiden sind Sie bloß in Ihrer Phantasie hinaufgeklettert; Ihre Kämpfe mit den Arabern haben Sie geträumt! . . . Hm, wenn das der Reiseclub „Ozean" erfährt — ich glaube, geradezu eine Revolution bricht aus."

Biesemann erwidert nichts. Wozu auch leugnen! Dieser flotte Weltmann mit dem spöttisch lächelnden Gesicht ist ihm über — Biesemann fühlt es genau. So begnügt er sich damit, möglichst unbefangen in die Landschaft zu starren und dabei abzuwarten, was noch folgen wird . . .

„Also entweder Sie erfüllen meinen Wunsch," fährt Rolfs abermals eindringlich fort, „oder ich —"

Er bricht ab, um Biesemann Zeit zum Ueberlegen zu lassen.

„Ei, sin Sie ä Deif'l!" seufzt dieser. „Ich — ich — ich den Dahlheim —"

Ersichtlich kämpft er mit seinem Stolz. Aus seinen kleinen, pfiffigen Augen schießen verstohlene Blicke hinüber zu Rolfs, der sich wieder ins Gras geworfen hat und

ein paar Blumen an seinem Hut befestigt. Plötzlich ruft er rasch und energisch:

„Nee, nee — un nochmals nee!"

Ohne Biesemann anzusehen, anscheinend nur mit seinem Waldblumensträußchen beschäftigt, sagt Rolfs leichthin:

„Aber erst, wenn die Geschichte mit der Marietta-Fatime bekannt wird! Wenn ich meine schöne Photographie zeige aus dem Teatro San Felice —"

„Ich — ich kann's nich," stöhnt Biesemann. „Nee, ich kann's nich! . . . Biesemann, das kannste nich!" wiederholt er erregt.

Kleine Pause.

Mit einem vergnügten Jodler springt Rolfs auf und tritt zu dem noch immer mit sich kämpfenden Biesemann.

„Und doch ist diese Aussöhnung so leicht," entwickelt er heiter. „Ein einziges kleines Wörtchen thut's, das hier am Rhein alles rasch ausgleicht. Das ist so schnell gesagt —"

Biesemann stutzt.

„Bloß ä eenzig's Wört'l? . . . Wie heeßt's denn, das Wört'l?"

„Prosit!" ruft Rolfs übermüthig.

„Brost? Brost?" wiederholt Biesemann erstaunt. „So ä ganz kleens Wörtl'l?"

„O, ein Zauberwort!"

„Warum denn?"

„Weil es immer von strahlenden Gesichtern gesprochen wird! Weil es auch die verschlossensten Herzen öffnet! Weil es harte Köpfe versöhnt! Weil es nur glückliche Menschen sprechen!"

Lebhaft, in vollster Begeisterung schmettert Rolfs diese Lobeshymne auf das Wörtchen „Prosit!" hinein in die blühende Landschaft.

„Brost?" wiederholt Biesemann zögernd. „Brost? . . . Un dann erfährt niemand äwas von da unt'n? . . . Von Florenz? . . . Von d'n Rees'n?"

„Niemand!"

„Keene Katze?"

„Keine Katze!"

„Alles stumm?" Biesemann legt ostentativ den Finger auf den Mund.

„Stumm!" erwidert Rolfs mit derselben Geste.

Kleine Pause, während welcher Biesemann ein paarmal das verhängnißvolle Wörtchen für sich probirt.

„Brost! . . . Brost! . . . Ich weeß es noch nich genau; abber vielleicht riskier' ich's . . . Ich werd' mer'sch ob'n uff d'r Aussicht ieberleg'n . . . Komm' Se!"

XVIII.

Beim Picknick.

„(H)alt! (H)alt!"

„Nein! Nein!"

„Else mia! Else mia! O, sie sich (h)at verkriecht!"

„Verkraucht!"

Hinter einem epheuüberwucherten Trümmerhaufen springt Else hervor, balancirt dann auf einer rissigen, vielfach zerbröckelten Mauer weiter und will jetzt hinab auf die frische Rasenfläche hopsen.

Rasch folgt ihr Emilio.

„Ick Dir will (h)elfen, Else mia!"

„Nein, nein — ein rheinisches Mädel springt allein!"

Hopp — mit einem leichten, anmuthigen Satz hat sie den Boden erreicht.

Jetzt klettert auch Emilio herunter.

„Du sein meine kleine — meine kleine — — wie (h)eißt die schöne Thier, das durch die Wald läuft so schnell?"

„Hirsch!" ruft Else, indem sie davon huscht und sich hinter einen finsterbrütenden Felsblock versteckt.

„Nein — nicht (H)irsch —"

„Ratte?"

„Nein, nein. Eine Thier, so schön, so schlank, die so springt über die Gefelse!"

„Hase!" neckt Else, mit einer schalkhaften Grimasse ihr frisches Gesichtchen hinter dem trotzigen Steinblock hervorschiebend.

„No, no — eine sehr schöne, eine edle Thier. So groß —" er zeigt mit der Hand die Höhe.

„Ah, Reh"!"

„Si, si, ja — Reh!" jubelt Emilio. Mit einem Sprung ist er neben Else hinter dem Versteck. „Du sein meine schöne, schlanke Reh!" lispelt er zärtlich und küßt innig die halbgeöffneten, frischen Mädchenlippen.

Bald erscheinen auch Mimi und Dahlheim auf dem Plan — doch sie kommen nicht über die Mauer, sondern benutzen den bequemeren, moosbedeckten Fußpfad, auf dem freilich hie und da neugieriges Wurzelgeflecht und Farrenkraut vom Boden aufragt.

„Aber Else, Du bist doch gelaufen, wie unsinnig; da konnt' ich nicht mit!" keucht Mimi. „Huh, meine Füße! Das brennt entsetzlich!"

„Sie werden wieder so eine Art Papierstiefelchen tragen, denen bloß noch ein tüchtiger Regenguß fehlt und sie gehen sofort aus dem Leim!" spottet Dahlheim.

Jetzt bemerkt er Else, die sich beim Nahen des Vaters verschämt aus Emilios Armen befreit hat.

„Da bist Du ja, kleiner Wildfang!"

Er faßt die Liebenden bei den Händen und führt sie an ein mächtigklaffendes Mauerloch. Drunten weit ausgebreitet die gottvollste Landschaft, majestätisch durchwallt vom blinkenden Strom.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser in den Vogesen.

Stimmungsbild aus dem Elsaß.

Von Eugen König.

(Schluß.)

Unser Kaiserpaar, das nur von kleinem Gefolge begleitet, gewissermaßen als Touristen den Odilienberg von Straßburg aus besuchte, wurde am Eingang der Konventkirche durch den Bischof von Straßburg als Besitzer des Klosters empfangen und in die Kreuzkapelle und Odilienkapelle geführt. Nach der Besichtigung der zahlreichen Sehenswürdigkeiten und Alterthümer wurde eine Erfrischung gereicht und sodann ein Rundgang um die Heidenmauer angetreten, eines der kolossalsten Denkmäler vorhistorischer Zeit. Sie umzieht in einer Dicke von 1,70 Meter den Rand des Plateaus des Odilienberges, dehnt sich aber dann östlich noch kilometerweit über den Männelstein und andere Bergeskuppen. Die mächtigen Steine sind ohne Mörtel aufeinander gelegt, verbunden durch Eichenklötze in der Länge von 20—25 Centimeter, welche die Form „doppelter Schwalbenschwänze" haben. Die Spuren der Ausmeißelung liegen an vielen Orten zutage.

Das Wetter war, wenn der drohende Regen auch nicht herniederging, nicht klar, daher blieb die wundervolle Aussicht dem Kaiserpaar verdeckt. Der Rückweg der kaiserlichen Touristen führte nach Oberehnheim, einer alten ehemaligen freien Reichsstadt, die bis heute in einzelnen Gebäuden den Charakten des Mittelalters und der Renaissanceperiode wohl bewahrt hat. Der Empfang Seitens der Bevölkerung war ein überaus herzlicher. In undurchdringlichen Reihen bildeten tausende und abertausende festlich gekleidete Personen jeden Standes und jeden Alters in den prachtvoll mit Blumen, Kränzen und Fahnen geschmückten Straßen Spalier. Stundenweit waren die Bewohner der kleinsten Ortschaften des Kantons hergekommen, um dem Kaiserpaar ihre Huldigung darzubringen. In der Nähe des Bahnhofs war eine Tribüne errichtet, auf welcher ungefähr 200 Frauen und Jungfrauen in den Trachten sämmtlicher Ortschaften der umliegenden Kantone Aufstellung genommen hatten. Welch' eine Farbenpracht bot sich dem Auge dar! Das Kaiserpaar war über die sinnvolle Huldigung sichtlich erfreut und Ihre Majestät nahm Gelegenheit, die Ehrenjungfrauen, welche vor dem Verlassen der Stadt einen Ehrentrunk kredenzten, in ihrer malerischen Tracht vom Coupéfenster aus mit einem kleinen photographischen Apparat aufzunehmen.

Der nächste Tag sah unser Kaiserpaar in Schlettstadt, dieser alten Gerichtsstätte, wo einst das Oberhaupt des alten römischen Reiches zu Gericht saß. Die Hohenstaufen hoben den festen Ort zu hoher Blüthe, und die Bürger vergalten den Kaisern diese Gunst durch unbedingte Ergebenheit. Treue um Treue, so war der Wahlspruch der Schlettstadter. Der Bund der zehn freien Reichsstädte im Elsaß hatte in Schlettstadt seinen Vorort.

Der Empfang, der dem Kaiserpaar in Schlettstadt bereitet wurde, gestaltete sich zu einer wahrhaft imposanten Kundgebung. Wenn am Tage zuvor in Oberehnheim Tausende von Personen die Straßenzüge, Häuser, Zäune und Bäume dicht besetzt hielten, um den Majestäten beim Passiren der Stadt ihre Huldigungen darzubringen, so zählte das Schlettstadter Festespublikum nach Zehntausenden. Alle Häuser waren vom Dachfirst bis in das Erdgeschoß hinein mit Blumengewinden, Kränzen und Flaggen geschmückt, und schier unabsehbar staute sich die Bevölkerung zu beiden Seiten der Straße, welche das Kaiserpaar passirte, bis 5 Kilometer außerhalb der Stadt in der Nähe von Wanzel, von wo ab der Weg mitten durch dunklen Tannenforst zur Hohkönigsburg allmählich hinansteigt.

„Die schönste Ruine ist das Schloß zu Heidelberg; nach diesem kommt aber gleich die Hohkönigsburg im Elsaß." Diesen Ausspruch wird jeder bestätigen, der einmal auf den Trümmern der einst so mächtigen Veste gestanden hat und von ihnen aus die entzückende Rundsicht auf die Waldberge der Vogesen, das Rheinthal, welches der deutsche Strom gleich einem breiten Silberband durchzieht, die bläulich schimmernden Berge des Schwarzwaldes und die Schneegipfel der Alpen genossen hat.

Die Burg selbst stammt aus dem 13. Jahrhundert. 1633 berannten die Schweden das Schloß von der eine halbe Stunde westlich gelegenen „Fischerschanze" aus; zerstört wurde es wahrscheinlich erst von den französischen Umsturzmännern im Jahre 1789.

Die Anlage der Burg ist derart, daß eine ...
starke Umfassungsmauer das Ganze umg...
erheben sich zwei gewaltige Thürme. ...
die zum Wohnen dienten. Besor...
sogenannte Löwenthor, ...
haltenen festen Gewölbe.

Das Kaiserpaar nahm...
unterhalb der Ruine steht

stieg sodann wieder die Wagen zur Auffahrt nach der Hohkönigsburg. Die Majestäten ließen sich die Baulichkeiten ausführlich erklären und folgten an der Hand von Zeichnungen den Erläuterungen dazu mit sichtlichem Interesse.

Längere Zeit wurde auf der höchsten Spitze des Thurmes verweilt, wo der Bürgermeister von Schlettstadt dann, als das Kaiserpaar wiederholt sein hohes Interesse an der alten Veste ausgedrückt hatte, die Hohkönigsburg Namens der Stadt Schlettstadt, als Eigenthümerin der Burg, dem Kaiser zum Geschenk machte. Se. Majestät dankte dem Vertreter der Stadt mit herzlichen Worten. Für das Elsaß ist es ohne Frage von großer Bedeutung, daß der deutsche Kaiser eines der hervorragendsten historischen Denkmäler des Landes in seinen Privatbesitz übernommen hat.

Fürwahr, es ist ein schönes, ein gesegnetes Bergland, unser Elsaß! Auf Schritt und Tritt begegnen wir Spuren alter Mönchskultur, welche die Urwildniß zuerst zugänglich machte; in den Thälern treffen wir die neue gewerbfleißige Zeit in ihrer frischen Blüthe. In den weiten Waldungen tiefste Stille und Einsamkeit, auf den hohen seltsamen Felsgebilden, um welche Frau Saga ihre nebelhaften Schleier gewoben hat, hellschimmernde Bergseen, welche als stumme Zeugen gewaltiger Naturereignisse zurückgeblieben sind, die herrlichste Fernsicht über die blühenden fruchtbaren Hänge und Gefilde des Elsaß hinweg bis zu den silberglänzenden Alpen!

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Vogesen bei den deutschen Touristen und Sommerfrischlern mehr Geltung zu verschaffen. Der Wasgau ist unstreitig das schönste Mittelgebirge Deutschlands, und Niemanden wird es gereuen, seine Schritte dorthin gelenkt zu haben.

Seit einigen Jahren existirt auf dem Bahnhofsplatz in Straßburg ein „Offizielles Verkehrs-Bureau", in welchem völlig unentgeltlich Auskunft über Luftkurorte und Sommerfrischen, Hotel-Verhältnisse, Eisenbahn- und Posten-Verkehr in den Vogesen ertheilt wird. Jeder Auskunft, ob mündlich oder schriftlich verlangt, wird ein illustrirter Führer durch Straßburg und die Vogesen gratis beigegeben. Auf Wunsch werden Prospekte von Vogesenhotels aller Höhenlagen übersandt und fachgemäße Rathschläge ertheilt.

Allen aber, die bei Gelegenheit des Besuches der nächstjährigen Pariser Weltausstellung ihren Weg über die elsässischen Gaue nehmen, sei ein Abstecher in den Wasgau dringend ans Herz gelegt. Jeder wird eine Fülle schöner Erinnerungen aus den Vogesen mit nach Hause nehmen, die seinem Gedächtnisse nie entschwinden werden. Darum

Auf in die Vogesen!

Mannigfaltiges.

— Wie Balzac gehungert hat. Frankreich wird in diesem Monat den hundertsten Geburtstag seines größten Romanciers festlich begehen. Die bevorstehende Centennar-Feier hat allerlei bisher unbekannte Balzac-Dokumente ans Licht gebracht. So veröffentlicht der „Temps" gegenwärtig eine Reihe von intimen Briefen des berühmten Schriftstellers. Man wußte bereits, daß Balzac sein ganzes Leben lang mit schweren materiellen Sorgen zu kämpfen hatte. Daß er aber zeitweise buchstäblich kein Brot gehabt, erfährt man erst aus diesen Briefen. Unterm 2. November 1839 schreibt er:

„Ich habe schreckliche Qualen ausgestanden; es ist unmöglich, Ihnen auch nur ein Wort davon zu schreiben. Zwei Mal war ich so weit, daß mir Brod, Licht, Papier gemangelt haben. Wie ein Hase und ärger als ein Hase bin ich von den Gerichtsvollziehern gehetzt worden. Jetzt befinde ich mich hier in Jardies, allein und von Allen verlassen . . ."

In einem Briefe vom Februar 1840 findet sich folgende Stelle:

„Sie wollten mir also nicht mehr schreiben, weil meine Briefe so selten kamen? Ja, sie kamen so selten, weil ich nicht immer das Geld hatte, um sie zu frankiren, und weil ich es Ihnen nicht sagen wollte. So weit ist meine Noth gegangen, und noch weiter! Es ist sehr schrecklich und sehr traurig, aber es ist wahr. Jawohl, ich habe Tage erlebt, an denen ich stolz war, wenn ich auf den Boulevards eine Semmel essen konnte!"

Jetzt ist im Pariser Salon schon das zweite Balzac-Denkmal ausgestellt. Es scheint nun einmal ein Gesetz des Wettlaufs zu sein, daß man die großen Dichter während ihres Lebens hungern läßt und sie dann nach ihrem Tode mit Monumenten abfindet.

Denkspruch.

Aus reicher Fülle des Gemüths
Des Lebens Mangel sich ergänzen,
Und mit den Lilien des Lied's
Und Rosen sich die Schläfe kränzen,
Wem solches Glück ein Gott beschert, —
Das Schönste hat er ihm gewährt.

Conz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 106. Dienstag, den 9. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

32 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

„Der Rhein ist das einzige Wasser, welches mir sympathisch ist,“ lacht Dahlheim.

„Ich kann mir die Welt ohne Rhein gar nicht denken!“ meint Else sinnend.

„Und ick mir nicht die Rhein ohne die „Röschen vom Rhein“!“ fügt Emilio zärtlich hinzu.

„Seit er verlobt ist, spricht er viel besser Deutsch,“ neckt Dahlheim, den Italiener jovial auf die Schulter schlagend.

„Si, si, — ick (h)abe gelernt die schönste Wort in die ganze deutsche Sprak — die Wort „Braut“!“

„Steht das auch in Ihrer Grammatik?“

„O, ick jetzt werfen die Grammatik in die Rhein!“ ruft Emilio übermüthig. „Meine Braut, das sein jetzt meine lebendige Grammatik!“

Und wieder zieht er Else zu sich heran.

Schmunzelnd betrachtet der alte Dahlheim das glückstrahlende Paar. Dann sagt er bedächtig:

„Nicht so zärtlich, Kinder! Ihr wißt, Eure Verlobung wird erst morgen bekannt gemacht. Heute braucht's noch nicht alle Welt zu wissen!“

„Siehst Du!“ neckt Else, Emilio neckisch mit dem Finger drohend. „Also hübsch ruhig, Herr Doktor!“

„O, ick sein wieder ganz ruhik, mein Fräulein,“ erwidert Emilio mit einer zeremoniellen Verbeugung.

Mimi hat sich inzwischen schwerathmend auf einen Stein gesetzt. Ihr elegantes, modefarbenes Promenadenkostüm, das knapp die vollen Formen umspannt, ist nicht fürs Bergsteigen eingerichtet — ach nein!

Auf Dahlheims Bemerkung, daß es hier oben ein schönes Echo gebe, erwidert sie lebhaft, ohne sich von ihrem Sitz zu erheben:

„Ich werd's gleich mal probiren.“ Dann schmettert sie los: „Holla — lo — hihi!“

Sie horcht eine Weile . . . Kein Widerhall erfolgt.

„Es gibt ja gar keins,“ schmollt sie enttäuscht.

„Doch, es lebt noch, das alte Echo!“ lacht Dahlheim. „Man muß es nur zu finden wissen!“

Er tritt ein paar Schritte zurück und ruft mit seiner dröhnenden Baßstimme:

„Hollah!“

Und „Holla!“ echot es prompt aus dem Gemäuer.

Else und Emilio kommen heran.

„Juchhei, die Rhein!“ jubelt der kräftige Tenor des Italieners.

„— hei die Rhein!“ jubeln die altersmüden Trümmer.

„Emilio!“ schmettert Elses frische Stimme.

„Emilio!“ kichert's koboldartig aus der Felswand.

„Ich auch einmal!“ ruft Mimi, sich seufzend von ihrem Ruhesitz erhebend.

„Mimi!“ schreit sie mit ihrem spitzen Diskant hin über das Steingeröll.

„Mimi!“ gibt ebenso schrill das gefällige Echo zurück.

„A — a — ach?“ macht Mimi bewundernd und flötet sogleich noch einmal ihren wohlklingenden Namen in die blühende Landschaft.

Auch Rolfs und Biesemann erreichen endlich nach ihrer verhängnißvollen Unterhaltung die Ruine.

„Vorwärts, Sie großer Bergsteiger!“ kommandirt Rolfs, mit kräftiger Hand den ihm folgenden Biesemann, der pustet und keucht wie eine Dampfmaschine, bei der das Ventil zu enge gerathen ist, über den letzten niedrigen Trümmerhaufen ziehend.

Jetzt sind sie oben.

„Ei Verdimiahn!“ stöhnt der brave Sachse. „Sie klettern doch wärklich wie — — mer mecht' Se am liebst'n bei'n Schlaffittch'n nehm'! Z'n Glick gibt's bald was ze schnabelier'n!“

Bei Biesemanns Anblick verfinstert sich Dahlheims Gesicht. Warum hat er auch den Bitten seiner Tochter und Rolfs' nachgegeben und ist mitgekommen! Wie konnte er nur so schwach sein . . .

Mißmuthig vor sich hin brummend, zieht er sich hinter das Gemäuer zurück. Vielleicht kann er von dort aus unbemerkt die Ruine verlassen.

„Holla — lo — hihi!“ ertönt jetzt Sigrids tiefe Stimme von unten herauf.

„Holla — lo — hihi!“ antwortet Else melodiös, den Schlängelweg hinunterlugend, auf dem soeben Sigrid und Alsen in lebhaftem Gespräch emporklimmen.

Schon nach wenig Minuten tauchen die beiden hohen Gestalten hinter der Mauer auf. Alsen sieht ein wenig erregt aus, während Sigrids von der Anstrengung des Bergsteigens sanft geröthetes Antlitz heitere Ruhe zeigt.

„Ich bitte um Verzeihung, daß wir so spät kommen,“ sagt sie mit schelmischem Blick auf ihren Begleiter. „Der Herr Kapitän hat nicht richtig geführt.“

„Ich hab' den Kurs verloren!“ entschuldigt sich Alsen. „Mit dem „Volldampf voraus“ will's nicht immer gehen.“

„Wohl ä bissel in d'n Nebel gerath'n, was?“ neckt Biesemann.

„Das nennen wir Landratten „verlaufen“!“ lacht Else, die Freundin zärtlich umarmend.

Scherzend und lachend lagert man sich zum Picknick. Die Körbe mit ihrem leckern Inhalt stehen schon bereit. Fräulein Berger hat sie von einem Waldhüter vollends heraufschleppen lassen.

Mit Hülfe der alten Dame packen die jungen Mädchen die appetitlichen Herrlichkeiten aus. Else breitet ein weißglänzendes Tischtuch auf den moosigen Boden, während Mimi den Braten auf die Teller legt und Sigrid Brot schneidet.

Es ist ein anmuthiges Bild, die drei frisch erblühten Mädchengestalten geschäftig herumhantiren zu sehen. Dem Zauber dieser holden Weiblichkeiten kann sich keiner der anwesenden Herren entziehen.

Else und Emilio wetteifern darin, in ihrem Benehmen zu einander so fremd und kühl wie möglich zu erscheinen, und nur, wenn sie sich unbeobachtet glauben, tauschen sie rasch einen innigen Blick, berühren sich ihre Hände für einen Augenblick in zärtlichem Druck.

Rolfs läßt sich durch diese anscheinende Gleichgiltigkeit der beiden vollständig täuschen. Fester denn je glaubt er an seinen Sieg, und mit heißem Verlangen ersehnt er den Abend herbei, wo er beim Rückweg durch den schweigsamen Wald seinen Arm um die zierliche Taille des reizenden Mädchens legen und von ihren süßen Lippen das Geständniß ihrer Liebe vernehmen wird . . .

Jetzt alles zum fröhlichen Schmause gelagert.

Auf einem geborstenen Felsblock thront Else — „die Königin des Festes“ — wie Rolfs ihr mit feurigem Blick zuraunt. Lang ausgestreckt liegt er zu Füßen seiner Angebeten. Er sonnt sich förmlich in ihrer süßen Anmuth.

Ein paar Schritte entfernt sitzt Emilio, anscheinend in die Speisen vertieft, aber in Wirklichkeit eifersüchtig jeden verdächtigen Blick des Nebenbuhlers überwachend.

Soeben präsentirt Sigrid auf einem umfänglichen Krystallteller eine ganze Fleisch-Symphonie. Dabei ist sie mit rührender Sorgfalt bemüht, dem Kapitän, der in seiner Unbeholfenheit stets zuzulangen vergißt, die besten Stücke zuzuwenden.

„Na, Freilein Sigrid, ich bin ooch noch da!“ ruft Biesemann neckend. „Das Vief da lacht mich so scheene an. Ich mecht 'n ooch meine Hochachtung ausdrick'n... Un erst d'r Limburger! Dageg'n kann mer mit keen' Fuder Veilch'n anduft'n!“

„Bitte, keine persönlichen Beleidigungen gegen den Limburger!“ ruft Rolfs übermüthig. „Wie steht's übrigens mit der Feuchtigkeit?“

„Nadierlich! Ooch äwas ze picheln! Meine Kehle is geradezu neigierig uff än gut'n Schluck. Raus mit 'n Gläsern!“

In größter Verlegenheit fingert Fräulein Berger in einem der Körbe herum.

„Hm, der Franz —“ murmelt sie.

„Was is 'n los mit d'n Schlingel?“ fällt Biesemann ärgerlich ein. „D'n ganz'n Nachmittag hab' ich 'n noch nich geseh'n.“

„Wir haben —“ stottert Fräulein Berger.

„Nur keene lange Quatscherei! Was ham Se?“

„Wir haben — die Gläser vergessen. Nur zwei Stück sind da.“

Mit Thränen in den Augen hält die gute Alte zwei feingeschliffene Römer hoch.

„Herrcheeses, da ham Se enne hibsche Verleg'nheet zesamm'gebrieht!“ donnert Biesemann. „Was mach'n mer nu?“

„Wir trinken aus die bottiglia!“ ruft Emilio, die Hand an den Mund führend und das Trinken mit der Flasche nachahmend.

Während Mimi ein entsetztes „A — a — ach?“ hören läßt, steigt in Rolfs' Hirn eine großartige Idee auf.

„Aus den zwei Gläsern trinken unsre beiden Senioren — die Herren Biesemann und Dahlheim!“

„Ja, ja, die beiden Senioren!“ schallt es durcheinander.

Doch wo ist Dahlheim?“

Mit einem Satz springt Else von ihrem Felsblock herunter. Ein Blick hinter die Mauer, und schon haben ihre scharfen Augen den Vater entdeckt, der dort schwer gelangweilt auf und ab promenirt.

Sie eilt zu ihm, sie schlingt die Arme um seinen Hals, sie täschelt mit ihren weichen Händchen sein stoppelbärtiges Kinn.

(Fortsetzung folgt.)

Soubrettenschulen.

Zu den Instituten, die sich der Ausbildung der weiblichen Erwerbsfähigkeit widmen, hat sich neuerdings in Berlin eine eigenartige Gattung gesellt — die Soubrettenschule.

Von der Theaterschule unterscheidet sich die Soubrettenschule dadurch, daß sie ihre Elevinnen nicht für das Theater, sondern für das Variété heranbildet und bei der starken Vermehrung der großen und kleinen Variétébühnen im ganzen lieben deutschen Vaterland, kommt die Soubrettenschule ja thatsächlich einem „tiefgefühlten Bedürfniß" entgegen.

Während früher die Ausbildung einer Variétésängerin gewöhnlich einem an der betreffenden Bühne beschäftigten Kapellmeister, der auch oft nur ein Klavierspieler war, anheimgegeben wurde, hat die moderne Soubrettenschule den Vorzug, unter der Leitung einer wirklichen früheren Theatersoubrette zu stehen, die sich nicht nur die musikalische, sondern auch die schauspielerische Ausbildung ihrer Schülerinnen angelegen sein läßt.

Das Wörtchen „Soubrette" hat einen leichten Klang und es gehört zu den bisher ungebrochenen Traditionen, sich unter einer Soubrette, namentlich wenn sie zum Variété gehört, eine junge Dame vorzustellen, die man sich am besten in lustiger Gesellschaft bei Champagner und Austern zu denken hat. Ein Einblick in eine solche Schule zeigt die Sache aber anders. Die jungen Damen, die hier Unterricht genießen, werden meistens von der Noth dazu getrieben. Sie wollen eben Geld verdienen lernen und oft nicht nur für sich allein. Manchmal ist auch noch eine Mutter da, für die gesorgt werden muß, oder die Schülerin ist sogar schon verheirathet, hat einen Mann und Kinder, der Mann hat mit seinem Geschäft Unglück gehabt und nun muß die junge Frau die Ernährerin werden. Ein bischen Stimme, ein leidlich hübsches Gesicht ist vorhanden, denn ohne diese beiden Requisiten würde die „gnädige Frau" eine Schülerin gar nicht annehmen wollen und nun wird, was von Geld noch da ist, für die Ausbildung verwendet. Man läßt sich ausbilden als „Liedersängerin", als „Kostümsoubrette," „Tanzsoubrette" oder „Excentricsängerin".

Eine Klage der großen Variétédirektoren ist es, daß unter den Soubretten diejenigen deutscher Herkunft im Gegensatz zu den Französinnen und selbst Engländerinnen fast durchgängig eine uninteressante Schablone bilden, weil die wirklichen künstlerischen Kräfte eben lieber zum Theater gehen. Der Mangel an geeigneten guten Possen und andrerseits die höheren Gagen, die das Variété im Vergleich zum Theater zahlt, verursachen es jetzt aber immer mehr, daß sich auch bedeutende Talente deutscher Nationalität dem Variété zuwenden.

Solche Talente zu entdecken und heranzuziehen, ist auch der Ehrgeiz der Soubrettenschule, nur sind sie so selten und so muß sich die Lehrerin oft darauf beschränken, der Schülerin so und so viel „Nummern" mit ganz genauer Angabe der Gesten, der Pointirung, selbst der Fußbewegungen förmlich einzupauken. Die Hauptsache ist und bleibt, möglichst schnell ein Engagement zu bekommen, wenn auch mit kleiner Gage, nur damit man einmal „anfängt". Schon nach wenigen Wochen, ja, wenn es sein muß, schon nach wenigen Stunden hat die „gnädige Frau" die Schülerin so weit gebracht. Eine Berliner Singspielhalle mit 60 Mark monatlicher Anfängerinnengage bei dreitägiger Kündigung ist schnell gefunden. Eine Hauptsache ist dabei immer das Kostüm, das bei einer in diesem Fache akkredirten Spezialkünstlerin angefertigt wird.

Der Preis für ein Kostüm bescheidensten Genres — natürlich muß es trotzdem Seide sein — beträgt mit „Garnitur", das heißt dem Unterkleid und Strümpfen und Schuhen, etwa 120 Mark. Hat die Sängerin Talent und Glück, so geht es langsam oder schneller mit ihrer Laufbahn aufwärts, erst ins Panoptikum, dann in ein besseres Engagement nach „außerhalb" und treffen alle Zukunftsträume ein, schließlich auf die Bühne des Wintergartens oder Apollotheaters in Berlin, die an Ruhm und Gage für die Variétésoubrette das bedeuten, was für die Schauspielerin früher das Wiener Burgtheater war.

Mannigfaltiges.

— Das Heufieber. In der gegenwärtigen Jahreszeit scheint es nicht unangebracht, die Aufmerksamkeit auf eine Frühjahrskrankheit zu lenken, die, seit etwa 100 Jahren in England bekannt, in neuerer Zeit auch in Deutschland häufiger aufzutreten beginnt: Das Heufieber, auch Heuschnupfen, Heuasthma oder Bostock'scher Sommerkatarrh genannt. Es besteht in einer Reizung der Schleimhäute und äußert sich in krampfhaftem, explosivem zuweilen zwanzigmal und öfter wiederholtem Niesen und ununterbrochenem Laufen der Nase, in Bindehautentzündung und Thränen der Augen, zuweilen auch

in stechenden Schmerzen der Ohren. In schweren Fällen gesellt sich dazu überaus qualvolles Asthma, das jedoch bei den ersten Jahresanfällen noch zu fehlen pflegt. Maßgebend für die Unterscheidung des Heufiebers von anderen ähnlichen Krankheiten ist sein regelmäßiges, alljährliches Auftreten in der gleichen Vegetationsperiode. Es beginnt meist, wenn auch nicht immer, in der Zeit zwischen dem 27. Mai und dem 2. Juni. Offenbar steht es mit den in der Luft verbreiteten Pollen gewisser Blüthen in ursächlichem Zusammenhang, doch scheinen dieselben nur als Infektionsträger zu fungiren. Die Anfälle, welche übrigens schon in der Kindheit beginnen können, zeigen die Tendenz, sich von Jahr zu Jahr zu verschlimmern, währen, von manchen indirekt durch sie veranlaßten, nachträglichen Beschwerden abgesehen, etwa sechs Wochen, pflegen dagegen den Patienten während des ganzen übrigen Jahres zu verschonen. Ein dauernd wirkendes Heilmittel ist noch nicht bekannt, wohl aber gibt es ein Mittel zur Verhütung des einzelnen Anfalls: Das Aufsuchen von Orten mit sogenannten „immunen Klima." Der geeignetste derartige Ort für das nördliche Deutschland ist die Insel Helgoland, die, durch eine acht deutsche Meilen breite Seefläche vom Festlande getrennt, gegen die Pollenzufuhr gut geschützt ist. Leider kommt ihre segensreiche Wirkung, die auch bei den schon von dem Anfalle Ergriffenen niemals versagt, den meisten Leidenden nicht zu gute. Denn das Heufieber ist namentlich im Osten und Süden Deutschlands noch eine so neue Erscheinung, daß nur wenige Aerzte es selbst beobachtet haben, viele es noch ins Gebiet der Fabel verweisen und daß die Diagnose auf Heufieber überaus selten gestellt wird. Die Folge ist, daß fast sämmtliche Patienten dieser Art jahrelang ja oft jahrzehnte lang falsch behandelt werden, bis sie irgend ein Zufall auf den rechten Weg führt. Ein regelmäßig wiederkehrender Mißgriff ist es namentlich, daß sie nach Ueberwindung des Jahresaccesses zur Erholung in das Gebirge geschickt werden, wo die zurückgebliebene Vegetation einen erneuten Ausbruch des Uebels zur Folge hat. Aufklärung ist hier im Interesse zahlreicher Leidenden dringend geboten. Um sie zu verbreiten, hat sich ein „Heufieberbund zu Helgoland" gebildet, der auf Anfragen von Seiten der Aerzte und Patienten bereitwilligst Auskunft ertheilt.

— „Falsche Lehre." Im „Lutheraner" erzählte unlängst Einer, der sich „Buschpastor" schrieb, von seinen Amtserfahrungen in Amerika und unter obigen Worten brachte er folgende Geschichte: „Falsche Lehre! Auch deren bin ich einmal beschuldigt worden. Kommt da einer meiner Nachbarn zu mir und sagt: „Herr Pastor, de ole Vader Krischan, de von de ole missourische Ge[meinde] in X. hieher tagen is, de olle Quesenkopp u[nd] Klookfnut, de jümmers wat to räsonneeren hett, de he[t] segt, Se wören keen richtigen Pastor nich, Se harre[n] falsche Lehre." Ich: „So—o? Dann wollen wir Bei[de] mal hingehen und nachfragen." Er: „Och, ick harr S[ee] dat eegentlich gar nich vertellen schult." Ich: „Das i[st] richtig. Jetzt aber müssen Sie mit." — Wir gingen al[so] zu dem alten Manne, der früher Glied einer sch[on] älteren Gemeinde gewesen war. „Nun Vater K.," sag[te] ich, „was habe ich denn für falsche Lehre?" Er: „O[ch] Herr Pastor, das is mi aber doch recht schanierlich, d[at] See dat hört hefft. Dat harr min Nahwer See nic[h] toodrägen schullt." — Ich: „Ja, das ist wahr, er hät[te] erst mit Ihnen sprechen sollen. Aber gesagt werden S[ie] es doch wohl haben." Er: „Na, ja, seggt heff ick't u[n] wahr is et doch ook." Ich: „So—o? Nun, was ha[be] ich denn falsch gelehrt?" Er: „Ick willt See segge[n]. Als ick fläten Dingsdag bei de Kark vorbi ging, [...] lehrten See de Kinners dat Bookstawiren. Und [...] seggten See jümmers: b—ei—bei. Dat is aber do[ch] mien Daag nich richtig. Dat heet ja doch: b—e—i—bei[."] Ich: „Ist das Alles, Vater?" Er: „Ja, Herr Pasto[r."] — Nach einigen kurzen Erläuterungen über die Laut[ir]methode gingen wir ganz vergnügt auseinander.

Humoristisches. Er: „Was würdest Du thun, wenn [ich] Dich jetzt küßte?" Sie: „Stelle mir keine solche Fragen, Geor[g] — Du erregst nur meine Neugier." — „Papa, aus was w[ird] das Salz gemacht?" „Aus Salzwasser, mein Junge." „Und [der] Zucker?" „Aus Süßwasser." — Ethel: „Glaubst Du nicht au[ch,] daß Madges Haar gefärbt ist?" Mabel: „Nein, bestimmt nic[ht."] Ethel: „Woher willst Du es wissen?" Mabel: „Weil ich da[bei] war, wie sie sich's gekauft hat."

Sinnsprüche.

Fast immer hat man bei den Leuten Langeweile, bei de[nen] man sich nicht langweilen darf.

Rochefoucauld

* * *

Sei nicht Gast in verschuldetem Haus!
Neigen trinkt nur der Bettler aus.

M. Haushofer

* * *

Doch wie ihr auch die Sprache schraubt und dreht,
Das beste Deutsch ist, das von Herzen geht.

R. [...]

* * *

„Drei Pflanzen pfleg' in deinem Garten:
Gott über Alles vertrauen,
Auf eigenes Können bauen
Und von den Menschen nichts erwarten."

E. Zie[...]

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 107. Mittwoch, den 10. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

33 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

„Liebes, liebes Väterchen, komm doch zu uns! Deine Gegenwart wird so lebhaft gewünscht!“

Zuerst sträubt er sich. Doch bald läßt er sich von dem zarten Händchen leiten — und plötzlich steht er mitten drinn in der heitern Gesellschaft und hält ein volles Weinglas in der Hand.

Inzwischen hat Rolfs dem Biesemann ebenfalls ein Glas in die Hand gedrückt.

„Na, wie heißt das kleine Zauberwort?“ flüstert er ihm mit einem aufmunternden Rippenstoß zu.

Noch einige Augenblicke kämpft Biesemann mit sich . . . dann nähert er sich langsam Dahlheim. Mit abgewandtem Gesicht stammelt er:

„Brost!“

„Prosit!“ erwidert Dahlheim mit fester Stimme.

Hell klingen die Gläser aneinander.

„Prosit! Prosit! jubeln alle, lebhaft in die Hände klatschend.

Biesemann und Dahlheim blicken einander stumm an; dann lachen sie lustig auf und leeren ihre Gläser in einem Zuge.

„I nu ja,“ ruft Biesemann vergnügt. „Heit ze Dage, wenn mer sich mal geg'nseit'g gebiss'n hat, muß mer sich widder vertrag'n. Was will mer da erst große Hudelei mach'n!“

Zwei Hände fassen sich mit festem Druck, schütteln sich lange, lange — und darüber hin schwebt der Engel der Versöhnung.

Else hat wieder ihren Platz auf dem Felsblock eingenommen. Doch muß sich beim Hinaufklettern ihr Schuhband gelöst haben . . .

Plötzlich stößt sie einen leisen Schrei aus, während unter dem weißen, gestickten Rock ein rothseidener Strumpf hervorschimmert.

Der kleine, gelbe Schuh aber kugelt hinab ins Moos.

Hastig springt Rolfs auf. Ein Griff — hoch hält er den reizenden Schuh wie eine Siegestrophäe empor. Dann läßt er sich schnell vor Else auf ein Knie nieder, während seine Lippen leidenschaftlich flüstern:

„O, dieser süße, kleine Schuh! Der Schuh vom Aschenbrödel! Erlauben Sie, daß ich Ihnen diesen bezaubernden Schuh anziehe, Fräulein Else?“

Doch wie? Was ist das!

Wie ein gereizter Tiger fegt Emilio daher. Ein Sprung — er steht neben Rolfs. Im Nu reißt er ihm den Schuh aus der Hand.

„Pardon, mein (H)err! (H)er damit! Das sein meine Recht!“

Die Stimme des Italieners klingt energisch, bestimmt. Rolfs weicht zurück. Weit sperrt er die Augen auf.

„Wieso — Ihr Recht?“

„Das sein die Schuh von meine Braut!“

Graziös bückt sich Emilio, und schnell zieht er den Schuh über den schmalen, kleinen Fuß.

Mit dem verblüfftesten Gesicht von der Welt tritt Rolfs zurück. Alle schweigen . . . Schwüle Pause . . .

„Wirklich? Ihre Braut?“ fragt er endlich, noch immer zweifelnd, aber sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Ja, Herr Rolfs,“ erwidert der alte Dahlheim mit echtem Vaterstolz. „Die Kinder sind schon seit ein paar Tagen versprochen. Morgen soll die Verlobung gefeiert werden. Ich lade Euch alle dazu ein — auch Sie, Herr Biesemann. Ich habe Sie neulich mit „1892er Drachenhölle“ aus meinem Lokal herausgegrault — mit „1868er Steinberg“, den ich sonst nur selber trinke, will ich Sie und den ganzen Stammtisch wieder einführen.“

„Nu da!“ macht Biesemann — und man weiß nicht recht, gilt dieser verwunderte Ausruf Rolfs' verdutztem Gesicht oder dem großmüthigen Anerbieten Dahlheims.

XIX.

Seemannsglück.

Allmälig senkt die Dämmerung sich herab; tiefe, weiche Schatten breiten sich über das Gefilde, und aus dem vor Kurzem vom heimgehenden Sonnenball noch umglühten Rheinstädtchen tönt die Abendglocke herauf.

Auch die lustige Picknick-Gesellschaft in der Ruine

rüstet sich zur Heimkehr . . . Unter Plaudern und Lachen, Necken und Scherzen geht es abwärts.

Geheimnißvolles Waldweben übt seinen Zauber in der Frühlingsabendweihe . . .

Fester hängt sich Else an den Arm ihres Verlobten . . . Biesemann und Dahlheim, die bisher in heiterm Gespräch daherstiegen, werden ernster . . .

Rolfs ist etwas zurückgeblieben.

O, wie anders hat er sich diesen Nachhauseweg ausgemalt! . . . So oft er aus der Ferne Elses melodisches Lachen oder ein scherzendes Wort Emilios vernimmt, zuckt er zusammen. Nicht etwa, daß ihm ob seiner Niederlage die Seele blutet. Er weiß, solche Herzensstürme, die aufbrausen in Wonne und Pein, muß man überstehen. Dann kommt die Zeit, wo die Wunde vernarbt und man wieder schlafen kann und essen und vom Wetter sprechen . . . Aber ihm ist doch ganz eigen ums Herz, wenn er bedenkt, daß ein anderer als er Elses frische Lippen küssen, beseligt mit ihren Locken spielen, ihre Hand in der seinen halten soll . . .

Er lüftet den Hut und fährt sich seufzend durch das gelichtete Haar.

„Ja, ja," denkt er traurig. „Jugend gehört einmal zu Jugend. Die Natur verlangt ihr Recht. Ob ich mit meinen fünfundvierzig Jahren der richtige Gatte für diesen entzückenden, achtzehnjährigen Sausewind gewesen wäre? Ich glaub's selber nicht . . . Also Kopf oben behalten, alter Junge! Du taugst eben nicht zum Ehemann!"

Mit einem energischen Entschluß eilt er vorwärts; er bietet dem einsam und verlassen dahertrippelnden Fräulein Berger den Arm.

Die alte Dame wird zuerst ganz roth vor Ueberraschung. Den Arm hat ihr schon lange niemand mehr gereicht. Fast zaghaft legt sie ihre zitternden Fingerspitzen auf Rolfs' Arm . . . Doch bald faßt sie Muth, und mit inniger Dankbarkeit lauscht sie dem höflich liebenswürdigen Geplauder des klugen Mannes. —

Und Sigrid?

Schweigend schreitet sie an der Seite des Kapitäns . . . dahin unter den im Frühlingswind wiegenden Eichenwipfeln und rauschenden Buchenkronen. Ihr ist, als ob jene unsichtbaren Fäden, welche bereits bei der Wiederbegegnung sie zu dem ernsten Manne hinzogen, sie immer fester umspinnen . . . Ohne daß die beiden einander suchen, sind sie stets beisammen; ja, ohne es zu wollen, sprechen sie oft die gleichen Gedanken aus . . .

Und morgen soll sie nach Hause zurückkehren, soll sie den Rhein mit seinem wundersamen Zauber verlassen — sie hat es der Mutter fest versprochen.

Ihr ist so eigenthümlich weh ums Herz. Sie möchte weinen und kann es doch nicht.

Das Schweigen ihres Gefährten bedrückt sie. Doch wie dies brechen?

„Gehe ich jetzt bei Ihnen Steuerbord oder Backbord, Herr Kapitän?" fragt sie endlich ganz unvermittelt.

Verwundert blickt Alsen sie an.

„Sie drücken sich ja furchtbar seemännisch aus, mein Fräulein."

„Das beides verwechsele ich stets," fügt sie mit einem traurigen Versuch zu scherzen hinzu.

Wieder schweigt Alsen einige Augenblicke. Dann sagt er zögernd:

„Sie gehen an meiner — H e r z e n s s e i t e, Fräulein Sigrid."

Alsen kann in der Dunkelheit nicht sehen, wie tiefes Roth die Wangen des Mädchens überglüthet.

„Wollen Sie mir den Unterschied zwischen Steuerbord und Backbord nicht erklären?" fragt sie mit leise bebender Stimme.

„Nein, Fräulein Sigrid. Von fachmännischen Ausdrücken erkläre ich Ihnen nichts mehr. Wozu auch?"

„Weil ich mich gerade für das Seeleben am meisten interessire."

Die Dunkelheit nimmt zu. Der Weg verengt sich. Allerhand Gestrüpp ragt aus dem schlüpfrigen Moosboden hervor.

Schon ein paar mal strauchelt Sigrid. Doch der Mann an ihrer Seite wagt nicht, ihr den Arm zu bieten. Es ist, als ob er sich ihr absichtlich so fern wie möglich hält.

„Soll ich Ihnen die Einrichtungen des Hafens erklären?" fragt er freundlich.

„Die kenn ich schon, Herr Kapitän."

„So? Dann lassen Sie mal Ihre Wissenschaft hören!"

Jetzt lächelt Sigrid wirklich.

„Im Hafen gib's den Molo, das Dock, den Leuchtthurm —" beginnt sie aufzuzählen.

„Gut. Weiter!"

„Dampfkrahne —"

„Immer weiter, weiter! Das Wichtigste fehlt noch!"

„Das Wichtigste? . . . Was denn?"

„Der Ankerplatz."

„Der Ankerplatz? . . . Das ist das Wichtigste für's Schiff?"

Sigrid ist stehen geblieben und blickt den Kapitän verwundert an. Ihre klaren Augen leuchten förmlich hinein in die Dunkelheit.

(Schluß folgt.)

Frau Apothekers Liebesgeschichte.

Von Felix v. Stenglin.

(Nachdruck verboten.)

Sie wollte erst nicht, die Frau Apotheker, aber ich brachte sie doch dazu, mir ihre Liebes- und Verlobungsgeschichte zu erzählen.

„Sie wollen sie gewiß aufschreiben!“ sagte sie, worauf ich erwiderte: „Warum nicht? Es bleibt ja nun einmal das Interessanteste im Menschenleben, wie zwei Herzen sich gefunden haben.“

Sie sann nach. „Ja, ja, aber 's ist bei mir solch eigene Sache. Es könnten's Leute nachmachen wollen, und ob das richtig wäre — —“.

„Warum sollte es nicht richtig sein?“

„Nun, eigentlich pflegt doch der Mann sich die Frau zu erobern und nicht umgekehrt, wie's bei uns geschah.“

Er schmunzelte, der Alte.

„Darf ich?“ fragte sie ihn.

„Ob Du darfst?“ antwortete er aus seiner Ecke, wo er bei der Lampe Schein die Zeitung las, und ein Lächeln spielte um seine feinen Züge: „Fragst Du mich denn sonst, ob Du darfst?“

Sie legte ihr Strickzeug in den Schooß und sah ihn mit einem strengen Blick an. Dann aber zuckte es um ihre Mundwinkel.

„Ich zweifle manchmal daran, ob ich recht that,“ meinte sie, wieder zu mir gewandt. „Nämlich wenn er so häßlich ist wie eben. Wissen Sie, was ich glaube? Es ist noch das Aufbäumen des bezwungenen Helden.“

„Das scheint mir auch,“ warf der alte Herr freundlich ein. „Ich rassele mit meinen Ketten.“

Sie lachte. Dann nahm sie ihr Strickzeug wieder vor, die Nadeln flogen und sie sann und sann ....

Und dann erzählte sie.

„Zweiundvierzig Jahre sind's her. Da geschah's. Und meine ärgste Feindin hat mir dazu verholfen ...

Eines Tages spiel' ich Ball mit meiner jung verheiratheten Freundin, da geht ein Herr dicht am Gartenzaun vorüber. Sieht uns gar nicht an. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf vornüber wie in schwere Gedanken versunken, so geht er dahin.

Emilie hielt ihn für 'nen früheren Offizier, ich für 'nen Ausländer, Dichter oder Schauspieler.

Am nächsten Abend kommt er wieder und beachtet uns ebenso wenig. Na, — an so etwas waren wir nicht gewöhnt, und als er es noch einige Male so gemacht hatte, sag' ich zu Emilie: „Du, so geht das nicht weiter. Paß auf, was wir machen. Morgen stellst Du Dich an's Gitter, und ich stelle mich gegenüber an die Linde. Und wenn er vorbeigeht, werf' ich. Du fängst aber nicht, sondern läßt dem Unheil seinen Gang. Der Ball wird aus Versehen ihn treffen, und dann muß er aufsehen. Von dem Eindruck, den er mir macht, wird's abhängen, ob ich ihn um Entschuldigung bitt' oder nicht.“

Na ja, so geschah's. Aber gesagt hab' ich nichts, als es geschehen war. Denn als er mich mit so tiefem Ernst — beinah möcht' ich sagen mit Verzweiflung — ansah und höflich — als wollt' er **mich** um Entschuldigung bitten — den Hut zog, da verging mir die Sprache. Wenige Sekunden d'rauf hatt' ich sie zwar wiedergefunden. Ich faßte Emilie am Arm und sah sie starr an. Dann erklärte ich ihr mit dem Aufflammen meines ganzen Menschen: „Der muß mein werden!“

„Du bist nicht recht gescheit!“ meinte sie und lachte mich aus.

Aber ich dachte den ganzen Abend an ihn. Er hatte so was Vornehmes, so was Unglückliches.

Am nächsten Morgen fing ich mit meinen Nachforschungen an, denn wenn ich ihn heirathen wollte, mußte ich doch erst wissen, wer er war. Ein paar vertrauenswürdige Personen, unsere Waschfrau und der Pedell vom Gymnasium, wußten nichts. Mein Vater als Gymnasiallehrer mochte wohl von ihm wissen. Aber es war schwer, meinem Vater beizukommen. Unter seinen Freunden war er heiter, im Hause still und zurückhaltend. Wenn er gar merkte, daß man was von ihm wollte, sah er sich sehr vor. Man mußte also diplomatisch zu Werke gehen.

Eines Abends gelang mir's. Wie, weiß ich selbst nicht mehr, jedenfalls überrumpelte ich ihn und erfuhr, daß der Unbekannte der neue Provisor von der Löwenapotheke sei.

Ich fand das eigentlich gar nicht passend für ihn, Provisor zu sein. Es war sozusagen ein schwerer Schlag für mich. Doch ich überwand. Ich drang zu der Erkenntniß durch, daß er ja nichts dafür könne, oder besser gesagt, daß es ja kein Unrecht sei. Und die Hauptsache war und blieb doch sein edles Gemüth, na und an dem zweifelt' ich keinen Augenblick.

Wie aber seine Bekanntschaft machen? Zuerst stellte sich bei mir 'ne Halsentzündung ein, ich ging also zur Löwenapotheke, um mir was zum Gurgeln zu holen, traf ihn aber nicht. So kam's, daß ich nach acht Tagen noch um nichts weiter gekommen war, höchstens, daß ich mich vielleicht noch mehr in ihn verliebt hatte.

Wenn er Emilie und mich im Garten sah, grüßte er höflich, als ob er sich noch immer nachträglich für den Wurf mit dem Ball bedanken wollte, aber stehenbleiben oder mit uns sprechen, — nein.

Ich deutete meinen Eltern an, sie möchten ihn einladen, aber damit hatte ich kein Glück, er hatte ja keinen Besuch gemacht und wollte offenbar keinen Verkehr. Mein Vater sah mich über seine Brillengläser hinweg prüfend an, er witterte einen Zweck; doch ich bemühte mich, so harmlos wie möglich auszusehen.

Endlich hatt' ich's heraus: Mein Bruder mußte Apotheker werden! Er mußte den Gedanken an den Lehrerberuf aufgeben. Was war das auch weiter! Gewissensbisse machte ich mir aus diesem Eingreifen in seinen Lebensweg nicht. Denn erstens hatt' ich mein Ziel zu fest im Auge, und zweitens fielen mir nach einigem Nachdenken auch allerhand Dinge ein, die den Apothekerberuf mit einer gewissen Gloriole umgaben. So zum Beispiel hatt' ich einmal einen Apotheker-Gehilfen mit einem riesigen Blumenstrauß daherkommen sehen und dann eine Unterhaltung zwischen ihm und meinem Vater mit angehört. Der junge Mann hatte die Pflanzen gesammelt, um sie zu „bestimmen", wie man sagt. Dies dünkte mich ein furchtbar wissenschaftliches Wort. Das Alles mußte er verstehen, um sein Examen zu machen. Mir erschien das damals als der Gipfel der Naturerkenntniß. Und wenn schon ein Gehilfe so weit war, um wie viel weiter mußte dann ein Provisor sein!

Auch hatte der Nachtdienst in der Apotheke etwas Erhebendes für mich. Wenn Alles ruhte im Ort, überall die Lichter erloschen waren, dann war es dort noch hell, und gute Geister wachten und brauten Heiltränke. Schließlich kam ich dahin, daß jeder zu beneiden wär', der die Apothekerlaufbahn ergriffe. Und nachdem ich dies erkannt hatte, fing ich an, meinen Bruder — natürlich in seinem eigenen Interesse — zu bearbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Das deutsche Jahrhundert. Wie wird das soeben zu Ende gehende Jahrhundert heißen? Darüber hat das „Echo de Paris" neulich eine Rundfrage bei seinen Lesern unternommen, um den Namen zu erfahren oder festzustellen. Viel Geist und viel Wissen haben die Franzosen bei dieser Gelegenheit nicht verrathen, weder die große Zahl derjenigen, die es das Jahrhundert Viktor Hugos — des beinahe schon verschollenen Dichters, der in der steten Angst lebte, das Jahrhundert werde Goethes Namen tragen — noch derjenigen, die es das Jahrhundert der Wissenschaft nennen. Ludwig Hevesi hat sich durch die Rundfrage des französischen Blattes zu einer Antwort angeregt gefühlt, die er unter dem Namen François Dupie im „Pester Lloyd" veröffentlicht, nicht ohne schließlich in launiger Weise seine Identität mit dem Pseudo-Franzosen festzustellen. Das 19. Jahrhundert, sagt François Dupie, wird das deutsche Jahrhundert heißen, es heißt: Bismarck-Richard Wagner-Krupp-Nietzsche. In seinem Apercus kennzeichnet Dupie-Hevesi diese vier Größen. „Bismarck ist eine neue Moral, die des gesunden Menschenverstandes und der vier Spezies." „Richard Wagner ist der musikalische Präsident der französischen Republik." „Krupp ist der Sieg über das westliche Eisen." „Nitzsche ist uns (den Franzosen) das geistige Ferment von morgen, da wir erst heute bei Schopenhauer, dem gestrigen der Deutschen, angelangt sind, das vorgestrige aber, Hegel, überhaupt verschlafen haben." — François Dupie fährt dann fort, Deutschlands Vorherrschaft auf allen Gebieten nachzuweisen. Moltke ist ihm der erste Feldherr des Jahrhunderts, Rank, Mommsen, Schliemann die größten Geschichtschreiber; Goethe und Schiller, die größten Dichter seit Shakespeare, ragen noch aus dem vorigen Jahrhundert in dieses herein. „Heine, der größte Lyriker des Jahrhunderts, ist wie von heute." Auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gehört den Deutschen trotz Darwin und Pasteur, der Vorrang: die größte wissenschaftliche Intuition, die es überhaupt je in der exakten Sphäre gegeben, ist Gauß, der größte Mathematiker aller Zeiten. Robert Mayer hat das Gesetz von der Erhaltung der Energie entdeckt; Bunsen und Kirchhoff haben das Spektrum analysirt, das Telephon hat ein deutscher Schullehrer, Philipp Reis, erfunden, Schleiden hat die Pflanzenzelle, Schwann die Thierzelle erkannt, Virchow die ganze Pathologie darauf aufgebaut. Müßte nicht Wöhler ein Denkmal aus Aluminium erhalten, Liebig eins aus Phosphat und Kalisalzen und Hoffmann, Mitscherlich und Genossen in Gemälden mit Anilinfarben verewigt werden? Sogar neue Wissenschaften haben die Deutschen gemacht: Vor Humboldt gab es keine physikalische Geographie, vor Dove keine Meteorologie, vor Schleiden keine moderne Botanik, vor Kugler und Schnaase keine modern Kunstgeschichte, vor Steinthal keine Völkerpsychologie, vor Fechner keine Psychophysik, vor Gabelsberger keine richtige Stenographie.

— Vertheidigerblüthe. „. . . Meine Herren, der Strom meiner Worte wird Ihnen gleich die Ohren von den angeblich überzeugenden Worten des Staatsanwalts reinigen!"

— Bedenklich. „Was ist denn Deine Leibspeise, Otto?" „Seitdem meine Frau kocht, hab' ich überhaupt keine Leibspeisen."

— Kindermund. „Nein, mein Kind, der Doktor erlaubt nicht, daß ich Dir vorlese." „Weißt Du was, Mama, dann lies Du Dir etwas vor."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 108. Freitag, den 12. Mai. 1899.

Juhei, am Rhein!

34 Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Ja, das Wichtigste!“ wiederholt Alsen. „Denken Sie doch: wenn weit draußen auf dem Meer das Schiff heimwärts zieht: wenn endlich die europäische Kante wieder aus den Wogen herausguckt; wenn man weiß, da hinten, da wartet der Hafen und der Ankerplatz —“ er zögert, um gleich darauf innig, eindringlich fortzufahren — „wartet vielleicht ein liebes Weib, das sich sehnt nach der Heimkehr ihres Kapitäns —“

Sigrid hat den Kopf tief gesenkt. Kein Wort kommt von ihren Lippen.

„Sie wären auch ein solcher Hafen, Fräulein Sigrid,“ flüstert er innig, die Hand des Mädchens ergreifend, „und Ihr Herz, das wäre der Ankergrund.“

Doch schon fliegt ein Hauch von Reue durch seine Brust.

Mit verlegener Entschuldigung gibt er die kleine, zitternde Hand wieder frei.

Dann wendet er sich langsam zum Gehen.

Während der nächsten Minuten spricht keines von beiden ein Wort. Sigrid begreift nicht das plötzliche Verstummen des Mannes nach diesem Gefühlsausbruch.

„Warum sind Sie so still, Herr Kapitän?“ fragt sie endlich leise, zaghaft.

„Weil ich mich habe hinreißen lassen. Verzeihen Sie mir!“

„Was hätte ich Ihnen zu verzeihen?“

Alsen beschleunigt seine Schritte. Will er dem Zauber, den dieses Mädchen auf ihn ausübt, entfliehen?

„Ich habe Sie einen Blick in mein Inneres thun lassen,“ murmelt er, „und das war nicht recht, war eines ehrlichen Mannes unwürdig. Ich habe Ihnen gezeigt, daß ich Sie liebe —“

„Und warum sollten Sie es mir nicht zeigen?“ fragt Sigrid leise, und ihre Stimme klingt noch tiefer als sonst vor mühsam zurückgehaltener Erregung. „Ist es nicht eine Ehre für ein Mädchen, von einem guten, braven Manne geliebt zu werden?“

„Für seine Empfindungen kann der Mensch nichts. Aber er darf ihnen keinen Ausdruck geben, wenn —“

Er stockt.

„Wenn?“ wiederholt Sigrid weich.

„Wenn er das Mädchen nicht heirathen kann,“ entgegnet er rauh, ja abweisend.

Doch eigenthümlich — Sigrid ist durch das sonderbare, fast unhöfliche Benehmen des Kapitäns nicht verletzt. Fühlt sie sich innerlich bereits so sehr mit ihm verbunden, daß seine rauhe Außenseite sie nicht schreckt?

„Und weshalb kann er das Mädchen nicht heirathen, welches er liebt?“ fragt sie abermals.

„Weil es eine Sünde wäre, eine Sünde gegen dieses Mädchen und ihre Gefühle!“ ruft Alsen erregt. „Weil kein ehrlicher Mann ein Mädchen durch Liebesworte bethören und ihr Schicksal an das seine ketten darf, wenn er weiß, daß er nur wenig Tage im Jahr ihr das sein kann, was sie von Gottes- und Rechtswegen von ihm fordern darf. Ein Seemann soll überhaupt nicht heirathen. Er ist verurtheilt, jahraus, jahrein auf dem Meer herumzufahren gleich dem „Fliegenden Holländer“, der nirgends und nie Erlösung findet. Er ist verurtheilt, stets nur aus der Ferne das Glück anderer, stets nur in der Ferne den Schimmer eines eigenen Glücks winken zu sehen . . . Ruhig habe ich es ertragen — ohne besonderes Bedauern, ohne Groll, ohne Schmerz. Bis ich Sie kennen lernte, Sigrid. Da grollte ich zum ersten Mal mit meinem Schicksal, das mich Seemann werden ließ, das mir nicht erlaubte, wie andre Männer, ihr Glück, ihr Ideal festzuhalten. Was ich in den letzten Tagen litt, weiß kein Mensch. Ich glaubte überwunden zu haben, und nun wirft Ihre Nähe alle guten Vorsätze wieder über den Haufen!“

Immer mächtiger, immer stürmischer fließen die Worte von den Lippen des Kapitäns. Wie? Ist das derselbe ernste Mann, der sonst kaum zwei Worte herausbrachte?

Mit weitgeöffneten Augen und wildpochendem Herzen läßt Sigrid diese Hochfluth der Empfindung über sich

ergehen. Zum ersten Mal sieht sie dieses stille Wasser im Sturm der Leidenschaft . . .

„Verzeihen Sie mir, Sigrid!" bittet er dann leise. „Und geben Sie mir noch einmal Ihre Hand!"

Zögernd streckt er die Hand aus. Er fühlt, wie Sigrid dieselbe ergreift und hastig an ihre glühende Wange preßt. Und jetzt tropft es langsam, heiß aus ihrem Auge nieder auf seine Hand.

„Sigrid, Du weinst!" ruft er bestürzt.

„Weil ich Dich so sehr, so innig liebe," flüstert sie unter Thränen lächelnd.

Einen Augenblick ist es Alsen, als müsse er das schöne, stolze Mädchen an sich reißen, ihren Mund mit heißen Küssen bedecken. Doch der ehrliche, an strengste Selbstdisziplin gewöhnte Seemann widersteht noch immer der Versuchung.

Hastig zieht er seine Hand weg.

„Weißt Du, was Du thust!" flüstert er bewegt. „Du willst Dein Leben einem Mann schenken, der nur für Tage Dein Beschützer sein kann. Während ich auf dem Meer herumfahre und fern von der Heimath bin, mußt Du alle Mühen des Lebens allein tragen — Krankheit, Sorge, vielleicht Tod in der Familie! Weißt Du, was das heißt, Sigrid?"

„Ich weiß es," erwidert sie ernst. „Aber ich weiß auch, daß ich Dich liebe; daß diese Liebe mir Kraft geben wird, alles das, was sonst für die Schultern einer Frau zu schwer wäre, muthig zu tragen — in der Hoffnung auf die wenigen Tage, die wir nach langer Trennung gemeinsam verbringen werden."

„Sigrid!" jubelt Alsen auf.

Da legen sich zwei weiche Arme um seinen Hals und ein Paar warme Lippen suchen die seinen . . .

Die Nacht ist hereingebrochen.

„Holla — lo — hihi!" schallt Elses helle Stimme durch die Dunkelheit.

Doch Sigrid beantwortet diesmal nicht den melodischen Jodler. Hand in Hand mit ihrem Kapitän schlendert sie langsam weiter, tiefstes Glücksgefühl im Herzen.

Und Alsen ist jetzt nicht schweigsam.

„Die Rheinluft, die Rheinluft — die löst einem förmlich die Zunge!" meint er, glücklich lächelnd.

XX.

„Prosit!"

Wieder glänzt hellsonnigster Sonnenschein über dem Rheingau, glänzt hinein in die Herzen, daß man fast die Freude darin lesen kann. Die Himmelskuppel erstrahlt in reinstem Vergißmeinnichtblau . . .

Auf der Straße lachen spielende Kinder; in den Kellern liegt ein guter Jahrgang; die Lippen schöner Mädchen erscheinen flotten Burschen kußbedürftiger denn jemals — Frohmuth allerorten im weinfrohen Gelände.

Wieder hat sich der Reiseclub „Ozean", der getreue, vollzählig an seinem alten Stammtisch im Gasthof „Zum feuchten Eck" versammelt — zum ersten Mal seit Dahlheims energischer Herausgraulerei mit „1892er Drachenhölle".

Aber das ist heute gründlich vergessen. Hellgolden blinkt jetzt „1868er Steinberg" in den Gläsern. Die Weihe des Frühschoppens steht in üppigster Blüthe, und einmal über das andere bestätigt Biesemann:

„He, Dahlheim, das sin verflixt feine Tropp'n gradezu eine flissige Freide — nu äb'n!"

Dazu ist heute das Reich des Stammtisches bedeutend erweitert. Eine neue Provinz wurde in Form eines zweiten Tisches drangeschoben, und inmitten der langen Tafel hat man den duftigen Frühling eines korpulenten Rosenstraußes aufgebaut. . . . Diese bedeutsame Annektirung war nothwendig; denn auch die ganze Verlobungsgesellschaft ist erschienen: Else und Emilio, Sigrid und Alsen — des jovialen Dahleim, der fragewüthigen Mimi und des heute besonders philosophisch angehauchten Rolfs nicht zu vergessen.

„O, das (h)ier sein süß!" ruft Emilio beseligt, Elses Händchen drückend. „Meine Fröhlichkeit sein so groß — (h)undertzwanzik Schläge von Puls in die Minute!"

Selbst Alsen, der sonst so schweigsame, lacht und scherzt und reißt allerhand Witze.

„Weißt Du, wie Du aussiehst, alter Junge?" neckt ihn Rolfs. „Als hättest Du das große Loos gewonnen oder einen Sonnenstrahl im Herzen einlogirt oder vom schönsten Weib geträumt!"

„Alles zusammen!" lachte Alsen, und heller leuchteten Sigrid's Augen.

Inzwischen hat Dahlheim eine Batterie „Aßmannshäuser Spätroth" auf dem Tisch aufgepflanzt.

Wie jetzt von diesen altehrwürdigen Flaschen der Pfropfen aus dem Halse fliegt, wie es hinein in die Kelchgläser gluckt, rubinroth gleich einem Kirchenfenster und blumenduftig wie der heutige Maientag — da fühlen alle: nichts Herrlicheres auf der weiten Gotteswelt, als den Bund liebeglühender Herzen durch das Feuer solch purpurner Tropfen weihen! . . .

Das kräftige „Hoch!" auf die beiden Brautpaare verklingt über den Rhein. . . .

Rolfs ist von dem Glück des Freundes derart erfüllt, daß er darüber die eigene Niederlage fast vergißt.

Gepackt von der Weihe des Augenblicks, singt er dem Dahlheim'schen Weinkeller ein Loblied, der es an Pracht aufnehme mit jedem Sonnenuntergang in den Alpen, mit jedem Ausbruch des Vesuv, mit jedem Meeresleuchten.

Dann erhebt er sich und ruft in flammender Begeisterung:

„Zum Kuckuck mit all den mürben Seelen, die keinerlei Fröhlichkeit im Leibe haben! Zum Henker mit den büreaukratischen Geistern, die nicht den bescheidensten Aufschwung kennen! Zum Teufel mit den armseligen Gesellen, die solche Poesie nicht empfinden! ... Ich — ich bringe dieses Glas dem Guten, Wahren, Schönen! Ein kräftiges „Prosit!" der ganzen Welt!"

In einem Zuge hat er das Glas hinuntergestürzt. Jetzt aber wendet er sich um und schleudert es wie in schäumendem Uebermuth über die Terrassenmauer hinein in die Fluthen des Rheins.

Nur Alsen versteht, daß der Freund mit diesem in weitem Bogen dahinfliegenden Glase symbolisch dem Blüthentraum seiner Liebe am Rhein tiefschmerzliches Fahrwohl sagt.

„A — a — ach! Das schöne Glas!" macht Mimi bedauernd.

„Ja, hibsch fidel un gemiethlich, so sin mir Sachs'n ooch," lacht Biesemann, „un an' Rhein erscht recht!"

„Freilich! Freilich!" schmettert Rolfs, die von Biesemann abgeladene Weisheit mehr vertiefend: „Am besten trinkt sich's, küßt sich's, liebt sich's und lebt sich's am Rhein!"

Frau Apothekers Liebesgeschichte.

Von Felix v. Stenglin.

(Fortsetzung.)

Die Aufgabe war nicht leicht. Mein Vater konnte störrisch sein, mein Bruder war's noch mehr. Der Feldzug zerfiel in zwei Theile. Im ersten Theil galt es, ihm das Studium zu verleiden. Das war nicht das Schwerste, denn allen Tadel griff er lebhaft auf, und er selbst war sehr leicht verletzt. Ueber Ungehörigkeiten konnt' er sich Tage lang nicht beruhigen, der Gegenstand wurde nach allen Seiten hin mit Zähigkeit und Leidenschaft durchgehechelt. Und ich bracht' ihn nun auf recht viel Ungehörigkeiten in der Schule. Die Unzufriedenheit in ihm wuchs. Dann mußte das Einerlei des Berufes herhalten. „Weißt Du," sagte ich zum Beispiel, „solch' ein Gymnasiallehrer hat's doch eigentlich schrecklich. Immer wieder dasselbe durchkauen, — ich wundere mich, daß nicht mehr Leute aus dem Stande verrückt werden." Dann fing ich von den Quälereien an, die manche Lehrer zu erdulden hätten. „Hast Du gehört, was sie in Wiltners Klasse wieder mit dem armen Menschen angestellt haben?" sagt' ich. „Sie haben ihm einen Frosch in seine hintere Rocktasche praktizirt und er hat sich draufgesetzt." Oder ich fing sehr altklug von Besoldungsverhältnissen an, die ich mit sehr schwarzen Farben schilderte.

So stürzte ich ihn in die Nacht des Zweifels, um ihm dann tapfer die rettende Hand entgegenzustrecken und ihm Balsam in das verwundete Herz zu träufeln. Dieser Balsam waren die Andeutungen über den Apothekerberuf und damit begann der zweite Theil meiner Aufgabe. Hier dauerte es nun länger, bis er anbiß. Schließlich siegte die Erwerbsucht. Wie viele Apotheker waren schon reiche Leute geworden! Und das war auch, nachdem die ganze Angelegenheit erst vor das Forum der Familien-Oeffentlichkeit gekommen war, für die Mutter sehr einleuchtend. Daß man schwerer zur Selbständigkeit kommen konnte, diesen Punkt sucht' ich mit allen Kräften zu verschleiern.

Und so gelang es denn endlich! Mein Bruder trat als Lehrling in die Löwen-Apotheke ein.

Der feierliche Moment, da ich mit dem geheimnisvollen Provisor das erste Wort sprechen sollte, rückte näher. Ich dachte mir, er würde etwas sehr Großartiges sagen. Aber es kam ein wenig anders, als ich gedacht hatte.

Ich brachte eines Tages Wäsche für den Bruder. Einen Korb am Arm, im einfachen Morgenkleid, ging ich in die Apotheke. An meine äußere Erscheinung hatte ich merkwürdiger Weise gar nicht gedacht, zum Unglück hatte ich auch an den Schuhen sehr niedrige Hacken, und sehr groß war ich schon von Natur nicht.

Klopfenden Herzens steh' ich da und warte. Ich suche nicht nach meinem Bruder, ich sehe nur auf den Provisor. Mit unnachahmlicher Grazie wickelt er einer Frau ein Büchschen Salbe ein. Ich war in allen Himmeln.

Nun wendet er sich zu mir. Ich stehe da, starre ihn an und sage nichts. Er sagt auch nichts. Gewiß ist er ebenso hingenommen von dir, wie du von ihm, denk' ich. Da macht er die Stirn kraus und fragt gar nicht freundlich: „Was willst Du?"

„Du," sagte er zu mir, zu einem achtzehnjährigen Mädchen! Seine Bekannte aus dem Garten, die er so oft gegrüßt hatte, erkannte er nicht. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Mechanisch öffn' ich die Lippen und sage leise, daß ich zu meinem Bruder möchte. Da sieht er mich noch bissiger an und meint: „Kannst Du nicht lauter sprechen? Ich verstehe kein Wort." Da

aber verwandelt sich plötzlich Alles in mir, eine solche Frechheit war mir noch nicht vorgekommen, ich antworte ziemlich laut und heftig: „Na, dann sperr' doch Deine Ohren auf!" werf' ihm noch einen wüthenden Blick zu und stürzte zur Thür hinaus. Wie Du mir, so ich Dir!

Und aus war's. Wenigstens für 'ne Weile. Ich beschloß natürlich, mit ihm zu brechen. Hätt' ich nicht alsbald seine Lebensgeschichte gehört, so hätt' ich's sicher gethan.

Sein Vater war ein junger Gelehrter in Wien, tüchtig und angesehen, etwas schwächlich an Körper, aber ein hübscher Mann. Verliebt sich in ein Wäschermadl und heirathet sie. Nun, 's war auch ein Geschöpf Gottes wie andere, und ein schönes und gutes dazu. Trotz ihrer verschiedenen Bildungsstufe hätten sie wohl auch recht glücklich leben können, aber seine Eltern zogen sich von ihm zurück, und es ging den jungen Leuten herzlich schlecht. Nach drei Jahren starb er, nach fünf Jahren sie, am Elend, am gebrochenen Herzen. Der Großvater nahm jetzt den Buben zu sich und ließ ihn erziehen, aber nie hat er's ihm vergeben, daß er der Sohn war vom Wäschermadl. Und's war doch seine Mutter, die ihn geboren, ihn über alles lieb gehabt! Das fraß an ihm zeitlebens. Geld gab's für ihn, aber keine Liebe. Und so ist er durch's Leben gegangen und hat geglaubt, es gäb' überhaupt keine. Jetzt begriff ich seine Vereinsamung, sein sonderbares Wesen, und in meinem Herzen fing's wieder an aufzusprießen.

Nun ja, aber was nützte das alles? Mein Bruder Philipp nämlich, den ich so gewissermaßen als Brücke zu meinem Glück hatte betrachten wollen, entdeckte nach seiner Meinung bald Zeichen von „Ignoranz" bei ihm und fand verschiedene Verordnungen „stupide". Er fing schließlich an, den Leuten die Medizin mehr nach seinen eigenen Anschauungen zu verabfolgen, und so fand seine Wirksamkeit für das Wohl der Menschheit ein schnelles Ende, er wurde entlassen!

Ein neuer Querstrich! Aber in der größten Hoffnungslosigkeit fing mein Stern an zu leuchten. Der Provisor besuchte uns, um die Angelegenheit mit meinem Vater zu besprechen. Und auf diesen Besuch hin mußte er doch mal eingeladen werden. So wurden wir bekannt.

Ich freute mich dieser näheren Bekanntschaft, aber irgend welche besondere Beachtung schenkte er mir noch immer nicht. Er übersah mich. Immer schwebte er in höheren Regionen, das Irdische war ihm nur nothwendiger Nebel. Man konnte sich nicht ganz davon fern halten, es war nun mal da. Seine Augen waren gewissermaßen immer gen Himmel gewandt, großartige Ideen beschäftigten ihn, und so bemerkte er die Blumen am Wege nicht. Und die sind's doch, die oft dem Leben erst Glück und Inhalt geben.

Nun, etwas bemerklich macht' ich mich schließlich doch mit meinen Schwatzereien. Manchmal merkt' ich sein Erstaunen, wenn ich ihn mit meinen jungen lebenslustigen Augen keck anschaute und ihm widersprach. Ich fühlte, das war ein neuer Ton in seinem Leben.

Ein Gespräch weiß ich noch wie heute, — es war über die Jahreszeiten. Er fand den Herbst am schönsten. Er meinte, da fände sich in der Empfindung Alles zusammen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sehen Sie, solche tiefen Gespräche führten wir damals schon, vor vierzig Jahren, 's ist also gar nicht wahr, daß die jungen Leute erst die Welt entdeckt haben. Ja, und ich sagte, ich fände das nicht. Und wollte sagen, ich fände den Frühling am schönsten, wo Alles sprießt und der Mensch mit neuer Hoffnung und Lebensfreunde erfüllt wird und sagt' es auch; aber als ich nun weiter dachte, fand ich doch den Sommer schöner. Da ist die ganze Natur am vollkommensten entfaltet, sagt' ich, man lebt in und mit der Natur und genießt das ganze Leben am schönsten. Was werden Sie denken, kaum hatt' ich es ausgesprochen, da nahm ich es schon wieder zurück. Die wunderbaren Herbsttage mit ihrer Ernte, nicht so drückend heiß wie im Sommer und doch noch warm genug, um sich im Freien tummeln zu können, der bunte Wald, die Bäche voller und brausender, — der Herbst, beschloß ich, der Herbst gefällt auch mir am besten!

„Und der Winter?" meinte er lächelnd.

„Der Winter," sagte ich nachdenklich und sah ihn an. „Ja, wenn man von der Natur absieht, ist die traute Winterszeit im warmen Zimmer doch auch etwas sehr Schönes. Draußen die klare Sonne auf dem weißen Schnee, im Zimmer so hell, und wenn man draußen recht durchgefroren ist, so wohlthuend warm, und Schlachtfest und Schlittenfahren und Weihnachten, — vor allem Weihnachten! Schließlich fand ich den Winter am schönsten, wie ich schon alle anderen Jahreszeiten nach der Reihe am schönsten gefunden hatte.

Er aber blieb bei seinem Herbst, und machte dazu ein so melancholisches Gesicht, als ob er sich am liebsten auch gleich hätte hinlegen mögen und sich von den fallenden Blättern begraben lassen.

In solchen Momenten ging ich dann ans Klavier und spielte etwas recht Lustiges, und gewöhnlich dauerte es denn auch nicht lang, bis er die Herbstgedanken vergessen hatte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 109. Samstag, den 13. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

1 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

1. Ein guter Anfang.

Auf der Insel Rügen am Meeresufer stand ein Herr von ungefähr fünfzig Jahren. Er war groß, schön und stattlich, hatte blondes Haar und durchdringende blaue Augen, in welchen zuweilen ein warmer, leuchtender Ausdruck lag, aus dem seine Seele sprach. Auch waren seine Züge von seltener Vornehmheit; seine eckigen, buschigen Augenbrauen verriethen Geist.

Es war der Baron Engelbert, ein Wittwer mit zwei Kindern, von denen das älteste, ein Sohn Hauptmann in der Armee war; das jüngste, eine Tochter, befand sich noch im Pensionat.

Baron Engelbert war Besitzer eines prächtigen Gutes in Pommern, eines Hauses in Stettin und einer am Meere gelegenen Villa auf der Insel Rügen.

Er betrachtete das Spiel der Strahlen der untergehenden Sonne auf dem Wasser, die schäumenden Wellen und die weißen Segel, die in der Ferne sich gegen den blauen Himmel abhoben.

Sein persönlicher Einfluß und sein materieller Besitz machten ihn zum Löwen auf Rügen. Damen aus den höchsten Ständen trachteten seine Aufmerksamkeit zu erregen. Netze auswerfende Mütter lächelten ihn freundlich an; wohlbeleibte Papas mit ihrer Schar von Töchtern und mageren Geldbeuteln luden ihn zur Tafel, und Wittwen jeden Alters blickten ihn süß lächelnd an und dachten sich, wie herrlich es sein müßte, Herrin seines Landsitzes in Pommern sein zu können.

Baron Engelbert ging ruhig seine Wege und schien die Hoffnungen und Pläne dieser Heirathslustigen nicht zu beachten.

Er hatte seine Gattin sehr geliebt und hegte keinen Wunsch, sich wieder zu verheirathen.

So stand er, unbekümmert um alles, was um ihn her vorging, am Ufer. Seine Gedanken schweiften weit ab von den aufgeputzten Spaziergängern, die langsam hinter ihm auf und ab promenirten.

Das Roth der untergehenden Sonne erblaßte allmälig und Dämmerung trat ein. Die Musik der Badekapelle übertönte alle anderen Laute: das Rauschen der See, das Gemurmel der Stimmen und das helle Lachen.

Plötzlich aber geschah etwas während der Pause in der Musik, welches der Anfang der Kette von Begebenheiten war, bestimmt, den ganzen zukünftigen Lebenslauf des Barons zu ändern und keinen geringen Einfluß auf das Leben anderer Personen auszuüben.

Jedoch war die Begebenheit ganz einfach. Ein kleines Vergnügungsboot, worin zwei Damen und ein Schiffer saßen, fuhr schon eine geraume Zeit in der Nähe des Ufers dahin.

Der Schiffer war am Segel beschäftigt. Eine der Damen, augenscheinlich eine Gesellschafterin, saß auf der einen Seite des Bootes, mit ihrem Sonnenschirme auf dem Schooße. Die andere Dame, welche ganz sicherlich die Gebieterin war, lag zurückgelehnt auf einem Sammetkissen und war mit einem scharlachrothen, reichlich mit Gold gestickten indischen Shawl zugedeckt.

Mit der einen Wange lehnte sie auf ihrer von Juwelen bedeckten Hand, während ihre Augen mit eigenthümlicher Aufmerksamkeit und forschend auf die große, stattliche Gestalt des Barons Alfred Engelbert gerichtet waren.

In diesem verstohlenen Blicke lag viel, sehr viel, und hätte der Baron ihn lesen und verstehen können, dann hätte sich die tragische Geschichte, die wir im Begriffe sind zu erzählen, nie ereignet. Aber tief in Gedanken versunken, sah er weder das Boot, noch dessen Insassen.

Das kleine Fahrzeug strich langsam ganz in der Nähe des Ufers entlang, als der Schiffer sein Steuer verließ, um sich an die andere Seite des Bootes zu begeben.

Plötzlich schlug das Schiff auf die eine Seite um. Die Dame mit dem indischen Shawl sprang mit einem Schrei auf. Ein Augenblick schrecklicher Verwirrung

folgte. Das Segelschiff war umgekippt und die Insassen desselben kämpften mit den Wellen.

Augenblicklich hatten sich alle Spaziergänger an das Ufer gedrängt. Geschrei nnd Rufe erfüllten die Luft. Niemand konnte begreifen wie das Unglück geschehen war; ein Mann aber, der das Schiff beobachtet hatte, versicherte, daß die Dame mit dem indischen Shawl es vorsätzlich umgekippt habe.

Und dies war thatsächlich der Fall.

Baron Engelbert war durch den Aufschrei der Dame aus seinen Träumen geweckt. Er blickte aufs Meer hinunter und gewahrte die Katastrophe. Das Segel des Bootes lag halb unter Wasser.

Der Schiffer hatte die Gesellschafterin gepackt und hielt sich an dem umgeworfenen Boot fest. Die Gesellschafterin lag ohnmächtig in seinen Armen, er konnte sie nicht loslassen, sonst würde sie vor seinen Augen ertrunken sein.

Die Dame, welche ein wenig entfernt von ihrer Gesellschafterin trieb, war fest in ihren rothen Shawl gewickelt; sie hatte den Hut verloren und ihre langen Haare trieben auf den Wellen. Sie war dem Ertrinken nahe und befand sich augenscheinlich in großer Gefahr.

Keine anderen Boote waren in der Nähe; eins oder zwei kamen aus weiter Ferne schnell heran.

Die Dame streckte ihre weißen Arme mit einem Angstruf in die Höhe; ihr flehender Blick suchte das mit Menschen dichtbesetzte Ufer.

Wer hätte sich träumen lassen, daß dieser Unfall ein Theil eines wohlausgedachten Planes — eine Falle sei, um den ahnungslosen Baron Engelbert in ihre Netze zu ziehen!

Wie sie erwartet, war er seinem wohlbekannten, ritterlichen Charakter zufolge in die Falle gegangen. Sein scharfer Blick überflog schnell das Ufer und das Meer. Die Dame mußte augenscheinlich ertrinken, ehe Hülfe von herbeieilenden Booten kommen konnte.

Baron Engelbert zog schnell seinen Rock aus und sprang ins Meer.

Er war ein geschickter Schwimmer und erreichte bald die sinkende Dame, nahm sie in einen Arm und schwamm zum Boote zurück.

Die Dame war sehr schwer, und als er das umgeworfene Fahrzeug erreicht hatte, lag ihr Haupt auf seiner Brust, und ihre langen Haarflechten schlangen sich um ihn wie die Haare der Medusa. Ihr bleiches Antlitz glich dem einer Todten.

Baron Engelbert klammerte sich an die eine Seite des Bootes, der Schiffer mit seiner Last an die andere, und so erwarteten die beiden Männer das Herannahen der Boote.

Unter den eifrig sich drängenden Zuschauern am Ufer stand ein großer, schöner Mann mit einem langen, gewichsten Schnurrbarte, finster blickenenden Augen und einem cynischen Lächeln um den Mund.

Er allein schien von dem tragischen Ereignisse unberührt zu sein.

„Das war ziemlich gut gemacht," murmelte er; „vielleicht ein wenig auffallend und ungeschickt, aber dennoch ziemlich gut gemacht! Der Baron ist auch in die Falle gegangen, gerade wie wir gehofft. Dein Feldzug beginnt gut, meine schöne Ottile. Wir wollen sehen, ob der Erfolg so sein wird, wie wir es wünschten. Wird Baron Engelbert nicht argwöhnen?"

Baron Engelbert argwöhnte in diesem Augenblick in der That nichts. Die hilflose Frau in seinen Armen erweckte seine ganze ritterliche Galanterie. Er hielt ihr Haupt über die leise rollenden Wellen, bis das vorderste Boot ihn erreicht hatte.

Nun legte er seine Last zuerst ins Boot; dann folgte die Gesellschafterin, und zuletzt kletterten der Baron und der Schiffer hinein.

Das umgekippte Boot wurde wieder aufgerichtet, und dessen Eigenthümer nahm es in Empfang. Das Boot, welches sie gerettet hatte, fuhr den Baron und die beiden Damen nach dem Ufer.

Mittlerweile war die Gesellschafterin wieder zu sich gekommen, aber die andere Dame lag bleich nnd bewegungslos auf den Kissen.

Als sie den Landungsplatz erreicht hatten, harrte der Verunglückten eine Droschke, die ein theilnehmender Zuschauer bestellt hatte.

Die Gesellschafterin stieg in den Wagen, indem sie Worte des Dankes aussprach, und nach ihr hob man die andere Dame hinein.

Erstere nahm sie in ihre Arme und rief aus:

„Sie ist todt! Sie ist todt! Ich habe meine beste Freundin verloren!"

„Nein, meine Dame," sagte Baron Engelbert mit freundlicher Theilnahme, „die Dame ist wohl nur besinnungslos. Wohin soll der Kutscher fahren?"

„Nach dem Hotel „Adler"," antwortete die Gesellschafterin. „O, die arme, arme Dame! So jung sterben zu müssen! Es ist schrecklich!"

Baron Engelbert tröstete sie so gut er konnte, aber da er naß und durchgefroren war, hielt er es nicht für nothwendig, die Damen nach dem Hotel zu begleiten.

Er gab dem Kutscher ihre Adresse, und sah der Droschke nach, bis sie verschwunden war, und fuhr dann nach seinem eigenen Hotel.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Apothekers Liebesgeschichte.

Von Felix v. Stenglin.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Irgend welche Aufmerksamkeiten erwies er mir indessen nicht, daß ich ein junges Mädchen war, schien er gar nicht zu begreifen; ich glaube, ich war ihm damals noch vollständig gleichgültig. Manchmal wollt' ich verzagen und dachte so bei mir: 's ist ja Alles vergebens, aber dann sagt' ich mir, er käme doch nicht umsonst immer wieder, es müsse doch wohl eine Anziehungskraft in unserem Hause sein.

Ja, 'ne Art Anziehung war's wohl, das neue, etwas geselligere Leben reizte ihn doch wohl etwas. Schließlich konnt' er es nicht mehr entbehren und verlangte immer mehr davon, er verkehrte auch bei anderen Familien, und sie fingen an, sich um ihn zu reißen. Das hatt' ich nun davon! Besonders die Frau Räthin Scheidewetter mit ihrer Tochter Minna hatte es auf ihn abgesehen.

Die Minna wollte mir nicht wohl, schon von früher her nicht. Nun ja, Emilie und ich mochten das Zimperliche an ihr nicht leiden und wir haben sie manches Mal gefoppt. Sie war furchtbar eingebildet auf ihre Unwiderstehlichkeit den Männern gegenüber, trotzdem war sie schon in die Zwanziger gekommen, und noch keiner hatte angebissen. Und neidisch, wenn uns irgend 'ne Huldigung zu Theil wurde! Einmal brachten mir mehrere junge Leute, Bekannte von Philipp, zum Geburtstag ein Ständchen. Am nächsten Morgen concertirt die Stadtkapelle vor ihrem Fenster, — das heißt, sie hatte sie sich selbst bestellt. Nun hatte sie auch ihr Ständchen!

Wir fanden sie sehr albern und wenn sie zu uns kam, forderten wir sie gar nicht mehr auf, abzulegen. Da saß sie denn, schwatzte geziert allerlei Sachen durcheinander und wartete vergeblich. Schließlich fing sie an, ihre Jacke aufzuknöpfen. „'s ist so heiß!" sagte sie und sah uns an. Aber wir wollten nicht verstehen. Dann streifte sie die Jacke halb ab, — noch immer keine Aufforderung von uns, endlich mit kühnem Entschluß zog sie sie ganz aus. Wir sahen uns an und seufzten, denn nun blieb sie. Wenn sie bei uns Mittag essen wollte, sagte sie es nie geradezu, sondern bat meine Mutter kurz vor Tisch um ein Stückchen trocken Brod, „aber nichts weiter wie trocken Brod." Natürlich war meine Mutter dann so gutmüthig, sie einzuladen.

O, wir waren oft recht grausam zur Minna und konnten uns eigentlich nicht wundern, wenn sie uns nicht wohlwollte. Den tollsten Streich verübten wir, als wir sie eines Tages zur Besichtigung seltener Thiere einluden, die eben bei uns angekommen wären. Da hatten wir eine Taube mit den unmöglichsten Farben angestrichen, einem Puterhahn einen großen Ball von rother Wolle auf den Kopf geklebt und auf dem Kopf unserer Dohle den großen Kamm eines geschlachteten Hahnes befestigt. Nun, was meinen Sie, wie sie staunte! Aber als sie's heraus hatte, daß sie angeführt war, — o weh, da bekamen wir was zu hören!

Also bei dieser Minna und ihrer Mutter verkehrte der Herr Provisor auch, und daß da wenig Gutes an mir blieb, können Sie sich denken.

Na, allzu großes Gewicht scheint er auf die Redereien der beiden Damen nicht gelegt zu haben, wenigstens in Bezug auf mich, dazu ging ich ihn zu wenig an. Aber seit einem gewissen Tage wurde die Sache anders. Man sagte ihn in der Stadt schon mit Minna verlobt und sie konntens beide, Mutter und Tochter, nicht mehr abwarten. Wer konnte wohl Schuld sein an dieser Verzögerung? Natürlich ich! so bildeten sie sich ein. Also entwarfen sie einen gemeinsamen Feldzugsplan und führten den eines Tages, als er zu Tisch bei ihnen war, aus. Es gab sehr was Schönes, und er lobte wohl auch das Essen. Da fing die Alte an.

„Ja, darin ist meine Minna Meisterin," sagte sie, „als Hausfrau ist sie, kann ich wohl sagen, vorzüglich ausgebildet. Merkwürdig, daß manche Eltern so wenig Gewicht darauf legen! Natürlich kommt es auch auf die Mädchen an. Zum Beispiel die Anna Lutzeroth. Wie ist so etwas möglich —"

„Aber Mama!" warf nun Minna verschämt ein.

„Warum soll ich das nicht sagen, mein Kind?" ging's dann weiter. „Eine so mangelhafte Erziehung, man möchte schon sagen: Verwahrloosung, ist mir sobald nicht vorgekommen. Und von Hauswirthschaft keine Ahnung!"

Na genug, es ging ärger über mich her als je. Bis jetzt hatte den guten Provisor und Heirathskandidaten die Sache noch ziemlich kühl gelassen. Plötzlich aber wurde er sehr aufmerksam, denn Minna sagte so recht milde und sanftmüthig:

„Sei doch bitte ruhig darüber, Mama! Gerade Anna Lutzeroth —"

„Nun? Ist sie etwa eine kleine Prinzessin? Darf ich über sie nicht sprechen? Nicht die Wahrheit sagen über dies unordentliche und ungebildete Mädchen, das jeden Mann kreuz unglücklich machen müßte —"

„Aber Mama!" fing nun Minna wieder an und bemühte sich, züchtig zu erröthen.

„Weißt Du denn nicht, daß der Herr Provisor —"

„Was denn? Was denn?" fragt die Mutter ganz perplex.

„Nun, man sagt doch —"
„Was sagt man?"
„Daß Anna und der Herr Provisor —"

Und dann schlug sie die Augen nieder, jetzt that die Alte so, als ob sie begriffe.

„Ist nicht möglich, Herr Provisor!" sagte sie. „Davon hatte ich natürlich keine Ahnung. Sonst hätte ich ja um keinen Preis — mein Gott, was man in seiner Harmlosigkeit nicht alles ausschwatzt! Verzeihen Sie, Herr Provisor! Und reden wir nie wieder über die Sache!"

Sehen Sie, in diesem Augenblick wurde der Herr, den die beiden Damen so schlau einfangen wollten, erst aufmerksam auf Anna Lutzeroth. Er sagte natürlich zu den Beiden, daß er nie daran gedacht hätte, was sie sehr befriedigte, — aber als er das nächste Mal zu uns kam, sah er mich zum ersten Mal mit anderen Augen an, wie er mir später gestand. Und ich entsinne mich auch, daß er von einem gewissen Tag an sein Benehmen zu mir änderte, und das wird wohl dieser Tag gewesen sein. Nicht daß er liebenswürdiger, mittheilsamer geworden wäre, nein, aber er behandelte mich mehr als Dame, ich war künftig für ihn als weibliches Wesen vorhanden.

Und da fand er nun bei näherer Betrachtung, daß ich gar nicht so schlimm wäre, wie die Dame mich gemacht, — zwar ziemlich schlimm, aber doch nicht so ganz miserabel. Na und weil er mich nun öfter studirte, wird er sich wohl an mich gewöhnt haben, das wird's wohl gewesen sein, und da kam denn auch die Zeit, wo er den Wunsch durchblicken ließ, mir näher zu stehen.

Aber jetzt war ich nun wieder ganz verwandelt. Als ich merkte, daß ich angefangen hatte, als Weib eine gewisse Bedeutung für ihn zu bekommen, wurde ich plötzlich sehr zurückhaltend; so daß er dachte: sie scheint nicht zu wollen und ebenfalls nachließ in seinem Werben. So verging wieder einige Zeit bis zu meinem Geburtstage. Da war mein Herz so voll und so liebeverlangend. An diesem Tage wollte und mußte ich etwas Liebes von ihm hören. Ich richtete es also ein, daß ich ihn allein empfing, und da muß wohl was in meinen beglückten Augen gelegen haben, so was wie eine Aufforderung, denn eh' ich mir's versah, hatt' ich 'nen Kuß weg, und war so verwirrt, daß ich ihm einen wiedergab. Da waren wir also verlobt.

Und auf Verlobung pflegt Hochzeit zu folgen und dann pflegt sich die Familie einzustellen, ganz wie's bei uns auch war.

„Ja, und nun? . . . Was warten Sie noch? Nun ist's aus. Und ich bin bei der Gelegenheit gut über meinen Hacken herüber gekommen. Sie werden sagen 's ist 'ne Liebesgeschichte wie jede andere oder wie viel andere, und darin haben Sie ganz recht, aber für mich giebt's eben nur die eine, die Alles für mich ist und darum hat sie ihre Bedeutung in meinem Leben. Und wenn nicht Momente kommen wie vorhin, wo er gewisse Anspielungen machte, so bin ich noch immer stolz darauf, ihn mir erobert zu haben."

„Sie können noch auf etwas anderes stolz sein," bemerkte ich. „Daß Sie nämlich ein Menschenleben nicht nur für sich gewonnen, sondern es überhaupt zur Freude am Dasein geweckt haben — — —"

„Wobei ich fast das Nachseh'n gehabt hätt', — — aber da haben Sie vielleicht Recht, gelt, Alter?"

Der alte Herr nickte lächelnd. „Du warst ein besserer Apotheker wie ich," sagte er dann. „Du hast mir Lebenselixir gebraut. Und dabei," fuhr er, zu mir gewendet, fort, „will sie mir nicht sagen, wie sie es macht. Ich könnte es doch auch fabriziren und damit ein reicher Mann werden, aber es ist halt Fabrikgeheimniß von ihr. Die Ingredienzien kenne ich ja so ungefähr: Ein Drittel Sonnenschein, ein Drittel Menschenliebe und das dritte Drittel zur Hälfte gute Laune und zur Hälfte Nachsicht . . . . ist's nicht so? . . . . Aber das Bindemittel, da liegt es. Das hat sie sich patentiren lassen."

Wir schwiegen alle Drei. Der Theekessel summte, die Stricknadeln klapperten und ein Engel des Glücks schwebte durch den Raum und zauberte ein Lächeln auf die Lippen der beiden alten Leute.

Sinnsprüche.

Das Leben also, wie es bunt sich reget,
Wie's hier entflieht und dort sich wieder baut,
Wie es im raschen Zuge sich beweget,
Und als ein Stern in's Herz hinunter schaut,
Wie's hier zum Menschenbilde sich gestaltet,
Die Engelsflügel dort entfaltet,
Das ist die Herrschaft, wo der Dichter waltet.
So ist er Herr in strahlenreicher Schöne
Von jeder Blüthe, wie von jedem Klang,
Und wunderbar umwindet sein Gesang
Das Reich der Farben und das Reich der Töne.

C. L. Hesekiel.

* * *

Wer wußte je das Leben recht zu fassen,
Wer hat die Hälfte nicht davon verloren
Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Thoren,
In Liebesqual, in leerem Zeitverprassen?

Platen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 110. Montag, den 15. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

2 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Nicht eher bis er ein Bad genommen und sich umgekleidet hatte, erinnerte er sich, daß er den Namen der Dame, die er gerettet, nicht kenne, auch ihr Gesicht nicht deutlich gesehen habe.

„Sie kennt meinen Namen ebensowenig wie ich den ihrigen," dacht er. „Wenn man verhindern kann, daß der Unfall in den Blättern bekannt gemacht wird, dann werde ich von den Dankesworten ihres Gatten, Vaters oder Bruders nicht belästigt werden."

Aber dieses Ereigniß stand in den Zeitungen, da Baron Engelbert eine hochgeschätzte Persönlichkeit war.

Am nächsten Morgen, als er einsam sein Frühstück einnahm, las er im Blatte folgendes:

„Eine Heldenthat des Barons Engelbert. Baron Engelbert hat auf Gefahr seines eigenen Lebens eine Dame gerettet. Die Ritterlichkeit stirbt noch nicht aus."

Dann folgte eine überschwängliche Beschreibung des Abenteuers. Es wurde gesagt, der Name der Dame sei noch unbekannt; ferner lobte man Baron Engelberts Tapferkeit und Geistesgegenwart.

Der Baron warf die Lippe trotzig auf, als er voller Ungeduld den plumpen Artikel las.

Er hatte ihn kaum zu Ende gelesen, als ein Kellner eintrat und auf einem silbernen Präsentirteller einen großen Brief brachte.

Derselbe war an Baron Engelbert adressirt, und das Siegel auf ihm war undeutlich ausgeprägt.

Des Barons einzige Korrespondentin, seine Tochter, befand sich in einer Pension in Paris, und dieser Brief war augenscheinlich nicht von ihr; darum war er ein wenig erstaunt über das Empfangene.

Als der Kellner sich wieder hinausbegeben hatte, öffnete Baron Engelbert den Brief mit seinem Federmesser und überblickte den Inhalt.

Er war auf dem saubersten, dicksten Velinpapier geschrieben und lautete folgendermaßen:

„Hotel „Adler", Dienstagmorgen.

Sehr geehrter Herr Baron!

Die Dame, welche diesen Brief schreibt, ist diejenige, die Sie gestern Abend so ritterlich vom Tode des Ertrinkens gerettet. Ich habe den Bericht über die Rettung heute Morgen in der Zeitung gelesen und beeile mich, meinen innigsten Dank für Ihre edle, ritterliche Güte gegen eine Ihnen gänzlich Fremde auszudrücken. Ich hänge nicht sehr am Leben, aber dennoch ist es schrecklich, bei vollkommener Gesundheit in einem Augenblicke des Genusses an die Pforte des Todes zu gerathen. Ihre Hand war es, Herr Baron, die mich gerade in dem Momente zurückzog, als die Pforte sich öffnete, und ich segne Sie nochmals für meine Rettung, — tausendmal segne ich Sie dafür!

Leider muß ich selbst an Sie schreiben. Ich habe weder Vater, noch Bräutigam, noch Gemahl, die sich über die Rettung meines Lebens freuen könnten. Ich bin Wittwe und stehe ganz allein auf der Welt. Wollen Sie mich nicht in meinem Hotel besuchen und mir gestatten, Ihnen noch nachdrücklicher persönlich zu danken? Ich erwarte Sie heute Vormittag um 11 Uhr auf meinem Zimmer.

Ihre dankbare Ottilie Hartwig."

Baron Engelbert las den Brief wiederholt. Sein großmüthiges Herz war von der traurigen Stimmung gerührt, in welcher der Brief geschrieben war.

„Eine Wittwe und ganz allein in der Welt!" dachte er. „Arme Frau! Was könnte trauriger sein als das! Sie ist gewiß ältlich und hat all ihre Kinder verloren. Ich will ihren Dank nicht, aber wenn ich die arme Seele glücklich machen kann, indem ich ihr einen Besuch mache, dann will ich es thun."

Mithin begab sich Baron Engelbert um elf, elegant gekleidet, nach dem genannten Hotel. Er schickte der Dame seine Karte, ging dann selbst hinauf und klopfte an Frau Hartwig's Thür.

Dieselbe wurde gleich darauf von der Gesellschafterin geöffnet, welche ihn sehr herzlich begrüßte und ihm einen Platz anbot.

Die Gesellschafterin war groß und knochig, hatte markirte Züge, in welchen ein charakteristischer Ausdruck von merkwürdiger Härte und Strenge lag. Ihre Lippen waren dünn und für gewöhnlich zusammengekniffen. Ihre Augen, hellgrau, wie die einer Katze, blickten verstohlen drein. Sie hatte ein spitzes Kinn, eine blasse, schmutzig-graue Gesichtsfarbe und röthliches Haar, das sie in drei Puffen auf jeder Seite des Gesichtes trug.

Der Baron Engelbert erfaßte eine entschiedene Abneigung gegen sie.

„Habe ich die Ehre, Frau Hartwig zu sehen?“ fragte er höflich.

„Nein, ich bin nicht Frau Hartwig,“ lautete die Antwort, indem die Angeredete verstohlen des Barons Gesicht betrachtete; „ich bin nur Frau Hartwig's Gesellschafterin — Frau Altmann. Meine Herrin hat soeben Ihre Karte empfangen; sie wird gleich kommen.“

Diese Worte waren kaum gesprochen, als die Thür des inneren Zimmers sich öffnete und Frau Hartwig eintrat.

Baron Engelbert verbeugte sich tief.

Diese Dame war keineswegs die ältliche, melancholische Persönlichkeit, die er zu sehen erwartet. Sie war ungefähr dreißig Jahre alt, groß, schön gewachsen und hatte Neigung zur Wohlbeleibtheit.

Sie hielt den Kopf ein wenig stolz erhoben. Ihr Haar war hoch frisirt, was sie sehr gut kleidete. Ihr Gesicht mit dem brünetten Teint, den glänzenden schwarzen Augen, der griechischen Nase, den schmalen Augenbrauen und dem fein gezeichneten Munde war sehr schön. Sie hatte ein ungemein anziehendes Benehmen, was Baron Engelbert schon empfand, ehe sie noch gesprochen hatte.

Frau Hartwig war nicht in Trauer gekleidet, und deshalb war es wahrscheinlich, daß sie schon längst Wittwe war.

Sie trug ein prachtvoll gesticktes weißes Morgenkleid mit einer langen Schleppe, eine blaßrothe Korallenbrosche und eine breite, korallenfarbene Schärpe.

„Dies ist Frau Hartwig, Herr Baron,“ sagte die Gesellschafterin.

Frau Hartwig stürzte auf ihn zu und erfaßte seine beiden Hände.

Ihre vollen, üppigen Lippen zitterten, und ihre schwarzen Augen füllten sich mit Thränen. Dann dankte sie ihrem Retter mit gebrochener Stimme für sein ritterliches Benehmen und versicherte ihm, daß sie ihr ganzes Leben lang ihm dankbar für ihre Rettung sein würde.

Ihre Versicherungen waren nicht übertrieben, und der arglose Baron Engelbert nahm sie für bare Münze, obwohl sie ihn in Verlegenheit brachten.

Er blieb eine volle Stunde bei Frau Hartwig, da er ihre Gesellschaft entzückend und überaus anziehend fand.

Die Gesellschafterin saß stumm und mit einer Stickerei beschäftigt wie ein grauer Schatten ein wenig entfernt von ihnen; aber ihre Anwesenheit störte den Baron und Frau Hartwig nicht im gegenseitigen Verkehr.

Als Baron Engelbert sich endlich verabschiedet hatte, schlenderte er langsam dahin, während Frau Hartwig's dunkles Gesicht und die glänzenden schwarzen Augen ihm stets vorschwebten.

Er dachte, sie sei die reizendste Frau die er gesehen.

Von diesem Tage an, die ganze Saison hindurch, war der Baron ein häufiger Besucher bei Frau Hartwig.

Die Gesellschafterin war stets gegenwärtig damit die bösen Zungen nicht über die Dame reden konnten.

Baron Engelbert hatte seine eigenen Pferde und überließ Frau Hartwig eines zu ihrer Verfügung.

Die Wittwe nahm es gern an und verschaffte sich ein elegantes Reitkleid aus der Stadt und ritt mit dem Baron aus.

Sie fuhr auch mit ihm in seinem offenen, niedrigen Wagen und verneigte sich bei solchen Gelegenheiten nach rechts und links mit der gnädigen Herablassung einer Prinzessin.

Auch fuhr sie ganze Tage lang mit ihm in seinem zierlichen Boote, wobei ihre Gesellschafterin sie stets begleitete und zuletzt ging das Gerücht, daß der Baron mit der Wittwe verlobt sei.

Baron Engelbert erfuhr dies; und es brachte ihn zum Nachdenken.

Frau Hartwig's Gesellschaft war ihm zur Nothwendigkeit geworden. Sie hatte denselben Geschmack wie er; sie sagte ihm die zartesten Schmeicheleien, worüber er ganz erfreut war, ohne zu begreifen warum. Sie las seine Lieblingsbücher, spielte seine Lieblingsmusik, wobei sie ziemliches Talent bekundete. Sie paßte in jede Lebensstellung, selbst in die höchste, und Baron Engelbert dachte mit freudig klopfendem Herzen, daß sie wie eine Prinzessin in seinem schönen Heim herrschen würde.

Kurz und gut, als er sein Herz befragte, fand er, daß er sie liebe, aber nicht mit dem jugendlichen Feuer, mit dem er seine verstorbene Frau angebetet, die für ihn immer so jung blieb wie sie damals war, als er sie begraben, sondern mit der Leidenschaft des späteren Mannesalters; es war eine heftige Neigung voll Eifersucht, die alles gibt und alles begehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine lächerliche Tragödie.

Geschichte einer Gouvernante.

Von Mrs. W. K. Clifford (London).

Emmeline King war, ohne ein Liebesverhältniß zu haben, dreißig Jahre alt geworden. Seit ihrem neunzehnten Jahre übte sie sich im Beruf einer Gouvernante, und in der Regel haben ja Gouvernanten keine Liebesaffairen, es sei denn in Romanen. Unglücklicherweise befand sich Miß King nicht in einem Roman, sondern bei einer wohlhabenden Familie in Bryanston Square, wo sie den beiden Töchtern des Hauses die Anfangsgründe von viel mehr Dingen lehrte, als sie, wenn es auf ihre Meinung angekommen wäre, der Erwähnung für werth gehalten hätte.

Sie war eine schöne Erscheinung, mit sanften, braunen Augen und einem auffallend glücklichen Ausdruck in ihren Zügen. Das letztere war insofern merkwürdig, als sie wenig Freunde und gar keine Verwandte besaß. Außer den 88 Pfund, welche sie nach und nach zurückgelegt und in der Post-Sparkasse deponirt hatte, stand im Falle von Krankheit oder Stellenlosigkeit nichts zwischen ihr und dem Armenhaus.

Eines Tages kam Besuch zu Sir George und Lady Ives (ihren Brodgebern), ein Veter, ein stattlicher junger Mann. Er hatte kein Vermögen. Sein Vater, ein Landpfarrer, war kürzlich gestorben, und während seine Mutter einem verwittweten Bruder auf einige Zeit ihren Beistand lieh, entschloß sich ihr Sohn, Bryanston Square aufzusuchen und „nach etwas auszuschauen".

Sir George war sehr von den irischen Angelegenheiten und Lady Ives von Meetings über die Frauenfrage und anderen bedeutsamen Kundgebungen in Anspruch genommen. Aber weder die irische Politik noch der Kampf um die Frauenrechte waren nach dem Geschmack eines sorglosen jungen Mannes von verliebten Anlagen und fünfundzwanzig Jahren. So vertrieb er sich denn damit die Zeit, daß er sich in die Gouvernante verliebte. Er log auf's schönste, schwor, daß er nie ein Weib geliebt wie sie, daß er sie freilich wegen seiner Verwandten und wegen mangelnden Vermögens jetzt nicht heirathen könne, daß er ihr aber ewig treu bleiben und sie bei einer Aufbesserung seiner Verhältnisse sofort heimführen und für immer glücklich machen werde.

Sie glaubte ihm jedes Wort, würde mit Freuden ihr Leben für ihn dahingegeben haben, vergaß, daß sie fünf Jahre älter war als er, blickte zu ihm auf, als wäre sie eben erst siebzehn geworden, hielt ihn für einen Helden und für Alles, was dazu gehört, und sah sich als lebenslängliche Bewohnerin ihres Pradieses, welches das einer Thörin war.

Natürlich blieb die Enttäuschung nicht aus, denn er war nur ein gewissenloser junger Bursche, der nicht die Kraft hatte, auch nur einen seiner tausend Schwüre zu halten. Er begab sich dann nach einer kleinen Weile von Bryanston Square weg, um einer anderen Dame diese Schwüre mit zweifellos gleichem Feuer vorzutragen, heirathete eine Rente von 700 Pfund jährlich und betrachtete sich als einen glücklichen Menschen. Miß King hätte dies fast das Herz gebrochen, und sie durfte nichts merken lassen, während sie französische Aufgaben durchsah und sich wunderte, daß sie es aushalten konnte, wenig zu essen, niemals zu schlafen, ohne schwindsüchtig zu werden.

Dann erschien plötzlich ein anderer Besuch zu längerem Aufenthalt in Bryanston Square, ein gewisser Graf Carlo dal Mezzio. Allzu große Jugendlichkeit war nicht sein Fehler. Er war ein stark angegrauter Fünfziger — ein Italiener von fünfzig Jahren, was so viel sagen will, als ein Engländer von sechzig. Sein gelbliches Gesicht war von tiefen Linien durchzogen, und eine gewisse Traurigkeit in seiner Stimme wirkte auf die arme Emmeline wie etwas Trostvolles.

In vergangenen Tagen ein Freund Mazzini's, war er bei allen den schönen, aber in der Regel erfolglosen Erhebungen betheiligt gewesen, die in der italienischen Geschichte jener Zeit eine so große Rolle spielen. Er war von gebildetem Geiste, wußte das Schöne zu schätzen und ermangelte nicht mancher andern gefühlvollen Eigenschaften.

Er hatte Sir George einige Jahre zuvor an Bord eines Mittelmeerdampfers getroffen, hatte sich während der acht Tage ihres Zusammenseins enge an ihn angeschlossen und war eingeladen worden, wenn er nach England käme, in Bryanstone vorzusprechen. Er hatte nun, wie er seinen theilnehmenden Zuhörern erzählte, im vergangenen Jahre seine liebe Frau verloren und in seiner Trauer und Einsamkeit sich nach seinem guten Freunde gesehnt.

Sir George war im Parlamente mit Homerule und seine Frau in ihrem Club mit weiblichem Wahlrecht beschäftigt. So war der Graf, wie früher der junge Mann, seinen eigenen Einfällen und der Fürsorge von Miß King überlassen, welche als zur Familie gehörig und zwar als das der Häuslichkeit vorstehende Mitglied derselben betrachtet wurde. Und er verliebte sich sofort und allen Ernstes in sie. Er sagte es zwar nicht, aber es war augenscheinlich. Niemals wandte er die Blicke von ihr, wenn sie im Zimmer war, er lauschte auf jedes ihrer Worte, als sei es die tiefste Weisheit oder die höchste Poesie.

Das heiterte sie ein wenig auf, und es that ihr

auch ein wenig wohl. Aber sie hoffte, daß er niemals sprechen, daß er sie in der Stille lieben, daß er mit dem Gedanken an sie in seine Heimath zurückkehren und einst mit ihrem Namen auf den Lippen sterben werde, gerade wie sie zu sterben gedachte, mit dem ihres treulosen „dear heart“ auf den ihrigen. Aber das war natürlich eine thörichte Hoffnung. Und als sie eines Nachmittags, während ihre Schülerinnen ausgegangen waren, im Wohnzimmer saß und die neuen Wochenschriften aufschnitt, legte der Graf, der eine Weile stillschweigend ihr gegenüber gesessen, plötzlich seine Hände auf die ihrigen und sagte in würdevollem, aber leidenschaftlichem Tone:

„Ich liebe Sie!“

„Ach!“ sagte sie und ließ das Papiermesser fallen.

„Ich liebe Sie,“ wiederholte er, „und ich möchte Sie zur Frau haben!“

Das war ein kurzer, aber bestimmter Vorschlag; und da er so entschieden auf's Ziel gerichtet war, gerieth sie außer Fassung und brach in Thränen aus.

„Oh,“ rief er aus, „es ist zu viel, Sie lieben mich! Ich wußte es, ich fühlte es in meinem Herzen, das ganz voll“ — und er bedeckte es mit seinen großen Händen — „ganz voll von Liebe zu Ihnen ist.“

„Ach, aber — —“ begann sie.

„Du wirst die Meine,“ sagte er eindringlich. „Nächste Woche wollen wir heirathen, und dann werden wir nach Italien gehen, my Lofe (mit seinem italienischen Accent sprach er „my Love“ aus, wie wenn's mit „f“ geschrieben würde) — wir werden nach Italien gehen.“

„Ach,“ sagte sie, „ich stehe ganz allein in der Welt und ich bin niemals — niemals von England fortgewesen.“

„Ich, ich stehe auch allein,“ erwidert er mit schwermüthigem Tonfall; und weil sein Haar grau und sein Gesicht von tiefen Furchen durchzogen war, vor Allem aber, weil er Mazzini gekannt, glaubte sie, daß er die Wahrheit sprechen müsse.

„Ich bin allein,“ wiederholte er mit einem tiefen Seufzer, „und ich liebe Dich. Wir wollen heirathen, und keines von uns wird mehr allein sein. Wir werden nach Genua gehen und und sehr glücklich werden.“

Sie glaubte, es würde ihr armes verkümmertes Herz trösten (sie war ganz sicher, daß es verkümmert war), wenn sie nach Italien ginge und eine Gräfin würde, wenn auch „nur“ eine italienische. Und sie würde dem jungen Burschen zeigen, daß andre Männer — sogar hervorragende Patrioten mit grauem Haar und vornehmen Allüren in Liebe zu ihr entbrannten. So wandte sie sich denn ihrem bejahrten Liebhaber mit einem Blicke zu, der ihn augenscheinlich befriedigte; denn er beugte sich nieder, küßte sie auf die Stirne nnd rief leidenschaftlich:

„Emmeline, Du bist ein Engel!“ — —

Vierzehn Tage später heiratheten sie. Lady Ives stattete die Braut aus, so daß die Lstr. 88, obwohl sie auf der Post-Sparkasse erhoben wurden, unberührt blieben. Es war beschlossen, daß die Flitterwochen in der Reise nach Genua bestehen sollten, mit verschiedenen Stationen unterwegs.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Technik.

— Ein Konkurrent des Acetylens. Kaum hat sich das Acetylen unter den Beleuchtungskörpern einen festen Platz errungen und eine neue Industrie in's Leben gerufen, da schaffte ihm die Wissenschaft schon einen gefährlichen Konkurrenten. Es handelt sich um ein ähnliches Gas, das von seinen Erfindern Ethylen getauft worden ist. Bei der Herstellung des Rohstoffes dazu spielt ebenfalls die Elektrizität eine wichtige Rolle; überhaupt ähnelt seine Entstehungsweise sehr der des Acetylens. Auch hier liefert Hochofenschlacke den ersten Rohstoff. Die zur Herstellung des Ethylen benutzte Schlacke besteht aus Kalcium, Aluminium, Silicium und Kohlenstoff. Sie wird zerkleinert und dann mit gepulvertem Koks innig gemischt. Leitet man durch dieses Gemisch einen starken elektrischen Strom, dann bildet sich Karbolit, das mit Wasser das Ethylen gibt, wie das Kalciumkarbid das Acetylen. Kokskohle ist ein guter Leiter und wird in dem Gemenge durch die Schlacke gewissermaßen isolirt. Sobald nun die Kohle ein elektrischer Strom durchfließt, bilden sich im Innern der ganzen Masse gewissermaßen unzählige elektrische Lichtbogen, deren außerordentliche Hitze die Umwandlung der einzelnen Bestandtheile zu Karbolit bewirkt. In zwanzig Minuten ist die Umwandlung schon beendet. Durch diese neue Entdeckung hat ein bisher ganz werthloser Abfall der Hütteninduſtrie plötzlich wirthschaftliche Bedeutung erlangt, und das um so mehr, als durch die Ausbeutung der Schlacke die Herstellung des Eisens sich billiger gestaltet. Ueberdies soll auch das aus dem Karbolit entwickelte Etylen billiger sein, als das aus Calciumcarbid gewonnene Acetylen. Die erste Karbolitfabrik wird bei einer Hochofenanlage in Hammond, im amerikanischen Staate Indiana errichtet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 111. Dienstag, den 16. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

3 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Er fühlte sich einsam, da seine Kinder weit weg von ihm waren; er hatte viele traurige Stunden gekannt und hätte gern die Hälfte seines Reichthums für Mitgefühl und Liebe hingegeben.

„Beides werde ich bei Ottilie finden," dachte er, während seine Züge sich erhellten. „Ich werde meinen Kindern kein Unrecht zufügen, wenn ich mich verheirathe. Mein Sohn wird mein Landgut erben, und das Vermögen meiner Tochter wird durch eine zweite Heirath nicht gefährdet sein. Marie ist jetzt sechzehn Jahre alt, in zwei Jahren kommt sie nach Hause. Ich kann doch nichts Besseres für sie thun, als ihr eine schöne Mutter zuführen, die jung genug ist, um ihr Vertrauen zu gewinnen, und alt genug, um sie zu leiten. Ottilie wird meine Tochter lieben und Mariens beste Ehrendame sein, wenn sie die Gesellschaften besuchen wird. In Ottilie würde ich dann eine Mutter für meine Tochter und eine sanfte liebevolle Gattin und Gefährtin für mich finden. Wird sie mich aber annehmen?"

Er fand die schöne Wittwe allein in ihrem Zimmer. Die Gesellschafterin war abwesend, und so machte er ihr eine leidenschaftliche Liebeserklärung.

Jede Frau hätte es sich zur Ehre geschätzt, eine solche Erklärung von einem so edlen Manne, wie Baron Engelbert anzuhören.

Die bezaubernde Wittwe erröthete und lächelte zustimmend; ihr Haupt sank auf seine Schulter und Baron Engelbert schlang beide Arme um sie und nannte sie seine Braut.

Mit dem Ungestüm eines Liebenden bat er sie, ihm recht bald die Hand zu reichen.

Sie spielte die Spröde, als ob sie nicht schon monatelang sich nach dieser Zeit gesehnt und darum gebetet hätte.

Schließlich willigte sie ein, ihn in einem Monate zu heirathen.

„Ich bin ganz allein auf der Welt und habe niemand der mir mit Rath zur Seite steht," seufzte Frau Hartwig. „Ich habe eine alte Tante, eine sehr geizige Person, welche in Stettin lebt. Sie wird mir gestatten, daß ich in ihrem Hause die Hochzeitsfeier begehe, wie es schon einmal geschah. Aber die Hochzeit muß in aller Stille vollzogen werden, denn sie liebt Aufwand und Ausgaben nicht; jedoch das, was sie sich erspart, wird eines Tages mir gehören; somit darf ich nicht klagen. Ich muß aber Frau Altmann bei mir behalten. Ich sehe, daß Du sie nicht leiden kannst, Alfred, doch sie ist mir eine treue Freundin in der Trauer gewesen und ich kann sie nicht von mir stoßen, nun das Glück mir so schön lächelt. Ich darf sie doch bei mir behalten, nicht wahr?"

So gebeten, erstickte der Baron seine Abneigung gegen die Gesellschafterin und willigte ein, sie in sein Haus aufzunehmen.

Frau Hartwig erzählte dem Baron mehreres aus ihrem Leben. Sie war eine Waise und hatte Karl Hartwig sehr jung geheirathet.

Dieser Hartwig war ein schrecklicher Verschwender gewesen und hatte seiner Frau das spärliche Einkommen von zweitausend Mark jährlich hinterlassen. Ihre elegante Kleidung rührte größtentheils von dem Ueberbleibsel der bessern Tage her.

Einen Monat später fand die Trauung in einer Kirche in Stettin statt.

Die Braut sah reizend aus in ihrem cremefarbigen Atlaskleide, einem reichen Spitzenüberwurf darüber und einem Brillantschmuck, den ihr Bräutigam ihr geschenkt hatte.

Baron Engelbert's Sohn war in Straßburg und seine Tochter in einem Pensionat in Paris.

Der Baron hegte den Wunsch, daß seine Tochter bei seiner Wiederverheirathung gegenwärtig sei; aber die jetzige Baronin Engelbert bestand darauf, daß Mariens Studium nicht unterbrochen werden solle, und hatte es sich ausgebeten, daß das Zusammentreffen mit ihrer jungen Stieftochter erst stattfinden solle, wenn die Baronin sich an ihre neue Stellung gewöhnt haben würde, und der Baron, welcher Ottilie leidenschaftlich liebte, gab ihren

Bitten nach; er hatte aber seiner Tochter mitgetheilt, daß er beabsichtige sich wieder zu verheirathen. —

Die Worte waren gesprochen, welche das Paar für immer vereinigten.

Als die Braut sich von den Knieen erhob, strahlte triumphirende Freude aus ihrem schönen Gesichte, da sie jetzt die Gattin eines reichen, hochangesehenen Barons war.

Sie hatte den ersten Theil eines verwegenen Spieles gewagt und hatte gewonnen.

Als die Trauung vorüber war, schlich sich ein Mann, der hinter einer Säule in der Kirche Augenzeuge gewesen, mit demselben triumphirenden Gesichtsausdrucke wie die Braut hinaus.

Dieser Mann war der große, blonde Herr mit dem gewichsten Schnurrbarte, den finster blickenden Augen und dem cynischen Lächeln um den Mund, welcher der Errettung der Frau Hartwig aus dem Wasser durch Baron Engelbert zugesehen hatte.

Jetzt murmelte er:

„Das Spiel ist halb gewonnen; Ottilie ist jetzt Baronin Engelbert. Der erste Akt ist zu Ende. Der nächste Akt erfordert mehr Zeit, Ueberlegung und Vorsicht. Jede Handlung muß sorgfältigst überlegt werden. Wir sind fest entschlossen, das ganze Spiel zu gewinnen!“

2. Die Ankunft auf Schloß Engelbert.

Baron und Baronin Engelbert nahmen ihr Frühstück nach der Trauung bei Frau Heide ein, der geizigen Tante der Baronin.

Einige auserwählte Freunde des Barons waren eingeladen worden.

Die Abwesenheit der Tochter Engelbert's wurde fast gar nicht bemerkt, ausgenommen vom Vater selbst, der sich heiß danach sehnte, sie lächeln zu sehen und ihre liebliche Stimme zu hören, die ihm Glück zu seiner Wiederverheirathung zuflüsterte.

Marie war ihm besonders lieb gewesen; ihre Mutter starb, als sie noch ein ganz kleines Kind, und er war ihr beides Vater und Mutter gewesen.

Seinen Sohn hatte er früh in eine Schule geschickt, aber Marie hatte er bei sich behalten bis vor einem Jahre, als Verwandte seiner verstorbenen Frau ihn bewogen, das Mädchen in eine Pension nach Paris zu schicken, damit dort ihre Erziehung vervollständigt werde, und er willigte, obschon ungern, ein.

Gleich nach dem Frühstück reiste das neuvermählte Paar nach Pommern ab.

Das Rittergut befand sich mehrere Stunden von der Station entfernt, aber die Gegend umher war entzückend, und die Baronin Engelbert freute sich über den schönen Landsitz, die Gärten und die ausgedehnten Waldungen. Mit Spannung sah sie ihrem Einzuge entgegen.

Unterwegs sprach sie, in eigene Betrachtungen vertieft, sehr wenig. Die Gesellschaft ihres Gatten war ihr im Grunde gleichgiltig.

Ungefähr um fünf Uhr langte das Ehepaar auf dem alten Landsitze an.

Baron Engelbert zeigte mit verzeihlichem Stolze seiner jungen Gattin ihr neues Heim.

Sie verschlang es mit ihren Blicken.

Dieser Landsitz war großartig; er bestand aus Feldern, Wiesen, einem Parke, einem Gehölz und Obst- und Gemüsegärten.

Das Landhaus selbst stand auf einer kleinen Anhöhe, infolge dessen man es schon meilenweit sehen konnte. Es war ein großes, altes, graues Gebäude mit einer langen Façade und drei Stockwerke hoch.

Trotz des Alters hatte dieses Haus doch ein höchst anheimelndes Aussehen, was auch die Baronin Engelbert beim ersten Blick gewahrte.

Auf beiden Seiten des Hauses befanden sich Treibhäuser. Weiter links vom Gebäude, jenseits der sonnigen Gärten erstreckte sich der große Park, von Fuß- und Fahrwegen durchschnitten.

Dort befand sich ein tiefer See, und dicht dabei tummelte sich ein Rudel Hirsche auf dem grünen Rasen.

Hinter dem Landhause waren die schönen Ställe und verschiedene andere Gebäude für das Gesinde.

Man gelangte nach dem Hause durch eine dichte Allee von Lindenbäumen. Ein großes eisernes Thor, bei welchem auf der einen Seite desselben sich ein Häuschen für den Portier befand, bildete den Eingang in das Grundstück.

Dieses Thor wurde bei der Ankunft des neuvermählten Paares schnell geöffnet.

Der Portier und dessen Familie standen am Eingange, verneigten sich tief und bewillkommneten ihren Gutsherrn freudig.

Die Baronin Engelbert nickte ihnen herablassend zu, und während sie den Weg zum Hause hinfuhren, hefteten sich ihre Augen begierig auf die lange Front des stattlichen Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

Eine lächerliche Tragödie.

Geschichte einer Gouvernante.

Von Mrs. W. K. Clifford (London).

(Fortsetzung.)

„Du mußt Paris sehen, my Lofe," sagte der Graf, „und dann wollen wir auch nach Fontainebleau und nach Avignon gehen und zwanzig andere schöne Plätze besuchen. In Marseille nehmen wir den Zug, der uns an der Küste des mittelländischen Meeres entlang nach Genua bringt. O, wir werden sehr glücklich sein!"

„Wir werden sehr glücklich sein, mein liebes Weibchen," wiederholte er im Eisenbahnwagen und verweilte bei dem letzten Wort, als bewundere er seine Aussprache. „Heute Abend wollen wir auf dem Boulevard diniren und ich werde Dich in der Rue de Rivoli spazieren führen. Die Engländer haben das gern."

Und er lachte so vergnügt und war so durchaus heiter, daß er fast einen übermüthigen Eindruck machte. Madame dal Mezzio fühlte, daß sie eine glückliche Frau war.

Sie wollten vier Tage in Paris zubringen und so gingen sie überall hin und besichtigten Alles, was nicht zu kostspielig war. Denn der Graf erklärte, daß er nicht reich sei. „Aber wir werden dennoch glücklich sein, weil wir einfach bleiben wollen." Dies sagte er am zweiten Tag und seine Stimme klang ein wenig dumpf. Am Abend war er schweigsam, seufzte mehrmals und schüttelte öfters den Kopf. Am dritten Tag sah er sehr niedergeschlagen aus. Sie glaubte, daß er sich in Gedanken mit seinem Vaterland und dessen politischen Wirren beschäftige. Er aß wenig und wollte am Nachmittag nicht ausgehen. Da wurde sie ängstlich.

„Was fehlt Dir?" fragte sie.

„My Lofe," seufzte er, „ich bin sehr elend."

„Schon nach drei Tagen?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Ich bin Deinethalben elend, nein eigentlich doch meinethalben."

„Aber warum denn?"

„Ich fürchte, Du wirst mich nicht mehr lieben, Emmeline! Ich habe Dich betrogen. Als wir heiratheten, habe ich Dir nichts von meiner Tochter — meiner kleinen Tochter gesagt."

„Deiner Tochter!" rief sie aus, „aber wo ist sie denn?"

„Sie ist hier in Paris, im Kloster zu St. Margareth, wo sie von den guten Schwestern unterrichtet wird."

„Sei doch ihret- oder meinetwegen nicht bekümmert," erwiderte die Gräfin da Mezzio, als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte. „Natürlich soll sie jetzt auch mir gehören, wir wollen sie morgen aufsuchen und mit uns nach Hause nehmen."

„O, Emmeline, Du bist ein Engel," sagte der Graf und küßte ihr die Hand. „Wir wollen sie besuchen, aber sie soll noch sechs Monate im Kloster bleiben."

Und am nächsten Morgen machte Madame dal Mezzio im Sprechzimmer des Klosters die Bekanntschaft eines unfreundlichen kleinen Mädchens von 8 Jahren, das kaum den Mund zum Sprechen aufthat, obgleich es die mitgebrachte Chokolade verzehrte und seine Besucher mit großen schwarzen Augen anstarrte.

Der Graf war nun wieder ganz heiter und führte an diesem Abend seine junge Frau zum besten Drei-Francs-Diner in Paris.

„Du bist doch nicht mehr traurig?" fragte die Gräfin am anderen Morgen.

„Ach, my Lofe," seufzte der Graf, „wenn wir doch immer hier bleiben könnten! Es kommt mir schwer an, nach Dijon zu gehen."

„Aber warum denn?" drang sie in ihn.

„Ich kann es Dir nicht sagen," erwiderte er. „Ich weiß ja, was für ein gutes Herz Du hast, aber dennoch fürchte ich mich davor."

„Das ist aber nicht schön, lieber Carlo, Du mußt es mir sagen," versetzte sie noch eindringlicher und sah zu seinem gefurchten Gesichte auf.

„My Lofe," sagte er mit einem anderen lang gezogenen Seufzer, „in Dijon, im Kloster zum Heiligen Herzen, ist mein anderes kleines Mädchen. Sie ist ein Jahr jünger als Isabella, die Du gestern gesehen hast."

Eine leise Bestürzung malte sich auf dem Gesichte der Gräfin dal Mezzio.

„Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt?" erwiderte sie mit sanftem Vorwurf. „Warum hast Du mir nicht vertraut, lieber Carlo? Gewiß werde ich Deine mutterlosen kleinen Mädchen lieben. Ich bin froh, daß es zwei sind und nicht eines."

„Ach, Emmeline," sagte der Graf, „Du bist ein Engel!"

Und seine Lebensgeister hoben sich merklich.

In Dijon suchten sie das andere kleine Mädchen in einem anderen Kloster auf und verbrachten dort eine andre Viertelstunde, gerade wie sie es in Paris gethan hatten. Und wieder überließen sie die Kleine einstweilen der Sorgfalt der guten Schwestern und setzten ihren Weg fort.

Zunächst hielten sie sich in Avignon auf und verbrachten einen frohen Tag. Sie besahen sich die Residenz der Päpste und hatten Schneckenpasteten zum Mittagessen; denn der Graf versicherte seiner Gattin,

daß sie vortrefflich seien und obgleich sie überzeugt war, daß sie daran sterben würde, so war das ja doch nur eine Kleinigkeit. Und am nächsten Tag, einem Sonntag, verbrachten sie den Nachmittag damit, den Musikbanden zuzuhören und sich den Tanz der Bauern am Flusse anzusehen. Madame dal Mezzio fand das Leben auf dem Kontinent sehr angenehm. Einen Augenblick wanderten ihre Gedanken zurück nach dem jungen Laffen in England mit seiner 700 Pfund-Gattin. Sie erinnerte sich der düsteren Londoner Straßen mit ihren Reihen und Reihen von Häusern gleich den Gittern eines unermeßlichen Gefängnisses und befand sich wohler hier unter dem blauen Himmel. Sie gedachte des Heims, das sie in Genua finden würde, der beiden kleinen Mädchen, welche sie in sechs Monaten erwartete, und nahm sich vor, ihre Stieftöchter sehr glücklich zu machen.

Da seufzte ihr Gatte wieder einmal lang und anhaltend.

„Carlo!“ rief sie, aus ihren Träumen auffahrend, „ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“

„Nein, my Lofe,“ und er seufzte abermals.

„Keine kleinen Töchter in Klöstern mehr?“ versuchte sie zu scherzen und er schüttelte den Kopf.

In Marseille logirte sie in einem abgelegenen kleinen Hotel, wo das Diner nur anderthalb Franken kostete, was ein theurer Preis war, mit Rücksicht auf die Qualität des Essens.

„Wir wollen einfach leben,“ meinte der Graf, und seine Stimme klang gedrückt. Nach Tisch gingen sie die Cannebière hinunter nach dem Quai und sahen auf das blaue Wasser und die Hunderte von Schiffen hinab. Die Linien in des Grafen Gesicht wurden tiefer, seine Worte versiegten, sein Gang verlangsamte sich. Als sie ihre Schritte zum Hotel zurücklenkten, fühlte die Gräfin dal Mezzio, daß etwas Schwieriges in Sicht war. Sie gingen über die schmutzige Treppe nach ihrem Zimmer, das Fenster stand offen und die Sterne schauten herein.

„Ach, my Lofe,“ sagte jetzt der Graf, als sie am Fenster standen, „ich bin sehr unglücklich. Morgen werden wir an der Küste entlang bis Albenga fahren, dort werden wir zwei Tage bleiben! — —“

„Aber weßhalb fühlst Du Dich deßhalb unglücklich?“

„Ich habe Dich betrogen, my Lofe, ich fürchtete, Du würdest mich nicht heirathen, darum sagte ich es Dir nicht.“

„Was sagtest Du mir nicht?“

Er nahm ihre Hand und sah zum Himmel auf.

„In Albenga ist ein Jesuitenkolleg.“

„Nun, und . . .?“ fragte sie beklommen.

„Meine beiden kleinen Söhne sind dort,“ fügte er fast weinend hinzu. „Ach, my Lofe, sie sind beide dort.“

„Deine Söhne? Warum hast Du mir das nicht gesagt?“ rief sie, voller Bestürzung zu ihm aufsehend.

„Natürlich werde ich mich auch ihrer gerne annehmen,“ fuhr sie fort, aber in ihrer Stimme lag nicht mehr der warme Ton wie damals, als sie von seiner ersten kleinen Tochter gehört hatte.

Dann aber, als ein schmerzlicher Ausdruck in seine Züge trat, legte sie ihre Hand auf seine Schulter und sprach sanft:

„Wir wollen versuchen, sie recht glücklich zu machen, lieber Carlo. Vielleicht werden sie Dir ähnlich.“

„Ach, Emmeline,“ rief er, „Du bist ein Engel!“

Aber obgleich Madame dal Mezzio ihre Bedenken abzuschütteln versuchte, fühlte sie doch, daß das Leben eine ernsthaftere Sache war, als es ihr noch eine Woche zuvor geschienen. Verantwortlichkeiten thürmten sich um sie auf; die Feiertagszeit war vorüber.

Sie suchte ihre kleinen Stiefsöhne in Albenga auf. Es waren ernsthafte kleine Jungen mit kurz geschnittenem Haar und schwarzen Augen und ebenso schweigsam wie ihre Schwestern.

„Ich werde Euch eine gute Mutter sein,“ versprach sie ihnen, und ihr eigenes Herz beschwichtigte sie mit einer Betrachtung über mütterliche Gefühle.

(Schluß folgt.)

Denkspruch.

O schafft die Armuth — schafft den schlimmen Zustand
Der Menschen fort aus eurem Kreis, ihr Menschen!
Legt an die Zukunft eurer Kräfte Kraft
Und eure Mittel an Vermittelung
Des rechten Lebens, das der Menscheit ziemt.
Was euch geholfen hat, nicht arm zu sein,
Das sagt nur, das gewährt den andern klug
Und gut; ihr wißt es ja, was euch noch hilft:
Der Aelteren Tugend, eures Vaters Ehre
Und eurer Mutter Liebe — und sie waren
Einst Kinder und als Kinder ward einst gründlich
Nur ihnen für des Lebens Zeit geholfen.
Wollt ihr den Menschen helfen — helft den Kindern;
Wollt ihr das nicht, so müßt ihr selbst vergehen,
Doch eure Enkel ganz gewiß im Thal
Des breiten Unglücks rings im ganzen Volk.
Das muß euch Eifer, euch Begeist'rung wecken,
Es wäre denn, ihr wäret selbst schon arm
An Geist und Herzen, wie die ohne Brod.
Ihr Glücklichen, o macht doch And're glücklich!

L. Schefer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 112. Mittwoch, den 17. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

4 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist schön, herrlich! Du hast es mir ja schon geschildert, wie schön es ist, Alfred," sagte sie dann. „Es ist eigenthümlich, daß ein so großes Haus von solch architektonischer Schönheit so freundlich und anheimelnd aussehen kann. Die Sonne muß doch in jedes Zimmer scheinen! Ich möchte mein ganzes Leben hindurch hier bleiben."

„Das Haus, welches ich Dir als Brautgeschenk gegeben, ist ein ebenso angenehmes Heim wie dieses hier, wenn auch nicht eben so großartig," sagte der Baron mit ernstem Lächeln. „Es ist wahrscheinlich, daß Du, die zwanzig Jahre jünger ist als ich, mich überleben wirst, Ottilie, und deshalb habe ich Dir mein schönstes Häuschen geschenkt."

Die Baronin erblaßte ein wenig und kniff die Lippen zusammen, wie sie dies immer that, wenn ihr etwas mißfiel.

„Ich habe Dich noch nie über Dein Landgut befragt, Alfred," bemerkte sie. „Dein Besitzthum ist wohl Fideikommiß?"

„Ja; es kann aber auch auf die weibliche Linie übergehen, im Fall kein männlicher Erbe da ist," erwiderte der Baron, welcher keine Ahnung von ihren habsüchtigen Gedanken hatte. „Es gehört unserer Familie seit undenklichen Zeiten. Nach meinem Tode geht das Landgut an meinen Sohn über. Sollte Georg aber sterben, dann erbt es meine Tochter."

„Eine ungeheure Erbschaft für ein Mädchen!" entgegnete die Baronin. „Und — und wenn sie ohne Nachkommen stirbt?"

„Dann erbt es ein entfernter Vetter von mir."

Die Baronin stutzte.

Diese Antwort hatte sie nicht erwartet, und sie konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen.

„Ich — ich sollte meinen, daß Deine Gemahlin den Vorrang vor Deinem Vetter hätte," murmelte sie.

„Du weißt nichts von unseren Familiengesetzen, Ottilie," sagte der Baron ein wenig ernst. „Das Besitzthum muß an einen Blutsverwandten übergehen. Wenn unser Bund von Kindern gesegnet wird, dann hat das älteste den Vorrang vor meinem Vetter; aber Du kannst es niemals erben. Diese Klausel rührt schon von Alters her, damit der Name nicht ausstirbt, was mir auch sehr schmerzlich wäre. Aber jetzt sind wir da. Bewillkommne unser Heim, meine schöne Gattin!"

Der Wagen hielt vor der Thür.

Baron Engelbert sprang heraus und war seiner Gattin beim Aussteigen behilflich. Er führte sie die steinernen Stufen hinauf.

Die Dienstboten hatten sich versammelt und bewillkommneten ihre Herrschaft.

Dann geleitete der Baron seine Gattin in den Gesellschaftssaal.

„Wie schön es hier ist!" rief die Baronin aus. „Es befindet sich wohl ein Gewächshaus am Ende? Ich werde mich hier sehr glücklich fühlen, Alfred."

„Das hoffe ich auch," war die ernste Erwiderung. „Ich will Dich aber jetzt in Deine Zimmer führen, Ottilie. Ich habe sie eigens für Dich neu mobliren lassen."

Er bot ihr den Arm und führte sie in den geräumigen Korridor, die breite Marmortreppe hinauf nach einer Reihe von Zimmern, welche gerade über dem Gesellschaftssaale gelegen waren.

Die Anzahl von Gemächern bestand aus einem Wohn-, einem Schlaf-, einem Ankleide- und einem Badezimmer. Sie alle waren reich möblirt.

Die Augen der Baronin Engelbert strahlten, als sie diese schöne und gewiß sehr theure Einrichtung sämmtlicher Zimmer sah.

„Deine Koffer sind da, Ottilie," sagte ihr Gatte, sehr erfreut über ihr Lob. „Frau Altmann und Deine Zofe sind auch angekommen. Das Mittagessen ist auf sechs Uhr bestellt. Du kannst Dich jetzt umkleiden. Wenn Du etwas von mir willst, so wisse, daß mein Ankleidezimmer gerade neben dem Deinigen liegt."

Er entfernte sich.

Die Baronin klingelte.

Sie wünschte ihre Zofe und ihre Gesellschafterin zu sehen und kleidete sich für das Mittagsmahl an.

Als sie damit fertig war, begab sie sich in ihr behaglich warmes Wohnzimmer, wo Frau Altmann beim Fenster saß und in den schattigen Park hinausblickte.

„Nun?" fragte die schöne Baronin. „Was meinen Sie? Habe ich nicht Erfolg gehabt?"

„Bis jetzt, ja," erwiderte die Gesellschafterin mit ihren hellen Katzenaugen bedeutungsvoll aufblickend. „Aber das ist noch nicht das Ende. Das Spiel hat gut angefangen."

„Ja," sagte die Baronin gedankenvoll, „es hat gut angefangen. Still, mein Gemahl kommt!"

Auf ihren Lippen schwebte ein spöttisches Lächeln, als sie den Baron bat, einzutreten.

Die Neuvermählten sprachen noch einige Minuten lang im Wohnzimmer, während die stumme Gesellschafterin wie ein Schatten beim Fenster saß; dann begaben sie sich hinunter in den Gesellschaftssaal.

Frau Altmann folgte demüthig.

Sie blieb während des Mittagessens in der Nähe der Baronin Engelbert; dann ging sie hinauf in ihr Zimmer, welches in der Nähe derjenigen ihrer Herrin lag.

Das neuvermählte Paar war jetzt allein.

Die Baronin spielte eine Weile auf dem Flügel, dann näherte sie sich ihrem Gatten und setzte sich neben ihn auf das Sofa.

Innige Liebe zu ihr strahlte aus seinen edlen Zügen; aber die ihrigen drückten Härte aus, denn ihre Gedanken waren habsüchtiger Art.

„Was wollte ich sagen?" fragte sie mit gut verstellter Heiterkeit. „Wovon sprachen wir denn als wir ankamen, Alfred? O, jetzt weiß ich es: von Deinem Besitzthume! Also wird Deinem Sohne dieses schöne Landgut gehören? Und was wird denn Marie bekommen?"

„Das Vermögen ihrer Mutter und einige Güter die nicht zum Fideikommiß gehören. Marie wird auch ohne dieses Landgut reich genug sein. Für Dich, Ottilie, wird ebenfalls sehr reichlich gesorgt werden, ohne meine Kinder zu benachtheiligen."

„Ja, freilich," entgegnete die Baronin. „Wenn die Güter, welche Du Marie hinterlassen willst, nicht Fideikommiß sind, dann mußt Du sie ihr testamentarisch vermachen. Hast Du — hast Du Dein Testament schon gemacht?"

„Ja; aber da ich mich wieder verheirathet habe, muß ich ein neues Testament machen. Ich werde mir die Zeit dazu nehmen."

Die Baronin wurde nachdenkend, aber sie sprach nicht mehr über diesen Gegenstand.

Sie entschuldige sich damit, daß sie es nur aus Interesse für seine Kinder gethan, und der Baron dachte nicht mehr daran.

Die Tage vergingen; Wochen und Monate folgten.

Marie wurde es noch nicht erlaubt, nach Hause zu kommen, denn die Baronin hatte immer Einwendungen dagegen. Vielleicht befürchtete sie, daß ein Paar junge, scharfe Augen sehen würden, wie moralisch abscheulich, wie niedrig und ränkesüchtig und ihres Mannes unwerth sie war.

Baron Engelbert wurde mit der Zeit gegen seine Gattin noch mehr verblendet. Seine Liebe zu ihr ging in Anbetung über. Alles was sie that, war gut in seinen Augen.

Die Baronin ging in Gesellschaften, machte Besuche bei den ersten Familien in der Umgegend und empfing solche auch bei sich. Sie gab zahlreiche Bälle, Diners und Soireen, veranstaltete Festlichkeiten verschiedener Art und wurde eine der gesuchtesten Damen der Provinz. Sie war tonangebend und doch höchst liebenswürdig; sie sagte allen Schmeicheleien, so daß sogar sonst böse Zungen nur Gutes von ihr sagten. Mithin war ihre Stelle fest, und man hielt sie für höchst glücklich.

Als mehrere Monate verflossen waren, überkam sie eine gewisse Unruhe.

Die Gesellschafterin theilte diese mit ihr, indem beide mit unterdrückter Aufgeregtheit umhergingen, als ob sie auf etwas warteten.

Und das, was sie erwarteten, kam auch zuletzt.

Es war bereits über ein Jahr nach ihrer Trauung, an einem Abende im Februar.

Draußen war es sehr stürmisch, und im Ankleidezimmer der Baronin Engelbert flackerte das Feuer lustig im Ofen; die Lampe brannte hell.

In der Mitte des Zimmers stand die ränkesüchtige Frau; sie hatte ihre Zofe entlassen und betrachtete sich mit wohlgefälligem Lächeln im großen Spiegel.

Sie war in eine rothseidene Robe mit langer Schleppe gekleidet und trug einen Rubinschmuck. Der Hals und die Arme waren bloß; die glänzenden schwarzen Augen leuchteten hell; ihre Wangen glühten.

Mitten in ihrer Selbstbewunderung stürzte die Gesellschafterin mit einem Briefe in der Hand ins Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Eine lächerliche Tragödie.

Geschichte einer Gouvernante.

Von Mrs. W. K. Clifford (London).

(Schluß.)

Nach beendigtem Besuch fuhren sie mit dem Nachmittagszug weg, aber es wurde nicht viel gesprochen. Eine unbestimmte Traurigkeit hatte sich ihres Wesens bemächtigt, und während sie aufs Meer hinausschaute, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Aber sie machte sich Vorwürfe darüber. Heirathen denn nicht viele Mädchen Wittwer mit Kindern? Carlo hatte sie ja auch geheirathet, obwohl sie nur eine Gouvernante war und keinen Pfennig besaß, während er ein Patriot und hervorragender Mann war mit Erinnerung an Ereignisse, die sie kaum verstand. Nur weil er sie geliebt und weil er gefürchtet hatte, sie zu verlieren, hatte er ihr das Vorhandensein seiner vier kleinen Kinder verschwiegen.

Sie waren allein im Wagen und sie wandte sich nach ihm um. Sein Gesicht hatte einen bekümmerten Ausdruck und sein Haar erschien ihr noch grauer als sonst. In Gedanken versunken, rauchte er seine Zigarette, und jetzt entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust. Sie nahm seine Hand, und nun lächelte er sie so vertrauend und liebevoll an, daß sie sich schämte, nicht wahrhaft entzückt von ihrer neugefundenen Familie zu sein.

„Carlo," sagte sie, „ich werde Deinen Kindern eine gute Mutter sein und mich bemühen, sie glücklich zu machen. Warum siehst Du aber immer noch so niedergeschlagen aus?"

„Es gibt Vieles, was mich traurig machen könnte, aber ich habe ja Dich, die mich glücklich macht," fügte er zärtlich hinzu. Nach einer Pause fuhr er fort: „Wir werden in Savona Aufenthalt nehmen; ich habe eine Schwester dort und ich wünsche, daß sie Dich kennen lernt, my Lofe. Sie wird Dich lieb gewinnen."

Hierauf längeres Schweigen.

In Savona ließ er sie im Hotel.

„Ich will nach meiner Schwester sehen und sie hierher bringen," erklärte er.

„Laß mich mit Dir gehen," bat sie.

„Nein, ich bringe sie zu Dir."

Der sanften Autorität des Grafen gegenüber gab es keinen Widerspruch. So wartete sie denn im Hotel, Betrachtungen darüber anstellend, ob die Schwester wohl englisch sprechen könnte, was sie sagen würde, wie sie aussähe, und andere thörichte Dinge mehr. Denn Madame dal Mezzio, obgleich sie dreißig Jahre zählte, hatte ein fast kindliches Herz, was sie so arglos und so thöricht und auch so bezaubernd erscheinen ließ, als wäre sie zehn Jahre jünger.

Aber als der Graf zurückkehrte, war er allein. Er betrat das ärmliche Zimmer mit schweren Schritten, ließ sich auf's Sopha gleiten, legte seinen Kopf auf die Lehne und brach in Thränen aus. Augenblicklich kniete seine Frau an seiner Seite.

„Was ist geschehen?" rief sie, „was ist geschehen?"

Sie hatte nie zuvor in ihrem Leben einen Mann weinen sehen. Es griff ihr an's Herz und traf sie wie ein Peitschenhieb.

„Carlo, mein armer Carlo, was ist Dir begegnet?"

Und sie hob seinen Kopf in die Höhe und trocknete seine Thränen mit ihrem Battist-Taschentuch, einem von dem Dutzend, welches zur Aussteuer gehörte, die Lady Ives ihr gegeben hatte, strich sanft mit ihren schlanken weißen Fingern über seine Wangen und sah so liebevoll zu ihm auf, daß er Muth faßte.

„Ach, my Lofe," sagte er, „sie war nicht da, sie ist nach Genua gegangen wegen meines Baby; mein Kleines, das Kleinste von Allen, ist sehr krank."

„Dein Baby," hauchte sie, fast sprachlos vor Bestürzung.

„Ja, my Lofe, ein kleines Baby von achtzehn Monaten. Meine arme Frau starb bei seiner Geburt."

„Ach!" sagte sie. Es schien, als ob sich in der ganzen Sprache kein weiteres Wort fände.

„Und es ist krank," rief er aus, „es ist sehr krank Wir müssen sofort hinfahren. Der nächste Zug geht in zwei Stunden.... Du wirst es lieb haben," fuhr er eindringlich fort, „Du wirst meinem armen kranken Baby Deine Liebe nicht versagen?"

„Ja, ich will es lieb haben," erwiderte sie leise.

Er küßte sie auf die Stirne.

„Emmeline," sagte er, „Du bist ein Engel!"

Und sie gingen traurig und schweigend in dem kahlen Zimmer auf und ab.

„Ach, my Lofe," sagte er plötzlich, „es ist mir ein schrecklicher Gedanke, daß mein Kleines so krank ist und daß erst in zwei Stunden der Zug geht. Meine Schwester ist arm, sie wird am Ende gar nicht so viel Geld haben, um alles Nöthige herbeizuschaffen; und während ich in England war, habe ich wahrscheinlich so viele von meinen Schülern verloren, daß wir auch arm sein werden. Wir müssen einander sehr lieb haben, um gegen dies Alles aufzukommen."

Das Herz der Gräfin dal Mezzio wurde schwer wie Blei.

„Es wird wieder gut werden," sagte sie gepreßt. „Es wird Alles wieder gut werden."

Aber die Worte fehlten ihr, und sie gingen wieder schweigend auf und ab.

„My Lofe," sagte er nach einer Weile, „ich werde eine Omelette bestellen. Wir dürfen nicht krank werden, wir müssen stark bleiben, um diesen Kummer zu ertragen."

Als sie allein war, beschuldigte sich Madame dal Mezzio der Kälte und Selbstsucht. Warum sank ihr der Muth, als sie von der Existenz des kleinen Kindes hörte? War das Leben auch nicht der Feiertag, wie sie erwartet hatte, so stellte es ihr doch eine große und schöne Aufgabe, und sie nahm sich vor, die Sorgen ihres Mannes zu erleichtern und die Arbeitstage mit ihm zu theilen.

„Das Essen wird in zehn Minuten fertig sein," berichtete der Graf. „Etwas Makkaroni, eine Omelette und einige Feigen. Du hast die grünen Feigen gern, liebe Emmeline, und ich sah einige auf dem Markt, als wir von der Station kamen. Ja, my Lofe, wir werden arm sein, wir werden arbeiten müssen, aber das wird Dir nichts ausmachen, Du hast mich ja nicht wegen meiner Reichthümer geheirathet. Ach, my Lofe, ich werde nie vergessen, daß wir Alles, was wir hatten, für unser Vergnügen ausgegeben haben, während meine Schwester kein Geld hatte und mein Kleines krank war!"

„Aber Lieber, das wußten wir doch nicht. Ich habe einiges Geld," fuhr sie fort und dachte an ihre 88 Pfund, „und kann auch Unterricht geben, das wird mehr einbringen, als wenn Du es allein thätest."

„My Lofe," sagte er, „Du bist zu gut, aber Du wirst glücklich werden, ich und die Kinder werden Dich lieben, wir brauchen keine Reichthümer, wir wollen einfach bleiben. . . . Wir kommen gleich!" rief er dem Kellner zu, welcher meldete, daß angerichtet sei.

Und er schloß die Thüre und wandte sich wieder zu seiner Frau.

„Ich will Muth fassen und Dir Alles sagen, denn ich vertraue darauf, daß Du mich liebst. In Genua ist nicht nur das Kleinste, sondern . . ."

„Also es sind noch mehr da?" rief sie und konnte ihren Schrecken kaum mehr bewältigen.

„Ja, my Lofe, es sind noch mehr da."

„Sage mir wieviel?" drang sie in ihn, „laß mich wissen, wie viele es sind und ich will für sie sorgen und für sie arbeiten, und wenn es fünfzig wären, aber ich muß endlich einmal Alles wissen!"

Er beugte sich zu ihr nieder und küßte zärtlich ihre Stirne.

„Ach, Emmeline," sagte er, „Du bist ein Engel, und es sind sieben!"

Dann gingen sie zusammen hinunter zum Abendessen. (F. Z.)

Mannigfaltiges.

— Die Frühstückstafel des Briten. Ein loyaler Sohn Albions stellte unlängst mit tiefer Melancholie die erschütternde Thatsache fest, daß alle jene schmackhaften Dinge, die er auf seinem Frühstückstisch zu sehen gewohnt ist, die Erzeugnisse fremder Länder sind und meist aus fernen Welttheilen zu ihm kommen. Sein zartes Weißbrot wird hauptsächlich aus amerikanischem Weizen gebacken, seine Butter ist das Produkt normannischer, dänischer oder australischer Milchwirthschaften, die „frischgelegten" Eier, an denen er sich delektirt, stammen von den Hühnern Deutschlands oder Rußlands und die dünnen, knusperig gerösteten Scheiben Speck, die er dazu verzehrt, rühren unzweifelhaft von den Seiten eines Schweines her, das in Kanada bezw. im Yankeelande das Licht der Welt erblickte. Die saftigen Hammelkotelettes verdankt der Engländer den Schafen Neuseelands und seine unentbehrlichen Steaks den in Argentinien ihr Dasein fristenden Ochsen. Der britische Landwirth hat alle Ursache zur Unzufriedenheit, denn seit kurzem ist zu den vielen internationalen Nahrungsmittellieferanten noch ein neuer hinzugekommen, mit dem man rechnen muß. Sibirische Butter ist der jüngste in England eingeführte Importartikel, der heute kaum noch auf einem „breakfast table" fehlt. Diese äußerst wohlschmeckende und fetthaltige Butter wird auf den seit der Erbauung der transsibirischen Eisenbahn und des von Kapitän Wiggins eröffneten Seeweges durch das arktische Meer zu den großen Flüssen Sibiriens zum Aufblühen gelangten Farmen im Westen des asiatischen Rußlands zubereitet und geht direkt über Petersburg nach Kopenhagen, Hamburg und London. Der Ort Kurgan im Gouvernement Tobolsk hat im Jahre 1898 allein das respektable Quantum von 3 300 000 Kilogramm Butter exportirt.

Morgenfrühe.

Sahst die Nacht du schweigend ziehen,
Bergen ihr funkelnd Geschmeide,
Raffen die dunklen Schleier,
Flieh'n in die graue Weite?
Sahst du die gold'nen Morgenflimmer
Springen der Berge Hang hernieder?
Jubelte dir deine Lieb' entgegen,
Knospige Rosen am schwellenden Mieder?

Aschaffenburg, Mai 1898. Ord.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 113. Donnerstag, den 18. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

5 Roman von F. Siemers von Ostermann.

Die Baronin Engelbert wendete sich mit einem erschreckten Blicke schnell nach ihr um.

„Was haben Sie da, Altmann?" fragte sie.

„Einen Brief, an mich adressirt," war die Antwort. „Ich habe ihn gelesen. Ich muß Ihnen aber erst eine Frage stellen, ehe ich ihn Ihnen gebe. Baron Engelbert betet Sie an; er überhäuft Sie mit Geschenken; er legt sein Herz Ihnen zu Füßen. Sie sind seine Welt, sein Leben, seine Seele. Jetzt frage ich Sie — lieben Sie ihn?"

Ihre gelben Katzenaugen hefteten sich in einem durchdringenden Blicke auf das schöne Gesicht vor ihr; aber die schwarzen Augen begegneten denjenigen der Gesellschafterin dreist, und die vollen Lippen verzogen sich zu einem verächtlichen Lächeln.

„Ob ich ihn liebe?" entgegnete die Baronin. „Sie wissen, daß ich es nicht thue. Ihn lieben! Sie wissen, daß ich einen anderen liebe, wie Baron Engelbert mich liebt! Ihn lieben — bah!"

Die Gesellschafterin lächelte seltsam.

„Es ist gut," sagte sie. „Lesen Sie jetzt den Brief. Die Botschaft ist endlich gekommen."

Die Baronin griff schnell nach dem Briefe.

Er enthielt nur diese wenigen Worte, ohne Datum und Unterschrift:

„Die Zeit ist gekommen, ihn zu beseitigen. Jetzt!"

3. Die Botschaft.

Seltsam, diese unheilbringende Botschaft, die in der einen Zeile des geheimnißvollen Briefes, den die Gesellschafterin der Baronin Engelbert gebracht und die sie schon längst erwartet hatte, enthalten war, berührte die Empfängerin unangenehm.

Das Schreiben entfiel langsam ihrer Hand und flatterte auf den Fußboden.

Die glänzenden schwarzen Augen drückten halb Entsetzen halb Begierde aus.

Unbewußt wiederholte sie mit heiserer Flüsterstimme die Worte:

„Die Zeit ist gekommen, ihn zu beseitigen. Jetzt!"

Die Baronin schauderte vor dem Klang ihrer eigenen Stimme und starrte ihre Gesellschafterin entsetzt an, welche sie mit ihren bösen gelben Augen dreist und ermuthigend anblickte.

„Ich — ich habe doch nicht den Muth, wie ich es glaubte," stammelte die Baronin. „Es ist schrecklich, es auszuführen!"

„Also lieben Sie doch den Baron Engelbert?" stichelte die Gesellschafterin, indem sie das verhängnißvolle Papier aufhob und es verbrannte.

„Nein, nein, — aber er vertraut mir, er liebt mich!" erwiderte die Baronin. „Es gab eine Zeit, wo ich keinem Hunde, der mir die Hand leckte und mir schmeichelte, wehe thun konnte, — und jetzt! Aber ich bin nicht so schlecht, wie Sie denken. Ich bin gemein, gewissenlos und ränkesüchtig, das weiß ich. Meine Heirath war nur ein Theil eines bösen Planes, die Frucht einer Verschwörung gegen Baron Engelbert; aber ich bebe zurück vor der bösen That, die wir ausersonnen.

„Ich kann nicht wie die Schlange sein und stechen die Hand, welche mich erwärmt hat; ich kann nicht dem Herzen, das so zärtlich für mich schlägt, wehe thun; ich kann nicht das Leben des edlen, guten Barons Engelbert, den mein Besitz so glücklich macht, kürzen, — o, das kann ich nicht, das kann ich nicht!"

Die Baronin schritt erregt nach einem roth gepolsterten Stuhle, kniete davor nieder, stützte die weißen Arme auf denselben und legte den Kopf darauf.

Der Feuerschein spielte auf den rothen Falten ihres Schleppkleides, auf dem Schmucke auf der Brust und an den Armen, auf ihrem malerisch angeordneten Haar und ihrem leidenschaftlich erregten Gesichte.

Sie starrte mit ihren großen, schwarzen, entsetzten Augen in die tänzelnden Flammen, als ob sie in ihnen eine mystische Bedeutung fände.

Ihre Gesellschafterin schwebte durch das Zimmer wie ein böser Schatten zu ihr hin.

„Wie höchst tragisch Sie sind, Frau Baronin!" sagte

sie spöttisch. „Es scheint fast, als ob Sie eine Szene aus einem Trauerspiel aufführten. Niemand kann Sie zu irgend einem Schritte gegen Ihren Willen zwingen; Sie können ja thun, was Ihnen beliebt. Baron Engelbert liebt Sie schwärmerisch, und Sie können Ihre Rolle als liebevolle Gattin fortführen, können seine Liebkosungen hinnehmen, können seinem Haushalte vorstehen und ihm Trost in seinem hohen Alter sein. Er ist noch nicht achtundfünfzig Jahre alt, ist gesund und kräftig, und ich zweifle nicht, daß er neunzig Jahre alt werden wird; denn seine Vorfahren sind alle in hohem Alter gestorben. Wenn Sie ihn überleben, dann werden Sie siebzig Jahre alt sein. Sie können gegen seine Kinder die zärtlichste Stiefmutter spielen. Seine Tochter wird Ihnen gewiß nicht zugethan sein und sie wird vielleicht ihren Vater bewegen, Ihnen zu mißtrauen. Ohne Zweifel wird dies alles Ihnen nicht angenehm sein —"

„Still, still!" hauchte die Baronin mit zornigen Blicken. „Lassen Sie mich in Ruhe, Altmann! Sie erwecken immer wieder den Dämon in mir. Vierzig Jahre einer traurigen, ruhigen Existenz, während ich, die Königin der Gesellschaften, mit einem Manne verheirathet sein könnte, den ich schon jahrelang liebe! Vierzig Jahre! Ein Jahr däucht mir schon eine Ewigkeit! Es däucht mir unendlich lange, seit ich mit Baron Engelbert verheirathet bin. Ich — ich werde handeln, wie es das Schreiben verlangt!"

Die Gesellschafterin lächelte.

„Ich war überzeugt, daß Sie es thun würden," sagte sie.

„Mein Gatte hat aber seit unserer Vermählung kein anderes Testament gemacht," versicherte die Baronin. „Ich soll die Villa „Auf der Höhe" als Wittwensitz bekommen und zwanzigtausend Mark jährlich. Nach meinem Tode fällt mein Haus und mein Einkommen auf die Familie Engelbert zurück. Ich habe nichts, was ich absolut mein nennen kann, nichts wird mir vererbt, mit dem ich schalten und walten kann wie mir beliebt. Ich glaube, Karl hat erwartet, daß ich von meines Gatten herrlichen Besitzthümern Güter wie eine Prinzessin erben würde."

„Es ist noch nicht zu spät, um das zu erlangen," sagte die Gesellschafterin bedeutungsvoll. „Baron Engelbert läßt sich von Ihnen um den Finger wickeln. Er hat keine Kinder hier, die Ihren Einfluß schwächen können. Er hat Geld und Güter, die er seiner Tochter zu hinterlassen beabsichtigt. Wenn Sie es geschickt anfangen, können Sie alles, was der verstorbenen Baronin Engelbert gehört hat und noch nicht der Tochter zugesprochen ist, an sich reißen. Es wird jedenfalls nicht schaden, wenn Sie noch ein paar Tage zögern, den Auftrag zu vollziehen, indem etwas so Hochwichtiges zu thun ist."

„Ich wünsche sogar nur einen Tag Aufschub," murmelte die Baronin. „Ich sehnte mich darnach, diese Nachricht zu erhalten, um schnell handeln zu können. Ich bin aber noch nicht ganz schlecht, denn ich bebe vor der Ausführung unseres Planes zurück. Wenn mein Gatte nur eines natürlichen Todes stürbe, wenn nur etwas geschähe, das ihn aus dem Wege schaffte!"

Sie athmete schwer, als sie sich erhob, glättete ihr Kleid und ging zur Thür.

„Das Fläschchen, welches ich hatte, als wir hierher kamen, fand ich gestern zerbrochen," sagte Frau Altmann. „Ich muß morgen nach Stettin fahren, um mehr von diesen Tropfen zu holen; darum muß man auf jeden Fall noch einen Tag länger warten. Wir müssen sehr vorsichtig sein, denn sonst werden die Menschen sich über den plötzlichen Tod eines so kerngesunden Mannes wundern, und sollte man Verdacht schöpfen, dann darf nichts vorhanden sein, was diesen Verdacht begründen kann."

Die Baronin Engelbert nickte zustimmend, öffnete die Thür und entfernte sich langsamen Schrittes.

Sie stieg die breite Treppe hinab, durchschritt den langen Korridor und begab sich in den Gesellschaftssaal.

Baron Engelbert saß tief in Gedanken versunken beim Kamin; aber er erhob sich mit strahlendem Gesichte, als die Baronin eintrat.

„Es ist heute Abend sehr stürmisch draußen, Ottilie," sagte er. „Komm zum Feuer mein Herz! Wie bleich Du aussiehst! Du zitterst ja vor Kälte!"

Er drückte sie sanft in den Lehnstuhl, in welchem er gesessen, beugte sich mit der Ergebenheit eines Liebenden über sie und streichelte ihr Haar.

„Du siehst unglücklich aus, mein Herz," fuhr der Baron nach einer Weile fort. „Begehrst Du irgend etwas? Willst Du einen Ball geben oder einen neuen Schmuck haben oder eine Reise machen? Du weißt, meine Mittel gehören auch Dir und ich bin bereit, dahin zu gehen, wohin Du willst."

„Du bist sehr gut!" sagte Ottilie, indem sie in das Feuer starrte und wieder schauderte. „Ich — ich bin Deiner Güte nicht werth, Alfred. — Horch! Man läutet zum Speisen! Ich danke Gott für die Unterbrechung, denn ich glaube, ich fing an, sentimental zu werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des Spessarts und seines Nachbargebietes*).

Vortrag von Dr. Karl Kihn,
im Verein der Spessartfreunde gehalten am 25. Februar d. J.

Zur Zeit, als die Römer nach Germania superior kamen, fanden sie im Bereich des ehemaligen oberrheinischen Tiefsees noch bedeutende Sümpfe und Wasserarme des Rheins, Neckars und Mains vor, welch letztere von ihnen und den daselbst wohnenden deutschen Volksstämmen als Wasserstraßen benutzt wurden.

Von den zahlreichen ehemaligen Nebenarmen des Mains, welche heutzutage versumpfte Moor- und Torfgründe bilden, ist vor allen einer hervorzuheben, der von Obernburg durch den Bachgau und den Dreieichenhain nach Kelsterbach führte. Er bildete die direkteste Verbindung des Spessart- und Taunusgebietes. Ein zweiter kleiner Arm ging von Nilkheim durch den jetzigen Schönbusch nach dem Römerkastell Stockstadt. Rechts des gegenwärtigen Strombettes führte ein Bogen von Klein-Ostheim über Häuseracherhof nach Dettingen, ein zweiter von der Einmündung der Kahl nach Groß-Auheim; bei diesen beiden Mainbetten erinnern die Funde ausgehöhlter Eichenstämme, die als Fahrzeuge dienten, sowie Bezeichnungen wie „Schiffweg" und „Schifflache" an die einstige Verwendung derselben als Wasserstraßen.

Die römischen Landstraßen waren, wo Terrain-Schwierigkeiten nicht entgegenstanden, gradlinig, mit festem Steinunterbau. Sie gingen von Kastell zu Kastell, in unserm Gebiete von Mainz fächerfömig nach Taunus, Mainthal und Odenwald. Zwei Hauptstraßen bildeten die ursprüngliche Grenzlinie, den ersten Limes Romanus (Straßen-Limes). Die eine, die sogenannte Neckar-Mümlinglinie, führte vom Neckar durch den Odenwald über Schlossau, Hesselbach, Hainhaus I, Würzberg, Eulbach, Hainhaus II, Lützelbach auf der „Hohen Straße" oberhalb Eisenbach zur Miltenberg-Trennfurt-Obernburger Thalstraße, von Obernburg nach Niedernberg, Stockstadt, Seligenstadt, Steinheim, um bei Hanau an die Wetterauische Limesstraße anzuschließen. Diese führte von Hanau in gerader Richtung nach Friedberg. Erst unter Trajan und Hadrian war der Wall-Limes, d. h. der Grenzwall, weiter nach Osten geschoben, südlich von Miltenberg in der Richtung Miltenberg — Walldürn — Osterburken, nördlich von Hanau und Friedberg um die Heilquellen bei Nauheim in der Richtung Grüningen — Arnsburg — Marköbel — Groß-Krotzenburg, und demgemäß ward auch das Straßennetz von Kastell zu Kastell erweitert.

Die im Spessartgebiet wohnenden Celten und Germanen hatten im Gegensatz zu den Römern keine festen Straßen mit Steinbahn, sondern diese waren kunstlos angelegt und suchten deshalb festen, dürren Boden über die felsigen Wasserscheiden der Flüsse, wovon leicht das Wasser abfließen konnte.

Sie zogen, rechts und links von Gräben begleitet, meist einsam über die Rücken der Berge, die bewohnten Stätten vermeidend, fernen Zielen, von Ost nach West, von Nord nach Süd, entgegen. Sie hießen deshalb „hohe Straßen", „Rennsteige". Wegen des auf ihnen beförderten Weines und Salzes führten sie auch den Namen „Weinstraßen", „Salz- oder Sälzerwege".

Es waren aber nicht bloß Handels-, sondern auch Heeresstraßen, auf welchen ganze Volksstämme mit dem gesammten Troß von Weib und Kind dahinzogen; sie waren meist so breit, daß zwei Wagenreihen sich auf denselben nebeneinander bequem fortbewegen konnten. (Außerden hatten die alten Germanen noch, ähnlich den Indianern, schmale Kriegs- und Jagdpfade.)

Im Spessart haben wir zwei solcher uralter Völkerstraßen: die Birkenhainerstraße und den Eselsweg.

Die wichtigere ist die Birkenhainerstraße. Sie bedeutet für Franken das, was der sog. Rennweg für Thüringen, die Elisenstraße für Nassau, der „hohe Weg" von Frankfurt über Bergen, den Wartbaum, Vogelsberg usw. für Hessen ist. Sie zieht von Frankfurt über Hanau, durch die Bulau und das Freigericht auf die Höhe nach dem Birkenhain, wovon sie den Namen hat, von da auf der Wasserscheide von Kahl und Kinzig (Bieberbach) nach Flörsbach, Lohrhaupten, zur Hermannskuppe oder dem Schanzenkopf, der bayerischen Schanze (vormals kurhessisch-bayerischem Mauthause) über das Brückenkreuz, Einsiedel, die Prozelter Kuppe und den Zollberg hinab nach Gemünden. Hier kommt sie wieder ins Mainthal, führt nach Würzburg, dann über Rottendorf, wo noch ein Viadukt derselben im Felde zu sehen ist, in der Richtung nach Nürnberg.

Die Birkenhainerstraße überschreitet beim Neuwirthshaus im Groß-Auheimer Gemeindewald den römischen Grenzwall: in der Nähe dieser Stelle hatten die Römer ein Sperrfort errichtet und einen Theil der 3. dalmatinischen Kohorte hineingelegt.

Nach der großen Schlacht bei Kahl i. J. 213 n. Chr. verfolgte Caracalla auf der Birkenhainerstraße die besiegten Alemanen, welche sich in die Ringwälle, jetzt sog. „alte Burgen" des Vorspessarts (bei Wasserlos, Schöllkrippen, Bieber, Kassel und Wirtheim), zurückgezogen hatten, bis in das Land der Cenni (Sinnthal).

*) Aus „Das Bayerland", illustrirte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land; herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. 10. Jahrg. Nr. 29, 30, 31.

Hier, muthmaßlich an der Schanze bei Rengersbrunn (Regisbrunn), war er eingeschlossen worden und mußte sich mit Gold freikaufen. Feldzüge der Römer, sowie Züge der Völkerwanderung haben sich zweifellos vielfach auf der Birkenhainerstraße bewegt.

Die deutschen, insbesondere die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser benützten die Straße häufig, um zu ihren Palatien Karlsburg und Salzburg zu gelangen, die Grafen von Hanau und Rieneck, wie die Mainzer Kurfürsten zur Ausübung der Jagd im Spessart. Als Friedrich Barbarossa im Jahre 1184 von dem großen Feste der Wehrhaftmachung seiner Söhne in Mainz in seinen Palast zu Gelnhausen zurückkehrte, gerieth er auf der Birkenhainerstraße am Altenmarkskopf in den Hinterhalt seiner welfischen Feinde, und er wäre umgekommen, wenn nicht die Bauern der hohen Mark Wilmundsheim vor dem Berge ihn befreit hätten. Bekanntlich datirt das Freigericht von dieser That*) seine freiheitlichen Gerechtsamen.

Die Sage erzählt weiter vom Ueberfalle Barbarossas, daß derselbe in der Nähe der Quelle des „rothen Baches" stattgefunden und daß dieser Bach von der Menge des geflossenen Blutes seinen Namen erhalten habe. Ganz in der Nähe des Rothbaches liegt das „Häuser Gut", eine Wüstung, die deshalb interessant ist, weil daselbst der Kurfürst von Mainz am Eingang in die Cent Somborn**) mit einem Trunk beehrt worden ist.

Ein Weisthum des Centgerichts Somborn von 1455 sagt darüber:

„Weist man ihro churfürstliche gnaden eyn lager auf ihrem eigenthumb, wo eyn könig reiset über berg und thal, und wer die güter innen hat auf dem hintertrages, weiset man für denselben 10 Gulden Ihro churfürstlichen gnaden. Ist ein gütlein gelegen ahn der rothbach, daß heußer oder wüstgut genannt, solch gütlein gibt jährlich 10 schilling und ist churmainzisch allein, und wann ihro churfürstlich gnaden am hintertrages vorüberziehen, oder dero diener, soll ihnen ein ehr mit einem trunk erzeiget werden. . . . .

Gewissen worden auf dem Martinsgericht 1455."

Den deutschen Kaisern wird wohl bei ihren Reisen auf der Birkenhainerstraße ein gleicher Ehrentrunk gereicht worden sein. Besondere Mittheilungen haben wir allerdings nicht.

Erst der 30jährige Krieg bringt wieder bestimmte Daten über die Benutzung der Birkenhainerstraße als Heeresstraße. Am 17. September 1631 war Tilly bei Breitenfeld geschlagen worden, er hatte sich durch Thüringen nach Fulda zurückgezogen; von hier aus war er auf der sog. Weinstraße über den Distelrasen durch den nördlichen Spessart marschirt und auf die Birkenhainerstraße gelangt. Von Orb ab hieß die betreffende Wegstrecke wegen des Salztransportes auch Sälzerweg, so in der Bulau. Auf diesem bog ein Theil seines Heeres über Alzenau, Hörstein, längs des Strietwaldes über den Galgenberg nach Aschaffenburg, wo Tilly am 12. Oktober eintraf. Obgleich hier noch 12 000 Lothringer zu ihm stießen, war er durch Kurfürst Max von Bayern doch von einem Treffen mit den Schweden abgehalten worden. Tilly zog über Babenhausen nach der Pfalz. Ein nach Seligenstadt entsandtes Detachement ging nach Steinheim, um die kaiserlichen Besatzungen von Hanau zu verstärken.

Aber die Schweden waren ihnen zuvorgekommen: Gustav Adolf hatte nämlich von Karlstadt den Oberstleutnant Christoph Hubald am 10. November früh mit 6 Reiterkompagnien zu je 100 Pferden und 1500 aus verschiedenen Regimentern ausgewählten Dragonern auf der Birkenhainerstraße nach Hanau vorausgesandt, wo er schon am 11. November Morgens um 5 Uhr eintraf und sich des Altstädter Schlosses bemächtigte. Gustav Adolf selbst zog bekanntlich im Mainthale nach, erreichte am 20. November Wertheim, am 23. Aschaffenburg, am 25. Hanau. Den Winter verbrachte er in Mainz, von wo er am 3. März 1632 nach Aschaffenburg aufbrach; hier hielt er eine Heerschau und zog darauf nach Bayern.

Die Hanauer Besatzung machte häufig auf der Birkenhainerstraße Streifzüge in den Spessart. In der Nacht zum 5. Mai 1634 überfiel ein Trupp eine Abtheilung Kaiserlicher, welche von Aschaffenburg durch den Teufelsgrund nach Gelnhausen aufgebrochen war, am Schanzenkopf bei Geiselbach und nahm ihr 2000 Dukaten, mehrere Mann und 16 Pferde ab.

Am 31. Mai 1646 war Erzherzog Wilhelm Leopold von Gemünden auf der Birkenhainerstraße in das Freigericht gekommen und hatte in Niederrodenbach sein Hauptquartier aufgeschlagen. Wrangel und Turenne waren in der Umgegend und in Hessen seine Gegner. Wrangel zog schließlich im Herbst von Aschaffenburg durch den Spessart (wahrscheinlich auf der vielleicht uralten Jagdstraße der Mainzer Kürfürsten) nach Franken, Turenne über Miltenberg nach Schwaben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieselbe ist dichterisch behandelt von Vikar Peter Kihn († 1862) und Landgerichtsrath a. D. Franz Englert.

**) Somborn war eine Faktorei des Peter- und Alexanderstiftes zu Aschaffenburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 114. **Freitag, den 19. Mai.** **1899.**

Verwegenes Spiel.

6 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Sie zwang sich, zu lachen, als sie sich erhob, und hing sich an den Arm ihres Mannes, welcher sie nach dem Speisezimmer führte. Aber in ihrem Lachen war etwas, das den Baron unmuthig machte, obwohl der unangenehme Eindruck, den er empfand, schnell wieder verschwunden war.

Beim Diner war die Baronin Engelbert wieder sehr heiter und entzückend; nur dann und wann, wenn eine Pause in der Unterhaltung eintrat, starrten ihre Augen wieder so schrecklich drein, wie sie es im Zimmer oben gethan, was Zeugniß gab, daß ihre Seele vor dem entsetzlichen Verbrechen zurückbebte, welches geplant war.

Nach dem Essen begab sich das Paar wieder in den Gesellschaftssaal.

Der Baron zog ein Sofa zum Kamin hin, nahm Platz darauf und rief seine Gemahlin zu sich.

Sie gehorchte und setzte sich neben ihn. Ihr Gesicht strahlte in dem Augenblicke, und die Besorgniß, welche der Baron erst für sie hatte, verschwand.

„Ich glaube, ich bin der glücklichste Mann auf der Welt, Ottilie," sagte er gedankenvoll, ihre juwelenbedeckte Hand streichelnd. „Aber meinem Freudenbecher fehlen noch einige Tropfen, um ihn ganz voll zu machen. Du bist mir alles, und doch wünsche ich noch mehr!"

„Was wünschest Du denn, Alfred?"

„Ich dachte soeben an meine Kinder," sagte der Baron. „Ich habe schon über einen Monat nichts von Georg gehört. Dieses Jahr kann er noch nicht nach Hause kommen, aber Marie möchte ich gern bei mir haben."

„Du bist einer der liebevollsten Väter," erwiderte die Baronin lächelnd. „Wir sind jetzt etwas über ein Jahr verheirathet, und Du hast während dieser Zeit schon zwei Reisen nach Paris gemacht, um Marie zu besuchen. Sie muß ja ein wahres Muster von einer Tochter sein, wenn ihr Vater über sie seine Gattin vergißt."

Der Baron erröthete ein wenig.

„Du vergißt," sagte er, „daß ich Marie stets um mich hatte, bis ich sie in die Schule nach Paris schickte. Meine Liebe zu Dir, Ottilie, kann meine Zuneigung zu ihr nicht verringern. Gewiß habe ich unrecht gethan, Euch beide nicht früher zusammengeführt zu haben."

„Ich bekam vor den Feiertagen einen sehr rührenden Brief von Marie," fuhr der Baron fort, „worin sie mich bat, ihr zu erlauben, nach Hause zu kommen; aber auf Deine Bitte hin, Ottilie, verweigerte ich ihr Verlangen und schrieb ihr, sie müsse in der Schule bleiben. Sogar Madame Delaret, die Vorsteherin des Institutes, fand es sonderbar, daß Marie die einzige deutsche Schülerin war, welche ihre Ferien im einsamen Institute zubringen sollte. Heute erhielt ich wieder einen Brief von Marie, worin sie mich fragt, ob sie die Osterferien zu Hause zubringen könne. Ich fürchte, ich habe mein mutterloses Kind nicht gütig behandelt, Ottilie. Sie hat Dich nie gesehen, ist noch nie zu Hause gewesen, seit Du hier Herrin bist. Ich fürchte, um es offen zu sagen, liebe Ottilie, daß das arme Kind denkt, Du beeinflußest mich so, daß sie in der Schule bleiben muß, und sie wird ein bitteres Gefühl gegen Dich hegen, anstatt Dir mit Zutrauen entgegen zu kommen, was ich sehnlichst wünsche. Ihr seit mir beide so lieb, daß ich ganz unglücklich darüber wäre, wenn Ihr Euch einander nicht liebtet."

„Es ist noch Zeit genug, Marie kennen zu lernen, wenn sie aus der Schule kommt," sagte die Baronin. „Sie ist jetzt noch ein Kind."

„Sie ist siebzehn Jahre alt, Ottilie. Ich bin entschlossen, sie zu Ostern nach Hause kommen zu lassen, und ich hoffe, Du wirst Dir ein wenig Mühe geben, ihr Zutrauen und ihre Zuneigung zu gewinnen. Sie wird Dir darin auf halbem Wege entgegen kommen. Ottilie."

„Ich liebe Schulmädchen nicht," entgegnete die Baronin mit Stirnrunzeln. „Die Nachbarschaft wird mit offenem Munde dastehen, um zu sehen, wie ich die

Rolle einer Stiefmutter spiele. Und, um nur die Wahrheit zu gestehen, Alfred, ich habe nicht Lust, mich von einem großen, der Kindheit entwachsenen Mädchen, das seine Haare in zwei langen Flechten am Rücken herniederhängen hat und dessen Kleider bis zu den Knöcheln reichen, Mutter nennen zu lassen. Dann werde ich mir so alt vorkommen wie Methusalem."

Baron Engelbert seufzte, und ein ernster Schatten flog über sein Gesicht.

„Ich hoffe, Marie wird Dein Herz gewinnen, Ottilie," bemerkte er sanft. „Ich dachte, es würde besser klingen, wenn meine Tochter die Gattin ihres Vaters mit dem liebevollen Worte „Mutter" anredete. Aber lehre sie Dich nennen wie Du willst; ich glaube an Deine Herzensgüte, meine liebe Gemahlin."

„Vielleicht bin ich ein wenig eifersüchtig auf sie," erwiderte die Baronin mit gezwungenem Lächeln. „Du betest sie förmlich an —"

„Nimmst Du nicht die erste Stelle in meinem Herzen ein?" unterbrach sie der Baron. „Ist sie nicht aus ihrem Heim verbannt, seitdem Du hier bist — um Deinetwegen? Wenn ich an ihre traurigen, einsamen Ferien in der Schule denke — Ferien! das Wort klingt wie Hohn! — dann lechzt meine Seele nach meinem Kinde! Du bist eifersüchtig auf sie, Ottilie? Was für Beweise benöthigst Du denn noch, daß ich meine Gattin meinem Kinde in allem vorziehe?"

„Nun," sagte die Baronin mit zitternder Stimme, während eine lebhafte Röthe auf ihren Wangen sichtbar wurde, „bedenke, was für ein großartiges Vermögen sie bekommen wird, wenn Du todt bist, während ich nur das unbedeutende Einkommen von zwanzigtausend Mark haben werde!"

„Ein unbedeutendes Einkommen!" rief der Baron.

„Ja, es ist unbedeutend im Vergleich mit demjenigen Mariens," antwortete sie. „Du hast Güter, die Du testamentarisch vererben kannst wem Du willst. Warum willst Du mich denn nicht unabhängig reich machen, indem Du mir Grundstücke verschreibst, die ich verkaufen kann, wem ich will? Das, was Du mir hinterlässest, soll mir auf Lebenszeit gehören, und das, was Du Marie verschreibst, ist absolut das ihrige. Ist es denn gerecht, daß solch ein Unterschied zwischen einer Tochter und einer Gattin gemacht wird?"

„Ich wundere mich über Dich, Ottilie," erklärte der Baron. „Marie wird das Vermögen ihrer Mutter erben und noch etwas von mir; aber ich kann meine Bestimmungen in Bezug auf sie nicht ändern. Ich kann Dir nichts mehr versprechen, Ottilie," fügte er schwach lächelnd hinzu. „Ich habe keine Absicht, bald zu sterben, und indeß ich noch lebe braucht Dein Einkommen auf keine bestimmte Summe beschränkt zu sein. Laß nicht Eifersucht auf Marie Deine edle Seele beflecken. Ottilie. Ich werde Dich desto mehr lieben, wenn auch Du sie liebst."

„Willst Du denn kein neues Testament zu meinen Gunsten machen?" fragte seine Gattin mit niedergeschlagenen Augen, und dunkle Röthe glühte auf ihren Wangen.

„Ich wundere mich über Dich, Ottilie. Warum verharrst Du nur immer bei einem Gegenstande, von welchem ich mir nie träumen ließ, daß Du nur daran dächtest? Ich will keine neuen Bestimmungen für Dich treffen; aber nicht, weil ich Dich nicht liebe und hochschätze, denn ich thue beides. Solange wir verbunden leben, steht Dir eine reichliche Summe zur Verfügung. Wenn die Vorsehung uns Kinder schenkt, dann wird für ein jedes extra gesorgt werden. Wir wollen aber jetzt dieses Gespräch fallen lassen, Ottilie, und ich bestimme, daß Marie ihre Osterferien bei uns zubringt.

Die Baronin Engelbert kniff die Lippen zusammen und blickte verdrießlich drein.

Der Baron war betrübt und enttäuscht. Er hatte seine Frau für fehlerfrei gehalten.

Der erste Schatten in ihrer Ehe, die erste Regung von Mißtrauen gegen seine Gattin war entstanden, und es wurde ihm schwer, das zu ertragen.

Die Baronin ging zum Flügel und spielte eine brillante Phantasie voll stürmischer Leidenschaft, welche ihren Seelenzustand ausdrückte.

Baron Engelbert trat vom Kamin weg und nahm ein Buch in die Hand; doch sein ernstes, trauriges Antlitz, der starre, unverwandte Blick zeigten, daß er nicht las, sondern trüben Gedanken nachhing.

Als die Baronin des Musizirens müde war, ging sie hinauf in ihre Zimmer, ohne ihren Mann eines Wortes zu würdigen.

Sie trat in ihr Wohnzimmer, welches ihr Gemahl schön eingerichtet hatte, schritt zum Kamin hin und kniete davor nieder.

Frau Altmann und die Zofe waren nirgends zu sehen und sie sprach daher nur zu ihrer eigenen verbrecherischen Seele.

Der Wind wüthete in den Bäumen des Parkes und strich mit melancholischem Heulen über den Rasen.

Der Laut erreichte das Ohr der knieenden Frau.

Ihr Zimmer war warm und hell vom Feuerscheine, dem Lampenlichte und dem feurigen Roth der Möbel.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des Spessarts und seines Nachbargebietes.

Vortrag von Dr. Karl Kihn,
im Verein der Spessartfreunde gehalten am 25. Februar d. J.
(Fortsetzung.)

Karl XII. von Schweden, bekanntlich ein Wittelsbacher, passirte auf dem berühmten Ritte von Bender am Dnjestr nach Stralsund im Jahre 1714 die Birkenhainerstraße.

Bis in das Zeitalter der Eisenbahnen diente den Viehtreibern und Schiffsbesitzern die Birkenhainerstraße von Gemünden bis Hanau (und umgekehrt) als Abkürzungsweg (daher der Name „Schifferweg" auf dem „Hohen Rath" zwischen Somborn und Albstadt.)

Es waren übrigens schon andere Spessartstraßen bekannt und in Benutzung, so (wie bereits angedeutet) die über Rohrbrunn und von dieser abzweigende oder einmünde Nebenstraßen.

Bevor wir aber auf diese eingehen, müssen wir noch jene alte Höhenstraße behandeln, welche unter dem Namen Eselsweg (via asinia) auf der sog. Eselshöhe den Spessart in zwei fast gleiche Theile scheidet. Wie die Birkenhainerstraße durch den Spessart seit frühen Zeiten die Grenze des alten Mainzer Kurstaates und der Grafschaft Hanau und infolgedessen seit Kaiser Maximilian I. auch diejenige des ober- und des niederrheinischen Kreises (gegenwärtig die Grenze zwischen Bayern und Preußen) bildete, so war seit dem Zeitalter der Karolinger die Eselsstraße die politische und Sprachgrenze von Ost- und Westfranken (Main- und Rheinfranken) und später des fränkischen und niederrheinischen Kreises.

Der Name „Eselsweg" kommt wohl von den Eseln, deren man sich als Lastthiere bediente. Er war eine Fortsetzung der bereits erwähnten Weinstraße, welche zwischen Flörsbach und Wiesen die Birkenhainerstraße schnitt, um von da über den Spindelrück nach dem Engländer und der Steigkoppe zu ziehen. Von hier aus spricht man eigentlich erst von dem Eselsweg, der noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts fälschlich für einen Theil des römischen Limes gehalten ward. Die Geschichtschreiber Wenk, Steiner, Arndt u. A. haben ausführliche Aufsätze über diesen angeblichen Grenzwall des Probus geschrieben, bis in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich durch Conradi festgestellt worden ist, daß der Spessart ganz frei von der Römerherrschaft geblieben ist, und daß von Miltenberg bis Groß-Krotzenburg der Main die Grenze zwischen dem römischen Zehntlande und dem freien Germanien bildete.

Der Eselsweg zog von der Steigkoppe (bezw. schon von der Kaupe bei Eichenberg) über den Schwarzkopf, Hetzberg, Bösbornkopf nach den Siebenwegen, von da über den Dürenberg I (Hermunduren- oder Turonenberg) an den Schildern vorüber nach den Teichtrögen*), wo die Lastthierfütterung und Tränkung stattfand, von da zum Echterspfahl, wo der Sage nach die drei Brüder Echter, welche nach dem mißlungenen Ueberfall Barbarossas am Rothbache geächtet worden waren, sich immer wieder trafen und ihre Pferde an den drei Ringen des „Echterpfahls" ankoppelten. Vom Echterspfahl, bezw. dem Forsthaus „Jockel" zog der Eselsweg über die Zeugplatte, die eigentliche Eselshöhe und einen zweiten Dürenberg nach Krausenbach. Der weitere Weg war nicht so frequentirt und deshalb ist seine Spur durch gräflich Erbach'sche Waldungen heutzutage nicht überall genau zu verfolgen; er endete am Fuß vom Engelsberg gegenüber dem Römerkastell Miltenberg.

Der Eselsweg hat nie die Bedeutung der Birkenhainerstraße gehabt. Als nach dem 30jährigen Kriege die Höfe, Weiler und Dörfer sich wieder aus der Asche erhoben, verloren beide noch mehr an Werth für die Vermittlung des Verkehrs, um so mehr, als neue industrielle Anlagen im Spessart, wie Eisenhämmer, Glashütten u. dergl., neue Verbindungswege nöthig machten. So kam es, daß der Verkehr auf den alten Heeres- und Handelsstraßen mehr und mehr zurückging, und daß man heutzutage oft stundenlang einsam und allein keinem Sterblichen auf der Birkenhainerstraße und dem Eselsweg begegnet.

Neben den genannten alten Höhenwegen waren andere und außer diesen wieder Thalwege längs der Flüsse und Bäche entstanden, auf denen sich Heeresabtheilungen (wie 1796 die geschlagene Jourdan'sche Armee) und Handelskarawanen bewegten.

Eine Hauptverbindungsstraße war die durch den Spessart führende Würzburger Straße geworden. Sie ging (bezw. geht noch) von Würzburg über Roßbrunn, Remlingen, dann zuerst über Lengfurt, später — nach Erbauung der Brücke — über Marktheidenfeld nach Esselbach und Rohrbrunn, kreuzte am Echterspfahl den Eselsweg, zog hinab nach Hessenthal, über die Buschhöhe nach Straßbessenbach und Aschaffenburg, von hier über Leider, Stockstadt, Seligenstadt nach Offenbach und Sachsenhausen.

Auf ihr pflegten die Habsburger zur Kaiserkrönung nach Frankfurt zu reisen, später auch auf der von Aschaffenburg östlich von Kleinostheim (am jetzigen Bahnhof noch heute die Flurbezeichnung „alte Post-

*) Hier war ein Teich (Weiher, daher auch Weihersbrunn, jetzt Weibersbrunn) vorhanden und Futtertröge aufgestellt.

straße"*), über Dettingen, Kahl, Groß=Krotzenburg und Groß=Auheim nach Hanau.

Vor dem Nürnberger Thor zu Hanau ward im Jahre 1775 die „Ehrensäule", ein steinerner Wegweiser (columna index), mit den Bezeichnungen Dettingen und Birkenhain, errichtet.

Von der Würzburg=Heidelberger Straße zweigte bei Tauberbischofsheim eine Straße ab, welche durch vormals kurmainzisches Gebiet nach Frankfurt und Mainz führte; sie zog über Hundheim, Eichenbühl, Miltenberg, der alten Römerstraße folgend, längs des Mains bis Obernburg und Aschaffenburg, bezw. seit Napoleon direkt von Obernburg nach Stockstadt, allda auf die ersterwähnte Straße einmündend.

In Seligenstadt hatten Augsburger und Nürnberger Kaufleute je eine Herberge (im „Riesen" und in der „Krone"). Jede Gilde hatte da einen großen hölzernen Löffel an hölzernen Ketten aus einem Stücke und ein Löffelbuch, in deren eines sich unter anderen hervorragenden Personen auch Peter der Große 1698 auf seiner Reise nach Rom eingezeichnet hatte. Wer in die Gilde aufgenommen sein wollte, mußte sich „löffeln", d. h. einen Löffel (enthaltend einen Liter) Hörsteiner Wein poniren.

Von Aschaffenburg zog außerdem eine Straße über Babenhausen und Darmstadt nach Mainz.

Um dieselbe Zeit, wie die vorgenannten, war die Kinzigthalstraße ausgebaut worden und zwar von Hanau bis Langenselbold, von Steinau bis einschließlich Schlüchtern von Hessen=Hanau, von Langenselbold bis einschließlich Wächtersbach von den Herren von Isenburg und der Stadt Gelnhausen, bei Salmünster und jenseits des Distelrasens von den Fürstäbten von Fulda, so daß bis 1777 diese sogen. Leipziger Straße, welche mit der Kinzig die Nordwestgrenze des Spessarts bildet und diesen von den Vogelsbergen trennt, fertig geworden war.

Auf ihr zog Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig mit seinen Kerntruppen, 80 000 Mann stark, zurück und hatte bei Wirtheim das Glück, daß die Bayern ihm den bekannten Engpaß freigelassen hatten. Wrede lieferte ihm bekanntlich am 30. und 31. Oktober die Schlacht bei Hanau.

Mit Napoleon und dem 19. Jahrhundert beginnt ein neuer Abschnitt in der Verkehrsgeschichte: das Zeitalter der Chausseen. Hundert Jahre sind seitdem verflossen, und es dürfte deshalb am Ausgange des Jahrhunderts interessant sein, einen flüchtigen Bli[ck] auf das Verkehrswesen, insbesondere auf das Po[st]wesen von früher und damals, zu werfen.

Franz Graf von Thurn und Taxis hatte 1516 ei[ne] Post von Wien nach Brüssel, muthmaßlich über Fran[k]furt, also durch unsere Gegend, eingerichtet und daf[ür] die Würde eines Generalpostmeisters von Kaiser Ma[xi]milian I. erhalten. Der erste taxische Postmeister i[n] Frankfurt im Jahre 1601 war der Frankfurter Bürg[er] Weigand Ufffteiner. Kaiser Matthias erhob den Graf[en] Lamorall von Thurn und Taxis in den Reichsfürste[n]stand, wogegen sich dieser unter anderm verpflichte[te] „von Köln nach Frankfurt und Nürnberg, sodann bi[s] an die nächste Post in Böhmen auf seine Kosten ei[ne] ordentliche Post anzulegen und die bestehenden ordinär[en] Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten." Di[e] Post ging durch den Spessart. Vor der Entstehung a[ll]gemeiner Postanstalten unterhielten die größeren Städ[te] Briefboten; Frankfurt hatte dergleichen zu Fuß und [zu] Pferde.

Um uns einen Begriff über die Verkehrsverhältni[sse] vor 100 Jahren zu machen, entnehmen wir dem [zu] Frankfurt bei Ludwig Bröner auf dem Pfarr=Eisen e[r]schienenen „verbesserten und neuen Europäischen H[aus]und Schreib=Calender auf das Jahr 1800", und zw[ar] aus dessen „Verzeichniß, wie und zu welcher Zeit d[ie] Kayserl. Reichs=Ordinaire fahrende Posten zu Frankf[urt] im weißen Schwanen abgehen und ankommen," folgen[de] Routen:

„Sonntags Mittags um 12 Uhr über Hanau / Dettingen / Aschaffenburg / Obernburg / Milte[n]burg / Bischofsheim / Würtzburg / Ochsenfurt / .. Anspach bis Nürnberg und Regenspurg / von da Samstags früh auf Wien. — Kommt Mittwoch Abends allhier an.

Mittwochs früh über Hanau / Gelnhausen / Sa[l]münster / Schlüchtern / auf Fulda. Kommt dahi[er] an Montags Mittags.

Donnerstags früh beim Thor=Aufschluß übe[r] Hanau / Aschaffenburg / Würtzburg / Kitzingen bis Nürnberg ꝛc. Kommt dahier an Mittwo[ch] Abends."

Diese Route führte durch den Spessart. Es ist au[f]fällig, daß unter den vielen in dem „Calender" angeführte[n] Boten keiner von Aschaffenburg genannt ist. Aschaffe[n]burg hatte wahrscheinlich nur in der Richtung na[ch] Mainz Boten gehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf diesem Wege bewegte sich die „pragmatische Armee" 1743 am 27. Juni zum Schlachtfeld von Dettingen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.=G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 115. Samstag, den 20. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

7 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Großer Luxus herrschte in diesen Mauern, und nur liebevolle Gedanken an ihren Gatten hätten der Baronin Herz erfüllen sollen; allein sie hing verbrecherischen Gedanken nach. Sie sann auf das scheußlichste Verbrechen — auf einen Mord!

Während sie da kniete, schlich die Gesellschafterin leise ins Gemach.

Die Baronin wendete langsam den Kopf um, erkannte die Eintretende und starrte wieder mit weit aufgerissenen Augen in die Flammen.

„Sie sind ja wie die Königin in einem Trauerspiele!" sagte die Gesellschafterin leise kichernd. „Sie sehen aus, als ob Sie alle Bedenklichkeiten von sich geworfen hätten und bereit wären, das Trauerspiel auszuführen."

„Ja, ich bin bereit dazu," erwiderte die Baronin mit harter, leiser Stimme.

„Das dachte ich mir. Wird Baron Engelbert ein neues Testament machen?"

„Nein," antwortete die Baronin; „er verweigert es entschieden."

„Nun, zwanzigtausend Mark jährlich sind auch nicht zu verachten," sagte die Gesellschafterin. „Vielleicht können wir die Summe vergrößern. Soll ich morgen nach der Stadt fahren?"

„Ja, mit dem Vormittagszuge," erwiderte die Baronin. „Gehen Sie nach Herrn von Schwarz und sagen Sie ihm, daß das Fläschchen, welches er Ihnen gegeben, zerbrochen und der Inhalt verschüttet ist, und bitten Sie ihn um mehr von der — Mischung. Ich werde eine Gelegenheit finden, es ihm beizubringen. Ich bin jetzt so weit, um kein Bedenken mehr zu haben, ein Verbrechen zu begehen, da ich nicht zu fürchten brauche, daß es entdeckt wird. Sie werden vor dem Mittagessen zurück sein," fügte sie tief erbleichend hinzu, „und morgen Abend um diese Zeit werde ich Wittwe sein!"

4. Ein Brief.

Am folgenden Morgen bald nach Tagesanbruch fuhr die Gesellschafterin der Baronin Engelbert in einem Jagdwagen nach der Eisenbahnstation.

Um neun Uhr ging die Baronin wie gewöhnlich zum Frühstück ins Speisezimmer hinunter, woselbst sich ihr Gatte schon befand.

Mit freundlichem Lächeln begrüßte er sie, obwohl er kummervoll aussah.

Sie hatten sich kaum zum Frühstückstische gesetzt, als der Diener eintrat und ein Packet Briefe brachte.

Der Baron durchsuchte sie.

Es waren einige Zeitungen für ihn, ein Päckchen Seidenstoffproben und ein Brief für die Baronin von ihrer Schneiderin.

Darunter befanden sich auch zwei Briefe für ihn; einer davon war ganz unwichtig, welchen der Baron beiseite schleuderte; der andere trug den Poststempel von Straßburg.

„Ein Brief von Georg!" rief der Baron mit strahlenden Augen. „Nein, er ist nicht von ihm," fügte er ernst hinzu; die Adresse ist nicht seine Schrift. Wer könnte mir statt seiner geschrieben haben?"

Er riß den Brief schnell auf und zwar ganz betroffen. Er blickte zuerst auf das Datum und dann auf die Unterschrift.

Erschrocken las er laut den Namen: Doktor Heinrich Grützner, Regimentsarzt.

„Was bedeutet das?" rief er erregt aus. „Ist Georg krank? Lies mir den Brief vor, Ottilie; mir flimmert es vor den Augen."

Die Baronin Engelbert nahm den Brief und las ihn laut vor.

Es war ein langer Bericht, zu umfänglich, um ihn hier ausführlich wiederzugeben. Er fing mit dem Vermerk an, daß der Schreiber dieser Zeilen der Arzt des Regimentes sei, in welchem der Leutnant Baron Engelbert stand, und daß letzterer sich gegenwärtig in seiner Behandlung befinde. Derselbe sei das Opfer einer schreck-

lichen, unheilbaren Krankheit, woran er schon monatelang gelitten.

Der Arzt hatte erfahren, daß der arme junge Mann von seiner Krankheit nichts nach Hause geschrieben.

Leutnant Baron Engelbert sei vom Regiment beurlaubt und nach Tirol geschickt worden, wo er sich jetzt befinde. Der junge Mann dächte Tag und Nacht an seine Heimath; er hätte den Wunsch, seinen Vater zu sehen, ehe er stürbe.

Der Arzt meinte aber, daß der junge Baron die Reise nicht überleben könne, er würde sicherlich unterwegs sterben; doch in der ruhigen Abgeschlossenheit dieser Gebirgsgegend würde sein Leben vielleicht auf drei Monate verlängert werden.

Doktor Grützner beendete seinen unheilvollen Brief damit, daß der Leutnant dringend wünsche, seinen Vater vor seinem Tode noch einmal zu sehen.

Diese Nachricht war ein fürchterlicher Schlag für den Baron Engelbert.

Sein Sohn Georg, der Erbe seines Landgutes, sollte weit von ihm entfernt an einer schrecklichen Krankheit sterben und keinen Verwandten oder Freund um sich haben, der in seinem letzten Todeskampf ihm beistehen oder den Todesschweiß von seiner Stirne wischen konnte.

Baron Engelbert schluchzte in seiner Verzweiflung laut.

„Mein Sohn, mein armer Sohn!“ rief er mit gebrochener Stimme. „Mein armer sterbender Sohn!“

„Es ist recht traurig,“ sagte die Baronin, während sie nachdachte, ob Georg's Tod nicht für sie pekuniär von Vortheil sein könne. „Der Arzt scheint ein sehr gefühlvoller Mann zu sein, und er schreibt ja, daß Georg einen vortrefflichen Krankenwärter hat. Georg's Diener —“

Baron Engelbert unterbrach seine Gattin mit einer Geberde der Ungeduld.

„Was für ein Trost kann denn dieser Mann für Georg in seiner Todesstunde sein, wenn seine Augen auf einem lieben Gesichte ruhen möchten, wenn seine erkaltenden Hände die Rechte eines Freundes erfassen wollen? Mein armer braver Sohn! Sein lebhafter militärischer Geist, seine Sehnsucht, sich in der Armee auszuzeichnen, muß in einem frühen Grabe untergehen! Aber er soll nicht sterben, ohne einen treuen Angehörigen neben sich zu sehen. Wir müssen hin zu ihm, Ottilie; wir werden noch zu rechter Zeit kommen. Heute noch müssen wir abreisen. Laß schnell Deinen Koffer packen, Ottilie.“

Er hielt inne, denn er konnte nicht begreifen, weshalb seine Gattin so betroffen vor sich hin sah.

„Du weißt nicht, was Du sprichst Alfred,“ sagte sie kalt. „Wenn Du zu ihm reisen willst, dann kannst Du es thun. Georg ist Dein Sohn und Erbe, darum ist es gut, wenn Du hinreisest, aber daß ich die Strapazen einer so langen Reise durchmachen soll, eines sterbenden jungen Mannes wegen, den ich nie gesehen, eine lächerliche Idee. Meine Gesundheit würde darunter leiden; Du könntest dann zwei Gräber bestellen, statt eines.“

Des Barons Züge drückten plötzlich einen ungeheuren Schmerz aus.

„Ich — ich war recht egoistisch, als ich dachte, daß Du mit mir gehen solltest, Ottilie,“ sagte er traurig. „Es ist allerdings eine ermüdende Reise, doch ich dachte an meinen armen braven Sohn, der, von Fremden umgeben, stirbt und kein weibliches Wesen um sich hat. Mir wäre es lieb gewesen, wenn Du mit zu ihm hättest reisen können, liebe Ottilie.“

„Ja, ich möchte gern gehen, wenn meine Gesundheit es mir erlaubte,“ seufzte die Baronin. „Weshalb nimmst Du denn nicht Deine Tochter mit?“

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Sie ist so jung,“ sagte er; „sie liebt Georg zu sehr. Dieser Besuch am Sterbebette ihres Bruders fiele wie ein düsterer Schatten über ihr zukünftiges Leben. Nein, Ottilie, ich werde allein reisen.“

Er erhob sich, ging hinaus und ließ sein Frühstück unberührt.

Die Baronin Engelbert trank ihren Kaffee langsam aus und aß mit ungestörtem Appetit; dann begab sie sich in ihr Wohnzimmer, setzte sich an eines der Fenster und sah ins Schneegestöber hinaus.

Hier fand sie der Baron, als er reisefertig bei ihr eintrat.

Er war gekommen um ihr Lebewohl zu sagen.

Der Wagen stand schon bereit.

„Was für eine große Veränderung hat eine einzige Stunde in unserm Leben verursacht!“ sagte er, indem er sie umarmte. „O Ottilie, es schmerzt mich ungemein, Dich verlassen zu müssen! Schreibe mir alle Tage. Ich werde bei meinem Sohne bleiben, bis alles vorbei ist. Zu Ostern wird Marie nach Hause kommen. Habe sie um meinetwillen lieb! Sie wird bald unser einziges Kind sein.“

Er umarmte Ottilie mit leidenschaftlicher Liebe und murmelte ängstliche Worte, als er Lebewohl sagte.

Schmerzerfüllt riß er sich von ihr los, aber als er bei der Thür war, kehrte er wieder um und redete mit solch feierlichem Ernste zu ihr, wie sie es noch nie vorher an ihm gesehen hatte.

„Ottilie," sprach er, „in diesem Augenblicke erfaßt mich eine sonderbare Ahnung — ein plötzliches Grauen — eine Todeskälte! Vielleicht sterbe ich dort auch. Wenn — wenn mir etwas zustoßen sollte, dann versprich mir, Ottilie, gut gegen Marie zu sein."

„Es ist nicht nöthig, daß ich das Versprechen gebe," erwiderte die Baronin. „Aber um Dich zu befriedigen, verspreche ich es Dir."

Baron Engelbert's scharfe blaue Augen ruhten lange und ängstlich auf dem schönen, falschen Gesichte und er sah noch ernster aus als zuvor.

„Wenn ich sterbe, wirst Du Mariens Vormund sein," sagte er mit gebrochener Stimme. „Ich vertraue felsenfest auf Dich. Gott wird gegen Dich sein, wie Du gegen mein verwaistes Kind handeln wirst."

Diese Worte klangen lange nachher noch in den Ohren der Baronin.

Baron Engelbert umarmte seine Gattin noch zum letztenmale, dann eilte er die Treppe hinunter und sprang in den Wagen.

Die Baronin blickte ihm mit thränenlosen Augen nach als er die Allee hinunterfuhr.

Nachdem er ihren Blicken entschwunden war, sagte sie zu sich:

„Heute Morgen konnte ich freilich nichts thun, um Alfreds Leben ein Ende zu machen. Ich wünsche nur, er stürbe in Tirol, um mir die Mühe zu ersparen, etwas gegen ihn auszuführen, wenn er zurückkommt."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des Spessarts und seines Nachbargebietes.

Vortrag von Dr. Karl Kihn,
im Verein der Spessartfreunde gehalten am 25. Februar d. J.
(Fortsetzung.)

Wie ganz anders sind die Verhältnisse heutzutage! In die damalige Zeit erinnert nur noch die Empire-Uniform der bayerischen Postillone mit ihrem lustig ertönenden Posthorn. — Ueberall sehen wir heute Poststationen in allen wichtigen Orten des Spessarts und Mainthales. Fahrposten gehen, wie ein Blick auf den Omnibusfahrplan zeigt, durch alle Thäler, soweit noch keine Eisenbahnen gebaut sind.

Der Ausbau der Straßen ging mit dem Fortschreiten des Postverkehrs Hand in Sand. Vom Jahre 1817 ab wurden in Bayern, von 1821 ab in Kurhessen die Vicinalwege mit Steinunterbau, d. h. chausseemäßig, angelegt. Eine Musterstraße war die in den Jahren 1828 und 1829 von Aschaffenburg direkt über Klein-Ostheim, Dettingen, Kahl, Neuwirthshaus nach Hanau angelegte bayerisch-hessische Staatsstraße.

Bis zum Jahre 1830 waren im damaligen Untermainkreise folgende Vicinalstraßen angelegt: 1. Von Miltenberg über den Geisenhof nach Walldürn, eine andere über Breitendiel, Weilbach nach Amorbach und über Boxbrunn zur Darmstädter Staatsstraße; 2. von Wörth nach den hessischen Orten Seckmauern, Lützelbach, Bremhof und Michelstadt; 3. von Obernburg an Eisenbach und Mömlingen vorüber nach Neustadt im Odenwald; 4. aus dem hessischen Bachgau führte eine über Wenigumstadt und Pflaumheim nach Groß-Ostheim, von wo aus eine Abzweigung nach Niedernberg, eine nach Aschaffenburg ging.

Im Spessart bestand als eine der ersten (nämlich 1817 gebaut) die von Lohr durch das Rechtenbacher Thal, Rechtenbach und Lohrerstraße nach Rothenbuch; sie fällt von da eine kleine Strecke mit dem Eselsweg bis zu den Teichtrögen zusammen, um sich oberhalb des Hessenthaler Posthauses an die Würzburg-Aschaffenburger Straße anzulehnen. Am 13. Juli 1866 marschirte auf dieser Straße (von Rothenbuch abzweigend über die Siebenwege) die preußische Armee nach Hain und Laufach. Von Hessenthal ging eine Vicinalstraße durch das Elsavathal (über Neudorf, Heimbuchenthal, Hobbach, Sommerau, Eschau, Himmelthal, Rück) nach Elsenfeld, von hier längs des rechten Mainufers (über Klein-Wallstadt, Sulzbach und Obernau) nach Aschaffenburg. Von Kreuzwertheim ging eine an Unterwittbach vorüber nach Triefenstein, eine andere über Wiebelbach, Röttbach, Michelrieth nach Esselbach zur Würzburg-Aschaffenburger Straße.

Inzwischen sind natürlich noch eine Menge sogenannter Steinbahnen (Vicinal- und Distriktsstraßen) entstanden, und es gibt wohl wenig Orte im Spessart, die gar keine Verbindung nach irgend einer Seite hin haben. Dies ist auch nicht mehr wie recht und billig; denn je mehr heutzutage die größeren Orte, namentlich die Städte, mit dem Weltverkehr verbunden werden, und zwar auf Kosten der Gesammtheit, umso mehr ist es Pflicht des Staates, Kreises und der Amtsbezirke, die kleineren Orte an den Segnungen des modernen Verkehrswesens mit seinen Eisenbahnen, Telegraphen- und Telephonverbindungen Theil nehmen zu lassen, sie wenigstens durch Post- und Distriktsstraßen damit zu verbinden. Es ist dies vielleicht nicht die geringste Hilfe, die der darniederliegenden Landwirthschaft, der mit der Noth kämpfenden Landbevölkerung seitens der Gesammtheit gebracht werden kann.

Die Verwendung des Dampfes zur Beförderung der Personen und der Güter bedeutet eine neue Epoche

in der Verkehrsgeschichte zu Wasser und zu Lande: ein großes Eisenbahnnetz durchzieht die kultivirten Theile der Erde, ja durch einsame Gebirgsgegenden braust heutzutage das Dampfroß, die Furchen der Dampfschiffe durchziehen Ströme und Flüsse.

Werfen wir bei Betrachtung der Dampfschifffahrt auf dem Main zunächst einen Blick auf die Mainschifffahrt überhaupt. Die erste urkundliche Nachricht über die Mainschifffahrt und den damit verbundenen Zoll seit dem Untergange der Römerherrschaft datirt vom 18. Januar 1074.

Kaiser Heinrich IV. befreite die Stadt Worms von dem zu Frankfurt a. M. zu entrichtenden Schiffszoll. Diesen Mainzoll bestätigte Papst Innocenz III. den Chorbrüdern zu Ilbenstadt bei Friedberg in der Wetterau in einer Urkunde vom 12. Dezember 1139 mit dem Bemerken, daß sie ihn von Kaiser Lothar geschenkt erhalten hätten.

Am 6. April 1157 hob Friedrich Barbarossa gemäß eines Fürstenbeschlusses zu Würzburg alle Mainzölle von Bamberg bis Mainz auf, ausgenommen die zu Neustadt, Aschaffenburg und Frankfurt. Aschaffenburg hatte also damals vielleicht schon lange Zeit einen Schiffszoll.

Trotz dieses Zollverbotes bestanden noch die Zölle zu Steinheim und Kesselstadt weiter; den zu Steinheim verkaufte Karl IV. an Eberhard von Eppstein, den von Kesselstadt im Jahre 1362 an Ulrich III. von Hanau.

Später scheinen übrigens die Zölle überhaupt wieder eingeführt worden zu sein; denn bis zum Jahre 1818 bestanden am bayerischen Main Zölle zu Würzburg, Karlburg, Zwing bei Wernfeld, Gemünden, Langenprozelten, Lohr, Neustadt, Rothenfels, Homburg, Stadtprozelten, Miltenberg, Klingenberg, Aschaffenburg und Dettingen.

König Max I. hob all' diese Zölle auf, mit Ausnahme des zu Dettingen, als dem letzten bayerischen Mautorte in der Richtung nach beiden Hessen; so blieben auch die badischen Zölle zu Wertheim und Freudenberg bestehen.

Wenn man bedenkt, welche Plackereien und Schwierigkeiten die Verzollung der Waaren mit sich bringt, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der Langsamkeit des damaligen Verkehrs machen. Heutzutage, im Zeitalter deutscher Einheit, da wir nach dem Ausspruche unseres Kaisers „im Zeichen des Verkehrs" leben, müssen wir einmüthig aus nationalen und wirthschaftlichen Gründen für die Aufhebung aller Binnenzölle, ob sie die französischen Namen Oktroi oder Accis haben, bestrebt sein.

Im neuen Jahrhundert sollten namentlich keine Zollschranken mehr zwischen Stadt und Land bestehen, welche nur dazu dienen, einerseits dem Landmann den Absatz seiner Produkte zu erschweren, anderseits dem Städter die Lebensmittel zu vertheuern.

Die wichtigste Handelsstadt am Main war schon seit den Karolingern Frankfurt, es besaß bereits im Jahre 1105 zwei Marktschiffe. Im genannten Jahre bemannte Kaiser Heinrich V. dieselben, um seinen Vater Heinrich IV. in Mainz zu belagern.

Das Hanauer Marktschiff, das auch Waaren aus dem Spessart nach Frankfurt brachte, ward im Jahre 1600 von den Erbauern der Neustadt in Stand und Gang gesetzt, aber am 1. April 1607 von fünf Mainzer Schiffen gekapert; erst 1610 begann es seine Fahrten wieder. Im Jahre 1800 kam dieses Schiff im Sommer täglich um 10 Uhr in Frankfurt am Metzgerthor an und fuhr Mittags um 1 Uhr wieder nach Hanau; im Winter war der Kurs alternirend, ein um den anderen Tag.

Im Anfange des nun zu Ende gehenden Jahrhunderts ward der Handelsverkehr zumeist durch den Mainstrom bewerkstelligt, insbesondere mittelst der sog. Rang-Schifffahrtsgesellschaften zu Würzburg nach einem Vertrag zwischen sämmtlichen Schiffern und dem Handelsstand vom 29. März 1811. Im Jahre 1823 war mit der Herstellung eines regelmäßigen Schiffsziehweges, des sog. Leinpfades, begonnen worden. Derselbe zog von Frankfurt bis zur Einmündung der Aschaff in den Main auf dem rechten, von Leider an aufwärts auf dem linken Mainufer; seit 1886, der Errichtung der Kettenschleppschifffahrt, hat derselbe seine Bedeutung eingebüßt, und dadurch hat zugleich die damit verbunden gewesene Pferdeschinderei aufgehört.

Als König Ludwig I. von Bayern den im Jahre 1834 beschlossenen Donau-Mainkanal im Jahre 1842 vollendet hatte, stellten die zwischen den einzelnen Städten verkehrenden Marktschiffe ihren Kurs ein; an Stelle des Frankfurt-Mainzer Marktschiffs trat das Dampfschiff „Delphin". König Ludwig I. hat der „Maindampfschifffahrts-Gesellschaft", welche auf die Unterhaltung des Leinpfades sowie die nöthige Ausbaggerung flacher Flußstellen übernommen hatte, die Schifffahrts-Konzession von Bamberg bis Kahl auf die Jahre vom 21. März 1842 ab ertheilt; die anderen Staaten schlossen sich an.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 116. Dienstag, den 23. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

8 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Baron Engelbert begab sich schleunigst nach Stettin; er ging sogleich zu seinem Advokaten, ließ ein neues Testament ausfertigen, worin er seine Gattin als Vormund seiner Tochter und letztere als alleinige Erbin seines Vermögens einsetzte, da ihr Bruder aller wahrscheinlichkeit nach sterben würde.

Als das Testament unterzeichnet war, eilte Baron Engelbert nach dem Bahnhofe.

Vorher hatte er noch einen Brief an seine Tochter geschrieben, worin er ihr die Krankheit ihres Bruders und die bange Ahnung mittheilte, welche ihn erfaßt. Er bat sie, daß falls ihm etwas auf der Reise zustoßen sollte, sie ihre Stiefmutter liebe und ihr in allem gehorche, als ob die Befehle von ihm kämen.

Er schrieb auch an seine Gattin, und bald befand er sich an der Seite seines sterbenden Sohnes.

Die Baronin Engelbert ging nach der Abreise ihres Gatten sehr wenig aus. Sie gab keine Diners mehr und lebte so zurückgezogen, daß ihre Nachbarn voll des Lobes für sie waren. Obwohl sie, jung und schön bewundert ward und im reichsten Besitze des Landes herrschte, mit niemand verkehrte, der sich in ihr Thun und Treiben mischte, konnte die böseste Zunge nichts finden, um sie zu tadeln.

Die einzige Erholung, welche sie sich gestattete, war ihr wöchentlicher Besuch in Stettin, vorgeblich um ihre Tante Elise zu besuchen. Aber da die Gesellschafterin sie stets begleitete, machte niemand Bemerkungen darüber.

Ostern kam heran und die Baronin Engelbert schrieb an ihre Stieftochter, daß es ihr nicht passe, sie während der Ferien bei sich zu haben, und befahl ihr, in der Schule zu bleiben.

Der Frühling verfloß langsam.

Die Baronin Engelbert schrieb täglich an ihren Gatten und erhielt auch täglich einen Brief von ihm.

Er beschrieb ihr ganz ausführlich Georg's Krankheit, und letzterer sendete ihr liebevolle Grüße, die sie auch regelmäßig erwiderte.

So verging die Zeit bis Johanni.

Eines Tages, ungefähr Mitte Juni bekam die Baronin Engelbert einen schwarzgeränderten Brief von ihrem Manne, der ihr mittheilte, daß sein Sohn gestorben sei. Er schrieb auch noch, daß er von dem langen Pflegen ganz erschöpft sei und deshalb noch vierzehn Tage länger bleiben wolle, nach welcher Zeit er dann direkt nach Hause kommen würde.

„Ich wollte, er käme nicht wieder," sagte die Baronin unzufrieden zu ihrer Gesellschafterin. „Ich habe diese traurige Existenz statt. Ich hege den lebhaften Wunsch, mich aus den Fesseln meiner jetzigen Ehe zu ziehen, um frei zu sein, um mich wieder zu verheirathen."

„Sie können schon eine Woche nach der Zurückkunft des Barons frei sein," erwiderte Frau Altmann. „Er wird ja bald zurückkehren."

„Im September werde ich frei sein," dachte die Baronin mit leuchtenden Augen. „Eine Wittwe mit zwanzigtausend Mark jährlich! O, wenn nur ein guter Geist dieses Werk ausführen wollte und meine Hände von diesem Verbrechen unbefleckt ließe!"

Es schien auch, als ob ein böser Geist ihr Gebet erhört hätte!

Vierzehn Tage später kam ein zweiter schwarzgeränderter Brief an die Baronin Engelbert.

Die Handschrift war ihr unbekannt.

Doktor Grützner kündete den Tod des Barons Engelbert an. Der Arzt bestätigte, daß der Baron alle Vorbereitungen getroffen habe, um nach Pommern zurückzukehren, und vor seiner Abreise noch einmal auf die Berge gestiegen sei. Er habe einen schmalen, wenig betretenen Weg eingeschlagen, habe aber einen Führer bei sich gehabt.

Einige Stunden später, ungefähr zu der Zeit, wo er hätte heimkehren sollen, kam der Führer sehr schnell zurückgeeilt und erzählte höchst erregt, daß Baron Engelbert einen Fehltritt gethan und den Abgrund hinuntergestürzt sei.

Der Arzt fügte noch hinzu, daß sich sogleich eine Gesellschaft aufgemacht habe, um den Schauplatz des Unglückes aufzusuchen, doch sei es nicht möglich gewesen in die Schlucht hinabzugelangen, aber man habe an einem etwas tiefer befindlichen Felsvorsprung eine große Blutlache gesehen, die vermuthen lasse, daß der Baron beim Absturz sich tödlich verletzt habe.

Dies war der kurze Auszug des Briefes, welcher bestätigte, daß der Wunsch der Baronin Engelbert erfüllt und sie Wittwe war.

Sie saß gerade im Gesellschaftssaale, da ihr der Brief gebracht wurde.

Als ihre Gesellschafterin sich ins Zimmer schlich, befand sie sich immer noch in derselben Stellung mit dem Briefe auf ihrem Schooße, nachdem sie ihn zweimal gelesen.

„Ein Brief von dem Baron Engelbert?“ fragte die Gesellschafterin, während sie nach dem schwarzgeränderten Briefe blickte.

„Nein, er ist von dem Arzte Grützner,“ antwortete die Baronin frohlockend. „Sie können nicht errathen, was da drin steht Baron Engelbert ist todt!“

„Todt?“

„Ja,“ rief die Baronin, „und ich bin Wittwe! Ist das nicht herrlich? Eine Wittwe mit gutem Einkommen und frei, um mich wieder zu verheirathen! Haha! Sagen Sie allen, daß ich zu betrübt sei, um irgend jemand sehen zu können. Lassen Sie die Glocke in der Kirche läuten und lassen Sie eine Todesanzeige ins Blatt einrücken. Ich bin Wittwe und der Vormund der Erbin dieses Besitzthums. Sie müssen auch an meine Stieftochter schreiben, daß ihr Vater gestorben sei, und auch an Karl von Schwarz. Eine Wittwe — und ohne ein Verbrechen begangen zu haben! Die Erbin in meiner Hand, mit deren Besitzthum ich thun kann, was ich will! Deine Zukunft, meine liebe Marie, wird an die meinige gekettet sein, und Du sollst ein Schicksal haben, wie Dein Vater Dir nie bestimmt hat! Endlich stehe ich auf dem Gipfel des Glückes!“

5. Das Testament.

Die Kunde von dem Tode des Barons Engelbert, und noch dazu so bald nach dem seines Sohnes, setzte ganz Pommern in Aufregung, denn der Baron war einer der bekanntesten Männer, und es gab viele, die ihn persönlich gekannt und hochgeschätzt hatten und sein schmerzliches Schicksal betrauerten.

Die Dienstleute beklagten den Tod des Barons aufrichtig, denn sie wußten, daß sie nie wieder einen so gütigen Herrn bekommen würden.

Sie setzten zwar große Hoffnungen auf seine Tochter, doch sie sagten sich betrübt, Fräulein Marie würde sich eines Tages verheirathen, und es könne auch sein, daß sie einen harten, tyrannischen Herrn bekämen.

Baron Engelbert besaß fast das ganze Dorf und hatte das Geld zur Erbauung der kleinen Kirche gespendet, in welcher jetzt die trauernden Dorfbewohner sich versammelt hatten, um der Andacht beizuwohnen, die zum Gedächtniß des Barons gehalten wurde.

Die Baronin Engelbert befand sich nicht unter den Andächtigen; nur ihre Gesellschafterin, die in tiefe Trauer gekleidet war, hatte sich eingefunden.

Die junge Wittwe saß allein in ihrem Zimmer, beweinte den Todten, wie man sagte, und lehnte jeden Trost ab.

Viele der anwesenden Frauen vergossen Thränen; aber Frau Altmann, die Gesellschafterin, lächelte unter ihrem doppelten Trauerschleier.

Sie wußte, daß die Frau Baronin Engelbert in einem kostbar eingerichteten Zimmer, mit einem französischen Romane beschäftigt, auf dem Sofa lag und nicht eine Thräne die schwarzen Augen der Baronin getrübt hatte seit Empfang der Nachricht von des Barons Engelbert schrecklichem Schicksale.

Nachbarn und Freunde drängten sich hinzu, um der jungen Wittwe Trost zuzusprechen.

Die erste Woche hieß es, sie sei untröstlich und wolle niemand sehen; aber als eine Kiste der elegantesten Trauerkleider nach der letzten Mode aus Berlin kam, empfing die Baronin Besuch.

Sie stellte sich, als wäre sie durch den Tod ihres Gatten ganz gebrochen, und ging wochenlang nicht aus; doch endlich, als man in sie drang, es ihrer Gesundheit wegen zu thun, fuhr sie des Morgens spazieren.

Frau Altmann hatte sogleich an die Tochter des Barons Engelbert geschrieben. Der Brief war ganz kurz abgefaßt, er enthielt nur diese schreckliche Nachricht, ohne ein Wort des Trostes.

Ungefähr eine Woche später, als keine Antwort von Marie kam, schrieb die Baronin selbst einen sehr rührenden Brief voll Versicherungen des Mitgefühls; sie schilderte auch ihre eigene Trauer als herzzerreißend und erklärte sich gänzlich gebrochen an Körper und Geist.

Sie schloß ihren Brief mit der falschen Angabe, daß Mariens verstorbener Vater den Wunsch geäußert habe, seine Tochter solle noch ein Jahr länger in der Schule bleiben, und da die Wünsche eines Todten heilig seien, habe sie ihre eigenen persönlichen Gefühle in dieser Angelegenheit geopfert und eingewilligt, Marie noch ein Jahr unter der Obhut ihrer vortrefflichen französischen Lehrer zu lassen.

„Jetzt ist das Mädchen ein Jahr lang fern gehalten,“

bemerkte die Baronin, als sie den Brief versiegelte. „Dann wird sie nicht hier sein, um zu spioniren, was ich thue, bis das Trauerjahr um ist und ich dann thun kann, was mir beliebt."

Der Brief wurde abgeschickt, und Marie war verurtheilt, in der Schule zu bleiben — wenn auch ihr Herz brechen sollte!

Sie hatte niemand, der an ihrem Schmerze wegen des Verlustes ihres edlen Vaters theilnahm; sie hatte niemand, der ihn gekannt und mit dem sie über ihn sprechen konnte, und nun in den langen einsamen Nächten konnte sie um ihn weinen, und dann war ihr Kissen in der That mit Thränen benetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des Spessarts und seines Nachbargebietes.

Vortrag von Dr. Karl Kihn,
im Verein der Spessartfreunde gehalten am 25. Februar d. J.
(Fortsetzung.)

Die Fahrten von Würzburg abwärts mehrten sich bis 1854 immer mehr und dehnten sich bei neun Dampfbooten bis Köln und Mannheim aus. Von Würzburg bis Hanau bestanden folgende Agenturen mit Landungsplätzen: zu Karlstadt, Gemünden, Lohr, Wertheim, Miltenberg, Aschaffenburg, Stockstadt, Mainflingen-Dettingen, Steinheim und Kesselstadt-Hanau; Nachenstationen waren von Gemünden bis Aschaffenburg: zu Langenprozelten, Steinbach, Neustadt, Rothenfels, Marktheidenfeld, Lengfurt, Stadtprozelten, Reistenhausen, Freudenberg, Heubach, Laudenbach, Klingenberg, Wörth, Obernburg und Wallstadt.

Zwischen Würzburg und Frankfurt verkehrten die Dampfschiffe täglich und zwar:

Ab Würzburg	Vorm.	5.00	Uhr
„ Karlstadt	„	6.30	„
„ Gemünden	„	7.30	„
„ Lohr	„	8.30	„
„ Wertheim	„	11.00	„
„ Miltenberg	Nachm.	1.00	„
„ Aschaffenburg	„	3.30	„
„ Hanau	„	5.30	„
„ Offenbach	„	6.30	„

Ankunft in Frankfurt Nachm. zw. 7 u. 8 Uhr (Nachtstat.)

Ab Frankfurt	Vorm.	5.30	Uhr
„ Offenbach	„	6.00	„
„ Hanau	„	7.30	„
„ Aschaffenburg	„	11.30	„
„ Miltenberg	Nachm.	4.00	„

Ankunft in Wertheim Nachm. 8.30 Uhr (Nachtstation).

Ab Wertheim	Vorm.	5.30	Uhr
„ Lohr	„	9.30	„
„ Gemünden	„	11.00	„
„ Karlstadt	Nach.	12.30	„

An in Würzburg Nachm. zwischen 4 u. 5 Uhr.

Man brauchte also von Frankfurt bis Würzburg gerade $1^1/_2$ Tage oder 36 Stunden (einschließlich Nachtstation), umgekehrt abwärts allerdings nur 12 Stunden.

Diejenigen Reisenden, welche mit den Dampfbooten nach Mainz zu kommen wünschten, hatten bei Uebernachtung an einer beliebigen Station abwärts Aschaffenburg*) Fahrgelegenheit; der Fahrplan zwischen Aschaffenburg und Mainz war außer obigem bis Frankfurt folgender:

Ab Aschaffenburg	Vorm.	4.30	Uhr
„ Hanau	„	6.30	„
„ Offenbach	„	7.15	„
„ Frankfurt	„	8.00	„
An in Mainz	„	10.00	„

mit Anschluß an die Dampfer nach Köln und Mannheim-Straßburg.

Ab Mainz	Vorm.	11.30	Uhr
„ Frankfurt	Nachm.	3.30	„
„ Offenbach	„	4.00	„
„ Hanau	„	5.30	„

An in Aschaffenburg Nachm. 9 Uhr.

Der Tarif der Fahrten auf den Dampfern war:

			1. Klasse	2. Klasse
Von Würzburg	nach	Mainz	6 fl. 48 kr.	4 fl. 42 kr.
„ „	„	Frankfurt	6 „ — „	4 „ 12 „
„ Frankfurt	„	Mainz	— „ 48 „	— „ 30 „
„ Mainz	„	Frankfurt	— „ 42 „	— „ 24 „
„ „	„	Würzburg	4 „ 18 „	2 „ 48 „
„ Frankfurt	„	„	3 „ 36 „	2 „ 24 „

Aufwärts war der Fahrpreis, wie noch heutzutage auf den Rheindampfern, billiger wie abwärts; dafür hatte man das Vergnügen, Uebernachtungskosten in Wertheim zu übernehmen.

Der Bau und der Betrieb der Eisenbahnen in der Untermaingegend mußte nothwendigerweise eine Verminderung des Personenverkehrs auf dem Main herbeiführen. Wenn auch die Erbauung der Taunus-, Main-Neckar- und Main-Weserbahn von 1838 bis 1844 noch keinen Nachtheil auf die Verkehrsverhältnisse des Mainstromes ausübte, vielleicht sogar noch Vortheile brachte, indem viele Personen mainabwärts nach Frankfurt fuhren, um von da auf den genannten Bahnen

---

*) Von Aschaffenburg ging noch der sog. Nachtnachen nach Frankfurt, ein Schelch mit Stroh belegt; man legte sich da Nachts gemüthlich hinein, und kam schlafend morgens in Frankfurt an.

weiterzureisen, trat mit der Eröffnung der Fahrten auf der bayerischen West- und der Frankfurt-Hanauer Bahn eine solche Verminderung des Personentransportes auf den Maindampfern ein, daß das ganze Unternehmen in seinem Fortbestand bedroht war, mehrere Boote vorerst außer Gebrauch gesetzt werden mußten, bis schließlich die ganze Maindampfschifffahrt eingestellt worden ist. Möglich ist's, daß, nachdem die Dampf-Kettenschlepp-schifffahrt eingerichtet ist, auch Personendampfer wieder auf dem Main gehen werden; zwischen Wertheim und Miltenberg liegt ein Bedürfniß hiefür längst vor.

Hoffentlich läßt auch die Kanalisation des Maines bis Aschaffenburg nicht mehr lange auf sich warten, und werden wir bald in der Lage sein, Rhein- und möglicherweise selbst Seeschiffe am hiesigen Stapelplatze begrüßen zu können.

Wenn übrigens der Verkehr auf dem Main in seiner Länge in Folge der Entstehung der Eisenbahnen gelitten haben sollte, so ward er um so reger von Ufer zu Ufer, indem an vielen Orten an Stelle des Naewen- (Naves) und Nachentransportes Brücken traten. Die älteste und einzige Brücke jahrhundertelang von Würzburg bis Frankfurt war die zu Aschaffenburg, wo Kurfürst Willigis um das Jahr 1000 die erste Brücke über den Main bauen ließ. Es folgten in den letzten 60 Jahren die Brücken zu Marktheidenfeld (von Ingenieur May aus Aschaffenburg gebaut), Lohr, Klingenberg, in nächster Zeit Miltenberg, außer den Eisenbahnbrücken bei Stockstadt, Wörth und Wertheim.

Die Konzession zur Erbauung der Frankfurt-Hanauer Bahn ward den Bankiers Bernus und Bethmann seitens Kurhessens am 28. Juli, seitens Frankfurts am 6. August 1844 ertheilt. Nach 3 Jahren ward die Bahn eröffnet und die Baukonzession unterm 19. Mai bezw. 22. Oktober 1852 auf die Strecke Hanau-Aschaffenburg ausgedehnt. Die Eröffnung dieser Linie erfolgte am 22. Juni 1854, die Verbindung derselben mit der bayerischen Westbahn am 1. Oktober desselben Jahres.

Im Spessart erstanden auf dieser Strecke Stationen zu Laufach, Heigenbrücken, Partenstein und Lohr, wozu im Laufe der Zeit noch Hösbach, Wiesthal und Goldbach hinzukamen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wie man sich in Italien verlobt. Die berühmte neapolitanische Schriftstellerin Mathilde Serao gibt im „Mattino" folgende Lehren und Vorschriften, die man in Italien bei der Verlobung zu beachten h… Zunächst sind Vorverhandlungen nothwendig, um ü… die Bedingungen der Heirath, die Mitgift u. s. w. i… Klare zu kommen. Diese Vorverhandlungen schlie… oft mit dem Rückzuge des Verlobungslustigen, wesh… es nöthig ist, sie so geheim zu führen, daß Unbetheili… überhaupt nichts von ihnen wahrnehmen. Die v… nehmen Familien betrauen mit ihnen ihre Vermöge… verwalter, bürgerliche Familien in der Regel ih… Beichtvater oder einen alten vertrauten Freund. St… der Verlobungslustige schon in reiferem Alter und … er selbständige Stellung, so kann er die Vorverha… lungen auch persönlich führen. Kommt eine Vereinbar… zu Stande, dann hält der Verlobungslustige förm… um die Hand der Signora an. Der Gefahr, ei… Korb zu bekommen, setzt er sich also nicht aus. … Antrag wird aber nicht von dem Verlobungslusti… selber gestellt — das wäre sehr unfein — vielmehr … gibt sich sein nächster Verwandter (im Gehrock … Zylinder) zum Vater der Signora und bringt … Heirathsantrag vor. Die Signorina darf um kei… Preis zugegen sein. Hat der Vater dem Antrage st… gegeben, so ist dem Bräutigam am nächsten Tage ein ku… Besuch erlaubt. Er findet die Braut im Empfan… zimmer und überreicht ihr ein Geschenk, in der R… einen Ring. Er zeugt von gutem Geschmack, w… das Geschenk nicht allzu kostbar ist, denn eine Br… bemerkt die Signora Sarao, ist kein indischer Götze, … man mit Gold und Edelsteinen behängt. Die Br… erwidert nach einigen Tagen — nicht etwa sogleich … das Geschenk des Bräutigams. Bei seinen Besu… trägt der Bräutigam Gehrock und Zylinder, nur L… ohne feinere Erziehung kommen im Frack. Im H… der Braut bietet man im Kaffee, Thee oder Liqu… an, keinen Champagner oder kostbare Weine. — … Das ist alles. Und nunmehr kann es jeder uns… geschätzten Leser wagen, um die Hand einer Italien… anzuhalten.

Denksprüche.

Der Tod kann das Leben zertrümmern, doch nie vernic…

R. Hamerlin…

* * *

Daß so die Menschen ein Behagen
Am Sklaventhum im Herzen tragen!
Es ist durchaus nicht zu verkennen,
Sie lernen leichter Sklavensitten,
Als daß sie Freiheit an sich litten,
Für die sie doch so leicht entbrennen.

Lena…

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 117. Mittwoch, den 24. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

9 Roman von F. Siemers von Ostermann.

Drei Wochen nach der Nachricht von dem Tode des Barons Engelbert erhielt dessen Advokat einen Brief von der Wittwe, die ihn bat, er möchte am nächsten Morgen nach ihrem Schlosse kommen.

Er leistete dieser Bitte Folge und brachte eine Abschrift vom Testamente des Barons mit, welches er an dem Tage, als er nach Tirol reiste, hatte abfassen lassen.

Die Baronin Engelbert, in tiefe Trauer gehüllt, und Frau Altmann empfingen den Advokaten in dem Bibliothekzimmer.

„Ich habe Sie gebeten hierher zu kommen," sagte die Baronin zu ihm, als die gewöhnlichen Begrüßungsformeln vorüber waren, „um zu erfahren, ob mein Gatte ein Testament hinterlassen hat. Ich habe sein Schreibpult untersuchen lassen, und man konnte kein Testament finden."

Advokat Brunner, ein mageres, kleines Männchen mit einem großen kahlen Kopfe, sah erstaunt drein, als er diese unumwundene Rede vernahm.

Er hatte erwartet, die Baronin ganz in Trauer aufgelöst zu finden, wie man ausgesprengt hatte, aber ihre Augen waren ebenso glänzend und thränenlos, ihre Wangen ebenso roth, und sie trug dieselbe Ruhe zur Schau, als ob nichts vorgefallen wäre.

Brunner, welcher den Baron Engelbert hochgeschätzt hatte, fühlte von diesem Augenblicke an eine Abneigung gegen die Baronin.

„Sie hat ihn nicht geliebt," dachte er. „Sie ist eine durchtriebene Betrügerin, und der arme Baron Engelbert hatte seine Liebe an sie verschwendet. Ganz gewiß hat sie ihn nur seines Titels und seines Geldes wegen geheirathet."

Der Baronin scharfer Blick hatte nicht ermangelt, den ungünstigen Eindruck zu bemerken, den sie auf ihn gemacht. Sie biß sich heftig in die Lippe, und ihre Wangen glüthen. Sie blickte finster drein, und Advokat Brunner, der ihre Ungeduld bemerkte, sagte schnell zu ihr:

„Der Baron Engelbert hat ein Testament hinterlassen, gnädige Frau; er hat es an dem Tage, an welchem er nach Tirol reiste, abfassen lassen. Das Testament ist in meiner Verwahrung geblieben und ist ohne Frage das letzte, das der Herr Baron gemacht hat."

„Ich glaube, niemand wird das Testament in Zweifel ziehen," sagte die Baronin kalt, „obwohl mein Gatte an jenem Morgen wegen der Nachricht von der Krankheit seines Sohnes und wegen der Trennung von mir sehr aufgeregt war; aber dennoch war er wohl fähig, ein Testament zu machen. Ich habe Ihnen ausführlich über meines Gatten Tod geschrieben und Ihnen auch den Brief geschickt, worin diese schreckliche Begebenheit berichtet wurde. Weil mithin kein Zweifel über sein trauriges Schicksal herrscht, ist es Zeit, sein Testament zu eröffnen. Ich wünsche, daß Sie mir dessen Inhalt mittheilen."

Der Advokat zog eine lange, lederne Brieftasche hervor und entnahm derselben ein sauber zusammengefaltetes Papier.

„Ich habe hier eine Abschrift vom Testamente," sagte er kurz. „Wünschen die Frau Baronin, daß ich es in Gegenwart von Zeugen vorlese?"

„Nein, das ist nicht nöthig," entgegnete sie. „Lassen Sie die gewöhnliche Einleitung beiseite und sagen Sie mir, was für Verfügungen mein Gatte über sein Vermögen getroffen hat."

In dem Blicke und der Stimme der Baronin Engelbert zeigte sich so viel Geldgier, daß es den Advokaten ganz kalt überlief.

In ihrer Hast, den Inhalt des Testamentes zu erfahren, hatte die Baronin ihre Maske halb fallen lassen und ließ etwas von ihrem wahren Charakter durchschimmern, was der Advokat schnell gewahrte.

„Da der Baron den Tod seines Sohnes für gewiß hielt," erwiderte Brunner sehr förmlich, „hat er sein ganzes Vermögen seiner Tochter Marie vermacht."

„Ihr alles vermacht!" murmelte die Baronin. „Alles, sagen Sie?"

„Alles, Frau Baronin," entgegnete der Advokat. „Sie ist eine der reichsten Erbinnen in Deutschland."

„Und — mein Name ist nicht genannt?"

Baron Engelbert erklärt hierin, daß er für Sie bei seiner Verheirathung schon gesorgt habe. Sie haben die Villa „Auf der Höhe" als Wittwensitz und zwanzigtausend Mark jährlich auf Lebenszeit mit der Freiheit sich wieder zu verheirathen. Ich halte es für eine sehr freigibige Verfügung."

„Und ich nenne es eine sehr armselige!" rief die Baronin stirnrunzelnd. „Die Tochter des Barons hat hunderttausend Mark jährlich und ich nur zwanzigtausend. Das ist eine Schmach, eine entsetzliche Schmach!"

„Es ist ungerecht, skandalös!" murmelte Frau Altmann.

„Der Herr Baron hielt die Summe für genügend," erklärte der Advokat, „und ich muß gestehen, daß ich mit ihm übereinstimme. Sie waren bei Ihrer Verheirathung ganz zufrieden mit dieser Verfügung, Frau Baronin. Wenn es Ihnen nicht genug war, weshalb haben Sie denn damals nicht mit dem Herrn Baron darüber gesprochen? Warum warteten Sie, um ihn nach seinem Tode der Ungerechtigkeit zu beschuldigen?"

„Wir wollen den Gegenstand nicht länger erörtern," sagte die Baronin gebieterisch. „Ich werde das Testament nicht bestreiten. Wer ist denn zum Vormund meiner jungen Stieftochter ernannt?"

Eine sichtbare Angst war aus ihrem Benehmen wahrzunehmen, was der Advokat mit Verwunderung bemerkte.

„Der Baron Engelbert hat Sie dazu ernannt, gnädige Frau," sagte er langsam. „Baronesse Engelbert soll hier unter Ihrer Obhut leben, bis sie mündig sein wird oder sich verheirathet. In beiden Fällen haben Sie, Frau Baronin, nach der Villa „Auf der Höhe" zu ziehen oder wohin Sie wünschen, weil dann die Baronesse Engelbert die unumschränkte Herrin hier ist. Freilich, wenn das gnädige Fräulein es wünscht, daß Sie nach ihrer Verheirathung hier bleiben, oder auch wenn sie mündig ist, dann haben Sie die Freiheit, zu thun, was Ihnen beliebt. Sie verstehen doch, was der Baron gemeint hat? Wenn es Ihnen noch nicht ganz klar ist, dann werde ich Ihnen das Testament vorlesen —"

„Nein, thun Sie es nicht!" unterbrach ihn die Baronin ungeduldig. „Ich hasse alle diese langweiligen Phrasen. Ich habe verstanden, daß ich die Vormundschaft über die Baronesse Engelbert habe, daß ich sie in die Gesellschaft einführen soll und sie mir den Gehorsam einer Tochter schuldig ist; nicht wahr?"

„Ja," bestätigte Advokat Brunner ein wenig zögernd. „Baron Engelbert drückt den Wunsch aus, daß seine Wittwe und seine Tochter einander lieben möchten."

„Mein Gatte wußte, daß er sich auf meine Güte gegen sein Kind verlassen konnte," sagte die Baronin heuchlerisch. „Ich versprach ihm, ehe er fortging, daß ich ihr eine Mutter sein würde, obwohl eine junge Mutter. Ich werde gegen das arme Mädchen gütig sein; ich liebe sie schon jetzt. Ist jemand eingesetzt, der die Aufsicht über die Besitzthümer zu führen hat?"

„Ja, es sind drei Administratoren, um nach den Gütern zu sehen bis zur Mündigkeitserklärung der Baronesse Engelbert," antwortete der Advokat. „Herr von Friebel ist einer davon. Sie kennen ihn gut, Frau Baronin; er ist der ehrlichste, unbestechlichste Mensch, den es gibt. Er ist auch sehr befähigt. Baron Engelbert hätte keinen besseren wählen können. Ich bin auch einer von den Administratoren und stehe für meine eigene Rechtschaffenheit ein."

„Und wer ist der dritte?" fragte die Baronin.

„Der junge Graf Hohenfels," erwiderte der Advokat. „Er ist der Sohn des theuersten Freundes des Barons wie Sie, gnädige Frau wohl wissen werden."

Die Baronin Engelbert sah nachdenkend aus. Ihre Gesellschafterin bückte sich über ihre Arbeit und blickte nicht auf; sie schien ganz gleichgiltig.

Der Advokat aber, der ihr Gesicht studirte, hatte den unangenehmen Eindruck, daß unter all dieser Kälte Feuer brenne.

„Sie steht der Baronin näher, als es scheint," dachte der scharfsinnige Mann. „Ich wundere mich, daß der Baron sie in seinem Hause geduldet hat. Wie merkwürdig gleicht sie einer Katze!"

Die Baronin unterbrach das Schweigen.

„Ich verstehe jetzt die Sachlage," sagte sie, „und ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Brunner, daß Sie meiner Bitte, mich zu besuchen, so schnell Folge geleistet haben. Ich werde meine Geldangelegenheit in Ihren Händen lassen. Es ist wohl nichts mehr darüber zu sagen?"

„Bitte Frau Baronin, ich möchte noch einige Fragen in Bezug auf die Baronesse Engelbert stellen," erwiderte Brunner ruhig, aber fest. „Ich höre, daß sie nicht hier ist. Ist sie denn nicht aus der Schule gekommen, seit ihr Vater todt ist?"

„Nein," antwortete die Baronin hochmüthig.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des Spessarts und seines Nachbargebietes.

Vortrag von Dr. Karl Kihn,
im Verein der Spessartfreunde gehalten am 25. Februar d. J.
(Schluß.)

Nachdem auch die Verbindung mit Darmstadt-Mainz hergestellt war, trat eine längere Pause im Bahnbau ein, bis im Frühjahr 1877 die Eröffnung der Mainthalbahn von Aschaffenburg bis Miltenberg erfolgte, welche bald eine Fortsetzung nach Amorbach erhielt und im Laufe der nächsten Monate eine Verbindung mit dem badischen Bahnnetz erlangt.

Spessartbahnen sind außer der Schwarzkopfbahn, welche den Spessart in eine nördliche und eine südliche Hälfte theilt, die von der k. preuß. Direktion Frankfurt verwaltete Sinnthalbahn Gemünden-Elm, im Jahre 1872 vollendet, die im Herbst 1883 eröffnete Linie Lohr-Wertheim, die schmalspurige Sekundärbahn Gelnhausen-Bieber (Lochborn), sowie die am 30. Oktober 1898 eröffnete normalspurige Kahlthalbahn Kahl-Schöllkrippen. Zu den beiden letzten Privatbahnen dürfte in Kürze die von der Firma Sager u. Woerner in Aussicht gestellte Elsavathalbahn kommen, vielleicht auch die von Miltenberg nach Stadtprozelten.

Es ist klar, daß durch die neuen Spessartbahnen auch die Fahr-Postverbindungen andere geworden sind, wie früher. So hat mit der Eröffnung der Kahlthalbahn die seit Jahrzehnten bestehende Postverbindung Aschaffenburg-Schöllkrippen aufgehört. Von den ursprünglichen Postkursen besteht nur noch der von Würzburg, Marktheidenfeld, Rohrbrunn nach Hessenthal, von Aschaffenburg über Straßbessenbach ebendahin, in neuester Zeit weiter über Weibersbrunn nach Rohrbrunn.

Weitere Postkurse sind:

Der von Dettingen über Hörstein nach Alzenau,
" " Aschaffenburg nach Groß-Ostheim,
" " " " Sailauf } seit 1. Nov.
" " Hösbach-Bahnhof nach Waldaschaff } 1898.
" " Obernburg—Eschau,
" " Obernburg—Mömlingen,
" " Klingenberg—Mönchberg,
" " Miltenberg—Wertheim,
" " Lohr—Rothenbuch,
" " Partenstein—Frammersbach—Wiesen, endlich
" " Schöllkrippen nach Gelnhausen.

Es erübrigt uns noch, von der Geschichte des Holztransportes im Spessart, also über die eigentlichen Forstwege wie auch über die Flößerei, zu sprechen, ferner von den Touristenwegen und ihrer Markirung. Ueber beides dürfte besser eine berufenere Kraft, etwa einer der Herren Dozenten an der k. forstwirthschaftlichen Hochschule referiren. Doch seien kurz folgende Bemerkungen über beides angefügt:

Der Holztransport im Spessart geschah in Zeiten des vormaligen Mainzer Kurstaates durch Flößerei fast aller Bäche dieses Gebirges. Nur die Kahl scheint wegen der großen Anzahl von Wassermühlen und Wehren niemals diesem Zwecke gedient zu haben. Dagegen sieht man heute noch Stauungsanlagen für Holztriftung an der Lohr, Hafenlohr und Aschaff. Oberhalb Waldaschaff, am Autenborn, ist das Bett des ehemaligen Floßsees sichtbar. Derselbe ward von Forstrath Moerdes zu Anfang der sechziger Jahre, um Wiesen zu gewinnen, abgelassen. Dieser Floß- und Fischteich muß eine herrliche Staffage der idyllischen Gegend gebildet haben; auch heute ist hier eines der lieblichsten und gesundesten Plätzchen des schönen Waldgebirges. Wie wir vernehmen, soll die Wiederherstellung des Sees geplant sein, um die Wucht des Wassers zu elektrotechnischen Zwecken zu benutzen.

Schon vor mehr denn hundert Jahren baute man Holzabfuhrwege über Bergesrücken und den Wasserläufen entlang nach den Hauptorten am Main.

In neuester Zeit, dem Zeitalter des Sports, wurden vereinsamte Fußpfade, verlassene Feld- und Waldwege abgeschiedener Gegenden belebt durch die Wanderungen fröhlicher Gesellen, fahrender Lehrer und Schüler, radelnder Jünglinge und Jungfrauen.

Den politischen Wandlungen Deutschlands folgten unpolitische Wanderungen durch unser herrliches deutsches Vaterland. Im Jahre 1867 entstand in der annektirten Kaiserstadt am Main der „Taunusclub", das schöne Taunusgebiet dem deutschen Wandersmann zu erschließen; es folgten die Touristenvereine des Odenwalds, der Rhön und für den Spessart gleich mehrere: Spessart-Touristenverein in Hanau, die Vereine der Spessartfreunde in Aschaffenburg, Hanau, Lohr, Schöllkrippen und im Hochspessart, ferner der (vom Verfasser dieses Artikels 1876 gegründete) Freigerichter Bund.

Alle hatten sich die Aufgabe gesteckt, ihr Waldgebirge der Außenwelt wie auch den Bewohnern näher bekannt zu machen. Es geschah dies durch Zusammenschluß aller Vereine zum Deutschen Touristenverband, durch Gründung eines Zentralorgans, durch gegenseitigen Besuch, besonders aber durch Wegeanlagen, Anbringung von Bänken an lieblichen Plätzen, Erbauung von Aussichtsthürmen, Wegemarkirung.

Die Thätigkeit der Wegweiserkommissionen zeigte sich bald in den verschiedensten Regionen deutscher Mittelgebirge; auch hier ging der Taunusclub wieder

voran; Großes leistete der Odenwaldclub. Beim Spessart zersplitterten sich analog den verschiedenen Richtungen der Vereine die Kräfte. Die Hanauer Vereinigungen (einschließlich Freigerichter Bund und Bulau-Club zu Groß-Auheim) kultivirten das Gebiet zwischen Kinzig und Aschaffenburg; geologisch ist es das Gebiet des Urgebirges (Gneisformation des Vorspessarts) mit dem Hauptaussichtspunkt der Spessartausläufer, dem Hahnenkamm, in der Mitte.

Die blau-weiße Wegemarkirung (weißer Grund mit verschiedenen blauen Figuren) bezeichnet die Leistung des Spessart-Touristenvereins zwischen Aschaff und Kahl, die roth-weiße Markirung bewegt sich mehr auf ehemaligem kurhessischen Gebiete; doch gehen einige Zeichnungen auch durch bayer. Gebiet, z. B. das rothe Kreuz auf weißem Grund von Hanau über den Hahnenkamm nach Aschaffenburg. Dieselbe ward von den übrigen vorgenannten Vereinen vorgenommen.

Der Aschaffenburger Verein der Spessartfreunde hat fünf Hauptrouten markirt, darunter einzelne durch den ganzen Spessart gehend, zum Theil alten Straßenzügen folgend, z. B. die Route Orb-Heigenbrücken-Klein-Heubach, welche größtentheils auf dem Eselsweg hingeht. Außer den Hauptrouten gibt es Nebenrouten von Aschaffenburg, Lohr oder auch (was nicht recht praktisch erscheint) von hervorragenden Touristenpunkten im Hochspessart aus.

Die Sektion Hochspessart hat gleichfalls dankenswerthe Wegmarkirungen vorgenommen; zu beklagen ist nur, daß für manche Routen je zwei parallele Farbenstriche angewandt sind, z. B. gelbroth: Niklos-Pflanzgarten oder gelb-weiß: Waldaschaff-alte Seehäuser-Metzgersgraben. Statt dessen erscheint die Hanauer Figurenmarkirung entschieden praktischer, wenn auch bei dieser „das zu sehr ins Einzelne gehen“, die Detaillirung, zu beklagen ist, weil darunter die Uebersicht leidet und für manchen Spezialtouristen Lieblingswege gewissermaßen „profanirt“ werden.

Markirungskarten sind neuestens verschiedene erschienen, so die in einigem fehlerhafte Karte von Major Dietz; eine neue, korrektere wird in kürzester Zeit erscheinen.

Die Bemühungen der Touristenvereine, den Besuch der Mittelgebirge durch Verkehrserleichterung und Verbilligung (Sonntags- und Rundtour-Fahrkarten) zu heben, sind auch für den Spessart von Erfolg begleitet gewesen.

Mögen alle diese Vorkehrungen und Einrichtungen dazu dienen, den Besuch des schönsten deutschen Waldgebirges, in welchem Hirsch und Wildschwein hausen, zu mehren! Und wenn demnächst bei schöner Sommerszeit so mancher Scholare ins Land der Franken fährt, dann wende er seine Schritte in den grünen Spessartwald mit seinen tausendjährigen Eichen und Buchen, gedenkend der Dichtung Fr. v. Schlegels (1806):

Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald, so dunkel kühn!
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn
Und webtest fort dein Grün.
Wie mächtig dieser Aeste Bug,
Und das Gebüsch wie dicht,
Das golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht!

Mannigfaltiges.

— Die größte Glocke der Welt befindet sich im Kreml zu Moskau. Sie wiegt 4000 Zentner, und da sie dieses ungeheuren Gewichtes wegen praktisch nicht verwendet werden kann, hat man sie auf einem großen Postament zur Aufstellung gebracht. Zur Aufhängung in einem Thurm eignet sie sich auch nicht recht, denn schon zweimal ist sie in früheren Jahren, als sie noch ihrem eigentlichen Zweck entsprechend benutzt wurde, in Folge ihrer immensen Schwere vom Glockenstuhl herabgestürzt. Die Glocke stammt noch aus dem 16. Jahrhundert; sie war damals allerdings beträchtlich kleiner, wurde dann unter dem Zaren Alexei Michailowitsch umgegossen und hatte danach das Gewicht von 2800 Zentnern. Zur Zeit der Kaiserin Anna wurde sie zum zweitenmal umgegossen, nachdem sie zum erstenmal von ihrer Höhe herabgestürzt war. Nach dem Umguß hatte sich ihr Gewicht durch das viele neu hinzugekommene Metall auf 4000 Zentner erhöht. Wieder zur Aufhängung gebracht, fiel sie von neuem herunter, worauf sie ihren jetzigen Platz erhielt. Im Innern der Riesenglocke haben zwanzig Personen Platz.

— Die Briefbogen der Delegirten. Das Briefpapier, das die Friedensdelegirten im Hotel den Ouden Doelen in Haag vorfanden, zeigt, wie holländische Blätter melden, einen kriegerisch ausgestatteten Briefkopf mit Kanonen, Gewehren, Granaten, Säbeln u. s. w. Durch die Darstellungsart sind jedoch alle die Mordwerkzeuge unschädlich gemacht. Am Bajonnet von einem der Gewehre sitzt eine Spinne und zieht ihre Fäden, der Säbel liegt zerbrochen am Boden, die Kanone ist unbrauchbar gemacht, und auf deren Mündung sitzt eine Taube mit einem Olivenzweig im Schnabel!!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 118. Donnerstag, den 25. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

10 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, werden Sie sie denn nicht kommen lassen?“

„Nein,“ sagte sie kurz. „Baronesse Engelbert wird dieses Jahr noch in der Schule bleiben. Ihr Unterricht darf jetzt durchaus nicht unterbrochen werden.“

„Nicht einmal durch den Tod ihres Vaters?“ fragte Advokat Brunner bitter. „Baron Engelbert hat den Wunsch gegen mich ausgesprochen, sie zu Hause zu haben —“

„Baron Engelbert ist nicht mehr der Herr hier,“ unterbrach ihn die Baronin noch hochmüthiger als zuvor. „Ich glaube, nach dem Wunsche des Erblassers bin ich die Herrin während Mariens Unmündigkeit, Herr Brunner, ich habe die Vormundschaft über meine Stieftochter und lasse mir nicht vorschreiben, wie ich das Mädchen behandeln soll. Wenn mein Gatte so viel Vertrauen zu mir hatte, dann hat Niemand sich drein zu mischen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß wenn Sie trachten, Zwietracht zwischen Marie und mir zu stiften, Sie gegen Baron Engelbert untreu sein werden.“

Advokat Brunner seufzte und murmelte eine Entschuldigung.

Bald darauf verabschiedete er sich und fuhr wieder fort. Sein Herz war schwer, und er sah recht niedergeschlagen aus.

„Es war in jeder Beziehung ein trauriger Tag für die Baronesse Engelbert, als ihr Vater starb,“ murmelte er, indem er nach dem prächtigen alten Landsitze zurücksah. „Ein trauriger Tag! Diese schöne, schwarzäugige Baronin Engelbert, die jedermann für einen Engel hält und von der man meint, daß sie ihren Gatten so innig geliebt, ist im Innersten ein Teufel! Sie führt Böses im Schilde. Ich sehe, was für ein Loos die arme Baronesse trifft.“

In des ehrlichen Advokaten Antlitz waren dessen Empfindungen zu deutlich ausgedrückt gewesen; die Baronin hatte seine Gedanken errathen und wußte, daß er ihren Charakter durchschaut.

* * *

Die Tage, Wochen und Monate des Wittwenstandes der Baronin Engelbert vergingen ohne irgend eine Begebenheit. Sie hielt sich äußerst zurückgezogen. Keine Gäste wurden geladen, und sie reiste selten nach Stettin. Sie fuhr nur in der Umgegend umher, aber immer in tiefer Trauer.

Der Wagen, in dem sie fuhr, war schwarz verhangen; sogar die Pferde waren schwarz, und stets wurde ganz langsam gefahren.

Jeden Sonntag saß die Baronin in ihrem Betstübchen in der kleinen Dorfkirche.

Herr von Friebel erklärte sie ganz enthusiastisch für einen Engel, und ihre Nachbarn waren voll des Lobes von ihr.

Nur der Advokat Brunner schüttelte zweifelnd den Kopf als man ihre Tugenden so hervorhob, und gegen Freunde wagte er zu bemerken, daß sie wohl nicht so sei, wie es den Anschein habe.

Das Jahr verging langsam, und es war wieder Johanni.

Die Baronin Engelbert begann ihre traurige Existenz unerträglich zu finden. Sie konnte sich nicht mehr in tiefer Trauer sehen, darum vertauschte sie ihre schwarzen Kleider mit Halbtrauerkleidern.

Ihre abscheuliche Wittwenhaube wurde beiseite gelegt, und Juwelen nahmen die Stelle schwarzen Trauerschmuckes ein. In ihrer Halbtrauer war die Baronin Engelbert eine auffallend schöne Frau.

„Frau Altmann,“ sagte sie eines Morgens zu ihrer Gesellschafterin, als sie aus ihrem Wohnzimmerfenster auf das schöne Grundstück hinausblickte, „dieses schreckliche Jahr ist endlich vorüber. Ich habe die Anforderungen der herkömmlichen Sitte befriedigt, ich habe die argwöhnischen, neidischen Nachbarn getäuscht, und endlich bin ich frei. Wenn ich morgen heirathete, könnte Niemand sagen, daß ich das Andenken meines Mannes

nicht mit Achtung bewahrt hätte. Mit dem Opfer von beinahe zwei Jahren meines Lebens habe ich während Mariens Unmündigkeit ein herrliches Heim und ein schönes Einkommen gewonnen. Ich habe meine Rolle gewiß gut gespielt."

„Ja, das haben Sie," entgegnete Frau Altmann.

„Marie wird nun bald nach Hause kommen; aber erst müssen meine Geschäfte erledigt sein, ehe sie auf dem Schauplatze erscheint. Ich werde sogleich an Karl schreiben."

Sie ging nach einem kleinen, schön eingelegten Schreibtische, der in einer Fenstervertiefung stand, setzte sich davor hin und schrieb auf feines Velinpapier folgende Worte:

„Lieber Karl!

Du kannst endlich zu mir kommen. Jetzt ist kein Hinderniß mehr zwischen uns.

Ottilie."

Diese wenigen Worte überlas sie, legte das Schreiben in ein Couvert und siegelte es mit rothem Siegellack.

Die Adresse lautete:

„An Herrn von Schwarz in Stettin."

Dann klingelte sie und gebot dem Diener, den Brief sogleich zur Post zu tragen.

Als er sich entfernt hatte, athmete sie erleichtert auf und murmelte:

„Jetzt bin ich im Begriffe, den Lohn für alle meine Thaten zu ernten. Karl wird morgen hier sein."

6. Der Verbündete der Baronin Engelbert.

Der Morgen, den die Baronin Engelbert mit fieberhafter Ungeduld erwartet, war endlich angebrochen.

Sie verbrachte mehrere Stunden mit ihrer Toilette und zufrieden mit dem, was sie erreicht. Jetzt betrachtete sie sich mit wohlgefälligem Lächeln in einem großen Spiegel. Ihr schwarzes Haar war nach der neuesten Mode frisirt, und in demselben glitzerte ein Diadem von Brillanten.

Sie hatte ein prachtvolles lila Seidenkleid an mit kurzen Aermeln und tief ausgeschnitten, um ihre vollen, runden Schultern und Arme sehen zu lassen. Ueber dem Kleide befanden sich noch schwarze Seidenspitzen. Eine Halskette und Armbänder und Brillanten schmückten sie noch mehr. Ihre klaren schwarzen Augen glänzten wunderbar; ihre Wangen waren roth wie Rosen.

Nie hatte sie zu der Zeit, als sie Baron Engelbert so bezaubert, so schön ausgesehen.

Die Baronin Engelbert hatte ihre Zofe entlassen und ordnete nur noch die kurzen Löckchen, welche über die Stirn fielen, indeß sie mit ihrer Gesellschafterin sprach, als man einen Wagen herankommen hörte.

Die Gesellschafterin eilte schnell zum Fenster und blickte hinaus.

Eine Droschke näherte sich dem Hause, und ein Mann steckte den Kopf aus dem Wagenfenster.

Sein Gesicht war halb abgewendet; er schien das Haus zu betrachten.

Die Gesellschafterin kannte ihn.

Sie schlich sich wieder zur Baronin Engelbert zurück und sagte:

„Er ist da!"

Die Wittwe des Barons Engelbert war tief ergriffen. Sie erblaßte, stützte sich schwer auf die Lehne eines Stuhles und stand regungslos da, bis der Diener auf einem silbernen Präsentirteller eine große Karte mit dem Namen „Karl von Schwarz" brachte und meldete, daß der Herr im Gesellschaftszimmer sei.

Die Baronin fuhr plötzlich aus ihrem Sinnen empor, und die Farbe kehrte auf ihre Wangen zurück.

„Kommen Sie, Frau Altmann," sagte sie dann; „wir wollen hinunter gehen. Nein, bleiben Sie! Sie können in einer halben Stunde nachkommen. Niemand wird etwas darin finden können, wenn ich ihn eine Weile allein spreche. Seitdem ich zum zweitenmale Wittwe geworden bin, komme ich mir vor, als ob ich in einer Glaslaterne wohnte und aller Augen auf mich blickten. Jedoch ich brauche meine Vorsicht nicht zu weit auszudehnen."

Sie warf noch einen letzten Blick in den Spiegel, ordnete etwas an ihrem Kleide, dann schritt sie aus dem Zimmer die Treppe hinunter und begab sich langsam ins Gesellschaftszimmer.

Der Fremde erhob sich von seinem Sitze und ging ihr mit ausgestreckten Händen und strahlendem Gesichte entgegen.

Er war groß, schön und blond, mit hellen scharf blickenden Augen, und um seine vollen, sinnlichen Lippen schwebte jetzt sogar ein cynisches Lächeln, was ihm zur Gewohnheit geworden zu sein schien.

Es war derselbe Mann, der auf Rügen am Ufer gestanden und mit angesehen hatte, wie Baron Engelbert Ottilie Hartwig aus den Wellen gerettet. Derselbe, der hinter der Säule in der Kirche bei der Trauung des Barons mit der Wittwe Augenzeuge gewesen war.

Seine Augen schweiften schnell über die Gestalt und das Gesicht der Baronin; ein Blick voll Bewunderung glühte in seinen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die steinerne Brücke in Regensburg. In der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ lesen wir: Wieder einmal droht einem der berühmtesten deutschen Baudenkmäler ernste Gefahr. Die steinerne Donaubrücke, welche das alte Regensburg mit der jenseits des Stromes belegenen Bezirksamtsstadt Stadtamhof verbindet, soll, wie verlautet, strombautechnischen Neuerungen zum Opfer fallen. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß der Gedanke, diese Brücke einzulegen, einem wirklichen Bedürfnisse entsprungen zu sein scheint und nicht etwa nur jener traurigen Neuerungssucht, die sich in jüngster Zeit so oft beim Angehen gegen alte Baudenkmäler als die Haupttriebfeder erwiesen hat. Aber gleichwohl wäre tief zu beklagen, wenn sich wirklich zur Besserung oder Behebung der Zustände, die den Gedanken eines Abbruches der Brücke haben aufkommen lassen, kein anderer Ausweg finden ließe; handelt es sich doch um ein Wahrzeichen Regensburgs und um einen der ältesten und merkwürdigsten und jedenfalls den umfangreichsten Profanbau der Stadt. Die Brücke wurde unter der Gunst eines außerordentlich trockenen Sommers im Jahre 1135 unter Herzog Heinrich begonnen und war im Jahre 1146 vollendet. Sie ruht auf sechzehn Bögen von 10 bis 16 Meter Spannung, steigt nach mittelalterlicher Gewohnheit gegen die Mitte an und hatte ehemals drei Thürme, von denen sich jedoch nur noch einer, der des Brückenkopfes auf der Regensburger Seite (erbaut am Ende des 13. Jahrhunderts, erneuert 1648), erhalten hat. Bei einer Fahrbreite von 5 Meter beträgt ihre Länge über 300 Meter. Das Werk galt im Mittelalter für eines der größten Bauwunder und für die stärkste unter den großen deutschen Brücken. Sind nun die Nachtheile, die diesem ehrwürdigen Bauwerke zur Last gelegt werden, wirklich vorhanden? Daß Stauwasser, Stromschnellen, Untiefen durch die Brücke entstehen und die Schifffahrt hemmen, ist nicht zu bestreiten; Napoleon fällte schon 1809 das Urtheil: „Votre grand pont est très désavantageusement construit pour la navigation.“ Aber man muß erwägen, daß auch stromauf- und stromabwärts (von Donauwörth bis Passau) nicht durchweg genügende Wassertiefen für Schraubendampfer vorhanden sind und daß die Dampfschifffahrt auf der oberen Donau aufgegeben wurde, weil sie sich nicht als einträglich erwies. Und ob durch einen Neubau der Brücke der Schiffsverkehr wesentlich gehoben werden würde, erscheint mehr als zweifelhaft. Für die häufigen Eisgänge, zu denen namentlich Vils und Naab ihre Massen beisteuern, hat sich freilich die Brücke schon oft als ein bedeutendes Hinderniß, oftmals aber auch schon als ein Vortheil erwiesen, da die Eisbrecher „die Wucht der Schollen durch Verkleinerung“ verringerten. Ueber 700 Jahre hat das ausgezeichnete Brückenbauwerk seine Festigkeit bewährt und den Elementen getrotzt, und nun soll es menschlicher Gewalt weichen, um einer anderen Brücke Platz zu machen? Werden die benöthigten Mittel auch nur annähernd im Verhältniß zu dem zweifelhaften Ergebniß stehen? Aber von alledem abgesehen, darf doch keinenfalls der künstlerische und geschichtliche Werth dieses ehrwürdigen Denkmals des frühen Mittelalters übersehen werden. Zu dem Bilde der Stadt gehört dieses genau so gut wie St. Emmeran und St. Jakob, wie der Dom und wie die wehrhaften Thürme der alten Geschlechterhäuser. Dem Alter nach nimmt sie unter den größeren deutschen Brücken die erste Stelle ein; erst ungefähr fünfzig Jahre später entstand die Elbbrücke in Dresden! Wir geben uns der festen Zuversicht hin, daß in Regensburg nichts unterlassen wird, um der drohenden Gefahr zu begegnen, und daß man noch andere Mittel und Wege finden wird, um das ehrwürdige Denkmal des technischen Könnens unserer Väter zu erhalten, dem Hans Sachs das hohe Lob singt: „Der Brucken gleicht keine in Teutschland.“

— Der Alkoholismus in der Pariser Arbeiterklasse. In Paris fröhnen nicht nur die Arbeiter, sondern auch 60 Proz. der Frauen der Arbeiter dem Alkoholgenuß. Es handelt sich da nicht um die weiblichen Trunkenbolde, die in den Spelunken ein Glas Absinth nach dem anderen hinunterstürzen, sondern um die anständigen Hausfrauen, die beim Einkauf ihres täglichen Bedarfs ein Gläschen trinken; denn „der Kräuterschnaps ist ja kein Alkohol, er ist sehr gut für den Magen; er erwärmt und übt überhaupt eine sehr wohlthätige Wirkung.“ Zu diesem Zweck verfügt man sich ins Ladenzimmer, wo die Kundin dem Kaufmann Bescheid thut. Zweimal, dreimal bewirthet sie der Geschäftsmann und später geht die Kundin unaufgefordert ins Ladenzimmer und läßt sich einen Kräuterschnaps geben. Bald genügt ihr ein Gläschen nicht mehr, und da sie sich schämen würde, mehrere auf einmal zu trinken, so geht sie der Reihe nach zu vier Krämern, kauft bei diesem für 2 Sous Salz, bei jenem für 2 Sous Pfeffer, beim dritten für 2 Sous Essig und beim vierten für 2 Sous Senf; alsdann geht es zu den Brennmaterialienverkäufern; da kauft sie einen Reisbündel zum Feueranschüren, dort etwas Holzkohlen, und auf diese Weise trinkt sie wohlgezählte sechs Gläser Kräuterschnaps in sechs Ladenzimmern. So treiben es die Frauen der Arbeiter. Wir kommen nun zu den Arbeitern selbst, d. h. zu den tüchtigen und braven

Arbeitern, die sich nicht betrinken. Am Morgen vor der Arbeit trinkt man ein oder zwei Gläschen Mélé (Branntwein mit Likör gemischt), um 10 Uhr einen halben Schoppen Weißwein, der nie eine Beere gesehen hat. Um diesem Getränk einen leichten Geschmack von Weißwein zu geben, wird es mit einer kleinen Quantität Aether versetzt. Um 11 Uhr trinkt der Arbeiter seinen Absinth. Der Liter gewöhnlicher Absinth kostet im Detailverkauf 2 Fr. 50 Cts., wovon schon 2 Fr. auf die Steuer treffen. Demnach bleiben noch 40 Centimes für die Flasche, den Transport und für den Gewinn des Schnappsbrenners, sowie den des Detailverkäufers. Hat der Arbeiter seinen Absinth getrunken, so ißt er zum Dejeuner irgend eine Kleinigkeit — man hat ja keinen Hunger — und trinkt einen Schoppen Rothwein dazu von etwas besserer Qualität als der um 10 Uhr genossene Weißwein. Darauf setzt der Arbeiter eine Tasse Kaffee und einige Gläschen Liqueur. Um 4 Uhr gibt es wieder einen Schoppen Wein. Nach der Arbeit trinkt man irgendwo ein oder zwei Gläschen Absinth mit der Frau, die ihren Mann meistens in der Werkstätte abholt und noch kein Mittagessen bereitet hat. Und so bleibt nichts anderes übrig, als unterwegs beim Schweinemetzger für einige Sous etwas für den Mittagstisch zu kaufen. Henri de Weindel kann demnach wohl kaum der Uebertreibung geziehen werden, wenn er im „Evénement" berechnet, daß durchschnittlich in einem Pariser Arbeiterhaus täglich 3 Fr. 50 Cts. für geistige Getränke und blos 1 Fr. 50 Cts. für feste Nahrung verausgabt werden. Auch sieht er eine mögliche Abhilfe nur in der Annahme des russischen Systems, durch das der Alkoholverkauf monopolisirt wurde und geistige Getränke nur noch in behördlich gestempelten Flaschen verabreicht werden dürfen.

— Bloomerismus. Die Amerikanerin Amelia Bloomer machte vor 50 Jahren eifrig Propaganda für die Männerkleidung für Frauen. Heutzutage ist der Bloomerismus durch das Fahrrad wiedererstanden, und die Bloomeristin ist zur „modernen Frau" geworden. Das Kostüm Bloomer heißt jetzt Velozipedkostüm, dessen wesentliche Eigenthümlichkeit jedoch darin besteht, daß es zeigt, was der Unterrock verhüllt. Freilich war noch vor 50 Jahren in „Neu-England" das Schamgefühl so leicht verletzt, daß man die unschuldigsten Bezeichnungen für gewisse Glieder des Körpers nicht in den Mund zu nehmen wagte. Man erlaubte sich nicht zu sagen „die nackten Beine", selbst nicht die eines Lehnstuhles, höchstens „die Füße" eines Pianos. Statt Bein sagte man Glied, oder noch besser Extremität, statt pantaloons (Beinkleider) „continuations". Gleichwohl verbreitete sich der Bloomerismus in Amerika wie ein Lauffeuer. In England, so erzählt das „Journal des Debats", wurde das neue Frauenkostüm nur von wenigen nachgeahmt — die Karikaturenzeichner zogen es gar zu sehr ins Lächerliche. Einige begeisterte Verehrerinnen der Neuerung arrangirten einen Ball, auf dem die Damen nur im Bloomer-Kostüm erscheinen durften. Diese wurden aber auf dem Weg dahin, ob zu Fuß oder zu Wagen, vom gemeinen Volk mit wüstem Geheul verfolgt und mit krepirten Katzen, faulen Eiern und Kohlenstrünken beworfen. Damit war der Neuerung der Garaus gemacht.

— Folgendes Schreiben des großherzoglichen Bezirksdirektors zu Weimar — das der „Tägl. Rundschau" ein Freund sendet — dürfte unsern Lesern ebensoviel Freude bereiten, wie den Lehrern, an die es gerichtet war: „Sie erhalten hierbei 10 Stück vom Deutschen Kriegs- und Militär-Abreißkalender zu gefälliger Vertheilung an die Mitglieder Ihrer Konferenz, welche nach dem Willen des Gebers aufgehängt und gelegentlich, am besten wochenweise, den Kindern erklärt werden sollen."

Denkspruch.

Berausche dich in allem Süßen,
Den jungen Mai, ruf ihn zurück.
Umringe dich mit seinen Grüßen,
Belade dich mit seinem Glück.

Denk dir des Frühlings Wonneschauern,
So heiß du es empfunden hast,
Denk dir des Frühlings Himmelstrauern,
Denk dir die ganze sel'ge Last.

Denk dir die tapfern Vogelkehlen,
In denen Dank und Liebe girrt,
Den Duft von tausend Blumenseelen,
Der wie ein Kuß zum Himmel irrt.

Die Nachtigall, die stumm geboren,
Denk dir zu solcher Blüthennacht,
Das kleine Herz, das schmerzverloren
Und sehnsuchtstrunken lautlos wacht:

Nicht einen Ton, das Weh zu schildern!
So einsam in der Seligkeit!
Nicht einen Gruß den Sternenbildern,
Den Lebenskelchen nah und weit!

Und jede Brust der Wonn' und Klagen
Kennt solch geheimen Wiederhall,
Und jede Brust muß in sich tragen
Die stummgeborne Nachtigall.

Emma v. Niendorf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 119. Freitag, den 26. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

11 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Er breitete seine Arme aus, und mit einem Freudenschrei warf sich die schöne Wittwe an seine Brust.

„Endlich! Endlich!" murmelte sie.

„Ja, endlich!" wiederholte Herr von Schwarz freudig. „Jetzt steht nichts mehr zwischen uns, Ottilie. Wir haben durch unser Warten nichts verloren. Wir haben uns keines Verbrechens schuldig gemacht; das Schicksal hat es gut mit uns gemeint. Und Du, Ottilie, in der Blüthe Deiner Schönheit bist reizender als je!"

Er zog sie nach einem Sofa und schlang beide Arme um ihren Leib.

Ihr Kopf sank auf seine Schulter; die Röthe höchster Freude bedeckte ihr Gesicht.

Die Baronin Engelbert liebte diesen Mann mit ganzer Seele, und ihre Stimme zitterte, als sie murmelte:

„O Karl, ich freue mich, daß ich nicht mehr zu heucheln brauche, daß keine Furcht vor Entdeckung mehr zu hegen ist und daß wir frei sind, unser Leben zu genießen. Es scheint so lange her zu sein, seit wir uns miteinander verbündeten. Ich war eine Wittwe mit geringem Einkommen und hatte Bedürfniß nach verschwenderischem Aufwande. Du warest Wittwer mit einem Sohne, welcher erzogen werden mußte, so daß Du nicht die Mittel besaßest zu heirathen. Wie gut erinnere ich mich noch der Nacht in Stettin, als Du mir sagtest, wenn ich die Dreistigkeit und den Muth besäße, meine Schönheit geltend zu machen, dann könnte ich unser Glück begründen. Ich fragte Dich begierig, wie ich das anfangen könne, und Du zeigtest mir den Weg."

„War das nicht eine prächtige Idee?" rief Herr von Schwarz triumphirend aus. „Das war ein gelungener Plan, Ottilie, und Dir gehört der Ruhm des Gelingens. Du wolltest Dich wieder zur Wittwe machen, aber das Schicksal hat Dir dieses Verbrechen erspart. Vor drei Jahren waren wir beide arm. Jetzt bist Du wieder Wittwe und reich, geachtet und geehrt und kannst heirathen, wen Du willst. Ich bin noch ebenso arm, wie ich vor drei Jahren war, und doch weiß ich, daß Du mich allen anderen Männern vorziehst; nicht wahr?"

Die Baronin Engelbert erröthete, als sie leise bejahte. Sie war grundschlecht, aber sie liebte Karl von Schwarz von ganzem Herzen und war selbst erstaunt über die Innigkeit, mit der sie ihn anbetete.

Nach dem Tode ihres ersten Mannes traf die Baronin Engelbert zum ersten Mal mit Karl von Schwarz zusammen. Sie verliebten sich, wie man zu sagen pflegt, auf den ersten Blick in einander.

Karl von Schwarz war ein Spieler, ein ausschweifender Abenteurer, obwohl sein Name und seine Verwandtschaft sehr angesehen war.

Er war Wittwer und hatte ein sehr geringes Einkommen; jedoch konnte er durch seine Gewinne am Spieltische sich das Ansehen eines gut situirten Mannes geben. Er hielt einen Wagen und einen Diener und konnte seinen Sohn gut erziehen lassen.

Jetzt war dieser erwachsen.

Die Baronin Engelbert war zu der Zeit ihres ersten Wittwenstandes nicht viel besser gewesen, als eine Abenteuerin.

Sie hatte in der That einen angesehenen Namen, hohe Konnektionen und ein Heim im Hause ihrer Tante in Stettin, aber ihr Ehrgeiz trieb sie, eine hohe gesellschaftliche Stellung zu erlangen.

Karl von Schwarz hatte einen Plan ersonnen, womit sie sich beide bereichern konnten, indem sie einen edlen Mann täuschte, in heirathete und dann aus dem Wege schaffen wollte.

Wie sie diesen schändlichen Plan ausgeführt hat, das wissen wir.

„Zwanzigtausend Mark jährlich und ein schönes Haus war wohl der Mühe werth, manches zu ertragen," sagte Herr von Schwarz nachdenklich. „Ich glaube jedoch, Ottilie, wir haben lange genug gewartet. Wann gedenkst Du Dich mit mir trauen zulassen?"

„Nicht vor September," erklärte die Baronin ent-

schieden. „Ich muß einen prachtvollen Anzug haben. Ich habe diese alten schwarzen Kleider satt, und da ich den Engelbert'schen Familienschmuck abliefern muß, bin ich genöthigt, mir anderen zu kaufen. Wir wollen lieber unsere Hochzeit für Oktober festsetzen. Die Leute werden darüber reden, wenn es früher geschieht."

Karl von Schwarz lächelte cynisch.

„Ich dachte, Du kümmerst Dich nicht um das Gerede anderer Leute," entgegnete er.

„Ja, ich thue es doch," entgegnete die Baronin nachdrücklich. „Ich bin sehr ehrgeizig; ich nehme als die Wittwe des Barons Engelbert eine hohe Stellung ein, und er wurde hier förmlich angebetet. Ich glaube, die Leute werden mich scheel ansehen, wenn ich wieder heirathe. Und dann wünsche ich die Liebe und das Vertrauen meiner Stieftochter zu gewinnen, ehe ich mich wieder verheirathe. Ihre Vormundschaft bringt mir zehntausend Mark jährlich ein. Diese Summe werde ich dafür bekommen, daß ich sie überall hin begleiten muß."

„Unter solchen Bedingungen würde ich sehr gern mehrere junge Damen in Gesellschaften begleiten," sagte Karl von Schwarz. „Wie alt ist sie denn?"

„Ungefähr achtzehn Jahre."

„Wie groß ist ihr Einkommen?" fragte er.

„Hunderttausend Mark jährlich," war die Antwort.

In Herrn von Schwarz' Augen glühte ein verlangender Blick, und seine Augen rötheten sich.

„Das ist eine große Summe!" rief er aus. „Sie hat ja eine herrliche Erbschaft gemacht! Was für eine Art Mädchen ist es denn?"

„O, ich glaube, ein ganz alltägliches Schulmädchen," antwortete die Baronin. „Ich habe sie auch noch nicht gesehen. Sie war meines Gatten Abgott, und er wünschte immer, daß sie nach Hause komme; aber ich widersetzte mich dem."

„Korrespondirst Du mit ihr?"

„Dann und wann schreibe ich ihr, und sie antwortet mir pflichtgemäß einmal im Monat. Ich lese gewöhnlich eine oder zwei Zeilen, und dann werfe ich den Brief beiseite."

„Hat sie einen Geliebten?" fragte Herr von Schwarz gedankenvoll.

„Nein, gewiß nicht," erwiderte die Baronin Engelbert. „Ein Mädchen in einer französischen Schule könnte auch ebenso gut in einem Kloster sein, was Liebesangelegenheiten betrifft. Woran denkst Du, Karl?" fragte sie, während sie eifersüchtig nach ihm blickte.

Herr von Schwarz erröthete noch tiefer, als er erwiderte:

„Ich dachte mir, wenn das Mädchen eine Neigung zu Rudolf fassen könnte, wenn wir eine Heirath zwischen ihr und Rudolf zustande brächten, dann bliebe ihr Vermögen in der Familie und Rudolf müßte einwilligen, uns zwanzigtausend Mark jährlich für das Zustandebringen zu geben. Was meinst Du, Ottilie?"

Die Baronin Engelbert war angenehm überrascht.

(Fortsetzung folgt.)

Strafe muß sein!

Humoreske von Paul Bliß.

Herr Erich Wolff ist der glücklichste Mensch von der Welt. Er ist zufrieden mit seinem Schicksal. Er hat auch nicht den geringsten Grund, unzufrieden zu sein, denn die Göttin auf der rollenden Kugel hat ihn reich mit Glücksgütern gesegnet.

Er ist Rentier, — nicht nur, sondern auch — das heißt, er ist ein reicher Rentier. Er ist nicht verheirathet, weil er immer die Ruhe geliebt hat. Und er hat eine Wirthschafterin, die für ihn das höchste Glück bedeutet, denn sie kann kochen — kochen! — Worte können diese Kunst nicht schildern. Und wenn man weiß, daß Erich Wolff die Hauptsache im Leben ein guter Bissen ist, dann wird man ermessen können, wie werth er das Juwel einer Wirthschafterin hielt.

Also Herr Erich Wolff ist ein zufriedener Mensch. Er lebt ruhig und für sich allein; alle Sonntag nur sind seine drei Neffen bei ihm zu Gast. Das sind drei lustige, junge Leute, Waisen, die dereinst ihren geliebten Onkel Erich beerben werden. — — —

Ein solcher Sonntag ist heut. Die drei Neffen haben beim Onkel Erich gegessen und alle, der Onkel mit den Neffen, haben in den Genüssen eines üppigen Mittagsmahles geschwelgt. Nach dem Essen haben sich die drei jungen Herren verabschiedet, weil sie mit ihrem Klub eine Partie machen wollten. Und Onkel Erich ist allein geblieben und hat sich auf ein Ruhebett lang ausgestreckt, um noch in der Rückerinnerung an das vortreffliche Essen zu schwelgen.

So liegt er da, halb wachend, halb im Traum, und freut sich, wie schön es doch auf der Welt ist, wenn man eine Wirthschafterin hat, die gut kochen kann.

O, er denkt mit Schrecken an die Zeiten von früher. Alle vierzehn Tage hatte er eine andere gehabt. Keine konnte kochen. — Und in den Kneipen schmeckte es ihm längst nicht mehr.

Schreckliche Zeiten waren das gewesen. Nie ist er satt geworden, und noch ein paar Jahre so fort — man hätte ihn auf den Kirchhof getragen. Und gegen den Kirchhof hatte der gute Onkel Erich eine unüberwindliche Abneigung.

Aber all' diese Sorgen waren jetzt lange von ihm genommen. Seit drei Jahren schon hatte er sein gutes Fräulein Amanda Fröhlich und seit dem Tage, da sie ins Haus gekommen war, hatte der bis lang so gequälte Onkel Erich keine Tafelsorgen mehr. Er lebte wie in einem nimmer endenden schönen Traum. Jeder Tag brachte ihm neue Tafelfreuden und nie konnte Fräulein Amanda sich genug thun, ihre reiche Kunst zu zeigen.

Diese Gedanken gingen dem guten satten Onkel Erich eben durch den Kopf und schon war er nahe daran, sein gewohntes Schläfchen zu machen, als eben an die Thür geklopft wurde. Etwas unwillig rief er:

„Herein!“

Im nächsten Augenblick stand Fräulein Amanda in der Thüre.

„O, ich störe wohl,“ sprach sie zögernd.

„Aber durchaus nicht, liebes Fräulein.“ Damit ging er ihr entgegen, führte sie ans Sopha und setzte sich ihr gegenüber. „Na, was haben Sie denn auf dem Herzen?“ begann er lächelnd.

„Ja, ich komme heut in einer —“

Sie zögerte wieder.

Erschreckt sah Onkel Erich sein Juwel an — sie plante doch nichts gegen ihn — das wäre ja fürchterlich!

„Na, kurz und gut,“ fuhr sie endlich fort, „einmal muß es ja doch gesagt sein, Herr Wolff — ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie verlassen will.“

Onkel Erich saß da und starrte sie sprachlos an. Vor seinen Augen flimmerte es und vor seinen Ohren summten hundert Stimmen durcheinander — sie will mich verlassen — die paar Worte waren nur haften geblieben.

„Es thut mir ja sehr leid, Herr Wolff, aber schließlich bin ich mir doch selbst am nächsten und eine solche Partie kann man doch nicht alle Tage machen —“

Sie blinzelte ihn an und beobachtete die Wirkung ihrer Worte.

„Sie wollen heirathen, liebes Fräulein!?“ starrte er sie an.

„Ja, Herr Wolff, ich möchte es mal versuchen,“ sagte sie lächelnd.

Wortlos fiel der arme Onkel zurück in seinen Stuhl. Noch immer konnte er's nicht glauben. Zu jählings traf ihn dieser Schlag. Er hörte nicht, wie sie ihm nun von der glänzenden Partie sprach, er war ganz in sein Unglück vertieft.

Und erst, als er wieder allein war, fühlte er die ganze Wucht des Schlages, der ihn getroffen hatte. Schrecklich — schrecklich! Nun sollte also wieder dasselbe elende Leben beginnen, an das er mit Grauen zurückdachte. Für immer sollte ihm dies Juwel einer Köchin verloren sein. Schrecklich — schrecklich!

Aber da mit einmal kam ihm eine neue Idee. Wie, wenn er selbst diesem Freier zuvorkäme, wenn er selbst sein Juwel heimführte? Dann konnte sie ihm doch keiner mehr rauben. Von diesem Gedanken kam er nun nicht mehr los. Und je länger er darüber nachdachte, desto mehr war er mit seiner Idee zufrieden.

Am dritten Tage sagte er es ihr.

Zuerst zierte sie sich, that überrascht und auch verschämt zugleich und meinte, daß sie sich die Sache erst überlegen müsse, schließlich aber, als er nicht abließ mit Bitten und Drängen, sagte sie endlich kleinlaut „ja“.

Er war natürlich überglücklich und gab ihr gleich den Verlobungskuß. Und sie verrieth mit keiner Miene ihre Freude, daß sie ihr langersehntes Ziel nun endlich erreicht hatte.

So war sie seine Frau geworden.

Die Hochzeit war ganz klein gewesen. Und dann hatte das junge Paar eine Reise gemacht.

Onkel Erich war noch immer überglücklich, daß alles ein so gutes Ende gefunden hatte. Er freute sich auf seine stille und trauliche Häuslichkeit.

Aber als das erste Mittagessen daheim aufgetragen wurde, sah er seine Frau mit großen Augen an.

„Wie schmeckt denn das?“ fragte er.

„Sonderlich, nicht gut,“ antwortete sie, „aber sie wird's schon noch lernen.“

„Wer wird es schon noch lernen?“

„Nun, die neue Köchin, die ich angenommen habe,“ sagte sie selbstbewußt.

„Eine neue Köchin?“ — Er war starr. „Ja, weshalb kochst Du denn nicht?“ fragte er empört.

„Ich? Ich sollte kochen? Das verlangst Du von Deiner Frau?“ Mit blitzenden Augen sah sie ihn an.

„Ja, weshalb habe ich Dich denn nur geheirathet?“

„Deshalb!? Deshalb hast Du mich nur geheirathet?“

Eine Pause entstand und drohende Blicke leuchteten von einem zum andern. Dann stand er auf vom Tisch und schloß sich grollend in sein Zimmer ein.

Das war der erste Zwist in der jungen Ehe. Und solche Auftritte wiederholten sich nun täglich, denn die junge Frau war sehr thatkräftig geworden, seit sie das Szepter führte. Sie erklärte ihrem grollenden Gatten gerade heraus, daß sie lange genug die Dienstmagd gespielt habe und nicht daran dächte, wieder sich an den Kochherd zu verbannen.

Nach drei Monaten hatte man bereits die neunte Köchin und der gute Onkel Erich hatte zwanzig Pfund seiner Leibesfülle verloren.

„So kann das nicht weiter gehen," sagte er sich eines Tages; „wenn ich schon mein altes gutes Essen nicht mehr bekommen soll, dann will ich wenigstens Ruhe haben. Ruhe aber habe ich nicht, so lange diese Amanda im Hause herrscht. Also sann er auf Abhilfe.

Endlich machte er seiner thatkräftigen Amanda den Vorschlag, daß man in Güte von einander gehe. Er setzte ihr eine anständige Rente aus, von der sie gut leben konnte.

Anfangs war sie auf's Aeußerste empört darüber. Niemals würde sie darauf eingehen! Schließlich aber, da sie einsah, daß auf die Dauer ein Zusammenleben nicht möglich war, willigte sie in die Trennung „aus gegenseitiger Abneigung". Als sie aber das Haus verließ, rief sie dem so arg getäuschten Erich als Abschied zu: „Sie werden noch von mir hören!"

Erich wollte nichts hören. „Habe gar keine Sehnsucht," dachte er und freute sich, nun wenigstens wieder sein eigener Herr zu sein. — —

Ein halbes Jahr war vergangen und noch immer hatte er nichts gehört von seiner unbeugsamen Ehemaligen. Aber vergessen hatte er sie noch nicht, denn die Erinnerung an ihre leckeren Gerichte machte ihn stets weich.

Er hatte, um doch wieder in Gesellschaft zu kommen, den Verkehr mit einer ihm bekannten Familie aufgenommen. Es war eine Beamtenwittwe mit einer Tochter von fünfundzwanzig Jahren. Sie waren erst seit zwei Monaten hierher gezogen und kannten das Abenteuer des Onkel Erich noch nicht. Die Mutter trug sich mit dem Gedanken, daß Herr Erich Wolff ihrer Tochter wegen käme. Sie freute sich bereits auf die gute Partie.

Eines Tages war er zum Mittag da. Als er die Suppe gekostet, wurde er aufmerksam — das schmeckte ja ganz großartig. Und als nun erst Braten und Gemüse und Salate kamen, und Alles in der Weise, wie er es gern aß, da war er voll des uneingeschränkten Lobes.

„Ja," sagte stolz die Mutter, „das ist die beste Mitgift meiner Tochter."

Die Tochter wurde roth und sah auf den Teller.

Und von diesem Augenblick an trug der Onkel Erich einen neuen Heirathsgedanken mit sich herum. Und von nun an kam er fast täglich und immer nahm er eine jener vortrefflichen Mahlzeiten ein.

Nach einem Monat hielt er um die Hand der Tochter an und bekam das Jawort.

Er war wie verjüngt, als er zu dem Verlobungsmahl ging. Vor ihm lag die Welt im Sonnenschein und eine endlose Reihe schmackhafter Gerichte spielte seine Phantasie ihm vor.

Eine große Gesellschaft war versammelt und bald war die Feststimmung da. Ein Trinkspruch folgte dem andern und mancher gute Einfall wurde belacht und bejubelt. — Onkel Erich, an der Seite der glücklichen Braut, schwamm in Wonne. Endlich wieder war er zufrieden. Er atmete tief auf.

Da mit einmal wurde die Thür geöffnet und herein trat — Amanda, die energische, die den Baumkuchen angeschnitten hereinbrachte. Sie setzte den Kuchen vor das junge Paar hin und sah mit boshaftem Triumph auf Onkel Erich, der wie eine Bildsäule starr und leblos dasaß. Dann verschwand sie wieder geräuschlos.

„Es ist unsere Köchin," flüsterte leise die Braut zu ihm.

Er nickte nur. O, er wußte genug. Vor seinen Augen begann sich alles zu drehen. Beinahe wäre er zum zweiten Mal auf den Leim gegangen. Der Boden unter den Füßen wurde ihm heiß. Nur erst hinaus, fort, fort auf Nimmerwiedersehen!

Endlich konnte er sich verabschieden. Er schützte ein plötzliches Unwohlsein vor. Ganz wirr sprach er, so daß man ihn für angetrunken hielt. Aber ihm war alles gleich, nur fort, nur nicht noch einmal in diese Lage kommen.

Und zu Hause fand er einen Brief vor von seiner ehemaligen Amanda. — Sie hatte erfahren, daß er in dem Hause verkehrte, natürlich habe sie gleich gedacht, des Fräulens wegen und darum habe sie sich dort als Köchin vermiethet. O, sie würde Wort halten — Strafe muß sein! So würde sie es immer machen, sobald er wieder Heirathsideen bekäme.

Der arme Onkel Erich ließ den Brief fallen. Also wie sein Schatten wollte sie ihn verfolgen — entsetzlich war das ja! Beinahe weinte er vor Wuth.

Am nächsten Tage löste er die Verlobung auf und reiste ab. — Kein Mensch wußte wohin.

Und seitdem treibt er sich in der Welt herum, bald sieht man ihn in London, bald in Paris, und nun ist er gar übers große Wasser gegangen, und alles das nur, weil er der Sklave seines Gaumens war.

Denkspruch.

„Ein Album ist des Menschen reines Leben,
Das aufbewahrt in Gottes Händen bleibt;
Ein leeres Blatt wird jeglichem gegeben,
Und jeder ist nur, was er darauf schreibt."

Feuchtersleben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 120. Samstag, den 27. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

12 Roman von F. Sißemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist auch meine Meinung!" rief sie. „Ich dachte schon daran, daß ich nach Mariens Rückkehr nicht lange mehr Herrin hier sein würde. Eine Erbin braucht nicht lange auf Werber zu warten; dann wird sie sich verheirathen, und ich kann es nicht verhindern. Das Beste wird sein, sie nach unserm Vortheile zu verheirathen. Ist Rudolf derart, daß er einem schwärmerischen Schulmädchen gefallen kann?"

„Ich glaube, er wird ihr gefallen," entgegnete Karl von Schwarz. „Er ist noch nicht einundzwanzig Jahr alt, von vollendeter Bildung, hübsch und ist sehr leicht zu leiten. Er hat recht romantische Ideen über Liebe und Ehe, und ich bin überzeugt, er wird des Mädchens Herz gewinnen. Vor einigen Wochen hatte ich einen Streit mit ihm, und auf mein Geheiß ist er von mir gegangen, hat irgendwo ein billiges Zimmer gemiethet und malt Bilder oder so etwas, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Ich werde ihn sofort hierher kommen lassen."

„Warum hast Du Dich denn mit ihm entzweit, Karl?" fragte die Baronin. „Ich denke, Du liebst ihn so sehr?"

„Ja, das thue ich auch," erwiderte Herr von Schwarz. „Aber er hat es gewagt, sich meinem Willen zu widersetzen, und so habe ich ihn aus dem Hause gejagt, damit er sieht, wie er ohne mich fertig werden kann. Er ist noch nicht lange von der Akademie fort und ist recht unpraktisch; aber er hat sehr stolze Ideen, die nur durch Sorgen geheilt werden können. Offen gesagt, unser Streit kam wegen einer jungen Musiklehrerin her, die er zu lieben wähnte. Er hat sie aufgegeben und wird sich freuen, wenn er wieder zu mir zurückkehren kann. Wann wird die Baronesse Engelbert hier sein?"

„Ich bekam heute einen Brief von Mariens Schulvorsteherin, in welchem sie anfragte, was ich hinsichtlich Mariens beschlossen hätte. Sie sei der Meinung, Marie solle aus der Schule treten und in die Welt geführt werden. Auch hätten die großen Ferien angefangen und seien die anderen Schülerinnen alle nach Hause gereist. Ich habe beschlossen, Frau Altmann heute Abend noch nach Paris reisen zu lassen, um Marie nach Hause zu holen."

„Ja, thue das," sagte Herr von Schwarz. „Mein Sohn soll übermorgen auch hier sein und, wenn Marie da ist, ihr vorgestellt werden. Ich werde Zimmer für mich und meinen Sohn im Hotel bestellen, damit ich in Deiner Nähe sein kann, bis wir uns verheirathen. Ist Dir dies angenehm?"

„Gewiß! Wir müssen schnell handeln," erwiderte die Baronin. „Marie muß sich mit Rudolf verloben, ehe sie in die Gesellschaftskreise kommt. Ihre Hochzeit kann dann zur selben Zeit im Oktober mit der unserigen stattfinden. Das ist eine herrliche Idee!"

Sie sprachen noch weiter über ihre schändlichen Pläne, um ihre Lage noch besser zu gestalten. Herr von Schwarz verschwendete Liebesworte an sie, und sie fühlte sich glücklich durch seine Liebe.

7. Mariens erste Liebe.

In einer Ecke des Coupés saß die Gesellschafterin der Baronin Engelbert mit ihrem dichten grünen Schleier über dem Gesicht.

Sie war fest eingeschlafen.

Auf der anderen Seite des Wagens lehnte aus dem Fenster der Thür ein junges Mädchen und blickte hinaus in die Gegend.

Sie war anmuthig und schlank wie eine Tanne. Ihre Gesichtszüge waren ein wenig unregelmäßig, und ein leichter Schatten lag auf ihrem Antlitze, das etwas bezaubernd Pikantes hatte. Sie hatte schneeweiße Haut und wundervoll glänzende braune Augen.

Ihr Haar, von der seltenen rothbraunen Färbung, welche das Entzücken der Maler ist, war in einem Knoten hinten auf ihrem kleinen, edelgeformten Kopfe befestigt.

Sie hatte ein schwarzes Reisekleid an und trug einen ebensolchen Hut mit einer grauen Feder.

Es war Marie von Engelbert.

Ihre Schuljahre waren jetzt vorüber, und sie befand sich auf dem Wege nach ihrem Heim, das sie jahrelang nicht gesehen hatte, und nach ihrer Stiefmutter, die heimlich ihre Feindin war.

Sie kam aus der angenehmen Sicherheit des Institutes in eine Region von Gefahren.

Eine Ahnung schien jetzt in ihr aufzusteigen; in ihre glänzenden Augen stahl sich ein unsäglich trauriger Blick, weil sie fürchtete, daß sie nun so freundlos dastand.

Etwas entfernt von ihr saß ein junger Mann, der gleichfalls hinausblickte und dann und wann seine Augen mit einem Ausdrucke der Verwunderung und des Interesses auf dem sprechenden Gesichte des jungen Mädchens ruhen ließ. Er sagte sich, daß er noch nie ein so blühendes, zartes, unschuldiges und schönes Wesen gesehen habe.

Sie schien ganz allein zu sein, denn niemand bekümmerte sich um sie, und ihr junger Bewunderer wollte gern wissen, ob sie allein in der Welt stehe, wie es den Anschein hatte.

Als er so darüber nachdachte, gab es plötzlich einen Ruck, da der Zug wieder von der Station abfuhr, wo er gehalten hatte.

Marie ließ unwillkürlich ihren Halt los und verlor das Gleichgewicht.

Der junge Mann sprang schnell hinzu und fing sie in seinen Armen auf.

Sofort gewann sie ihr Gleichgewicht wieder und hielt sich an der Wagenthür fest.

Sie erröthete und dankte ihm ganz verwirrt für seine Hülfe.

„Das war ein tüchtiger Ruck!“ bemerkte der junge Herr. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, mein Fräulein?“

„Ich danke Ihnen, nein,“ erwiderte Marie leise mit lieblicher Stimme. „Ich stehe lieber.“

Diese Worte waren schlicht genug, und ihr Benehmen war ruhig und zurückhaltend, aber ihre Stimme ging tief in des jungen Mannes Herz.

Er trat nicht weg von ihr, und Marie blickte ihn erstaunt an.

Als sie ihn anschaute, erröthete er; seine Augen glänzten, und ein warmes Lächeln umschwebte seinen Mund.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sagte er, „sind Sie wohl Baronesse Engelbert?“

Marie machte eine bejahende Verneigung und sah ihn noch erstaunter an als zuvor.

„Ich war überzeugt, daß sie Baronesse Engelbert seien, mein Fräulein!“ rief der junge Mann. „Ich sehe, Sie erinnern sich meiner nicht, und doch, als Sie in die Schule nach Paris gingen, nahm ich mit Thränen von Ihnen Abschied, und Sie versprachen, mir treu zu bleiben, kleine Marie. Sie haben mich vergessen —“

„Nein, nein!“ rief das junge Mädchen mit erröthenden Wangen und strahlenden Augen. „Sind Sie es wirklich, Arthur? Wie Sie sich verändert haben!“

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er mit leichtem, warmem Druck in die seinige schloß.

Marie betrachtete sein Antlitz ernst und aufmerksam und sie erröthete wieder, als sie sah, wie schön er war und wie sehr er dem Ideale glich, das sie so lange in ihrer tiefen Seele getragen.

Er war blond, mit lebhaften blauen Augen und blondem Schnurrbarte. Seine Züge waren fein, offen und edel, und der sonnige Blick aus seinen Augen verrieth eine großmüthige Seele.

Marie dachte, als sie ihn schüchtern anblickte, daß er ein Romanheld sein könnte.

„Ich kann kaum glauben, daß Sie der Arthnr sind,“ sagte sie lächelnd und ein wenig erröthend. „Sie sehen dem Arthur von Hohenfels, den ich kannte, gar nicht ähnlich und doch gewahre ich die alte Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit des Geistes. Ihr Schnurrbart hat sie ganz verändert.“

„Er läßt mich vielleicht älter aussehen,“ sagte Arthur von Hohenfels ernst; „aber da ich dreiundzwanzig Jahre alt und als Verwalter einer noch unmündigen Erbin eingesetzt bin, schickt es sich doch für mich, so ehrwürdig wie möglich auszusehen. Sie wissen doch, Marie, daß ich einer der drei Vormünder bin, die Ihr Vater in seinem Testamente dazu ernannt hat?“

„Ja, das wußte ich schon vor einem Jahre,“ erwiderte Marie, ein wenig erblassend. „Advokat Brunner hat mir alles über Papas Testament mitgetheilt. Advokat Brunner und Herr von Friebel sind die beiden anderen Vormünder. Nicht wahr, Graf Hohenfels, Sie sind noch zu jung für solch ein Amt?“

„Diesen Fehler wird die Zeit gut machen,“ sagte der junge Graf lächelnd. „Baron Engelbert wußte, daß er mir vertrauen kann, besonders wenn zwei ältere Herren mir Rath ertheilen. Ihre Schuljahre, Baronesse Engelbert, sind endlich vorüber, nicht wahr?“

„Ja, sie sind vorüber,“ seufzte Marie. „Ich beginne jetzt eine neue Art Leben, mache neue Bekanntschaften und erwerbe neue Freunde, mir bangt vor meiner Zukunft. Es ist vielleicht kindisch, aber wenn ich an mein Heim denke, erfaßt mich ein so beengendes Gefühl. Alles, was früher war, ist verschwunden. Mein armer Bruder Georg liegt begraben in Tirol. Papa — mein armer Papa —“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die „wahre Liebe“ war es zwar nicht, die Herrn Otto P. veranlaßte, um die Hand des Fräuleins Melanie anzuhalten, doch als die Eltern „Ja“ sagten, da seufzte er und mit ihm seine Gläubiger erleichtert auf. So wurde der junge Mann „glücklicher Bräutigam“, der in unsäglicher Sehnsucht die Stunde herbeiwünschte, da er die vollgespickte Brieftasche des Schwiegervaters ans Herz drücken werde. Aber man soll die Brautzeit nicht vor dem Hochzeitstage loben. Herr Otto P. gab nämlich auch als Bräutigam seine Jagd auf „Freiwild“ nicht auf, oder richtiger gesagt, er konnte nach wie vor an keinem hübschen Mädchen vorübergehen, ohne zumindest eine Annäherung zu versuchen. Und vor drei Wochen, an einem Sonntagnachmittag, warf ihm das Schicksal im Wurstelprater ein bildschönes Weib in die Arme. Das ist wörtlich zu nehmen, denn die Mizzi — so hieß das Mädchen — wäre zweifellos zu Boden gestürzt, wenn sie Otto nicht aufgefangen hätte. Die zufällige Umarmung hatte ein längeres Gespräch, ein gemeinsames Nachtmahl und einen Abschiedskuß in der Thoreinfahrt zur Folge. Otto traf seine neue Bekannte einige Male und so entwickelten sich Beziehungen, die das Mädchen in dem Glauben bestärkten, daß es nicht nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht habe. Da mußte Herr Otto P. auf einige Tage verreisen. Als er zurückkehrte, war sein erster Gang in die Wohnung seiner Braut. Staunen erfaßte ihn, als ihm — Mizzi die Thür öffnete. Das Mädchen erröthete freudig, als es ihn erblickte, und rief: „Ja, wer hat Dir denn meine Adress' g'sagt?“ Otto tritt rasch ins Vorzimmer, wo im nächsten Augenblicke Mizzi an seinem Halse hängt. Nun verliert er zwar die Geduld, doch da drängt ihn schon das Mädchen mit den Worten in die nächste Kammer: „Sei still, die gnä' Frau und die gnä' Fräul'n kommen!“ Der peinlichen Situation zu entgehen, läßt sich Otto ruhig einschließen. Der Schlüssel klappt im Schlosse und Hausfrau und Braut treten ins Vorzimmer. „Wer war denn hier?“ — „Niemand!“ stottert Mizzi verlegen. — „Sie sprachen doch soeben mit Jemanden?“ — „Bitte, nein, gnä Frau, das heißt ja, a Krowotin war da!“ — Die Hausfrau mustert das neue Stubenmädchen argwöhnisch und will dann zur Kammer. — „Warum ist denn hier zugesperrt?“ — „Bitt', ich weiß 's nicht.“ — „Wo ist denn der Schlüssel?“ — Mizzi bewahrt mit Mühe die Fassung. — „Ich weiß 's nicht!“ ruft sie abermals weinerlich. — „So! Holen Sie sofort einen Schlosser und einen Polizeimann.“ — Da bricht das Mädchen in Thränen aus. — „Ich bitt', gnä Frau, ich will Alles sagen. Es is mein Bräutigam da, und wie die gnä' Frau kommen is, hab' ich ihn, weil ich mich g'schämt hab', eing'sperrt.“ Nun öffnet die gnä' Frau selbst die Thür, um dem Bräutigam ihres Stubenmädchens zu sagen, was sie davon halte, daß er Vormittags um 10 Uhr noch im Zimmer des Mädchens eingesperrt sei. Herr Otto P. erscheint im Thürrahmen. Frl. Melanie fällt in Ohnmacht, die Hausfrau bekommt einen Wuthanfall und Mizzi einen Weinkrampf. Als sich die gnädige Frau soweit erholt hatte, daß sie wieder sprechen konnte, donnerte sie Herrn Otto P. mit einer nicht mißzuverstehenden Geste das Wort entgegen: „Hinaus!!!“ Und er verließ sie zur selben Stunde, nämlich Braut und Geliebte.

— Königliche Rache. Herr Ferdinand M., der Leiter eines Pariser Blattes, das sich durch heftige Angriffe auf das belgische Kongo-Regime auszeichnet, befand sich kürzlich in Brüssel, als er von einem Bekannten die Aufforderung erhielt, das königliche Schloß Laeken zu besichtigen. Der Einladung waren zwei Einlaßkarten beigefügt und M. beschloß, der Aufforderung in Gesellschaft mit einer ihm „befreundeten“ Brüsseler Schauspielerin nachzukommen. Während Beide im Parke von Laeken lustwandelten, stand plötzlich vor ihnen König Leopold, der ihren Gruß leutselig erwiderte und sich mit M. in ein Gespräch einließ und dem Pariser Journalisten seine Meinung in der Kongofrage zum Besten gab. Schließlich wurden die Beiden verabschiedet. M. fuhr nach Paris zurück und Tags darauf erschien in seinem Journal ein Artikel, der deutlich bewies, daß ein stolzer Sohn der Republik sich durch die Leutseligkeit eines Herrschers nicht bestechen läßt; denn er floß über von Gehässigkeit gegen die belgische Regierung. — Nach zwei Tagen saß Herr M. im Arbeitszimmer seiner Privatwohnung, als plötzlich, laut weinend, seine Gattin eintrat, in der einen Hand einen Blumenkorb, in der anderen einen Brief, den sie dem erstaunten Gemahl überreichte. Das Staunen des Herrn M. wuchs, als er las: „Madame! Zum Andenken an das kurze Beisammensein mit Ihnen und Ihrem Gatten im Schloßpark von Laeken sendet Ihnen diese Blumen Leopold II., König der Belgier.“

— Ein Frauenduell. Wieder haben in Paris zwei junge Mädchen einen Streit nach sehr männlichem Muster ausgetragen. Man schreibt darüber: Jeanne Lenoy und Juliette Boland, zwei Verkäuferinnen, von denen die eine erst sechszehn, die andere einundzwanzig Jahre alt ist, liebten denselben jungen Mann. Da dieser sich aber nicht entscheiden konnte, welcher von beiden er Herz und Hand antragen sollte, beschlossen die Nebenbuhlerinnen durch ein Duell auf Taschenmesser die Entscheidung herbeizuführen. Die Bedingungen waren die

denkbar schwersten, nur Eine sollte lebend den Kampfplatz verlassen. Aber die Sache kam anders. Bereits nach 5 Minuten stürzten die beiden Duellantinnen, aus mehreren Kopfwunden blutend, zu Boden und mußten in ein Krankenhaus gebracht werden.

— Vergehen. A.: „Weshalb hat denn der Sekretär Müller aus dem vegetarischen Verein austreten müssen? — B.: „Weil er sich auf ein Wurstblatt abonnirt hat."

— In der Redaktion. Dichterling: „Herr Redakteur meinen also, ich solle in meine Sachen mehr hineinlegen?" — Redakteur: „Allerdings, aber ohne es vorher irgendwo herauszunehmen!"

Einst und jetzt.

Wie lind und lau streicht mir durch's Haar
Die lang ersehnte Lenzesluft!
Wie lockt der Sang der Vogelschaar!
Wie schmeichelt süß der Frühlingsduft!

Es winkt der Stern, es grüßt die Au.
Ich folge beiden durch die Flur,
Daß ich die Frühlingswunder schau'
In Gottes herrlicher Natur.

Dem Main entlang geht's Schritt für Schritt.
Links grünt der Busch, rechts prangt die Stadt,
Und näher rückt mit jedem Tritt
Ein Neubau mir, so blank und glatt.

Hier sah ich doch vor kurzer Zeit
Des Forschers fühlend Eisen späh'n!
Sah Conradi, bekannt so weit,
Beschäftigt viel. Was ist gescheh'n?

„Du wunderst dich, o Menschenkind,"
Rauscht mir die Well' des Mains herauf.
„Wie jetzt umschmeichelt dich der Wind,
So tobte einst des Sturmes Lauf."

„Von Süden her kam Römermacht
Herein auch in das Maingebiet.
Ich wurde Grenze. Man gab acht,
Daß Rom ich von Germanen schied."

„Und Kampf um Kampf und Schlag auf Schlag
Traf unser liebes Vaterland.
Hier wo du stehst, am grünen Hag
War selbst die heiße Schlacht entbrannt."

„German'sche Kraft vom Spessartwald
Zu brechen durch die Römerhand,
Erhob sich ein Kastell alsbald
Allhier an meinem linken Strand."

„Im wohlgeschützten Lagerraum
Erscholl nicht nur der Waffen Klang;
Hier träumten Römer Heimathstraum,
Ergötzten sich an Spiel und Sang."

„Sie ehrten ihre Götter da,
Kohorte kam und Legion.
Zum Hohne der Germania
Errichteten sie Jovis Thron."

„Germanenthum und deutsches Recht
Trat Römerfuß dann in den Staub;
Der freie Mann ward Römerknecht,
Sein Hab' und Gut ward Römerraub."

„Doch regte sich der Freiheitsdrang
Und unser's Volkes Eigenart.
Es trug die Römerlast nicht lang,
Zum Angriff ward es bald geschaart."

„Kühn brachen die Germanen vor
Aus unser's Spessarts tiefem Grund;
Es fiel der Wall, es fiel das Thor
Der Vesten hier im weiten Rund."

„Mein Ufer ward von Römern rein.
Durch deutsche Fluren, licht und hell,
Trug Floß und Schiff zum Vater Rhein
Des freien Maines starke Well'!"

So rauscht der Heimath Strom herauf.
Ich schreite munter weiter fort,
Verfolgend seinen stillen Lauf,
Bedenkend von ihm jedes Wort.

Ja, dort, wo Römer einst gebaut
Die Mauer hoch und das Kastell,
Regt jetzt, sowie der Morgen graut,
Sich Hand um Hand, vertraut und schnell.

Für Industrie ragt hier ein Bau
So stolz durch deutschen Fleiß empor,
Der jedem sagt: „O Fremdling, schau,
So rückt die deutsche Arbeit vor!"

Als Irisbogen, leicht gespannt,
Führt eine Brücke über'n Main,
Vermittelt den Verkehr zu Land
Mit Eisenschwingen aus und ein.

Auf seinen Wellen glänzt der Bug,
Fährt still das Floß, wiegt sich der Kahn;
Der Schlepper zieht im langen Zug
Die Schiffe zum Beladen an.

Rechts grünt das Feld und links der Wald;
Die Wiese blüht; wohin man schaut,
Rührt sich die Hand von jung und alt,
Die fleißig jeden Acker baut.

Frei ist das Volk am Mainesstrand,
Jetzt nicht wie einst des Auslands Spott;
Treu hält es zu dem Vaterland,
Fest glaubt es an den wahren Gott!

Und heimwärts lenkte ich den Gang,
Beseelt von dem Gefühl zuletzt:
Der Mensch kämpft um den höchsten Rang! —
So war es einst, so ist es jetzt.

(Vom Maifest der k. höh. weiblichen Bildungsanstalt 1899.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 121. Montag, den 29. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

13 Roman von F. Sisemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Ihre Stimme versagte, und sie wendete den Kopf von ihm weg.

Der junge Graf Hohenfels näherte sich ihr noch mehr. Er sehnte sich darnach, ihre Hände zu ergreifen und ihr seine Theilnahme auszudrücken.

Er begriff ihre Trostlosigkeit und die unheilbare Wunde, die durch den Tod ihres Vaters verursacht war. Sein Herz blutete für sie.

Arthur hatte Marie von Engelbert seit ihrer frühesten Kindheit gekannt. Sie hatten miteinander in den Wäldern und Gärten ihrer Heimath gespielt, und ehe Marie nach Paris in die Schule geschickt wurde, hatte das Kinderpaar sich Treue geschworen.

Der verstorbene Graf Hohenfels, Arthur's Vater und Baron Engelbert waren Schulkameraden, und es war ihr liebster Wunsch gewesen, ihre Familien mit einander zu vereinigen; aber sie waren zu weise gewesen, dem jungen Paare diesen Gedanken einzuflößen. Jedoch hatte die Neigung, die Marie und Arthur zueinander gefaßt, sie ermuntert, und hoffnungsvoll hatten sie die Zeit herbeigewünscht, in welcher die kindliche Neigung sich in Liebe verwandeln würde.

Bald nach Mariens Abreise nach Paris starb Graf Hohenfels, und sein Sohn, der damals noch im Kolleg war wurde sein Erbe.

Ein trauriges Geschick hatte auch den Baron Engelbert ereilt, und Mariens Stiefmutter hatte, wie dem Leser schon bekannt, ihre eigenen Pläne in Bezug auf der ersteren Vermählung.

Des jungen Grafen stumme Theilnahme schien in Mariens Herz zu dringen, denn sie wendete sich sogleich wieder zu ihm hin und sagte mit zitternder Stimme;

„Sie werden mich für unchristlich halten, Graf Hohenfels, aber ich kann mich über die Art und Weise von meines Vaters Tod nicht trösten. Wenn er nur so gestorben wäre wie Georg, friedlich in seinem Bette; aber sein Schicksal war so schrecklich, so gräßlich! Manchmal bilde ich mir ein, ihn Nachts schreien und stöhnen zu hören. Ich habe mir oft seinen schrecklichen Tod im Geiste vorgestellt; es ist mir immer noch so, als ob ich heute erst die Nachricht bekommen hätte. Werde ich meinen Kummer je bewältigen können? Glauben Sie, daß je die Zeit kommen wird, wo ich an Papa mit derselben Ruhe und Ergebung denken kann, wie ich an meinen Bruder denke?"

„Ja, es war schrecklich," sagte der junge Graf leise. „Ich habe Baron Engelbert beinahe ebenso geliebt wie meinen Vater und habe um ihn getrauert, als ob ich sein Sohn gewesen wäre. Alle gewöhnlichen Trostesworte scheinen bei demjenigen, der einen Freund auf solche Weise verloren, vergebens zu sein. Er war noch so rüstig und war so edel, wahr und gut. Wir wollen hoffen, daß seine Qualen nur kurz waren; vielleicht war sein Tod nicht so schrecklich wie es uns scheint. Es war besser so zu sterben, als jahrelang das Opfer eines qualvollen Leidens zu sein. Aber anstatt wir immer über die Art seines Todes nachdenken, wollen wir nicht vergessen, daß sein Tod ihm die Pforte des ewigen Lebens geöffnet hat."

Marie erwiderte nichts, aber sie sah ernst und bewegt aus, und ihre sonnigen Augen hatten einen milderen Glanz.

Eine kurze Pause entstand.

Endlich begann Marie wieder, auf ein anderes Thema übergehend:

„Kennen Sie meine Stiefmutter?"

„Ich bin mehrmals mit ihr zusammengetroffen, aber nicht seit dem Tode des Barons Engelbert," lautete die Antwort. „Reist sie jetzt mit Ihnen?"

Der junge Graf blickte im Wagen umher.

„Nein, sie hat ihre Gesellschafterin nach mir geschickt. Da sitzt sie. Ich habe meine Stiefmutter nie gesehen."

Graf Hohenfels war ganz erstaunt.

„Sie sind weder seit Ihres Herrn Vaters Heirath, noch nach seinem Tode zu Hause gewesen?" fragte er.

„Nein, Papa hat mich nach seiner Heirath einmal

in der Schule besucht, doch er hatte seine Frau nicht mit. Ich habe ein Bild von ihr, das Papa mir geschickt hat. Er muß sie angebetet haben; seine Briefe waren voll des Lobes über sie, und im letzten Brief den er schrieb, erklärte er mir, daß er wünsche, ich möge sie lieben und ihr gehorchen, als ob sie meine Mutter wäre. Seine Wünsche sind mir heilig, und ich werde sie zu lieben versuchen. Ist sie sehr schön?"

„Man nennt sie schön," erwiderte Graf Hohenfels. „Sie hat schwarzes Haar und dunkle Augen wie eine Zigeunerin. Ihr Vater hat sie förmlich angebetet."

„Also muß sie gut sein!"

Graf Hohenfels zögerte mit der Antwort. Er wußte wenig von der Baronin Engelbert, doch er hegte ein instinktmäßiges Mißtrauen gegen sie.

„Ja, sie muß gut sein," antwortete er nachdenklich. „Wenn sie nicht gut wäre, würde Baron Engelbert sie nicht geliebt haben."

„Das habe ich mir hundertmal gedacht," sagte Marie.

„Ich werde ihre Liebe zu gewinnen suchen. Sie soll auf Schloß Engelbert als meine Vormünderin bleiben. Sie sehen, daß ich in Bezug auf Gesellschaft und Freundschaft beinahe ganz von ihr abhängen werde. Ich kehre als Fremde in meine Heimath zurück; jahrelange Abwesenheit hat mich meinen Freunden entfremdet, und ich habe Niemand, auf den ich bauen kann, als Advokat Brunner und Herrn von Friebel."

„Und mich!" sagte Graf Hohenfels ernst. „Ich stehe ja in Verbindung mit Ihnen. Sie werden nicht so gänzlich freundlos sein, wie Sie denken. Die Gutsnachbarn werden Sie zu besuchen kommen, und Sie können sich Ihre Freunde unter diesen wählen."

Es war keine Zeit für weitere Unterhaltung. Die Koffer und Reisetaschen wurden schnell aus dem Wagen geschafft.

Die Gesellschafterin erhob sich, nahm ihren Regenschirm in die Hand, und dann sah sie sich nach Marie um.

Als sie bemerkte, wie Mariens Augen den bewundernden Blicken eines schönen jungen Mannes begegneten, sah sie ärgerlich und erschreckt drein.

Frau Altmann ging schnell zu der jungen Dame hin und rief aus:

„Ich bin ganz erstaunt, Baronesse Engelbert —"

„Sie verzeihen," sagte Marie, ihr ruhig ins Wort fallend, obwohl ihr Gesicht sich vor Stolz röthete, „ich will Ihnen meinen alten Freund, den Grafen Hohenfels, vorstellen."

Der junge Graf verbeugte sich, und Frau Altmann verneigte sich gleichfalls.

Sie wollte einestheils höflich gegen einen Edelmann sein, anderntheils ärgerte sie sich darüber, daß Marie seine Bekanntschaft erneuert hatte, während sie unter ihrer Obhut war.

Frau Altmann als Vertraute der Baronin Engelbert und des Herrn von Schwarz sah sehr ungern die Annäherung der jungen Leute.

„Kommen Sie, Baronesse," sagte sie besorgt; wir sind jetzt da und müssen uns beeilen. Geben Sie mir Ihre Reisetasche —"

Sie hielt inne, da sie sah, daß Graf Hohenfels sich schon derselben bemächtigt hatte.

Der junge Graf bot Marie den Arm; sie legte ihre Hand leicht darauf, und er führte sie nach dem Zuge, der nach Torgelow fuhr.

Frau Altmann folgte, sich vor Aerger in die Lippe beißend.

Die Reisenden stiegen ein.

Der junge Graf nahm seinen Platz neben Marie.

„Fahren Sie auch nach Torgelow, Herr Graf?" fragte Frau Altmann verdrießlich.

„Nein, meine Dame," antwortete der junge Graf freundlich. „Ich beabsichtige nach Stettin zu reisen, um mit Herrn von Friebel und Advokat Brunner wegen des Besitzthums des Barons Engelbert zu unterhandeln. Wahrscheinlich werde ich dann in einigen Tagen es mir zur Ehre schätzen, der Baronesse Engelbert einen Besuch abzustatten."

„Ich werde immer bereit sein, mich mit Ihnen über Geschäfte zu berathen," sagte Marie mit leiser Stimme zu dem jungen Grafen. „Ich will lernen, meine Geschäfte ordentlich und mit Klugheit zu führen."

Frau Altmann schwieg, aber sie dachte sich:

„Unsere junge Dame hat ihre eigenen Meinungen und hat den Muth, sie zu äußern. Ich fürchte sie ist nicht das alltägliche Schulmädchen, wie wir erwarteten. Ich glaube, wir werden Mühe mit ihr haben."

Diese Reise ging für Marie und Graf Hohenfels zu schnell zu Ende.

Sie sprachen von ihrer Kindheit.

Der junge Graf erzählte ihr, daß er acht Tage in Brüssel gewesen sei und keine Ahnung gehabt habe, mit ihr auf seiner Rückreise in seine Heimath zusammenzutreffen.

Man sah und hörte es ihm an, wie erfreut er darüber war.

Der Wagen vom Schlosse Engelbert wartete bereits am Bahnhofe, als sie aus dem Zuge stiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Bismarck und Moltke bei Lenbach. So lange Bismarck noch im Amte war, kostete es List und Geduld, ihn zum „Sitzen" zu bringen. Er machte gar kein Hehl daraus, daß er keine besondere Vorliebe für die Künstler im Allgemeinen und Maler im Besonderen habe. Schmeichelhaft war ja das nicht, aber die Fürstin versicherte entschuldigend: „Mein Mann meint das natürlich nicht so!" Saß er aber — es kam da immer auf Minuten an — dann war er auch ruhig und hielt tapfer aus. Nur zu lange durfte die Malerei nicht dauern. Dabei war der Fürst doch neugierig. Er wollte die Zeichnung gleich sehen, „ob was draus wird!" Später, in den Ruhetagen in Friedrichsruh, war er zum Sitzen leicht zu haben; nur mußte man es bequem und die „Sitzerei" nach seinem Wunsche einrichten. Vor Allem mußten die Hände nach Bequemlichkeit ruhen können. Der Oberkörper durfte nicht gerade wie 'ne Stange, im Sessel gerichtet sein, sondern so — nun eben, wie er wollte, und nicht immer, wie es dem Maler paßte. „Es ist ein Glück für den Maler," meinte Professor von Lenbach während einiger letzten Sitzungen, „daß er bei dem Kopf Eurer Durchlaucht genau weiß, wo er anpacken soll — das Gesicht bleibt sich immer gleich." — „Meinen Sie, Professor," entgegnete der Fürst, den Kopf wendend. — „Ja, Freude, Aerger, dieselben Züge. Nur das Auge ist verändert." — „Das freut mich zu hören, lieber Lenbach, denn es ist nicht immer gut, wenn die Gedanken auf dem Gesicht zu lesen sind, wie Romane." — Franz v. Lenbach, der große Bildnißmaler, hat immer seine liebe Noth mit den Mustermenschen. Moltke hat auf des Künstlers Bitte sich ohne die berühmte blonde Perrücke, die er sonst trug, malen lassen, und so den unglaublich durchgebildeten Schädel zum Studium dargeboten. Nach zwei Sitzungen — während gerade Lenbach malte — setzte der Marschall ruhig seine Perrücke wieder auf. Als Lenbach aufblickte und Moltke plötzlich mit der Perrücke sah, sagte der Schlachtenlenker lächelnd: „Lieber Herr Lenbach, wir wollen die Geschichte mit dem platten Schädel doch sein lassen. Mit der Perrücke auf dem Kopf kann ich doch vielleicht noch Eroberungen machen, aber ohne diese sieht mein Schädel wie ein frischgeölter Stubenboden aus." — „Aber es ist doch schade, wenn die Welt nicht —." Moltke unterbrach den Meister: „Na, auf die Perrücke kommt's doch beim Bilde nicht an, lieber Lenbach — oder doch? Aber wenn Sie schon angefangen, und es Ihnen, wie es scheint, Vergnügen macht, soll die Welt sehen, was unter der Perrücke bis jetzt verborgen war, also malen Sie den „geölten Stubenboden" weiter!" Und Moltke nahm die Perrücke wieder ab.

— Soll man Kinder zwingen, alles zu essen? Das ist gewiß eine Frage, die schon mancher Mutter das Herz schwer gemacht und manchen Vater in unnöthige Aufregung versetzt hat. Der Unfug, Jemand zum Essen zu zwingen, wird bei uns namentlich Gästen und Kindern gegenüber getrieben, insbesondere sind es die letzteren, die oft genug ihre Gesundheit dem unsinnigen Vorurtheil der Eltern, das Kind müsse essen, was auf den Tisch kommt, zum Opfer bringen müssen, es wäre das noch viel häufiger der Fall, wenn nicht der kindliche Magen in den meisten Fällen, wo gegen dieses Naturgesetz gesündigt wird, revoltirte und das Unzweckmäßige wieder heraus beförderte. Den Kindern gegenüber sollte folgende Praxis eingehalten werden: Man soll sie nie zwingen, mit einer Speise, die ihnen widersteht, ihren Magen zu füllen, beziehungsweise ihren Hunger zu stillen, wohl aber soll man jedesmal den Versuch machen, das Kind an die Nahrung zu gewöhnen. Dieser Prozeß verlangt nicht das Essen größerer Quantitäten derselben Nahrung; es genügt hierzu vollständig das bloße Kosten. Der Satz: „Das Kind soll essen, was auf den Tisch kommt", ist deshalb dahin abzuändern: „Das Kind soll von allem kosten, was auf den Tisch kommt, aber seinen Hunger nur mit dem stillen, was ihm schmeckt." Manche Hausfrau wird einwerfen, es sei, namentlich in einer größeren Familie, praktisch undurchführbar, dem individuellen Geschmack jedes einzelnen Tischgenossen Rechnung zu tragen, man könne nicht Jedem besonders kochen. Der Einwand ist aber nicht stichhaltig. Denn es macht einer Hausfrau gewiß keine besondere Mühe, wenn sie bei jedem Mittagsmahle neben den besonders gekochten Speisen noch Brod, Butter, Obst, Ei und Milch aufstellt oder wenigstens bereit hält. Das sind Speisen, welche die meisten Kinder sehr gern essen. In sehr vielen Fällen, in denen man Kinder, besonders die größeren, zum Essen noch besonders zwingen muß, ist gewöhnlich dadurch gesündigt worden, daß man das zweite Frühstück zu reichlich gewährte, oder womöglich gar unmittelbar vor dem Mittagessen noch einmal „aufschüttete". Wer seine Kinder von früh auf in allem, so auch in der Nahrungsaufnahme, an Ordnung gewöhnte, vor allem nur zu ganz bestimmten Zeiten ihnen Kost reichte, der wird selten in die Lage kommen, auf seine Kinder einen Zwang ausüben zu müssen, wenn es zum Essen geht: die geleerten Teller und Schüsseln sagen dann der glückstrahlend dreinschauenden Mutter, daß der Appetit ihrer Lieblinge vorzüglich ist, daß es ihnen geschmeckt hat,

daß sie alles essen, was ihnen vor ihren kleinen „Schnabel" kommt.

— Empfindungen bei einem Sturz in die Tiefe. Wie seinerzeit gemeldet, sind während des Aufenthaltes des italienischen Königspaares in Cagliari mehrere junge Mädchen in Folge des Zusammenbruches einer Ballustrade von einem Balkon in die Tiefe von acht Metern hinunter gestürzt. Frau Paola Lombroso, die Gemahlin des bekannten Gelehrten, hat nun im Spital 14 dieser jungen Mädchen über die Empfindungen befragt, die sie im Augenblicke des Sturzes hatten. Zwei von ihnen, so berichtet das „N. W. T.", haben überhaupt nichts bemerkt, und als man sie aufhob und verband, fragten sie, was geschehen sei. Die übrigen zwölf versichern, daß sie im Augenblicke des Sturzes das Bewußtsein der Gefahr gehabt hätten; doch fügen bloß zwei hinzu, daß dieses Bewußtsein auch mit einem entsetzlichen Schrecken verbunden war. Eines der Mädchen erzählt, sie hätte folgenden Gedankengang durchgemacht: „Um Gotteswillen, ich stürze und ich zerschmettere mir den Kopf! Es ist besser, die Arme zu brechen, denn dann stirbt man wenigstens nicht." Thatsächlich streckte sie instinktiv die Arme nach vorn aus und erlitt einen Armbruch, aber sie erhob sich sofort, wie sie sagt, um sich zu überzeugen, daß sie nicht todt sei. Eine Andere erzählt: „Es kam mir vor, als ob ich geschaukelt würde; aber ich dachte, daß der königliche Zug sich in Bewegung setze, nicht aber, daß ich in's Leere stürze." Andere fühlten nur einen kurzen Moment des Schwindels und wurden ohnmächtig. Sehr merkwürdig ist die Erzählung eines Fräuleins, die lautet: „Ich klatschte in die Hände und bemerkte den Sturz nur daran, daß ich zu applaudiren aufhörte." Ein Fräulein, das in der zweiten Reihe stand, sah vor sich zwei Personen stürzen; sie dachte: sie stürzen, und stürzte ihnen nach. — Aus allen diesen Mittheilungen ist evident, daß keine der Verunglückten ein klares Bewußtsein von dem Vorgange sich bewahrt hatte, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil sie Alle mit gespanntester Aufmerksamkeit das Königspaar betrachteten. Zu diesem Schluß berechtigt die Thatsache, daß, als erst nach drei Tagen das am schwersten verletzte Fräulein wieder zum Bewußtsein kam, ihre erste Frage lautete: „Ist der König abgereist?" Eine weitere merkwürdige Erscheinung ist, daß die durchgemachte Gefahr keiner der Verunglückten in einem Traumbilde wieder erschien; nur drei der Mädchen versichern, daß sie mitunter bei Tag und im wachen Zustande die Empfindung hätten, in der Luft zu schweben.

— „Bier-Prämien". Eine Mündener Zeitung enthielt folgende Mittheilung: „Das Bier-Abonnement welches ein hiesiger Wirth am vorigen Sylvester-Abend einführte, hat einen ganz ungeahnten Beifall gefunden. Etwa die Hälfte der Stammgäste sind Bierabonnenten geworden. Um nun aber auch der anderen Hälfte eine besondere Vergünstigung zu verschaffen, hat der Wirth eine Bier-Prämie geschaffen. Diese Prämie, bestehend in 500 M. und einem Diplom, wird am Sylvesterabend 1899 dem besten Biertrinker ausgehändigt. Je nach Wunsch des betreffenden Empfängers wird sein Name verschwiegen oder mit rühmenden Worten (!) der Oeffentlichkeit preisgegeben werden." — Also eine Prämie von 500 M. für den, der das Jahr hindurch am meisten gesoffen hat!

— Der braune Bär des Linienschiffes „Oldenburg" (ein Geschenk des Prinzen Heinrich), der seiner leichtsinnigen Streiche wegen von Bord des Schiffes entfernt war und im Werftpark unter allerlei Geflügel friedlich lebte, ist am ersten Pfingsttage von seinem Genossen, dem japanischen schwarzen Bären, umgebracht worden. Beide befanden sich im Zwinger des neuen Werftparkes. Der schwarze Bär lag noch an der Kette, der braune Bär war frei. Beide hatten sich schon derart an einander gewöhnt, daß sie in den nächsten Tagen frei umhergehen sollten. Als nun am Sonntag Morgen der braune Bär etwas schlaftrunken seine kleine Treppe hinunterging und dem schwarzen Bär gerade auf den Rücken fiel, glaubte dieser, er werde angegriffen und erwürgte den Braunen, bevor Hilfe zur Stelle war.

Ein Freund.

Ein dumpfer Hochmuth hält den Pessimisten,
Ein duldend Hoffen den ergeb'nen Christen
Vom Weltgetriebe fern.

Sie taugen wenig in's Getrieb der Zeiten,
Tod ist des einen, Lust der Ewigkeiten
Des andern Hoffnungsstern.

Doch suchst du einen Freund, ihm zu vertrauen,
Frei in sein Herze wie in dein's zu schauen,
Dann laß dich schrecken nicht

Des einen Weltverachten noch des andern
In Demuth himmelstrebend Traumeswandern —
Und siehst du ein Gesicht,

Das beider Spur durchfurchet und durchleuchtet,
Die Züge schmerzeshart, das Aug' gefeuchtet,
Von stillem Hoffnungsschein —

Dann schlage ein, und halt ihn als den Deinen,
An deinem Herzen laß ihn murren, weinen,
Ein Mensch, ein Freund zu sein.

Aschaffenburg. L. Willer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 122. Dienstag, den 30. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

14 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Graf Hohenfels half den Damen in den Wagen, verabschiedete sich von ihnen und blickte ihnen so lange nach, bis der Wagen verschwunden war.

„Wie schön Marie ist!" murmelte er. „So rein, so lieblich und zart und doch so voller Geist und Leben! Diese Frau Altmann gefällt mir nicht, und die Baronin Engelbert mag ich auch nicht leiden. Ich glaube schwerlich, daß Marie sich glücklich fühlen wird; sie sind zu sehr verschieden. Wenn Marie ihre Stiefmutter nicht liebt, dann hat sie nur einen Ausweg um ihr Heim zu verlassen, ehe sie mündig ist, und dieser Ausweg ist eine Verbindung. Wenn sie mich nur liebte! Ich liebe sie — o, so innig!"

Leidenschaftliche Röthe bedeckte sein schönes Gesicht und ein sanftes Feuer leuchtete aus seinen warmen blauen Augen, während er die Stufen des Bahnhofes hinabging, und als er die Straße entlang schritt, schwor er in seinem Herzen, daß er um Marie von Engelbert werben wolle, und hoffte, daß es ihm gelingen würde, sie zu erringen.

O, er kannte die Abgründe nicht, die sich zwischen ihm und ihr öffnen sollten, die Gefahren, welche sie beide durchkosten mußten!

Während er so dahinschritt und an Marie dachte, fuhr das junge Mädchen durch die schöne Gegend nach ihrer Heimath, wo ihre Stiefmutter mit durchdachten Plänen und bösem Herzen, das sie unter einem lächelnden Gesichte verbarg, ihrer wartete.

8. Herr von Schwarz junior.

Am Morgen desselben Tages, als Marie und der Graf Hohenfels auf so sonderbare Weise auf der Reise zusammentrafen — ein Zusammentreffen, daß für sie verhängnißvoll werden sollte — spielte sich in einer der Vorstädte Berlins eine Szene ab, auf welche wir den Leser aufmerksam machen wollen.

In einem kleinen, ärmlichen Dachstübchen in einer der schlechtesten Straßen war ein noch ganz junger Mann beschäftigt, ein Bild zu malen.

Das Bild, welches der junge Mann malte, stand auf einer Staffelei vor einem Fenster und war eigentlich nur eine Schmiererei.

Es war dreist und energisch entworfen, aber sehr fehlerhaft in der Ausführung und schlecht von Kolorit.

Die Beleuchtung war schlecht, und die Hand, welche den Pinsel führte, zitterte vor Schwäche und Entbehrung.

Der Maler sah aus wie ein Knabe, obwohl er zwanzig Jahre alt war.

Er hatte braune Augen und langes Haar von gleicher Farbe, nach Künstlerart aus der hohen weißen Stirn zurückgekämmt. Er war schön und hatte einen offenen Blick. Der Mund war hübsch geformt, aber das Kinn war kurz. Seine Züge verriethen einen guten und edlen Charakter, doch auch Schwachheit und Unentschlossenheit — Eigenschaften, die für ihn verhängnißvoll werden konnten.

Er war mit einem abgeschabten, mit Farben befleckten und an den Ellbogen zerrissenen Sammetjäckchen bekleidet. Seine Kleidung wie seine Wohnung verriethen eine unbeschreibliche Armuth.

Dieser junge Mann war Rudolf von Schwarz, der einzige Sohn Karl von Schwarz, des Geliebten der Baronin Engelbert.

Rudolf von Schwarz trachtete seinen Lebensunterhalt durch Malen elender Bilder zu gewinnen, die er gegen eine geringe Bezahlung an einen Bilderhändler verkaufte.

„Das Bild gefällt mir nicht," sagte er, seinen Stuhl zurückstoßend, um das Gemälde besser betrachten zu können. „Es ist nur eine Schmiererei, aber für solche Bezahlung gut genug. Ich habe drei Wochen daran gemalt und werde nicht einmal fünfzehn Mark dafür bekommen, wie für's letzte. Es wird wohl genügen, einen Platz auszufüllen. — O, ich hatte solch hohe Ideen von meiner Kunst und von meinem Talent! Ich wollte berühmt und reich werden — und hier bin ich ohne Nahrung und Feuerung, habe meine Miethe noch

nicht bezahlt und bin vor Sorgen, Verzweiflung und Reue ganz gebrochen an Leib und Seele. O, warum habe ich diesen traurigen Weg nicht allein eingeschlagen? Warum habe ich sie mit mir gezogen!“

Verzweiflung lag auf seinem Gesichte; seine Augen füllten sich mit Thränen; ein Seufzer entschlüpfte ihm. Er sah verstört und abgezehrt aus, aber dennoch malte er mit fieberhafter Hast mechanisch weiter.

Er war jetzt etwas ruhiger geworden, als sich die Thür öffnete und ein schlankes, junges Geschöpf mit einem schwer beladenen Korbe eintrat.

Sie war nicht älter als siebzehn Jahre, und das bleiche Gesicht und die enge Brust verriethen Anlage zur Schwindsucht.

Ihre Gesichtsfarbe war bleich, das Haar blau-schwarz und in Flechten aufgesteckt, die Augen schwarz und gemüthvoll, doch lag ein vorwurfsvoller Blick in denselben.

Trotz ihrer ärmlichen Lage blieb sie stets heiter und voller Hoffnung, und auf ihrem Antlitze lag ein sonniger Ausdruck.

Dieses war die junge Musiklehrerin, um deretwillen Rudolf von Schwarz mit seinem Vater Streit gehabt.

Gerade zu derselben Zeit, als Rudolf sich von seinem Vater getrennt, hatte sie ihre Stellung in einem Mädchenpensionat verloren.

Gleich darauf war Rudolf zu ihr geeilt und hatte sie gebeten, ihm ihre Hand zu reichen.

Da sie glaubte, er habe Talent und Fähigkeit, beide zu ernähren, so hatte sie den Zufluchtsort, den er ihr geboten, angenommen, und eine Woche nachdem Karl von Schwarz seinen Sohn aus dem Hause gestoßen, hatte sich das junge Paar vermählt und war in seine armselige Wohnung gezogen.

Die Armuth hatte sie vereinigt, und bald entdeckten sie, daß das Streben nach Ruhm und Reichthum ein mühsames Werk sei.

Rudolf hatte vor kurzem seine Akademie verlassen, war nicht gewohnt zu arbeiten, und hatte sein Talent für Malerei überschätzt, wie er soeben entdeckt.

Das Geld, welches er für seine Bilder bekam, genügte nicht, um alles zu bestreiten.

Drei Monate waren sie jetzt verheirathet, und seine besten Kleider, seine Bücher, seine Uhr und andere Schmucksachen waren verkauft oder ins Leihhaus gewandert, um das Nöthige zu kaufen oder seine Miethe zu bezahlen, und an diesem Morgen hatten sie kein Frühstück.

„Wie groß Deine Augen sind, Rudolf!“ lachte die junge Frau, ihr abgenutztes Hütchen von sich werfend. „Du siehst drein, als ob ich Dir einen werthvollen Schatz mitgebracht hätte, — und das kannst Du auch, denn ich habe das schönste Frühstück, wie wir es schon acht Tage lang nicht gehabt, mitgebracht.“

„Wo hast Du es her?“ fragte der junge Künstler, während seine abgezehrten Wangen sich schnell rötheten. „Hast Du den Kaufmann bewogen, uns Kredit zu geben?“

„Nein, das konnte ich nicht,“ entgegnete die Frau, den Kopf schüttelnd; „sein Herz ist so hart wie Stein. Aber unsere Wirthin, Frau Keller glaubt, daß Du Dein Bild bald verkaufen wirst, und ich habe zwei Mark von ihr geliehen. Sieh', was für ein köstliches Frühstück wir haben werden!“

Und sie begann den Inhalt des Korbes schnell auszupacken.

„Hier ist etwas Kaffee, ein wenig Milch, ein Brot und prachtvoller Schinken. Hier ist Holz, damit wir den Kaffee kochen können, und ich habe Dir auch ein Töpfchen eingemachte Johannisbeeren mitgebracht. Jetzt wollen wir gleich frühstücken.“

Sie machte schnell Feuer an und setzte den Kaffeetopf auf den Herd. Dann deckte sie den Tisch mit solcher Behändigkeit, daß niemand vermuthet hätte, sie sei auch schwach und hungrig und gräme und ängstige sich vor der Zukunft.

„Also ist heute für Frühstück gesorgt,“ murmelte Rudolf in einem Tone, woraus es schwer war, zu unterscheiden, was vorwiegte: Erleichterung oder Bitterkeit. „Ich fürchtete schon, daß wir heute wieder hungern müßten, wie gestern.“

„Rudolf, ich glaube, ich könnte eine andere Stelle als Musiklehrerin bekommen,“ erwiderte sie ernst. „Ich habe ja gute Empfehlungen. Du bist nicht gewohnt zu arbeiten. Ich fürchte, wir haben unrecht gethan, uns zu verheirathen.“

„Was konnten wir denn sonst thun?“ fragte Rudolf von Schwarz. „Ich konnte es nicht mit ansehen, daß Du Dich zu Tode arbeitetest, Lieschen; Du mußtest ja in jedem Wetter ausgehen. Ich hatte gedacht, ich würde im Stande sein, für Dich zu sorgen; aber ich bin doch nur ein unnützer Mensch. Ich glaubte, Talent zu besitzen, doch das ist nicht der Fall. Ich bin auf der Universität erzogen worden und würde dankbar dafür sein, wenn ich eine Stelle als Lehrer in einer Schule bekäme. Ich würde auch graben gehen, doch ich bin nicht stark genug dazu. O Lieschen, meine liebe Frau, was soll aus uns werden?“

(Fortsetzung folgt.)

Bad Wildungen.

Auf der Strecke Frankfurt=Kassel zweigt in Wabern die 17 Kilometer lange Seitenstrecke ab, die uns zunächst das Ederthal hinauf am schönen Fritzlar vorbei und dann in ziemlicher Steigung nach dem weiten Thalkessel emporführt, in dem auf einer vorspringenden Höhe der südliche Ausläufer des Habichtswaldes das Städtchen Wildungen liegt.

Nieder=Wildungen heißt's eigentlich, was sich so nett und sauber da auf dem Hügel gruppirt, zum Unterschiede von der Ortschaft mit dem weithinleuchtenden alten Schlosse, die als Alt=Wildungen über einen schmalen Thalgrund sich droben zur Rechten erhebt.

Wir durchschreiten das Städtchen und treffen unmittelbar an seiner Grenze eine breite schattige Straße, beiderseits auf weithin mit neuen Gebäuden, darunter prächtigen Villen, besetzt, die Brunnenallee: Wir sind in Bad Wildungen.

Das beunruhigende Treiben eines lebhaften Geschäftsverkehres fehlt hier und wird kaum von Jemanden vermißt; es wird erledigt vom Städtchen her. Dafür hat der Besucher vom ersten Augenblicke an den Eindruck eines mit allem Komfort ausgestatteten Lebens inmitten der Schönheiten einer reich gesegneten Landschaft.

Den größten Segen derselben aber bilden ihre Heilquellen. Seit Jahrhunderten bekannt, im letzten Menschenalter mit dem Aufleben des Verkehrs erst verdientermaßen bis in die fernsten Gegenden der Kulturwelt gewürdigt, bilden sie jetzt den Mittelpunkt des überaus lebhaften Verkehrs, der sich zumal in den Sommermonaten in Wildungen entfaltet.

Für Fassung der Quellen, Trink= und Wandelhallen, Bade=Anlagen, Kurpark, Kurhaus, Concerte und was sonst wünschenswerth und mit der Kur vereinbarlich erscheint, hat die Kurverwaltung des Bades in umfangreicher Weise Sorge getragen.

Gewaltige Gasblasen sprudeln in dem freien Becken der Georg Viktorquelle empor, gleichsam als Proben der Ueberfülle heilsamer Kräfte, mit denen hier die Natur die Wasser ausgestattet hat. Außer freier Kohlensäure sind Calcium, Magnesium, Eisen= und Kochsalz die wichtigsten Bestandtheile dieses Wassers.

Der Georg=Viktorquelle verwandt sind die Reichardsquelle, wenig mehr als 300 Meter hoch, in dem durch 550 Meter hohe Berge geschützten Thalkessel, gegen $1\frac{1}{2}$ Kilometer abseits liegend, die Königsquelle, die Thalquelle und die Helenenquelle, die beiden letzteren auf etwa 2 Kilometer weiten Wegen erreichbar. Reines Eisenwasser liefert die Stahlquelle.

Schwäche und Katarrhe der Blase und des Nierenbeckens und Steinleiden sind die hauptsächlichsten Uebel, die aus aller Welt Wildungen Besucher zuführen. Den vielerfahrenen Aerzten daselbst — es sind weltberühmte Autoritäten darunter — läßt der unterschiedliche Gehalt der einzelnen Quellen reichlich Spielraum in der Wahl des zutreffendsten Kurverfahrens, und Tausende vordem oft recht hoffnungsarmer Kranker finden Besserung und Genesung daselbst.

Und die Preise? Sie legen dem Vermögenden manches Opfer auf. Aber sie verschließen dem weniger Bemittelten nicht den Gebrauch der Einrichtungen, die in Wildungen zu Gunsten der Leidenden getroffen sind. Man erläßt ihm diese und jene Auflage, die der Besitzende unverkürzt tragen muß und nimmt ohne jede bedrückende Absonderung die Rücksichten, die von der Nächstenliebe geboten werden.

Doch nicht nur am Orte selber wird der Segen der Quellen Wildungens genossen. Große Füllhallen mit vorzüglichen Einrichtungen liefern täglich tausende versandtfertiger Flaschen mit dem gesegneten Naß. 1864 verschickte man 79 000 Literflaschen; gegenwärtig beziffert sich der Jahresversandt auf rund eine Million.

Mannigfaltiges.

— Theure Gattinnen. Die jungen Mädchen — so schreibt die „Independance Belge" — beklagen sich darüber, daß die Männer sich immer später verheirathen. Mit Ausnahme einiger Hausbesitzersöhnchen, die sich von den Blumenketten ihres ersten Balles fesseln lassen, sieht man nur noch Freier von 40 Jahren. Ich habe eine der großen Modistinnen von Brüssel gefragt: „Ihr seid es," sagte ich, „Eure extravaganten Budgets sind es, die den Heirathsmarkt stören, da Ihr für die Eleganz so hohe Preise fordert, daß ein anständig gekleidetes Mädchen nur noch von einem Millionär geheirathet werden kann." — „Durchaus nicht," wurde mir von der beleidigten Dame nachdrücklich erwidert. „Ich habe meinen bestimmten Schnitt, der immer denselben Preis kostet. Aber die Damen wählen zu kostbare Stoffe." — „Wir wollen einmal sehen! Wie viel braucht eine junge Dame, die bei strengster Sparsamkeit reizend aussehen möchte?" — „Oh, ich kenne Damen, die sich mit 1200 Francs kleiden; ich weiß allerdings nicht, wie sie das machen. Aber es ist leicht, einen „bürgerlichen" Bedarfsanschlag aufzustellen: nehmen wir pro Jahr: vier Straßenkleider zu je 150 Frcs. = 600 Frcs., drei Gesellschaftstoiletten zu je 250 Frcs. = 750 Frcs.,

Mantel, Pelz oder „Sortie de bal“ 250 Frcs., zusammen 1600 Frcs. Mit 1600 Frcs. verpflichtete ich mich, Ihre Gattin tadellos zu kleiden. Aber das ist nicht alles.“ — „Ach! Teufel!“ — „Ach, nein! Soll Ihre Frau denn ohne Hemd gehen und barhaupt und barfuß? Nein? Nun wohl, dann braucht sie für die Wäschenäherin, die „Corsetière“, den Schuster und den Hutlieferanten noch 1000 Frcs. Das macht ein Budget von 2600 Frcs., zu welchem wir noch eine Reserve von 400 Frcs. für das Ueberflüssige hinzufügen müssen.“ — „Das Ueberflüssige? Es scheint mir doch . . .“ — „Einer wahren Frau ist oft etwas Ueberflüssiges unentbehrlicher als das Nothwendige. Also, Ihre Frau würde, ganz zu recht geputzt, jährlich 3000 Frcs. kosten, vorausgesetzt, daß Sie eine sparsame gewählt haben; und am besten ist's, wenn sie arm ist und keine Mitgift hat. Denn ein reiches Mädchen kann nur ein Millionär heirathen. Es gibt kein reiches Mädchen, dessen Ausgaben nicht mindestens seiner Mitgift gleichkommen und fügt man noch den anerzogenen Müßiggang hinzu, der zu den großen Vermögen gehört, so findet man sofort, daß die guten Partien nicht die sind, welche man gewöhnlich dafür hält.“ — „Wenn ich also eine elegante Frau haben will, muß ich erst 3000 Frcs. für ihren Putz verdienen! Ach! Und Miethe, Haushalt, Kinder!“ — „Deshalb, mein Herr, gibt es auch nur noch Freier von vierzig Jahren.“

— „Der moderne Fluch und Unsinn“, meint der geniale, heutzutage leider Gottes viel zu wenig mehr gelesene Seelenkündiger, Bogmul Goltz, „ist die überall angestrebte Universalität, Objektivität und Weltbürgerlichkeit. Die gebildeten Leute möchten heute rechts und links, oben und unten, sie möchten witzig und weise, pfiffig und einfältig, und Alles in Allem und in einem Athem sein, und darum sind sie eben charakterlose Gaukler und Narren, darum sind sie nichts. Die Bestimmung des Volks ist aber Stärke, Tiefe und Festigkeit in der Einseitigkeit und Subjektivität. Einer großen wahren Idee, einem Gefühl soll der Mensch mit aller Kraft der Seele und des Geistes hingegeben sein. Das macht ihn charakterfest, freudig und frei. Wer aber keinen festen Anknüpfungspunkt im Innern hat, der buhlt mit allen Erscheinungen und geht mit keiner eine Ehe ein — der ist ein Rohr im Winde. Es gilt aber das Leben in einem und demselben Gesichtswinkel festzuhalten, es gilt einen festen Standpunkt in diesem Wechsel und Wandel der Erscheinungen, es gilt Tiefe und Einseitigkeit; denn wer Eines versteht und lebt, der versteht und lebt Alles, da die Welt dieselbe ist überall.“

— Eine Herzensgeschichte aus dem königl. Opernhause erzählt einer der Standesamts-Aushänge im Berliner Rathhause, welcher folgendes Aufgebot enthält: Paul Knüpfer, k. Sänger, Sohn des zu Halle a. S. verstorbenen Musikdirektors Karl Knüpfer und dessen Ehefrau geb. Höhne, mit Marie Egli, k. Sängerin, Tochter des verstorbenen Sängers Georg Egli und seiner Ehefrau geb. Wirth. — Herr Knüpfer ist erst kürzlich von seiner ersten Ehefrau geschieden worden.

— Bei einem Hoch auf den Kaiser war in einer Sitzung der Feuerwehr zu Zawodze ein Grubenarbeiter sitzen geblieben. In Folge dieses Verhaltens wurde ihm von seinen Kameraden sofort die Feuerwehr-Uniform, die Eigenthum des Vereins ist, ausgezogen und er selbst an die frische Luft gesetzt. Der sich zur sozialdemokratischen Partei bekennende Grubenarbeiter mußte, nur noch mit Hose und Hemd bekleidet, seine Wohnung aufsuchen.

— Kindermund. Man erzählt der „T. R.“: Für ein kleines Mädchen ist es im Winter das schönste Vergnügen, des Morgens einen kleinen Eiskegel mit einem zugespitzten Holzstäbchen in Stücke zu spalten, und zu diesem Zweck stellt ihre Mutter jeden Abend eine Tasse mit Wasser vor das Fenster, das natürlich am anderen Morgen gefroren ist und dann aus der Tasse gestülpt wird. Einst in der Nacht ertönt ein dringender Ruf: „Mama, Mama!“ — „Was willst Du, mein Liebling?“ — „Bitte, sieh einmal nach, ob das Wasser schon gefroren ist.“ — „Was fällt Dir ein, gleich schlafe.“ Nach einer Weile abermals ein leises, flehendes „Mama, bitte, sieh doch mal nach.“ — „Nein, das geht nicht, jetzt sei still, damit Du Papa nicht auch noch aufweckst.“ Als trotzdem zum dritten Mal mit echt kindlicher Beharrlichkeit dieselbe Bitte wiederholt wird, sagt die Mutter: „Wenn Du nicht augenblicklich still bist, so stehe ich auf und Du bekommst ordentlich Schläge.“ — „Ach, Mama, wenn Du doch aufstehst, um mich zu schlagen, dann bitte, sieh doch auch nach, ob das Wasser nicht gefroren ist.“

— Aufrichtig. Lehrer: „Das ist aber schön von Dir, Peperl, daß Du jeden morgen in die Kirche gehst! Hast Du denn auch ein besonderes Anliegen?“ Pepi: „Ich bet' halt jedesmal, daß ich in der Schule nicht aufgerufen werd'!“

Ostern am Rhein.

Komm' schmück' dich mit dem Demantstein,
Wir wollen beten gehen,
Mein Lieb! hinab zum heil'gen Rhein
Herrgott will auferstehen.
Entflohn ist er der Grabesnacht
Und waltet sonnig überm Strome,
O, sieh die feuerfarbne Pracht
Rings lodern aus dem Himmelsdome.
Komm, komm und laß uns niederknie'n
Und Herz und Antlitz zu ihm wenden,
Wann stille übers Thal wird zieh'n
Sein Gotteshauch und Wunder spenden.

Aschaffenburg. Ord.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 123. Mittwoch, den 31. Mai. 1899.

Verwegenes Spiel.

15 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Lieschen trat zu ihrem jungen Gatten, lehnte ihre Wange an die seinige und streichelte seine Hand sanft, indem sie sagte:

„Rudolf, Du hättest ein reiches Mädchen heirathen sollen, nicht eine arme Musiklehrerin. Ich fürchte, Du wirst mir eines Tages in Deinem Herzen Vorwürfe machen, daß ich Dir die Hand gereicht habe."

Dann eilte sie zum Herd, um nach dem Kaffee zu sehen, schnitt einige Scheiben Brod ab und kündigte ihm an, daß das Frühstück bereit sei.

Rudolf zog seinen Stuhl zum Tische, und Lieschen schenkte ihm ein. Sie war so fröhlich und heiter, daß er von ihrer guten Laune angesteckt wurde.

Als jedoch das Frühstück vorüber war, wurde Rudolf wieder ernst. Er stützte den Kopf in die Hand und saß stumm da.

Lieschen trat zu ihm hin und fragte:

„Ist Dein Vater reich, Rudolf?"

„Er hat drei- oder viertausend Mark jährlich — mehr nicht," antwortete Rudolf. „Warum fragst Du?"

„Könnte er uns denn nicht ein wenig unterstützen?" wagte Lieschen zu fragen. „Ich habe keine Verwandten, an die ich mich wenden könnte. Ich habe eine Großtante, die einen reichen Mann geheirathet hat. Ich glaube, sie lebt in Berlin, aber ich weiß ihren Namen nicht, und sie hat auch wahrscheinlich nie etwas von mir gehört; also kann ich ihr nicht schreiben, oder zu ihr gehen. Wir wollen uns vor Deinem Vater demüthigen —"

„Zu welchem Zwecke?" unterbrach Rudolf sie fast ärgerlich. „Mein Vater ist sehr geldgierig, schlecht — unterbrich mich nicht, Lieschen; ich sage die Wahrheit! Gott sei Dank, ich bin nach meiner Mutter gerathen. Mein Vater weiß nicht, daß wir uns verheirathet haben, und ich darf es ihm auch nicht sagen. Wenn ich jemand auf der Welt fürchte, dann ist es mein Vater."

„Eines Tages muß er es doch wissen!" sagte die junge Frau. „Du machst mir Angst, lieber Rudolf, daß wir unrecht thaten, uns zu verheirathen. Wir sind zu jung, und ich mußte mir mein Brod durch Stundengeben verdienen. Dein Vater wird es mir nie verzeihen. Meine Angehörigen sind nicht vornehm, und Du bist aus einer guten Familie. Man wird auf Dich wegen Deiner unglücklichen mißlichen Heirath herabsehen. O Rudolf, wenn wir das, was wir gethan, wieder rückgängig machen könnten, es würde gut für uns sein!"

Der junge Gatte suchte seine Frau zu trösten, und es war ihm auch gelungen, sie wieder heiter zu stimmen, als es an der Thür klopfte und der Briefträger Rudolf einen Brief einhändigte.

Rudolf öffnete ihn schnell und das junge Paar las ihn gemeinschaftlich.

Er war aus Torgelow datirt und von seinem Vater geschrieben.

Der Brief enthielt nur die Nachricht, daß der Vater sich mit seinem Sohne wieder aussöhnen möchte und er Aussicht habe, Rudolf zu einem reichen Manne zu machen.

Er schrieb seinem Sohne, wenn er sich mit ihm versöhnen und reich werden und sich dem Willen des Vaters fügen wolle, möchte er sofort mit dem nächsten Zuge zu ihm kommen.

In dem Briefe war auch ein Hundertmarkschein enthalten.

„Du wirst doch gewiß gehen?" rief die junge Frau erregt aus.

„Ich möchte wissen, was er meint!" murmelte Rudolf unschlüssig.

„Geh' nur, lieber Rudolf; es ist ja Dein Vater!" beschwor sie ihn. „Thue es mir zuliebe, ich bitte Dich, und gehe auf seine Wünsche ein; sie werden gewiß nicht unvernünftig sein!"

Rudolf zögerte. Er wußte, daß, wenn er bei seinem Vater war, er ein Feigling ohne einen eigenen Willen sein würde.

Wenn er nun zu etwas getrieben würde, das er nachher bereuen sollte?

Zuletzt entschloß er sich doch noch, zu seinem Vater zu reisen, und eine Stunde später, nachdem er seiner jungen Gattin den größten Theil seines Geldes gegeben, entfernte er sich.

Aber im letzten Augenblicke überkam ihn eine fürchterliche Ahnung. Er lief zurück und küßte das liebe, sonnige Gesicht derjenigen, die ihm theuer war. Dann ging er wieder hinaus und begab sich beklommenen Herzens nach dem Bahnhofe.

9. Eine gelöste Ehe.

Rudolf's Herz wurde noch beklommener, als er mit dem Zuge fuhr.

Er hatte seinen Platz in einem Coupé zweiter Klasse, in welchem sich noch vier andere Reisende befanden.

Seine Reisegefährten lachten, schwatzten und scherzten mit einander, während er schweigsam und traurig hinausblickte, und seiner Armuth, seiner Freudlosigkeit und der Leiden gedachte, die wahrscheinlich seiner Frau bevorstanden.

„Ich könnte es schon ertragen," dachte er mit Bitterkeit; „aber es ist schrecklich, Lieschen leiden zu sehen, — und ich weiß, daß sie leidet, obwohl sie so fröhlich und furchtlos zu sein scheint. Meine arme, liebe Frau! Welchen Platz nehme ich denn in der Welt ein? Wie wird es noch enden?"

Er blickte neidisch nach den Arbeitern einer Ziegelei, an welcher der Zug jetzt vorüberfuhr.

„Bei meiner akademischen Bildung," dachte der junge Maler bitter, „bin ich weniger im Stande, mich selbst zu erhalten, als diese unwissenden Ziegelarbeiter. Warum hat mein Vater mich so fein erziehen lassen, wenn er mich bei der ersten Unzufriedenheit verstoßen will! Hätte er mich ein Handwerk erlernen lassen, dann würde ich nicht so in Noth sein! Ich möchte wissen, was mein Vater von mir will! Wie kann er mir denn ein Vermögen verschaffen? Er hat mir zwar versprochen, daß ich die Rechtswissenschaft studiren soll, doch er hat sein Versprechen vergessen. Vielleicht will er mit mir darüber reden." —

„Er wird doch nicht etwa meinen," sagte er jetzt stirnrunzelnd, „daß ich ein Spieler werden soll, wie er. Wenn er mir das vorschlägt, dann werde ich mich entschieden weigern."

Dieser Entschluß war fest in ihm, als er aus dem Zuge stieg.

Endlich gelangte er nach dem Gasthofe, wohin ihn sein Vater beschieden hatte.

Der Wirth kam ihm entgegen.

Rudolf erkundigte sich bei diesem nach seinem Vater, und es wurde ihm gesagt, daß er sich in seinem Zimmer befinde.

Rudolf wurde von dem Wirthe eine Treppe hinaufgeführt, worauf letzterer ihm eine Thür zeigte, an welche er leise klopfen solle.

Der junge Maler öffnete leise die Thür und begab sich ins Zimmer.

Dasselbe war ländlich und recht freundlich mit seinen drei Fenstern.

Die Stühle und das Sofa waren von Rohr, und eine Vase mit Blumen stand auf dem Tische.

Die Sonne schien gerade hinein, doch das kühle Lüftchen, welches draußen wehte, milderte die Wärme ein wenig.

Sein Vater war nicht in dem Zimmer, aber man konnte überall Spuren seines Aufenthaltes bemerken.

Auf einem Tischchen lag sein elegantes Reisenecessär.

Rudolf dachte mit bitterem Gefühle, daß die Summe, welche dieses luxuriöse Necessär gekostet, für ihn in seiner jetzigen verzweifelten Lage ein Vermögen gewesen wäre.

Als Rudolf so dastand, öffnete sich die Thür des anstoßenden Zimmers, und sein Vater bekleidet mit Schlafrock und Pantoffeln, eine roth- und goldgestickte Mütze auf seinem blonden Kopfe trat heraus.

Seine hellen Augen öffneten sich noch weiter als sonst, nun er seinen Sohn gewahrte, und um seinen Mund spielte sein gewöhnliches cynisches Lächeln.

„Bist Du endlich gekommen?" rief er aus. „Ich habe Dich schon gestern erwartet."

„Ich habe Deinen Brief erst heute morgen erhalten," antwortete Rudolf, „und bin dann sofort abgereist. Ich wohne nicht mehr da, wo ich erst wohnte, und Dein Brief kam darum später an mich."

Herr von Schwarz betrachtete seinen Sohn genau, während er noch cynischer lächelte.

„Du bist ja sehr heruntergekommen, seit ich Dich verstoßen habe," bemerkte er dann. „Du siehst recht verzweifelt aus."

„Das bin ich auch," entgegnete er in bitterm Tone. „Und ich habe auch Ursache dazu."

Herr von Schwarz warf sich auf einen Lehnstuhl und bedeutete seinem Sohne durch ein Zeichen, sich auf das Sofa zu setzen.

Rudolf gehorchte.

„Du bist gerade in der Verfassung, wie ich Dich zu finden hoffte," bemerkte der Vater mit widerlichem Lachen. „Was ist denn aus all Deinen schönen Träume-

reien von Reichthum, den Du mit Deinem Pinsel zu erlangen wähntest, geworden? Du findest es wohl nicht leicht, ausgezeichnete Bilder zu malen?"

„Ich habe mich in meinen Fähigkeiten geirrt," sagte Rudolf, während seine Augen sich verdunkelten. „Ich male gern und dachte mir, daß, wenn man etwas gern thue, auch Talent dabei sei. Ich fühle mich wie gelähmt, weil ich nicht weiß, was ich machen soll. Ich bekomme nur fünfzehn Mark für eines meiner Bilder, und ich brauche drei volle Wochen dazu. Als Du mich auf die Akademie schicktest, Vater, sagtest Du, ich solle einen Beruf wählen. Jetzt verlange ich von Dir die Erfüllung Deines Versprechens; ich muß auf irgend eine Weise mein Brod verdienen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Bädern und Sommerfrischen.

In einem lieblichen Thale zwischen den bewaldeten Höhen des Spessart, eine und eine halbe Stunde von Aschaffenburg, eine halbe Stunde vom Main und der an demselben gelegenen Bahnstation Sulzbach entfernt, liegt das Bad Sodenthal mit seinen heilkräftigen Quellen.

Die klimatischen Verhältnisse prädisponiren Sodenthal in hervorragendem Maße zu einem Kurort. 143,5 m über dem Meeresspiegel gelegen, hat Sodenthal eine mittlere Sommertemperatur von 18,5°, eine mittlere Jahrestemperatur von 11,0°. Durch die den Ort rings umgebenden, mit herrlichen Laub- und Nadelwäldern bedeckten Berge, die eine Höhe von 450 m erreichen, ist Sodenthal gegen jeden Nord- und Ostwind geschützt; nur von Südwesten her haben milde Luftströmungen Zutritt in das ruhige Thal. Die umfangreichen Wälder, kühle Quellen, ein klarer Bach sorgen für eine gleichmäßige Feuchtigkeit der Luft und verhindern zu hohe Temperaturen und schroffen Temperaturwechsel. Erwähnen wir noch den reichen Ozongehalt der Luft, deren absolute Staubfreiheit, den gleichmäßigen allmähligen Uebergang der Jahreszeiten, die üppige Vegetation, den ergiebigen Obst- und Weinbau, so sind die klimatischen Verhältnisse Sodenthals genügend charakterisirt.

Der günstige Einfluß dieses Klimas zeigt sich deutlich an den Bewohnern des Dorfes. Denn obgleich diese in denselben engen, unhygienischen Wohnungen hausen, wie unsere Landbewohner allenthalben, sind doch Krankheiten unter ihnen sehr selten; vor allem ist die Tuberkulose unbekannt. Seitdem Aufzeichnungen bestehen, ist dort Niemand an Schwindsucht gestorben.

Von den Kur- und Heilmitteln Sodenthals sind zuerst die beiden Heilquellen zu nennen, die sich durch ihren bedeutenden Gehalt an Kochsalz, Jod, Brom und Lithium auszeichnen, und die mit Recht den ihnen nahe verwandten Quellen von Kreuznach und Bad Tölz an die Seite gestellt werden können.

Nach den im kgl. Universitäts-Laboratorium in Erlangen im Herbst 1894 ausgeführten Untersuchungen enthält die Sodenthaler Quelle I in 1000 Theilen Wasser:

Chlornatrium	13,8630
Jodmagnesium	0,000276
Brommagnesium	0,01589
Chlorcalcium	0,9050
Chlormagnesium	0,7293
Chlorkalium	0,5700
Kohlens. Magnesium	0,0028
„ Kalk	0,0554
„ Eisenoxydul	0,0029
„ Mangan	0,0015
Schwefels. Kalk	0,6894
„ Strontium	0,0535
Chlorlithium	0,0166
Kieselsäure	0,0475
Spezifisches Gewicht	1,0172 bei 15°C.
Summa der festen Bestandtheile	22,9531.

Die Quelle II enthält dieselben Bestandtheile in größerer Verdünnung. Therapeutische Verwendung findet das Wasser der Heilquellen zu Bädern, Douchen, Ausspülungen, Umschlägen, Trinkkuren u. s. w.

Inhalationen in einem schönen, völlig neuen, mit den Heyer'schen Apparaten ausgestatteten Inhalatorium.

Seit der im Frühjahr 1896 erfolgten Erwerbung des Bades Sodenthal durch Herrn Professor Dr. Albert Hoffa in Würzburg ist mit dem Bade eine Zweiganstalt der in Würzburg befindlichen Privatanstalt für Orthopädie, Heilgymnastik und Massage des Herrn Dr. Hoffa verbunden. Es sind in Folge dessen zu den von der Natur gegebenen Heilfaktoren Sodenthals noch alle Einrichtungen hinzugekommen, die zu einer Behandlung einschlägiger Erkrankungen mittels Massage und Heilgymnastik nothwendig sind. Von hervorragendem Werth dürfte es namentlich für viele Patienten sein, ihre Kur durch eine Massagebehandlung von seiten eines von Prof. Dr. Hoffa dafür speziell vorgebildeten Arztes unterstützen zu können.

Für Fangobehandlung (Fango ist der mineralische Schlamm der Quellen von Battaglia, der in jüngster Zeit in die Therapie eingeführt wurde) sind die nöthigen Einrichtungen getroffen. Genannte Schlammumschläge

werden bei Gicht, Rheumatismus, Neuralgien, Exsudaten der verschiedensten Art und Frauenkrankheiten mit anerkanntem Erfolge gebraucht.

Weiterhin ist für Milch- und Molkenkuren, Diät- und Terrainkuren in Sodenthal günstige Gelegenheit geboten.

Eine Kur in Sodenthal ist zunächst am Platze in allen Fällen, in denen der Gebrauch von jod- oder lithiumhaltigen Wassern angezeigt erscheint, und schließlich in Fällen, bei denen eine Behandlung durch Heilgymnastik und Massage, kombinirt mit einer Badekur, erwünscht ist.

Es sind in erster Linie zu nennen: Chronische Ernährungsstörungen, anämische und chlorotische Zustände, Skrophulose jeder Art, Tuberkulose in ihren verschiedenen Formen, vor allem tuberkulöse Gelenk- und Knochen-Entzündungen, Rachitis, Katarrhe und Zirkulationsstörungen der Abdominalorgane, Exsudate nach Bauch- und Rippenfellentzündungen, Frauenkrankheiten, Erkrankungen der Respirationsorgane, chronische Nasen- und Rachenkatarrhe, verzögerte Rekonvaleszenz nach akuten Erkrankungen und nach Operationen, Krankheiten des Rückenmarks, Lähmungen und Atrophien, vor allem Kinderlähmungen mit ihren Folgezuständen, chronische Muskel- und Gelenkrheumatismen, Gicht, Ischias und andere Neuralgien.

Der bedeutende Gehalt der Quellen an Jod erhöht die Wirkung der Soole in hervorragendem Maße und erklärt die günstige Wirkung, welche Sodenthaler Kuren bei alten luetischen Erkrankungen und bei chronischen Hautkrankheiten erzielen.

Literarisches.

— „Durch Asiens Wüsten“. So heißt das Werk, das der von seiner dreijährigen Reise ins Unbekannte kürzlich zurückgekehrte Forschungsreisende Dr. Sven Hedin im Mai bei Brockhaus erscheinen läßt. Sein erster Zug in die Wüste Gobi endete mit dem Untergange seiner ganzen Karawane. Nur ihm selbst gelang es nach unsäglichen Qualen Wasser zu finden und damit sich und zweien seiner Gefährten das Leben zu retten. Unerschrocken zog der Forscher ein zweites Mal in die Wüste. Er entdeckte zwei seit vielen Jahrhunderten vom Sande vergrabene Städte, die auf ein Alter von mehr als 2000 Jahren zurückblicken. Von besonderer Bedeutung ist sein Zug durch das Pamir-Gebiet, von dem aus die Russen die Thore Indiens bedrohen. Hier steigt der „Vater der Eisberge“, der mächtige Mus-tag-ata empor, 10 000 Fuß höher als der Montblanc! Viermal versuchte der kühne Forscher, den Bergriesen zu ersteigen, aber viermal zwangen ihn die gefährlichen Gletscher und die zum Atmen kaum mehr taugliche dünne Luft nahe dem Ziele zur Umkehr. Ein anderes, an Entdeckungen und Abenteuer reiches Gebiet, das er durchzog, ist Tibet. Es ist bekannt, welche Martern Landor zu erdulden hatte und daß der Franzose Dutreuil de Rhins von den Tibetanern dort vor wenigen Jahren ermordet wurde. Hedin aber glückte die wissenschaftliche Erforschung mächtiger, bis dahin unbekannter Gebirgsketten dieses höchsten Berglandes der Erde. Fünfundfünfzig Tage lang zog seine Karawane durch die menschenleeren Hochgebirgs-Einöden und mußte sich der tibetanischen Räuber zu erwehren. Eine besonders hohe Bedeutung haben seine Forschungen im Gebiete des Lop-nor-Sees, da es ihm glückte, die vielumstrittene Frage der Lage dieses merkwürdigen Sees im Sinne des berühmten deutschen Geographen Frhrn. v. Richthofen zu lösen. Auch auf seinem Wege durch das eigentliche China hatte er interessante Erlebnisse, sodaß sein Reisebericht an Abwechselung ungemein reich ist. Die Bedeutung der Reise Hedin's haben die geographischen Gesellschaften zu Berlin, London, Paris, Wien, Stockholm und Kopenhagen dadurch anerkannt, daß sie dem erst 35 Jahre zählenden Reisenden ihre goldene Medaille verliehen. Nun kommt aber soeben die Kunde, daß Hedin plötzlich wieder abreisen will in dieselben unermeßlichen Gebiete, in denen er eben erst harte, abenteuerliche Kämpfe mit Eis-, Sand- und Steinwüsten bestanden hat. Er hat großartige Entdeckungen gemacht, die ihn in die erste Reihe der Forschungsreisenden, neben Nansen und Nordenskiöld, neben Stanley und Nachtigal stellen. Was ihn noch einmal auf drei Jahre in diese Gebiete treiben mag? Sein Werk „Durch Asiens Wüsten“ wird vielleicht Aufschluß geben. Für die neue Reise gibt ihm Zar Nikolaus II. einige seiner Kosaken mit. Das in zwei stattlichen Bänden oder in 36 Lieferungen erscheinende Werk (geb. 20 M.) wird reich mit Abbildungen, sowie mit Chromotafeln und Karten ausgestattet sein. Bei Erscheinen werden wir unsern Lesern einen interessanten Abschnitt als Probe vorführen können.

Denksprüche.

Wenn dem Menschen nicht immer etwas theurer ist, als das Leben, so ist das Leben nicht viel werth. — Seume.

* * *

Bei deinem Heil wirf Ehrfucht von dir!
Die Sünde hat die Engel selbst bethört,
Wie frommte sie dem Menschen, Gottes Bilde!
— Shakespeare.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 124. Freitag, den 2. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

16 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Es ist besser, Du ernährst Dich ohne zu arbeiten," entgegnete Herr von Schwarz kalt. „Ich mag nicht arbeiten, und Du wirst es auch nicht wollen. Du möchtest gern Juris studiren, aber Du hast kein besonderes Talent dazu; Du wirst es nie weit darin bringen."

„Wenn ich dreitausend Mark jährlich damit verdienen kann, bin ich zufrieden," sagte Rudolf bitter.

„Ich habe Dich kommen lassen, Rudolf, um Dein und mein Glück zu machen. Eine große Aussicht eröffnet sich Dir, und Du kannst einer der reichsten Männer in Deutschland werden, wenn Du Vernunft annehmen willst. Du mußt aber meinem Befehle Folge leisten."

„Das kann ich nicht eher versprechen, als bis ich weiß, was Du von mir forderst," sagte der Sohn, während er düster drein blickte. „Ich habe keine Neigung für Deine Lebensweise, Vater; ich will kein Spieler werden — nicht um alles in der Welt!"

„Lehne nicht eher ab, als bis Du weißt, was man von Dir will!" entgegnete der Vater barsch. „Denke nicht, daß ich Deine schönen Grundsätze anfechten will, indem ich einen Spieler aus Dir mache. Ich bin kein Spieler von Profession. Das Spiel, welches ich für Dich in Aussicht habe, ist leicht, wenn Du nur etwas Geschick dazu hast."

„Ist es auch ein ehrenhaftes Spiel?" rief Rudolf schnell aus.

„Gewiß! Ich würde Dir nichts Unehrenhaftes vorschlagen, Dir, der so viel Sinn für Ehre hat," erwiderte sein Vater mit spöttischem Nachdrucke.

„Was wünschest Du denn, das ich thun soll?" fragte Rudolf.

„Du bist jung, schwärmerisch, hübsch und wohlerzogen, sagte Herr von Schwarz, ohne auf seines Sohnes Frage zu achten; „kurz, Du passest zu dem Plane, den ich im Sinne habe. Ich hatte beabsichtigt, Dich einen Beruf erlernen zu lassen, aber wenn Du mir folgst, wirst Du es nicht nöthig haben, und willst Du es nicht, dann kannst Du zum Teufel gehen! Deine Armuth hat Dir wohl jetzt diese niedrig geborene kleine Musiklehrerin aus dem Kopfe getrieben?"

„Was hat sie mit Deinem Vorschlage zu thun?"

„Nichts," erwiderte der Vater. „Ich will nur die Gewißheit haben, daß Du sie ganz los bist. Du sagst, Du leidest Noth? Nun, wenn Du mir feierlich versprichst, daß Du Dich meiner Leitung überlassen willst, dann werde ich Dir heute noch fünfhundert Mark vorstrecken, damit Du Deine Garderobe erneuern lassen und irgend andere Wünsche befriedigen kannst."

Rudolf's Augen strahlten vor freudiger Erwartung.

„Sprich!" sagte er dann ungeduldig. „Ich bin schrecklich arm. Sprich!"

Herr von Schwarz lachte wieder leise, da er sich über seines Sohnes Gemüthsverfassung freute.

„Hast Du das Schloß Engelbert gesehen, als Du hierher kamst?" fragte er mit scheinbarer Gleichgiltigkeit.

„Ja, ich habe es gesehen," lautete die Antwort. „Es ist herrlich!"

„Wie würde es Dir gefallen, Herr dieses Schlosses zu werden?" fragte der Vater.

Rudolf starrte seinen Vater mit weitgeöffneten Augen ungläubig an.

„Du hältst mich zum Narren," sagte der junge Mann niedergeschlagen.

„Ich spreche im Ernste. Der Besitzer des Gutes Engelbert ist ein junges Mädchen, das heute aus der Schule kommt. Sie hat in ihrer Schule in Frankreich ein wahres Nonnenleben geführt und kennt noch keinen jungen Mann. Sie wird sofort von Werbern umgeben sein, und derjenige, der zuerst kommt, hat die beste Gelegenheit, sie zu gewinnen. Ich will haben, daß Du Dich um ihre Liebe bewirbst und sie heirathest."

Rudolf von Schwarz erbleichte.

Dieser Vorschlag überwältigte ihn beinahe; er erschien ihm wunderbar.

„Ich war erstaunt, daß Du Dich hier in Torgelow befindest, Vater," sagte er. „Du bist wohl hier, weil

Du selbst eine Absicht auf diese junge Erbin hast? Kennst Du sie?"

„Nein, aber ich kenne ihre Stiefmutter, welche die Vormundschaft über sie hat," erklärte Herr von Schwarz. „Erinnerst Du Dich noch der schönen Wittwe, der Frau Hartwig, die Du im Theater gesehen hast, als Du mit mir gingst? Sie heirathete den Baron Engelbert. Er starb voriges Jahr in Tirol und hat ihr ein ansehnliches Vermögen ausgesetzt. Kurz, Rudolf, ich bin mit der Baronin Engelbert verlobt, und die Hochzeit wird im Oktober stattfinden. Geh' und gewinne die junge Baronesse Engelbert!"

Rudolf wurde noch bleicher als zuvor, und seine Stimme klang heiser, als er fragte:

„Und dies ist also Dein Plan, um mich reich zu machen?"

„Ja," antwortete der Vater.

Rudolf hatte es schwer gefunden, zu arbeiten und noch schwerer, seine Arbeit zu verwerthen. Alle Bitterkeiten und Mühseligkeiten seines Looses stiegen in ihm auf; sie bildeten einen schreienden Kontrast mit dem Glanze und der Schönheit, mit denen der begünstigte Liebhaber der jungen Marie von Engelbert umgeben sein würde.

Er erhob sich von seinem Platze und schritt hastig im Zimmer auf und ab, während ein Ausdruck schrecklicher Qual und noch heftigeres Verlangen in seinen Augen zu lesen war.

Sein Vater beobachtete ihn verstohlen, wie die Katze eine Maus beobachtete. Es war nothwendig für seine Pläne, daß sein Sohn Marie von Engelbert heirathen solle, und er war sanguinisch genug, um zu denken, daß er diese Heirath zustande bringen würde.

„Nun?" fragte er, da er des schnellen und hastigen Auf- und Abgehen seines Sohnes müde war. „Was sagst Du dazu?"

„Es ist unmöglich," erwiderte Rudolf kurz, „ganz unmöglich!"

„Weshalb denn, wenn ich fragen darf?" fragte sein Vater sanft, obwohl er etwas die Stirn runzelte.

„Weil — weil — die junge Dame kann ja eine andere Neigung haben! Ich kann sie nicht des Geldes wegen heirathen, — ich kann Lieschen nicht aufgeben!" stotterte Rudolf.

„Die — die junge Person, welche Klavierstunden gibt? Ich glaube von Dir vernommen zu haben, daß sie die Tochter eines Gemüsehändlers ist," entgegnete der Vater. „Und Du ziehst sie einer reichen jungen Dame, einer Baronesse Engelbert vor? Für einen jungen Mann, der so erzogen ist wie Du, ist das ein merkwürdiger Geschmack. Was hat denn dieses Lieschen, das Du nicht aufgeben willst, für Reize? Ist sie so schön?"

„In meinen Augen ist sie schön."

„Was so viel heißt, daß niemand anders sie schön findet," erwiderte Herr von Schwarz. „Die Schönheit, welche durch die Brille der Liebe gesehen werden muß, ist häßlich für alle, nur nicht für den Geliebten. Von niederer Geburt, mit einem Haufen armer, ungebildeter Verwandten, häßlich, wie Du selber eingestehst, — was für eine brillante Partie würde sie für den Sohn des Herrn von Schwarz sein."

„Sie hat gar keine Verwandte, ausgenommen eine Großtante, deren Namen sie nicht kennt und die wahrscheinlich nichts von ihrer Existenz weiß."

„Ich will wissen, ob Du Marie von Engelbert heirathen und reich sein oder ob Du Dein Lieschen heirathen und verhungern willst! Wenn Du dies für Dich wählst, wirst Du es auch für Lieschen wählen. Bei Deinen hochfliegenden Ideen über Ehre wundere ich mich, daß Du dieses Mädchen eine Ehe eingehen lassen willst, die nur ein langsamer Tod für sie sein wird."

Ein tiefes Stöhnen entschlüpfte der Brust des jungen Mannes.

Er rang die Hände, und das Geheimniß seiner Vermählung lag ihm auf der Zunge; doch er wagte nicht zu sprechen. Er hatte große Scheu vor seinem Vater, und außerdem hoffte er von ihm Hilfe zu erlangen.

„Ich kann sie nicht aufgeben," sagte er leise. „Ich bitte Dich, Vater, hilf mir auf irgend einer Weise, und laß mich gehen! Ich weiß, Du bist nicht reich, aber Du hast Einfluß; Du könntest mir bei der Regierung eine Anstellung verschaffen. Vater, sei barmherzig, hilf mir und laß mich meiner Wege gehen!"

„Bei Gott, ich will nicht," antwortete der Vater rauh. „Wenn Du nicht von dem Mädchen läßt, dann sollst Du nicht einen Pfennig von mir haben, und eine Empfehlung gebe ich Dir niemals; das schwöre ich Dir!"

Herr von Schwarz äußerte die letzten Worte in solch unerbittlichem Tone, daß Rudolf erbleichte; er wußte, daß eher der Himmel einstürzen, als daß sein Vater sich erweichen lassen würde.

Verzweiflung erfaßte ihn, und er rang die Hände, als er ausrief:

„Ich kann nicht von ihr lassen, Vater! Verstoße mich, wenn Du willst, verfluche mich, aber — Lieschen ist meine Gattin!"

(Fortsetzung folgt.)

Cecil Rhodes.

Wer ängstlich ist, verlangt den zehnten Theil von dem, was er haben möchte; wer kühn ist, fordert das Doppelte vom Normalwerth und ist mit der Hälfte zufrieden.

Mit diesen Worten des klugen Weltweisen Querkopf Wilson, einer seiner originellsten Gestalten, leitet Mark Twain in seiner „Reise um die Welt"*) das fünfzehnte Kapitel ein, in dem er auch auf Cecil Rhodes zu sprechen kommt. Gerade jetzt, wo der so schnöde verkannte, nunmehr aber glücklicher Weise zur rechten Zeit entdeckte Freund und Förderer deutscher Interessen dem erstaunten deutschen Michel zuerst die Mütze und dann desto sicherer das Fell über die Ohren zu ziehen im Begriffe ist, dürfte nicht ohne Reiz sein, die kleine Skizze weiterzugeben, in der Mark Twain den afrikanischen Spekulanten uns vorstellt.

Ueber Mark Twains Humor ist kein Wort zu verlieren; Philister, Pedanten und höhere Töchter mögen ihn nicht, verstehen ihn auch nicht; wer aber über die Reise „autor de sa chambre" hinausgekommen ist und weiß, daß hinter der Straße, in der er wohnt, auch noch Menschen leben, der wird gern zur Lektüre dieses Mannes greifen und, wenn er das Buch aus der Hand legt, sicher das eine oder andere gefunden haben, was ihn anspricht. In dem erwähnten Kapitel spricht der Verfasser über Sydney, wie es dort aussieht, wie man dort lebt und am angenehmsten die Zeit verbringt. Eins der vielen Mittel dazu ist der Haifischfang, der dort nicht bloß sportsmäßig, sondern als Erwerbszweig zum Lebensunterhalte betrieben wird, denn die Regierung zahlt für jeden gefangenen Haifisch je nach seiner Größe eine bestimmte Prämie. Werthvoller jedoch als diese ist nicht selten der Inhalt des Magens, der dem glücklichen Fänger eines solchen menschenfressenden Raubfisches verbleibt. Schicken wir noch voraus, daß der schnellste Dampfer mit der Geschwindigkeit des Haifisches, der in allen Meeren sich herumtreibt und fast alle Küsten auf seiner rastlosen Wanderschaft besucht, sich nicht zu messen vermag, so können wir dazu schreiten, Mark Twains Geschichte, „die noch nie zuvor in Druck erschienen ist", weiter zu erzählen. Se non è vera, e ben trovate — aber charakteristisch für ihren Helden ist sie immerhin. Lassen wir den Verfasser selbst reden.

„Im Jahre 1870 kam ein junger Fremdling nach Sydney und begann alsbald eine Beschäftigung zu suchen; aber er kannte Niemand, hatte auch keine Empfehlungsbriefe und bekam daher keine Arbeit. Zuerst wollte er ziemlich hoch hinaus, aber als die Zeit verging und sein Geld mehr und mehr zusammenschmolz, nahmen auch seine Ansprüche ab. Schließlich würde er gern jede Dienstleistung übernommen haben, um nur sein tägliches Brod und ein Obdach zu finden; aber das Glück war ihm abhold, nirgends wollte sich eine Aussicht eröffnen. Endlich war auch sein letztes Geld ausgegeben; er irrte den ganzen Tag und die folgende Nacht auf den Straßen umher und zerbrach sich den Kopf, was er anfangen sollte. Alles Denken war umsonst, es fiel ihm nichts ein und sein Hunger wuchs von Stunde zu Stunde. In der Morgendämmerung schweifte er ziellos außerhalb der Stadt am Hafen umher und sah einen Schiffer schlaftrunken am Ufer sitzen. Als er an ihm vorüberkam, blickte der Mann auf und rief ihm zu:

„Heda, junger Bursche, nehmt einmal meine Angel ein Weilchen, vielleicht bringt mir das Glück."

„Wenn's Euch aber Unglück brächte?"

„Das glaub' ich kaum. Schlimmer, wie's heute Nacht gewesen ist, kann's so wie so nicht werden. Also versucht's nur getrost."

„Gut, es gilt. Aber was bekomme ich dafür?"

„Den Haifisch, wenn Ihr einen fangt."

„Einverstanden! Ich glaub', ich würde ihn verzehren sammt allen Gräten. Her mit der Angel!"

„Da habt ihr Alles. Jetzt geh' ich eine Strecke weiter, um Euch den Fang nicht zu verderben, denn ich weiß aus Erfahrung — oho! zieht die Leine ein, rasch, rasch! ein Fisch hat angebissen. Hab' mir's doch gleich gedacht! Sobald ich Euch zu Gesicht bekam, wußt' ich, daß Ihr ein Glückskind seid. Nun, da haben wir ihn ja — am Land ist er!"

Es war ein ungewöhnlich großer Hai, wohl neunzehn Fuß lang, wie der Fischer sagte, während er dem Thiere den Bauch aufschnitt.

„Nehmt nur Alles heraus, junger Mann; es finden sich da manchmal Dinge, die gar nicht zu verachten sind. Ich will einstweilen einen neuen Köder aus dem Korbe holen und dann versuchen, ob mir das Glück jetzt um Euretwegen günstig ist."

Als der Fischer wiederkam, hatte sich der Fremde eben die Hände gewaschen und schickte sich an, zur Stadt zurückzukehren.

„Was, Ihr wollt gehen?"

„Ja; lebt wohl!"

„Aber wie wird's mit dem Haifisch?"

„Was soll mir der Fisch nützen?"

---

*) Meine Reise um die Welt. Von Mark Twain. Autorisirt. Deutsch von Margarethe Jacobi. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz, 1898. 8°. IV, 478 S. Preis broch. M. 5.—

„Viel, sehr viel. Ihr seid mir der Rechte! Wißt Ihr denn nicht, daß die Regierung Euch achtzig Schilling Belohnung dafür zahlt? In klingender Münze. Na, was sagt Ihr dazu?"

„Laßt Euch das Geld auszahlen."

„Und soll ich's behalten? He?"

„Jawohl!"

„Na, Ihr gefallt mir. Seid so 'ne Art Sonderling, wie mir scheint. Ja, ja, man kennt den Vogel nicht immer an den Federn. Eure Kleider sehen recht schäbig aus, und doch müßt Ihr reich sein."

„Das bin ich auch."

In tiefen Gedanken schritt der junge Mann langsam zur Stadt zurück. Einen Augenblick blieb er vor dem besten Restaurant stehen; aber er sah seine Kleider an, ging vorüber und ließ sich in der nächsten Schenke ein Frühstück geben. Es war sehr reichlich und kostete fünf Schillinge. Er zog ein Goldstück heraus, und als es gewechselt war, warf er einen Blick auf das Silbergeld und murmelte: „Zum Einkauf von Kleidern reicht es doch nicht."

Um halb zehn Uhr saß der reichste Wollmakler in Sydney daheim im Wohnzimmer; er hatte seinen Morgenimbiß eingenommen und sich eben in die Zeitung vertieft. Da steckte ein Diener den Kopf herein.

„Vor der Thür steht ein Sonnenbruder, Herr, und fragt nach Ihnen."

„Was fällt Dir ein, mir mit solchem Anliegen zu kommen; schick' ihn fort."

„Ich hab's versucht, aber er will nicht gehen."

„Was — er weigert sich — das ist sonderbar. Entweder muß er verrückt sein, oder — ein ungewöhnlicher Mensch. Ist er verrückt?"

„Nein, Herr, danach sieht er nicht aus."

„Hat er denn gesagt, was er von mir will?"

„Nur, daß er Sie in einer wichtigen Angelegenheit sprechen muß."

„Und fortgehen will er nicht? Hat er das gesagt?"

„Ja, er versichert, er bliebe an der Thür stehen, bis er Sie zu sehen bekommt, und wenn's den ganzen Tag dauern sollte."

„Na, wenn er wirklich nicht verrückt ist, so laß ihn herauf kommen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine häßliche Szene gab es dieser Tage in dem Hause des in der Rue de Pascal wohnenden Kaufmannes Aristide T. in Paris. Das Ehepaar gab anläßlich der zehnten Wiederkehr seines Hochzeitstages ein opulentes Souper, zu dem man ein halbes Dutzend alter Freunde mit ihren Gattinnen eingeladen hatte. In aller Eintracht war man bis zum Dessert gelangt. Während Früchte und Näschereien herumgereicht wurden, sollte althergebrachter Sitte gemäß jeder Festtheilnehmer ein kleines Liedchen vortragen. Eine der anwesenden Damen, eine Mme. K., die über eine kräftige Kontraaltstimme verfügt, erntete enthusiastischen Beifall. Die Gastgeberin, der die mit Schmeicheleien überschüttete Sängerin schon seit längerer Zeit ein Dorn im Auge war, ärgerte sich dermaßen über den Triumph der Verhaßten, daß sie in ihrer Erregung vom Tische aufstand und erklärte, Mme. K. sänge wie ein alter „Tambour". Die Beleidigte quittirte für die Eloge mit gleicher Münze und bald geriethen beide Damen in einen solchen Paroxismus von Wuth, daß sie sich wie zwei Megären aufeinanderstürzten und mit Fäusten und Füßen bearbeiteten. Die Gatten der Kämpfenden nahmen jeder die Partei seiner Ehehälfte. Auch die Gäste hatten keine Lust, unthätig dem erhebenden Schauspiel zuzusehen und, sich je nach ihren persönlichen Sympathien und Abneigungen auf diese oder die andere Seite stellend, griffen herzhaft mit ein. Gläser, Porzellangeschirr, Silberzeug dienten als Waffen resp. Geschosse. Scheiben wurden zertrümmert, Stühle und Tische umgeworfen, und schließlich eilten auf den wüsten Lärm die Hauswächter und die Nachbarn herzu. Fünf schleunigst herbeigeholte Polizisten machten der Prügelei ein Ende. Es war aber auch die höchste Zeit. Monsieur T. hatte mit einer schweren Karaffe einen Schlag auf den Kopf bekommen und lag mit gebrochenem Schädel auf dem Fußboden; einem Herrn A. war die Kinnlade zerschlagen und einer „Dame" die Schulter ausgerenkt. Die beiden Feindinnen waren längst bewußtlos niedergesunken, und alle übrigen Anwesenden trugen mehr oder minder schwere Verletzungen davon. Der größte Theil der fidelen Gesellschaft mußte sofort in das L'hôpital de la Charité geschafft werden, der Rest marschirte mit zum Polizeibureau. Selbstverständlich wird die Sache für die Betheiligten noch ein recht unangenehmes gerichtliches Nachspiel haben.

Denkspruch.

Es gibt im Leben Augenblicke,
Wo sich der Himmel von dem Menschen wendet
Und ihn den finstern Mächten überläßt.
Wer dann nicht Kraft hat, auf sich selbst zu bau'n,
Der ist gewiß für alle Zeit verloren.

Bahrdt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Cron. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 125. Samstag, den 3. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

17 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Herr von Schwarz war einen Augenblick wie betäubt; dann bedeckte eine dunkle Röthe sein Gesicht, und seine Augen leuchteten verhängnißvoll.

„Deine Gattin? Deine Gattin?" murmelte er, kaum wissend, was er sprach.

„Ja, sie ist meine Gattin!" wiederholte Rudolf, indem seine Stimme Festigkeit gewann. „Ich habe sie vor drei Monaten geheirathet. O Vater —"

„Schweig'!" rief Herr von Schwarz. „Du hast das Mädchen geheirathet? Das will ich nicht glauben! Hast Du einen Trauschein?"

„Ja; hier ist er," sagte Rudolf und zog ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Brieftasche. „Lies ihn, und Du wirst sehen, daß ich Dir die Wahrheit gesagt!"

Herr von Schwarz nahm das Papier und überflog es nachdenkend, während die dunkle Röthe noch immer sein Gesicht bedeckte.

Als er geendet, zerriß er den Trauschein langsam in kleine Stücke.

Rudolf stieß einen Schrei aus und sprang vorwärts, um das werthvolle Dokument zu erfassen, aber sein Vater winkte mit befehlender Geberde ab.

„Armer Narr!" sagte Herr von Schwarz dann. „Deine Heirath würde durch die Vernichtung dieses Papiers nicht ungültig werden, wenn sie gültig wäre. Sie ist aber nicht gültig!"

„Sie ist nicht gültig?" rief Rudolf.

„Nein," erwiderte sein Vater. „Du und das Mädchen seid beide unmündig. Eine Heirath von Unmündigen ohne Einwilligung der Eltern und Vormünder ist nicht bindend. Das Mädchen ist nicht Deine Gattin!"

„Sie ist aber meine Gattin! Wir sind in der Kirche getraut worden —"

„Das macht die Heirath noch nicht bindend," erwiderte Herr von Schwarz. „Sie hatte niemand, den sie um die Einwilligung hätte fragen müssen; aber Du hast Dich ohne meine Einwilligung verheirathet, und dieser Umstand macht die Heirath ungültig. Doch noch mehr als das! Du hast Dich für mündig ausgegeben, indem Du Dein Geburtsjahr in Deinem Taufschein geändert hast. Weißt Du, welche Strafe darauf folgt?"

Der junge Mann sah betroffen drein.

„Wer würde mich denn gerichtlich verfolgen lassen?" fragte er.

„Ich!" antwortete Herr von Schwarz. „Ich werde Dir jetzt die Wahl zwischen zwei Dingen lassen. Du kannst der Baronesse Engelbert den Hof machen und sie heirathen und ein angesehener Mann werden; weigerst Du Dich jedoch, so werde ich Dich wegen Urkundenfälschung anzeigen; dann kommst Du ins Gefängniß und das Mädchen wird gebrandmarkt. Also wähle!"

Herr von Schwarz sprach im Ernste, und Rudolf wußte das auch.

Der junge Mann schauderte und zitterte; dann bat er in verzweifeltem Tone um Erbarmen; doch sein Vater blieb taub gegen sein Angstgeschrei.

„Du hast meinen Entschluß gehört," sagte Herr von Schwarz kalt; „ich werde ihn nicht ändern."

Rudolf stöhnte in seiner Verzweiflung.

„Nun, wie lautet Deine Antwort?" fragte Herr von Schwarz.

Der arme junge Mann ließ sich nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Er hatte schreckliche Angst, und die Schwäche seines feigen, obwohl sonst edlen Charakters schien jetzt verhängnißvoll für ihn zu werden.

„Ich — ich weiß nicht!" hauchte er. „Ich muß Bedenkzeit haben. Es ist alles so merkwürdig, so schrecklich!"

„Du kannst es Dir einen ganzen Tag überlegen," sagte sein Vater. „Ich habe hier ein Zimmer für Dich gemiethet. Ich will es Dir zeigen, und Du kannst es Dir dann in der Einsamkeit überlegen."

Herr von Schwarz erhob sich und führte seinen Sohn den Korridor entlang nach einem Zimmer, das die Aussicht nach der Straße hatte.

Dann verließ er ihn.

Der arme Rudolf! Ganz schwach und verzweiflungsvoll schloß er die Thür zu, warf sich auf die Kniee und schluchzte jämmerlich.

„Was soll ich thun? Was kann ich thun?" stöhnte er. „Sie ist nicht meine Gattin? Mein armes Lieschen! Und ich bin ganz hüflos in den Händen meines Vaters. Ich werde nachgeben müssen — das fühle ich — das weiß ich! Ich wollte, ich wäre todt! O mein armes, beklagenswerthes Lieschen!"

10. Der Empfang.

Die Rückkehr der jungen Erbin von Engelbert ins Vaterhaus war ganz anders, als es sich ihr Vater ausgedacht.

Kein Anzeichen von einer Festlichkeit, kein Tanzen auf dem Rasen, keine Blumenguirlanden, kein freudiges Willkommen.

Der Wagen, in welchem Marie von Engelbert und Frau Altmann fuhren, lenkte ruhig in das Parkthor ein und hielt dort eine Weile, während Marie mit dem Portier sprach, dessen sie sich noch recht gut erinnerte; dann setzte er langsam seinen Weg durch die lange, schattige Allee fort bis zum Hause hin.

Marie blickte umher.

Der schöne grüne Rasenpatz mit seinen sonnigen und schattigen Stellen, der nahe daran grenzende Park mit den scheuen Rehen, die zum Drahtgitter kamen, das den Park von dem Rasenplatze trennte, der Duft des Blumengartens — alles dies war ihr unaussprechlich angenehm, nachdem sie so viele Jahre von ihrem Heim abwesend war.

„Wieder zu Hause!" murmelte sie. „Obwohl diejenigen, welche es mir zum theuersten Fleckchen auf Erden gemacht, nicht mehr hier sind, ist es doch mein Heim. Kein Ort hat größere Reize für mich, als dieser."

Der Wagen war jetzt vor das Thor gefahren, und die beiden Damen stiegen aus.

Frau Altmann ging voran nach dem Hause, und Marie folgte ihr mit heftig pochendem Herzen.

Die große Vorhalle war nicht mit Blumen oder grünen Zweigen dekorirt. Die Dienstleute waren hier nicht versammelt, obwohl Marie sich nach ihnen umsah und sehr enttäuscht war, als sie dieselben vermißte.

Die meisten Dienstboten waren so viele Jahre lang im Schlosse Engelbert, und Marie betrachtete sie als ihre alten Freunde.

Der Tafeldecker und die Wirthschafterin hatten den Wunsch gehegt, sämmtliche Dienstboten im großen Vorsaale versammeln zu lassen, um ihre junge Herrin zu begrüßen; doch als die Baronin Engelbert von ihrem Vorhaben hörte, hatte sie es mit schroffen Worten verboten und die Bemerkung gemacht, daß die Baronesse Engelbert erst nach ihrer Mündigkeitserklärung Herrin sein würde.

Also blieb dem Tafeldecker und der Wirthschafterin nichts übrig, als ihren Unwillen darüber zu unterdrücken und sich dem Befehle der Baronin zu fügen.

Frau Altmann riß die Thür des Gesellschaftszimmers mit ausgesuchter Höflichkeit auf und sagte:

„Bitte treten Sie ein, Baronesse, und machen Sie es sich bequem, während ich die Baronin Engelbert von Ihrer Ankunft benachrichtige."

„Ich bin kein Gast in meinem eigenen Hause und will auch nicht als solcher behandelt werden," sagte Marie ruhig. „Meine Zimmer sind doch wohl bereit, und ich will sogleich hinaufgehen. Ich werde klingeln."

„Ich weiß nicht genau, welche Zimmer die Frau Baronin für Sie bereit zu machen befohlen hat," entgegnete Frau Altmann zögernd.

„Ich werde wieder meine alten Zimmer in Besitz nehmen, einerlei, welche Zimmer bereit gemacht worden sind!" sagte Marie stolz.

Ihre Wangen glühten vor Zorn über diesen merkwürdigen Empfang.

Sie hatte nicht den Wunsch gehegt, so feierlich empfangen zu werden, wie ihr Vater beabsichtigt hatte; aber sie hatte ja wie eine Fremde das Haus betreten, war von Niemand empfangen und begrüßt worden.

Marie wendete sich weg, um die Treppe hinaufzugehen, blieb aber auf der untersten Stufe stehen, da sich eine Thür am andern Ende des Korridors öffnete und die Wirthschafterin mit ausgebreiteten Armen auf sie zueilte.

„O meine liebe Baronesse Marie!" rief die Frau freudig aus. „Willkommen in Ihrem Hause! Wie Sie gewachsen sind! Wie groß, schön und lieblich sind Sie geworden!"

„Liebe alte Hopfe!" rief Marie, die Frau mit mädchenhaftem Ungestüm umarmend. „Mir kam es schon vor, als ob ich ein fremdes Haus betreten hätte. Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen!"

Frau Altmann blickte mit Widerwillen auf diese kleine Szene und eilte dann hinauf in die Zimmer der Baronin Engelbert.

(Fortsetzung folgt.)

Cecil Rhodes.

(Schluß.)

Der Sonnenbruder trat ein. „Nein, der ist bei Sinnen," dachte der Makler, „das sieht man auf den *ersten* Blick. Also muß er kein gewöhnlicher Mensch sein. Sagen Sie 'mal, mein Lieber," fügte er laut hinzu, „was wollen Sie eigentlich? Aber rasch, ohne unnütze Worte, ich habe keine Zeit zu verlieren."

„Ich möchte Sie bitten, mir 100 000 Pfund zu leihen."

„Himmel! (Es ist ein Irrthum — er muß doch verrückt sein. Nein, unmöglich — mit solchen Augen!) Das versetzt einem ja den Athem! Wer sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„Jemand, den Sie nicht kennen."

„Und Sie heißen?"

„Cecil Rhodes."

„Nein, den Namen habe ich noch nie gehört. Aber, sagen Sie mir doch, nur wegen der Merkwürdigkeit — wie kommen Sie darauf, sich mit Ihrem seltsamen Verlangen an mich zu wenden?"

„Weil ich die Absicht habe, innerhalb der nächsten sechzig Tage hunderttausend Pfund für Sie und ebensoviel für mich zu machen."

„Wahrhaftig! Sehr außergewöhnlich — da möchte ich doch — setzen Sie sich — was Sie sagen, interessirt mich — nicht Ihr Plan, nein, aber Sie selbst. Es liegt etwas Bestrickendes in Ihrem Wesen, so ein angeborenes — ich weiß nicht recht, wie ich es nennen soll — das aus Ihnen spricht. Also — wenn ich Sie recht verstehe — so haben Sie den Wunsch —"

„Ich sagte — die Absicht."

„Jawohl, aber warten Sie, ich will erst ein wenig im Zimmer umhergehen — Sie haben mich überrascht — und scheinen gar nicht aufgeregt — ich will suchen mich zu beruhigen. — — — So, nun kann mich nichts mehr aus der Fassung bringen. Heraus mit Ihrem Plan — reden Sie!"

„Ich will den diesjährigen Wollertrag kaufen — mit sechzigtägiger Lieferungsfrist."

„Was — den ganzen Ertrag?"

„Ja, die sämmtliche Wolle."

„Unsinn! Wissen Sie denn, auf welche Summe sich das belaufen wird?"

„Auf zwei und eine halbe Million Pfund Sterling, vielleicht noch etwas mehr."

„Da sind Sie recht berichtet. Und wissen Sie auch, wiviel das Sicherheits-Depositum auf sechzig Tage betragen würde?"

„Gerade hunderttausend Pfund, welche ich von Ihnen borgen will."

„Die Rechnung stimmt. Meiner Treu, ich wollte, Sie hätten das Geld, nur zur Befriedigung meiner Neugier. Was würden Sie denn damit anfangen?"

„Ich werde damit in sechzig Tagen zweihunderttausend Pfund gewinnen."

„Das heißt, Sie möchten das thun, wenn —"

„Ich werde es thun."

„Sie sprechen ja mit ganz wunderbarer Bestimmtheit. Man sagt, das läßt auf einen klaren Kopf schließen. Ich fange wirklich an, es nicht für ganz unmöglich zu halten, daß Sie einen vernünftigen Zweck im Auge zu haben meinten, als Sie hier in dies Ihnen völlig fremde Haus kamen mit dem ausfahrenden Plan, die Wollschur der ganzen Kolonie auf Spekulation zu kaufen. Reden sie nur dreist heraus — Sie erschrecken mich nicht — ich bin jetzt auf Alles gefaßt. Weshalb wollen Sie die Wolle kaufen? Und weshalb glauben Sie dabei eine so große Summe gewinnen zu können?"

„Ich glaube es nicht — ich weiß es."

„Aber woher sind Sie denn Ihrer Sache so gewiß?"

„Weil Frankreich an Deutschland den Krieg erklärt hat, und der Preis der Wolle in London vierzehn Prozent in die Höhe gegangen ist und noch steigt."

„Wirklich meinen Sie? Da sind Sie doch sehr im Irrthum. Sie dachten wohl, ich würde vom Donner gerührt sein bei Ihrer Nachricht? Fehlgeschossen, mein Bester. Da, lesen Sie die Morgenzeitung. Das schnellste Schiff unserer Flotte ist gestern Abend um 11 Uhr eingetroffen. Vor fünfzig Tagen hat es London verlassen und bringt alle neuesten Nachrichten. Nirgends läßt sich eine Kriegswolke sehen und was die Wolle betrifft, so ist sie der flaueste Artikel auf dem ganzen englischen Markt. Nun, was haben Sie dagegen einzuwenden? Warum sitzen Sie in solcher Gemüthsruhe da, wenn —"

„Weil ich spätere Kunde habe."

„Spätere Kunde? Unmöglich! Die unsere ist in fünfzig Tagen brühsiedeheiß aus London gekommen mit dem —"

„Meine Nachricht ist zehn Tage alt."

„Das klingt ja nach Münchhausen. Wo kommt sie denn her?"

„Aus dem Bauche eines Haifisches."

„Da hört denn doch alles auf! Soll ich die Polizei rufen — mein Schießgewehr holen — die ganze Stadt in Aufruhr bringen? Sie reden im Wahnsinn; alle Irrenhäuser der Welt müssen in Ihrer Person —"

„Setzen Sie sich und nehmen Sie Vernunft an. Wozu solche Aufregung? Warten Sie doch erst, ob ich

meine Behauptung beweisen kann, ehe Sie mich einen Narren schelten."

„O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung; im Grunde ist es ja gar keines Aufhebens werth, wenn man einen Haifisch nach England schickt, um den Marktbericht zu holen — — — was schreiben Sie denn da?"

„Ich bin gleich fertig; nur ein paar Zeilen: Meine Aussage in Betreff des Haifisches nebst einigen anderen Dingen. So, nun setzen Sie Ihren Namen darunter.

„Lassen Sie doch sehen — Sie behaupten — wahrhaftig, das ist interessant. Wenn Sie mir die Beweise liefern, sollen Sie das Geld haben, meinetwegen die doppelte Summe, und wir theilen den Gewinn. Wo ist denn die Nummer der zehn Tage alten Londoner „Times"? Zeigen Sie mir doch das Blatt!"

„Da, sehen Sie her — auch diese Knöpfe und das Tagebuch haben dem Manne gehört, den der Haifisch verschlungen hat. Wahrscheinlich trug sich das Unglück in der Themse zu, denn die letzte Notiz hier ist aus London, vom selben Datum, wie die Nummer der „Times" — da steht's: „Der Krieg ist erklärt, ich reise noch heute nach Deutschland ab, um mein Leben auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen." Das heißt, der brave Mensch wollte in den Kampf ziehen, aber er kam nicht weit; ehe der Tag zu Ende war, verschlang ihn der Haifisch."

„Schade um ihn. Aber wir wollen den Mann ein andermal beklagen; jetzt haben wir dringendere Geschäfte. Ich will gleich unter der Hand alles in Bewegung setzen und die Wolle kaufen. Das wird die niedergeschlagenen Gemüther unserer Händler einstweilen wieder aufrichten. Freilich nur vorübergehend, aber nichts ist ja von Dauer in dieser Welt. Wenn sie nach sechzig Tagen die Waare abliefern müssen, werden sie nicht wissen, wie ihnen geschieht und meinen, der Blitz hätte sie getroffen. Aber das läßt sich nicht ändern, und wir haben dann immer noch Zeit, mit ihnen zu trauern. Kommen Sie nur jetzt zu meinem Schneider. Wie war doch schon Ihr Name?"

„Cecil Rhodes."

„Der ist schwer zu behalten. Aber wenn Sie am Leben bleiben, werden Sie noch dafür sorgen, daß alle Welt ihn kennt. Es gibt dreierlei Menschen — gewöhnliche, außergewöhnliche und verrückte. Ich hoffe nicht fehl zu gehen, wenn ich Sie zu den außergewöhnlichen zähle."

Das Geschäft gelang und verschaffte dem jungen Fremdlinge das erste Vermögen, womit er seine Taschen füllte." -g.

Aus der Welt der Technik.

— Enthält der Blitz Röntgenstrahlen? Diese Frage hatte ein Stabsarzt in Freiburg i. Br. jetzt beantwortet, nachdem er zwei Jahre hindurch Versuche in folgenderweise angestellt hatte. Es wurden photographische Platten in drei Lagen dichtes, schwarzes Papier eingesiegelt und der Gelatineseite entsprechend auf die Mitte jeder Platte eine dicke Silbermünze durch einen Papierstreifen unbeweglich befestigt; die Münze von der Gelatineschicht selbstverständlich getrennt, da sich sonst Metallwirkungen einstellen würden. Bei sämmtlichen Gewittern, ebenso bei bloßem Wetterleuchten, wurden die Platten, mit der empfindlichen Schicht gegen die Wolken gekehrt, unmittelbar hinter einer Fensterscheibe der Blitzwirkung ausgesetzt; gegen sonstige Lichteinflüsse wurden die Platten in einem eisernen Kasten geschützt. Das Resultat war ein vollständig negatives. Daraus aber schließen zu wollen, der Blitz enthielte keine Röntgenstrahlen, wäre, wie auch der Beobachter selbst bemerkt, mindestens verfrüht, nicht nur deshalb, weil ein Blitzstrahl meist nur $^1/_{1000}$ Sekunde dauert, im ganzen aber nur etwa 300 Blitze bei dem Versuche einwirken, während doch die X-Strahlen bei gewöhnlichen photographischen Platten eine Bestrahlungsdauer von 30 Sekunden und mehr erfordern, sondern auch wegen der großen Entfernung zwischen Blitzstrahl und Aufnahmeplatten, sowie des Umstandes wegen, daß die Entladung beim Blitzstrahl nicht in hochgradig verdünnter Luft, sondern bei vollem Atmosphärendruck stattfindet.

Blumen am Wege.

Du seufzest über dürres Land, —
O sei nur so blind nicht, so träge!
Viel Freuden schmachten unerkannt,
Das sind die Blumen am Wege.

Sie winken still, sie duften fein,
Erheischen nicht deine Pflege,
Sie möchten nur geerntet sein,
Die kleinen Blumen am Wege.

Nach gold'nem Sterne, weit entrückt,
Blickst du, nach fernem Gehege,
Dieweil verblühen, ungepflückt,
Viel tausend Blumen am Wege!

A. Godin.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 126. Montag, den 5. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

18 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Ihre Zimmer sind bereit, gnädiges Fräulein," sagte Frau Hopfe zu Marie, „Ihre alten Zimmer. Ich hatte es mir gedacht, daß Sie sie würden wieder haben wollen, denn der arme Baron hat sie erst vor vier Jahren neu einrichten lassen. Ich will mit Ihnen hinaufgehen."

Marie ging voran.

Ihre Zimmer befanden sich gegenüber denjenigen der Baronin.

Die junge Erbin öffnete die Thür ihres Wohnzimmers und trat ein.

Der wohlbeleibte Tafeldecker war soeben beschäftigt, Blumenkränze um die Bilder und Statuen zu befestigen, er drehte sich aber um, als das junge Mädchen eintrat, und bewillkommnete sie herzlich und ehrerbietig.

Dann nahm er seinen Korb und verließ das Zimmer. wobei Thränen der Freude aus seinen ehrlichen Augen flossen.

Das Wohnzimmer des jungen Mädchens war durch die liebevolle Vorsorge des Tafeldeckers in einen Blumengarten umgewandelt.

Der Teppich in diesem Zimmer war blaßblau, sowie auch die Polstermöbel mit blaßblauer Seide überzogen; die Bilder an den Wänden waren auserwählt und gaben mit den goldenen Rahmen und mit ihren duftenden Blumenkränzen dem Zimmer ein märchenhaftes Aussehen.

Die großen, hohen Fenster, welche auf einen Balkon hinausgingen, standen weit offen.

„O, dies ist mein Heim!" rief Marie, während sie auf den seidenen Divan sank und aus einem der Fenster auf den grünen Rasenplatz hinausblickte. „Ich freue mich, wieder zu Hause sein, Frau Hopfe; doch wird es in anderer Beziehung traurig sein. Mein armer Papa!"

„Der arme Herr Baron!" wiederholte die Wirthschafterin, ihre Augen trocknend. „Wenn er nur so lange gelebt hätte, um Sie als Erwachsene zu sehen, Baronesse Marie! Er hat schrecklich geendet. Ich kann gar nicht darüber hinwegkommen."

„Ich werde mich auch nie trösten können," murmelte Marie leise.

„Ich bringe Sie zum Weinen, als Sie kaum zurück sind," sagte Frau Hopfe. „Ich hoffe, diese Thränen sind kein schlechtes Zeichen für Sie, gnädiges Fräulein. Haben Sie sich eine Zofe aus Paris mitgebracht?"

„Nein, Frau Altmann sagte, es wäre nicht nöthig, denn meine Stiefmutter hätte eine für mich engagirt."

„Ja, die Frau Baronin hatte die Absicht, Ihnen ihre eigene Zofe zu überlassen, aber ich nahm mir die Freiheit und engagirte Ihre frühere Zofe Martha; sie befindet sich in Ihrem Schlafzimmer," erwiderte Frau Hopfe. „Sie ist ganz außer sich vor Freude, weil sie Sie wieder bedienen kann."

„Ich hatte schon gefürchtet, mich an eine neue Zofe gewöhnen zu müssen," sagte Marie. „Sie waren sehr vorsorglich, Frau Hopfe. Ich muß mich wohl sogleich ankleiden? Da meine Stiefmutter mich nicht vor der Hausthür bewillkommnet hat, gedenkt sie wohl zeremoniös zu sein, und ich muß mich in ihre Wünsche fügen. Ich bin begierig, meine Stiefmutter zu sehen. Ist sie auch ebenso gut als sie schön ist?"

„Ich liebe die Frau Baronin Engelbert nicht, gnädige Baronesse," flüsterte die Wirthschafterin verlegen; „ihre Art und Weise ist so ganz anders, als ich es gewohnt war, — doch Sie müssen selber urtheilen. Der Herr Baron hat sogar den Boden angebetet, auf den sie trat."

Marie stellte keine ferneren Fragen, da sie merkte, daß ihre Stiefmutter von der Wirthschafterin nicht geliebt wurde.

Bald nachher entfernte sich die Wirthschafterin und Marie trat in ihr Schlafzimmer.

Hier fand sie das Mädchen, welches sie bedient, ehe sie vom Hause fortging, und das jetzt wieder den Dienst bei ihr verrichten sollte.

Marie begrüßte das Mädchen so freundlich, daß es

schnell wieder die frühere Zuneigung zu ihr faßte; dann begann die junge Erbin sich anzukleiden.

Ihr Kleid war sehr einfach, aber sie sah darin äußerst lieblich aus.

Die Wirthschafterin schickte Marie ein gutes Frühstück ins Zimmer, und nachdem diese davon genossen, begab sie sich hinunter ins Gesellschaftszimmer.

Es war niemand dort.

Sie stellte sich ans Fenster und blickte hinaus auf den schattigen Park, ganz in Gedanken vertieft.

Es verging über eine halbe Stunde, und Marie begann sich zu wundern, daß sich niemand sehen ließ.

Da hörte sie draußen vor der Thür das Rauschen eines seidenen Kleides, und gleich darauf trat die Baronin Engelbert ins Zimmer.

Sie sah sehr anziehend aus, und Marie sagte sich, sie hätte noch keine schönere und imponirendere Frau gesehen.

Hinter der Baronin schritt Frau Altmann, wie gewöhnlich grau gekleidet.

„Dies ist Baronesse Engelbert, Frau Baronin," sagte die Gesellschafterin.

Marie kam freundlich heran und reichte ihrer Stiefmutter die Hand.

Die Baronin berührte diese mit zwei Fingern, bückte sich zu Marie nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Sei zu Hause willkommen, Marie!" sagte sie gnädig. „Ich freue mich, Dich zu sehen. Ich dachte schon, wir würden nie zusammenkommen. Aber wie groß Du bist — nicht das kleine Mädchen, welches ich zu sehen erwartete!"

„Du mußt bedenken, daß ich achtzehn Jahre alt bin," erwiderte Marie ruhig. „In diesem Alter ist man gewöhnlich nicht sehr klein."

Die Baronin betrachtete Marie fest und scharf. Sie war neugierig, was für ein Mädchen es wäre. Das offene, liebliche Gesicht zeugte von einem festen Charakter, und die rehbraunen Augen, die zu ihr erhoben waren, verriethen eine schöne, reine Seele.

Mariens Blicke waren ebenso fest auf sie gerichtet als sie die ihrigen auf Marie richtete, und die Baronin Engelbert empfand den unangenehmen Eindruck, daß ihre Stieftochter ihren wahren Charakter lese.

„Setze Dich, liebes Kind!" sagte sie etwas verwirrt. „Frau Altmann hat mir von Deiner Reise erzählt. Sie ist meine Freundin und Gesellschafterin und wohnt bei mir schon viele Jahre. Ich hoffe, Du wirst Dich mit ihr befreunden. Sie ist ein vortrefflicher Mentor für die unbedachte Jugend."

Marie verneigte sich; doch das Lächeln, welches in diesem Augenblicke um ihre trotzig aufgeworfenen Lippen spielte, war wenig aufmunternd für diejenige, welche ihr „Mentor" sein sollte.

„Ich werde versuchen, ihr keine Mühe zu machen," erwiderte Marie lächelnd.

Die Baronin Engelbert nahm neben ihrer Stieftochter Platz.

Frau Altmann zog sich in eine Fensternische zurück und griff zu ihrer Stickerei.

Marie bemühte sich mit ihrer Stiefmutter eine Unterhaltung zu beginnen, machte jedoch bald die Erfahrung, daß sie sich in ihr getäuscht habe.

Sie fühlte, daß die Baronin nicht aufrichtig war, und empfand in ihrer Gegenwart ein beunruhigendes Gefühl.

„Konnte dies die Frau sein, die ihr Vater angebetet hatte?" fragte sie sich.

Dann beschuldigte sie sich, ungerecht und hart zu urtheilen, da sie glaubte, ihr Vater könne sich nicht so im Charakter seiner Gattin haben täuschen lassen.

„Ich muß vollkommene Macht und unbegrenzten Einfluß über sie erlangen," dachte die Baronin. „Aber wie soll ich es anfangen? Wenn ihr Vater ihr nur schärferen Befehl ertheilt hätte, meinen Wünschen zu gehorchen! Sie wird mir in allen Dingen Folge leisten; wenn sie sich aber in Graf Hohenfels verliebt hat, wie kann ich sie denn zwingen, Rudolf von Schwarz zu heirathen?"

Diese Frage beschäftigte sie sogar, während sie mit Marie sprach.

Die letztere begab sich gleich nach dem Mittagessen in ihr Zimmer.

Die Baronin Engelbert und Frau Altmann sprachen noch lange miteinander.

„Ich habe es!" rief die Baronin endlich tiumphirend aus. „Ich habe eine prächtige Idee, welche dieses Mädchen zu meiner Sklavin macht. Ich werde aber Karl's Mitwirkung benöthigen. Ich muß ihn heute Abend noch sprechen. Es ist sonderbar, daß er nicht kommt."

„Er ist da," sagte die Gesellschafterin, als die Hausthür aufging und heftig wieder zugeschlagen wurde. „Ich werde mich in mein Zimmer begeben."

Sie schwebte wie ein Schatten durch das große Gesellschaftszimmer, als Herr von Schwarz hineingelassen wurde.

Die Baronin erhob sich, um ihm entgegen zu gehen; sie bewillkommnete ihn mit freundlichem Lächeln, und alsbald theilte sie ihm den Plan mit, den sie soeben ersonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tegernseer bei den Bayern in St. Louis.

Die St. Louiser „Tägl. Volksztg." schreibt unterm 7. April:

Kreuzfidele Stunden.

Der Kommers des Bayern=Vereins zu Ehren unserer Tegernseer Gäste.

Motto: Bayerische Gemüthlichkeit
Das war die Parole heut'.

Ungetrübte Gemüthlichkeit, Gesang und Saitenspiel, gute Reden, noch bessere Knödel, leckeres Sauerkraut, Bier, und noch mehr Bier, und eine ganze Menge Bier das waren die harmonischen Ingredienzen der prächtigen Unterhaltung, die gestern Abend in der Druidenhalle den Tegernseer nach ihrem Triumphe im Olympic=Theater als Gäste des Bayern=Vereins zu Theil wurde.

Sie waren alle da, die wackeren Bauernspieler, vom behäbigen Vater=Darsteller Heinrich Sachs bis zu seinem blutjungen Sohne, der so wacker beim Schuhplattler springt, klatscht und johlt, von der treuherzigen Vertreterin der Mütterrollen, Lisl Sachs bis zur Darstellerin der Mair'n Frieda Schmid. Und sie amüsirten sich im Kreise ihrer theilnahmsvollen engeren Landsleute ausgezeichnet, das sagten sie nicht nur — und die Bayern sprechen ja nur die Wahrheit — sondern das konnte ein Jeder aus allen ihren Mienen und Geberden ersehen. Herrschte doch in der feucht=fröhlichen Runde eine harmlose Lust, wie sie nur unter dem kreuzfidelen Bayernvölkchen üblich und möglich ist.

Nachdem den prächtigen Nationalgerichten, die den Kochkünstlern Franz Denzl und Familie aus München alle Ehre machte und denen, was der Gipfelpunkt ihrer Vorzüglichkeit ist, die geehrten Gäste wacker zusprachen, — Komiker Glas holte sich zweimal Knödelsuppe — alle Ehre zu Theil geworden war, erschallte ein donnerndes Silentium; das muntere Stimmengewirr legte sich und Herr Heinrich Weber [geb. Aschaffenburger, hier noch in allen Kreisen und bei Bekannten geehrt und in gutem Andenken stehend. Red.], der wackere Bayern=Präsident, nahm das Wort zu der folgenden schwungvollen Begrüßungsrede:

Meine lieben Tegernseer!

Es ist nicht deßwegen, weil ich — meine Wenigkeit — als Vertreter des St. Louis Bayern=Vereins eo ipso berufen bin — nein! — es drängt mich mein Herz, zu Euch zu sprechen; und so folgte ich auch einem innerlichen Drange, indem ich am Sonntag an die Union=Station eilte, nur um Euch sehen, Euch — die edlen Töchter und Söhne unseres lieben Bayernlandes — begrüßen zu können. Nochmals grüße ich Euch — ich grüße Euch Namens aller Bayern hier — mit Herz und Hand —, und das wissen's gewiß: wir meinen's gut! Ihr könnt's uns auch glauben, uns, die wir hier in diesem großen Lande unter meistens egoistischen Menschen wohnen, welche Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande uns ergreift bei Eurem Anblick und wie's uns freut, daß Ihr so ruhmvoll, so glänzend hier auftret — schade, daß das Verständniß für wahre Kunst hier vielfach mangelt. Bald ist Euer Siegesumzug hier absolvirt und Ihr habt das Glück, zurückzukehren ins liebe deutsche, resp. bayerische Vaterland. Wenigen von uns ist es beschieden, je wieder dieses Glück zu genießen, drum bitten wir Euch — Euch liebe, wahrhaftig treue, biedere Menschen: Grüßet uns unsere Heimath, grüßet uns die lieben Berge, die himmelblauen Seen, dort, wo Ihr der profanen Welt entrückt, der Gottheit näher steht, gedenket unser, die wir hier zurückbleiben müssen! — Und das müssen's sich sagen: So freundlich und nobel Ihr auch anderwärts in diesen Landen von Euren Landsleuten empfangen worden sein möget — so aufrichtig und herzlich haben's wohl nicht Viele gemeint, als die Mitglieder des St. Louis Bayern=Vereins!

Ich erhebe mein Glas und trinke auf Euer Glück und das Glück unseres deutschen und speziell bayerischen Vaterlandes.

Herr Georg Schmid, der talentvolle erste Liebhaber der Tegernseer, antwortete in tiefempfundenen und zu Herzen gehenden Worten. Er versicherte, und Jeder glaubte es ihm, daß die wackere Truppe noch nie einen so herzlichen Empfang während ihrer hiesigen Gastspiel=Reise erlebt habe, wie hier in St. Louis, wo der Bayern=Verein sich schon am Bahnhofe ihrer liebreich angenommen und sich mit Erfolg bemüht habe, ihren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Noch Kinder und Kindeskinder würden im bayerischen Hochlande davon reden, wie die lieben Landsleute über dem großen Wasser, im fernen Amerika, bayerische Sitte, bayerische Treue pflegten und ihrer Stammesgenossen im alten Vaterlande immer eingedenk seien.

Drei kräftige Hochrufe auf die St. Louiser Bayern, in die sich echt Tegernseer Juchzer mischten, bildeten den Schluß dieser prächtigen Rede.

Das Tegernseer Zither= und Guitarre=Quartett, bestehend aus den Herren Franz Grüttel, Johann Glieben, Karl Wagner und August Schmid, erfreute die Anwesenden durch ihre prächtigen Weisen, die verdienten Beifall fanden. Es folgte ein Posaunensolo „Im tiefen Keller" und „Andreas Hofer".

Frl. Fanny und Louise Mayerhofer sangen zwei herrliche Duette: „Der lustige Bua" und „Der Wasser=

fall", zwei Lieder, die den Theaterbesuchern im besten Angedenken stehen.

Herr Max Busch, ein junges Mitglied der Truppe, trug zwei sehr beifällig aufgenommene Gedichte vor.

Auch die Gäste der fidelen „Zither-Müller", „Sepp'l und Ros'l", die Salzburger Jodler, verschönerten durch die prächtigen Vorträge von „Das Zillerthal" und „Du bist mei Freud", den Abend.

Schon dämmerte, wie Wippchen so originell sagt, „der Hahn", als sich die letzten Festtheilnehmer im Bewußtsein köstlich verbrachter Stunden nach Hause begaben.

Heute Nachmittag werden die Tegernseer einer Einladung des Finanz-Sekretärs des Bayern-Vereins und coulanten Wirthes, Wm. Kiefer, 1831 S. 18. Str. folgend, in corpore sich einfinden.

Mannigfaltiges.

— Moderner Fahrradschwindel. Ein schlauer Engländer, so schreiben die „N. Nachr." für Elberfeld ist auf eine schlaue Idee gekommen, um anderen Leuten billig zu einem Fahrrad zu verhelfen, vor Allem aber, um sich selbst auf bequeme Weise den Beutel zu füllen. Er hat ein System erfunden, nach welchem der Einzelne sich ein Fahrrad für 6 M. erwerben kann. Das geschieht auf folgende Weise: Derjenige, der auf den Leim gelockt werden soll, erhält einen Bon für 6 M. Löst er denselben ein, so übernimmt er gleichsam die Stellung als Agent für die betreffende Firma. Er muß sich verpflichten 6 gleiche Bons zu 6 M. einzulösen und diese an 6 andere Kauflustige abzusetzen, die nun wieder das Geschäft von vorn beginnen. Auch von ihnen erwirbt Jeder ein Anrecht auf ein Rad und hat die Verpflichtung 6 Bons à 6 M. einzulösen und zu vertreiben. Sind diese Bons der 3. Reihe sämmtlich eingelöst, so hat der Erste sein Fahrrad erworben. Dabei ist allerdings Bedingung, daß keiner der 3. Reihe versagt und auch rechtzeitig, d. h. innerhalb eines halben Jahres seine 6 Bons eingelöst hat. Das Geschäft sieht recht verlockend aus, nur ist es so eingerichtet, daß vielleicht der erste Bonskäufer und vielleicht noch diejenigen zweiter Reihe das Glück haben können, ihre Bons an den Mann zu bringen. Soll der erste Bon-Inhaber sein Fahrrad erhalten, so müssen insgesammt für 258 M. Bons eingelöst sein. Die zweiten 6 Bonsinhaber erhalten ihre 6 Räder erst, wenn sich 1354 M. an Bonsgeldern voll in der Tasche des Engländer befinden. Sollen die Bonsempfänger der sechsten Reihe — es würden deren 7776 sein — ihre Räder ausnahmslos erhalten, so ist es erforderlich, daß etwa die Gesammtbevölkerung von Elberfeld (140 000 E.) und Barmen (127 000 E.) vom Säugling an der Mutterbrust an bis zum lebensmüden Greise sich durch Ankauf eines Bons das Anrecht auf ein Fahrrad erwirbt, und der Werth von dieser 6. Reihe ab umzusetzenden Bons würde etwas über 2 Millionen M. betragen. Schlau ist das Geschäft ausgedacht, namentlich insofern, als jeder neue Bonempfänger wieder als Werber für den schlauen Engländer auf den Plan treten muß, nur schade, daß schließlich das Terrain für das Werben zu Ende geht, denn für die 10. Reihe der Bonempfänger würde die Gesammtbewohnerschaft der Erde — und wenn alle Eskimos, alle Hottentotten, alle Kaffern und wer sonst es sein mag, Bonserwerber würden — nicht mehr ausreichen, um das Geschäft zu realisiren. Daß es aber trotzdem Leute gibt, die sich gern ein Fahrrad für 6 M. erwerben und ihren lieben Mitmenschen dafür die Kosten auf die Tasche schieben möchten, zeigt die Thatsache, daß solche Bons in Elberfeld vertrieben werden.

— Ein Idyll von der Kleinbahn. Folgendes Geschichtchen wird vom „Hoy. Wochenbl." erzählt: Kommt da vor einigen Tagen eine Frau vom Lande mit ihrem noch nicht ein Jahr alten Jungen zum Bahnhof in U., um von dort nach M. zum guten Onkel zu reisen, der den kleinen Stammhalter doch auch mal sehen sollte. Mit dem Inhalt einer Milchflasche stillte sie den Durst des Sprößlings, während eine zweite gefüllte Milchflasche auf dem Tisch im Wartesaal steht. Beim Abfahrtssignal steigt die glückliche Mutter rasch ein und der Zug setzt sich in Bewegung. Er rollte aber nicht lange, plötzlich bleibt er, durch eine Nothbremse festgehalten, stehen. Der erschreckte Schaffner, ein Unglück fürchtend, schaut in die Coupés und fragt auch die junge Mutter, ob sie die Nothleine gezogen habe. Die Frau bejaht das. „Aber warum denn, was ist denn passirt?" „O, min gode Herr, ick hebb' up'n Bahnhof den tweeten Buddel för min'n Lütjen stahn laten, den mutt ick wedder hebben; holen Se man eben beten stille, ick will em halen!" Als der verdutzte Schaffner der Frau begreiflich machte, daß man die Nothleine nur im Falle der höchsten Gefahr für ein Menschenleben ziehen dürfe, bemerkte die junge Mutter: „Na, is denn min Lütjer keen Minsch un is dat keen Gefohr för't Leben, wenn he keene Melk hett?" Nach kurzem Wortwechsel sah man den braven Schaffner nach dem Bahnhofe rennen, um den „Melkbuddel" zu holen und rasch zurückzukehren. Die Sache war in Ordnung und der Zug rollte dem braven Onkel in M. entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 127. Dienstag, den 6. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

19 Roman von F. Siemers von Ostermann.

11. Die Idee der Baronin Engelbert wird ausgeführt.

Es war noch früh am Abend des Tages, an welchem Marie zurückgekehrt war, als Herr von Schwarz sich von der schönen Wittwe verabschiedete und seine Schritte nach Torgelow lenkte.

Der Abend war hell und freundlich und die Luft mit dem Gesange und Gezwitscher der Vögel im Parke erfüllt.

Herr von Schwarz merkte jedoch nicht darauf, als er den hügeligen Weg entlang schritt. Seine Gedanken waren mit dem Plane beschäftigt, den die Baronin Engelbert ihm mitgetheilt.

„Das ist eine gute Idee, wenn sie nur richtig ausgeführt wird,“ murmelte er vor sich hin, als er weiter eilte. „Mit dem Mädchen werden wir keine Schwierigkeiten haben. Das einzige, was meine Pläne durchkreuzen kann, ist mein Sohn. Ich muß wissen, was er beschlossen, ehe ich einen Schritt in dieser Sache thue. Wenn er noch so wie früher ist, werde ich leichtes Spiel haben.“

Als er das Gasthaus, in welchem er logirte, erreicht hatte, sah er, daß seine Zimmer erleuchtet und die seines Sohnes dunkel waren.

Er befürchtete Rudolf hätte sich entfernt und wäre zu seiner jungen Gattin zurückgekehrt mit dem wahnsinnigen Entschlusse, mit ihr zu fliehen.

Mit einem Fluche eilte er ins Gasthaus, lief schnell die Treppe hinauf und blieb vor der Zimmerthür seines Sohnes, die Hand auf der Klinke gelegt, stehen.

Sie gab seiner Berührung nicht nach; die Thür war von innen verschlossen.

Herr von Schwarz ging dann nach seinem eignen Zimmer, nahm ein Licht und begab sich wieder nach seines Sohnes Thür zurück.

Er klopfte laut an.

Keine Antwort erfolgte. Kein Laut drang aus dem Zimmer.

„Kann er einen Selbstmord begangen haben?“ fragte sich Herr von Schwarz ein wenig beunruhigt. „Er war verzweifelt genug.“

Herr von Schwarz rüttelte heftig an der Thür. Als aber keine Antwort erfolgte, bückte er sich zum Schlüsselloche hinab und rief in deutlichem Flüstertone:

„Oeffne die Thür, Rudolf, oder ich schlage sie ein! Schnell, sage ich, schnell!“

Es rührte sich etwas im Zimmer. Dann näherten sich unsichere Schritte, und eine Hand tappte an der Thür herum.

Es wurde geöffnet und die unsicheren Schritte zogen sich wieder zurück.

Der unerbittliche Vater trat ins Zimmer und zog die Thür hinter sich zu.

Rudolf stand in der Mitte des Gemaches, die eine Hand vor den Augen, um sie vor dem plötzlichen Lichtscheine zu beschatten.

Er hielt den Kopf gesenkt, die Lippen waren blaß, und ein schmerzlicher Zug lag um dieselben. Es schien, als ob seit dem Morgen Jahre verflossen wären.

Es wäre kaum möglich gewesen, in dieser schlotternden Gestalt, diesem bleichen, abgezehrten Gesichte die Züge des jungen Malers wieder zu erkennen, der an jenem Morgen sich von seiner Gattin verabschiedet hatte. Seine ganze Jugend und seine Elastizität des Geistes schienen von ihm gewichen zu sein, und der Jüngling glich einem hülflosen, zerbrochenen Wrack.

Das dem Herrn von Schwarz so charakteristische cynische Lächeln lag wieder auf seinem Gesichte, als er seinen Sohn anblickte.

„Ich bin gekommen, um zu hören, zu was Du Dich entschlossen hast, Rudolf,“ sagte er. „Hast Du Deine Wahl getroffen?“

Die Hand, welche des jungen Malers Augen beschattete, fiel nieder, und Rudolf blickte seinen Vater so traurig und so verzweifelt an, daß sogar ein Dämon ihn bemitleidet haben würde.

Sein Vater jedoch lächelte nur über das, was er eine Schwäche seines Sohnes nannte.

„O mein Vater," erwiderte der junge Mann in hohlem Tone, „willst Du denn nicht Erbarmen haben mit mir — mit ihr?"

„Nein!" entgegnete sein Vater. „Ich frage Dich nochmals, zu was Du Dich entschlossen hast!"

Rudolf rang in wilder Verzweiflung die Hände.

„Wenn ich sie verstoße, was wird dann aus ihr?" stöhnte er. „Sie wird umkommen! O meine arme, kleine Gattin!"

„Nenne sie nicht wieder mit diesem Namen!" rief sein Vater stirnrunzelnd. „Kannst Du denn nicht begreifen, daß Eure Heirath ungesetzlich, ungültig ist, daß sie nicht Deine Gattin ist? Wenn sie die Wahrheit hört, wird sie sich mit Widerwillen von Dir wegwenden. und was ihren Lebensunterhalt betrifft, dafür werde ich sorgen. Sie soll nicht verhungern. Zum letztenmale verlange ich Deinen Entschluß. Willst Du das Mädchen freiwillig aufgeben, oder willst Du dazu gezwungen werden?"

Todtenstille herrschte eine Weile im Zimmer; dann antwortete der junge Mann stotternd:

„Ich — ich will sie aufgeben! Gott stehe uns bei!"

„Gut," entgegnete sein Vater etwas freundlicher. „Du konntest auch nicht anders handeln. Jetzt liebst Du das Mädchen, doch wenn ein Jahr vorüber sein wird, wirst Du über Deine jetzige Thorheit lächeln. Warum solltest Du denn alle Möglichkeiten, reich und geehrt zu werden, von Dir weisen, nur einer dummen, knabenhaften Grille wegen? Sei heiter, Rudolf! Verzweifle nicht mehr und nimm die Güter an, welche die Götter Dir in den Schooß werfen. Das Mädchen wird selbstverständlich einen anderen heirathen. Deine zukünftige Braut ist nach Hause gekommen, und morgen Abend werde ich sie Dir vorstellen. Ich vermuthe, Du hast seit heute morgen noch nichts genossen. Du mußt erst speisen."

Er klingelte, und dem eintretenden Kellner befahl er, das Abendessen zu bringen, das er in seinem Zimmer verzehren wollte.

Dann nahm er wieder das Licht zur Hand, faßte seinen Sohn beim Arme, führte ihn in sein Zimmer und ließ ihn im Lehnstuhle Platz nehmen.

Des jungen Mannes Kopf senkte sich auf die Brust, und er saß schweigend da; doch der Vater, welcher durch den Erfolg seines Planes freundlicher gestimmt war, sprach lange zu ihm über die Einkünfte der Engelbert'schen Besitzthümer, die Vollkommenheiten der Baronin Engelbert und über Marie, die er noch nicht gesehen hatte.

Das Abendessen wurde gebracht, und Herr von Schwarz bestellte noch zwei Flaschen Wein.

Rudolf weigerte sich, zu essen; er erklärte keinen Appetit zu haben; aber er trank eine ganze Flasche Wein mit einer Gleichgiltigkeit aus, wie er sie noch nie dargelegt hatte, nnd nach längerer Zeit ließ er sich auch noch bewegen, etwas zu genießen.

Als er geendet erhob er sich plötzlich und zog sich in sein Zimmer zurück.

Der Kellner deckte ab, und Herr von Schwarz blieb allein.

Er saß ein Weilchen mit wohlgefälligem Lächeln auf seinem Stuhle; dann erhob er sich, verschloß die Thür, brachte sein Schreibzeug herbei und nahm aus seiner Tasche ein kleines Packet, welches die Baronin Engelbert ihm an jenem Abende gegeben, und öffnete es.

Es enthielt Briefpapier.

Oben auf der ersten Seite befanden sich Monogramm und Wappen des Barons Engelbert, und rechts unter diesen mit schwarz und goldenen Buchstaben die Worte: „Schloß Engelbert in Pommern."

Ebenso waren Couverts, mit demselben Monogramm und Wappen verziert, bei dem Papier.

Außerdem befanden sich noch des Barons Petschaft und sechs Briefe in dem Packet.

Die Vorhänge an den Fenstern waren fest zugezogen, nnd Herr von Schwarz hatte das Schlüsselloch sorgfältig verstopft.

So lehnte er sich mit dem angenehmen Gefühle von Sicherheit auf seinen Stuhl zurück und beschäftigte sich damit, die Briefe zu studiren.

Fünf von den Briefen waren vom Baron Engelbert während seines Aufenthalts in Tirol an seine Frau geschrieben; der sechste war in einem an die Baronin Engelbert gerichteten eingeschlossen und an Marie adressirt.

Er war augenscheinlich von ihm eingeschlossen worden, weil er die Ueberzeugung hegte, daß Marie ihre Ferien in ihres Vaters Abwesenheit zu Hause zubringen werde.

Dieser Brief war von der Baronin geöffnet und gelesen worden, und sie hatte ihn dann beiseite geworfen, ohne ihn seiner rechtmäßigen Eigenthümerin zu übermitteln.

(Fortsetzung folgt.)

Freundschaft.

Skizze von Käthe Stellmacher.

Alle seine Kameraden wußten, daß Max Rentel ein vollkommener Freund, aber einer der mangelhaftesten Menschen war.

Er gab das letztere unbedingt zu, machte so wenig Hehl aus seinen Untugenden wie Aufheben von seiner einzigen — größeren — Tugend und versicherte — wenn einmal das Gespräch darauf kam — lachend, daß gleicher Weise die einen wie die andern ihn untauglich zum Ehemann machten.

„Hauptsächlich die einen," sagte ein Ehrlicher, welcher das Freundschaftsverhältniß zu dem jungen Apotheker ernsthaft nahm.

Er schüttelte den Kopf. Die schwarzen Haare fielen ihm dabei in die Stirn. Sie war hoch und glatt. Aber von den Schläfen nach den Augenwinkeln zogen sich kleine Fältchen, die den jugendlichen Eindruck des hübschen blassen Gesichts verdarben.

„Nein — Du weißt nicht, wie das bei mir liegt, mein Lieber. Ich habe da zum Beispiel — in der Heimath —, eine Jugendgespielin, der ich so tief in Freundschaft ergeben bin, daß — nun, daß ich es ihr, glaube ich, nicht anthun könnte, ihr eine andere zur Ehe vorzuziehen."

„Hm — aber Ihr beide —"

„Ich habe nie daran gedacht."

„Und — sie?" fragte der andere.

„Auch nicht — das heißt — ich glaube kaum."

Das Gespräch machte den jungen Rentel ein wenig nachdenklich — recht nachdenklich sogar für seine Verhältnisse. Er hatte eigentlich Niemand gehabt, der über gewisse Dinge ernsthaft und wahrhaft mit ihm gesprochen hatte. Vielleicht — war er hauptsächlich deshalb mit der Zeit — vom ersten Eintritt in das selbstständige Leben an — ein wenig leichtsinniger geworden, als ihm selber — zuweilen wenigstens — lieb war.

„Ich habe kein Talent zur Liebe," hatte er dem Freund gesagt.

„Du verdirbst es Dir," hatte dieser geantwortet.

„Wodurch?"

„Durch Deine Art zu leben."

„Erkläre Dich!"

„Ganz einfach. Wenn Du das Gefühl, welches Du für die kleinen und großen Sirenen, die Du verachtest, zersplitterst und verschwendest, ungetheilt zur Freundschaft legtest, so würde eben Liebe daraus."

Das war in der That eine sehr einfache Philosophie. Max Rentel lachte zuerst darüber. Dann lächelte er. Zuletzt stützte er die Stirn in die Hände und dachte darüber nach.

Während dieses Nachdenkens überkam ihn allmälig ein Widerwillen gegen manches, das er früher verführerisch genug gefunden hatte. Er lebte zurückgezogener als gewöhnlich. Und in der Einsamkeit ergriff ihn plötzlich ein Verlangen: auf der Stelle sein Geburtsstädtchen im fernen Nordosten wiederzusehen, eine Sehnsucht nach Hause, die mehr als das Heimweh nach den Eltern und den Spielplätzen der Kindheit war.

Mitten im unfreundlichsten Herbst, der bewegtesten Geschäftszeit, erbat, erwirkte er sich Urlaub — nur auf zwei oder drei Tage, wenn es auch die weite Tour kaum lohnte! — und reiste . . .

„In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch" —

Ja, es war seine alte Heimath — und alle, die er lieb hatte, lebten glücklicherweise noch — aber er sah sie mit anderen Augen an. Ob mit helleren oder trüberen wußte er selber kaum. Aber jedenfalls mit reiferen.

Sie, die er suchte, streckte ihm beide Hände entgegen, und zum ersten Mal durchrieselte ihn die Berührung dieser warmen Muskeln wie ein süßes Fieber.

„Liebe, liebe Sophia!"

Sie war voller erblüht, aber viel blasser und viel ernster, als er sie verlassen hatte.

„Mein lieber Freund!"

Zum ersten Mal that ihm dieser Ruf nicht wohl.

Und sie hatten doch einst mit so viel Wichtigkeit darüber verhandelt, daß Freundschaft das höchste aller Gefühle sei, und daß sie einander diesen Namen bis an das Lebensende geben wollten, was auch die Zukunft bringe. Das war damals gewesen, als sie das erste Mal als Erwachsene einander begegnet, beide von dem ersten Ausflug in die Welt nach der Heimath zurückgekehrt waren — sie aus ihrer Pension als geprüfte, verständige kleine Erzieherin, er, nach glücklich bestandenem Examen, schon aus dem lustigen Leben im Kreise der Genossen.

„Wenn immer Sophie mich ruft — ich werde kommen — wenn immer meine Freundin mich braucht — ich werde da sein," hatte er dann beim Abschied mit der ehrlichen Opferwilligkeit, die den besten Theil seines Wesens ausmachte, gesagt.

„Wenn ich jemals einen Freund brauche, nie soll es ein anderer als Max sein," hatte sie geantwortet.

Sie dachten beide an dies Versprechen, als sie sich nun begrüßten. Einer las es in des andern Augen. Er aber sah sie forschend an, als suche er mehr darin als diese Erinnerung.

Sie war so blaß. Ob das Unterrichten sie angreife,

fragte er, als die Verwandten das Zimmer verlassen hatten.

Sie senkte den Kopf.

„Das nicht!“ Der Beruf sei ihr leicht.

„Und sonst“ — er fragte leise und eindringlich, ob sie Kummer habe.

Die andern kamen dazwischen und die Antwort verzögerte sich. Als sie wieder allein waren, fragte er wieder:

„Was ist es, Sophia?“

Ihre Augen wollten sich nicht vom Boden heben. Er mahnte daran, daß sie einander volles Vertrauen und all das andere versprochen hatten.

„Ich fürchte mich,“ sagte sie endlich leise.

Er beugte sich tief herunter.

„Ich fürchte, Max, daß das Leben — daß das Glück — und die Liebe niemals den Weg zu mir finden werden.“

„Sophia, liebe Sophia!“

„O mein Freund!“

Mein' Freund'! Wie glühende Nadeln durchzuckte ihn das Wort. Halb mechanisch — wie unter dem Bann einer schlimmen Ahnung — fragte er etwas ganz anderes, als er gern hätte fragen mögen:

„Wessen Liebe? — Wer — ist — es, Sophia?“

Er hatte sie als kleines Mädchen oft in die Arme geschlossen, und noch bei dem letzten Abschied hatten sie sich mit einem Kuß getrennt. So lag nichts wunderliches darin, daß sie plötzlich, mit beiden Händen seinen Ellbogen fassend, ihre Stirn an seine Schulter preßte.

„Arnold Haken.“

„Arnold — Haken“ — er wiederholte es sich leise, ganz leise, — mehrmals — als müsse er es begreifen lernen.

Es war der Name eines Freundes. Er hatte ihn als Knabe sehr geliebt. Als Knabe hätte er ihm die schmerzlichsten Opfer gebracht.

Nun richtete er sich auf und versuchte zu lächeln. Sollte der Mann weniger können, als der Knabe?“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wie einer sein Glück gemacht hat. Unter dieser Ueberschrift erzählt ein Provinzialblatt folgendes Geschichtchen: Im Jahre 1864 machte an einem Sonntage ein damals in Berlin wohlbekannter Weinhändler mit seinem achtjährigen Töchterchen einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Dort kaufte er der Kleinen einen jener kleinen bunten Ballons, wie sie auch heute noch von Händlern feilgeboten werden. Auf Bitten der Kleinen ließ der Vater den Ballon ungefesselt fliegen, nachdem er vorher seine Visitenkarte angeheftet hatte. Auf diese hatte er mit Bleistift einige Worte geschrieben, welche dem Finder des Ballons eine Flasche vom besten Rüdesheimer zusicherten, falls er den Ballon an ihn zurücksende oder ihn zurückbrächte. Zwei Tage später traf ein Brief mit dem ganz zusammengefallenen Ballon aus einem Städtchen Mecklenburgs ein. Der Briefschreiber war ein junger Bursche von 18 Jahren, der keinen Anspruch auf den Rüdesheimer erhob, da ein Mensch, der kaum etwas zu essen hätte, solchen Luxus wohl entbehren könnte. Dagegen bäte er den unbekannten Besitzer des Ballons, ihm in Berlin zu einer Stellung zu verhelfen, er scheue sich vor keiner Arbeit und wolle dem, der ihm helfe, fürs Leben dankbar bleiben. Die Handschrift gefiel dem Weinhändler, und schnell entschlossen, schickte er dem Burschen das Reisegeld vierter Klasse und forderte ihn auf, sich ihm vorzustellen. Der Mecklenburger traf ein und machte einen so guten Eindruck, daß er als Lehrling und zugleich im Hause des Weinhändlers aufgenommen wurde. Es stellte sich bald heraus, daß der Weinhändler einen ganz ausgezeichneten Griff gethan hatte, und als der inzwischen zum Kommis avancirte junge Mann 1870 in den Krieg mit mußte, da weinte ihm das ganze Haus geradezu nach. Er kehrte heil zurück und wurde natürlich mit Jubel empfangen — wenn Lieschen damals schon heirathsfähig gewesen wäre, so hätte es jedenfalls gleich eine fröhliche Verlobung gegeben. Aber unser Mecklenburger konnte ja noch warten, da er selber erst 22 Jahre alt war. Im Jahre 1873 am Heiligabend fand dann endlich die Verlobung statt, und im Mai 1874 wurde Lieschen und Eduard ein glückliches Paar. Der Weinhändler ist vor Jahren gestorben — das Ehepaar aber hat im schönsten Glück dieser Tage seine silberne Hochzeit gefeiert und hofft noch auf die goldene Hochzeit.

— Was zur Ausrüstung eines Briganten gehört. Bei dem soeben im Gefecht mit den Karabinieri erschossenen berüchtigten sardinischen Räuber Verrina fand man außer einem Arsenal von Schuß- und Stichwaffen: ein Kartenspiel, eine Brieftasche mit Geld, Tinte, Feder und Papier, das „Leben des Briganten Polu“, ein Gebetbuch, Liebesbriefe, politische und illustrirte Zeitungen, endlich ein Manuskript über seine Erlebnisse und Erinnerungen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 128. Mittwoch, den 7. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

20 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Wie der Baron seine Gattin verehrt hat!“ dachte Herr von Schwarz, als er die Briefe durchlas. „Welche tiefe Leidenschaft zeigen diese Briefe! Es ist sonderbar, daß Ottilie nicht gerührt war, sich über seine Zuneigung nicht gefreut und sie erwidert hat. Aber sie hegte eine ebensolche Zuneigung für mich und betrachtete ihn nur als ein Hinderniß, das aus dem Wege geschafft werden müsse. Ich habe nie eine Frau so geliebt. Ich glaube nicht, daß ich solch einer innigen Liebe fähig bin. Ich mag Ottilie sehr gern; ich habe sie lieber als je zuvor eine Frau. Sie ist schön, stattlich und geistreich; ihr Geschmack und der meinige sind einander ähnlich. Sie wird mich zu einem reichen Manne machen und folglich zu einem glücklichen.“

Er studirte den Stil und die Schrift dieser Briefe sorgfältig und dann nahm er den eingelegten Brief des Barons an seine Tochter zur Hand.

Derselbe lautete sehr zärtlich und liebevoll und war recht traurig abgefaßt, da er nach seines Sohnes Tode geschrieben war.

„Warum hat Ottilie diesen Brief dem Mädchen nicht geschickt?“ murmelte Herr von Schwarz.

Nachdem er eine Stunde lang nachgedacht hatte, nahm er Feder und Tinte zur Hand und ahmte sorgfältig die eigenthümlich charakteristische Handschrift des Barons Engelbert nach.

Er besaß darin eine merkwürdige Geschicklichkeit. Er setzte mit sorgfältiger Ueberlegung einen Brief auf, studirte dabei die Wirkung jeder Zeile und wählte einige von des Barons Lieblingsausdrücken.

Diesen Brief schrieb er auf einen Bogen von dem Papier, das die Baronin Engelbert ihm gegeben, und es gelang ihm, die Schrift des Barons täuschend nachzumachen. Er schrieb lange an diesem Briefe und beendete ihn zu seiner vollkommenen Befriedigung erst bei Tagesanbruch.

Diese abscheuliche Täuschung sollte der letzte Brief sein, den der Baron an dem Abende vor seinem tragischen Tode in Tirol an seine Tochter geschrieben.

Der Fälscher begann den Brief mit der Erklärung der zärtlichsten, väterlichen Liebe für Marie von seiten ihres Vaters, welcher erklärte, daß er sich an der Schwelle zum ewigen Leben stehen glaubte und deshalb diese wenigen Zeilen an Marie schreibe, die sie als Ergänzung seines letzten Willens betrachten solle.

Der Brief sagte ferner, daß der Baron Engelbert seine schöne Gattin anbete, aber da sie noch jung sei, wünsche er nicht, daß sie den Rest ihres Lebens um ihn trauern solle. Er wünsche, sie möge sich wieder verheirathen und einen andern so glücklich machen, wie sie ihn glücklich gemacht habe.

Diese Botschaft wollte er durch den Mund seiner Tochter seiner Gattin überbringen lassen.

Dann folgte der zarte Punkt des gefälschten Sendbriefes.

Baron Engelbert schrieb darin, daß er als Vater um seiner Tochter Zukunft sehr besorgt sei. Sie sei jung und eine reiche Erbin und könne vielleicht das Opfer eines geldgierigen Menschen werden. Vor diesem Schicksale wünsche er sie zu bewahren.

„Ich glaube, ich würde aus meinem Grabe aufstehen, wenn meine zarte, liebe Marie einen Mann heirathete, der sie nur ihres Reichthums wegen nähme,“ lautete der gefälschte Brief weiter. „Wenn ich hier sterben sollte, dann habe ich eine letzte Bitte an Dich, mein Kind, und ich weiß, daß Deines Vaters letzter Wunsch von Dir heilig gehalten wird. Sterbe ich aber nicht, dann wird Dir dieser Brief nie übergeben werden. Ich werde ihn Ottilie schicken, damit sie ihn Dir gibt, im Falle ich sterbe. Ich weiß nicht, weshalb ich ein solch beklommenes Gefühl habe, aber mir ahnt, daß mein Tod nahe ist.“

„Meine Bitte ist diese: Ich interessire mich schon lange für einen jungen Mann, der sich jetzt in München befindet. Er hat große Anlagen, einen edlen Charakter und vortreffliche Grundsätze. Sein Name ist Rudolf von Schwarz. Er stammt aus einer alten, vornehmen Familie, doch er ist nicht reich. Es gibt keinen Mann

in der ganzen Welt, dem ich Dich so bereitwillig zur Gattin geben möchte, als Rudolf von Schwarz. Wenn er um Deine Hand wirbt, dann willige ein; ich werde leichter in meinem Grabe ruhen, wenn Du seine Gattin bist."

Es folgten noch eine oder zwei Seiten ähnlichen Inhaltes, und dann schloß der Brief mit einigen zärtlichen Worten und mit der Unterschrift des Barons Engelbert.

„Ich glaube, das wird genügen," sagte Herr von Schwarz freudig zu sich. „Ich hätte kräftiger schreiben, hätte sie mit ihres Vaters Fluche bedrohen können, aber das wäre dem Charakter des Barons Engelbert nicht angemessen gewesen, und es könnte in ihr der Verdacht aufsteigen, daß der Brief gefälscht sei. Ich habe denselben jedoch so zart und behutsam abgefaßt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er von Erfolg sein wird. Die Handschrift ist vollkommen wie die des Barons."

Er legte den Brief in ein Couvert, adressirte ihn an die Baronesse Marie von Engelbert und siegelte ihn mit des Barons Petschaft zu.

Dann steckte er den versiegelten Brief in ein größeres Couvert, in welchem der letzte Brief des Barons an seine Gattin eingeschlossen war.

Auf der leeren Seite des letzten Briefes fälschte Herr von Schwarz eine Nachschrift:

Die Baronin Engelbert möchte den beigelegten Brief, im Falle ihr Gatte in Tirol sterben sollte, Marie geben, aber ihn noch ein Jahr behalten, bis ihre Schulzeit beendet und der erste bittere Schmerz über ihres Vaters Tod vorüber sein würde.

Herr von Schwarz machte aus den beiden Briefen ein Packet, das einem Buche glich und adressirte es an die Baronin Engelbert.

Dann löschte er das Licht aus, zog die Vorhänge zurück und öffnete das Fenster, um die herrliche Morgenluft herein zu lassen. Hierauf warf er sich auf das Sopha und schlief ein.

Ungefähr um acht Uhr wurde er von dem Kellner geweckt, der an die Thür klopfte, um sein Frühstück hereinzubringen.

Er erhob sich gähnend, ließ den Kellner ein und schickte dann sogleich einen Boten nach Schloß Engelbert mit dem Befehle, das Packet der Frau Baronin oder deren Gesellschafterin einzuhändigen.

Er ließ seinen Sohn zum Frühstück rufen, der sogleich ganz bleich und verstört eintrat, da er augenscheinlich eine schlaflose Nacht verbracht hatte.

Die beiden Männer verzehrten ihr Frühstück höchst schweigsam.

Nachdem dasselbe beendet, wollte Rudolf sich wieder entfernen; doch sein Vater befahl ihm, zu bleiben.

„Ich will, daß Du einen Brief an das Mädchen schreibst," sagte Herr von Schwarz in einem Tone, der seinen Sohn sofort zum Gehorsam zwang. „Schreibe ihr, daß Euer Verhältniß gelöst sei, daß sie nicht Deine Gattin ist, daß Du sie nie wiedersehen wirst!"

„Ich kann nicht — ich kann nicht!" rief Rudolf in verzweifeltem Tone aus. „Ich muß sie wiedersehen! Ich muß es ihr auf eine schonende Weise sagen."

„Thue, wie ich Dir sage," sprach der Vater befehlend. „Da ist Papier, Tinte und Feder, schreibe den Brief, wie ich Dir befohlen habe!"

Rudolf schluchzte jämmerlich und wendete sich weg, um seine Schwäche zu verbergen. Er war nur ein Knabe, ein feigherziger, schwacher armer Knabe, der sich vor seinem Vater fürchtete und nicht fähig war, für sich und Lieschen zu sorgen, nicht einmal für sich selbst.

Er fühlte sich ganz hilflos in den Händen seines Vaters, er setzte sich zum Schreibpulte, und mit von Thränen verdunkelten Augen und unsicherer Hand schrieb er eiligst einen aufgeregten, unzusammenhängenden Brief an seine arme junge Frau, ihr mittheilend, daß ihre Ehe null und nichtig, daß sie nicht seine Gattin sei und daß sie sich nie wiedersehen dürften.

Als er seinen Namen darunter gesetzt hatte, legte er den Kopf auf die Arme und schluchzte laut.

Herr von Schwarz las kaltblütig den Brief durch und billigte ihn.

Dann faltete er ihn zusammen und steckte ihn in seine Brieftasche.

„Ich werde ihr denselben bringen," sagte er ruhig. „Ich bin bereit, nach Berlin zu fahren. Du kannst hier bleiben, bis ich zurückkomme. Ich werde heute Abend wieder da sein. Füge Dich in Dein Schicksal Rudolf, und blicke nicht so betrübt drein. Ich hoffe, Dich heiterer zu finden, wenn ich zurückkehre. Für das Mädchen werde ich schon sorgen. Ich werde sie irgendwo hinschicken, wo sie Dir nie wieder in den Weg kommt."

Ohne seinen Sohn eines Blickes zu würdigen, nahm er seinen Hut und entfernte sich.

Das Rollen der Räder, als Herr von Schwarz davonfuhr, weckte Rudolf aus seiner Betäubung.

Dieser Laut war für ihn das Todtengeläute seines Glückes.

(Fortsetzung folgt.)

Freundschaft.

Skizze von Käthe Stellmacher.

(Schluß.)

Er errieth ja, um was es sich handelte. Arnold Haken war sein Lebtag ein Träumer gewesen, zaghaft und ungeschickt, der das Glück nicht zu glauben wagte, nicht zu fassen verstand. Ein Wort von ihm würde ihn lehren, — Alles in Ordnung bringen . . . .

Die stumme Bitte um dieses Wort schien aus der Freundin brennender Stirn in ihn hinüberzufließen. O, er verstand sie! Sie war nicht umsonst sein Spielkamerad in Freud und Leid gewesen.

Und doch — ein Etwas sah ihm, als sie aufblickte, aus ihren Augen entgegen, an das er noch nicht gedacht hatte und plötzlich fragte er, trotzdem er die Antwort zu wissen glaubte, mit klopfendem Herzen:

„Und ahnst Du — warum er zögert" — —

Eine kleine Weile schwieg Alles. Sie hatte die Hände von seinem Arm genommen und sah seitwärts in die Dämmerung. Ueber dem weichen Profil lag ein Zug, den er nie darauf gesehen zu haben meinte, eine stille, etwas herbe Traurigkeit.

„Weil er fürchtet, daß Du — daß ich — Dich liebe."

Max Rentel wußte, daß er das Wort mit nichts anderem, als einem Händedruck und dem einfachen Versprechen, diesen Irrthum aufzuklären, hätte beantworten sollen, aber er regte sich nicht, und sagte statt dessen:

„Und liebtest Du mich niemals, Sophia?"

„Ja, Max."

Es war vollkommene Aufrichtigkeit zwischen ihnen. Sie sagte es leise, aber nicht scheu. Damals, als ich eben erwachsen war, liebte ich Dich. Das heißt — ich weiß nicht, ob ich das beschreiben kann — aus meiner Freundschaft zu Dir wuchs etwas auf, das sie noch vollkommen machte. Die Freundschaft war wie eine grüne Pflanze, das andere die Blüthe daran."

Er saß ganz still.

„Lege das Gefühl, welches Du anders wohin zersplitterst und verschwendest, zur Freundschaft, so wird eben Liebe daraus" — die Worte des Freundes gingen ihm durch den Sinn.

„Aber als Du kamst und gingst und wieder kamst, ohne je etwas anderes zu suchen oder zu brauchen, als die grüne Pflanze — sie bleibt immer grün, Max — da, ich weiß nicht wie es kam, da verkümmerte die Blüthe allmählig und — —"

O, er verstand es plötzlich Alles so gut!

Wieder allmählig war eine neue Blüthe aufgesproßt, und die alte, erste war verdorrt und abgefallen . . . .

Sie hätte ihm sagen können: „Du hast eben nicht daran gedacht, die junge Knospe zu pflegen in Deinem lustigen Leben da draußen."

Er dachte es.

Sie sagte freilich etwas ganz anderes. „Ich weiß nicht, ob es recht war, daß das geschehen konnte. Anfangs begriff ich es selbst nicht. Die Dichter würden es gewiß eine sehr prosaische Umwandlung nennen. Aber es ist so gekommen und an Arnold hängt nun mein ganzes Glück. Gewiß halten Bessere als ich fester an ihren Gefühlen. Und dennoch — ja, lieber Freund" — sie sah ihn jetzt voll an, wie Jemand, der nach dem Ueberwinden ruhig die volle Wahrheit bekennen kann — „dennoch glaube ich, daß auch meine erste Liebe eine echte war . . ."

„War", sagte er sehr ruhig. Aber seine Stimme klang heiser und fremd.

Dann faßte er ihre Hände und versprach in dem alten Freundeston, daß er mit Arnold Haken sprechen werde.

Er wohnte seit Kurzem in einer Nachbarstadt und Sophia wußte nicht einmal seine Adresse.

„Ich werde ihn finden," sagte der Freund.

Am nächsten Morgen ging er nach dem Bahnhof durch den herbstlichen Park vor der Stadt, in dem sie als Kinder gespielt hatten.

Die goldgelben Blätter rieselten ihm vor die Füße. Unter den Ebereschen lagen die Beeren wie blutige Thränen. Ein feiner Regen rieselte. Die Wege waren menschenleer. Er ergriff ein Ebereschenstämmchen und schüttelte es, bis die letzten Zweige mit den rothen Perlen herunterrollten. Einst hatte die kleine Sophia Ketten von diesen Perlen gefädelt und sie ihm lachend um Hals und Ohren geschlungen. Er war ein stürmischer Knabe gewesen. So manchmal hatte er sie zur Strafe herumgewirbelt und — geküßt. — — Ein Knabe — —

Und dann — — Er schüttelte die Beeren von der aufgehobenen Dolde, und allerlei Vergleiche fielen ihm ein: von verschütteten Tropfen — von vergeudeten Gefühlen — weiß Gott was Alles . . .

Sein Stückchen lustiges Leben war schuld gewesen — lieber Himmel! nichts als sein armseliges lustiges Stückchen Leben im Freundeskreis, das sie als freie Männer alle so selbstverständlich fanden, das manchmal — ja, es war wahr, manchmal gar so lustig wurde, daß ihm am Morgen davor graute, und das doch an jedem Abend beim neuen Glase von neuem so verlockend und natürlich schien! sein Stückchen rothes, heißes, übermüthiges Leben, in dem er so blaß und so kühl geworden war, in dem er die Liebe verlernt hatte. . . .

Das Fahrtsignal tönte. Er saß im Coupé und fuhr in die Nachbarstadt, suchte den Freund und fand ihn. —

Nach wenigen Monaten erreichte ihn die Nachricht von der Vermählung eines glückseligen Paares. Darauf schrieb er einen Brief voll Humor und treuer Wünsche.

Aber ehe noch dieser in die Hände der jungen Frau gelangte, erhielt sie ein Telegramm, über dem sie lange Stunden bitterlich weinte:

Der junge Apotheker Max Rentel war gestorben...

Eine Menge Leute behaupteten, daß die Welt nicht viel an ihm verliere. Sein Leben war in letzter Zeit leichtsinniger denn je gewesen. Alle seine Kameraden sagten — und fühlten es — daß schwerlich ein opferwilligerer Freund jemals ihren Kreis vermehren werde.

Aber nur wenige ahnten, daß der größte Freundschaftsdienst seines Lebens ihm allzu schwer geworden war. . . . .

Aus der Welt der Technik.

— Die Tragweite von Schallröhren. Um die Tragweite der Schallröhren festzustellen, hat man jüngst interessante Versuche angestellt. Man bediente sich dazu der Röhrenleitungen, welche in westfälischen Kohlenbergwerken zur Kraftübertragung mittels Druckluft verwendet werden. Die größte Entfernung, auf die ein lautes, deutliches Signal am Ende einer geraden Röhre ohne Abzweigungen vernommen werden kann, ist rund 450, keinesfalls über 500 Meter. Für Entfernungen unter 200 Meter ist der geeignetste Durchmesser 50 Millimeter, für größere 52 Millimeter. Hat die Röhre Verzweigungen, so liegen die günstigsten Durchmesser zwischen 20 und 50 Millimeter und zwar 26 Millimeter bei 50 bis 150 Meter Länge, 40 Millim. bei einer solchen von 300 Meter. Bei einem Durchmesser von weniger als 30 Millimeter ist die Reibung im Innern der Röhre zu groß, bei mehr als 52 Millimeter ist die menschliche Stimme nicht mehr im Stande, die Luft im Innern in hinreichend kräftige Schwingungen zu versetzen; überhaupt muß die Stimme bei Zunahme des Durchmessers an Stärke und Schärfe wachsen und dabei zeigte es sich, daß die Vokale sich besser fortpflanzen als die Konsonanten. Das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Görlitz bemerkt, was das Material der Röhren anbelangt, so ist wegen seiner geringen Elastizität das Zink den anderen vorzuziehen; trotzdem wird oft galvanisirtes Eisen vorgezogen, weil es Hammerschläge am besten überträgt. Die Röhre muß im Innern glatt und Aenderungen in der Weite müssen vermieden sein. Am besten eignet sich für weite Entfernungen ein Anschlagen an den Röhrenrand; auch läßt sich eine Trompete verwenden, die man gegen die Röhrenöffnung richtet; Pfeifen dagegen wird nur auf sehr geringe Entfernungen vernommen.

Mannigfaltiges.

— Der treue Rigo. Der berühmte Zigeuner der Prinzessin Chimay ist, wie erinnerlich, in einem Scheidungsprozesse gegen seine ihm rechtlich angetraute Gattin begriffen. Der Termin in diesem Prozesse hätte nun am 26. Mai in Kaposvar stattfinden sollen. Rigo erschien aber nicht bei der Verhandlung, sondern sendete aus Kairo ein Schreiben an seine Frau. Dieser Brief, der in einer sonderbaren Orthographie geschrieben ist und den „Zigeuner als prächtigen Gefühlsmenschen" zeigt, lautet folgendermaßen: „Liebe Mariska! Wenn Du auch selten von mir hörst und wenn Du auch nicht weißt, wo ich herumreise, theile ich Dir doch mit, daß ich jetzt in guter Gesundheit, in Kairo bin, was in Afrika ist. Und da unsere Verhandlung nahe ist und ich nicht nach Kaposvar kommen kann, theile ich Dir mit, sei so freundlich und willige darein, daß ich Dir monatlich 100 fl. gebe zehn Jahre lang, wenn Du Deinem Rechte entsagst und in unsere Scheidung einwilligst. Es thut mir gewiß sehr leid, weil Du doch mir an's Herz gewachsen bist und ich stets Deiner gedenke, um Dir die Wahrheit zu sagen. Aber man gibt doch sein Glück nicht aus den Händen! Das siehst Du doch ein. Du thust mir also leid, und sei so gut, thue, um was ich Dich bitte. Sage Deinem Vater, er soll auf mich nicht böse sein. Es ist alles umsonst, das Gericht kann mir nichts anhaben. Ich bleibe Dir treu bis zum Grabe. Monsieur Jean Rigo." Die junge Frau, die sehr hübsch ist, will aber von der Scheidung nichts wissen, trotzdem ihr ein anderer Zigeunerprimas einen Heirathsantrag gemacht hat. Sie will nur „ihren" Rigo und keinen Anderen.

— Auch eine Naive. Neu engagirter Schauspieler (zu einem Kollegen): „Daß sich aber unser Direktor von der Naiven so beeinflussen läßt!" Kollege: „Das darf Dich nicht wundern — sie ist ja seine Schwiegermutter!"

— Parirt. Neugeadelter Bankier (zu einem Baron): „. . Wo hausten Ihre Ahnen einst, Herr Baron?" Baron: „Und wo hausirten die Ihren?"

— Ahnungsvoll. Gatte (während ein Unwetter losbricht): „Dieser Platzregen — und meine Frau ist draußen!" Freund: „Na, die wird schon irgendwo Schutz suchen!" Gatte: „Das ist's ja eben . . in irgend einem Modewaarengeschäft!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 129. Donnerstag, den 8. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

21 Roman von F. Siemers von Ostermann.

12. Herr von Schwarz setzt seine Verschwörung fort.

Wir müssen den freundlichen Leser in Rudolf's kleines Stübchen zurückführen.

Als viele Stunden vergingen, ohne daß Rudolf in seine ärmliche Wohnung zurückkehrte, wurde das arme Lieschen unruhig.

Ihr junger Gatte hatte ihr große Furcht vor seinem Vater eingeflößt, aber sie hatte eine muthige Seele und betete mit ganzem Herzen, daß Rudolf den Muth haben möchte, seine Vermählung einzugestehen, was immer für Folgen daraus erwachsen könnten.

Sie scheute sich, etwas zu verbergen, oder jemand zu täuschen, und glaubte, daß Herr von Schwarz sich erweichen lassen würde, wenn er entdeckte, daß sein Sohn wirklich verheirathet sei.

Lieschen stellte sich ans Fenster, das Gesicht an die Scheibe gepreßt, und blickte hinaus.

Als es draußen zu dunkeln begann und die Laternen angezündet wurden, stieg ihre Unruhe.

Sie setzte ihr ärmliches Hütchen auf und lief hinaus, um zu erfahren, ob vielleicht ein Eisenbahnunglück geschehen und ihr Gatte getödtet worden sei.

Da aber nichts von einem Unglück verlautete, kehrte sie wieder in ihr einsames Stübchen zurück.

Ihr Gatte kam nicht; auch kein Brief oder Telegramm traf ein, um ihre Angst zu beschwichtigen.

Sie wartete auf ihn bis Mitternacht, auf jeden Schritt auf der Straße horchend; dann legte sie sich nieder, ohne sich jedoch auszukleiden, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß Rudolf am Morgen kommen würde.

Der Morgen kam, aber Rudolf nicht.

Lieschen war zu besorgt, um sich ihr Frühstück bereiten zu können. Sie aß nur ein Stück Brod, während sie aus dem Fenster blickte.

„Vielleicht ist Rudolf umgebracht und aus dem Eisenbahnwagen geworfen worden," dachte sie. „Ich werde mit dem nächsten Zuge nach Torgelow fahren."

Sie wollte eben ihren Hut aufsetzen, als ihre Wirthin, eine grobe, ungebildete Frau, die Thür öffnete und eintrat.

„Sie wollen wohl ausgehen, Frau von Schwarz?" fragte sie mißtrauisch. „Ich hoffe, Sie gehen nicht davon, wie der vorige Inhaber dieses Zimmers es gethan, ohne die Miethe zu bezahlen. Sie haben ja nicht einmal Kleider oder Möbel, die ich zurückbehalten kann, und Sie sind mir zehn Mark schuldig."

„Ich habe die Miethe für den nächsten Monat, Frau Keller," antwortete Lieschen, während sie ihr Portemonnaie aus der Tasche zog, wobei sie tief erröthete. „Ich beabsichtige nicht, davonzulaufen. Ich — ich will nach Torgelow reisen, um meinen Gatten zu suchen. Hier ist die Miethe."

Die Wirthin nahm die Miethe mit einer Art Erleichterung in Empfang.

Nun, da ihre Geldgierde befriedigt war, wuchs ihre Neugierde.

„Wo ist denn Herr von Schwarz, wenn ich fragen darf?" begann sie. „Das hat er doch sonst nie gethan, über Nacht fortzubleiben. Aber junge Leute sind junge Leute; sie wollen ihr Vergnügen haben, obwohl Herr von Schwarz so solid ist, als man nur wünschen kann."

„Er ist auch solid," erwiderte die junge Gattin halb unwillig. „Er ist zu seinem Vater gereist, um ihn zu besuchen, und wollte gestern Abend wieder zurück sein. O, ich habe eine solche Angst!" rief sie, da ihre Besorgniß um den Gatten wuchs. „Ich weiß gewiß, daß er nicht ausgeblieben sein würde, wenn ihm nichts zugestoßen wäre."

„Vielleicht hat er Sie verlassen," meinte ihre Trösterin; „Frauen werden von Männern oft verlassen. — Was ist das?" rief die Wirthin jetzt aus, als ein lautes Klopfen an der Thür ertönte. „Das ist nicht der Briefträger. Vielleicht ist Herr von Schwarz verunglückt und sie bringen seine Leiche nach Hause."

Die arme junge Frau schrie laut auf und flog zur Thür.

Die schwerfällige Wirthin folgte ihr schnell nach und öffnete sie.

Karl von Schwarz stand davor.

Lieschen hieß ihn eintreten.

Herr von Schwarz, den Hut in der Hand, zog die Thür hinter sich zu, verbeugte sich höflich vor der erschreckten jungen Frau und fragte:

„Sind Sie wohl Fräulein Lieschen Vogel?"

Lieschen richtete sich stolz auf, und mit zitternden Lippen versuchte sie ruhig zu entgegnen:

„Nein, mein Herr, ich bin Frau von Schwarz. Früher hieß ich Lieschen Vogel. Kommen — kommen Sie von meinem Gatten?"

„Ich komme von Herrn Rudolf von Schwarz," erwiderte der Eingetretene höflich. „Ich bringe Ihnen einen Brief von ihm; doch ehe ich Ihnen denselben übergebe, muß ich Ihnen etwas erklären. Herr Rudolf von Schwarz befindet sich jetzt in Pommern und wird den Sommer über dort bleiben."

„Ich — ich verstehe Sie nicht, mein Herr," sagte die arme junge Frau ganz bestürzt.

Vor der Thür war ein Geräusch, als ob die Wirthin an dem Schlüsselloch horchte, um zu hören, was zwischen Lieschen und ihrem Besuch gesprochen werde.

Frau Keller war überzeugt, daß mit ihren Miethern in dem Dachstübchen irgend ein Geheimniß verbunden war, und sie hielt dies für eine günstige Gelegenheit, eine Entdeckung zu machen.

„Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen, Fräulein Vogel," sagte der Herr, noch immer sehr höflich. „Mein Name ist Karl von Schwarz; ich bin der Vater Rudolf's von Schwarz."

Die junge Frau starrte den Fremden staunend an und erbleichte.

Sie setzte sich schnell hin und preßte die Hand auf ihr Herz.

„Sein Vater?" murmelte sie.

Herr von Schwarz verbeugte sich, indeß er sie und ihr Zimmer neugierig betrachtete.

Das ärmliche, düstere, kleine Zimmer, ohne den geringsten Luxus, kam ihm wie eine Stube im Armenhause vor.

Die junge Frau in ihrer armseligen Kleidung, mit ihren großen schwarzen Augen und dem abgehärmten Gesicht, aus welchem jetzt alle Farbe gewichen war, schien ihm ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer aus der unteren Klasse zu sein, und er wunderte sich, daß sein Sohn, der seine Bildung auf der Akademie erhalten, sie hatte lieben können und noch immer den Wunsch hegte, nicht von ihr zu lassen, und eine reiche Erbin nicht heirathen wolle.

Einige Augenblicke war Lieschen wie versteinert, dann kehrte die Farbe wieder auf ihre Wangen zurück.

Sie konnte sich nur auf eine Weise den Besuch des Herrn von Schwarz erklären: nämlich, daß er sich mit seinem Sohne ausgesöhnt hatte.

„O, verzeihen Sie, mein Herr," sagte sie, sich erhebend; „ich war aber so erschrocken und besorgt um Rudolf. Ich erwartete seine Rückkehr gestern Abend und hätte mir nie träumen lassen, daß Sie in unsere ärmliche Wohnung kommen würden."

Sie bot ihm einen Stuhl an, aber er blieb mit dem Hute in der Hand stehen und lehnte sich nachlässig auf die Lehne des Stuhles.

Herr von Schwarz war höchst elegant gekleidet. Seine Züge drückten kalte Gemüthsruhe aus.

Lieschen blickte erröthend auf ihre armselige Kleidung nieder.

„Ich vernehme, daß Rudolf in Pommern geblieben ist," sagte sie jetzt athemlos und freudig. „Sie hatten wohl die Güte zu kommen, um mich zu ihm zu bringen? Ich werde gleich fertig sein. O, ich bin Ihnen so dankbar, mein Herr, für Ihre Güte gegen uns. Der arme Rudolf hat Ihren Zorn mehr als sonst etwas gefürchtet. Ich weiß, ich bin keine passende Partie für Ihren Sohn, aber — aber ich liebe ihn so sehr!" Bei diesen Worten senkte sie schüchtern das Haupt. „Ich werde ihm eine gute Gattin sein, mein Herr, und Ihnen eine gute Tochter!"

„Halt!" sagte Herr von Schwarz mit kalter, klangloser Stimme. „Hier waltet ein Mißverständniß ob, Fräulein Vogel. Ich bin nicht gekommen, um Sie mit nach Pommern zu nehmen. Sie sollen Rudolf von Schwarz nie wieder unter die Augen treten."

„Mein Herr!"

„Ich spreche die Wahrheit," entgegnete er. „Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, — ja, das thue ich. Es wäre besser für Sie, wenn Sie Rudolf nie gesehen hätten. Sie bilden sich ein, seine Gattin zu sein, — das sind Sie aber nicht!"

„Ich bin nicht seine Gattin?" rief Lieschen aus. „O, mein Herr, dann wissen Sie es nicht. Wir sind ja in der Kirche getraut worden, und Rudolf hat doch auch den Trauschein."

„Dennoch sind Sie aber nicht verheirathet!" erwiderte der unbarmherzige Besucher, während seine stechenden Augen die Seele der gemarterten jungen Frau durchbohrten. „Erlauben Sie mir, mich zu erklären. Mein Sohn hat sich ohne meine Zustimmung verheirathet; er ist noch nicht mündig. Die Heirath Unmündiger ohne

Zustimmung der Eltern ist ungültig. Sie sind so frei und Rudolf ist so frei, als ob die Verbindung zwischen Euch nie stattgefunden hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Zur Reise des Kaisers nach Cadinen schreibt die „Elb. Ztg." u. A.: Den ganzen Weg (zwischen Elbing und Cadinen) legte der Kaiser ohne Gendarmeriebegleitung zurück; aber an einer Eskorte fehlte es nicht. Auf flinkem Stahlroß heftete sie sich an des Wagens Spur und folgte in kleinem Abstand bis zum Waldhäuschen. Da gebot ein berittener Gendarm machtvoll Halt. Aus dem halben Dutzend Radler, das in Panklau das Geleit aufnahm, war schon in Lenzen das Doppelte geworden und schließlich jagte ein geschlossenes Feld von etwa 100 Radfahrern hinter dem Kaiser her. Ohne Karambolage ging es nicht ab. Als der kaiserliche Wagen plötzlich in langsames Tempo kam, fuhr ein Radler auf, kippte und brachte noch sechs andere Sportsleute zum Sturz. Dann kam es noch einmal zum Zusammenstoß. Glücklicher Weise trug Niemand ernstlichen Schaden davon. Gegen das Nachfahren schien der Kaiser nichts zu haben, nur das Daneben- und Vorbeifahren muß nicht nach seinem Geschmack sein, denn Adjutant v. Kessel gab dies durch Handbewegungen zu erkennen. Die radelnde Begleitung hielt sich darauf auch in angemessener Entfernung. Nach der Rückkehr von Cadinen unterhielt sich der Kaiser auf dem Bahnhofe mit Frau Landrath Etzdorf bis zur Ankunft des Zuges in bester Stimmung. Er sprach seine Freude aus über den prächtigen Stand der Getreidefelder, die Schönheit der Gegend und gab manche Proben einheimischen Humors wieder, die er während der Reise kennen gelernt. Als er den Oberbaurath Koch erblickte, sagte der Kaiser scherzend: „Na, Herr Obereisenbahndirigent, machen Sie es man nicht so, wie es mir vor einiger Zeit erging. Wir waren im Eisenbahnzuge beim Essen. Mir gegenüber saß mein Adjutant, der ein paar große Stiefel mit dicken, schweren Sohlen anhatte. Auf einmal gab es einen Ruck und mein Adjutant war verschwunden. Dafür hatte ich aber ein paar mächtige Stiefelsohlen auf dem Tisch. Eulenburg's Teller flog in die Höhe, überschlug sich und fiel direkt auf meinen Teller, so daß ich nunmehr zwei Koteletts hatte. Mein Essen blieb im Uebrigen vom Ungemach verschont. Neben mir schwebten zwei Beine in der Luft, und wie ich genauer hinsah, war es ein Diener, der gerade Kartoffeln und Erbsen serviren wollte und mit dem ganzen Tablett kopfüber hingestürzt war. Natürlich war von dem ganzen Porzellan auch nicht ein Teller ganz geblieben." Ueber diesen Vorfall mußte der Kaiser tüchtig lachen, und die originelle Art, in der er ihn zum Besten gab, steckte mit willkürlich die Umstehenden an, die in die Heiterkeit mit einstimmten.

— Bierverhältnisse in Ostasien. Unsere Besatzung in Kiautschou mag manche Entbehrungen zu erleiden haben, aber wenigstens ab und zu ist sie doch in der Lage gewesen, sich an einem kräftigen Schluck deutschen Faßbieres zu stärken, das ihnen von freundlichen Gebern gespendet wurde. So geht jetzt eine Danksagung des Gouverneurs Jäschke durch die Zeitungen für zwanzig halbe Hektoliter Bockbier der Berliner Bockbrauerei, die im besten Zustande angekommen und mit gebührendem Danke vertilgt worden sind, ebenso wie im vorigen Jahre eine Sendung von einigen vierzig Hektolitern aus der Wicküler Brauerei, die der Bankdirektor Dr. Jordan unsern Truppen auf den Weihnachtstisch aufgebaut hatte. Unseres Erachtens ist die Bierfrage in Ostasien übrigens nicht nur für unsere Truppen in hohem Grade interessant, sondern überhaupt für jeden, der in Ostasien lebt, nicht zum mindesten aber für unsere Ausfuhr. Die Schwierigkeit, mit der diese zu kämpfen hat, besteht im Wesentlichen darin, daß das Faßbier nur dann mit Sicherheit in gutem Zustande ankommt, wenn es in Kühlräumen versandt wird, daß diese Art der Versendung sich aber außerordentlich theuer stellt. Die Lloyddampfer führen wohl recht erhebliche Mengen Faßbier in den Kühlräumen, aber, da das Bier auch für die Rückfahrt reichen muß, nur für den Bedarf der Reisenden und nicht zu allgemeinen Handelszwecken. Wer diese Reise einmal gemacht hat, der weiß, welches Labsal dort solches gekühltes Faßbier bietet und mit welcher Begeisterung es von allen denen getrunken wird, die, vom Lande an Bord kommend, sich der Gastfreundschaft des Schiffes erfreuen und den seltenen Genuß von Bier erlangen können. Wenn dort Bier zu verkaufen wäre, so würde man dafür die unwahrscheinlichsten Preise erzielen können, und zwar geht die Nachfrage nicht nur von den Deutschen aus, sondern von Angehörigen aller Nationen. Bier in Flaschen kann man ja ziemlich überall haben, aber gerade das für die Ausfuhr gebraute Flaschenbier ist nirgends im Stande, unser gutes Faßbier zu ersetzen; da sich der Versendung in Eis wegen der Größe der beanspruchten Räume, der nöthig werdenden besonderen Einrichtungen und der großen Kosten wie es scheint unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen, so wäre es wohl eine sehr lohnende Aufgabe für unsere Chemiker, ob sie nicht ein Verfahren finden

könnten, das, ohne die Qualität des Bieres zu verschlechtern, den ungekühlten Transport in den Tropen gestattet. Was für Ostasien gilt, trifft auch auf alle überseeischen Länder zu, zu denen man nur nach Durchfahrung der Tropen gelangen kann und wo sich unserem Bier ein reiches Feld eröffnen würde, wenn man es in tadelloser Beschaffenheit dahin bringen könnte. Das schwere mit Alkohol übersättigte englische Bier müßte leicht zu beseitigen sein und wird jetzt schon theilweise durch leichter eingebraute amerikanische Flaschenbiere ersetzt. Wir glauben, daß es sich für unsere Brauereien ganz außerordentlich lohnen würde, der Frage der Bierversorgung solcher überseeischen Länder näherzutreten, zumal das in dortigen Brauereien gebraute Bier, wenn es mit der Zeit auch immer besser wird, doch einen Vergleich mit unseren Bieren nicht aushalten kann.

— Die Landreise von St. Petersburg bis China. Die Zahl derer, die die lange und heute zum Theil noch recht beschwerliche Reise von Europa nach China durch Sibirien gemacht haben, wächst zusehends. Wenige Jahre noch und man wird die gewaltige Strecke bequem auf der Eisenbahn zurücklegen. Der „Ostasiatische Lloyd“ ist der berechtigten Ansicht, daß es von Interesse sein dürfte, ein Bild davon festzuhalten, wie lange Wege heute zurückzulegen und welche Unkosten erforderlich sind. Die Reise von St. Petersburg bis Irkutsk westlich vom Baikalsee ist verhältnißmäßig einfach und billig; sie kostet, je nachdem man 1., 2. oder 3. Klasse auf der Eisenbahn wählt, 36, 54 oder 72 Rubel. In 12 bis 15 Tagen ist das Endziel des ersten Theiles der Reise erreicht. Täglich hält der Zug an zwei oder drei Stationen, wo Gelegenheit zum Essen und Trinken geboten wird. Nur empfiehlt es sich, Thee und Zucker selbst mit sich zu führen, da meistens unterwegs nur Wasser zu haben ist. Die Mahlzeiten kosten zwischen 1,50 und 2 Rubel. Man kommt demgemäß von St. Petersburg bis Irkutsk mit 100 Rubel bequem aus. 25 deutsche Pfund Gepäck sind frei, für jede weiteren 25 Pfund sind 8 Rubel zu zahlen. Die Hauptsache ist, daß der Reisende sich mit warmen Kleidungsstücken und Decken ausrüstet. Es sind Gebiete zu passiren, in denen selbst im Juli das Thermometer fast auf den Gefrierpunkt heruntergeht, während es am Tage recht erheblich warm wird. In Irkutsk findet man den Verhältnissen angemessen ganz gute Gasthäuser. Die Preise für das Zimmer mit Bett schwanken zwischen 1 und 2 Rubel per Tag, einschließlich Thee am Morgen und zwei Mahlzeiten. Der Reisende findet demnach alle Bequemlichkeiten, bis er seine Vorbereitungen für die Weiterreise getroffen hat. Bis Irkutsk braucht er nur Silberrubel zu haben, von da ab reist man besser mit Kreditbriefen auf die Russisch-Chinesische Bank in Peking oder auf einen bekannten Theehändler; es ist nicht schwer, daraufhin sowohl in Urga wie in Kalgan an der chinesischen Mauer die nöthigen Baarmittel zu erhalten. Absolut nothwendig aber ist die Kenntniß der russischen Sprache; wenigstens muß man sich verständlich machen können. Sonst kann man auf unzählige Scherereien, wiederholten Aufenthalt und Uebervortheilungen ohne Ende rechnen. Von Irkutsk geht es zunächst auf Wagen, die von drei Pferden gezogen werden, weiter und zwar nach Kiachta, das in drei Tagen erreicht wird. Die Kosten dieser Fahrt stellten sich auf etwa 80 Rubel. In Kiachta machte man einen Vertrag mit einem Mongolen, der die Beförderung einschließlich des Gepäcks bis Kalgan übernimmt oder man kauft sich selbst die nöthigen Kameele, sei es zum Reiten oder Fahren (in letzterem Fall auch den Wagen), die man später in Kalgan ohne erheblichen Verlust wieder verkaufen kann. Auf einem Kameelwagen finden zwei Personen bequem Platz. In der Regel zahlt man für die Strecke von Kiachta bis Urga (6 Tage) 30 Taels, also rund 90 Mark; und von dort bis Kalgan (20 Tage) etwa 70 Taels, also 210 Mark. Rechnet man dazu wieder etwa 2 Rubel per Tag für Verpflegung und Unterkunft, so stellen sich die Kosten für die ganze Reise von St. Petersburg bis an die russische Grenze auf nicht mehr als 660 Mark.

— Ein Feldzug gegen die Dekolletirung. Die Herzogin von Fife hat, wie T. P. O'Connor in M. A. P. wissen will, den Feldzug gegen das Tragen ausgeschnittener Kleider im Theater eingeleitet. Die Herzogin selbst hat schon seit längerer Zeit ausnahmslos die französische Mode befolgt, mit hochgeschlossenem Kleid auch bei den glanzvollsten „Premièren“ zu erscheinen. Immerhin dürfte die hohe Dame wenig Glück damit haben, eine in England so fest eingebürgerte Sitte zu verändern. Bekanntlich ist die Königin selbst unbedingte Anhängerin des Ballanzuges bei festlichen Anlässen und hält auf das Strengste daran fest, daß auch bei jedem Hofempfange tiefausgeschnittene Kleider getragen werden. Bloß alte Damen sind von dieser Pflicht befreit, was natürlich zur Folge hat, daß Niemand sich durch die geschlossene Kleidung amtlich als „alt“ bezeichnen lassen will.

— Der kranke Trinker. Arzt (Pillen verschreibend): „Wenn Ihnen die Pillen so zuwider sind, so nehmen Sie dieselben in Oblate und darauf einen Schluck Wasser!“ Patient: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, kann man das Wasser nicht auch in Oblate nehmen?“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 130. Freitag, den 9. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

22 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„O mein Gott," stöhnte Lieschen, machtlos auf den Stuhl zurücksinkend. „Ich bin nicht verheirathet — *nicht* seine Frau?"

„Nein, Sie sind nicht seine Frau," erklärte Herr von Schwarz unbarmherzig. „Ich kann nicht begreifen, wie Sie meinen Sohn haben so bezaubern können; aber ohne Zweifel ist er eben so zu tadeln wie Sie. Er ist aus sehr vornehmer Familie; Sie sind es nicht. Eine Heirath zwischen ihm und Ihnen ist etwas Widersinniges, und ich habe keine Lust, mich mit der Familie eines Gemüsehändlers zu verbinden. Ich spreche ganz offen, denn in dieser Sache ist kein Zartgefühl am Platze. Sie gehören auf eine andere Stufe als ich. Ihr Ehrgeiz und Ihr Wunsch, höher zu steigen, ist begreiflich, aber es soll nicht auf meine Kosten geschehen."

„Ehrgeiz?" wiederholte Lieschen, die Hand an die Stirn haltend. „Ich habe nie daran gedacht, höher hinaus zu wollen, als ich Rudolf heirathete. Ich liebte ihn und er liebte mich. Wir wollten zusammen arbeiten und waren so glücklich mit einander. Ich bin mit ihm verheirathet. Sagen Sie nicht, daß ich es nicht sei. Ich bin seine Gattin, Herr von Schwarz, ich bin seine Gattin!"

„Ich wiederhole, daß Sie es nicht sind!" sagte Herr von Schwarz rauh. „Das Gesetz erkennt eine solche Heirath nicht an. Wenn Sie nicht von Rudolf lassen, wollen, dann werde ich ihn wegen Fälschung anklagen und ihn ins Gefängniß werfen lassen."

Lieschen stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Sie riß die Augen weit auf, worin ein eigenthümliches Feuer glühte. Ihre Brust hob und senkte sich heftig.

„Rudolf hat seinen Taufschein gefälscht, und seiner eigenen Sicherheit wegen hat er Sie aufgegeben," fuhr Lieschens Bedränger fort. „Er will Sie nie wiedersehen und wünscht, daß Sie ihn auch aufgeben und sich wieder in Ihre Sphäre zurückziehen möchten."

„Nein, ich will ihn nicht aufgeben!" rief Lieschen aus. „Nie — nie! Nicht eher, als bis seine eigenen Lippen es mir sagen! Sie sind grausam, aber Sie können mich nicht täuschen!"

„Lesen Sie das!" sagte Herr von Schwarz, den Brief hervorziehend, den sein Sohn geschrieben. „Sie kennen wohl seine Handschrift?"

Damit schleuderte er Lieschen den zusammengefalteten Brief hin.

Lieschen nahm ihn in die Hand und las ihn schnell durch. Ihr Gesicht wurde starr und weiß wie Marmor. Sie kannte die Handschrift nur zu gut.

Hier in diesem Briefe bestätigte Rudolf seines Vaters Worte und entsagte ihr gänzlich.

Die Ueberzeugung der Wahrheit drang in ihre junge Seele wie Todtengeläute.

„Jetzt glauben Sie mir wohl?" sagte Herr von Schwarz, dem es bei dem entsetzlich starren Blicke ihrer schwarzen Augen unheimlich wurde. „Endlich begreifen Sie wohl, daß Sie nicht seine Gattin sind?"

„Was bin ich denn sonst?" flüsterte sie mit blassen Lippen.

„Blicken Sie mich nicht so an!" entgegnete Herr von Schwarz. „Sie erschrecken mich, Fräulein Vogel. Nehmen Sie sich das nicht so zu Herzen. Freilich ist es eine Enttäuschung, aber die Sache wird Sie nicht so verletzen, als wenn Sie einer höheren Klasse der Gesellschaft angehörten. Es ist nur eine kleine Episode, und die Leute werden es bald wieder vergessen haben. Sie können Ihren Mädchennamen wieder annehmen, Ihrer Beschäftigung nachgehen und einen Mann in gleicher Lebensstellung heirathen, und eines Tages werden Sie über dieses Abenteuer lächeln."

„Lächeln? Ach Gott!"

Lieschen saß auf ihrem Stuhle in sich zusammengesunken. Ihr kleines, abgezehrtes Gesicht sah so traurig und verzweifelt aus, daß sogar Herr von Schwarz unruhig wurde.

Aus ihren Augen schoß ein unheimlicher Blick, worüber er erschrak.

„Sie nehmen die Sache zu ernst," sagte er. „Ich werde für Sie sorgen, aber Rudolf darf Sie nicht wieder-

sehen, und Sie müssen mir das Versprechen geben, ihn nicht zu belästigen. Sie dürfen ihm nicht nach Pommern nachfolgen. Sollten Sie ihm zufällig einmal irgendwo begegnen, dann dürfen Sie nicht mit ihm sprechen — verstehen Sie? Thun Sie es dennoch, dann wird er für Ihre Halsstarrigkeit büßen!"

„O Gott, haben Sie Erbarmen mit mir!" jammerte die junge Frau. „Ihn sehen und nicht mit ihm sprechen! Mir ist, als ob ich den Verstand verlöre!"

„Das werden Sie nicht!" sagte Herr von Schwarz, welcher versuchte, sorglos zu sein. „Sie sind nicht die erste Frau, die höher hinaus wollte und doch wieder in ihren früheren Stand zurückzukehren genöthigt war. Fräulein Vogel, ich muß aber ihr Versprechen haben, daß Sie Rudolf nicht belästigen wollen. Sie müssen wieder Ihren Mädchennamen annehmen und überhaupt so thun, als ob diese Heirath nie gewesen wäre."

„Ich werde Rudolf nicht belästigen," erwiderte Lieschen mit zitternder Stimme. „Weshalb sollte ich denn auch, wenn ich nicht seine Gattin bin, wenn unsere Heirath ungültig ist!"

„Das ist recht und vernünftig von Ihnen," erwiderte Herr von Schwarz. „Hier sind fünfhundert Mark, welche Ihnen dienen können, wenn Sie sich jemals wieder verheirathen sollten," fügte er hinzu, Lieschen die Banknote hinreichend.

Die junge Frau zerknitterte den Schein in ihrer Hand, und mit wild funkelnden Augen warf sie ihm denselben zu Füßen.

„Sie haben mir meinen Gatten genommen — meine Liebe — meinen guten Namen!" keuchte sie. „Wie können Sie es wagen, mir Geld anzubieten! Ich nehme es nicht, selbst wenn ich verhungern sollte!"

Herr von Schwarz hob kaltblütig den Schein auf und steckte ihn wieder in seine Tasche.

Er war eben im Begriffe, weiter zu sprechen, als die Thür aufgerissen wurde und die Wirthin ganz roth vor Erregung ins Zimmer stürzte.

Daß Lieschen das Geld ausgeschlagen, hatte sie noch mehr aufgebracht, als alles andere Vorhergehende.

„Ich führe ein anständiges Haus, Fräulein!" keifte die Frau. „Ich habe alles gehört, was hier gesprochen wurde, wozu ich auch das Recht habe, da ich eine einsame Wittwe bin und darauf sehen muß, daß meine Wohnung einen guten Ruf behält. Da Sie aber nicht verheirathet sind, kann ich Sie nicht länger beherbergen. Sie verlassen meine Wohnung auf der Stelle! Da ist Ihr Hut und Mantel. Machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Lieschen leistete buchstäblich Folge.

Sie nahm ihren Hut und Mantel, und mit einem jammervollen, wilden Aufschrei stürzte sie aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und auf die Straße.

Herr von Schwarz und die Wirthin sahen einander erschreckt an.

„Sie haben sie in den Tod getrieben!" rief Herr von Schwarz aufgeregt. „Sie wird sich das Leben nehmen, und Sie haben sie gemordet!"

Er setzte seinen Hut auf und verließ ebenfalls das Haus.

Das fliehende Mädchen war schon verschwunden, und das Gewissen sagte dem Schurken, daß sie umkommen würde und daß er und niemand anders es sei, der sie getödtet.

13. Marie erhält den gefälschten Brief.

Während Herr Karl von Schwarz mit Erfolg seine Kunstgriffe anwendete, um das Lebensglück zweier jungen Herzen zu zerstören, war die Baronin Engelbert thätig gewesen, ihren Theil an dem abscheulichen Anschlage gegen Marie auszuführen.

Das kleine Packet gefälschter Briefe, die dem Mitverschworenen der Baronin Engelbert eine Nacht schwerer Arbeit gekostet und mit einem besonderen Boten nach Schloß Engelbert geschickt worden, war sicher in die Hände der Frau Altmann geliefert worden, die bei dem Portierhause gewartet hatte, um das Packet in Empfang zu nehmen.

Die Baronin Engelbert war noch nicht aufgestanden. Ihr schwarzes Haar ruhte lose auf dem mit Spitzen garnirten Kissen. Einer ihrer weißen, runden Arme lag auf der rothen Atlasdecke. Ihr Nachtkleid war voll Spitzen und Fältchen.

Ein kleiner eingelegter Tisch, auf welchem ein rundes, silbernes Kaffeebrett mit einem silbernen Service stand, befand sich vor ihrem Bette.

In dem Augenblicke, als die Gesellschafterin ins Zimmer trat, nippte die Baronin von einer Tasse schwarzen Kaffees, was sie jeden Morgen zu thun pflegte, um wie sie sagte, ihre Nerven zu stärken.

Sie ließ ihren zierlichen silbernen Löffel fallen und blickte erwartungsvoll und neugierig auf, während Frau Altmann die Thür zuzog und das Päckchen mit triumphirendem Lächeln aus ihrer Tasche nahm.

„Ich habe sie!" sagte die Gesellschafterin. „Und kein Mensch hat etwas davon gemerkt. Der Bote denkt es ist ein Buch gewesen und die Portierleute haben es nicht einmal gesehen. Wir haben Glück; alles fügt sich zu unseren Gunsten."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Rigo Jancsis Glück und Ende. Wir haben schon kurz mitgetheilt, daß Rigo Jancsi, der berühmteste aller Zigeuner, der durch sein Liebesverhältniß mit der schönen Klara Ward, späteren Prinzessin Chimay, in der ganzen Welt bekannt geworden ist, in Aegypten an der Pest gestorben sei. Der Liebesroman des Zigeuners und der Prinzessin Chimay bildete, wie man sich wohl erinnern wird, durch geraume Zeit geradezu den größten aller europäischen Skandale. Miß Klara Ward, eine berückend schöne Amerikanerin, geboren zu Detroit in Michigan, vermählte sich am 20. Mai 1890 zu Paris mit dem Prinzen Josef von Chimay, von dem sie seit dem 19. Januar, respektive 20. Juni 1897 geschieden lebt. Die Ursache der Scheidung ist wohl noch in lebhafter Erinnerung. Bei einem Concerte, das die ungarische Zigeunerkapelle, als deren „Primas" Rigo Jancsi fungirte, in Paris veranstaltete, sah die Prinzessin Chimay den Zigeuner und faßte eine tiefe Leidenschaft für ihn. Nicht einmal der Gedanke an ihre beiden im zarten Alter stehenden Kinder vermochte die Prinzessin von der plötzlich gefaßten Idee abzubringen, ihren Mann und diese Kinder, sowie ihr glänzendes Heim in Brüssel zu verlassen und mit dem Zigeuner fortab ein abenteuerliches Wanderleben zu führen. Eines Tages verschwand die Prinzessin aus Brüssel und mit ihr der Zigeuner. Alle Bemühungen ihres Gemahls, sie wieder auf den Weg der Vernunft zu bringen, blieben fruchtlos und auch nicht der drohende Verlust eines großen Theiles ihres Einkommens vermochte irgend eine Wirkung zu üben. Von Belgien aus wandte sich das Paar zuerst nach Ungarn, in die Heimath Rigo Jancsis, und die Schilderung des Empfanges, den die braunen Landsleute des Zigeunerprimas ihm und seiner neuen Freundin bereiteten und die an Drastik nichts zu wünschen übrig ließ, machte von Pest aus ihren Weg durch die gesammte europäische und amerikanische Presse. Die Prinzessin hatte sich vor ihrer Abreise mit Geldmitteln, sowie mit Schmuck versehen und das Paar lebte zunächst im Saus und Braus, bereiste die größten Städte des Kontinents und erregte überall durch seinen seltsamen Roman sowohl wie nicht minder durch die Art seines Auftretens Aufsehen. Indes hielten die Geldmittel nicht lange an, wiewohl inzwischen die Prinzessin, gegen welche ihr Gatte den Scheidungsprozeß durchführte, vom Gerichte eine gewisse Summe als Jahresrente zugesprochen erhielt. Rigo wollte sich wieder seiner Kunst widmen und die Prinzessin plante, in lebenden Bildern in einem Café Chantant aufzutreten, um sich dort der Lebewelt in jener Kostümlosigkeit zu zeigen, welche durch zahlreich verbreitete Photographien bereits zu einer gewissen Berühmtheit gelangt war. Indes verbot der Pariser Polizeipräfekt — denn dort sollte das Debut der Prinzessin stattfinden — die Vorstellung, die Photographien wurden auf Veranlassung der Familie Chimay konfiszirt und die Prinzessin und Rigo reisten wieder weiter. Die letzten Nachrichten über das Paar kamen aus Kairo, von wo Rigo Jancsi an seine in Ungarn befindliche Gattin einen Brief richtete, worin er sie beschwor, ihren Widerstand gegen die Ehescheidung aufzugeben. Diese „Bitte um Ehescheidung" unterstützte er durch die Zusicherung einer Rente von 1200 fl. jährlich und zum Schlusse schrieb er: „Ich bleibe Dir treu bis zum Grabe. Monsieur Jean Rigo."

— Eine Schreckensszene im Eisenbahnwagen. Auf der Fahrt von Wien nach St. Pölten hatte der Monteur Paul Hermann in einem Coupé dritter Klasse ein böses Erlebniß. Hermann war auf seinem Sitze eingeschlafen, als er plötzlich durch ein starkes Geräusch geweckt wurde. Ein Mann mit unheimlichem Gesichtsausdruck, einen schußbereit gehaltenen Revolver in der Hand, stand vor ihm. Hermann sprang empor und suchte dem Fremden die Waffe zu entwinden. Der Mann hielt aber den Revolver fest, wehrte sich, und es entstand ein verzweifeltes Ringen. Hermann bot alle seine Kräfte auf. Fremde Hilfe war nicht zu erwarten, da außer den Beiden sich Niemand im Coupé befand. An einen Sprung aus dem Fenster war nicht zu denken, da der Zug, der eben die Station Prinzendorf verlassen hatte, bereits in voller Geschwindigkeit dahinrollte. Er hielt also den Mann fest, entschlossen, so lange mit ihm zu ringen, bis die nächste Station erreicht wäre. Dieser Kampf war nun ganz fürchterlich, da der Fremde, zweifellos ein Irrsinniger, große Körperkraft entwickelte. Knapp vor der Einfahrt in die Station St. Pölten riß sich der Verrückte los und feuerte. Die Mündung des Revolvers war gegen den Kopf Hermanns gerichtet, doch wandte dieser den Kopf zur Seite und die Kugel flog, ihn an der Stirn streifend, zum Coupé hinaus. Der Irrsinnige wollte abermals abdrücken, als Hermann die Thüre aufriß und vom Zuge auf das Geleise sprang. Er kam ohne jeden Schaden davon, da der Zug eben mit verlangsamtem Tempo in St. Pölten einfuhr. Hermann erzählte sofort den Vorfall, worauf der Attentäter festgenommen wurde. Er benahm sich jetzt ruhig und widersetzte sich nicht im geringsten. Er soll ein Schlosser aus Belgrad sein. Hermann mußte sich in Folge des ausgestandenen Schreckens ins Krankenhaus begeben.

— Gegen alle Stubenmädchen, gleichviel welchen Alters und welcher Nationalität, so äußert sich

der berühmte Humorist Mark Twain, schleudere ich meinen Junggesellenzorn. Denn — anstatt die Kopfkissen unter den Gasarm oder die elektrische Lampe zu legen, so daß man — ein Vorrecht der Hagestolze — bequem im Bett lesen und rauchen kann, legen sie sie ans Fußende des Lagers und wir müssen in der denkbar unbequemsten Lage das Buch halten, damit das Licht darauf fällt. Gelingt es ihnen nicht, die Beleuchtung so schwierig wie möglich zu gestalten, dann rücken sie das Bett an eine andere Stelle. — Hundertmal können wir unseren Koffer 25 Centimeter von der Wand entfernt stellen, damit der Deckel offen bleibe, ebenso oft schieben sie ihn wieder an die Mauer zurück — natürlich unabsichtlich. — Die Stiefel verbergen sie stets an den unerreichbarsten Plätzen. Mit besonderer Freude schieben sie die Mädchen so weit als nur irgend möglich unter das Bett. Es macht ihnen einen höllischen Spaß, wenn wir in der denkbar unwürdevollsten Lage auf dem Bauch nach den Schuhen suchen und sie mit einem Stiefelknecht hervorschieben müssen. — Die Streichhölzer liegen nie an ihrem richtigen Platz, jeden Tag finden diese Zofen einen anderen Ort für sie, und wenn man dann im Dunkeln nach ihnen tappt, stößt man die Wasserflasche oder ein Glas um, die an deren Stelle stehen. — Wo immer man etwas hinhängen mag, sie lassen es nicht ruhig an seinem Nagel, und wir können uns blind danach suchen.

— Ein reizendes Idyll von den „schwäb'sche Eisebahne", das selbst die verwegendsten Vizinalbahn-Witze der „Fliegenden" in den Schatten stellen dürfte, macht gegenwärtig viel von sich reden. Als dieser Tage der Zug auf der sogen. Filderbahn von Neuhausen gegen Degerloch bei Stuttgart „saußte", mußte er verschiedentlich seinen Lauf hemmen, angeblich weil an der Bremse etwas in Unordnung gerathen war. Eben hatte das „Zügle" wieder auf freiem Felde gehalten und Personal rannte eilfertig den Zug entlang, unter jeden Wagen blickend und nach dem Schaden suchend. Die Passagiere verloren die Geduld, und so fehlte es natürlich nicht an Sticheleien auf das „Bähnle", die von dem Zugspersonal bald mit schwäbischer Derbheit erwidert wurden. Bald aber kam es zu ernsthafterem Streit, und ehe man sich's versah, waren die Passagiere ausgestiegen und balgten sich mit dem Zugspersonal neben dem Bahndamm herum. Nachdem man sich gegenseitig genug durchgeprügelt, stieg man wieder ein, und bald dampfte das „Zügle" der schwäbischen Residenz zu. Dort mußte der Lokomotivführer, welcher den Löwenantheil an den Prügeln abgekriegt hatte, in's Krankenhaus verbracht werden.

— Der Ausbau des Kölner Doms, der im Jahre 1824 begonnen ist, hat bis zum 31. März 1899, also in 75 Jahren, die Summe von 21 950 386 M. gekostet. Diese Summe vertheilt sich auf die einzelnen Bauabschnitte wie folgt: 1. 1824 bis 1832 unter Bauleitung des Bauinspektors Ahlert bis zu dessen Tode für Wiederherstellungen an den Strebewänden des Domchores 485 918 M. 2. 1833 bis 1841 unter Bauleitung des Dombaumeisters Baurath Zwirner für Wiederherstellung des Chorbaues 564 077 M. 3. 1842 bis 1861 unter Bauleitung des Dombaumeisters Geh. Regierungs- und Baurath Zwirner bis zu dessen Tode: Beginn des Fortbaues und Aufbau der Umfassungswände des Domes nebst Portalen bis zur Oberkante des Hauptgesimses; Errichtung der Eisenkonstruktion des Dombaches und Domreiters 6 046 878 M. 4. 1862 bis 31. März 1899 unter Bauleitung des Dombaumeisters Geh. Regierungsrath Voigtel: Ausführung der beiden Domthürme, der Strebesysteme im Bereiche des Lang- und Querschiffes, der Eindeckung des Kirchenfensters des Hochschiffes, der Eindeckung des Kirchendaches mit Bleiplatten, der Fußbodenbeplattung und der Mosaikbeflurung des Domchores 14 853 513 M.

— Ja- und Neinsager im Parlament. Eugen Richter (Hagen), der als „Neinsager" verschrieene Parlamentarier, hat nach offiziellem Ausweise über die namentlichen Abstimmungen im Reichstage von 1867 bis 1895 gestimmt mit 75 „Ja" und mit 195 „Nein". (Keine Enthaltung der Abstimmung.) — Bebel hat mit 45 „Ja" und 111 „Nein" gestimmt. (2 Enthaltungen.) — Ballestrem, der jetzige Reichstagspräsident, hatte 110 „Ja" und 71 „Nein". (4 Enthaltungen.) — Moltke hatte 151 „Ja" und 68 „Nein". (Keine Enthaltung.)

Sinnsprüche.

— Wer unverletzt
Im Herzen noch den Traum der Jugend trägt,
Wen Nimbus der Begeisterung noch umstrahlet,
Der, der ist jung, der lebt im ew'gen Frühling,
Mag Silberhaar um seine Schläfe spielen.

Fr. Halm.

* * *

Es gibt im Leben Augenblicke,
Wo sich der Himmel von dem Menschen wendet
Und ihn den finstern Mächten überläßt.
Wer dann nicht Kraft hat, auf sich selbst zu bau'n,
Der ist gewiß für alle Zeit verloren.

Bahrdt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 131. Samstag, den 10. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

23 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Ich freue mich, daß Karl nicht wortbrüchig geworden ist,“ murmelte die Baronin. „Machen Sie das Packet auf, Frau Altmann.“

Die Gesellschafterin leistete der Aufforderung Folge und nahm die beiden Briefe heraus.

Die Baronin Engelbert sah, daß der an Marie gerichtete Brief zugesiegelt war, las die gefälschte Nachschrift in dem Briefe, der an sie adressirt war, und steckte dann beide mit wohlgefälligem Lächeln unter ihr Kopfkissen.

„Karl ist ein geschickter Mensch,“ sagte sie, „und wie lieb er mich hat, liebe Altmann! Nicht viele hätten sehen können, daß die Frau, die sie lieben, einen anderen heirathete; aber Karl und ich sind weltklug gewesen, und wir werden den Lohn dafür ernten. Wenn wir uns vor drei Jahren geheirathet hätten, würden wir jetzt arm und wegen unserer Konnektionen nur in der Gesellschaft geduldet sein, weiter aber auch nichts. Aber wir waren entschlossen, ein gewagtes Spiel zu riskiren. Ich bin wieder Wittwe und noch dazu mit zwanzigtausend Mark jährlichem Einkommen und einem schönen Hause, solange ich lebe, und wenn ich will, kann ich mir durch die Vormundschaft meiner Stieftochter Geld verschaffen.“

„Wovon ich dann fünftausend Mark erhalten soll,“ entgegnete Frau Altmann, während eine leichte Röthe ihr erdfahles Gesicht überzog.

Die Baronin Engelbert nickte.

„Und,“ fuhr Frau Altmann fort, „dann soll ich als Gast bei Ihnen bleiben, anstatt als Gesellschafterin, wenn die Heirath zwischen Marie und Rudolf von Schwarz zu Stande kommt. Ich lebe seit drei Jahren bei Ihnen, und obwohl die Leute wissen, daß ich eine Dame von Stand bin, vermuthet doch niemand, daß ich die Cousine von Karl von Schwarz bin und bald auch durch die Heirath mit diesem Ihre Cousine sein werde. Wir haben gemeinschaftlich unseren Geist und unsere Kräfte bei diesem Komplott angestrengt, und wir werden auch gemeinschaftlich den Erfolg genießen.“

„Ich werde jetzt aufstehen,“ sagte die Baronin. „Ich kann es kaum erwarten, Marie diesen Brief zu übergeben und zu sehen, wie sie ihn aufnimmt. Glauben Sie, daß sie schon aufgestanden ist?“

„Sie ist schon seit zwei Stunden auf,“ antwortete Frau Altmann; „sie ist bereits im ganzen Hause herumgegangen und hat mit der Wirthschafterin und den Dienstboten gesprochen; sie hat die Ställe und Gärten besucht und ist auch schon im Parke gewesen. Sie gedenkt ihre Würde als die Herrin des Schlosses Engelbert zu behaupten und die Herzen ihrer Untergebenen zu gewinnen, so daß, im Falle sie sich nicht mit Ihnen verträgt, die Leute ihr beistehen werden.“

Die Baronin Engelbert runzelte düster die Stirn.

„Marie ist noch nicht mündig,“ sagte sie dann, „und obwohl sie die Besitzerin des Schlosses Engelbert ist, fragt es sich doch, ob sie oder ich, die ich die Vormundschaft über sie habe und Wittwe ihres Vaters bin, Herrin und Gebieterin hier ist.“

Die Baronin rührte die Klingelschnur, die sich am Kopfende des Bettes befand, damit ihre Zofe komme.

Frau Altmann zog sich in das Wohnzimmer der Baronin Engelbert zurück.

Als die Zofe erschien, stand die Wittwe auf, kleidete sich in ein weißes Morgenkleid mit rothem Besatz und setzte ein weißes Spitzenhäubchen mit rothen Schleifen auf.

Sie hatte sich jetzt überzeugt, daß Marie sich in ihrem Zimmer befand, und begab sich mit dem gefälschten Briefe in der Hand dorthin.

Marie war allein, als ihre Stiefmutter ins Zimmer trat.

Die erstere begrüßte die Baronin mit einem Lächeln und einem Blicke des Willkommens. Sie sah diesen Morgen sehr lieblich aus. Ihre Wangen waren von ihrer Frührunde geröthet; die rehbraunen Augen glänzten seltsam und ihr braunes Haar war schön gelockt. Sie trug ein einfaches kurzes, weißes Linonkleid, das den

Boden nicht berührte. Als Zeichen der Trauer war es mit schwarzen Bändern ausgeputzt.

Die Baronin Engelbert bildete sich ein, daß Mariens Halbtrauer ein Vorwurf für sie sein sollte, und dieses, vereint mit Mariens frischer, idealer Schönheit, bewirkte, daß sie eine Abneigung gegen das junge Mädchen faßte.

Schon am vorhergehenden Abende hatte sich ein wenig Eifersucht wegen Mariens Jugend und Lieblichkeit in ihrem Herzen geregt, und jetzt war dieser schwache Funken zu einer mächtigen Flamme angefacht worden.

Sie wähnte die Königin in den Gesellschaften zu sein, und hier unter ihrem Dache und unter ihrer Obhut befand sich ein Mädchen, von dem sie überzeugt war, daß es sie verdunkeln würde.

Dann würde man in Gesellschaft nicht mehr von ihr als der schönen Frau von Schwarz, sondern nur als der Stiefmutter der schönen Baronesse Engelbert sprechen.

Aber trotz ihres Aergers und ihrer Eifersucht hätte niemand Marie herzlicher begrüßen können als die Baronin es that. Sie küßte sie mit scheinbarer Herzlichkeit und streichelte ihr glänzendes Haar, als sie sagte: „Wie frisch und munter Du aussiehst, mein Herz, — wie das Leben selbst! Du erinnerst mich an Deinen Vater, Marie. Ich freue mich, Dich bei mir zu haben; aber mein Schmerz über den schrecklichen Tod meines Gatten war so groß, daß ich bis jetzt seiner Tochter Antlitz nicht sehen konnte. Ich bildete mir ein, daß Du ihm noch mehr ähnlich sehen würdest, und das hätte ich in meinem ersten Schmerze nicht ertragen können."

Die Baronin seufzte tief, setzte sich auf das blauseidene Sopha und zog Marie an ihre Seite nieder.

„Ich bin gekommen, um ein langes, vertrauliches Gespräch mit Dir zu haben, mein Kind," fuhr die Baronin fort. „Wir sollen einander lieb haben. Dein Vater hat gewünscht, daß wir uns Alles sein sollen, und um seinetwillen und auch um Deinetwillen will ich Dir eine treue Mutter sein."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Marie ernst. „Ich werde versuchen, Ihre Güte zu verdienen und Ihnen eine Tochter zu sein."

„Du nennst mich nicht „Mutter"?" fragte die Baronin Engelbert vorwurfsvoll.

Marie erröthete und ihre glänzenden Augen blickten plötzlich ernst.

Ihre rothen Lippen zitterten, als sie sanft sagte:

„Verzeihen Sie, Frau Baronin, aber man hat nur eine Mutter. Ich liebe meine todte Mutter noch, als ob sie lebte, obwohl ich sie nur aus meines lieben Vaters Beschreibung kenne. Ich kann Sie nicht „Mutter" nennen, und ich glaube auch, es würde kaum passend sein. Sie sind zu jung, um von einem erwachsenen Mädchen „Mutter" genannt zu werden. Finden Sie das nicht auch?"

„Es kann sein, daß Du recht hast," erwiderte die Baronin. „Thue was Du willst, liebes Kind. Ich wünsche nur Dein Glück. Ich kann Dir eine Mutter sein, wenn Du mich auch nicht so nennen willst."

„Und ich kann auch die Liebe einer Tochter für Sie haben," sagte Marie. „Wir werden wie zwei Schwestern miteinander sein, und ich hoffe, daß man Sie ganz als die Herrin hier betrachtet, gerade als ob mein armer Papa noch hier wäre. Solange ich lebe, soll mein Heim auch das Heim für meines Vaters Wittwe sein."

„Du bist sehr gütig, mein Herz," entgegnete die Stiefmutter; „doch alles dies wird sich später finden. Ich habe Dir jetzt eine letzte Botschaft von Deinem Vater zu übergeben."

Die Baronin zog die Briefe hervor und legte sie in Mariens Schooß.

„Hier hast Du den letzten Brief, den ich von meinem lieben Gatten erhalten habe," fuhr die Baronin Engelbert fort, das Taschentuch vor die Augen haltend. „Du kannst ihn lesen. Du wirst daraus ersehen, daß er eine Ahnung seines nahen Todes hatte. Es hatte ihn eine Beklommenheit erfaßt, die er nicht abschütteln konnte. Dieser Brief ist am Abende vor seinem unerwarteten Tode geschrieben."

Marie öffnete den Brief mit zitternder Hand und las ihn, sogar die Nachschrift auf der letzten Seite, welche von Karl von Schwarz schlau gefälscht worden war.

Thränen entströmten ihren Augen, als sie die Zeilen überflog.

„Der eingeschlossene Brief — ach, Du hast ihn ja noch nicht gesehen," sagte die Baronin, „ist derjenige, welcher auf der letzten Seite meines Briefes erwähnt ist. Dein Vater bat mich, wenn er in Tirol sterben sollte, Dir diesen Brief ein Jahr nach seinem Tode zu übergeben. Diese Zeit ist jetzt gekommen. Du sollst ihn als Anhang zu seinem Testament erhalten und Dir denken, daß seine Stimme aus dem Grabe zu Dir spricht."

Mit diesen Worten legte sie den gesiegelten Brief in Mariens Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Das eiserne Pferd.

(Aus einer Berliner Gerichtsverhandlung.)

Schon auf dem Flur war sie den Leuten durch ihre kolossale Gestalt aufgefallen. Als sie dann den Schöffengerichtssaal betreten und sich seitwärts — denn anders ging es nicht — durch die Thür zum Anklageraum hineingezwängt hatte, da entstand im Zuschauerraum das, was man im Reichstage „Bewegung" nennt. Zunächst gebrauchte sie ihr Taschentuch. Der eine Schöffe erschrak.

„Ih Jott bewahre!" flüsterte ein Kriminalstudent seinem Nachbar zu, „det es ja döller wie 'n Nebelhorn."

Vors.: Sind Sie die Riesendame Emma S.?

Angekl.: Riesendame war ick früher mal, aber det injezogene Leben in der Bude war mir zu faul, ick bin jetzt Kellnerin.

Vors.: Sie sind bereits zweimal wegen Körperverletzung bestraft?

Angekl.: Jawoll, det stimmt.

Vors.: Wie ich aus den Akten ersehe, waren es in *jedem* Falle Männer, die Sie verhauen haben, und jetzt ist es wieder ein Mann; Sie verfügen wohl über gewaltige Körperkräfte?

Angekl. (geschmeichelt): Sie nennen mir jewöhnlich „det eiserne Ferd". Kräftig bin ick, aber wat sind denn die Männer ooch heitzudaje for Schwachmatikusse, die reenen Jammerlappen. Wenn Eenen nich ab un an een Rollkutscher en bisken Achtung abnöthigt, mit die meisten Männer is nischt los, sie fallen um wie 'ne Flieje, wenn sie 'ne Backfeife kriejen.

Vors.: So. Ihre Ansichten über die Männer kennen wir ja jetzt; wir wollen nun erörtern, um was es sich handelt. In der Nacht zum 4. April sollen Sie den Kaufmann B. mit einem Regenschirm furchtbar zugerichtet haben.

Angekl.: Jotte doch, Herr Jerichtshof, wir Beede haben uns jejenseitig jewiß nich ville jedhan, indem wir doch zusammen ausjewesen waren. Ueberdem bin ick ooch ieber ihn jestolpert, wat doch in der Nacht, wenn der Mensch nicht sehen kann, schon mal vorkommen derf. Ick janz alleene habe den Schaden; wie ick man det erste Mal mit meinen neien Schirm so'n bisken brav hinlange, da war er ooch jleich in Stücke, und derweile muß ick noch alle Woche eenen Fünfpfünder for abschippen, indem ick ihn aus'n Abzahlungsjeschäft jenommen habe.

Vors.: Zu Hiebwaffen sind Schirme allerdings wenig geeignet. Erzählen Sie, wie die Thätlichkeiten entstanden.

Angekl.: Die Sache is diese, Herr Jerichtshof. Wat der junge Mann aus det schwächere Jeschlecht is, der war häufig unser Jast. Er war insoweit ja janz nett, indem er mir immer een Jlas Bier oder'n Cognac mit kommen ließ, was ick am Büffet zu mir nahm, denn beim Jast hinsetzen, det leidet ja die Polizei nich. Aber eene unanjenehme Anjewohnheit hatte der Mensch: wo er jing un stand sang er det Lied vor sich hin: „Es ist im Leben häßlich eingerichtet". Ick habe so manchmal zu ihm jesagt: „Heinrich, höre doch bloß mit det Lied von der häßlichen Inrichtung auf, ick kann et nich mehr aushalten." Aber det war jerade, als wenn er det Lied injeimpft hätte. Also am Abend des 3. April, et muß der dritte Osterfeiertag jewesen sind, quält er mir, ick sollte mit ihm noch en bisken wegjehn. Ick lasse mir von ihm breit schlagen und jehe mit ihm nach'n Danzlokal in die Elsasserstraße. Aber gedanzt habe ick nich, indem der Meter dat nich leid't, weil sie alle zusehen, wenn ick mir umdrehe und der Mann denn um seine Danzjroschen kommt. Heinrich hatte schon wieder eene Mandel mal anjefangen zu singen, bis et mir über wurde un ick ihm mit'n kleenen Finger in die Seite tippte, det ihm die Luft stehen blieb. Ick sagte, er solle man lieber zwee Koteletts mit Stangenspargel bestellen, diese Inrichtung wäre so häßlich nich. Er bestellt dann ooch, als er wieder zu Atem jekommen war, un wir jehen in die Nebenstube, wo wir essen wollten. „Weeste," meent er nach 'ne Weile, „mit det Essen dauert det noch ne' Zeit lang, et is im Leben" — er bejreift sich aber schnell, als er sieht, det ick ufstehen will und meent, er wolle man inzwischen 'nen kleenen Walzer abtreten. Er geht denn ooch. Ick warte, eenen Danz, zwee Dänze, drei Dänze, er kommt nich. Der Kellner kommt mit det Essen un wat bleibt mir weiter übrig? Ich bezahle beede Portionen und drinke enn Jlas Bier nach't andere. Ick vertilge meine Portion — det Häppken; er kommt noch nich. Ick führe mir ooch sein Essen zu Jemüthe — blos aus Tückschigkeit un Rache — er kommt nicht. Zuletzt gehe ick an die Saalthüre, um ihn ausfindig zu machen. Ick sehe ihn nich un fragte nu natierlich. „Ja, der is eben mit die „Male mit 'n Feuerblick" rausjegangen, er hat immerzu mit ihr gedanzt, un sie müssen noch in der Garderobe sind," sagte man mir. Na, sowat war mir noch nich vorgekommen! Mir zu versetzen! Ick rufe mir schnell den Kellner ran, bezahle det letzte Bier un denn raus. Ick war mächtig falsch, det is richtig. Ick suche die ganze Elsässerstraße ab, aber futsch un weg is eens. Zuletzt denke ick: ach wat, jeh man nach Hause, Du kannst Dir ooch morgen bei ihm bedanken. Als ick nu in der Rosenthalerstraße bin, da höre ick mit eenem male eene bekannte Stimme vor mir det Lied von der häßlichen Inrichtung singen. Warte man, denke ick, da

mache ick Dir gleich eenen neien Vers zu. Er kam denn doch mit den Anfang nich zu Ende, da hatte er schon eens weg. Male mit 'n Feuerblick lief fort, wobei sie rief: „Det is ja det eiserne Ferd!“ Er wollte sich noch groß zur Wehre setzen, wodran ick ihn aber verhinderte. Immer man so lang englisch ieber den Puckel rüber.

Vors.: Sie sollen ihn ja verhauen haben, daß ihm die Sinne vergingen.

Angekl.: Det is nich möglich, denn der Mensch hat nur eenen Sinn un det is der Stumpfsinn.

Vors.: Wir werden die Zeugen mal hören.

Durch die Beweisaufnahme wird erwiesen, daß „das eiserne Pferd“ allerdings von seinen Riesenkräften in unmäßigster Weise Gebrauch gemacht hatte. Die Angeklagte, die zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt wird, meint auf dem Korridor, daß das Gericht auch zu den häßlichen Einrichtungen gehöre.

Mannigfaltiges.

— Ein lustiger Schwabenstreich, zu dem Prinzessin Pauline von Württemberg, die jetzige Fürstin von Wied, die direkte Veranlassung bot, wurde seinerzeit viel belacht. Prinzessin Pauline ging eines Tages in der württembergischen Residenz an der Schloßwache vorbei, ohne daß der Posten vor ihr präsentirte. Der Wachhabende winkte dem Posten, der die Prinzessin offenbar nicht kannte, damit er die schuldige Ehrenbezeugung mache, der Soldat, ein echter Schwab, rief hierauf die Prinzessin mit folgenden Worten an: „Sie, Jungferle, Sie sollet emol zum Scherschante komme, er hat Ihne g'wunke!“

— Heirathen oder blechen! Wegen Bruchs des Eheversprechens wurde in New-York der schwedische Graf Malta Liewen von Sterngranat, Sohn eines Kammerherrn des Königs von Schweden, verhaftet. Die Verhaftung erfolgte auf Grund einer Klage, die ein Fräulein Lesbia Bostwick gegen den blaublütigen Nordlandssohn in der Supreme Court angestrengt hat und worin sie als Pflästerchen für ihre Herzenswunde eine Summe von rund 50 000 Dollars fordert. Der stolze Grafensohn hatte dem armen Bürgerkinde, das der Lenze vierundzwanzig zählt, am 5. Februar Herz und Hand, und, was noch mehr bedeutet, den erlauchten Namen und die neunzackige Krone für alle Zeit und Ewigkeit angeboten. Obwohl er von der rosigen Zukunft, die ihrer warten sollte, von dem Leben am königlichen Hofe in Stockholm, von den glänzenden Festen auf dem Schlosse der Ahnen ein so wunderbares Bild entrollte, so meinte Lesbia als praktische Amerikanerin doch, es sei das beste, er nehme vorher mit der Mama Rücksprache. Die Mama gab Zustimmung und Segen und schon am 1. April — verhängnißvoller Tag! — sollte die Hochzeit sein. Der Graf aber hielt sein Wort nicht, denn am angesetzten Hochzeitstage war er es, von all den vielen geladenen Gästen, der fehlte, und weil es gerade der 1. April war, so wollten sofort verschiedene boshafte Menschen wissen, der Graf habe die junge Braut in den April geschickt. Schließlich kam sie selbst zu dieser Ansicht, und so folgte jetzt die in Frage stehende Schadenersatzklage.

— Spanisch. Aus der Ortschaft Tiergo am oberen Ebro kommt die Kunde von einem echt spanischen Verbrechen, das vor einigen Tagen verübt worden ist. Don Saturnio Eterus, der Pfarrer der Ortschaft, der, wie viele seiner Kollegen, Geldverleiher war, hatte einem seiner Pfarrkinder, Namens Gabriel Zurruzua, einige hundert Pesetas geliehen, da er aber trotz aller Bitten dieselben nicht zurückbekommen konnte, wandte er sich an den mit ihm befreundeten Friedensrichter Don Ramon Briones. Dieser ließ Zurruzua zu sich kommen und sagte ihm, er werde ihn einkerkern lassen, wenn er dem Geistlichen seine Schuld nicht bezahle. Zurruzua erklärte, er werde nicht bezahlen und, wenn man ihn nicht in Ruhe lasse, dann werde er dem Richter und dem Geistlichen den Garaus machen. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen dem Richter und dem Schuldner, und als letzterer das Haus des Richters verließ, rief er fluchend aus: „Ich werde Dein Blut trinken!“ Vorgestern begegnete er auf dem Felde dem Richter, und wieder kam es zwischen beiden zu einem Wortwechsel. Plötzlich zog Zurruzua ein langes Messer und stieß es drei Mal bis ans Heft in die Brust des Richters. Dieser blieb auf der Stelle todt. Der Verbrecher leckte das Blut von seinem Messer ab, indem er rief: „Ich hatte es ja gesagt, daß ich Dein Blut trinken würde. Nun will ich auch dem Pfaffen seine Rechnung bezahlen.“ Indessen hatte der Pfarrer vernommen, was vorgefallen war und ging sofort mit den Sterbesakramenten hinaus, um sie seinem unglücklichen Freunde zu spenden. Unterwegs begegnete ihm Zurruzua, und als dieser seiner ansichtig wurde, stürzte er auf ihn zu und zückte mit dem Messer nach ihm. Der Pfarrer aber war ein handfester Mann und es entspann sich ein furchtbarer Kampf zwischen beiden. Zuletzt gelang es dem Geistlichen, Zurruzua zu entwaffnen. Bald darauf kamen die Gendarmen und nahmen den Verbrecher gefangen. Dieser sitzt nun im Gefängniß und wird wahrscheinlich zum Tode verurtheilt werden. Er erklärte dem Untersuchungsrichter, es sei ihm nicht bang vor dem Schaffot, nur thue es ihm so furchtbar leid, daß er den Wucherer Pfaffen nicht auch niedergestochen habe.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 132. Montag, den 12. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

24 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Das junge Mädchen nahm ihn mit einer Erregung, die sie nicht bemeistern konnte, in Empfang.

„Ich — ich muß ihn aber allein lesen," sagte Marie stotternd.

„Gut, mein Herz," erwiderte ihre Stiefmutter. „Gehe damit in Dein Zimmer, und wenn Du ihn gelesen hast, dann komme wieder zu mir. Ich habe Dir noch mehr zu sagen."

Marie entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern, und ging in das anstoßende Zimmer.

Als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, erhob sich die Baronin leise, schritt durch das Zimmer und sah durch das Schlüsselloch.

Marie kniete vor einem niedrigen Stuhle, auf welchen sie den noch uneröffneten gefälschten Brief gelegt hatte.

Die Baronin Engelbert beobachtete das junge Mädchen, als es die Adresse und das Siegel betrachtete und dann den Brief mit einem Federmesser aufschnitt.

Marie entfaltete den engbeschriebenen Bogen, der mit ihres Vaters Monogramm versehen war, und leise schluchzend und mit von Thränen erfüllten Augen begann sie den Brief zu lesen.

Die Augen der Baronin strahlten, und ein spöttisches Lächeln spielte um ihre vollen Lippen, als Marie langsam Seite für Seite las.

Sie kniete immer noch, und dann und wann hielt sie inne, um die Handschrift zu küssen, welche sie für die ihres Vaters hielt. Der Fälscher hatte sein Werk gut gemacht.

Die zärtlichen Namen, mit welchen Baron Engelbert seine Tochter gern nannte, waren oft wiederholt und mit solchen Betheuerungen der Liebe, die das Herz einer Tochter am meisten rühren können, besonders lange nach ihres Vaters Tode.

„O armer, armer Papa!" schluchzte das junge Mädchen. „Du hast meine Einsamkeit und Verlassenheit vorhergesehen und hinterließest mir diese letzten Worte, um mich zu trösten. Ich werde Deine Wünsche im Gedächtniß behalten. Ich werde freundlich und gehorsam gegen die Baronin Engelbert sein. Ich werde versuchen, sie um Deinetwillen zu lieben."

Nachdem Marie etwas ruhiger geworden war, las sie weiter.

Als sie bei der Stelle war, wo ihr Vater schrieb, daß er eine letzte Bitte an sie habe, lächelte sie unter Thränen und murmelte:

„Ich freue mich, daß er mir etwas zu erfüllen gelassen hat — was es auch sein mag. Ich möchte gern das Gefühl haben, ihm noch zu gehorchen, obwohl er im Himmel ist. Lieber Papa, Deine Bitte ist mir ein heiliger Befehl."

Die Augen der Baronin blitzten wie zwei Karfunkel. Sie hatte Mariens kindliches Vertrauen auf die Liebe ihres Vaters und ihre Hingebung richtig beurtheilt.

„Sie hält alles für wahr!" dachte die entzückte Intrigantin. „Unser Erfolg ist gewiß. Ich will aber sehen, wie sie es aufnehmen wird, wenn sie sieht, was für eine Bitte es ist."

Marie las den Brief mehrmals bedächtig durch. Ihr Erstaunen war in ihren Zügen sichtbar, aber kein Mißtrauen verrieth sich in ihrem offenen Gesicht.

Todtenblässe breitete sich über ihre Wangen und Lippen, und tiefe Trauer malte sich in ihrem Blicke, als sie endlich den Brief zusammenfaltete und ihn in ihrem Busen verbarg.

Sie beugte den Kopf nieder, als wenn sie betete, und murmelte Worte, welche die Baronin Engelbert vergebens zu hören versuchte.

Es waren folgende Worte:

„Es ist sonderbar, sehr sonderbar, aber Papa meint es gut. Er fürchtete, mich unbeschützt zurückzulassen. Er wollte nicht, daß ich ein Opfer geldgieriger Männer werde. — Wer ist denn dieser Rudolf von Schwarz? O, wenn Papa nur den Grafen Hohenfels genannt hätte!"

Dieser Gedanke brachte eine lebhafte Röthe auf Mariens Wangen an Stelle ihrer tiefen Blässe, und

als ob sie über ihre eigenen Gedanken erschrecke, erhob sie sich, ging zum offenen Fenster und lehnte sich an dasselbe.

Die Baronin Engelbert schlich sich zu ihrem Sofa zurück und saß da wie ein Bild der Niedergeschlagenheit als Marie zurückkehrte.

„Hast Du Deinen Brief gelesen?“ fragte die Stiefmutter freundlich. „Ich glaube, ich kann errathen, welches der letzte Wunsch Deines lieben Vaters war. Er hat oft von seinen Plänen hinsichtlich Deiner gesprochen. Wirst Du thun, was er wünscht?“

Wieder bedeckte glühende Röthe Mariens Gesicht.

„Meines Vaters letzte Wünsche sind mir Befehl,“ sagte sie langsam, aber entschieden.

„Es war Deines Vaters Wunsch, daß Du einen jungen Mann heirathen sollst, für den er sich interessirte, — ein gewisser Rudolf von Schwarz, nicht wahr?“ fragte die Baronin Engelbert.

Marie bejahte leise.

„Und Du wirst diesen jungen Mann heirathen?“ fragte die Baronin weiter.

„Mein Vater hat ihn ja so geliebt und wollte, daß er mein Gatte werde,“ sagte Marie. „Ich kann mich in allen Dingen auf meines Vaters Urtheil verlassen. Ich bin meinem Vater im Leben nie ungehorsam gewesen, und ich kann es auch nicht sein, wenn er zu mir aus dem Grabe spricht. Wenn — Rudolf von Schwarz sich mit mir zu vermählen wünscht und er der guten Meinung entspricht, die mein Papa über ihn gefaßt hat, dann — dann —“

Die Stimme versagte ihr, als sie an das schöne, jugendliche Gesicht, die warmen, blauen Augen, das dunkelblonde Haar und das vornehme Aussehen des Grafen Hohenfels dachte, und wieder stieg in ihr die Frage auf, warum ihr Vater nicht ihn erwählt, den er doch wie seinen eigenen Sohn geliebt hatte.

Warum wünschte er denn, daß sie einen Mann heirathen solle, den sie nie gesehen?

„Du wirst also Rudolf heirathen?“ fragte die Baronin, als das junge Mädchen schwieg.

Marie nickte; sie konnte nicht sprechen.

Das Gesicht der Baronin Engelbert glühte, und ein böses Feuer leuchtete in ihren Augen. Ihr Herz klopfte heftig; sie triumphirte.

„Du bist eine gute, treue Tochter, Marie,“ sagte sie zärtlich. „Rudolf von Schwarz befindet sich jetzt mit seinem Vater in Torgelow. Sie werden heute Abend kommen, Dich zu besuchen.“

„So bald?“

„Je eher, desto besser,“ erwiderte die Baronin. „Ich habe Rudolf von Schwarz noch nicht gesehen, aber sein Vater war gestern Abend hier. Und zu Ehren Deiner Gäste, liebe Marie, solltest Du heute Deine Trauer ablegen. Du hast ein ganzes Jahr lang Schwarz getragen, und mehr verlangt die heutige Gesellschaft nicht.“

„Das äußere Gewand zeigt nicht immer die Gefühle des Herzens,“ entgegnete Marie. „Ja, ich werde andere Kleider anlegen, weil Sie es wünschen, aber ich werde all mein Leben um Papa trauern.“

Als Marie gedankenvoll und zerstreut wurde, verabschiedete sich die Baronin.

Letztere fand Frau Altmann in ihrem Wohnzimmer, und die Gesellschafterin brauchte nicht erst zu fragen, ob sie Erfolg gehabt habe.

„Unser einfältiger kleiner Fisch hat an den Köder gebissen,“ sagte die Baronin. „Sie ist bereit, sich um ihres Vaters willen aufzuopfern, obwohl ich vermuthe, daß sie sich bereits für den jungen Grafen Hohenfels interessirt. Ich kann kaum erwarten, bis es Abend ist. Ich möchte gern sehen, wie der junge Rudolf von Schwarz seine Aufgabe, die Erbin der Engelbert'schen Besitzthümer zu gewinnen, erfüllen wird.“

14. Das Begegnen von Marie und Rudolf.

Die Stunden während der Abwesenheit seines Vaters waren voll von unerträglicher Ungewißheit für Rudolf. Er war versucht, nach Berlin zu reisen, und nur seine Schwachheit und Feigheit verhinderte ihn, seiner armen jungen Gattin zu Hülfe zu eilen. Die Angst vor seinem Vater ließ es ihm aber nicht zu.

Voll Schmerz und Verzweiflung setzte er seinen Hut auf und eilte hinaus auf die Straße, um frische Luft zu schöpfen und Muth zu seiner Handlung zu bekommen.

Er ging zum Dorfe hinaus, sah niemand und wanderte weiter.

Rudolf kam zu einem prächtigen Parke, und als er das große graue Gebäude gewahrte, wußte er, daß derselbe zu den Engelbert'schen Gütern gehörte.

„Also dies ist es, wofür ich meine Seele verkaufen soll?“ murmelte er traurig vor sich hin. „Ohne Zweifel ist es ein hoher Preis und mehr werth als meine Seele. Die Besitzerin dieses Reichthums braucht nicht um einen Mann zu betteln. Vielleicht gräme ich mich umsonst. Es kann ja sein, daß sie einen armen jungen Mann ausschlägt. Wenn sie das thut, dann läßt mein Vater mich vielleicht wieder zu meinem Lieschen zurückkehren.“

Dieser Gedanke tröstete ihn ein wenig, und er wanderte weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Technik.

— Das Pferd in der Zukunft. Mit der Frage, ob im Gebrauch von Pferden durch die Entwickelung des gegenwärtigen Verkehrswesens, insbesondere durch die Zunahme der elektrischen Bahnen und anderer mit mechanischer Kraft fortbewegten Fahrzeuge eine Abnahme in den Großstädten einzutreten beginnt, beschäftigt sich die „Statist. Korr.“ auf Grund der Ergebnisse der vier Viehzählungen von 1873, 1883, 1892 und 1897. Bei diesen Untersuchungen aus den 29 deutschen Städten mit einer Einwohnerzahl von mehr als 100000 sind die Militärpferde ebenso wie die Militärbevölkerung ausgeschlossen und die Veränderungen der Weichbildgrenzen berücksichtigt worden. Es ergibt sich danach, daß in dem fast 25jährigen, tief einschneidenden Veränderungen unseres Verkehrslebens unterworfenen Zeitraum 1873—1897 bei 23 von den deutschen Großstädten die prozentuelle jährliche Zunahme des Pferdebestandes gewachsen ist, und zwar ununterbrochen in Stettin, Breslau, Hannover, Dortmund, Frankfurt a. M., Mannheim und Straßburg. Es ergibt sich, so schreibt die „Stat. Korr.“, daß in den Großstädten die Verwendung von Pferden, wenn man von ihrem Bestande ausgeht, im Allgemeinen noch immer fortschreitet und dies tritt bei einer Zusammenfassung der Zahlen für sämmtliche Gemeinwesen noch deutlicher hervor. Für alle 29 deutsche Großstädte vereinigt, beläuft sich der der Zuwachs von 1873—83 auf im Ganzen 15110 oder im Jahresdurchschnitt auf 1511, von 1883—92 auf 40815 oder 4085, von 1892—97 auf 22913 oder 4583 Pferde, d. h. bezw. auf 1,93, 4,47 und 3,41 Proz. Die Zahl der auf 1000 Einwohner kommenden Pferde ist von der ersten bis zur vierten Viehzählung bei 14 Städten — und zwar bei Barmen ohne Unterbrechung — gestiegen, bei den übrigen 15 dagegen gefallen, darunter bei Charlottenburg, Halle a. S. und Leipzig. Bei den Städten, in welchen sich das Verhältniß der Pferde zur Bevölkerung im Laufe der letzten 25 Jahre ungünstiger gestaltete, war die Abnahme zum Schlusse gegen den Anfang zur Berichtszeit meist nur gering. Unter denselben trafen die Mindestbeträge bei Danzig, Stettin, Breslau, Dortmund, Frankfurt a. M., Aachen, Chemnitz und Mannheim auf die Viehzählnngen von 1883 und 1892; bei den vier dann noch verbleibenden Orten hatten die Ziffern keinen einheitlichen Verlauf. Nimmt man alle 29 Städte zusammen, so stellte sich die Pferdeziffer, d. h. die Zahl der auf je tausend Einwohner kommenden Pferde, 1873 auf 21,81, 1883 auf 19,51, 1892 auf 20,60 und 1897 auf 21,66. Sie erreichte also nach einem kleinen Rückgang für die zwei mittleren Zählungen bei der letzten wiederum fast ganz die ursprüngliche Höhe. Die Einführung des elektrischen Betriebes der Straßenbahnen ist bisher schon voll durchgeführt in Leipzig, Chemnitz, Stuttgart und Hamburg-Altona. Gerade für diese Städte ist es von Interesse, die Zahl der überhaupt vorhandenen Pferde (mit Ausschluß der Militärpferde) bei den beiden letzten Zählungen vom 1. Dezember 1892 und (in Klammern) 1897 zu vergleichen. Bei diesen beiden Zählungen wurden gezählt in Leipzig 6373 (6769), Chemnitz 2071 (2391), in Stuttgart 2336 (2500), in Hamburg 12540 (12415), in Altona 3851 (3374). In Berlin betrug die Zahl der Pferde 1873 22094, 1883 27022, 1892 38777 und 1897 45987.

Mannigfaltiges.

— Leichenschändung. In Aberdeen ist seit vielen Jahren mit den im dortigen Nellfield-Begräbnißplatze beerdigten Leichen in äußerst skandalöser Weise umgegangen worden. Augenscheinlich zu dem Zwecke, um den Kirchhof rentabler zu machen, hat man die Särge ausgegraben und dann die auf diese Weise frei gewordenen Gräber wieder verwendet. Der Skandal hat zu einem Eingreifen der staatlichen Behörden geführt, der Aufseher des Begräbnißplatzes ist verhaftet worden, und es werden Nachgrabungen vorgenommen, um festzustellen, bis zu welchem Umfange die Gräber gestört sind. Die sehr berechtigte Entrüstung derjenigen Familien, welche auf jenem Kirchhofe Angehörige beerdigt haben, ist so allgemein, daß von den tausenden von Gräbern daselbst nur wenige ungeöffnet und ungeprüft bleiben dürften. Klagen über ein unerlaubtes Vorgehen mit Bezug auf die Leichen scheinen schon früher vorgebracht worden zu sein, und die Verwaltung des Kirchhofes suchte dann dadurch die Angehörigen zu täuschen, daß sie die Deckel und Metallschilder der Särge vertauschte. Ein ehemals auf dem Begräbnißplatze beschäftigter Gärtner erzählte, er habe gesehen, daß eine von einer Frau beerdigte Kindesleiche wieder ausgegraben und dann die Leiche einer Erwachsenen in dem Grabe beerdigt worden sei. Nachher habe die Frau aber immer noch das Grab mit Blumen geschmückt, weil sie glaubte, ihr Kind läge darin begraben. Er sagte auch, er habe gesehen, daß Särge eine Viertelstunde nach der Beerdigung wieder aus dem Grabe herausgenommen worden seien. Die Ausgrabungen, welche jetzt unter einem gewaltigen Zudrange von Neugierigen täglich vorgenommen werden, haben schon entsetzliche Dinge ergeben. Aus einer kleinen Grube, welche nur 5 Fuß lang und $3^1/_2$ Fuß tief ist, wurden nicht weniger als 400 Griffe von Särgen und über ein Dutzend Namensschilder, von denen aber nur wenige lesbar waren, zu

Tage gefördert. An einer anderen Stelle fand man 3 Fuß unter der Erdoberfläche die Leiche eines jungen Mädchens. Man hatte dieselbe so zusammengebogen, daß sie in der Mitte gebrochen war, und dann hatte man sie ohne Sarg in ein drei Fuß langes Loch gesteckt. Unter der Leiche des Mädchens fand man die Leiche eines erst 1897 beerdigten alten Mannes. Diese war auch zusammengebogen. In vielen Fällen wurden die älteren Särge zertrümmert und die Knochen zerstreut und man ließ höchstens den Sargdeckel ganz, um damit eventuell die Angehörigen zu täuschen. In einem Hause auf dem Begräbnißplatze, in dem die Arbeitsgeräthe aufbewahrt werden, befindet sich ein Ofen, in dem man sowohl Sargtheile wie Knochen verbrannte. In der Armenabtheilung öffnete man ein Grab, in dem den Begräbnißlisten zufolge 16 Särge beerdigt sein sollten, man fand aber nur 7 Särge vor. Es heißt auch, daß Schmucksachen und falsche Gebisse von den Leichen genommen und verkauft seien.

— Ueber Adelina Patti, die jetzige Baronin Cederström, erzählen die „Annales politiques et littéraires“ folgende köstliche Anekdote. Die Neuvermählten befanden sich eben auf der Hochzeitsreise und hatten bei ihrer Abreise von Craig-y-Nos nur die einzige Adresse „Postlagernd Cannes“ hinterlassen, auch waren sie seit mehr als acht Tagen ohne alle Nachricht von ihren Freunden. Gleich nach ihrer Ankunft in Cannes eilte die noch immer jugendlich lebhafte Patti, ohne auf die Begleitung ihres Gatten zu warten, aus dem Hotel zur Post. Hinter dem Schalter stand ein alter Mann von wenig einnehmendem Aeußern. „Haben Sie Briefe unter der Adresse der Baronin Adelina von Cederström-Patti?“ fragte ihn die Diva. „Eine Unmenge,“ lautete die mürrische Antwort, „seit einer Woche laufen nur solche ein.“ „Dann bitte geben Sie sie mir,“ und verlangend streckte die Patti beide Hände dem Beamten entgegen, der dem Fachkasten ein umfangreiches Packet entnommen hatte. „Können Sie mir eine Adresse oder sonst etwas Schriftliches zum Ausweis vorzeigen?“ fragte dieser jetzt. „Nein! . . . ja doch, meine Visitenkarte, hier ist sie!“ „Die genügt mir nicht, jeder kann sich die Visitenkarte eines anderen verschaffen. Haben Sie sonst nichts?“ „Nein.“ „Dann müssen Sie eben später wieder kommen.“ Da lagen nun aber zwei besonders heiß ersehnte Briefe, die die Patti eben erkannt hatte und die sie durchaus sofort haben wollte. „Hören Sie, mein Herr,“ sagte sie in schmollendem Tone zum Beamten, „schauen Sie mich doch genau an, ich bin Adelina Patti, die Sängerin; gewiß haben Sie schon Photographien von mir gesehen; das ist nur schlechter Wille von Ihnen.“ — „Nein, ich handle nur nach der Vorschrift,“ und mit diesen Worten schloß der Unerbittliche das Schalterfenster, nahm die Briefe und legte sie wieder in den Fachkasten. Der Diva traten vor Verdruß die Thränen in die Augen, aber sie mußte sich ins Unvermeidliche fügen. Schon wollte sie fortgehen, als ihr ein rettender Gedanke kam. Es war noch früh am Morgen, das Bureau fast leer, weder Beamte noch Publikum zu sehen, nur ein alter Mann schrieb in einer Ecke des Bureaus. Das traf sich prächtig. Und mit ihrer immer gleich wunderbaren Stimme intonirte sie die Romanze: Une voix aimable et tendre . . . . Im selben Augenblick wurden alle inneren Thüren des Bureaus aufgerissen und drei bis vier Beamte stürzten erstaunt herein. Der alte Mann aber hatte sich zitternd erhoben, klatschte in die Hände und rief begeistert: „Adelina! So kann nur die Patti singen!“ „Nun,“ rief diese dem mürrischen Beamten zu, „sind Sie jetzt zufrieden? Habe ich einen guten Ausweis gefunden?“ und lachend zeigte sie auf ihre Kehle. „Jetzt geben Sie mir aber schnell die Briefe, denn es kommen schon Leute!“ Triumphirend trug Adelina ihre Korrespondenz von dannen.

— „Der Mensch muß a Freid' hab'n!“ Im Germania-Theater in New-York gastirt gegenwärtig das bekannte Tegernseer Bauerntheater. Einer der bäuerlichen Darsteller, Gusti Sachs, zürnte dem Direktor Gusti Amberg, weil dieser ihm seine Gage vorenthielt. Als der Schauspieler nun seinem Schuldner am Dienstag nach Pfingsten begegnete, bedrohte er ihn mit dem Revolver. Nach zuverlässigen Berichten war aber der „Tegernseer“ selbst noch „geladener“ als der Revolver, weshalb letzterer nicht losging. Auch hätte Gusti Sachs schwerlich den anderen Gusti treffen können, denn der Direktor war so rasch um die Ecke gegangen, daß die Kugel unbedingt ihr Ziel hätte verfehlen müssen. Als Gusti Sachs sich vor dem Polizeigericht zu verantworten hatte, sagte er, wie das „Wiener Tagbl.“ dem Berichte eines deutschen New-Yorker Blattes entnimmt: „Halten z' Gnaden, Herr Amtsrichter, aber i hob' a wengerl z'viel über's Durst trunken und wi i halt den Direktor g'seh'n hob', san mir meine sämmtlichen Sünden und mein Baargeld eing'fallen. Mi hat das furchtbare Salär, was i noch z' kriegen hab', eh' net so gefreit, wie das Verschwinden vom Herrn Direktor. Es war meiner Seel' die erste ordentlich' Freid', die i gehabt hab', seit i in dem Land bin. Und a Freid' muß doch der Mensch hab'n, net wahr, Eu'r Gnaden?“ Gusti Sachs büßte die „Freid“ mit zwanzig Dollars. Und da er augenblicklich nicht über so viel verfügte, durfte er die freien Institutionen Amerikas noch weiterhin durch ein Gitter betrachten.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 133. Dienstag, den 13. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

25 Roman von F. Siemers von Ostermann.

Er wollte sich durch angestrengte Körperbewegung Erleichterung von seinem Kummer verschaffen.

Bald jedoch kehrte er um.

Ein Wagen kam schnell hinter ihm her gefahren, was ihn zwang, auf den Fußpfad zu treten.

Im nächsten Momente hielt der Wagen still.

Herr von Schwarz blickte aus dem offenen Fenster und rief mit sanfter Stimme:

„Bist Du es, Rudolf? Was thust Du denn hier? steig' ein, steig' ein!“

Rudolf gehorchte.

Der Kutscher fuhr weiter.

Als Rudolf Platz genommen hatte, sagte Herr von Schwarz:

„Du fragst mich gar nicht nach dem Mädchen, Rudolf. Ich habe sie gesehen und ihr die Wahrheit gesagt. Sie fand sich gleich in ihre Lage, weinte aber natürlich ein wenig. Um jedes Begegnen mit Dir unmöglich zu machen, hat sie ihre Wohnung verlassen.“

Rudolf heftete einen flammenden Blick auf seinen Vater.

„Ich glaube kein Wort von dem, was Du sagst!“ rief er. „Ich weiß, wie sehr sie mich geliebt hat. Ich war ihr alles, was sie in der Welt hatte, ihr einziger Freund. Du hast mich ihr entrissen! Wenn sie vor Gram stirbt, dann bist Du ihr Mörder!“

Herr von Schwarz schauderte unwillkürlich, als er an die Flucht des Mädchens dachte.

Und diese seine Erregung blieb von seinem Sohne nicht unbemerkt.

„Armes Lieschen!“ sagte Rudolf mit zitternder Stimme. „Du hast ihr Lebensglück zerstört! Bist Du mit Deinem Werke zufrieden?“

„Hör' auf mit Deinen albernen Vorwürfen!“ rief sein Vater barsch aus.

Mit solchen unliebsamen Erörterungen fuhren Vater und Sohn nach Torgelow.

Während des Mittagsessens herrschte düsteres Schweigen. Nach beendigter Mahlzeit begaben sie sich in ihre Zimmer, um sich umzukleiden.

Rudolf schloß den Koffer auf, den sein Vater mitgebracht hatte, und besah sich den Inhalt.

Er zog den neuen schwarzen Anzug an, und Herr von Schwarz sah mit Befriedigung, daß er gut aussah. Dann sprach er zu Rudolf:

„Merke Dir, daß, wenn Du zu der Baronesse Engelbert ein Wort über Lieschen sprichst, alles verloren ist und Du die Folgen empfinden wirst! Komm jetzt, der Wagen wartet.“

Sie fuhren nach Schloß Engelbert.

Dort angekommen, gaben sie ihre Karte ab, und da die Baronin ihrem Diener gesagt hatte, daß sie für Herrn von Schwarz und seinen Sohn stets zu Hause sei, wurden sie sofort in das Besuchszimmer geführt.

Die Baronin und Frau Altmann erhoben sich, um die beiden Herren zu empfangen.

Die erstere bewillkommnete den jungen Mann aufs gnädigste.

Rudolf erinnerte sich, sie gesehen zu haben, ehe sie den Baron Engelbert geheirathet hatte, und seine Züge erheiterten sich wie beim Anblicke einer Freundin.

Er kannte seines Vaters Cousine nur ganz flüchtig und er war erstaunt, sie hier im Schlosse der Baronin Engelbert zu sehen.

„Ich bin die Gesellschafterin der Frau Baronin,“ erklärte Frau Altmann, als sie allein mit Rudolf sprach. „Mein Gatte hat mir gar nichts hinterlassen, und ich bin schon drei Jahre Gesellschafterin bei der Baronin Engelbert. Ich bitte, sagen Sie nicht, daß ich Ihre Verwandte bin; ich habe meine Gründe dazu.“

„Die Baronesse Engelbert ist in den Park gegangen,“ bemerkte die Baronin, als Herr von Schwarz im Zimmer umherblickte. „Ich habe sie hinausgeschickt, damit sie Luft schöpfe. Ich muß leider konstatiren, daß sie gar nicht wohl aussieht. Wenn Sie die breite Allee hinuntergehen, Herr Rudolf, dann können Sie nicht verfehlen, ihr zu begegnen. Ich bitte Sie, stellen Sie sich ihr vor und bringen Sie sie ins Schloß zurück.“

Rudolf verbeugte sich und entfernte sich langsam.

„Hast Du der jungen Dame den Brief gegeben?" fragte Herr von Schwarz die Baronin.

„Ja, und sie hat ihn gerade so aufgenommen, wie ich erwartet hatte."

Indeß die beiden Verbündeten so miteinander sprachen, schritt Rudolf über den Rasenplatz vor dem Schlosse und ging durch eine kleine Pforte in den Park.

Die breite Allee fand Rudolf sogleich, und er ging in derselben eine Strecke entlang, nach Marie ausschauend.

Im düsteren Schatten eines Seitenpfades sah er ein weißes Gewand flattern.

Ohne Zögern eilte er darauf zu und holte Marie — denn sie war es — ein.

Als sie hörte, daß jemand sich schnell nahe, blieb sie stehen und wendete sich um.

Rudolf blieb gleichfalls stehen und ward bei ihrem festen, ruhigen Blicke höchst verlegen.

Sie hatte ihre Trauergewänder abgelegt und sah sehr lieblich, aber ernst und traurig aus.

„Verzeihen Sie," sagte Rudolf, verlegen seinen Hut abnehmend, „ich suche die Baronesse Engelbert."

„Das bin ich," erwiderte Marie sanft.

Des jungen Mannes Verlegenheit wurde durch diese Auskunft nicht geringer.

„Die Baronin Engelbert hat mich geschickt, um Sie zu suchen," erklärte Rudolf. „Ich — ich bin Rudolf von Schwarz."

Marie erschrak und blickte ihn mit ernsten Augen forschend an.

Seine Blicke begegneten den ihrigen und drückten Bewunderung aus.

Marie erröthete ein wenig und ihr Herz pochte heftig. Es war deutlich zu sehen, daß Rudolf keinen ungünstigen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Sie kehrten um und gingen langsam miteinander den Pfad entlang.

Rudolf bemühte sich, Marie zu gefallen.

Sie schlenderten weiter, und als sie aus dem Parke zu dem Rasenplatze kamen, plauderten sie fröhlich und im besten Einvernehmen miteinander.

Und dennoch that jedem das Herz weh!

Marie seufzte im tiefsten Innern ihres Herzens, daß der Mann, den ihr Vater ihr zum Gatten auserlesen, nicht derjenige war, nach dem ihr Herz sich sehnte, und Rudolf trauerte tief in seiner Seele um seine verlorene junge Gattin.

Herr von Schwarz und die Baronin Engelbert beobachteten die beiden jungen Leute, als sie sich dem Hause näherten, und ersterer murmelte:

„So vergeht der Gram der Jugend! Unbeständig wie das Wetter, hat Rudolf wie ich glaube, sich schon in das Mädchen verliebt."

„Sie finden an einander Gefallen," flüsterte die Baronin. „Ihres Vaters vermeintlicher Wunsch und dieses jungen Mannes interessante Melancholie wird bald das Bild des jungen Grafen Hohenfels aus Mariens Gedächtniß verwischen, wenn er überhaupt je einen Eindruck auf sie gemacht hat."

Es schien in der That, als ob die Meinung der beiden weltklugen Verbündeten gerechtfertigt wäre.

Das junge Paar befand sich gerade auf dem Rasenplatze, als das Eingangsthor sich öffnete und drei Herren die Allee heraufgeritten kamen.

Die Dämmerung war hereingebrochen, und selbst Mariens scharfer Blick konnte in jener Entfernung nicht erkennen, wer die Ankommenden seien.

Als aber die drei Reiter näher kamen und Marie sie genauer ansah, wurde sie plötzlich schweigsam, und eine sonderbare Schüchternheit befiel sie.

Dies war ein kritischer Moment für die Baronin Engelbert und Herrn von Schwarz.

Die Ankommenden waren zur rechten Zeit erschienen, um der ganzen Sachlage eine neue Wendung zu geben, denn Marie erkannte in ihnen die drei Verwalter ihrer Güter: Herrn von Friebel, Advokat Brunner und den jungen Grafen Hohenfels.

Als Marie den jüngsten ihrer drei Vormünder erkannte, erfaßte sie eine sonderbare Verwirrung.

Die Reiter hatten sie wegen der Dämmerung, die im Schatten der Gebüsche herrschte, nicht gesehen, und sie kehrte mit Rudolf von Schwarz nach dem Gesellschaftszimmer zurück.

Das Gemach war schon ganz düster.

In einer Fensternische saß stumm und unbeweglich Frau Altmann.

Die Baronin Engelbert und Herr von Schwarz befanden sich im zweiten Theil des Zimmers, ganz verborgen vor aller Augen, und flüsterten leise miteinander.

Als die Baronin hörte, daß ihre Stieftochter zurückgekommen sei, kam sie hervor und klingelte nach Licht.

Herr von Schwarz, der sich freute, das sein Zwiegespräch mit der Baronin ein Ende gefunden, ging langsam in den anderen Theil des Zimmers, um die Bekanntschaft der jungen Erbin zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Goldfelder und Goldstadt.*)

Einstige Alpenwelt Australiens. — Mr. Bayley. — Eine Goldmine. — 280 Fuß unter der Erde. — Der „Willie-Willie". — Coolgardie von 1896. — D. A. Simon. — Nach Broad Arrow. — Ein Salzsee. — Verirrt! — Ein Negertrupp. — Auf der Hillend-Mine.

Auch in Australien gab es einst vor so und so vielen Millionen Jahren hohe schneebedeckte Berge mit tiefen Kratern voll höllischen Feuers. Dann kamen gewaltige Fluthen und heftige Erdstöße; sie erschütterten, zerspülten und zerrissen die Riesenwände. Nichts ist davon geblieben, als die blauen Berge von New-South-Wales und hier und da ein einsamer Ueberrest; das Alpenreich Australiens hat sich in ein flaches Hügelland verwandelt, in eine wasserarme Landsteppe. Aber reiche Erzmassen, Gold und Silber, Kupfer und Zinn lagen in jenen Bergen aufgespeichert — sie sanken mit den Riesen in den Sand; doch sie verschwanden nicht, sondern ballten sich zu festen Klumpen in den Schooß der Felsen, oder sie ließen sich forttreiben, fortschwemmen von Wind und Wellen.

Auf demselben Fleck bin ich heute, wo einst Mr. Bayley im Spätherbst 1892 sein Alluvialgold aufhob. Im hellsten Glanze lag es da, rein gewaschen von Sand, Sonne und Wind, und in so reicher Menge, daß es schwer auf einmal fortzuschaffen war. Aus den Felsentrümmern der umliegenden Höhen hatte es sich losgelöst vor vielen, vielen Jahren, war dann von Sturm und Wolkenbrüchen ins Thal gerollt worden, und hier erwartete es nun den Glückspilz von Goldsucher. — Ich kann nichts finden; mein Stock wühlt sich umsonst durch die heiße Erde; meine Finger heben nur Sand und Steine und Ameisen . . .

„Bayley's Reward Claim" heißt die Goldmine, an der sie drüben auf dem Anberge arbeiten. Keine Maschine ächzt und seufzt, kein Schmelzofen glüht, kein Hammerschlag durchzittert die Luft. Nur ein Windseil ist errichtet, an dem die erde- und steingefüllten Eimer sich aufrollen; der Schutt wird dann auf Karren über eine Holzbrücke geschafft und hier auf ebener Erde aufgehäuft. Schwarzgelockte Italiener sind es, die dies Geschäft besorgen; sie singen und lachen bei der Arbeit und rauchen ihre kurze Pfeife. — Wo die Thalsenkung am tiefsten ist, wird an einem großen Viereck gegraben; acht, neun Fuß mögen schon ausgehoben sein. Hier soll das Regenwasser gesammelt werden.

Ein schauderhafter Durst plagt mich in dieser Januarhitze von 38 Grad Reaumur im Schatten. Schatten? Wo ist der? Nirgends außer in den paar Zelten vielleicht, die über fahle Salzstrauchbüsche hervorgucken. Trostlos diese Oede, wohin das Auge schaut. So todt, so luft- und leblos ist die Erde hier unter dem 29. Breitegrade Australiens. Das bischen Baum und Busch sieht aus wie künstlich aus Pappe aufgebaut. So heiß ist es, daß die Luft vibrirt; man sieht, wie sie zittert, glüht, auf und nieder fluthet.

Der „manager", der Grubenverwalter, geht langsam auf mich zu. Alles ist weiß an ihm, Mütze, Rock, Hose, Stiefeln.

Ich erzähle ihm, daß ich auf dem Wege nach Coolgardie bin, daß ich so elend und durstig bin. Wasser soll ich haben — und wie wir uns freuen! Wir sind Landsleute!

Ja, das lob ich mir; 20000 M. Jahresgehalt, freie, ganz unabhängige Stellung, obendrein Pferd und Wagen gratis — da hält man's selbst auf Bayleys Reward Claim eine gute Weile aus.

Als Landsmann erhalte ich einen Blechtopf Regenwasser! Welche Erquickung, wenn man sonst nichts als entsalztes Kochwasser trank . . . so fade schmeckt das, so nach nichts und gar nichts. Die Arbeiter müssen sich ihr Trink- und Waschwasser zwei Meilen weit abkaufen; 40 Pfg. kostet die Gallone. Doch solch Miner verdient wöchentlich 90—100 M., Tischler und Schmied sogar 1 Pfund = 20 M. pro Tag; da können sie sich am Ende auch den Luxus von Waschwasser gestatten.

Ob ich in die Grube steigen will?

Welche Frage — natürlich will ich das.

Ich erhalte eine Laterne; wir klettern los. Der ganze 280 Fuß tiefe Schacht ist mit glatten, festgefügten Holzwänden versehen. Wenn sich ein Brett löste, von oben nieder — —

So kühl, so angenehm wird das hier unten. Ich soll links das Tau erfassen und mich daran zu Boden lassen. Auch das geht gut. Wir sind auf festem Grunde.

Kein Arbeiter zu sehen. Eine kleine Dynamitexplosion wird abgewartet. Buff-baff-buff! es spritzt und streut; schweres Steingeröll poltert durcheinander.

Sogleich geht's wieder drauf mit den schweren Eisenhacken, die Eimer werden gefüllt — hai, ho! schon werden sie hinaufgewunden.

An den feuchten Steinwänden glitzt und blitzt es im

*) Wir entnehmen diesen hochinteressanten Artikel mit Erlaubniß der Verlagshandlung B. Elischer Nachfolger in Leipzig dem soeben in ihrem Verlag erschienenen Werk „Auf australischer Erde", Ernstes und Heiteres von Richard Lehmann, Dr. jur. (Band 4 eine Sammlung moderner Reisewerke). Dasselbe unterrichtet in fesselnder Schilderung über alles Wissenswerthe in diesem Erdtheile und ist demzufolge ein Buch, das Jeder lesen muß, der sich ein richtiges Bild von Australien machen will oder gar Lust hat, dorthin auszuwandern. Preis 3 M. broch., 4 M. gebunden. Die Red.

Laternenschein. Das ist Gold, grob und fein verstreutes Riffgold, in zwei bis drei Fuß breiten Adern zieht es sich durch den weißgrauen Quarz.

Wir müssen durch einen Salzwassersee — das wird meinen Canvasschuhen den Rest geben; der Herr manager will mir seine Schatzkammer zeigen. Im Nu sind wir hinüber.

Freilich, auf solchen Fund kann man stolz sein. Was der goldige Quarzblock dort wohl werth ist?

„Für 170 000 Mark können Sie ihn mitnehmen," sagt Herr S. und schlägt zum Andenken für mich ein specimen ab.

Wieder am Oberlicht. Ich muß mit ins Zelt und eine Flasche Bier trinken; in dieser Zone kosten drei Wassergläschen voll Bier 3,50 M. Auch einen guten Cognac gibt es. Unsere Zigarren kosten das Stück 1 Mark. Die Herren manager lassen sich eben nichts abgehen.

Weil nichts darin steht, ist viel Raum im Bureau; ein Tisch und zwei Holzkisten, die als Stühle dienen, sind die ganze Einrichtung. Ich gebe meinem Erstaunen Ausdruck über die Doppelthür und die Doppelfenster.

„Passen Sie nur auf, wenn der Willie-Willie kommt!"

„Willie-Willie! Was soll ich dabei denken, bitte?"

„Ach so — Verzeihung . . . . Sie sind ja noch newsham, noch Potsdamer hier in der Wildniß. Ich sprach von unserem westaustralischen Wirbelwinde. Hu! — wo der Willie-Willie antobt, — kein Stein bleibt mehr auf dem andern, und der Staub! die feinsten Ritzen weiß er auszufinden. Ohne Glasfenster und feste Thür blieb auch kein Stückchen heil hier; meine ganze Buchführung ginge zum Teufel, und ich könnte dann nur gleich selbst mitfliegen; die Herren Aktionäre gäben mir doch den Laufpaß."

Ich brach auf, ich wollte unbedingt noch vor Sonnenuntergang in Coolgardie sein. Wenn doch einmal todtgeschlagen, dann je eher je besser, dachte ich.

Ich schleppe mich den Fahrweg entlang. Auf olivgrünem Busch sitzt ein Vogel: ein weißer Kerl mit rothem Schnabel; er sieht mich groß an, dreht die Augen und lacht auf einmal — hi, hi, hi!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein hübsches Zwiegespräch zwischen dem Kaiser und einem Schulknaben aus Cadinen wird noch nachträglich von der Reise des Kaisers mitgetheilt. Der Hosenboden des kleinen Burschen war total zerrissen, so daß er den sogenannten „Miethszettel" frei ließ. Auf die Frage des Kaisers, ob der junge keine andere Hose besitze, antwortete dieser keck: „Nee!" — „Hast Du denn kein Geld, um Dir ein paar neue Hosen zu kaufen?" — „Nee!" — Als der Kaiser dann auf die weitere Frage: „Wie viel kosten denn ein Paar neue Hosen?" Die Antwort erhielt: „Een' Thaler und fünf Ditchen!" griff der hohe Herr lachend in die Tasche und überreichte dem furchtlosen Knirps ein blankes Zehnmarkstück.

— Ein Mittel, Land zu erwerben. Ein alter Kriegerhäuptling aus dem Stamme der Maoris hatte sich vor einem neueröffneten Gerichtshofe in Neu-Seeland zu verantworten. Es handelte sich um einen Streit zwischen ihm und einem anderen Eingeborenen, einem hübschen, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling, der behauptete, daß ein Landstrich, den der grimme Krieger seit einigen Jahren in Besitz genommen hatte, schon mehrere Generationen lang seiner Familie gehört habe. Der Richter wandte sich nun an den Beklagten mit der Frage, mit welchem Rechtstitel er die Besitzergreifung begründen wollte. Der Krieger erhob sich langsam von seinem Sitze, wies mit verächtlicher Miene auf seinen jungen Gegner und erwiderte gelassen: „Vor fünfzehn Jahren habe ich seinen Vater aufgegessen. Folglich gehört das Land mir." Wie die Verhandlung endete, verschweigt der Bericht leider.

— Serenissimus und die Sterne. Serenissimus machte einmal mit Kindermann eine Schlittenparthie. Ein wunderbarer Sternenhimmel glitzerte und flimmerte über der schneebedeckten Landschaft. Durchlaucht betrachtete lange die tausend und abertausend ferner funkelnder Welten und brach schließlich in stolzer Befriedigung in die Worte aus: „Haben doch kolossal viel — äh — Sterne im Lande. Sollten uns eigentlich eigenen Astro — äh — Astronomen anstellen, Lohnte sich wirklich, mein lieber Kindermann!"

Der erste Beschluß.

Kaum hatte die Konferenz begonnen
Im Huis ten Bosch, dem idyllischen Hause,
Da hieß es sogleich: Vertagung! Vertagung!
Wir machen fürs erste acht Tage Pause!

Mit ungeheuchelter Freude begrüßen
Wir diesen Beschluß! er verbürgt das Gelingen,
Sie konnten doch gar nichts Bess'res beschließen,
Als daß sie sofort in die Ferien gingen.

Bald folgt der Verhandlungen endlose Kette,
Doch was auch die Delegirten noch treiben,
Wir sind der Ansicht und halten die Wette:
Der erste Beschluß wird der beste bleiben!

(Lust. Bl.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 134. Mittwoch, den 14. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

26 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte gedacht, Marie wäre ein albernes, affektirtes, schwachsinniges Mädchen, das in seinen und der Baronin Händen nur eine Puppe sein würde. Man konnte sich sein Erstaunen denken, als er das schlanke, geistreich aussehende Fräulein gewahrte.

„Marie, mein Herz,“ begann jetzt die Baronin Engelbert, „erlaube mir, Dir Herrn Karl von Schwarz vorzustellen, — er war ein lieber Freund Deines Papas und folglich auch der meinige und wird hoffentlich bald auch der Deinige werden.“

Marie verneigte sich und lächelte so freundlich und lieblich, daß Herr von Schwarz entzückt darüber war. Die gewöhnlichen Begrüßungsformeln waren kaum vorüber, als die drei Herren von dem Diener gemeldet und ins Zimmer geleitet wurden.

Marie bewillkommnete die Herren der Reihe nach, indem sie ihnen herzlich die Hand schüttelte.

Die Baronin Engelbert stellte ihnen Herr von Schwarz und dessen Sohn vor.

„Wir kommen nicht in Geschäften, Baronesse Marie,“ sagte Herr von Friebel. „Wir sind nur gekommen, um Sie in Ihrem Heim zu bewillkommnen. Meine Gattin und meine Töchter werden Sie morgen besuchen; sie lassen Sie herzlich grüßen.“

„Sie sind sehr fürsorglich, Herr von Friebel,“ sagte die Baronin mit trotzig aufgeworfenen Lippen. „Ich fürchtete, daß, als ich die drei Herren so förmlich eintreten sah, Sie irgend ein langweiliges Geschäft abwickeln wollten, etwa um einen Vorschlag zur Führung des Haushaltes zu machen oder die Angelegenheit hinsichtlich des Nadelgeldes zu besprechen.“

„Alles dies ist schon im Testament des Barons Engelbert festgesetzt worden,“ sagte Advokat Brunner ruhig. „Der Herr Baron war sehr bestimmt in seinen Anordnungen und hat der Baronesse Engelbert eine reichliche Summe bis zu ihrer Mündigkeit festgesetzt. Auch für Sie, Frau Baronin ist reichlich gesorgt.“

„Sind wir genöthigt, auf Schloß Engelbert zu bleiben, gleichviel, ob wir wollen oder nicht?“ fragte die Wittwe des Barons.

„Gewiß nicht,“ erwiderte der Advokat. „Sie und die Baronesse Engelbert haben die Freiheit, zu wohnen, wo Sie wollen.“

Die Baronin Engelbert erwiderte nichts, aber in ihren Augen lag jetzt ein eigenthümlicher Ausdruck.

Die Gäste, welche sehr höflich gegen die Baronin waren, widmeten ihre Aufmerksamkeit jedoch größtentheils der jungen Erbin, welcher ihr Besuch galt.

Auf Herrn von Friebel's Bitte spielte und sang Marie auch etwas.

Graf Hohenfels lehnte sich über das Klavier und blätterte ganz hingerissen die Noten um, und alle Anwesenden, Marie ausgenommen, sahen deutlich, daß der junge Graf die schöne Erbin liebe.

Rudolf von Schwarz bemerkte es mit wirklicher Eifersucht. Er sagte sich mit grimmiger Bitterkeit, daß sein und Lieschens Lebensglück Mariens wegen gestört worden sei, und er wollte von dem jungen Grafen nicht um Vermögen und Braut betrogen werden.

Herr von Schwarz saß abseits, die Stirn von der Hand beschattet, und mit seinen hellen Augen verschlang er Mariens blühendes liebliches Gesicht.“

Als er so dasaß, verglich er Mariens ideale, zarte Schönheit mit den gewöhnlicheren Reizen der Baronin Engelbert, und sonderbare Gedanken erwachten in ihm.

„Mein Geschick ist noch nicht so unwiderruflich fest an sie gekettet,“ dachte er. „Ich wollte, ich hätte das Mädchen gesehen, ehe ich jenen Brief fälschte. Weshalb sollte ich mich denn wegen zwanzigtausend Mark jährlich und einer ältlichen Frau wegwerfen, wenn ich mit geschicktem Manöver bedeutend mehr und eine junge Braut gewinnen kann? Ich werde es mir überlegen.“

So waren, ohne daß Marie eine Ahnung davon hatte, unter ihren Zuhörern drei Männer, die nach ihrer Hand strebten, und unter diesen dreien war nur einer wahr und ihrer Liebe werth, und dieser eine war der junge Graf Hohenfels.

Nach dem Musiziren wurde Kaffee servirt.

Herr von Friebel unterhielt sich mit der Baronin Engelbert, und Herr von Schwarz und Advokat Brunner sprachen mit einander, während Frau Altmann wie gewöhnlich schweigsam beobachtend abseits saß.

Der junge Graf ging dann langsam mit Marie in das große Gewächshaus, welches sich am unteren Ende des Gesellschaftszimmers befand.

Hier war die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt.

„Erinnern Sie sich noch, als wir hier zum letztenmale zusammen waren, Marie?" fragte Graf Hohenfels, als sie neben einem Marmorbassin mit einem Springbrunnen still standen und Marie Rosenblätter in das krystallklare Wasser fallen ließ. „Hier befanden wir uns, als wir uns im kindischen Spiele verlobten. Wie lange her das scheint! Erinnern Sie sich noch Marie?"

Die Rosenblätter in ihren weißen Fingern waren nicht röther als ihre Wangen, als diese Worte gesprochen wurden.

„Ja, ich erinnere mich dessen," sagte sie, den Kopf über das Wasser beugend. „Wir waren noch Kinder, Graf Hohenfels."

„Sie nennen mich mit meinem Titel, und das zeigt die große Kluft, welche zwischen jetzt und damals besteht," sagte er. „Zu jener Zeit war ich nicht Graf, und Sie nannten mich Georg. Wenn jetzt Ihr Taufname unwillkürlich über meine Lippen kommt, muß ich mich daran erinnern, daß Sie nicht mehr Marie, sondern die Baronesse Engelbert sind. Weshalb wollen Sie mich nicht wie früher bei meinem Vornamen nennen und wir wie ehedem treue Freunde sein?"

„Das will ich ja gern," erwiderte Marie offen, jedoch schüchtern. „Ich — ich will Sie als meinen Bruder betrachten, Georg, und Sie können mich „Marie" nennen."

Merkwürdigerweise schien die ihm so gewährte Erlaubniß den jungen Grafen nicht zu erfreuen.

Er blickte traurig und enttäuscht drein, und ein schmerzlicher Zug spielte um seinen Mund.

„Ich will nicht Ihr Bruder sein, Marie," erklärte er nach einer peinlichen Pause. „Hätten Sie eine nur schwesterliche Neigung gegen mich, so würde das für mich unerträglich sein. Jahrelang habe ich geträumt und gehofft, daß ich eines Tages Ihre Liebe gewinnen werde. Ich bin kein Knabe mehr, Marie, und liebe sie mit der innigsten Liebe wie nur ein Mann lieben kann. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich dieses Geständniß ablege," fügte er hinzu; „ich beabsichtigte nicht, so vorschnell zu sein. Auch bitte ich Sie nicht, mich zu lieben, aber ich bitte Sie, mir zu erlauben, um Sie zu werben."

Mariens Herz erbebte bei dieser feurigen, leidenschaftlichen Erklärung wie bei der Berührung eines Engels.

Dann schien es, als ob ein bleiernes Bahrtuch auf ihre Seele fiele, und sie erbleichte als sie stammelte:

„Es kann nicht sein, Georg."

Graf Hohenfels fuhr schmerzlich bewegt zusammen.

„Sie — Sie sind doch nicht mit einem anderen verlobt, Marie?"

„N—ein."

„Sie lieben einen anderen?"

„O nein, nein!"

„Habe ich Sie vielleicht durch mein voreiliges Geständniß erschreckt, Marie?" rief er mit zitternder Stimme aus. „Ich habe so viel an Sie gedacht und so oft von Ihnen geträumt, daß ich ganz vergaß, wie fremd ich Ihnen nach diesen vielen Jahren der Trennung erscheinen muß. Sind sie mir böse, Marie?"

„Nein, Georg," antwortete das Mädchen leise und zögernd; „aber ich habe Ihnen etwas zu sagen. Papa —"

Ihre Stimme erstickte in leisem Schluchzen.

„O Georg," fuhr sie dann fort, „ich —"

Schon wollte sie dem jungen Grafen eine Mittheilung machen, doch in jenem kritischen Augenblicke trat Rudolf von Schwarz ins Gewächshaus.

Bei seinem Kommen erschrak Marie schuldbewußt, als ob sie gegen ihn oder ihren verstorbenen Vater gesündigt hätte, indem sie die Liebeserklärung des Grafen Hohenfels angehört.

Ihre beiden Verehrer vermutheten einer in dem anderen einen Nebenbuhler.

Jetzt gesellte sich auch noch Mariens dritter Bewunderer, der Herr von Schwarz, zu ihnen.

Dieser sah seinen Sohn und den jungen Grafen mit finsteren und eifersüchtigen Blicken an, und Marie fühlte sich so unbehaglich, daß sie vorschlug, man möge ins Gesellschaftszimmer zurückkehren.

Ein Blick voll Eifersucht und Aerger aus den Augen der Baronin Engelbert begrüßte Herrn von Schwarz, als er ins Zimmer trat.

Die Wittwe begann Verdacht zu schöpfen, daß ihr Verlobter keine Neigung mehr für sie hege.

Herr von Friebel war der erste, welcher den Vorschlag machte, sich zu verabschieden.

Der Wagen fuhr vor, und er und Advokat Brunner und Graf Hohenfels namen Abschied.

Herr von Schwarz wechselte wegen einer Unterredung am nächsten Morgen einige Worte leise mit der Baronin

Engelbert; dann verabschiedete auch er sich mit seinem Sohne.

Es wurde unterwegs kein Wort gesprochen, als sie die breite Allee entlang schritten; nachdem sie aber die Landstraße erreicht hatten, brach Herr von Schwarz das Schweigen, indem er sagte:

„Nun, Rudolf, wie gefällt Dir die Baronesse Engelbert?"

„Sie ist schön — unvergleichlich lieblich," antwortete Rudolf enthusiastisch. „Ich habe noch nie ein so bezauberndes Wesen gesehen!"

„Du sprichst wie ein Verliebter," spottete Herr von Schwarz; „man könnte nicht glauben, daß Du Liebe zu einem andern Frauenzimmer gehegt hast."

„Du treibst mich noch zum Wahnsinn!" rief Rudolf mit plötzlich erstickter Stimme aus. „Wie kannst Du mich nur so verhöhnen? Ich habe Lieschen geliebt, und ich liebe sie, Gott weiß es, noch; aber Du hast uns getrennt. Hätte ich Lieschen nie gesehen, dann hätte ich die Baronesse Engelbert angebetet; da aber Lieschen nicht mehr die Meine sein kann, so klammere ich mich an die Baronesse Engelbert, wie ein Ertrinkender sich an irgend einen Gegenstand klammert. Ich — ich habe sie gern; ich könnte sogar sagen, daß ich sie liebe!"

(Fortsetzung folgt.)

Goldfelder und Goldstadt.

(Schluß.)

So — das wäre überstanden! Endlich wieder Kies unter den Füßen; ich bin in der Hauptstraße, in der Bayley-Street vom Februar 1896.

Die Straße ist breit. Radfahrer, Reiter, Kameeltreiber, Kutscher aller Art fahren an uns vorüber. Auch die Fußgänger eilen schnell dahin; sie wollen zeigen, daß sie der Arbeit wegen und nicht zum Vergnügen in Coolgardie sind. Aus Nah und Fern sind heute Männer in der Stadt; es ist Sonnabend. Man kauft, man trinkt, man singt und scherzt — das Geld spielt keine Rolle.

Jeder Bar ist buchstäblich von drei, ja vier Reihen Durstiger umdrängt. In Sommers Hotel treffe ich Otto Heideprim, den jedes Kind kennt in der Stadt; erstens seines kolossalen Schnurrbarts, zweitens aber seines großdeutschen Patriotismus wegen. „Bismarck" nennen ihn die Coolgarditen. Arm wie eine Kirchenmaus kam er einst mit seinem Freunde Sabel angewandert, nahm die Selterswasserkisten auf den Nacken und verkaufte sie an die Buschleute umher.

Seitdem sind kaum zwei Jahre vergangen. Heideprim und Sabel haben heute eine flott, sehr flott gehende Fabrik in Betrieb; ganze Ladungen ihres nasenprickelnden Erfrischungssprudels wandern über die Goldfelder.

Ueberall Musik, draußen und drinnen, Harmoniummelodien, Guittare, Banjo, deutsche Fiedel, all das schreit und kratzt durcheinander, als wären die Bremer Stadtmusikanten hier. Das Tam, tam, ta! der Heilsarmee dringt noch am meisten durch. Aber je größer der Skandal, um so schöner findet der Miner die Musik, desto mehr zahlt er dafür.

„Play us Margaret" (Spiel uns „Margaret" bitten ein paar irische Rothköpfe den Bandenführer und stecken ihm jeder ein Stück Geld zu. Das Schauerorchester setzt ein; die drei Iren fassen sich um und tanzen wie Wilde im Kreise herum.

Ein Wunderdoktor steht auf einer primitiven Holztribüne und preist seine unfehlbaren Schutzmittel gegen das Fieber an. Es ist Hochsommer. Die Hospitäler sind mit Kranken überfüllt; der Mann findet rasenden Absatz mit seinen Pulvern à Stück 3 Shillings. Ein Bombengeschäft, das er macht.

Dort wirbt ein Phonographenbesitzer um die Ohren des Publikums. Eine humoristische Rede wird eben produzirt; alles lacht und ruft: „Encore! . . . Very good! . . . Da capo!"

An jeder Straßenecke schreien Thee- und Limonadenhändler, meist sind's Neger, von ihren kleinen Wagen herunter. Auch warme Würstchen werden feilgeboten, „hot pie!" (Pasteten) und dergleichen mehr.

Man sieht fast nur Männer. Die paar Mädchen stehen hinter der Hotelbar und knallen mit Vorliebe Champagnerflaschen auf. Hübsch sind sie selten. Es ist meist die alte Garde, die sich soweit ins Land hineingewagt hat. Rothe Schminke sitzt auf den Backen, manche haben einen Buckel; ganz gleich, jede findet ein Heer von Verehrern und Kourmachern. Wer die größten Banknoten wechselt, hat unbedingt das Vorzugsrecht.

Wer des Guten aber zu viel thut, wird ohne Umstände an die frische Luft gesetzt; Uhr, Kette, Geld nimmt der Wirth ihm ab. Steif wie Leichen liegen diese Schnapsbrüder da. Die Polizei läßt sie in Frieden; sie machen ja keinen Lärm mehr. — Wie viele Dutzend mögen schon den Schlaf der Gerechten schlafen? Es ist dunkel; man kann sie schlecht zählen. Da, ein Betrunkener ist wie ein Hund an einen Baumstaum gekettet worden! Er tobt und spuckt und flucht; umsonst, vor morgen früh läßt der policeman ihn nicht laufen. Wo sollte er auch hin mit dem Delinquenten? Das Gefängniß ist noch nicht eingeweiht, noch nicht bewohnbar,

Jedes Getränk kostet pro Glas zum wenigsten eine Mark. Das hindert aber keineswegs den Absatz. Man will Abwechslung haben nach all dem gekochten Wasser der Woche, und wenn das Glas Bier wirklich 3 Mark kostete.

All das Leben konzentrirt sich in der Bayley-Street; in den Querstraßen ist es still, wie ausgestorben. Der Menschenschwarm schiebt sich den ganzen lieben Abend hindurch die eine lange Straße herauf und hinab und wieder hinauf.

Mir wird das Promeniren langweilig; ich gehe in Sommer's Hotel.

Hier begrüßte mich ein zarter, mittelgroßer Herr mit freundlichen Augen. Es ist Dr. A. Simon, der Direktor eines französisch-englischen Goldsyndikats, mein „Boß". Schon seit mehreren Wochen bin ich auf der nahen Australasia-Mine als Buchhalter angestellt. Ich erfahre aber soeben, daß ich mein Bündel morgen schon zu schnüren habe, um in gleicher Amtseigenschaft auf der Hillend-Mine zu arbeiten, die 42 Meilen weiter nördlich bei Broad Arrow liegt.

Punkt 6 Uhr sind wir auf dem Wagen, d. h. der Manager der Hillend-Mine und ich. Eine langweilige Kutschiererei beginnt. Um Mittag machen wir an dem fünfundzwanzigsten Meilenstein Halt. Brod und Büchsenfleisch müssen heute genügen; es ist keine Zeit zum Feueranmachen. Die Pferde fressen Hafer und kriegen einen Schluck Wasser.

„Get up!" donnert ihnen der Kutscher zu, und die Peitsche saust nieder.

Bergauf, bergab geht es im knirschenden Sande an Kusseln und aschgrauem Buschwerk vorüber; der heisere Schrei einer kleinen grünbunten Papageienart begleitet uns ab und zu.

Plötzlich ändert die Szenerie sich vollkommen. Kein Baum mehr, kein Strauch — soweit wir sehen, offenes Land, und der ganze Erdboden ist wie mit weißen Eisstückchen übersät. Dabei scheint die Sonne in voller Kraft vom Himmel.

Wo sind wir? Was sehen wir?

Ein Salzsee liegt zur Rechten, um diese Jahreszeit von zahllosen wilden Enten belebt; den haben wir zu umfahren. Wie das klirrt und prasselt, da wir über die salzige Erdkruste hinfahren. Ein bischen Phantasie, und man könnte sich auf einer wundervollen Schlittenfahrt begriffen denken auf deutscher Heide.

Der Weg hat längst aufgehört; auf's Gerathewohl nur noch geht's durch den Busch.

Die Sonne neigt sich; kein Mensch, der uns begegnet, den wir hätten fragen können. Planlos fahren wir weiter, ohne jede Ahnung davon, wo wir sind. Ein Zurück ist ebenso verhängißvoll wie das Vorwärts. Schlimmstenfalls müssen wir eben im Busch kampiren.

Ich rathe dazu. Mr. Butler will noch nicht. Wir rufen durch den abendstillen Wald — wohl hundertmal und mehr, — umsonst, kein Mensch ist weit und breit. Verirrt: lost in the bush!

Was hilft es — endlich müssen wir doch Halt machen; wir schirren die Pferde ab, binden ihnen die Glocken um den Hals und überlassen sie ihrem Schicksal. Keine Gefahr, daß sie sich verlaufen; sie wissen, daß wir ihnen genau so nöthig sind, wie sie uns. — Wir schlagen Feuer, kochen Thee, essen und bereiten uns dann eine Lagerstreu. Vor den Fliegen haben wir Ruhe, ein paar Dutzend Ameisen aber müssen mit in Kauf genommen werden; es ist einmal nicht anders auf australischer Erde. Man schläft schon, wenn man vierzehn Stunden auf dem Wagen saß.

Ein seltsames Geräusch schlägt an mein Ohr — ich erwache . . . fast ist's noch Nacht. Aha, ein Negertrupp mit Pfeil und Bogen und mit Bumerang. Die Schwarzen sind noch mehr erschreckt wie wir — wie sie über die Büsche wegsetzen! Mr. Butler und ich lautlachend hinterher.

Wir schließen Freundschaft, geben ihnen Tabak und lassen uns die rechte Wegrichtung zeigen; als Unterpfand nehmen wir einen wollhaarigen Jungen mit. Das geht ohne Thränen ab. In knapp zwei Stunden traben wir den Weg zur Hillend-Mine hinauf.

Romantisch ist dies Plätzchen auf der Höhe gelegen. Unter Eukalyptusbäumen steht ein kleines Zelt, von dem ich fortan so oft in das tief unten ruhende Broad Arrow hinabschauen sollte.

Sinnsprüche.

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,
Sie wird von außen nicht erstrebt,
Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen
Im eig'nen Busen dich belebt.

R. Prutz.

* * *

Ach versöhnen, sanft versöhnen
Mit dem Leben kalt und ernst,
Kann der Engel nur des Schönen,
Wenn du ihn verstehen lernst,
Und er zieht mit frohen Mienen
Lächelnd über jede Flur,
Aber seine Huld verdienen
Kann die reine Seele nur.

F. A. Kuhn.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 136. Freitag, den 16. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

28 Roman von F. Siemers von Ostermann.

Als der September kam, war die Zeit für Herrn von Schwarz und der Baronin Engelbert Hochzeit erschienen.

Rudolf hatte die junge Erbin aufrichtig lieben gelernt, und er wollte ihr seine Liebe erklären. Ihm wurde eine günstige Gelegenheit geboten.

Marie ging gern zu Fuße und machte oft sehr lange Spaziergänge, obgleich Pferd und Wagen ihr zur Verfügung standen.

Eines Abends hatte sie sich zu Fuße nach Torgelow begeben, um Stickwolle zu kaufen, und ging jetzt langsam wieder nach Hause.

Rudolf von Schwarz kam gerade zu der selben Zeit dahergegangen und bemerkte sie. Er eilte ihr nach und bot sich an, sie zu begleiten.

Als sie aus dem Dorfe aufs freie Feld kamen, fühlte Rudolf, daß die Zeit gekommen war, um sein Schicksal aus Mariens Munde zu erfahren.

Er sann hin und her, wie er diese entscheidende Frage stellen solle, als Marie sich auf eine Bank im Schatten des Parkes setzte, um auszuruhen.

Dies schien für Rudolf der geeignetste Moment, um Marie seine Liebe zu erklären.

Es befand sich niemand im Parke, der ihn hätte stören können.

„Ein schöner Abend!" sagte Marie leise, indem sie zum dunklen Himmel emporplickte. „Die Luft ist voller Düfte."

„Ja, es ist sehr schön," entgegnete Rudolf, das junge Mädchen fest anblickend, als ob er diese Bemerkung auf ihr Gesicht anwende.

Dann gestand er ihr schnell seine Liebe und warb um ihre Hand.

„Wollen Sie meine Gattin werden?" fragte er mit bewegter Stimme.

Marie erröthete nicht vor Freude, wie es hätte sein können, wenn es Graf Hohenfels gewesen wäre, der diese Worte gesprochen. Sie sah sehr ernst aus und ihre Augen gaben eine Traurigkeit kund, die herzbeklemmend war.

„Ich bin Ihnen gut, Rudolf," sagte sie sanft, während ihr Blick in die Ferne schweifte. „Was soll ich Ihnen antworten?"

„Geben Sie mir Ihr Jawort!" bat Rudolf mit einer unbeschreiblichen Erregtheit, als erwarte er etwas Schreckliches. „Geben Sie mir keine abschlägige Antwort, ich beschwöre Sie, Marie. Ich bin nicht schön und auch nicht adelig wie Graf Hohenfels; ich bin schlicht und ungelehrt, aber ich liebe Sie von ganzer Seele. O Marie, ich beschwöre Sie, haben Sie Erbarmen mit mir und retten Sie mich vor dem Elend eines Lebens ohne Freude! Ich kann nicht leben, wenn Sie mich abweisen!"

Er sprach mit hohem Ernste, der tief in Mariens Seele drang.

Sie zitterte. Ihre Augen blickten flehend zu den Sternen empor, als riefe Sie ihren Vater im Himmel an, ihr beizustehen.

Marie sah in seiner Erklärung einen schrecklichen Ernst, der sie schaudern machte.

„Ich muß es mir überlegen," stammelte sie. „Ich kann mich nicht so plötzlich entschließen. Geben Sie mir eine Woche Bedenkzeit, Rudolf — nur eine Woche! O, wenn Papa das wüßte!" fügte sie mit leiser Stimme und leidenschaftlichem Nachdruck hinzu. „Er würde mir dies erspart haben!"

Rudolf's Augen strahlten. Er dachte, daß, wenn sie ihn ausschlagen wollte, sie es auf der Stelle gethan hätte.

Während er innerlich frohlockte, erhob sich Marie und ging langsam, ernst und traurig weiter.

Rudolf schritt fröhlich neben ihr her.

Als sie im Dämmerlichte weiterschritten, bewegte sich eine jugendliche, in Lumpen gehüllte Gestalt im Schatten der Gebüsche, und ein blasses, abgezehrtes Gesicht, wie das eines Kindes, mit dem Schmerze eines reiferen Alters in den großen dunkeln Augen, blickten verzweifelnd dem jungen Paare nach.

Dieses Gesicht war das der jungen verstoßenen Gattin, die Rudolf als todt betrauert hatte. Diese wild blickenden, traurigen Augen waren diejenigen von Lieschen Vogel!

16. Die Verlassene.

Es war in der That Lieschen, die verstoßene junge Frau, welche im Dunkel des Gebüsches am Wege kauerte und mit traurigem, verzweiflungsvollem Blicke Marie und Rudolf nachstarrte.

„Er liebt sie! Er liebt sie!" jammerte das arme Geschöpf, indem es sich ganz der schrecklichen Qual überließ. „Er hat gesagt, daß ihre Antwort Leben oder Tod für ihn bedeutet. Und so schnell bin ich vergessen! O, er hat mich nie geliebt — nie — nie! Und er liebt sie mit ganzer Seele — o Gott!"

Sie trat zurück in den tieferen Schatten des Gebüsches, jammerte und rang die Hände.

Die großen, sehnsüchtig blickenden Augen waren emporgerichtet.

Sie war allein in der weiten Welt; sie hatte kein schützendes Dach über ihrem Haupte, keine Nahrung, um ihren Hunger zu stillen, — kein Geld! Sie war zerlumpt und hülflos; die Füße waren kaum bedeckt. Und jetzt war ihre letzte Hoffnung zerstört, und es schien, als ob ihr nichts übrig blieb, als der Tod.

Ihr Leben war von dem Augenblicke an, da sie aus ihrer armseligen Wohnung in Berlin geflohen war, voll von Bitterkeit und Entbehrungen gewesen.

Als sie von ihrer Wohnung entfloh, halb wahnsinnig vor Verzweiflung und ihr die Stimmen des Herrn von Schwarz und der Frau Keller noch in den Ohren klangen, war ihr erster Impuls gewesen, sich das Leben zu nehmen.

Sie war die Straßen entlang geeilt, zur Brücke hin; aber es war Tag und es befanden sich Menschen dort, so daß sie ihr schreckliches Vorhaben nicht ausführen konnte, und so wanderte sie verzweiflungsvoll weiter, während sie den Fluß immer im Auge behielt, als milderte der Anblick des Wassers ihre Verzweiflung.

Als sie so ziellos weiter schritt, kam sie durch schmutzige, abgelegene Straßen, wo Menschen der niedrigsten Klasse wohnten; aber niemand redete sie an oder belästigte sie.

Ein- oder zweimal hatte ein Strolch Lust, sie anzureden und ihr den Weg zu versperren, aber ein Blick in ihr bleiches, abgezehrtes Gesicht und ihre wild in die Ferne schweifenden Augen machte, daß er beschämt zurücktrat.

Sie eilte weiter, als ob sie verfolgt würde.

Ihre Füße ermüdeten, und ihrer schrecklichen Seelenangst folgte eine wohlthuende Apathie, die sie gegen alles unempfindlich machte.

Es wurde Abend.

In der Stadt wurden die Laternen angezündet, die Läden geschlossen und die Straßen immer menschenleerer, denn jederman zog sich in sein gemüthliches Heim zurück. Nur sie hatte kein Heim, keinen Zufluchtsort, kein Obdach.

So wanderte sie langsam und müde weiter. Seit sie ihre Wohnung verlassen hatte, war sie schon stundenlang gegangen.

Endlich, als sie noch immer ziellos dahinschritt, kam sie nach einer anderen Brücke, wo ihr ein Trupp Theaterbesucher entgegenkam.

Niemand bemerkte sie.

Lieschen ging bis in die Hälfte der Brücke und sank auf eine der steinernen Bänke hin.

Sie befand sich jetzt allein auf der Brücke. Es war eine dunkle Nacht. Unter ihr floß der schwarze Fluß. Sie kauerte in einer Ecke bei der Steinbank, blickte über das Geländer und versuchte zu denken.

Doch ihr Gehirn schien wie gelähmt; der einzige Gedanke war der, daß Rudolf sie verlassen und verstoßen habe und eine andere heirathen wollte.

Jetzt entstand in ihr die schreckliche Versuchung, durch einen verhängnißvollen Sprung ihre Qualen zu enden.

Sie hatte sich erhoben und lehnte sich mit dem Gebet auf den Lippen, daß Gott ihr Vorhaben ihr verzeihen möge, über das Geländer.

Als Lieschen bereit stand, den Sprung in die Ewigkeit zu thun, hörte sie wieder die Stimme ihrer Mutter, welche gesagt hatte, daß der Selbstmörder seinen Körper und seine Seele vernichte. Die Erinnerung an diese Worte und der Gedanke an ihre Mutter machte, daß sie sich wieder schluchzend in die Ecke der Bank kauerte.

Ein Strom von Thränen rettete sie vor dem Wahnsinne.

Ihrem wilden Schmerzensausbruche folgte eine merkwürdige Apathie, als ein Frauenzimmer ohne Hut und mit aufgelöstem Haar, wie Herr von Schwarz und Rudolf in der Zeitung gelesen, schluchzend auf die Brücke gelaufen kam.

(Fortsetzung folgt.)

Admiral Dewey.

Einige interessante Beiträge zu seiner Charakteristik.

Von L. Friedrichs.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Nach dem Untergang des „Missisippi" erhielt Dewey eine Stelle auf dem Kanonenboot „Agawam". Hier schloß er mit dem ersten Maschinisten einen innigen Freundschaftsbund und übergab demselben eines schönen Tages 400 Dollars, welche er von seiner Gage erspart hatte, mit der Bitte, diese Summe seinem Vater zu überbringen, damit dieser das Geld zinsbringend anlegen möchte. Der Maschinist, Fischer mit Namen, erklärte sich gerne bereit, gerieth aber unterwegs in die Hände der konföderirten Guerillas, welche ihm die Summe wieder abnahmen.

Im März 1865 wurde Dewey Kapitän der berühmten Korvette „Kearsarge" und am Schlusse des Bürgerkrieges Kommandeur der Dampffregatte „Colorado", dem Flaggenschiff des europäischen Geschwaders. Als Befehlshaber wurde Dewey von seinen Mannschaften gefürchtet und vergöttert zugleich. Gefürchtet wurde er wegen seiner Strenge und vergöttert wegen seiner Leutseligkeit und Liebe, die er seinen Untergebenen zeigte. Kein Matrose, der seines Vergehens ehrlich geständig war, appellirte je vergebens an die Gnade seines Kommandeurs. Lügen wurden jedoch strenge bestraft.

Bei einer Landung in Gibraltar kam einer der Offiziere stark angetrunken vom Lande an Bord. Dewey bemerkte das und stellte ihn deshalb zur Rede.

„I'm not drunk, sir!" lallte der Offizier. „I'm only sick!"

„You are lying!" donnerte Dewey ihn an. „Ihr seid betrunken! Wozu die Lüge! Ich will keine Lügner um mich haben! Ich verbiete Niemanden einen rechtschaffenen Trunk, aber wer des Guten zu viel gethan hat, der soll es eingestehen und nicht lügen! Ich lasse Euch zehn Tage in Eisen legen dafür! — Laßt künftig das Lügen! Es paßt sich nicht für einen Seemann!"

Sonst erließ Dewey gewöhnlich die Hälfte der von ihm diktirten Strafe. Dieser Offizier mußte aber volle zehn Tage aushalten.

Im Juni 1883 war Dewey Kapitän des Kreuzers „Juniata" und erkrankte bei Gelegenheit eines Aufenthalts im Hafen von Malta sehr schwer an der Leber. Die Aerzte erklärten, er sei verloren, wenn er sich nicht einer Operation unterziehen wolle. Ohne Zögern willigte Dewey ein und die Aerzte entfernten einen Theil des erkrankten Organs, worauf langsam Genesung eintrat.

„Kapitän, man nennt Sie jetzt immer den „Mann ohne Leber"!" theilte ihm einer seiner Offiziere im Scherz mit. Dewey lächelte fein und entgegnete:

„There 's one thing sure abont what liver I have: It is not white!" — — (Zu deutsch: Sicherlich habe ich keine weiße (blutlose) Leber, d. h. bin kein Hasenfuß!")

Bald nach seiner Beförderung zum Kapitän zur See 1885 besuchte er seine Geburtsstadt Montpelier im Staate Vermont. Zu seinem Empfange hatten sich eine Menge Bürger auf dem Perron eingefunden, deren Kinder aber vor dem großen, schlanken Mann mit den buschigen Augenbrauen und dem martialischen Schnurrbart schreiend davonliefen. Was that Dewey? Jeden Tag griff er sich ein Paar der furchtsamen Kleinen auf, kaufte ihnen Leckereien, ließ sie in seinem Wagen Platz nehmen und fuhr mit ihnen spazieren, indem er allerhand Seefahrgeschichten erzählte.

Bei seinem Abschiede von Montpelier weinten ihm alle Kinder nach, die vor ihm geflohen waren. Dewey schied feuchten Auges, er mochte sich wohl an sein kurzes Eheglück mit Susan Goodwin erinnern, welche fünf Tage nach der Geburt seines Söhnchens George Goodwin in seinen Armen verschieden war. — —

Im Jahre 1888 wurde Dewey zum Chief of the Bureau of Equipment and Recruiting und zum Kommodore ernannt, welchen Rang er jedoch offiziell erst am 28. Februar 1896 antrat. Während seines Aufenthalts in Washington pflegte Dewey dermaßen fein gekleidet zu gehen, daß er den Namen eines „naval dude" oder „Marinegigerl" erhielt. Lange jedoch litt es ihn nicht an Land und er erbat sich seiner schwächlichen Gesundheit wegen, wieder an Bord gehen zu dürfen.

Um diese Zeit erhoben sich die ersten Gerüchte, daß es zum Kriege mit Spanien kommen werde und Dewey ging sehr ungern nach den Philippinen, indem er dachte, dadurch dem eigentlichen Kriege, der sich doch um Cuba drehen würde, ruhmlos aus der Ferne zusehen zu müssen. Der Leser weiß, daß Dewey im Gegentheil den Krieg in der Bucht von Manila, und zwar mit einem entscheidenden Siege, beginnen durfte.

Als Commodore wurde Dewey gewöhnlich noch mehr von seiner Mannschaft geehrt und geliebt trotz der wahrhaft eisernen Strenge, mit welcher er während des Krieges die Disziplin an Bord handhabte.

Mit den Jahren ist Dewey immer schweigsamer und ernster geworden und spricht nie mehr als er denkt, doch hat er von seinem Gerechtigkeitsgefühl und seiner Leutseligkeit noch nichts eingebüßt, selbst während des Krieges nicht. Für Beides wollen wir einige Beispiele anführen.

Vor ihm erscheint ein trunkener Schiffskanonier, der sich gegen seinen Vorgesetzten verantwortet und einen seiner Kameraden blutig geschlagen hat.

„Too much cognac, my lad?" ist Alles, was Dewey fragt.

„Don't know, sir," stammelte der Berauschte. „I think no, sir!"

„It's your first offense. I know, my lad! — Fined five days pap and five days in the brig!" (Zu deutsch: „Zu viel Cognac, mein Junge?" — „Weiß nicht; ich denke!" — „Dein erstes Vergehen, mein Junge! Ich strafe Dich mit fünf Tagen Löhnungsverlust und fünf Tagen strengen Arrest!")

Wer seinen Kautabaksaft auf Deck speit, statt über Bord, den läßt Dewey den schwersten Spucknapf auf dem Schiffe an einer dicken eisernen Kette so lange tragen, bis Jemand anders sich ebenso vergeht, worauf er diesem umgehängt wird. Die Strafe hat für den Träger etwas Unausstehliches, da nun jeder Matrose auf Deck es sich zur Pflicht macht, in diesen Spucknapf hineinzuspeien.

„Epaulettentragen" ist eine Strafe, die Dewey ebenfalls öfters anwendet. Die Epauletten sind die etwa dreißig Pfund schweren Schwebber, mit welchen die großen Geschützrohre gereinigt werden. Sie werden dem Delinquenten auf die Schultern gebunden und muß er dieselben während einer Woche herumtragen und sich dabei die vielen Spottreden seiner Kameraden gefallen lassen.

In der Schlacht bei Cavite spazierte Dewey mit der größten Kaltblütigkeit zwischen den feuernden Kanonieren auf Deck umher. Dabei bemerkte er, daß einer von ihnen an der Stirne verletzt, stark blutete, so daß er nur mit Schwierigkeit das Geschütz richten konnte.

„Hurt much, my lad?" fragte er den Verwundeten ruhig.

„No sir!" erwiderte dieser und wischte sich das Blut mit dem Handrücken ab. I'm all ready for duty, sir!"

„All right, my lad, stand to your gun!" versetzte Dewey, zog sein eigenes Taschentuch aus der Tasche und verband mitten im Kugelregen seinen tapferen Kanonier persönlich, da der Arzt zu sehr beschäftigt und der Verletzte als vortrefflicher Richtkanonier augenblicklich unentbehrlich war.

Dem Kanonier wurden, als er nach New-York heimkehrte, schon unterwegs 500 Dollars für das blutige Taschentuch geboten, doch war es ihm für ein Königreich nicht feil, wie der Leser sich denken und vorstellen kann.

Durch solche und ähnliche Charakterzüge hat George Dewey sich das Herz seiner Leute und den Enthusiasmus seiner großen Nation erobert. Bis zum 15. Januar dieses Jahres waren in der Stadt St. Louis im Staate Missouri allein schon 76 Babies nach seinem Namen getauft. Eine der schönsten, bei der Damenwelt so außerordentlich beliebten Crysanthemen von zartem Rosa trägt Dewey's Namen. Eine herrlich duftende tief violette Rose ist nach ihm benannt. Der Kongreß ernannte ihn zum Admiral und verehrte ihm einen kostbaren Ehrendegen. Eine Vereinigung reicher Amerikanerinnen sandte ihm eine goldgestickte große seidene Flagge für sein Admiralsschiff.

Im amerikanischen Cotillon heißt eine Tour, in welcher Damen und Herren sich nach dem Takte der Musik mit Seidenpapierkugeln bombadiren, die „Dewey Tour".

Spekulirende Politiker trugen ihm die Kandidatur für die nächste Präsidentschaft an. Er antwortete mit seltener Bescheidenheit:

„Would beg you to leave me out of the race! For a president I have neither quality nor education!" („Bitte lassen sie mich aus dem Spiel! Ich habe zum Präsidenten weder das nöthige Prestige noch die nöthige Bildung!"

Daß ein Mann von solchen Charaktereigenschaften wohl werth ist, von seiner Nation vergöttert zu werden, wird der Leser gerne zugeben und es den leidenschaftlichen Amerikanern nachsehen, wenn sie beim Empfang ihres Nationalhelden ein wenig über die Stränge schlagen.

Sinnsprüche.

Ein inniger Mensch sammelt sich schnell wieder, weil er sich nie so ganz zerstreut und verliert in das Aeußere; wer nicht weit ausgeht, hat nicht weit heim.

Thomas v. Kempis.

* * *

Nie findet wahres Glück der Ungerechte,
Und Segen blüht nur dem, der tugendhaft.

Euripides.

* * *

Ein Wort zu viel verdirbt die beste Sache; ein Augenblick Geduld bringt die schlechteste in Ordnung.

* * *

Dir müssen Feind sein: die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind sein: die die Wahrheit fürchten!

Leop. Schefer.

* * *

Der Tod kann das Leben zertrümmern, doch nie vernichten.

R. Hamerling.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 137. Samstag, den 17. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

29 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Dieses Mädchen kam bis zu der Nische, wo Lieschen kauerte, und sprang auf die Bank. Sie warf noch einen wilden Blick über ihre Schulter nach dem Polizisten, der ihr folgte, und mit dem Namen irgend eines Mannes auf den Lippen streckte sie die Arme in die Luft und sprang über das Geländer.

Lieschen stieß einen Schrei aus und schauderte.

„So hätte es mit mir sein können!“ war ihr erster Gedanke.

Zitternd und entsetzt blickte sie hinab nach der wirbelnden Gestalt, als diese schwerfällig an einem vorüberfahrenden Boote anprallte.

Im selben Augenblick fiel Lieschens Taschentuch, das sie in der Hand gehalten und in welches ihr Name gestickt war, über das Geländer ins Wasser.

Sie hatte sich soweit wieder gefaßt um daran denken zu können, daß sie sich ein Obdach für die Nacht suchen müsse. Aber wohin konnte sie sich wenden? Welches anständige Gasthaus würde sie aufnehmen? Würde man sie nicht davonjagen, da sie kein Geld hatte? Das, was Rudolf ihr gegeben hatte, wollte sie nicht anrühren.

Die Omnibusse fuhren noch in den Straßen, denn es war noch nicht elf Uhr. Lieschen war zu müde, um weiter gehen zu können. Sie winkte einem Kondukteur, daß er halten solle, und setzte sich in den Wagen.

Lieschen, von Müdigkeit überwältig, schlummerte die meiste Zeit hindurch und erwachte erst, als der Omnibus hielt und man ihr auszusteigen gebot.

Sie stieg aus.

Dann schlich sie sich weg, nicht wissend, wohin sie sich wenden sollte.

Lieschen schleppte sich müde weiter und gelangte auf eine große, öde Haide, wo ein jeder sein Lager aufschlagen durfte.

Sie legte sich unter einem Gebüsch nieder und dachte, sie würde sterben.

Der Himmel über ihr war schwarz, und um sie herum war finstere Nacht.

Hier schlief Lieschen.

Sie erwachte beim Anbruch des Tages, fuhr auf und schaute mit wildem Blicke umher; dann machte sie sich schnell anf den Weg.

Jetzt stieg in ihr die Frage auf, welchen Lebenslauf sie einschlagen solle.

Das Institut, wo sie früher als Klavierlehrerin beschäftigt gewesen, war aufgelöst und unter den wenigen Personen, die sie dort kennen gelernt, befand sich nur eine, zu der sie ihre Zuflucht zu nehmen versucht war.

Diese eine war eine alte schwindsüchtige Frau, welche in dem Institute die Aufsicht über die Wäsche der Pensionärinnen hatte.

Lieschen wußte ihre Adresse. Die alte Frau war stets freundlich gegen sie gewesen und so entschloß sie sich, dieselbe aufzusuchen.

Es war schon spät am Morgen, als das junge Mädchen die zerfallenen Treppen nach der Dachwohnung ihrer alten Freundin hinaufstieg und schüchtern an deren Thür klopfte.

Die Frau war zu Hause mit Nähen beschäftigt, und ließ Lieschen eintreten.

Als sie der letzteren tieftraurige Geschichte hörte, hatte sie großes Mitleid mit dem jungen Mädchen und bot Lieschen an, ihre Wohnung mit ihr zu theilen, was diese dankbar annahm.

Im Laufe des Tages las sie in der Zeitung den Bericht über den Selbstmord auf der Brücke.

Zu ihrem großen Schrecken sah sie, daß ihr Name dabeistand, — man hielt sie für eine Selbstmörderin.

Da sie überzeugt war, daß Rudolf dieselbe Anzeige lesen würde, so begab sie sich nach dem Polizeiamte, wo der Leichnam sich befand.

Sie setzte voraus, ihr Gatte würde dort über den verstümmelten Leichnam gebeugt sein, meinend, daß sie es sei; aber Rudolf kam nicht.

Lieschen kehrte nach der Dachwohnung ihrer alten Freundin zurück.

Sie war sehr ernst und traurig.

Das junge Mädchen half der alten Frau nähen, da die Kräfte der letzteren immer mehr abnahmen.

Lieschen pflegte sie mit der Zärtlichkeit einer Tochter und darbte selbst, um ihre einzige alte Freundin ernähren zu können. Sie wachte Tag und Nacht an ihrer Seite; aber trotz ihrer Pflege und Liebe wurde die alte Frau von Tag zu Tag schwächer und starb zuletzt, mit Segensworten für Lieschen auf den Lippen.

Das wenige Mobilar wurde verkauft, um der alten Frau ein anständiges Begräbniß zu verschaffen.

Lieschen besaß nicht mehr viel Geld. Der Schulvorsteher ließ sie nicht mehr die Flickarbeiten weiter ausführen, die sie im Namen der alten Frau übernommen hatte, da er meinte, sie sei zu jung, und zuletzt wurde sie auch noch aus der Wohnung gewiesen, weil sie die Miethe nicht bezahlen konnte.

Es schien, als ob nur der Tod ihr Errettung bringen könne.

Da hatte sie beschlossen, nach Torgelow zu gehen, um noch einmal das Gesicht ihres Gatten zu erschauen, und so war sie in das Gebüsch am Wege gekrochen, wo sie das Gespräch zwischen Rudolf von Schwarz und Marie von Engelbert vernommen hatte.

Man kann sich ihre Verzweiflung denken, als sie die Liebesworte ihres Gatten an Marie vernahm. Sie ahnte nicht, daß sie ihm noch immer theurer sei als die letztere.

Wie konnte sie auch wissen, daß er der jungen Gattin, die er im Herzen getragen, Tag und Nacht gedachte und daß sie von ihm als heiliges, kostbares Kleinod betrachtet wurde.

„Alles ist vorbei!“ seufzte sie, indem sie das Gesicht auf den mit Thau benetzten Rasen drückte. „Ich bin vergessen, — weshalb sollte er auch meiner noch gedenken? Ich war ja nie seine Gattin, — aber sie wird es werden! Wie schön sie ist! Wie klangvoll und hell ist ihre Stimme! Sie würde mich bemitleiden, wenn sie alles wüßte. O Rudolf, Rudolf!“

Sie jammerte laut.

Rudolf wähnte sie todt, und sie war vergessen; sie wollte ihm nie mehr in den Weg treten.

Müde wankte sie die Landstraße entlang. Es wurde immer düsterer um sie her, und düsterer noch sah es in ihrem Herzen aus.

Sie ging an Schloß Engelbert vorüber und blieb an dem Wächterhäuschen im Parke stehen.

Dasselbe war geschlossen; doch drang ein schwacher Lichtschimmer durch die Vorhänge.

Lieschen schlich sich nach dem großen Thore, drückte das Gesicht gegen das kalte Gitter desselben und blickte die Allee entlang.

In einiger Entfernung gewahrte sie das große graue Gebäude auf einer Anhöhe.

Das Licht, welches aus den Fenstern fiel, erhellte die Terrasse vor denselben weithin. Das Gewächshaus war ebenfalls erleuchtet, und das stattliche Gebäude erschien der heimathlosen Wanderin wie ein Paradies.

Ihre Augen blickten die Terrasse entlang.

Inmitten des Baumganges erblickte sie langsam gehend, wie ein liebendes Paar zu thun pflegt, ihren Gatten und Marie von Engelbert.

Mit eifersüchtigen Blicken beobachtete sie dieselben, wie sie durch den dunkeln Park wanderten, und als sie im Lichtscheine auf der Terrasse stehen blieben und Rudolf sich tief zu der jungen Erbin niederbeugte, hielt das arme Lieschen ihren Athem an.

Marie nahm Rudolf das Packetchen ab, das er für sie getragen. Er ergriff ihre Hand, indem er leidenschaftliche Liebesworte flüsterte und sie bat, seiner Werbung Gehör zu schenken.

Ohne eine Antwort abzuwarten, drückte er ihre Hand an seine Lippen und eilte die Allee hinunter, dem Thore zu, während Marie sich ins Haus begab.

Alles dies hatte die verstoßene Gattin, deren Gesicht geisterbleich war, gesehen.

„Sie hat ihm Gehör gegeben,“ murmelte sie; „sie sind mit einander verlobt. Vielleicht gehört ihr dieses Besitzthum und er wird der Herr desselben. Sie werden beide reich, glücklich und geliebt sein, indeß ich — —. O, wie schnell kommt er daher! So freudig bewegt schritt er auch an dem Abende, wo ich seine Hand annahm. Er darf mich hier nicht sehen; kein Schatten der Vergangenheit soll sein glückliches Leben verdunkeln. Es ist alles, alles vorbei — und ich werde ihn nie wiedersehen!“

Mit einem letzten Blicke und einem Seufzer, der aus ihrem tiefsten Innern drang, wendete sie sich um und rannte wie eine Wahnsinnige die Landstraße entlang, weg von Rudolf und all ihren Hoffnungen.

Aber wohin?

Und Rudolf schritt mit seinem neuen Liebestraume im Herzen von dem Engelbert'schen Grundstücke fort und eilte nach seinem Gasthause, nicht träumend, wie nahe er seiner verlassenen Gattin gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere neuen Landsleute.

Die Urbewohner unserer neuen Besitzungen in der Südsee gehören, wie C. Marquart im „Berl. Lokalanz." ausführt, dem Volksstamme der Polynesier an und zwar jener Unterabtheilung desselben, die man mit dem Namen Mikronesier bezeichnet. Von Mikronesiern sind ausschließlich die drei nordwestlichen Archipele des Großen Ozeans, der Archipel der Marschall- und Gilbert-Inseln, der Karolinen-Archipel mit Einschluß der Palau-Inseln und der Archipel der Marianen oder, wie er in neuerer Zeit zumeist genannt wird, Ladronen, bewohnt. Die diesem Volksstamme angehörigen Menschen sind von Mutter Natur in körperlicher Beziehung außerordentlich begünstigt worden. Sie sind zwar nur von mittlerer Größe, meist schlank, auf den Karolinen aber auch häufig stark gebaut, mit angenehmen, von Gutherzigkeit und Frohsinn zeugenden, nicht selten schönen Gesichtszügen, lebhaften, sprechenden Augen und meist gut gebauter, wenn auch etwas schmaler Stirn. Die Backenknochen sind ein wenig vorspringend, die Nase ist zuweilen etwas platt, aber nicht in dem Maße, wie bei den eigentlichen Polynesiern. Die Hautfarbe schwankt von einem dunklen Gelb bis zum Kupferbraun, das Haar ist schwarz und lang, glatt, nicht selten aber auch lockig, ja selbst kraus. Die Leute sind gutartig und friedfertig, frohsinnig und heiter. Die den Polynesiern meist anhaftende Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit ist bei den Mikronesiern fast nirgendwo vorhanden, auch der Kindermord wird nicht in dem Maße geübt, wie immer noch auf vielen polynesischen Inseln, und auch ihre Ehrlichkeit hebt sich von der ihrer östlichen Nachbarn vortheilhaft ab. Ihre geistigen Fähigkeiten sind nicht zu unterschätzen. Ohne Zweifel standen auch die Bewohner der Karolinen wie die der Ladronen früher auf einer höheren Stufe kultureller Entwicklung.

Die Kleidung ist meist sehr dürftig. Die Männer gehen auf den Karolinen vielfach ganz nackt, Kinder sind immer nackt, und auch die Frauen tragen größtentheils nur einen ziemlich lang herabhängenden Schurz aus Blättern, an dem merkwürdiger Weise auf der Karolineninsel Kusaie hinten ein Mattenkissen angebracht ist, auf das sich die Weiber gleich setzen können. Eine umfangreichere Bekleidung ist nur unter den Vornehmen und an den Plätzen üblich, wo sich Europäer in größerer Anzahl niedergelassen haben.

Sehr beliebt ist das Schmücken der Haare durch Blumen, Federn, Kränze und Kämme, den Hals zieren Halsbänder, das Armgelenk Armbänder aus Schildplatt, Muschelstücken und Scheiben aus Kokosschale. Auf einigen Karolineninseln wird auch die Nase zur Aufnahme von Zierrat durchbohrt. Die Tätowirung ist auf der ganzen Karolinengruppe verbreitet, während sie auf den Marianen unbekannt ist.

Ueber die Religion sowohl der Karoliner wie der alten Chamorro der Marianen sind wir nur ganz lückenhaft unterrichtet. Sie hatten jedoch höhere und niedere Gottheiten, von denen man die letzteren vornehmlich aus den Seelen der verstorbenen Vornehmen hervorgegangen glaubte. Die Priester besitzen großen Einfluß, sie leiten den ganzen Kultus, fungiren aber auch als Orakelverkündiger, Beschwörer und Zauberer. Kannibalismus und Menschenopfer sind unbekannt. An die Kraft des Tabu glaubt man dagegen hier ebenso wie in Polynesien.

Die alten Chamorro schrieben den Knochen der Todten, vornehmlich deren Schädeln, besondere Kraft zu, die darum auch besonders verehrt wurden und den Priestern zur Eröffnung des Willens der Götter dienten. Man nahm sie sogar als siegverleihend mit in die Schlacht. Ein Theil der Karoliner ist inzwischen dem Christenthum zugeführt worden.

In älterer Zeit waren es die Jesuiten, die hier der Missionsthätigkeit oblagen, bis ihrem Wirken durch ihre im Jahre 1767 erfolgte Vertreibung aus allen spanischen Kolonieen ein Ende bereitet wurde. Erst 1852 faßten dann amerikanische Missionare von Hawaii aus auf den Karolinen Fuß.

Nach der spanischen Besitzergreifung wurde diesen Missionaren der Fortbetrieb ihrer Thätigkeit untersagt und spanische Kapuziner nahmen ihre Stelle ein. Sie errichteten zu Anfang des Jahres 1887 auf der Insel Yap zum Zeichen der kirchlichen Besitzergreifung ein großes Kreuz.

Die Bewohner der Marianen nennen sich fast sämmtlich Christen, allerdings beschränkt sich ihr Christenthum mehr auf äußere Observanzen. Ihre Priester sind katholische Tagalen. Evangelische Missionare haben auf den Marianen bis jetzt noch keinen Fuß gefaßt.

Polygamie ist unter den heidnischen Karolinern allgemein üblich. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach den Mitteln des Einzelnen. Bei der Werbung ist die Darreichung von Geschenken üblich. Verwandtschaftliche Beziehungen sollen auf den Eingang der Ehe ohne Einfluß sein. Es wird behauptet, daß sogar Ehen zwischen Geschwistern vorkommen. Ehescheidungen sind häufig und begegnen keinen Schwierigkeiten. Die Behandlung der Frauen ist im allgemeinen eine sehr gute.

Die Karoliner sind sehr vergnügungssüchtig. Beide Geschlechter lieben leidenschaftlich den Tanz, den sie durch Gesang und das Zusammenschlagen der Hände begleiten.

Ihre Lieder sind nicht unharmonisch, häufig treten auch Vorsänger in Thätigkeit.

Die Bewohner der Marianen dagegen haben viel von ihrer ursprünglichen Fröhlichkeit und Munterkeit eingebüßt. An kaum einem anderen Inselvolke des Ozeans ist so viel gesündigt worden, wie an den einst so hochstehenden Chamorro. Glaubensfanatismus und Unterdrückungssucht sind an ihrem Niedergange gleich stark betheiligt gewesen. Wie die meisten ozeanischen Inselvölker zeigten sich auch die Chamorro von Anfang an dem Christenthume nicht abgeneigt, als sie indeß gewahr wurden, daß es in der Haupsache auf ihre brutale Unterjochung abgesehen war, da griffen sie zu den Waffen und erwiesen ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit und Entschlossenheit in vielen den Spaniern gelieferten Gefechten. Nur ihrer völligen Erschöpfung und der Ueberlegenheit der spanischen Bewaffnung und Taktik verdankten ihre Bezwinger ihren endlichen Sieg. Von ihrer damaligen Denkweise geben uns die Worte eines ihrer Führer im Kampfe gegen die Spanier, des tapferen Djodo, Kenntniß, der einen begeisterten Appell an seine Landsleute, auszuharren im Widerstande gegen ihre Unterdrücker, folgendermaßen schloß: „Wir wollen frei leben nach unserem Willen und unseren Sitten! Folgt mir, und wir sind berühmt, weil wir unserem Vaterlande die Freiheit verschafften." Im Jahre 1741 war die ehemals bedeutende Bevölkerung der Inseln bis auf 1741 Seelen zusammengeschmolzen. Infolgedessen sah sich die spanische Regierung veranlaßt, Tagalen von den Philippinen nach den Marianen zu verpflanzen, und aus der Vermischung dieser und der Spanier mit den Chamorro ergab sich die jetzige Marianenbevölkerung, die, was Trägheit, Gleichgiltigkeit und Zuchtlosigkeit anbelangt, kaum von einer anderen Inselbevölkerung des Ozeans übertroffen werden dürfte. Deutschland wird daher gerade auf den Marianen ein dankbares Feld für wahre Kolonisation in Verbindung mit Bethätigung edler Gerechtigkeit vorfinden.

Mannigfaltiges.

— Unheimlicher Gletscherfund. Vor einem Jahre, so berichtet die in Genf erscheinende „Suisse", wurde am Fuße des Montblanc die Leiche des englischen Kapitäns Arkwright, der vor 32 Jahren verschwunden war, entdeckt Am Leichnam fehlte nur ein Fuß und ein Theil des Schädels. Ein Theil der Kleider befand sich in gutem Zustand, und der Körper war sozusagen unversehrt. Kapitän Arkwright war seiner Zeit in einem Schrund mit drei Führern verschwunden. Die Leichen der Führer wurden damals schon zwei Tage nach dem Unglück gefunden, aber trotz aller Nachforschungen war es unmöglich, den Leichnahm des Kapitäns zu bergen. Am 25. Mai dieses Jahres unternahm nun der Führer Desailloud mit drei Touristen eine Besteigung des Bassonsgletschers. Ungefähr dreißig Meter oberhalb der Bassonshütte entdeckte er in einer Gletscherspalte einen beschuhten menschlichen Fuß, welcher genau in der Höhe des Schuhwerks vom Schenkel abgetrennt war. In einiger Entfernung davon fand der Führer ein verrostetes Gletscherbeil mit zerbrochenem Stiel und ein großes Messer mit mehreren Klingen, ferner einen großen Schädelknochen und eine nicht sehr beschädigte goldene Uhr. Die Räder waren verrostet, die Schale aber war sehr gut erhalten. Desailloud brachte den Fund nach Chamounix, wo die Gegenstände als dem Kapitän Arkwright gehörend erkannt wurden. Man hat berechnet, daß die Entfernung, welche diese Fundstücke von dem Unglücksorte aus zurückgelegt haben, zwölf Kilometer beträgt. Zwölf Kilometer in 32 Jahren, danach läßt sich die Bewegung der Gletscher bemessen. Die gefundenen Leichentheile wurden im Friedhofe von Chamounix an der gleichen Stelle, wo der vor einem Jahr gefundene Körper Arkwrights liegt, beigesetzt.

— Der neueste Hut. Ein Hutmacher in London hat zur rechten Zeit eine großartige Erfindung gemacht. Es ist ein seidener Hut (Zylinder) zum Tragen bei heißem Wetter. Der obere Theil dieses neuen Seidenhutes ist mit Filz oder Flanell überzogen. Ungefähr bis zur Hälfte ist der Hut oben ein Gazenetz, das geöffnet werden kann. Zu jedem Hut gehört eine Masse aus feinsten Pflanzenfasern. Diese wird ungefähr eine Stunde in einen Kühlapparat gestellt, wo sie Kälte einsaugt; dann wird sie in die obere Zelle des Hutes gethan. Das Resultat ist, daß der Kopf des Trägers „stundenlang kühl bleibt".

— Eine ungläubige Jury. Die New-Yorker „Law Notes" melden: In einem Verbrecher-Prozeß, der kürzlich in New-York stattfand, kehrten die Geschworenen nach kurzer Berathung mit folgendem bemerkenswerthem Verdikt zurück: „Wir, die Jury in der erwähnten Sache, glauben kein Wort von dem, was die Zeugen beschworen haben, noch glauben wir, daß einer der Anwälte die Wahrheit gesprochen hat oder auch nur dazu im Stande gewesen wäre, selbst wenn sie sich die Mühe dazu genommen hätten."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 138. Montag, den 19. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

30 Roman von F. Siemers von Ostermann.

17. Eine Liebeserklärung.

Als Rudolf in das Gasthaus in Torgelew zurückgekehrt war, fand er daselbst seinen Vater vor, der auf ihn wartete.

Herr von Schwarz zog die Augenbrauen finster zusammen, als sein Sohn ins Zimmer trat, während Rudolf ihm fröhlich zunickte, indem er sagte:

„Du solltest jetzt mit mir zufrieden sein, Vater. Ich habe der Baronesse Engelbert einen Heirathsantrag gemacht."

Herr von Schwarz fuhr zusammen.

„Hat sie ihn angenommen?" fragte er.

„Nein, noch nicht. Sie hat sich eine Woche Bedenkzeit ausgebeten. Ich betrachte es als ein gutes Zeichen, daß sie mich nicht sofort ausgeschlagen hat."

„Oder daß sie gegen jemand anderen eine Pflicht zu erfüllen hat," murmelte Herr von Schwarz. „Dieser verfluchte Brief! Hätte ich das Mädchen eher gesehen, dann würde ich diesen Brief nicht geschrieben haben."

„Was sagst Du, Vater?" fragte Rudolf. „Ich habe Deine Worte nicht verstanden."

„Sie waren auch nicht für Dich gesprochen," antwortete der Vater. „Es wäre schicklich, wenn Du morgen nicht nach Schloß Engelbert gingest. Ich werde Marie sagen, daß Du aus Zartgefühl für sie weggeblieben bist."

„Was ich nicht thun werde," erwiderte Rudolf trotzig. „Ich werde morgen Abend nach Schloß Engelbert gehen. Ich werde dem Grafen das Feld nicht räumen. Er ist ein Graf, reich, schön und geistreich — der wahre Mann, um eines Mädchens Herz zu gewinnen. Nein, ich bleibe nicht fern!"

* * *

Am folgenden Morgen kleidete sich Herr von Schwarz besonders sorgfältig an, bestieg sein Pferd und ritt langsam nach Schloß Engelbert.

Er wußte, daß die Baronesse, nur von einem Diener begleitet, einen Morgenspazierritt zu machen pflegte. Er kannte auch die Richtung, die sie gewöhnlich nahm.

Es war für ihn nicht möglich, im Hause eine Privatunterredung von ihr zu erbitten, ohne die Eifersucht der Baronin Engelbert zu erwecken, und so war er entschlossen, die junge Erbin allein zu sprechen.

Als er in die Nähe des Schlosses kam, ritt er noch langsamer.

Ein kleiner Knabe, der Sohn des Portiers, spielte auf der Landstraße.

Herr von Schwarz warf ihm ein Geldstück hin und fragte ihn, ob die Baronesse Engelbert ausgeritten sei und wohin.

„Sie ist rechts hinunter geritten," antwortete der Knabe. „Sie ist schon lange fort."

„Wer ist denn mit ihr geritten?" fragte Herr von Schwarz weiter.

„Hans, der Diener — sonst niemand."

Herr von Schwarz spornte sein Pferd an und ritt schnell weiter. Er wußte, daß sie nach dem Gute, das zu Schloß Engelbert gehörte, geritten war.

Er wendete sich jetzt von der Landstraße ab, bog in einen Seitenweg ein, der über ein Feld führte, und verfolgte diesen Weg.

Noch immer schnell reitend, kam er auf eine große Wiese.

Der Morgen war hell und freundlich, und die Sonne schien.

Herr von Schwarz warf einen forschenden Blick über die Wiese und bemerkte in einiger Entfernung die Gestalt der Baronesse Engelbert.

Marie saß aufrecht auf ihrem Pferde und hielt stolz das liebliche Haupt empor.

Sie näherte sich ihm in schnellem Trabe, wobei ihr langes, dunkelgrünes Reidkleid im Winde flatterte.

„Auf solch eine Frau könnte man stolz sein," dachte Herr von Schwarz. „Wie furchtlos sie ist!"

Er ritt ihr schnell entgegen.

Marie sah ihn kommen; sie erkannte ihn und fing an, noch schneller zu reiten.

Als er zu ihr kam, verneigte sie sich vor ihm sehr kühl, aber höflich.

„Guten Morgen, Baronesse Engelbert!“ sagte Herr von Schwarz. „Sie ritten so schnell, daß mir schauderte. Ein einziger Seitensprung ihres Pferdes hätte Sie in den Graben werfen können.“

„O, Carlo und ich verstehen einander!“ erwiderte Marie leichthin, während sie den Hals des Pferdes klopfte. „Ich reite nie auf einem Pferde, das ich nicht beherrschen kann.“

„Der Weg ist aber hier so eng und gefährlich,“ entgegnete Herr von Schwarz, langsam an ihrer Seite reitend.

„Sie haben recht, Herr von Schwarz; der Weg muß eingezäunt werden. Ich werde mit dem Grafen Hohenfels darüber sprechen.“

„Warum denn nicht mit dem Herrn von Friebel oder mit dem Advokaten Brunner, die ebensogut Ihre Verwalter sind?“ fragte Herr von Schwarz, einen scherzhaften Ton anschlagend.

„Weil ich voraussetze, daß ich den Grafen Hohenfels zuerst sehen werde,“ erwiderte Marie ernst. „Ich schlage Ihnen ein Wettrennen vor, Herr von Schwarz. Ich sehe, Sie wollen mit mir zurückkehren.“

Der Angeredete blickte sich um. Der Diener war weit zurückgeblieben.

Jetzt war es Zeit, seine Liebeserklärung zu machen; eine solche Gelegenheit dürfte sich wohl nicht wieder bieten.

„Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „ich bin Ihnen entgegen geritten. Ich möchte gern ruhig mit Ihnen sprechen, wenn Sie mich anhören wollen.“

Marie verneigte sich ernst und hielt die Zügel locker in ihrer Hand.

Sie befanden sich jetzt draußen auf der Wiese; hinter ihnen lag das Gut und vor ihnen das Gehölz.

„Das, was ich Ihnen zu sagen habe, würde vielleicht zu einer anderen Zeit zu sagen schicklicher sein. Ich hätte vorgezogen, es Ihnen auf meinen Knieen zu sagen, wie die Ritter in den alten Zeiten ihre Liebe erklärten.“

„Es wäre besser, wenn wir schneller ritten, Herr von Schwarz,“ entgegnete Marie.

„Gefallsüchtig wie alle Ihres Geschlechtes!“ sagte dieser, näher zu ihr herankommend. „Sie verstehen wohl, was ich meine, Marie? Sie wissen doch, daß ich Sie liebe — der nie zuvor geliebt hat!“

„Sie haben sich doch gewiß keiner Täuschung schuldig gemacht, als Sie die Mutter Ihres Sohnes heiratheten?!“ rief Marie mit funkelnden Augen.

Herr von Schwarz biß sich heftig auf die Lippe aber er sagte lächelnd:

„Dieses war eine Konvenienzheirath. Von meiner Seite wenigstens war keine Liebe vorhanden. Ich habe nie geliebt, als bis ich Sie sah, schöne Marie. Sie haben jüngere Verehrer, aber keiner unter diesen würde Ihnen das sein, was ich Ihnen sein würde — Ihr Sklave, Ihr Berather, Ihr Freund!“

„Mein Gatte müßte mein König sein,“ murmelte Marie leise, „und ich seine Königin!“

„Das würde mir sehr gut gefallen,“ erklärte Herr von Schwarz, sich bei seiner Liebeserklärung ungeschickt benehmend, denn er wußte nicht gewiß, ob Marie ihn nicht heimlich auslache. „Ich möchte Ihr König sein, Baronesse Marie —“

Er hielt ärgerlich inne, denn das junge Mädchen lachte laut auf.

Sein Aerger vermehrte sich, als Marie ihn mit einem halb schelmischen, halb trotzigen Ausdrucke ansah.

„Sie sind sehr gütig,“ sagte sie lachend, „aber ich glaube nicht, — verzeihen Sie, Herr von Schwarz! — daß Sie einen König abgeben können, wie ich ihn meine.“

Der also Abgefertigte erröthete tief.

Er zupfte nervös an seinem Barte, und ein zorniges Feuer leuchtete in seinen hellen Augen.

„Es kann sein, daß ich die Bedeutung Ihrer Worte nicht verstehe,“ sagte er, sich zwingend, ruhig zu sprechen. „Ein romantisches Mädchen wie Sie hat eine lebhafte Phantasie, was Sie mit der Zeit ablegen werden. Ich bin kein romantischer Ritter, aber ich bin mir nicht bewußt, daß ich etwas Lächerliches an mir hätte. Vornehme Damen haben mir gnädig zugelächelt, und mehr als eine Dame von Adel hätte mir die Hand gereicht, wenn ich sie hätte haben wollen. Meine Liebe zu Ihnen ist aufrichtig. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, werden Sie meine Gemahlin!“

Marie sah jetzt sehr ernst aus und sagte:

„Verzeihen Sie, mein Herr, — aber ich dachte, Sie bewürben sich um Frau Altmann. Es fiel mir nie ein, zu glauben, daß Ihre Besuche mir gälten. Ich bin Ihnen für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben, sehr verbunden, aber ich muß sie ablehnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Geschichte eines Denkmals erzählt ein Leser der „Tägl. Rundschau" wie folgt: Auch die Stadt Tr. wollte ein Kaiser-Denkmal haben. Es bildete sich zu diesem Zweck ein Ausschuß und gelegentlich der Centenarfeier fand die feierliche Grundsteinlegung statt. Bald waren die nöthigen Gelder beisammen, das Denkmal wurde bestellt und sollte am 18. Oktober 1898 enthüllt werden. Leider wurde es bis dahin nicht fertig, und da die Enthüllung doch mit einer größeren Feier verbunden werden sollte, mußte dieselbe auf eine günstigere Jahreszeit verschoben werden. Inzwischen wird das Denkmal aufgestellt, frei, öffentlich, Jedermann sichtbar, und als die Aufstellungsarbeiten beendet sind, eilt Groß und Klein herbei, das Denkmal zu bewundern und wohl auch zu kritisiren. Photographen kommen und bald gehen Ansichtskarten davon hinaus in alle Welt. Schließlich besinnt man sich darauf, daß es doch erst noch enthüllt werden soll. Was thun? Einen Bretterverschlag herumziehen? Wird zu theuer, schützt auch nicht genug. Bald ist ein Ausweg gefunden. Flinke Hände sind thätig, das ganze Denkmal von oben bis unten in graue Sackleinwand zu hüllen. So steht es nun da an der Rathhausecke, besonders im Dunkeln gar unheimlich anzuschauen. Der Winter vergeht, doch die Umhüllung hat von seinen Unbilden bedauerlich gelitten. Soll man das Denkmal schon jetzt enthüllen? Doch nein, das muß ja ein großes Fest werden, und dazu gehört gutes Wetter, heller, freundlicher Sonnenschein, lachender blauer Himmel. Da feiert sichs nochmal so gut und die Wirthe kommen mehr auf ihre Rechnung. Darum flugs einige Flicken auf das löcherige Kleid, dann hält es schon noch ein paar Wochen. Gesagt, gethan. Den Bewohnern des Städtchens ist der Anblick schon vertraut geworden, und als ein Kind einen Musikanten mit dem verhüllten Baß über die Straße gehen sieht, schmiegt es sich ängstlich an die Mutter, ergreift ihre Schürze und jammert: „Mudder, he drögt det Denkmol weg!" Nun aber kommt Pfingsten und damit das Schützenfest. Soll auch da der alte Kaiser auf die Schützen, von denen manche als seine Krieger seine Schlachten mitgeschlagen, verhüllten Hauptes herabschauen? Könnte man nicht wenigstens für diese Zeit, das Denkmal noch enthüllen? So eine Anfrage im Lokalblatt. Antwort: Das geht nicht, es ist eben eine große Feier, voraussichtlich am 18. Juni, geplant, bis Pfingsten sind die großen Vorbereitungen (zu denen der ganze Winter zur Verfügung stand!) nicht zu bewältigen. Pfingsten bricht an. Als die Nachtwächter in der Morgendämmerung ihren Rundgang durch die Stadt machen und das Denkmal passiren, reiben sie sich verwundert die Augen. Träumen sie oder wachen sie? Steht da nicht vor ihnen, aus Stein und Erz, der alte Kaiser, befreit von seiner Umhüllung? Wie war's denn möglich, daß so eine Frevelthat ihren wachsamen Augen entging? Kopfschüttelnd setzten sie ihren Weg fort, und wüßten sie etwas von Ben Akiba, sie würden ihn Lügen strafen. Doch sie kennen ihn nicht; und so gehen sie weiter und zermartern sich das Hirn, wann das wohl geschehen sein könnte und wer etwa der Uebelthäter sei. — Bald eilt dann ein Gerücht durch die Stadt, einer sagt's dem andern, das Unglaubliche, das Unerhörte: Das Denkmal ist enthüllt! Ungläubiges Lächeln bei den einen, schmunzelndes Behagen und stille Freude bei den andern (und bei den meisten), heller Zorn bei den Mitgliedern des Denkmals-Ausschusses. Was nun thun? Es noch einmal schnell wieder verhüllen? Ist man denn sicher, daß es nicht in der nächsten Nacht schon wieder enthüllt wird? Da sinnen sie auf Rache, und ihre Rache ist furchtbar. Nun soll das Denkmal überhaupt nicht mehr enthüllt, auch nicht eingeweiht werden. Alle, die sich auf dies schöne Fest gefreut, sehen sich grausam betrogen. So hat die Stadt Tr. ihr Kaiserdenkmal und freut sich dessen. Ob damit die Geschichte zu Ende ist? Schon spricht man von neuen Intriguen; wenn die Feier am 18. Juni nicht doch noch stattfindet, dann würde man am Morgen des 19. das Denkmal wieder verhüllt finden. Was dann, ihr Herren vom Ausschuß? Darum wachsam, noch wachsamer wie sonst, ihr Hüter der Ordnung, ihr Wächter der Nacht!

— Der Verantwortliche beim Tandemfahren. Eine für Radfahrer wichtige und interessante Entscheidung fällte am 12. Juni das Hamburger Landgericht. Es handelte sich um die Frage, ob beide Fahrer eines Zweisitzers zur Verantwortung gezogen werden können, wenn durch den Zweisitzer ein Unheil angerichtet worden ist. Vor kurzem wurde eine Frau G. von einem Zweisitzer angerannt. Sie kam zu Fall, erlitt beträchtliche Verletzungen am Kopfe und war vier Wochen arbeitsunfähig. Die Frau klagte deshalb gegen die beiden Radfahrer auf Kurkosten, Schmerzensgeld und Lohnersatz. Das Landgericht verurtheilte aber nur den Vordermann des Zweisitzers und wies die Klage gegen den Hintermann ab. Der Vordermann müsse wie jeder Einzelfahrer beweisen, das die verunglückte Klägerin das überwiegende Verschulden an dem Vorfall habe, sonst müsse er zahlen. Denn er sei es, „der den Wagen oder die Karre treibet", wie die Satzungen sagen. Er müsse also „zu dem Schaden antworten". Daß die Klägerin aber überwiegendes Verschulden habe, indem

sie, wie die Radler behaupten, in das Rad hineingelaufen sei, wäre nicht erwiesen. Der Hintermann des Zweisitzers dagegen habe wie ein Fahrgast in einem Wagen gesessen. Gleichgiltig sei, daß er den Zweisitzer zugleich mit dem Vordermann getreten habe. Denn der Ausdruck „treibet" in den Satzungen deute auf den Führer des Wagens, nicht auf den, der ihn in Bewegung setze. Bei der Abfassung des Gesetzes habe man nur an das Antreiben eines Wagens durch Zugthiere unter der Leitung des Kutschers gedacht. Die Klage gegen den Hintermann des Zweisitzers sei daher unbegründet.

— Ein Schildaer Stückchen wird aus einer Stadt Cisleithaniens erzählt. Dort besteht eine Wasserleitung, welche so ausgiebig ist, daß täglich ein Wasserquantum von 350 Liter auf den Kopf der Einwohnerzahl entfällt. Da machte man plötzlich die Wahrnehmung, daß, trotzdem die Wasserleitung für die dreifache Zahl der Bewohner genügt hätte, doch in den Häusern Wassermangel herrsche. Man untersuchte, prüfte und fand, daß der Zufluß sich nicht vermindert hatte. Der Fehler mußte also anderswo, er mußte in der Wasserverschwendung liegen. Die hohe städtische Obrigkeit erließ flugs einen Aufruf an die Hausbesitzer, in welchem aller nicht dringend nöthige Verbrauch von Leitungswasser auf's Strengste verboten wurde. Die Verwendung des Wassers zum Schwemmen der Wäsche, zu Einkühlen von Getränken, zum Aufstellen von Fischbehältern wurde mit Geldstrafe, ja mit Entziehung des Wasserbezuges bedroht. Aber es half nichts — das Wasser reichte nicht mehr. Die arme Stadtverwaltung wußte sich nicht mehr zu helfen, berieth hin und her; da plötzlich kam Hilfe — von einem Kanalräumer. Er erzählte, daß neben dem dunklen Inhalt seiner nächtlichen Wirksamkeit reichlich klares Wasser fließe, da unten, wo es so fürchterlich. Da ging den Herren Stadt- und Gemeinderäthen ein Licht auf. Man hatte zum Zwecke der Durchspülung des Kanalsystems im Frühjahr die Wasserleitung zum Ablauf in dasselbe geöffnet, aber — die Wiederabsperrung vergessen.

— Nackte Waden. Man wird sich daran erinnern, daß vor einigen Jahren in Stuttgart ein Tyroler auf die Polizeiwache gebracht wurde, weil er mit nackten Knieen spazieren gegangen sei und dadurch das ästhetische Gefühl Vieler verletzt habe. Auch in Mainz gibt es wackere Leute, die an der Hebung der Sittlichkeit rüstig mitarbeiten. Einem von ihnen ist es sogar gelungen, etwas ganz Neues zu entdecken: den angeblich unästhetischen Eindruck, den nackte Kinderbeine auf zart besaitete Gemüther hervorbringen. Der Mainzer Neueste Anzeiger veröffentlicht folgende Zuschr[…] Nackte Waden! Mit solchen sieht man eben die Kind[…] bessergestellter Leute auf den Straßen. Kaum daß [...] Strümpfe über das Schuhwerk hinausragen. Die neueste „Mode" finde ich und mit mir gewiß noch Vie[…] unästhetisch. Die Hände steckt man in Handschuhe, d[…] Waden aber läßt man nackt! Es ist dies nicht schickl[…] und kann auch event. gesundheitliche Nachtheile habe[…] da die nackten Beine dem Stich der Insekten ausgese[…] sind, die event. Giftstoffe übertragen können. Zie[…] deshalb den Kindern wieder längere Strümpfe an.

— Die Frau mit dem Bart. Die Polizei v[…] St. Louis (Nordamerika) hat jüngst eine junge Da[…] wegen Selbstmordversuchs festgenommen. Fräule[…] Smith hat nämlich einen dichten pechschwarzen Backe[…]bart. Sie ist aus ihrer Vaterstadt St. Paul entflohe[…] weil man sie dort wegen ihres Bartes und ih[…] Männermaniren verspottete. Sie hat sämmtliche E[…]haarungsmittel probirt, aber der Bart wurde imm[…] länger. Deshalb will die Smith wie ein Mann [...]kleidet sein oder — sterben.

— Beim Pferdehändler. Herr: Ich will ein jung[…] gesundes Thier. Händler: Dann nehmen Sie den Schimmel, [...] kerngesundes Pferd. Herr: Das glaub' ich, denn sonst wäre [...] nicht so alt geworden!

Das Schlüsselrecht der Frau.

(Nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch.)

Die Frau darf in des Mannes Namen
Demnächst nach bürgerlichem Recht
Den Hausbedarf zusammenkramen,
Dazu berechtigt ihr Geschlecht.

Das Fleisch, das sie auf Borg läßt holen,
Und was sie pumpt an Brod und Licht,
An Butter, Seife, Milch und Kohlen —
Zu zahlen hat der Mann die Pflicht.

Sogar in mäßigen Etappen,
Die Rechnung bei der Schneiderin
Muß jeder Ehemann berappen,
Ist es auch nicht nach seinem Sinn.

Und will die Gattin ihrem Manne
Gefällig zum Geburtstag sein
Und schenkt ihm Kochgeschirr und Pfanne,
Darf sie's auf seine Rechnung leih'n!

So fordert das Gesetzbuch künftig
Das liebe weibliche Geschlecht,
Und der Jurist hält's für vernünftig
Und nennt's der Hausfrau Schlüsselrecht.

Ihr heirathslustigen Genossen,
Beseht die Falle Euch genau;
Ist eine Ehe erst geschlossen:
Merkt's Euch: den Schlüssel kriegt die Frau.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 139. Dienstag, den 20. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

31 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Weshalb, wenn ich fragen darf?" erwiderte Schwarz, dunkelroth im Gesicht. „Warum weisen Sie meinen Heirathsantrag so beleidigend von sich?"

Marie blickte ihren zornigen Freier mit kaltem Ernste an.

„Verzeihen Sie, Herr von Schwarz," erwiderte sie sanft, „wenn die Art und Weise, wie ich Ihre Werbung ausgeschlagen habe, Ihnen beleidigend erschien, — aber sie kam mir so lächerlich vor! Auf die Gefahr hin, Sie nochmals zu beleidigen, muß ich Ihnen sagen, daß eine Heirath mit Frau Altmann passender für Sie sein würde. Ich bin ein noch junges Mädchen, und die Jugend verbindet sich am liebsten mit der Jugend."

„Also ziehen Sie mir meinen Sohn vor?" fragte er.

„Ihnen — ja," war die Antwort.

„Und Sie werden ihm Ihre Hand reichen?"

Ueber Mariens liebliches Gesicht flog ein Schatten; aber sie erwiderte ruhig:

„Herr Rudolf hat mir diese Frage schon selbst gestellt, mein Herr, und ich ziehe es vor, ihm selbst auch die Antwort zu geben. Was für Gefühle ich gegen ihn hege, das werde ich ihm selbst sagen."

„Also Sie schlagen mich ganz bestimmt aus?"

„Ganz bestimmt!"

„Gibt es keine Hoffnung, daß Sie Ihren Sinn ändern?" fragte er. „Wird keine Ergebenheit meinerseits Ihren Entschluß umwandeln?"

„Nein. Ich bin bereit, Sie als Freund zu betrachten, mein Herr, aber — verzeihen Sie! — als Geliebter würden Sie mir unerträglich sein!"

Marie sprach mit ehrlicher Offenheit und erregte dadurch den Zorn des Herrn von Schwarz.

Er sah, daß er keine Aussicht hatte, ihre Liebe oder ihr Vermögen zu gewinnen, und so mußte er mit dem geringeren Vermögen und den geringeren Reizen ihrer Stiefmutter vorlieb nehmen.

Aber Marie hatte ihn jetzt zu ihrem bittersten Feinde gemacht.

„Vergeben Sie mir meine Thorheit, gnädiges Fräulein, und vergessen Sie dieses," sagte Herr von Schwarz bitter. „Ich hoffe, mein Sohn wird bei seiner Werbung besseren Erfolg haben, und ich bitte Sie, schweigen Sie gegen Ihre Stiefmutter!"

„Ihr Heirathsantrag, mein Herr, ist schon vergessen," sagte Marie kalt.

Sie befanden sich jetzt im Wäldchen.

Die junge Erbin spornte ihr Pferd an und galoppirte schnell weiter.

Herr von Schwarz hielt Schritt mit ihr. Keines von beiden sprach ein Wort.

Als die grauen Thürmchen von Schloß Engelbert ihren Blicken sichtbar wurden, ritten sie langsamer, und Herr von Schwarz sagte schnell:

„Ich muß Ihnen nur gestehen, Baronesse Marie, daß ich schon verlobt bin, und meine Verlobte ist eine eifersüchtige Frau."

„So? Sie wollen also Frau Altmann heirathen?"

„Frau Altmann?!" rief Herr von Schwarz entsetzt aus. „Nein, gewiß nicht, gnädige Baronesse. Ich bin mit der Baronin Engelbert verlobt."

„Mit der Baronin Engelbert? Mit der Wittwe meines Vaters?"

Schwarz nickte zustimmend.

Marie war ganz erstaunt.

Sie hatte noch niemals an die Möglichkeit gedacht, daß ihre Stiefmutter zum drittenmale heirathen würde. Ihr Vater war ihr stets so hoch und edel erschienen, erhaben über andere Männer, und so konnte sie es nicht für möglich halten, daß eine Frau, die einstmals durch seine Liebe beglückt worden, einen anderen heirathen könne.

„Das ist ja ganz unglaublich!" dachte sie.

Ihre Züge verriethen ihr Erstaunen.

„Wie?" sagte sie spöttisch. „Ihr Hochzeitstag ist so nahe, und die Frau, der Sie die Hand reichen wollen, trifft schon Vorbereitungen dazu — und Sie amüsiren sich damit, mir Liebeserklärungen zu machen?"

Sie erhob stolz den Kopf und ritt schnell weiter.

Herr von Schwarz, vor Wuth fast erstickend, sprengte ihr nach.

So gelangten sie an das große Parkthor und galoppirten durch dasselbe die Allee hinunter.

Die Baronin Engelbert trat auf die Terrasse heraus, um ihnen entgegen zu gehen.

Marie sprang vom Pferde, und sich vor der Baronin stolz verneigend, begab sie sich ins Haus.

Herr von Schwarz sprang auch vom Pferde und ging dann mit seiner Braut nach der offenen Thür des Gesellschaftszimmers.

„Was ist denn zwischen Dir und Marie vorgefallen, Karl?" fragte die Baronin eifersüchtig. „Du siehst so finster drein, und sie sah wie eine beleidigte Königin aus. Was hast Du ihr denn gesagt?"

„Ich dachte, es wäre Zeit, ihr unser Geheimniß mitzutheilen, mein Engel," sagte Herr von Schwarz heuchlerisch. „Unser Hochzeitstag ist so nahe, darum hielt ich es für das Beste, es ihr nicht länger zu verschweigen."

„Was hat sie denn dazu gesagt?"

„Sie tödtete mich fast mit ihrem Hohn und empfahl mir, Frau Altmann zu heirathen und nicht die Wittwe ihres Vaters. Ich hasse sie!" zischte Herr von Schwarz durch seine fest zusammengebissenen Zähne.

Die Baronin Engelbert lächelte wohlgefällig.

„Ich hasse sie auch," gestand sie offen; „aber es liegt in unserem Interesse, Freundschaft für sie zu heucheln. Habe Geduld, Karl; eines Tages werden wir ihren Hochmuth in den Staub treten können."

„Wenn sie nun Rudolf ausschlägt?" fragte Herr von Schwarz.

„Wir werden ja bald verheirathet sein, Karl, und in unserer Vereinigung liegt Stärke. Sage Rudolf, er soll an Marie schreiben, daß sie sich einen Monat Bedenkzeit nehmen kann. Bis dahin sind wir verheirathet. Wenn sie sich dann weigert, Deinen Sohn zu heirathen, so können wir auf irgend eine Art sie dazu zwingen. Ich werde dann meine Autorität gebrauchen. Ueberlasse mir nur alles und warte es ab."

18. Eine Warnung.

In Uebereinstimmung mit dem Rathe seines ränkesüchtigen Vaters schrieb Rudolf von Schwarz einen Brief an Marie, worin er sie bat, sie möchte sich lieber vier bis sechs Wochen Bedenkzeit nehmen.

Marie war froh, sich nicht sogleich entscheiden zu müssen, und nahm dieses Anerbieten dankend an.

Die Verlobung des Herrn von Schwarz mit der Baronin Engelbert wurde nun, da Marie darum wußte, der Welt nicht länger geheim gehalten.

Sie wurde in den Blättern angekündigt, und wie vorauszusehen war, machte die bevorstehende Heirath der Baronin Engelbert großes Aufsehen.

Des Barons frühere Freunde waren schmerzlich betroffen darüber, daß er von der Frau, die er angebetet, so schnell vergessen sein sollte und daß ein Mann, der so viel niedriger in Charakter und Ruf unter dem Baron stand, dessen Stelle einnehmen sollte.

Herr von Friebel, der Advokat Brunner und Graf Hohenfels waren sehr ungehalten darüber, daß Herr von Schwarz, während Mariens Unmündigkeit auf Schloß Engelbert herrschen solle, und infolge dessen begaben sich die drei vierzehn Tage nach der Veröffentlichung der Verlobung nach dem Schlosse und baten um eine Unterredung mit der Baronin Engelbert und mit Marie.

Die letztere erschien zuerst im Gesellschaftszimmer. Sie sah sehr bekümmert aus, als ob sie die Nächte mehr mit sorgenvollen Gedanken, als mit Schlummer verbrächte; doch der Glanz ihrer braunen Augen war ungetrübt, und ihr Gesicht hatte nichts von seinem pikanten Reize verloren.

Marie hatte kaum die drei Herren begrüßt, als auch die Baronin Engelbert ganz sorglos ins Zimmer trat und ihre Gäste freundlichst bewillkommnete.

„Dies ist ja ein ganz unerwartetes Vergnügen, meine Herren," sagte sie, während ihre schwarzen Augen von einem zum andern schweiften. „Sind Sie wohl gekommen, um mir zu gratuliren?"

Die drei Herren waren gekommen, um mit der Baronin und Marie über die Veränderung zu sprechen, die hinsichtlich der Baronin eintreten würde; doch die ruhige Ungezwungenheit im Sprechen und Benehmen der schönen Wittwe machte sie ganz verwirrt.

Herr von Friebel, als der älteste, nahm es auf sich, das Wort zu ergreifen.

„Ich war ein alter Freund des Barons Engelbert," sagte er ein wenig steif; „ich war schon ein Mann, als der Baron noch ein Jüngling war, aber ich liebte ihn. Ich weiß, wie sehr er Sie liebte, und seinetwillen belästige ich Sie jetzt mit meinem Besuche. Sie sind noch jung, und Ihrer Reize und Ihres Vermögens wegen ist es begreiflich, wenn viele um Sie werben. Als Ihres verstorbenen Gatten intimster Freund frage ich Sie, ob Sie den Schritt, den Sie zu thun gedenken, wohl überlegt haben."

Die Baronin verneigte sich kalt.

(Fortsetzung folgt.)

Streiflichter auf Monaco.

Ueber die Neuerungen und inneren Vorgänge der abgelaufenen Spielsaison Monte Carlos erhält die „Köln. Ztg.“ nachfolgende interessante Schilderung:

Die „haute saison“, die in diesem Stelldichein der eleganten Welt sonst mit Anfang Januar einsetzt, verzögerte sich um einige Wochen. Die übertriebenen Nachrichten von einigen in Nizza erfolgten Typhusfällen hatten viele der ständigen Winterbesucher der schönen Blumenstadt und Monte Carlos, das sein Trinkwasser in einem langen Aqäduct von Nizza erhält, ferngehalten. Zudem erreichte gerade damals die politische Spannung zwischen den Londoner und Pariser Kabineten in der Faschodafrage einen bedenklichen Grad, und viele Söhne Albions, die politische Vorgänge gern auf ihre persönlichen Gepflogenheiten übertragen, blieben der französischen Riviera fern. So kam es, daß Ende Januar die Ergebnisse der grünen Tische um eine Million gegen das Vorjahr zurückstanden. Aengstlich besorgt sannen die findigen Spielbankdirektoren auf neue, wirksamere Mittel, um den Ausfall wieder wett zu machen. Diesem Grübeln verdankt die neue Schöpfung des „Cercle privé“ oder besser des Nachtspielsaales seine Entstehung. Man verlegte die allen Besuchern so wohlbekannten Salons de lecture et de conversation aus der ersten Etage des Kasinopalastes nach dem entlegenen Monte Carlo-Hotel, nahm der Spielhölle damit den letzten Rest von dem Charakter eines Konversationshauses und entblödete sich nicht, hier die Spielstunden, die in den großen Parterresälen von 12 Uhr Mittags bis 11 Uhr Abends währen, bis zum grauenden Morgen auszudehnen. Zur Aufnahme in diesen Nachmitternachtsspielsaal gelangen nur Herren, und zwar nur dann, wenn sie ihre Zugehörigkeit zu einem Klub in der Heimath nachweisen können. Wie sehr diese Bestimmung indessen eitle Form ist, bewies der Umstand, daß mein ostelbischer Freund, den trotz großer Spielverluste der Humor nicht verließ, dem stockfranzösischen Aufnahmebeamten mit Erfolg seine Mitgliedschaft eines Vereins gegen Bettelei angab. Da das schöne Geschlecht zu diesem mit verschwenderischer Pracht hergerichteten Privatzirkel keinen Zutritt hat, so schlüpft jetzt heimlich mancher Ehemann hinein, der früher nur in den großen unteren Sälen im Beisein seiner besseren Hälfte ein kleines Spielchen wagen durfte. Der Erfolg dieser Neuerung übertraf alles Erwarten. Als zudem die Kunde von der bevorstehenden Ankunft der greisen Wittwe von Windsor in Nizza sich verbreitete, da fluthete auch über den Aermelkanal ein gewaltiger Fremdenstrom heran, und schon Mitte Februar umdrängte reicheres Leben als je zuvor die Spieltafeln von Monte Carlo, deren Zahl 17 erreichte. Damals bewies sich wiederum die Thatsache, daß kein Wesen der Zoologie mehr Parasiten aufweist, als der mit Glücksgütern gesegnete Mensch. Fahrende Bohémiens und catilinarische Existenzen aller Art entwickelten bald ihr bestes Können, und die internationale, alle Wohlgerüche Arabiens um sich verbreitende Kokotterie entfaltete ihre höchsten Reize. Ihren Reigen eröffnete neben anderen „Stars“ die ehedem im Berliner Wintergarten hochgefeierte spanische Tänzerin Otero, deren Geschmeide — von einem Berliner Finanzmann gestiftet — den Vorzug der Echtheit besitzt und einmal den Neid ihrer Gefährtinnen bis zu handgreiflichem Geplänkel steigerte.

Mit Bedauern nimmt man gegen frühere Jahre ein starkes Anwachsen des deutschen Elementes unter diesen früher fast ausschließlich französischen Hetären wahr, die diesmal in einer derartigen Ueberzahl herbeigeflattert waren, daß bei einer abgehaltenen Heerschau 50 von ihnen die Eintrittskarte zu den Casinoräumen entzogen wurde. Eine stolze Reihe von Fürstlichkeiten (deren Namen wir diskret verschweigen) und gewaltigen Nabobs, die selbst die weite Reise aus dem fernen hinterrussischen Osten und Amerika nicht gescheut hatten, halfen das bunte Bild beleben, und einmal fügte es der Zufall, daß die drei wohlbekannten Hauptvertreter des nicht arischen, franco-austrogermanischen Finanzadels an einem und demselben Tische um die Wette tempelten.

Unter solchen Verhältnissen schritten die Spielbank-Aktionäre Anfang April mit freudigem Behagen an den Abschluß des damals abgelaufenen letzten Geschäftsjahres. Obwohl die Verhandlungen der Hauptversammlung, zu der nur die Inhaber von mindestens 200 Aktien Zutritt erhielten, streng geheim geführt wurden, sind doch einige Einzelheiten dieses sauberen Geschäftsberichtes, der ein Phänomen auf dem Gebiete der Finanz- und Sittengeschichte unserer Zeit ist, an die Oeffentlichkeit gelangt. Dannach stellte sich der gesammte Reingewinn aus den Spieleinsätzen im letzten Jahre auf 24 500 000 Francs; außerdem brachte das zur Spielbank gehörige Hotel und Café de Paris einen Erlös von 600 000 Frcs. Der gegenwärtige Kurs der seinerzeit mit 500 Frcs. ausgegebenen Aktien beträgt jetzt 4300 Frcs., und Fürst Albert von Monaco ist der glückliche Besitzer von 1600 dieser Antheilscheine. Außer einer Dividende von einer halben Million Franken erhält der Fürst für die Erneuerung der Spielbank-Konzession auf fernere 50 Jahre eine einmalige Abfindungssumme von 25 Millionen Francs und eine feste Jahresrente von 2 Millionen Francs. Zudem bestreitet die Spielbank mit einem ungeheuren Geldaufwand die gesammten Regierungs- und Verwaltungskosten des Fürstenthums. Sie erhält

die Schulen und auch den Bischof mit seiner zahlreichen Geistlichkeit, sorgt für Licht und Wasser, baut herrliche Straßen und Promenaden und besoldet die monegaskische Armee, d. h. jene 70 im Wohlleben erschlafften soldatischen Zierpuppen, die den ansehnlichen Tagessold von 5 Frcs. beziehen.

Die glücklichen Bürger von Monaco, die — gänzlich steuerfrei — ein wahres Schlaraffenleben führen, hängen mit zärtlicher Liebe an ihrem treusorgenden Landesvater. Dieser erlaubt ihnen, um sie vor schwerem Leid zu bewahren, nur an seinem Namenstag den Eintritt in die Spielhölle. Wie gern auch die wackeren Monegasken dann Fortuna in die Schranken fordern, sah man am letzten Albertstage, an dem sie in solchen Schaaren in die Spielsäle strömten, daß diese wegen einer besorgnißerregenden Menschenfülle schon um 3 Uhr Nachmittags geräumt werden mußte. — Obwohl Monaco in der Reihe der europäischen Monarchien nur ein Liliput ist, zählt Fürst Albert zu den reichsten Regenten. Seine Vorfahren vermehrten den Grimaldischen Staatsschatz durch ihre an Geiz grenzende Sparsamkeit um ein Bedeutendes und die derzeitige Fürstin Alice, ein Sproß der Pariser Bankierfamilie Heine, brachte ihm die ansehnliche Mitgift von 40 Millionen Francs in die Ehe. Um so weniger ist es verständlich, daß der fürstliche Gelehrte nicht in Zukunft auf die „fortune malpropement acquise“ verzichtete, vielmehr den im Vorjahr abgelaufenen Vertrag mit der Spielbank auf weitere 50 Jahre verlängern konnte.

Der ungeheure, alljährlich steigende Reingewinn aus den Spieleinsätzen wird vorwiegend durch ein gewähltes Ensemble von Stammgästen ohne Unterschied des Geschlechts erbracht; von jenen Habitués, deren Nerven durch die raffinirtesten Lebensgenüsse erschlafft, nur noch eine Zerstreuung und Anregung im verwegenen Hazardiren finden. Doch gibt es auch Leute unter ihnen, die sich einige Grundsätze gewahrt haben. So gastirt allwinterlich am trente et quarente ein New-Yorker Billionär, der jedesmal mit kaltem Blut 250 000 Frcs. verliert, dann aber keinen Sou mehr riskirt und unverzüglich zu den heimischen Penaten zurückkehrt. Die Zahl der Gewohnheitsspieler, die sich mit bescheideneren Verlusten begnügen, ist dagegen Legion. Als besonderen Beleg hiefür nenne ich eine greise französische Gräfin, die in neun aufeinander folgenden Wintern und bei Einsätzen von niemals mehr als einem Louisdor je 30 000 Frcs. verlor und wegen ihrer unseligen Spielleidenschaft mit Kind und Kindeskindern auf Kriegsfuß lebt. Diese Schläge treffen keine Unbemittelten. Peinlicher wirken die Spielverluste schon auf flitternd-fahrende Neuvermählte oder an der Riviera Heilung suchende Kranke, die vorzeitig wieder dem rauhen Norden zueilen müssen. Noch beklagenswerther sind jene unglücklichen, abgewirthschafteten Existenzen, die, um sich zu rangiren, das letzte ihrer Habe auf dem Grünen Tisch opfern. Diese Kategorie stellt das Gros der Selbstmörder zu Monte Carlo, deren Zahl im Jahresdurchschnitt angeblich 35 beträgt. Welch' unsägliches Leid würde sich offenbaren, wenn die Cypressen über den einsamen Lehmhügeln dieser Opfer des Spiels sprechen könnten!

Die Kardinalschuld und der Fluch der Spielbank ist aber die Thatsache, daß sie immerwährend und tief in das Lebensglück des an der Riviera seßhaften Mittelstandes einschneidet, den sie wie ein unersättlicher, tausendarmiger Polyp umklammert hält und aussaugt. Ohne Skrupel läßt Fürst Albert die sauer erworbenen Groschen dieser kleinen Leute in seinen Staatssäckel gleiten, und der Spießruthenlauf durch die abfälligen Kritiken aller gesitteten Länder thut seinem verhärteten Gemüth nicht mehr wehe. So vererbte sich das Wesen des alten Grimaldi, die ehedem als die gefürchtetsten Seeräuber der Schrecken der ligurischen Küste waren, in einer der Neuzeit angepaßten Form auf ihren heutigen Sprossen; denn, wie immer die Spielregeln von Monte-Carlo auf den ersten Blick billig erscheinen mögen — nach dem eisernen Gesetz der Uebermacht des größeren über das kleinere Spielkapital ist der Spielmodus von Monaco nichts weiter als eine moderne Piraterie — eine Ausbeutung gewöhnlichster Art!

Sinnsprüche.

Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt
Und zur kühnen Selbstbefreiung
Jede Kraft des Geistes hebt.

Mag das wilde Schicksal walten:
Die erhab'ne Seele ruht
Unter drängenden Gewalten
Fest auf ihrem Gottesmuth;

Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer in solcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, sein Gott zu sein,
Und, im eig'nen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuschrei'n:

Den umfesseln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freie trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Tiedge.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 140. Mittwoch, den 21. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

32 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Der Charakter des Herrn von Schwarz kann Ihnen nur wenig bekannt sein," fuhr Herr von Friebel fort, während er die schöne Wittwe mit besorgten Blicken ansah. „Er ist erst wenige Monate auf Schloß Engelbert. Ich gebe zu, gnädige Frau, daß er ein anziehendes Aeußeres hat, — aber was wissen Sie von seinem Charakter? Ich bin nicht hierher gekommen, um Herrn von Schwarz zu beschuldigen; ich wünsche nur Ihr Glück und das der Baronesse Engelbert. Als ich von Ihrer Verlobung hörte, zog ich sofort Erkundigungen über Herrn von Schwarz ein, und gestern erhielt ich eine so wichtige Antwort, daß ich diese beiden Herren bat, mich hierher zu begleiten, um mir zu helfen, Ihnen die unangenehme Nachricht mitzutheilen. Frau Baronin, Ihr Verlobter ist ein Schuft, ein Spieler, ein Ihrer unwürdiger Mensch!"

„So?" erwiderte die Baronin Engelbert etwas spöttisch. „So viel ich weiß, besucht Herr von Schwarz die besten Gesellschaften."

„Ich beschwöre Sie, Frau Baronin, Ihren Schritt zu überlegen. Es ist besser für Sie, die geehrte Wittwe des Barons Engelbert zu bleiben, als die Gattin des Herrn von Schwarz zu werden."

„Ich bin nicht dieser Meinung," entgegnete die Baronin mit höhnischerem Tone. „Ich glaube, ich bin fähig, selbst zu wählen, Herr von Friebel, und es ist mein Glück, das auf dem Spiele steht. Ich erlaube Ihnen kein Einmischen in meine Angelegenheiten. Heute über vierzehn Tage werde ich Herrn von Schwarz die Hand reichen."

Herr von Friebel sah sehr besorgt aus, und der Advokat blickte sie verächtlich an.

Die blauen Augen des Grafen Hohenfels waren auf Marie gerichtet, aber es war ihm nichts von der Unterredung entgangen.

„Ich habe nur meine Pflicht gethan, indem ich Sie warnte, Frau Baronin," sagte Herr von Friebel nach einer Pause.

„Ich habe fünf Vierteljahre gewartet, ehe ich mich wieder verheirathe," sagte die Baronin Engelbert ungeduldig. „Erlauben Sie mir, zu sagen, daß ich Herrn von Schwarz gut kenne. Ich kannte ihn schon, ehe ich den Baron Engelbert gesehen. Ich bitte Sie, den Gegenstand fallen zu lassen. Ich bin nicht in der Verfassung, Ihre Schmähungen über einen Ehrenmann anzuhören."

Herr von Friebel sah betroffen und erstaunt aus.

Marie erbleichte und ein verächtlicher Blick flammte in ihren Augen auf, aber sie blieb stumm.

„Ich denke, Herr von Friebel, wir haben unsere Pflicht gethan, und damit müssen wir uns zufrieden geben," sagte Advokat Brunner. „Wir wollen jetzt zu den wirklichen geschäftlichen Sachen übergehen. Erlauben Sie mir, zu fragen, Frau Baronin, ob Sie hier zu bleiben gedenken, wenn Sie Frau von Schwarz sind?"

Ein herausfordernder Blick schoß aus ihren schwarzen Augen.

„Freilich gedenke ich hier zu wohnen, bis meine Stieftochter mündig sein wird," erklärte die Baronin dreist. „Ich habe die Vormundschaft über Marie, und Schloß Engelbert wurde mir zur Wohnung bestimmt."

„Der Herr Baron hätte das nie zugegeben, Frau Baronin," sagte Advokat Brunner ernst. „Dieser Herr von Schwarz kann nicht Herr auf Schloß Engelbert sein."

„Da, wo ich Herrin bin, wird mein Gatte Herr sein!" erwiderte die Baronin zornig.

„Es wäre doch sehr unangemessen, den Herrn von Schwarz zum Herrn von Schloß Engelbert zu machen," sagte Advokat Brunner. „Schicklichkeitsgefühl — verzeihen Sie meine — Offenheit! — sollte Sie, gnädige Frau, veranlassen, nach Ihrer dritten Verheirathung Schloß Engelbert zu verlassen, und wir sind gekommen, Ihnen vorzuschlagen, die Baronesse Marie unter die Obhut des Herrn und der Frau von Friebel zu geben,

Sie und Ihr neuer Gemahl können auf Ihrem Wittwensitze wohnen oder in einem anderen Orte, wenn Sie dies vorziehen."

Die Baronin Engelbert warf dem Sprecher wüthende Blicke zu.

„Ich werde auf Schloß Engelbert bleiben," entgegnete sie stolz. „Ich werde nur auf gerichtlichen Befehl weichen."

Der junge Graf Hohenfels erröthete tief und sagte mit seiner wohlklingenden Stimme zu Marie:

„Baronesse, diese Angelegenheit geht Sie am allermeisten an, und Sie haben Ihre Stimme darüber abzugeben. Die bevorstehende Heirath der Baronin Engelbert hebt Ihre jetzigen Beziehungen zu ihr gänzlich auf. Dadurch, daß sie Frau von Schwarz wird, bricht sie ihren Eid der Treue gegen Baron Engelbert und hört auf, Ihre Stiefmutter zu sein. So denke ich. Sie müssen entscheiden, ob Sie nach deren Vermählung bei ihr bleiben oder sich einen anderen Vormund an ihrer Stelle suchen wollen."

Aller Augen richteten sich auf das junge Mädchen; Graf Hohenfels wartete mit verhaltenem Athem auf ihre Antwort.

Herr von Friebel und der Advokat Brunner blickten gespannt nach ihr hin, und die Baronin Engelbert sah sie scharf und mit Unruhe an.

„Ehe Marie sich entscheidet," sagte letztere schnell, „habe ich ein Wort mit ihr zu reden. Marie, bin ich Dir seit Deiner Ankunft hier nicht liebevoll und zärtlich begegnet? Habe ich mir eine Vernachlässigung zu Schulden kommen lassen oder Dich grausam behandelt? Habe ich nicht alle Wünsche erfüllt?"

Marie konnte diese Frage nicht verneinen.

„Es befindet sich keine Klausel in des Barons Testamente, daß ich nicht wieder heirathen soll," fuhr die Baronin fort. „Der Baron hat mir die Vormundschaft über Marie übertragen, ohne eine solche Bedingung zu stellen, und hat mich gebeten, Schloß Engelbert zu bewohnen, bis Marie sich verheirathet hat oder mündig wird."

Advokat Brunner empfand für die Baronin ein Gefühl von Bewunderung, gemischt mit Widerwillen.

„Sie ist eine höchst scharfsinnige Frau, und wir werden einen harten Kampf mit ihr haben," dachte er. „Sie wird jetzt auf ihrer Hut sein."

Marie erinnerte sich, wie ihr Vater ihr eingeschärft, sich an ihre Stiefmutter zu halten, bis sie sich verheirathet oder mündig sein werde.

Ihre Stiefmutter war niemals unfreundlich gegen sie gewesen; Marie hatte thatsächlich über nichts zu klagen. Sie fühlte, daß sie sich in einer peinlichen Lage befand.

„Nun, was haben Sie beschlossen, mein Kind?" fragte Herr von Friebel väterlich.

„Sie sind sehr gütig gegen mich, Herr von Friebel, und auch Sie, Herr Advokat und Graf Hohenfels," sagte das junge Mädchen mit bebender Stimme, „und ich kann Ihnen meine Dankbarkeit dafür nicht genug ausdrücken. Ich schätzt alles, was Sie gesagt haben. Ich muß gestehen, daß die bevorstehende Heirath meiner Stiefmutter mir widerwärtig ist, aber ich versuche mich in den Wechsel zu fügen. Ich glaube auch," fügte sie mit fester Stimme hinzu, „daß ich keinen treffenden Grund haben werde, mir einen anderen Vormund zu wählen. Ich werde mit Herrn von Schwarz wenig zu thun haben, und Schloß Engelbert ist groß genug, für beide Parteien. Es war Papas Wunsch, daß ich eine gewisse Zeit unter der Fürsorge meiner Stiefmutter bleibe, und ich kann nicht vergessen, daß mein Vater sie geliebt hat. Und noch mehr!" sprach Marie weiter. „Wenn meine Stiefmutter eine unbedachte Heirath schließt und sie später ihren Schritt bereuen sollte, dann wird sie meiner Freundschaft benöthigen. Ich danke Ihnen nochmals, meine Herren, aber ich glaube nicht, daß es recht ist, wenn ich thue, was Sie mir rathen."

„Ich weiß nicht, ob Sie recht haben, Marie," sagte Herr von Friebel. „Auf jeden Fall überlegen Sie sich die Sache, und sollten Sie Ihren Sinn ändern, dann theilen Sie es uns mit. Wir werden Sie oft besuchen, und unser Haus steht Ihnen stets offen."

„Ich werde Ihre Güte nie vergessen, Herr von Friebel," erwiderte Marie warm.

Die drei Herren entfernten sich, da ihr Besuch nutzlos war.

Marie holte ihren Hut und verließ mit Herrn von Friebel das Haus.

Der Advokat Brunner ritt davon, während Herr von Friebel und Graf Hohenfels mit der jungen Erbin die Allee hinunter gingen.

Auf halbem Wege verabschiedete sich auch Herr von Friebel.

Marie und Graf Hohenfels blieben allein. Der Graf führte den Vornamen „Arthur Georg", wurde von Marie aber am liebsten bei letzterem Namen genannt, und so wollen auch wir ihn ferner so nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Spezialisten des Raddiebstahls.

Im Zuge unserer Zeit liegt es, schreibt das „Berl. Tagbl.", daß sich Spezialitäten auf allen Gebieten bilden. So ist es in den wissenschaftlichen Fächern, so ist es bei den verschiedenen Arten des Gewerbes und Handwerkes. Und hinter den übrigen Berufszweigen konnte doch die stets rührig gewesene Zunft der Langfinger nicht zurückbleiben. Früher stahl so ein echter rechter Dieb Alles, was ihm in den Wurf kam, heute gibt es nur noch wenige dieser Universalgenies, die anderen haben ihre Spezialitäten, wie Bank-, Kassen-, Taschen-, Markthallen- und Raddiebstähle. Besonders die letzteren sind jetzt in dem Zeitalter des Rades an der Tagesordnung.

Fortwährend liest man in den Zeitungen von Fahrrad-Diebstählen, und wenn man am Vormittag einmal den nach der Stadtbahnseite zu gelegenen Korridor des Polizeipräsidiums durchschreitet, so sieht man gar viele Männlein und Weiblein in Sportskostümen mit bekümmerten Gesichtern einhergehen. Man hat ihnen das Liebste geraubt, was sie hatten. Sie erzählen einander ihre Leidensgeschichten, viel Hoffnung hat jedoch Niemand.

Wenn der Raddieb auf Raub auszieht, so zieht er sich kurze Hosen, lange Strümpfe und einen Sweater an und setzt eine Sportmütze auf den Kopf. Dann schendert er die Straßen entlang. Vor einem Laden steht, an die Bordschwelle gelehnt, ein schöner Halbrenner. Der Dieb geht zuerst an das Schaufenster, vergewissert sich darüber, daß der Besitzer des Rades gerade mit seinem Einkauf beschäftig ist; mit einem Sprung ist er auf dem Rade, mit ein Paar kräftigen Pedaltritten schon ein gut Stück fort und der rechtmäßige Eigenthümer der Maschine findet beim Heraustreten aus dem Geschäftslokal sein Stahlroß nicht mehr vor. Es ist verschwunden, zumeist auf Nimmerwiedersehen.

Außer dieser beliebten Methode, sich ohne Kosten in den Besitz eines Rades zu setzen, gibt es noch andere Trics. In einer stillen Straße bemüht sich ein Radfahrschüler vergeblich, auf seine Maschine zu kommen. Plötzlich steht neben ihm ein Herr im Radfahrkostüm, der in der liebenswürdigsten Weise Rathschläge ertheilt. Der Anfänger im Radfahren kapirt aber trotzdem das Aufsteigen nicht und nun erbietet sich der freundliche Mentor, „es einmal vorzumachen". Mit dankbarem Lächeln schiebt ihm der Schüler das nagelneue Rad hin, im Moment ist der fremde Herr oben, im nächsten Augenblick schon weit weg, und der vertrauensselige Radfahrjünger schaut seine Maschine nimmer, nimmermehr.

Findet der Raddieb auf offener Straße keine Beute, so begibt er sich an die Portale von Banken, Kaufhäusern und anderen Gebäuden, in denen viel Verkehr herrscht. Mit dem gleichgiltigsten Gesicht von der Welt, die Hände in den Hosentaschen, steht er da, beobachtet aber scharf jeden Radfahrer, der sein Rad durch den Flur führt. Und wehe dem Radler, der dann seine Maschine unbeaufsichtigt oder nicht angeschlossen stehen läßt! Im Handumdrehen ist der Rover verschwunden.

Das Wiedererlangen eines gestohlenen Rades ist eine sehr schwierige Geschichte, denn der Fahrraddieb ist, wie man in Berlin zu sagen pflegt, „ausgekocht" im höchsten Grade. Zu Hause angelangt, nimmt er sofort eine Veränderung mit der Maschine vor. Er hat von früher gestohlenen Rädern alle möglichen Bestandtheile parat, wie Sättel, Pedale, Achsen, Felgen und Pneumatiks. Diese schraubt er an das Gestell seiner neuesten Erwerbung an, kratzt am Rahmen die Nummer und den Namen des Fabrikats ab und macht auf diese Weise aus dem alten Bycicle ein neues, das selbst der eben erst Bestohlene nicht als das seinige wieder erkennen würde.

Die umgeänderte Maschine kommt nun in die Pfandleihe oder in ein kleines Fahrradgeschäft, wo der Dieb seines Frevels Frucht in klingendem Golde einstreicht.

Nur in seltenen Fällen erwischt die Kriminalpolizei trotz aller Bemühungen und Nachforschungen den Dieb, und noch seltener gelingt es ihr, dem Bestohlenen das entwendete Rad wieder zustellen zu können.

Doch vor kurzer Zeit machte ein Schutzmann auf originelle Art einen Raddieb dingfest. Er sah einen nicht gerade elegant angezogenen Radler mit einer hochfeinen und theuren Luxusmaschine eine Straße entlang gehen. Anscheinend voll Bewunderung trat er heran, sah sich das Rad genau an, lobte es tüchtig und fragte schließlich im Laufe des Gesprächs, welche Uebersetzung die Maschine habe. Darauf gab der Radler eine Antwort, die der sportskundige Schutzmann, der inzwischen die Zähne des vorderen und hinteren Kettenrades gezählt hatte, sofort als falsch erkannte; er nahm den Fahrer beim Kragen, das Rad an der Lenkstange und brachte beide in das Polizeipräsidium, wo der rechtmäßige Eigenthümer der Maschine bereits Meldung von dem Diebstahl erstattet hatte und voll Freude das Velo als das seinige rekognoszirte.

Mannigfaltiges.

— „Eine Bärenjagdgeschichte aus altem Stoff", erzählt in „Wild und Hund" Alexis Claude: Der alte Revierförster Schwindelberger, dessen Jagdgeschichten stets zur Erheiterung der Stammtischgesellschaft „Zur goldenen Traube" ein gut Theil beitrugen,

konnte auch heute dem Quälen und Drängen seiner Freunde nicht widerstehen, und nachdem er einen kräftigen Schluck aus dem Krug genommen und sich überzeugt hatte, daß seine kurze Birschpfeife noch brenne, blies er eine mächtige Rauchwolke in das kleine Gastzimmer hinein und erzählte: „Ja, ja, ihr mögt es glauben oder nicht (so fing er stets sein Jägerlatein an) es war die gefährlichste Jagd, die ich in meinem Leben gemacht. Ich war in dem Vorensker Revier des Gouvernements X. in Russisch-Polen als Hilfsjäger angestellt, es sind nunmehr 35 Jahre her, und es gab zur Zeit in den Urwäldern jenes Gouvernements noch recht viel Bären. Ich aber hatte noch keinen erlegt und, ein jugendlicher Heißsporn, der ich war, konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich Meister Petz eine Kugel geben und ihm den Garaus machen durfte. Doch die Stunde kam. Ich birschte, die Büchse zur Hand, den Hirschfänger an der Linken, den Hund an der Rechten, den Kompaß in der Tasche in die Tiefen des Urwalds hinein. — Gott befohlen, dachte ich — ob ich wiederkehre? — — Ich war wohl an zwei Stunden umhergebirscht und hatte Wild genug, aber noch keinen Bären gesehen, als ich ein unheimliches Brummen vor mir hörte, mein Hund zitternd zurückblieb und die Rute einzog. Und wirklich! Aus einem finsteren Gestrüpp leuchteten ein paar „feurige Augen" wie glühende Kohlen zu mir herüber, daß selbst mir, der ich nie auch nur eine Gefahr gefürchtet, das Blut in den Adern zu stocken schien. Ein Bär, ein gewaltiger Kerl wars, der vor mir sich jetzt erhob, die rechte Branke gegen einen alten Baumstumpf stützend. Im selben Augenblick lag ich im Anschlag; der Schuß krachte, der Bär brach zusammen, um im nächsten Augenblick sich wieder zu erheben und den alten etwa 4 Meter hohen und hohlen Baumstumpf stark schweißend zu erklettern und in diesem zu verschwinden. Meine Beute aufzugeben, war ich nun erst recht nicht gesonnen, näherte mich lauschend dem Baum, und nachdem ich den Hirschfänger blank gezogen und ihn breit in den Mund genommen, erkletterte auch ich den alten Stamm, die Büchse auf den Rücken geschnallt. — So erreichte ich das obere Ende ohne von dem Bären etwas zu sehen und zu hören. In der Höhlung des Stammes war es stockfinster. Ich kämpfte mit mir selbst, ob ich es wagen sollte, auch in den Stamm hinein den vielleicht mir noch überlegenen Feind zu verfolgen. Der Ehrgeiz siegte, ich mußte ihn auf alle Fälle haben, ihn, meinen ersten Bären. Aber wo steckte er? Ganz unten? Ich zündete ein zusammengedrehtes Stück Papier an und ließ es behutsam hineinfallen. Richtig, da lag der Kerl ganz unten und schnappte noch ziemlich lebhaft nach dem auf ihn fallenden glimmenden Papierball. Noch einmal mit den Blicken die Länge resp. Höhe des Baumes messend, kletterte ich bedächtig in den Stamm hinein — ich hörte mein Herz klopfen und draußen meinen Nimrod winseln. Ich mußte nun genau in der Mitte sein und blickte nach oben, um dies festzustellen, als im selben Augenblick der Kopf eines zweiten Bären über mir auftauchte — es wurde rabenschwarze Nacht — ein entsetzlicher Gedanke durchschoß meinen Kopf: „verloren", zitterte es aus meinen Lippen hervor — „verloren!" Ich hörte nun genau ein Gekletter von oben herab, und auch unter mir schien es sich zu regen. — — Die Augen der Zuhörer am Stammtisch wurden immer größer, als wollten sie aus ihren Höhlen treten, die Köpfe bogen sich immer mehr dem Erzähler zu, hier und da öffnete sich halb ein Mund, da Aug' und Ohr das Entsetzliche nicht genugsam erfassen konnten. — Todtenstille herrschte in dem kleinen, aber reichlich mit Menschen gefüllten Gasthause, kalter Schweiß perlte die Stirn des Traubenwirthes herab, der die spannende Erzählung verfolgte, und ein gewaltiger Ernst malte mit verzweiflungsberedten Zügen jenen seelischen Kampf auf dem Antlitz des alten ergrauten Waidmanns — — — er hatte, um in dem geeigneten Augenblick nach Luft zu ringen, eine Pause eintreten lassen — — „und wa—s — wur—de — — nun?" klang es zitternd aus dem Munde des Erzählers — „sie haben mich radikal aufgefressen!"

— Eine Komödie der Irrungen. „Wie heiße ich?" — „Der Herr Hauptmann!" — „Ich meine, wie werde ich genannt?" — „Der Alte!" — „Meinen Namen! — na Schafskopf?" — „Nein, Herr Hauptmann!!"

Sinnsprüche.

Die wahre Herzensgüte nährt sich an dem Guten, das sie an Andern thut. Der Gute liebt den, welchem er Gutes erweist, wie der Böse den haßt, dem er Unrecht zugefügt hat.

Jacob.

* * *

Allein zu sein! Drei Worte leicht zu sagen,
Und doch so schwer, so endlos schwer zu tragen.

Chamisso.

* * *

Die Herzen werden nicht durch Waffen, sondern durch Liebe und Edelmuth besiegt. Spinoza.

* * *

Nur die sich im Gefühl verwandt,
Begegnen sich im Wählen,
Es schlingt sich ein geheimes Band
Um gleichgestimmte Seelen.

M. Greif.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 141. Donnerstag, den 22. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

33 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Seit dem Abende, Marie, wo ich Ihnen meine Liebe erklärte,“ sagte jetzt der junge Graf, „hielten Sie sich von mir fern. Weisen Sie mich jetzt nicht ab; sagen Sie mir offen, Marie, ob Sie mit mir glücklich sein könnten, ob ich Ihnen theurer bin als irgend ein anderer!“

Seine blauen Augen blickten liebeglühend in die ihrigen. Marie senkte den Blick; ihr Herz erbebte, und in diesem Augenblicke war sie sich bewußt, daß sie den jungen Grafen liebte und daß sie nur als seine Gattin glücklich sein könnte.

Allein die Liebe und die Pflicht, den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen, kämpften in ihrem Herzen miteinander.

„Lieben Sie mich?“ flüsterte der junge Graf leidenschaftlich. „Ich liebe Sie mit meiner ganzen Seele, Marie.“

Die Baronesse blickte schüchtern auf, und Graf Hohenfels las ihre Antwort in ihren Augen und wußte, daß er geliebt sei.

Ein kurzes Schweigen folgte.

Der junge Graf hielt Mariens Hand in der seinigen, und in seinem innigen Händedrucke sprach sein Herz zu dem ihrigen.

„Darf ich Herrn von Friebel und dem Advokaten Brunner sagen, daß wir uns verlobt haben?“ fragte Graf Hohenfels leise.

„Jetzt noch nicht, Georg, — noch nicht! Ich liebe Dich,“ sagte sie ebenfalls leise, „aber ich muß Zeit haben, mich zu entschließen. Sieh nicht so erstaunt drein, Georg; ich liebe Dich mehr als irgend Jemand auf der Welt, aber es ist noch alles so neu und fremd und — und —“

„Ich verstehe!“ sagte der Graf mit strahlendem Antlitze. „Unsere Liebe ist zu heilig, um jetzt schon bekannt zu werden. Wir wollen unsere Verlobung bis nach der Hochzeit der Baronin Engelbert geheim halten. Unser Glück würde vollkommener sein, wenn wir wüßten, daß Dein Vater unserer Vereinigung beifällig zustimmte.“

„O, wenn ich das wüßte!“ flüsterte Marie. „Ich weiß, daß Papa Dich liebte, Georg. Denkst Du wirklich, daß er unsere Verbindung billigen würde?“

„Ich weiß,“ sprach der Graf, „daß er diesen Wunsch gehegt hat. Mein Herz, mein Alles, das niemand mir nehmen kann!“ rief er leidenschaftlich aus. „Heute Abend, Marie, komme ich, Dich zu besuchen. Ich werde schweigen, weil Du es wünschest.“

Bei dem Eingangsthore nahmen sie Abschied voneinander, und Marie ging langsam nach dem Hause zurück.

Sie hegte gemischte Gefühle und murmelte:

„Was soll ich thun? Ich liebe Georg, und mein Leben ist nichts ohne ihn. Soll ich um dieser Liebe willen Papas letzten Wunsch unerfüllt lassen? O, wenn ich nur wüßte, was ich thun soll!“

19. War es ein Traum.

Da die Zeit für die Trauung der Baronin Engelbert und des Herrn von Schwarz näher rückte, wurden große Vorbereitungen zur Feier derselben getroffen.

Diese Vorbereitungen waren so großartig, daß man hätte schließen können, die junge Erbin von Schloß Engelbert sei die Braut und nicht die Wittwe des Barons.

Endlich kam der ereignißvolle Tag.

Es war im Monat Oktober. Die Sonne warf ihr goldenes Licht über das kleine Dorf Torgelow. Die hübsche kleine Kirche, worin die Trauung vollzogen werden sollte, war mit Blumen geschmückt.

Eine Blumenguirlande schmückte die Thür, und Rosen aus dem Engelbert'schen Gewächshause waren auf den Weg gestreut, den die Braut von ihrem Wagen nach der Kirche zurücklegen mußte.

Auch im Innern der Kirche waren die Wände mit Myrthenblüthen und rothen Rosen bedeckt.

Schon lange vor elf Uhr hatten sich die Dorfbewohner in ihrem Sonntagsstaate bei der Kirche ver-

versammelt. Diese Hochzeit sollte besonders festlich begangen werden.

Die Dorfbewohner und Pächter waren alle zu einem ländlichen Feste nach Schloß Engelbert geladen.

Bald nach elf Uhr begannen die Wagen von verschiedenen adeligen Familien der Umgegend vorzufahren.

Es war fast zwölf Uhr, als zwei Wagen an der Kirchenthür anlangten.

Dem ersten Wagen entstiegen Marie und Rudolf. Sie schritten nebeneinander den Seitenflügel entlang, und mehr als einer der Anwesenden bemerkte, wie blaß das junge Mädchen aussah.

Marie hatte sich entschieden geweigert, Brautjungfer zu sein, und sie hätte sich auch von der Tauung ganz fern gehalten, wenn ihre Abwesenheit nicht zu Gerede Veranlassung gegeben haben würde.

Kaum hatte sich die junge Erbin niedergelassen, als ein Rauschen an der Thür das Erscheinen des Brautpaares ankündigte.

Das Gesicht der Braut strahlte triumphirend. Ihre dunklen Augen leuchteten vor Befriedigung.

Das Brautpaar stand vor dem Altare, der Geistliche begann die gewöhnlichen Fragen, und zum drittenmale wurde der Braut der Trauring angesteckt.

Nach der Trauung begaben sich die Neuvermählten in die Sakristei, um die Trauungsurkunde zu unterschreiben, und bald nachher stiegen unter festlichem Glockengeläute die Neuvermählten in ihren Wagen und fuhren nach Schloß Engelbert zurück.

Marie und Rudolf folgten im zweiten Wagen. Die Gäste folgten dicht hinter ihnen.

Der große Speisesaal, wo das Frückstück eingenommen wurde, war von oben bis unten mit Blumen geschmückt.

Nach dem Frühstück verabschiedeten sich Herr von Friebel mit seiner Familie und noch mehrere andere, die alle aus Ehrerbietung für die Baronesse Marie gekommen waren, nicht wegen der Baronin.

Viele der Gäste blieben bis zum Balle.

Graf Hohenfels verabschiedete sich gegen Abend, und Marie zog sich in ihre Zimmer zurück, welche sie den ganzen Abend nicht mehr verließ.

Marie hatte es abgelehnt, bei dem Balle zugegen zu sein, und Frau von Friebel hatte sie darin unterstützt.

Wie konnte sie bei der Hochzeit der Wittwe ihres Vaters tanzen? Alle ihre Gedanken waren an jenem Tage nur mit ihrem Vater beschäftigt, und wenn sie an sein trauriges Ende dachte, konnte sie sich nicht über ein Bündniß freuen, das nie stattgefunden hätte, wenn er nicht gestorben wäre.

Das Tanzen innen im Schlosse und außerhalb desselben dauerte bis spät in die Nacht hinein. Frau von Schwarz — nicht mehr Baronin Engelbert — war die Königin des Balles; sie war in der fröhlichsten Laune.

Frau Altmann erschien zum großen Erstaunen aller, welche die Gesellschafterin der Baronin Engelbert nur immer in Grau gekleidet gesehen, in einem rothseidenen Kleide mit langer Schleppe und Brillanten.

Frau Heide, die Tante der Braut, war nicht anwesend, denn sie lag im Sterben, was Frau von Schwarz schon am Morgen erfahren, als sie sich zu ihrer Trauung ankleidete, aber verschwiegen hatte.

Nach zwölf Uhr fuhren die Wagen vor, und nach und nach verabschiedeten sich die Gäste; im Schlosse verloschen die Lichter eins nach dem andern.

Die Neuvermählten hatten beschlossen noch eine Woche im Schlosse Engelbert zu bleiben und dann nach der Villa „Auf der Höhe" zu gehen.

Es war ausgemacht, daß Marie ihre Stiefmutter begleiten sollte; auch Rudolf sollte sich ihnen anschließen.

Große Stille herrschte jetzt nach dem Lärm und Getöse. Die Bewohner des Hauses hatten sich zu Ruhe begeben.

Marie war bereits lange zu Bett gegangen. Schon ehe der letzte Wagen fortgefahren, war sie eingeschlafen, stets ihres Vaters gedenkend.

Plötzlich fuhr sie aus ihrem Schlummer empor; kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn, und ein wilder Schrei entrang sich ihren Lippen.

Sie sah mit entsetzten Blicken um sich.

Die weißen Bettvorhänge flatterten von dem Lüftchen, das durch das offene Fenster drang, und um sie her herrschte große Finsterniß.

„O Papa, Papa!" rief Marie mit markerschütternder Stimme. „Mir hat geträumt — o, war es nur ein Traum? — daß Papa noch lebt. Ich sah ihn in einer gebirgigen Gegend vor einer Thür stehen und hörte seine Stimme rufen: „Ottilie! Marie!" Er ist nicht todt — er ist nicht todt! So wahr ich lebe, glaube ich, daß Papa noch lebt! O mein Vater, mein Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

Die „Körbe" eines Königs.

Unter dieser Ueberschrift bringt der „Berliner Lokal-Anzeiger folgenden interessanten Artikel:

Das „Königreich" Serbien dürfte demnächst wohl das „interessanteste" Land der Balkanhalbinsel werden,

es bereiten sich dort Zustände vor, die geeignet sind, wieder einmal die Blicke der Welt auf jenen Hexenkessel zu lenken, in welchem beständig Dinge gebraut werden, die in den Rahmen der europäischen Kulturwelt recht schlecht hineinpassen. Von einschneidender Bedeutung für die Zukunft Serbiens ist es vor Allem, daß die seit etwa 50 Jahren bestehende, auf einen Schweinehirten zurückführende „Dynastie“ Obrenovic zum Aussterben verurtheilt ist. König Milan war trotz all' seiner recht orientalischen Passionen immerhin ein Mann, mit dem die Politik des Landes rechnen durfte; wohl hat er das Seinige dazu gethan, um das von der Natur keineswegs stiefmütterlich bedachte Serbenland zu einem der geprüftesten zu machen, die es auf der Erde gibt; aber er war doch ein Mann, der wenigstens für seine „Dynastie“ Werth hatte. Sein Sohn, der zur Zeit noch „regierende“ König Alexander, ist dagegen nicht einmal in der Lage, Hoffnungen zu erwecken.

Der junge „König“ ist der am meisten zurückgewiesene Freier Europas. Wenn erhaltene Körbe Schwimmblasen wären, mit denen man auf dem Meere der Politik leicht zu schwimmen vermag, so könnte König Alexander ganz ruhig der Zukunft entgegenblicken. Die Geschichte der Abweisungen Alexanders ist übrigens so interessant, daß ich es mir nicht versagen mag, sie unseren Lesern mit einigen Worten zu erzählen.

Bald nach dem Regierungsantritt Alexanders trugen sich die unzufriedenen Elemente Serbiens mit dem Plane, den jungen König aus dem Lande zu schaffen. Als König Milan davon erfuhr, faßte er sofort den Entschluß, für eine neue Fundamentirung seiner Dynastie zu sorgen, d. h. seinen einzigen ehelichen Sohn angemessen zu verheirathen.

Wohl agitirte Königin Natalie gegen diesen Plan, da sie fürchtete, in Belgrad für alle Zeiten ausgespielt zu haben, wenn im Konak eine neue Königin residirte; aber das dynastische Interesse war denn doch wichtiger als die Befriedigung des Ehrgeizes der schönen Natalie — und so setzte sich's denn Milan in den Kopf, seinem lieben Sohne eine österreichische Erzherzogin zu verschaffen.

Da er gute Beziehungen zu Oesterreich hatte, so glaubte er, daß es ihm nicht schwer werden würde, seinem königlichen Sohne eine Prinzessin aus dem Hause, das selbst für seine Kammerherren zwölf Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits verlangt, zu erobern. Eines Tages war denn auch in der offiziösen serbischen Presse zu lesen, daß König Alexander sich demnächst mit einer Tochter des Erzherzogs Joseph von Oesterreich verloben würde.

Man war in Wien über diese Nachricht so — überrascht, daß Milan sich beeilte, nach einer neuen Schwiegertochter zu suchen. Er glaubte sie jetzt in einer deutschen Prinzessin gefunden zu haben. Die Sache nahm sich diesmal sehr ernst aus. Die Zeitungen Belgrads brachten bereits das Bildniß der „Braut“ und große Artikel, in welchen über das Vermögen der Prinzessin und über die Vortheile, welche aus der Vereinigung eines Obrenovic mit einer deutschen Fürstentochter für Serbien erwachsen würden, orakelt wurde. Auch ein Oheim der Prinzessin kam nach Belgrad, um sich die serbische Dynastie etwas näher anzusehen — er kam und sah und — entfernte sich — und mit der Verlobung war es wieder nichts.

Dieser zweite Korb schreckte Milan nicht ab. Er klopfte bei fast allen mitteleuropäischen Höfen an — überall fand er verschlossene Thüren; selbst in Athen wollte man nichts von einem serbischen Schwiegersohn wissen.

In Verzweiflung wandte Milan sich jetzt nach Ungarn; er hoffte dort eine reiche Magnatentochter für Sascha kapern zu können; es fanden sich auch wirklich ein paar Familien, die nicht abgeneigt waren, ihr Blut mit dem der Dynastie Obrenovic zu mischen — sobald die maßgebenden Personen aber in Belgrad gewesen waren, schreckten sie zurück; und so endete denn auch auf ungarischem Boden jede Werbung mit einem verletzenden Korbe.

Jetzt kam Milan auf eine originelle Idee: Eine reiche Yankeetochter sollte Serbien und das Haus Obrenovic retten. Zu diesem Behufe setzte sich Milan mit den größten amerikanischen Heirathsvermittlungsbureaus in Verbindung, und bald las man in den amerikanischen Zeitungen lange, mit Bildern gezierte Artikel, welche die Königlichen Schlösser, die Krondiamanten und Krondomänen Alexanders schilderten. Selbst Krone, Szepter und Reichsapfel, Insignien, welche Serbiens Könige nie besessen, wurden in den Zeitungen abgebildet, um die Yankeetöchter lüstern zu machen nach dem Glanz der Königskrone — aber selbst diese Reklame half nichts — auch die amerikanischen Nabobs hatten kein Zutrauen zu dem Sohne Milans und Nataliens.

Allmälig hatten diese nicht enden wollenden Körbe das Mutterherz Nataliens verletzt; sie beschloß, jetzt selbst für ihren verschmähten Sohn zu werben und rechnete mit ihrer russischen Verwandtschaft, die es ihr ermöglichen sollte, für Sascha eine russische Prinzessin zu erobern. Aber auch ihr gelang es nicht, eine russische Prinzessin zu gewinnen; sie mußte sich endlich dazu entschließen, bei den nicht ganz vollgiltigen kaukasischen Fürstengeschlechtern Umschau zu halten. Schon hatte es den Anschein, als ob der alte Fürst Urusow, ein Ver-

wandter der Königin, eine seiner Töchter für das Haus Obrenovic opfern wollte — aber als der alte Herr in Belgrad gewesen war, schüttelte auch er sein graues Haupt und zog sich versagend zurück.

Jetzt richtete sich das Auge der Königin auf Cettinje. Die serbische Diplomatie arbeitete denn auch mit allem Eifer an den Vorbereitungen, und Alles wurde in Bewegung gesetzt, um die Reise des Königs nach Cettinje und seine Brautwerbung vorzubereiten — da traf die geradezu niederschmetternd wirkende Botschaft in Belgrad ein, daß sich die schöne, junge Fürstentochter mit dem Kronprinzen von Italien verlobt hatte. Man hoffte nun wenigstens noch auf eine andere Tochter Nikitas; dieser erklärte jedoch feierlich, daß er einem Obrenovic keine Tochter zur Frau geben würde. Damit war jede Hoffnung, eine Fürstentochter für den serbischen Thron zu gewinnen, erloschen.

Um die Dynastie Obrenovic überhaupt noch aufrecht zu halten, kamen Milan und Natalie überein, den König mit einer serbischen Patrizierstochter zu verheirathen. Die Tochter des Gardeobersten Konstantinovic wurde auserſehen, den serbischen Thron zu besteigen. Konstantinovic ist ein Verwandter der Obrenovic, und seine Frau, eine Nepusenovic, hat von ihren Verwandten viel geerbt. Frau Konstantinovic ist überdies eine ehrgeizige Dame, und so hielt man es denn für selbstverständlich, daß Alexander wenigstens ein Fräulein Konstantinovic zum Altar führen wird. Aber das Unerwartetste trat ein — die Eltern der „Braut" dankten im letzten Augenblick für die Ehre, indem sie den bedenklichen Gesundheitszustand des Königs zum Vorwand der Ablehnung nahmen. Und so rückt in immer unheimlichere Nähe das unvermeidliche Ende der Dynastie Obrenovic.

Mannigfaltiges.

— Ein merkwürdiges Kostüm. Das „Wien. Extrabl." berichtet aus Wien: Nicht geringes Aufsehen erregte es vorgestern Nachmittags, als ein junger Mann, dessen einzige Bekleidung aus einer Umhüllung von Kastanienblättern bestand, durch die Speisingerstraße im XIII. Bezirk gegen Lainz zueilte. Eine Schaar von Kindern lief johlend und schreiend hinter dem seltsam kostümirten Manne her. Karl Kundler, so heißt der adamitisch Gekleidete, hat sein Blättergewand nicht freiwillig gewählt, er wurde durch einen eigenthümlichen Umstand dazu gezwungen. Kundler, der in Lainz ansässig ist, hatte vorgestern geschäftlich in Liesing zu thun. Als er auf dem Rückwege zu dem außerhalb Atzgersdorf befindlichen Teiche kam, wandelte ihn die Lust an, zu baden, und er führte das Vorhaben aus. Seine Kleidung legte er am Ufer in das Gras. Er stieg mit einer brennenden Zigarre in das Wasser und warf dann den Stummel weg. Er fiel auf die Kleidungsstücke und im Momente standen dieselben in hellen Flammen. Die Situation Kundlers war nun eine recht unbehagliche. Die Kleider waren vollständig verbrannt und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich ein Kostüm aus Kastanienblättern zu verfertigen und in dieser Gewandung nach Hause zu eilen.

— Entlarvung eines Simulanten. Ueber einen originellen Fall von Simulation wird in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" berichtet. Gelegentlich einer Revisionsreise von Sanitätsrath Dr. Blasius-Berlin hatte dieser unter Anderem einen Maschinenmeister zu untersuchen, der seit 11 Jahren an einer seitlichen Verkrümmung der Wirbelsäule leidet, die nach dem Heben einer schweren Last sich allmählich entwickelt haben soll. Der Mann gab an, dauernd ein Korsett tragen zu müssen, um gerade gehen zu können. Bei der Untersuchung zeigte sich ein nagelneues Korsett, nach dessen Ausziehen der Oberkörper des Mannes nach links sank. Da das Verhalten des Mannes dem Untersuchenden verdächtig vorkam, photographirte er ihn in Gegenwart von Zeugen und wartete mit der Ausstellung des Gutachtens bis zur genauen Durchsicht der Akten. Unter diesen befand sich eine Photographie des Mannes, die bald nach dem angeblichen Eintritt der Verkrümmung angefertigt war. Auf dieser zeigte aber der Mann eine starke Beugung nach rechts. Offenbar hatte der Mann in der langen Zeit von elf Jahren vergessen, nach welcher Seite er sich damals geneigt hatte. Natürlich gelang jetzt leicht die Ueberführung des Simulanten, der in der Zwischenzeit mit Glück verschiedene Aerzte angeführt hatte und während dieser elf Jahre eine Rente von 75 Prozent, d. i. 675 Mark jährlich bezog.

— Das genügt. „Es ist mir so schrecklich, Herr Leutnant, daß unsere Tochter darauf besteht, in's Kloster zu gehen; kein Abrathen hilft. Wenn ich nur wüßte, wie wir unsere Tochter von dem entsetzlichen Gedanken abbringen könnten!" — „Soll ich sie 'mal anlächeln?"

— Krämer: „Hast Du Sand unter den Zucker gemischt und Wasser in die Milch und den Syrup gegossen?" — Lehrling: „Jawohl." — Krämer: „Dann kannst Du jetzt zum Abendgebet hereinkommen."

— „Na, Jim, wie denkst Du über den allgemeinen Weltfrieden?" — „Weißt Du, damit steht's gerade so, wie bei mir und meiner Frau. Wenn wir nämlich Streit haben, ist meistens derjenige Theil für den Frieden, der den Feuerhaken nicht erwischt hat."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 142. Freitag, den 23. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

34 Roman von F. Siemers von Ostermann.

20. Mariens Entschluß.

Wie im letzten Kapitel erzählt wurde, blieb Marie den übrigen Theil der Nacht wach, ging ruhelos in ihrem Zimmer umher, weinte und rang die Hände.

Erst als das helle Sonnengold einen freundlichen Schein auf alle Gegenstände in ihrem hübschen Schlafgemach warf, verlor der bedeutsame Traum seinen Einfluß auf ihr geängstigtes Gemüth und sie sagte sich:

„O, es war nur ein Traum!“

Sie legte ihren eleganten Morgenanzug an und ging dann bleich und unruhig, später als gewöhnlich ins Speisezimmer zum Frühstück.

Als Marie eintrat, befand sich niemand in dem Gemache; darum durchschritt sie den Raum und trat hinaus auf die Terrasse, wo sie langsam hin und her ging.

Bald gesellte sich Rudolf von Schwarz zu ihr und begrüßte sie.

Marie erwiderte seinen Gruß ernst.

Rudolf begann:

„Fräulein Marie, warum sind Sie gestern nicht in den Ballsaal gekommen? Es waren viele hübsche Mädchen da; allein ich habe nicht getanzt, denn es gibt für mich jetzt nur eines in der Welt, und das sind Sie!“

„Hat Ihr Herz, ehe Sie mich kannten, niemals für ein anderes weibliches Wesen geschlagen?“ fragte Marie, indem sie ihm fest in die Augen sah.

„Ja — nein!“ stammelte Rudolf, der bald blaß, bald roth wurde. „Jeder Jüngling hat so seine Flamme, Fräulein Marie; aber jetzt schlägt mein Herz nur für Sie. Glauben Sie mir das?“

„Ja,“ antwortete Marie. „Aber lassen Sie uns jetzt zum Frühstück gehen; Herr und Frau von Schwarz sind schon im Speisesaale!“

Damit wendete sie sich zum Gehen.

Sie fand dort ihre Stiefmutter sammt deren Gatten. Man setzte sich zum Frühstückstische.

Marie sprach kaum ein Wort.

Nach dem Frühstück begab sich Marie in den Salon, setzte sich an den Flügel und spielte etwas recht Melancholisches, womit sie die Trauer ihres Herzens ausdrückte.

Kurz darauf kam Rudolf leise zu ihr. Als sie aufblickte, sprach er:

„Was Sie spielten, klang so traurig.“

„Ich bin auch traurig, denn ich dachte an meinen lieben Vater,“ lautete Mariens Antwort. „Vergangene Nacht träumte ich von ihm, daß er lebte und in einer einsamen, abgelegenen Hütte war, und mein Traum hat mich trübe gestimmt.“

„Die Hochzeit, welche gestern stattfand und die Ihre Stiefmutter mit meinem Vater verbunden, hat Sie angegriffen; das ist begreiflich,“ sagte Rudolf.

„Es ist mir so schmerzlich, zu sehen, wie schnell mein Vater vergessen worden ist, und gerade von derjenigen, die er so angebetet hat. Von allen, die ihn gekannt und geliebt haben, trauert niemand mehr über seinen Verlust, als seine Tochter!“

„Wenn es Ihnen Trost gewähren kann, Fräulein Marie,“ sprach Rudolf, „so will ich Ihnen sagen, daß die meisten Gutsherrn mit ihren Familien gekommen waren, um Sie aufzuheitern, und sehr bedauert haben, Sie nicht sehen zu können.“

„Mein Vater hat Sie sehr lieb gehabt, Rudolf, nicht wahr?“ fragte Marie plötzlich, weil ihr der Brief einfiel, den man ihr damals übergeben hatte nnd in welchem von dem jungen Manne die Rede war.

Rudolf war von seinem Vater beauftragt worden, sich zu stellen, als habe er viel mit dem Verstorbenen verkehrt. Der junge Mann war zwar schüchtern und willenlos, jedoch war es ihm nicht möglich, offenbar zu lügen, wenn Mariens klare Augen auf ihn gerichtet waren.

„Persönlich habe ich ihn nicht gekannt,“ sagte Rudolf,

der es nicht über sich brachte, ihr jetzt eine Unwahrheit zu sagen.

„Aber — aber — mein Vater schrieb — ich begreife gar nicht — ich glaubte, daß mein Vater — Sie geliebt habe!“

„Ich weiß nicht, ob der Herr Baron mich je gesehen hat,“ erwiderte Rudolf in äußerster Verlegenheit. „Vielleicht hat er mich auf der Akademie gesehen und Zuneigung zu mir gefaßt —“

Marie blickte den jungen Mann erstaunt an, denn Rudolf's Aussage stimmte mit dem Briefe nicht überein, den man ihr, als von ihrem Vater geschrieben, eingehändigt hatte.

„Das ist eigenthümlich!“ rief Marie aus. „Was soll ich davon denken? In seinem Briefe spricht mein Vater von seiner Zuneigung zu Ihnen —“

Marie hielt inne.

Ihr Erröthen verrieth ihre Gedanken.

Rudolf fühlte einen kalten Schauer seine Glieder schütteln. Er wußte, warum Marie erröthete, und schämte sich über seines Vaters Niederträchtigkeit; allein seine angeborene Feigheit verhinderte ihn, die Wahrheit zu gestehen. Er begriff jetzt, daß der Brief gefälscht sei, fürchtete jedoch seinen Vater zu sehr, um dies der Baronesse zu enthüllen.

„Vielleicht hat mein Vater durch irgend eine That Ihrerseits Zuneigung zu Ihnen gefaßt, ohne es Ihnen mitzutheilen,“ fing Marie nach einer Pause an, „sonst kann ich mir keine andere Erklärung geben. Sollte er nicht gewußt haben, was er schreibt, oder — sollte der Brief gefälscht sein?“

Rudolf wendete sich weg; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

„Aber wer sollte ihn gefälscht haben?“ fragte er mit heiserer Stimme.

„Das kann ich nicht errathen, Rudolf,“ antwortete Marie; „aber Ihre Aussage und die Worte im Briefe verwirren mich. Mein Vater war ein Ehrenmann, wie es wenige gibt.“

„O, hätte ich einen solchen Vater gehabt, dann würde ich gestrebt haben, seine Liebe und Achtung zu verdienen!“ sagte Rudolf mit zitternder Stimme.

Marie streckte die Hand gegen ihn aus, die der junge Mann schnell ergriff und einen Kuß darauf drückte.

„Marie,“ rief er aus, „vor länger als einem Monate habe ich um Ihre Hand gebeten, und Sie haben mir noch keine Antwort gegeben. Wollen Sie mir jetzt darauf antworten?“

Die junge Dame entzog ihm leise die Hand, ohne zu antworten.

„Ich weiß, daß ich Ihrer nicht würdig bin,“ sagte Rudolf. „Ich bin nicht reich, bin nicht energisch — ein Rohr im Winde — aber Sie können alles aus mir machen, was Sie wollen. O, neigen Sie sich aus Ihrer Höhe zu mir herab, und ich werde Ihnen all mein Lebenlang wie ein Sklave unterwürfig sein!“

Seine angsterfüllten Augen blickten so flehend in die ihrigen, daß sie davon bewegt wurde.

Er schien sie als seine Erretterin zu betrachten, was sie in der That geworden wäre.

„Armer Rudolf!“ sprach sie mit schwesterlicher Hingebung und blickte wie eine tröstende Freundin zu dem hochgewachsenen, ungeschickten Menschen gütig empor. „Es thut mir so leid um Sie!“

„Wollen Sie mir denn die Hand reichen?“ rief er ungestüm aus.

Mariens Züge wurden unendlich ernst, und sie sprach:

„Ich möchte gern die Wünsche meines theuren Vaters erfüllen, aber dann bin ich unwahr gegen Gott und mein besseres Selbst, denn ich kann Sie nicht anders als wie eine Schwester lieben. Und dann kommt es mir manchmal vor, als hätte mein theurer Vater den Brief nicht geschrieben. Ich denke, mein Vater sieht vom Himmel auf mich nieder, und doch glaube ich nicht unrecht zu thun, wenn ich Ihnen offen sage,“ — hier ergriff sie ihn bei der Hand — „daß ich Ihnen nicht angehören kann! Ich liebe Sie nicht so, wie man denjenigen lieben soll, dem man sich fürs Leben hingibt. Ich würde fürchten, einen Meineid zu begehen, wenn ich vor Gottes Altar schwören sollte, daß ich Sie liebe!“

Rudolf beugte sein Haupt auf das Piano nieder und schluchzte laut.

Das that ihr im Herzen weh, und sie sagte:

„Ich werde Ihnen stets eine Schwester bleiben, Rudolf!“

„O, ich weiß,“ rief dieser leidenschaftlich aus, „Sie werden dem Grafen Hohenfels die Hand reichen. O Marie, Marie!“

„Es kann Ihnen gleichgültig sein, wen ich heirathen will; wir bleiben Freunde — Bruder und Schwester.“

„Alles oder nichts will ich sein! Entweder Ihr Gatte oder ich will sterben!“

Mit diesem Ausrufe stürzte Rudolf aus dem Zimmer.

Auf dem Korridor traf er mit seinem Vater und dessen Gattin zusammen.

Er wollte an ihnen vorübereilen, allein sein Vater packte ihn am Arme und fragte:

„Nun, was fehlt Dir?“

„Ich will mir das Leben nehmen!“ rief er aus,

indem er sich losreißen wollte. „Marie hat mich ausgeschlagen, weil sie den Grafen Hohenfels heirathen will!"

„Wirklich?" meinte Herr von Schwarz höhnisch. „Das wollen wir sehen!"

„Wahrhaftig?" fragte Mariens Stiefmutter mit grausamem Lächeln. „Ich bin ihre Vormünderin! ohne meine Einwilligung kann sie nichts thun, und wenn sie es wagt, mir ungehorsam zu sein, dann soll sie meine Macht fühlen!"

„Warte mit Deinem Selbstmord, mein Sohn," sagte Herr von Schwarz, „bis Du siehst, wie die Sachen endigen. Geh' in Dein Zimmer und trockne Deine Thränen, damit Du der Dienerschaft nicht zum Gespött wirst!"

Rudolf von Schwarz schlich sich traurig fort, — seine Hoffnung belebte sich jedoch wieder. Vielleicht war noch nicht alles verloren; vielleicht würde sich Marie anders besinnen.

Als Rudolf sich entfernt hatte, legte Frau von Schwarz ihre Hand auf ihres neuangetrauten Gatten Schulter und sagte:

„Das Mädchen wird widerspenstig sein; wir werden viel Verdruß mit ihr haben. Wenn wir sie zu dieser Heirath zwingen wollen, dann müssen wir sie erst von ihren Freunden entfernen. Wohin sollen wir sie bringen? Wie können wir ihren Starrsinn beugen?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Offenbachiaden. Einige nette Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Komponisten der „Schönen Helena" erzählt Max Gall in „Bühne und Welt". Offenbachs Durst auf Erfolg und Ruhm war nie zu stillen, und die Eitelkeit, die damit Hand in Hand ging, spielte dem Meister hier und da ergötzliche Streiche. Offenbach fuhr einmal mit Freunden den Rhein abwärts nach Biebrich. Auf seinem Dampfer befand sich, ohne daß Offenbach darum wußte, der Herzog von Nassau. Der Dampfer hatte das Ziel seiner Fahrt erreicht; an den Ufern drängte sich eine dichte Menschenmenge, welche das nahende Schiff mit Vivatrufen und Hüteschwenken begrüßte, die Musik intonirte einen Marsch aus der Offenbach'schen Operette. Das Schiff landet. Zugleich tritt Offenbach an den Rand des Decks, schwenkt seinen Hut zum Gruß und sagt zu seinen Begleitern: „Das ist doch schön, wie ich hier empfangen werde!" in der festen Ueberzeugung, alle die Ovationen gelten ihm. Aber im selben Momente trat der Adjutant des Herzogs hinzu und rief Offenbach zu: „Machen Sie Platz, damit Seine Hoheit aussteigen kann!" . . . Eines Tages hatte Offenbach seinen Freunden einen Besuch in Etretat versprochen. Man erwartete ihn im Hotel. „Bereiten wir," schlug einer seiner Intimen vor, „dem Maëstro einen glänzenden Empfang!" Sofort wurde die Idee auch ausgeführt. Man plünderte in Eile die Waffensammlung eines Freundes und etwa zwei Dutzend Leute konnten als Hellebardenträger ausstaffiert werden. Ein junger Offizier bestieg einen Esel und schwang die Fahne des Kasinos. Ein dilettirender Pyrotechniker wurde auf den Balkon des Hotels plazirt, um dort — um drei Uhr Nachmittags!! — ein Feuerwerk abzubrennen. Im Augenblicke, als sich nun Offenbachs Wagen zeigte, schlug ein Tambour den Generalmarsch, die Hellebardenträger präsentirten ihre Waffen und ein alter Herr übergab dem Maëstro auf einer silbernen Platte die Schlüssel des Hotels. Offenbach aber, gewohnt an alle Exzentrizitäten des Erfolges, begriff den Spaß nicht, und mit Thränen der Rührung in den Augen rief er tief bewegt aus: „Das ist zu viel, zu viel!"

— Die neapolitanische Polizei, die vor einigen Monaten reorganisirt wurde und kürzlich eine ganze Bande hochgeborener Betrüger festnahm, hat es seit einigen Tagen auf die zahlreichen Spielhöllen Neapels abgesehen, in denen zumeist Tag und Nacht die Roulette surrt und die Baccaratkarten abgezogen werden. Die vornehmste dieser Spielhöllen wurde im Herzen der Stadt, in einem Hause der Galleria Umberto, gehalten. Aber alle Versuche, sie aufzuheben, waren bisher gescheitert, da der Besitzer der Spielhölle ein paar gewandte ehemalige Polizisten in Dienst genommen hatte, von denen die Spieler im entscheidenden Moment gewarnt wurden. Wenn die Polizei in das Spielzimmer eindrang, fand sie Niemanden oder höchstens ein paar harmlos plaudernde Herren vor. Gestern gelang es ihr endlich, die Spielgesellschaft auf der That zu ertappen. Einige Polizisten hatten sich als Elektrizitätsarbeiter verkleidet und machten sich mit Leitern, Drähten und Isolatoren an den elektrischen Lampen der Galleria Umberto zu schaffen. In der Spielhölle bemerkte man sie, vermuthete aber nichts Arges und schloß nur zur Vorsicht die Fenster. Den verkleideten Polizisten gelang es, ihre Leitern in die Nähe des Spielhauses zu bringen. Auf einmal erschienen sie an den Fenstern des Spielzimmers, schugen die Fenster mit Beilen ein, sprangen in das Zimmer, bemächtigten sich der Roulette und der Einsätze und erklärten alle Anwesenden für verhaftet. Im nächsten Augenblick drang ein Polizeikommissar mit anderen Beamten die Treppe herauf in das Spielzimmer

ein. Die Spieler suchten durch geheime Ausgänge zu entkommen, fanden aber auf der Straße alle Thüren bewacht. Viele von ihnen flüchteten in die Expedition der Sportzeitung „Tribuna-Sport“, die sich in demselben Hause befindet. Die Polizei folgte ihnen, und um eine Erklärung für ihr Verweilen in dem Spielhause zu geben, erklärten die verfolgten Spieler einmüthig, daß sie sich auf die „Tribuna-Sport“ abonniren wollten. Das geschah denn auch. Die Zeitung bekam unvermuthet mehr als 20 neue Abonnenten, und die Polizei ließ die Spieler-Abonnenten laufen. Weniger glimpflich kam natürlich der Spielhalter davon, und die 2000 Lire, die sich auf dem Spieltische vorfanden, wurden beschlagnahmt.

— Die Weiber von Zsebely. In Temesvar begann am 21. d. Mts. der für zehn Tage anberaumte Giftmord-Prozeß gegen Zsebelyer Bauernweiber, die ihre Männer und Kinder, manchmal auch die Liebhaber, mit Arsenik vergifteten, um den Mann, dessen sie überdrüssig geworden, los zu werden, die Kinder, die einer neuen Heirath im Wege standen, zu beseitigen und Erbschaften anzutreten. Das Gift lieferte ihnen in Form von Rattengift oder eines Schönheitsmittels der „Serecsika“, ein gewisser Georg Korin, den sie in den Dörfern den „Apotheker“ nannten. Der Gemeindearzt behandelte die hilflosen Opfer der Giftmörderinnen an „Lungenentzündung“ oder „Magenkrebs“ und auf diese Krankheiten lauteten auch die Todtenscheine. Durch eine anonyme Anzeige wurden dem Temesvarer Gerichtshofe sechzehn Giftmorde bekannt gegeben: der Zsebelyer Friedhof wurde aufgewühlt und ganze Wagenladungen von Leichenresten gingen an die Gerichtschemiker ab. Die Analyse lieferte ein entsetzliches Ergebniß; trotzdem zwei bis fünf Jahre seit dem Tode der exhumirten Personen vergangen waren, wurden noch große Quantitäten des Giftes konstatirt. Durch die Geständnisse einiger Hauptangeklagter kamen schreckliche Details zum Vorscheine. Unter den Angeklagten befindet sich eine Frau, die ihren Mann vergiftete, um dem Geliebten anzugehören, der wieder seine eigene Frau tödtete, um auch seinerseits frei zu sein. Andere Frauen besprachen auf dem Markte ihre Mordpläne und redeten den Freundinnen zu, das Gleiche zu thun. Eine Mutter, die ihr Kind säugte, wollte sich desselben, weil es blind zur Welt kam, entledigen. Auf Anrathen einer Freundin füllte sie einen großen Löffel mit der Milch ihrer eigenen Brust und mit der Muttermilch gab sie dem armen Wurm das tödtliche Gift ein. Zwei der Hauptthäter ereilte die Nemesis im Kerker: Juon Gaga starb im Gefängnisse und Ilonia Diminesku wurde irrsinnig, nachdem sie vorher bei klarem Bewußtsein ein umfassendes Geständniß abgelegt hatte. Es verblieben somit vierzehn Angeklagte. Die Wittwe Marcus Nikodem, 40 Jahre alt, ist angeklagt, ihre beiden Männer vergiftet zu haben. In der Leiche des zweiten Mannes fand man so viel Gift, daß es hingereicht hätte, sechs Personen zu tödten. Die Frau hatte ein Verhältniß mit einem Bauernburschen. Die Wittwe Christine Urßika, 38 Jahre alt, ist angeklagt, ihren Mann vergiftet und die Wäscherin ihres Geliebten bewogen zu haben, daß diese ihr 8 Monate altes Söhnchen vergifte. Die Angeklagte gesteht reumüthig ihre That und will unter dem Zwange ihres Geliebten Gaga gehandelt haben. Die obenerwähnte Wäscherin Marie Esoran gesteht, ihr blindgeborenes Kind vergiftet zu haben. Die Wittwe Traila Urßu ist des Gattenmordes angeklagt, die Wittwe Juon Bocskan war ebenfalls desselben Verbrechens angeklagt, doch wurde das Verfahren eingestellt, weil ihr Mann möglicherweise eines natürlichen Todes gestorben sein konnte. Georg Borkan hat seine Frau vergiftet, weil er an der Gattin seines Militärkameraden Joan Gsarzs Gefallen gefunden hatte. Er besprach sich mit dieser, daß sie ihre Ehehälften gegenseitig aus der Welt schaffen werden und so geschah es. Die beiden Verbrecher heiratheten sich und stehen beide vor Gericht. Georg Korin ist der Mitwirkung bei zwölf Giftmorden angeklagt, leugnet aber. Die angeklagten Weiber sind fast durchwegs Rumäninnen.

— Eine neue Heilmethode. Ein Pariser Nervenarzt ist auf eine „originelle Idee“ gekommen, um nervöse Leiden, wie Hysterie, Schwermuth, Rheumatismus u. a. zu heilen. Er geht von der Beobachtung aus, daß den Kranken ein heftiger und plötzlicher Schreck öfters sehr zuträglich ist. Folglich sucht er seine Patienten auf alle mögliche Art zu erschrecken. Die besten Resultate aber, so behauptet er, hat er mit anonymen Briefen erzielt. Die Briefe waren sorgfältig zusammengestellt, voll von versteckten Andeutungen, Drohungen und Beleidigungen und flößten den Patienten plötzlich wieder ein intensives Interesse am Leben ein. — Eine plötzliche „Konfrontation“ mit der Schwiegermutter wäre vielleicht auch nicht übel!

Denkspruch.

Du triffst, wohin du auch magst zieh'n,
Den Tod auf deinen Wegen;
Vor diesem Feind läßt sich nicht flieh'n,
Drum geh' ihm tapfer entgegen.

Bodenstedt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 143. Montag, den 26. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

35 Roman von F. Siemers von Ostermann.

21. Lieschens neues Heim.

Seit dem Abende, an welchem Rudolf der Baronesse Marie unter dem schattigen Baume im Parke seine Liebe erklärt hatte, waren ungefähr sechs Wochen verflossen.

Der Leser wird sich erinnern, daß Lieschen eine verborgene Zeugin ihres Gespräches war, während Rudolf sie in den Fluthen umgekommen wähnte.

Lieschen dachte nicht mehr an Selbstmord, denn die Geduld, mit welcher die arme Näherin, bei der sie Zuflucht gefunden, ihre Leiden ertrug, hatte sie gelehrt, daß der Mensch die Bürde, die das Geschick ihm auferlegt, tragen muß und daß einst doch der Tag erscheint, an welchem seine Leiden ein Ende nehmen.

Nachdem Lieschen einige Zeit lang im Lande umhergewandert war, ohne eine ihr zusagende Beschäftigung zu finden, beschloß sie, ein Gesuch in die Zeitung einrücken zu lassen.

Drei Tage hatte sie schon vergebens auf Erfüllung ihres Wunsches geharrt, am vierten Tage wurde ihr ein Schreiben eingehändigt.

Sie riß schnell den Umschlag des Briefes entzwei.

Dieser Brief war von einer Frau Blind geschrieben, welche in demselben sagte, daß sie neun Kinder habe, von welchen fünf eine Kindergärtnerin brauchten. Sie wohne auf dem Lande, und wenn diejenige, welche unter den Buchstaben M. W. ein Gesuch in die Zeitung hatte einrücken lassen, die Stelle anzunehmen wünsche, dann möchte sie sich am nächsten Morgen um zehn Uhr einfinden.

Lieschen nahm am anderen Tage einen Wagen und fuhr nach dem bezeichneten Orte.

Sie fand bald die kleine, mit einer hohen Ziegelmauer umgebene Villa von sehr bescheidenem Aussehen.

Der Kutscher stieg ab und klingelte.

Es erschien ein schmuckes Dienstmädchen, welches unverschämt auf die einfach gekleidete Fremde blickte und ihr sagte, sie wisse nicht, ob Frau Blind zu Hause sei.

„Sie hat mich in einem Briefe aufgefordert, heute Morgen hier zu sein, da sie eine Kindergärtnerin sucht,“ sagte Lieschen.

„Das ist etwas anderes; dann wird sie auch wohl zu Hause sein,“ erwiderte das Mädchen. „Treten Sie ein!“

„Fräulein Vogel!“ stellte das arme Lieschen sich vor, weil sie glaubte, daß sie kein Recht mehr habe, sich nach ihrem Gatten zu nennen.

Nach zwanzig Minuten kehrte die Dienerin zurück und führte Lieschen in ein Zimmer, das mit Geräthschaften überladen war.

Auf einem Sofa vor der offenen Balkonthür lag eine korpulente Frau in einem violetten Seidenkleide.

Hals, Arme, Ohren und Hände waren mit Schmuck überladen; ihre Wangen waren dunkelroth, sowie ihre Nase, die man für entzündet halten konnte.

Als Lieschen eintrat, wendete Frau Blind langsam den Blick auf sie und winkte herablassend mit der Hand, andeutend, daß Lieschen Platz nehmen sollte. Die letztere setzte sich. Nun erhob Frau Blind die goldene Lorgnette an die Augen, um Lieschen zu mustern.

Sie erblickte ein einfach gekleidetes, kaum siebzehn Jahre altes Mädchen mit einem gebräunten Gesichte und sammetschwarzen Augen — ein Mädchen, dem Leiden bereits tiefe Linien eingegraben hatten, deren Züge jedoch Unschuld und Reinheit bekundeten.

„Sie heißen Vogel?“ fragte Frau Blind. „Den Namen muß ich schon gehört haben. Haben Sie Zeugnisse?“

Lieschen überreichte der Fragenden ein Papier.

„Haben Sie nur dieses eine Zeugniß? Nun, es ist gut. Sie sehen rechtschaffen aus, obgleich der Schein oft trügt. Was für Gehalt beanspruchen Sie?“

Lieschen überlies es der Frau Blind, die Höhe des Gehaltes zu bestimmen.

Infolge dessen erhielt sie nur die Hälfte von dem,

was sie eigentlich haben sollte; allein sie war froh, ein Unterkommen gefunden zu haben.

Nachdem noch mehreres besprochen worden war, sagte Frau Blind, Lieschen möchte wieder nach Hause fahren, um ihren Koffer zu holen, sie sollte aber gewiß zum Speisen zurück sein.

Lieschen beeilte sich, zur angegebenen Zeit an ihrem neuen Bestimmungsorte anzukommen.

Von dem Dienstmädchen wurde ihr ein ärmliches Zimmer angewiesen.

Dort kniete sie nieder, nachdem sie die Thür verriegelt hatte, und betete inbrünstig; dann erhob sie sich, kleidete sich an und ging zu Frau Blind hinab.

Diese blickte zuerst auf ihre Uhr; dann lächelte sie befriedigt, als sie bemerkte, wie pünktlich das Mädchen gewesen.

Da gewahrte sie, daß Lieschen in Trauer gekleidet war, und sie befragte sie nach der Ursache.

Als das Mädchen oder die junge Frau ihr mitgetheilt, daß sie ihre einzige Freundin verloren, sagte sie:

„Ich hoffe aber, daß Sie nicht mit einem Leichenbittergesichte im Hause umhergehen werden."

Hierauf theilte sie ihrer neuen Kindergärtnerin mit, welche Pflichten sie zu erfüllen haben werde.

Lieschen versprach, daß sie sich Mühe geben wolle, ihre Gebieterin zufrieden zu stellen.

Nachdem Herr Blind nach Hause gekommen war, ließ er sich seine neue Hausgenossin vorstellen und band ihr auf die Seele, die kleinen, sehr lebhaften Kinder bei sich in der Stube zu behalten, da sie den Besuch einer alten Tante zu erwarten hätten, welche Kindergeschrei verabscheue.

22. Mariens Verlobung.

Herr und Frau von Schwarz riefen Frau Altmann, um eine Berathung zu halten.

Marie mußte Rudolf heirathen, wenn sie in Besitz des ganzen reichen Erbes gelangen wollten, und wenn sie kein Mittel scheuten, so schlecht es auch immer sei, dann mußte ihnen ihr entsetzlicher Plan gelingen.

Infolge dessen reiste Frau Altmann noch am Nachmittage in dem großen Reisewagen ab und nahm zwei umfangreiche Koffer mit.

Es wurde im Schlosse gesagt, daß sie nach Berlin reisen wolle, um eine Verwandte zu besuchen.

So reiste sie denn ab — aber wohin sie eigentlich ging, das sagte sie nicht.

Rudolf wanderte trostlos im Parke umher und kam ganz niedergeschlagen, müde und hungrig gerade vor Tische zurück.

Er traf seinen Vater, der zu ihm sagte: „Du siehst ja aus, als wärest Du ganz verzweifelt!"

„Das bin ich auch!" antwortete Rudolf.

„Und Du wagst es, mir das zu sagen?!" fuhr sein Vater ihn an.

„Wem soll ich es denn sagen?" rief Rudolf ververzweifelt aus. „Du hast mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Ich hatte ein gutes, unschuldiges Mädchen geheirathet — Du hast uns aus einander gerissen, und hast mir gesagt, daß unsere Ehe ungültig — Du hast sie in den Tod getrieben!"

„Du wankelmüthiger Mensch! Heute Morgen warst Du in Verzweiflung, weil Marie Dich ausgeschlagen hat, und jetzt trauerst Du wieder um die Gemüsehändlerstochter. Welche von beiden willst Du denn eigentlich haben?"

„Welche?" rief Rudolf. „Diejenige, welche Du gemordet hast! Mir bricht das Herz, wenn ich an sie denke. Ihr Bild verfolgt mich Tag und Nacht.

Herr von Schwarz schauderte unwillkürlich.

„Du hast Deinen Verstand gänzlich verloren!" rief er aus. „Ich habe geglaubt, daß Du Marie liebst."

„Das thue ich auch; aber so wie ich Lieschen geliebt, liebe ich sie nicht!" lautete Rudolf's Antwort.

„Ich kann hier nicht bleiben!" rief Rudolf aus. „Morgen reise ich fort."

„Das darfst Du nicht thun!" schrie Herr von Schwarz zornig. „Du mußt Marie heirathen!"

„Was verdienst Du denn dabei?"

„Zehntausend Mark jährlich, welche Du mir dann zu geben hast!" erwiderte Herr von Schwarz. „Meine Frau und ich werden Marie schon geneigt machen."

„Aber wie?" fragte Rudolf.

„Das Wie ist meine Sache. Kleide Dich jetzt an; Das Diner wird gleich aufgetragen werden."

Rudolf beschloß nach dem Rathe seines Vaters zu handeln, und als er sich später in den Speisesaal begab, bemühte er sich, trotz seiner Blässe und Melancholie heiter auszusehen, was Marie innig rührte.

Am Abend bat er sie, ihm einige Lieder, die er gut vortrug, auf dem Piano zu begleiten, und hierauf schlug er Marie einen Spaziergang in dem mondbeglänzten Garten vor. —

Am nächsten Morgen erwies er ihr alle erdenklichen zarten Aufmerksamkeiten.

Marie nahm dieselben mit dankbarer Höflichkeit an, zeigte sich jedoch sehr zurückhaltend, so daß Rudolf es nicht wagte, wieder von Liebe zu ihr zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Pferdebahn.

Hinterlassenes Manuskript von Erich Fließ.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein ganz abscheuliches Wetter! Fortwährend fielen naßkalte Massen vom Himmel herunter, die durch die dicksten Mäntel hindurchdrangen und den Straßendamm mit einer zähen Breischicht überzogen, die die tückische Eigenschaft besaß, Menschen und Thiere zum Straucheln oder Fallen zu bringen. Die Insassen der überfüllten Ringbahn starrten sich in dem dunstigen Raum mißmuthig an und berechneten, wann ungefähr die Influenza bei ihnen zum Durchbruch kommen würde.

Der Schaffner öffnete einen Moment die Schiebethür und rief die Haltestelle; Niemand rührte sich. Draußen auf dem Schienengeleise bestiegen in demselben Augenblicke von rechts und links zwei neue Fahrgäste den hinteren Perron, daß die schützend vorgehaltenen Regenschirme auf einander krachten. Gleich darauf klappten die Seidendächer zusammen und die Gesichter der Schirminhaber wurden sichtbar. Es war ein Herr und eine Dame, die sich flüchtig musterten und gleich darauf zusammenzuckten, als wären sie gerade nicht sehr erbaut von diesem unerwarteten Zusammentreffen. Beide schienen beinahe nicht abgeneigt, wieder abzuspringen, aber der Wagen rasselte im scharfen Fahrtempo weiter.

Der Schaffner schob die Thür auf: „Draußen und drinnen noch ein Platz frei. Darf ich bitten?"

Die Dame drückte sich auf den einzigen freien Sitzplatz gleich rechts in die Ecke. Der Herr, der durch den Regen gezwungen war, das Gesicht dem Innern des Wagens zuzuwenden, streifte scheu das Profil der Dame, das trotz der angelaufenen Scheibe ziemlich deutlich zu erkennen war. Ihre Blicke begegneten sich und senkten sich scheu wieder. Es war noch nicht allzu lange her, daß die beiden sich scheinbar so fremd gegenüberstanden!

Vielleicht dachte sie daran, wie sie sich einstmals so gern gehabt — und wie dann Alles so ganz anders gekommen, — als sie gehofft!

Er war von Hause aus eigentlich Philologe, hatte aber umgesattelt und sich der Schriftstellerei gewidmet, da er sich im Stillen für einen großen Dichter hielt und ihm die Carrière eines Lehrers augenblicklich zu wenig Chancen bot. Als Federheld glaubte er es schneller zu etwas bringen zu können. Einstweilen freilich brachte ihm sein Schriftstellerthum kaum das tägliche Brod.

Sein Name — Ernst Hartmann — war unzweifelhaft einer der unbekanntesten unter den vielen Stämmen im deutschen Dichterwald. Hin und wieder gelang es ihm, ein kleines Feuilleton anzubringen und das mäßige Honorar dafür herauszuschlagen. Die größeren Arbeiten, die unter nächtlichem Schweiße und mancherlei Entbehrungen hergestellten Buchnovellen, Romane, Bühnenmanuskripte, bekam er regelmäßig zurückgeschickt, mit dem beigefügten üblichen Druckformulare, daß die unterzeichnete Redaktion oder Direktion bedauerte, von dem eingesandten Manuskripte keinen Gebrauch machen zu können.

Es war zum Verzweifeln. Hätte Ernst nicht die paar ganz leidlich bezahlten Privatstunden aus seiner Philologenzeit gehabt, er wäre buchstäblich verhungert. So schlug er sich kümmerlich durch. Uebrigens zweifelte er niemals an seinem großen Talente. Einmal mußte er doch das Richtige treffen und das Stück schreiben, auf das alle Bühnen Deutschlands immer noch hofften; das ihn mit einem Schlage zum berühmten und reichen Manne machen mußte!

War es denn nicht den meisten Genies ebenso gegangen? Auf die schwere Noth der Lehr- und Leidenszeit folgten endlich auch die Meisterjahre, die Tage des Ruhmes und der Erhöhung!

Dabei war er fortwährend auf der Suche nach einem passenden Chambregarni, das er ebensowenig zu finden schien, wie einen Maecen, der sein Talent erkannte und es zur gebührenden Anerkennung brachte. Endlich fand er das rettende Asyl bei einer kleinen Beamtenwittwe.

Frau Fenzke gefiel das ruhige, eingezogene Leben ihres neuen Miethers, der zwar kein Krösus zu sein schien, dafür aber auch keine Ansprüche an sie stellte, keinen Besuch empfing und den Miethzins pünktlich am ersten erlegte. Sie mußten sich eben beide nach der Decke strecken.

An einem Osterfeiertage lud sie den soliden Zimmerherrn, der gar keinen Anhang zu haben schien, zum Kaffee. Als Ernst pünktlich bei seiner Wirthin eintrat, fand er zu seinem Erstaunen ein junges Mädchen vor, das ihm als Nichte der Frau Fenzke vorgestellt wurde. Es entwickelte sich ein harmloser Kaffeeklatsch, bei dem sich alle drei so wohl fühlten, als wenn sie längst mit einander bekannt gewesen. Am Abend brachte der galante Zimmerherr Fräulein Fränzchen bis zur nächsten Pferdebahnstation, wo beide sich mit freundlichem Händedruck trennten.

Von da ab sahen sich die beiden öfter. Die Fränze war in einem Posamentriegeschäft Verkäuferin, wo sie neben freier Station noch zwanzig Mark monatlich verdiente. Das war nicht viel, aber das junge Mädchen strebte fortwährend im Stillen nach einer Verbesserung ihrer Lage.

Viel Schulkenntnisse besaß sie nicht, aber bei ihrer

schnellen Fassungsgabe und starken Lerngier hatte sie sich ein ganz leidliches Wissen angeeignet, das jetzt durch die Bekanntschaft mit dem ehemaligen Philologen allerhand neuen Stoff erhielt. Sie fing unter seiner Leitung an, Französisch und Englisch zu treiben und ermöglichte es, von ihren Taschengeldern einen Kursus in der Buchführung durchzumachen.

Zur Belohnung für ihre harte Arbeit gestattete sie sich hin und wieder ein kleines unschuldiges Vergnügen. Ihr Lehrer — wie Ernst sich jetzt mit Stolz nannte — that, was jedem andern auch passirt wäre, er verliebte sich sterblich in seine schöne Schülerin.

Eines Abends, als er sie nach einem kleinen Dampfer-Ausflug nach Hause begleitete, hielt er es nicht länger aus und machte ihr eine vollständige Liebeserklärung.

Sie schwieg, endlich sagte sie: „Ich bin ein armes Mädchen, das nicht so leicht einen Mann, der mir passen würde, finden wird. Einen Handwerker möchte ich nicht. Sie sind ein studierter Herr, aber" — sie suchte nach einem Uebergang, fand ihn nicht gleich und fuhr dann fort, „aber — ich komme Sonntag Nachmittag zur Tante, da können wir ja Alles in Ruhe besprechen. Gute Nacht, Herr Hartmann!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine Haifischgeschichte. Aus Genua schreibt man: Kürzlich unternahmen drei junge Seeleute aus Quinto in einem kleinen Segelboot eine Fahrt aufs Meer. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sich ihrem Boot ein junger Haifisch näherte. Einer der Seeleute Namens Enrico Meliacca beschloß, den Haifisch zu fangen. Er entkleidete sich rasch und schwamm mit dem Dolche zwischen den Zähnen auf den Raubfisch zu. Nach kurzem Kampfe gelang es ihm, den Haifisch rücklings mit beiden Armen zu umklammern und in das Boot hineinzuwerfen. Aber während sich der Fisch in seinem Elemente furchtsam und ungeschickt gezeigt hatte, erwies er sich im Boote als ein gefährlicher Gegner. Durch wuchtige Schwanzschläge drohte er das Boot umzuwerfen, und als ihn die Seeleute festhalten wollten, gelang es ihm, mit seinem Maule den Arm des einen zu fassen. Der Unglückliche stürzte, laut schreiend vor Schmerz und Schrecken, in das Boot nieder und der Haifisch zerfleischte und zermalmte ihm unbarmherzig den Arm. Zwisch den drei Männern und dem Fische entspann sich in der engen Barke ein Kampf auf Leben und Tod. Enrico versuchte, den Fisch wieder ins Meer zu werfen, glitt aber aus und kam so unglücklich zu liegen, daß ihm der Haifisch mit seinen Zähnen den Nacken und den Rücken zerfleischen konnte. Zum Glücke gelang es schließlich dem Fische, aus dem Boote ins Meer hinauszuschnellen. Der unverwundet gebliebene Seemann steuerte das Boot eiligst nach Quinto zurück, wo seine von dem Fische übel zugerichteten Genossen im Krankenhause Aufnahme fanden. Sie haben geschworen — aber ein wenig spät —, nie wieder einen Haifisch lebendig zu fangen. (Von allen Haifischgeschichten, die uns je zu Gesicht gekommen sind, ist dies die wunderbarste und wir stimmen ein in die Schmerzensrufe, welche der geneigte Leser bei der Lektüre dieser antizipirten Hundstagsgeschichte ausstoßen wird. Red.)

— Der verwandelte Kriegskamerad. Aus Athen wird folgende sehr romantische Geschichte berichtet: Ein in Larissa ansässiger Kaufmann, der als Freiwilliger den letzten Krieg mitgemacht, hatte als Nebenmann einen schönen, heldenmüthigen Jüngling Namens Don Mario Katano aus Spanien, mit dem ihn bald eine treue Kameradschaft verband. Diesem Kaufmann passirte vor Kurzem etwas ganz Wunderbares. Er erhielt einen Brief aus Spanien, in dem sich das Bild einer wunderschönen Frau befand. Der Brief aber hatte folgenden Inhalt: „Lieber Freund, dies Bild stellt den Ihnen wohlbekannten Don Mario Katano dar. Sie sind gewiß sehr erstaunt über diese eigenartige Verwandlung des rothblousigen Soldaten. Nachdem ich den Mann, den ich vergötterte, verloren hatte, suchte ich den Tod unter dem leuchtenden Himmel Ihres Vaterlandes. Er war mir nicht beschieden. Ich glaube aber, daß ich in dem stillen Kloster, wohin ich mich in wenigen Tagen begeben werde, in der Abgeschiedenheit und im Gebet das finden werde, was ich im Tode zu finden wünschte: die Vergessenheit. Leben Sie wohl für immer und verzeihen Sie Ihrer unglücklichen Donna Maria Katano." — Der griechische Kaufmann soll sich sehr gewundert haben.

— Der gebildete Schutzmann. „Wenn Sie nicht sofort das Singen unterlassen, arretire ich Sie!" — „Ach was! Singe, wem Gesang gegeben, heißt es im Uhland!" — „Sie sind aber hier in Deutschland und nicht in Uhland!"

— Vorsichtige Grobheit. Gast zur Wirthin: „Das ist wohl ihr reizendes Töchterchen, das dort am Klavier sitzt?" — „Nee, kenne das Fräulein gar nicht!" — „Na, dann könnte aber die Gans doch endlich aufhören!"

— Stramm. Leutnant: „Aeh — Vizefeldwebel — Einjähriger Müller — vortreten! . . Habe jehört verlobt! Glückwunsch! . . Aeh eintreten!"

— Aus dem Leben. Wir beide lassen die Menschen oft nicht schlafen, sagt stolz die Wanze zum Lorbeer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 144. Dienstag, den 27. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

36 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Den Tag darauf erschien Graf Hohenfels; aber Herr und Frau von Schwarz waren so eifrig bemüht, ihm zahllose Aufmerksamkeiten zu erweisen, so daß er keine Minute mit Marie allein war.

Darüber verstimmt, verließ er das Schloß.

Am folgenden Tage erging es ihm ebenso.

Den Tag darauf war er glücklicher, denn er kam früh Morgens und hörte von einem Diener, daß Marie, von einem Reitknecht begleitet, in den Wald geritten sei und wahrscheinlich ihr nahe gelegenes anderes Gut besuchen wollte.

Spornstreichs schlug der junge Graf denselben Weg ein und kam auf dem Gute gerade in dem Augenblicke an, als Marie zu Pferde stieg, um heim zu reiten.

Des jungen Mannes warme blaue Augen strahlten vor Liebe und Seligkeit, als er den Hut von seinen goldschimmernden Locken nahm, um Marie zu grüßen, die vor Freude erröthete und ihm zulächelte.

„Ich suche Sie hier auf," sprach der junge Mann, indem er an ihrer Seite ritt, „weil ich Ihnen viel zu sagen habe."

Als er sich nach dem Reitknechte umblickte, bemerkte er zu seiner Befriedigung, daß derselbe bescheiden weit hinter ihnen ritt.

„Marie," rief der Graf aus, „obschon dies kein geeigneter Ort ist, muß ich Sie doch fragen, ob Sie sich entschlossen haben, mir Ihr Lebensglück anzuvertrauen. Im Schlosse kann ich nie allein mit Ihnen sprechen."

Mariens Antlitz wurde wie mit Purpurgluth übergossen, und sie neigte ihr Haupt tief herab.

Dann erhob sie es wieder und wendete es schüchtern ihrem Geliebten zu, ohne jedoch ein Wort zu sprechen.

Und dennoch verstand er dieses Schweigen.

Er ritt näher zu ihr hin und ergriff eine ihrer Hände, die er innig drückte.

„Ich nehme das als Ihr Jawort an," flüsterte er leise, weil er fürchtete, daß die verrätherischen Lüfte sein Glück Unberufenen mittheilen möchten.

Dann führte er ihre Hand an die Lippen und drückte einen innigen Kuß darauf.

Er blickte sich um.

Der Reitknecht war nicht zu sehen.

Graf Hohenfels umfing die Reiterin und gab ihr den Verlobungskuß. Seine Augen sprachen von seinem Glücke.

„Hier habe ich einen Ring, der einst meiner Mutter gehörte, und ich bitte Sie, Marie, ihn als Zeichen unserer Verlobung zu tragen."

Bei diesen Worten zog er einen goldenen Ring, auf dem ein Brillant von großem Werthe glänzte, vom Finger und reichte ihn Marie hin, die mit zitternden Händen ihren Reithandschuh auszog, um den Ring anzustecken.

„Georg," sagte sie hierauf, „glaubst Du denn, daß mein Vater diese Verlobung billigen würde, wenn er lebte?"

„Gewiß; denn es war sein und meines Vaters Wunsch, daß wir uns einst vermählen sollten."

„Aber," entgegnete Marie, „ich habe einen Brief, den er am Abende vor seinem Tode auf der Reise geschrieben hat und in welchem er meine Verbindung mit Rudolf von Schwarz wünscht."

Graf Hohenfels blickte die Baronesse erstaunt und ungläubig an.

Marie zog den Brief aus der Tasche und reichte denselben Georg hin, indem sie sagte:

„Hier lies ihn selbst!"

Nachdem der junge Graf den Brief durchgelesen hatte, rief er aus:

„Das Schreiben ist gefälscht. Willst Du mir erlauben, es zu behalten, damit ich es Brunner zeigen kann? Wer hat Dir den Brief gegeben?"

„Meine Stiefmutter," lautete Mariens Antwort.

„Wie? — Ich kann unmöglich diese Dame des Verbrechens, einen Brief zu fälschen, für fähig halten, und doch — doch — ich weiß nicht, was ich denken soll.

Soviel ich weiß, hat der Baron Engelbert Rudolf niemals gesehen," sprach der Graf.

„Weil Rudolf mir gesagt hat, daß er meinen Vater nicht gekannt, stiegen in mir Zweifel bezüglich der Echtheit des Briefes auf. Rudolf hat ihn nicht gefälscht, dessen bin ich gewiß; aber seinen Vater halte ich für fähig, so etwas zu thun," entgegnete Marie.

„Man hat sich gegen Dich verschworen," rief Graf Hohenfels aus; „aber wir wollen wachsam sein. O, wärest Du nur schon unter meiner Obhut, liebste Marie! Reise nicht mit diesen beiden Menschen, wie sie es beabsichtigen."

„Ich kann nicht mehr zurücktreten," entgegnete Marie, „und übrigens werden wir nur vierzehn Tage wegbleiben; ich muß doch mein Versprechen halten."

„Wird unsere Verbindung in einem Monate stattfinden?" fragte der junge Graf mit flehendem Blicke.

„In zwei Monaten, liebster Georg; ich muß doch meine Ausstattung anfertigen lassen," antwortete Marie lächelnd. „Meiner Stiefmutter werde ich unsere Verlobung mittheilen, wenn wir unterwegs sind."

Sie waren aus dem Walde geritten und hatten schon lange die Landstraße erreicht.

Rudolf kam ihnen entgegengeritten und begleitete sie jetzt auf ihrem Wege ins Schloß.

Graf Hohenfels war zu selig; darum nahm er bald Abschied und bat Marie, ihm während ihrer Abwesenheit täglich zu schreiben.

Am Tage darauf reiste Marie mit dem neuvermählten Ehepaare ab.

Graf Hohenfels war sehr unruhig während Mariens Abwesenheit, denn er erhielt keine Briefe. Darum reiste er zu Herrn von Friebel und dem Advokaten Brunner, um ihnen seine Besorgniß mitzutheilen.

Die drei Herren sandten ein Telegramm an den Pfarrer des Ortes, welchen Marie als ihr Reiseziel angegeben hatte.

Der Pfarrer telegraphirte zurück, daß die drei Reisenden nicht in dem Orte seien und daß das Herrenhaus unbewohnt sei.

Nach Empfang dieses Telegramms machten sich die drei Herren auf den Weg, um Marie von Engelbert zu suchen.

23. Ein Brief.

Graf Hohenfels begab sich mit Herrn von Friebel und dem Advokaten Brunner nach der Stadt, um Marie zu suchen, die auf eine so sonderbare Weise verschwunden war, und hinterließ bei seinem Verwalter die Weisung, daß Briefe, die für ihn ankämen, sogleich nachgeschickt werden sollten.

Die drei Herren waren ganz außer sich über Mariens Verschwinden.

Advokat Brunner beschwor seine beiden Gefährten, keinen Detektive ins Vertrauen zu ziehen.

„Wenn etwas Böses im Spiele ist," sagte er, „wollen wir die Schurken ungewarnt überfallen."

„Schurken?" wiederholte Herr von Friebel mißbilligend. „Schurken ist ein sehr starker Ausdruck für die Gefährten der Baronesse Engelbert. Marie kann unterwegs krank geworden sein."

„Ich habe mich nie in der Baronin Engelbert getäuscht, nicht einmal, als der Baron sie als seine Gattin heimführte," sagte der Advokat. „Sie ist eine freche, ränkesüchtige, gewissenlose Person, und es war sehr gut, daß der Baron starb, ehe sie ihm das Herz gebrochen."

„Ihr hartes Urtheil bringt mich in Erstaunen, Herr Advokat —"

„Ich glaube, Herr von Friebel," sagte der Advokat, „daß Sie im Innersten Ihrer Seele dieselbe Meinung von Frau von Schwarz hegen. Sie ist es nicht werth, dieselbe Luft einzuathmen, wie die reine Tochter des Barons Engelbert. Sie sind unangenehm berührt, Herr von Friebel?"

„Sie sagten, Herr Advokat," entgegnete Graf Hohenfels, „daß Sie Frau von Schwarz für gewissenlos halten?"

„Ich habe Ihnen und Herrn von Friebel eine Frage zu stellen. Als ich um die Hand der Baronesse Engelbert warb, sagte sie mir, daß es ihres Vaters Wunsch gewesen, sie möchte Rudolf von Schwarz heirathen."

„Das ist nicht möglich!" riefen Herr von Friebel und Advokat Brunner zu gleicher Zeit.

„Die Baronesse Engelbert zeigte mir einen Brief, den ihr Vater am Abende vor seinem plötzlichen Tode geschrieben haben soll," sagte Graf Hohenfels. „Ich habe das Schreiben bei mir. Ich könnte beinahe darauf schwören, daß der verstorbene Baron Engelbert den Brief nicht geschrieben hat."

Er zog den Brief hervor und gab ihn dem Advokaten Brunner, welcher ihn laut las, indem er jeden einzelnen Satz genau erwägte.

„Den hat der Baron Engelbert geschrieben," erklärte Herr von Friebel ohne zögern. „Ich kenne seine eigenthümlichen Ausdrücke. Die Baronesse hält diesen Brief für echt, und ich thue es auch."

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Pferdebahn.

Hinterlassenes Manuskript von Erich Fließ.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Sonntag nahm sie nochmals seine Erklärung entgegen, sie nahm mit freundlichem Lächeln den Brautreif an und gewährte ihm einen Kuß. Dann entzog sie sich sanft seiner Umarmung und begann sofort von der Zukunft zu reden. Sie fragte den Verlobten, ob es nicht besser wäre, wenn er vollständig zum Lehrfache überginge oder irgend eine andere feste Anstellung suchte.

Ihre kühle überlegene Art brachte ihn vollständig aus dem Texte. Er hatte sich diese ersten Stunden mit seiner eben errungenen Braut doch etwas romantischer vorgestellt! Er hatte einige Gedichte an Franziska geschrieben, die er ihr vorlesen wollte; und sie verlangte statt dessen von ihm, daß er — Schulmeister werden sollte!

Endlich hatte sich Ernst ein wenig gesammelt. Er fing von seinem „heiligen Streben nach den höchsten Zielen der Menschheit“ an zu reden, sprach von den Riesenerfolgen moderner Dramatiker, bezifferte ihre Einnahme mit Riesensummen, indem er jedesmal betonte, daß diese Koryphäen ebenso angefangen wie er: mit Mißerfolgen und kleinen Honoraren.

Von den vielen Hundert, die mit Mißerfolg und Bettelhonoraren angefangen und ebenso trostlos geendet, schwieg der zukünftige Reformator der deutschen Schaubühne ganz.

Das junge Mädchen hörte diese schwungvollen Ergüsse ruhig mit an. Sie war zu wenig bewandert auf diesem Gebiete und vermochte ihren Verlobten, obwohl sie ganz deutlich den falschen Ton durchklingen hörte, nicht zu kontrolliren oder ihn zu widerlegen. Sie beschloß daher einstweilen die Sache noch ihren Weg gehen zu lassen und sich an geeigneter Stelle Auskunft zu verschaffen. Sie fragte daher heute nicht weiter, ließ sich die Liebesgedichte ihres Bräutigams gefallen und bat ihn schließlich, ihr seine großen Bühnen- und Roman-Manuskripte anzuvertrauen.

Entzückt über diesen unerwarteten Erfolg händigte Ernst seiner Braut einen ganzen Stroß Skripturen ein, in denen nach seiner Werthschätzung Tausende von Goldstücken verborgen steckten.

Zu den besten Kundinnen des Posamentrie-Geschäfts gehörte die Gattin eines bekannten Tagesschriftstellers und Doktors eines großen belletristischen Verlages. An diese Dame, welche die junge Verkäuferin stets bevorzugt hatte, wandte sich Fränze mit der Bitte, ihren Gatten zu einer Lektüre und ehrlichen Kritik der von ihrem Bräutigam verfaßten Arbeiten zu veranlassen. Es geschah. Mit möglichster Schonung erhielt die Braut den Bescheid, daß ihr Verlobter nur ein Talent dritten und vierten Ranges wäre, daß er niemals Aussicht hätte, eine Koryphäe der Bühne oder des Romans zu werden. Das Beste für ihn wäre, wenn er versuchte, sich mit dem Redaktionsdienst eines Blattes vertraut zu machen. Bei seiner Vorbildung, ernstem Streben, ehrlicher Arbeit könnte er allmählich in eine Stelle einrücken, die für nicht allzuhohe Ansprüche einstweilen genügte!

Diesen Bescheid übermittelte Fränze ihrem Verlobten und bat ihn freundlich, von seinen Utopien zu lassen und mit allen Kräften nach Erlangung einer sicheren Brodstelle zu streben, die ihnen beiden ermöglichte, einen bescheidenen Hausstand zu gründen. Aber Ernst blieb verblendet. Am meisten empörte es ihn, daß seine Braut an seinem großen Talent verzweifelte und daß sie hinter seinem Rücken über seine eigene Zukunft mit anderen Leuten Raths gepflogen. Auf eine heftige Szene folgte der unheilbare Bruch.

Ernst verließ die Wohnung der Frau Fenzke. Er und Fränze sahen sich nicht wieder.

Anderthalb Jahre waren seitdem verflossen!

Jetzt fuhren die beiden ehemaligen Brautleute in demselben Pferdebahnwagen, nur durch eine Glaswand getrennt, und die vergangene Zeit stieg, wie durch einen Schleier gemildert, wieder vor ihrer Seele auf. Verstohlen warfen sie sich einander Blicke zu, wenn sie meinten, daß der Eine das Andere nicht sähe.

Sie dachte: „Gott sei Dank! — es scheint ihm besser zu gehen, er sieht gesetzter aus!“

Er streifte ihr Profil und reflektirte: „Ihr Blick ist sanfter geworden, wie mag es ihr gehen? — Hat sie einen andern — ? — er wagte den Satz nicht zu Ende zu denken.

Es gab einen kleinen Ruck. Der Wagen hielt. Die Dame am vordersten Eckplatz stieg aus. Als sie mit einem Fuße auf dem Damm stand und den andern nachziehen wollte, drehte sie sich noch einmal um; in demselben Augenblick zog der Wagen an. Die unaufmerksame Passagierin strauchelte und fiel, aber nicht in den aufgeweichten Straßenübergang, sondern in den Arm eines Herrn, der blitzschnell vom Hinterperron heruntergesprungen war.

„Hast Du“ — er verbesserte sich rasch — „Haben Sie sich weh gethan?“

Sie schüttelte stumm den Kopf und versuchte allein weiter zu gehen, aber sie hinkte dabei stark. Er bot ihr sofort den Arm. Sie nahm ihn an.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander,

dann wagte er es und sah sie zärtlich an. Sie schlug die Augen auf zu ihm, eine Thräne schimmerte darin, aber sie lächelte dabei freundlich. Das gab ihm Muth und plötzlich, ehe sie sich versahen, waren sie mitten in einer gemüthlichen Plauderei. Es ging ihm jetzt besser und das hatte er ihr — seiner Herzens-Fränze — zu verdanken! Er war nach immer wiederholten Mißerfolgen endlich zur Einsicht gekommen, daß er — Gott sei Dank! — kein Genie, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Sterblicher war. Er war jetzt zweiter Redakteur an einem großen Modejournal, mit zweihundert Mark monatlichem Fixum, daneben konnte er noch bequem durch kleine Fachartikel hundert Mark dazu verdienen. Zu einem bescheidenen Hausstande langte es ganz gut.

Die Begleiterin wurde immer vergnügter. Plötzlich machte sie Halt. Sie standen vor dem Hause der Tante. Er sah sie unsicher an. Sie lachte.

„Willst Du nicht mit hinaufkommen? Ich bewohne jetzt Dein Zimmer. Ich bin nämlich Buchhalterin bei Fischer u. Krüger mit hundert Mark monatlich. Was die Tante für Augen machen wird! Hahaha!"

Sie gingen nach oben. Es gab eine kleine freudige Erkennungsszene. Dann tranken alle zusammen den Thee in „ihrem Zimmer!" Als er aufbrach, hielt sie seine Hand fest und lächelte unter Thränen:

„Wollen wir es nochmal versuchen?"

Er zog sie an sich:

„Jetzt brauche ich nicht mehr zu fürchten, Dich noch einmal zu verlieren. Wir können ruhig unser Nest bauen."

Mannigfaltiges.

— Neue Zeitungsdummheiten. Dummheiten werden ja täglich gemacht, deshalb werden sie auch nicht alt. Diejenigen Leute die durch irgend eine Naturanlage oder durch ihren Beruf gezwungen sind, viel zu sprechen, oder gar zu schreiben, machen begreiflicher Weise auch die meisten Dummheiten, von denen die geschriebenen oder womöglich gar die gedruckten die meiste Dauerhaftigkeit beweisen. Wir wollen wieder einmal ein paar Beispiele hierfür geben: Da spricht z. B. irgend ein gutes süddeutsches Blättchen von einer geographischen, russischen Expedition nach dem Norden. Der Endpunkt dieser Expedition soll die Inselgruppe „Spitzbergen" sein, das genannte Blatt spricht aber unentwegt immer von „Spitzelbergen". Ob hier ein böser Druckfehlerteufel sein Spiel hat, oder ob man alle Polizeispitzel nach diesen nördlichen Bergen wünscht, bleibt dem geduldigen Leser zu errathen überlassen. — Im Annoncentheil eines ostpreußischen Blattes bietet irgend ein Gutsbesitzer „ein einjähriges, starkes Fohlen königl. Abstammung" (gemeint ist das königliche Gestüt in Trakehnen) zum Kauf an! — Gleichfalls im Inseratentheil eines hannöverschen Blattes kann man folgendes lesen: „Da ich seit 4 Jahren nicht gewaschen, suche ich jetzt eine gut empfohlene Waschfrau für 2—3 Tage alle 4 Wochen!" — „In Maria-Laach wurden nach einer Rheinischen Zeitung Altar und ein Gabelfrühstück im Kaisersaale eingenommen." — In einem bayerischen Blatt sucht ein junger Seifensieder „eine Wittwe mit einem Geschäft zu heirathen, ohne sich an derselben mit Kraft und Kapital zu betheiligen." — Eine Zeitung aus dem Saargebiet erzählt in einer Gerichtsverhandlung, daß ein Schlosser zu mehreren Wochen Gefängniß verurtheilt wurde, „weil er einem Wirthe für 2,40 M. Speck abgeschnitten hatte." Der Kanibale! Wer viel in Zeitungen liest, dürfte in kürzester Zeit noch bedeutend mehr finden!

— Emil Drach, der jetzt leider in Geistesnacht verfallene Heldendarsteller, ist für den Kaufmannsstand ausgebildet worden, konnte aber bei seinem etwas unruhigen Wesen dem eintönigen Kontorleben mit seinen stets gleichmäßigen Arbeiten keinen Geschmack abgewinnen. So bekam er als angehender Kommis Anstände und Differenzen mit seinen Vorgesetzten zur Genüge. Auch seinem Prinzipal widersprach er sehr häufig — aus „Neigung und Beruf", wie Hamlet sagt, und eines schönen Tages endigte ein solcher Disput damit, daß ihm der Herr Chef einfach die Stelle kündigte. Was thut hierauf der Jünger Merkurs, Emil Drach? Weit entfernt, betroffen zu sein oder klein beizugeben, antwortet er dem Herrn Prinzipal mit stoischer Ruhe: „Das ist das erste vernünftige Wort, das ich von Ihnen höre!" Sprichts, nimmt seinen Hut und läßt das Kontor auf Nimmerwiedersehen im Rücken. Was ein Schauspieler werden will, übt sich bei Zeiten in „guten Abgängen"!

— Abgekühlt. Aelteres Fräulein (zu einem Herrn, der ihr beim Einsteigen den Vortritt läßt): „Lassen Sie doch diese banalen Höflichkeitsbezeigungen gegen das sogenannte „schwache Geschlecht!" Ich denke beide sind ebenbürtig und jedes sorgt für sich!" — Herr: „O bitte, Sie irren, ich bin ja ganz Ihrer Ansicht! Ich würde auch einem älteren — Herrn den Vortritt gelassen haben!"

— Ländlich — sittlich. Fremder (morgens ungeduldig): „Vor einer halben Stunde habe ich schon um ein Handtuch gerufen, Frau Wirthin!" — Wirthin: „Ja, das geht der Reihe nach, wie die Fremden gestern angekommen sind; jetzt hat's der Herr auf Nr. 5 noch im Gebrauch!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 145. Mittwoch, den 28. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

37 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Und Sie, Graf Hohenfels?“ fragte der Advokat.

„Ich halte ihn für gefälscht,“ antwortete dieser. „Rudolf von Schwarz hat Marie gestanden, daß er den Baron Engelbert nie persönlich gekannt hat.“

„Das ist sonderbar,“ erklärte Herr von Friebel. „Vielleicht war der Baron von Engelbert nicht ganz bei Sinnen, als er diesen Brief schrieb.“

„Was ist Ihre Meinung darüber, Herr Advokat?“ fragte Graf Hohenfels.

„Rudolf von Schwarz hat der Baronesse Engelbert gestanden, daß er mit deren Vater nicht persönlich bekannt war?“ fragte der Advokat nachsinnend. „Rudolf von Schwarz ist ein guter, aber schwacher Mensch. Ich habe den Jungen nicht ungern. Wenn er einen andern Vater hätte, würde er auch anders sein. Ich halte Herr von Schwarz für einen Schurken.“

„Und was denken Sie von diesem Briefe?“ fragte Graf Hohenfels.

„Ich denke, daß er gefälscht ist,“ antwortete der Advokat. „Ja, noch mehr, ich weiß, daß er gefälscht ist. Der Baron Engelbert war ein zu zärtlicher Vater, um so etwas zu thun. Graf Hohenfels, wollen Sie mir erlauben, den Brief zurückzubehalten, damit ich ihn mit Muße studiren kann?“

Der junge Graf willigte ein, und Advokat Brunner steckte den Brief zu sich.

„Was sollen wir denn jetzt thun?“ fragte Herr von Friebel.

„Ich werde mich nach der Villa „Auf der Höhe“ begeben,“ sagte Brunner.

„Ich werde mit Ihnen gehen, Herr Advokat,“ erklärte der junge Graf.

Graf Hohenfels und der Advokat Brunner kamen zur rechten Zeit bei der Villa „Auf der Höhe“ an.

Sie klingelten.

Eine alte Haushälterin öffnete nach längerem Zögern die Thür behutsam und guckte mit augenscheinlicher Angst heraus.

„Guten Tag, Madame!“ sagte Brunner, indem er respektvoll den Hut zog. „Wir wollen der Baronesse Engelbert und der Frau von Schwarz einen Besuch machen.“

„Die Damen sind nicht hier, mein Herr,“ antwortete die Haushälterin.

„Nicht hier?“ rief Brunner aus. „Frau von Schwarz hat doch gesagt, sie würden hierher kommen.“

„Die gnädige Frau hat mir geschrieben, ich solle nach ihrer neuen Vermählung das Haus in Bereitschaft halten, was ich auch gethan habe. Aber vor ungefähr zwei Wochen bekam ich einen Brief von der gnädigen Frau, worin sie mir schrieb, ich solle das Haus zuschließen, da die gnädige Frau beschlossen habe, nicht hierher zu kommen.“

„Wollen Sie uns den Brief einmal zeigen?“ fragte der Advokat. „Er kann uns vielleicht Aufschluß geben, wo sie sich befindet. Dieser Herr ist Graf Hohenfels, und ich bin Wilhelm Brunner, der Rechtsanwalt der Familie von Engelbert.“

Die Haushälterin riß die Thür jetzt weit auf, denn beide Namen waren ihr bekannt.

„Kommen Sie herein, Herr Graf, kommen Sie herein,“ rief sie. „Ich werde den Brief holen.“

Die beiden Herren folgten ihr in ein kühles Zimmer, und die Frau eilte schnell fort, um den Brief zu holen.

„Ich dachte erst, Herr und Frau von Schwarz wären heimlich hier,“ sagte Brunner leise, „aber ich bin jetzt anderer Meinung. Sie sind nicht hier gewesen. Das Gesicht der Haushälterin ist die Offenheit selbst. Wir müssen wo anders suchen. Es thut mir leid, daß wir auf einer falschen Fährte unsere Zeit vergeudet haben.“

Die Haushälterin kehrte mit dem Briefe zurück.

Graf Hohenfels und der Advokat Brunner lasen ihn. Er war von Frau von Schwarz geschrieben.

Der Advokat seufzte, als er der Haushälterin den Brief wieder zurückgab.

„Wir sind Ihnen sehr verbunden, Madame," sagte er; „aber jetzt müssen wir wieder nach Stettin zurückkehren. Wenn Sie etwas von Ihrer Herrin hören sollten, dann haben Sie die Güte und schreiben Sie mir ein paar Zeilen. Hier ist meine Adresse."

Die beiden Herren verabschiedeten sich und fuhren schnell nach der Eisenbahnstation zurück.

„Ich glaube nicht, daß sie sich überhaupt in Deutschland befinden," sagte Advokat Brunner nachsinnend, als sie im Zuge dahin fuhren. „Wir müssen uns zu allererst am Hafen erkundigen, oder bei den Bahnhöfen."

Sie kamen am Morgen in Stettin an und eilten nach ihrem Hotel, wo sie mit Herrn von Friebel, der sie mit ängstlicher Besorgniß erwartete, eine Unterredung hatten.

Die drei Herren begaben sich zusammen nach dem Hafen und dann nach dem Bahnhofe, und gegen Abend hatten sie von einem Steuermann erfahren, daß zwei Damen und ein Herr ungefähr um die Zeit, welche Advokat Brunner genannt, mit einem Dampfschiffe, das nach Ostende ging, abgefahren waren.

„Gott sei Dank, wir sind auf der rechten Spur!" rief Herr von Friebel aus.

„Brunner und ich wollen noch heute Abend mit dem Schiffe nach Ostende fahren," sagte Graf Hohenfels voll Ungeduld.

Der Advokat zog ein Goldstück aus seiner Tasche und hielt es vor die Augen des Steuermannes.

„Wenn Sie mir noch einige Fragen beantworten," sagte Brunner, „dann sollen Sie dies haben, lieber Mann. Beschreiben Sie mir den Mann, der die beiden Damen begleitete."

Der Steuermann zögerte und betrachtete die Goldmünze mit gierigen Blicken.

„Er war groß und blond und hatte einen Schnurrbart," sagte er langsam, als ob er befürchtete, die Beschreibung würde den Fragesteller nicht befriedigen, „und war ganz schwarz gekleidet."

„Das würde genau auf Herrn von Schwarz passen," murmelte Herr von Friebel.

„Und die Damen?" fragte Herr von Friebel. „Wie sahen sie denn aus?"

„Die eine Dame war einige Jahre älter als die andere und war dunkelhaarig mit schwarzen Augen," antwortete der Mann. „Die jüngere Dame hatte blondes Haar. Sie wollten nach Ostende, und so viel ich aus ihrem Gespräch vernehmen konnte, war die ältere Dame mit dem Herrn kürzlich vermählt."

„Wir sind ohne Zweifel auf der rechten Spur!" rief Herr von Friebel in erleichtertem Tone.

Advokat Brunner gab dem Manne das versprochene Goldstück; dann schritten sie zu ihrer Droschke.

„Nach dem Hotel!" rief Brunner dem Kutscher zu. Sie stiegen ein und fuhren schnell nach ihrem Hotel zurück.

Brunner war sehr gedankenvoll und schweigsam während der Fahrt; aber als sie vor dem Hotel vorfuhren, sagte er zu Hohenfels:

„Wir sind müde, Herr Graf, und bedürfen der Ruhe. Ich schlage vor, daß wir diese Nacht hier schlafen und dann des Morgens nach Ostende reisen. Ich weiß, wie besorgt ungeduldig Sie sind, aber wir dürfen unsere Kraft nicht überanstrengen, Sie sehen ganz abgemattet aus."

Die drei Herren begaben sich dann in ihr gemeinschaftliches Wohnzimmer.

Als sie in dasselbe traten, stand ein Mann am Fenster, der ihnen jetzt entgegen ging.

Es war der Verwalter des Grafen Hohenfels.

„Sie hier, Seiler?" rief der junge Graf; „ist etwas geschehen?"

Der Verwalter, ein ältlicher Mann, schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Es ist nichts geschehen, Herr Graf, aber Sie befahlen mir, Ihnen Briefe an sie unverzüglich zu schicken und da ich fürchtete, der Brief könne verloren gehen, habe ich ihn selbst gebracht."

„Ein Brief?" riefen die drei Herren einstimmig, die an keine anderen Briefe dachten, als nur an den einen, den sie so sehr wünschten.

„Es ist die Handschrift einer Dame, und deshalb habe ich ihn selbst gebracht," sagte der Verwalter.

Er nahm seine Brieftasche heraus und zog aus derselben ein kleines versiegeltes Briefchen.

Graf Hohenfels stieß einen Freudenschrei aus, denn er erkannte sogleich die Handschrift.

„Er ist von Marie!" rief er.

Er stürzte damit zum Fenster und riß das Couvert auf, in welchem sich ein vier Seiten langer Brief befand, der mit dem Namen „Marie von Engelbert" unterschrieben war.

„Ah," rief er laut, „er ist aus Brüssel dadirt?"

Der Graf überlas den Brief freudigen Herzens.

Der Brief lautete sehr zärtlich und dennoch war der junge Bräutigam nicht zufrieden damit. Es fehlte darin die offene Einfachheit, welche Marie kennzeichnete. Er war mit dem Kopfe und nicht mit dem Herzen geschrieben, und seine erste große Freude wich einer dumpfen Niedergeschlagenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Kuriose Selbstmordarten und -Motive.

Von R. March.

(Nachdruck verboten.)

Es ist noch nicht so lange, nicht einmal ein halbes Jahrhundert her, daß Selbstmorde zu den Seltenheiten gehörten, und, wenn sie vorkamen, durch die Art ihrer Ausführung keineswegs überraschten. Man erschoß sich, sprang ins Wasser, nahm Gift, öffnete sich die Ader, knüpfte sich auf, das war Alles.

Heute ist das ganz anders. Die Selbstmorde sind an der Tagesordnung und werden, wie der vorgekommene Todessprung eines jungen Mannes vom Wiener Stephansthurme neuerdings beweist, nicht selten in einer auf Sensation berechneten Art und Weise vollbracht.

Andererseits offenbart sich diesfalls aber auch ein derartiges Raffinement, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, die Lebensmüden hätten über die Frage, wie ihrem Dasein ein Ziel zu setzen wäre, ebenso eifrig nachgedacht, wie der als Erzieher des Nachfolgers Friedrich des Großen bekannte Berliner Gelehrte Bönisch, der Jahre lang darüber simulirte, welche Todesart er wählen solle, um sich von seinem, nebenbei gesagt eingebildeten Leiden zu befreien. Allerdings hatte er dabei etwas im Auge, was die Selbstmordkandidaten von heute in der Regel nicht zu beachten pflegen — er wollte nämlich nicht nur schmerzlos, sondern sogar angenehm sterben.

Ob dies möglich ist, weiß Niemand zu sagen. Auch Bönisch ist ja zu keinem Resultate gelangt und wohl deshalb nicht durch eigene Hand gestorben, weil er zu all den von ihm ersonnenen „angenehmen" Todesarten kein Vertrauen hatte.

Dasselbe hat vor Kurzem ein Schneider in Pierre la Palud bei Lyon mit Bezug auf die landläufigen Selbstmordarten gesagt und seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck gegeben, die Guillotine sei das einzige Instrument, mittelst dessen man eben so rasch als schmerzlos ins Jenseits befördert werden könne. Demgemäß konstruirte er, lebensüberdrüssig geworden, mit größter Mühe eine Guillotine, unter welcher sich sein Körper auf dem Rücken liegend und mit auf der Brust gekreuzten Armen noch befand, während der Kopf in einen eigens zu diesem Zwecke angebrachten Korb gerollt war. Dem Lebensüberdrüssigen hatte eine stark beschwerte Sense zum Fallbeil gedient. Eine in der Nähe stehende Lampe, sowie ein oberhalb der Guillotine angebrachter Spiegel lieferten den Beweis, daß der Mann das Messer hatte fallen sehen wollen.

Ein anderer Franzose wieder kam, es war dies aber schon vor etwa 25 Jahren, auf die schier unglaubliche Idee, einen schweren Wandschrank mit Steinen zu füllen und sodann ihn in Folge einer äußerst sinnreichen Vorrichtung auf sich fallen zu lassen, so daß er, der Lebensüberdrüssige nämlich, förmlich plattgedrückt werden mußte, was denn auch wirklich geschah.

In raffinirter, von tiefem Nachdenken zeugender Weise hat übrigens auch ein Schmied von Pranzo bei Riva in Südtyrol seinem Leben ein Ende gemacht. Er nahm einen Blasebalg, wie er zum Anfachen des Feuers verwendet wird, und füllte ihn mit einer größeren Ladung Pulver, worauf er die Oeffnung verstopfte und sie in die Nähe seiner Stirn brachte. Das untere Ende des Blasebalgs reichte bis zu den Kohlen. Binnen kurzer Zeit erfolgte die Explosion, durch die dem Schmied die Stirn zertrümmert wurde.

An dem Manne hatte man in letzter Zeit Spuren von Geistesstörung bemerkt, oder will dieselben vielmehr bemerkt haben, wohingegen jener Herr Simonet, Eigenthümer großer Weinpflanzungen bei Bordeaux, der sich geschäftlicher Verluste wegen in einem eigens dazu angefertigten, mit Rothwein gefüllten Fasse ertränkte, ganz normal gewesen sein soll.

Auch an dem Lokomotivführer, der in der Absicht, einen Selbstmord zu begehen, auf dem Rangierbahnhofe Buckau bei Magdeburg einen Güterzug mit vollem Dampfe gegen einen Prellbock fahren ließ und hiedurch die Zertrümmerung der Lokomotive, sowie seinen Tod herbeiführte, will man vor Ausführung der That nichts Auffallendes bemerkt haben. Und von jenem Unbekannten, der am 31. Dezember 1889 im Theater zu Carthagena eine Dynamitpatrone in den Mund nahm und sich sodann in die Luft sprengte, haben Zeugen ausgesagt, daß er unmittelbar vor Verübung dieses schauerlichen Selbstmordes viel gelacht und den Schauspielern Beifall geklatscht habe.

Uebrigens hat sein Beispiel Nachahmer gefunden und spielt seither die Dynamitpatrone unter den Mitteln zur Ausführung „des letzten, ernsten Schrittes", wie Goethe bekanntlich den Selbstmord nennt, eine wenn auch kleine, so doch furchtbare Rolle.

Ueberhaupt macht sich der Nachahmungstrieb auch auf dem Gebiete des Selbstmordes geltend. So ist der schon erwähnte junge Mann, der vom Stephansthurme in die Tiefe sprang, nicht der Erste, der seinem Leben auf diese Weise ein Ende machte.

Schon vor etlichen Jahren that bekanntlich ein Bursche vom Thurme der Augustinerkirche solch einen Todessprung und bald nachher hat ein Arbeiter der Zinkhütte in Merklin bei Prag den 50 Meter hohen

Fabrikschlot erklettert und sich sodann wegen eines Lohnabzuges von 6 Gulden herabgestürzt. Einige Wochen später wieder sprang ein Arbeiter aus unglücklicher Liebe von dem in der Nähe Prags befindlichen steilen Braniker Felsen und fand den gesuchten Tod.

Diese Selbstmordarten lassen die Wirksamkeit des Nachahmungstriebes in der Selbstvernichtung wohl erkennen, und wenn noch angeführt wird, daß sich in Baltimore rasch nacheinander mehrere Personen von der Spitze des 200 Fuß hohen Washington-Denkmals herabstürzten, nachdem eine junge Dame Namens Alice Hecht das Beispiel gegeben, wird wohl Niemand daran zweifeln, daß die Menschen auch in Selbstmordsachen wahre Affen sind. Wie viele haben sich z. B. in Paris von der Vendome-Säule herabgestürzt, und wie viele 1793 aus Furcht vor der Schreckensherrschaft resp. Guillotine zum Giftfläschchen gegriffen. Die Versailler Chronik allein spricht von 1300 Personen und behauptet geradezu, es habe zu jener Zeit in Frankreich eine wahre Selbstmordepidemie geherrscht.

Etwas Aehnliches wurde vor einigen Jahren in einem ungarischen Städtchen beobachtet, indem dort, nach dem Selbstmorde eines Liebespaares, die meisten Verliebten in dem Wahne, unglücklich zu sein, Miene machten, sich aus der Welt zu schaffen. Ueberhaupt sind die Selbstmorde aus unglücklicher Liebe sehr zahlreich, und was die Art der Verübung dieses Verbrechens wider sich selbst anbelangt, mitunter recht kurios. So hat eine junge Wienerin in selbstmörderischer Absicht einen Liter Rum hinabgestürzt, und eine große ungeschälte Kastanie in die Luftröhre geschoben, um daran zu ersticken; ein Drechslergehülfe aber schlug sich mit einem Hammer todt, während zu Chemnitz in Sachsen ein Eisengießer die zum Ofen führende Treppe erstieg und sich in die flüssige Eisenmasse stürzte.

Von den Selbstmordarten zu den Motiven übergehend, mag zuerst jenes Wiener Mädchens gedacht werden, das wegen eines geringfügigen Schönheitsfehlers zum Giftbecher griff. Weiter kommt ein junger Mann an die Reihe, der sich wegen Stotterns tödtete, und ein Dritter, der in die Donau sprang, weil ihm seine Geliebte in einem Gasthause den geforderten Kuß verweigerte.

Ein Tischlerlehrling wieder erhielt von seiner Mutter einen Verweis, da seine Haare nicht frisiert waren. Der Bursche kränkte sich darüber, lief aus der Wohnung und stürzte sich nächst der „Spinnerin am Kreuz“ in ein Wasserloch, welches von einem alten Ziegelwerk zurückgeblieben ist. Ehe ihm Hilfe gebracht werden konnte, war er untergesunken und ertrunken.

Noch seltsamer ja vielleicht das seltsamste aller in neuester Zeit in Wien bekannt gewordenen Selbstmordmotive aber ist folgendes. Der sechsundvierzig Jahre alte Schlossergehilfe J. H. wurde in Rudolfsheim wegen Volltrunkenheit arretirt und machte im Arrest den Versuch, sich mit der Schnur seines Unterbeinkleides zu erhängen. Er wurde jedoch hieran verhindert. Wie er angab, wollte er sich aus Desperation darüber, daß ihm — seine Pfeife nicht in den Arrest mitgegeben worden war, das Leben nehmen.

Da darf man sich denn nicht wundern, daß ein „Kroat“ Hand an sich legte, weil die Obstpreise zurückgingen, und weil er es nicht ertragen konnte, aus seinem reichen Vorrathe weniger zu lösen, als er vorausgesetzt hatte. Es gibt überhaupt ganz unglaubliche Selbstmordmotive. So erschoß sich ein als Kompagniekoch fungirender österreichischer Landwehrmann aus „Kränkung“ darüber, daß er eine Suppe versalzen hatte und in Deutschland nahm sich eine junge Frau das Leben, weil ihr das Mittagessen nicht gerathen war.

In Berlin wieder wollte eine Frau aus dem Grunde in den Tod gehen, weil ihr Mann nicht rechtzeitig zum Essen kam, eine Andere, weil ihr eine Bettdecke gestohlen wurde, eine Dritte, weil sie das Tanzen nicht erlernen konnte und eine Vierte, weil sie mit 29 Jahren noch ledig war.

In Manchester vergiftete sich ein Mann mit Strychnin, weil ihm seine Frau niemals ein Geburtstagsgeschenk machte, ein zweiter sprang aus dem Fenster, weil er Sonntags keine frische Wäsche bekam, ein Dritter — doch halt, wir würden nicht fertig werden, wenn wir all die kuriosen Selbstmordmotive anführen wollten. Und darum nur noch Eines und zwar das Unglaublichste. In Quindaro, Nordamerika, vergiftete sich ein siebzehnjähriges sehr schönes Mädchen, weil es — zu glücklich war. Nun, wer weiß, vielleicht war es auch zu verrückt für diese Welt, von der nicht wenige Menschen aus kuriosen Gründen in kurioser Art und Weise Abschied für immer nehmen.

Sinnsprüche.

Ein Prüfstein für der Seele Kraft
Ist jede tiefe Leidenschaft.
Die kleinen zieht sie in den Sumpf hinein,
Die großen Seelen wäscht sie spiegelrein.

E. Bormann.

* * *

Es ist ein tiefer Segen, der aus dem Wort Dir spricht:
„Erfülle allerwegen getreulich Deine Pflicht!“

Hammer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 146. Freitag, den 30. Juni. 1899.

Verwegenes Spiel.

38 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Advokat Brunner und Herr von Friebel traten zu dem Grafen Hohenfels hin.

Herr von Friebel legte seine Hand liebevoll auf dessen Schulter.

„Verzeihen Sie, wenn wir Sie stören, Herr Graf,“ sagte er; „aber wir sind begierig, etwas von der Baronesse Marie zu erfahren.“

Jetzt kehrte sich der Graf nach seinen Gefährten um, und diese erschraken, als sie sahen, wie todtenbleich er war.

„Die Baronesse Marie ist doch nicht etwa krank?“ rief Herr von Friebel.

„Dies ist Mariens Handschrift, und ihr Name steht auch darunter,“ erwiderte der junge Graf mit Anstrengung; „aber ich glaube, der Brief ist gefälscht! Nein, den hat Marie nimmermehr geschrieben! Marie befindet sich nicht in Brüssel. Vielleicht hat sie Deutschland gar nicht verlassen. Sie ist in den Händen ihrer Feinde, die eine schändliche Intrigue gegen sie im Sinne haben, und wir haben nicht die Macht, sie zu retten!“

24. Eine schnelle Antwort.

Als die Stunde für die Ankunft des erwarteten Gastes näher rückte, vermehrte sich die Aufregung in der kleinen Villa.

An jenem Tage war Herr Blind zu Hause geblieben, um seine Tante zu empfangen. Er hatte seinen Sonntagsanzug angelegt und übte sich vor dem Spiegel ein Willkommenslächeln ein.

„Alles hängt von diesem Besuche ab,“ murmelte er, als er dann am Fenster des Wohnzimmers stand und auf die Straße hinausblickte. „Die alte Person ist sehr launisch, und wenn sie ihr Geld einer Wohlthätigkeitsanstalt vermachen sollte, so sind wir verloren. Unsere Ausgaben sind so groß, daß ich sie nicht mehr bestreiten kann. Die alte Frau muß ihr Testament zu meinen Gunsten machen!“

Frau Blind hatte ein rothseidenes Kleid an, das jeden Augenblick aufzuplatzen drohte. Sie trug eine massiv goldene Kette, ein Halsband, Armbänder, Ringe und eine Broche. Sie hätte einen verkörperten Juwelierladen vorstellen können.

„Weshalb hast Du denn all diesen Schmuck auf Dir?“ fragte Herr Blind seine Frau, als sie ihre korpulente Figur und ihr erhitztes Gesicht wohlgefällig in dem großen Spiegel betrachtete.

„Nun,“ antwortete Frau Blind weise, „die alte Frau muß doch glauben, daß wir sehr wohlhabend sind. Wo Geld ist, kommt Geld hin. Wenn die Tante Weber immer nichts als Rechnungen bei uns sieht, könnte sie denken, ihr Geld fällt in ein leeres Faß. Aber wenn wir so thun, als ob wir reich wären, dann wird sie uns ihr Geld desto lieber hinterlassen.“

„Das ist wahr,“ erwiderte Herr Blind. „Ich wollte, sie wäre bloß schon da! Warum hat mein Onkel sein Geld nicht mir vermacht und seiner Frau ein jährliches Einkommen ausgesetzt. Dann würde es mir einerlei sein, was mit ihr geschieht, und ich würde gewiß nicht so um sie herum scherwenzeln; aber all unser Schmeicheln und unsere Fürsorge wird umsonst sein,“ fügte er hinzu, „wenn die Kinder nicht ferngehalten werden. Da kommt die infame Brut schon wieder die Treppe heruntergesaust!“

„Infame Brut?“ rief Frau Blind in vorwurfsvollem Tone. „Hast Du denn ein Vaterherz? Du kannst Deine eigenen Sprößlinge „infame Brut“ nennen?! Ich werde die lieben Kleinen wieder in ihre Zimmer schicken. Die armen Kinder schweben zwischen Deiner schrecklichen alten Tante und Dir immer in Lebensgefahr.“

Frau Blind eilte jetzt hinaus auf den Vorsaal, aber er war ganz leer.

Die junge Gouvernante und das Kindermädchen hatten schon die widerspenstigen Sprößlinge des Herrn Blind ins Kinderzimmer zurück spedirt.

Nur der kleine Leopold war in den Garten geflüchtet

und sprang wie ein junges Füllen umher, dabei so laut als möglich schreiend.

Frau Blind hörte den Lärm des Knaben; sie hatte große Angst, daß ihr Gast ankommen und dem kleinen Schreihals begegnen würde.

Sie klingelte heftig und befahl Fräulein Vogel, ihren Zögling sofort in ihre Obhut zu nehmen.

Lieschen ging in den Garten, und in dem Augenblick, wo sie mit ihrem kleinen Schüler wieder ins Haus gehen wollte, fuhr eine schwer beladene Droschke an der Gartenpforte vor, und es wurde heftig geklingelt.

Das flinke Dienstmädchen beeilte sich, den Besuch einzulassen, und der kleine Leopold, welcher über die Ankunft der Frau Weber, die er nicht leiden konnte, aber gerne ärgerte, sehr aufgeregt war, wollte sich von Lieschen losreißen; doch das junge Mädchen zog ihren kleinen Zögling in den Schatten einer Baumgruppe.

Erst kamen drei große Koffer, eine baumwollene grüne Reisetasche, ein Papagei, welcher schrie, plapperte und schimpfte, und ein großer blauseidener Schirm.

Dann folgte die sonderbare alte Dame.

Sie lehnte am Arme eines großen vierschrötigen, häßlichen Frauenzimmers, ihrer steten Begleiterin, welche sehr liebevoll zu ihrer Herrin sprach, was sonderbar von den dünnen, zusammengekniffenen Lippen klang.

Lieschens Augen waren jedoch höchst aufmerksam auf die alte Dame gerichtet.

Diese war sehr mager und ging gebückt. Es war nur noch eine Ruine der Frau, die einstmals schön, graziös und lebhaften Geistes gewesen.

Sie war beinahe achtzig Jahre alt und trug ein altmodisches Brokatkleid, einen weiten Reisemantel, eine große, weiße, gefältete Mütze und darüber einen riesigen Hut. Ihre Augen waren schwarz, durchdringend und glänzten lebhaft. Sie hatte eine große Adlernase, und um den Mund schwebte ein beständiges spöttisches Lächeln.

Die alte Dame warf einen Seitenblick nach der Hausthür, an welcher Herr und Frau Blind mit ausgebreiteten Armen standen, und dann blickte sie nach Lieschen.

Das junge Mädchen fuhr zurück und eilte mit ihrem Zöglinge durch die Hinterthür und die Treppe hinauf, gerade als Frau Weber vorn in das Haus trat und von ihren Verwandten herzlich begrüßt wurde.

Frau Weber wurde in ihr Zimmer geleitet und blieb während des übrigen Tages dort.

Herr Blind begab sich nach seinem Kontor.

Eine unnatürliche Stille herrschte in der Villa.

Um sieben Uhr Abends kam Frau Weber zum Abendessen. Herr Blind, der jetzt zu Hause war, bot ihr den Arm und war während der Mahlzeit voll Aufmerksamkeit gegen sie.

Die alte Dame machte stets spöttische Bemerkungen und hatte ein Vergnügen daran, Herrn und Frau Blind zu ärgern, die sich aber ihren Verdruß nicht merken lassen durften.

Wahrscheinlich gewahrte Frau Weber, wie habsüchtig sie waren und daß sie nur ihrem Gelde schmeichelten.

„Dieser schlechte Wein!“ sagte sie, das Gesicht verziehend, als sie das Glas hinsetzte. „Nicht wahr, das ist Landwein? Ich glaube, ein Dutzend Flaschen davon kosten acht Mark. Solchen kaufe ich mir nie!“

Herr Blind erröthete. Er rühmte sich, ein großer Weinkenner zu sein, und den besten Weinkeller in der ganzen Stadt zu haben.

„Das ist echter Portwein, Tante,“ erwiderte er; „es ist Zweiundvierziger.“

„O, das haben sie Dir wohl gesagt?“ fragte die alte Dame. „Diese billigen Weinhändler sind sehr gerieben. Ich wundere mich, Karl, daß Du Dir so etwas weismachen lassen konntest. In Deinem Alter sollte ein Mann selbst prüfen können.“

Herr Blind biß sich wüthend in die Lippe, und seine Gattin bildete sich ein, die alte Dame leise kichern zu hören; doch wenn man sie anblickte, sah sie ernsthaft aus.

Jetzt fing die alte Dame an, über Frau Blind herzufallen.

Sie betrachtete sie durch eine Lorgnette und rief plötzlich mit scheinbarem Erstaunen aus:

„Laura, Du denkst wohl, daß es von gutem Geschmack zeugt, wenn Du diesen ganzen Firlefanz umhängst? Wenn ich echtes Gold bekommen könnte, würde ich nicht solchen Dienstmädchen-Schmuck tragen, — ich nicht!“

„Es ist ja echtes Gold, Tante Weber!“ sagte Frau Blind, während ihre Stimme vor Aerger zitterte.

„Still, still!“ gebot die alte Dame streng; „widersprich mir nicht! Ich habe all mein Leben lang echten Schmuck getragen, da muß ich ihn doch kennen, wenn ich ihn sehe! Echtes Gold — hahaha! Wenn Du echtes Gold nicht kennst, dann frage Deine Köchin!“

Frau Blind erstickte fast vor Wuth und schmollte, bis ihr Gatte ihr einen warnenden Blick zuwarf, der sie daran erinnerte, daß es nicht angebracht sei, mit ihrer exzentrischen Verwandten zu schmollen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Goldland in Alaska.

Aus Seattle, einer kleinen Stadt im Territorium Washington, im äußersten Nordwesten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, erhielt ein Bürger eines Neckarstädtchens von seinem aus den Goldfeldern Alaskas zurückgekehrten Sohn folgenden Brief, der auch in weitesten Kreisen Interesse erregen dürfte.

Seattle, Wash., 1. Mai 1899.

Liebe Eltern!

Durch dieses lasse ich Euch wissen, daß K.... und ich heute von Alaska retour gekommen sind. Wir sind beide gesund. Aber unser Geldbeutel ist mager geworden. Doch wir dürfen noch froh sein und Gott danken, daß wir noch lebend zurückkamen. Die Reise ins Goldland hat schon Vielen das Leben gekostet. In Folge der geringen Nahrung — wir hatten nie frisches Fleisch und Gemüse — herrscht in Alaska der Skorbut, eine pestartige Krankheit. Viele kommen in Folge der furchtbaren Kälte um. Wir sahen Leute auf dem Weg, die auf Schlitten ihren Proviant transportirten, umfallen — plötzlich wie an einem Sonnenstich; sie waren in einer Minute steif gefroren. 8 Mann erfroren vor 2 Monaten auf dem Gletscher, als sie auf dem Heimweg waren. (Bekanntlich beginnen bei der Reise nach Klondyke die Hauptschwierigkeiten erst mit der Ueberschreitung der furchtbaren Eisfelder des über 5000 m hohen Alaska-Gebirges.) Zwei Wochen später waren wir auf demselben Wege. Doch wir hatten Glück und kamen gut nach Valdes-Port. Von November bis Januar ließen 15 Mann ihr Leben auf demselben Eisfeld. Ein Vater und Sohn waren auch unter ihnen. Nachdem sie ein Viertel des Wegs zurückgelegt hatten, wurden sie beide so kalt und steif, daß sie nicht mehr gehen konnten. Sie setzten sich auf den Schnee, um den Tod zu erwarten. Doch der Sohn gab seinem Vater seine Kleider und bat ihn, nach dem nächsten Camp zu gehen, um sich zu retten. Der Vater machte sich auf den Weg und erreichte den Camp, aber beide Füße waren ihm erfroren, so daß ein Arzt sie ihm sofort abnehmen mußte. Eine Hilfsmannschaft ging, um den Sohn zu holen, doch er war schon längst hart und steif gefroren! Zwei Tage später starb der Vater auch. Und so sind noch viele Geschichten zu erzählen. Der kälteste Tag hatte 60° unter Null (ungefähr —41° R.).... Wir wollten von dem Copperflusse nach dem Yukonflusse mit 2000 Personen reisen, doch wir gaben es auf, nachdem wir zwei Wochen bei 35—45° Kälte Schlitten gezogen hatten. Gesundheit ist mehr werth, als Gold. Gold hatte Niemand am Copperflusse gefunden, wir halt auch nicht. Am Yukonflusse waren welche, aber nicht viele glückliche Schatzgräber...

Mannigfaltiges.

— Von den Bayreuther Festspielen. Am 15. ds., so wird dem „Wiener Extrablatt" aus Bayreuth geschrieben, haben die Gesammtproben zu den diesjährigen Festspielen begonnen. Da von den engagirten Kapellmeistern noch keiner eingetroffen ist, leitet den musikalischen Theil der Poben Siegfried Wagner, während Frau Cosima in unveränderter Rüstigkeit die Regie führt. Es finden Vormittags und Nachmittags Proben statt. Am meisten geben die „Meistersinger" zu schaffen, die seit 1890 nicht aufgeführt wurden und fast völlig neu besetzt erscheinen. Aber auch die Besetzungen des „Ring des Nibelungen" und des „Parsifal" weisen starke Veränderungen auf. Man vermißt heuer Heinrich Vogel, den bisherigen Darsteller des Loge, und die beiden Wiener Künstler Grengg und Van Dyck, die bisher regelmäßig an den Festspielen Theil nahmen. Sehr gespannt ist man auf Herrn Schwedes, der hier zum ersten Male den Parsifal singen wird und im zweiten Cyklus den Siegfried darstellt. Als Kundry erscheint zum ersten Male Fräulein Ternina aus München. In arge Verlegenheit ist die Festspielleitung durch die Erkrankung des Ehepaares Mottl gesetzt. An Stelle der Frau Mottl werden Frau Kernic (München) und Frau Tauscher-Gaelski die Eva singen. Herr Mottl, der im Vereine mit Hans Richter die „Meistersinger" und außerdem einige „Parsifal"-Vorstellungen hätte dirigiren sollen, wird vermuthlich durch Richter und den Münchener Hofkapellmeister Fischer ersetzt werden. Im Uebrigen hofft man doch, daß das Ehepaar bis zum Beginn der Festspiele im Stande sein werde, mitzuwirken.

— Eine Meile in 65 Sekunden. Ueber die erstaunliche Leistung des Radfahrers Charles Murphy in Brooklin, der, wie neulich schon kurz mitgetheilt, eine englische Meile in einer Minute 5 Sekunden zurücklegte, liegen die folgenden Meldungen vor: Der Schauplatz der bisher unerhörten sportlichen Leistung war eine vollkommen ebene, fünf Meilen lange Strecke der Long Island-Eisenbahn. Neben dem Schienenstrang wurde ein fünfzig Zoll breiter Bretterweg gelegt, und Murphy fuhr hinter einem Windschilde her, das eine Lokomotive im rasenden Schnellzugstempo vor ihm dahintrug. Das Fahrrad war ein gewöhnliches, 21 Pfund schweres Bicycle mit einer Uebersetzung von 112. Schnurgerade, ohne eine Abweichung von auch nur fünf Zoll von der Graden, sauste der Radfahrer hinter der

„schrittmachenden" Lokomotive dahin, bis er gegen Ende der abgesteckten Meile das Tempo zu verlangsamen begann. Da die Lokomotive aber mit derselben Geschwindigkeit weiterfuhr und das Windschild in Folge dessen etwas ferner vom Radfahrer kam, so machte sich seine gewaltige saugende Wirkung geltend, das Rad schwankte fürchterlich, und mit knapper Noth entging der verwegene Sportsman einem tödtlichen Sturze. Anzuhalten war ein Ding der Unmöglichkeit, und mit unverkürzter Eile wurde er vom Luftstrudel mit fortgesaugt, bis schon das Ende des Bretterweges in aller Nähe erschien. Im allerletzten Augenblick gelang es Murphy, von der Maschine abzuspringen und wider alles Erwarten kam er unverletzt auf die Füße zu stehen. Man fand ihn atemlos und in Schweiß gebadet, mit einem Pulse, der 90 schlug. Bald hatte er sich erholt und erzählte, daß er beim Start nervös und ängstlich gewesen sei, weil ihm plötzlich bewußt wurde, daß ein zufälliger Zusammenstoß den sofortigen, entsetzlichsten Tod bedeuten würde. Sein größter Ehrgeiz ist es jetzt, die englische Meile in einer Minute zurückzulegen.

— Ein zahmer Storch. Wie die „Kölnische Volksztg." mittheilt, ist ein zahmer Storch ständiger Gast in dem Hotel „Zur schönen Aussicht" in Höchst a. M. Er stammt aus dem benachbarten Sossenheim, wo er vor zwei Jahren aus dem Neste fiel und künstlich genährt und großgezogen wurde. Er geht in den Gängen, Höfen und im Garten umher, stolzirt ungenirt zwischen den Gästen dahin, schreitet besonders gern über die Grenzmauer des Gartens und genießt die schöne Aussicht auf den Main und das jenseitige Gelände. Einmal macht er auch dorthin einen Ausflug, kehrte aber sogleich wieder in sein Heim zurück. Seine besten Freunde sind die Hunde des Hauses, mit denen er stundenlang possirlich spielt. Seine Feinde sind die Kinder, die er gar nicht leiden mag; er kehrt gegen sie sofort den Schnabel. Er verwundet jedoch keines, sondern hält immer kurz vor dem Angriffsobjekt ein. Sein Haß gegen Kinder rührt daher, daß sie ihn öfters geneckt haben. Er fraß anfangs nur Fische und verschmähte sogar das National-Gericht seiner Zunft, nämlich Frösche. Jetzt frißt er sie gern, nährt sich aber nach wie vor meist von Fischen. Von den Gästen ihm zugeworfene Speisereste: Haut, Knochen, Käse 2c., nimmt er in seinen Schnabel, läßt sie jedoch unverzehrt wieder fallen. Manchmal steht er so unbeweglich da, daß der eintretende Gast meint, er sei aus Gips künstlich hergestellt. Der Ruf des Besitzers: „Jakob! Jakob!" weckt ihn aus seiner starren Ruhe, er schaut neugierig um sich und schreitet mit seinen großen Beinen aus. In der Waschküche und an der aufgehängten Wäsche macht er sich ebenfalls gern zu schaffen, er zupft an letzterer hin und her und macht sich Zeitvertreib. Wo etwas los ist, erscheint er als sachverständiger Zuschauer. Mit dem Hause ist er unzertrennlich verbunden; auch im Herbst zog es ihn nicht nach Süden. Kälte können die Störche ziemlich gut vertragen; wie bekannt, kehren sie oft schon Ende Februar in Schnee und Eis zurück. Nur der Mangel an Nahrung scheint sie fortzutreiben. Da es unserem Jakob aber nie an Nahrung gebricht, so bleibt er kluger Weise zu Hause. Das Thier ist schön und groß gewachsen, Bau und Gefieder sind fehlerlos.

— Wenn man nichts Ordentliches gelernt hat. Anläßlich des Berliner Maurerstreiks wird folgender Scherz, der in den 70er-Jahren erzählt wurde, wieder aufgefrischt: Der Herr Professor befindet sich auf einem Morgenspaziergang längs der Ringsstraße; im Schatten eines Neubaues bemerkt er einen Maurer, der mit dem Appetit, wie er seinem Stande eigen, in unstörbarer Ruhe ein Stück gebratenen Hahn verzehrt. Der Herr Professor schaut verwundert, bleibt stehen, stemmt die Hände in die Seiten und sagt zu dem Feinschmecker aus dem Mörtelstande: „Es wird immer schöner, so was kann ich mir nicht erlauben!" Bedächtig nimmt der Maurer das Hühnerbein aus dem Munde und erwidert in etwas vorwurfsvollem Tone: „Des glaab ich Ihne gärn; hätten Se was orndliches gelernt, wie ich, dann könnten Se sich das auch erlaabe. Verstehen Se mich?"

— Die beleidigte Quelle. Aus dem Kurort Baden bei Wien berichtet die „Wiener Montagsrevue": Unsere schöne Kurstadt beschloß in diesem Frühjahr eines ihrer Bäder, das „Josefsbad", zu reinigen und zu vergrößern, was gewiß sehr löblich war. Was soll man aber mit der Quelle thun, die bei solchen Arbeiten recht störend ist? Ganz einfach, man vermauert sie mit Cement. So geschah es auch und die Reinigung und Vergrößerung wurden vollendet. Jetzt sollte die Quelle wieder erschlossen werden. Was hatte aber diese in ihrem Zorn über die cementene Fessel gethan? Ganz einfach, sie hatte sich verlaufen und war trotz eifrigen Suchens nicht mehr aufzufinden. Die Badener waren in Verzweiflung und ließen sich Geologen aus Wien kommen. Nach langen Bohrungen wird tief drunten der Flüchtling wieder gefunden. Jetzt muß die Quelle, die früher ganz ohne Spesen ihr Wasser spendete, mit großen kostspieligen Maschinen in das Bassin gehoben werden. Das kommt davon, wenn man einer Quelle mit Cement den Mund verstopft.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

147–296

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 147. Samstag, den 1. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

39 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Das Ehepaar Blind schmeichelte dem reichen Gaste, steckte Beleidigungen ein und lächelte über ihre tödtlichsten Ausfälle.

Beide athmeten erleichtert auf, als die alte Tante wieder zurück ins Besuchszimmer geführt worden war.

„Vielleicht geht sie jetzt in ihr Zimmer,“ flüsterte Frau Blind ihrem Gatten zu, als die Alte sich mit dem Fächer eifrig Kühlung zuwedelte und deren Existenz ganz vergessen zu haben schien.

„Das wäre zu schön!“ erwiderte Herr Blind übellaunig. „Dieser alte Plagegeist solle in eine Irrenanstalt gesteckt werden. Wenn es nicht wegen ihres Geldes wäre, würde ich sie meinetwegen in einem Armenhause sterben lassen, ehe ich ihr ein Obdach gewährte.“

Sie hatten nicht sehr leise geflüstert, weil man Frau Weber für schwerhörig hielt.

Herr und Frau Blind hatten oft schon viel lauter ihrer Meinung Luft gemacht, doch jetzt schoß ein merkwürdiger Blick aus den Augen der alten Frau, als sie so miteinander flüsterten.

Die alte Dame begann jetzt heftig zu husten.

Als der Anfall vorüber war, sagte Frau Blind etwas aufgeregt zu Frau Weber:

„Du hast ja einen schrecklichen Husten, Tante. Thust Du denn gar nichts dagegen?“

„Dieser Husten wird bis zu meinem Tode nicht mehr besser,“ antwortete Frau Weber. „Ich habe die Schwindsucht.“

„Hast Du einen Arzt zu Rathe gezogen?“ fragte Herr Blind.

„Der Tod ist der beste Arzt,“ erwiderte die alte Dame. „Der heilt es umsonst. Dieses wird mein letzter Besuch hier sein, Karl. Ich werde nicht mehr lange leben.“

„O, ich wünsche, Du möchtest noch zwanzig Jahre leben und uns jedes Jahr besuchen!“ rief Frau Blind. „Liebe, gute Tante, wir freuen uns so, wenn Du bei uns bist!“

„Das weiß ich,“ erwiderte Frau Weber, ihre Worte wieder mit dem eigenthümlichen Blicke begleitend. „Ich weiß es, mein Herz. Es ist auch Zeit, daß ich meine Angelegenheiten ordne. Ich gehe mit dem Gedanken um, mein Testament zu machen.“

Das Ehepaar Blind versuchte, ganz gleichgültig auszusehen, aber es gelang ihm nicht. Neugierde und Besorgniß malte sich in ihren Zügen.

„Wirst Du Dein Geld einer Wohlthätigkeitsanstalt vermachen, liebe Tante?“ fragte Frau Blind in zärtlichem Tone.

„Nein, nein, ich werde es — aber fragt mich nicht; Ihr werdet es früh genug erfahren!“

Herr Blind blickte bedeutungsvoll nach seiner Frau.

„Sie will es uns hinterlassen!“ flüsterte er ihr zu. „Dieser alte Plagegeist will uns endlich für unsere Mühe belohnen.“

Es war sonderbar, daß die alte Dame gerade in diesem Augenblicke wieder einen Hustenanfall bekam. Als er vorüber war, sagte sie in scharfem Tone:

„Ich werde auf mein Zimmer gehen. Ich muß mich beruhigen, sonst werde ich in der Nacht kein Auge schließen können. Ich möchte gerne haben, daß jemand mir etwas vorsingt oder spielt; doch ich will keine sentimentalen Lieder von Deinen Töchtern hören, Laura!“

„Die Gouvernante wird Dir etwas vorsingen und spielen, liebe Tante,“ sagte Frau Blind.

„Dann schicke sie mir in einer halben Stunde. Du kannst mich hinaufführen, Karl.“

Herr Blind leistete der Aufforderung Folge.

Dann sagten Herr und Frau Blind ihrem Gaste herzlich gute Nacht und zogen sich in das Besuchszimmer zurück um über ihre Aussichten und den Gesundheitszustand der Tante Weber zu sprechen.

„Machen Sie die Thür zu,“ sagte die alte Dame zu ihrer Begleiterin, „und dann können Sie die Fenster

aufmachen, um das Zimmer nach diesen Menschen zu lüften."

„Finden Sie Herrn und Frau Blind verändert, gnädige Frau?" fragte Petronella.

„Sie sind wie immer, Petronella," seufzte die alte Dame. „Sie nennen mich „eine alte Katze" und „einen Plagegeist" im geheimen, und mir ins Gesicht sagen sie „liebe Tante Weber". Diese erbärmlichen Heuchler! Ich wollte es noch einmal mit ihnen versuchen, aber nun haben sie sich die Aussicht auf mein Vermögen gänzlich verscherzt. Ein paar niederträchtige Katzen sind es! Sie sollen nichts von meinem Gelde bekommen!"

„Was werden Sie thun, gnädige Frau? Werden Sie Ihr Geld einer Wohlthätigkeitsanstalt verschreiben?"

„Nein, das werde ich nicht. Ich werde es Jemand hinterlassen, der es verdient. Ihnen werde ich eine Jahresrente aussetzen, Petronella. Sie sind die einzige wahre Freundin, die ich auf der Welt habe."

Die alte Frau liebkoste mit aufrichtiger Zuneigung die Hand ihrer Gefährtin.

„Haben Sie denn alle Hoffnung aufgegeben, ihre eigenen Verwandten zu finden, gnädige Frau?" fragte Petronella. „Sie hatten erfahren, daß Ihre Nichte einen Gemüsehändler geheirathet hat, dann gestorben ist und ein einziges Kind, eine Tochter hinterlassen hat. Das Mädchen kann ja noch leben, gnädige Frau. Sie ist Ihre letzte Blutsverwandte, und es ist gewiß besser, Ihren eigenen Verwandten etwas zu vererben, als Fremden.

„Ich kann aber das Mädchen nicht finden," seufzte die alte Dame. „Ich würde sie adoptiren und ihr mein Geld aussetzen, wenn sie es verdient. Ich habe überall nach ihr forschen lassen, doch man hat nichts von ihr erfahren können. Sie kann ja auch todt sein."

„Wir könnten ja in die Zeitung einrücken lassen, daß Fräulein so und so nach dem und dem Orte hinkommen möchte, da man ihr etwas für sie Vortheilhaftes zu sagen habe!" rief die Dienerin enthusiastisch aus. „O, ich wollte, Sie hinterließen Ihr Geld lieber einer netten, jungen Dame, als diesen Leuten da unten! Ich werde die Annonce sogleich aufsetzen. Wie heißt Ihre Großnichte, Frau Weber?"

„Ich glaube, sie heißt Lieschen Vogel," antwortete die alte Dame. „Petronella, schreiben Sie sogleich die Annonce. Wie dumm wir waren, nicht gleich daran zu denken! Wenn ich das Mädchen finde und es ist gut geartet, dann werde ich ihr huntertundfünfzigtausend Mark vererben, und Sie Petronella, sollen eine Jahresrente bekommen, bei ihr wohnen und auf sie Acht geben. Sie ist ja nur ein Kind — wohl siebzehn Jahre alt."

Petronella schrieb sogleich die Annonce, welche folgendermaßen lautete:

„Wenn Fräulein Lieschen Vogel die Unterzeichnete besucht, dann wird sie etwas sehr angenehmes erfahren.

M. W., —straße, Berlin."

„Das wird genügen!" rief Frau Weber entzückt aus. „M. W. — Marie Weber. Sehr gut! Wir lassen es in alle Blätter setzen. Lesen Sie die Annonce noch einmal vor, ob sie vielleicht einer Berichtigung bedarf."

Die Dienerin leistete Folge.

Als sie zu Ende gelesen und ehe sie sprechen konnte, ertönte ein leises Klopfen an der Thür.

Die junge Gouvernante in ihrem schwarzen Kleide und tiefste Trauer auf ihrem hübschen Gesichte trat ins Zimmer und sagte schüchtern, indem sie einen tiefen Knicks machte:

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich bin die Gouvernante, und Frau Blind hat mich geschickt, ich möchte Ihnen etwas vorspielen. Mein Name ist Lieschen Vogel."

25. Die alte Tante.

Die einfache Nennung ihres Namens, als Lieschen eintrat, brachte eine merkwürdige Wirkung hervor.

Frau Weber entfuhr ein merkwürdiger Ausruf; sie beugte sich vor; ihre schwarzen Augen starrten auf das junge Mädchen; ihre lange gebogene Nase berührte fast ihr spitzes Kinn, und ihre welken Lippen schienen etwas zu murmeln.

Die Dienerin der alten Frau zeigte ebenfalls Aufregung und wendete ihre verwunderten Blicke nicht von dem Mädchen ab.

„Wer — wer sind Sie?" fragte Frau Weber, sobald sie eines Wortes mächtig war.

„Ich bin die Gouvernante der Frau Blind, gnädige Frau," erwiderte Lieschen erstaunt und wähnte, daß die alte Frau sehr eigenthümlich sei.

„Das weiß ich," rief Frau Weber. „Aber wer sind Sie denn?"

„Nur Lieschen Vogel, die Gouvernante," lautete die Antwort.

„O, Lies — Lieschen Vogel!" ließ die Alte mit erstickter Stimme hören. „Du lieber Himmel, Petronella!"

Frau Weber blickte Lieschen so eigenthümlich an,

daß diese unwillkürlich einige Schritte nach der Thür zurück ging.

„Das ist das Fräulein, welches Sie suchen, gnädige Frau," flüsterte Petronella erstaunt. „Es ist ja wie Zauberei oder Hexerei."

„Das ist schon die Antwort auf unsere Aufforderung," sagte Frau Weber außer Athem, „noch ehe wir sie in die Zeitung setzen ließen!"

Lieschen näherte sich noch mehr der Thür und sprach ängstlich:

„Wenn es Ihnen gefällig ist, gnädige Frau, werde ich später kommen, um Ihnen etwas vorzuspielen."

„Daraus wird nichts!" unterbrach Frau Weber das Mädchen. „Jetzt bleiben Sie hier, bis ich mit Ihnen fertig bin! Wissen Sie denn, wer ich bin?"

„Ja. Sie sind Frau Weber, die Tante der Frau Blind," antwortete Lieschen mit einer Würde, die ihrem kindlichen Gesichte gut stand.

„Das ist falsch; ich bin nur die Wittwe von Herrn Blind's Oheim!" rief die Frau aus.

Lieschen näherte sich jetzt wieder und stand jetzt unter dem Kronleuchter, der seine Strahlen auf sie ergoß.

Sie sah in ihrem Traueranzuge, mit der Röthe auf ihren Wangen und mit ihren sammetweichen, schwarzen Augen gut aus.

Frau Weber blickte wohlgefällig auf sie.

„Leibhaftig wie die arme Klara," murmelte sie, „und wenn Sie wissen wollen, liebe Petronella, wie ich in meiner Jugend ausgesehen habe, dann blicken Sie auf dieses Mädchen. Geben Sie ihr jetzt die Ankündigung für die Zeitung fügte sie hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Ansichtspostkarten.

Seit einigen Jahren hat der Sport der Ansichtspostkarten einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen, trotz des Spottes, mit dem seine Ausübung vielfach verfolgt wurde. Man sagte, es sei eine ganz zwecklose Spielerei und hatte damit gewiß zum großen Theile recht, aber es war nun einmal Mode geworden, eine Mode, die nicht nur von empfindsamen jungen Damen, die ihn allerdings zuerst aufgenommen hatten, betrieben wurde, sondern die bald die weitesten Kreise in ihren Bann schlug.

In den Anfängen der Entwicklung war der Charakter der „Ansichtspostkarte" am reinsten gewahrt worden. Ausflügler und Reisende, die interessante Aussichtspunkte besuchten, sandten von dort Ansichtspostkarten, die den Angehörigen daheim eine annähernde Anschauung von den schönen besuchten Gegenden geben und zugleich den Beweis liefern sollten, daß man auch in der Ferne ihrer gedacht habe. Der Umstand, daß das Bild einen Theil der Karte bedeckte, brachte es mit sich, daß man in den schriftlichen Mittheilungen nur über wenig Raum verfügte, also sehr knapp sein konnte. Das Verfahren war also sehr wenig zeitraubend und sehr bequem, was namentlich in Betracht kam, wenn man zugleich an verschiedene Freunde und Freundinnen Karten schreiben wollte. Die Knappheit des Raumes ist übrigens besonders freudig zu begrüßen Angesichts der immer zahlreicher auftauchenden kleinen Büchlein mit Postkartengrüßen, die Tummelplätze der grauenhaftesten Trivialität sind.

Sehr begünstigt wurde das Aufkommen der ersten Ansichtspostkarten durch das Reklamebedürfniß von Gasthöfen an Aussichtspunkten, die durch diese Karten eine Empfehlung nicht nur kostenfrei, sondern, da sie die Karten gar nicht billig verkauften, noch dazu mit Gewinn in alle Welt verschicken konnten.

Zuerst waren es nur mittels verschiedener Verfahren vervielfältigte Photographieen ohne jede künstlerische Bedeutung, die auch nur einmal angesehen und dann in den Papierkorb geworfen wurden.

Der Gedanke, aus diesen Karten Sammlungen zu machen, lag zuerst fern und als einzelne Personen anfingen, solche Karten aufzubewahren, da dürfte dafür weniger das Ansichtsbild, als der Wunsch maßgebend gewesen sein, die Postkarte als solche mit ihrm Postwerthzeichen zu sammeln, d. h. es handelte sich zuerst lediglich oder doch sicher in erster Reihe um eine Bethätigung des Briefmarkeneifers. Ueberhaupt können die Briefmarkensammlungen für die Entstehung des Ansichtspostkartensports verantwortlich gemacht werden.

Auch das Sammeln der Briefmarken wurde zuerst als reine Spielerei betrieben und gewann erst große Ausdehnung, als man vielfach sehr überrascht erkannte, daß diese kleinen abgestempelten Postzeichen oft in wenig Jahren einen höheren Werth erlangten, als sie in ungestempeltem Zustande gehabt hatten. Die Annahme lag nahe, daß später einmal auch die Ansichtspostkarten einen gleichen oder ähnlichen Werth erlangen könnten, und obgleich die Aussicht auf Gewinn zunächst sicherlich nicht bestimmend war, so wirkte doch auch der Gedanke mit, daß man eine Sammlung anlege, die durchaus nicht werthlos sei.

Vor den reinen Briefmarkensammlungen hatten die Sammlungen der Ansichtspostkarten den einen Vorzug, daß sie zugleich ein Bilderbuch bildeten, und dieser Werth erhöhte sich in dem Grade, als man anfing,

die Karten immer künstlerischer zu gestalten, so daß sie auch, abgesehen von dem bloßen Erinnerungswerthe, angenehm und erfreulich wirkten. Sobald man aber einmal auf diesem Wege angekommen war, lag es nahe, die Karten zu sammeln und sich hiezu eigener Albums zu bedienen, die von der dem Bedarf immer rasch folgenden Industrie rasch hergestellt wurden.

So wie die Karten, so bewegten sich auch die Albums in aufsteigender Linie, sie wurden immer größer, eleganter und werthvoller und der Buchbinder verbündete sich immer mehr mit dem Künstler. Zunächst war die Entwicklung allerdings mehr quantitativ als qualitativ und bald gab es in Deutschland kaum noch ein Städtchen oder nennenswerthes Dörfchen, das nicht seine vom heimathlichen Lithographen angefertigte Ansichtspostkarte besaß.

Die Zufallssendung war Modesport geworden und man schickte die Karten nicht mehr allein, damit sie als Erinnerung an besuchte Punkte und als ein Zeichen freundlichen Gedenkens dienen sollten, sondern in der offenkundigen Absicht, daß sie das Ansichtspostkartenalbum bereichern und schmücken sollten.

Sehr bezeichnend hiefür ist es, daß diese Karten zu einem erheblichen Theile nicht mehr freiwillige Sendungen darstellten, sondern daß sie direkt erbeten und bestellt wurden und daß sich in ihnen ein lebhafter Tauschverkehr entwickelte. Wer einigermaßen mit Freunden und Bekannten, besonders vom weiblichen Geschlechte, gesegnet war, konnte darauf rechnen, daß er, wenn er eine Reise antrat, mit den verschiedensten Aufträgen erfreut wurde, deren Vergessen ihm dann nichts weniger als Lobsprüche eintrug.

In dem Maße wie die Karten künstlerisch vollendeter wurden, in demselben Grade entfernten sie sich auch zum Theil von ihrem eigentlichen Gebiet und boten nicht nur Ansichten von Aussichtspunkten, Städten usw., sondern alle möglichen Gegenstände, die oft mit dem Orte der Absendung nur in losem oder gar keinem Zusammenhange standen.

Aus der Ansichtskarte wurde eine illustrirte Postkarte, die Nationaltrachten, Stadt- und Länderwappen, Kunstgegenstände aus Museen und Sammlungen, schöne Frauenköpfe und Phantasiebilder aller Art boten. Auch kamen Abarten der Postkarte auf in Gestalt der Riesenkarte, deren Versendung mit den Postvorschriften in Widerspruch stand und die nur noch als Drucksachen oder als Briefe versandt werden konnten.

Inzwischen hatten sich auch wirkliche Künstler in den Dienst der Bewegung gestellt und Männer wie Menzel, Liebermann, Skarbina verschmähten es nicht, durch geistvolle Entwürfe am Postkartensport m zuwirken.

Wie die Künstler, so stellte aber auch das Kun gewerbe sein Bestes in den Dienst dieser Postkar und namentlich die farbigen Vervielfältigungen i den feinsten Nuancirungen sind zu hoher Vervollkom nung gebracht worden.

In letzter Zeit ist bei vielen Künstlerkarten moderne Manier stark in den Vordergrund getret mit der insbesondere außerordentlich wirksame Lan schaftsbilder erzielt worden sind. Als eine Ab möchten wir die Karten erwähnen, die nicht du Aufdruck, sondern durch Aufkleben hergestellt si So sahen wir neulich eine Karte mit dem Kölner Do die aus Seidenstickerei bestand. Da solche Karten d postalischen Bestimmungen nicht entsprechen, müssen als Brief frankirt werden.

Außerordentlich aufgekommen sind auch die P karten mit der eigenen Photographie, namentlich sie von einer Reihe von Geschäften schnell, gut u billig geliefert werden. So wenig diese Anwendu auf Briefbogen und Briefumschlägen Anklag fand, sehr ist sie jetzt auf Postkarten zur Anwendung kommen. Vielfach werden diese Art Karten auch v Amateuren selbst hergestellt, so wie es jetzt auch eig präparirte Postkarten gibt, an denen die Amate ihre Kunst üben können. Mit Vorliebe wird ihnen auch das eigene Wohnhaus oder Theile dem Innern desselben zum Aufdruck auf die K gewählt.

Hinweisen möchten wir noch auf eine beson Art von Kartensammlern, die auf Reisen Karten wissermassen an sich selbst adressiren. Von jedem O den sie besuchen, von jedem Platze, der ihnen beson gefällt, schicken sie eine Karte nach Hause und verse sie mit den schriftlichen Eindrücken, die sie beim suche empfunden haben. Die Karten werden dann Hause aufbewahrt und nach der Rückkehr in ei Album vereinigt, zu dem oft noch Amateur-Ph graphien hinzutreten, so daß das Ganze gewissermo ein illustrirtes Tagebuch der Reise wird.

(Schluß folgt.)

Denkspruch.

Behalte Hoffnung stets bei widrigem Geschick
Und eine heit're Stirn bei trüben Sorgen,
Genuß für jeden Augenblick,
Und einen Wunsch noch für den Morgen.

v. Köpke

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenbur

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 148. **Montag, den 3. Juli.** **1899.**

Verwegenes Spiel.

40 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Bin ich darunter gemeint, gnädige Frau?“ fragte Lieschen, nachdem sie gelesen. „Ich bin Lieschen Vogel — und Sie sind M. W.?“

„Ja, ich heiße Marie Weber,“ lautete die Antwort.

„Und Sie wollten mich finden? Ich — ich verstehe nicht. Gibt es nicht noch eine Lieschen Vogel?“ fragte Lieschen.

„Gewiß nicht; es hat sicher nicht zwei so närrische Mädchen gegeben wie Ihre Mutter war. Wie hieß denn Ihr Vater und was für ein Geschäft hatte er?“

„Er war Gemüsehändler und sein Vorname war Johann,“ antwortete Lieschen erstaunt.

„Und wie hieß Ihre Mutter, ehe sie heirathete?“ forschte die alte Frau weiter.

„Klara Marie Pietsch.“

Frau Weber wurde unruhig. Ihre Hände zitterten und sie blickte triumphirend auf ihre Dienerin, indem sie ihr zuflüsterte:

„Hören Sie, Petronella, hören Sie?“

Dann fügte sie laut hinzu:

„Fahren Sie fort! Wer war denn Ihre Mutter?“

„Sie war die Tochter eines Gutsbesitzers, der ein großes Gut in Pommern hatte. Es waren mehrere Kinder da, doch alle starben jung. Auf dem Gute lasteten viele Schulden, und so ging es auf Seitenverwandte über. Meine Mutter hatte meinen Vater gegen den Wunsch ihrer Familie geheirathet und wurde deshalb verstoßen,“ erzählte Lieschen.

„Und mit Recht! Wenn ein Mädchen aus guter Familie eine Mißheirath eingeht, muß sie darauf gefaßt sein, von ihren Angehörigen verstoßen zu werden,“ sagte Frau Weber nachdrücklich. „Und waren Sie das einzige Kind?“

„Ja, gnädige Frau,“ erwiderte Lieschen.

„Haben Sie sonst noch Verwandte?“ forschte Frau Weber.

„Nein. Meine Mutter starb jung; mein Vater hat mir eine gute Erziehung geben lassen; dann verlor er sein Vermögen. Als er starb, war ich sechzehn Jahr alt und auf meine eigene Kraft angewiesen. Mein Vater stammte zwar nur aus dem Kaufmannsstande, aber er war ein Ehrenmann,“ schloß Lieschen ihre Rede.

„Das hat die arme Klara gesagt, hm! Also haben Sie keine Verwandten weiter, liebes Kind?“ fragte Frau Weber nochmals.

„Keine, soviel ich weiß, — nur noch eine Großtante. Sie war die Tante meiner Mutter und ist mit einem Bankier verheirathet gewesen. Sie muß sehr alt sein, wenn sie noch lebt,“ berichtete Lieschen.

„Ungefähr so alt wie ich,“ sprach Frau Weber, indem sie unruhig umherblickte. „Wie hieß sie denn?“

„Mit ihrem Mädchennamen hieß sie Marie Pietsch; wie sie später hieß, als sie verheirathet war, weiß ich nicht,“ sagte Lieschen.

„Dann will ich es Ihnen sagen!“ rief die Frau aus. „Sie heißt jetzt Marie Weber. Sie wohnt gewöhnlich in Berlin, aber in diesem Augenblicke sitzt sie vor Dir und betrachtet Dich!“

Lieschen wurde bleich und schaute mit weitgeöffneten Augen drein.

„Sie — Sie, gnädige Frau, sollten meine Tante sein?“ rief das junge Mädchen verwundert aus.

„Das scheint der Fall zu sein, meine Liebe. Ich habe Dich schon lange gesucht. Du bist also Klara's Tochter! Du darfst mich umarmen, wenn Du willst, Kind!“ sagte Frau Weber mit zitternder Stimme.

Lieschen näherte sich schüchtern der alten Dame und drückte einen Kuß auf die ihr dargereichte runzelige Wange. Dann schrak sie über ihre eigene Verwegenheit zurück.

„Hier, setze Dich nieder!“ sprach die alte Frau gütig. „Ich muß Dir noch einige Fragen vorlegen, und von Deinen Antworten hängt mehr ab, als Du denkst. Petronella, starren Sie das Mädchen nicht so an! Lieschen, wie alt bist Du denn?“

„Siebzehn Jahre.“

„Und ich bin achtzig. Die eine steht am Anfange ihres Lebens und die andere am Ende, — Du lieber Himmel!"

Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Und Du bist Gouvernante?"

Lieschen bejahte.

„Dann wundert es mich gar nicht, wenn Du blaß und bekümmert aussiehst!" murmelte Frau Weber. „Es muß eine Marter sein, wenn man Gouvernante bei den Kindern der Frau Blind ist, nicht wahr? Und ist es denn nicht ebenfalls eine Marter, den Befehlen der gemeinen, entsetzlich zänkischen Frau Blind gehorchen zu müssen, wie?"

„Als ich hier herkam," sagte Lieschen bewegt, „hatte ich kein Heim, kein Geld, keine Kleider und keine Freunde; darum bin ich von Dank erfüllt, daß ich bei Frau Blind eine Zufluchtsstätte gefunden habe, und aus dieser Ursache kann ich meine Stellung hier nicht als Marter ansehen."

„Dankbar bist Du, wie? Wofür denn?" fragte die alte Frau ironisch. Du hast Wohnung und Nahrung, aber Du verdienst Dir das selbst. Du arbeitest von früh bis Abends — vielleicht für die elende Summe von vierhundert Mark im Jahre. Nicht wahr, so viel bekommst Du doch?"

„Nein, Frau Weber; ich bin jung und unerfahren und hatte eine Stellung so nöthig; darum bekomme ich nur zweihundert Mark," antwortete Lieschen.

„Um des Himmelswillen!" rief die alte Dame aus. „Weil Du eine Stellung nöthig hattest, bekommst Du nur die Hälfte? Das sieht der Frau Blind ganz ähnlich! Wie kommt es nur, daß Du in solcher Lage warst?"

„Nach dem Tode meines Vaters gab ich in der Schule Musikunterricht," sprach Lieschen. „Es war dieselbe Schule, in welcher ich unterrichtet worden war. Da die Schulvorsteherin schon alt war, löste sich die Schule auf, und dann hatte ich keine Anstellung mehr. Einige Wochen lang half ich einer alten Näherin; doch diese starb, und ich hatte wieder nichts. Vom Hunger getrieben —"

„Hören Sie es, Petronella?" unterbrach Frau Weber die Erzählung des jungen Mädchens, mit Thränen in den Augen. „Hören Sie es? Und sind Sie nicht erschüttert davon? Sie hatte Hunger, während meine Dienerschaft die Leckerbissen, welche von meinem Tische kamen, fortgeworfen hat! Sie war hungrig und heimathlos, ohne Freunde! Herr, geh' mit mir nicht ins Gericht? Wie, Du mußtest hungern?"

„Das ist ja alles schon vorbei, liebe Großtante," sagte Lieschen leise.

„Und kann wieder so werden, wenn Frau Blind Dir befiehlt, Deinen Koffer zu packen. In diesem Hause kannst Du nicht vierundzwanzig Stunden Deiner Stellung sicher sein. Wieviel Geld besitzest Du denn?"

„Ich habe noch zehn Mark von den fünfzig, die Frau Blind mir für das erste Vierteljahr vorgestreckt hat," lautete Lieschens Antwort.

„Zehn Mark! Sieh' mich an, Lieschen!" gebot die alte Frau.

Das Mädchen blickte ihr treuherzig in die Augen.

„Hast Du jemals etwas gethan, dessen Du Dich schämen mußt?" fragte Frau Weber streng.

„Nein, Großtante," antwortete Lieschen der Wahrheit gemäß, „niemals!"

„Petronella, was denken Sie von ihr?" wendete Frau Weber sich an ihre Vertraute.

Diese schluchzte laut.

Ihre Züge waren hart, doch ihr Herz war mitfühlend und weich.

Sie antwortete:

„Sie sollten sie zu sich nehmen und zu Ihrer Erbin machen!"

„Diese Antwort zeigt, daß Sie Herz und Verstand haben," antwortete Frau Weber mit zitternder Stimme. „Lieschen," wendete sie sich an das junge Mädchen, „ich bin alt und verdrießlich und habe so meine eigenen Ideen. Außer Petronella hält es niemand lange bei mir aus. Sie war einst meine Gesellschafterin, ist aber jetzt meine einzige Freundin. Nun frage ich Dich, Kind: glaubst Du, daß Du mir ein wenig gut sein kannst? Staune nicht über die Frage; aber selbst eine verwittwete alte Frau fühlt das Bedürfniß, geliebt zu werden."

Bei diesen Worten zitterte ihre Stimme merklich und Thränen verdunkelten ihren Blick.

Das Eis, welches sich um Lieschens Herz gesammelt hatte, schmolz; sie schluchzte laut und stürzte nach Frau Weber hin, um deren Hals sie beide Arme schlang, indem sie ausrief:

„Ich habe ja niemand auf der Welt, den ich lieben könnte, und möchte Sie lieben, wenn ich darf!"

Die alte Frau Weber bekam einen heftigen Hustenanfall, und Petronella beeilte sich, sie in den Armstuhl niederzudrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Ansichtspostkarten.

(Schluß.)

Die meisten Sammler begnügen sich, die Karten, sowie sie sie erhalten, ihren Albums einzuverleiben, und der Werth, den sie den einzelnen Karten beimessen, hängt für sie lediglich ab von ihrem gefälligen Aeußern oder der Erinnerung an Personen oder Sachen, die sie damit verknüpfen. Das ist aber nur der Anfang der Kunst, und der systematische Sammler strebt noch ganz andere Ziele an. Zunächst scheidet er im Allgemeinen diejenigen Karten aus, die nicht wirklich Ansichtskarten sind, und er verlangt des weitern, daß die Karten auch genau den Poststempel des Ortes tragen, dessen Ansicht auf der Karte wiedergegeben ist. Die schönste Karte von Drachenfels würde für diesen Sammler entwerthet sein, wenn sie statt des Poststempels „Königswinter" mit „Bonn" oder „Köln" abgestempelt wäre. Sodann hat unter gewissen Umständen der Datumstempel einen besonderen Werth.

Es gibt Ereignisse, für die Postkarten besonders vorbereitet und erst an dem Tage in Umlauf gesetzt werden, an dem das Ereigniß eintritt. Wir nennen als Beispiele die Krönung des russischen Kaisers in Moskau, die Einweihung des Kaiser Wilhelm-Denkmals, das Begräbniß des Präsidenten Carnot. Trägt dann die Karte genau den Stempel des Tages, an dem das Ereigniß vor sich gegangen ist, so erhöht sich ihr Werth bedeutend im Vergleich zu derselben Karte, deren Aufgabe einige Tage später erfolgte.

Sind für gewisse Ereignisse besondere Postanstalten errichtet worden, die nur einen oder einige Tage bestanden, so haben chronologisch richtig gestempelte Karten dieses Postamtes ebenfalls besonderen Werth für den Sammler. So begleitete den Kaiser auf seiner Reise nach Jerusalem ein türkisches Postamt, dessen Stempel neben den entsprechenden türkischen Charakteren die Worte „Camp Imperial" trugen und die augenblicklich auf der Ansichtskartenbörse besonders gesucht und hoch bezahlt sein sollen.

Eine recht originelle Art von Ansichtskarten haben wir auch auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyds gefunden. Die Frühstückskarten, die auf der einen Seite eine meist sehr hübsche Illustration und darunter die Tischkarte tragen, sind auf der der Illustration entgegengesetzten Seite als Postkarte frisirt, so daß der Kopf nur abgeschnitten zu werden braucht, um eine versandtfertige illustrirte Postkarte zu bieten. Die Karten sind ungemein gesucht und verschwinden schon vor Aufhebung der Tafel mit größter Geschwindigkeit.

Der Ansichtskartensport hat einer ganzen Reihe von Industrien reiche Arbeit gegeben und ganz neue hervorgerufen. Wir haben heute zahlreiche Unternehmungen, die sich neben der Anfertigung von Postkarten auch mit deren Versendung an ihre Abnehmer beschäftigen. Es gibt sogar Aktiengesellschaften, die zu diesem Zwecke gegründet worden sind. Man begibt sich z. B. auf das Bureau einer solchen Gesellschaft in Berlin und abonnirt auf eine Serie von zwanzig Karten, die von einem imaginären Weltreisenden an zwanzig interessanten Stellen seiner Reise um die Welt aufgegeben werden. Die Gesellschaft vermittelt die Aufträge an ihre Vertreter in den betreffenden Städten und von diesen erhält man in entsprechender Zeit aus New-York, San Francisco, Yokohama, Hongkong, Colombo u. s. w. Karten mit dem Originalstempel und den Originalpostmarken. Es ist das schon etwas Fabrikbetrieb, bei dem das intime Interesse ganz wegfällt, das sich sonst mit Karten verbindet, die von befreundeter Hand geschickt sind. Als Renommirserie machen sich aber solche Karten in einem Album recht gut.

Als eine Art eigener Industrie können wir ferner die Postkarten-Ausstellungen betrachten, wie eine solche vor kurzem in Nizza eröffnet wurde, um von dort nach andern Städten übergeführt zu werden; 992 Firmen, die sich mit der Herstellung von Ansichts-Postkarten beschäftigen, hatten dort ausgestellt, darunter Deutschland allein mit 724 Häusern! Bei der Preisvertheilung standen die deutschen Firmen in erster Linie. Außerdem waren noch 200 Sammler, Maler, Patentbesitzer vertreten. Nebenbei bemerkt besaß diese Ausstellung auch die nachweislich älteste Ansichtspostkarte die in Holz geschnitten die Rudelsburg darstellt. Sie trägt den Stempel vom 31. August 1874 und ist an Frau Pastor Harnisch in Osterfelde gerichtet und dürfte schon heute einen sehr bedeutenden Werth darstellen.

Schon aus der großen Zahl der Aussteller in Nizza ergibt sich, wie groß die Bedeutung der Postansichtskarte für die Druckindustrie geworden ist. Man kann wohl sagen, daß tausende von Menschen täglich ihr Brod durch diese Karten verdienen und daß durch sie der Lithographie, Photographie und den einfarbigen und bunten Vervielfältigungsmethoden ein ganz neues und gewinnbringendes Feld der Thätigkeit erschlossen worden ist. Den ersten Rang nimmt hier Deutschland ein, sowohl was den Verbrauch als auch was die Herstellung der Karten anlangt. Daß wir in dieser Sache an der Spitze der Zivilisation marschiren, kann uns niemand bestreiten und wir versorgen mit unsern Karten nicht nur das eigene Land, sondern sie bilden

auch einen ganz nennenswerthen Ausfuhrartikel nach allen Theilen der Welt, die sich am Briefmarkensport betheiligen. Ganz fremd steht ihm heute wohl kein einziges Land mehr gegenüber, aber seine Beliebtheit ist doch sehr verschieden. Abgesehen von Deutschland bevorzugen namentlich Länder mit starkem Fremdenverkehr die Ansichtskarte, der wir also überall in der Schweiz und namentlich in Italien begegnen. Ueberall an den Gestaden des Mittelmeeres ist sie zu treffen und neuerdings fängt sie auch an, sich in Frankreich einzubürgern. Dort wird sie sicherlich durch die Ausstellung mit ihrem großen Fremdenzufluß eine außerordentliche Hebung erfahren. Recht widerstrebend zeigt sich England, das nur wenige und zumeist schlechte Karten besitzt. In London eine solche aufzutreiben ist ein Kunststück und den Inhabern von solchen Geschäften, die bei uns derartige Karten zu führen pflegen, ist oft der Begriff einer Ansichtspostkarte ganz unbekannt. Die Vereinigten Staaten von Amerika scheinen viele Postkarten herzustellen, aber künstlerisch schön sind sie nicht und der fehlende künstlerische Werth kann auch durch das überall wehende Sternenbanner nicht ersetzt werden. Ueber die Verhältnisse in Südamerika sind wir nicht unterrichtet, doch scheinen in letzter Zeit China und Japan sich diesem Sporte zuzuneigen, nicht nur durch Einführung fremder Karten, sondern auch durch Herstellung in eigenen Druckereien.

Eine starke Anregung hat auch die Album-Industrie erhalten, und auch hier ist es Deutschland in erster Reihe, das den neuen Sport ausnutzt. Cartonage-Fabriken, Buchbindereien finden hier guten Verdienst, und auch die Kunst und das Kunstgewerbe gehen nicht leer aus, da man immer größeren Werth auf künstlerische und geschmackvolle Herstellung der Einbände legt, die aus allen Materialien, Papier, Pappe, Lederpapier, Leder und Holz, hergestellt werden. Nicht übersehen wollen wir auch in unserm den Schutz der Schwachen fördernden Zeitalter, daß viele arme und gebrechliche Leute und Kinder durch den Verkauf der Ansichtskarten einen ganz erträglichen Verdienst erhalten.

Wenn die Industrie durch den neuen Kartensport viel Geld gewinnt, so gilt das nicht minder von der Post. Hunderttausende und Millionen von Karten, die sonst nie geschrieben worden wären, werden jetzt mit ihren Marken beklebt und wenden ihr einen reichen Verdienst zu. Zahlen sind hier mit Bestimmtheit sehr schwer zu geben, aber an einzelnen bekannten Aussichtspunkten kann man die reißende Vermehrung der Postkarten von Jahr zu Jahr verfolgen. Solche Stationen, die früher vielleicht 1000 Postkarten expedirten, haben es nach Einführung des Ansichtskartensports auf 100 000 und mehr im Jahre gebracht. Am freundlichsten nimmt sich die belgische Postverwaltung der Ansichtskarten an, da sie für deren Betrieb eigene Schalter errichtet hat. Wenigstens sahen wir einen solchen Schalter auf einem Bahnhofe in Brüssel. Dabei erwachsen der Post mit dieser Mehreinnahme thatsächlich kaum ersichtliche Kosten, und die Ansichtskarte stellt somit eine Steuer dar, wie sie als das Ideal einer Steuergesetzgebung betrachtet werden kann: sie wird von den Steuerträgern freiwillig und ungezwungen aufgebracht, ihre Beitreibung macht keine Kosten oder Schwierigkeiten und sie erregt keine Mißstimmung, sondern nur Vergnügen. Von allen Steuern kann man das nicht sagen, und der Finanzminister, der unser Steuersystem auch nur annähernd in ähnlicher Weise einzurichten verstände, würde sich nie darüber zu beklagen haben, daß seine vortrefflichen Absichten in der Offentlichkeit nicht verstanden und mit Undank gelohnt werden.

Mannigfaltiges.

— Der radelnde Affe. Der bekannte „Affenprofessor" Garner hat von einer Forschungsreise in Afrika einen sehr intelligen Affen nach England gebracht, der gegenwärtig im Bellevue-Garten zu Manchester beherbergt wird. „Konsul" — dies der Name des Vierhänders — ist ein ausgezeichneter Radfahrer. Die ersten Unterrichtsstunden wurden ihm auf einem Dreirad gegeben; als seine Lehrzeit beendigt war, vertraute man ihm ein Zweirad an, dessen er sich jetzt bedient wie ein Mensch. Der eigenartige Radfahrer fährt natürlich nur innerhalb einer Einfriedigung, aber er könnte sich ebensogut auf die Straßen hinauswagen, ohne mit der Polizei in Konflikt zu gerathen, denn das Publikum wäre stets von seinem Nahen unterrichtet, da er fortwährend die Glocke in Bewegung setzt. Das scheint ihm sogar bei der Radlerei den größten Spaß zu machen; ohne die Glocke hat das Zweirad für ihn keinen Werth.

— Anders gemeint. Hausfrau (in die Küche hineinsehend, wie eben der Schatz der Köchin zu Abend ißt): „Ich bin sprachlos, Jette." — Köchin (geschmeichelt): „Nicht wahr, das ist ein anderer Kerl, wie Ihr Mann!"

— Heimgezahlt. A.: „Ihre Ohren, Herr Karl, werden jeden Tag größer!" — B.: „So! Ich glaube, meine Ohren und Ihr Verstand das gäb' einen famosen Esel!"

— Hausordnung. Der unnütze Aufenthalt auf Treppen, Fluren oder dem Hofe ist nur dem Portier gestattet." Der Wirth.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 149. Dienstag, den 4. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

41 Roman von F. Siemers von Ostermann.

Als sie wieder zu Worte kommen konnte, sprach sie:

„Ich bin meinem Ende nahe, Lieschen, und jeder Tag kann der letzte meines Lebens sein. Du bist das Kind meiner Nichte und sollst mein Besitzthum erben. Ich verlange nichts dafür, als ein wenig Liebe, wie eine Tochter sie für mich haben würde. Ich habe niemals eine Tochter gehabt!"

Lieschen drückte ehrerbietig die Hand der alten Dame an ihre Lippen; dann sagte sie schüchtern:

„Ach, Großtante, Du wirst Dein Wort zurücknehmen, wenn Du erfährst, daß ich nicht so bin, wie Du glaubst! Ich — ich bin verheirathet!"

„Verheirathet — mit siebzehn Jahren?!" rief die Großtante erstaunt und ungläubig aus.

Lieschen erzählte nun, daß sie, nachdem sie ihre Stellung als Musiklehrerin verloren hatte, einen jungen Herrn, der eben seine Studien in Rostock vollendet und der selbst erst zwanzig Jahre alt war, geheirathet habe, daß aber sein Vater ihm unter schrecklichen Drohungen befohlen, sie zu verlassen, was er auch gethan.

Sie entschuldigte jedoch ihren jungen Gatten so gut sie konnte, woraus Frau Weber ersah, wie theuer ihr derselbe noch war.

„Also ist der junge Mann arm, aber von guter Familie und hat Erziehung genossen?" fragte Frau Weber. „Nun, liebes Lieschen, ich meine, daß Dein Gatte nicht frei von Tadel, aber dennoch Dein Gatte ist, und ich werde mit meinem Rechtsanwalt darüber sprechen. Das hat jedoch nichts mit meinem Entschlusse hinsichtlich Deiner zu thun. Jetzt gehörst Du mir an, und Du mußt morgen schon das Haus der Frau Blind verlassen, — Petronella, wann können wir abreisen?"

„Sobald Sie wollen!" antwortete diese.

„Nun denn, dann packe Deinen Koffer, Lieschen. Morgen sollst Du dieses Haus verlassen und mit mir gehen. Petronella wird mehreres für Dich einkaufen und —"

Sie konnte nicht vollenden, da jemand an die Thür klopfte und Frau Blind in ihrem rauschenden rothen Seidenkleide eintrat.

Frau Blind's Blicke fielen sogleich auf Lieschen, die der alten Dame noch zu Füßen saß; sie schaute finster auf das junge Mädchen.

„Ich habe noch keinen Ton auf dem Piano gehört, liebe Tante," rief sie aus, „und ich fürchtete, daß meine Gouvernante mir nicht gehorcht habe und nicht hier sei. Fräulein Vogel, Sie vergessen Ihre Stellung ganz; Sie sind nicht als Gast hier im Hause; Sie sind nur als Lehrerin engagirt. Wenn Sie sich bei meiner lieben Verwandten einschmeicheln wollen, werde ich Sie morgen früh fortschicken. Gehen Sie in Ihr Zimmer!"

Die welke Hand der Frau Weber lag liebkosend auf Lieschens dunklem Scheitel.

„Ich habe mit dem Kinde geplaudert, Laura, und habe mir seine Lebensgeschichte erzählen lassen," sagte Frau Weber ruhig. „Erinnerst Du Dich nicht, daß ich jahrelang nach meiner Nichte geforscht habe, nach Klara, oder nach ihren Kindern? Nun, dieses Mädchen ist ihre Tochter!"

Aus Frau Blind's Augen schoß ein Blitz voll Zorn und Furcht, — das Mädchen war ihr gefährlich geworden.

„Tante," rief Frau Blind, „dieses Mädchen ist eine Betrügerin, die ich nur aus Mitleid aufgenommen habe! Sie hat Dich betrogen. Gehen Sie sogleich in Ihr Zimmer, Fräulein Vogel, und morgen früh aus dem Hause!"

„Petronella," sagte Frau Weber schnell, „geben Sie meine Geldtasche her!"

Die Angeredete brachte eine umfangreiche Geldtasche aus dem Koffer der alten Dame.

Diese entnahm derselben einen Fünfzigmarkschein und reichte ihn Frau Blind mit den Worten:

„Hier ist der Betrag, den Du meiner Großnichte vorgestreckt hast, als sie in Dein Haus kam. Ich

wünsche nicht, daß sie Dir etwas schuldet. Und hier sind noch sechzig Mark, um Dich für das zu bezahlen, was Euch mein Besuch gekostet haben mag. Es thut mir leid um Dich, liebe Laura, aber Du und Dein Mann müssen eine Lehre erhalten. Ich bin nicht so taub, daß ich nicht gehört hätte, was Ihr gestern Abend im Gesellschaftssaale gesagt habt. In Euren Augen bin ich eine alte Katze, die man ins Spital schicken möchte, wenn es nicht um mein Geld zu thun wäre. Eure Herzlosigkeit soll den rechten Lohn ernten. Dieses junge Mädchen ist meine Adoptivtochter und soll alles von mir erben. Wenn Du morgen früh für sie einen Wagen bestellst, dann kannst Du auch meinen Koffer aufladen lassen; wir werden miteinander reisen."

26. Mariens Feinde.

Marie war mit Frau von Schwarz und deren Gatten in Stettin angekommen, und von diesem Augenblicke an war jede Spur von ihr verloren.

Was war aus ihr geworden? Wohin war sie gerathen?

Diese Fragen, welche den jungen Grafen und seine beiden älteren Freunde beschäftigten, beunruhigte sie in hohem Grade.

Unsern lieben Lesern wollen wir jedoch das Räthsel lösen.

Als die Reisenden aus dem Zuge gestiegen waren, führte sie Herr von Schwarz sogleich in ein Wartezimmer und eilte wieder hinaus, um nach dem Gepäck zu sehen, welches er dann auf einen Miethswagen packen ließ.

Nachdem die kleine Gesellschaft eingestiegen war, sprach Herr von Schwarz leise mit dem Kutscher, stieg ebenfalls ein, und der Wagen rollte davon.

„Wohin fahren wir denn, Frau von Schwarz?" fragte Marie, die aus dem Wagenfenster blickte. „Ist das auch der rechte Weg?"

„Habe ich denn nicht gesagt, daß wir zu Schiff reisen wollen? Das Wetter ist so herrlich, und eine Hochzeitsreise auf dem Meere ist nichts Alltägliches. Herr von Schwarz hat eine kleine Yacht gemiethet, welche wir drei Monate behalten können. Es kommt mir dies so romantisch vor, — Dir nicht auch?"

„Aber das Gut „Auf der Höhe" liegt ja nicht an der See!" warf Marie erstaunt ein.

„Man kann es vom Gestade aus in zwei Stunden mit der Eisenbahn erreichen, und es wird herrlich sein, wenn wir, so oft wir wollen, Ausflüge auf dem Wasser machen können. O, verdirb mir meine Freude nicht durch Mißbilligung!" rief Frau von Schwarz flehend aus.

Diese Worte genügten, um Marie zum Schweigen zu bringen. Frau von Schwarz war die geliebte Gattin ihres Vaters gewesen, und sie hatte noch nicht gelernt, ihr zu mißtrauen. Daß sie gänzlich in den Händen ihrer Begleiter sei, war ihr noch nicht eingefallen; nicht einmal der Umstand, daß man ihr zugeredet hatte, sie möchte ihre Kammerjungfer zu Hause lassen, machte sie argwöhnisch.

Man kam ans Ufer, wo schon ein Boot stand.

Herr von Schwarz fragte den Bootsmann auf wen er warte.

„Auf Herrn von Schwarz," lautete die Antwort.

„Der bin ich!" sagte dieser. „Bitte, einzusteigen meine Damen; ich werde Ihnen behilflich sein!"

Als die Reisenden Platz genommen hatten und das Gepäck untergebracht war, stieß das Boot ab.

Bald hatte man die Yacht, welche „Pfeil" hieß, erreicht.

Die Bemannung derselben bestand nur aus drei Seeleuten von zweifelhaftem Aussehen.

Als das Schiff mit vollen Segeln steuerte, sagte Frau von Schwarz:

„Wir wollen hinuntergehen, Marie, um zu erfahren, wie es unten aussieht. Unser Gepäck und das Mädchen sind schon unten."

Beide Damen stiegen hinab.

Marie fand den Aufenthalt nicht angenehm, indem der Raum nach frischer Farbe roch.

„O, hier ist es schön!" rief Frau von Schwarz mit scheinbarem Frohsinn aus. „Die Seeluft wird bald Rosen auf Deine Wangen malen."

„Es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie mir gesagt hätten, wie wir reisen werden. Meine Freunde werden besorgt um mich sein, wenn ich nicht schreibe, wie ich es versprochen habe."

„Ihre Freunde?" rief Frau von Schwarz aus, indem sie die Augenbrauen in die Höhe zog. „Sind wir denn nicht Ihre Freunde?"

„Nicht meine einzigen Freunde," entgegnete Marie. „Die Freunde, welche nicht mit uns sind, haben ein Recht, zu wissen, wo ich bin."

Frau von Schwarz blickte jetzt auf Mariens Hand, an welcher der große Brillant funkelte. Sie hatte den Ring schon bemerkt, aber wegen seiner noch nicht Erwähnung gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ankunft Dreyfus'.

Ueber eine wunderbare Kraftprobe schreibt der „Tägl. Rundschau" ein Pariser Berichterstatter:

„Daß Dreyfus gestern in aller Herrgottsfrühe mit dem „Sfax" in Quiberon angekommen, dort an Land gestiegen und sofort nach Rennes weitergedampft ist, wissen Sie durch den Draht. In diesem Augenblick ist die ganze Welt fast bis in die kleinsten Details von diesem welterschütternden Ereigniß unterrichtet. Es scheint, daß es Epoche machen wird. Wenn auch nicht in der Geschichte Frankreichs, so doch in der Geschichte des französischen Journalismus. Es war ganz offenbar, daß das Heil Frankreichs und mit ihm natürlich das Heil der Welt — denn wenn Sie es nicht wissen sollten, das Heil Frankreichs ist immer noch das Heil der ganzen Welt — davon abhing, daß man genau den Zeitpunkt feststelle, in welchem Dreyfus, der elende Verräther nach der einen, der unschuldige Märtyrer nach der anderen Partei, den Fuß auf französischen Boden setze. Und so ward ein Wettrennen zwischen den Zeitungen veranstaltet, wahnsinniger als die Automobilfahrten Paris-Bordeaux. Von der Nordwestspitze Frankreichs in Brest waren nach Osten bis Cherbourg und nach Südosten bis La Roche sämmtliche Häfen mit Reportertruppen besetzt. Ungezählte Journalisten überwachten diese Nordwestgrenze und lugten nach dem „Sfax" aus. Man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß es hier nicht weniger als 24 Häfen gibt, die für die Landung des „Sfax" in Betracht kommen und das ist für die Erweiterung der geographischen Kenntnisse nicht unwichtig, zumal man sonst von diesen Häfen Jahr aus Jahr ein nichts zu hören bekommt. Ueberall standen, lagen und hingen sie, die Journalisten, die die Aufgabe hatten, die kleinsten Details zu telegraphiren, wie Dreyfus aussah, seine Statur, seine Haare, sein Gang, die Zahl seiner Schritte vom Schiff bis zum Eisenbahnzug, wie oft er den Mund aufmachen würde, Alles, Alles, bis in's Einzelnste. Ein wunderbarer Dienst. Dampfer hatten sie gemiethet und kreuzten vor den Häfen. Auf den Mauern, den Felsen, den Thürmen hingen sie, den Blick auf den Horizont gerichtet, das Fernrohr durch einen geistreichen Mechanismus vor den Augen befestigt, da die Hände schließlich den Dienst versagten. Signale waren an der ganzen Küste von Finistèrre organisirt worden. Es gab Lufttelegraphen. Man hätte am liebsten Herrn Marconi selbst bemüht. Chincholle vom „Figaro" lief Tag und Nacht mit ein paar Kilo Magnesiumlicht herum, um im kritischen Augenblick der Ankunft die schwarze Nacht blitzhell und taghell zu erleuchten. Brieftauben harrten in ihren Käfigen und zahllose Fischer halfen schauen, nachdem man ihnen ein gehöriges Trinkgeld versprochen. Mit einem Wort, es war ein tour de force ersten Ranges, es war die gewaltigste Aufbietung der Reportage, die Frankreich noch jemals gesehen. Man wollte durchaus die strenge Geheimhaltung von Ort und Stunde der Ankunft Dreyfus' durchbrechen und man wollte vor allen Dingen einander den Rang ablaufen, um dann jubelnd in die Welt zu posaunen: Seht, wir sind die bestinformirte Zeitung Frankreichs. Und in diesem Bestreben fanden sich Freund und Feind vereint, ja man kann sagen, die antidreyfusistischen Blätter hatten fast größere Anstrengungen gemacht, als die dreyfusfreundlichen. Und doch! Alles umsonst. Mit langer Nase konnten all die Herren abziehen. Die Regierung hatte offenbar absichtlich Kleinigkeiten durchsickern lassen, mit denen einige Herren sehr groß thaten, die sich aber dann als ganz falsch erwiesen. Die ganze Organisation war umsonst. Keiner hatte der Landung von Dreyfus beigewohnt. Ganz still, in ziemlicher Dunkelheit, bei entsetzlichem Wetter stieg Dreyfus in Quiberon an Land und ging fast ebenso unbemerkt in den Eisenbahnzug, der seiner wartete und fuhr ohne ein Wort gesagt zu haben ab."

Mannigfaltiges.

— Chinesische Liebenswürdigkeit. Ein seit mehreren Jahren in Peking lebender Kalifornier machte unlängst eine eigenthümliche Entdeckung. Wie fast alle in China angesiedelten Ausländer, die sich keine Dienerschaft aus ihrem eigenen Lande mitgebracht haben, läßt auch der Amerikaner seine Wäsche von den bezopften Söhnen des Himmlischen Reiches besorgen. Es gibt bekanntlich im Reich der Mitte keine Waschfrauen, sondern Waschmänner. Von den Leuten erhält man stets einen Zettel, der mit zwei bis fünf senkrechten Reihen Hieroglyphen bedeckt ist. Wer sich aber einbildet, daß die räthselhaften Schriftzeichen eine Empfangsbescheinigung oder die nähere Bezeichnung der Wäschestücke vorstellen sollen, der irrt gewaltig. Der Gentleman aus dem wilden Westen glaubte dies auch bis vor Kurzem, jetzt ist er jedoch von einem mongolischen Freunde darüber aufgeklärt worden. Der chinesische Waschzettel enthält in Wahrheit nichts Anderes, als eine kurze, kernige Beschreibung des Individuums, das die Wäsche abliefert. Wenn man genau Acht gibt, wird man die Wahrnehmung machen, daß jeder zopftragende Waschmann, der ein Bündel Leinenzeug zum Reinigen übernimmt,

den Inhalt des Packets nur sehr flüchtig durchsieht, dafür aber desto aufmerksamer das Aeußere des Ueberbringers mustert. Dann nimmt er einen Streifen Reispapier zur Hand und verziert ihn mit einer Anzahl in indischer Tinte ausgeführter Krähenfüße. Was er hingekritzelt hat, lautet vielleicht folgendermaßen: „Fetter ausländischer Teufel, einem Schwein ähnlich, schielende Augen, Warze an der linken Seite der Nase." Dieses schmeichelhafte Feder-Bildniß trägt man ahnungslos mit sich herum und reicht es beim Abholen seines gesäuberten Eigenthums mit unschuldiger Miene dem gelbhäutigen Spitzbuben, der es durchliest, mit einem schnellen Blick Gesicht und Gestalt des Fremden streift und dann erst das Verlangte herbeiholt. Als dem Kalifornier das Geheimniß des chinesischen Waschzettels enthüllt wurde, holte er das gerade in seinem Besitz befindliche Autogramm seines Waschmannes hervor und ließ es sich übersetzen. In den drei an die Fußspuren eines jungen Hühnchens erinnernden Reihen hieß es ungefähr: „Komisch aussehender alter Kerl, sehr wichtigthuend; Kahlkopf, Gesicht wie ein gesprenkeltes Ei." Das Haar des betreffenden Herrn wächst allerdings etwas hoch aus der Stirn und sein Antlitz weist zwei oder drei bräunliche Flecken auf, in keiner Weise aber erschien die Beschreibung gerechtfertigt. Der empörte Yankee stürmte denn auch sofort zu der Behausung des boshaften John Chinaman, ließ sich seine noch nicht angefangene Wäsche aushändigen und brachte sie zu einem anderen Waschmann, den man ihm als zuverlässig und sehr höflich geschildert hatte. Der neu ausgefertigte Zettel wurde ebenfalls übersetzt, und sehr befriedigt steckte ihn Mr. Croß zu sich. Auf dem Papier standen die Worte: „Aeltlicher Herr, sieht aus wie Yun Tai, der Windgott." Aber auch dieser diplomatisch vorgehende Zopfträger hatte nicht ein zweites Mal die Ehre, für das Ebenbild Yun Tais zu waschen. „Ich ließ mir nämlich" — so erzählt der Betreffende selbst — „bei nächster Gelegenheit von einem Raritätenhändler eine Statuette der fraglichen Gottheit zeigen, und als ich diese geschaut, hätte ich den nichtswürdigen Waschmann am liebsten ermorden mögen." (Tägl. Rundsch.)

— Aus dem Thierleben. Man schreibt aus der Schweiz: Von einer hübschen Episode aus dem Thierleben, die eben so sehr von der Liebe einer Hündin zu ihren Jungen, wie von der Anhänglichkeit des Thieres an seinen Herrn und dessen Wohnstätte zeugt, berichtet ein westschweizerisches Blatt: Ein in Bulle wohnender Herr machte einen Ausflug nach dem etwa drei Stunden entfernten Marktflecken Castels (Châtel St. Denis) und wurde dabei von seiner Hündin begleitet. In Castels nun warf die Hündin vier Junge, die man dort beließ. Wie erstaunte nun der Besitzer der Hündin, als er am andern Morgen des folgenden Tages sämmtliche kleinen Hunde mitsammt der Alten in seiner Behausung in Bulle vorfand. Das treue Thier hatte während der Nacht seinen ganzen Nachwuchs von Castels nach Bulle geschleppt und dabei den nicht kurzen Weg vermuthlich mehreremale zurücklegen müssen.

— Auf eine originelle Art spekulirt ein Bettler, der sich in den belebtesten Straßen Berlins herumtreibt, auf die Mildthätigkeit des Publikums. Man schreibt dem „B. T." darüber: Ich ging neulich unter den Linden und sah zufällig, wie ein armselig aussehender Mensch ein kleines Stückchen Brot vom Trottoir auflas und es dann mit Heißhunger aß. Mehrere Passanten, die dies beobachteten, beeilten sich, diesen Aermsten aller Armen mit einem Geldgeschenk zu unterstützen. Einige Tage später sah ich am Potsdamer Platz den Mann wieder, und es interessirte mich, ihn ein wenig zu beobachten. Zu meinem Erstaunen sah ich, wie er beim Gehen von Zeit zu Zeit ein Stückchen Brot aus der Tasche zog und es aufs Trottoir fallen ließ. Nachdem er dann eine kleine Strecke gegangen war, kehrte er wieder um und las wieder mit der Miene des tiefsten Jammers die Brosamen auf und aß sie anscheinend heißhungrig, und wieder konnte er manches Nickelstück einheimsen.

— Ein mißglücktes salomonisches Urtheil. Vor dem Richter Jackson in London stand dieser Tage ein Angeklagter. „Sind Sie schuldig oder unschuldig? fragte der Richter. — „Unschuldig, Herr Richter, nicht ich habe gestohlen, sondern mein rechter Arm hier." — „Schön! Dann wird Ihr rechter Arm zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt." Zum größten Erstaunen des Richters und des Publikums nahm der Angeklagte seinen rechten Arm, der von Holz war, ganz gemüthich vom Körper und überreichte ihn dem Richter zur Vollstreckung des Urtheils!

Denkspruch.

Wisse nur das Glück zu fassen,
Wenn es lächelnd sich dir beut;
In der Brust und auf den Gassen
Such' es morgen, such' es heut'!

Geibel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 151. Donnerstag, den 6. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

43 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Sind wir denn nicht auf dem Wege nach meiner Villa, Frau von Schwarz?" fragte sie erstaunt.

„O ja, liebes Kind; wenn Du es durchaus willst, dann gehen wir direkt dahin," antwortete Ottilie. „Aber Du wirst vielleicht nicht so hartherzig sein; ich möchte nicht gleich dahin gehen; es wäre dies ein großes Opfer, was Du von mir verlangst, und bedenke, daß dies meine Hochzeitsreise ist. Ich möchte so gern nach dem kleinen Landsitze fahren, welcher dem Herrn von Schwarz gehört; er heißt „die Wildniß" und soll ein romantischer kleiner Fleck Erde sein."

„Wo ist denn jener Landsitz?" fragte Marie.

„Er liegt auf einer Insel und ist sehr waldig. Aber Briefe kannst Du täglich abschicken."

„Mir scheint es für einen Aufenthalt auf einer Insel nicht eben günstiges Wetter zu sein, noch dazu, wenn wir in ein meistens doch unbewohntes Haus kommen," sagte Marie.

„Ach, das Wetter ist noch so schön, und wir wollen ja nur eine Woche dort bleiben. Aber Du willst mir meine Freude verderben, Marie, und nach Deinem Kopfe gehen," sprach Frau von Schwarz bitter.

„Sie irren!" entgegnete Marie sehr ernst. „Ich will nicht, daß Sie sich nach mir richten, doch ich verlange daß Sie mich im ersten Orte, der zu einer Landung geeignet ist, ans Land setzen!"

„Wie — allein, ohne Begleitung?" rief Ottilie aus. „Wenn Du darauf bestehst, nach Hause zurück zu reisen, dann wollen wir umkehren; doch ich hätte niemals gedacht, daß Du so selbstsüchtig sein könntest und all meine Freude verderben wolltest. Lieber Karl, laß uns nach Stettin zurück fahren!"

Herr von Schwarz erhob sich, um auf das Verdeck zu gehen.

Marie hielt ihn durch eine Geberde zurück, indem ihr Antlitz wie mit Purpurgluth übergossen schien.

„Meinetwegen brauchen Sie nicht umzukehren," sprach sie stolz. „Ich werde Sie auf die einsame Insel begleiten; ich will nicht ungefällig erscheinen; doch Sie müssen sich erinnern, daß meine Freunde nicht wissen, wo ich bin, und um mich besorgt sein werden."

„Aber, Marie," rief Frau von Schwarz vorwurfsvoll, „sind denn wir nicht Deine besten Freunde? Doch ich bin über Deinen Entschluß so froh, daß es mir gleichgiltig ist, welche Ausdrücke Du wählst. Lieber Karl, wir wollen in Deine „Wildniß" gehen, und wenn mir der Ort gefällt, dann lasse ich ihn restauriren, und wir kommen jedes Jahr für einige Wochen her!"

Marie blieb nicht mehr länger in der Kajüte; sie stieg aufs Verdeck und blickte umher, um zu sehen, ob sie am Horizonte noch nicht Land erspähe.

Die Yacht segelte mitten auf der Ostsee und glich nur einer Nußschale auf den schäumenden Wellen. Man sah wohl Segel in der Ferne, allein keine Gestade. Der Wind blies frisch, aber dennoch nicht unangenehm.

Marie spazierte auf dem Verdeck umher, bis sie müde wurde; dann nahm sie Platz auf demselben, und Herr und Frau von Schwarz gesellten sich zu ihr.

Der Tag verging.

Die Schatten der Nacht verhüllten alles, bis endlich der Mond sich wie am vorigen Abende erhob und einen verklärenden Schein auf See und Schiff warf.

Marie suchte zeitig ihre Lagerstätte auf und schlief diese Nacht ruhig und fest.

Der nächste Tag verging wie die beiden anderen. Der Wind schien umspringen zu wollen.

Marie wurde immer ängstlicher; sie wußte, daß Graf Hohenfels einen Brief von ihr erwarten werde, und wollte ihn benachrichtigen, wo sie sich befand.

Erst am vierten Tage sah man Land.

Gegen Mittag fuhr die Yacht in einen engeren Theil des Meeres ein, und nach längerer Fahrt war man an die ersehnte Insel gelangt.

Marie blickte verwundert umher; es schien ihr, als

habe seit den Schöpfungstagen noch nie wieder ein Menschenfuß die Wildniß betreten.

„Es sieht hier aus," dachte Marie, „als ob dieses Stück Land von Gott verlassen und von den Menschen gemieden würde. Die grenzenlose Stille ist niederdrückend!"

Als sie ans Ufer gestiegen waren, sprach Frau von Schwarz:

„Aber, Karl, ich sehe ja gar kein Haus!"

„Sieh' dorthin, durch die Bäume!" erwiderte ihr Gatte, indem er mit dem Finger nach einer Stelle wies. „Siehst Du nicht eine Gruppe von dunklen Tannen- und Lärchenbäumen in der Ferne? Fünf Minuten weiter, auf einer steilen Anhöhe steht das Haus, welches einer meiner Vorfahren sich in den unsicheren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges gebaut, wo er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hat und gestorben ist. Seit jener Zeit ist an dem Hause viel ausgebessert und gebaut worden."

„Aber, lieber Karl," unterbrach ihn seine Gattin, „dort hinauf können wir ja nicht gelangen, wenn Du uns nicht Flügel verschaffst. „Das Stück Fels, auf dem das Haus steht, ist ziemlich hoch und ganz steil."

„Das ist ja eben die Ursache, warum ich das Haus noch nicht verkauft oder vermiethet habe," entgegnete Herr von Schwarz. „Aber wir werden schon hinaufkommen. Es ist in den Felsen ein Aufstieg gehauen, der zwar nicht sehr gefährlich, aber höchst ermüdend ist. Die Matrosen werden unser Gepäck hinauftragen, und wir folgen ihnen."

„Hier werden wir lebendig begraben sein, mon Dieu!" seufzte die französische Kammerjungfer, die ängstlich umherblickte. „Wir sind hier, wie in einer Gruft."

Diese Worte fanden ein Echo in Mariens Herzens.

Das Plateau mit dem düsteren Baumwuchse sah unendlich traurig aus.

In der Mitte dieses Felsenplateaus stand ein altes steinernes Haus. Es war lang und niedrig, furchtbar häßlich, was seine Proportionen anbetrifft, und harmonirte mit seiner düsteren Umgebung.

Die Hausthür stand offen und ein Lichtschein fiel durch die Fenster.

Es war, als schwebten mehrere Gestalten durch das Haus, als erwarte man Gäste.

„Das sieht ja aus, als hätte man uns hier erwartet," sagte Marie erstaunt. „Das Haus ist doch nicht verschlossen, wie Sie gesagt haben, Frau von Schwarz."

Diese lachte laut und spöttisch auf, was Mariens Herz erstarren machte.

„Reiche Marie Deinen Arm, Karl," sagte sie fröhlich. „Was fällt Dir denn ein, Marie, zu sagen, man habe uns erwartet? Wir haben uns doch erst entschlossen, hierher zu gehen, als wir schon auf der See waren. Ich bin sehr hungrig, und ich hoffe, es wird jemand dort sein, der uns ein Abendessen geben kann, — aber etwas Besseres als Hafermus!"

Je näher sie dem Hause kamen, desto einsamer erschien es. Die Gestalten, welche sich vorhin darin bewegt hatten, waren verschwunden.

Die Reisenden stiegen die zwei Stufen zum Thore hinan und traten auf den Vorplatz des Hauses.

Dieser war durch eine Hängelampe erleuchtet. Der Gang war mit Steinfliesen belegt und rechts und links befanden sich die Thüren zu den Zimmern.

Die Reisenden blieben mitten auf dem Vorplatze stehen.

In diesem Augenblicke wurde die Thür des einen Zimmers geöffnet, und eine Frauengestalt trat mit lächelndem Gesichte ihnen entgegen — eine in ein hellrothes Gewand gehüllte Gestalt mit grauem Haar und desgleichen Gesichtsfarbe —

Es war Frau Altmann!

Marie erkannte sie mit tödtlichem Schrecken. Jetzt wußte sie, daß dieser Besuch der „Wildniß" eine abgekartete Sache war, daß ihre phantastischen Befürchtungen Wahrheit seien, daß sie sich in den Händen ihrer Feinde befand.

Man hatte sie in eine Falle gelockt, man hatte sie, die Baronesse Engelbert, zur Gefangenen gemacht!

(Fortsetzung folgt.)

Winke für die Badereise.

Julius Stettenheim, der bekannte Humorist („Wippchen") hat jetzt ein Buch „Leitfaden durch den Sommer", herausgegeben, in dem wir eine Menge beachtenswerther Winke für die Badereise finden. Es heißt da:

Die Hauptrolle im Sommer spielt die sogenannte Badereise. Es gab eine Zeit, wo nur der Kranke eine Badereise unternahm, um sich die Heilung oder Linderung zu holen. Das hat aufgehört. Jetzt werden Badereisen meist von Gesunden unternommen, die sich angenehm unterhalten wollen; eine geringe Zahl von solchen Gesunden wird auf die Badereise von den Aerzten geschickt, welche einige Sommerwochen Ruhe haben, nicht tägliche Besuche machen und Nachts nicht

herausgeklingelt sein wollen. Solche Aerzte werden namentlich von Damen allen andern vorgezogen.

Gesunde Damen, welche um jeden Preis eine Badereise thun wollen, haben solche schon während des Frühlings sorgfältig nöthig zu machen. Wenn der Gatte an nichts Böses denkt, — und es gibt auch solche Gatten — haben die Frauen über zunehmende Korpulenz zu klagen, auch wenn von dieser Korpulenz nichts zu sehen ist, als irgend eine der vielen Hilfseinrichtungen, große körperliche Steilheit zu verbergen. Ferner zu empfehlen ist: Die Dame frühstückt in Abwesenheit ihres Gatten reichlich und ißt dann Mittags nichts. Während dieser Unthätigkeit sind Klagen über gänzlich verschwundenen Appetit auszustoßen. Wird sie dabei von ihrem Gatten besorgt und kopfschüttelnd angesehen, so thut sie ein übriges und sage etwas von ihrer Furcht vor Magenerweiterung und ähnlichen Luftschlössern. Vergeht dadurch dem Gatten der Appetit, so ist der erste Spatenstich zum Kofferpacken geschehen.

Hat der Gatte das Begehren, dann und wann den Junggesellen zu spielen, indem er den Ring in der Westentasche trägt, so hat es die Gattin leichter. Dann kommt ihr der Gatte wohl mit der Aufforderung, im Sommer etwas für ihre Gesundheit zu unternehmen, entgegen. Dann willigen die Damen nicht ein, ohne den Gatten zu bitten, sie nicht allein reisen zu lassen, was er dann unter irgend einer zugkräftigen Unwahrheit ablehnen wird, aber doch gerne hört. So ist beiden geholfen.

Hat die Dame allein die Badereise angetreten, so schildert sie, angelangt, die Oede des Badeortes, wenn sie sich umgesehen und sich überzeugt hat, daß sie sich sehr gut unterhalten wird. Trifft sie einen ihrer tapfersten Verehrer, so kündigt sie dies ihrem Gatten mit den Worten an: „Was die Gesellschaft betrifft, so ist solche überhaupt nicht vorhanden, ich habe wenigstens nicht einen Bekannten gesehen."

Aehnlich schreibt der Mann, der seine Frau am häuslichen Herd zurückgelassen hat, wenn er in dem Badeort eine Jugendfreundin wiederfand, welche gleichfalls Heilung sucht.

Man hüte sich in einem Kurort, das erste Bouquet zu verschenken. Il n'y a que le premier bouquet qui coûte. Denn dann nehmen die Bouquets kein Ende.

Wenn man in einem Badeort keine Ruhe haben will, so ist dies ohne Mühe zu veranstalten. Man braucht nur leicht zugänglich zu sein. Es finden sich dann immer Leute, welche andere langweilen, um sich selbst nicht zu ennuyiren.

Man habe die löbliche Absicht, seinen Lieben etwas Schönes von der Reise mitzubringen, und kaufe in Badeorten nichts. Auf diese Weise kann man Geld sparen. Ein anderes Mittel kenne ich nicht.

Hat man aber viel Geld oder noch mehr und hat nicht darauf zu sehen, daß es sich vermehre, so spiele man mit Herren, denen man eben vorgestellt worden ist. Alsbald vermehrt sich das Geld nicht. Hat man im Gegentheil alles verloren, so bestelle man sich per Telegraph von seinem Bankier eine größere Summe und erwidere die Grüße der erwähnten Herren nicht mehr, denn es sind Bauernfänger. Will man aber erfahren, daß es ehrliche Leute sind, so frage man nur sie selbst.

Trifft man am Brunnen eine tiefschwarz gekleidete Dame, die im vorigen Jahre ihren Gatten und gestern ihr Portemonnaie verloren hat, so entferne man sich schleunigst, um dem jungen Mädchen den Schmerz zu ersparen, durch weitere Mittheilungen ihre Wunden noch weiter aufzureißen.

Auf dem Wege zum Speisen weiche man behutsam solchen Personen aus, welche gern ihre Krankheitsgeschichte erzählen. Hat aber Jemand zu erzählen begonnen, so entschuldige man sich, indem man versichert, man habe leider Appetit, und entferne sich mit Schläue.

Hat man längere Zeit schlecht gegessen und wird man von einem Besucher des Badeorts mit der Behauptung, dort sei das Essen ganz vortrefflich, in ein anderes Restaurant geschickt, so sage man nicht, dies sei nicht wahr, bis man sich davon überzeugt. Man glaube aber nicht, daß man sich nicht davon überzeugen wird.

Wird man bei Tisch gut bedient, so gebe man freudig die verschiedenen Trinkgelder. Wird man schlecht bedient, so gebe man dieselbe Summe, wenn man morgen nicht noch schlechter bedient werden will.

Findet in manchen Kurorten schon in aller Frühe Musik statt, so ist man machtlos dagegen. Man versuche es einmal, um nichts unversucht zu lassen, mit einer Petition an die oberste Behörde des Städtchens, aber man wird keinen Erfolg zu verzeichnen haben. Das Kurorchester ist meist aus steuerzahlenden Bürgern des Badeortes zusammengesetzt, mit deren Gewerbeschein nicht zu spaßen sein dürfte, auch pflegen sie verheirathet zu sein und etliche Kinder komponirt zu haben. Man entschließe sich aber einmal, mit verstopften Ohren an den Brunnen oder an die Quelle zu gehen, wozu man sich nicht zweimal entschließt, denn es sieht schlecht aus und nützt nichts.

Wird dem Kurgast die Zeit lang, so ist ihm das folgende zum Zeitvertreib zu empfehlen: 1. Er richte wegen der Höhe der Kurtaxe eine Eingabe an die

Badedirektion. Dieselbe wird zurückgewiesen. Alsdann wiederholt man die Reklamation. Auch diese findet keine Berücksichtigung. Alsdann zahlt man. 2. Rasire er sich selbst, wenn er bisher gewohnt war, sich rasiren zu lassen. Dies ist sehr unterhaltend, besonders anfangs, wo man sich ab und zu noch schneidet. 3. Gehe er zum Photographen, blättere in Vorzimmer in dem dort ausliegenden alten Jahrgang der „Fliegenden Blätter“ und gehe dann wieder fort, ohne photographirt worden zu sein. Dies ist wohl das Kurzweiligste in einem Kurort.

Werden Ausflüge unternommen, an denen man theilnimmt, so finde man sich erst im Augenblicke des Aufbruchs am Sammelplatz ein, sodaß die Damen ihre Regenmäntel, Taschen, Schirme und andere nicht unwichtige Gegenstände bereits unter die Herren zum Tragen vertheilt haben. Dies wird für ungalant und egoistisch gehalten, befreit aber von einer höchst langweiligen Last.

Besucht man einen Kurort gern, so wäre es sehr unvorsichtig, derart kurgemäß zu leben, daß man ihn geheilt verläßt und ihn im nächsten Jahr nicht wieder aufsuchen müßte. Man lebe also genau nach der Vorschrift der Aerzte, deren Interesse es ist, daß der Kurgast wiederkehrt. Hieraus folgt, daß man sich vor Ausschreitungen hüte, welche man sich selbst verschreibt, denn solche könnten zur völligen Wiederherstellung führen, die man weise zu vermeiden sucht.

Nach der Ankunft in einem Kurort miethe man sofort eine passende Wohnung. Hat man solche gefunden und fragt den Wirth, was sie koste, so sagt er das Doppelte. Sofort biete man, was sehr unvorsichtig ist, die Hälfte, denn man bekommt sie für diesen Preis, der noch um ein Viertel zu hoch ist. Man darf aber nie vergessen, daß die Wirthe doch im Winter leben wollen.

Man wird in Kurorten häufig von alten Bekannten oder von noch älteren Unbekannten angeredet, welche nichts zu reden haben und sich daher kurortsüblicher Phrasen bedienen. Man sei also auf passende Antworten gefaßt. In der ersten Zeit des Aufenthalts wird man gefragt: „Sind Sie wieder hier?“, worauf man rasch „Nein“ antwortet. Dieselbe Antwort gibt man, wenn der Aufenthalt zu Ende geht, auf die Frage: „Sind Sie noch hier?“ In solcher Weise trägt man vielleicht nichts dazu bei, daß diese dummen Fragen aufhören.

Mannigfaltiges.

— Gegen den Kuß. In England hat sich kürzlich eine Vereinigung gebildet, die einen recht originellen Zweck verfolgt. Es handelt sich diesmal um — den Kuß. Der Antikuß-Klub behauptet, daß es nicht nur im höchsten Grade ungesund, sondern auch unmoralisch sei, sich zu küssen, ohne von Herzensgrund dazu getrieben zu werden. Er will alle Küssereien abgeschafft wissen, ausgenommen den Kuß aus Liebe, der unanfechtbar und ununterdrückbar ist. Es gibt gewissermaßen drei Kategorien von Küssen, den Gewohnheitskuß, den Freundschaftskuß und den Liebes- oder Zärtlichkeitskuß. Das Bestreben der Antikuß-Gesellschaft wird nun sein, die beiden ersten Arten vollständig auszumerzen. Diese Küsse sind — wie in letzter Zeit schon häufig von Aerzten nachgewiesen worden ist — in der That gesundheitsschädlich. Unter Gewohnheitskuß versteht man wohl hauptsächlich den zwischen Eltern und Kindern täglich einigemal ausgetauschten Lippengruß. Wenn nun ein Glied der Familie einen unangenehmen Katarrh hat, so ist es doch wahrhaftig nicht nothwendig, daß sich alle Angehörigen des damit Behafteten gleichfalls mit dem Uebel herumplagen. Noch mehr zu verdammen aber sind Freundschaftsküsse, die selten von einem Herzensbedürfniß diktirt werden. Die Antikuß-Liga nennt den Zärtlichkeitsaustausch zwischen Frauen scheinheilige, lügenhafte Liebkosungen und den Begrüßungskuß zwischen Männern, der wohl französischen Ursprungs sein dürfte, verurtheilt sie als lächerlich und grotesk. Eine wirklich ernst zu nehmende Frage ist die, auf welche Weise die Kinder von den geradezu gefährlichen Zärtlichkeiten Fremder geschützt werden können. Die Gesellschaft schlägt vor, Medaillen oder Schleifen für solche einzuführen, welche alle Zärtlichkeitsbeweise liebevoller Menschenfreunde streng zurückweisen.

— Höflich. Fremder: „Darf ich Sie fragen, mein Herr, wer in diesem entzückenden Hause wohnt?“ Einheimischer: „Oh, gewiß, mein Herr.“ Fremder: „Wer ist es?“ Einheimischer: „Ja, das weiß ich leider nicht.“

— Vom Exerzierplatz. Unteroffizier: Musketier Meyer, warum mußten gerade Sie vor der Abrüstung 20 Jahre alt werden?“

— Auch ein Erfolg. Droguist: „Na, hat meine Sommersprossenseife bei Ihrem Lehrling Erfolg gehabt?“ Kaufmann: „Hm, die Sommersprossen sind ja geblieben . . . aber er wäscht sich wenigstens jetzt regelmäßig!“

— Im Wahlkampf. Chefredakteur: „Haben Sie den Artikel über den Kandidaten der Gegenpartei bereits geschrieben? — Also lesen Sie!“ Leitartikler (liest): „Der größte Schurke unseres Jahrhunderts . . .“ Chefredakteur: „Schärfer, lieber Freund, schärfer! Das sind lauter nichtssagende Phrasen!“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 152. Freitag, den 7. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

44 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

28. Lieschens Abreise.

Die ruhig und trotzig gegebene Mittheilung der *Frau* Weber, daß sie Lieschen Vogel zu ihrer Erbin eingesetzt, traf die Ehegattin Blind wie wenn eine Bombe in ein feindliches Lager schlüge.

Frau Blind stand wie versteinert da, sie starrte abwechselnd Frau Weber und Lieschen an. Schwer hob und senkte sich ihre Brust, und ihre Wangen waren geisterbleich. Alle ihre Hoffnungen auf künftigen Reichthum, ihre Aussichten, glänzen zu können, wurden zunichte gemacht. Sie sah den gänzlichen Ruin der Familie voraus. Wuth erfüllte ihr Herz und Haß gegen die arme Gouvernante. Was sie gethan haben würde, wenn Petronella nicht zu schnellem Handeln entschlossen gewesen wäre, kann man nicht sagen.

Um ihrer alten Herrin Verdruß zu ersparen, steckte diese der Frau Blind die Banknoten in die Hand, faßte sie am Arme, schob sie sanft zur Thür hinaus und verriegelte dieselbe hinter ihr. Das war zu viel für die so schmählich enttäuschte Frau Blind.

Mit einem gellenden Schrei stürzte sie die Treppe hinab und flog wie ein Wirbelwind in das Gemach, in welchem sich jetzt ihr Gemahl befand. Dort angelangt, fiel sie auf einen Stuhl und brach in lautes Weinen aus.

Herr Blind sprang sogleich auf, ergriff eine Wasserflasche und goß deren Inhalt in das Gesicht seiner theuern Ehehälfte. Dann beugte er sich zu ihr nieder, rieb ihr die Hände und fragte sie, was ihr fehle, ob denn vielleicht alle Kinder getödtet worden seien.

„Du — Du Ungeheuer!" rief Frau Blind, indem sie wie eine Erstickende nach Athem rang. „Du hast mein neues Kleid ruinirt — und es ist so theuer; das Meter kostet fünfzehn Mark. Der Kuckuck weiß, woher ich ein anderes nehmen soll! Heute über ein Jahr sind wir alle im Armenhause — und das nur wegen dieser entsetzlichen Schlange, die ich an meinem Busen gewärmt! O meine Kinder, meine armen Lämmchen!"

„Was meinst Du denn, liebe Frau?" fragte Herr Blind ungeduldig. „Sei doch wenigstens das eine Mal vernünftig! Was ist geschehen?"

„Wir sind ruinirt — an den Bettelstab gebracht! — Diese alte elende Katze oben will all ihr Geld dieser niederträchtigen Gouvernante verschreiben!" jammerte die Frau Blind.

„Sprich vernünftig, wenn Du es vermagst! Wie kann denn Frau Weber ihr Vermögen Fräulein Vogel hinterlassen? Du hast wohl den Verstand verloren?" fragte Herr Blind.

„Nein, das habe ich nicht. Tante Weber sagt, sie habe in unserer Gouvernante die Tochter ihrer Nichte Klara erkannt, und will ihr ganzes Vermögen ihr hinterlassen. Und das Mädchen soll auch all ihre Brillanten bekommen! O weh, o weh! Wäre ich doch nie geboren!" schluchzte Frau Blind.

„Aber das ist ja niederträchtig!" schrie deren Gatte außer sich. „Es ist geradezu lächerlich! Das Mädchen ist eine Betrügerin! Warum hast Du denn das der Tante nicht gesagt?"

„Das habe ich ja gethan; doch sie hat mich verhöhnt. Und hier sind die fünfzig Mark, welche ich dem Mädchen vorgestreckt hatte, und noch sechszig Mark für meine Auslagen für sie selbst. Aber das bezahlt unsere zerstörten Hoffnungen nicht! Man sollte das Mädchen arretiren lassen!" schrie Frau Blind.

„Das geschieht Dir recht!" erwiderte ihr Gatte; „warum nimmst Du jede Landstreicherin in Dein Haus! Die Tante Weber hat schon voriges Jahr davon gesprochen, daß sie das Mädchen finden möchte."

„Kann man denn nichts dagegen thun?" jammerte Frau Blind.

Herr Blind schritt aufgeregt im Zimmer umher.

Plötzlich blieb er vor seiner Gattin stehen und flüsterte ihr zu:

„Glaubst Du gewiß, daß das Mädchen ehrlich ist? Hat sie Dir nichts gestohlen — ein Stück Schmuck oder eine Elle Spitze?"

„Das hat sie nicht gethan; dessen bin ich sicher," entgegnete die stumpfsinnige Frau. „Wir können nichts thun, als das Mädchen heute noch fortschicken."

„Zuerst wollen wir doch zur Tante hinauf gehen und mit ihr darüber sprechen," sagte Herr Blind.

„Ach, Du weißt noch nicht alles! Sie ist nämlich gar nicht taub und hat alles gehört, was wir über sie gesprochen haben," berichtete Frau Blind.

„Komm!" sagte ihr Gatte; „wir wollen trotzdem zu ihr gehen!"

Das würdige Paar ging zur Tante hinauf und klopfte an.

Petronella antwortete durchs Schlüsselloch:

„Die gnädige Frau kann heute Abend niemand mehr sehen; auch hat sie mit ihrer Nichte zu thun."

„Sagen Sie Ihrer Herrin," schrie Herr Blind durch die Thür, „daß das Mädchen eine Betrügerin sei!"

Als er dennoch keine Antwort erhielt, entfernte er sich mit seiner Frau.

Sie wollten noch mit dem Mädchen sprechen und gingen deshalb nach dessen Zimmer, welches jedoch leer war, denn Lieschen schlief bei Frau Weber, wie diese es gewünscht hatte.

* * *

Am nächsten Morgen hörte das Ehepaar, daß Lieschen in ihr Zimmer ging.

Sie folgten ihr dahin und traten ein, ohne erst anzuklopfen.

Lieschen war mit Einpacken beschäftigt.

„Schlange!" rief Frau Blind in theatralischem Tone aber in ungeheucheltem Aerger. „Ich habe Sie an meinem Busen gewärmt, Sie an meinem Tische gespeist, habe Ihnen zweihundert Mark Gehalt gegeben, und so werde ich belohnt! Niederträchtiges Reptil Sie!"

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau! Was habe ich denn gethan?" fragte Lieschen.

„Himmel höre!" rief Frau Blind mit zur Zimmerdecke gerichtetem Blicke. „Was sie gethan hat!" Ihre Stimme ging ins Weinen über. „Sie haben meinen Kindern das Brot aus dem Munde genommen, haben mich, uns alle an den Bettelstab gebracht, haben uns schändlich verleumdet und fragen noch, was Sie gethan haben?!"

„Frau Blind," entgegnete Lieschen, indem ihre dunkeln Augen zornsprühend auf die Sprecherin gerichtet waren, „ich habe Sie weder verleumdet, noch eine Lüge über Sie gesagt."

„Sie haben meiner Tante wiedererzählt, was ich Ihnen unbedachterweise über diese mitgetheilt hatte!" rief Frau Blind.

„Das habe ich nicht gethan!" entgegnete Lieschen sehr ernst. „Aber selbst wenn meine Großtante mich nicht gefunden hätte, würde sie ihr Vermögen nicht Ihnen vererbt haben."

„Ihre Großtante?" rief Herr Blind aus. „Sie kommen aber sehr schnell vorwärts, Frauenzimmerchen! Sie sind wahrhaftig eine sehr gewandte Abenteuerin, und ich erachte es für meine Pflicht, meine liebe Tante vor Ihren Ränken zu schützen. Liebe Frau, klingele, dann wird der Kontordiener heraufkommen."

Frau Blind klingelte, und der Diener erschien.

„Hier," rief Herr Blind dem Manne zu, „tragen Sie den Koffer hinab und rufen Sie eine Droschke herbei!"

Nachdem der Koffer verschlossen worden, nahm ihn der Diener auf die Schulter und ging damit hinab.

„Jetzt, Fräulein, müssen Sie auch fortgehen!" sprach Herr Blind mit rachgierigem Triumphe. „Sie dürfen nicht mehr mit meiner schwächlichen alten Tante sprechen, welche Sie förmlich verfolgen. Gehen Sie leise die Treppe hinab, sonst werde ich nach der Polizei schicken und Sie eines Diebstahls beschuldigen!"

„Herr Blind —"

„Nicht gemuckst! Nehmen Sie Ihr Jacket und Ihren Hut — und fort! Wenn Sie nur ein Wort zu Frau Weber sprechen, dann lasse ich Sie ins Gefängniß werfen!" drohte Herr Blind.

Das Mädchen wurde bald blaß, bald roth und war erschreckt. Ihre Lage kam ihr entsetzlich vor.

Während die alte Dame am vergangenen Abende schlief, hatte Petronella Lieschen mitgetheilt, daß Frau Weber jede starke Aufregung erspart werden müsse, indem sie ein Herzleiden habe, welches sehr leicht zu einem Schlaganfall Anlaß geben könne. Schon das Auffinden ihrer Großnichte war beinahe zu viel für sie gewesen, und Lieschen wollte sie nicht weiter beunruhigen.

Herr Blind wollte Lieschen am Arme fassen; doch das Mädchen wich seinem Griffe aus und sagte würdevoll:

„Sie brauchen mich nicht zu berühren, Herr Blind; ich werde dieses Haus verlassen, wie Sie es wünschen, doch rühren Sie mich nicht an!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein Barbierstreik in China. Von den Ursachen eines Barbierstreiks in China und der etwas gewaltthätigen Art, wie die Behörden ihm ein Ende machten, erzählt Ernst Ruhstrat in seinem fesselnden Buche: „Aus dem Lande der Mitte" Folgendes: Zu den Staatsprüfungen darf sich einer alten Sitte gemäß Niemand melden, dessen männliche Vorfahren drei Generationen aufwärts Verbrecher, Henker, Barbiere, Schauspieler oder Dienstboten waren. Zur Zeit des Krieges mit Japan kam es während der Prüfungen für Militärmandarinen in Hankau vor, daß ein Kandidat durch seine Fähigkeit, große Messer in der Luft geschickt umherzuwirbeln, sowie durch andere Kunststücke allgemeine Bewunderung erregte. Jeder Zuschauer sagte, daß die zwerghaften Japaner bald miteinander ins Gras beißen müßten, wenn China viele solcher jungen Offiziere hätte. Aber die Kameraden des also gelobten Kandidaten wurden neidisch und bekümmerten sich etwas näher um die Vorfahren des rasch berühmt gewordenen jungen Mannes. Und siehe da, sie fanden heraus, daß sein Großvater in einer benachbarten Stadt Barbier gewesen war. Alle eilten nun wie ein Mann zum Hauptexaminator, um ihn schleunigst hiervon in Kenntniß zu setzen. Dieser war nicht wenig bestürzt über die ebenso unerwartete wie schreckliche Nachricht. Er strich den betreffenden Kandidaten alsbald von der Liste. Außerdem befahl er, den Sünder unter Trompetenschall mit Schimpf und Schande zur Stadt hinauszujagen. Die letzte Verfügung ging aber der ehrenwerthen Zunft der Barbiere in den beiden großen Schwesterstädten Hankau und Hanyang über den Spaß. Ihrer dreitausend streikten und verschworen sich hoch und theuer, kein Rasirmesser wieder anzurühren, bis man ihnen Genugthuung gegeben hätte. Das war nun eine schlimme Geschichte, denn die Chinesen lassen sich auch die ganze vordere Hälfte des Kopfes rasiren, nur auf der hinten Hälfte bleibt das Haar für den Zopf stehen. Als die Barbiere mehrere Tage hartnäckig geblieben und weder durch Geld noch durch gute Worte zu bewegen waren, wieder zum Messer zu greifen, legten sich die Mandarinen ins Mittel und verfügten, der Streik solle enden. Dies machte aber nicht den geringsten Eindruck. Darauf wurden Soldaten ausgeschickt, die alle Barbiere greifen mußten, deren sie habhaft werden konnten. Unter Androhung von Prügelstrafe bei Widersetzlichkeit wurden die ergriffenen Barbiere gezwungen, in den Amtswohnungen der Mandarinen Allen, die es wünschten, für einige Pfennige den Kopf zu rasiren. Aber auch dies hatte nur geringen Erfolg, so daß die Mandarinen in ihrem Zorn Soldaten in die Läden der Barbiere schickten, die ihre Möbel zertrümmern und sie selbst mit dem Bambus bearbeiten sollten, wenn sie sie fänden. Sobald aber diese Gewaltmaßregeln in Wutschang, der dritten großen Schwesterstadt am andern Ufer des Yangtsekiang, bekannt wurde, streikten sofort auch die dort wohnenden Barbiere. Wutschang ist die Residenz des Vizekönigs der Provinzen Hupeh und Hunan. Auf seinen Befehl erließen die Mandarinen mehrere Proklamationen, worin sie drohten, den widerspenstigen Leuten den Kopf auf eine sehr ungemüthliche Weise zu rasiren, wenn der Streik in allen drei Städten nicht bald aufhören werde. Das hatte endlich die gewünschte Wirkung.

— Das verrätherische Hundeschwänzchen. Ruhigen Schrittes näherte sich, so schreibt man aus Berlin, 4. Juli, eine Frau, die ein festgewickeltes Packet im Arm hielt, dem Ausgang des Schlesischen Bahnhofes, nachdem sie den aus Rixdorf eingelaufenen Zug verlassen hatte. Hinter ihr ging der Mann, der Werkführer Rose. Dieser händigte dem Kontrolbeamten zwei Fahrscheine aus. Ein Lächeln huschte über die Züge des Beamten, als er der die Treppe hinabsteigenden Frau nachsah und dann in ruhigem Ton den R. ersuchte, auch die dritte Fahrkarte auszuhändigen. „Was wollen Sie denn?" fragte R. verwundert, „wir sind nur zwei, meine Frau und ich, und zwei Karten haben Sie doch!" Der Beamte zeigte mit unerschütterlicher Ruhe auf die Rückseite der Frau R. Nunmehr erhob sich ein allgemeines Gelächter, denn aus dem länglichen wohlverschnürten Packet, das die Frau unter dem Arme trug, wedelte deutlich ein schwarzes Schwänzchen heraus, das an dem hochaufgerichteten Ende ein buschiges Haarbündel trug und keinen Zweifel an der Natur seines Besitzers ließ. Die Trägerin meinte, daß solch kleines Hündchen auf der Bahn doch frei mitgenommen werden könne. Der Beamte veranlaßte aber die Feststellung der Eheleute, gegen die sodann Anklage wegen gemeinschaftlichen Betruges erhoben wurde. Im gestrigen Termine versuchte Rose auszuführen, daß er eine Fahrkarte für den Hund gelöst habe; der Beamte in Rixdorf habe aber in der Eile wahrscheinlich vergessen, diese zu durchlochen, und er, der Angeklagte, habe vergessen, die Karte am Schlesischen Bahnhof vorzuzeigen. Der Beamte erklärte indessen, daß fast alle derartige „Schmuggler" für Entdeckungsfälle eine Reservekarte in der Tasche hätten. Solche Fälle seien ungemein häufig, selbst feingekleidete Damen schmuggelten die Schooßhündchen durch. Er

habe deßhalb auf vorsichtig getragene Pompadours ein besonderes Augenmerk, das schon wiederholt zum Erfolg geführt habe. Der Gerichtshof hatte an der Schuld der Angeklagten keinen Zweifel, sah aber den Fall milde an, da in weiten Kreisen des Publikums die Ansicht verbreitet sei, man dürfe den Fiskus betrügen. Der Mann wurde zu 20 und die Frau zu 10 M. Geldstrafe verurtheilt. Von der Einziehung des Hündchens wurde Abstand genommen.

— „Minister" von Bülow. Dem Redakteur eines süddeutschen Blattes, mit Namen Bülow, der an dem skandinavischen Journalisten-Kongreß theilgenommen hatte, ist folgendes kleine Reise-Abenteuer begegnet: „Ich hatte eine Schlafwagenkarte von Christiania und wollte des Abends um 11 Uhr 15 Minuten abreisen. Ich wollte mir aber im Voraus einen Platz sichern und telephonirte deshalb an den Ostbahnhof. Man wünschte meinen Namen zu wissen. Als ich ihn nannte, gerieth man in große Verlegenheit. Ich buchstabirte den Namen und versuchte es, ihnen den Namen auf jede erdenkliche Weise klar zu machen. Aber der Name Bülow war ihnen nicht verständlich. In meiner Noth erklärte ich, daß es derselbe Name wäre, wie der des großen Musikers. „Ach so, Sie sind der Herr Musiker Bülow." — „Nein, nein, ich bin nicht der Musiker. Es ist nur derselbe Name . . . verstehen Sie nicht . . . nun, es ist derselbe Name, den der bekannte deutsche Minister führt." — „Ach so, so, der Herr Minister Bülow!" Ich schrie in Verzweiflung, daß ich nicht der Minister sei und klingelte ab; denn ich vermochte nicht mehr zu schreien. Abends kam ich in großer Eile von dem in der Stadt gegebenen Bankett nach dem Bahnhof im Frack — aber ohne Ordenszeichen. Ich suchte in den gefüllten Wagen und fand einen leeren Platz, auf dem ein Zettel lag mit der Aufschrift; Optaget for Minister Bylow, belegt für Herrn Minister Bülow. Ein deutscher Geschäftsreisender, mit dem ich den Wagen theilte, verbeugte sich voller Ehrerbietung, und der Schaffner fragte demüthigst, ob der Minister etwas wünsche. Nun ja. Die Situation war merkwürdig; aber ich fand mich allmälig drein und erklärte, daß ich endlich zu schlafen wünsche. Am nächsten Morgen sah ich sehr undiplomatisch aus. Der Schaffner verbeugte sich aber ebenso tief und fragte wieder, was der Herr Minister wünsche. Ich theilte ihm nun zuerst mit, daß ich nicht mehr Minister sei, mit dem späteren Zusatze, daß ich abgesetzt worden bin. Der ehrliche Mann sah mich an, als ob ich plötzlich toll geworden sei, und er gewann seine Fassung nicht eher, als bis ich ihm meine Fahrkarte mit meinem in den Kirchenbüchern eingeschriebenen Namen vorzeigte, ihm mein ebenso ehrliches Gewerbe angab und den Zusammenhang des ganzen Mißverständnisses erklärte."

— Moderne Modethorheiten. In Paris, wo die Mode danach strebt, mit den Gesetzen der Schönheit in Einklang zu bleiben, macht sich augenblicklich eine eigenthümliche Geschmacksrichtung geltend. Schlank wollen die Pariserinnen wohl immer sein; aber mager, mager wie ein Skelett zu sein, erschien allen vernünftigen Frauen als häßlich. Und jetzt heißt ihr Loosungswort „Magerkeit!" Sie meiden die Konditoreien, um nicht durch süße Crêmes und gefüllte Kuchen ihr Körpergewicht zu vermehren. So lockend auch der Duft der neuen Kartoffeln den Modedamen in die Nase steigt, sie wenden sich schweren Herzens von ihnen ab, aus Furcht, zu stark zu werden. Der Sport wird mit Aufbietung aller Energie geübt. Die Pariserin, sonst eine Langschläferin, ist schon des Morgens sechs Uhr draußen im Freien und zügelt ihr Roß, lenkt ihr Rad, heizt ihr Automobil, spielt Tennis, und wer nichts von all den schönen Künsten versteht, macht zu Fuß weite Spaziergänge. Wie die Jockeys müssen sie sich trainiren. Haben die Damen ihr Pensum ausgearbeitet, so holen sie ein allerliebstes kleines Ding aus der Tasche. Jede fesche Dame führt den zierlichen goldenen Nippes beständig mit sich. Die eine hält eine niedliche Muschel in der Hand, eine andere einen Kompaß. Sie bewegt den goldenen Schieber, der sich an dem hübschen Zierat befindet, und heraus rollt ein Zentimetermaß. Denn nach jeder längeren Bewegung und Uebung im Freien mißt eine Dame ihre Taillen- und Hüftenweite, um sich zu überzeugen, ob sie auch schon ein wenig nach der anstrengenden Tour abgenommen hat. Das Band des Zentimetermaßes, auf dem die Zahlen aufgedruckt sind, stimmt mit der Farbe der Kleider überein. Daher besitzt jede, die streng der Modevorschrift huldigt, zu jeder Toilette ein passendes Zentimetermaß. Und warum all' diese Mühen? werden die Leserinnen fragen. Einfach deßhalb, um den engen, ganz knapp um die Figur sich spannenden Rock tragen zu können, der an der Seite geknöpft wird und nirgends eine Falte aufweist. Dieser ringsum glatte Rock wird in Paris „Wickelrock" genannt. Er reißt die normal gebauten Pariserinnen zu Thorheiten fort, daß sie formlos, wie eine Eins zu sein, für das irdische Ideal halten.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 153. Montag, den 10. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Schnell lief sie die Treppe hinab und hielt sich en Augenblick vor der Thür der Frau Weber auf. ein die Thür öffnete sich nicht, und sie ging ter.

Als Lieschen zum Hausthore kam, sah sie einen ethwagen vor demselben stehen. Ihr Koffer befand schon darauf.

„Wohin soll der Kutscher fahren?" fragte Herr nd, welcher ihr gefolgt war und den Wagenschlag ffnet hatte. „Steigen Sie ein!" schrie er in roher ise, „sonst schicke ich nach der Polizei!"

Lieschen stieg ein.

Herr Blind befahl dem Kutscher, nach dem Bahn- e zu fahren, und machte den Wagen leise zu.

Lieschen fuhr davon und das Ehepaar trium- rte.

„Jetzt werde ich die Alte schon bearbeiten!" mur- lte Herr Blind, indem er sich die Hände rief. „Ich de ihr sagen, daß das Mädchen davongelaufen ist, hdem sie eingestanden, daß sie eine Betrügerin sei. Komm Frau! Jetzt sind wir noch nicht ganz zu ande gerichtet."

Herr Blind kannte Lieschen noch nicht.

Kaum war sie bis zur nächsten Straße gefahren, befahl sie dem Kutscher, umzukehren, weil sie ihre se vergessen habe.

Sie fuhr bis ganz nahe vor das Haus, ließ in der tte der Straße halten und fragte den Kutscher, ob in Steinchen an das obere Fenster, das sie ihm ichnete, werfen könne.

„Das kann ich nicht thun, Fräulein; ich könnte ein ster zerbrechen. Ist da oben jemand, den Sie rufen hten?"

Lieschen nickte bejahend.

Der Kutscher stieß jetzt einen solchen Schrei aus, nicht allein Frau Weber und Petronella, sondern Herr und Frau Blind zu den Fenstern eilten.

Als Frau Weber Lieschen mit ihrem Koffer im Wagen erblickte, verstand sie augenblicklich, was vorgefallen.

Petronella öffnete das Fenster.

„Kutscher, warten Sie ein wenig!" rief die alte Dame mit schriller Stimme, indem sie sich aus dem Fenster lehnte. „Hier warten noch zwei, die mitfahren wollen, Sie sollen das doppelte Fahrgeld bekommen!"

Sie verschwand gerade, als Herr Blind aus dem Hause stürzte, um dem Kutscher zu befehlen, daß er wegfahre.

Doch der Mann, welcher Lieschens Befehle befolgte, stand still und drohte Herrn Blind mit der Faust, wenn er noch weiter lärmen wolle.

Dann eilte Herr Blind ins Haus und wollte sammt seiner Gattin zur Tante hinauf gehen.

Er traf sie, als diese eben, auf Petronella gelehnt, heraustrat.

Nun schleuderte er Beschuldigungen gegen Lieschen und beschwor die Tante, doch länger in seinem Hause zu verweilen.

Frau Weber stellte sich, als höre sie ihn nicht.

„Kommen Sie, Petronella; Herr Blind hat einen Wagen für uns bestellt, wenn wir schnell fahren, können wir noch den Expreßzug erreichen," sprach sie.

Sie ging an dem Ehepaare vorbei und sandte den Kutscher ins Haus, damit er ihre Koffer bringe.

Frau Blind weinte und beschwor die alte Tante, doch zu bleiben.

Sobald sämmtliches Gepäck aufgeladen war und Frau Weber mit Petronella im Wagen saß, stieg auch der Kutscher auf.

Das Ehepaar Blind wollte noch einen letzten verzweifelten Versuch machen, ob es ihnen nicht gelingen könne, noch etwas zu erhaschen; darum traten sie an den Wagen, um Lebewohl zu sagen.

Frau Weber verneigte sich mit spöttischem Lächeln vor ihnen und sagte, indem sie mit der Hand winkte:

„Leben Sie beide wohl! Meine Nichte und ich werden auf dem Bahnhofe frühstücken und in unserem

eigenen Hause unser Diner verzehren. Meine Freunde, wenn Ihr je in Noth gerathen solltet, dann schreibt an meine Erbin; die wird Euch gewiß einige Mark schicken. — Kutscher, fahren Sie zum Bahnhofe!"

Der Kutscher trieb das Pferd an, und der Wagen rollte davon.

29. Lieschens neues Leben.

Nachdem Frau Weber mit Lieschen und ihrer treuen Begleiterin die Villa des Ehepaares Blind im Triumphe verlassen hatte, kam sie eben recht für den Expreßzug auf der Station an.

Petronella hatte noch Zeit, ein Telegramm an die Haushälterin der Frau Weber zu senden, damit diese für die Rückkehr ihrer Gebieterin alles in Bereitschaft halte und ein Fremdenzimmer für den Gast instandsetze.

Gleich darauf brauste der Zug heran, und die drei Reisenden nahmen in einem Coupé Platz.

An ihrem Bestimmungsort angekommen, wurde eine Droschke genommen.

„Petronella," sprach Frau Weber seufzend, „dies ist meine letzte Reise gewesen. Hier enden meine Reisen."

„Das sagen Sie stets, gnädige Frau," antwortete Petronella heiter. „Sie haben auch keine Ursache mehr, zu reisen, da sie gefunden haben, was Sie suchten. Jetzt müssen Sie zu Hause bleiben!"

„Mein Ende ist nicht mehr fern!" seufzte die alte Dame noch einmal; es ist sehr nahe!"

Petronella und Lieschen blickten auf sie. Ihr Antlitz war merkwürdig grau, ihre Augen sehr glänzend.

Dies war für die erfahrene Petronella ein Zeichen, daß die Funktionen des Herzens ihrer Gebieterin nicht in Ordnung waren.

Petronella wendete sich ab und sah mit thränenvollem Blicke zum Fenster hinaus. In ihrem Herzen klangen die Worte nach:

„Das Ende ist nahe!"

Bald hatten die Reisenden das Haus der Frau Weber erreicht.

Es war ein ansehnliches Gebäude. An der untersten Stufe der Freitreppe hüteten zwei steinerne Löwen den Eingang.

Sobald der Wagen vor dem Hause hielt, eilte ein Diener mit einem größeren Knaben die Stufen herab, um seiner Herrin aussteigen zu helfen.

Lieschen und Petronella kamen nach, und Frau Weber wurde sogleich in ihr Schlafzimmer geführt.

Obschon das Wetter nicht rauh war, that der alten Dame die Wärme im gut durchheizten Zimmer wohl; denn es war schon am Ende des Monats September.

Frau Weber sank auf ein weiches Sofa hin, und Petronella beeilte sich, ihr den Hut und den schweren Mantel abzunehmen.

Lieschen stand in einiger Entfernung, indem sie nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte, als die Haushälterin erschien.

Frau Weber winkte dieselbe näher zu kommen.

„Frau Denner," sprach sie vernehmlich, indem sie einen liebenden Blick auf Lieschens schlanke Gestalt warf, „ich habe meine Großnichte mitgebracht — Fräulein Lieschen Vogel, die zugleich meine Adoptivtochter und Erbin sein wird. Ich wünsche, daß sie hier als die künftige Herrin betrachtet werde."

Frau Denner verbeugte sich tief vor der jungen Dame, und Frau Weber fuhr fort:

„Sie soll das beste Zimmer im Hause haben. Wenn es fertig ist, dann führen Sie sie dahin und sorgen Sie dafür, daß ihr Koffer hinaufgeschickt werde. In einer halben Stunde möchten wir einen Imbiß haben, denn wir sind ausgehungert."

Die Haushälterin führte Lieschen in das schönste Zimmer des Hauses, woran sich ein ebensolches Schlafgemach schloß.

Dort kleidete sich Lieschen um.

Als sie allein war, dachte sie:

„Ich muß in einem Traume befangen sein, denn der Wechsel meines Schicksals ist zu wunderbar. Wenn ich nur nicht unsanft geweckt werde und in einer Scheune erwache! Solche Pracht, wie hier, habe ich ja noch niemals gesehen!"

Sie untersuchte alles in den Gemächern mit der Neugierde eines Kindes.

Lieschen bemerke zwei Thüren auf einer Seite des Zimmers, welches sie eine nach der anderen öffnete. Die erste Thür führte in ein schönes Badezimmer, die zweite in ein elegantes Ankleidegemach. In diesem verbreitete eine in einem rothen Glaskelche brennende Flamme einen wahrhaften Zauberschein.

„Ich bin wohl im Feenlande?" dachte das Mädchen. „Das soll alles für mich sein? Ich kann es kaum glauben!"

Auf dem Ankleidetisch waren alle nöthigen Geräthschaften von Elfenbein und Silber. Ihre einfache Kleidung paßte jedoch schlecht zu dieser Pracht, und ein leiser Seufzer entstieg ihrer Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Seine erste und letzte Erfindung. Ein Leser theilt uns eine Anekdote über Edison mit, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Ein europäischer Journalist macht alle Anstrengung, um Edison in Amerika zu interviewen, wurde aber immer wegen Zeitmangels von ihm abgewiesen, endlich, um ihn los zu werden, vorgelassen. Edison: „Mein Herr, was wünschen Sie von mir, ich habe Ihnen doch bedeuten lassen, daß ich, zu beschäftigt, Niemanden vorlasse." — Journalist: „Bitte tausendmal um Entschuldigung, aber ich bin von Europa, kehre dahin zurück und möchte meinem Blatte etwas über den berühmten Edison mitbringen." — „Also schnell, was wollen Sie wissen?" — „Nur zwei Fragen. Welches war Ihre erste und welches Ihre letzte Erfindung?" — „Nun so hören Sie: Ich las einmal beim Frühstück in der Zeitung, daß dem Bankier Mister Braceley in der Nacht eine eiserne Kassa ausgeraubt wurde. Es war gerade zu der Zeit, wo ich mich stark mit Elektrizität beschäftigte, ich ging sofort zu Mr. Br. Ein Diener öffnete mir und fragte nach meinem Begehren. Ich möchte Mstr. Br. sprechen. Er ist nicht zu sprechen, er ist zu aufgeregt in Folge des Raubes. Sagen Sie ihm, daß ich eben in dieser Angelegenheit zu ihm komme. Der Diener ging und kam mit der Weisung, ich könne eintreten. Auf einem Divan mit mißmuthiger Miene sitzend, fuhr er mich barsch an: „Was wollen Sie?" — „Mstr. Br. Sie sind heute in der Nacht ausgeraubt worden?" — „Na und was weiter, kennen Sie vielleicht die Diebe?" — „Das nicht, aber ich habe einen Apparat erfunden, der es ein zweitesmal unmöglich macht!" — „Wirklich! Und was verlangen Sie? Wenn er sich bewährt, so gebe ich gerne 10 000 Dollars." — „Um den Preis ist die Erfindung nicht zu haben!" — „Also was verlangen Sie?" — „Die Hand Ihrer einzigen Tochter!" — „Unverschämter! Aber Topp, ich bin Amerikaner, bewährt sich Ihre Erfindung, so sollen Sie dieselbe haben, vorausgesetzt, daß sie einwilligt." „Topp, antwortete ich; heute Abend komme ich und werde in Ihrer Gegenwart einen Apparat an der Kasse anbringen. Dies geschah. Nun, sagte ich, können Sie in der Nacht mit dem Schlüssel kommen und versuchen, die Kasse zu öffnen. Des andern Tages kam ich wieder; der Diener bemerkte, Mstr. Br. sei krank aber ich könnte eintreten. — „Mstr. Br., Sie waren heute bei der Kasse?" — „So ist es." — „Als Sie sich mit dem Schlüssel näherten, bekamen Sie einen Schlag, der Sie betäubte und in Folge dessen Sie im Bett liegen." „Ja wohl, Ihre Erfindung hat sich trefflich bewährt." — Journalist: „Und haben Sie die Hand der Tochter bekommen?" — Ed.: „Gewiß! Sehen Sie, das war meine erste Erfindung!" — Journalist: „Bravo, und Ihre letzte Erfindung?" — Ed.: „Ist diese Geschichte. Good by!"

— Ein Hilfeschrei in Knittelversen. Als Epilog zu einem Feuilleton „Ein Tag in Karlsbad" von Flora Horn erhält das „Berl. Tgbl." von Herrn Martin Böhm die folgenden Verse:

Frau Flora Horn that in anmuthigen Bildern
Viel Sehenswürdiges von Karlsbad schildern;
Wenn man nun auch für interessant jedes Ding hält —
Das Interessanteste hat sie vergessen —: das Trinkgeld!
Ich gehöre auch zu Denen, die Karlsbad vergöttern . . .
Aber das Trinkgeld . . . es ist, um auf die Bäume zu klettern!
Darin steht, meiner Meinung nach, Karlsbad auf der Höh'!
— Ein Beispiel. Ich komme in's Café —
Nur eine Kleinigkeit zu mir nehmen noch will ich. . . .
„Eine halbe Schinken! (30 Kreuzer; für den Schinken sogar billig.)
„Ein kleines Pilsener!" (Drei Zehntel enthält der Pokal —
15 Kreuzer; für die hiesigen Verhältnisse normal.)
Das Brödchen — ob brauner gebacken oder gelber —
Braucht mir Niemand zu reichen; das nehme ich mir selber.
Darauf eine Zigarre — denn nach dem Essen will man rauchen. . .
(15 Kreuzer; was wir auch nicht übertrieben zu nennen brauchen.)
Nun kam ich allerdings allein, ohne jede Begleitung —
Man will auch etwas Unterhaltung. . . . „Bitte um eine Zeitung!"

— „Kellner, zahlen!" — Und mit bedächtigem Schritt
Der Zahlkellner an meine Seite tritt.
„Ein Pilsener 15 — eine Zigarre 15 — ein Brödchen 2 —
30 Schinken — macht 62" — und übergibt mir die Rechnung dabei.
„Hier 72!" — Ich zahle und will mich erheben — —
Da sehe ich mich von einer seltsamen Gruppe umgeben.
„Sie wünschen?" — „Ich bin der Speisenträger, habe Ihnen den Schinken servirt . . ."
„Ach, Sie wollen auch 10 Kreuzer?" — Ich zahle — und werde jetzt von einem andern fixirt.
„Sie wünschen?" — „Ich habe Ihnen ja das Bier gebracht . . ."
„Ach, Sie wollen auch 10 Kreuzer?" — Ich zahle, und denke, die Sache ist nun abgemacht. . . .
„Sie wünschen?" — „Ich habe Ihnen ja die Zigarre gereicht . . ."
„Ach, Sie wollen auch 10 Kreuzer?" — Ich zahle — aber jetzt hat das Ding ein Ende vielleicht . . .
O nein! Noch ein Fünfter! „Sie wünschen?" — „Ich theile die Zeitungen aus . . ."
„Ach, Sie wollen auch 10 Kreuzer . . . hier sind sie . . . nu' aber 'raus!"

— Als Admiral Schley noch Seekadett war, befand er sich auf dem kleinen Kanonenboot „Owasco", dessen Kapitän als „Trinker" eine gewisse Berühmtheit genoß. Die „Owasco" gehörte zu einem kleinen Geschwader, dessen Hauptkommandant Kapitän Alden war. Schley war damals gerade mit der Marineakademie fertig geworden und kam auf das Schiff mit dem ganzen jugendlichen Feuer eines eben der Schule

entschlüpften strebsamen Jünglings und natürlich mit etwas groß gerathenen Begriffen von der Würde der amerikanischen Marine und ihrer staatlich beglaubigten Vertreter. Daß ihm unter solchen Umständen die durchaus nicht vorbildliche Art, wie sich der Kapitän der „Owasco" mit seiner Würde abfand, ein Dorn im Auge war, ist begreiflich. Eines Tages wird nun Kapitän Alden gemeldet, daß das Kapitänsboot der „Owasco" sich dem Schiffe nähere. Nichts lag näher, als die Vermuthung, daß sich der Kapitän der „Owasco" im Boot befinde. Kapitän Alden zieht also seinen Uniformrock an, macht ein offizielles Gesicht und erwartet den vermeintlichen Kapitän. Das Boot nähert sich und zur allgemeinen Verblüffung betritt nicht der Kapitän, sondern Seekadett Schley mit der unschuldigsten Miene von der Welt das Schiff. Als Alden nun sah, daß Seekadett Schley vor ihm stand, meinte er sarkastisch, er hätte gedacht, der Kapitän der „Owasco" wäre im Boot gewesen. „Ich bin der Kommandant der „Owasco"," sagte Schley. „Seit wann?" fragte Kapitän Alden. „Seit einer halben Stunde," erwiderte Schley. „Wo ist der Kapitän — —?" „In seiner Kajüte eingeschlossen, betrunken." „Wer hat ihn eingeschlossen?" „Ich, ich habe ihm zuerst Arrest diktirt und ihn dann in seine Kajüte eingeschlossen. Dann habe ich das Kommando übernommen und bin nun da, um Ihre Befehle zu empfangen." Der Kapitän hätte als Freund eines guten Scherzes am liebsten über dieses bündige Vorgehen des jungen Mannes laut aufgelacht. Schließlich sagte er: „Nun, der erste Befehl, den ich Ihnen zu geben habe, ist: Gehen Sie aufs Schiff zurück, schließen Sie die Kajüte auf und setzen Sie den Kapitän wieder in sein Amt ein. Dann schreiben Sie mir, in welchem Stadium sich die „Krankheit" befindet, und ich will sehen, was sich weiter thun läßt."

— Ein künstliches Erdbeben. Das Unerhörteste, was die Weltgeschichte bisher an Reklame erlebt hat, wird aus Victor in Kolorado durch den Telegraphen gemeldet. Die Stadt beschloß, das Patriotische mit dem Nützlichen zu vereinigen, und den Unabhängigkeitstag vom 4. Juli durch ein — künstliches Erdbeben zu feiern, das von der Stadt Victor in allen Erdtheilen sprechen machen und im Laufe der Dinge zur Erörterung ihrer mannigfachen, der Welt bis dahin noch nicht bekannten Vorzüge führen müsse. Der Plan ist glänzend gelungen, wie Figura zeigt. Die Stadt Victor liegt auf den Abhängen des Big Bull-Berges. Der Erdbeben-Ausschuß stieg weitere 2000 Fuß bis zum Gipfel hinan und ließ 5 Tonnen Dynamit in den dort angelegten Schächten unterbringen. Der Gouverneur des Staates und 20000 Menschen machten sich auf die Beine, um die Explosion „mitzumachen". Der Dynamitvorrath wurde in den verschiedenen Schächten nach und nach entzündet, und im Umkreise von 80 Meilen erlebte man das schönste Erdbeben, das je prophezeit oder nicht prophezeit wurde. Ein vorher angestellter Versuch mit 100 Pfund Dynamit erschütterte die nächstgelegenen Häuser dermaßen, daß die Besitzer die Gerichtshöfe um Verfügungen gegen das Hauptexplodiren angingen. Die patriotischen Gerichte wiesen die Anträge ab, und Victor hat seine Reklame.

— Der Doppelgänger des Prinzregenten von Bayern, ein bekannter Kürschnermeister in München, ist dieser Tage gestorben. Die Aehnlichkeit mit dem Regenten hat häufig Anlaß zu Verwechselungen gegeben, da sich der Meister mit Vorliebe auch so kleidete, wie Prinz Luitpold. Eines Tages kam ein Adjutant zu dem Meister und ersuchte ihn, um den ewig vorkommenden Verwechselungen vorzubeugen, sich doch einen anderen Hut zuzulegen. „Aber hörn's", meinte der Meister, „das kann königliche Hoheit doch leichter machen, wie ich." — „Na, dann lassen Sie sich doch den Bart anders schneiden." — „Aber hörn's, den trag ich jetzt schon seit 40 Jahr, dös möcht i doch nit gern." — „Na", sagte der Adjutant ärgerlich, „dann lachen Sie wenigstens nicht immer, wenn Sie grüßen."

— Ein kühles Déjeuner. Der neuesten Modelaune zufolge werden jetzt bei einem fashionablen Gabelfrühstück die Speisen nur in kaltem oder gar vereistem Zustande servirt. Wir hoffen, auf Anerkennung von Seiten unserer Leserinnen rechnen zu dürfen, wenn wir hier das Menu des jüngsten allermodernsten Déjeuners verrathen. Auf eine in Eis gekühlte Kraftbrühe folgte in Begleitung einer gefrorenen Gurkensauce ein pikantes, kaltes Lachsgericht. Zarte, mit Gänseleberpastete gefüllte Lammbrust löste eine Pyramide glacirter Kalbsbröschen, die in Tomatengelée eingebettet lagen, sehr wirkungsvoll ab. Als nächster Gang erschienen abgekühlte Stangenspargel auf der Tafel, und den Beschluß bildete ein Auflauf von gefrorener Anchoviscrême. Der Saal, in dem das originelle Gastmahl stattfand, war mit schneeigen Draperieen bekleidet und mit Blattpflanzen geschmückt. Die einzige Tafeldekoration bildeten hohe, mit Venushaarfarnen gefüllte Glasvasen und runde, krystallene Bassins, in deren kühlem Naß muntere Goldfischchen herumplätscherten. — Wie es aber den Gästen bekommen ist, verräth der Bericht leider mit keiner Silbe.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 154 Dienstag, den 11. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

46 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Nachdem sie sich gewaschen und gekämmt hatte, ging sie hinab in das Zimmer der Großtante.

Dort fand sie Frau Weber behaglich in einem Lehnsessel sitzen. Ein Papagei schaukelte sich auf einem silbernen Ringe. Im ganzen Raume herrschte Wärme und Behaglichkeit.

„Komm her, liebes Lieschen, und gib mir einen Kuß!" sagte Frau Weber, die sich zwar nicht umgesehen, aber das Mädchen am Gange erkannt hatte.

Lieschen gehorchte und setzte sich der alten Dame zu Füßen.

Frau Weber lächelte Lieschen zu, und als Petronella kam, um die beiden Hungrigen zum Frühstück zu rufen, fand sie die beiden in einem vertraulichen Gespräche vertieft und sah, daß die beiden Herzen sich an einander geschlossen hatten.

Großtante und Nichte traten ins Speisezimmer und stillten ihren Appetit, worauf sie wieder in das Zimmer der Frau Weber gingen, wobei Lieschen diese unterstützte.

Die alte Dame befahl dann, daß Petronella ihr Tinte und Papier bringe.

Sie schrieb einige Zeilen, die sie sogleich zu ihrem Notar zu tragen gebot.

Nach einer halben Stunde trat der Notar bei ihr ein. Sie bewillkommnete ihn herzlich und rief aus:

„Mein lieber Freund, ich habe eine Ueberraschung für Sie. Sie haben auf meine Bitte meine Großnichte gesucht und trotz eines Detektivs sie nicht gefunden. Ich fand sie. Lieschen, komm her! Herr Harder, das ist meine Großnichte, die Tochter meiner Nichte Klara."

Auf ein Zeichen der alten Dame enfernte sich Lieschen, und Frau Weber blieb mit dem Notar und Petronella allein.

„Jetzt schnell ans Geschäftliche!" sagte die alte Dame. „Lieber Herr Harder, ich will mein Testament machen; haben Sie alles Nöthige hier? Machen Sie das Testament so bindend, daß die Eheleute Blind nichts darin finden können, was ihnen Veranlassung geben könnte, dasselbe für null und nichtig zu erklären. Petronella, rollen Sie mir den Schreibtisch her!"

Diese gehorchte.

Herr Harder zog aus seiner Tasche ein großes Stück Pergament, welches er seiner alten Klientin schweigend darreichte.

„So, das ist ja die Formel zu meinem Testamente, das ich schon vor Monaten habe machen wollen. Es fehlen also nur die Namen und Daten und meine Unterschrift," sagte sie.

Sie las das Testament durch und erwog jedes Wort und jeden Satz in demselben.

Als sie damit zu Ende war, gab sie es dem Advokaten zurück, indem sie sprach:

„Schreiben Sie, Herr Harder! Ich vererbe mein sämmtliches Vermögen, bewegliches wie unbewegliches, meiner Großnichte Lieschen Vogel, das ihr unantastbar verbleiben soll."

Herr Harder schrieb wie ihm diktirt wurde.

Dann wurde die gesammte Dienerschaft gerufen, welche das Testament als Zeugen unterschreiben mußte, worauf sie sich wieder entfernen konnte.

Lieschen wurde wieder gerufen, und der Advokat verabschiedete sich bald.

* * *

Am folgenden Tage befand sich Frau Weber sehr wohl, so daß sie darauf bestand, mit Lieschen Einkäufe zu machen.

Zu diesem Zwecke schenkte sie ihrer Nichte ein silbernes Portemonnaie, welches mit Kassenscheinen reichlich angefüllt war. Als sie in verschiedene Kaufläden gingen und eine Menge Einkäufe machten, erlaubte Frau Weber es aber dennoch nicht, daß diese etwas selbst bezahle, sondern die gute alte Tante beglich alles.

Lieschen wurde so reichlich ausgestattet, als ob es ihre Aussteuer sei. Dann kehrte Frau Weber nach Hause zurück wo gespeist wurde.

Die nächsten vierzehn Tage verstrichen ungestört. Es schien, als befestige sich die Gesundheit der Frau Weber, und die Zuneigung zwischen der alten Dame und der jungen Verwandten wuchs mit jedem Tage.

Mittlerweile war es Oktober geworden.

Eines Abends, als das Wetter recht stürmisch war, saßen Frau Weber und Lieschen im Gesellschaftszimmer.

Die letztere spielte Piano und sang rührende Balladen. Die alte Tante hatte ihr Kinn auf den goldenen Knopf ihres Stockes gestützt und horchte aufmerksam, wobei Thränen ihre Augen füllten.

Als Lieschen nach Beendigung eines ergreifenden Liedes die Hände sinken ließ, rief Frau Weber sie zu sich.

Die Gerufene näherte sich, und als sie die tiefe Bewegung ihrer alten Verwandten bemerkte, kniete sie zu ihr hin und küßte ehrfuchtsvoll deren Hand.

Frau Weber hob zitternd die Hände empor und legte sie segnend auf ihrer Nichte Haupt.

„Gott segne Dich, mein liebes Kind, wie ich Dich segne!" sprach Frau Weber mit großer Erschütterung. „Du arme Waise. Du hast mir meine letzten Tage vergoldet — Gottes Segen dafür! Petronella, wenn ich nicht' mehr bin, dann bleiben Sie bei ihr, seien Sie ihr alles — Gesellschafterin, Pflegerin, Mutter — alles, was Sie mir gewesen sind!"

„Das will ich, das will ich!" antwortete Petronella in feierlichem Tone.

„Und jetzt, mein Liebling, gute Nacht!" sprach die Großtante weich. „Gib mir einen Kuß! Noch einen! Noch einen! Gute Nacht!"

Das Mädchen schlang die Arme um die welke Gestalt und drückte wiederholt einige Küsse auf Mund und Wangen. Dann entfernte sie sich schluchzend.

Petronella half der alten Dame, zu Bett zu gehen.

Frau Weber schien sich vollkommen wohl zu befinden, und doch war etwas Eigenthümliches an ihr, so daß Petronella wachend an ihrem Lager blieb.

„Wenn sie erwacht, wird sie die treue Petronella an ihrem Bette finden," sprach die Gesellschafterin zu sich. „Wie fest sie schläft!"

Gegen Morgen überfiel der Schlaf die treu Wachende. Als es dämmerte, erwachte sie plötzlich durch ein Frösteln. Sie sprang empor und beugte sich über ihre Gebieterin.

Wie bleich das magere Antlitz war! Eine lange graue Locke war auf die welke Wange gefallen; die dünnen fleischlosen Hände waren über die Brust gekreuzt. Um den Mund schwebte ein schöneres und lieblicheres Lächeln, als sie in den Tagen ihrer Jugend gelächelt, — ein Lächeln, wie nur Engel es haben können!

Petronella legte die Hand auf der Schlafenden Brust — daß Herz stand still, das oft in den kranken Tagen so schmerzhaft gepocht!

Frau Weber war eingeschlafen, um nicht mehr zu erwachen. Lieschens freigebige, edle Freundin und Beschützerin war nicht mehr.

30. Eine Ueberraschung für Marie.

Bei dem plötzlichen Erscheinen der Frau Altmann begriff Marie vollständig das Mißliche ihrer Lage. Sie war von ihren Feinden verrathen und zu deren Gefangenen gemacht worden.

Nach dem ersten auf ihre Feinde geworfenen Blicke des Erschreckens unterdrückte sie machtvoll alle Anzeichen von Beunruhigung, obwohl sie bleicher war als je, verrieth sie doch nicht ihre Angst.

„Frau Altmann ist hier," sagte sie jetzt; „das ist eine Ueberraschung. Sie sagten doch, Frau von Schwarz, daß sie in Berlin bei Freunden sei!"

Ein boshaftes Lächeln spielte um die üppigen, sinnlichen Lippen der Frau von Schwarz, und sie blickte Marie scharf an, als sie mit angenommener Unbefangenheit antwortete:

„Ja, ich glaube das gesagt zu haben; doch ich wollte Dir eine Ueberraschung bereiten. Du liebst ja Frau Altmann so sehr. Deine Freude macht mir Vergnügen."

Marie erwiderte nichts; sie richtete sich nur stolz empor, und auf ihrem bleichen Gesichte lag ein ungemein tiefer Ernst.

Frau von Schwarz lachte und zwar, wie es Marie vorkam, höhnisch.

„Kommen Sie ins Besuchszimmer."

Marie und Herr von Schwarz folgten.

Das Besuchszimmer war ein langer, weiter Raum mit kahlen, weißen Wänden, an welchen einige Kupferstiche hingen. Das Mobilar war alt, aber gut erhalten.

„Dies ist wahrhaftig wie eine Kaserne, Karl!" sagte Ottilie schaudernd. „Aber ich glaube, es muß sehr schwer sein, Möbel und derartiges hier herauf zu schaffen. Dieses Zimmer gleicht einer alten Scheune!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Schulkind in den Ferien.

Hygienische Betrachtung von Dr. med. H. E. Brendel.

Die Zeit der großen Schulferien naht, eine Zeit, herbeigesehnt von der gesammten Schuljugend, von der ersten bis zur letzten Klasse, doch auch eine Zeit, deren Nahen die Eltern — seien wir ehrlich — mit einem gewissen Bangen kommen sehen. Es ist weniger die Furcht vor der starken Unruhe, die namentlich in kinderreichen Familien die kleinen und großen Plagegeister heraufbeschwören, sondern das schwere Gefühl der Verantwortlichkeit: wie soll man in den vielen Wochen die Kinder so beschäftigen, daß sie gleichzeitig Behagen empfinden und doch auch geistigen und körperlichen Gewinn haben.

Darüber sind sich ja jetzt zum Glück die Pädagogen und Hygieniker, die ersteren freilich erst seit einigen Jahren, einig, daß die Ferien vor allem eine Zeit geistiger Ruhe sein sollen, und daß in einer großen Menge umfangreicher Ferienaufgaben, wie sie früher allgemein üblich waren, eine wirkliche unstreitbare „Ueberbürdung" der Schuljugend liegt. Auch davon ist man pädagogisch wie hygienisch längst zurückgekommen, daß etwa die Zeit, in der keine offiziellen Aufgaben zu erledigen sind, von zurückgebliebenen Schulkindern dazu benutzt wird, die Lücken in ihrem Wissen auszufüllen. Wenn dieser Zweck vielleicht auch im günstigsten Falle erreicht wird, wenn auch die Schulkinder dann nach den Ferien vielleicht dieselbe Wissenshöhe erklommen haben, wie die vordem weitergeschrittenen Mitschüler, so werden sie doch weiterhin sofort wieder zurückfallen und mit den andern nicht gleichen Schritt halten, um so weniger, als ihnen die Zeit geistiger Erholung geraubt worden ist.

Mir fällt bei dem hygienischen Werthe der Schulferien für die Gehirnthätigkeit immer ein ungemein drastischer Vergleich ein, den man zunächst wohl aus dem Munde einer tüchtigen Hausfrau erwarten würde, den aber vor Jahren ein sehr namhafter Universitätslehrer in seinem physiologischen Kolleg anstellte. Der betreffende Professor pflegte nämlich bei dem Kapitel von dem thätigen und ruhenden Gehirn Folgendes zu sagen: „Sehen Sie, meine Herren, eine ordentliche Wohnung wird tagtäglich von Schmutz und Staub gesäubert; einmal wöchentlich, meist Freitag oder Samstag, wird die Reinigung etwas gründlicher vorgenommen, es werden Teppiche geklopft, auch die Treppen gescheuert u. s. w. Trotzdem sammelt sich immer noch Staub und Schmutz an; deswegen pflegen tüchtige Hausfrauen ein paarmal im Jahre, vielleicht im Frühjahr und im Herbst, die vielgerühmten Scheuerfeste, das große Reinmachen zu veranstalten, bei denen auch das kleinste Winkelchen wieder blitzblank gesäubert wird. So einer Wohnung gleicht das Gehirn. Der täglichen, unbedingt nöthigen Reinigung gleicht die Zeit des Schlafs, die das Gehirn im Wesentlichen wieder frisch macht; der wöchentlichen Säuberung entspricht der Sonntag; nun, und dem großen Reinmachen entsprechen die großen Ferien, die für alle geistigen Arbeiter alljährlich nöthig sind, ob diese geistigen Arbeiter nun noch auf der Schulbank sitzen, oder ob sie Universitätsprofessoren sind."

Wie gesagt, der Vergleich ist drastisch, aber er trifft den Nagel auf den Kopf. Für das Gehirn der Schüler ist ein gründliches Reinmachen, ein Ausfegen und Durchlüften unbedingt nöthig. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß die Kinder geistig völlig unthätig sein sollen. Die Ruhe braucht nicht soweit zu gehen, daß man nach beliebter Weise „Ferien" mit „faire rien" identifizirt. Es ist sogar ganz gut, wenn die Schulkinder in den Ferien ab und zu ein gutes Buch lesen, besonders wenn sie sich für bestimmte Disziplinen stark interessiren, z. B. Botanik oder Physik, werden ihnen auch einige halbwissenschaftliche Bücher gut thun. Ferner ist es gut, wenn sie wenigstens ein- oder zweimal wöchentlich, und wäre es nur auf eine Viertelstunde, einen Blick in ihre Schulbücher werfen; das ist keinerlei geistige Anstrengung, und erleichtert es den Kindern, sich nach Ablauf der Ferien wieder in den ein wenig fremd gewordenen Materien des Schulunterrichts zurechtzufinden. Noch besser, als dieser Blick in die Schulbücher, ist es, wenn die Eltern in der Lage sind, gelegentlich, vielleicht in halb scherzender Form, die Kinder nach ein paar Vokabeln oder einer Konstruktion zu fragen. Mit der einen Vokabel, die gefragt wird, tauchen hundert andere dem Kinde unbewußt durch die Ideenassociation im Gehirn wieder auf. Natürlich ist auch dabei von geistiger Anstrengung nicht die Rede.

Eine mindestens ebenso wichtige und schwerwiegende Bedeutung der Ferien, wie die geistige Erholung, liegt aber in der Möglichkeit körperlicher Kräftigung. Der alte Satz, daß nur in einem gesunden Körper sich ein gesunder Geist zu entwickeln und zu erhalten vermag, gilt für das Kindesalter doppelt sicher. Und man mag über die Frage der geistigen Ueberbürdung der Schuljugend denken wie man will, dies ist wohl sicher, daß die Schüler, namentlich der höheren Lehranstalten, neben der Schulzeit und den Stunden, die den Schularbeiten gewidmet sind, nicht genügend Zeit für rationelle körperliche Ausbildung und Körperpflege finden. Von dem Gleichmaß geistiger und körperlicher Aus-

bildung, wie es im alten Griechenland und in ähnlicher Weise in den höheren englischen Schulen üblich, ist bei uns in Deutschland noch wenig zu merken. Es soll nicht geleugnet werden, daß es in den letzten Jahren vielfach besser geworden ist, daß man nach verschiedenen Richtungen hin auch der körperlichen Entwickelung der Schuljugend ihr Recht zu lassen sucht, aber es fehlt doch noch sehr viel zu zufriedenstellenden Zuständen.

Hier können nun die Eltern bei ihren Kindern in der Ferienzeit viel nachholen. Der erste Grundsatz muß heißen: Hinaus aus dem Zimmer! Ganz gleich, ob das Wetter gut oder schlecht ist. Ich verkenne nicht die Gefahr, die darin liegt, daß die Kinder viele Stunden dem Elternhause ohne Aufsicht fern und schwer kontrollierbaren Einflüssen ausgesetzt sind. Aber wenn man der Charakterart seiner Kinder einigermaßen sicher ist, wenn man über die guten Freunde und Freundinnen nur leidlich orientirt ist, um allzu schlimme Einflüsse auszuschalten, so ist die Gefahr nicht allzu hoch anzuschlagen. Schließlich tritt ja doch über kurz oder lang an die Kinder neben Schule und Elternhaus das Leben als wichtigster erziehender Faktor heran.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Kinderstube im Parlament. Im preußischen Abgeordnetenhause redete kürzlich der Geheimrath Brandt in der Hitze des Gefechts die Abgeordneten einmal als „Meine lieben Kinder“ an. Diese niedliche Ausdrucksweise — so bemerken dazu die „Lustigen Blätter“ — sollte im Interesse des guten Tons weiter gepflegt werden. Das parlamentarische Leben würde sich weit intimer gestalten, wenn wir hin und wieder Aeußerungen zu hören bekämen, wie: „Wo hat denn das Deputirterchen Richterchen seine Beißerchen?“ — „Ich bin entschieden gegen eine Abendsitzung; die kleinen Abgeordneten müssen zeitig in die Baba gehen.“ — „Kanzlerchen, warum liest Du denn immer ab? Mußt nicht immer das Nuppenäschen in's Papier tecken.“ — „Das Ministerchen sollte diese Angelegenheit einmal in's Patschhändchen nehmen.“ — „Dieser Gesetzentwurf macht meiner Partei großes Wehwehchen.“ — „Ich glaube, das liebe Bebelchen hat hierbei zu wenig die Interessen der Allgemeinheit im Guckelchen.“ — Ich bezweifle die Beschlußfähigkeit dieser Kinderstube und beantrage deshalb Auszählung: Eene meene ming mang, ping, pang, eia weia weg!“

— Ein Rath für Sommerfrischler. „Guter Rath ist theuer!“ so lautet ein alter Spruch. Ich aber — so schreibt ein Leser des „Wiener Vaterland“ — gebe ganz umsonst, hoffentlich jedoch nicht vergeblich, einen nach eigener Erfahrung guten Rath allen, welche ihre Wohnung den Sommer über leer stehen lassen, also insbesondere denen, welche eine Sommerfrische aufsuchen. Mein Rath hat auch das für sich, daß dessen Befolgung gar nichts kostet. Seit zehn Jahren halte ich daran fest, wenn ich meine Wohnung den Sommer über verlasse, in allen Bestandtheilen derselben recht viele Waschschüsseln und sonstige Toilette- und andere Gefäße mit Wasser gefüllt herumzustellen. Kehre ich im Herbst heim, so finde ich sehr wohlthätige Folgen vor: das Wasser ist zum großen Theil verdunstet, dafür hat die Wohnung, der Fußboden, die Thüren und die Möbel, sowie Kleider, den unentbehrlichen Grad von Feuchtigkeit und gute Luft behalten; auf der Oberfläche des zurückgebliebenen Wassers aber schwimmen zahlreiche Motten und anderes Ungeziefer.

— Schlau. Ein bayerischer Soldat, welcher zur Kriegszeit im Herbst 1870 nach Frankreich marschiren mußte, ward von seinen Freunden bedauert, daß er der französischen Sprache nicht mächtig sei. Er beruhigte sie und sagte, er wisse Französisch genug, um überall sich helfen zu können. Er habe die drei Wörter gelernt manger essen, boire trinken und ici hier. Wenn er nach dem Frühmarsche zu Mittag ins Quartier bei seinen Wirthen komme, zeige er seine Taschenuhr, tippe mit dem Zeigefinger auf die 12, die 3, die 6 und die 9 mit dem Worte manger ici! Dann rufe er boire, und bei dem Worte ici fahre er mit dem Finger ohne abzusetzen und das ganze Zifferblatt entlang zweimal, für Tag und Nacht ausreichend — Freilich das gehoffte bayerische Bier wird er schwerlich gefunden, dafür aber an den französischen Weinen (wenn ihm Gelegenheit geboten war) sich schadlos gehalten haben.

— Gast: „Entschuldigen Sie, ist dieser Stuhl vielleicht frei?“ — Student Bierhahn: „Noch nicht, aber warten Sie, mein Freund liegt gleich unter dem Tisch!“

— Auf dem Wohlthätigkeitsbazar. Herr (bei der Bezahlung): „Donnerwetter, sind das aber fabelhafte Preise!“ Verkäuferin: „Dafür sind Sie auch im Märchenland!“

Denkspruch.

Klage nicht, daß Dir im Leben
Ward vereitelt manches Hoffen;
Hat, was Du gefürchtet eben,
Doch auch meist Dich nicht betroffen.

Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 155. Mittwoch, den 12. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

47 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Das ganze Haus ist so," sagte Frau Altmann, „doch der Ort ist so entzückend romantisch, so abgeschlossen und versteckt. Ich versichere Ihnen, ich hatte alle Hände voll zu thun, als ich hierher kam. Wie gefällt Ihnen diese „Wildniß", Baronesse Engelbert?"

„Es ist hier sehr romantisch und abgeschlossen, wie Sie schon sagten, Frau Altmann," erwiderte Marie ruhig, aber stolz. „Sind sie schon lange hier?"

„Ich kam direkt von Schloß Engelbert. Ich hatte mich nur einen Tag in Berlin aufgehalten," antwortete Frau Altmann. „Als Mädchen bin ich einmal hier gewesen. Ich habe zwei Dienstmädchen mit hierher gebracht. Sie werden sie aber schwerlich verstehen."

Marie wußte nicht, welchen Sinn der letzte Satz enthalten sollte.

„Wollen Sie in Ihre Zimmer hinaufgehen?" fragte Frau Altmann.

„Ja," erwiderte Frau von Schwarz. „Wann speisen wir?"

„In einer halben Stunde," antwortete die Gesellschafterin. „Ich werde ein Mädchen nach dem Ufer hinunterschicken, damit es den Männern, die Ihr Gepäck tragen, den Weg zeige."

Sie schritt hinaus auf den Vorsaal, indem ihre lange, rauschende seidene Schleppe den Boden fegte.

Frau von Schwarz hing an Mariens Arm, doch das junge Mädchen machte sich von ihrer Feindin los.

Sie stiegen die hölzerne Treppe hinauf.

„Das Zimmer zur Linken ist das Ihrige, Ottilie," sagte Frau Altmann. „Sie werden daneben noch zwei Ankleideräume finden, und das Zimmer gerade gegenüber rechts ist das der Baronesse Marie."

Sie öffnete rechts eine Thür und hieß Marie in ein großes Vorzimmer gehen, welches als Schlafzimmer eingerichtet war.

Durch dieses Vorzimmer gelangte man in ein großes Wohnzimmer.

„Dieses Vorzimmer sollte für Ihre Zofe sein," bemerkte Frau Altmann; „da Sie jedoch dieselbe nicht mitgebracht haben, so kann auch ebensogut Celeste, die Sie bedienen wird, hier schlafen. Wie gefällt Ihnen Ihr Zimmer? Daneben befindet sich auch noch ein Ankleidezimmer, Baronesse Marie," fuhr Frau Altmann fort, als die erstere nicht antwortete. „Nicht wahr, dies ist doch ein herrlicher einsamer Ort?"

Marie blickte ins Kabinet und betrachtete die Mauern.

„Ich sehe gar keinen Ausgang aus diesem Zimmer, ausgenommen durch das Vorzimmer," sagte sie plötzlich.

„Es gibt keinen weiter; doch ein Vorzimmer ist sehr bequem, liebes —"

Marie gebot durch eine stolze Bewegung der Frau Altmann Einhalt.

Sie hatte eine Abneigung gegen diese Frau; sie war so aufdringlich und beleidigend familiär.

„Es fällt mir auf, Frau Altmann," sagte Marie ruhig, „daß Sie, seit die Baronin Engelbert Herrn von Schwarz geheirathet hat, wie umgewandelt sind. Sie scheinen gar nicht mehr dieselbe Person."

„Nicht?" bemerkte die Gesellschafterin. „Nun, es nutzt nichts, das Geheimniß noch länger zu bewahren. Die ganze Welt kann es jetzt wissen, daß ich die Cousine des Karl von Schwarz bin, und deshalb bin ich auch seiner Gattin ebenbürtig. Ich werde in der nächsten Saison mit Frau von Schwarz in Gesellschaften gehen, und da kann es möglich sein, daß ich eine ebenso brillante Partie mache wie Ottilie, als sie den Baron Engelbert heirathete."

Marie fuhr zusammen, denn jene leicht hingeworfenen Worte erweckten wieder einen sonderbaren Verdacht in ihr. Sie erinnerte sich, daß Frau Altmann schon bei Frau von Schwarz gewesen war, ehe sie den Baron geheirathet. Frau Altmann war die Cousine

des Herrn von Schwarz. Sollte die Baronin Engelbert Herrn von Schwarz schon vor ihrer Heirath mit ihrem Vater gekannt haben?

Dieser Gedanke war eine Qual für sie.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie mit Herrn von Schwarz verwandt sind," sagte Marie jetzt kalt; „doch ich bemerkte schon an dem Morgen nach der Hochzeit, daß Ihr Verhältniß zu Frau von Schwarz ein anderes war."

Die Frage, wie lange Ottilie den Herrn von Schwarz kenne, schwebte ihr auf den Lippen, doch sie unterdrückte dieselbe und gab Frau Altmann zu verstehen, daß sie gern allein sein möchte.

Die Gesellschafterin wurde feuerroth und wendete sich mit kaum unterdrückter Wuth zum Gehen.

„Es ist keine Klingel im Zimmer," sagte sie, an der Thür stehen bleibend; „doch wenn es zu Tisch klingelt, werden Sie es auch hier hören. Ein Mädchen wird Sie dann nach dem Speisezimmer führen."

Sie ging hinaus und machte die Thür hinter sich zu.

Mariens Erstes war, die beiden Fenster zu untersuchen, um zu sehen, ob sie nicht entfliehen könne, wenn es nothwendig werden sollte.

Doch draußen hörte sie die wüthenden Hunde bellen, die ihre Flucht unmöglich machen würden.

Sie trat wieder vom Fenster weg und dachte nach.

„Ich darf keinen Verdacht zeigen," meinte sie. „Vielleicht fürchte ich mich ohne Grund. Weshalb sollte denn die frühere Gattin meines Vaters mir Böses zufügen wollen? Will sie mich zwingen, Rudolf von Schwarz zu heirathen? Was für Nutzen kann ihr denn eine solche Heirath bringen? Ich glaube, daß Rudolf nichts davon weiß. Sollten Herr und Frau von Schwarz mich zu einer Heirath mit Rudolf meines Vermögens wegen zwingen wollen und dabei auf dessen schwachen Charakter rechnen? Glauben sie, daß, wenn ich mit Rudolf vermählt bin, sie dann mein Vermögen in Besitz nehmen können? Ich muß auf meiner Hut sein. Wie sonderbar, daß ich, die Niemand haßt, Feinde habe!"

Sie erhob sich und ordnete ihren Anzug.

Kaum war sie damit fertig, so ertönte schon die Glocke zur Tafel.

Marie ging durch das Vorzimmer hinaus auf den Vorsaal, wo sie Celeste, die französische Zofe fand, die auf sie wartete, um sie ins Speisezimmer zu geleiten.

„Einen Augenblick!" sagte Marie auf französisch, während sie heimlich ein Goldstück in die Hand der Zofe schlüpfen ließ. „Wie weit ist das nächste Postamt von hier, Celeste?"

„Mehrere Meilen weit, gnädiges Fräulein, befindet sich ein kleines Dorf," antwortete das Mädchen, indem sie das Goldstück mit einem Knicks einsteckte; „doch braucht man fast einen vollen Tag, um dahin zu gelangen."

Marie wurde ganz niedergeschlagen.

„Könnte ich denn nicht einen Brief nach Stettin schicken?" fragte sie?

„O ja; die Seeleute können mit der Schaluppe hinfahren. Herr von Schwarz wird sie dahin schicken, wenn Sie es befehlen, gnädiges Fräulein."

„Ich möchte meinen Brief gern schnell befördert haben," sagte Marie, da sie dachte, daß Herr von Schwarz ihre Bitte unerfüllt lassen würde. „Ich möchte an einen alten Freund meines Vaters schreiben — an Herrn von Friebel. Gibt es hier niemand, der schnell und heimlich für mich ginge? Wenn Sie eine solche Person finden könnten, ich würde ihr gern fünfzig Mark geben und Ihnen auch, Celeste," fügte sie hinzu.

„Ich will es thun, gnädiges Fräulein!" rief Celeste lebhaft aus. „Es ist unten ein junger Mann, ein Verwandter der Köchin. Ich werde ihn mit Ihrem Briefe heute noch fortschicken, gnädiges Fräulein."

Marie drückte ihre Befriedigung über diese Bereitwilligkeit aus und ging dann hinunter ins Speisezimmer, ohne den sonderbaren Blick und das verrätherische Lächeln der Französin zu bemerken.

Celeste führte Marie in das Speisezimmer, wo Herr und Frau von Schwarz und Frau Altmann schon zugegen waren.

Alle drei begrüßten Marie höflich.

Herr von Schwarz ging ihr entgegen und führte sie an ihren Platz.

Marie war während der Mahlzeit schweigsam und begab sich frühzeitig in ihr Zimmer.

Ihre Koffer waren gebracht worden. Sie machte ihre Thür zu und bemerkte dabei, daß kein Schlüssel im Schlosse stecke. Sie schob einen ihrer schweren Koffer gegen die Thür, um nicht überrascht zu werden.

Dann nahm sie aus einem anderen Koffer ihr Schreibzeug und begann an Herrn von Friebel einen Brief zu schreiben.

Sie hatte ihn erst angefangen, als sie ihn schon wieder zerriß.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schulkind in den Ferien.

Hygienische Betrachtung von Dr. med. H. E. Brendel.

(Schluß.)

In den Ferien sollen die Kinder ihren Gesammtorganismus kräftigen, speziell die Körpermuskulatur stärken, tüchtig Lungengymnastik treiben, und die in allen Schulen bedrohte Sehtüchtigkeit auffrischen und die Sehschärfe verbessern. Man lasse also die Kinder jede Gelegenheit wahrnehmen, sich durch gesunde körperliche Uebungen zu kräftigen. Je vielseitiger diese Uebungen sind, um so besser, denn an um so mehr Punkten kann die Kräftigung ansetzen. Aber an sich ist es ziemlich gleichartig, ob die Kinder schwimmen oder turnen, ob sie rudern oder Fußball spielen. Nur suche man zu verhüten, daß die Kinder in ausartender Sportliebhaberei — leider wird auf manchen Schulen eine Art Sportfaxenthum geradezu gezüchtet — die körperlichen Uebungen übertreiben. Jedes Uebermaß kann ebenso schädlich sein wie ein zu geringes Maß. Der Werth dieser körperlichen Uebungen liegt nicht nur in der an sich auch wichtigen Kräftigung bestimmter Muskelgruppen, sondern auch in dem Umstande, daß durch den Aufenthalt im Freien durch das fröhliche, ungezwungene Tummeln in der weiten Gotteswelt der gesammte Körper frischer, elastischer wird.

Verkehrt wäre es, wollte man die Kinder nur bei gutem Wetter fortgehen lassen. Wenn sich auch in der für diesen Zweck zu kurz bemessenen Ferienzeit eine systematische Abhärtung nicht durchführen lassen dürfte, so soll man wenigstens Alles vermeiden, was das Gegentheil zur Folge haben muß. Einem kindlichen Gigerl ist schwer zu helfen, aber ein vernünftiges Kind wird eben bei schlechtem Wetter die schlechtesten Sachen anziehen und getrost von Hause fortziehen, wäre es auch nur in der Hoffnung auf besseres. Jedenfalls erweist man dadurch einem Kinde keinen gesundheitlichen Dienst, daß man es ängstlich vor Regen und Wind behütet.

Die wichtigste und jedem Kind in der Ferienzeit mögliche körperliche Uebung sind **weite Spaziergänge**. Besitzt ein Kind ein Fahrrad und ist man sicher, daß das Kind nicht in jugendlichem Uebereifer oder aus Renommisterei zu große und zu schnelle Touren unternimmt, so mag es die Spaziergänge zum Theil durch Radtouren ersetzen. Aber nöthig ist das Radeln nicht und, wenigstens für das jugendliche Alter, auch keineswegs gesünder als Spazierengehen.

Die Stärkung der Beinmuskulatur ist ja beim Radfahren vielleicht intensiver, dafür ist die Möglichkeit einer rationellen Lungengymnastik beim Spazierengehen viel größer. Nicht nur, daß beim Radfahren überhaupt, sowie das Tempo etwas rascher oder das Terrain unebener wird, die Atmung heftiger und flacher wird, so daß beim Radfahren, besonders beim Fahren mehrerer Personen zu gleicher Zeit so viel Staub aufgewirbelt wird, daß durch eine tiefe Atmung der Lunge gar keine besonders zuträgliche Luft mehr zugeführt wird. Und noch in einer anderen Beziehung verdient das Spazierengehen den Vorzug vor dem Radfahren. Die meisten Schüler, namentlich Schüler hoher Lehranstalten, neigen zur Kurzsichtigkeit; die an vielen Tausenden angestellten statistischen Erhebungen ergaben die betrübende Thatsache, daß in einzelnen oberen Klassen etwa die Hälfte der Schüler nicht die normale Sehschärfe hatten, und daß 20 oder 25 Proz. Kurzsichtiger nicht zu den Seltenheiten gehörten. Das liegt meist nur an den mangelnden Lichtverhältnissen der Schulen — man denke nur an die alten Gymnasien, die sich meist im nahen Schatten hoher Kirchen und Thürme befinden — es liegt nicht nur an dem Gebücktsitzen über den Büchern und Schularbeiten, das meist zu einer überflüssigen Annäherung des Auges an das Buch führt, sondern es liegt auch daran, daß den Kindern der Großstadt überhaupt in den seltensten Fällen Gelegenheit zu einem weiteren Blicke gegeben wird. Erst wenn es aus den engen Gassen der Stadt heraus ist, hat es ein weites Gesichtsfeld vor sich. Bei dem Blicke ins Weite und vor allem auch ins Grüne wird das Auge gekräftigt, seine Sehtüchtigkeit verbessert. Diesen Blick ins Weite hat ein radelndes Kind ja auch, aber es wird bei schlechten Chausseen doch wieder der Blick auf die nahe Straße gefesselt, so daß auch in dieser Beziehung das Spazierengehen vorzuziehen ist. Daß das Radfahren überhaupt nicht für jedes Kind zuträglich ist, sei nur nebenbei bemerkt. Das wird der Arzt im einzelnen Falle entscheiden müssen.

Es ist ja natürlich, schon aus pekuniären Gründen, nur für die wenigsten Eltern möglich, mit ihren Kindern die Ferien außerhalb der Heimathsstadt, im Gebirge oder an der See, zuzubringen, wo noch günstigere Bedingungen für körperliche Kräftigung vorliegen. Aber ein außerordentlich gesundes Vergnügen pflegen manche Eltern ihren Kindern nicht aus Sparsamkeit, sondern aus allerhand ängstlichen Erwägungen zu versagen. Ich meine das Ideal körperlicher Kräftigungen: **eine Gebirgstour**. Hier hat das Kind Gelegenheit zur Muskelstärkung, hier hat es gesunde, ozonreiche Luft, hier weite, dem Auge wohlthuende Blicke. Man kann getrost Kinder vom zwölften Jahre ab etwa mit guten Genossen auf die Gebirgswanderung

schicken; sie wissen sich schon durchzuschlagen und kommen gekräftigt an Leib und Seele zurück. Die pädagogische Erfahrung lehrt, daß es zweckmäßig ist, die Kinder, nach dem man ihnen vorher mit Rath zur Hand gegangen ist, sich möglichst selbst zu überlassen. Will man sie zur Sparsamkeit erziehen, oder muß man selbst möglichst sparsam sein, so gebe man ihnen nicht die Weisung, eine Tour von so und so viel Tagen zu machen, auf der sie mit einer bestimmten Summe auskommen müssen, sondern man gebe ihnen eine bestimmte Summe Geld und sage ihnen: „Bleibt so lange ihr mit dem Gelde reicht." Man wird erstaunt sein, wie sich dann die kleineren oder größeren Burschen das Geld einzutheilen verstehen, mit wie wenig sie auskommen, um sich den Genuß der Gebirgstour zu verlängern. So wirkt eine solche Tour nicht nur gesundheitsfördernd, sondern auch erzieherisch.

Also, Eltern, die ihr eure Kinder in den Ferien auf jede Weise fördern wollt, schickt sie, soweit es in euren finanziellen Kräften liegt, auf ein paar Tage, auf eine oder zwei Wochen ins Gebirge!

Mannigfaltiges.

— Was die „Stars" unter den Thieren verdienen. Der Kapitän Woodward, der zum ersten Mal eine Truppe von Seehunden und Seelöwen vorführte, erzählt eine englische Wochenschrift, die tanzten, rauchten, auf Musikinstrumenten spielten und ähnliche Dinge mehr vollführten, ist Millionär geworden. Alle Anderen, die es ihm nachmachen wollten, erreichten nicht entfernt die Summen, die Woodward an einem Abend mit seinen Seelöwen erzielte; 15 Guineen an einem Abend war der kleinste Ertrag. Auch daran erinnert man sich noch, welches Aufsehen der Franzose Despard mit seiner Flohtruppe erregte. Nach fünf oder sechs Jahren konnte er sich mit einem großen Vermögen von seiner Thätigkeit zurückziehen. Nachdem der Reiz der Neuheit freilich verschwunden ist, ist die Zugkraft ähnlicher Vorführungen bedeutend herabgedrückt. Leoni Clarke, die zuerst eine Katze im Luftballon aufsteigen und mittelst eines Fallschirms herunterkommen ließ, verdiente damit nicht weniger als 1500 M. in der Woche. Die Katzenzüchter die nach Clarke kamen, mußten sich mit weit geringerer Einnahme begnügen. Im Jahre 1860 verdiente ein Kunststücke vorführendes Schwein, Pat genannt, das erste in seiner Art, oft 240 und 300 M. an einem Abend. Die Verdienste von dressirten Hunden variiren stark. Im Jahre 1836 zog eine Truppe von musikalisch bellenden Hunden in einem Caféconcert in Paris die Aufmerksamkeit auf sich; der Besitzer erzielte für ihre Ausführungen nicht weniger als 400 M. pro Abend. Ein Hund, „Primadonna", der die Wiener zwei Jahre später elektisirte, erhielt 2400 M. die Woche. Heute überschreitet die Summe, die solche musikalische Hunde verdienen, nicht ein Sechstel dieser Summe. Abgerichtete Elephanten haben immer große Einkünfte erzielt, weil viele Auslagen für das Futter und Transport mit ihrer Dressur verbunden sind. Eine Idee von der Höhe dieser Ausgaben gibt eine Aufstellung von George Lockhart, dem Eigenthümer und Führer der besten Elephantentruppe in England. Drei Männer sind ständig angestellt, um nach den drei Dickhäutern zu sehen; der tägliche Küchenzettel enthält drei Dutzend Brode, 50 Pfund Carotten, zwei Dutzend Kohlköpfe und vier Fuhren Heu. Sie reisen in einem besonders gebauten Wagen. Ihre Durchschnittseinnahmen werden von ihrem Besitzer auf 1200 M. wöchentlich angegeben, also 200 M. für eine Vorstellung.

— Die Bevölkerung der Erde. Nach den Ergebnissen der jetzten Zählung der verschiedenen Völker zusammen hat sich die Menschheit in den Jahren 1874 bis 1895 von 1391 Millionen auf 1480 Millionen vermehrt; dies würde eine Zunahme von über 6 Proz. bedeuten. Wenn für die Folge eine weitere Zunahme von 5 Proz. angenommen wird, so wird die Erde im Jahre 1900 circa 1549 Millionen und im Jahre 2000 circa 2548 Millionen Menschen beherbergen. Der bekannte Statistiker Malthus behauptet nun nach einer Mittheilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz, daß bei einer derartigen Zunahme ein Theil der Bevölkerung in Folge mangelhafter Ernährung zu Grunde gehen werde, wenn nicht rechtzeitig dafür Sorge getragen wird, daß diesen enormen Völkermassen neue Gebiete, die sich zu Ansiedelungen eignen, erschlossen werden.

— Kasernenhofblüthe. „Feldwebel, nehmen Sie den Einjährigen mit der Brille aus dem ersten Gliede; der hätte mit seinen Scheinwerfern auch besser bei der Marine Verwendung finden können."

— Der Spieler. Vater (entrüstet): „Schändlich, auch dem verabscheuungswürdigen Laster des Spiels hast Du in Monaco gefröhnt!" — Sohn: „Ich habe dabei 30 000 Francs gewonnen!" — Vater (noch entrüsteter): „Warum hast Du denn da nicht weiter gespielt?"

— Recht erfreulich. „Fräulein Erna, wenn Sie meine Liebe nicht erwidern können, muß ich mich todtschießen." — „Ach, bitte, thun Sie das, das wird meine Freundinnen vor Neid rasend machen."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 156. Donnerstag, den 13. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

48 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Nein,“ dachte sie, „Herr von Friebel ist alt; ich will ihn nicht beunruhigen. Ich werde an Georg schreiben, der sehr besorgt um mich sein wird, weil er gar nichts von mir hört.“

Sie schrieb einen langen Brief an ihren Bräutigam, ihm mittheilend, daß sie gegen Herrn von Schwarz und dessen Gemahlin Argwohn schöpfe, und zugleich erklärend, daß sie sich in dieser „Wildniß“ wie eine Gefangene fühle. Sie beschwor ihren Bräutigam zu ihr zu kommen, doch nicht allein. Entweder solle er Herr von Friebel oder den Advokat Brunner mitbringen, damit dieser ihn bei seinem Anspruche auf sie unterstütze, wenn dies nothwendig sein sollte, denn sie fürchte sich und werde die Tage zählen, bis er käme.

Marie siegelte nnd adressirte den Brief, dann schlich sie sich leise in das Vorzimmer.

Celeste saß da und nähte, erhob sich jedoch, als Marie eintrat.

„Celeste,“ flüsterte das junge Mädchen, „hier ist mein Brief und hier sind fünfzig Mark für den jungen Mann und fünfzig Mark für Sie, und wenn ich die Antwort auf diesen Brief erhalte, dann gebe ich Ihnen noch ebensoviel. Sie müssen aber schweigen und dürfen den Brief niemand sehen lassen. Haben Sie schon mit dem jungen Manne gesprochen?“

„Ja, gnädiges Fräulein,“ antwortete die Zofe, „und er sagte, daß er sogleich gehen würde.“

Mit einem Gefühle von Erleichterung legte Marie die beiden Scheine in die Hand der Französin.

„Gehen Sie,“ flüsterte sie, „und merken Sie sich: verrathen Sie es niemand!“

Die Zofe versprach es, steckte das Geld und den Brief in ihre Tasche und eilte fort.

„Ich bin gezwungen, mich ihr anzuvertrauen, da ich niemand anderen habe, der es thun könnte,“ sagte Marie nach einigen Augenblicken tiefen Nachdenkens. „Sie würde doch gewiß nicht das Geld von mir annehmen, wenn sie mich verrathen wollte! Das Geld muß sie doch bewegen, mir treu zu sein. Wird aber der junge Mann verschwiegen sein? Ich muß ihn sehen!“

Sie ging auf den Vorsaal hinaus und schritt leise die Treppe hinunter.

Unten angelangt, blieb sie stehen, da sie nicht wußte, ob sie den jungen Mann in der Küche oder im Stalle suchen sollte.

Es war wahrscheinlicher, daß er sich in letzterem befand, darum eilte sie leise den Korridor entlang, blieb aber plötzlich stehen, da ein schallendes Gelächter aus dem Besuchszimmer drang.

Die Thür desselben war nur angelehnt.

Marie stand gerade so, daß sie ins Zimmer blicken konnte, und unwillkürlich schaute sie hinein.

Der Anblick, welcher sich ihr bot, machte sie für einen Augenblick ganz starr.

Sie sah Herrn von Schwarz beim Tische in der Mitte des Zimmers unter einer Hängelämpe sitzen, deren Licht voll auf ihn fiel, während seine Gattin ihm über die Schulter blickte.

Frau Altmann und die verrätherische Französin standen etwas entfernt von ihnen und sahen ebenfalls nach Herrn von Schwarz hin.

Und er — und er — Marie konnte ihren Augen und Ohren kaum trauen — er las ihren Brief, den sie an ihren Bräutigam geschrieben hatte, drehte seinen gewichsten Schnurrbart und machte spöttische Bemerkungen, wenn er zu einem besonders zärtlichen Ausdrucke kam.

„Bei Gott, die ist aber zärtlich gegen den Grafen von Hohenfels!“ murmelte er voll bitteren Neides, während er finster die Stirn runzelte. „Aber weiter! O mein einziger Georg —“

Jetzt stürzte Marie wie eine Tigerin ins Zimmer; ihre Augen blitzten und sie schrie vor Empörung laut auf, entriß dem Herrn von Schwarz den Brief, trat einige Schritte zurück, drückte den Brief an ihre Brust und stierte wie eine Wahnsinnige um sich.

31. Neue Feindseligkeiten.

Mariens unerwarteter Eintritt machte ihre frohlockenden Feinde plötzlich verstummen.

Herr von Schwarz saß mit ausgestreckten Händen da, als sie ihm den Brief entrissen; er wurde todtenbleich und blickte ganz verstört drein.

Frau von Schwarz blickte noch über ihres Gatten Schulter, als ob sie versteinert wäre; das höhnische Lächeln schien auf ihren Lippen erstorben und Schreck und Trotz malten sich in ihren Zügen.

Frau Altmann, mehr gefaßt als die anderen, starrte Marie gehässig und triumphirend an, und die verrätherische französische Zofe schlug den Blick zu Boden, wurde todtenbleich und war von Furcht ergriffen.

Marie, die den Brief noch immer an die Brust gedrückt hielt, blickte mit funkelnden Augen ihre Feinde an. Ihr stolzes, offenes Antlitz war todtenbleich, und sie schaute mit tiefer Verachtung von einem zum andern.

Dann, ohne ein Wort zu sagen, den Brief an die keuchende Brust gedrückt, stürzte das junge Mädchen mit dem Stolze einer beleidigten Königin zum Zimmer hinaus.

Die Verschworenen hörten sie langsam die Treppe hinauf und in ihr Zimmer gehen; sie starrten einander eine Weile stumm an.

Frau von Schwarz war die erste, welche wieder sprechen konnte, und ihre Stimme unterbrach die schreckliche Todtenstille.

„Was war das?" rief sie mit einem sonderbar heiseren, unheimlichen Lachen aus.

„Wie eine Königin in einem Trauerspiele!" murmelte Frau Altmann.

Herr von Schwarz seufzte und blickte düster drein; dann verunstaltete ein widerliches Lächeln seine Züge.

„Die Krisis ist jetzt eingetreten," sagte er. „Ich hätte es vorgezogen, den Schein der Freundschaft noch länger aufrecht zu erhalten, aber das Mädchen hat die Maske von unseren Gesichtern gerissen. Sie hat uns den Krieg erklärt, — nun, so soll auch Krieg sein. Der Stärkere wird siegen!"

„Ich hätte mir doch nicht träumen lassen, daß sie mir nachfolgen würde," sagte die Zofe erschreckt. „Ich bin nicht zu tadeln. Sie wird fortlaufen. Heute Abend noch wird sie die „Wildniß" verlassen."

Das häßliche Lächeln in den Zügen des Herrn von Schwarz verstärkte sich.

„Das werden wir sehen!" sagte er, und seine Stimme klang drohend.

Die Zofe hatte Mariens Vorhaben errathen.

Die letztere ging in ihr Zimmer. Die Thür hinter sich zumachend, warf sie den zerrissenen, zerknitterten Brief ins Feuer; dann traf sie Vorbereitungen für ihre Abreise. Ihre Seele war in Aufruhr; ihr Gehirn brannte. Sie konnte nicht denken; sie war sich nur bewußt, daß sie sich wegzukommen sehnte und daß sie wegkommen mußte.

Sie setzte ihren Hut auf und war eben im Begriffe, ihren leichten Shawl umzunehmen, als plötzlich ein heftiges Rütteln an dem Fensterrahmen sie daran erinnerte, daß es draußen sehr windig und kalt war. Sie öffnete einen Koffer und entnahm demselben ein Pelzjacket, welches sie anzog. Dann ergriff sie ihren Muff und eilte athemlos damit ins Vorzimmer.

Marie riß die daselbst befindliche Thür auf und — befand sich dem Herrn von Schwarz, dessen Gemahlin, der Frau Altmann und der französischen Zofe gegenüber!

Die Baronesse fuhr vor dieser menschlichen Barrikade zurück, als ob sie einen Schlag bekommen hätte. Dann machte sie eine stolze befehlende Bewegung mit der Hand und sagte:

„Laßt mich vorbei! Geht zur Seite!"

„Nicht so eilig, Baronesse Engelbert!" sagte Herr von Schwarz höhnisch. „Diese Dame, meine Gattin hat die Vormundschaft über Sie, und somit hat sie das Recht, Ihre Handlungen zu bewachen."

Des jungen Mädchens Augen blickten wüthend nach Ihren Feinden.

„Laßt mich vorbei, sage ich!" rief sie mit leiser, erstickter Stimme. „Wagt es, mich hier zurückzuhalten, und ich allarmire die ganze Dienerschaft!"

„Thun Sie es!" sagte Herr von Schwarz höhnisch. „Die beiden derben Frauenzimmer in der Küche können Sie nicht hören, und wenn sie es könnten, würden sie es garnicht beachten, denn sie sind schon unterrichtet. Die Matrosen sind unten auf der Yacht. Sie sind hier in diesem Adlerhorste von der ganzen Welt abgeschlossen und können die Flügel gegen die Gitter Ihres Käfigs schlagen, bis Sie todt hinfallen, mein schöner Vogel; niemand wird sich um Ihr Flattern kümmern. Rufen Sie, wenn Sie wollen; es wird Ihnen nichts nützen."

Er näherte sich Marien, die aber vor seiner Berührung zurückwich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Martern der Teufelsinsel.

Von den furchtbaren Leiden, die der unschuldig verurtheilte Dreyfus unter dem Namen der Bestrafung zu erdulden hatte, hat man bisher noch nichts gewußt, weil er allein außer seinen Kerkermeistern sie kannte. Die folgenden Einzelheiten, die Georges Clemenceau in der „Aurore" mittheilt, haben einen fast urkundlichen Werth, weil sie offenbar auf den Angaben der Familie beruhen und somit aus der besten Quelle schöpfen konnten, nämlich aus den Worten des Hauptmanns Dreyfus selber.

Das Unrecht, die Vergewaltigung begann schon mit der Eröffnung des Verfahrens gegen ihn, das ihn wegen Hochverraths vor Gericht stellte. Selbst wenn Dreyfus der Verfasser des Bordereaus war, so durfte die Anklage nur auf Spionage lauten, ein Verbrechen, das im höchsten Falle mit fünf Jahren Deportation bestraft wird. Dreyfus hat damals, trotzdem schon aus der Fassung der Anklage sich sonnenklar ergab, daß seine Gegner ihn verderben wollten, seinem Vertheidiger Demange nicht erlaubt, dagegen zu protestiren. Ein rechtlicher Einwand dieser Art wäre seinem empfindlichen Ehrgefühl als ein Anzeichen von Schuldbewußtsein erschienen. Er meinte, man könne vermuthen, es komme ihm darauf an, das Strafmaß zu verkürzen. Darum stellte er sich der juristisch falschen Anklage eines erdichteten Verbrechens, ließ ein Urtheil über sich ergehen, das formell ebenso falsch war wie sachlich, und trat die Strafe an. Und diese Strafe, so furchtbar sie an sich schon war, sie wurde ihm von dem damaligen Kolonialminister, dem „Folterer" Lebon, noch fürchterlicher gemacht.

Allein das Leben schon in diesem Klima ist eine Hölle. Dieser Sonnengluth, den giftigen Ausdünstungen des tropischen Bodens erliegt die robusteste Gesundheit. Die französischen Beamten der Kolonie, die doch nach allen erreichbaren hygienischen Mitteln sich schützen, müssen alle zwei Jahre auf sechs Monate nach Europa zurückkehren. Und wenn ihre Gesundheit zerrüttet wird, wie sollte dann Dreyfus am Leben bleiben, begraben wie er war in Einsamkeit, unter Wächtern, deren ingrimmigen Haß gegen ihn allein ihr furchtbares Stillschweigen verrieth. Zwei, drei Jahre, nicht länger, rechnete man, konnte er bei aller Lebenszähigkeit standhalten. Und da er doch über lang oder kurz sterben mußte, so war man menschenfreundlich genug, ihm zur Abkürzung seiner Qual behilflich zu sein.

Wenn die Luft in seiner Hütte dem Gefangenen unerträglich wurde, ging er hinaus, um auf dem engen Raume, den seine Umzäunung ihm ließ, die stickend heiße Atmosfpäre einzuatmen. In plötzlicher Ohnmacht fiel er oft wie von einem Faustschlag getroffen zu Boden. Dann liefen die Wärter herbei in der Hoffnung, es sei nun endlich einmal aus mit ihm. Aber er enttäuschte sie stets, er wollte nicht sterben.

Man packte ihn an Kopf und Füßen und warf ihn auf seine Pritsche. Nach einiger Zeit erholte er sich und am nächsten Tage passirte das Gleiche. Manchmal phantasirte er, eine tödtliche Starrheit lähmte die Glieder. Man dachte: „Nun ist es aus." Aber es war nicht aus!

Eigensinnig hielt das Leben sich in dem mißhandelten Körper, es hielt Stand, während die Gefangenenwärter um ihn zu Grunde gingen; sie verschwanden aus seinen Augen, wohin wußte er nicht, aber er konnte es ahnen, und ihr Schicksal zeigte ihm, was er zu erwarten hatte.

Dazu das beständige Fieber und die Beschwerden, die das übermäßig dagegen angewandte Chinin hervorrief. Zwischen Krankheit und Ohnmacht schwankte dieses Leben so fort, das in seiner Wurzel außerdem noch von der fortschreitenden Blutarmuth bedroht wurde.

In jedem heißen Klima wird der Mensch blutarm, hier aber kamen die Gemüthsleiden hinzu, die den Körper aufzehren, und der Mangel an Nahrung. Die Konserven, die Dreyfus sich von Cayenne kommen ließ, wurden ihm entzogen. Seine Milchration wurde ihm genommen. Man reichte ihm ekelhafte Speisen, die der Magen zurückwies, und glaubte so mit diesem armen Leib, der so gar nicht sterben wollte, fertig werden zu können. Aber er starb dennoch nicht!

Hervorragendes leistete die Phantasie der Henker — dieser Ausdruck wird nicht zu stark scheinen — im Ersinnen von moralischen Qualen. Zunächst hatte man die Erfindung gemacht, ihm nur Kopien der Briefe seiner Familie zu geben, und zwar mit Aenderungen und Lücken. Nicht einmal sehen durfte Dreyfus die Schriftzüge der Seinigen.

Aber man fand, daß all' das noch nicht genug sei, und so unterdrückte man einfach die ganze Korrespondenz Dreyfus' mit seiner Familie und seinem Vertheidiger. Dies war ein furchtbarer Schlag für ihn, daß er nichts mehr von seiner Frau und seinen Kindern hörte, brachte seine Vernunft ins Wanken. Und nun führte man auch den letzten Streich, der ihn vollends hinstrecken sollte. Jemand fand sich, der zu ihm sagte:

„Ihre Familie hat Sie aufgegeben!" Diese Worte sind thatsächlich gesprochen worden."

Aber wie durch ein Wunder — wer kann denn ergründen, woher die menschliche Seele in ihrer höchsten Noth Kraft und Zuversicht schöpft — blieb das Vertrauen, das der Verbannte in seine Familie setzte, unerschüttert, und er richtete sich hoch auf und schrie dem Hallunken, der ihm das sagte, ins Gesicht: „Sie lügen! Es ist nicht wahr! Sie lügen!"

Als man in Paris anfing, von der Revision zu sprechen, verdoppelte man auf der Teufelsinsel die Qualen. Warum diese plötzliche barbarische Behandlung über ihn verhängt wurde, vermochte sich der Unglückliche nicht zu erklären. Er schrieb an Boisdeffre, schrieb an Felix Faure. Gerade an die, die ihn vernichten wollten, wandte sich der unselige Mann. Und sie ließen ihm antworten, seine Familie habe unerlaubte Mittel für die Revision angewandt, ihr habe er daher dies neue Unglück zu danken. Und Dreyfus glaubte es schließlich, wurde bitter gegen seinen Bruder und schrieb an Faure und Boisdeffre: „Ich lege meine Ehre in Ihre Hände und erwarte mein Heil von Ihnen." Als er sich auf dem „Sfax" einschiffte, war er überzeugt, daß er selbst der Urheber der Revision sei und daß er seinen Briefen an die beiden Genannten allein Alles verdanke. Man muß es den anderslautenden parteiischen Versicherungen zum Trotz immer noch wiederholen: Als Dreyfus zurückkam, wußte er nichts, aber gar nichts von seiner ganzen Angelegenheit. Das erste Wort, das er zu seiner Frau sagte war: „Du verstehst nichts, denn Du weißt von nichts!" Die Aermste hielt ihn für irrsinnig!

Seine Bücher hatte man ihm nicht zu nehmen gewagt. Aber dafür wurde jede selbstständige geistige Bethätigung ihm verwehrt. Schrieb er eine Zeile nieder, nur zur Uebung, um seinen Verstand nicht gänzlich zusammenbrechen zu lassen, so war auch schon der Wärter da und entriß ihm den Fetzen Papier. Aus Verzweiflung kam Dreyfus schließlich dahin, blos mechanisch abzuschreiben. Er kopirte ganze Kapitel aus seinen Büchern, blos um nicht verrückt zu werden. Jedes einzelne von ihm beschriebene Blatt wurde weggenommen, nach Paris gesandt und dort genau durchsucht, in der Hoffnung, man könne daraus eine Waffe gegen den Gefangenen schmieden. Nur um Zola, von dessen Thätigkeit für ihn Dreyfus natürlich keine Ahnung hatte, gegen den Gefangenen zu erbittern, veröffentlichte man den Auszug aus einem Buche, das gegen Zola gerichtet und von Dreyfus abgeschrieben worden war!

Zum Schluß kommt Clemenceau abermals auf den Kolonialminister Lebon zu sprechen, der alle diese Barbareien und Feigheiten durch eine noch größere Feigheit und Barbarei überbot. „Auf immer hat Lebon seinen Namen dadurch entehrt, daß er, zitternd vor Furcht, dem Gequälten, der mit dem Tode rang, die letzte Marter zufügte." Du Paty de Clam hatte einen gefälschten Brief an's Kolonialministerium gerichtet, in der Hoffnung, daß Dreyfus infolge dieses Briefes einem noch strengeren Regime unterworfen werden würde. Denn für du Paty de Clam, wie für die Anderen, war es nöthig, daß der Verurtheilte starb. Die „Libre Parole" drohte, sprach von Fluchtversuchen. Der Kolonialminister Lebon begann zu zittern, und um die Angriffe der Antisemiten von sich abzuwenden, gab er den Befehl, Dreyfus in Ketten zu legen. Nachdem man in Guyana die Depesche des Kolonialministers erhalten hatte, wurde das Feuer in der kleinen Schmiede der Teufelsinsel angezündet und man beeilte sich, wohl oder übel die Folterinstrumente zu fabriziren. Eher übel als wohl. Vom ersten Tage an zerriß das Fleisch an den Fußknöcheln, die durch den Druck der eisernen Fesseln angeschwollen waren. Eine Wunde bildete sich, bald trat eine heftige Entzündung dazu, Fäulniß-Erscheinungen zeigten sich. Sollte man wegen solcher Kleinigkeiten die Tortur einstellen? Niemandem kam diese Idee. Der Verwundete klagte nicht, streckte mit stoischem Gleichmuth seine blutenden Füße den Henkern entgegen und bat nur, man solle ihm doch wenigstens sagen, weshalb man diese neue Strafe über ihn verhänge! Keine Antwort! Das dauerte zwei Monate. Am Morgen wurden die Fesseln abgenommen, am Abend wurden die Eisen wieder auf die blutenden Wunden gelegt. Während dieser Zeit las der Minister Lebon aufmerksam die antisemitische Presse und konstatirte mit Befriedigung, daß man ihn nicht angriff.

„Das hat sich," schließt Clemenceau, „am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in der französischen Republik ereignet!"

Sinnspruch.

Wer endlos wählt und sich besinnt,
Gewöhnlich das schlechteste Theil gewinnt.
Wer vorschnell zugreift, dess' Verstand
Sitzt statt im Kopfe in der Hand;
Nur ruhig Besinnen und rasch Erwählen
Läßt viel gewinnen und wenig verfehlen.

Bank.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 157. Freitag, den 14. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

49 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Herr von Schwarz folgte ihr mit seinen Gefährten ins Zimmer nach.

Celeste machte die Thür zu und stellte sich davor.

„Setze Dich, Marie, und nimm Deinen Hut ab," sagte Ottilie in höhnischem Tone.

Marie gab keine Antwort, doch Frau von Schwarz erschrak über den ernsten, vorwurfsvollen Blick des jungen Mädchens.

Als Frau von Schwarz sich wieder etwas gefaßt hatte, fragte sie:

„Wo wolltest Du hin?"

„Ich habe nicht nöthig, Ihnen eine Antwort darauf zu geben, Madame," erwiderte Marie stolz; „doch Sie wissen so gut wie ich, daß ich wieder zurück nach Schloß Engelbert und zu meinen Freunden gehen wollte. Unglücklicherweise sind Sie meine Hüterin, Frau von Schwarz, doch Herr von Friebel und meine anderen Vormünder wünschen, daß ich mir eine Gardedame wähle, und das werde ich jetzt auch thun. Ich habe Ihren wahren Charakter jetzt kennen gelernt. Der Advokat Brunner hatte ganz recht, Ihnen nicht zu trauen. Aber wenn Sie mich jetzt ihn Ruhe und Frieden gehen lassen, dann werde ich nicht einmal meinen Vormündern von Ihrer schlechten Behandlung gegen mich erzählen."

„Marie," sagte Frau von Schwarz. „Du wirst Dich in den Bergen verirren, einen Fehltritt thun und den Fels hinabstürzen, oder vor Kälte und Erschöpfung umkommen. Nein, Du kannst nicht fort!"

„Also wollen Sie mich als Gefangene hier zurückbehalten?"

„Nennen Sie es, wie Sie wollen," sagte Herr von Schwarz, „aber fort können Sie nicht!"

Das junge Mädchen blickte wie ein gehetztes Reh verzweiflungsvoll um sich.

In diesen harten, gierigen Gesichtern war nicht ein Fünkchen Mitleid zu entdecken.

Wäre sie arm, dann würde sie so frei sein wie ein Vogel, aber da sie reich war, betrachteten ihre Feinde sie für ihre rechtmäßige Beute.

„Ich habe das Recht, hin zu gehen, wohin ich will!" sagte Marie fest.

„Du bist unmündig," erwiderte Frau von Schwarz; „Du hast kein Recht und keine Freiheit, nach Deinem Willen zu handeln! Du mußt mir gehorchen, Marie. Wie kannst Du Dich gegen Deine Stiefmutter auflehnen!"

„Sie sind nicht mehr meine Stiefmutter!" rief Marie leidenschaftlich aus.

„Meiner Meinung nach bist Du noch mein Mündel, und darum habe ich das Recht, alle die Briefe, welche Du schreibst oder empfängst, zu lesen. Ich habe Deinen Brief, den Du an den Grafen Hohenfels geschrieben hast, gelesen und ihn dann meinem Gatten gezeigt —"

„Und der Cousine desselben und Ihrer Zofe!" unterbrach sie Marie. „Ich weiß alles! Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, meine Briefe zu lesen. Es war sehr unehrenhaft, indiskret und gemein von Ihnen, meinen Brief an den Grafen Hohenfels allen laut vorzulesen. Das wird jeder nur halbwegs anständige Mensch Ihnen sagen!"

Frau von Schwarz war wüthend über diese offene Erklärung. Sie kniff die Lippen fest zusammen und war nicht fähig, zu sprechen. Wie eine Tigerin in ihrem Käfig, so lief sie im Zimmer auf und ab.

„Herr von Schwarz," sagte Marie stolz, „Sie und Ihre Gemahlin waren von Anfang an falsch und verrätherisch gegen mich. Sie hatten schon im Sinne, hierher zu kommen, ehe Sie Schloß Engelbert verließen, und Sie haben Frau Altmann vorausgeschickt, um dieses Haus in Bereitschaft zu setzen; aber mir haben Sie weisgemacht, daß wir nach der Villa „Auf der Höhe" gingen. Sie haben mich schändlich getäuscht, und ich betrachte Ihr Benehmen gegen mich als höchst niedrig, gemein und falsch!"

„Betrachten Sie es, wie Sie wollen," sagte Herr von Schwarz leichthin, obwohl sein Gesicht feuerroth

war. „Liebes Kind, nehmen Sie Vernunft an und unterwerfen Sie sich denjenigen, welche Recht und Macht auf ihrer Seite haben."

Frau von Schwarz hielt jetzt in ihrem Wandern inne und sagte drohend, fast wüthend zu Marie:

„Ja, das mußt Du! Du mußt Dich fügen! Wir sind stärker als Du! Ich sollte meinen, Dein Gewissen müßte Dir Vorwürfe machen, weil Du Dich so gegen mich auflehnst. Hat Dein Vater Dich nicht wiederholt ermahnt, mich zu lieben und mir zu gehorchen? So respektirst Du seine Wünsche —"

„Halt!" rief Marie gebieterisch. „Wie dürfen Sie von Respektiren seiner Wünsche sprechen, wenn Sie so kurz nach seinem Tode eine neue Ehe eingingen und in seinem Hause einen Ball gaben? Ich kann meines Vaters Namen nicht von Ihren Lippen hören, Madame!"

„Nicht?" höhnte Frau von Schwarz. „Du mußt anhören, was immer ich von ihm sage!"

„Jener letzte Brief!" rief Marie. „Sie meinen den Brief, den Herrn von Schwarz auf Ihre Veranlassung und mit Ihrer Hilfe geschrieben hat? O, Sie erschrecken! Sie merken, daß ich Sie endlich durchschaut habe! Jener Brief, der sich jetzt in den Händen des Grafen Hohenfels oder des Herrn von Friebel oder des Advokaten Brunner befindet, ist gefälscht worden! Mein Vater hätte nie so kaltblütig und leichtsinnig über die Zukunft seiner Tochter verfügt. Solch' einen Brief hat er nimmermehr geschrieben!"

Das junge Mädchen sprach in einem Tone von so fester Ueberzeugung, daß die überwundenen Ränkeschmiede keinen Versuch machten, zu leugnen.

Das Ehepaar von Schwarz blickte einander düster an.

Frau Altmann sah mit bösem Frohlocken zu. Sie war der jungen Erbin wegen ihrer zarten Schönheit, ihres bezaubernden Wesens und unermeßlichen Reichthums stets abhold gewesen.

Es erfolgte jetzt eine kurze Pause, während welcher Marie ihren Muff beiseite legte und sich setzte. Dann fragte sie:

„Was haben Sie denn mit mir vor?"

„Nichts, Marie," antwortete Frau von Schwarz sehr ruhig, ja sogar freundlich. „Du täuschest Dich selbst. Wir sahen, daß Du den Grafen Hohenfels heirathen wolltest aber weil wir diese Partie mißbilligen, darum haben wir Dich hierher gebracht. Ich habe eine andere Aussicht für Dich. Ein sehr ehrenhafter, gebildeter junger Mann, der Sohn meines jetzigen Gemahls, hat um Deine Hand geworben, und ich möchte Dich gern zur Verwandten haben. Wir wollen Dich nicht zwingen; aber ich glaube bestimmt' daß, wenn Du längere Zeit in der „Wildniß" gewesen sein wirst, Du gern einwilligen wirst, Rudolf von Schwarz zu heirathen, um nur wieder unter Menschen zu kommen. Du sollst Zeit genug haben, Dir das zu überlegen. Ich bin bereit mich aufzuopfern und den ganzen Winter hier zu bleiben, wenn es nöthig sein sollte."

„Aber eins können wir Ihnen versichern," sagte Herr von Schwarz langsam, „daß, wenn Sie dieses Haus verlassen, Fräulein von Engelbert, es nur als die Braut meines Sohnes sein wird."

Mariens Augen blitzten vor Empörung.

„Ist Rudolf mit bei dieser Verschwörung betheiligt?" fragte sie.

„Nein!" erwiderte Herr von Schwarz schnell. „Er weiß nichts von meinen Plänen. Er befindet sich auf Schloß Engelbert, wo er bleiben soll, bis wir zurückkehren oder er von uns hört. Er denkt, wir sind in der Villa „Auf der Höhe". Wir sind zu jeder Zeit bereit zurückzukehren, wenn Sie uns versprechen, von unserem Aufenthalte hier nichts zu verrathen und Rudolf bei unserer Rückkehr heirathen wollen."

„Ich habe schon gesagt, daß, wenn Sie mich sofort abreisen lassen, ich nichts von Ihrer Schurkerei erzählen werde," entgegnete Marie stolz. „Ihre Bedingungen werde ich nie erfüllen! Nie werde ich Rudolf heirathen! Ich bin mit einem edlen, großherzigen Manne verlobt. Lieber bleibe ich hier, bis ich sterbe, ehe ich auf Ihren Vorschlag eingehe!"

„Gut," sagte Herr von Schwarz. „Jetzt bleibt nur noch übrig, wer es am längsten aushalten wird: die Belagerer oder die Belagerte. Komm, Ottilie! Vielleicht überlegt die junge Dame es sich über Nacht. Gestatten Sie mir, mein Fräulein, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen!"

Er näherte sich ihr, als ob er ihr die Hand geben wollte.

Marie eilte in ihr Zimmer. Im nächsten Augenblicke wurde ein Schlüssel ins Schlüsselloch gesteckt und der Riegel vorgeschoben. Marie war jetzt in der That eine Gefangene.

„Celeste, Du wirst dieses Zimmer bewohnen," sagte Frau von Schwarz zu ihrer Zofe, „und mußt wachsam sein. Fräulein von Engelbert ist in Verzweiflung, sie könnte das Schloß aufbrechen oder aus dem Fenster entkommen."

„Ich fürchte nicht, daß wir verfolgt werden," sagte Herr von Schwarz nachdenklich, und doch möchte ich die Verfolger gern auf eine falsche Spur lenken. Wie

können wir denn in ihnen den Glauben erwecken, daß wir uns in Belgien befinden?"

Sie überlegten es sich eine Weile.

„Ich habe es!" rief Celeste zuletzt aus. „Ich habe eine Schwester in Brüssel, der können Sie einen Brief mit der Handschrift der Baronesse Engelbert schicken, den sie dann auf die Post bringen soll. Nicht wahr, so wird es gehen?"

Dieser Vorschlag war dem Herrn von Schwarz und der Frau von Schwarz sehr angenehm. Herr von Schwarz setzte sich sofort hin und fälschte einen Brief und am folgenden Tage fuhr Herr von Schwarz nach der Stadt, um ihn selbst aufzugeben.

Dieses war der Brief, den der Verwalter des Grafen Hohenfels ihm nach Stettin gebracht hatte und den der junge Graf sofort für eine Fälschung hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Aus Hamburg schreibt man der „Voss. Ztg.", seit dem Tode des Fürsten Bismarck herrschte in Friedrichsruh eine den Hamburger Ausflüglern entschieden feindliche Richtung. Der Korresondent führt dann weiter aus: Zwar wurden die Spaziergänger aus Hamburg auch zu Lebzeiten des alten Fürsten Bismarck im Sachsenwalde nicht gern gesehen, aber so offen feindlich wie jetzt ist man ihnen früher dort nicht begegnet. Obschon auch früher viele und gerade die schönsten Waldwege im Sachsenwalde durch Schilder als „Verbotener Weg" bezeichnet waren, wurde doch kein Spaziergänger an ihrem Betreten gehindert. Jetzt hat der neue Fürst manche Wege einfach absperren lassen. So ist z. B. der schöne Waldweg, der an der Aue entlang von Friedrichsruh nach Aumühle führt, vollständig gesperrt worden. Dieser Weg war der einzige im ganzen Sachsenwald, von dem aus man einen Blick auf das Schloß und das Sterbezimmer des Fürsten werfen konnte. Der Weg, der allen Bismarck-verehrern wohl bekannt ist, darf zum großen Leidwesen vieler Besucher des Sachsenwaldes überhaupt nicht mehr betreten werden. Früher war es auch gestattet, den Saupark zu besuchen, jetzt wird jeder Spaziergänger zurückgewiesen. Diese und noch andere Verbote, die der Veranlassung des Fürsten Herbert Bismarck zugeschrieben werden, haben die Hamburger, die „ihren Sachsenwald" beinahe so stark verehren wie „ihren Fürsten Bismarck", stark verschnupft. Dazu kommt noch die Zurückweisung des von den Damen Hamburg's für das Mausoleum des Fürsten Otto v. Bismarck gespendeten Kranzes durch den Fürsten Herbert. Wie erinnerlich, hatten die „Frauen Hamburg's, voran Frau Bürgermeister Lehmann, Frau Bürgermeister Mönckeberg und andere Frauen aus den ersten Familien Hamburg's, durch reichliche Sammlungen einen Kranz gespendet, der im Mausoleum zu Friedrichsruh neben dem Sarge des Fürsten angebracht werden sollte. Der Kranz war mit einem Kostenaufwande von 14 000 M. hergestellt worden. Es war ein in künstlerischer Vollendung verfertigter Eichenkranz, der an einer schönen Eichenholzplatte angebracht war und von einem Sinnspruche begleitet wurde. Als nun dieser durch lange Ausstellung in hiesigen Kunsthandlungen allen Hamburgern bekannte Eichenkranz von einer Abordnung Hamburger Damen nach Friedrichsruh gebracht wurde, da erklärte ihr Fürst Herbert, die Annahme des Kranzes für das Mausoleum verweigern zu müssen, da am Grabe seines Vaters überhaupt keine Kränze niedergelegt werden würden; dagegen sei er bereit, den Hamburger Kranz für das Schönhausener Bismarck-Museum anzunehmen. Damit waren aber die Damen nicht einverstanden und brachten den Kranz wieder nach Hamburg zurück. Der Vorgang hat hier selbst in den nicht unmittelbar betroffenen Kreisen großes Befremden erregt. Man war der Meinung, daß Fürst Herbert gerade mit dem Kranz aus Hamburg eine Ausnahme hätte machen sollen. Eine Stadt, die zu Lebzeiten des Fürsten nichts unterlassen hatte, um dem Altreichskanzler alle möglichen Ehren zu erweisen, eine Stadt, wo die Bismarckverehrung mit zum Leben gehört, eine Stadt, die dem Fürsten Bismarck demnächst ein Denkmal setzen wird, wozu bisher eine halbe Million Mark durch Sammlungen aufgebracht wurde und das an Schönheit und Großartigkeit nicht seines Gleichen haben soll — eine solche Stadt, so meint man hier, hätte wohl in Friedrichsruh eine Bevorzugung verdient. Die Zurückweisung des schönen Kranzes wird hier als eine vom Fürsten Herbert Bismarck den Hamburgern zugefügte Unfreundlichkeit aufgefaßt und die Absperrungen im Sachsenwalde sind geeignet, diese Auffassung zu befestigen.

— Eine furchtbare Strafe. Im Jahre 1839 kam ein Fremder von großer Körperschönheit nach St. Jean d'Acre und fand Stellung bei dem Kaufmann Ben-Raiffa; er hieß Ludwig Palestrino und war ein Venetianer. Eines Tages trat ein blühendes Mädchen von 15 Jahren in sein Kabinet und zeigte ihm die blutunterlaufenen Streifen auf ihrer Schulter, welche die Peitsche des Harems dort zurückgelassen hatte. „So wurden alle Frauen des Harems gezüch-

tigt," sagte sie, „weil der Kaffee, welchen Ben-Raiffa heute Morgen trank, nicht stark genug war." — „Und rächt Ihr Euch denn nicht?" fragte der Venetianer. „Wir alle wollen Deine Sklavinnen sein, wenn Du uns an Ben-Raiffa rächst!" — „Morgen werde ich die Rache vollzogen haben," erwiderte Palestrino, „dann erinnere Dich aber auch Deines Versprechens." — Am anderen Tage, als Ben-Raiffa vom Opiumgenusse berauscht in süßen Träumen schwelgte, empfing er von der Hand des Italieners drei tödtliche Stiche in die Brust. Der Mörder eilte in den Harem und verkündigte seine blutige That. Alle Frauen eilten herbei und hielten Rath, wie sie ihren Rächer retten möchten. Da sprach Flamina, jenes fünfzehnjährige Mädchen: „Es besteht ein Gesetz, welches jedem Verbrecher das Leben verbürgt, wenn ein Sterbender den Pascha darum bittet. Hier ist eine solche Bitte, überreicht sie dem Statthalter des Sultans!" Dann zog sie einen kleinen Hanjar aus dem Busen und stieß sich denselben bei den Worten tief in die Brust: „Ich sterbe, doch sein Leben wird erhalten!" In diesem Augenblick drangen die Soldaten des Paschas ein und bemächtigten sich des Mörders. In der Türkei ist die Justiz schnell; ist das Verbrechen festgestellt, so folgt der Urtheilsspruch sofort und diesem auch augenblicklich die Exekution. Des Mordes überführt, ward Palestrino verurtheilt, am Spieße zu enden. Da brachte man dem Kadi die Bitte der sterbenden Flamina und das Leben des jungen Mannes war gerettet. Der Kadi sprach: Ich darf Dich nach dem Koran nicht mit dem Spieße bestrafen, ich muß Dein Leben schonen, doch kann das Verbrechen, welches Du an einem gläubigen Muselmann begangen, nicht ungestraft bleiben. Du sollst mit dem Leichnam Deines Wohlthäters zusammengeschmiedet werden, Du sollst ihn auf Deinen Schultern tragen, bis Azrael Dich von der Erde abruft." Diese furchtbare Strafe ward an dem Italiener vollzogen, er mußte die Leiche jahrelang mit sich herumschleppen und ward, um seiner Last nicht zu erliegen, sehr gut gespeist und getränkt. Als die Kanonen des Admirals Napier von St. Jean d'Acre ertönten, als ihre Mauern unter den Kugeln der Engländer zersplitterten und endlich die Bewohner und Vertheidiger aus der Stadt flohen, da öffneten jene Haremsfrauen den Kerker des Italieners, und nun bot sich den Augen der Eroberer ein wunderbares Schauspiel dar. Es nahte sich ihnen ein junger, kräftiger Mann von großer Schönheit, doch blaß wie der Tod. Er trug auf seinen Schultern das entfleischte Gerippe eines Mannes. Die Sieger befreiten ihn von seiner entsetzlichen Last, er fand Aufnahme auf einem Schiffe und segelte nach Italien zurück, wo er sein Leben im Kloster des Posilipp beschloß.

— Sollen Fettleibige radeln? Diese Frage behandelt Professor H. Kisch (Prag-Marienbad) in der „Zeitschr. für diätet. und physikal. Therapie": Analog dem Bergsteigen ist das Radfahren eine mit besonderen Umständen verknüpfte Art der Bewegung, bei der mehrere Momente dazu beitragen, an das Herz erhöhte Ansprüche zu stellen. Solche namentlich das Herz anstrengende Einflüsse sind: die Hemmung der Athembewegungen durch das Vornüberneigen des Oberkörpers, die Wirkung der Bauchpresse mit der daraus folgenden Kompression der Bauch-Schlagader, die Arbeit zur Ueberwindung des Luftwiderstandes, die stete psychische Erregung bei Führung des Rades und Ausweichen von Hindernissen. Da jedoch einer derartig gesteigerten Inanspruchnahme der Herzthätigkeit die Fettleibigen in einer großen Zahl von Fällen nicht gewachsen erscheinen, kommt Professor Kisch zu dem Schluß, daß nur bei Personen mit Mastfettherzen mäßigen Grades, namentlich bei jugendlichen Individuen, sowie solchen Fettleibigen, die an eine ruhige beschauliche Lebensweise gewöhnt sind, das Radfahren von Nutzen ist und zwar als eine Art Bewegungs-Therapie zur Uebung der Gesammtmuskulatur und zur systematischen Gewöhnung des Herzmuskels an eine größere Arbeitsleistung.

— Unfreiwillige Komik. Der „Praktische Landwirth" schreibt: „Es dürfte wohl nicht allgemein bekannt sein, daß die verschiedenen Tageszeiten auf das Aroma der Erdbeeren einen bestimmten Einfluß haben, doch ist dem so." — In der „Voss. Ztg." vom 29. Juni (Abend-Ausgabe) ist zu lesen: „Sie (die Herren von der Rechten) empfinden nichts mehr von der Zauberkraft, die sie früher dem Herrn v. Miquel nachrühmten, und selbst den sanften Landräthen ist die fromme Milch der Denkungsart in gährendes Drachengift verwandelt worden." „Fromme Milch der Denkungsart" ist gut! — Ueber das frühere Verhältniß des preußischen Staates zur katholischen Gemeinde in Bielefeld wird der „Dortmunder Zeitung" vom 3. Juli geschrieben: „Dieser (der Staat) hat Anfangs auch eine allerdings sehr knapp bemessene Detonation für die Kirche und die Diener der Kirche ausgeworfen. Als er aber in der Folgezeit die Detonation etwas reichlicher bemessen sollte, stellte er sich weigerlich." Die bösen Fremdwörter!

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

(080)

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 158. Samstag, den 15. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

50 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

32. Die Trauer der Frau Blind.

Der plötzliche Tod der Frau Weber war ein harter Schicksalsschlag für das arme Lieschen Vogel, welches mit inniger Liebe an der sonderbaren, aber gütigen alten Dame hing. Sie kleidete sich schnell an und kam ganz bleich und entsetzt in das Zimmer, wo die Todte lag. Es schien ihr, als schwebe ein düsteres Verhängniß über allen jenen, die sie liebte.

Ihre lieben Eltern waren ins Grab gesunken, ihr junger Gatte war ihr entrissen worden, und jetzt war ihre liebevolle Großtante für immer geschieden und sie stand wieder allein auf der Welt. Nicht Selbstsucht war es, was ihre Seele bewegte, als sie sich über die stille Gestalt beugte und leise und sanft die Locken ehrfurchtsvoll zur Seite legte, dann einen Kuß auf die kalten Lippen drückte, auf denen noch immer jenes Engelslächeln schwebte.

Petronella hatte ihre Selbstbeherrschung wieder erlangt. Sie hatte noch viel zu thun, was nur ihr oblag. Sie mußte ihre Thränen zurückdrängen und auf ruhigere Momente versparen.

Zuerst sendete sie nach dem Arzte und dem Advokaten.

Der erstere bestätigte das Ableben der alten Dame, was er längst schon erwartet hatte.

Dann erschien Herr Harder, der Advokat, um, wie die alte Dame es gewünscht, ihre Geschäfte zu ordnen.

Am folgenden Tage hielt ein Miethwagen vor dem Trauerhause, aus welchem Herr und Frau Blind stiegen.

Herr Blind benahm sich mit unerhörter Arroganz, als ob er schon der Herr des Hauses wäre, und verlangte in das beste Zimmer geführt zu werden. Man theilte ihm jedoch mit, daß Fräulein Weber das beste Zimmer auf Befehl der Verstorbenen angewiesen worden war.

„Fräulein Weber? Wer ist denn das?" fragte Herr Blind erstaunt.

„Es ist die Großnichte der Frau Weber, die sie von der Reise mitgebracht hat," sprach der alte Diener. „Wenn die Herrschaften ins Gesellschaftszimmer treten wollen, werde ich Petronella benachrichtigen, die Ihnen ein Zimmer anweisen wird."

Die Ehegatten Blind traten in den Gesellschaftssaal und harrten dort der Ankunft Petronella's.

„Die alte Tante wird doch nicht ihr Vermögen diesem Mädchen vermacht haben?" fragte Frau Blind ihren Gatten.

„Nein. Ich glaube, sie ist vom Tode überrascht worden, ehe sie Zeit hatte, ein Testament zu machen, und selbst wenn sie eines gemacht hat, so hat das nichts zu bedeuten. Sie wird ihrer Großnichte ein Legat hinterlassen haben, weiter nichts," antwortete Herr Blind.

„Einerlei, ob sie ihr fünf oder tausend Mark vermacht hat," sagte Frau Blind giftig, „gleich nach dem Begräbnisse geht dieses Mädchen aus dem Hause! Nicht eine Nacht soll sie mehr unter diesem Dache sein!"

„Ganz recht!" stimmte Herr Blind bei.

„Ich werde das ganze Haus neu möbliren," sprach Frau Blind. „Die alte Tante hatte einen entsetzlichen Geschmack, und diese Farben passen gar nicht zu meiner Gesichtsfarbe. Aber warum kommt denn die alte Petronella nicht? Die werde ich auch ablohnen!"

Petronella hatte die letzten Worte gehört. Da stand sie in ihrem Trauergewande, kerzengerade, mit ernstem Gesichte und blutendem Herzen vor dem Ehepaare. Sie knixte vor den Gästen, die sich selbst eingeladen hatten; ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt, und ihre thränenumflorten Augen hatten einen eigenthümlichen Ausdruck.

„Ach, Petronella, da sind Sie endlich!" rief Fran Blind herablassend aus. „Wir möchten in unsere

Zimmer gehen, bevor wir unsere verstorbene Tante sehen. Warum haben Sie nicht schon gestern nach uns geschickt?"

„Herr Harder hat wohl vergessen, Ihnen zu telegraphiren?" antwortete Petronella ernst. „Ihr Zimmer ist bereit, und der Diener wird es Ihnen zeigen."

„Der Verwalter nennt Fräulein Vogel „Fräulein Weber", sagte lachend Herr Blind.

„Es war das der Befehl der Frau Weber."

„Hier, Petronella, ist ein Zehnmarkstück für Ihre Treue und Anhänglichkeit. Frau Weber wird Sie wohl auch bedacht haben," sprach Herr Blind anmaßend.

Petronella weigerte sich, das Goldstück zu nehmen, und sagte:

„Meine liebe Gebieterin hat mich im Testamente reichlich bedacht —"

„In ihrem Testamente? Hat sie denn eines gemacht? Das ist mir recht lieb. Ich vermuthe, Sie kennen den Inhalt des Testamentes!" forschte Herr Blind.

Petronella bejahte.

„Ich gebe Ihnen fünf Mark, Petronella," flüsterte Frau Blind, „wenn Sie mir sagen, was darin steht."

„Ihres Geldes bedarf ich nicht, Frau Blind. Frau Weber hat Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, nur das sage ich!" antwortete Petronella kalt. „Das Testament wird nach dem Begräbniß eröffnet werden."

Die Gesichter der beiden Glücksjäger glühten vor Vergnügen; sie legten sich Petronella's Worte aus, wie sie es am liebsten haben wollten.

Diese ließ ihnen keine Zeit zu ferneren Fragen und rief den Diener, der ihnen ihr Zimmer anwies.

„Diese Petronella marschirt zugleich mit Lieschen Vogel aus diesem Hause!" rief Frau Blind aus, als sie keuchend auf das Sofa in ihrem Zimmer fiel. „Ich werde das Zimmer unten für mich nehmen, damit ich das Treppensteigen erspare. Die Dienerschaft muß sämmtlich weg. Wir müssen jetzt an Trauerkleider denken. Du mußt Deinem Schneider und meiner Schneiderin schreiben."

Herr Blind schrieb die Briefe, welche zwar nur kurz waren, jedoch die Befriedigung der Erben in jeder Zeile verriethen.

Der Schneider und die Schneiderin kamen an und besprachen den Trauerputz, während im unteren Geschosse die Verstorbene in den Sarg gelegt wurde und Lieschen auf ihrem Sofa schluchzte, als wolle ihr das Herz brechen.

Lieschen blieb in ihrem Zimmer bis nach der Beerdigung.

Sie konnte weder Speise noch Trank zu sich nehmen, und da sie nicht mit dem Trauerzuge gehen konnte, blickte sie aus dem Fenster der theuren Verstorbenen nach und schluchzte in herzbrechender Weise.

Nach dem Begräbniß wurden Herr und Frau Blind, Lieschen und Petronella von dem Herrn Harder in den Gesellschaftssaal gerufen, um der Vorlesung des Testamentes beizuwohnen.

Frau Blind rauschte in ihrem kostbaren Trauerkleide in den Saal und hielt ein Taschentuch mit breiter schwarzer Kante an die Augen.

Dann erschien Lieschen, ebenfalls in tiefe Trauer gekleidet, von der treuen Petronella begleitet.

Herr Harder räusperte sich und verlas das Testament.

Als er zu der Stelle kam, wo es hieß: „Ich vererbe mein sämmtliches Vermögen, bewegliches und unbewegliches, meiner Großnichte Lieschen Vogel, welche sammt ihren Nachkommen in künftiger Zeit in unbestrittenem Besitze desselben verbleiben soll," rangen die Eheleute Blind nach Athem.

Lieschen blieb sich gleich, voll Rührung gegen ihre Wohlthäterin, die sie für immer aus Noth und Elend gezogen.

Herr Blind wendete sich wüthend an den Advokaten und rief aus:

„Das ist niederträchtig! Ich werde das Testament umstoßen lassen!"

Herr Harder antwortete:

„Sie sind doch Rechtsgelehrter, Herr Blind, und werden folglich die Nutzlosigkeit eines solchen Verfahrens einsehen!"

Herr Blind erkannte die Wahrheit jener Worte und fügte sich dem Unvermeidlichen.

„O, mein theurer Traueranzug!" rief Frau Blind bedauernd aus. „Hätte ich das vorher gewußt, dann würde ich nicht den geringsten schwarzen Fetzen für das alte Geschöpf angelegt haben! Die nichtswürdige Petronella müßte mir von Rechtswegen meine Auslagen ersetzen!"

Lieschen erhob sich. Petronella und Herr Harder führten sie in ihr Zimmer.

Der letztere kehrte in den Gesellschaftssaal zurück und sprach:

„Fräulein Lieschen ist sehr angegriffen, und Frau Petronella glaubt, daß es ihr nicht möglich sein wird, ihre Gäste zu unterhalten. Auf Wunsch der Frau Petronella habe ich Ihnen mitzutheilen, daß Sie, Herr und Frau Blind, ersucht werden, abzureisen, ohne von der jungen Herrin Abschied zu nehmen. Ich werde an ihrer Stelle die Honneurs des Hauses machen."

Es blieb dem Ehepaare Blind nichts weiter übrig, als ihre Koffer zu packen.

Eine Stunde später fuhr der Miethwagen vor.

Sie stiegen die Treppe hinab; Frau Blind lehnte schwer auf dem Arme ihres Gatten.

Als sie in der Droschke saßen und von dem Hause schieden, wo sie zu herrschen gehofft hatten, sprach Frau Blind laut schluchzend:

„Es wäre jetzt unser, wenn diese Ränkemacherin nicht gewesen wäre. O, hätte ich sie nicht aus Mitleid aufgenommen! Nimmermehr thue ich wieder Gutes! Was wird nun aus meinen armen Würmern werden? O Gott! O Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Nachklänge vom Liedertafel-Sommerfest.

Die Ansprache, welche der fluthenbeherrschende Wassergott am Donnerstag Abend an das verehrliche Publikum gehalten hat, sei hier noch ihrem Wortlaute nach angeführt:

„Na, seid Ihr nicht erstaunt? heut taucht empor
Einmal der Wassermann aus Schilf und Rohr.
Derselbe bin ich, der im schönen Busch
Euch manchesmal schon Eure Köpfe wusch;
Wenn ich die Luft mit feuchtem Dunst beladen
Heut' hab' ich Euch verschont einmal in Gnaden.
Ihr sollt die schöne Sommernacht genießen
Wie liegt gebreitet sie auf Wald und Wiesen!
Und süße Düfte geh'n durch Busch und Baum,
Die Sturmgesellen halt ich Euch im Zaum,
Das Blitzgezück, die bösen Donnerwetter,
Heut' geht der Nachtwind leise durch die Blätter,
Daß es wie süßes Harfenspielen klingt
Und die Begleitung spielt, sobald Ihr singt.
Warum entstiegen ich dem feuchten Grund,
Möchtet Ihr wissen? Gut, ich thu's Euch kund:
Hervorgelockt hat mich der Lieder Schall
Aus meiner kühlen Wohnung von Krystall.
Ich lieb' die Liederkunst; mein Leben lang
Hab' selber ich gepflogen Sing und Sang.
Wie meine Stimme sei? Daß Ihr's nur wißt!
Ich bin ein ganz vorzüglicher Bassist.
Hätt' ich nur meine Harfe in der Hast
Nicht liegen lassen, säng' ich eins als Gast:
Mein Schilflied im Sechsachteltakte (As)
Für Contraalto oder tiefen Baß.
Wenn ich es an zu singen fange, schauen
Verliebt nach mir die jüngsten Wasserfrauen.
Auch brächt' ich einen Chor der Wassermänner
Gern zu Gehöre — selber dirigir' ich
Ihn lange schon und wäre sehr begierig
Auf's unpartei'sche Urtheil solcher Kenner.
Und hättet gar Ihr einmal zugehört
Dem Lied der Wasserfeen ungestört!
Wie Ihr nun seid philisterhaft und ledern:
Wenn Feen singen, liegt Ihr in den Federn.
Kommt einmal zwischen Mitternacht und Thau,
Dann hört Ihr singen Nix und Wasserfrau.
Nicht jedes Ohr ist freilich so gestimmt,
Daß es das wundersame Lied vernimmt.
Es kommt dem Tölpel, hört er's einmal, vor
Wie Windeswehn durch Binsen und durch Rohr;
Und er erklärt den Andern, der entzückt
Den Athem an sich hält, für ganz verrückt.
Ja, ja, Ihr schmuckbehängten Erdenfrauen,
Es gäbe viel zu hören und zu schauen
Bei uns im Wasser, was Ihr gerne wollt:
Rothe Korallen, weiße Perlen, Gold.
Netzt Euch nur einmal zwischen Zwölf und Eins
Des Nachts das Antlitz in der Fluth des Mains.
Jedoch, was red' ich von der Nacht, es mag
Ja Niemand in das Wasser mehr bei Tag,
Geschweige denn im Mondlicht — statt ein Bad
Zu nehmen, steigt die Menschheit jetzt auf's Rad,
Weiblein und Männlein, jung, alt, hoch und nieder,
Was leibt und Leben hat, riskirt die Glieder.
Jedoch, ich will nicht schelten; doch ich muß
Abbrechen jetzt — Ihr ruft sonst nach dem Schluß.
Was hilft denn auch mein Schelten und mein Grollen,
Die Menschen treiben's dennoch, wie sie wollen,
Darum verschweig' ich lieber, was ich fühle
Und denke und verberge mich ins Kühle,
Versichere aber nochmals Euch: Gefreut
Hat Euer Singen mich und Spielen heut.
Ade! Und kommt im nächsten Jahr Ihr wieder
So hoff' ich, singt Ihr mir auch lust'ge Lieder.“

Hierauf sei dem Wassermann folgende Antwort des St. Petrus gegeben:

Du hast den Mund zu voll genommen, Freund,
Da schönes Wetter Du versprachst, etwas
Worüber Dir doch keine Macht gegeben.
Du bist nur Lehensmann, vergiß das nicht,
Und ich der Herr und erste Wettergott.
Das wollt' ich zeigen. Meinst Du wohl, ich laß
Mir imponiren, wenn statt Brekekex
Du glatte Dichterworte bringst? Quod non!
Als Musikfreund spielst Du Dich auf. Bleib mir
Vom Leib mit Deinem Chor der Wassermänner,
Der mag fürwahr 'nen schönen Stiefel singen!
Im Röhricht könnt Ihr säuseln; doch das richt'ge
Piano und Fortissimo, das fehlt.
Musik, die gibt's bei mir, wenn meine Engel

Posaunen blasen oder Chöre singen.
Zur Probe ließ vom Himmelshoforchester
Ich auch mal meinen Paukenschläger wirbeln.
Das ist doch noch Musik vom alten Schrot
Und Korn, kein modisches Effektgehasche
Und kraftvoll wie ein preuß'scher Militärmarsch.
Recht hast Du ja, als Du das radelnde
Geschlecht der Menschen wasserscheu gescholten.
Drum wollt ich die Gelegenheit benutzen,
Dies Völkchen, das sonst gar zu leicht jegliche
Autorität mißachtet, einmal gründlich
Zu waschen. Diese Sänger gar hab' ich
Speziell mir aufgeschrieben schon seit Langem.
Von allen Heil'gen des Kalenders feiern
Jahr aus, Jahr ein sie einen einz'gen nur.
Mein lieber Freund Johannes ist's, jedoch
Von einer Petrusfeier hör ich niemals.
Und wenn sie wöchentlich im Freihof nächt'gen
— Sie selber nennen's euphemistisch „proben" —
Dann siehst von Wasser Du nicht einen Tropfen.
Drum sollten sie's im Ueberflusse haben,
Das feuchte Element, das sie mißachten.
Doch bin ich nicht für ewig unversöhnlich.
Wenn sie mich fürderhin mit mehr Respekt
Behandeln und auch Petrus einmal feiern
Gleich Sankt Johann, dann laß ich mit mir reden
Und wenn die Menschen über Jahresfrist
Auf's Neu' ihr Waldfest feiern, werden sie
In eigner Hand ihr Schicksal tragen, ob ich
Mich gnädig zeige, oder ob ich sie,
Gerechtem Zorne folgend, ganz ertränke.
Nun, alter Freund und Wassermann, leb wohl.
Ihr — Menschlein — seid gewarnt; nun lernt daraus!

Inschriften zum Liedertafel-Sommerfest.

Optimist.
Scheint die Sunn' nit? Der Barmeter
Geht seit gestern in die Höh'.
Beinah uf „Bestendig" steht er.
Schee bleibt's Wetter, wunnerschee.

Skeptiker.
's is zu schwiel! Es sticht die Sunne
Und der Stee im Keller näßt;
Unser Labfrosch sitzt ganz unne,
Glabt mer, 's gibt e wäss'rig Fest.

Bewunderer.
Fahnen, Kränze — und daneben
Fichten, Birken, Schilf und Rohr.
Hm! Das Reizendste ist eben
Doch der reiche Mädchenflor.

Nörgler.
Jweral dieselbe Flagge —
Jweral dieselbe Krenz —
Un mit frisch geschmickte Backe
Alte Damen und junge Damen.

Der Mißgünstige.
Schee, wenns bleibe tet, 's wer schendlich;
Dann mich ärgert's, wenn was glickt.
Endlich blitzt's und dunnert's, endlich —
Und ich frei' mich, wie verrickt.

Der Wassermann.
Wart, ich will Euch zeigen, wo der
Bartel holt den Most. Halloh!
Donnerschläge, Blitzgeloder!
Sturm und Regen! Quos ego!

Zwiegespräch.
„Treppelt's nit?" 's is nix bemerklich;
Ach, ich glaab, es macht nit viel.
„Kontrolör! Es regnet werklich —
Un wie regent's, Dunnerkiel!"

Der Abergläubische.
(13. Juli.)
Muß mer denn die Götter reize?
Gebt doch uf es Datum acht!
's is e Unglickszahl, des dreizeh.
Ja, ich hab' mer's gleich gedacht.

Chor der Kutscher.
Trieber wird's un immer trieber,
Heit macht Unsereens sein Schnitt.
Alle Kannel laufe über,
Gott verläßt keen Kutscher nit.

Chor der Mädercher.
Ach, wir arme, arme junge Mädercher!
Platsche tuts und platscht so zu.
's is nur schad vor unser Kläddercher
Un mei neue geele Schuh.

Verliebte.
In der Schees mit dene Schimmel
Is vor uns zu wenig Platz.
Ich bin wie im siebte Himmel
Unnerm Schermche mit meim Schatz.

Heimfahrt.
Geb doch uf mei Hiehneraage
Acht! Du sitzt jo uf meim Rock!
Acht Persone drin im Wage,
Un zwä Buwe uf em Bock.

Endlich daheim.
Ich wär' liwer heem gelaafe
Mitte dorch die klee Allee!
So, ihr Kinner, jetzt geht schlafe!
Schee war's dennoch, wunnerschee!

Spectatrix.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 159. Montag, den 17. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

51 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

An dem Morgen, welcher auf das Begräbniß und die Eröffnung des Testamentes folgte, machte der Advokat Harder Lieschen einen Besuch.

Er theilte ihr mit, daß sie unumschränkte Herrin über sich selbst und ihr Vermögen sei; nur habe die verstorbene Frau Weber den Wunsch geäußert, daß er der Verwalter des Vermögens bleibe.

Ferner sagte er ihr, daß sie noch eine Besitzung habe in einer Gebirgsgegend, die er nannte.

Lieschen äußerte den Wunsch, jenes Besitzthum kennen zu lernen, und Petronella war damit einverstanden. Sie telegraphirte an die dort befindliche Wirthschafterin, damit sie für die junge Herrin alles in Bereitschaft setze.

Die junge Erbin hatte für ihre bevorstehende Reise noch einige Einkäufe zu machen, und nachdem sie das Nothwendige besorgt hatte, ließ sie ihren Wagen noch vor einem Bilderladen halten.

Sie trat ein.

Das Bild, welches ihre Blicke auf sich gezogen, stellte das Innere eines holländischen Hauses vor.

Lieschen ließ dieses Bild aus dem Fenster nehmen und betrachtete es genau.

„Ich will es kaufen," sprach sie. „Suchen Sie einen passenden Rahmen dazu und senden Sie es mir; hier ist meine Karte."

Es wurden ihr Proben mehrerer Rahmen gebracht, und während sie einen auswählte, trat ein junger Mann in den Laden, welcher auf ein Bild deutend, ausrief:

„Das ist ebensowenig ein Murillo, als ich einer bin! Das ist nichts als ein elendes Machwerk!"

Beim Klange der Stimme des Fremden fuhr Lieschen zusammen und ließ beinahe den Rahmen fallen, den sie in der Hand hielt.

Der Fremde, welcher seine Meinung so unumwunden ausgesprochen, war niemand anders als — Rudolf von Schwarz.

Sein Gesicht war halb abgewendet, doch Lieschen erkannte ihn gleich und war einer Ohnmacht nahe.

Rudolf blickte sich nach dem Inhaber des Ladens um und streifte dabei mit den Augen die schwarzgekleidete junge Dame.

Lieschen stieß unwillkürlich einen Schrei aus, den er vernahm und der ihn veranlaßte, sie näher zu betrachten.

Er meinte eine Erscheinung zu haben und glaubte, seine erhitzte Phantasie gaukle ihm etwas vor. Vor Schreck taumelte er zurück.

„Rudolf — o Rudolf!" konnte Lieschen sich nicht enthalten auszurufen.

Petronella hörte den Namen und begriff sogleich, wer der junge Mann sei. Sie eilte an Lieschen Seite, um sie zu beschützen und sagte:

„Kommen Sie, wir wollen gehen!"

„Rudolf — o Rudolf!" wiederholte die arme junge Frau, die nichts sah und hörte außer ihren Gatten.

Rudolf fuhr sich langsam mit der Hand übers Gesicht.

„Mein Gott!" murmelte er. „Lieschens Antlitz, Lieschens Stimme!"

„Liebste Herrin, kommen Sie!" flüsterte Petronella. „Er ist Ihnen ja untreu geworden! Kümmern Sie sich nichts um ihn!"

Lieschen erhob sich und näherte sich der Thür; dabei trat sie auf Rudolf zu und sagte mit der Einfachheit eines Kindes:

„Ich bin es — Lieschen. Ich bin nicht gestorben, Rudolf. Ich weiß, daß Du Dich wieder verheirathen, eine reiche Erbin nehmen willst, und ich hoffe, daß Du mit ihr glücklich sein wirst. Aber sie wird Dich nicht so innig lieben, wie ich Dich geliebt. Lebe wohl, lieber Rudolf, lebe wohl auf ewig!"

Laut schluchzend stürzte Lieschen an ihm vorbei.

Rudolf eilte ihr nach; doch Petronella hielt ihn am Arme zurück und sagte:

„Nichts da! Sie dürfen ihr nicht folgen; Sie haben ihr schon das Herz gebrochen!"

„Sie ist mein! Sie ist meine Gattin!" rief Rudolf außer sich. „Ich habe geglaubt, daß sie todt sei. Ich bin nicht verlobt, will niemand heirathen, — ich will zu meiner Gattin!"

„Sie kommen zu spät!" rief Petronella aus. „Sie hätten eher kommen sollen, als es noch Zeit war! Ich sage Ihnen: Sie haßt Sie!"

Rudolf ächzte laut und fiel auf einen Sessel hin, während auch Petronella den Laden verließ und nach dem Wagen eilte.

„Wir wollen noch heute Abend abreisen," sagte sie, „und morgen weit weg sein!"

„Machen Sie was Sie wollen, Petronella, nur sprechen Sie jetzt nicht zu mir!" erwiderte Lieschen erschöpft, barg ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte laut.

Rudolf blieb einige Minuten regungslos stehen, dann sagte er:

„Geben Sie mir die Adresse dieser Dame; ich habe geglaubt, daß sie todt sei!"

Der Ladeninhaber war ein gutherziger Mann und reichte Rudolf die Karte hin, welche Lieschen ihm gegeben.

Rudolf verließ den Laden, rief einen Miethwagen herbei und fuhr nach dem auf der Karte bezeichneten Hause.

Er wurde mit dem Bemerken abgewiesen, daß die Damen nicht zu Hause seien.

Am Abende kehrte er wieder.

„Die Damen sind abgereist!" hieß es da.

„Wohin sind sie gereist?" fragte Rudolf voller Verzweiflung.

Der Diener weigerte sich, es zu sagen. Da zeigte Rudolf demselben ein Goldstück. Dieser zauderte; die Versuchung war groß.

„Die Damen sind nach Heidenburg gefahren, — so, und nun geben Sie mir das Geld!"

„Noch eins! Wo liegt Heidenburg?" erkundigte sich Rudolf.

„Im Gebirge, im Harz, — weiter weiß ich nichts. Ich sah nur, daß dieser Name auf den Koffern stand. — Das Geld!" schloß der Diener.

Rudolf reichte ihm das Goldstück und eilte fort, geradewegs nach dem Bahnhofe. Als er dahin kam, war der Expreßzug eben abgefahren.

33. Mariens Flucht.

Marie legte ruhig ihr Pelzjacket und ihren Hut hin; dann begab sie sich zum Fenster und blickte hinaus. Sie vernahm unten im Hofe Hundegebell, trat vom Fenster weg und lächelte bitter.

„Ich sehe keinen Weg, wie ich entkommen kann," murmelte sie. „Die Nacht ist kalt, und ich könnte in den Bergen umkommen, wenn ich fortginge. Aber Georg wird mich gewiß finden."

Sie fachte das Feuer noch mehr an, schob ihren Koffer vor die Thür und ging zu Bett, schlief aber nicht.

Zur gewöhnlichen Stunde stand sie des Morgens auf und kleidete sich an.

Als sie fertig war, öffnete sich die Thür und die französische Zofe trat ein.

„Verlassen Sie das Zimmer!" rief Marie stolz.

„Das Frühstück wartet auf Sie," sagte Celeste. „Der gnädige Herr und die gnädige Frau sind schon unten im Speisezimmer; ich werde Sie hinunterführen."

Marie hatte nicht erwartet, daß es ihr erlaubt werden würde, das Zimmer zu verlassen.

Sie begab sich sofort hinunter ins Speisezimmer.

Herr und Frau von Schwarz und Frau Altmann waren anwesend und begrüßten Marie höflich, welche sehr kühl dankte.

Nicht ein Wort wurde während des Frühstücks gesprochen.

Nach demselben wurde Marie von Celeste in ihr Zimmer zurück geleitet und gleich einer Gefangenen wieder eingeschlossen.

Zur Mittagszeit kam Celeste mit einem Servirbrett hinein, auf welchem ein Teller voll Brot und ein Krug mit Wasser standen. Dann entfernte sie sich wieder, ohne zu sprechen.

Am Abend brachte Celeste wieder Brot und Wasser, zündete das Feuer an und ging dann abermals schweigsam hinaus.

Durch diese Behandlung und Gefangenschaft wollte man Mariens Stolz beugen, — aber ihre Feinde kannten sie schlecht!

Sie aß das Brot in aller Gemüthsruhe und trank das Wasser dazu, als ob es Wein gewesen wäre. Dann legte sie sich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Verproviantirung der „Hohenzollern". Jetzt, da der Kaiser mit seiner Umgebung an Bord seiner Yacht „Hohenzollern" dem hohen Norden zusteuert, dürfte es wissenswerth sein, auf welche Weise das Kaiserschiff mit dem nöthigen Proviant für seinen hohen Passagier und dessen Gefolge versorgt wird. Für die Besatzung gelten nach dieser Richtung dieselben Grundsätze wie bei allen anderen Kriegsschiffen. Alle Getränke für die kaiserliche Tafel, als da sind: Weine, Mineralwasser, Bier — letzteres auch theilweise in Fässern — und solche Sachen, denen die wochenlange Aufbewahrung in den Schiffsräumen nicht schadet, werden vor der Abreise an Bord genommen; dazu bringt der Kourier, welcher jeden zweiten bezw. dritten Tag auf der „Hohenzollern" eintrifft, außer den Briefsachen auch ganze Sendungen von frischen Fleischwaaren, Butter, Eier usw. und namentlich auch frisches Obst mit, welches von der Hofgarten-Direktion aus Potsdam geschickt wird. Da der Kaiser bei der Tafel als Getränk eine gute Bowle allem Anderen vorzieht, wird schon hierfür ein gut Theil Obst verwendet. Außerdem pflegt der Kaiser nicht nur zu den größeren Mahlzeiten, sondern auch schon zum ersten Frühstück Obst zu essen. Außer den bekannten Ausflügen, welche der Kaiser von der „Hohenzollern" in die nordischen Berge unternimmt, ist für den Monarchen auch das Flaschenschießen an Bord ein belustigendes Vergnügen. Es werden hierzu vorher alle Flaschen, welche ihres mehr oder weniger köstlichen Inhalts bis dahin baar geworden sind, sorgfältig gesammelt und dann, vorzugsweise bei leicht bewegter See oder wenn das Schiff festliegt, in Gegenwart des Kaisers und seiner Herren zu Dutzenden über Bord geworfen, so daß von den Flaschen nur der Hals aus dem Wasser lugt — und die Jagd beginnt. Auch hierbei zeigt sich der Kaiser als vortrefflicher Schütze, er verfehlt fast nie sein Ziel.

— Der Linguin? Unter der Spitzmarke „Ein fehlendes Glied, in Java gefunden" erzählt Baron Pereira in der „Hong Kong Daily Preß" folgende amüsante Geschichte von der Entdeckung eines in Java lebenden außerordentlichen Monstrums — eines Reptils, das die Eingeborenen „Linguin" nennen und das eine Art Verbindungsglied zwischen den Ichthyosaurien prähistorischer Zeiten und den Sauriern der Gegenwart, oder mit anderen Worten zwischen den monströsen, eidechsenartigen Kreaturen von einst und dem Alligator von heute vorstellen soll. „Ich fuhr," so erzählt der genannte Reisende, „im Februar 1898 eines Morgens mit dem Stellvertreter des Residenten, Herrn Metman, einem bekannten Sportsman, in einem großen Boote den Bataviafluß hinab. Als die Morgendämmerung anbrach, befanden wir uns nahe der Mündung dieses Flusses. Das Wasser war an dieser Stelle salzig und durch die Meeresfluth stark gestaut; beim Weiterfahren mußten die Ruderer mit ziemlicher Anstrengung gegen die Seebrise ankämpfen. Plötzlich geriethen die Malayen, mit denen das Boot bemannt war, in heftige Erregung. „Linguin! Linguin!" rief der Steuermann, indem er mich beim Arm nahm und aufgeregt mit dem Finger gegen das schlammige Ufer deutete, an dem wir in einer Entfernung von etwa 150 Metern entlang fuhren. Alles, was ich im Dämmerlicht unterscheiden konnte, war die lange, unbestimmte Gestalt eines ziemlich großen, im Schlamm liegenden Thieres. Ich ergriff mein Gewehr, aber da ich keine Ahnung hatte, was ein Linguin wohl sein mochte, zögerte ich, abzufeuern. Indessen wurden die Malayen ungeduldig. „Linguin!" riefen sie wieder, „schießen! schießen!" Ich stand auf, zielte rasch und feuerte. Augenblicklich entstand im Sumpf heftige Bewegung. Ich sah ein ungeheures Thier gleich einem Feuerrad sich krampfhaft im flüssigen Schlamm herumwerfen. Rings um mich erhob sich tolles Freudengeschrei; der Steuermann ergriff einen Säbel, schwang sich über Bord und schwamm dem Ufer zu, dort watete er im Schlamm weiter und schickte sich zum Angriff auf das verwundete Thier. Dieses schien halb Krokodil und halb Schlange zu sein, vom ersteren hatte es den Leib, vom letzteren Kopf und Hals. Als der Malaye sich ihm näherte, bemühte es sich, ihn mit den Zähnen zu ergreifen. Endlich erhielt es einen entscheidenden Hieb am Hals, der es tödtete. Mit nicht geringer Anstrengung brachten wir es nun an Bord, es war aber so schwer, daß unser Boot auf der Seite, wo das erlegte Thier lag, fast bis zum Rand ins Wasser tauchte. Seine Länge betrug 9 bis 10 Fuß (3 Meter); trotz tiefgehender Hiebwunden war sein Fleisch überall ganz weiß, aus keiner Wunde floß Blut. Nachdem wir gelandet hatten, nahmen wir das Skelett mit, das aber in Folge der zahlreichen Hiebe, die das Thier erhalten hatte, bald derart zerfiel, daß wir es zurücklassen mußten." — Schade!

— Blaublühende Rosen will ein russischer Gärtner dem Handel übergeben. Diese Nachricht hat überall Aufsehen und zugleich Zweifel erregt. Dazu schreibt nun Handelsgärtner A. Chwoika in Esseg (Slavonien) der „Justr. Flora" Folgendes: Da ich und der hiesige Handelsgärtner Friedrich Blitz solche Rosen schon durch zwei Jahre züchten, bin ich in der

Lage, Nachstehendes mitzutheilen: Von befreundeter Seite ging uns seinerzeit aus Serbien die Nachricht zu, daß dort blaublühende Rosen wildwachsend sich vorfänden, und zur Bekräftigung dessen wurde uns eine Blume übersandt, die die Angaben vollauf bestätigte. Die Blüthe zeigt ein prachtvolles Veilchenblau, war halbgefüllt, jedoch vom Transport leider arg mitgenommen, so daß auch die Knospen, welche die blaue Farbe schon zeigten, abgestoßen wurden. Wir haben uns danach — vor zwei Jahren — diese Rose bringen lassen und in Kultur genommen und wollen nun abwarten, ob selbe nur im Moorboden ihres Auffindungsortes oder auch in unserem blau blüht und beständig bleibt. Sollte Letzteres der Fall sein, gedenken wir die erwähnte Rose im Jahre 1901 in den Handel zu bringen. Die Rose ist sehr hart, kräftig gebaut, saftig dunkelgrün belaubt und das festgebaute Blatt zeigt auf der Sonnenseite einen bläulichen Schimmer. Das junge Holz ist mit kleinen rothen Stacheln besetzt, die sich später verlieren; daher ist die Rose dornenlos.

— Hero und Leander in indischer Version. Den Freunden der vergleichenden Sagenkunde — so schreibt man der „Frankf. Ztg." — dürfte folgende hübsche Geschichte, die indische Version des Motivs von Hero und Leander und der beiden Königskinder, die eine der beliebtesten Volksgeschichten im Pendschab, speziell Lahore, willkommen sein: In einem Dorfe, Namens Naryala, lebte ein Töpfer, der eine schöne Tochter hatte, Soni geheißen; Izzad Beg, ein reicher junger Kaufmann, erblickte sie einst, als er sich gerade die Waaren des Töpfers besah und hielt bei ihm um die schöne Soni an, doch der Vater wies ihn ab. Da nahm er all sein Gut zusammen, verkaufte es und legte die Tracht eines armen Fischers an, worauf er jeden Tag die Familie des Töpfers mit Fischen versah. Seine Wohnung aber befand sich auf dem anderen Ufer des Stroms, über den er jedesmal in einem großen irdenen Krug setzte. Einmal fing er jedoch nichts und, verzweifelt hierüber, schnitt er sich ein Stück Fleisch aus seinem eigenen Körper, briet es und überbrachte es seiner geliebten Soni. Diese merkte den anders gearteten Geschmack und tadelte Izzad Beg, daß er ihr einen schlechten Fisch gebracht hätte. Da gestand er ihr Alles ein, und voll Bewunderung für seine starke und treue Liebe willigte sie ein, ihm seine Besuche zu erwidern, indem sie hierzu ebenfalls einen irdenen Krug benützte. Inzwischen hatte aber ihr Vater entdeckt, wer der arme Fischer war, und im Stillen beschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen. Er vertauschte zu diesem Zwecke des Nachts den irdenen Krug Izzed Begs, den dieser für gewöhnlich am Ufer stehen ließ, um ihn zur nächsten Fahrt bereitzuhalten, mit einem Krug aus ungebranntem Thon. Zufälliger Weise war es aber Sonis Krug, die gerade ihrem Geliebten einen Besuch abgestattet hatte, so daß sie bei der Heimkehr mitten im Strom ertrank. Beim Untergehen erkannte sie den bösen Streich ihres Vaters und verfluchte ihn und das Dorf. Ihr Geliebter nahm sich aus Kummer das Leben, ebenso ihr Vater, als er seines Irrthums gewahr wurde, und der Strom schwoll an und erfüllte Sonis Fluch, indem er mit seinen Fluthen das Dorf fortriß.

— Heirath einer Einhundertundzweijährigen. In Galena, einem Hauptsitze der Industrie im Staate Kansas, hat eine jüngst stattgefundene Vermählung berechtigtes Aufsehen hervorgerufen. Als Braut trat die 102jährige Mrs. James Morgan vor den Altar, die diesen bedeutungsvollen Schritt nun schon zum fünften Male unternahm. Ihre Geschichte? Wie alle glücklichen Leute, kennt sie deren nicht, sie hat ihr langes Leben im Staate Kansas hingebracht, wo jeder ihrer vier Ehemänner ihr ein mehr oder minder werthvolles Eigenthum hinterließ. Kinder sind keiner der vier Ehen entsprossen. Nun hat die sich noch voller körperlicher, wie geistiger Rüstigkeit erfreuende Heirathskandidatin sich einen Gatten erwählt, der 32 Jahre weniger zählt als sie, und wenn das Glück ihr ferner hold ist, kann sie möglicherweise auch noch diesen überleben. Das Gegentheil von dieser heirathslustigen Greisin that der 103 Jahre alte Georg Wray von Indianapolis, Vereinigte Staaten; er hat sich vor Kurzem von seiner Frau scheiden lassen, die nur 30 Jahre alt war. Wray war viermal verheirathet. Die ersten drei Frauen sind gestorben; die vierte hatte, wie er vor Gericht aussagte, ihm versprochen, ihn liebevoll zu pflegen, sobald er sie geheirathet haben würde, und er heirathete sie. Anstatt ihn zu pflegen, stahl ihm die holde Gattin aber bald nach der Hochzeit 1000 Dollar und brannte mit einem Liebhaber durch. Wray hat eine zahlreiche Familie und mehrere Urenkel.

Sinnspruch.

Such' nicht im leeren Blauen
Des Himmels Licht und Luft,
Willst du den Himmel schauen,
So sieh in deine Brust.

J. Rodenberg.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 160. Dienstag, den 18. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

52 Roman von F. Siemers von Ostermann.

Am nächsten Morgen als sie sich angekleidet hatte und ans Fenster getreten war, wurde die Thür aufgeschlossen und Frau von Schwarz trat ein.

Marie blickte sich um, blieb jedoch am Fenster stehen.

„Bist Du noch immer halsstarrig?" fragte Frau von Schwarz an der Thür stehen bleibend, mit einem frechen Lächeln.

„Ich werde Ihren Wünschen nie nachkommen, Madame," erwiderte Marie stolz.

„Nie?" rief Frau von Schwarz entrüstet. „Dann sollst Du hier eingeschlossen bleiben!"

Mit diesen Worten ging sie hinaus.

Marie blieb standhaft. Ihre Gefangenschaft machte sie körperlicher schwächer, doch ihr Muth sank nicht.

Am vierten Morgen hatte Marie ihren Entschluß gefaßt.

„Ich fange an zu glauben, daß Georg mich hier nie finden wird," dachte sie. „Ich muß mir selbst helfen."

Sie kleidete sich warm an und steckte ihre Brieftasche und ihren Schmuck zu sich; dann ging sie ans Fenster und verharrte dort mit nervöser Angst. Sie horchte auf jeden Laut und ihr Herz klopfte heftig.

Frau von Schwarz trat wieder, wie gewöhnlich, ins Zimmer.

Sie fuhr zusammen, als sie Marie zum Ausgehen angekleidet fand. Sie blieb an der Thür stehen und blickte mißtrauisch nach ihrer Gefangenen hin.

„Was — Du bist zum Ausgehen angezogen?!" rief sie aus.

„Ja," antwortete Marie niedergeschlagen, obwohl sie innerlich vor Aufregung zitterte. „Ich sehne mich nach frischer Luft."

„Du weißt doch, unter welchen Bedingungen Du das alles haben kannst!" sagte Frau von Schwarz noch immer mißtrauisch.

„Ja, das weiß ich."

Die Züge Ottiliens erheiterten sich. Sie urtheilte nach des jungen Mädchens Niedergeschlagenheit und wähnte gesiegt zu haben.

Sie näherte sich ihr.

„Marie, mein liebes Kind!" rief sie, ihr die Hände entgegenstreckend. „Ich war überzeugt, daß die Gefangenschaft Dich fügsam machen würde. Du sollst —"

Marie wartete nicht, bis sie den Satz vollendet haben würde. Mit einem flüchtigen Blicke auf die Thür, sah sie, daß dieselbe nur angelehnt war und sich niemand im Vorzimmer befand.

Mit einem Satze sprang sie an ihrer Stiefmutter vorbei ins andere Zimmer und schloß die Thür hinter ihrer betroffenen Feindin zu. Dann lief sie hinaus auf den Vorsaal und die Treppe hinunter.

Die Hausthür war ebenfalls nur angelehnt; sie riß sie auf und stürzte auf den Rasenplatz hinaus, dem düsteren Baumschatten zu.

Oben ertönte das Geschrei der Frau von Schwarz, welches von Herrn von Schwarz und den übrigen vernommen wurde.

Marie hörte ein Rufen und Schreien im Hause, Hundgebell und Tritte.

Das niedere Gebüsch verbarg sie vor den Blicken ihrer Feinde, hemmte aber auch ihre Flucht.

Sie lief weiter und weiter, keuchend und athemlos, aber ein fürchterlicher Schmerz zwang sie, ihren Lauf zu verlangsamen, und zuletzt konnte sie ihren Weg nur mühsam fortsetzen.

Unfähig weiterzuschreiten, ließ sie sich auf einem großen Steine unter einem hervorspringenden Felsen nieder. Um sie herum befanden sich nichts als Bäume; nirgends war ein Haus zu sehen. Sie hatte sich in der pfadlosen Wildniß verirrt.

Es war kalt und fing an zu regnen.

„Wenigstens bin ich frei," dachte sie. „Frei! O Gott, wie danke ich Dir!"

Plötzlich hörte sie Hundegebell und das Rufen von Männern.

Ihre Feinde waren in ihrer Nähe, man verfolgte sie.

Sie raffte sich auf und lief, was sie konnte; doch immer hörte sie hinter sich, einmal lauter, einmal schwächer, das Hundegebell und das Rufen der Männer.

Es befand sich nirgends eine Höhle im Felsen, in der Marie sich verbergen konnte; darum eilte sie immer weiter vorwärts.

Nach zehn Minuten kam sie auf einen rauhen Fahrweg, von welchem Marie schloß, daß er von der „Wildniß" nach irgend einem Bauernhause auf der andern Seite des Berges führen müsse.

Jetzt wurde das Gebell und das Rufen wieder schwächer, und sie setzte sich nieder um auszuruhen.

„O, ich kann nicht mehr weiter," sagte sie. „Ich habe ein sonderbares Gefühl! Vielleicht sterbe ich hier. O, gibt es denn keine Hülfe für mich?"

Eine furchtbare Verzweiflung erfaßte Marie. Mit einem Gebet auf den Lippen lehnte sie sich, einer Ohnmacht nahe, an einen Baum.

Als ihr Kopf todesmatt auf ihre Brust sank, bemerkte sie zwischen den Bäumen in geringer Entfernung einen Gegenstand, was ihr für den Augenblick eine unnatürliche Kraft verlieh, und sie schrie vor Freude auf, da in ihr junges, schwaches Herz wieder Hoffnung einkehrte.

Es befand sich nicht weit von ihr eine kleine Hütte. Dieselbe hatte ein festes Dach und einen hohen Schornstein, schien aber unbewohnt zu sein.

Marie sprang auf und eilte nach der Richtung hin, wo die Hüte stand.

Als sie dieselbe erreicht, öffnete sie die Thür.

Es befand sich Niemand darin.

Die Hütte enthielt nur ein einziges größeres Zimmer; rechts und links von diesem befanden sich zwei kleinere Kämmerchen.

Das Zimmer hatte nur ein Fenster mit einem Laden.

Marie schloß die Thür und zog den Fensterladen zu; dann sank sie auf den Fußboden hin und horchte, ob sie ihre Verfolger hören könne. Aber sie vernahm nichts.

Wahrscheinlich hatten ihre Feinde ihre Spur verloren, als sie einen andern Weg eingeschlagen.

Freude und Dankbarkeit erfüllte ihre Seele. Als jedoch die erste Empfindung vorüber war, erfaßte sie ein Todesfrösteln; ihre Zähne schlugen zusammen und sie fühlte Schmerzen im ganzen Körper.

Das Zimmer war gänzlich ohne Möbel, doch der von Rauch geschwärzte Herd und das verkohlte Holz auf demselben, zeigte, daß jemand die Nacht in der Hütte zugebracht hatte.

Die Thür des einen Kämmerchens war offen, und Marie erblickte einen Haufen Reisig darin.

Sie entnahm demselben einen Armvoll und legte es auf den Herd.

Zu ihrer großen Freude fand sie auch Streichhölzer.

Nach drei Minuten hatte sie ein lustiges Feuer, und Mariens Herz klopfte vor Freude über die tänzelnden Flammen.

Sie sank vor dem Herde hin. Ihre Schwäche infolge der Gefängnißkost und des Mangels an frischer Luft war groß. Sie begann zu fürchten, daß sie nicht werde weitergehen können, weil großer Hunger sie überkam.

In der Hoffnung, Lebensmittel in der Hütte zu finden, ging sie in das zweite Kämmerchen.

In einer Ecke stand ein alter, zerrißener Korb.

Marie untersuchte ihn und entdeckte darin ein kleines Fläschchen mit einem Reste Wein, aber nichts zu essen.

Sie trank den Wein aus, kehrte wieder zum Herde zurück, und nach einer Weile verfiel sie in einen todesähnlichen Schlaf.

Als sie wieder erwachte, schien es ihr, als ob sie nur einige Minuten geschlafen habe, doch in der That waren mehrere Stunden vergangen.

Plötzlich hörte sie lautes Klopfen an der Thür der Hütte.

Sie sprang auf und stand bereit zu entfliehen.

„Sie ist hier drinnen!" hörte sie eine Stimme rufen, welche sie zu ihrem großen Schrecken als diejenige des Herrn von Schwarz erkannte. „Sie muß hier in dieser Hütte Zuflucht genommen haben. Fräulein von Engelbert! Fräulein Marie!"

Diese blieb ganz still; sie wagte kaum zu athmen.

Wieder schlug Herr von Schwarz heftig an die Thür.

„Brecht die Thür ein!" rief er.

Marie schaute mit wilden, ängstlichen Blicken umher. Es gab keinen anderen Ausgang, als die Thür und das Fenster, und diese befanden sich nebeneinander.

Voll Verzweiflung ließ sie sich wieder am Herde nieder, während sie unverwandt nach der Thür blickte.

Dieselbe wankte und krachte, und endlich gab sie nach.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Bleikammern Serbiens.

Die Einkerkerung der Führer der radikalen Bewegung in Serbien ist in Folge des Mordangriffs auf den Exkönig Milan im besten Zuge. Nach Nachrichten aus Belgrad sind die Gefängnisse mit politischen „Verbrechern" angefüllt, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß man gegen die Radikalen mit den strengsten Maßregeln vorzugehen entschlossen ist. Ob man allerdings durch diese der hochgehenden radikalen Strömung im Lande, die im Grunde eine antidynastische ist, Herr werden wird, steht dahin. Jedenfalls wird sich aber keiner wundern können, wenn in nächster Zeit die Zeitungen von dem oder jenem serbischen Parteiführer berichten, daß er an einem „Unterleibsleiden" gestorben sei. Denn merkwürdigerweise sterben, wie der Anonymus v. S., unter dem sich offenbar ein in die intimsten Verhältnisse Serbiens eingeweihter Staatsmann verbirgt, in seinem erst vor wenigen Wochen erschienenen Buche: „Das Ende der Dynastie Obrenovic. Zehn Kapitel aus der neuesten Hof- und Staatsgeschichte Serbiens" (Berlin und Leipzig bei Luckhardt) mittheilt, fast alle politisch Verdächtigen im Gefängnisse „an einem Unterleibsleiden." Derselbe Anonymus weiß überhaupt aus serbischen Gefängnissen recht erbauliche Geschichten zu berichten.

Der gemeine Raubmörder führt in Serbien im Zuchthaus ein friedliches Dasein und wenn Noth am Mann ist, so öffnet ein „humaner" Polizeipräfekt die Thüren der Strafanstalt und der Zuchthäusler schreitet zur Wahlurne, ja, er geht mitunter aus ihr als Gewählter hervor und wird zu einem Mitgliede der gesetzgebenden Körperschaft seines Landes!

Der politische Sträfling dagegen muß darauf gefaßt sein, aus dem Kerker nicht mehr lebend zurückzukehren. Er wird in schwere Ketten geworfen und die bestialische Brutalität der serbischen Machthaber weiß die gräßlichste Höhle zu seiner Zelle zu machen, so daß er von wahrhaft robuster Gesundheit sein muß, will er in dieser neuen Umgebung sein Leben erhalten.

Die Belgrader Festung beherbergt einen großen Theil der serbischen Sträflinge. Sie besitzt eine Unmenge großer und luftiger Zellen, Arbeitssäle und dergleichen, die für die Aufnahme gemeiner Verbrecher bestimmt sind. Für die politischen Sträflinge jedoch sind unterirdische Zellen da, kleine, feuchte Löcher, die tiefer liegen als der Spiegel der vorüberfließenden Donau und zumeist gar keine Fenster besitzen; ein kleines rundes Loch läßt Luft ein, damit der Gefangene nicht sogleich erstickt. Die Kasematten der Belgrader Festung haben gar manchen serbischen Bürger aufgenommen und erst als Todten wieder herausgegeben. Ob sie eines natürlichen Todes starben, ob sie den Giftbecher tranken oder ob sie erdrosselt wurden — wer weiß es? In der Belgrader Festung gibt es ja noch eine einfachere Methode, um zu sterben. Gegenüber dem Festungskommando führt eine unheimlich tiefe Stiege zu einem unterirdischen, noch aus der Römerzeit stammenden Brunnen, dessen Spiegel tiefer liegt, als der Grund der Donau. Mancher politische Sträfling hat den Gang zu diesem Brunnen unternommen und — wurde nicht mehr gesehen. Er war einfach verschollen, und das mußte seinen Angehörigen genügen.

Im Mittelpunkte Belgrads, auf der Terapia, erhebt sich ein hohes Gebäude, in dem das Hauptpostamt untergebracht ist, und in großen goldenen Buchstaben verkündet an der Stirn des Gebäudes eine stolze Inschrift, daß ein serbischer Patriot, Namens Kolaratz, dieses Haus dem serbischen Staate geschenkt hat. Kolaratz war ein steinreicher Mann, aber ein Gegner des Hauses Obrenovic. Das führte auch ihn in die Kasematten der Belgrader Festung. Nachdem er dort mürbe gemacht war, trat die Regierung an ihn mit dem Vorschlage heran, ihm seine Freiheit wieder zu schenken, wenn er sich schriftlich verpflichte, ein treuer Unterthan zu werden und zu diesem Zeichen sein Haus auf der Terapia, sowie einen Theil des großen Vermögens dem Staate schenke. Kolaratz gab die verlangte schriftliche Erklärung, unterschrieb die gewünschte Schenkungsurkunde und wenige Tage darauf war er todt. „Gestorben an einem Unterleibsleiden!" lautete der ärztliche Befund.

Das dreistöckige Gebäude am Belgrader Marktplatze, das schönste Haus der ganzen Stadt — es beherbergt gegenwärtig die serbische Hochschule — ist auf ähnliche Weise in den Besitz des serbischen Staates gelangt.

Die Belgrader Kasematten und die finsteren, für politische „Verbrecher" bestimmten Löcher der Poscharewatzer Strafanstalt sind noch nicht die schlimmsten Herbergen für gefallene Größen in Serbien. Ranko Tajsic, der radikale Bauerntribun von Dragutschewo, den König Alexander einstens mit dem Rothen Adlerorden, der höchsten Auszeichnung Serbiens, geehrt und zu wiederholten Malen zu Hofe geladen hatte, wäre froh gewesen, wenn man ihm später ein solches Arrestlokal angewiesen hätte. Als ihm der Prozeß wegen Heidukenhehlerei und Hochverrath gemacht wurde, sperrte man den unglücklichen Mann in einen Abort des Polizeihauses ein. Ranko Tajsic verbrachte Wochen in diesem Arreste, und als man ihn dann herausließ,

war der herkulisch gebaute Mann fast gänzlich erblindet und gelähmt.

Vasa Pelagic, der Führer der serbischen Sozialdemokraten, starb vor einiger Zeit im Strafhause Poscharewatz . . . die Volksstimme sagt, an Gift. Vasa Pelagic wurde wegen Hochverraths verurtheilt und bald nachdem er in das Gefängniß eingeliefert worden war, meldete das Preßbureau des Belgrader Auswärtigen Amtes nach Europa: Pelagic ist gestorben! Allein der Jubel war verfrüht, das Quantum scheint zu schwach gewesen zu sein, denn die Thatsache, daß Pelagic noch lebte, strafte die offizielle Sterbenachricht des Auswärtigen Amtes Lügen. Pelagic war nicht todt, wohl aber rang er ums Leben, und erst einige Wochen später hatte er ausgerungen. An was er starb? Natürlich an einem „Unterleibsleiden".

Nur ein Fall möge darthun, welchem Martyrium die Polizei in Serbien Ausländer, besonders die „verdammten Schwaben" zu entwerfen pflegt. „Als ich mich," erzählt unser Anonymus, „unlängst in Semlin aufhielt, kam ein junger, intelligent aussehender Mann Namens Peter Sedmak herüber, um seine Erlebnisse in Belgrad und seine Bekanntschaft mit dem serbischen Arrest zu erzählen. Namen und Adresse unabhängiger Leute, die er von einem anderen Unglücklichen im Arreste erfahren hatte, hatte er auf der inneren Seite der Manschette aufgeschrieben. Sedmak, dessen Eltern in Kamanitz bei Neusatz (Ungarn) wohnen, kam nach Belgrad als Handlungsgehilfe in das Manufakturwaarenhaus der Firma Adjaric und Zaric. Eines Tages verweigerte ihm sein Chef ohne jeden Grund die Zahlung des Gehalts, weshalb Sedmak nicht mehr im Bureau erschien und sich nun nach einem anderen Posten umsah. Aber schon am anderen Morgen wurde er auf Anzeige seines Chefs von einem Gendarmen verhaftet und dem Belgrader Polizeipräfekten Rista Bademlic vorgeführt, der ihn, ohne ihn anzuhören und bloß weil er ein verhaßter „Austrijanac" (Oesterreicher) war, zu 3 Tagen Arrest und zur Abschiebung nach Semlin verurtheilte. Seine Bitte, auf das österreichische Konsulat gebracht zu werden, wurde unter Hohnlachen abgelehnt. Die dreitägige Haft mußte er in einem engen, feuchten, schmutzigen und finsteren Kellerloche mit noch fünf anderen Häftlingen zubringen. Sein Nachtlager war ein hartes Brett, und zur Nahrung bekam er während der ganzen Zeit nichts als ein schimmliges und ungenießbares Stück Brot! Das Kellerloch, welches als Haftlokal diente, starrte vor Schmutz und Unrath und wimmelte von Läusen und Ungeziefer aller Art. Als der junge Mann nach dreitägigem Aufenthalte in dieser serbischen Mördergrube herauskam, sah er aus, wie wenn er 10 Jahre schweren Kerkers hinter sich gehabt hätte. Nicht einmal seine Kleider und Effekten durfte er mitnehmen — wie ein gemeiner Verbrecher wurde er bloß in den Kleidern, die er am Leibe hatte, über die Grenze gestoßen. Wie er weiter erzählte, befanden sich mit ihm zugleich noch zwei Oesterreicher in Haft, welche gleichfalls wegen derart geringfügiger Ursachen eingesperrt wurden, und später nach Semlin abgeschoben werden sollten.

Mannigfaltiges.

— Eifersucht eines Elephanten. Die Hundstage kommen näher, und so darf man sich nicht wundern, daß ein Pariser Blatt seinen Lesern folgende Geschichte auftischt, die sich jüngst im „Jardin des Plantes" zu Paris zugetragen haben soll. In diesem Garten haust ein alter Elephant, der seine Wohnung in der Nähe der Kameele hat. Vor Kurzem traf nun ein junges Kameel ein, das sofort die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken wußte, zum großen Schaden des Elephanten, der sich bis dahin allein der Gunst des Publikums erfreut hatte. Der Elephant wurde schließlich so eifersüchtig, daß er auf dem besten Wege war, gleichfalls ein . . . Kameel zu werden, natürlich nur „geistig". Als er unlängst eine bildhübsche Pariserin vorübergehen sah, die ihn mit der größten Gleichgiltigkeit betrachtete, während sie dem Kameel bewundernde Blicke zuwarf, füllte er seinen Rüssel mit Wasser und bespritzte die niedliche Dame vom Scheitel bis zur Sohle. So verrückt kann einen sonst vernünftigen Elephanten natürlich nur die Eifersucht machen!

— Aus der Kaserne. Unteroffizier zu den neuen Rekruten: „Und merkt Euch, nichts kann mich so beleidigen, als wenn man mich für einen Vegetarianer hält."

— Aus der Geographiestunde. Lehrer: „Otto, sag' mir einen Beweis dafür, daß die Erde rund ist." — Schüler: „Die Rundreisebillets."

— Bessie: Oh! Mabel, ich sitz' schön in der Patsche: Ich hab' mit Georg Streit gehabt, und er verlangt nun, ich soll ihm seinen Ring zurückschicken. — Mabel: Das ist recht schlimm! — Bessie: Aber doch nicht das Aergste! Ich weiß nicht mehr genau, welches der seinige ist!

— Mrs Henpeck (am Grabe ihres ersten Gatten): Ja, hier ruht ein Held — Du wärest nicht mein Gatte, wäre er nicht in der letzten Schlacht gefallen. — Mr. Henpeck (schwermüthig) Ja, ja, dieser fluchwürdige Krieg!

— Was Du nicht sagst! Also Dein Onkel hat wirklich Alles der Tante vermacht und Dich vollständig enterbt! — So ist es leider! — Und wirst Du das Testament anfechten? — Das Testament nicht, aber die Tante!

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 161. Mittwoch, den 19. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

53 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Herr von Schwarz stürzte herein und stieß ein Triumphgeschrei aus, als er die schlanke Gestalt vor dem Herde gewahrte.

„Hier ist sie!" rief er. „Wir haben sie gefunden! Das arme Geschöpf ist noch immer im Delirium des Fiebers. Wie wild sie um sich blickt!"

Die Matrosen standen vor der Thür und blickten halb bedauernd nach Marie.

Herr von Schwarz hatte den Männern gesagt, daß die Stieftochter seiner Frau krank und im Fieberwahne geflohen sei.

„Meine arme Marie," rief er, „ich bin gekommen, um Sie nach Hause zu bringen —"

„Ich will nicht gehen!" rief das junge Mädchen mit blitzenden Augen. „O Gott, bin ich denn meinen Feinden ganz preisgegeben?"

„Hört Ihr es?" rief Herr von Schwarz. „Das arme Ding! Sie bedarf der zärtlichen Pflege ihrer Stiefmutter."

„Laßt mich hier sterben!" jammerte Marie. „O Ihr Männer, habt Ihr denn kein Mitleid für mich? Seht Ihr nicht, daß Herr von Schwarz mein Feind ist? Wollt Ihr mich nicht schützen und befreien? Um Gottes Barmherzigkeit willen —"

Von den Matrosen aber war keine Hilfe zu erwarten. Marie zog sich in die äußerste Ecke zurück.

Herr von Schwarz folgte ihr nach.

Ein kleiner Kampf entstand, und Marie war wieder in ihres Feindes Hand.

Herr von Schwarz trug die leichte Gestalt aus der Hütte, und die Männer folgten ihm.

Als sie in der „Wildniß" angelangt waren stand Frau von Schwarz auf dem Rasenplatze.

Sie blickte sehr ängstlich drein.

Hinter ihr stand Frau Altmann.

„Sie kommen! Sie kommen!" rief plötzlich Frau von Schwarz nervös weinend aus. „Sie sind allein — nein, sie haben das Mädchen mit! Wir sind gerettet!"

Sie lief ihrem Gatten, der voran ging, entgegen.

Herr von Schwarz trug Marie in ihr Zimmer, wo sich Celeste befand. Er löste den Strick, mit dem er die Arme des jungen Mädchens zusammengebunden hatte.

Im Zimmer brannte das Feuer, und Marie kauerte sich zu demselben, ohne von ihren Feinden Notiz zu nehmen.

Herr von Schwarz ging, von den anderen gefolgt, hinaus.

Celeste schloß Mariens Thür zu und steckte den Schlüssel in ihre Tasche.

Marie legte sich sogleich zu Bett, um sich zu erwärmen. Sie schlief bald ein und erwachte erst spät am Morgen.

Als sie die Augen öffnete, saß Frau Altmann auf ihrem Bette und fühlte ihren Puls.

„Wie befinden Sie sich?" fragte die Frau, während ihre grauen Augen frech auf das junge Mädchen geheftet waren.

„Mir ist ganz wohl, nur müde bin ich."

„Nur müde?" wiederholte Frau Altmann. „Nur müde nach all der Angst und Sorge, die Sie uns gemacht haben? Frau von Schwarz ist ganz krank davon. Sie werden aber keine Gelegenheit mehr haben, zu entfliehen, mein Fräulein!"

Hiermit ging sie wieder hinaus.

* * *

Eine Woche war vergangen, ehe Frau von Schwarz wieder in Mariens Zimmer trat. Aber welche Veränderung hatte diese eine Woche bei ihr hervorgebracht! Sie war abgemagert und hatte ganz tiefe Züge. Sie sah um zehn Jahre älter aus und hustete sehr stark.

„Nun, Marie, was sagst Du denn heute?" fragte Frau von Schwarz mit heiserer Stimme.

„Nichts," erwiderte Marie ruhig.

„Du hast uns in schreckliche Sorgen versetzt. Deinetwegen habe ich einen bösen Husten und Schnupfen bekommen, und hier sitzest Du so trotzig, als ob Du eine Prinzessin wärest und wir Deine Untergebenen."

„Ich ziehe eine kurze Gefangenschaft dem Elende eines ganzen Lebens vor," antwortete Marie stolz.

„Eine kurze Gefangenschaft?" wiederholte Frau von Schwarz. „Sie wird nicht so kurz sein wie Du vielleicht denkst. Wir werden den ganzen Winter hier bleiben, wenn es nöthig sein sollte. Willst Du Dich ergeben?"

„Nie!" sagte Marie ruhig. „Lieber will ich hier bleiben, bis ich sterbe, als in dieser Beziehung nachgeben!"

Frau von Schwarz blickte düster drein. Sie fürchtete, den schrecklichen Winter in dieser unwirthsamen Einöde zubringen zu müssen, und eine eigenthümliche Angst, für die sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte, verließ sie Tag und Nacht nicht. Aber sie war entschlossen, Mariens Trotz zu beugen, sollte sie auch selbst dabei umkommen.

„Gut," sagte Frau von Schwarz, sich erhebend; „wir wollen jetzt Vorbereitungen für den Winter treffen."

Sie entfernte sich, verschloß die Thür und übergab den Schlüssel dann Celeste, welche im Vorzimmer wartete.

34. Noch mehr Betrübniß.

An demselben Nachmittage, an welchem Marie die letzte Unterredung mit Frau von Schwarz gehabt, kam Lieschen in Begleitung der treuen Petronella auf dem Landsitze an, welches ihr durch Erbschaft zugefallen war.

Es war gerade eine Woche seit Mariens Flucht auf der einsamen Insel verflossen.

Die Luft war eisig kalt; der Regen fiel in Strömen nieder, und dichte, graue Wolkenschleier verhüllten die Sonne.

Am nächsten Morgen war es nicht besser.

Lieschen blickte zum Fenster hinaus und sprach:

„Es war recht thöricht, jetzt aufs Land zu gehen, und doch war es mein eigener Wille!"

„Sie hätten nichts Besseres thun können, Fräulein Lieschen; das zerstreut Sie doch!" erwiderte Petronella.

„Aber wenn ich in der Stadt geblieben wäre, dann hätte ich meinen Gatten wiedersehen können. Einst war ich ihm alles!"

„Ich habe ihm gesagt, daß Sie eine arme Gouvernante sind. Sie werden sich doch nicht wieder mit ihm aussöhnen wollen, da er sich mit einer anderen verlobt hat?"

Lieschen erröthete und sprach:

„Fragen Sie mich nicht, Petronella. Er ist nicht so sehr zu tadeln, wie sein Vater. Man kann sehen, daß er auch gelitten hat."

Bevor Petronella antworten konnte, klopfte es an die Hausthür.

Lieschen, welche zum Fenster hinausblickte, hatte das Pochen nicht vernommen, wohl aber Petronella.

Mit einem flüchtigen Blicke auf ihre junge Gebieterin schlüpfte sie zur Thür hinaus.

Die Hausthür wurde geöffnet; ein Windstoß erfüllte den Vorplatz mit kalter Luft.

Auf der Schwelle stand ein Mann von schlanker Gestalt in einem braunen Mantel, mit einem breiten Künstlerhute auf dem Haupte, und sprach mit der Magd, welche die Thür geöffnet hatte.

Petronella erkannte sogleich, daß es Rudolf von Schwarz sei.

„Ich wünsche Frau Petronella, die Gouvernante, zu sprechen," sagte der junge Mann. „Ich bin eigens aus der Stadt hierher gereist, um sie aufzusuchen, und werde nicht eher dieses Haus verlassen, als bis ich sie gesehen. Sie ist meine Gattin!"

„Du mein Gott!" rief die erschreckte Magd aus, denn sie hielt den Fremden für einen Irrsinnigen.

Der Leser, welcher weiß, woher Rudolf's Irrthum entstand, wird sich darüber nicht wundern.

„Ich muß sie sehen!" rief Rudolf mit zitternder Stimme. „Sagen Sie der Frau Petronella, daß ein Fremder sie zu sprechen wünscht."

In diesem Augenblicke trat Petronella, welche bemüht war, ihre junge Gebieterin vor unwürdiger Behandlung und Schmerz zu schützen, vor, verschränkte die Arme, und mit ihrer zänkischen Stimme rief sie aus:

„Nun, mein Herr, was wollen Sie denn von mir? Ich bin Frau Petronella."

Bei dieser Antwort trat Rudolf unwillkürlich einen Schritt zurück, und seine Gesichtszüge drückten das größte Erstaunen aus.

Er hatte diese eckige, mürrische Person für Fräulein Weber gehalten und gedacht, daß seine entflohene Gattin die Gesellschafterin oder Gouvernante derselben sei und einen anderen Namen angenommen habe. Sein Erstaunen und seine Enttäuschung waren so groß, daß er keine Silbe hervorbringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine indianische Hinrichtung. Eine eigenthümliche Illustration für indianische Rechtsauffassung liefert die kürzlich stattgefundene Hinrichtung des Choctaw-Indianer Wallatonka in Alikichi im indianischen Territorium. Wallatonka hatte vor drei Jahren seinen Onkel, einen indianischen Häuptling, erschossen. Die Stammältesten verurtheilten ihn zum Tode, gaben ihm aber eine dreijährige Galgenfrist, falls er sich bereit fände, einem eben von dem Stamme einem amerikanischen Impressario gelieferten Ballspiel-Team beizutreten und das von dem Impressario dafür gezahlte Geld, d. h. sein persönliches Honorar dem Stamme als Sühnegeld gewissermaßen zu überlassen. Wallatonka nahm dies natürlich an, führte sich während der drei Jahre, während deren er in den ersten Städten Amerika's spielte und Lorberen gewann, vorzüglich auf, so daß die amerikanische Regierung schließlich einschritt und ihn begnadigte. Aber der Indianer in den freien Territorien erkennt die amerikanische Regierung vor seinem eigenen Gewissen nicht an und so bestand für Wallatonka auch diese Begnadigung nicht. Als sein dreijähriger Spielkontrakt vor zwei Wochen abgelaufen war, kehrte er freiwillig und obwohl ihm andere Impressarii sehr vortheilhafte Angebote gemacht hatten, in den Weststaaten und später in Europa und Australien weiterzuspielen, in seinen Wigwam und zu seinem Stamme zurück und stellte sich den Aeltesten. Die Washingtoner Regierung, davon benachrichtigt und mit den Gesetzen und Sitten der Indianer vertraut, wollte nun ihrerseits die Hinrichtung des Begnadigten verhindern und sandte nun deßhalb ein Habeas-Corpus-Edikt an Wallatonka, um diesen zu schützen, aber ihre Häuptlinge verhinderten den „Friedensmarschall, das Dokument ihm zu behändigen. Wallatonka, obwohl in vollster Freiheit geblieben, stellte sich gestern morgen auf dem Exekutionsplatze. Der indianische Henker verband ihm die Augen, führte ihn so in die Mitte des zusammengetretenen Stammes, welcher sich im Kreise gelagert hatte, entkleidete ihn und malte ihm einen schwarzen Fleck auf die Herzgegend, dann trat er 4 Schritte zurück, hob nachlässig die Flinte und feuerte. Diese Sucht, mit seiner Schießkunst zu prahlen, hat fast zur natürlichen Folge, daß der Schuß das Herz nicht traf, sondern lediglich den Brustkasten durchschlug. Wallatonka brach klagend zusammen, aber lebte weiter. Jetzt legte ihm der Henker einen Strick um den Hals und zerrte ihn über den Platz, aber auch dieser Erdrosselungsversuch mißlang. Dann band er ihm die Schultern an einen Pfahl so, daß der Kopf rücküber hing und goß nun fortwährend große Mengen Wasser in den offenen Mund des schwer Verwundeten, um so den Tod herbeizuführen. Nach einer Stunde erst hatte Wallatonka ausgelitten.

— Die Hansestädter sind Biedermänner. Es fehlt ihnen nicht an Patrizierstolz und ihren Bürgerkönigen nicht an Würde, aber es ist eine republikanische, biedermännische Hoheit, die sie unbewußt, weil angeboren, zur Schau tragen. Das tritt auch bei den Empfängen zu Tage, wenn der Kaiser eine der Städterepubliken an der Waterkant mit seinem Besuche beehrt. Er kommt gern, das weiß man, und er gibt sich dort auch freier bei den Festbanketts im Rathskeller, das ist bekannt. Die Seeluft macht frei, und für einen individuell veranlagten Füsten, der selbst frischen Sinnes ist und darum frischen Sinn liebt, wenn er auch in nicht ganz hofmännischen Formen sich äußert, mag es eine wohlthuende Abwechselung sein, unter diesen Bürgerfürsten zu weilen, die von der pomadigen Zopfigkeit des Hofzeremoniells nicht viel halten, sondern Menschen sind und es bleiben, auch wenn der Kaiser kommt. Eines seiner Erlebnisse bei einem solchen Empfang erzählt, wie wir der „Tägl. Rundsch." entnehmen, der Kaiser mit großem Vergnügen. Am Bahnhof wird er vom Bürgermeister begrüßt, mit einer Ansprache bedacht und dann zu dem Wagen geleitet, der Majestät zum Rathhaus führen soll. An der linken Seite des Kaisers nimmt der Herr Bürgermeister Platz. Aber der Wagen rührt sich nicht. Die Menge wartet schon, ein jeder ein halbes Dutzend Hurrahs fertig in der Kehle, sie sind kaum noch zu bändigen. Aber der Wagen rührt sich nicht von der Stelle, obgleich das Gefolge schon lange in den Wagen untergebracht und Alles zur Abfahrt bereit ist. Schließlich fragt denn der Kaiser das Stadtoberhaupt nach dem Grunde der Verzögerung. „Neumann ist noch nicht da, Majestät", antwortet der ruhig im Bewußtsein guten Gewissens. „Wer ist denn Neumann?" fragte der überraschte Monarch, der nicht ahnte, welche Wichtigkeit dieser nicht seltene Name barg. „Das ist der Magistratsbote, der meinen Matel hält, Majestät", erwiderte der harmlose Stadtvertreter. Majestät war Anfangs etwas verdutzt über diese bisher ihm unbekannte Form des Zeremoniells, dann aber fügte er sich ins Unvermeidliche und Neumann, der mit dem Mantel nicht kommen wollte, war die Ursache, daß Majestät in eine überaus fröhliche Stimmung gerieth, die während des ganzen Aufenthaltes nicht nachließ.

— Amerkanische Verrücktheit. Ein achttägiges Radfahren auf einem Schornstein tritt nächste

Woche der bekannte Professionsradfahrer Alex. Schreyer, genannt der australische Wirbelwind, auf der Spitze des höchsten Fabrikschornsteins in Washington an. Der Schornstein gehört der Capitol Traction Company, ist 195 Fuß hoch und hat oben 9 Fuß im Durchmesser. Er ist gegenwärtig unbenutzt; seine Oeffnung wird nun mit Brettern belegt und auf diesen soll Schreyer seine achttägige Radfahrt ausführen. Natürlich handelt es sich nicht um ein Vorwärts-, Rückwärts- oder Kreisfahren; das Bicycle bleibt stationär und ohne Kette, die Räder laufen auf Rollen, welche ihrerseits auf den Planken befestigt sind und drehen sich mithin auf der Stelle. Ueber dem Rade wird ein großer Sonnenschirm zum Schutze gegen die brennende Hundstagssonne angebracht, ebenso eine kleine Kabine, in welcher Schreyer schläft und seine Mahlzeiten zu sich nimmt, welche zu ihm heraufgezogen werden. Schreyer strampelt täglich von Morgens bis Abends und hat große Wetten abgeschlossen, den jetzigen Rekord Murphy's von einer Meile in der Minute zu schlagen. Man wird ihn von allen Theilen der Stadt aus jederzeit beobachten und kontrolliren können. Die zurückgelegte Meilenzahl wird durch einen automatischen Apparat festgestellt und ebenso auf einer unten angebrachten Tafel markirt. Um auf die Kosten zu kommen, verkauft Schreyer die gesammten vier Schornsteinwände an eine große Annoncenfirma, welche den Schornstein gegenwärtig mit Annoncen in allen Farben des Regenbogens überzieht.

— Eine rührende Geschichte wird aus dem Süden von London gemeldet. Dort hielt eine Dame eine Schildkröte als Stubengenossin, die mit dem Haushund auf dem Kriegsfuß lebte. Eines Tages gelang es dem Hunde, das Reptil so schwer zu verletzen, daß die Besitzerin sich zu dem Entschluß gedrängt sah, das zerfleischte Thier abthun zu lassen. Ein mit dem Hause befreundeter Student der Heilkunde übernahm es, die Hinrichtung zu vollziehen und schloß das Thier in eine Kiste mit einem chloroformgetränkten Lappen ein. Am nächsten Morgen fand man den Hund todt neben der Kiste liegen. Offenbar hatte er sich an die Todeskammer der Schildkröte gemacht und versucht, sie herauszuholen, war aber durch die Gase betäubt und getödtet worden, die durch die Ritzen der Kiste drangen. Als man die letztere aufmachte, fand man die Schildkröte am Leben und bei bestem Wohlsein. Sie hat sich seither sichtlich erholt und wird jedenfalls bis zum Abschluß der Hundstage wieder völlig genesen sein.

— Feueranzünden beim Gewitter. Zwar gibt es abergläubische Menschen, welche beim Gewitter weder lesen noch schreiben, arbeiten oder des Nachts schlafen; in vielen Gegenden aber gilt das Feueranzünden als Mittel, um Blitzschlag abzuwehren. Die Annahme nun, daß durch Erzeugung von Rauch oder Verbrennungsgasen die Macht des Wetters gebrochen wird, ist nach neueren Forschern durchaus richtig und hat ihren Grund in der dadurch bewirkten Schwächung des Leitungswiderstandes der Luft. Jedes an der Erde entzündete Feuer, jeder Kamin, aus dem Rauch emporsteigt, sind langsam aber sicher wirkende Entlader der elektrischen Spannung. Die augenfällige, erst kürzlich durch die Statistik bewiesene Unverletzlichkeit der Fabrik-Schornsteine Blitzschlägen gegenüber ist jedenfalls ein sicherer Beweis dafür.

— Die Hauptsache fehlt. Der Magistrat zu Saalfeld hatte unterm 4. Juni eine Bekanntmachung erlassen, derzufolge am Freitag, den 7. Juli der Kirschenbehang auf dem „Steiger" meistbietend verkauft werden solle. Unterm 5. Juli mußte diese Bekanntmachung zurückgezogen werden, weil auf dem „Steiger" gar keine Kirschbäume mehr stehen.

— Das kleinere Uebel. „Papa, wenn Du mich den Arthur nicht heirathen läßt, dann wird er alle Schuld nur auf mich wälzen!" „Besser er wälzt auf Dich die Schuld, als auf mich seine Schulden;"

— Empfindlich. Sie: „Sieh nur, lieber Moritz, wie der Epheu dort an der Burgmauer so herrlich wuchert!" Er: „Bitte, Else, sprich mir nichts vom Geschäft!"

— Schmeichelhaft. Ein Vater macht seiner Tochter Vorwürfe, daß sie die Huldigung eines Herrn entgegennimmt. — „Aber Papa, was hast Du gegen ihn?" — „Ich finde ihn etwas dumm." — „Ich ihn nicht." — „Außerdem hat er es vermuthlich nur auf Dein Geld abgesehen." — „Da kann ich Dir das Gegentheil versichern. Er will mich nöthigenfalls auch ohne Mitgift heirathen." — „Dann ist er ja noch dümmer, als ich geglaubt habe!"

Sinnsprüche.

Kunst und Lehre gibt Gunst und Ehre.

* * *

Mußt du verpflichtet sein, so sei's dem Ehrenmann;
Denn schwer ist danken dem, den man nicht ehren kann.

* * *

Stunden der Noth vergiß, doch was sie dich lehrten, vergiß nie.

* * *

Traum und Begeist'rung sind nur süße Ahnung von drüben;
Wie ein nächtlicher Ton klingt sie nur leise von fern.

F. R. Hermann.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 162. Donnerstag, den 20. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

54 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Anna, Sie können wieder in Ihr Zimmer gehen,“ sagte Petronella zu dem Mädchen. „Sie hören, daß der Herr mit mir reden will.“

Die Magd entfernte sich eiligst.

„Und jetzt mein Herr,“ begann Petronella, indem sie ihren herausfordernden Ton noch immer beibehielt, „was woll Sie denn von mir?“

„Da muß ein Irrthum obwalten,“ sprach er. „Ich erinnere mich, Sie in der Stadt mit einer jungen Dame gesehen zu haben; ich glaubte, sie nenne sich jetzt Petronella. Ich bin gekommen, um mit ihr zu sprechen.“

„Kommen Sie herein!“ sagte Petronella, welche fürchtete, daß Lieschen erscheinen könne. Die treue Seele wollte ein Zusammentreffen mit ihr und Rudolf vermeiden. „Dann werde ich hören, was Sie mir zu sagen haben.“

Petronella führte Rudolf ins Bibliothekzimmer, aus welchem ein zweiter Ausgang nach dem Garten führte.

Während Petronella den jungen Mann zum Niedersetzen einlud, verschloß sie die Thür, um von Lieschen nicht überrascht zu werden.

Rudolf blieb mit dem Hute in der Hand stehen und rief bleich vor Erregung aus:

„Ich bin gekommen, Madame, um mit der jungen Dame zu sprechen, welche neulich mit Ihnen in dem Bilderladen war. Sehen muß ich sie!“

„Das weiß ich nicht,“ anwortete Petronella. „Erstens können Sie doch gar nicht wissen, ob sie in diesem Hause weilt!“

„Sie ist hier; ich bin ihr nachgefolgt, denn Sie haben Ihre Karte bei dem Händler gelassen, und so konnte ich Ihrer Spur folgen. „Und jetzt —“

„Und jetzt?“ fragte Petronella.

„Will und muß ich mit ihr sprechen!“ antwortete Rudolf ungestüm.

„Das ist unmöglich!“ erwiderte Petronella. „Ich bin mit der Lebensgeschichte des jungen Mädchens bekannt und werde sie vor den Verfolgungen ihres Gatten, der sie feigerweise verlassen hat, zu schützen wissen. Sie haben, als Sie hörten, daß sie todt sei, nicht einmal getrachtet, ihr ein ehrliches Begräbniß zu geben. Sie haben keinen Anspruch auf sie, da Sie selbst erklärt haben, daß sie nicht Ihre Gattin sei.“

„Lieschen hat Ihnen alles erzählt, sagen Sie?“ rief Rudolf aus. „Doch nicht alles, denn sie weiß es ja selbst nicht. Sie weiß nicht, wie viele Nächte ich schlaflos, voll Verzweiflung zugebracht, daß ich auf dem Punkte stand, meinem Leben ein Ende zu machen! Nur der Himmel allein kennt meine Gewissensbisse, meine unaussprechliche Angst! Wenn sie nur alles wüßte!“

„Sie weiß mehr, als Sie denken!“ sprach Petronella bedeutsam.

„Wie? Ich verstehe Sie nicht.“

„Fräulein Vogel hat unter diesem Dache eine Zufluchtsstätte gefunden, und so lange ich lebe, wird sie stets eine Freundin haben,“ sagte Petronella und bestärkte Rudolf absichtlich in der Meinung, daß sich Lieschen in abhängiger Stellung befinde. „Sie hat alle Martern des Lebens durchgemacht, nachdem Sie sie verlassen. Sie hungerte, war obdachlos, ohne Geld, ohne Freunde, und hinter einem Busche kauernd hat sie vernommen, wie Sie Ihr Herz einer anderen zu Füßen legten.“

„O mein Gott, ist es möglich?“ rief Rudolf in Verzweiflung aus. „Mein liebes, mein armes Lieschen! O, gnädige Frau, ich kann Ihnen alles erklären, was Ihnen sonderbar erscheint. Ich habe die Baronesse Engelbert niemals geliebt, wie ich Lieschen geliebt. Lieschen habe ich für todt gehalten und klagte mich als Urheber ihres frühen Endes an. Ich war in Verzweiflung und bat die Baronesse, mich vor mir selbst zu retten. Geliebt, innig geliebt habe ich nur Lieschen. Ich beschwöre Sie, mich mit ihr sprechen zu lassen. Sie wird mir glauben —“

„Darum dürfen Sie sie nicht sehen. Sie hat begonnen, wieder ein Interesse am Leben zu nehmen, und ihr Friede soll nicht wieder gestört werden. Sie sind ja verlobt —“

„Nein, das bin ich nicht!“ rief Rudolf lebhaft aus. „Und selbst wenn ich es wäre, würde ich jetzt, wo ich weiß, daß Lieschen lebt, die Baronesse Engelbert nicht heirathen. Mein Vater hat mir mit Gefängniß gedroht, wenn ich Lieschen nicht aufgebe, und versprochen, für sie zu sorgen. Ich gestehe es, ich bin feig. All mein Lebenlang hatte ich eine entsetzliche Angst vor meinem Vater; doch ich werde diese Furcht überwinden und künftig thun, was ich für recht halte. Lieschen liebt mich so wie ich sie liebe; wir sind beide arm, aber ich bin fest entschlossen, mir auf rechtliche Weise mein Geld zu verdienen, und will meine Gattin heimführen. Ich weiß, daß Sie nur eine schlechte Meinung von mir haben, gnädige Frau, und ich verdiene Ihr Mißtrauen, aber wenn Sie Lieschen zureden wollten, daß sie mir wieder vertrauen und zu mir kommen, würde ich Sie als meine Wohlthäterin segnen!“

Des jungen Mannes Demuth und inständige Bitte rührten Petronella; allein sie stählte ihr Herz gegen ihn und erwiderte:

„Es thut mir leid um Sie, Herr von Schwarz. Wenn Sie auch den festen Willen haben, Ihr Unrecht gut zu machen, so könnte doch Ihr Vater zu großen Einfluß über sie gewinnen; darum rathe ich Ihnen, zu Ihrer Baronesse zurückzukehren; es wird sich für Lieschen schon eine passende Partie finden!“

Eifersucht flammte in dem Herzen des jungen Mannes auf, und seine Augen starrten entsetzt auf Petronella.

„Sie darf nicht eher heirathen, als bis ich gestorben bin!“ rief Rudolf leidenschaftlich aus, „oder bis das Gesetz uns geschieden hat. Nur weil ich Lieschen für todt hielt, habe ich um die Baronesse geworben. Lieschen ist meine Gattin, und ich werde sie so nennen, bis sie selbst mir verbietet, ihr diesen Titel zu geben. Sollte sie einem anderen ihre Hand reichen, dann werde ich ihn tödten!“

Auf diesen Ausbruch der Eifersucht folgte ein Augenblick höchster Verzweiflung.

„Verzeihen Sie mir,“ sprach er dann demüthig; „ich darf ja Lieschens Entschluß nicht hindern; habe ich doch ihre Liebe verwirkt! Sie kann mir wohl nicht vergeben! Wenn sie mich verläßt, dann bin ich verloren, und wenn sie mir verzeihend wieder die Hand reichen will, werde ich ihr Sklave sein. Wollen Sie ihr denn kein Wort von mir ausrichten? O, sagen Sie nur ein Wort!“

Petronella glaubte einen leichten Tritt auf dem Gange zu hören.

Sie horchte, und dann sagte sie:

„Ich kann ihr nichts von Ihnen ausrichten und beschwöre Sie, Fräulein Lieschen in Frieden zu lassen. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie sie unter diesem Dache nicht sehen können!“

„Wie unbarmherzig entscheiden Sie über das Glück eines Nebenmenschen!“ rief Rudolf verzweifelt aus. „Kann ich sie nicht wenigstens in Ihrer Gegenwart sprechen?“

„Nein, auch das nicht. Sie haben dieses Gespräch schon zu lange ausgedehnt, mein Herr. Befolgen Sie meinen Rath und gehen Sie zu Ihrer Baronesse zurück. — Jetzt muß ich Ihnen guten Abend sagen, Herr von Schwarz!“ fügte sie hinzu. „Bitte, kommen Sie hier hinaus durch den Garten!“

Bei diesen Worten öffnete Petronella die Thür, welche nach dem Garten führte.

Der Wind verlöschte beinahe die Lichter im Bibliothekzimmer.

Petronella sah so ernst und streng aus, daß Rudolf nicht zu zögern wagte.

Ohne Murren gehorchte er; nur warf er ihr einen vorwurfsvollen Blick zu, als er im Dunkel der Nacht verschwand.

Eine Minute später hörte Petronella den Wagen davonrollen, der ihn gebracht hatte.

„Ob ich recht gethan habe?“ murmelte sie, als er verschwunden war und sie die Gartenthür schloß. „Ich habe eine große Verantwortung übernommen, indem ich über das Geschick meiner jungen Herrin verfügte. Jetzt wünsche ich beinahe, daß ich ihn zu ihr geführt hätte. Aber sie ist so jung, so mitleidig; sie hätte ihm dann verziehen. Seine Augen werden mich überall hin verfolgen; er sah aus wie einer, der zum Richtplatz geführt werden soll.“

In diesem Augenblicke versuchte jemand die Thür des Zimmers zu öffnen, und gleich darauf wurde ungestüm geklopft.

„Petronella!“ rief Lieschen außerhalb. „Lassen Sie mich hinein!“

Petronella beeilte sich, den Riegel zurückzuziehen, und öffnete.

Lieschen trat hastig ein.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Lieblingslieder.

1.

„Wohlauf noch getrunken, den funkeln-
n Wein!

Wer, wenn er Student war, hat es nicht mit-
ungen, zumal wann am Ende des Semesters der
hliche Kreis in die Brüche ging, in dem man ein
ück goldener Jugendzeit verlebt hat. Daß es Ju-
ius Kerner, der spätere Oberamtsarzt von Weins-
:g, ersonnen hat, ist bekannt. Wann und wo er es
dichtet hat, zu erfahren, interessirt vielleicht Den
id Jenen, der manchmal schon einem scheidenden
:eund zum Valet das Juvivallera hat erschallen
ssen.

Der Dichter erzählt die Gelegenheit der Entstehung
einem Briefe an Ludwig Uhland, der „Stuttgart,
lärz 1809" datirt ist. Um diese Zeit verließ Kerner
ich beendigtem Studium Tübingen, von Uhland ein
tück Weges geleitet. Er berichtet:

„Ich schlenderte, als Du mich verlassen, so meinen
ang weiter im Zickzack . . . und dichtete auch wirk-
h ein Wanderlied . . . Das Lied hatte bald darau
is Glück, noch ehe ich Stuttgart erreichte, von einem
indwerksburschen gekrönt zu werden. Es heißt so:

> Wohlauf noch getrunken,
> Den funkelnden Wein ꝛc.

Die Abschrift im Briefe entspricht genau dem jetzt
ingbaren Texte. Nur in der letzten Strophe findet
h eine Variante. Sie lautet hier:

> Und Liebe, die folgt ihm,
> Dem Herzen verwandt;
> So wird ihm zur Heimath
> Das ferneste Land.

„Zu Ensterdingen bei Stuttgart", fährt Kerner
rt, „schrieb ich es im Wirthshause für die Langeweile
if und als ich weiter ging, sang ich es auf der
traße vom Blättchen nach eigener Melodie ab. Da
im ein Handwerksbursche die Straße her, der lief
if mich zu und bat mich sehr höflich, „doch ihm dies
ied zu geben." Da vergaß ich, daß es noch nicht
efeilt war und gab es vor den zehen Jahren der
eilung (Fäulung) in die Welt hinaus."

Das Lied hat also unmittelbar nach seiner Ent-
ehung seine Zündkraft und Volksthümlichkeit bewährt
nd sie bis heute erhalten. Manches andere ist in-
vischen gekommen und gegangen, das Kerner'sche
Wanderlied" ist jugendfrisch geblieben und wird es
och lange bleiben, trotz „Moderne".

M.

Mannigfaltiges.

— Daß Tauben Hühnereier ausbrüten, ist ein äußerst seltenes Vorkommniß, da, abgesehen von dem Unterschiede in dem Größenverhältniß der bezüglichen Eier, auch die Brütezeit der beiden Vogelgattungen wesentlich von einander abweicht. Denn während die Durchschnittsbrütezeit der Tauben 17 Tage beträgt, beläuft sie sich bei den Hühnern auf 22 Tage. Das „Berl. Tagebl." berichtet: Herr Restaurateur Pollin, Inhaber der alten Weißbierkneipe von Schwede in der Marktstraße in Berlin, hielt in seinem Keller ein Paar Tauben, sogenannte Flüchter, und machte die unangenehme Beobachtung, daß die Taube zwar täglich stundenlang auf dem Neste saß, aber niemals ein Ei legte. Um nun dem offenbar vorhandenen Brütedrange Rechnung zu tragen, belegte er das Nest mit zwei Hühnereiern mittlerer Größe und beobachtete das Verhalten der Tauben. Diese zeigten sich Anfangs mißtrauisch, übernahmen aber dann abwechselnd mit großem Eifer das Brutgeschäft. Da die beiden großen Eier von den Tauben nicht genügend bedeckt werden konnten, stellte sich nach acht Tagen heraus, daß eins derselben unbrauchbar geworden war, weßhalb es beseitigt wurde. Das zweite wurde dann von den Brütern gepflegt über die üblichen 17 Tage hinaus bis zum einundzwanzigsten Tage. Jetzt begann das Küken zu „picken"; da aber in Folge der unprogrammmäßigen Länge des Brutgeschäfts die Taubeneltern in ihrer Fürsorge zu erlahmen schienen, wurde dem Entwicklungsgange des Nesthäkchens durch Herrn Pollin dadurch nachgeholfen, daß er die Eierschale vorsichtig eindrückte und so dem jungen Thierchen das Ausschlüpfen erleichterte. Dieses war jedoch jedenfalls in Folge mangelnder Wärme so schwach, daß es keinen Ton hervorzubringen vermochte. Noch schöpften die Pflegeeltern keinen Verdacht, denn sie suchten eifrig das Nest auf, um für die erforderliche Wärme zu sorgen. Nach einiger Zeit aber ertönte ein lustiges Piepen und sofort veränderte sich die Situation völlig. Die alten Tauben fliehen das Nest und beobachten von Ferne den Wechselbalg. Je lauter das Piepen wird, je weiter ziehen sie sich zurück, um schließlich die erste Gelegenheit zur Flucht aus dem Keller zu benützen. Fast zwei Tage hielten sie sich auf den umliegenden Dächern auf, kehrten aber nicht wieder zurück. Der junge Hahn vermißt seine Adoptiveltern nicht. Er ist jetzt zehn Tage alt und sucht in der Stube und im Garten fleißig nach Leckerbissen. Er hat sich in der kurzen Zeit zum Liebling der Gäste aufgeschwungen.

— **Die Wahrsagerin wird es wissen.** Eine Modistin der Avenue de l'Opéra in Paris machte dieser Tage die unangenehme Entdeckung, daß hr Portemonnaie, in dem sich eine bedeutende Summe Geldes befand, verschwunden war. Sie befragte die 16 Arbeiterinnen, die bei ihr beschäftigt sind, ob sie etwas über den Verbleib der Geldtasche wüßten, doch alle betheuerten, daß sie das Portemonnaie weder gesehen noch berührt hätten. Mme. D . . . wollte sich schon auf den Weg zur Polizei machen, als ihr eine ganz besondere Idee kam, deren Wirkung sie zu erproben gedachte. Sie sagte ihren Gehilfinnen, daß sie zwar davon absehen wolle, eine allgemeine Untersuchung der Kleidertaschen vorzunehmen, doch müsse jedes junge Mädchen sich eine kleine Strähne ihres Haares abschneiden lassen. „Dieses Haar," erklärte die Modistin, „werde ich einer Somnambule bringen, und die wird mir schon den Namen der Schuldigen nennen." Allen anwesenden Näherinnen wurde nun die verlangte Haarprobe abgeschnitten. Die meisten ließen es lachend geschehen, einige dagegen thaten es nur widerwillig. Jede Probe wurde vorsichtig in ein besonderes Papier gewickelt, das man mit dem Namen der betreffenden Besitzerin des Haares versah. Mme. D . . . trug die Päckchen persönlich zu der geheimnißvollen Frau. Aber schon am Abend desselben Tages, bald nach Schluß des Ateliers, wurde der Bestohlenen ihr vermißtes Eigenthum vom Portier des Hauses übergeben. Der Mann sagte aus, daß ein unbekannter Knabe ihm das Portemonnaie mit der Weisung, es Mme. D . . . zuzustellen, eingehändigt habe. Die kluge Kleiderkünstlerin ist nun freilich sehr stolz auf ihre herrliche Idee, dennoch hätte sie gern erfahren, wer die Diebin gewesen ist.

— **Vom General Galliffet** kursirt in Paris eine hübsche Anekdote, welche die Schlagfertigkeit und den Humor des als muthigen Soldaten fast gefürchteten neuen französischen Kriegsministers bezeugt. Das Debut des Ministeriums Waldeck-Rousseau vor der Kammer gab bekanntlich Anlaß zu einer recht stürmischen Sitzung. Die Hauptangriffe galten dem Kriegsminister. Galliffet, der nicht sprechen sollte, saß gelassen auf der Ministerbank. Ab und zu nur erkundigte er sich bei seinen Kollegen nach den Namen der Hauptschreier, die er sich sogleich notirte. „Was thun Sie denn da?" fragte ihn einer der Minister. — „Sie sehen es ja!" erwiderte dieser, „ich notire mir die Namen dieser Herren!" — „Weshalb denn? Etwa, um sie erschießen zu lassen?" — „Nein, um sie zum Abendessen einzuladen!"

— **Nichts Neues unter der Sonne** — diesem weisen Wort sollen nun auch die Röntgenstrahlen zum Opfer fallen. Im 31. Jahrgang der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" in Nr. 234 vom 23. November 1846 (!) findet sich nämlich auf Seite 938 folgende Notiz: „Der menschliche Körper durchsichtig. Der griechische Physiologe Eseltja hat dem „Athenaeum" zufolge der Akademie der Wissenschaft in Paris die Anzeige gemacht, daß es ihm gelungen sei, mit Hilfe des elktrischen Lichtes durch den menschlichen Körper zu sehen. Er behauptet, selbst Krankheiten im Innern der Eingeweide gesehen zu haben, der Verdauungsprozeß, der Blutumlauf, die Bewegung der Nerven, dies Alles ward dem Herrn Eseltja sichtbar. Wenn dieses Anthroposkop — so nennt er seine Erfindung — nicht ein bloßer „Puff" ist, so wird das alte Sprichwort zu schanden, welches da sagt, man könne Niemandem ins Herz sehen. Herr Eseltja kann Herz und Nieren prüfen."

— **Telephonischer Gottesdienst.** In London hat der Fernsprecher wiederum eine neue Einrichtung gezeitigt, die allerdings von Bellamy vorausgesagt worden ist. Die dortige Elektrophon-Gesellschaft hat in allen großen Krankenhäusern der Stadt in den Krankensälen Elektrophone aufgestellt, die es den Kranken ermöglichen, von ihrem Lager aus den morgendlichen und abendlichen Gottesdienst anzuhören. Die Gesellschaft hat die ganze Einrichtung und den Anschluß kostenlos übernommen. Von ärztlicher Seite wird diese an sich dankenswerthe Stiftung nicht ganz ohne Vorbehalt angenommen, vielmehr die Bedingung daran geknüpft, daß für jeden Kranken ein besonderes Hörrohr beschafft werden müsse, weil durch den Ausgang der Schallwellen von einer gemeinsamen großen Telephonmündung an der Wand schwerkranke Patienten geradezu ungünstig beeinflußt werden könnten.

— **Eine neue Ballonfahrt zum Nordpol?** Wie die „Gaea" erfährt, trägt man sich in Paris mit dem Plane, eine Ballonfahrt nach dem Nordpol zu unternehen. Wie Dr. Ekholm, welcher von der André'schen Ballonfahrt bekanntlich zurücktrat, erklärt, ist nämlich das Fehlschlagen der André'schen Unternehmung auf die falschen meteorologischen Voraussetzungen im arktischen Gebiete zurückzuführen, was sich besonders durch die Aufzeichnungen der im vorigen Monate aufgefundenen Schwimmboje von André ergibt. Auf Grund der neuen Erfahrungen soll nunmehr die neue Expedition versucht werden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 163. Freitag, den 21. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

55 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Ihr dunkles Gesichtchen glühte; ihre Augen sprühten Feuer, und ihre Brust hob sich ungestüm. In einer Hand hielt sie einen Herrenhandschuh, den sie eben am Boden gefunden hatte.

Ihre Blicke schweiften rasch durchs Zimmer, und sie war enttäuscht, als sie es leer fand.

„Eben hörte ich einen Wagen fortfahren, Petronella!“ rief sie aus. „Wer ist denn hier gewesen?“

„Es wird der Wind gewesen sein, Fräulein,“ antwortete Petronella, indem sie über die Lüge erröthete.

„Nein, ich habe einen Wagen fortfahren hören, und das habe ich auf dem Vorplatze gefunden. Petronella, es ist der Handschuh eines Herrn. Wer war es denn?“ rief Lieschen aus.

„Der wird dem Verwalter gehören,“ antwortete Petronella.

„Nein,“ erwiderte Lieschen aufgeregt, sie sah in diesem Momente so schön aus; „der Verwalter trägt so elegante Handschuhe nicht. Der Handschuh ist parfümirt, und hier ist auch ein vergoldeter Knopf, wie Rudolf ihn zu tragen pflegt. Er ist hier gewesen!“

Lieschen merkte an der Röthe, welche Petronella's Wangen bedeckte, daß sie richtig gerathen hatte.

„Er ist uns aus der Stadt hierher gefolgt!“ rief Lieschen aus, wobei ihre Augen wie zwei Sonnen glänzten. „Er liebt mich noch, er muß mich noch lieben, sonst wäre er mir nicht bis hierher gefolgt!“

„Das hat er auch gesagt, Fräulein Lieschen,“ entgegnete Petronella.

„Aber warum blieb er denn nicht so lange hier, bis ich kam? Wollte er denn nicht mit mir sprechen? Warum haben Sie mich nicht gerufen? Vielleicht will er für mich alles aufgeben, denn er glaubt, ich sei noch immer arm!“

„Das wollte er auch!“ sagte die ehrliche Petronella. „Er glaubt, daß ich Fräulein Weber bin und Sie Frau Petronella, meine Gesellschafterin. Er sagt, daß er Sie liebt und als seine Gattin mitnehmen will; aber er ist ja so unstät und feig, und ich wünsche, daß Sie eine gute Partie machen, denn Sie sind hübsch und besitzen ein beträchtliches Vermögen. Darum, Fräulein Lieschen habe ich ihn wieder fortgeschickt!“

Das bedauernswerthe Mädchen starrte ihre Gesellschafterin mit weitgeöffneten Augen an; dann brach sie in Jammertöne aus:

„Ach, Petronella, Sie haben es gut mit mir gemeint, das weiß ich, — aber — Sie haben mir das Herz gebrochen!“

Mit diesen Worten und einem lauten Schrei sank Lieschen ihrer treuen Petronella ohnmächtig zu Füßen.

25. Eine Ueberraschung.

An einem sehr stürmischen Abende saß der Advokat Brunner in seinem Arbeitszimmer.

Der Eingang zu diesem Zimmer ging direkt von der Straße aus.

Seine Familie war längst zu Bett gegangen, und der Zeiger der Uhr wies schon auf elf.

Die Fensterläden waren geschlossen; dennoch war das Tosen des Windes in der Stube vernehmbar.

„Dieses schreckliche Wetter!“ seufzte der Advokat. „Ich habe ein so eigenthümliches Gefühl, als ob sich etwas ereignen würde.“

Unruhig rückte er auf seinem Stuhle hin und her, dann lehnte er sich wieder zurück.

Jetzt schlug die Uhr in seinem Arbeitszimmer die volle Stunde.

Ehe noch der letzte Schlag verklungen war, vernahm man Tritte auf der Straße, als ob jemand mit dem Sturme kämpfe.

„Das ist irgend ein armer Kerl, der kein Heim hat,“ dachte der Advokat Brunner; „sonst wäre er um diese Zeit und bei einem solchen Sturme nicht auf der Straße.“

Die Tritte kamen näher und näher. Endlich hielten sie vor den Stufen, die zu der Arbeitsstube des Ad-

vokaten führten und langsam stiegen sie hinauf bis an die Thür.

„Wer kann denn um diese Zeit noch kommen?" murmelte Brunner. „Wohl irgend ein Vagabund, der sich auf meine Treppe legen will, um zu schlafen. Oder ist es ein obdachloser Wanderer, der das Licht durch die Fensterläden schimmern sieht und mich um eine Gabe bitten will?"

Es schien auch, als wenn letzteres der Fall wäre, denn plötzlich klopfte es leise und zaghaft an der Thür.

Advokat Brunner zögerte.

Er war kein furchtsamer Mann, aber er dachte, es könnte ein verzweifelter Obdachloser oder ein Dieb sein.

Jetzt klopfte es wieder leise.

Er erhob sich, nahm von seinem Pulte eine geladene Pistole und steckte sie in seine Brusttasche. Dann ging er zur Thür, schloß auf, öffnete halb und blickte hinaus.

Auf der Treppe stand ein Mann in einem dicken, langen Ueberrocke, dessen Kragen über die Ohren aufgeschlagen war. Ein Schlapphut war tief ins Gesicht gezogen, und der Advokat konnte nichts von seinem Gesichte sehen.

„Wer ist da?" fragte der Advokat.

„Ein alter Freund," lautete die heiser geflüsterte Antwort. „Ich muß mit Ihnen sprechen. Lassen Sie mich hinein, Brunner!"

Dieser trat unwillkürlich zur Seite, um den Fremden einzulassen.

Derselbe schritt mit gebieterischer Geberde herein und schloß ruhig die Thür hinter sich zu.

Der Advokat erfaßte seine Pistole.

„Wer sind Sie?" fragte er. „Was wollen Sie?"

Der Fremde nahm seinen Hut ab, und ein edel geformter Kopf mit grau melirtem Haar wurde sichtbar.

Dann streifte er langsam seinen großen Kragen herunter und stellte sich vor den Advokaten hin.

Brunner's Hand sank nieder.

Mit einem kurzen, erstickten Aufschrei wankte er nach einem Stuhle, während seine Augen starr auf den Fremden geheftet waren.

„Mein Gott!" rief er mit kreideweißen Lippen. „Baron Engelbert!"

Der Baron Engelbert — denn er war es in der That, der nach langer Abwesenheit wieder zurückgekehrt war — lächelte mit seinem früheren sonnigen Lächeln und reichte dem Advokaten die Hand.

„Baron Engelbert —" wiederholte Brunner, die Hand nicht ergreifend, „welcher — welcher gestorben —"

„Mein lieber Brunner, ich kann Ihnen die besten Beweise geben, daß ich nicht gestorben bin," sagte der Baron fröhlich lachend. „Sie sehen mich an, als ob Sie ein Gespenst sähen. Hier greifen Sie meine Hand an! Ist dies nicht wirkliches Fleisch und Blut? Lieber Brunner, alter Freund, Ihr Zweifel an meiner Identität schmerzt mich."

Brunner starrte noch immer ungläubig auf seinen alten Freund und Klienten. Er konnte die erfreuliche Wahrheit nicht fassen.

„Ich — ich muß träumen!" murmelte er. „Ich hatte heute Abend ein so sonderbares Gefühl. Ich —"

Der Baron näherte sich ihm, zog seinen Handschuh aus und legte seine Hand auf die des Advokaten.

„Was?!" rief der Baron. „Glauben Sie an Gespenster, mein Freund? Ich hätte nicht gedacht, daß ein so vernünftiger Mann wie mein Freund Brunner so furchtsam sein kann. Ich bin nicht gestorben, aber ich bin so lange gefangen gewesen und fand erst jetzt eine Gelegenheit, zu entkommen. Jetzt kennen Sie mich doch und sehen, daß ich kein Gespenst bin?"

Brunner erhob sich von seinem Stuhle, immer noch bleich und am ganzen Körper zitternd, aber eine unaussprechliche Freude strahlte auf seinem Gesichte.

„Ja, es ist der leibhaftige Baron Engelbert!" rief er aus, „derselbe, den wir als todt betrauert haben! Dies ist eine Freude!"

Er ergriff des Barons Hand und lachte und weinte zugleich. Die Freude schien ihn zu überwältigen.

Der Baron hielt die zitternde Hand seines Freundes einige Minuten fest in der seinigen, während kein Wort gesprochen wurde. Ihre Herzen waren zu voll.

Brunner zog den Baron Engelbert zum Ofen, half ihm seinen Ueberrock ausziehen und schob ihm den großen Lehnstuhl hin.

Dann zog er einen Sessel neben den des Barons und fragte mit zitternder Stimme:

„Sind Sie schon auf Schloß Engelbert gewesen, Herr Baron?"

„Nein, noch nicht. Sie werden doch nicht glauben, daß ich mein Heim so schnell wieder verlassen würde, wenn ich dahin gegangen wäre! Ich bin erst vor einer Stunde hier angekommen. Ich sah Ihr Licht durch die Fensterläden schimmern. Wenn ich es auch nicht gesehen hätte, ich würde Sie doch aufgeweckt haben. Ich wünsche, daß Sie mit mir nach Schloß Engelbert gehen, um meine Gattin und Tochter auf die Ueberraschung vorzubereiten. Sie wären durch mein Er-

scheinen beinahe vom Schlage gerührt worden. Ich darf nicht unangemeldet vor die Meinigen hintreten."

Der Advokat Brunner zitterte und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Serbische Hofgeschichten

werden in einer jüngst erschienenen Broschüre erzählt, die „aus den neuesten Hof- und Staatsgeschichten Serbiens" den Nachweis zu führen sucht, daß das Ende der Dynastie Obrenowitsch gekommen ist. Von besonderem Interesse ist darin, was über die Person des jungen Königs und über das Leben bei Hofe erzählt wird. Ob das Berichtete Alles wahr ist? Oft werden doch starke Anforderungen an Gutgläubigkeit des Lesers gestellt . . . Nachdem die Schrift zunächst den jungen Alexander als einen geistig und körperlich durch die lasterhafte Schuld seiner früheren Umgebung gänzlich zusammengebrochenen Menschen geschildert hat, beschreibt der Verfasser ein Galaessen bei Hofe, dem er als Eingeladener beiwohnte und erklärt u. A. als Augenzeuge Folgendes gesehen zu haben:

„. . . Der junge König hatte wenig gegessen, er schien ungemein geniert und beengt, offenbar deshalb, weil er seiner gewöhnlichen Art und Weise zu essen Angesichts der (diplomatischen) Gäste Zwang anthun mußte. Man sagte mir, der junge König esse, wenn er allein sei, mit den Fingern und es nähme die Unappetitlichkeit seines Speisens in erschreckendem Maße zu. Dem Weine hatte der König dagegen stark zugesprochen, mit eilender Hast stürzte er ein Glas nach dem anderen herunter und sein Kammerdiener, Karl Schneider, ein Deutscher, zögerte bereits die längste Zeit, ihm wieder einzuschenken. Allein das nunmehr geröthete Gesicht des Königs legte sich in ernste Falten, unwillig blickte er sich nach seinem Kammerdiener um, der hinter seinem Stuhle stand und nur ihn allein bediente. Es schien auch, als ob er dem zögernden Diener leise Schimpfworte zurief, wodurch sich dieser dann wieder bewogen fühlte, dem Könige frisch einzuschenken. Endlich war die Tafel aufgehoben. Der König sollte Cercle halten und Kaffee und Zigaretten sollten gereicht werden. Letzteres geschah pünktlich, allein wie sollte der weinschwere, geistig ohnedem zerrüttete König eine Unterhaltung führen? Ich glaube, daß er in jenem Augenblick, mit Ausnahme seines Kammerdieners, keinen Menschen erkannt hätte. Stumpfsinnig, in sich gekehrt, mit offenem Munde, zu dessen beiden Seiten der Speichel in langen dünnen Fäden heraussickerte, saß der König da und seine Adjutanten bemühten sich in möglichst unauffälliger Weise, um ihn zum Schlafengehen zu veranlassen. Endlich erhob sich der König denn auch und verließ, ohne sich nach seinen Gästen umzusehen, das Zimmer. . . ."

Früher sei der junge König ein frischer schöner Jüngling gewesen, jetzt wäre er ein aufgedunsener Fettklumpen und so kurzsichtig, daß er über das kleinste Hinderniß stolpere und gelegentlich auf allen Vieren in seine Equipage krieche. Die Schilderung eines Hofballes aus der Zeit, als noch die Königin-Mutter Natalie ihren königlichen Sohn und die Regierung gängelte, während der König-Vater Milan in Paris in anstrengenden Vergnügungs-Feldzügen das Fett des Landes verzehrte, enthält u. A. folgende Lieblichkeiten:

„Die große Stunde naht: Der „Hof" hält seinen Einzug. Der junge König in rother Generalsuniform, von zwei Adjutanten begleitet, führt die Königin-Mutter am Arm — damit ist der Einzug des Hofes vollendet. Ein helles, strahlendes Lächeln liegt auf dem noch immer schönen Antlitz der Königin und neben dem gebückten König mit der gleichgültigen greisenhaften Physiognomie erscheint die Königin doppelt frisch und begehrenswerth, kein Mensch würde sie für die Mutter ihres Sohnes halten, weit eher für die Frau oder die jüngere Schwester, wenn man es eben nicht besser wüßte. Die Augen Aller haften auf der reizenden Erscheinung der Königin, die aus den bewundernden Blicken der ganzen Gesellschaft sofort erkennt, daß sie an Schönheit und Anmuth Alle überstrahlt.

Diese seltsame Frau, deren Aeußeres ebenso schön, als ihr Inneres schwarz und häßlich ist, geräth sofort in eine heitere, übermüthige Laune, für Jedermann hat sie ein freundliches, von bestrickendem Lächeln begleitetes Wort, sie tanzt mit Verve und lenkt alle Aufmerksamkeit auf sich, so daß man ihres schwerfälligen Sohnes, der mit verdrossener Miene umherhockt, gänzlich vergißt.

Madame Konstantinovic, die eine Rivalin der Königin war und einstmals auch nach der Hand des Fürsten Milan geschielt hatte, bebte vor Wuth, als sie sich von der Königin so gänzlich in den Schatten gestellt sah. Als die Tochter eines reichen Triester Häringshändlers konnte auch sie gleich der Königin für dieses Ballfest sich rüsten und mit seltenem Schmuck behängen, allein sie war abermals der Königin unterlegen und mußte nun auch noch die spöttischen Blicke der anderen Damen ertragen.

Ihr Gemahl, der feiste Kommandant der königlichen Leibgarde, der vor einigen Jahren vom König Milan aus dem militärischen Dienst gejagt, von der radikalen Herrschaft aber wieder in Gnaden aufgenommen worden war, strengte sich an, die Mienen und Manieren hocharistokratischer Offiziere nachzuahmen, allein bald rutschte er auf dem Parkett und gerieth in Gefahr, zu fallen, bald verwickelte er seine Sporen mit der Schleppe seiner Dame und fluchte jedesmal: „O, jebemti Boga!" Ein, wie der Verfasser hervorhebt, ungemein ordinärer Fluch, der sich aus sittlichen und religiösen Gründen deutsch gar nicht wiedergeben lasse."

Eine Gruppe älterer Exzellenzen und Politiker aus der serbischen Hofgesellschaft stand in einer Ecke des königlichen Ballsaales politisirend zusammen, wobei einer der hohen Würdenträger — der Verfasser verschweigt die Namen nicht — sobald er seine Reden geschlossen hatte, sich räusperte und würdevoll auf das glänzende Parkett spuckte, um sodann mit gleicher Würde seinen Auswurf mit der Sohle des rechten Fußes zu einem mächtigen Fleck zu verreiben.

„. . . Die junge Welt — so heißt es dann weiter — hatte inzwischen dem Tanze in einer unheimlichen Weise gefröhnt. Fräulein Oreschkovic, eine hochbusige, viel umwobene Schönheit, flog keuchend von einem Arm in den andern und rief ihrem neuen Tänzer regelmäßig zu: „Bogami, ich kann nicht mehr, je bemti Boga, ich bin müde!"

Lächelnd neigte sich der Tänzer bei diesen „feschen" Aeußerungen seiner Dame und die ganze Gesellschaft hörte ruhig diesen gemeinen Fluch, für den die deutsche Kultursprache nicht einmal die Worte hat, um ihn richtig zu übersetzen, aus dem Munde eines Weibes an!

Je länger der Tanz währte, desto gemüthlicher wurde es. Die Herrschaften vergaßen ganz, daß man „bei Hof" tanze, es erklangen schließlich die wirren Klänge des serbischen Nationaltanzes und die gesammte hoffähige Welt trampelte nunmehr einen „Kolo" nach dem andern, einen Tanz, der viele Aehnlichkeit mit den Tänzen der meisten Negerstämme hat.

Die junge Herrenwelt wurde nun ungenirt, und nachdem sie sich zunächst an Zotenreißen genügen ließ, ging sie späterhin zu handgreiflichen Attacken über und das Gequicke der nationalen Musik wurde zeitweilig von dem Kreischen einer etwas zu derb angefaßten Dame übertönt.

Der König hatte sich Anfangs mehrmals am Tanze betheiligt. Die Königin hatte ihn nämlich umfaßt und mit ihm einige Male durch den Saal gewalzt, als gute Tänzerin war es ihr leicht, den König zu di[rigiren]. Weniger taktfesten Tänzerinnen, mit denen di[e] Majestät späterhin auch ein Tänzchen versuchte, tr[at] er auf die Füße und Schleppen, so daß er den Ta[nz] schließlich Tanz sein ließ und lieber Cercle hielt, d[as] heißt, stumpfsinnig herumhockte.

Dann schlich er sich an das Büffet, wo man i[hn] in weinschwerer Stimmung fand, lallend summte [er] ein Lied, steckte die Zunge auf alle heraus, die ih[m] nahe kamen und krächzte allerlei unverständliches Zeu[g]. Angesichts dieser Haltung „Sr. Majestät des alle[r]gnädigsten Königs und Herrn" sah sich der „Hof" g[e]nöthigt, sich zurückzuziehen.

Am Arme des lallenden Königs, den die König[in] mit eisernem Griff aufrecht hielt, verließ der Hof d[en] Saal, der sich auch bald leerte und hinter dem letzt[en] Ballgast der Königin schloß. Am andern Tage ve[r]öffentlichte das Belgrader Amtsblatt die Verlustlis[te] dessen, was am Hofball verloren wurde. Es ist übe[r]aus charakteristisch, was die Ballgäste des serbisch[en] Königshofes verlieren; die Verlustliste wies auf: Ein[en] Damenhandschuh, eine leere Geldbörse, einen Ma[n]schettenknopf, einen Zylinder und ein — Dame[n]mieder! . . ."

— Im Wohlthätigkeitsbazar. „Nehmen Sie ei[ne] Düte Pralinés mit, Herr Leutnant, kosten ist erlaubt." — „U[nd] wie theuer würden Sie im Interesse der Armen einen Kuß ve[r]kaufen?" — „Für hundert Mark!" — „Hm, auch kosten erlaubt[?"]

— Mr. Neweb: „Wir wollen uns nicht weiter darüber zank[en] — aber ich mag von Deiner Kocherei nichts mehr essen." Mrs. Neweb (schluchzend): „Und Du — Du sagtest — Du ging[st] selbst in den Tod für mich!" — Mr. Neweb: „Aber, mei[ne] Theure, es gibt noch schrecklichere Dinge als der Tod.

Vor der Trennung.

Wie bald, wie bald, o Gott, wie bald:
Schon blinkt herauf das Abendroth,
Das Herz wird müde und dann kalt,
Es kommt die Nacht, es kommt der Tod:
Erhör mein Bitten.

Noch lieb ich dich so heiß wie einst,
Und du — hast du für mich nur Haß?
Du klagst mich an, dieweil du weinst;
Doch sei gerecht, bedenk auch das,
Was ich gelitten.

Noch ist es nicht zu spät, noch kann
Der Funke wieder Flammen sprühn:
O schüre ihn, o fach ihn an,
Laß unsere Liebe nicht verglühn,
Erhör mein Bitten.

Wilhelm von Lichtenow.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 164. Samstag, den 22. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

56 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Heute Abend wollen Sie noch gehen — in diesem Sturme?“ fragte er.

„Ja, ja. Was schadet mir der Sturm? Ich will die Meinigen noch heute Abend sehen. O Brunner, wie sehnte ich mich nach der Zeit, wo ich wieder nach Hause reisen konnte! In meiner Gefangenschaft dachte ich Tag und Nacht daran. Bald bin ich nun zu Hause! Mir ist es, als ob mein Herz vor Freude zerspringen wollte. Mein Heim! Meine Gattin! Mein Kind!“

Des Barons Gesicht strahlte vor Freude.

Brunner war sehr schmerzlich berührt.

„Ich habe Sorge getragen, daß niemand von meinem Auferstehen vom Tode erfahre,“ fuhr Baron Engelbert fort. „Ich kam unter dem Namen Heinrich Handler hierher. Die Meinigen werden höchst überrascht sein. — Kommen Sie, lieber Brunner!“

„Ich — ich würde Ihnen rathen, heute Abend nicht zu gehen,“ sagte Brunner mit schwacher Stimme.

Etwas in des Advokaten Stimme machte den Baron stutzig.

„Weshalb denn nicht?“ fragte er. „Ich — ich setze doch voraus, daß zu Hause alle wohl sind. Wie geht es Ottilie, Marie? Sprechen Sie!“

Der Advokat Brunner erhob sich und rang nervös die Hände.

Seine Todtenblässe erschreckte den Baron Engelbert.

Dieser erhob sich ebenfalls.

„Was ist es denn?“ fragte er leise. „Sie — sie sind doch nicht todt?“

„Nein, Herr Baron, nein!“

„Gott sei Dank! Sie haben mich erschreckt, lieber Brunner, ich kann jetzt alles ertragen, nun, da ich weiß, daß sie leben. Was ist denn geschehen? Es ist ihnen doch kein Unglück zugestoßen? O, sagen Sie nicht, daß meine schöne junge Gattin aus Gram über meinen vermeintlichen Tod wahnsinnig geworden ist!“

Der Advokat Brunner stöhnte laut.

„Nein, nein,“ sagte er, die Zähne fest zusammenbeißend und die Fäuste ballend, „das ist es nicht!“

„Was ist es denn? Sprechen Sie, um Gotteswillen! Die Ungewißheit tödtet mich!“

„Ich habe Ihnen eine schlechte Nachricht mitzutheilen, Herr Baron,“ sagte der Advokat zitternd. „Darf ich Ihnen ein Glas Wein anbieten?“

Der Baron Engelbert erfaßte des Advokaten Arm und heftete seine blitzenden Augen auf dessen Gesicht.

„Sprechen Sie!“ sagte er in heiserem Tone.

„Ich will es thun, wenn Sie sich niedersetzen wollen.“

Der Baron Engelbert sank still auf seinen Stuhl zurück.

„Die Baronin Engelbert —“ sagte Brunner, „die Baronin Engelbert — wie kann ich es Ihnen sagen, da Sie sie so lieben? — sie hat sich wieder verheirathet!“

Alle Farbe wich aus des Barons Gesicht, und er lag wie ohnmächtig in seinem Stuhle zurückgelehnt.

Der Advokat lief nach Wasser und benetzte des Barons Gesicht, während ihm selbst Thränen über die Wangen rannen.

Nach einer Weile kam der Baron wieder zu sich und blickte verwirrt umher.

„Wiederholen Sie, was Sie gesagt haben, Brunner,“ sprach er dann schwach. „Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Ich sagte, Herr Baron, daß die Baronin Engelbert sich wieder verheirathet hat.“

Der Baron stieß einen sonderbaren Schrei aus und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen!“ rief der Advokat. „Sie sind glücklich befreit von ihr. Sie ist eine herz- und gewissenlose —“

Der Baron erhob seine Hand.

„Schweigen Sie!“ bat er. „Sie thun mir weh,

Brunner. Sie hielt mich ja für todt, meine arme Ottilie! Wen — wen hat sie geheirathet?"

„Einen Spieler, einen Abenteurer, namens Karl von Schwarz," erwiderte der Advokat. „Die Frau, welche Sie geheirathet hatten, war Ihrer nicht würdig; sie war nichts als eine Abenteuerin!"

„Sie ist meine Gattin! Sie ist noch die meinige, wenn auch ein anderer Anspruch auf sie hat. Ich will nichts Unliebsames über sie hören!"

„Sie müssen es anhören, Herr Baron!" sagte der Advokat entschlossen. „Wenn Sie es nicht von mir hören, dann werden es Ihnen andere weniger schonend erzählen. Sie hat Sie nie geliebt; sie hat Sie nur geheirathet, um einen bösen Plan auszuführen —"

„Brunner!"

„Es ist wahr, — so wahr es einen Gott gibt!" rief dieser feierlich aus. „Die Baronin Engelbert — sie wird es wohl sein, da ihre Heirath sozusagen durch Ihre Rückkehr ungiltig geworden ist — die Baronin Engelbert war schon mit Karl von Schwarz verlobt, ehe sie Sie noch gesehen. Dies hat mir ihre Tante selbst gesagt."

„Das kann ich nicht glauben!" rief der Baron.

„Karl von Schwarz war arm, und Ottilie Hartwig war es auch. Sie waren ein reicher Wittwer. Also hatte Karl von Schwarz den Plan ersonnen, daß Ottilie Ihr Herz gewinnen und Sie heirathen sollte, und wenn sie sich dann wieder von Ihnen freigemacht haben würde, wollten sie sich heirathen."

„Das ist ja unerhört!" rief der Baron. „Brunner, man hat Sie getäuscht, Sie verleumden eine edle Frau."

„Hören Sie weiter!" fuhr der Advokat fort. „Gott ist mein Zeuge, daß ich glaube, ihre Gattin hat Sie mit der Absicht geheirathet, Sie zu vergiften!"

Der Baron Engelbert schüttelte den Kopf.

Diese Idee erschien ihm doch zu ungeheuerlich, um sie für wahr zu halten.

„Jene Szene am Meeresstrande auf Rügen war vorher geplant," fuhr der Advokat fort. „Sie erretteten die Dame vom Ertrinken, wie man von Ihnen erwartet. Sie setzten Ihre Bekanntschaft fort und heiratheten Sie. Sie gingen nach Tirol, und ich glaube, wenn Sie nicht fortgereist wären, würden Sie hier vergiftet worden sein."

Der Baron stöhnte.

„Und jetzt sind Sie auf Schloß Engelbert?" fragte er mit so veränderter Stimme, daß der Advokat sie kaum wiedererkannte.

„Nein, sie sind seit einem Monat weg."

„Können Sie diese Beschuldigungen gegen die Baronin Engelbert beweisen?" fragte der Baron. „Ich werde meine Gattin wieder zurücknehmen, wenn sie zu mir kommen will, und werde sie gegen die bösen Zungen vertheidigen."

„Haben Sie an dem Abende, seit dem Sie verschwunden waren, einen Brief geschrieben, worin Sie Ihre Tochter ermahnten, ihre Stiefmutter zu lieben und den Sohn Karl's von Schwarz zu heirathen?" fragte Brunner hastig.

„Nein. Wie sollte ich denn? Ich kenne ja weder Karl von Schwarz, noch seinen Sohn!"

Der Advokat ging nach seinem Pulte und nahm einen Brief heraus.

„Lesen Sie das, Herr Baron," sagte er, ihm den Brief gebend. „Die Baronin Engelbert hat der Baronesse Marie diesen Brief gegeben und ihr gesagt, daß dies Ihr letzter Brief an Ihre Tochter wäre, den Sie am Abende Ihres vermeintlichen Todes geschrieben hätten."

Der Baron Engelbert las den Brief bis zu Ende, und ein schrecklicher Ernst lag in seinen Zügen.

Die zärtlichen Namen, mit denen er seine Tochter anredete, sein eigenthümlicher Stil in diesem so geschickt gefälschten Brief, machten ihn stutzig.

„Diesen Brief habe ich nicht geschrieben," sagte er kurz. „Das ist eine Fälschung."

„Freilich, das wußte ich," erwiderte der Advokat. „Aber die Baronin hat ihn der Baronesse Marie als einen von Ihnen geschriebenen Brief gegeben."

„Wer ist jener Rudolf von Schwarz?" fragte der Baron.

„Ein charakterschwacher, aber guter junger Mensch, der Sohn eines Schurken und ein bereitwilliges Werkzeug in den Händen seines Vaters. Er liebt Fräulein Marie und hat ihr einen Heirathsantrag gemacht. Sie aber liebt den Grafen Hohenfels."

„Den Grafen Hohenfels? Meinen alten Schulkameraden?"

„Nein, seinen Sohn," antwortete der Advokat.

Der Baron Engelbert wurde todtenbleich. Der Brief, den er noch in seinen zitternden Händen hielt, war der Beweis von der Schlechtigkeit seiner Gattin, und er gewann die Ueberzeugung, daß er von einer gewissenlosen Frau grausam getäuscht worden sei.

„O, wäre ich doch gestorben!" stöhnte er.

„Nicht doch!" entgegnete der Advokat. „Hören Sie nur weiter! Können Sie noch einen Schlag ertragen?"

Der Baron Engelbert nickte; er war zu erschüttert, um sprechen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Heiteres aus dem Gerichtssaal.

(Nachdruck verboten.)

„In de Versohlanstalt laß ich Sie aber mein Lebtag mich nich mehr reinschicken mein gutester Herr Jerichtshof." Mit diesen Worten leitete die Ehefrau des Rohrlegers Töpke ihre Vertheidigungsrede ein, um sich von der Schuld des Hausfriedensbruches und der Sachbeschädigung rein zu waschen.

Vorsitzender: „Fassen Sie sich kurz und erzählen Sie uns den Hergang der Sache."

Angeklagte: „Also, es war Sie nu eben an einem Samstag Abend, als mei Trauchott, wie das kewehnlich an jedem Samstag so ist, so etwas angenebelt nach Hause kommt. Line, sacht er zu mir, ich heeße Sie nähmlich Karline, mit dem janzen Taufnamen Olga Karline Johanne, — also Line sacht er . . ."

Vors.: „Halten Sie sich nicht so lange bei der Vorrede auf, sondern kommen Sie zur Sache!"

Angekl.: „Also, Line sacht er, watch mensch's denn ob die Sohlen noch de neechste Woche halten werden, oder ob wir sie nicht lieber zum Schuster in de Versohlanstalt schicken wollen. Er wickelt mich also die Stiebels ein und schickt Sie mich damit in de Versohlanstalt, wo sie alle schon lachen, als ich Sie die Ladenthür aufmache. Na, Mutter Töpken, was bringen Sie denn da Scheenes, rufen alle wie aus einem Munde, es ist Sie doch keene Dynamitpombe nich?"

Vors.: „Frau, ich ermahne Sie zum letzten Mal, sich kurz zu fassen, sonst sehe ich mich gezwungen, Ihnen das Wort zu entziehen!"

Angekl. (weinerlich): „Nu schimpen Se man nich, hoher Jerichtshoff; ich will Sie mich ja jerne kurz fassen, aber es gehört Sie doch Alles dazu!"

Vors.: „Also fahren Sie nur fort!"

Angekl.: „Als ich Sie nun das Papier von de Stiebel langsam abmache, indem daß ich es nicht jerne zerreißen wollte, da es vom Leipziger Cheneralanzeiger war, hupsen mir da mitten aus de Stiebels zwei Frösche in's Gesicht, während Sie ein dritter mit dem linken Hinterbeen aus eenen Loch in der Sohle des rechten Stiebels janz jemiethlich herumangelt. Da ich Sie von Natur ziemlich furchtsam pin, pekomme ich Sie einen solchen Schreck, daß ich Sie die Stiebel janz entsetzt von mir werfe. Das Unjlück aber will nun, daß die Stiebel jrade auf eene Batterie gefüllter Pierflaschen fliegen, welche umfallen und die Hälse brechen, so daß Sie das janze scheene Pier, es war Sie jlaub' ich Dräsner Hofbrei in de Werkstatt rum fließt und ich Sie nasse Beene bekomme; ich hatte Sie nämlich nur meene Laatschen an. Nu wird Sie der Schuster aber saujrob. Ich lass' mir aper auch nichts jefallen; ein Wort jiebt sie das andere, bis der Schutzmann mann auf der Pildfläche erscheint und uns auseinander pringt. Zu meinem Traujott aber habe ich daheeme ortentlich gemuckst und ihm janz deutlich zu verstehen gejeben, daß ich seine Stiebel nich mehr nach die Versohlungsanstalt bringen werde."

Mit einem tiefen Seufzer hatte die Rednerin geschlossen, nachdem sie noch verschiedene Male mit ihrem Aermel laut und vernehmlich über die Nase gefahren war.

Das Urtheil des Gerichtshofes war in diesem Falle ein äußerst mildes, es lautete auf Freisprechung, da von dem Beschuldigten kein weiterer Strafantrag gestellt worden sei. Mit einem dankbaren Blick gegen den grünen Richtertisch verließ die Angeklagte darauf den Gerichtsraum.

Mannigfaltiges.

— Das Geheimniß einer Spielhölle Brüssel und Ostende sind bekanntlich im Königreich Belgien die Heimstätten der heimlichen und staatlich konzessionirten Spielhöllen. Das Wesen der Spielhöllen an und für sich ist ja bekannt genug, als daß es noch in dieser Beziehung irgend eines Hinweises bedürfte. Allein gewisse Spielhöllen, die neben ihrem heimlichen Charakter noch etwas spezifisch Grauenvolles haben und allen menschlichen Lastern zugleich gewöhnlich Unterschlupf und Versteck bieten, sind bisher noch immer nicht genügend an die Oeffentlichkeit gezogen worden. Eine Brüsseler Zeitschrift mit Temperenzleranstrich plaudert in einem ebenso flott wie interessant geschriebenen Feuilleton über verschiedene noch unbekannte Geheimnisse der belgischen Spielhöllen. Lassen wir dem belgischen Journalisten das Wort: „Durch eine niedere, unscheinbare Pforte tritt man in das verräucherte Lokal ein. Auf der rechten Seite liegen gewöhnlich die Spielzimmer, während auf der linken Seite die Chambres séparées gelegen sind, welche alten und jungen Eheleuten Gelegenheit zu pikanten têtes à têtes geben. Gewöhnlich befindet sich noch ein harmloses Café oder Restaurant im Erdgeschoß, in dessen weniger harmlosem Theile, allen profanen Augen verborgen, sich eine mit allem europäisch-asiatischen Komfort ausgestattete Opiumhöhle befindet. Je mehr man sich nun dem Himmel nähert, d. h. je höher man die Etagen des mit der Spielhölle verbundenen Hotels empor klimmt, desto höllischer und grausiger wird es. Hier oben logiren die Spieler: in der ersten Etage die vom Glück Begünstigten, in den

anderen Etagen die von Fortuna Verlassenen. Diese Zimmer sind wahre Teufelsmaschinerien in unkenntlichster Form; Decke, Fußboden und Bett sind mit einem äußerst fein komplizirten Mechanismus versehen. Der glückliche Gewinner legt sich spät Abends in die seidenen Kissen, um von neuem Gold zu träumen. Er schläft ein: da senkt sich ein Theil der Decke plötzlich herab; er will schreien, allein die Decke senkt sich tiefer und tiefer, bis er erstickt; alle seine Anstrengungen sind vergebens. Plötzlich senkt sich das Bett auch noch fahrstuhlartig in die Tiefe, wo es den Erdrosselten in ein Kellergewölbe hineinspedirt, in dem eine ganze Schaar von Leidensgenossen langsam vermodert. Das Geld nimmt der Wirth an sich." — Daß derartige Dinge Wahrheit und keine Hirngespinnste sind, beweisen am besten vielfache diesbezügliche Polizeiberichte.

— Rothe Nelken. Unter dieser Spitzmarke schreiben die „Münch. N. N.": „Meine Herren! Rothe Nelken, Soziblumen!" Mit diesen Worten boten gestern mehrere „Flora-Megären" des Hofbräuhauses zahlreichen Radfahrern, die sich am Platzl Rendezvous gaben, ihre Blumen pro Sträußchen um 15 Pfg. zum Kaufe an. Ein älterer, auswärtiger Herr, den es interessirte, zu erfahren, ob denn derartige Kinder — älter als 15 bis 16 Jahre sind einige dieser Mädchen thatsächlich nicht — überhaupt wissen, was „Sozi" heiße, fragte eine der betreffenden Verkäuferinnen einfach und bescheiden: „Sag' mal, was ist denn eigentlich ein Sozi?" — „Ja dös woaß i net, aber mei' Vata is oana und mei' Schatz aa!!" war die nicht höfliche, aber desto mehr schnippische Antwort.

— Die Hoftheater liegen den Fürsten schwer auf dem Geldbeutel. Dem deutschen Kaiser als König von Preußen kosten die Hoftheater über $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark, davon das Berliner Hofopernhaus allein 900 000 Mark. Die sächsischen Hoftheater verschlingen fast ein Sechstel der Zivilliste oder 480 000 Mark. Als in Bayern die Zivilliste festgesetzt wurde, nahm man einen Theaterzuschuß von 70 000 Gulden an; heute rechnet man mit 4—500 000 M. Das Hoftheater in Darmstadt kostet dem Großherzog ein Fünftel der Zivilliste. Der Herzog von Meiningen nahm in der Zeit der großen Meininger Periode große Summen vom Theater ein, aber 70 000 M. das Jahr hatte doch darauf zu legen. Sehr hoch ist auch der Theaterzuschuß in Braunschweig, wo die Zivilliste des Regenten auf 1,12 Millionen Mark kommt, wobei jedoch Theater, Pensionen und Gehälter 706 834 Mark betragen. Auch in Stuttgart langen nicht 250 000 Mark Hofzuschuß.

— Afrikanische Königspaläste. Wer üb[er] afrikanische Königspaläste schreiben will, der thut wah[r]lich gut, seinen Zeilen die Worte Schillers als Mot[to] voranzusetzen: „Und der Mensch versuche die Gött[er] nicht, und begehre nimmer und nimmer zu schaue[n], was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!" . Wie alles in der Welt seine Bedeutung hat, so wi[rd] auch wohl der breite Sandgürtel, die Wüste Sahar[a] eine besitzen, der sich scheidend zwischen europäisch[er] Kultur und afrikanischer Unkultur legt. Allein d[ie] europäische Neugier ist größer als die Ausdehnun[g] aller Wüsteneien, daher hat sie es auch fertig gebrac[ht] tief in das Herz des schwarzen Erdtheils einzudringe[n]. Schon in Tunis und Tripolis bekommt der auch nic[ht] allzusehr verwöhnte Europäer recht sonderbare Ei[n]drücke von afrikanischer Architektur, hat er jedoch e[rst] die Sahara durchschritten, dann bekommt er erst re[cht] Gelegenheit, Mund und Nase aufzusperren. Mach[en] wir deshalb, um ein stattlicheres Gebäude kennen [zu] lernen, einen Besuch in dem Palast eines afrikanisch[en] Dorfkönigs. Ein weiter, grüner Rasenplatz, auf de[m] Geflügel und junges Rindvieh herumtollt, dehnt si[ch] vor dem zweistöckigen Königspalast aus. Der Pala[st] selbst hat eine kreisrunde Form, dessen Wände a[us] Palmengeflecht bestehen, das mit brauner Thoner[de] ausgeschmiert ist. Durch eine meterhohe Oeffnung m[uß] man auf allen Vieren in das Erdgeschoß hineinkrieche[n], welches zu gleicher Zeit Küche, Lagerraum und Au[f]enthaltsort für allerhand Ungeziefer ist. Dann geht es a[uf] einer Art Hühnersteig hinauf in das königliche Prun[k]zimmer, das mit Fellen und Matten belegt und ausgehän[gt] ist. Die schwarze Majestät ist von ihren Lieblings[-] frauen umgeben, während die weniger bevorzugt[en] hinten an den Wänden kauern, mit bunten Gla[s]perlen spielen oder sich zanken. Seine Majestät lie[bt] es in diesem dolce far niente fleißig dem Durrahbi[er] zuzusprechen, bis sich seine Laune dermaßen aufheite[rt], daß er auf die Idee kommt, ein wenig zu regiere[n], d. h. seinen Unterthanen ein paar Stücke Vieh [zu] rauben. In dem Königspalast selbst aber herrs[cht] dauernd ein scheußlicher Geruch, der von faulend[en] Nahrungsstoffen, von Küchendämpfen und von mensc[h]lichen Ausdünstungen herrührt.

— Einen hübschen Beleg für die Tite[l]sucht liefern die „Münchener N. Nachr." in ein[er] ihrer letzten Nummern. In einer Familienanzei[ge] wird nämlich dem Fräulein Marie Schm. der hübsc[he] Titel „königliche pensionirte Hoftheaterfeuerwächter[s]tochter" beigelegt. — Alle Wetter!

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 165. Montag, den 24. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

57 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Vor einem Monate reiste die Baronin Engelbert mit ihrem neuen Gemahl und ihrer Stieftochter ab, angeblich nach der Villa „Auf der Höhe". Aber sie gingen nicht dahin. Es kam ein Brief aus Brüssel an den Grafen Hohenfels, den Fräulein von Engelbert geschrieben haben sollte. Der Graf Hohenfels reiste nach Brüssel, machte jedoch die Entdeckung, daß die junge Dame mit ihren Begleitern nicht dort sei. Graf Hohenfels und ich forschten Tag und Nacht nach ihrem Aufenthalte, aber vergebens. Der Herr von Schwarz und seine Gattin haben Fräulein von Engelbert entführt und nur Gott allein weiß, wohin."

Der Baron sprang auf.

„Marie ist verschwunden?" rief er.

„Ja, Herr Baron, sie ist seit einem Monat verschwunden und befindet sich in den Händen ihrer Feinde, die sich kein Gewissen daraus machen würden, sie zu tödten, wenn sie durch ihren Tod Reichthum zu erlangen hofften. Ihre Feinde wollen sie durchaus mit Rudolf von Schwarz vermählen, um ihr Vermögen zu besitzen. Sie sind zu rechter Zeit gekommen, um sie suchen zu helfen."

Der Baron wollte sprechen, aber er war es nicht im Stande.

Er lehnte anf seinem Stuhle und sah wie ein Sterbender aus.

Gerade in dem Augenblicke, während der Sturm noch heftiger in den Straßen tobte, wurden abermals Tritte vernommen, und zum zweitenmale in dieser Nacht pochte es an des Advokaten Thür, leise, jedoch hastig, als ob jemand schnell Einlaß begehre.

36. Endlich befreit.

Durch die Straßen Stettins raste der wilde Sturm wie ein wahnsinniger Dämon und übertönte das leise Pochen an der Hausthür des Advokaten Brunner.

Es pochte wieder, und diesmal wurde das Pochen vernommen.

Der Advokat und der bei demselben weilende Herr sahen einander an; dann warfen sie einen Blick auf die Standuhr, welche die zwölfte Stunde wies.

„Wer kann denn noch so spät einen Besuch machen?" fragte der eine Herr. „Ich möchte hier nicht gesehen werden, Brunner," setzte er hinzu.

Das Klopfen wurde wiederholt.

Da erhellten sich die Züge des Advokaten, und er sagte:

„Ich kenne dieses Klopfen. Bitte, treten Sie in dieses Nebenzimmer! Sie sollen heute nur befreundete Gesichter sehen!"

Der Angeredete trat in das Kabinet, dessen Thür angelehnt blieb.

Dann wurde dem vor der Thür Harrenden Einlaß gewährt.

Der Eintretende war gegen den Sturm so verhüllt, daß man seine Züge nicht erkennen konnte.

„Sind Sie es, Graf Hohenfels?„ fragte der Advokat zweifelnd.

Der Fremde nahm jetzt Hut und Mantel ab und zeigte dem Advokaten ein bleiches, sorgenvolles Antlitz.

Graf Hohenfels, denn er war es, reichte Brunner die Hand und fragte:

„Sind Sie allein? Es freut mich, Sie noch auf zu finden. Aber selbst, wenn Sie geschlafen hätten, würde ich Sie geweckt haben; denn ich habe soeben sehr wichtige Nachrichten erhalten."

„Auch ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen," erwiderte Brunner. „Ich muß zuerst reden. Können Sie eine große Ueberraschung ertragen?"

„Sie haben Nachrichten von der Baronesse Marie? O, sprechen Sie! Diese schlechten Menschen haben sie doch nicht zu einer Trauung mit dem jungen Schwarz gezwungen?" fragte der Graf athemlos.

„Nein, nein, das ist es nicht!" lautete die Antwort. „Ich wurde heute Abend von einem Herrn besucht, der aus Tirol zurückgekehrt ist. Er hat den Baron

Engelbert sehr gut gekannt und hat mir alles mitgetheilt, was den vermeintlichen Tod des Barons betrifft."

„Den vermeintlichen Tod, Brunner? Wie meinen Sie das?" fragte der junge Graf erstaunt.

„Ja, lieber Graf," erwiderte Brunner mit bewegter Stimme, „dieser Herr behauptete, daß — daß der Baron noch lebe!"

Der Graf trat vor Erstaunen einen Schritt zurück und sagte:

„Er lebt? O Brunner, ein Betrüger hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt!"

„Nein, nein, lieber junger Freund, ich zweifle nicht an der Wahrheit dieser Aussage," erwiderte der Advokat.

„Haben Sie denn den Brief des Arztes vergessen, der von dem Tode des Barons einen ausführlichen Bericht gab?" fragte Graf Hohenfels.

„Der Herr, welcher bei mir war, sagte, daß der Baron schwer verwundet gewesen, beinahe dreiviertel Jahr leidend zugebracht und dann von einem gewissenlosen Menschen an einem abgelegenen Orte gefangen gehalten. Es gelang dem endlich Genesenden, zu entkommen und zu dem in großer Entfernung liegenden Landsitze eines Bekannten zu wandern, wo er gut aufgenommen und gepflegt wurde," berichtete Brunner.

Graf Hohenfels blickte den Sprecher ungläubig an und äußerte:

„Diesen Fremden Herrn möchte ich gern sehen und ihn um mehreres fragen —"

Der Graf unterbrach seine Rede, weil die Thür des Nebenzimmers sich langsam öffnete.

Dann stieß er einen lauten Schrei aus und wurde todtenbleich.

Baron Engelbert näherte sich dem jungen Manne, reichte ihm beide Hände und rief:

„Hier ist der Herr aus Tirol! Jetzt können Sie fragen, so viel Sie wollen. Kennen Sie mich nicht, Georg? Ich bin kein Gespenst, wie Herr Brunner gemeint."

Ein Ausruf der Freude entfuhr jetzt dem Munde des jungen Grafen, welcher zu dem lange Vermißten hinstürzte und rief:

„Herr Baron! Was für eine Freude wird es für Marie sein! Meine liebe Marie!"

„Ihre liebe Marie?" fragte Baron Engelbert.

Der Graf erröthete und sprach offenherzig;

„Ich liebe Marie, und sie liebt mich. Sie hat mir das Versprechen gegeben, mir die Hand zu reichen, und ich hoffe, Herr Baron, daß Sie noch dieselbe günstige Meinung von mir haben, wie ehedem, und uns Ihren Segen geben werden."

„Wir wollen sehen!" erwiderte der Baron, indem er des jungen Grafen Hand warm drückte. „Wenn Marie keine Einwendung macht, mein lieber Georg, dann habe ich nichts dagegen!"

Des jungen Grafen Züge drückten dessen Freude aus. Dann sprach er mit einem bedeutsamen Blicke auf den Baron:

„Weiß der Baron —"

„Ich habe ihm alles berichtet," lautete die Antwort; „ich habe ihm gesagt, daß seine Tochter in den Händen gewissenloser Abenteurer —"

Der Baron unterbrach den Advokaten durch eine leidenschaftliche Geberde.

„Georg," rief der Baron, „Brunner sagt mir, daß meine Gattin nur eine schamlose Abenteuerin sei, — das kann ich nicht glauben!"

„Es ist so wahr wie die Sonne, Baron Engelbert," antwortete der Graf feierlich, indem er des alten Herrn Hand fest in der seinen hielt. „Es ist besser, wenn Sie die Wahrheit von uns hören, als von Fremden. Ihre ehemalige Gemahlin ist frech, falsch und böse!"

„Ich weiß die Geschichte ihrer Jugend und habe sie nicht mit blinden Augen geheirathet. Sie hat mir nichts verschwiegen. Warum nennen Sie sie eine Abenteuerin?" fragte der Baron.

„Die Frau, welche Sie für rein und fleckenlos hielten, war gleich einer schönen Frucht, die innen von einem Wurme zerfressen ist. Es gibt auch in der höheren Gesellschaft Abenteurer. Herr von Schwarz und Ihre einstige Gemahlin sind solche Menschen. Das muß Sie schmerzlich treffen, Herr Baron," fügte der junge Graf hinzu; „aber ertragen Sie es mit Ihrem gewohnten Muthe. Wenn diese Frau auch für Sie verloren ist, so bleibt Ihnen doch die Liebe Ihrer Tochter Marie und die Anhänglichkeit Ihrer Freunde."

Baron Engelbert breitete die Arme aus und rief schmerzlich:

„Ich habe sie so innig geliebt, habe in meinem Tiroler Gefängnisse liebend ihrer gedacht. Ich wollte nicht unvorbereitet vor ihr erscheinen, um sie nicht zu erschrecken. Und — o Gott — während ich mich um sie sorgte, hat sie mich nicht geliebt! Während ich mich nach ihr sehnte, freute sie sich, von mir befreit zu sein! O, welch eine Nachricht bei meiner Ankunft in der Heimath!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ueber des Kaisers Herren=Abende bringt das „Kleine Journal" ein Feuilleton aus der Erinnerung Konrad Dreher's. Dreher erzählt: „Als Kaiser Wilhelm I. nach München kam, wollte der damalige preußische Gesandte Graf Philipp Eulenburg in seinem Hause dem Kaiser eine sogenannte „Münchener Spezialität" bieten und ich wurde als diese „sogenannte Spezialität" herbeigeholt. „Die Freud' von mir konn i Ihnen gor nit beschreiben. Aber a Angst hab i g'habt, an Angst, ob denn auch die Münchener Spezialität dem Kaiser a g'falln wird, und dann der Dialekt — mein Münchener Dialekt ist gar schwer zu versteh'n. I hab dem Grafen damals g'sagt: Wenn i heut nit g'fall und der Kaiser bei meine Vortrag sich langweilt, tragen Exzellenz die Schuld; ein gelangweilter Kaiser von Deutschland — a das muß schrecklich sein! Wissen's Exzellenz, unser Münchnerisch will verstand'n sein und wann man's versteht, klingt's lieb und gemüthlich wie kan andere Sprach!" Der Graf lachte und beruhigte mich. „Ja, der hat leicht lachen, hab i mer denkt, der red't preußisch und i bayrisch. Und es wurde Abend und Punkt 10 Uhr ist die Münchener Spezialität dem Kaiser vorgeführt worden. I hab mit einem Prosa=Couplet angefangt. Sing, der Kaiser schlagt den Takt und lächelt. Nun komm i im Couplet zu a paar echte Münchener Dialektausdrück'; i denk mir: nun wird er die Ohren spitzen und do nix verstehen — i sing's und — wissen's was? — der Kaiser, der dreht sich zu seiner preußischen Umgebung um und erklärt ihr die Münchener Ausdrück'. Nun hab i mi beim zweiten und dritten Couplet aber ordentlich 'neing'legt und g'redt, wie man bei uns in Bayern und in München eben redt, und g'lacht hat der Kaiser so hell auf, so oft ein Schlager und Witz im Couplet vorkommen is; namentlich bei mein' „Jagd=Couplet, das die Abenteuer eines Jägers bei einer Treibjagd" schildert, das dem Fürsten Bismarck auch immer so gut g'fallen hat, und bei meiner Szene „ein stotternden Soldaten, der einen schweren Verbrecher arretiren will", hat er g'schri'n vor Lachen, und immer hat er der Umgebung die Münchener Ausdrück' erklärt. Und wie das Couplet zu End' war, hat er no immer g'lacht und applaudirt. Dann führte mich der Graf Eulenburg zum Kaiser. Dieser streckte mir die Hand entgegen und dankte mir für das Vergnügen. „Majestät", hab' ich g'sagt, „ich hab' eine Angst g'habt, daß Ew. Majestät den Münchener Dialekt nicht verstehen werden!" „Jedes Wort habe ich verstanden, lieber Dreher! Ich war in meiner Jugend viel in Oesterreich auf der Jagd und auch durch meinen Aufenthalt in Bayern lernte ich den Dialekt, für welchen ich stets eine gewisse Vorliebe und auch ein Ohr habe, verstehen. Nur ihre Vortragsart, ebenso das Genre waren mir neu und ich muß gestehen, es liegt frische Urwüchsigkeit und kerniger Humor drin. Solche Urwüchsigkeit und Frische brauchten unsere Berliner Komiker, obwohl ja ihre Eigenart mit den schlagenden Epigrammwitzen und ihrem humorvollen und doch ruhigen Vortrag auch sehr wirksam ist." Der Kaiser erzählte, daß er vor Jahren einen französischen Komiker gehört, welcher vorzügliche Couplets mit Prosa vortrug und ganz treffliche Imitation darin lieferte. Der Kaiser erkundigte sich, wie lange ich der Bühne angehöre, und um die Veranlassung, weßhalb ich zur Bühne ging. Ich entgegnete, daß ich nach vollendetem Studium eigentlich Kaufmann werden sollte; aber der Drang zum Theater lebte in mir, ich wurde, was ich im Anfang gewollt, sofort — Komiker. „Damals war Dies möglich," sagte ich, „jetzt sind viele junge Leute erst unschlüssig, ob sie zum Theater gehen sollten, und dann sind sie, wenn sie schon dabei sind, noch unschlüssiger, welche Richtung, „die neue oder die alte", sie einschlagen sollen." Der Kaiser nickte zustimmend und sagte: „Das liegt an den Theaterschulen. In diesen soll den jungen Leuten, die sich dem Theater widmen, sofort klar gemacht werden, daß es in der Kunst nur eine Richtung gibt. Schade ist nur, daß durch diese Unschlüssigkeit so viele junge Talente zu langsam vorwärts kommen. In der Kunst und beim Theater darf und muß es nur eine Richtung geben — die der Wahrheit und der Schönheit zugleich. Die Kunst der Wahrheit und Natürlichkeit auf der Bühne ist nicht neu erfunden, wie man den Leuten sagt, die war schon lange da; man will sie nur gern jetzt erst erfunden haben. Sei es, mir ist immer jede Neuerung, auch wenn diese in anderer Form bereits vorhanden war, recht, wenn sie nur Talente fördert, gute Kräfte bringt, und wenn nur dadurch gute Künstler kommen. Den dramatischen Lehrern, Intendanten, Regisseuren und jungen Schauspielern möchte ich rathen, die Szene zwischen Hamlet und dem Schauspieler gut zu studiren, diese allein ist ein Katechismus und Fingerzeig, daß nur Wahrheit und Natürlichkeit die Grundpfeiler der Schauspielkunst sind. Mit großem Pathos sprechen ist ein Uebel, er war mir immer zuwider, ebenso das Schreien auf der Bühne. Ich freue mich, wenn die Intendanten meiner Bühne junge Talente emporbringen." Wie sehr der Kaiser den Gang der Kunst und der Theaterverhält=

nisse verfolgt, habe ich oft aus den Anreden, mit welchen der Monarch mich jedes Mal nach den Vorträgen beehrte, entnommen. Aber daß der Kaiser auch so genau über Theatervorgänge berichtet ist, habe ich erst nach dem letzten Herrenabend in Wiesbaden erfahren."

— Aufsatzblüthen. Was man so gelegentlich „unter der Hand" von den lieben Kleinen zu hören und zu sehen bekommt, zeugt nicht nur oft von einem kindlichen Gemüth, sondern auch von einer, wenn auch durchweg unfreiwilligen, so doch um so komischeren Erfindungsgabe, von deren thatsächlichen Vorhandensein wir hier einige kleine Stichproben geben wollen. So heißt es in einem Aufsatz über das Weihnachtsfest: „Am liebsten hätte ich ja eine **Huppenstube** (Puppenstube) nnd einen **Haufladen** (Kaufladen)." — Ein anderes kleines Mädchen schreibt über eine Gartenschilderung: „Der **Zaum** (Zaun) ist um den **Gatten** (Garten)." — Ein drittes kleine Mädchen schrieb schließlich über die Nützlichkeit der Thiere vom Igel: „Er macht nicht nur Mäuse todt, sondern er macht auch Ratten!" (Beim zweiten Male wurde das Wörtchen „todt" vergessen.) — In einer der oberen Klassen einer Knabenschule sollte ein Aufsatz über den Apfel des Paris geliefert werden; einer von den hoffnungsvollen Jünglingen leistete sich dabei folgendes: Paris, ein trojanischer Königssohn, weidete an den Abhängen **der** (des) Ida." — Ein anderer brachte in einem Aufsatze über Wallenstein folgendes zu Stande: „Wallenstein zog kurz vor seinem Tode noch einmal nach Pilsen, da ihm wahrscheinlich das dort gebraute und weltbekannte Bier sehr gut schmeckte." — Ein anderer Aufsatz, der die Freuden der Sommerferien beschreiben und in Briefform gehalten sein sollte, fing mit folgender Ueberschrift an: „Lieber Freund und August!" (statt lieber Freund August) und schloß mit folgenden, ebenso charakteristischen, wie zweideutigen Zeilen: „Mehr kann ich also nicht schreiben, da ich Dir nur von den Sommerferien erzählen soll; Du mußt also schon entschuldigen, wenn ich deswegen verhintert worden bin." — Schließlich noch eines aus dem Aufsatzheft eines kleinen Mädchens; nach einer eingehenden Naturschilderung schließt das Schriftstück mit folgenden Versen:

Auf die Berge möcht ich steigen,
In die freie, frische Luft!
Schaue'n den Untergang der Sonne,
Athmen ein des **Rößleins** (Rösleins) Duft!

Ich denke, wir verzichten lieber auf das Einathmen des Rößlein-Duftes!

— Humor im Gerichtssaal. In einer Arrestbruchsache — so erzählt das „Kl. Journ." — hatte der Angeklagte einen vom Gerichtsvollzieher versiegelten Schrank geöffnet und demselben einen Sommerüberzieher entnommen. Er behauptete, er hätte in seinem alten Ueberzieher als Agent seine Kunden nicht besuchen können, weil das Kleidungsstück allzu schäbig und abgerissen sei. „Haben Sie den alten Ueberzieher hier?" fragte der Richer den Angeklagten. „Jawohl," sagte dieser, „er hängt im Zeugenzimmer." — Eine kurze Pause und der Nuntius brachte das Kleidungsstück, das nun mit wichtiger Miene von den Mitgliedern des Gerichtshofes geprüft wurde. Alle waren darüber einig, daß mit einem solchen Ueberzieher ein anständiger Mensch kaum noch über die Straße gehen könne. Als dieses vernichtende Verdikt gefällt war, blickte der Vertheidiger, der bis dahin der Prüfung des Sommerüberziehers wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, plötzlich von seinen Akten auf, setzte sich den Kneifer zurecht und ließ sich dann vernehmen: „Entschuldigen Sie, meine Herren, das ist mein Ueberzieher."

— Ein amerikanischer Geistlicher, der durchsetzen wollte, daß die Frauen in den Kirchen die Hüte abnehmen sollten, verfiel zur Erreichung seines Zwecks auf folgendes Mittel. An einem Sonntage vor der Predigt begann er: „Man darf wohl die Damen nicht bitten, die Hüte abzunehmen. Sie könnten sich leicht erkälten." Diese Bemerkung machte keinen Eindruck auf die weiblichen Zuhörer. „Allerdings", so fuhr der Geistliche fort, „sind unsere Damen heutzutage so frisirt, daß sie ohne Hut weniger schön aussehen." Das wirkte bereits. Eine größere Anzahl von Damen und jungen Mädchen entblößte ihr Haupt. Doch unerbittlich fuhr der Prediger fort: „Vor Allem aber können die meisten Damen deshalb den Hut nicht abnehmen, weil sie falsches Haar haben und Gefahr laufen, dieses mitsammt dem Hute abzunehmen." Das war den Damen doch zu stark! Kurz entschlossen, nahme Alle die Hüte ab.

Sinnspruch.

Ein Kampfplatz ist die Welt;
Das Kränzlein und die Kron'
Trägt keiner, der nicht kämpft
Mit Ruhm und Ehr' davon.

Joh. Scheffler.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 166. Dienstag, den 25. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

58 Roman von F. Siemers von Ostermann.

„Baron Engelbert, Sie haben die heilige Liebe ihrer ersten Gemahlin besessen und Ihre Tochter Marie ist ein Schatz an Tugenden und Liebe!" tröstete der junge Graf. „O, wenden Sie all Ihre Energie auf, denn Marie ist in Gefahr! Denken Sie an die Freude, welche Ihr geliebtes Kind über Sie empfinden wird!"

Graf Hohenfels hatte die richtige Saite im Herzen des Barons erklingen gemacht.

Der Baron raffte seinen Muth zusammen und sprach:

„Ja, wir müssen Marie finden und sie retten. Aber wo sollen wir sie suchen? Wenn die Geheimpolizisten sie nicht gefunden haben, wie sollen wir ihren Aufenthaltsort entdecken?"

„Nachdem ich weite Reisen gemacht," fuhr der junge Graf fort, „um meine geliebte Marie zu finden, bin ich wieder heim gekommen, und heute habe ich eine Nachricht empfangen, die mir wichtig scheint und mich hoffen läßt, daß unsere Bemühungen endlich durch Erfolg gekrönt werden. Einer der Detektives, welche ich beauftragt hatte, Mariens Spur zu suchen, berichtet mir, daß er eine wichtige Entdeckung gemacht habe."

„Hat er Marie gefunden?" rief der Baron lebhaft aus.

„Noch nicht. Die Absicht des Herrn von Schwarz und dessen Gattin — ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll — war, Marie mit dem Sohne des Herrn von Schwarz zu vermählen, um auf diese Weise das Vermögen Mariens ganz in ihre Hände zu bekommen," sprach Graf Hohenfels. „Darum wird Marie verfolgt. Als sie das Schloß Engelbert verließen, mußte Rudolf von Schwarz zurückbleiben; denn sie hatten beabsichtigt, den jungen Mann schnell holen zu lassen, wenn es sich zeigen würde, daß Marie nachgeben wolle. Aus diesem Grunde habe ich einen Polizisten gedungen, Rudolf zu beobachten, und dieser Polizist hat mir die Nachricht gebracht, die ich eben gegeben."

„Und was hat er noch gesagt?" fragte der Baron.

„Daß der junge Herr von Schwarz in Stettin gewesen, dort einige Stunden zugebracht und seine goldene Uhr und Kette verkauft habe, um eine Reise unternehmen zu können," berichtete Graf Hohenfels. „Der Polizist ist mit demselben Zuge gefahren und hat einem Freunde diese Thatsache geschrieben, der sie mir mitgetheilt hat. Ich bin überzeugt, daß Rudolf von Schwarz zu seinem Vater gefahren ist, wo die Trauung vollzogen werden soll."

„Das ist wahrscheinlich," sagte Advokat Brunner mit finsterer Miene.

„Der junge Herr von Schwarz hat einen Vorsprung vor uns; darum kam ich hier her, um Herrn Brunner zu bitten, morgen mit dem ersten Zuge mit mir zu fahren. Wir haben die Spur gefunden," sprach der Graf, „wir müssen jetzt folgen."

„Ja, wir fahren morgen in der Frühe," stimmte der Advokat bei.

„Ich werde mich Ihnen anschließen," sprach Baron Engelbert. „Meine Ankunft soll noch geheim bleiben. Dieser Herr von Schwarz soll nicht gewarnt werden. Nennen Sie mich „Herr Handel"; unter diesem Namen bin ich heimgereist. Und verrathen Sie mein Geheimniß nicht, ehe ich es an der Zeit finde!"

Die drei Herren saßen den übrigen Theil der Nacht bei dem warmen Ofen und hatten einander viel zu erzählen.

Kaum graute der Morgen, so schrieb der Advokat Brunner einige Zeilen an seine Gemahlin und einige an seine Schreiber.

Diese beiden Briefchen legte er auf sein Pult und entfernte sich mit den Freunden, bevor noch seine Angehörigen erwacht waren.

Baron Engelbert hüllte sich wieder sorgfäligst ein, um von niemand erkannt zu werden, und begab sich mit den beiden anderen Herren in sein Hotel zurück, wo alle drei ihr Früchstück verzehrten, um dann fünf

Minuten vor der Abfahrt des Zuges auf dem Bahnhofe einzutreffen.

Als die Stadt schon eine Strecke hinter ihnen lag, athmete der Baron erleichtert auf; denn in der Stadt war er allgemein bekannt, und er wollte von niemand gesehen werden.

Jetzt befanden sich die drei Reisenden, wie sie meinten, auf dem Wege zu Mariens Aufenthalte, indem sie der Spur des jungen Herrn von Schwarz folgten.

37. Wieder vereint.

Lieschen Vogel verbrachte den Morgen in ihrem eigenen Zimmer.

Petronella trat leise ein und blickte mitleidig nach dem bleichen, traurigen Gesichte, das auf dem Kissen zurückgelehnt lag.

Lieschen sah wie geistesabwesend ins Leere und schien die Anwesenheit ihrer Pflegerin gar nicht zu bemerken.

Zur Mittagszeit brachte Petronella Lieschen ein reichliches Mahl.

Sie setzte den Präsentirteller auf einen kleinen Tisch, welchen sie dann dicht zu dem Sopha hin schob, auf dem Lieschen lag.

Doch das Mädchen rührte sich noch immer nicht.

„Fräulein Lieschen!" rief die gute Frau mit zitternder Stimme. „Wollen Sie denn heute nichts genießen? Sie haben noch nicht einmal gefrühstückt. Sie werden noch krank werden. Ich weiß, daß ich Sie beleidigt habe und daß Ihnen mein Anblick unangenehm sein muß; ich würde auch gewiß alles gut machen, wenn ich es könnte. Es ist besser, Sie heirathen irgend jemand, als daß Sie hier so abgezehrt und hoffnungslos liegen. O Fräulein Lieschen, wenn Sie nur mit mir reden wollten!"

Das junge Mädchen wendete ihr Gesicht langsam nach ihr hin und sah sie mit einem erstaunten, jedoch traurigen Blicke an.

„Petronella," sagte sie freundlich, „ich wußte nicht, daß Sie so besorgt um mich sind. Sie hatten es ja gut mit mir gemeint. Weinen Sie nicht, Petronella! Ich bin Ihnen nicht böse. Setzen Sie sich zu mir; wir wollen miteinander speisen."

Petronella leistete, sobald sie ihrer Gemüthsbewegung Herr werden konnte, der Aufforderung Folge, und Lieschen bemühte sich, heiter zu scheinen.

Nach dem Mittagsessen machte Lieschen einen Spaziergang. Ihr Blick schweifte stets über die nächsten Bergspitzen. Zuletzt setzte sie sich auf einen großen Stein.

Eine Stunde verging.

Der Wind wehte immer noch sehr heftig; aber Lieschen blieb auf ihrem Sitze; sie achtete nicht des Windes; ihre Gedanken waren nur mit ihrer Zukunft beschäftigt.

Als sie so dasaß und ihre Blicke sehnsüchtig umherschweiften, bemerkte sie nicht, daß eine menschliche Gestalt sich von den Feldern her näherte — es war Rudolf von Schwarz.

Der junge Mann war an dem Abend vorher nach der nächsten Station zurückgekehrt; aber er konnte sich mit Petronella's Abweisung nicht aussöhnen. Seine alte Liebe zu Lieschen war innig und heiß und er war entschlossen, die Zuneigung seiner jungen Gattin wieder zu gewinnen. Nach einer schlaflosen Nacht und einem in Unentschlossenheit zugebrachten Morgen war er wieder nach dem Orte, wo Lieschen sich befand, zurückgekehrt.

Petronella war in ihrem eigenen Zimmer, und das Dienstmädchen öffnete die Thür. Rudolf fragte, wo das junge Fräulein sei; sie sagte ihm, sie sei spazieren gegangen, und deutete ihm die Richtung an.

Rudolf bemerkte die schlanke, dunkle Gestalt oben auf dem Felsen schon von weitem. Als er näher kam, sah er, daß es Lieschen war.

„Ja, das ist Lieschen, das ist sie!"

Er kam schnell heran; der feuchte Boden dämpfte den Schall seiner Schritte. Er erreichte den Felsen und erkletterte denselben; aber Lieschen rührte sich nicht; denn sie hatte sein Herannahen nicht bemerkt. Da schreckte ein plötzliches Geräusch neben ihr sie auf. Mit einem Ausrufe wendete sie den Kopf um — und gewahrte Rudolf.

Sie sprach nichts; aber ihre großen schwarzen Augen starrten ihn an und sie wurde plötzlich todtenbleich, daß er dachte, sie müsse ohnmächtig werden.

„Lieschen! O, Lieschen!" rief er verzweiflungsvoll aus, „Gott sei Dank, ich habe Dich gefunden! O mein Herz, mein geliebtes Weib, das ich als todt betrauert habe!"

Er kniete vor sie hin, während Thränen über seine Wangen flossen und er flehend zu ihr aufblickte.

Lieschen fühlte sich erweicht.

„O, Rudolf!" rief sie mit erstickter Stimme.

Rudolf breitete die Arme aus, um sie zu umfangen.

Lieschen wich zurück; aber nicht aus Widerwillen gegen ihn, sondern mit einer hoheitsvollen Würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Hitze und Brechdurchfall. Es gibt nicht bloß im physikalischen Sinne verschiedene Jahreszeiten mit ihren typischen Eigenschaften in Wind und Wetter, sondern auch nach hygienischen Gesichtspunkten anzuordnende und auch wirklich angeordnete Jahresabschnitte. Im Allgemeinen kann man den Hochsommer als die verhältnißmäßig gesundeste Jahreszeit ansprechen. Allein sie ist darum doch nicht frei von gewissen Krankheitsbildern, die gerade den heißesten Sommermonaten ein besonders kennzeichnendes hygienisches Aussehen verleihen. Brechdurchfall, speziell Brechdurchfall der Kinder im zartesten Alter, ist die allgemeine Krankheitssignatur dieser sonst so schönen und gesunden Juli- und August-Wochen. Es gibt mehrere Erklärungsgründe für diese zuweilen einen epidemischen Charakter annehmenden Erkrankungsformen. Der Genuß nicht ganz ausgereiften Obstes, hastiger Trunk stark abgekühlten Wassers oder Bieres bei ermüdetem oder erhitztem Körper und vor Allem der Genuß nicht ganz einwandsfreier Milch — das dürften die vornehmlich wirkenden Ursachen für die oben erwähnten, den Sommermonaten eigenthümlichen Erkrankungsformen sein. Man kann daher nicht oft und nicht eindringlich genug vor jenen Schädlichkeiten warnen, denen gerade das zarte und zarteste Jugendalter unterworfen bleibt, weil die Widerstandskräfte des menschlichen Organismus in diesem frühen Lebensalter nur noch sehr wenig entwickelt sind. Vor Genuß unreifen Obstes kann man sich unstreitig am leichtesten und am einfachsten schützen. Man ißt eben diese fragwürdigen Früchte, die obenein nicht einmal verführerisch ausschauen, nicht. Auch vor dem schädlichen zu kalten Trunk kann man sich verhältnißmäßig leicht hüten. Aber bei weitem schwieriger ist es schon, sich der Schädlichkeit der dargebotenen Milch zu entziehen. Erstes und unerläßliches Gebot ist auf diesem Gebiete, jede Milch, sie mag herstammen woher auch immer, vor der Darreichung an Kinder gehörig aufzukochen, das heißt, die Milch mehrere Minuten auf der Siedetemperatur zu erhalten. Dann erst hat man die Gewißheit, die in der Milch ihr Unwesen treibenden Krankheitserreger abgetödtet zu haben. Zweitens soll man auch die so abgekochte Milch während dieser heißen Jahreszeit so kühl wie nur irgend thunlich halten, denn sonst ist die Gefahr vorhanden, daß sich in der wieder warm gewordenen Milch neue krankheiterregende Keime bilden. Drittens ist in diesen heißen Tagen auf die Gebote der Reinlichkeit ein um so größeres Gewicht zu legen. Sorgt man für genügende Sauberkeit der jungen Kinder, verfährt man mit der oben angedeuteten Sorgfalt bei der Zubereitung der Milch, dann wird man dem Entstehen der gefährlichen Durchfälle oder Brechdurchfälle bei Kindern am besten vorbeugen.

— Gespenstergeschichten. Seit Monaten zogen in einem großen Hause, gleich hinter der Sofali Tschesmee in Konstantinopel fast allwöchentlich die eben erst gewonnenen Miether wieder aus, und Niemand wußte den Grund dieser Flucht anzugeben, bis schließlich ein alter Herr, welcher zuletzt das Haus bewohnt hatte, sich auf der Polizeistation meldete und angab, er verlasse das Haus, weil allnächtlich ihm ein Greis erscheine und ihn ermahne, zur Polizei zu gehen und von seiner, des Greises, Ermordung und heimlicher Beisetzung im Keller des Hauses Anzeige zu erstatten. Die Polizei hier zu Lande, selbst etwas abergläubisch, hielt die Sache für wichtig genug, um ihr weiter auf den Grund zu gehen, und konstatirt nun, wohl wahrscheinlich kaum zu ihrer Ueberraschung, daß sämmtliche frühere Bewohner des Hauses genau dieselbe Erscheinung gesehen haben wollten. Dann grub man, so erzählen die türkischen Blätter, denen wir diese Hundstagsgeschichte entnehmen, im Keller nach und man fand — natürlich — das von dem Gespenste freundlichst avisirte Gerippe. Das gethan und die allgemeine Neugierde befriedigt, hielt die Polizei ihre Aufgabe für gelöst und ließ die alten bleichen Knochen ruhig liegen, wo sie lagen, und Monate lang bekümmerte sich Niemand mehr um die Gespenstergeschichte. Aber der Hausherr glaubte nun, sein Haus wieder vermiethen zu können, und richtig gelang es ihm, neue Miether zu finden. Aber schon nächsten Tages eilten diese mit zu Berge stehenden Haaren auf die Polizei. Der Gespenstergreis war ihnen erschienen und hatte ihnen fürchterlich gedroht, sich an allen Einwohnern des ganzen Stadtviertels zu rächen, wenn man seine Gebeine nicht nach dem städtischen Friedhofe schaffe und anständig beisetze. Das fiel der Polizei nicht ein und die Dinge blieben, wie sie waren. Da aber nach Ablauf von 3 Tagen klingelte es unabläßig im Polizeibureau. Erst fünf, dann zehn, dann fünfzig, dann hundert Mann stark sammelten sich die Bewohner des Sarmaschekviertels vor ihrem Polizeibureau, um drohend die sofortige Beerdigung des Gespenstergreises zu verlangen; allen war er in der vergangenen Nacht gleichzeitig erschienen und allen hatte er angekündigt, daß er so lange keinen von ihnen des Nachts ruhig schlafen lassen werde, bis seine Leiche feierlich beigesetzt. Und so geschah es. Der hohen Polizei selbst wurde angesichts dieser Massendemonstration

Gespenstergläubiger angst und, was sonst Niemand vermocht hatte, diese Angst verschaffte den Gebeinen des Greises ein ehrliches Begräbniß. . . . Und heute schwört ganz Konstantinopel darauf, daß der Greis wirklich allen den guten Leuten erschienen sei.

— Von den chinesisch-russischen Theekarawanen machen die in der Stadt Tomsk erscheinenden „Sibirischen Neuesten Nachrichten" einige bemerkenswerthe Angaben. Danach durchzogen in der Zeit vom 1. bis 20. Januar nicht weniger als 19 000 mit Thee beladene Schlitten die Stadt Tomsk. Eine Karawane besteht gewöhnlich aus 50—70 Schlitten, manchmal aber auch aus 2—300. Gewöhnlich ist jeder Schlitten mit 5 Ballen Thee beladen, die in Ochsenhäuten verpackt sind und gewöhnlich 50—80 Kilogramm wiegen. Eine Gruppe von 5 Schlitten wird von einem Pferd und einem Kutscher gelenkt. An jeder Schlittengruppe ist hinten ein Heubündel und ein Maß Hafer befestigt, die während des Marsches dem Pferde der nächsten Schlittengruppe als Futter dienen. Infolge dieser Einrichtung braucht die Karawane zur Fütterung keine Rast zu machen. Nur das vorderste Pferd, das nichts zu fressen findet, da es eben keinen Vordermann hat, muß von Zeit zu Zeit gewechselt werden. In Dörfern halten sich die Karawanen nur drei bis vier Stunden auf, um die erschöpften Pferde auszuwechseln. Geschlafen wird unterwegs auf den Wagen trotz der heftigen Kälte, die oft 40 Grad unter dem Gefrierpunkt erreicht. Der Theetransport durch Sibirien dauert mit solchen Karawanen gegenwärtig etwa ein Jahr und man fragt sich erstaunt, warum man denn nicht den Seeweg vorzieht, auf dem Odessa in sieben Wochen von China aus erreichbar ist. Die Erklärung findet sich in den hohen Zöllen, die die Thee-Einfuhr nach Rußland sehr vertheuern, so daß sich sogar der langsame Transport durch Sibirien rentirt.

— Das Bürgerliche Gesetzbuch auf der Ansichtskarte. Auf der jetzt im Bavariahaus in Berlin veranstalteten Ausstellung von Ansichtspostkarten findet sich auch eine Serie, die sich insofern ein großes Verdienst zusprechen kann, als sie die schwierige Materie des Bürgerlichen Gesetzbuches, dessen Deutsch bekanntlich für das Laienverständniß vielfach zu hoch ist, gar freundlich popularisirt. Auf jeder der Karten findet sich ein Bildchen nebst einem Paragraphen des neuen Kodex und seiner versifizirten „Verdeutschung". Hier seien Proben:

§ 1325. Eine Ehe ist nichtig, wenn einer der Ehegatten zur Zeit der Eheschließung geschäftsunfähig war oder sich im Zustande der Bewußtlosigkeit oder vorübergehender Störung der Geistesthätigkeit befand.

Und dazu der Vers:

Das war der Ludwig Tübbeke,
Statist am Stadttheater,
Der fuhr des Morgens aus dem Schlaf
Mit einem Bomben-Kater.

Ein Wesen sah er im Gemach,
Da gab es eine Szene:
„Wie kommt denn hier 'ne Frau herein,
Wat is denn det vor eene?" —

„I, Schatz, man hat uns auf dem Amt
Doch gestern erst verbunden," — —
Der Lude schreit: Ich weeß von nischt
Det is total erfunden!

Ich bleibe lieber unbeweibt,
Deshalb, Karline, jehste;
Die Trauung und wat sonst noch war,
Det jilt nich mehr, verstehste?"

§ 1354. Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung. Die Frau ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des Mannes Folge zu leisten, wenn diese sich als als ein Mißbrauch seines Rechtes darstellt.

„Wo fahren wir im Sommer hin?
Fragt sie; darauf Herr Meyer:
„Wir bleiben ruhig in Berlin,
Was anders ist zu theuer."

„Was, in Berlin?" so zetert sie
Und kriegt das Weinen plötzlich,
„Der Wohnort wird vom Mann bestimmt,"
Meint er, „dies ist gesetzlich".

„Dies ist ein Mißbrauch Deines Rechts,"
Ruft sie und ringt die Hände.
„Bleib' Du mein'twegen in Berlin,
Ich fahre nach Ostende!"

Denksprüche.

Warum beschneidet man des Baumes Krone?
Damit er reichlich beſſ're Frucht uns bringe:
Und so gedeiht auch einzig in Beschränkung,
In strenger Zucht, die Frau zum Glück des Hauses.

Raupach.

* * *

Viele Klöster machen die Stadt nicht fromm.

* * *

Das Unglück kommt zentnerweise und geht lothweise.

* * *

Ein schlechter Friede ist besser als ein guter Krieg.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 167. Mittwoch, den 26. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

59 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

„Du mußt mich nicht anrühren, Rudolf!" sagte sie gebieterisch. „Ich bin nicht Deine Gattin —"

„Ja, Du bist es! Du bist es! Vor Gott erkläre ich, daß Du meine Gattin bist —"

„Schweig', Rudolf! Du schriebst mir, daß ich nicht Deine Gattin sei. Erinnerst Du Dich dessen nicht? Du sagtest, daß unsere Heirath ungiltig."

„Ja, ich dachte, sie wäre es. Mein Vater sagte es!" rief Rudolf. „O, Lieschen, ich bin ein armer, schwacher Mensch! Ich bin Deiner Liebe nicht werth. Ich hätte Dir beistehen und Dich nicht so feige verlassen sollen. Allein mein Vater drohte mir mit Gefängniß, weil ich mein Geburtsjahr in meinem Taufscheine gefälscht hatte, und ich — ich hatte Angst vor Strafe. Du kannst mich weder achten Lieschen, noch lieben, das weiß ich; aber wenn Du wüßtest, wie ich gelitten habe, würdest Du mich bedauern."

„Ich habe Dich immer bedauert," murmelte Lieschen.

„Ich glaubte, Du seiest todt," fuhr Rudolf fort. „Ich sah Deinen verstümmelten Körper in meinen Träumen. Tag und Nacht verfolgte mich dieses Bild. Ich war wie wahnsinnig. Mein Vater hatte sich in den Kopf gesetzt, mich an eine reiche junge Erbin zu verheirathen, die aber einen anderen liebte. Ich beschwor sie, mich vor den Qualen der Gewissensbisse zu bewahren."

„Ich hörte es, als Du ihr einen Heirathsantrag machtest," sagte Lieschen. „Hast Du Dich mit ihr verlobt?"

„Nein; sie hat mich ausgeschlagen," erwiderte Rudolf. „Ich bin frei, Lieschen, und ich danke Gott dafür. Was wäre aus mir geworden, wenn ich sie geheirathet und dann erfahren hätte, daß Du noch lebst? Ich liebe nur Dich auf dieser Welt! Ich bin jetzt mündig und mein eigener Herr. Ich will fortan gut, ehrlich und wahr sein. Ich will ein Mann sein, Lieschen, im besten und edelsten Sinne des Wortes. Man soll nicht wieder sagen, daß ich wankelmüthig oder ein Feigling bin. Lieschen, willst Du mir vergeben und wieder mir angehören?"

Seine Worte fanden Widerklang in Lieschen's Herzen; aber sie sprach nicht. Ihre Wangen rötheten sich und sie fing an zu zittern.

Rudolf näherte sich ihr und breitete seine Arme aus.

Lieschen warf sich an seine Brust, sah zu ihm mit Blicken voll Liebe und Zärtlichkeit auf und bot ihm ihren Mund zum Kusse dar.

Jetzt waren sie wieder vereint.

Eine Weile saßen sie stumm da; ihre Herzen waren zu voll; sie waren keines Wortes mächtig.

„Wie Du gelitten hast!" sagte Rudolf nach einer Pause. „Ich kenne Deine ganze Geschichte. Doch laß uns jetzt zurückkehren und Fräulein Weber sagen, daß wir wieder vereint sind und wir uns morgen kirchlich trauen lassen wollen."

„So schnell, Rudolf?"

„Ja. Willst Du morgen mit mir in die Kirche gehen?" fragte Rudolf.

„Ja!" sagte Lieschen leise. „O, Rudolf, nicht wahr, Du willst jetzt stark und gut sein? Meine Leiden waren zu bitter," fügte sie seufzend hinzu; „aber Gott ist gütig gegen mich, und ich werde trachten, Dir eine gute Gattin zu sein."

Lieschen streichelte sanft seine Wange, wie sie es früher zu thun pflegte.

„Armer Rudolf!" flüsterte sie. „Mein armer, lieber Rudolf!"

„Wollen wir jetzt gehen, Fräulein Weber zu suchen?" fragte Rudolf, seine Thränen zurückdrängend. „Ich sehe sie nicht hier in der Nähe. Ich muß gestehen, ich fürchte mich beinahe, ihr zu begegnen. Als sie mir gestern Abend Deine traurige Geschichte erzählte, war ich ganz demüthig vor ihr. „Sie muß mich verachten und wird ganz gewiß Dich überreden, mich abzuweisen."

„Mein armer Rudolf!" sagte Lieschen, sanft

lächelnd. „Frau Petronella sieht hart aus; aber ihr Herz ist weich. Sie liebt mich herzlich und ich liebe sie als meine treue Freundin. Eines muß ich Dir sagen, Rudolf," sprach Lieschen heiter. „Ich kann mich von der lieben alten Petronella nicht trennen."

Rudolf blickte bestürzt drein.

„Also — also willst Du nicht mit mir gehen?" fragte er angstvoll.

„Ja, Rudolf," antwortete Lieschen; „aber ich muß Petronella bei mir behalten. Sie soll mich nicht verlassen."

„Also heißt sie Petronella?" fragte Rudolf bestürzt. „Unter welchem Namen bist Du denn hier bekannt?"

„Als Fräulein Weber."

Rudolf blickte ganz erstaunt drein.

„Ich — ich verstehe nicht, stotterte er. „Man hat mir doch gesagt, daß Fräulein Weber eine exzentrische, sehr reiche alte Dame sei. Hat sie Dich adoptirt?"

„Erinnerst Du Dich noch, daß ich von einer alten Tante zu Dir sprach, die in Berlin lebte und deren Namen ich nicht wußte? Diese Tante entdeckte mich später hier. Sie hieß Frau Weber. Ja, sie war eine exzentrische alte Dame, hatte aber ein gutes Herz und ich hatte sie lieb."

Rudolf blickte noch verwunderter drein.

„Das ist noch nicht alles, Rudolf," fuhr Lieschen fort. „Auf meiner Tante Bitte nahm ich ihren Namen an, und sie hat mich zu ihrer Erbin eingesetzt. Dieses Haus gehört mir."

Rudolf ließ Lieschen aus den Armen los.

„Eine Erbin!" murmelte er. „Und ich wagte zu träumen, daß Du wieder zu mir kommen würdest! Eine Erbin! Dieses Wort fährt wie ein zweischneidiges Schwert zwischen uns!"

Er trat ganz bleich und zitternd einen Schritt zurück.

Ein schelmisches Lächeln spielte um Lieschens Mund.

„Wenn mein Vermögen ein zweischneidiges Schwert zwischen uns ist, dann kann ich es ja irgend einem Krankenhause oder dergleichen schenken oder es Petronella geben. Ich liebe Dich ja so sehr, Rudolf!"

Rudolf war augenblicklich wieder an ihrer Seite.

Stunden vergingen und es wurde immer dunkler um das wieder vereinigte junge Paar. Plötzlich rief Lieschen erschrocken aus:

„O, wie dunkel es wird! Petronella wird sich um mich ängstigen. Wir müssen schnell nach Hause eilen!"

38. Auf falscher Fährte.

Früh am Morgen waren der Baron Engelbert, Graf Hohenfels und der Advokat an ihrem Bestimmungsort angekommen, woselbst sie sogleich den besten Gasthof aufsuchten, sich es bequem machten und dann im Speisesaale beim Frühstücke zusammentrafen.

Sie waren mit dem Mahle noch nicht fertig, als der Detektiv, den er auf Rudolfs Spur geschickt, bei ihnen eintrat und meldete, daß er ihn in der Stadt gefunden.

Der Graf rief erregt aus:

„Dann kann Marie auch nicht weit sein! Weiter wissen Sie aber nicht?"

„Doch, Herr Graf!" gab der Detektiv zur Antwort. „Ich suchte den Droschkenkutscher auf, den Herr Rudolf von Schwarz am Tage zuvor gemiethet hatte, und erfuhr, daß er ziemlich weit von der Stadt nach einem einsam gelegenen Hause gefahren und nach einiger Zeit mit einer jungen Dame am Arme zurückgekehrt sei; die Dame habe ihm zärtlich ins Gesicht geblickt."

„Das ist nicht möglich!" rief der junge Graf aus. „Der Kutscher hat Euch belogen!"

„Gewiß nicht, gnädiger Herr!" antwortete der Detektiv. „Denn der Herr Rudolf von Schwarz fragte den Kutscher auch noch, ob eine kleine Pfarrei in der Nähe sei, deren Geistlicher eine Trauung vollziehen könne."

„Das fängt an, ernst zu werden!" bemerkte der Advokat.

„Da muß ein Irrthum obwalten!" sprach Graf Hohenfels unruhig. „Das kann nicht Marie sein!"

„Das Fräulein ist aus Stettin," sagte der Detektiv, „so viel ich von dem Dienstmädchen gehört habe."

„Gehen Sie schnell," drängte der junge Graf den Detektiv, um zu erfahren, nach welcher Kirche sie gehen. Wir werden hier auf Sie warten."

Der Detektiv entfernte sich.

Mariens Freunde unterhielten sich mit allerlei Vermuthungen bis zur Rückkehr des Detektives, welche in anderthalb Stunden erfolgte.

Baron Engelbert hüllte sich wieder ein und zog den Hut tief ins Gesicht, um nicht erkannt zu werden.

Die drei Herren stiegen in den vom Detektiv herbeigebrachten Wagen; der Detektiv setzte sich zu dem Kutscher.

Nach wenigen Minuten erreichten sie die Dorfkirche, welche Rudolf von Schwarz zur Vollziehung seiner zweiten Vermählung mit Lieschen gewählt hatte.

Als die drei Freunde in den inneren Raum der Kirche traten, befand sich niemand in demselben als ein alter Kirchendiener. Sie setzten sich auf einen Platz, der ihnen erlaubte, alles zu sehen, ohne selbst sehr sichtbar zu sein.

Nach einer Weile trat Rudolf von Schwarz in seinem gewöhnlichen Anzuge mit dem Pfarrer aus der Sakristei.

Hierauf kamen noch einige Neugierige. Noch immer erschien die Braut nicht, und die drei Freunde wurden ungeduldig.

Wieder öffnete sich die Kirchenthür — es war die Braut mit den sie geleitenden Personen.

Rudolf eilte mit nicht zu unterdrückender Freude ihr entgegen.

Der sie umhüllende Schleier machte es dem Grafen unmöglich, ihre Züge zu sehen. Sein Herz pochte so heftig, daß er einen Schwindelanfalls bekam. Als er länger auf sie schaute, flüsterte er aufgeregt:

„Es ist nicht Marie!"

„Aber Sie haben ja ihr Gesicht noch nicht gesehen!" bemerkte der Advokat. „Ich glaube, es ist die Baronesse."

In diesem Augenblicke schlug die Braut den Schleier zurück.

Als Baron Engelbert jetzt das fremde Gesichtchen mit den schwarzen Augen erblickte, stöhnte er laut; auch Graf Hohenfels wurde bleich.

Wenn die Braut nicht Marie war, wo sollten sie das Mädchen finden?

„Wenn wir in die Sakristei gehen," sprach der junge Graf, „dann wird uns Rudolf vielleicht sagen können, wo sein Vater steckt. „Ich will hineingehen."

„Ich gehe mit Ihnen," sprach der Baron indem er sich erhob.

In dem Augenblicke, als die Braut glückselig lächelnd ihren Namen ins Kirchenbuch eintrug, traten die Freunde in die Sakristei.

Rudolf hatte eben seinen Namen geschrieben, und als er die Freunde erblickte, starrte er unverwandt auf den Baron und fürchtete, daß ihm aus der Umhüllung seines Vaters höhnisches Gesicht entgegenblicken würde.

Graf Hohenfels fragte Rudolf, wo sich Marie befände.

Mit einem Blick des Erstaunens antwortete er:

„Doch gewiß auf ihrem anderen Gute; dorthin wollten sie fahren."

Nachdem der junge Graf ihm mitgetheilt, daß das nicht der Fall sein, und dem Brautpaare nochmals seine besten Wünsche dargebracht, verließen sämmtliche Versammelte die Kirche.

Baron Engelbert und der Advokat fuhren ins Hotel zurück; aber Graf Hohenfels zog es vor, umherzuschlendern und schlug den Weg nach dem Flusse ein.

Der Wind blies sehr stark, darum drückte er den Hut tief ins Gesicht; er sprach zu sich:

„Wo mag meine arme Marie in diesem kalten Wetter sein? Gewiß glaubt sie, daß ich nicht kommen werde, um sie zu befreien."

(Fortsetzung folgt.)

Die Sorgen der Millionäre.

Für Jene, die sich nicht einmal des Besitzes einer einzigen kleinen Million erfreuen können, darf es wohl ein Trost sein, daß die Millionäre und die paar Milliardäre, die jenseits des großen Wassers leben, manchmal nicht wissen, was sie mit ihrem vielen Gelde anfangen sollen und auf die sonderbarsten Ideen verfallen, sich ihres Reichthums so rasch und so irrationell wie möglich zu entledigen. Da ist vor einigen Tagen in New-York Lloyd Aspiewill gestorben, der Enkel eines berühmten, steinreichen Kaufherrn. Lloyd Aspiewill hieß noch vor wenig Jahren „Prinz Bonvivant" und wurde von dem weiblichen Theile der oberen Zehntausend bewundert, was nicht weniger besagt, als daß Aspiewill den extravagantesten Passionen huldigte und auf diese Weise den blasirten, emanzipirten New-Yorker Damen imponirte. Die Passionen und die sprichwörtlich gewordene „Ritterlichkeit" und Noblesse kosteten Aspiewill aber eine so erkleckliche Zahl Hundert-Dollarscheine, daß eines Tages sich das Gerücht verbreitete, Aspiewill's Millionen seien bis auf den letzten Cent den Weg alles Vergänglichen gewandert. Nun zogen sich seine intimsten Freunde von ihm zurück und „Prinz Bonviant", der ehemalige Millionär, starb verlassen mutterseelenallein im größten Elend; in seiner Sterbestunde fand er ein gutes Abschiedswort an die Welt: „Unsere New-Yorker Gesellschaft verzeiht Alles, nur nicht den Mangel an Geld . . ."

Daß ein Millionär, aus Furcht zu verarmen, zum Diebe wird, zählt jedenfalls zu den drolligsten documents zur Beurtheilung der Psyche der Millionäre. In Baku lebt, wie aus Petersburg geschrieben wird, ein Mann Namens Rylski, weitbekannt durch den Besitz zahlreicher Naphtaquellen und als Millionär von vielen armen Teufeln beneidet. Eines Tages machte die Firma Pitojeff, deren Naphthagruben denen

Rylski's benachbart sind, die unliebsame Entdeckung, daß ihr ganz beträchtliche Quantitäten Naphtha abgeleitet werden, und die Nachforschungen ergaben, daß das Haus Rylski der Dieb sei. Der Hauptbevollmächtigte des Hauses Rylski flüchtete, wurde aber in der Nähe Warschaus festgenommen; auch Rylski, dessen Vermögen, beiläufig bemerkt, über zehn Millionen Rubel beträgt, wurde verhaftet. Als es zur Gerichtsverhandlung kommen sollte, erhängte sich der Millionär-Dieb in seiner Zelle.

Nicht die Freude am Genusse, nicht der Drang, sich die Existenz so angenehm, so künstlerisch schön wie nur denkbar zu gestalten, sondern ausschließlich der Drang, sich durch unsinnige Geldausgaben eine Erregung der blasirten Nerven zu verschaffen, äußert sich in den spleenigen Launen der Millionärstöchter in New-York.

Die neueste Mode der Amerikanerinnen besteht im Schnupfen des theuersten Schnupftabakes. Ein Pfund importirten Schnupftabaks kostet 600 fl. und die jungen New-Yorker Damen, die es können, benützen am liebsten den oft hundert Jahre alten Schnupftabak, der aus Portugal stammt und bis 2400 fl. kostet und schwer zu beschaffen ist, da die reichen Mandarinen in China ihn aufkaufen. Die hübschen, jungen, reichen Mädchen in New-York wetteifern mit den ältesten Chinesen, sich in den Besitz dieses portugiesischen ff-Tabaks zu setzen. Von dieser Mode, die man wohl als geschmacklos bezeichnen darf, wenn sie auch die Geschmacksnerven betrifft, profitiren auch die Juweliere, da seit dieser Mode eine lebhafte Nachfrage nach den elegantesten Schnupftabaksdosen herrscht, die an der Uhrkette baumeln.

In das Gebiet des absolut Protzenhaften gehört es, wenn Astor — es ist überflüssig, diesem Namen die Bezeichnung Millionär vorzusetzen — sich Paderewski für einen Abend verschreibt, um ihn seinen Londoner Gästen vorzusetzen; Astor macht sich aus Chopin oder Beethoven so viel „wie ein Fisch aus einer Orange", aber die Gäste erfahren, daß Astor dem Künstler für den einen Abend 1000 Pfund Sterling zahlen mußte, weil Paderewski von den Ufern des Genfer Sees, wo er seine Flitterwochen verbrachte, nach London reisen mußte. Es besteht kein Zweifel, daß es Astor manche Stunde des Nachdenkens gekostet haben muß, bis er auf diese „Sensation, koste es, was es wolle", verfiel.

Der Sohn des amerikanischen Millionärs Jay Gould hat den Sport des Geldausgebens dem Sport gewidmet. Er hat sich einen schwimmenden Palast erbauen lassen, der zwei Millionen gekostet hat; dies ist bekannt. Nun geht er daran, eine Art Sportzentrum, einen Palast für alle Zweige des Sports erbauen zu lassen, welcher nur ihm und seinen engsten Freunden offen stehen wird. Die Kosten dieses Wunderbaues sind auf eine halbe Million Dollars veranschlagt. Da wird er nun unabhängig von der Witterung und Temperatur und nicht gestört durch die profanen Blicke neugieriger Nichtmillionäre sich den verschiedenartigen Spielen Sportübungen nach Herzenslust hingeben können. Der Palast soll aus Eisen und weißen Ziegeln erbaut werden und nur durch eine marmorne Säulenhalle verziert sein: unter einem Laubengang wird ein geräumiges Schwimmbassin, gleichfalls aus Marmor und mit blendender elektrischer Beleuchtung eingerichtet; eine Turnhalle, ein Theater, ein Fechtsaal reihen sich im Kreise an; inmitten der kolossalen Gärten wird eine Reitschule — vielleicht die größte auf der ganzen Welt —, ein Cricketplatz, ein Tennisplatz und, neben den Stallungen, ein Poloplatz eingerichtet.

In den nächsten Tagen werden Herr und Frau Vanderbilt ein großartiges Ball- und Gartenfest geben, zu dem die ganze Gesellschaft New-Yorks geladen ist; es ist ein Abschiedsfest, der junge Alfred Vanderbilt wird mit den Kameraden von seinem Vater auf eine „wissenschaftliche Weltreise zum Abschluß seiner Erziehung" ausgesandt. Die amerikanische Presse setzt an die Spitze des Reiseprogramms die charakteristische Bemerkung, daß die Reise ohne alle Rücksicht auf Kosten arrangirt wird. Die wissenschaftliche Seite dieser Vergnügungs-Weltreise besteht in Tiger-, Elephanten- und Alligatorenjagden, Wettrennen zu Schiff-, zu Pferd und mit Automobil und ähnlichen gelehrten Studien. Alles in Allem genommen, kann man sich diese Sorge der Millionäre, wie man Geld ausgibt, gefallen lassen, sie unterstützt den Kreislauf des Geldes.

Eine Ausnahme unter diesen Millionären ist Jim Healey, der auf einer Farm in Texas bescheiden wie der ärmste Pächter wohnt und absolut nicht weiß, was er mit seinen Millionen anfangen soll. Wenn er eine Reise macht, so gibt er in einer Woche nicht zehn Gulden aus; man kann sich vorstellen, wie wenig er zu Hause, in seinen vier hölzernen Pfählen braucht; er kauft sich selbst seine bescheidenen Mahlzeiten und sein Einkommen beträgt in der Stunde 1000 Shillings.

— Pantoffelheld. Schaffner: „Mann, Sie müssen hier raus, das ist Frauenabtheil." — Herr Leberecht: „Siehste, Bauline, da herrschdes wieder, daß ich ä Mann bin!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 168. Donnerstag, den 27. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

60 Roman von F. Siemers von Ostermann.

Es streiften des jungen Grafen Blicke über die zahlreichen Boote hin, die hier zusammengedrängt ankerten. Da bemerkte er eine Yacht, die eben angekommen war. Er las auf dem Vordertheil: „Der Pfeil". Ein Boot wurde von demselben hinabgelassen; ein hochgewachsener Herr in einem großen Mantel stieg in dasselbe und ließ sich ans Ufer rudern.

Graf Hohenfels stutzte; seine blauen Augen flammten. Der Herr im Boote hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Als das Schiffchen näher kam und der Graf die Züge des im Boote Sitzenden unterscheiden konnte, stieß er einen Schrei aus. In dem hochgewachsenen Fremden hatte er seinen Feind — den Herrn von Schwarz, erkannt.

Das Verhängniß hatte diesen am selben Tage nach der Stadt gebracht, an welchem seine ihn suchenden Feinde dort waren; was ihn veranlaßte, bei solcher Kälte nach der Stadt zu fahren, war die Krankheit seiner ihm kürzlich anvermählten Gattin, die sich an dem Abende, an welchem Marie in das einsame Haus zurückgebracht wurde, der Kälte zu sehr ausgesetzt hatte.

Herr von Schwarz sprang leicht aus dem Boote und rief den Ruderern zu:

„Ich will nur in die Apotheke gehen, Ihr Matrosen, und komme bald zurück, vielleicht in einigen Stunden schon. Seid vorsichtig und plaudert nicht! Hier sind zwei Mark; Ihr könnt ein Glas Bier trinken gehen; aber bleibt nüchtern."

Die Ruderer dankten, banden das Boot an und stiegen ebenfalls ans Ufer.

Graf Hohenfels ließ die Yacht nicht aus den Augen; ein Mann war daselbst zurückgeblieben, der auf dem Verdecke stand und rauchte.

Der junge Graf winkte einem Schiffer und ließ sich nach der Yacht hin rudern. Nach kurzer Zeit legte das Boot an derselben an und der Graf kletterte hinauf.

Der Mann auf dem Verdecke machte ein finsteres Gesicht und rief ihm zu:

„Das ist ein Privatschiff, Herr! Was wollen Sie hier?"

„Es gehört doch dem Herrn von Schwarz?" fragte der Graf ruhig.

Die Pfeife entfiel dem Munde des Matrosen und er sagte:

„Das ist einerlei, wem es gehört. Verlassen Sie es, junger Herr!"

Des Grafen blaue Augen blitzten, als er unerschrocken sagte:

„Ihr könnt mir nichts weismachen, Mann; Ihr dient dem Herrn von Schwarz, und wenn es mir beliebt, kann ich Euch als Helfershelfer bei der Entführung einer jungen Dame anzeigen."

Der Matrose athmete schwer und blickte um Hilfe nach dem Ufer; dann sagte er:

„Ich habe nichts verbrochen; man hat mich gedungen, das Schiff zu steuern, und das habe ich auch gethan, weiter nichts."

„Nun, das wird sich ja zeigen, wenn Ihr vernommen werdet. Wir sind unsere vier Herren, die den Herrn von Schwarz suchen; wenn Ihr Euch weigert, zu thun, was ich befehle, dann rufe ich den Polizisten, der dort am Ufer steht und lasse Euch festnehmen," antwortete der junge Graf.

„Was wünschen Sie von mir?" fragte der Matrose. „Ich habe von dem Herrn von Schwarz noch kein Geld bekommen, und er schlägt mich todt, wenn ich ihn verrathe!"

„Er braucht davon nichts zu wissen," sprach unser Held. „Bleibt auf dem Schiffe. „Was Ihr thun müßt, ist das: Sagt mir genau, wo Fräulein Marie von Engelbert ist; dann werde ich mit meinen Freunden auf einem anderen Schiffe Eurer Yacht folgen, doch in solcher Entfernung, daß Herr von Schwarz nichts bemerkt; dann bekommt Ihr den von diesem bedungenen Lohn."

„Und was gewinne ich durch meinen Verrath?“ fragte der Mann.

„Ihr entgeht dem Gefängnisse; Ihr seht wohl, daß der Polizist noch dort steht; wenn Ihr Euch nicht gleich entscheidet, werde ich ihn rufen!“ sagte der junge Graf entschlossen. „Nun, schnell! Wo ist die Baronesse Marie von Engelbert?“

„In einem einsamen Hause, hoch oben auf einem Felsen, auf einer von Fremden gemiedenen Insel, nicht sehr weit von hier. Ungefähr zwanzig Seemeilen, wenn man geradeaus fahren könnte, was aber nicht der Fall ist. Man muß einen weiten Umweg machen,“ berichtete der Matrose.

Der Graf richtete noch mehrere Fragen an den Mann, bis er die Ueberzeugung hatte, daß er nicht falsch unterrichtet worden sei; dann stieg er wieder in das Boot, in welchem er gekommen war, und ruderte ans Ufer zurück.

Am Lande angekommen, miethete er eine Schaluppe, ließ Proviant und warme Decken besorgen und so viel von allem kaufen, daß der Matrose, der mit ihm gegangen war, sich nicht enthalten konnte, auszurufen:

„Wahrhaftig, Herr, mit diesen Lebensmitteln könnten wir nach Australien fahren!“

„Was wir übrig lassen, soll Euch gehören!“ antwortete der junge Graf lächelnd.

Nachdem der Mundvorrath im Schiffe untergebracht und die warmen Decken in die Kajüte gelegt worden waren, kehrte der Graf nach dem Hotel zurück.

Die Zeit verging schnell, und er eilte ins Zimmer zu seinen Freunden hinauf.

39. Das Ende des verwegenen Spieles.

Mit strahlendem Antlitze kam der junge Graf ins Zimmer. Er fand den Baron Engelbert bleich und niedergeschlagen, mit auf die Brust gesenktem Haupte im Gemache umhergehen. Die Angst um die verlorene Tochter war für den Mann, dessen Herz folternde Qualen ausstand, beinahe zu viel.

Der Advokat stand beim Fenster und blickte verdrießlich hin.

Der Detektiv, welcher all' seinen Witz erschöpft hatte und dessen Spürsinn die Vermißte nicht zu entdecken vermochte, saß zusammengekauert vor dem Kaminofen und seine Züge drückten Rathlosigkeit aus.

Demselben Impulse folgend, wendeten sich die drei Herren gegen den Grafen, als er leichten Schrittes den Raum betrat. Erstaunen über die Veränderung, die in wenigen Stunden bei ihm eingetreten, malte sich in ihren Zügen.

„Lieber Georg! Sie sehen ja wie der Sonnenschein selbst aus!“ sprach der Baron langsam. „Wer auch noch die Elastizität der Jugend besäße!“

Der junge Graf lachte vor Vergnügen laut auf; sein schönes Antlitz strahlte vor Frohsinn. Er nahm den Ueberrock und seinen Hut ab, von dem er die Regentropfen schüttelte, und sprach dann:

„Es fängt an zu regnen; morgen werden wir sehr nasses Wetter bekommen.“

Baron Engelbert blickte den jungen Mann aufmerksam an und wurde plötzlich aufgeregt.

„Was ist Ihnen begegnet, Georg?“ fragte er. haben Sie Nachrichten von Marie?“

Fröhliches Lächeln spielte um des jungen Grafen Mund, und Freude strahlte aus seinen blauen Augen, als er antwortete:

„Jawohl, ich habe Nachricht von ihr!“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensweise des Prinz-Regenten.

Der Prinz-Regent Luitpold, der von Wildenwarth nach München zurückgekehrt ist und während seines Aufenthaltes täglich im Chiemsee (in der Schwimm-Badeanstalt in Stock bei Prien) badete, setzt diese Uebung auch in München täglich fort. Jeden Abend gegen 6 Uhr wird nach Nymphenburg gefahren und dort im Würmkanal in der eigens für den Regenten am Ende des Parkes errichteten Badeanstalt ein Bad genommen. Der Regent badet trotz seines hohen Alters auch bei 13 Grad Wasserwärme und sieht es gern, wenn auch seine Jäger, die ihn begleiten, gleichzeitig baden. Er ist für die Mitbadenden sehr besorgt und dringt darauf, daß sie sich, wenn die Luft nicht sehr warm ist, rasch ankleiden, um sich nicht zu erkälten. Ueberhaupt ist der Regent sehr gütig gegen seine Leibdiener und Jäger und von diesen hochverehrt; dieselben dürfen sich oft schon früher zur Ruhe begeben, als der Regent selbst, nur der Jäger des inneren Dienstes, dem das Aus- und Ankleiden des Regenten obliegt, bleibt in nächster Nähe und ist auch früh bei dem Erwachen des Regenten zur Stelle. Der Regent begibt sich meistens erst um 11 Uhr Nachts, oft noch später zu Bett, ist aber schon um halb 6, spätestens 6 Uhr früh, als echter Jäger, wieder munter. Er frühstückt einfach nach dem Ankleiden und beginnt dann sofort seine schweren Zigarren zu rauchen. Diese theilt er in freigibigster Weise mit seiner Umgebung,

besonders mit den Jägern, die ihn auf den Gebirgsjagden begleiten. Nach dem Frühstück hört der Regent eine hl. Messe und unternimmt, nachdem er einige Vorträge des Vorstandes der Geheimkanzlei oder des Chefs der Hofstäbe, des Geheimraths Klug, seines Vermögensverwalters ꝛc. entgegengenommen, mit dem dienstthuenden Adjutanten einen Spazierritt oder eine Spazierfahrt in den englischen Garten oder zu Künstlern ꝛc., zur Jagdzeit eine Fahrt nach Schleißheim oder zum Aumeister, in den Forstenriederpark, nach Moosach ꝛc., um Fasanen, Wildenten, Wildschweine ꝛc. zu schießen. Nach der Rückkehr wird ein leichtes Frühstück eingenommen und beginnen dann zwischen 11 und 12 Uhr die Audienzen. Nach den Audienzen wird kurze Zeit der Ruhe gepflogen und sodann Nachmittags 2 Uhr die alltägliche Spazierfahrt in den Nymphenburger Park unternommen. Bei dieser ist der Regent nur von einem Leibjäger, ohne Adjutanten, begleitet. Der Leibjäger hat die Aufgabe, überall anhalten zu lassen, wo Bittsteller mit Bittschriften am Wege stehen. Zwar wollen die Schutzleute es nicht dulden, daß der Regent auf seinen Spazierfahrten von Bittstellern behelligt wird, allein sie wissen, daß sie nicht schroff vorgehen und Angesichts des Regenten Niemand wegweisen dürfen, und hierauf verlassen sich auch die Bittsteller, die besonders im Winter (vor Weihnachten und Neujahr), am Namens- und Geburtstage des Regenten zahlreich am Wege erscheinen. Nach der Rückkehr von Nymphenburg gegen 3 Uhr Nachmittags beginnt das Diner, das der Regent fast niemals ohne fünf bis sechs Gäste einnimmt. Dieses besteht aus fünf bis sechs Gängen (Suppe, Fisch, Wildpret, Geflügel, süße Speise); bei feierlichen Anlässen ist das Menu reicher. Es gibt dann zuerst Austern mit Chablis oder einem anderen weißen Burgunder- bezw. Bordeaux-Wein, hierauf Suppe, dann Fisch (Salm, Forellen, Renken), dann Rehwild (Fasanen, Wildenten, Schnepfen ꝛc., je nach der Schußzeit), wohl auch eine Schnepfenpastete; hierauf Geflügel, dann Torten, Kuchen, Puddings, Gefrorenes, endlich Käse, Butter und Dessert-Obst, das z. B. jetzt aus Erdbeeren, Feigen, Trauben, Bananen usw. besteht. Das Konfekt ist sehr zierlich verpackt, Chokolade z. B. in weiß und blauen Enveloppes mit dem Bildniß des Regenten oder dem bayerischen Wappen, und wird oft auch, namentlich bei Marschallstafeln, den Gästen reichlich mitgegeben. Als Getränk wird zuerst Portwein oder Madeira, auch ein Schoppen Bier (in letzterer Zeit nicht mehr Hofbräu-, sondern Spatenbier), dann zum Fisch moussirender deutscher Sekt, zum Wildpret Bordeaux und Burgunder, zum Geflügel französischer Sekt und auch Rheinwein, zu den Süßigkeiten Capwein, auch Tokayer und Malaga, später noch Chartreuse oder sonstige Liqueure von den hinter den Gästen stehenden Lakaien geschänkt. Nachservirt wird von keiner Speise; Champagner wird fortwährend nachgeschänkt. Nach dem Diner wird schwarzer Kaffee in kleinen Schalen gereicht und werden Zigarren geboten. Nach dem Diner, das meistens nur 1—1½ Stunden dauert, unterhält sich der Regent, der hiebei oft ein langes Nargileh raucht, noch einige Zeit mit seinen Gästen, macht dann gegen 6 Uhr im Sommer die schon geschilderte zweite Fahrt zum Baden im Würmkanal, im Winter arbeitet er mit seinen Adjutanten. Abends wird nur ein leichtes Souper eingenommen und dann Bier getrunken. Bei den Jagden im Hochgebirge, die nächstens beginnen, ändert sich diese Lebensweise insofern, als dann das Diner erst Abends nach der Rückkunft von der Jagd stattfindet; auch dann arbeitet der Regent oft noch bis 10 und 11 Uhr Nachts mit einem seiner Adjutanten und erledigt die vom Courier gebrachten Ein- und Ausläufe. (A. Postztg.)

Mannigfaltiges.

— Ueber Pariser Reporter-Unwesen schreibt Fulbert Dumonteil im „Evénement: Es wäre ungerecht, wollte man die Reporter für all den kindischen Klatsch und die albernen Nichtigkeiten verantwortlich machen. Das Publikum verlangt und will diese Nichtigkeiten, und das Blatt muß sie bringen. Der Verleger eines großen Pariser Blattes läßt eines Tages seinen ersten Reporter rufen und sagte zu ihm: „Man spricht jetzt von dem neuen Justizminister Dufaure. Seine Lebensweise scheint interessant zu sein. Erkundigen Sie sich nach seinen Lieblingsgerichten. Das Publikum wird entzückt sein, wenn es erfährt, was Dufaure ißt.“ Der Reporter verschwindet mit Windeseile und kehrt nach kurzer Zeit schweißtriefend zurück. „Seit einem halben Jahrhundert ißt Herr Dufaure täglich zum Frühstück zwei Eier in der Schale,“ brüllte er schon vor der Thüre des Redaktionsbureaus. — „Sehr interessant,“ sagte der entzückte Verleger, „schreiben Sie hundert Zeilen über diese Eier.“ Der Artikel erscheint, zehn Blätter drucken ihn nach, der Erfolg ist riesengroß. „Es ist erstaunlich, wie Sie uns seit einiger Zeit vernachlässigen,“ sagt der Verleger eines Konkurrenzblattes zu seinem Reporter. „Haben Sie den Artikel über die Eier auf dem Frühstückstisch des Herrn Dufaure gelesen? Wie konnten Sie sich eine so interessante Mittheilung entgehen lassen? Bringen Sie darüber etwas Amüsantes!“ Der

Reporter verschwindet mit Blitzesschnelle und kehrt nach wenigen Minuten mit sieghafter Miene zurück. Er hat eine ebenso interessante wie hochwichtige Entdeckung gemacht: der Justizminister ißt seine täglichen Eier nicht in der Schale, sondern als Setzeier. „Herrlich, wunderbar!" ruft der enthuasmirte Verleger. „Machen Sie aus diesen Setzeiern so rasch als möglich 150 Zeilen und weisen Sie besonders auf die Unrichtigkeit der Mittheilung unseres Kollegen hin." Der Artikel erscheint und macht Sensation. Eine lebhafte Polemik entspinnt sich zwischen den beiden Blättern, zwei Parteien bilden sich, die eine für die Eier in der Schale, die andere für die Setzeier. Die Eierfrage wird immer verwickelter. Inzwischen haben einen dritten Reporter die Erfolge seiner Kollegen nicht schlafen lassen. Eine alte Freundin des Ministerpräsidenten hat ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, daß Herr Dufaure weder Eier in der Schale, noch Setzeier ißt, sondern täglich zum Frühstück eine „Omelette aux fines herbes" verspeist. Konfusion der beiden ersten Reporter und ungeheuren Triumph des dritten, der von seinem Blatte sofort einen Vorschuß erhält. Die Eierfrage scheint gelöst zu sein. Plötzlich erinnert sich ein vierter Reporter, daß der Koch des Herrn Dufaure ein leiblicher Vetter seiner Waschfrau ist. Er springt in eine Droschke, kommt wie ein Tobsüchtiger in das Justizministerium, fragt den Küchenchef nach allen Regeln der Kunst aus und erscheint zehn Minuten später strahlend im Redaktionsbureau, mit siegreicher Hand eine Bescheinigung des Kochs schwingend, in welcher der Wahrheit gemäß bestätigt wird, daß Herr Minister zwar gebackene Pflaumen liebt, Eier aber in jeder Form geradezu verabscheut . . ."

— Eine Radlerstatistik. Unter diesem Titel veröffentlicht das „Berl. Tagebl." einen kleinen Artikel, den wir wegen seines theils interessanten, theils kuriosen Inhaltes unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Es heißt da: Wohl nie zuvor hat sich eine Industrie so schnell entwickelt und eine so große internationale Bedeutung erlangt, wie die Bicycle-Industrie. Man erinnere sich nur der schrecklichen „Knochenschüttler" mit ihren harten Gummireifen, welche vor 25 Jahren aufkamen, und vergleiche sie mit den heutigen Rädern, die man als den „Gipfel der Eleganz" bezeichnen könnte. In jenen Tagen hätten alle Maschinen der Welt, in gerader Linie aufgestellt, kaum einige Meilen ergeben, heute würden die Zweiräder einen ununterbrochenen Gürtel bilden, der groß genug wäre, die Erde zu umspannen. Nach einer ungefähren Schätzung gibt es jetzt 20 Millionen Bicycles in der ganzen Welt, von welchen auf Deutschland mehr als 3 Millionen entfallen, somit kommt also ein Rad auf je 17 Köpfe der Bevölkerung. Von der Gesammtzahl der Räder entfällt je eins auf ungefähr 25 der Gesammtbevölkerung der Erde. Diese Zahlen sind so enorm, daß man sie kaum für zutreffend halten könnte. Tit-Bits hat ausgerechnet, daß die Zahl aller Radler der Welt, wollte man sie zu einer Armee vereinigen, fünfmal so groß wäre wie die bewaffnete Macht ganz Europas in Friedenspräsenzstärke. Würden sie eine große Kolonne mit 34 Radlern in der Front bilden und alle Reihen sich in einem Abstande von 90 Zentimetern einander folgen, so würde sich diese stattliche Kolonne von London bis nach Neapel erstrecken; bei 25 Radlern Front würde dieses merkwürdige Reiterheer von London bis Konstantinopel reichen. Welche Entfernungen vermögen aber diese 20 Millionen Radler zurückzulegen!? Nehmen wir einmal an, daß jeder Radler nach einem allgemeinen internationalen Abkommen an einem bestimmten Tage 20 englische Meilen (32 Kilometer) zu bewältigen hätte, eine Leistung, für welche ihm die reichlich bemessene Zeit von drei Stunden zugebilligt werden soll. Die ganze von allen Radlern der Welt in diesen drei Stunden zurückgelegte Entfernung entspricht einer zweimaligen Reise nach der Sonne einschließlich der Rückfahrt nebst 70 Extratouren nach dem Monde und zur Erde zurück. Jetzt kommen wir zu den Kosten dieser 20 Millionen Zweiräder. Angenommen, jede Maschine koste den Eigenthümer 200 M. — das ist gewiß sehr niedrig geschätzt —, so repräsentiren die Zweiräder eine Summe von 4000 Millionen Mark. Wenn diese Summe in Goldstücken aufgezählt worden wäre, so hätte man mit diesen ebensogut eine Rennbahn von 12 Fuß Breite und 27 Kilometer Umfang pflastern können, das wäre eine Bahn, die ein schneller Radler in einer Stunde durchmessen könnte. Dieses interessante Rechenexempel gibt uns eine Vorstellung von der ungeheuren Bedeutung der Fahrindustrie und von den Riesenkapitalien, über welche diese verfügt.

Denkspruch.

Nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal;
Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffirten Schmerz,
Diesen trüben Augenraunen
Leerheit oder schlechtes Herz.

Goethe.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 169. Freitag, den 28. Juli. 1899.

Ewiger Frieden.

Eine Thierfabel.

Hört, dann erzähl' ich eine Mär':
Es war zur Zeit, als noch der Bär
Die gold'nen Königszacken trug.
Da gab es Krieg und Streit genug.
's war dazumal, so will mir scheinen,
Wie jetzt: Der Große fraß den Kleinen;
Und wird auch, wie die Einen sagen,
So sein bis zu den spätsten Tagen.
Es meinen Andere dagegen,
Man müsse sich in's Mittel legen
Und, geh' es, wie es geh', erstreben
Ein friedliches Zusammenleben
In dieser kampferfüllten Welt.
Das laß ich nun dahingestellt
Und kehre zu den Zeiten, da
Der Bär das Königsamt versah.
Es litt in seinen alten Tagen
Der braune Herr einmal am Magen.
Wie's kam? Es einigten sich nie
Darüber die Hofmedizi.
Item: Er wollte nichts mehr wissen
Von seiner Tafel Leckerbissen,
Soviel ihm schleppten auch herbei
Hofküche und Hofjägerei;
Und selbst die Herrlichste der Gaben,
Verschmähte Braun, die Honigwaben.
Da zog er sich im härnen Kleid
Zurück in tiefe Einsamkeit,
Nicht, um wie in gesunden Tagen
In seinem Königsforst zu jagen;
Er legte in der Wüstenei
Auf Grillen sich und Grübelei.
Ihm gingen die Gedanken so,
Wie weiland König Salomo.
Er brummelte im tiefsten Baß:
O vanitatum vanitas!
Trübsal blasend und nach Noten
Lag er und saugte an den Pfoten.
Ein fielen ihm viel schlimme Sachen,
Die niemals wieder gut zu machen;
Sein Kerbholz fand er voll genug
Mit Plünderung und Beutezug,
Vertrags- und Bündnißbrüchen, und
Nachbarbedrängung ohne Grund.
Wenn Alles man zusammennimmt:
Der braune Herr war sehr verstimmt.

Vom Hofe folgten ihm nur zwei
In Einsamkeit und Wüstenei:
Bellyn *), sein Sekretär, und dann
Sir Reinhard Fuchs, ein Edelmann.
Getreuen Sinnes versuchten sie
Zu bannen, die Melancholie,
Die ihren alten Herrn umfing;
Doch half es keinen Pfifferling.
Da's ihnen nun mißlungen war,
Beschloß in seiner Noth das Paar,
Zur Unterstützung beizuzieh'n
Den Hoflautisten Baldewin **).
Es war derselbe Virtuos
Nicht etwa auf der Harfe blos;
Es klang ihm hell von seiner Lippe
Der Preis der ganzen Bärensippe.
Auch hatte er sich einen Namen
Gemacht durch seine Bärendramen,
Und stand darum in hoher Gunst
Derselb'ge wegen seiner Kunst.
Drum riefen sie nach dem Getreuen,
Des Königs Schwermuth zu zerstreuen.
Die eil'ge Botschaft nahm der rasche
Lampe ***) in seine Botentasche
Und fuhr dahin.

Der Sänger kam,
Zu bändigen des Königs Gram.

---

*) Der Widder.
**) Der Esel.
***) Der Hase.

Zugleich als Kämmerer erschienen
Zwei rasche Winde, ihm zu dienen.
Der Esel hatte auf der Reise
Ein neues Lied erdacht zum Preise
Des Königes und seiner Magen *)
Und brannte drauf, es vorzutragen.
Allein es war der Sinn des Bären
Nicht mehr gestimmt für Heldenmären.
Des kranken Herrn Gedanken hingen
An andern und viel ernster'n Dingen.
Er wollte seiner Sünden wegen
All seine Würden niederlegen,
Enthalten sich auf jede Weise
Und allezeit der blut'gen Speise,
Nur süßen Honigs sich bedienen,
Den ihm geopfert fromme Bienen,
Um so durch Fasten und Kasteien
Von aller Schuld sich zu befreien.
Dann aber, auf Sir Reinhard's Rath,
Entschloß er sich zu einer That:
Die kranke Welt in allen Stücken
In eine neue Bahn zu rücken.
Zum nächsten Neumond sollte sein
Ein Thing **) geboten an den Rhein,
Ein großes Maifeld, wo geschaart
Jedwed Geschlecht und jede Art,
Ob's Flosse habe oder Schwinge,
Und krieche, trabe oder ginge.
An jedem Kreuzweg, jeder Mündung
Erfolgen solle die Verkündung;
Und ausgerufen solle werden
Ein Königsfrieden auf der Erden
Ein Jahr sechs Wochen und drei Tage,
Daß Keiner zu erscheinen zage,
Ob er auch klein sei oder schwach,
Befürchtend Tod und Ungemach.
Wer aber diesen Frieden breche,
Der solle zahlen selbst die Zeche,
Weil er geschändet Recht und Friede;
Sein Hals verfallen sein der Wiede;
Und wenn er etwa flüchtig sei:
Geächtet, friedlos, vogelfrei;
Wer ihn ertappe und erschlage
Straflos sein, falls er ihn erschlage.

Auf diese Weise ungefähr
Beredeten es Fuchs und Bär,
Und weiter:

*) Verwandten.
**) Volksversammlung.

Wenn auf diesem Thing
Versammelt Vornehm und Gering,
Dann solle man berathen und
Beschwören einen neuen Bund,
In welchem weder Platz noch Ort
Gewalthat finde oder Mord.
So stand's in dem Entwurf, den flugs
Gemacht Sir Reinecke, der Fuchs:
Verboten und versagt sei jede
Nachbarbedrohung oder Fehde;
Verpönt desgleichen durch die Satzung
Raub, Ueberfall und Brand und Schatzung,
Und auferlegt jedwedem Gliede
Des neuen Bundes ew'ger Friede;
Daß künftig unterm selben Dache
Der Starke wohne und der Schwache,
Der zott'ge Wolf, das zarte Flies,
Wie dermaleinst im Paradies;
Und wer des neuen Bund's Gesetze
Nicht anerkenne und verletze,
Geächtet sein, verfehmt, gebannt,
Und Tods verfallen jeder Hand;
Kein Bissen ihm, kein Trunk gewährt,
Kein Feuer und kein Sitz am Heerd —
Bis endlich ihm sein Recht geschehe
Und er verderbe und vergehe;
Und wo man sich in Scharen rotte
Und freche des heil'gen Friedens spotte,
Da solle man mit Wehr und Waffen
Sie überzieh'n und Ordnung schaffen
Und Alle, die nicht in sich gingen,
Durch Mord und Krieg zum Frieden zwingen.

Beschlossen und sich vorgenommen
War dies, bevor noch angekommen
Der Hofpoete Baldewin.
Als dieser nun bei Braun erschien
Zugleich mit den zwei raschen Hunden,
War die Melancholie verschwunden.
Der König hatte keine Zeit
Dazu vor lauter Thätigkeit.
Und so erfuhren sie die Zeitung, *)
Was Alles sei in Vorbereitung,
Und übernahmen's zu verkünden,
Die neue Mär in Wald und Gründen.
Die Winde liefen, vorzuladen,
Sich athmenlos auf allen Pfaden;
Auch Briefe angeschlagen wurden
An Märkten, Kreuzungen und Furten,

*) Nachricht.

Damit man ihrem Inhalt traue,
War beigedrückt die Bärenklaue.
Es sorgten, daß man es erfahre
Freiwillig Dohlen, Elstern, Staare,
Und Gänse, schnatterns froh, bemühten
Sich um die Sache, statt zu brüten,
Seitdem der Barde Baldewin
Auf ihrem Weideplatz erschien
Und aus dem Pergament die Note
Verlas als königlicher Bote.

Schon als der Mond gehälftet stand,
Begann die Wanderung im Land;
Und da er als ein schmaler Ring
Am gold'nen Abendhimmel hing,
Da waren Vornehm und Gemein
Gerottet noch bei Mainz am Rhein.
Nicht jeder hatte auf der Reise
Genossen eitel Pflanzenspeise,
Wie es des Königs Wort verbürgt;
Manch armes Thierlein ward gewürgt.
Weh dem, der sich darauf verließ.
Es riß der Wolf, der Geier stieß.

Da Alles schon am Rhein geschaart,
War König Braun noch auf der Fahrt.
Er hatte sich zu lang kasteit,
Nun schien der Weg ihm lang und weit.
Er schlich verdrossen und gebückt,
Das Füchslein hatte sich gedrückt,
Mit gutem Vorwand und bei Zeiten,
Anstatt den König zu geleiten.
Bellyn, der treue Mann, allein
War bei der Königsfahrt zum Rhein.
Der Gute pflegte gern zu glänzen
Mit klugen Sprüchen und Sentenzen.
Jedoch, so sehr er sich befliß,
Er merkte bald mit Kümmerniß,
Wie er's auch treibe oder mache,
Der König sei nicht bei der Sache.
Als dieser gar ihn schweigen hieß,
Weil er den ew'gen Frieden pries,
War er im Stand nicht, zu erklären
Die Stimmungswandelung des Bären,
Soviel er auch darüber dachte,
Bis dieser selbst die Lösung brachte
Und so sich hören ließ:
„Du bist
Und warst mir treu zu aller Frist.
Und daß du's nicht blos mit dem Mund,
Bewähr' es Freund in dieser Stund.
Ich habe dir noch nichts verhehlt;
Darum vernimm jetzt, was mir fehlt.
Ich habe plötzlich ein Gelüste,
Wenn ich nur etwas Speise wüßte!
Es bellt der Hunger mir im Magen,
Ich kann mich kaum mehr weiter tragen.
Mir ist so jämmerlich und schwach,
Als käm' das letzte Ungemach.
Weißt du mir keinen Rath, Geselle,
Geh' ich zu Grund an dieser Stelle.
Nach Honig willst du suchen? Bleib'!
Nicht lüstern bin ich drauf, bei Leib!
Ich muß dir's nun gesteh'n und sagen,
Nach Anderem verlangt mein Magen
Und fordert, daß er wird gestillt.
Nun seh' ich nirgendwo ein Wild;
Und säh' ich ein's, ich würde können
Es nicht erlaufen und errennen.
Bellyn, du treuer, kannst sehen
Den alten Herrn zu Schanden gehen?
Ich thu's nicht gern, ich thu's nur, weil
Mein Leben ist um deines feil.
Ich will dir's nimmermehr vergessen!
Ergieb dich drein und laß dich fressen!"

Ein Biß — zuvor ein Tatzenschlag —
Es war des Widders letzter Tag.
So ward der Bär des Hungers quitt,
Derweil Bellyn den Tod erlitt.

Ein Hase, der seitab in's Kraut
Geduckt dem Handel zugeschaut,
Trug rasch die Botschaft durch das Land,
Wie's um den ew'gen Frieden stand.
Vor Schrecken auseinander ging
Bei Mainz am Rhein das Friedensthing.

W. M.-Ambch.

Verwegenes Spiel.

61 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Nachdruck verboten.)

Augenblicklich traten die drei Herren dicht zu ihm hin, und der Advokat rief aus:

„Ist sie hier in dem Orte? Haben Sie sie gesehen?"

„Nein, sie ist auf einer Insel, draußen auf der See; aber sie befindet sich wohl," lautete die Antwort.

„Wie haben Sie das erfahren?" rief der Detektiv, welcher auf des Grafen Erfolg neidisch war.

Graf Hohenfels ergriff des Barons Hand, drückte sie liebevoll und sagte ernst:

„Ich habe Herrn von Schwarz gesehen."

Alle drei Anwesenden brachen in Rufe der Ueberraschung aus. Der alte Baron zitterte wie ein Espenblatt und wendete dem aufmerksamen Detektiv den Rücken zu, welcher in seinem Amtseifer ausrief:

„Wie? Schwarz hier? Also war unsere Reise hierher doch nicht ganz vergebens. Sagen Sie mir, wo ist er, Herr Graf?"

Bei diesen Worten näherte er sich der Thür.

„Jetzt überlassen Sie mir die Leitung der ganzen Angelegenheit," erwiderte der Graf. „Sie haben uns auf die richtige Spur geleitet, und ich will Ihnen das Verdienst dieser Entdeckung vollständig unbestritten lassen; aber ich will keine Gefangennehmung, keinen Lärm und kein Aufsehen haben. Die Welt darf von der Schlechtigkeit der ehemaligen Baronin Engelbert nichts erfahren. Das Mißlingen ihrer bösen Pläne muß die einzige Strafe für die Uebelthäter bleiben."

„Ja, gewiß!" sprach der Baron. „Der Graf hat recht; es darf kein Aufsehen gemacht werden."

Der Detektiv blickte scharf nach dem Baron, der ihm noch immer den Rücken zukehrte.

„Ich habe entdeckt," fuhr der junge Graf fort, „daß Herr von Schwarz auf dem Felsen einer Insel ein altes Haus besitzt und daß er dort Marie gefangen hält. Das tapfere Mädchen zeigt unbeugsamen Muth und trotzt ihren Feinden. Schwarz will sie den ganzen Winter dort gefangen halten und ist in diese Hafenstadt gekommen, um Vorräthe für lange Zeit einzukaufen. Seine Yacht liegt im Flusse und wird in einigen Stunden auf dieselbe zurückkehren."

„Was aber fangen wir denn an?" rief der Advokat aus. „Er wird uns entkommen; man wird ihn arretiren lassen müssen."

„Ich habe schon alle Vorsichtsmaßregeln zu seiner Verfolgung getroffen," antworte der junge Mann. „Eine wohlausgerüstetete Schaluppe liegt für uns bereit. Wenn es dunkel wird, gehen wir an Bord und segeln in einiger Entfernung hinter der Yacht hin."

Baron Engelbert richtete noch eine Menge Fragen an den Grafen, die dieser freundlich beantwortete.

Als es dunkel geworden war und unsere drei Reisenden ihre Hauptmahlzeit verzehrt hatten, traten sie ihren Weg nach dem Hafenplatze an.

Noch immer regnete es schwach, und alles war in dichte Dunkelheit gehüllt; aus der Yacht strahlte ein Lichtschimmer auf das Wasser; der Wind blies noch immer heftig.

Kaum hatten unsere vier Herren das Ufer betreten, so löste sich ein Nachen von einem Schiffe los, in welchem zwei Ruderer saßen, und näherte sich dem Platze, wo sie standen.

„Seid Ihr es, Michael?" fragte der junge Graf, indem er sich vorbeugte und seine Augen anstrengte, um den Mann zu erkennen.

„Ja, Herr!" antwortete der Mann, sich im Boote erhebend.

Graf Hohenfels reichte dem Baron die Hand, um ihm beim Einsteigen zu helfen, und sprang ihm dann ins Fahrzeug nach. Die beiden anderen folgten und das Boot schoß eiligst davon. Sobald sie bei der Schaluppe angekommen waren, bestiegen sie dieselbe und der Kahn wurde hinaufgezogen.

Der Graf führte seine Gefährten in die Kajüte, in welcher die von der Decke hängende Lampe einen freundlichen Schein verbreitete.

„Es ist kalt," sprach der Führer der Schaluppe, „ich werde Ihnen, meine Herren, einen guten Punsch machen, der Sie erwärmen wird."

Der Baron legte sich nach längerer Zeit auf sein Bett, obschon er kein Auge schließen konnte; auch der Advokat und der Detektiv suchten ihre Hängematten auf; nur der junge Graf spazierte auf dem Verdeck hin und her und unterhielt sich mit dem Schiffsführer, welcher ein kluger, energischer Mann war.

Erst gegen Morgen gewahrten unsere Reisenden, daß auf der Yacht Bewegung entstand. Bald segelte sie ab, und als die Entfernung groß genug war, um von den auf derselben befindlichen Personen nicht deutlich gesehen zu werden, folgte die Schaluppe schnell.

In den späten Nachmittagsstunden erst näherte sich die Yacht der Einfahrt in die Meerenge, die zur Insel führte; die Schaluppe folgte vorsichtig. In den verschiedenen Buchten verloren die Reisenden die Yacht aus dem Gesichte.

„Aber, Georg," konnte sich der Baron nicht enthalten, zu sagen, „wenn nun der Mann, der die Yacht leitet, Sie betrogen hat und uns der Herr von Schwarz entschlüpft? Was wird dann aus Marie, meiner armen Tochter?"

Als er diese Worte sprach, zitterte seine Stimme.

„Beruhigen Sie sich, Baron Engelbert! Vertrauen Sie meiner Ueberzeugung. Ich fühle es in meinem Herzen, daß ich Marie näher komme. Sie lächeln vielleicht über meine Worte; aber es ist wahr!" rief Graf Hohenfels beruhigend aus.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 170. **Samstag, den 29. Juli.** **1899.**

Verwegenes Spiel.

62 Roman von F. Siemers von Ostermann.

Langsam ging die Fahrt in dem schmalen Gewässer vorwärts; endlich schwellte ein günstiger Wind die Segel, und es dauerte nicht lange, so hatten sie wieder die Yacht in Sicht, die vor Anker lag.

„Sie sehen," jubelte der junge Graf, „daß wir den rechten Weg gekommen sind. Dort liegt die Yacht, die eben erst angekommen ist; die Mannschaft ist mit dem Ausladen der Gegenstände, welche sie gebracht, noch beschäftigt."

Die beiden älteren Freunde richteten ihre Augen auf den hohen Felsen, auf welchem sie kein Licht erblickten.

„Wir müssen im tiefsten Schatten des überhängenden Felsens unsere Anker auswerfen," bemerkte der Graf.

Sein Befehl wurde vollzogen.

„So! Jetzt setzt ein Boot aus!" sagte der junge Mann. „Wir wollen ans Ufer fahren."

Das Boot wurde hinabgelassen; die beiden Matrosen und die vier Reisenden traten in dasselbe und ruderten dicht am Ufer bis zu dem Platze, wo die Yacht lag.

Da löste sich von der Yacht ein Boot los und nahm die Richtung nach dem Lande hin. Angekommen beluden sich die Männer mit den mitgebrachten Dingen.

Während dieser Zeit waren unsere Freunde nicht eher weiter gefahren, als bis die bepackten Matrosen den steilen Felsenpfad hinanstiegen.

„Sie sind alle hinaufgegangen!" rief der Graf aus. „So, jetzt rudert so schnell Ihr könnt; wir müssen ihnen rasch folgen!"

Bald war der Landungsplatz erreicht.

Der Graf sprang zuerst ans Land und suchte den Eingang zum schmalen Felsenpfade, wo die drei Matrosen nicht mehr sichtbar waren; als er gefunden war, gebot der Graf seinen Matrosen, zu warten, und die vier Verbündeten kletterten den Felsenpfad, der zur „Wildniß" führte, wie dunkle Schatten empor.

40. Am Ziel!

Gerade als die Schatten der Nacht angefangen hatten, auf die Gegend zu fallen, war die Yacht ans Ende der Reise gekommen.

Herr von Schwarz war sogleich ausgestiegen und auf dem steilen Felsenpfade zu seinem Heim emporgeklettert.

Vor den Fenstern des einsamen Hauses befanden sich keine Vorhänge, und so konnte das Licht in seiner ganzen Helligkeit hinausströmen ins dichte Dunkel. Kein Hundegebell war zu hören, und dieses Schweigen fiel Herrn von Schwarz auf. Die Hausthür stand weit offen, aber kein menschliches Wesen war in dem Hause zu sehen.

Herr von Schwarz trat ins Haus und blickte in das Gesellschaftszimmer. Frau Altmann war dort; sie schien bleich und aufgeregt; in ihren hellgrauen Augen spiegelte sich Unruhe und ihre Kleidung schien in Unordnung zu sein. Als sie Herrn von Schwarz erblickte, stieß sie einen Ausruf aus und sprang ihm entgegen, indem sie hastig sagte:

„Wie bin ich froh, daß Sie gekommen sind! Haben Sie die Arznei für Ihre Frau?"

„Ja. Wie befindet sie sich?" fragte Schwarz.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll; ich bin sehr um sie besorgt! Sie sieht aus wie der Tod und athmet so merkwürdig. Auch will sie nicht im Bette bleiben, sondern wandert beständig umher wie ein ruheloser Geist. Ich fürchte, daß ihre Lunge entzündet und sie in großer Gefahr ist. Sie sollten sie zur Stadt bringen, um dort einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Es wäre schrecklich, wenn sie in dieser Einöde sterben müßte!"

„Sie wird schon nicht sterben, wenn sie im Hause umherwandern kann," sprach Herr von Schwarz leichtfertig. „Wenn man ernstlich krank ist, dann legt

man sich zu Bett. Warum sind denn die Hunde eingesperrt?"

„Ottilie hat es so befohlen; sie konnte ihr Bellen nicht ertragen, es machte sie so nervös," antwortete Frau Altmann.

„Hm! Nervös! In einigen Tagen wird sie sich schon wieder besser fühlen. Wie befindet sich Fräulein Marie?" fragte Herr von Schwarz.

„Sie ist noch immer halsstarrig und beklagt sich mit keiner Silbe über ihre Gefangenenkost. Ich fürchte, daß wir uns in ihr sehr verrechnet haben. Sie wird lieber sterben wollen, als nachgeben. Ich wollte, wir hätten ihr ihren Willen gelassen und sie könnte heirathen, wen sie mag. Ihre Flucht von neulich kann Ottilie das Leben kosten, und wenn Ottilie stirbt, sind auch die viertausend Mark im Jahre verloren, und ich werde wieder irgendwo Gesellschafterin werden und ein schrecklich abhängiges Leben führen müssen, und Sie, fürchte ich, werden wieder eine unsichere Existenz haben," fügte Frau Altmann hinzu.

„Sie geben mir einen herrlichen Trost," sprach Herr von Schwarz ungeduldig. „Alle diese entsetzlichen Dinge existiren nur in Ihrem Gehirn. Ottilie wird uns alle überleben. Wo ist sie denn?"

„In ihrem Zimmer," gab Frau Altmann zur Antwort.

Herr von Schwarz lief zu seiner Gattin hinauf; dort fand er Ottilie vor dem Kamine stehen, in einen Morgenrock gehüllt, dessen lebhafte Farbe ihre Blässe in noch grellerem Lichte zeigte. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen; das schwarze Haar hing lose über ihren Rücken. Sie sah mager und geisterhaft aus; all' ihre Schönheit schien hin zu sein. Ihre Züge waren hart und ihre böse Seele malte sich in ihrem Antlitze.

Schwarz schrak vor ihr zurück; er fühlte plötzlich einen Widerwillen gegen sie; denn er verabscheute Schwäche und Krankheit.

„O, Du bist es, Karl!" rief Ottilie mit schriller Stimme. „Du bist so lange weggeblieben. Hast Du mir eine Arznei gebracht?"

„Ja; hier ist sie," sagte Schwarz, indem er eine Flasche aus der Tasche zog.

„Ich fühle hier solch' eine Spannung," sagte sie, auf ihre Brust zeigend. „Aber Du magst nichts von kranken Leuten wissen; komm, wir wollen zum Speisen gehen!"

„Ich will mich nur umkleiden," antwortete Herr von Schwarz.

Während Schwarz in sein Schlafzimmer ging, schritt Ottilie ruhelos umher. Dann wurde ins Speisezimmer gegangen.

Schwarz bemerkte, daß Ottilie die Speisen nicht berührte, und ärgerlich darüber, warf er einige höhnische, bittere Worte hin.

Seine Gattin erhob sich und trat zum Fenster; denn seine Gefühllosigkeit hatte ihr einen Herzkrampf verursacht. Wie hatte sie ihn geliebt und seinetwegen Böses gethan, und das war ihr Lohn!

Herr von Schwarz blieb ruhig bei Tische sitzen und befriedigte seinen Hunger und Durst. Dann erhob er sich fröhlich und sagte:

„Ich habe eine Menge Vorräthe gekauft. Willst Du nicht sehen, was ich gebracht habe?"

Ottilie willigte mit einem Seufzer ein und trat in die Vorhalle, wo die Matrosen die vollgepackten Körbe hingestellt hatten.

In diesem selben Augenblicke schritten schweigend die vier Herren über das Plateau und waren kaum hundert Schritte entfernt; sie näherten sich mit ernster Miene der Hausthür.

Herr von Schwarz gab jetzt den noch wartenden Matrosen den Befehl, die Weinflaschen ebenfalls hinaufzubringen.

Die drei Matrosen traten aus dem Hause; als diese vorübergingen, standen die vier Verbündeten unter beschattenden Bäumen; dann kamen sie dem Hause näher.

„Ich möchte gern sehen, wie dem Mädchen die Gefangenschaft bekommt," sagte Herr von Schwarz. „Ich will ihr mittheilen, daß wir uns hier für den Winter einrichten. Unter anderem habe ich wieder einen gefälschten Brief an den Grafen gesendet; wie haben wir den jungen Mann irre geführt! Und sie soll es auch erfahren. Komm zu ihr!"

Er stieg die Treppe hinauf; Ottilie folgte ihm langsam, indem sie auf dem Arme der Frau Altmann lehnte. Die Zofe saß im Vorzimmer bei ihrer Arbeit.

Außerhalb des Hauses schlichen vier schwarze, schattenhafte Gestalten über den Rasenplatz. Sie betraten die Stufen vor der Hausthür und traten zur offenen Thür hinein. Sie standen einen Augenblick in der Halle still, und als sie dann im oberen Stockwerke Stimmen hörten, schlichen sie leise die Treppe hinan und hielten vor der Thür des Vorzimmers.

(Schluß folgt.)

Wie schützen wir uns vor der Blitzgefahr?

Die Zeiten scheinen vorüber, wo es als ein Zeichen kindlicher Angst galt, bei einem Gewitter sich zu fürchten. Dem Spott verfielen solche ängstlichen Gemüther, denn gar zu lächerlich schien ihre Furcht. Aber leider nur zu oft gewinnt die bange Scheu vor einem Gewitter eine gewisse Legitimität. Die Unfallchronik hat sie ihr durch die große Zahl verderblicher Blitzschläge verliehen. Die Katastrophe vom Sonntag in Berlin zumal gibt reichlich Veranlassung, mit dem Thema der Blitzesgefahr sich zu beschäftigen. Der „Berliner Lokal-Anzeiger" hat deshalb einen Mitarbeiter zu einer Autorität auf dem Gebiete der Wetterkunde, Herrn Professor Kremser, am Meteorologischen Institut zu Berlin, entsandt, der die beiden Fragen: „Was haben wir während eines Gewitters im Freien und was haben wir zu Hause zu thun?" wie folgt beantwortete:

„Es ist bekannt", so führte Professor Kremser aus, „daß der Blitz die höher gelegenen Punkte sich aussucht. Dementsprechend heißt die Regel, von Allem sich fernhalten, was über die Erde ragt, sei es ein Baum, ein Mast, eine Mauer oder ein Zaun. Draht- oder Eisenzäune sind natürlich vollends gefährlich, nicht bloß deshalb, weil sie metallisch sind, sondern weil der Blitz an ihnen entlang läuft und die Möglichkeit, getroffen zu werden, sich auf 10 oder 20 Fuß, je nach Ausdehnung des Zaunes, vermehrt.

Nun bildet aber auf freiem Felde der Mensch selbst einen hervorragenden Punkt und als solcher eine Anziehungsstelle. Demnach wäre es logisch, sich glatt auf den Boden hinzulegen und es ist auch vielfach dazu gerathen worden. Aber die Sache hat einen Haken. Der Blitz schlägt dort in das Erdreich ein, wo die Grundwasserverhältnisse ihm zusagen, und das kann gerade an dem Platze sein, auf dem man sich hingestreckt hat. Denn wer ist hierüber orientirt? So ist es mit dem Schutz im Freien übel bestellt und die Lage verbessert sich für uns keineswegs, wenn statt auf dem Felde auf der Wasserfläche ein Gewitter uns überrascht. Wasser zieht den Blitz an und ist ein trefflicher Leiter, also bietet das Land jedenfalls eine erhöhte Sicherheit.

Nun aber unser Verhalten im Hause. Da heißt es: Fernbleiben von der Gaskrone, der Wasserleitung, dem Schornstein. Die Esse ist dem Blitz ein guter Wegweiser. Nicht nur deßhalb, weil der Schornstein einen der bewußten hervorragenden Punkte bildet, sondern auch deßhalb, weil der Regen doch auch in die Esse peitscht und Wasser ein so guter Leiter ist.

Das Fenster mag geöffnet bleiben. Aus dem Grunde schon, daß, wenn der Blitz Jemanden betäubt und zugleich gezündet hat, bei geschlossenem Fenster der Betäubte dann ersticken würde. Nicht aber soll man am offenen Fenster sitzen. Der Blitz folgt dem Regenstrom. Das ist gleichsam die Kraft, die ihn herab zur Erde führt. Je näher den Regentropfen, desto näher den zuckenden Strahlen und damit der Gefahr. So ist es besser, dem geöffneten Fenster fernzubleiben.

Auf einen Umstand jedoch möchte ich ganz besonders verweisen. Nur in den wenigsten Fällen sind die Erschlagenen verbrannt. Zumeist ist die Katastrophe durch eine Lähmung des Nervenzentrums herbeigeführt worden. Darum aber würde es für viele vom Blitz Getroffenen noch Rettung geben, wenn rechtzeitige und energische Wiederbelebungsversuche gemacht würden. Diese Versuche sollte man unter allen Umständen unternehmen, und sie würden auch sehr oft Erfolg haben, eben weil es sich meist nur um Störungen des Nervenzentrums handelt.

Ob die Zahl der Blitzschläge sich vermehrt hat? fragen Sie. Ganz zweifellos. Seit den 30er Jahren, wie besonders eine Statistik Bayerns nachgewisen hat, um das Vier- bis Fünffache. Worauf dies zurückzuführen ist, wird schwer zu ermitteln sein. Die Einen wollen diese Erscheinung mit der Entwicklung des Schienen- und Telegraphennetzes, kurz, überhaupt mit dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität in Zusammenhang bringen, Andere glauben, daß Vorgänge und Einflüsse im Weltenraum die Schuld tragen. Hierüber einen Nachweis zu führen, wird schwer fallen, weil es an wissenschaftlichem Material fehlt."

Mannigfaltiges.

— Daß ein Zeitungsredakteur zu den geplagtesten Geschöpfen auf dieser schönen Erde gehört, ist schon oft hervorgehoben worden. Er mag thun, was er will, immer wird er da und dort anstoßen, unmöglich ist es für ihn, allen Leuten gerecht zu werden. Jeder will etwas Anderes, und stets will der Eine das, was der Andere nicht will. Als Beleg dafür diene folgende Blüthenlese, die der Redakteur des „Salzb. Tagebl." in einer verzweiflungsvollen Stunde zusammengestellt hat: 1. Wenn Sie sich etwas mehr mit den kommunalen Angelegenheiten beschäftigen wollten, so würden Sie Ihre Leser sehr verbinden. —

2. Hören Sie doch endlich auf mit Ihrer ewigen Rathhaus-Quasselei. Ein Abonnent. — 3. Ihr Papier ist so weich, daß man nichts darin einwickeln kann. Wenn Sie nicht baldigst usw. — 4. Meine Frau benützt die alten Zeitungen zum Fensterputzen. Könnten Sie nicht dafür sorgen, daß das Papier etwas weicher usw. — 5. Ich interessire mich nicht für Politik. Wenn Sie nicht den lokalen Theil Ihrer Zeitung ausdehnen und dafür den politischen in die ihm gebührenden Schranken eindämmen, werde ich mich veranlaßt sehen usw. — 6. Lassen Sie doch diese lokalen Klatschgeschichten, um die sich kein Mensch kümmert, und vergrößern Sie dafür den Kreis Ihrer politischen Korrespondenten, da ich sonst usw. — 7. Sie besprechen die einzelnen Vorkommnisse auf politischem Gebiete nicht ausführlich genug. Unsereiner, der von Politik nicht viel versteht, will sich doch nach der Zeitung seine Meinung bilden. Wenn Sie nicht usw. — 8. Lassen Sie doch die höchst überflüssige und langweilige politische Kannegießerei weg und bringen Sie die nackten Thatsachen. Jeder gebildete Mensch wird sich dann sein Urtheil selbst formen usw. — 9. Ihr Blatt sagt mir sehr zu. Trotzdem werde ich, wenn Sie nicht alsbald einen landwirthschaftlichen Briefkasten einrichten, zu meinem Bedauern usw. — 10. Warum vernachlässigen Sie die Dichtkunst. Ich bin gerne bereit, Ihnen meine Leier zur Verfügung zu stellen. — 11. Bei Ihrer bekannten Bereitwilligkeit, auf die Wünsche Ihrer Leser einzugehen, wird es nur dieser Bitte bedürfen, um Sie zu veranlassen, von nun an auch die Ziehungslisten der in- und ausländischen Loose, sowie sämmtlicher Staatspapiere zu verlautbaren. Es könnte gewiß manch anderer Ballast, mit dem Sie Ihr Blatt beladen, dafür wegbleiben. In der sicheren Hoffnung usw. — 12. Nun bringen Sie gar die endlosen Zahlenreihen der verschiedenen Lotterien. Man wird ja ganz nervös, wenn man einen Blick darauf wirft. Ich glaube, es fehlt Ihnen an Stoff, um Ihr Blatt zu füllen. Nemen Sie doch mehr von dem Roman hinein . . . — 13. Diese faden Liebesgeschichten füllten bald eine Spalte Ihrer Zeitung. Das Zeug bleibt am besten ganz weg . . . — 14. Warum haben Sie die Versammlung des . . . Vereines nicht aufgenommen? Sie wollen für Wahrheit und Recht kämpfen, aber unserem Vorstande, diesem Miniatur-Pascha, die Wahrheit zu sagen, das paßt Ihnen wohl nicht . . . — 15. Diese ewigen Nadelstiche! Sie scheinen gar keinen Respekt vor dem . . . Vereine zu haben . . . — 16. Warum bringen Sie so wenig Gerichtsverhandlungen? Das interessirt doch alle Leser und kann nur abschreckend wirken . . . — 17. Seit einiger Zeit berichten Sie über alle Strafgerichtsverhandlungen. Halten Sie denn Ihre Leser für Kriminalstudenten, und wollen Sie der Jugend das Verbrechen einimpfen? — 18. Warum bringen Sie nicht alle auf den spanisch-amerikanischen Krieg bezughabenden Mittheilungen? — 19. Verschonen Sie uns doch mit den langweiligen Nachrichten über das spanisch-amerikanische Geplänkel. Eine kurze Nachricht hierüber ist doch viel verständlicher. — 20. Es wäre doch angezeigt, über die Teufelsinsel und das Leben des Dreyfus auf ihr eine ausführlichere Schilderung zu veröffentlichen. — 21. Lassen Sie uns bald mit dem ewigen Dreyfus-, Zola- und Esterhazy-Rummel in Ruhe. Dies liest ja doch kein Mensch usw. — Es gehört sicher ein guter Magen dazu, wenn man das alltäglich hinunterwürgen soll, aber glücklicherweise fehlt es in einer Schriftleitung auch an heiteren Augenblicken nicht, in denen man gerne die sonstigen Erschwernisse des Berufes vergißt.

— Auf einer ostpreußischen Sekundärbahn hatten sich eine größere Anzahl von Ausflüglern nach einem bekannten Seebade begeben. Nach einem Tage voll Vergnügen wollten sie den letzten Zug am Abend zur Rückfahrt benutzen. Das war ein löbliches Vorhaben, dem leider der Herr Bahnhofsvorsteher des Ortes einen dicken Strich durch die Rechnung machte. Der Zug, aus einer geringen Zahl von Wagen bestehend, reichte für die Rückfahrt sämmtlicher Ausflügler nicht aus. Was thun? Mehr Wagen waren nicht zu beschaffen. Wenn die Verlegenheit auch noch so groß ist — man muß sich zu helfen wissen, dachte der Bahnhofsvorsteher. Um den langwierigen Auseinandersetzungen mit nichtbeförderten Reisenden zu entgehen, ließ der Herr Vorsteher schnell vorher die Bahnhofsuhr zehn Minuten vorstellen — das Zeichen zur Abfahrt geben und den Zug abdampfen. Die Späterkommenden hatten das Nachsehen. Sie hatten sich einfach — nach der Bahnhofsuhr — verspätet. Murren half nicht — warum waren sie so säumig gewesen? Es blieb nichts Anderes übrig, als die Nacht ebenfalls noch dem Badeort zu widmen. Am anderen Morgen aber waren die Säumigen viel zu früh zur Stelle. Ihre Uhren zeigten zehn Minuten mehr als die wieder richtiggestellte Bahnhofsuhr. Passirt ist die ganze Geschichte im Juli 1899!

— Ungerechter Vorwurf. „Schaffner, es ist ja kein einziger Platz mehr frei . . . Ueberhaupt sind bei solchem Personenandrang viel zu wenig Wagen eingestellt!" — „Wagen sind's nit zu wenig — Passagier' sind's z'viel!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 171. Montag, den 31. Juli. 1899.

Verwegenes Spiel.

63 Roman von F. Siemers von Ostermann.

(Schluß.)

Dasselbe war leer. Aus dem inneren Zimmer, wo sich Marie mit ihren Feinden befand, strahlte helles Licht.

Die Außenstehenden hörten deutlich die Sprechenden. Sie durchschritten den ersten Raum. Der Baron und der junge Graf näherten sich der Thür und sahen die darin befindlichen Personen.

Der junge Graf athmete schwer und wollte sich wie ein Löwe auf die Feinde seiner Verlobten stürzen; allein der Baron hielt ihn mit eisernem Griffe zurück. Der letztere wollte die Falschheit seiner Gattin kennen lernen und hatte sogleich Gelegenheit dazu.

Marie stand bleich und schwach nahe dem Feuer, ihre Lippen zu einem bitteren Lächeln verzogen, während ihre Augen stolze Verachtung ausdrückten.

„Du siehst, lieber Karl, daß wir das Mädchen haben halb verhungern lassen,“ sprach Ottilie in verdrießlichem Tone; „ihre Körperkraft muß jetzt erschöpft sein, und doch trotzt sie uns noch. Was fangen wir nur mit ihr an?“

„Fräulein Engelbert kennt ihre Hülflosigkeit und unsere Macht noch nicht hinlänglich,“ sagte Herr von Schwarz. „Ihre Freunde glauben, daß Sie auf Ihrem Gute im Norden sind. Erst heute habe ich wieder einen Brief mit Ihrer Schrift an den Grafen geschickt. Wie wird er ihn küssen! Haha! Nächste Woche erhält er wieder einen, in welchem Sie Ihr ihm gegebenes Wort zurücknehmen.“

Der junge Graf machte abermals eine Bewegung; doch wurde er wieder zurückgehalten.

Mariens blasses Gesicht wurde von Zornesröthe übergossen, und sie rief aus:

„Sie können so viele Briefe schreiben, als Sie wollen, ihn werden Sie nicht täuschen können. O, Ottilie, ich bin froh, daß mein Vater niemals erfahren hat, wie böse Sie sind; das hätte ihm das Herz gebrochen! Er liebte Sie und vertraute Ihnen, und Sie lohnen ihm seine Liebe, indem Sie seine Tochter unterdrücken!“

Die bleichen, harten Züge der Frau von Schwarz verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln.

„Ihr Vater! Ihr armer Vater!“ sprach sie spöttisch, indem sie die Hand auf die Brust preßte. „Sie nennen ihn beständig. Was war denn Baron Engelbert für mich? Nur mein Kassirer, mehr nicht. Wenn Sie glauben, mein Mitleid durch Nennung seines Namens zu erregen, dann irren Sie sehr! Ich habe ihn niemals geliebt; ich habe ihn nur geheirathet, weil er reich war! Sie brauchen nicht so entsetzt drein zu blicken; heutzutage heirathet man nur aus dieser Ursache. Hier sitzt derjenige, den ich schon lange geliebt,“ sprach sie, auf Schwarz zeigend, „und seinem Sohne sollen Sie die Hand reichen.“

„Um Sie zu bereichern, Ottilie!“ rief Marie aus.

„Gewiß. Sie sagen es ja selbst,“ antwortete Ottilie lachend. „Bevor wir uns trennen, theilen wir noch unser Vermögen; denn ich bin zu schlecht bedacht worden. Treiben Sie Ihre Weigerung nicht zu weit, sonst werde ich Ihnen nicht einmal mehr einheizen lassen!“

„Glauben Sie nicht, daß Gott mich ganz verlassen wird. Graf Hohenfels wird mich gewiß bald finden,“ antwortete Marie, „und mich retten!“

„Er soll nur kommen!“ lachte Schwarz höhnisch.

Länger war Graf Hohenfels nicht zu halten; er stürzte ins Zimmer.

Mit einem Freudenschrei flog Marie in seine Arme.

Er hielt sie fest umschlungen und zog sich gegen die Thür zurück, wo er stehen blieb und Mariens Feinde scharf ansah.

Herr von Schwarz, dessen Gattin und Frau Altmann starrten sprachlos auf ihn hin. Keines konnte ein Wort hervorbringen. Ottilie preßte noch fester die Hand auf ihre Brust.

„Graf Hohenfels!" brachte endlich Frau Altmann mühsam hervor.

Karl von Schwarz begann zu fluchen. Seine Hand griff in seine Brusttasche; er senkte sie jedoch nieder, als sich die Thür öffnete und der Advokat und der Detektiv eintraten.

„Wahrhaftig," rief der letztere, „wir haben das Wild aufgefunden!"

„Jawohl!" rief der junge Graf aus. „Jetzt ist das Spiel zu Ende! Sie haben ein verwegenes Spiel getrieben, Herr von Schwarz, haben es aber verloren!"

Ottilie rang nach Athem. Die Bitterkeit der Niederlage war mehr, als sie ertragen konnte. Marie in den Armen ihres Geliebten zu sehen, trieb sie beinahe zum Wahnsinn.

„Jawohl, das Spiel ist verloren!" rief Frau von Schwarz bitter aus. „Aber wie sind Sie auf unsere Spur gekommen? Sie können uns nicht gerichtlich verfolgen lassen, schon um Mariens willen nicht; denn ich bin ihres Vaters Gemahlin gewesen und sie wird ihren Namen nicht bei Gericht bloßstellen wollen. Noch bin ich Mariens Vormünderin und werde auf dem Stammsitze bleiben."

„Das ist nicht so gewiß!" antwortete der junge Graf. „Marie, geliebte Marie, sieh' mir in die Augen! Ich habe Dir noch etwas mitzutheilen."

Marie erhob ihr Antlitz freudig zu ihm und entfernte sich ein wenig von ihm, um ihre Blicke erstaunt auf ihn zu richten.

„Meine geliebte Marie!" sprach der junge Graf mit unendlicher Liebe. „Was mußt Du gelitten haben! Doch ich habe bedeutsame Nachrichten für Dich. Wirst Du sie ertragen können? Reich' mir die Hand, Marie! So! Ich — ich habe Nachrichten aus Tirol."

Etwas in dem Tone, mit dem er sprach, erschreckte das junge Mädchen; ihre Wangen wurden noch bleicher.

„O, Georg," sprach sie leise, „hast Du noch mehr über den Tod meines geliebten Vaters gehört?"

„Es ist ein Herr aus Tirol gekommen," sprach Graf Hohenfels, und er sagt — kannst Du es ertragen? — er sagt, daß Baron Engelbert dort nicht gestorben sei. Er sei zwar vom Felsen in eine für unzugänglich gehaltene Schlucht gestürzt und habe für todt gegolten. Eingeweihte hatten ihn dann aber aus der Schlucht heraus geholt und den Schwerverwundeten gepflegt, aber gefangen gehalten, um ein hohes Lösegeld zu erlangen. Dein Vater lebt und ist wohl!"

„O, Georg, kannst Du das glauben?" rief Marie.

„Ich halte es für wahr, liebste Marie!" antwortete der Graf.

„Ich aber nicht!" rief Herr von Schwarz hohnlachend aus, der trotz seines Unglaubens bleich geworden war. „Ich weiß gewiß, daß der Baron Engelbert todt ist!"

„Und auch ich!" keuchte Ottilie. „Wie können Sie solch' ein Märchen für wahr halten, Graf Hohenfels! Wenn er lebte, möchte ich ihn sehen!"

Da öffnete sich langsam die Thür und der Baron Engelbert trat geräuschlos ein. Beim Eingange blieb er stehen und blickte ernst und strafend auf seine treulose Gemahlin.

Ottilie stieß einen markerschütternden Schrei aus; denn ihr Erschrecken spottete jeder Beschreibung. Die Hand an die Brust gedrückt, sprang sie vorwärts und fiel auf den Boden.

Jetzt wendete sich des Barons fürchterlicher Blick auf Herrn von Schwarz, der in Stein verwandelt zu sein schien, und auf Frau Altmann, die einer Ohnmacht nahe war. Dann breitete er die Arme aus, und mit einem Blicke der innigsten Liebe ruhten seine blauen Augen auf seiner Tochter.

Marie eilte auf ihn zu und wurde von ihrem Vater fest ihn die schützenden Arme geschlossen.

Welche Feder könnte das Wiedersehen zwischen Vater und Tochter schildern?

Als der Baron mit Marie das Zimmer verlassen wollte, fiel sein Blick auf die noch immer auf dem Boden liegende Ottilie.

„Helfen Sie Ihrer Gattin, Herr von Schwarz!" sprach Baron Engelbert zu dem wie geistesabwesend dastehenden Schwarz, der jetzt zu erwachen schien. „Sie ist ohnmächtig!"

Herr von Schwarz gehorchte mechanisch dem Gebote des Barons; er versuchte Ottilie emporzuheben. Mit einem Schrei des Entsetzens ließ er den Körper wieder los und rief aus:

„Sie ist todt! Ottilie ist todt!"

So war es auch. Ihr Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Bald nach diesem erschütternden Auftritte fuhren die beiden Schiffe wieder von der Insel fort.

In der Yacht befanden sich Herr von Schwarz, Frau Altmann, die französische Kammerjungfer und der Leichnam Ottiliens, in der Schaluppe der glückliche Baron mit seiner Tochter und seinen Freunden.

Beide Schiffe langten in der Hafenstadt ungefährdet an, wo Ottilie zur Erde bestattet wurde.

Herr von Schwarz wartete das Begräbniß nicht ab; er segelte in seiner Yacht fort, wohin, war ihm gleich=

gültig. Eine Woche darauf wurde das Wrack der Yacht an der Küste in größerer Entfernung von der Hafenstadt gefunden.

Der Baron von Engelbert kehrte mit seiner Tochter und seinen Freunden nach seinem Stammschlosse zurück, wo er von seiner Dienerschaft mit dem größten Jubel empfangen wurde.

Das Leid, welches der Baron über Ottiliens Falschheit empfand, war anfangs unendlich; doch die Liebe seiner Tochter milderte bald seinen brennenden Schmerz.

Einige Monate nach der glücklichen Rückkehr des Barons läuteten alle Glocken auf den Gütern desselben.

Das Geläute galt der Freudenfeier bei der Vermählung des Grafen von Hohenfels mit Baronesse Marie von Engelbert.

Etwas vom Radeln

erzählt der „Tägl. Rundschau" ein in einem Berliner Vorort wohnender Leser:

Die Jugend hat recht behalten! So muß ich selbst, ein Gymnasial-Professor, der noch vor Abschluß dieses Kalenderjahres 50 Jahre alt zu werden hofft, fröhlichen Muthes bekennen, wenn ich mit einem meiner Söhne (denn zu mehr als 2 Rädern hats noch nicht gereicht) und auch wohl anderen Genossen auf flinkem Stahlroß in köstlicher Ferienfreiheit die weitere Umgebung von Berlin durchstreife. Ich gehöre zu denjenigen zahlreichen Berliner Familienvätern, die sich und den Ihrigen nicht alle Jahre eine Sommerreise leisten können und muß bekennen, daß mich bisher jedes Mal, wenn ich in den Sommerferien zu Hause bleiben mußte, ein Sehnen nach den blauen Bergen oder der schäumenden See erfaßt hat. Wenn ich aber diesmal mit meinen Knaben die Ferien so recht genieße und ganz aufrichtig sage, daß eine Sommerfrische zu Hause (in einem Berliner Vorort) in vieler Beziehung angenehmer ist, als der Aufenthalt in irgend einem „Badeorte", so haben die beiden Räder hieran reichen Antheil.

Freilich: man muß zu leben verstehen! Der rechte Radfahrer ist ein Frühaufsteher. Gegen 11 Uhr spätestens an heißen Tagen muß er von den kleineren Vormittags-Touren zurück sein. Wir brechen um 5, spätestens 6 Uhr auf; da kommt man auf dem flinken Rade weit genug, um auf irgend einem blauen See zu rudern, in ihm zu schwimmen und sich wirklich fern von Berlin zu fühlen. Wer sind die vergnügten Menschen, die schon Morgens um 6 oder 7 Uhr irgendwo im Walde oder am Wasser ihren Kaffee trinken? Radler und Radlerinnen — mindestens die meisten unter ihnen. Und auch die soziale Bedeutung des Rades, die neulich Herr Professor Delbrück sehr zutreffend betont hat, lernt man verstehen. Massenhaft begegnet man Arbeitern aber Art, die nach Berlin, Potsdam oder den kleineren Orten zur Arbeitsstätte eilen — als besonders auffallende Figur erscheint z. B. auch der Schornsteinfeger zu Rad. Dieselben Leute, die früher ihre eine bis anderthalb Stunden und zuweilen noch mehr Morgens und Abends von und nach Hause zu gehen hatten, fliegen nun auf glatter Bahn in einer viertel bis halben Stunde dahin. Woher sie alle die Räder haben? Nun, sie sind selten Modell 1899. Aber einsichtige Arbeitgeber erleichtern auch ihrem in fester Arbeit stehenden und weit wohnenden Personal die Anschaffung der Räder.

Aehnliche Erleichterung ihres Schulweges gewährt ja auch bereits in großem Umfange das Fahrrad vielen Schülern. Es ist eine Zeit- und Kraftersparniß, wenn z. B. ein Berliner Gymnasiast, dessen Schulweg sich bisher aus Zugang zur Bahn oder Dampfbahn, Fahrt, Weg nach der Schule zusammensetzte, diesen Weg in etwa dem dritten Theile der Zeit flott auf dem Rade zurücklegt. So gehört denn selbstverständlich auch ein Aufbewahrungsraum für die Räder von Lehrern und Schülern in einem großstädtischen Gymnasium zu den nothwendigen Dingen, und Zustände wie der, daß die Schüler, wenn sie zur Schule radeln wollen, gezwungen sind, ihre Fahrräder gegen eine monatliche Vergütung bei Budikern, Bäckern, Grünkramhändlern usw. in der Nachbarschaft des Gymnasiums einzustellen, werden bald als ungeheuerlich und antidiluvianisch vor der öffentlichen Meinung nicht mehr bestehen können.

Doch was soll jetzt die Schule? Noch habe ich ja Ferien und radele mit meinem Jungen im thaufrischen Grunewald zwischen dem „Stern" und Forsthaus Wannsee auf köstlich glatter Bahn dahin. Da überholen uns in Abständen ein Unteroffizier und drei Mann vom 1. Eisenbahnregiment, gleichfalls zu Rad, feldmarschmäßig, aber ohne Gewehr. Wir sehen gerade noch, wie sie rechts auf der schönen Havelchaussee nach Spandau einbiegen — denselben Weg, den wir uns vorgenommen haben, denn wir wollen uns heute früh einmal den neuerbauten Kaiser Wilhelms-Thurm ansehen.

Wenige Minuten nach den vier Soldaten treffen wir am Fuße des Thurmes ein und verschließen unsere Räder neben den ihrigen am Fahrradständer.

Schnell erfahren wir von dem Unteroffizier, um was es sich für die Leute handelt.

Es ist kein Verrath militärischer Geheimnisse — sehen wir uns also einmal die Ausrüstung der Leute an. Der eine Mann trägt auf dem Tornister einen Wasserstoff-Behälter von acht Kilogramm Gewicht, der andere einen kleineren Sauerstoff-Behälter — also die Bestandtheile einer Knallgasflamme. Hier ist die mit Kalkkörper und Zirkonstift versehene Lampe, welche das helle Kalklicht oder Zirkonlicht liefert. Die Linse wirft den Strahlenkegel in die Richtung der korrespondirenden Station. Sie kann verdeckt werden; die kürzeren oder längeren Lichtscheine entsprechen genau den Punkten und Strichen des Morse-Alphabets. Jetzt holt der dritte Mann das dreibeinige Stativ für die Lampe unter dem Rade hervor; mit allerlei Geräth, das an Mann und Rad zweckmäßig vertheilt war, bestiegen die vier Soldaten und hinter ihnen wir Beide und noch ein paar frühaufgestandene Radler (denn es ist noch nicht 8 Uhr Morgens) den schönen stattlichen Thurm. Der muß übrigens gut rentiren, denn am vorigen Sonntag haben ihn 3000 zahlende Besucher bestiegen (macht 300 Mark). Der Blick von ihm ist aber auch selbst heute, wo ein leichter Dunst die waldigen Hügel umhüllt, lohnend. Unter uns der breite Havelstrom, erst von wenigen Lastkähnen und Schleppdampfern belebt. Hier ist der kleine Lindwerder, dort der größere Kladower Sandwerder, dahinter schimmert der Wannsee. Nach Norden ragen hinter Pichelsdorf die Thürme und Fabrikschornsteine von Spandau auf.

Der Unteroffizier hat auf dem Boden der Plattform seine Generalstabskarte mit dem Kompaß (10 Grad Deklination westlich!) orientirt und die Luftlinie (14 Kilom.) mit dem Seitengewehr gemessen. Die Karte ist richtig orientirt: dort der Steglitzer Wasserthurm, ein Stückchen nördlich der Friedenauer Kirchthurm und hier der Beobachtungsthurm in Schöneberg. Jetzt sehen wir auch „den Herrn Leutnant“ heranradeln — nach wenigen Minuten empfängt er oben die Meldung: „Ein Unteroffizier, drei Mann zur Stelle!“

Nun sind ein Dutzend Menschen auf dem Thurm — und unten stehen zwölf Räder. Ja, diese hübsche praktische Physikstunde hätte mein Sekundaner nicht gehabt, wenn sein Vater und er nicht Radler wären. Der Heliograph (ein Geschenk der Königin von England), mit dem man auf 50 Kilometer telegraphiren kann, war übrigens an dem Morgen auch aufgestellt, konnte aber nicht arbeiten, weil — die Sonne nicht durch die Wolken kam.

So könnte ich wohl noch mancherlei erzählen, was ein Radler zu sehen bekommt und ein gewöhnlicher Großstädter nicht. Aber, so höre ich von allen Seiten rufen, wo die leider noch so zahlreichen Gegner unseres schönen Radsports sitzen, ist denn das Radeln nicht gefährlich? Gewiß! Gerade so wie Reiten, Rudern, Schwimmen, Segeln, Bergbesteigen, Turnen, Schießen, Schlittschuhlaufen und jede andere frisch-fröhliche Leibesübung, an der gesunde Knaben, Jünglinge und Männer ihre Lust haben — von dem Fahren auf elektrischen und Dampfwagen, in Droschken, Dampfschiffen u. s. w. gar nicht zu reden. Sollen wir darum alle diese Dinge aufgeben? Das sei ferne.

Und auch darin hat der Herr Professor Delbrück recht: das Radeln wirkt anti-alkoholisch! Ich empfinde es doch recht klar und meine sämmtlichen Bekannten und Sportgenossen bestätigen es mir: wir mögen auf Radtouren kein Bier, keinen Wein, keinen Schnaps trinken; Kaffee, Thee, Milch, Selterwasser u. s. w. sind des Radlers Getränke. Und wenn man die guten Tagesstunden benutzt, wird man beim Radeln überhaupt merkwürdig wenig durstig. Ob wir je nach Gewohnheit bei Tische oder am Abend unser Glas Bier trinken, das hat mit dem Radeln nichts zu thun. Wer's thut, der stoße in Gedanken mit mir an: „Ein fröhliches All Heil! allen fröhlichen Liebhabern des edlen Stahlrosses.“

Sinnsprüche.

Thor, der du dem Leben fluchest,
Ruh' in der Vernichtung suchest,
Sinkst vergebens in das Grab.
Gräber sind ja nichts denn Pforten,
Führen zu den Schreckensorten
Der Vergeltung uns hinab.
Von dem Schmerz der Erdenwunden
Mag des Staubes Sohn gesunden
In des Todes stiller Welt.
Doch der Seelenkampf der Sünden
Soll erst seine Blüthe finden,
Wann des Lebens Vorhang fällt.

Raupach.

* * *

So verachtungswerth Unbescheidenheit und Dünkel sind, so unmännlich ist zu weit getriebene Schüchternheit. Der Edle soll seinen Werth fühlen und eben so wenig ungerecht gegen sich als gegen andere sein.

Knigge.

* * *

Der Hypochonder ist bald kurirt,
Wenn dich das Leben nicht cujonirt.

Goethe.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 172. Dienstag, den 1. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

1 Roman von O. Sandor.

1. Kapitel.
Des Volkes Stimme.

Ein Abendfest im Hause des Finanzrathes Baron Simon von Bookendaal war in der preußischen Hauptstadt zwar kein so außerordentliches Ereigniß, um die Vorübergehenden zu einem Stehenbleiben zu veranlassen, allein heute hatte sich dennoch eine kleine Menschengruppe vor dem Palaste des Geldfürsten eingefunden, welche mit gemischten Gefühlen die lichttriefende Façade hinauf und durch die weitoffenen Flügelthüren in das großartige Vestibul starrte, in dem ein Lakai in goldstrotzender Gala langsam und gravitätisch, als träte er statt auf spiegelndem Mosaik unmittelbar auf die Geldstücke seines Gebieters, hin- und herstolzirte.

Droben war der Ball in vollem Gange und die Tonwellen fröhlicher Feststimmung rauschten mit jeder vorschreitenden Minute lauter und lustiger gegen das vorgeschobene Bollwerk herkömmlicher Etikette, während draußen bis vor wenigen Augenblicken alles still, wie ausgestorben lag. Die Reihe der Equipagen, welche vor einer Stunde in unendlicher Zahl die Auffahrt zum Portale hinanrollten, sich vor dem lichtausfluthenden Thore ihrer ordenbedeckten, seidenumknisterten, diamantenfunkelnden Insassen entledigten und langsam vorweg fuhren, waren spurlos von der Bildfläche verschwunden. Nur die einförmigen Tritte des vor dem Bookendaal'schen Palaste verdrossen auf- und niederpatrouillirenden Schutzmannes unterbrechen für eine Zeit lang die tiefe Ruhe und das nächtliche Schweigen der vornehmen Westendstraße.

Dieser auf- und abwandelnde Schutzmann war ein nothwendiges Zugehöriges, eine unumgängliche Ergänzung des Gesammteffektes. Eben aus diesem Grunde versäumte der finanzräthliche maitre d'hôtel es nie, vor einem größeren Abendfest regelmäßig mit der Bitte um zuständigen Schutz gegen einen eventuell zu erwartenden Volksauflauf zur Wache zu senden, und die Polizei that ihm den Gefallen, obgleich die betreffende Straße zur Abendzeit fast gar nicht frequentirt wurde, und das Volk im Speziellen und Allgemeinen gerade genug mit sich selber und anderen wichtigeren Dingen zu thun hatte, als daß es von den Abendfesten des Barons von Bookendaal große Notiz nehme.

Die heurige Ausnahme war durch ein Zusammentreffen von Zufälligkeiten herbeigeführt worden.

Zwei Frauen, ihrer Kleidung nach der arbeitenden Kaste angehörend, die eine robust, mit dickem, rothem, die andere hager, mit blassem, spitzem Gesichte, kamen des Weges daher und blieben mit Ausrufen des Erstaunens und Bewunderns vor dem strahlenden, klingenden Palaste stehen.

Hinter einem der breiten, dreiflügeligen Fenster des ersten Stockes wurde der Stores bei Seite geschoben. Zwei Gestalten traten in den Vordergrund, ihnen nach quoll der Glanz des lichterfüllten Saales. Sie lehnten sich gegen die Brüstung und blickten auf die Straße. Sie waren, so viel sich von unten aus beobachten ließ, ein schönes Paar; eine Dame in duftiger Tanzrobe, in dem lockigen Haar weiße Blüthchen und Brillantsterne, ein Offizier in blitzender Gala-Uniform. Zwischen den beiden Köpfen hindurch bahnten sich die Blicke der unten auf der Straße Stehenden in den Saal mit dem melodienumrauschten, farbenvollen Durcheinander der aus den höchsten Kreisen der Residenz zusammengesetzten Gesellschaft.

„Ei, Jeses, den Zauber lasse ick mich jefallen," rief das dicke Weib und klatschte die Hände zusammen.

Die blasse Frau antwortete mit einem aufhorchenden Ohren viel erzählenden Seufzer.

Noch ein Dritter hatte sich den Beiden soeben zugesellt, ein Mann mit vorgebundenem Schurzfell und Geräthschaften unterm Arm, offenbar ein Handwerker, der wohl irgend eine nothwendige Reparatur oder dergleichen in einem der umliegenden herrschaftlichen Häuser besorgen sollte oder besorgt hatte.

Und aus der parallel laufenden Straße traten in diesem Augenblick zwei Dienstmädchen mit ihren Liebhabern, die, von der zauberhaften Beleuchtung und der Musik angelockt, auch auf das Bookendaal'sche Haus lossteuerten, während vier jugendliche Burschen, welche die Straße hinabsteuerten, sich gleichfalls an die Gruppe schlossen.

Dann kam von der entgegengesetzten Seite mit raschen Schritten ein stattlicher, anständig gekleideter Herr gegangen. Auch dieser war bei der kleinen Versammlung angelangt und blieb stehen.

„Ja, die da oben sitzen fein im Moos," sagte der zuletzt Hinzugetretene und deutete auf die lichtstrahlenden Fenster des ersten Stockes, hinter denen es von Melodien schallte, „die können viel jubeln, wo andere heulen. Würden es uns auch am Ende nehmen, wenn wir so in der Mitte der Finanzen ständen, wie Baronchen Simon, und nur die Hähne aufzudrehen und die Gläser unterzuhalten brauchten, um den flüssigen Geldstrom aufzusaugen. Würde uns auch nicht auf eine Hand voll Tausender, um solch' bischen Klimbim ankommen, wenn's schon wäre, hm! Das Haus macht riesige Geschäfte."

„Glaub's," murmelte der Handwerker.

„Gestern wurde die von dem Hause Bookendaal aufgelegte russische Anleihe von zweihundert Millionen komplett," fuhr der Unbekannte fort, „zehn bis fünfzehn Millionen gleiten dabei in Simon's Tasche."

„Zehn Millionen," wiederholte die blasse Frau erschüttert, „zehn Millionen! Mein Gott, wer so viel Geld beisammen denken könnte."

„Wer zahlt die fünfzehn Millionen?" fragte der Handwerker. „Rußland? Zahlt Rußland die Millionen?"

Der gutgekleidete Herr lachte.

„Rußland zahlt's im Vorschuß, denn das Räderwerk der Maschine, die in seinem Interesse arbeitet, will natürlich vordem tüchtig geölt werden und nachher zahlen die Reingefallenen. Die Geschichte ist bekannt. Eines Tages posaunen die Herren Bankiers mit der vollen Dampfkraft ihres Ansehens die sensationelle Kunde von gewissen ausländischen Papierchen in die Welt, durch welche Jeder, der kann und will, im Handumdrehen reich wird. In die marktschreierischsten Farben tauchen sie die Pinsel und überzuckern die Angelegenheit mit schönen Redensarten und Verheißungen dermaßen, daß sie den Leuten wie Marzipan im Munde zergeht. Dann kommen sie heran aus Nord und Süd und Ost und West, alle die kleinen Privatiers und Rentiers, bei denen die knappen Zinsen der Sparkassen und Staatsobligationen nie recht reichen, oder die mit dem sauer erworbenen Kapitälchen gern ein wenig arbeiten und es vergrößern möchten, und was ist denn Großes dabei gewagt? Obenan steht das bekannte Bankhaus Soundso mit einigen Millionen; wenn die ihr Geld riskiren, denkt der Privatmann, kann ich meine paar Kröten wohl auch einsetzen. — Jawohl, aber das bekannte Bankhaus hat seine Schafe längst im Stall, wenn das Unwetter hereinbricht und die Geschichte zusammenkracht. Den kleinen Leuten werden aber dabei die Pulsadern aufgeschnitten, aber das fließende Blut gerinnt zu Geld, sobald es seinen Weg in die Arnheims der Banken nimmt. So ging es mit den Portugiesen, so ging es mit den Argentiniern und so wird es auch noch öfters gehen, sobald eine gewisse Sorte von Menschen nicht alle wird."

Der Unbekannte schwieg und die Musik, welche einige Minuten pausirt hatte, setzte wieder ein in die süßen, kosenden Klänge eines Walzers. Durch die losen Gewebe des Stores sah man die Schatten der tanzenden Paare dahinschweben. Es war ein Klingen, Singen und Wogen von lieblichen Tönen; drinnen in den luxuriösen, warmen, düftedurchhauchten Räumen, wo bei Spiel und Tanz die kleinen, schaumgeborenen Weingeister der Champagne ihre Szepter schwingen, mochten diese Töne die Sinne bestricken und die Lust erhöhen. Allein für jene durch unüberbrückbare Kluften und unübersteigbare Schranken von der üppigen Stätte rauschender Festlichkeit getrennten Kinder des Volkes, die in dunkler, nebeliger Nacht angesichts des schimmernden, lichterfunkelnden Altares des Genusses sich mehr denn je als die Enterbten des Glücks, die Vertriebenen aus dem Paradiese fühlten, für sie hatten die prickelnden Melodien ihren Zauber plötzlich verloren, nur der helle Schein aus dem Vestibul und Fenster beleuchtete in den verschiedenen Physiognomien alle anderen, nur keine behaglichen Gefühle.

Einige Schritte abseits stand der Schutzmann, beobachtete wie ein Falke, horchte auf jedes Wort und notirte einiges in sein Taschenbuch.

„Zehn Millionen!" seufzte die blasse Frau und zog das dünne schwarze Umschlagetuch fester um die mageren Schultern, „mein Gott, wie verschieden sind die Loose vertheilt. Zehn Millionen, wo wir andern für fünfzehn Groschen den ganzen Tag es uns sauer werden lassen. Du lieber Gott, warum gibt es so schrecklich reiche und wieder so furchtbar arme Menschen?"

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkungen Friedrichs II.

Von den zahlreichen Meinungsäußerungen Friedrichs II., welche er bei den an ihn gerichteten schriftlichen Eingaben in kurzen Randbemerkungen niederschrieb, sind viele der Nachwelt erhalten worden, viele aber auch größtentheils unbekannt geblieben. Es dürften darum einige weniger bekannten Proben von Interesse sein:

Gesuch der Bürgerschaft zu Potsdam um Unterstützung bei Bezahlung von 32 000 Thaler österreichischer Kontribution. — „Sie Mögen Sehen, wie Si die Schulden bezahlen Könen, ich werde das liderliche gesindel nicht einen groschen geben."

Gesuch des Kammerherrn Baron v. Müller, das Bad zu Aachen gebrauchen zu dürfen. „Was er da Machen will; er wirdt was er noch übrig hat dort verspielen und wie ein bettler zurück kommen."

Der Oberstleutnant von Roon überreichte die Kosten der Bewirthung der Herzogl. Braunschweig'schen Herrschaft im Betrage von 700 Thalern 1 Groschen. „Dieses Mal bezahlen, aber es ist greulich gestohlen und werde ich ein ander Mal jemand hinschicken, der die Rechnung führet."

Der Oberauditeur G. zu Berlin zeigt bei Gelegenheit der Ernennung des Oberauditeurs Reineke zum Generalauditeur an, daß er der älteste Oberauditeur sei und bereits 30 Jahre diene. „Ich habe ein haufen alte Maulesels im Stal die lange den Dienst machen, aber nicht das Sie Stalmeisters werden."

Der Hofprediger Cochius zu Potsdam bittet um eine Stelle beim Dom zu Berlin. „Jesus Saget mein Reich ist nicht von dieser Welt. So müssen die prediger auch denken, denn Predigen Sie nach Ihren Thodt im Duhm (Dom) von Neuen Jerusalem."

Der Bereiter Wolny bittet, zur Belohnung des in England besorgten Pferdekaufs um Ernennung zum Stallmeister. „Er hat braf bei Seinem Einkaufe gestohlen, er Sol zufrieden Seindt das ich dazu Stille Schweige; aber ihm davohr zum Stallmeister Machen so Nerrisch bin ich nicht."

Der verabschiedete Leutnant Graf Matuschka bittet, ein Fräulein Tila heirathen zu dürfen. „Ich bekümere Mir nicht um seine amours."

Der Kapitän v. Brincken bittet, ihn in Betracht seiner langjährigen Dienste zum überzähligen Major zu befördern. „Das Regiment ist beständig vohr den Feind gelaufen, und mus er nothwendig allerwegens mitgelaufen Seindt, ich avansire die Officiers die den Feindt geschlagen haben, aber nicht diejenigen, die nirgend sich gehalten haben, und bei Kunersdorf seindt Sie so gelaufen, daß ich sie erst den andern Tag wiedergekriegt habe."

Der Kammerherr v. H. zeigt an, daß er für die dem Prinzen Friedrich von Dänemark zugeeignete Schrift über seine Genealogie eine Dose, desgleichen einen Brillantring erhalten habe. „Ich gratulire, daß die Bettelei so gut reüssirt."

Der Generalmajor v. Rothkirch bittet um eine Präbende für seine Töchter. „Es seynd 30 bis 40 anwartschaften auf jeder Stelle. Hatt er Jungens, die kann ich alle unterbringen aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin."

Mannigfaltiges.

— Generalkonsul und Postsekretär. Im Jahre 1876 lag auf dem deutschen Postamt in Konstantinopel ein eingeschriebener postlagernder Brief aus der Kabinetskanzlei S. Maj. des Königs von Bayern mit der Aufschrift: „Herrn Generalkonsul Murad Effendi, zur Zeit in Konstantinopel." Eines Tages kam ein hochgewachsener stattlicher Herr mit langem dunklem Vollbart in der Amtstracht türkischer Beamten — Fez und Stambolina — an den Schalter und fragte kurz: „Briefe für Murad Effendi?" — „Unter dieser Adresse ist ein eingeschriebener postlagernder Brief da", entgegnete der diensthabende Beamte. „Würden Sie die Güte haben, Herr Generalkonsul, sich in irgend einer Weise auszuweisen? Vielleicht haben Sie einen Paß bei sich oder sonst irgend ein Schriftstück, aus welchem hervorgeht, daß Sie Herr Generalkonsul Murad Effendi sind." — „Nein, ich habe nichts dergleichen", versetzte der langbärtige Fezträger in sichtlich übler Laune. „Ich verstehe solche Formalitäten auch gar nicht. Ich bin Murad Effendi und erwarte einen Brief des Königs von Bayern. Geben Sie mir den Brief, ich werde ihn öffnen, und Sie können sich dann überzeugen, daß ich der richtige Empfänger bin. Der König schreibt mir über die Eindrücke, die ihm mein neuestes Buch verschafft hat." — „Ah, dann sind Sie wohl der Verfasser der „Türkischen Skizzen?" rief nun der Postsekretär mit lebhafter Antheilnahme. „In diesem Falle können wir uns leicht verständigen." — „Ja, ich bin der Verfasser," sagte Murad ungeduldig, „aber jetzt geben Sie mir den Brief." — „Verzeihung, Herr Generalkonsul," entgegnete der Beamte, aber ich habe eine Legitimation nöthig, das verlangen die dienstlichen Vorschriften. Da Sie nun keinen Paß besitzen, so muß ich mir die Ueberzeugung, daß Sie wirklich Murad Effendi sind, auf andere Weise verschaffen. Zu diesem Zwecke müssen

Sie schon die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten. Wie heißt der Untertitel des ersten und des zweiten Bandes der „Türkischen Skizzen?" — „Türkische Fahrten" und „Türkische Schattenrisse." — „Richtig! Und wie heißt . . . ." Und nun ging es wie ein langes Examen, nach dessen Schluß der „Prüfling" mit sichtlicher Befriedigung sagte: „Ich freue mich aufrichtig, hier einen so genauen Kenner meines neuesten Buches gefunden zu haben." Darauf erhielt er seinen Brief und zeigte dem Beamten ein Handschreiben König Ludwigs II., in welchem der Monarch sich in anerkennendster Weise über Murads Buch aussprach. Der türkische Generalkonsul (von Geburt ein Oesterreicher, der sich dem osmanischen Staatsdienste gewidmet hatte) und der deutsche Postsekretär sind dann später recht gute Freunde geworden.

— **Wie der „König der Taschendiebe" arbeitet.** Pedro Fernandez, ein Mexikaner, rühmt sich, der geschickteste Taschendieb der Welt, der größte „Künstler" in seinem Fach zu sein. Ein Mitarbeiter einer amerikanischen Zeitschrift hat ihn aufgesucht und erzählt nun sehr unterhaltend von seinem Leben und seiner Methode zu „arbeiten". Die „Saison" — sagt Fernandez — beginnt für mich im Mai und endigt im Oktober. Im Winter tragen die Leute in der Regel dicht zugeknöpfte Ueberröcke, die das Geschäft schwierig und gefährlich machen. Ich gebe mich deshalb damit zufrieden, meine Ernte im Sommer zu halten und sie im Winter zu genießen. Ich suche meine Opfer zu überraschen, wenn sie einen Zug, eine Pferdebahn oder ein Boot besteigen, wo sie genügend beschäftigt sind und ich ein offenes Feld zum Entkommen habe. Der wahre Künstler kann mit einem Blick nicht nur erkennen, ob ein Mann viel Geld hat, sondern auch wo er es hat, ob in der Hosentasche, oder in der Weste. Wenn das Opfer sein Geld in seinen Hosentaschen trägt, so tritt einer der Helfer hinter ihn mit einem: „Verzeihen Sie, Herr — lassen Sie mich, bitte, durch" und hebt leise seinen linken Arm. In diesem Augenblick nimmt das Werkzeug die Tasche heraus, nimmt das Geld und legt die Tasche zurück, während die beiden übrigen Helfer das Opfer an der rechten Seite stoßen und so seine Aufmerksamkeit dorthin lenken. Wird das Geld in der Weste getragen, so stellt sich das Werkzeug dem Opfer gegenüber und dieses wird von den Helfern hart gegen ihn gedrückt. Während der Mann über dieses Drängeln schimpft, knöpft das Werkzeug seine Weste auf, reißt die Brieftasche oder das Geld heraus und entflieht. Fernandez prahlt damit, daß er in diesen Fällen verschiedentlich den Rock auch wieder zugeknöpft habe, ehe er sein Opfer verließ. Sehr selten habe der Mann das Wühlen in seiner Tasche selbst gefühlt, es sei in der Regel ein Fremder, der den Dieb sieht und Lärm macht. Fernandez hält jeden Tag in der Saison für einen schlechten, der ihm nicht 60 Pfund einbringt und oft hat er das Zehnfache dieser Summe eingebracht. Seine Kunst hat ihm freilich auch eine intime Kenntniß des Gefängnißlebens verschafft. Er verbringt aber diese Periode der unfreiwilligen Muße, indem er eine Erfindung zu vervollkommnen sucht.

— **Die Sommerkleider der Dollarköniginnen** stellten in diesem Sommer Alles in den Schatten, was bisher in dem Seebade Newport auf Rhode Island, wohin die New-Yorker Gesellschaft sich vor der Hitze geflüchtet hat, dagewesen ist. Vor wenigen Jahren noch erschien ein jährlicher Aufwand von 1000 bis 2000 Dollars für Badekleider schon viel, heute müssen es 10, 12 oder 15 neue kostbare Anzüge allein für den Sommer sein. Wie viel tausend Dollars dazu gehören, um in Newport — wie es im Millionärjargon heißt — „passend" gekleidet zu sein, dafür ist Mrs. William Astor ein Beispiel, die in diesem Sommer nur wenige Kleider, diese aber in einem Gesammtwerthe von 240 000 Mark, für sich hat machen lassen. Eine ihrer glänzendsten Toiletten ist aus Purpursatin und mit einer ganz besonderen Sorte von irischen Spitzen besetzt. Die Spitzen sind so wunderbar auf dem Kleide befestigt) daß es den Anschein hat, als ob sie in das Kleid eingewebt wären. Besonders prächtig aber ist die Art, wie Amethyste auf dem Aermel und am Halse angebracht sind. Eine andere Toilette ist ganz aus schwarzen Spitzen über weißem Satin. Die Vorderseite des Rocks ist mit römischen Perlen besetzt, die großen Seltenheitswerth besitzen. Es ist ein tiefausgeschnittenes Abendkleid, mit Courschleppe und kurzen Aermeln und augenscheinlich darauf berechnet, mit den berühmten Astor-Juwelen als Halsgeschmeide zu prunken. Es hat 35 000 Mark gekostet. Ein Ballkleid ist aus herrlichem weißen Satin, mit Spitzen besetzt, von denen man die Elle auf 16 000 M. schätzt. Dazu sollen die berühmten Astor-Diamanten getragen werden. Ein einfacher Umhang hierzu kostet allein 6000 M. Er besteht aus schwarzem Chiffon, ist mit violettem Sattin gefüttert und mit einem großen weißen Spitzenkragen versehen; die Spitzen fallen vorn bis auf den Boden und reichen auch auf dem Rücken bis auf den Saum des Kleides. Neben Mrs. Astor ist Mrs. Ogden Mills zu nennen. Diese hat für eine einzige Toilette 200 000 Mark bezahlt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 173. Mittwoch, den 2. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

2 Roman von O. Sandor.

„Ist's nicht zum Lachen?" hub der anständig gekleidete Herr von Neuem an, „ist's nicht possirlich, daß die „Edelsten der Nation" und die „Blüthe des Volkes", ja wahrhaftig ein großer Theil von Sr. Majestät allerdurchlauchtester, allererlauchtester Hofsippe nach den jüdischen Fiedeln springen, gerade wie auf der Börse die Herren —"

„Schweigen Sie," fuhr der Schutzmann dazwischen, „wir haben Sie lange auf Visir, Hermann Scharwenzel, in der Volksversammlung im Eiskeller, wo sie die große sozialdemokratische Rede hielten. Und wenn Sie hier auf offener Straße die Leute aufwiegeln und Se. Majestät in ihren Bombast hineinbringen wollen, dann sind Sie reif — verstehen Sie? Wir sind im Dienste des Staates, um Ordnung zu halten."

„Aufwiegeln?" fragte der als Hermann Scharwenzel Bezeichnete höhnisch, „ich sollte die Leute aufwiegeln? Der Nebel scheint Ihnen in's Gehirn gedrungen zu sein, guter Freund. Von Sr. Majestät habe ich nicht gesprochen, ich spreche von den Majestäten der Börse und den Machthabern der Welt, von den Juden. Die Juden sind die Souveräne der Welt, denn sie haben das Geld und Geld regiert die Welt. Sie haben mehr als Geld, Sie haben die Presse, deren einflußreichster Theil unter jüdischem Hochdruck arbeitet, sie haben die Fäden in Händen, an denen sie das Marionettenspiel der Börsen leiten, sie haben —"

„Ruhe," schrie der Polizist, „im Namen des Königs befehle ich Ruhe. Die Versammlung soll auseinandergehen —"

„Noch ist nicht aller Tage Abend," rief Hermann Scharwenzel, „und wenn die Dämpfe sich innerhalb eines geschlossenen Raumes zu einer gewissen Stärke entwickeln, dann verschaffen sie sich Luft, dann platzt die Geschichte, dann explodirt der Kessel, aber die Scherben fliegen dem Volke an die Köpfe und tödten und verwunden wiederum. Dann gibt es ein Krachen und Knallen, daß die Erde in ihren Grundvesten schüttert, das haben wir schon erlebt an Häusern, die auf Felsen gegründet und in Erz gegossen schienen, das werden wir noch erleben — Allerseits gute Nacht, meine Herrschaften!"

Der Redner lüftete grüßend den Hut und setzte, von dem beifälligen Murmeln der Zurückbleibenden gefolgt, seinen unterbrochenen straßaufwärts führenden Weg fort.

Unbehelligt ließ ihn der Schutzmann passiren.

Er hatte als berufener Diener segensreicher Ordnung allerdings Hermann Scharwenzel's lauten Bemerkungen gegenüber seine Autorität vorgeführt, ungern hätte er sich in Wirklichkeit dazu verstanden, von seinem Rechte nachdrücklich Gebrauch zu machen. Und dies nicht etwa wegen eines besonderen Wohlwollens für den bekannten sozialistischen Agitator, sondern aus dem einfachen, rein menschlicher Empfindung entsprungenen Grunde, weil er dem unverschämten finanzräthlichen Hausmeister nicht die Genugthuung lokaler Mittheilungen in den Morgenblättern gönnte, nach welcher es an dem und dem Abend vor dem Bookendaal'schen Hause einen wirklichen Volksauflauf mit „Szenen" gegeben habe. Denn es war wahrhaftig kein Vergnügen, für nichts und wieder nichts, als für das Echo der bachantischen Orgie fünf bis sechs Stunden in der kalten, nebeligen Novembernacht vor dem strahlenden Palaste zu patrouilliren.

In dem Momente, wo Hermann Scharwenzel sich von der Gruppe trennte, löste sich aus dem Dunkel der gegenüberliegenden Straßenseite, an welche der Park stieß die untersetzte, pelzeingehüllte Gestalt eines älteren Herrn.

Hermann Scharwenzel's hochtönende Stimme hatte denselben zum Stillstehen veranlaßt.

Obgleich er von der Gruppe aus nicht bemerkt wurde, hatte er, aufmerksam lauschend, jedes fallende Wort aufgefangen und wie sehr ihn die gehörten Aeuße-

rungen interessirten, verriethen seine im Weitergehen halblaut gemurmelten Betrachtungen.

„Große Ereignisse," sagte er, die empfangenen Eindrücke summirend, philosophisch, „pflegen ihre Schatten voraus zu werfen, und die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme. Das mit den Juden und den Papieren, was der Mann sagte, hat seine Richtigkeit. Ich betrachte diese Aeußerungen als eine Warnung und ich will mich vorsehen. Morgen soll das Haus Bookendaal meine Papiere veräußern, wenn auch mit Verlust, ich will mein Geld bergen, so lange es Zeit ist, denn wer zuletzt lacht, lacht am besten."

2. Kapitel.
Ein zerspringendes Glas.

In dem Innern des Palastes Bookendaal herrschte natürlich raffinirter Luxus. Dennoch stieß man nirgends in den ausgedehnten Räumen auf jene plumpe Verschwendungssucht, die sich in manchen Millionenwohnstätten brüstet, nirgends auf jenes geschmacklose Bestreben, möglichst viel Gegenstände, die à tout prix eine Menge Geld kosten müssen, aufzustapeln. Die kostbare Eleganz der Einrichtung hielt sich in dem Rahmen der gewissen stillen Distinktion und trotz des Aufwandes von Marmor, Bronze, Teppichen und Gewächsen trat überall eine einfache Großartigkeit hervor, die eher an das Palais einer Fürstlichkeit als an das Heim eines Börsenregenten erinnerte und die sympathisch berührte.

Die Elite der hauptstädtischen Gesellschaft hatte sich heute Abend in dem Bookendaal'schen Hause zusammengefunden. Alle Sterne und Gestirne am Firmamente des Berliner „großen Lebens" waren vertreten.

Man bemerkte hohe, durchlauchtige und erlauchte Würdenträger, Exzellenzen in Uniform und Zivil — ganz abgesehen von dem großen Heer derjenigen, die die Anweisung auf eine dereinstige Existenz mit unbestimmtem Fälligkeitstermin in der Tasche trugen, die bewaffnete Macht aller Arten von Truppen, Attache's verschiedener Botschaften, Ministerialjuristen, Assessoren und Referendare — weiter Börsenautoritäten von klingendem Ansehen, und solche Männer, denen der Lorbeer eines berühmten Namens oder die flatternde Fahne der Popularität das Wappen des Standes oder die getriebene Krone des Kapitals ersetzte.

Simon von Bookendaal war seit langen Jahren Wittwer. Er hatte spät geheirathet und die Geburt einer Tochter kostete seiner jungen Gattin nach kaum zweijähriger Ehe das Leben. Seit jener Zeit — es waren beinahe dreiundzwanzig Jahre seitdem verflossen — repräsentirte eine Dame der höchsten Gesellschaft, die Freifrau von Tettendorf, ehemalige Palastdame, dem Baron das Haus und vertrat an seinem verwaisten Kinde Mutterstelle.

Des Hauses Bookendaal Weltruf reichte mehr als hundert Jahre zurück, aber der letzte Chef hatte die Firma doch erst auf die oberste Stufe der Börsenmacht geleitet und ihr thatsächlich tonangebende Stelle in der internationalen Geschäftswelt gesichert.

Ein merkwürdiges Gelingen ruhte auf Baron Simon's Vornehmen; alles glückte ihm. Die kühnsten Operationen auf dem Gebiete des Geldmarktes, deren Verlauf von der gesammten Finanzwelt mit Aufregung und Spannung beobachtet wurden, glitten sicher vollendet und von Erfolg begleitet aus seinen Händen.

Die Bookendaal's bekannten sich zur mosaischen Religion, allein die drei letzten Generationen hatten sämmtlich christliche Frauen in das altjüdische Haus gebracht und diese Verbindung der verschiedenen religiösen Nationalitäten hatte den früher scharf ausgeprägten semitischen Typus in den letzten Ausläufern des Stammes bereits stark verwischt und benommen. Auch Baron Simon hatte fast nichts mehr vom Juden in seinem Aeußeren.

Wer von Bookendaal nicht persönlich kannte, hielt den kleinen, sich mit ruhiger Eleganz durch die Gesellschaft bewegenden Herrn im tadellos sitzenden Frack und blendendem Chemisett mit erbsengroßen Brillantknöpfen überhaupt viel eher für eine hochgestellte, diplomatische Persönlichkeit als für den jüdischen Geldmann.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Vom General v. Falkenstein. Eine sehr ansprechende Erinnerung an den kommandirenden General Frhrn. v. Falkenstein wurde nach der „Straßb. Post" dieser Tage in einem dortigen Bekanntenkreise aufgefrischt. Sie verdient wohl, auch weiteren Kreisen bekannt zu werden. Als nämlich im Jahre 1875 die schöne schwäbische Musenstadt Tübingen zur Garnison eines Infanteriebataillons ausersehen worden war, befürchteten die dortigen ehrsamen Bürger, es werde nunmehr wohl öfters zu Unzuträglichkeiten oder gar zu Reibereien zwischen den Offizieren und den Studenten kommen. Und wer da weiß, was die Letzteren, die sogenannten „Herre", in den Bürgerkreisen Tübingens zu bedeuten haben, wird die Klagen ihrer

besten Freunde zu würdigen wissen! Als ersten Bataillonschef hatte man den früheren Flügeladjutanten des Königs Frhrn. v. Falkenstein ausersehen. Eines schönen Tages, bezw. Abends waren nun aus den Stuttgarter Hofkellereien durch Vermittlung des Bataillonskommandeurs zwei Fässer vornehmen Weines für das Offizierskorps eingetroffen. Mit Rücksicht auf die vorgerückte Stunde unterließ man es jedoch, für die Bergung des edlen Naß im geschlossenen Raum zu sorgen. Die Fässer mußten vielmehr vor dem Hause rasten. Als nun nach mitternächtiger Stunde einige angeheiterte Musensöhne aus der Kneipe nach Hause gingen, störte sie der Anblick der gutgefüllten Fässer und — schwupp! rollten sie, von der lebendigen Kraft eines Fußtritts in Bewegung gesetzt, das steile Gäßlein hinab, wobei sie nicht nur ein schwaches Hofthor zerschmetterten, sondern ebenfalls erheblichen Schaden litten, und ihren aromatischen Inhalt auf dem Gäßlein ergossen. Major v. Falkenstein ließ nun, durch Vermittlung der Universitätsbehörde, die unbekannten Missethäter auffordern, sich bei ihm zu melden; in der That fanden sich bald darauf zwei bierehrliche Häupter bei dem Major ein, die sich als schuldig der grausen Unthat bekannten. Weit entfernt, eine Untersuchung durch das sogenannte Biergericht, das Disziplinaramt, zu veranlassen oder sonst irgend welche unliebsame Schritte zu thun, bat der Offizier die Studenten nur, sie möchten den angerichteten Schaden auch bezahlen; im Uebrigen war der Fall erledigt. Frhr. v. Falkenstein entließ die beiden Kulpanten mit der Bemerkung: „Wenn i Student gewesen wär, i hätt ene au e Tritt gäbe.“ Bald darauf trafen zwei neue Fässer mit dem gleichen Wein aus der Hofkellerei ein. Jedenfalls hatte der erste Bataillonschef es wohl verstanden, den dem Tübinger Bürger so werthvollen Frieden zwischen dem Militär und den Studenten zu wahren, sodaß Alles einträchtiglich zusammen wohnte und die gehegten Befürchtungen zu Schanden wurden. Unzufrieden soll lediglich das Stuttgarter Hofkelleramt gewesen sein, das heute noch vergeblich auf die Rücksendung der beiden leeren Fässer wartet. Es dauerte übrigens nicht lange, so traten die beiden jungen Herren beim Bataillon als Einjährig-Freiwillige ein; bei der im Sommer 1876 ausgebrochenen Typhusepidemie leisteten sie als junge Mediziner dem Sanitätspersonal hilfreiche Dienste und kehrten dann, mit einer besonderen Auszeichnung belohnt, zu ihren Studien zurück.

— Adelina Patti im Bade. Den Gegenstand des allgemeinen Interesses unter den in Homburg weilenden Kurgästen bildet die seit Kurzem sich dort aufhaltende Adelina Patti, jetzige Baronin Cederström. Eine Pariser Korrespondentin schildert den Eindruck, den die vielbesprochene, vielbewunderte Frau auf sie gemacht, folgendermaßen: Adelina sieht noch sehr gut aus. Es macht wirklich Vergnügen, sich davon zu überzeugen, daß die Kunst doch manchmal im Stande ist, die Brutalitäten der Natur, die Spuren des Alters, erfolgreich zu bekämpfen. Die trotz ihrer 56 Jahre immer noch jugendliche Patti, begleitet, gepflegt, verhätschelt von ihrem distinguirten, kaum 26jährigen Gatten, gebraucht in Homburg die Kur. Jeden Morgen um halb 9 Uhr kann man das Paar am Elisabethbrunnen treffen. Die jung verheirathete Künstlerin trägt stets weiße oder zartfarbene Toiletten. Am besten kleidet sie eine mattblaue, mit weißer Seidenstickerei verzierte Battistrobe, deren Gürtel im Rücken mit einer Diamantschnalle geschlossen ist. Ein schwarzer, mit rosa Rosen garnirter Hut und ein phantastischer Schirm mit bizarrem Griff vervollständigen das Morgenkostüm. Ihr blondes Haar ist von einem so wunderbaren Goldschimmer, wie es eine gewöhnliche Sterbliche niemals aufzuweisen vermag. Diese herrliche Nuance kann nur durch die Protektion eines Coiffeurs, der seine Kunst mit wirklicher Begeisterung pflegt, hervorgebracht werden. Adelinas Gesicht ist meist „arrangirt“ und zwar ganz so, wie man es an ihr schon gewohnt war, als sie noch Marquise de Caux und Mme. Nicolini hieß. Viel schwarz unter den schönen, feucht schimmernden Augen und viel Roth auf den Lippen. Die Haut ist weich und zart, Dank der famosen Crême, die ihre alte Kammerfrau selbst bereitet, und deren Geheimniß nur noch die Prinzessin von Wales kennt. Um den hübsch geformten Mund der „Gottbegnadeten“ liegt ein müder Zug, ihre Figur aber gleicht der eines ganz jungen Mädchens. Ihr Gang ist leicht und schwebend, jede ihrer Bewegungen graziös. Ihr Gatte ist sehr groß, sehr schlank, sehr blond. Er hat etwas an sich, das den Frauen auf den ersten Blick gefällt. Ungemein aufmerksam und galant gegen seine Gattin, reicht er ihr das Glas mit dem Brunnenwasser und bemüht sich, während sie vorsichtig kleine Schlückchen nimmt, um sich die „blühenden“ Lippen nicht zu derangiren, sie mit seiner Gestalt vor den vielen neugierigen Blicken zu decken. Nachdem auch er getrunken hat, entfernen sie sich langsam, suchen dabei aber möglichst das Gros der Brunnentrinker zu vermeiden. Kaum sind sie in den schattigen Alleen des Kurparkes verschwunden, da nehmen die Kritiken ihren Anfang. Ein dicker Herr aus Frankfurt, der sich darauf versteht, meint: „Was sie für einen jugendlichen Gang hat! Der junge Ehe-

mann ist durchaus nicht zu beklagen!" „Nichts Erstaunliches, mit 56 Jahren noch gut auszusehen, wenn die ganze Schönheit gekauft werden kann! ... Alles an ihr ist falsch ..." Diese Bemerkung kommt von einer Vierzigjährigen, die das Aussehen einer Sechzigerin hat. „Sie scheint furchtbar eifersüchtig zu sein," flüsterte eine junge Frau; „man sagt, sie beiße und kratze, wenn sie böse wird." Jedenfalls interessirt die gefeierte Sängerin alle Welt gegenwärtig mehr als Frau, wie als große Künstlerin. Es kommt auch nicht häufig vor, daß ein weibliches Wesen mit 56 Jahren noch so „jugendlich aussehend" erscheint.

— Das Korsett beim Radfahren. Es ist schon zu wiederholten Malen das Tragen von Korsetts bezw. dessen nachtheiliger Einfluß auf die körperliche Gesundheit Gegenstand medizinischer Abhandlungen und Vorträge gewesen, so daß die Folgen des Einschnürens als bekannt vorauszusetzen sind. Die Frage aber im engeren Sinne zu erörtern, ob das Korsett einen besonders schädlichen oder günstigen Einfluß auf den Körper bei den Bewegungen auf dem Rade hat, soll der Gegenstand nachstehender Darlegungen sein. Man wird damit rechnen müssen, daß die Träger bezw. Trägerinnen, denn das weibliche Geschlecht kommt wohl ausschließlich in Betracht, sich bereits an das Korsett als Körperstütze gewöhnt haben, und nachgewiesenermaßen häufig den aufrechten Halt verlieren, sobald sie das Korsett ablegen. Aber die Thatsache, daß die durch die Einschnürung ohnehin mehr oder wenig beeinflußte Athmungs- und Herzthätigkeit beim Radfahren eine gesteigerte ist, ferner, daß die Bewegungen der Beine andere sind als beim Gehen, macht eine eigene Betrachtung unter diesen Gesichtspunkten nothwendig. Im Gegensatz zum männlichen Geschlecht, welches mit den Bauchmuskeln athmet, athmet das Weib mit den Brustmuskeln, doch ist die Brustathmung je nach dem Grade der Einschnürung begrenzt, so daß die Bauchmuskelathmung auch beim weiblichen Geschlecht eintreten muß. Da indessen die gewöhnlichen Korsetts die Bewegung der Bauchmuskeln ebenfalls beschränken, durch die Auf- und Abwärtsbewegungen der Beine beim Pedaltreten aber obendrein ein Druck auf die Unterleibsorgane stattfindet, so wird man das Korsett, selbst wenn es als Stütze des Oberkörper dienen sollte, unbedingt als nachtheilig bezeichnen, insbesondere, wenn man im Auge behält, daß die Athmung vermöge des größeren Sauerstoffbedürfnisses beim Radfahren eine viel tiefere sein muß, als unter gewöhnlichen Umständen. Auf jeden Fall sollten unsere Radfahrerinnen nur ein kurzes, miederähnliches Korsetts ohne Achselbänder wählen, das nicht die geringste Einschnürung verursacht und eben das Maß hat, welches der Taillenumfang, über dem Hemd gemessen, besitzt, auch sollte es dem Körper eine große Bequemlichkeit gestatten, also Fischbeinstäbe und nur wenige enthalten und von porösem Stoff sein, damit die Körperausdünstung nicht übergroße Schweißabsonderung bedingt. Achselbänder können aus dem Grunde nicht empfohlen werden, weil sie durch die am Korsett befestigten Kleider die Schultern zu sehr belasten und dadurch für die Lungenspitzen von nachtheiliger Einwirkung sein können. Die Anschauungen der Aerzte gehen in der Frage, ob sich die Damen, besonders die radfahrenden, des Korsetts entwöhnen sollen, ziemlich weit auseinander, obwohl sie alle darin einig sind, daß es richtiger wäre, wenn das jugendliche weibliche Geschlecht ohne Korsett aufwachsen würde. Das Entwöhnen bringt, wie schon erwähnt, Unbequemlichkeiten mit sich; es ist indeß bei dem allgemein kräftigenden Einfluß des Radfahrens auf die Muskeln u. s. w. nicht ausgeschlossen, daß das „in sich Zusammenfallen" nach dem Ablegen des Korsetts durch das Radfahren mit der Zeit behoben wird, und unsere radfahrenden Leserinnen mögen in ihrem eigenen Interesse Versuche anstellen; denn der gesundheitliche Werth des Radfahrens und der Genuß an demselben ist schließlich doch nur ein halber, wenn die Unschädlichkeit des Korsettragens nicht zweifellos festgestellt ist. Wenn aber schon nach kurzen Strecken und schwachen Steigungen das verrätherische Roth einer Ueberanstrengung das ganze Gesicht unserer Begleiterin überzieht, oder wenn sie hörbare Atembewegungen macht, während wir uns eben anschicken, uns recht wohl zu fühlen, oder wenn die Hand flach auf die Herzgegend gedrückt wird, dann kann die Ursache nur auf das zurückgeführt werden, was der Fahrer männlichen Geschlechts entbehrt — das Korsett.

— Die Entführung. Er: „Wie viel hast Du mitgenommen, Schatz?" Sie (Posthalterstochter): „Tausend!" Er: „Thaler?" Sie: „Nein ... Dreipfennigmarken!"

— Gewissenhaft. Bauer: „Du, Alte, wenn i nur ka Straf' krieg'!" Bäuerin: „Jessas, warum denn?" „Weil i in einem Rauch-Coupé g'fahrn bin und net g'raucht hab'!"

Denkspruch.

Ob Weh und Ungemach dich siebenfach bebräu'n,
Strahlt nur im Innersten dir Friedenssonnenschein;
Nährst du vestalenrein der Wahrheit Götterflammen,
Mag dich der Richterstuhl im Herzen nicht verdammen:
Und alles Erdenleid — wie ein gebrochener Speer
An gutem Stahl erliegt — verwundet dich nicht mehr.

Krug von Nidda.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 174. **Donnerstag, den 3. August.** **1899.**

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

3 Roman von O. Sandor.

In dem großen Saale tanzte man eben eine Quadrille. In einer tiefen Fensternische, welche durch einen Vorhang von dem Saal getrennt war und so einen selbstständigen Raum bildete, lehnte ein junger Mann, der halb gelangweilt, halb interessirt die tanzenden Paare musterte. Man sah ihm auf hundert Schritte Entfernung den Aristokraten an. Eine gewisse selbstbewußte Eleganz verrieth den Repräsentanten irgend einer einflußhabenden Stellung, während ein anderes, undefinirbares Etwas seine Fühlung mit höfischen Kreisen dokumentirte. Trotz seiner Jugend, er mochte eben die Dreißig überschritten haben, trug er bereits mehrere hohe Orden im Knopfloch. Baron Paul Roß-Laten, Sekretär im Ministerium des Auswärtigen, war in der gesellschaftlichen Chronik Berlins als interessanter Mann erklärt, und ohne gerade ein Adonis zu sein, besaß er genug Eigenthümlichkeit, um wenigstens in den Augen des schönen Geschlechtes diese Bezeichnung zu rechtfertigen.

Während Roß-Laten mit eingeklemmtem Monokle noch in seine kritischen Betrachtungen vertieft war, bemerkte er nicht die junonische Gestalt der Dame, welche an ihn heranrauschte. Es war eine stolze Erscheinung. Das weiße, volle, stark gepuderte Gesicht war noch schön zu nennen, obschon sich in dem hochfrisirten, schwarzen Haar bereits viel Silber mischte. Wie sie jetzt neben Roß-Laten stand, bedurfte es selbst für den Fremden nur eines Blickes, um an der Aehnlichkeit zwischen Beiden Mutter und Sohn zu erkennen.

Die Baronin weckte den jungen Mann mit einem Fächerschlag aus seinen Gedanken.

„Hast Du weder Augen noch Ohren, Paul?“ flüsterte die Dame, „hörst Du nicht, was über eine bevorstehende Verlobung von Ruth mit Graf Eulendorff geredet wird? Siehst Du nicht, wie offenbar sie ihn bevorzugt, wie er sie umschmeichelt? Willst Du noch lange die Hände in den Schooß legen und zusehen, wie ein Anderer Dir Dein Glück vor der Nase wegstibitzt?“

Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Ich begreife Dich nicht, Paul,“ fuhr die Baronin fort. „Du hattest die besten Chancen. Aber ein unmännlicher Wankelmuth hält Dich zurück. Es ist nicht das erste Mal, daß ich intervenire, wo es Dein Glück gilt. Du wolltest ehemals Offizier werden; ohne mein energisches Dazwischentreten wärest Du in dem gewöhnlichen Strom der aristokratischen Jugend fortgetrieben, um Dich spurlos in der Allgemeinheit zu verlieren. Ich war es, die das diplomatische Genie in Dir entdeckte und Dich in die juristische Carriere drängte — jawohl: drängte! Hast Du Ursache gehabt, meine Einmischung zu bereuen? Während Du Dir schon die ersten Lorbeeren auf dem Felde Deiner Wirksamkeit pflücktest, kamen Deine militärischen Freunde nicht über die untersten Stufen der Rangesleiter hinaus. Ein Dezenium weiter wird der Kontrast schneidiger sein. Es ist möglich, aber noch lange nicht sicher, daß ein Krieg Deinen Freunden Gelegenheit gibt, ihr Avancement zu beschleunigen; Dir dagegen können zehn Jahre große Ereignisse bringen. Ein Kabinetswechsel, ein politischer Umschwung und Du stehst bei etwas energischer Willensbethätigung an der Schwelle des Ministeriums.“

„Wolltest Du mir das auseinandersetzen, Mama?“ frug Roß-Laten ironisch.

„Du liebst Ruth Bookendaal?“ fragte die Dame, ohne den Einwand ihres Sohnes zu beachten, „Du möchtest sie auch besitzen, aber allerhand gewissen politischen Altaren entstiegene Dünste trüben Dir den Blick und halten Dich zurück, endlich durch eine entscheidende Frage die Sache zu Ende zu bringen. Du zögerst, bis es zu spät ist. Dein Schwanken ist verletzend und demüthigend für Ruth, und nicht das allein, es macht Dich selbst lächerlich. Höre auf mich, Paul, nur besinne Dich nicht länger.“

Roß-Laten zog gedankenvoll die Spitzen seines Schnurrbartes durch die juwelenblitzende Rechte.

„Du magst von Deinem Standpunkte aus Recht haben, Mama," entgegnete er, „aber was Du als phantastische Dünste bezeichnest, das ist in Wahrheit der kostbarste Schatz meines Herzens, das sind Ueberzeugungen. Ich bin im Herzen kein Freund der jüdischen Rasse, ich verabscheue die Juden und wenn ich auch nicht so bornirt bin, den Juden nicht vom Juden zu unterscheiden, so hat doch der Gedanke, mich durch eine Verwandtschaft ihrem Kreise einzureihen, doch etwas Widerwärtiges für mich. Ihrer Religion wegen hasse ich sie nie, aber sie sind eine fremde Nation, die sich bei uns eingedrängt hat, um uns in unerhörter Weise zu beherrschen und zu bevormunden. Ja, ich liebe Ruth, ich schätze ihren Vater. Aber immer, wenn ich bisher den Mund öffnete, um das entscheidende Wort zu sprechen, stockte mir die Zunge vor einem unüberwindbaren Hinderniß. Das ist das semitische Parfüm, das auch Ruth anhaftet und das sie trotz ihrer Reize nicht verleugnen kann. Ich Dir versichere, Mama, hier sind wenige, die über die Judenfrage anders urtheilen als ich; ich kann auch nicht anders sein, weil Aristokratie und Judenthum durch unüberbrückbare Kluften getrennt liegen wie Himmel und Erde."

„Und doch kommen sie mit ihrem Judengroll im Herzen her, um semitischen Champagner zu trinken, semitische Pasteten zu essen, nach semitischer Musik zu tanzen," erwiderte Frau von Roß-Laten verächtlich, „das ist alles Dunst, Paul, Dunst, der im Licht zerrinnt. Die jüdischen Heirathen sind an der Tagesordnung —"

„Convenienzehen, Geldheirathen —"

„Ob!" sagte die Baronin. „Aristokratie bedeutete von jeher Macht, Macht heißt heutzutage Geld. Das Geld ist in unseren Tagen der Unterboden jeglicher Machtstellung."

„Das Geld würde mich nie in der Wahl einer Gattin beeinflussen," sagte Roß-Laten stolz, „ich liebe Ruth."

„Eine schöne Liebe," entgegnete die Dame spöttisch, „eine Liebe, die sich vom Phantom schaler Vorurtheile in die Flucht jagen läßt, eine Liebe, die nicht einmal gegen Schatten Stand hält. Ich sage Dir, Du bist ein Thor, Paul, und die Augen werden Dir nicht eher offen werden, bis die eingebildete Kluft zwischen Ruth und Dir zu einer wirklichen geworden. Ich hätte Dich gerne mit Ruth vereint gesehen. Die Verbindung wäre Dir die Brücke zu einer glänzenden Zukunft geworden und die güldenen Ketten der Bookendaal'schen Geldmacht hätten Dich emporgezogen zu den höchsten Zielen. Gleichviel! Ich will Dich nicht beeinflussen, Du bist selber der Schmied Deines Glückes."

Sie nickte dem Sohne leichthin zu und entfernte sich in der Richtung, in der sie gekommen.

Roß-Laten blieb in eigenthümlicher Gemüthsverfassung zurück.

Die Unterredung wirkte noch in ihm. Seiner Mutter Mahnung, ihre Warnung, ihre Prophezeihung, alles das zusammen tönte als schallende Kriegsfanfare in ihn hinein und verwandelte bis dahin schlummernde oder doch laue Gedanken und Empfindungen plötzlich in streitbare, kampfgerüstete Geister. Es war ein seltsam düsterer Kampf, der auf dem Seelengrunde des jungen Aristokraten entbrannte, ein Kampf zwischen Realem und Idealem.

Baron Paul war von Kind an verschiedenen Einflüssen anheim gegeben und unterstellt gewesen. Vater und Mutter waren von jeher eifrig und eifersüchtig bemüht, den einzigen Sohn jeder auf seine Art hinzuleiten und da der Geheime Legationsrath Baron Roß-Laten und seine Gemahlin weder in großen noch kleinen Angelegenheiten jemals übereinstimmten und die Ansichten des Ehepaares völlig verschiedene Wege gingen, so war es nur den edel veranlagten Charaktereigenschaften Paul's zuzuschreiben, wenn nicht ein durchaus mißrathenes Erziehungsprojekt aus ihm geworden war.

Seine Vergangenheit bewegte sich ausschließlich im Geleise hocharistokratischen Lebens zwischen den Grenzen streng konservativer Gesinnungen. Sein Vater war Beamter, er selbst trat unmittelbar nach Vollendung seiner Studien in Staatsdienste. Connexionen und Protektionen, nicht zum wenigsten aber sein Fleiß und seine reichen Begabungen hatten ihn verhältnißmäßig rasch Carriere machen lassen.

Roß-Laten liebte Ruth von Bookendaal. Die Frauen spielten in seiner Vergangenheit keine hervorragende Rollen. Ruth's Schönheit hatte ihn vom ersten Momente an entflammt und da er nach seiner Meinung auch von ihr wohlgelitten war, hätte er seine Herzensaffaire längst zum Austrag gebracht, wenn ihn nicht seine Aversion gegen die jüdische Nationalität in Ruth immer wieder mit ausschlaggebenden Zweifeln und Bedenken erfüllt hätte.

Baron Paul starrte mit großen, glänzenden Augen in das prachtstrotzende Bild der Quadrille vor ihm, in dessen Mitte, gerade unter der lichtausfluthenden Krone, Ruth's schlanke Gestalt hervorragte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ueber einen furchtbaren Racheakt eines indianischen Mädchens wird aus dem Hauptorte des Territoriums der Cherokee-Indianer, Tahlequah, berichtet. Als einer der wenigen Weißen lebte unter den dortigen Indianern und Mischlingen der Kaufmann Joseph Ryan. Er traf in einer Gesellschaft mit Miß Hattie Red-Bird, einem ungewöhnlich schönen Indianermädchen, zusammen, das eine sorgfältige Erziehung genossen hatte und außer dem Familiennamen beinahe nichts an ihre indianische Abstammung Gemahnendes an sich zu haben schien. Die Beiden verliebten sich ineinander, aber eines Tages fand Joseph Ryan an einem anderen Indianermädchen, Bertie Sanders, Gefallen und brach mit Hattie Red-Bird. Vorige Woche nun unternahm die Familie Red-Bird, die sehr angesehen und begütert ist, eine kleine Reise zu einer Verwandten und nur Hattie blieb zurück, um, wie sie sagte, Ruhe zu haben. Noch in derselben Nacht lud sie Joseph Ryan zu sich; sie habe ihm sehr wichtige Dinge zu sagen und hoffe, daß er kommen und diese letzte Bitte erfüllen werde. Joseph Ryan kam wirklich. Ueber das Weitere, was geschah, erzählt Miß Hattie Folgendes: „Wir plauderten eine Weile, dann fragte ich ihn, weshalb er das Verhältniß mit Berthie Sanders begonnen habe. Er gab mir eine kurze Antwort: Das gehe mich nichts an. Das machte mich beinahe wahnsinnig und ich war nahe daran, ihn über den Haufen zu schießen. Aber ich bezwang mich und gedachte meines Vorsatzes, ihn zu Tode zu martern. So lächelte ich süß und ging darüber hinweg. Ich sagte ihm, ich hätte schon einen Anderen, wir wollten das Vergangene vergessen. Das gefiel ihm; so sei es am besten, sagte er. Ich brachte hierauf Wein, den ich mir eigens zurechtgemischt hatte und sagte ihm, wir wollten trinken und vergessen. Ich war ganz erstaunt, daß er, der Mißtrauische, keinen Argwohn schöpfte. Er trank ruhig und in wenigen Minuten schlief er ein." Miß Hattie schob hierauf ihren ungetreuen Geliebten durch eine Lücke im Fußboden in eine Mauerspalte, eine Art ganz engen und ziemlich tiefen Kellers unter der Wohnung, welcher der Familie als Vorrathskammer diente und welcher genau so breit war, daß ein Mann, ohne sich rühren oder herausklettern zu können, darin aufrecht stehen konnte. Dann schleppte das Mädchen ein großes Schaff Eiswasser herbei, nahm einen Krug und begann durch die Lücke auf den entblößten Kopf des Mannes das Eiswasser tropfenweise herabfließen zu lassen. Wir lassen Miß Hattie weiter erzählen: „Ich tropfte das Wasser fast vierzehn Stunden auf seinen Kopf, und all' diese Zeit über flehte er mich an, aufzuhören. Sobald er den Kopf zur Seite neigte, folgte ich ihm, so daß während dieser ganzen Zeit kein Tropfen daneben fiel. Plötzlich verstummte er. Ich begann Montag Nachts gegen 10 Uhr, Dienstag Mittags war er todt. Seine letzten Worte — ich freue mich, dies sagen zu können — enthielten die Bitte, ich möge ihm verzeihen." — Miß Hattie Red-Bird begab sich hierauf in ihr Schlafzimmer und schlief fest ein. Als man nach dem Verbleiben des jungen Mannes zu forschen begann und die letzte Spur in die Wohnung des Mädchens führte, gestand Red-Bird ihre That ohne eine Spur von Reue. — Ob diese Indianergeschichte wahr ist? Sie gemahnt doch gar zu stark an gewisse Lederstrumpfromane!

— Wie die chinesischen Aerzte die Diphtheritis heilen. Die chinesischen Aerzte, nicht nur in China selbst, sondern auch in den holländischen Besitzungen, in Indonesien, sowie im westlichen Theile der Vereinigten Staaten, üben vielfach einen außerordentlichen Einfluß auf die Bevölkerung aus. Es ist wunderbar, welches Ansehen sie sich sogar bei der europäischen Bevölkerung unter Umständen zu verschaffen wissen, so daß sie nicht selten mit Uebergehung eines europäischen Arztes zuerst zu Rathe gezogen werden. Besonderen Ruf genießt ihre Behandlung der Halsbräune und der Diphtheritis, die ihnen in Batavia geradezu als Monopol zugestanden wird. Die holländischen Aerzte haben sich wohl oder übel dazu bequemen müssen, diesem Theil der chinesischen Heilkunst ihre Aufmerksamkeit zu schenken, zumal die Erfolge wirklich gut sein sollen und die Sterblichkeit an echter Diphtheritis bei der chinesischen Behandlung 20 v. H. nicht übersteigt. Nach tausend Schwierigkeiten ist es dem Dr. Vordermann in Batavia gelungen, hinter das chinesische Geheimniß zu kommen. Die chinesische Behandlung besteht danach aus drei Theilen: einem lokal angewandten Pulver, einem Medizintrank und allgemeinen Verhaltungs-Maßregeln. Das ärztliche Rezept wird mit chinesischer Tusche auf Reispapier geschrieben, das oben mit rothen Buchstaben verziert ist, die die Adresse und Sprechstunde des Arztes anzeigen. Ein entsprechendes Wort für Rezept gibt es übrigens im Chinesischen nicht. Die Zusammensetzung des gegen Diphtherie verschriebenen Pulvers ist nach unserem Begriffe sehr merkwürdig, es besteht aus einer Mischung von nicht weniger als elf verschiedenen Stoffen, von denen manche vielleicht nur für die Chinesen selbst zu beschaffen sind. Da sind zunächst pulverisirte echte Perlen, dann Bezoarsteine vom Rind

oder vom Affen (Steine, die sich im Magen verschiedener Thiere bilden), Kohle aus Pflaumensteinen, Indigoschaum, dann eine Reihe von Mineralstoffen, wie Borax, Zinnober und essigsaures Kupfer, und schließlich, wahrscheinlich als Pièce de resistance, präparirtes Harnsediment von kleinen Kindern. Daß die chinesischen Aerzte für diese Mixtur einen ungeheuren Preis fordern, versteht sich von selbst. Sie blasen das Pulver aus einer in den Hals gesteckten Papierröhre auf die erkrankte Stelle, und es scheint, daß dadurch in wenigen Tagen die diphtheritische Erkrankung lokalisirt wird. In Batavia gibt es im chinesischen Viertel eine Reihe von Spezialisten für Halskrankheiten, deren berühmtester, Si-ma-in, ein Nachkomme einer alten chinesischen Familie ist, die schon seit einer ganzen Reihe von Generationen berühmte Aerzte erzeugt hat.

— Ein Rechen-Exempel. Welche Kraft dazu nöthig wäre, den Erdball einen Fuß hoch zu heben, hat ein englischer Ingenieur in einer Mußestunde berechnet. Die Erde wiegt etwa 120 000 Trillionen Zentner; wir wollen für die, die mit solchen Zahlen nicht auf vertrautem Fuße stehen, noch hinzufügen, daß die genannte Zahl aus einer Zwölf mit 40 Nullen dahinter besteht. Um nun dieses Gewicht von 120 000 Trillionen Zentnern um einen Fuß zu heben, würde eine Dampfmaschine von 10 000 Pferdekräften eine Zeit von 70 Milliarden Jahren oder 70 Millionen Jahrtausende arbeiten müssen. Die Dampfmaschine würde in dieser Zeit 40 Trillionen (eine Vier mit 19 Nullen) Liter Wasser verbrauchen, das sind mehr, als der gewaltige Mississippi in 60 000 Jahren durch seine Mündungsarme fließen läßt. Diese Wassermenge würde genügen, die ganze Erdoberfläche 300 Fuß hoch zu bedecken. Nun kommt noch das wichtigste Bedürfniß der Maschine, das Heizmaterial. Gesetzt, daß die Maschine gut und sparsam arbeitende Kessel hat, wird sie in ihren 70 Milliarden Jahren schon an 80 000 Billionen Zentner Kohle genug haben. Sollte dieser Kohlenbedarf auf einen Eisenbahnzug verladen werden, dessen Wagen je 400 Zentner fassen, so würden 200 Billionen Wagen nöthig sein. Aneinandergereiht würden die Wagen einen Zug bilden, der die Erde 45 Millionen Mal umspannen könnte, und wenn der Zug mit einer Geschwindigkeit von 40 Kilometern stündlich führe, so würde er 5 Millionen Jahre brauchen, um nur seine eigene Länge zu durchmessen. Man sieht aus diesen merkwürdigen Berechnungen, daß unsere Erde ziemlich fest an dem ihr durch die Naturkräfte angewiesenen Platz steht, und daß es nicht ganz leicht ist: „die Welt aus ihren Angeln zu heben".

— Der eigenwillige Herzog. Daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist, beweist wieder einmal ein Vorkommniß, das viele Vertreter der höchsten Aristokratie in England, sowie einige Mitglieder der königlichen Familie in peinliche Verlegenheit gesetzt hat. Seit einer langen Reihe von Jahren ist der Prinz von Wales in jedem Spätsommer der Gast des Herzogs von Richmond gewesen. Auch diesmal hatte der britische Thronfolger sein Erscheinen bei der „House-Party" in Goodwood zugesagt und einer der diensthabenden Offiziere des Prinzen legte dem Herzog die Liste der Gäste vor, die Seine Königliche Hoheit während seines Aufenthaltes anwesend zu sehen wünschte. In diesem Verzeichniß prangten auch zwei Damen, eine Lady Y . . . mit ihrer Tochter, die dem Herzog persönlich unsympatisch sind. Ohne Zögern strich Seine Gnaden die beiden Namen durch und bemerkte daß die Betreffenden nie seine Schwelle übertreten dürften. Der erschrockene Ueberbringer der Liste erhielt auf die höfliche Einwendung, daß beide Ladies stets bei Hofe empfangen wurden, die trockene Antwort, daß Goodwood-Castle nicht der Buckinghampalast sei. Englands Zukünftiger, der es nicht gewohnt ist, seine Wünsche unberücksichtigt zu sehen, ließ dem Herzog melden, daß er fortan bei den Hausgesellschaften, von denen er seit dreißig Jahren keine versäumt hat, nicht mehr erwartet werden dürfte. In Erwiderung hierauf richtete Herzog von Richmond einen sehr ehrerbietigen Brief an seinen zukünftigen Souverän, in welchem er erklärte, daß es ihm aus bestimmten, nicht näher zu erörternden Gründen unmöglich sei, die bewußten Damen nach Goodwood zu laden. Das Schreiben wurde keiner Antwort gewürdigt. Bald aber verbreitete sich die Kunde, daß der Prinz diesmal Mr. und Mrs. Willie James beehren würde und daß die beiden Damen, um derentwillen der Bruch mit dem Herzog erfolgte, dort herzlich willkommen geheißen werden. Um das Unangenehme der Situation noch zu erhöhen, haben der Herzog und die Herzogin von York, der Sohn und die Schwiegertochter des Prinzen von Wales, ihr demnächstiges Eintreffen in Goodwood angekündigt.

— Verschnappt. „Da hast Du Dir wieder einen so schlecht sitzenden Ueberzieher angeschafft!" „Ja, glaubst Du denn, im Restaurant kriegt man ihn angemessen?"

— Verzeihlicher Irrthum. Fahrgast (auf der Vicinalbahn aus dem Fenster rufend): „Sie, Schaffner, fahren wir denn noch nicht bald ab?" Schaffner: „Aber erlauben Sie, wir sind ja schon seit einer Viertelstunde unterwegs!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 175. Freitag, den 4. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

4 Roman von O. Sandor.

Wenn sie sich zur Tour vor oder zurück wandte, schienen die hundertfältig gebrochenen Strahlen ihrer Brillanten von ihr abzugleiten und sie wie ebenso viele bunte Schmetterlinge zu umgaukeln.

Die Musik ertönte jetzt in die rauschenden Accorde einer brillanten Schluß-Cadenz. Minutenlang wirbelten Toiletten, Uniformen und befrackte Gestalten durch einander, dann aber lichtete sich die Menge und vertheilte sich in die anstoßenden Gemächer.

Auch Roß-Laten löste sich aus seiner Nische und schlenderte den Saal hindurch in eine lange mit Pflanzen dekorirte Galerie, welche zur linken Hand über den im Hochparterre liegen Wintergarten hinlief und von dem man, ebenso wie von der gegenüber befindlichen Galerie, den ganzen Wintergarten übersehen konnte.

Unter einem laubenartigen Ueberhang von Gewächsen blieb er stehen.

Hinter ihm ertönten leichte Schritte, ein Gewand flimmerte durch das Grün.

Im nächsten Moment stand er der Tochter des Hauses gegenüber.

Ruth von Bookendaal war eine gefeierte Schönheit; in ihren edel geschnittenen Zügen war noch gerade so viel orientalischer Typus vorhanden, um ihnen einen fremdartigen Duft überzuhauchen; mandelförmige, tiefschwarze Augen mit einem sammtnen Schimmer verliehen dem schönen Antlitz einen besonderen Reiz.

„So einsam, Baron?" fragte die junge Dame scherzend, „ich habe Sie noch nicht einmal tanzen sehen. Was treiben Sie den ganzen Abend?"

„Ich wartete den ganzen Abend auf diesen Augenblick," erwiderte Roß-Laten mit bedeutungsvoller Betonung. „Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken, gnädiges Fräulein?"

„Wenn es wirklich nur eine Minute — —"

„Eine Minute, um Ihnen zu sagen, was Sie lange ahnen — wissen müssen. Ich liebe Sie, Ruth! Das ist das schlichte Bekenntniß. Wenn Sie mich glücklich machen wollen, Ruth, so antworten Sie mir ebenso rasch und einfach, ob ich hoffen darf, daß meine Liebe Erwiderung bei Ihnen findet, daß Sie die Meine werden wollen —"

Ruth stützte sich mit der rechten Hand leicht auf die sammetgepolsterte Brüstung der Galerie.

„Ruth!"

Sie wiegte langsam den großen Fächer aus brillantenbesetztem Silberfiligran auf und nieder.

„Also ein Heirathsantrag in schönster Form, Baron?" sagte sie lächelnd, „haben Sie sich auch ordentlich geprüft? Sie wissen, was die Verbindung eines Kavaliers mit einer jüdischen Frau bedeutet, Sie kennen die Folgen eines solchen Schrittes — —"

„Ruth — —"

„Eine Israelitin," sagte die junge Dame mit scharfer Betonung, „überlegen Sie das nicht ein, sondern hundert Mal. Man sollte Angelegenheiten von solcher Wichtigkeit, Dinge von der Tragweite zweier Menschengeschicke nicht bei Kerzenschimmer und Orchesterklang erörtern. Eine Ballnacht wie die heutige umnebelt die Sinne. Wiederholen Sie daher morgen Ihre Frage —"

„Nein, Ruth," entgegnete der Baron gepreßt, „nicht morgen, sondern heute noch müssen Sie mir antworten. Ich habe lange gezögert, zu lange vielleicht, aber die Liebe ist zaghaft — nun dürfen Sie mich nicht länger in Zweifel lassen. Also noch einmal, darf ich hoffen, Sie über kurz die Meine zu nennen?"

Ruth blickte sinnend vor sich nieder. Das rothe Ampellicht und das grüne Gedämmer der sie umschaukelnden Ranken brachte ihre Lieblichkeit mehr noch als die strahlende Helle des Ballsaales zum Ausdruck.

„Ich werde nächstens dreiundzwanzig Jahre," sagte sie ruhig, „und ich glaube, es ist nachgerade an der Zeit, für mich eine passende Verbindung einzugehen

Wenn es aber sein muß, so wüßte ich eigentlich keinen Mann, dem ich mit weniger Widerwillen meine Freiheit opferte als Ihnen."

„Darf ich das als eine Bejahung meiner Frage auffassen?"

„Wenn Sie bis morgen nicht anders denken — ja! Kommen Sie morgen zu mir, bis dahin —"

„Ruth, Geliebte," flüsterte Roß-Laten, ihre dargereichte Hand küssend.

„Bis morgen," wiederholte Ruth mit Nachdruck, „bis dahin bleibt die Angelegenheit unser Geheimniß. Das Souper beginnt. Auf Wiedersehen —"

Eine klingende, fanfarenähnliche Melodie, die das Orchester intonirte, verschluckte ihre letzten Worte. Ehe sich Baron Paul besann, war sie bereits seinen Blicken entschwunden.

Roß-Laten wischte sich mit dem seidenen, parfümirten Taschentuch einen Anflug von Feuchtigkeit von der Stirne. Es war geschehen, die Würfel waren gefallen. Er fühlte sich merkwürdig befreit; mochte nun kommen, was da wolle — —

Das Souper wurde im Wintergarten servirt; unter rauschenden Musikklängen ergoß sich die schillernde Menschenfluth über die breite, weiße Treppe aus carrarischem Marmor mit ihren orientalischen Teppichen und ihrem massiven vergoldeten Geländer im Entresol. Reichthum und üppige Phantasie hatten großartige Effekte in dem ausgedehnten, glasüberdachten Raum geschaffen, die Wunder des Orientes und die Zauber der Tropen vereinten sich zu feenhaften Illusionen.

An hundert gold-, silber- und krystallbeladene Tische waren in dem duftenden, blühenden Eden plazirt. Während des Soupers spielte, eine reiche, sinnliche, berauschende Musik abwechselnd Tänze und sentimentale Arien, bald prikelnd wie perlender Sekt, bald feurig wie Tokayer, bald still und tief wie das flüssige Nixengold des Rheinstromes.

Simon von Bookendaal stand auf der Marmortreppe, das Sektglas in der Hand haltend. In der verflossenen Woche vollendete er sein zweiundsiebzigstes Lebensjahr, allein von greisenhafter Hinfälligkeit war noch nichts an ihm zu bemerken.

Das weiße Haar umrahmte die hohe eckige Stirne noch in dichter Fülle; eine eiserne Willenskonsequenz stand in dem interessanten Gesicht geschrieben; aus den stahlgrauen Augen blitzte durchdringender Scharfsinn. Wie seine Blicke jetzt über das stolze Bild zu seinen Füßen flogen, funkelte noch etwas Anderes in den grauen Augen auf und in dem Lächeln, welches die festgeformten Lippen umspielte, lag noch ein anderer als der gewöhnliche, verbindliche Ausdruck.

„Meine Herren und Damen!" rief Simon von Bookendaal, und nachdem die Musik und die leise summende Unterhaltung verstummt waren, feierte er in gewandten, kräftigen Worten die Börse als das Gehirn des geschäftlichen Lebens, als das geistige Zentrum und das Volk als den arbeitenden Arm, den ausführenden Körper und widmete am Schluß beiden, der Börse und der Intelligenz unseres Volkes, den beiden Bannerträgerinnen der gesammten Interessen unseres Handels und Wandels — ein dreifaches Hoch!

Das war ein Aneinanderklingen von Krystall, ein jubelndes Zurufen unter den starken, aufrauschenden Orchesterklängen, obwohl Simon von Bookendaal's kurze Ansprache an der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Anwesenden unverstanden abgeglitten war.

Und die wenigen, die den tieferen Sinn der phrasenhaft klingenden Sätze ungefähr verstanden hatten, thaten doch, als hätten sie ihn nicht begriffen und riefen tapfer mit — —

Die Börse und die Intelligenz — die Bannerträgerinnen — hoch, hoch, hoch!

Einige Börsenmänner näherten sich mit ihren Gläsern dem Hausherrn, der noch auf der Treppe stand und mit räthselhaftem Lächeln, das begeistert thuende Wirrwar unten beobachtete.

Jetzt erst bemerkte er die Hinzutretenden und hob den Arm, um anzustoßen. Dann — von der einen Seite sah es aus, als schwanke er ein wenig, von der anderen hatte es beinahe den Anschein, als schleudere er das Glas absichtlich zur Erde — plötzlich ein leiser Knall und der blasendünne, geschliffene Krystall zerschellte an der untersten Stufe in hundert Splitter.

(Fortsetzung folgt.)

Vom neuen Pächter des Bades Kissingen.

Ein Genie ist der Orthopäde Hessing, welcher der Kaiserin jüngst den festen Verband anlegte, der das Gehen ermöglicht. Aus dem Leben dieses Mannes theilen wir nach dem „Berl. Tgbl." Einiges mit, das Jeder mit Interesse lesen wird.

Friedrich Hessing wurde 1838 in Schönborn bei Rothenburg a. d. Tauber (Bayern) als das neunte Kind eines armen Töpfers geboren. Er schreibt selbst von sich, wenn er als Knabe Jemand mit einem krummen Bein oder auf Krücken gestützt einhergehen sah, so drängte sich ihm die Frage auf: „Ist es nicht möglich, das Bein gerade und die Krücken entbehrlich zu machen?" So regten sich in ihm schon früh künst-

lerische und mechanische Triebe. Im Laufe der Jahre wurde es ihm immer klarer, daß die Orthopädie im alten Sinne nichts leisten könne, er suchte ein Heiltechniker zu werden und endlich kam ihm der entscheidende Gedanke, Maschinen herzustellen, die einen verletzten oder erkrankten Körpertheil so entlasten, daß er im Schweben ruhend, bei freier Bewegung des Körpers heilt. Ein gebrochenes Bein, ein entzündetes Gelenk beim Umhergehen des Kranken zur Heilung zu bringen, welcher Gewinn für den Kranken, wie ein gesunder Mensch zu leben, ohne die Qualen des Krankenbettes, in freier Luft, in heilsamer Thätigkeit! Dem Gedanken folgte die That. Hessing erfand den Hüftenschienen-Verband, der es dem Kranken ermöglicht, sei nun ein Gelenk krank oder der Knochen gebrochen, sofort zu stehen und zu gehen. Er geht aber nicht auf dem kranken Glied, sondern auf dem Apparat. Die Fußsohle berührt nicht die Sohle des Apparates, sondern die ganze Extremität schwebt in dem Apparat, ist gleichsam in ihm eingehängt und die Körperlast ruht nicht auf dem kranken Gliede, sondern wird unmittelbar von dem Becken auf den Apparat übertragen und so erfolgt die Heilung schnell und ohne Schmerzen. Hessing ging dann immer weiter, er führte seinen Gedanken aus, das Krumme gerade zu machen und durch kunstreiche Maschinen jeder Art und jeder Anpassung macht er verkrümmte Rückgrate noch wachsender Körper gerade, bringt er völlig verdrehte Gliedmassen in die richtige Lage, ja es gelingt ihm, Rückenmarcks-Erkrankungen dadurch aufzuhalten, daß er durch ein Korset, welches den einzelnen Körperformen auf das Genaueste nachgebildet ist, die Wirbelsäule Tag und Nacht Jahre hindurch stützt. Daneben stärkt er den Körper durch kräftige, nach bestimmten Regeln zubereitete, leicht verdauliche Nahrung, durch langen Aufenthalt in der frischen Luft, durch Uebung der gelähmten Glieder, durch passende Körperhaltung beim Sitzen und beim Liegen. Das Genialste an diesem Heilkünstler ist, daß er nicht schematisch behandelt, sondern individualisirt und seine Maschinen so baut, wie sie für den Einzelfall nöthig sind.

Im Jahre 1866 erhielt Hessing vom bayerischen Ministerium die Erlaubniß zur Errichtung einer Heilanstalt in Göggingen bei Augsburg und so enstand nach seinen eigenen Zeichnungen und Angaben sein erstes Sanatorium, dem bald zwei andere folgten. Hessing kennt weder Gips- noch Wasserglasverbände, er legt vielmehr einen Leimverband an, zu dem er gewöhnlichen Tischlerleim benutzt. Zu gleicher Zeit wird die gerade Stellung der Extremitäten hergestellt. Die Hülsen schließen sich streng den Körperformen an und werden für jeden einzelnen Fall nach dem Modell des kranken Gliedes aus Pappe, Leinwand und Leder, zuweilen mit eingelegter Stahlschiene gefertigt; sie sind an einer Seite je nach der Lage der Wunde oder der Verletzung offen und werden nach ihrer Anlegung zugeschnürt. Zur Hebung von Mißbildung dient außerdem die Anbringung kräftiger Gummibänder. Vor der Anlegung des Hülsenapparates werden etwaige Wunden, für die „Fenster“ offen bleiben, antiseptisch verbunden. Die meisten der in Göggingen verbrauchen Nahrungsmittel werden auf eigenem Grund und Boden gewonnen. Hessing, der unter seinen Patienten viele hohe und höchste Personen zählte, so zum Beispiel vor einiger Zeit den Großherzog von Luxemburg, besitzt ein großes Rittergut, zu dessen vernünftiger Bewirthschaftung dieser geniale Mann auch noch Zeit findet.

Mannigfaltiges.

— Eine gefährliche Ballonreise machte am Samstag Mr. Percival Spencer vom Londoner Cristal Palast nach der französischen Küste hinüber, die, nebenbei bemerkt, sonst zu den alltäglichen und ganz ungefährlichen gehört. Von 2 der erfahrensten englischen Luftschiffer bemannt, konnte der Ballon, obwohl diese ihn von 2000 Fuß bis auf 12000 Fuß Höhe hinauftrieben, in keine passende Luftströmung gebracht werden und blieb stundenlang fast unbeweglich über dem Meere hängen, so daß die Luftschiffer fast die Hoffnung aufgeben mußten, Land zu sehen, und sich bereits darauf vorbereiteten, schließlich auf das Meer mit dem Ballon hinabzusinken in der einzigen Hoffnung, dort von einem passirenden Schiffe rechtzeitig aufgegriffen zu werden. Bei der Auffahrt nahmen dichte Wolkenmassen den Ballon auf und gestatteten dessen Insassen nicht, die englische oder französische Küste oder auch nur das Meer zu sehen, und sie wußten lange nicht, ob sie vorwärts trieben oder still standen. Wie sich nachher herausstellte, blieben sie fast unbeweglich auf derselben Stelle. Sie warfen Ballast aus und stiegen 7000 Fuß hoch in der Hoffnung, in eine sie der französischen Küste zuführende Luftströmung zu gelangen, aber vergebens; der Ballon sank wieder bis auf 2000 Fuß und sie mußten $2\frac{1}{2}$ Sack ihres verbleibenden Ballastes auswerfen, um noch einmal über die Wolken hinaus in den Sonnenschein zu kommen, dessen Einwirkung (Ausdehnung des Gases) allein ihnen Hoffnung ließ, lange genug in der nöthigen Höhe sich halten zu können. Um 6 Uhr Abends stiegen sie auf 8000 Fuß, und nach einer kurzen Besprechung kamen beide Luftschiffer zu

dem Entschluß, unter keinen Umständen den Ballon wieder in die kalte, feuchte Luftschicht hinab steigen zu lassen, da sie Gefahr liefen, ihren letzten Ballast in diesem Fall opfern zu müssen. Jetzt zum ersten Male sahen sie die weißen Kreidefelsen der französischen Küste und gewannen damit die Ueberzeugung, daß sie fast unbeweglich auf derselben Stelle geblieben waren. Durch fortwährendes Auswerfen weiteren Ballastes erhielten sie den Ballon im Gleichgewicht und trieben ihn bis auf 9000 Fuß in die Höhe. Die Luftströmung unten auf dem Meere war, wie der Rauch der passirenden Dampfer erkennen ließ, eine nordwestliche, oben war es absolut ruhig. Um 7 Uhr waren sie wieder auf 7000 Fuß gesunken; ihre Stellung war unverrückt dieselbe geblieben. Ein Versuch, hinunter zu steigen und eine günstige Küstenströmung tiefer unten zu finden, erwies sich als vergeblich, und so mußten sie, um nicht in das Meer zu fallen, ihren letzten Ballast auswerfen, was sie um halb 8 Uhr Abends wieder auf eine Höhe von 10000 Fuß brachte. Aber bald sank der Ballon von Neuem. Sie begannen alles Ueberflüssige hinauszuwerfen, zuerst die Säcke, welche den Sand enthalten hatten, dann die leinene schwere Ballonhülle und schließlich, als der Ballon trotzdem immer noch sank, entschlossen sie sich, den Anker zu opfern, welcher 70 Pfund wog, und schnitten diesen ab. So erleichtert stieg der Ballon wieder auf 12000 Fuß, aber jetzt ging die Sonne unter, und mit ihr sank auch der Ballon wieder sicher und unaufhaltsam. Da im letzten Augenblick, sie sanken mit einer Schnelligkeit von 500 Fuß in der Minute und waren höchstens 3000 Fuß über dem Meeresspiegel, trafen sie auf einen scharfen Wind, welcher sie in wenigen Augenblicken auf die französische Küste hinüberbrachte. Sie schnitten, um bis über die Klippen zu kommen, alles überflüssige Strickwerk ab, warfen ihre eigene Ausrüstung über Bord, und so gelang es, den Ballon noch einmal bis auf 5000 Fuß in die Höhe zu bringen und 8.8 Uhr Abends endlich glücklich zwischen Dieppe und Treport, wenige Minuten von der Meeresküste zu landen.

— Bozener „Dickschädel". Ganz merkwürdige Anschauungen über die Vortheile und die Wichtigkeit des Fremdenverkehrs in den Alpenländern, so schreibt das „Wiener Tagbl.", scheinen die Alpenbesitzer im Gebiete des Dorfes Tirol bei Meran zu haben; doppelt merkwürdig darum, weil doch gerade der Bozen-Meraner Kessel die Wohlhabenheit seiner Inwohner gewiß nicht zum geringsten Theile dem Fremdenverkehr zu danken hat. Es muß also recht sonderbar berühren, wenn man folgende Meldung aus Bozen liest: Die Sektion Meran des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins hatte die Absicht, im hinteren Spronserthale in der Nähe der seinerzeit vom Oesterreichischen Touristenclub erbauten, seither aber aufgelassenen „Meraner Hütte" ein neues Unterkunftshaus zu erbauen und einen bequemen Reitweg zu demselben anzulegen. Dieses Schutzhaus hätte im Vereine mit dem erwähnten Wegbau die Uebergänge nach Pfelders und in das Zielthal bedeutend erleichtert, insbesondere aber die schönen Spronser-Seen für den Besuch zugänglich gemacht. Aber — es wär' zu schön gewesen! Die Alpinteressentschaft des Dorfes Tirol sprach sich in überwiegender Mehrheit gegen die Arbeiten aus, und so muß es denn leider beim Alten bleiben. — Das genannte Blatt bemerkt dazu: Daß einigen Tiroler Querköpfen der eminente Nutzen der Thätigkeit der alpinen Vereine nicht einleuchtet, darf weiter nicht Wunder nehmen; daß sich aber auch die Gutsverwaltung Giovanelli in Bozen und das Dekanat Meran unter jenen Faktoren befinden, die sich dem Projekt der Sektion „Meran" des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins widersetzten, ist schwer begreiflich; denn von diesen hätte man voraussetzen können, daß ihre Anschauungsweise sich doch etwas über dem Horizont kleinlicher Bauernpolitik erhebt. So aber hat es den Anschein, als ob die Legende von den Bozener Hartköpfen auch in Zukunft noch recht aktuell bleiben sollte. Wie sagen sie doch im Pusterthale draußen? Stoß' Dich nicht an, ich bin von Bozen!"

— Roman-Augen. Es ist nahezu unglaublich, welchen Qualen die Augen einer Romanheldin mitunter ausgesetzt sind. So heißt es z. B. in einer Novelle, die in den Spalten einer Provinzial-Zeitung erschienen:

„Sie warf ihre Augen umher."

„Sie rollte die Augen."

„Ihre Augen flogen zur Decke empor."

„Ihre Augen sanken zu Boden."

„Ihre Augen fielen auf einen dunken Gegenstand."

„Ihre Augen sprühten Blitze."

„Ihre Augen glühten wie Kohlen."

„Ihre Augen schienen zu erstarren."

„Ihre Augen schleuderten Dolchblicke."

„Sie verschlang das Bild mit den Augen."

„Ihre Augen schienen ihre Rivalin durchbohren zu wollen."

„Ihre Augen wanderten unruhig umher und blieben dann an seinen Lippen hängen."

Sehr begreiflich, daß ihre Augen schließlich „um Schonung flehten".

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 176. Samstag, den 5. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

5 Roman von O. Sandor.

3. Kapitel.

Zwischen Diesseits und Jenseits.

„Komme nachher, wenn alles vorüber ist, in mein Arbeitszimmer,“ flüsterte Simon von Bookendaal nach Beendigung des Soupers seiner Tochter im Vorübergehen zu.

Sie bejahte.

Tief in den dämmernden Morgen währte das der modernsten Göttin oder besser ausgedrückt dem modernsten Götzen zu Ehren gegebene Fest. Bis in den höchsten Superlativ durchlief es alle Stufen und Stimmungen.

Endlich waren auch die letzten Coupe's und Landauer die stille Straße hinabgerollt, ein Licht nach dem andern erlosch hinter den Fenstern des Bookendaal'schen Palastes.

Nachdem Ruth in ihr Toilettenzimmer mit Hülfe eines verschlafenen Zöfchens das Ballkleid abgestreift und ein dunkles Hauskleid übergeworfen hatte, schickte sie das Mädchen fort und begab sich in den Flügel des Hauses, in welchem die Gemächer ihres Vaters lagen.

Seine Aufforderung war ihr befremdlich; Launen und Exzentritäten kannte Simon von Bookendaal nicht, was konnte ihn aber bewegen, sie noch um diese Stunde sprechen zu wollen?

Ohne anzuklopfen öffnete Ruth die Thüre und trat in ein weites, vornehm angelegtes und ausgestattetes Eckzimmer. Ein eigenartiger Geruch, wie von verbrannten Papieren herrührend, erfüllte den Raum, in dem offenen Kamin glomm ein versunkenes Feuer.

Simon von Bookendaal saß in einem Fauteuil vor dem Schreibtisch, seine rechte Hand spielte mit einem Papiermesser, die linke stützte den etwas vornübergeneigten Kopf.

Bei Ruth's Eintritt veränderte er seine Stellung.

„Du bleibst lange fort,“ sagte er, „fast glaubte ich schon, Du hättest meine Aufforderung vergessen. Setze Dich dorthin —“

Er deutete auf einen gegenüberstehenden Stuhl.

„Ist Dir nicht wohl, Vater?“ fragte Ruth, von einem seltsam schreckhaften Gefühl befangen; es kam ihr plötzlich vor, als sähe er merkwürdig fahl und verändert aus.

Der Finanzrath machte eine abwehrende Handbewegung.

„Laß uns die Zeit nicht mit unnöthigen Redensarten verlieren,“ sagte er ruhig, „denn ich habe nur eine Stunde mehr zu leben — bitte — kein Lamento — wir wollen diese kurze kostbare Zeit zu einem letzten vernünftigen Gespräch benützen. Sieh nicht so starr und entsetzt aus, Ruth,“ fuhr er nach einem Athemzug fort, „es muß Dich ja im Momente überraschen und erschrecken, aber nachdem die erste Bestürzung vorüber, wirst Du begreifen und mir Recht geben, denn Du bist meine Tochter und etwas von meiner Selbstbeherrschung und Willenskraft hat sich Dir übertragen. Ich konnte nicht anders. Das Haus Bookendaal fällt und ich falle mit. Unser Haus stand zwanzig Jahre, ohne daß es Jemand ahnte, auf einem Vulkan; vor wenigen Tagen erfolgte der lang gefürchtete Ausbruch. Der Bankerott eines New-Yorker Hauses und noch einige andere damit zusammentreffende Umstände veranlaßten die Katastrophe, die eines Tages doch hätte eintreten müssen. Noch weiß Niemand davon; vielleicht läßt es sich noch ein paar Tage hinausschieben, aber dann —“

„Vater! O Gott, sage mir, daß ich träume,“ stieß Ruth hervor.

Simon von Bookendaal schüttelte den Kopf.

„Warum träumen? Die einzige Kunst im Leben ist die, sich wach zu halten, wo andere schlafen und träumen. Ich habe Zeit meines Lebens gewacht, um ihnen Nebelbilder vor die verschlafenen Augen zu zaubern, die sie täuschten —“

„Sage mir nur, daß das Schreckliche nicht wahr

ist," rief Ruth händeringend, „daß Du selber nicht — ich kann es nicht aussprechen —"

Simon von Bookendaal zog kalt lächelnd seine goldene Uhr aus der Tasche.

„Fünfzig Minuten noch," sagte er ruhig, „da ist nichts mehr zu machen; kein Arzt der Welt kann mir helfen — es würde nur noch mehr Eclat machen, Ruth, das wollen wir bleiben lassen. Armes Kind, Du dauerst mich. Das Vermögen Deiner Mutter ist Dir sichergestellt, es macht wenigstens Deine Zukunft sorgenfrei. Deinetwegen hätte ich die Katastrophe gerne aufgeschoben gesehen. Ich selber wende der Welt mit Vergnügen den Rücken, nachdem ich ihren Hexensabbath weidlich mitgefeiert habe. Unser Fall wird furchtbar erschüttern, um so furchtbarer, als er gänzlich unerwartet als ein Blitz aus heiterem Himmel kommt. Aber Wasser auf die Mühle der Judenfeinde wird der Bookendaal'sche Sturz liefern —"

„Ich verstehe noch immer nicht, wie unser Haus falliren konnte," murmelte Ruth, „Du spekulirtest immer so glücklich —"

Der Finanzrath stieß ein kurzes, hartes Lachen aus.

„Sand in die Augen, Ruth! Die glücklichen Spekulationen wurden der Welt fein im Paradestaat vor Augen geführt, die mißlungenen in den Schleier des Geheimnisses gehüllt."

„Vater," sagte Ruth, sich steil im Fauteuil aufrichtend; ihre todtenbleichen Züge schienen ebenso wie die fahlgelben ihres Vaters zu Stein erstarrt, „antworte mir eins: Werden bei dem Sturz unseres Hauses nur Banken in Mitleidenschaft gezogen, oder sind auch Private daran betheiligt?"

„Auch Privatkapitalisten natürlich —"

„So werden die Flüche von Greisen, denen ihr Lebensabend durch den Verlust ihres vielleicht mühevoll erworbenen Vermögens verfinstert wird, auf den Namen Bookendaal fallen und die Thränen der Wittwen und Waisen, die durch uns arm geworden sind, werden über uns kommen — o, das ist furchtbar," flüsterte Ruth, die Augen mit der Hand bedeckend und ein leises, krampfhaftes Schluchzen schüttelte ihren Körper.

„Nun, so sehr zu bemitleiden sind diese Leute nicht," entgegnete der Finanzrath, „die zahlreichen Fallissements der Bankgeschäfte in den letzten Jahren mit den ungeheuren Passiven und den winzigen Aktiven haben die Privaten hinreichend gelehrt, daß die Verbindung mit einer Bank immer mit einem gewissen Risiko verbunden ist. Wenn sie trotz dieser Verwarnungen immer wieder kommen, so ist es nur die Gier, große Prozente einzuhamstern, das Kapital durch Spekulationen zu verdoppeln."

Er legte sich ein wenig zurück und schöpfte ein paarmal tief Athem.

„Die Zeit flieht; ich muß eilen. Ich wollte Dir noch eine Episode aus meinem Leben mittheilen, die ein Geheimniß umschließt, das ich Dir ebenfalls anvertrauen und eine Bitte daran knüpfen werde. Einige Jahre, bevor ich Deine Mutter heirathete, lernte ich hier in Berlin eine junge Frau kennen, deren Reize mich bezauberten. Ihr Gatte war Beamter im Ministerium, ein langweiliger, pedantischer und nebenbei charakterloser Bureaukrat; sie war ein schönes, intelligentes, kokettes junges Weib. Sie gab sich Mühe, mir zu gefallen; er drückte ein Auge zu, denn seine defekten, finanziellen Verhältnisse erforderten dringend eine energische Reparatur; die Schulden würgten ihn am Halse; in nicht allzu weiter Ferne drohte die Möglichkeit einer schimpflichen Dispensation, genug, um sein feiges Staatssklavengewissen einzuschläfern — kurz und gut — seine Frau wurde meine Geliebte — denn — bitte, gib mir ein Glas Wasser, Ruth — mich schwindelt —"

Ruth erhob sich und ging zum Kamin, auf dessen Marmorplatte ein Krystallservice stand.

Mit zitternder Hand schenkte sie ein.

Als sie sich umwandte, lag der Greis mit zurückgefallenem Kopf und schlaff niederhängenden Armen regungslos im Sessel.

Ein unheimliches Röcheln kam über seine Lippen.

„Vater," schrie Ruth.

„Noch nicht —" stammelte er, „noch habe ich zwanzig Minuten — ich muß — ach, Ruth — ich —"

Ein leiser Seufzer. Seine Augen erweiterten sich und nahmen einen starren, gläsernen Ausdruck an, sein Kopf sank auf die Brust.

Ein momentanes Zittern, dann Ruhe.

„Vater," schrie Ruth noch einmal, seine Stirn mit Wasser bespritzend.

Keine Antwort.

Sie stürzte zur Klingel und läutete heftig.

Nach fünf Minuten erschien der Kammerdiener des Finanzrathes auf der Schwelle; verschlafen, verstört, bestürzt —

„Ein Arzt," herrschte ihn Ruth an, „der Baron ist vom Schlag getroffen. Dann wecken Sie die Gnädige — zuerst zum Arzt."

Der Lakai entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein entsprungener Orang-Utang.

Ein nettes Hundstags-Vergnügen hat der Zufall den Wienern beschert. Der Orang-Utang Peter der Schönbrunner Menagerie ist aus seinem Käfig entkommen und spottete, unter einer Platane des Parkes sich bergend, drei Tage lang aller Lockungen seiner Wärter. Er war letzten Freitag Nachmittag mit seinem schönen neuen, stark vergitterten Käfig ins Freie gestellt worden und wie immer hatte man grüne Zweige auf das Dach gelegt, die nach vornüber Schatten spendeten. Das liebliche Grün mag in seiner Brust die Sehnsucht nach dem Walde besonders stark angefacht haben. Unbemerkt drückte er mit erstaunlicher Kraft die Drahtstäbe auseinander und während der Wärter zum Reinigen der Eßschale sich ein paar Minuten entfernte, schlüpfte das Thier durch das schlau erweiterte Loch. Als der Wärter zurückkam, war es schon hoch auf einem Baum. Da der Affe schon lange in der Gefangenschaft lebt, unterschätzte man seine Gelenkigkeit, Sicherheit und Kraft, und es wurde zunächst ein Sprungtuch herbeigeholt, das Tagelöhner unter dem Baum ausgebreitet hatten, auf dem er sich befand, weil die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß er bei der Flucht mit seinem Körpergewicht einen Ast abbrechen und herunterfallen würde. Aber es kam ganz anders. Mit erstaunlicher Gewandtheit schwang er sich von Ast zu Ast, immer aufrecht stehend, mit den Vorderhänden höhere Aeste ergreifend, und die hinteren Hände gewandt nachziehend. So kam er von Baum zu Baum; aber immer, ehe er den Uebergang wagte, erprobte er die Stärke des Astes, an den er sich hängen wollte. Sehr bald gefiel er sich so sehr in den Wipfeln, daß er sich ein Lager zurecht machte. Er riß starke Zweige mit kräftigem Ruck ab, legte sie quer über Gabelungen und erprobte die Festigkeit der Lagerstatt, ehe er darauf ausruhte. Solche Nester oder Hängematten hatte er in den vier Stunden vor Anbruch der Finsterniß acht oder zehn angefertigt. Er kam auf seiner Wanderung nach und nach in den botanischen Garten, wo auf weitem Rasenplatz prächtige alte Platanen stehen. Hier siedelte er sich an. Die Verfolgung des Affen war sofort bemerkt worden, in kurzer Zeit waren alle Besucher des Parkes auf den einen Platz zusammengeströmt und verfolgten mit lebhaftem Interesse die Sprünge und Turnübungen, die der große Affe unermüdlich zum Besten gab.

Großen Spaß machte es, als Peter den allerobersten Wipfel der höchsten Platane mit Leichtigkeit erklomm und seine aufrechte Silhouette gegen den klaren Abendhimmel sichtbar wurde. Ueber den Spaß ging es jedoch, als geübte Gärtner mit Steigeisen den Baum erklommen und sich Peter näherten. Er riß Aeste ab, brach sie kurz auseinander und warf die so gewonnenen Prügel den Leuten an die Köpfe. Er hat in der Freiheit seine Natur verändert, denn im Käfig war er niemals angriffslustig. Als er sah, daß man die Verfolgung beim Einbrechen der Finsterniß einstellte, legte er sich in die zuletzt verfertigte Hängematte und riß weiter Laub ab, um sich zuzudecken. So trieb er es zwei Tage lang. Da der Affe die Stärke von drei Männern besitzt, so erschien es nicht räthlich, sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen; alle Leckerbissen, die man unter die Bäume stellte, um ihn mit List zu fangen, ließ er unberührt.

Am Sonntag Früh wurde, da man für das Leben des kostbaren Thieres befürchtete, eine vierstündige Jagd auf ihn gemacht. Um 6 Uhr Morgens begann die Aktion, um Peter wieder in die Gefangenschaft zu bringen. Da es unmöglich war, des Orang-Utang habhaft zu werden, so lange er auf der Platane war, galt die erste Vorbereitung zur Umzingelung Peters den Versuchen, ihn auf einen nebenstehenden Robinienbaum zu locken. Diesem Baume waren vorher die höchsten Aeste abgesägt und die äußersten Verzweigungen abgekappt worden. Trotzdem Peter hungrig war und trotzdem seine Bewegungen matter waren — die kühle Nachtluft hatte ungünstig auf ihn eingewirkt — währte es fast eine Stunde, bis Peter die Platane verlassen hatte. Nun wurde ein Kordon gezogen; Wärter und Gärtnerburschen mit langen Stangen wurden um den neuen Aufenthaltsplatz Peters aufgestellt, hatten die Aufgabe, zu verhüten, daß er wieder flüchte. Außerdem wurde ein Netz rund um den Baum von Wärtern gehalten, um Peter, wenn er zum Herabspringen gezwungen werde, rasch einhüllen zu können.

Drei Gärtnerburschen, mit Seilen um den Leib, kletterten nun auf den Baum und hieben mit Peitschen und schlugen mit Stöcken auf ihn los. Peter machte aber den Häschern die Aufgabe sehr schwer. Er riß Zweige ab und warf sie gegen seine Verfolger und voltigirte an den äußeren Zweigen des Baumes; manchmal hielt er sich einen rasch abgebrochenen Ast mit Blätterwerk als Schutz gegen die Peitschenhiebe vor. Nun wurde zu anderen Mitteln gegriffen. An langen Stöcken wurden Feuerbrände befestigt und gegen Peter geschwungen, um ihn zu ängstigen und zu bewegen, zur Erde zu klettern. Wiederholt sengte das Feuer die Haare des Orang-Utang, aber immer wieder fand Peter eine kühne Kletterwendung und entging so dem Gefangenwerden.

Die Umzingelung wurde hierauf noch energischer inszenirt. Große Säcke wurden wie Schmetterlingsnetze gegen Peter geschwungen, so daß er sich an den Ausläufern der Aeste nicht festhalten konnte, und in der Mitte des Baumes stand in der Gabelung ein Wärter, der eine brennende Pechfackel gegen Peter stieß. So gab es für Peter nur mehr einen Ausweg — nach abwärts in das abgespannte Netz. So matt aber Peter auch war, er kämpfte unverdrossen um seine Freiheit; die Fackeln, die leichten Brandwunden, die er davongetragen, hatten ihn gereizt, und mit einem Sprunge warf er sich gegen den Gärtnerburschen, der, auf dem Baume sitzend, ihm den Rückzug gegen die Platane mit einem langen Stock verwehrte, und stieß denselben bei Seite; da traf ihn aber ein Hieb mit der Fackel von Seiten des Wärters und er mußte darauf verzichten, durchbrechen zu können.

So war es zehn Uhr geworden; vier Stunden hatte der Kampf gedauert, dessen wechselvollem Verlaufe Hunderte von Menschen, welche die Gendarmerie nur mit Mühe von dem mit Leinen abgegrenzten Raume abhalten konnte, mit der lebhaftesten Spannung folgten.

Peter war unterdessen immer mehr gegen den Boden gedrängt worden, und jetzt endlich gelang es seinem Wärter Cerbes, der auf einer an den Baum gelehnten Leiter stand, Peter bei der unteren Extremität zu fassen und herabzureißen, wobei er selbst allerdings mit der Leiter herabstürzte. Peter fiel ins Netz, das rasch zusammengeschlagen wurde; er wurde in den Reisekäfig schleunigst einwaggonirt und ins Elephantenhaus transportirt. Er hatte während des Kampfes manche Fellhaare gelassen und einen seiner Verfolger in die Hand gebissen. Man hofft, daß Peter von der Exkursion keine üblen Folgen für seine Gesundheit davontragen wird; seine Stimmung war begreiflicherweise den ganzen Sonntag über eine sehr gereizte und unmuthige.

Mannigfaltiges.

— Das größte Denkmal in Europa. Turul heißt bei den Magyaren jener sagenhafte Vogel, der die Ungarn in ihre heutige Heimath geführt hat. Bei der vor wenig Jahren in Ungarn begangenen 1000-Jahrfeier wurde der von dem Dichter Maurus Jokai angeregte Beschluß gefaßt, dem Ereignisse auch ein Denkmal zu errichten, und zwar in Form eines riesigen „Turul", der seinen Platz an der Stelle erhalten sollte, wo einst Fürst Arpad das Slavenreich des Swatopluck zerschmettert hatte, bei Banhida im Komorner Komitat. Die erforderliche Summe wurde durch Sammlungen aufgebracht, und gegenwärtig steht das Denkmal an seinem Platze. Nächst der fackeltragenden Freiheit im Hafen von New-York dürfte dies das größte Denkmal der Welt sein. Die aus Kupfer gehämmerte Riesengestalt des Turul mißt vom Fuße bis zur obersten Spitze der ausgebreiteten Fittiche volle 20 Meter 84 Zentimeter; die Entfernung zwischen beiden Flügelenden beträgt 14 Meter 26 Zentimeter; die Länge des Schwertes, das der Vogel in den Krallen hält, 12 Meter 38 Zentimeter. Von den riesigen Dimensionen des Denkmals kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß ein Krallennagel des Vogels mehr als fünf Liter Wasser faßt. Der Schöpfer des Werkes ist der Bildhauer Julius Donath. Dem Banhidaer Turulvogel reihen sich die berühmten Riesendenkmäler nach ihrer Größe in folgender Weise an: die Münchener Bavaria, die Germania im Niederwald und das Hermann-Denkmal im Teutoburger Walde.

— Amerikanische Kirche. Aus New-York wird gemeldet, daß die am Montag erfolgte Eröffnung der Baptistenkirche in Ohio großes Aufsehen erregt hat, da die Kirche wegen ihrer originellen inneren Ausstattung als Unikum in ihrer Art gelten darf. Sie ist genau wie ein Theater eingerichtet. Da gibt es Privatlogen, Vorhänge und Klappsitze. Der Chor und die Musiker — im Ganzen 40 Personen — sitzen in einer Vertiefung vor der „Bühne", die genau dem Raume entspricht, der in den Theatern für das Orchester reservirt ist. Die Kanzel des Predigers hat die Form einer Bühne. Auch eine Anzahl von Garderoben sind zur Bequemlichkeit des Publikums errichtet worden. Es dürfte interessant sein, zu erfahren, was für ein Repertoire diese Bühnenkirche für ihre Vorstellungen eingeführt hat.

— In Versailles ist bei der Versteigerung des Nachlasses eines Sammlers ein Korsett verkauft worden, das nachweislich der Pompadour gehört hat. Die Leinwand desselben ist sehr grob, die Nähte dagegen sehr fein und die Fischbeinstangen sehr stark. Das seltsamste aber ist, daß sich mitten in dem Korsett eine kleine Tasche befindet, um die Liebesbriefe aufzubewahren. Dieselbe soll sogar stärker als das übrige Korsett mitgenommen sein.

— Fopperei. Herr Süfferl: „Ah, da hört sich schon alle Gemüthlichkeit auf; schickt mir der Müller ein Theaterbillet zu der Vorstellung von „Ein Glas Wasser" . . .!"

— Siegreich. A.: „Herr Meier, Ihre Frau hat ja ein ausgezeichnetes Examen gemacht!" — B.: „Kein Wunder, kein Professor wagte der zu widersprechen."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 177. Montag, den 7. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

6 Roman von O. Sandor.

Ruth war allein bei dem Todten. Ein eisiges Entsetzen durchschauerte sie. Sie wagte nicht, den Todten anzusehen; ihre Blicke hingen starr an dem Schlachtengemälde in der Kaminnische.

Es wurde seltsam lebendig.

Die Gestalten begannen sich zu regen; das gemalte Blut fing an zu quellen, zu tropfen, zu rinnen, zu strömen —

Ruth schloß die Augen.

Draußen wurden Stimmen laut. Die Schreckenskunde hatte das Haus alarmirt, die Dienerschaft geweckt.

Frau von Tettendorf kam herein. Ob das Entsetzliche wahr sei?

Dann kam der Arzt und konstatirte nach flüchtiger Untersuchung den Tod.

Ein räthselhafter Zug glitt über sein Gesicht, er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schwieg aber doch, als schöbe er seinen Gedanken einen Riegel vor.

„Ein Herzschlag,“ lautete die Diagnose.

Auf Anordnung des Arztes wurden Vorkehrungen getroffen, den Todten zu entkleiden und auf ein Ruhebett zu legen.

Ruth's Anwesenheit war überflüssig geworden.

Unbemerkt verließ sie das Zimmer und begab sich in ihre eigenen Gemächer.

Trotz der milden Temperatur, die in ihrem Schlafzimmer herrschte, schlugen ihre Zähne vor innerem Frost aufeinander. Sie trat zum Fenster, schob die Vorhänge zurück und sah in den aufgrauenden Morgen hinaus.

Das dunstgraue Gewölk hatte die ganze Luft überzogen und die Flocken tanzten, wirbelten und stoben zur Erde, um sich unten in weißen, dichten, flimmernden Lagen aufzuschichten.

Ihre Augen wollten noch immer nicht feucht werden; eine peinvolle Starre hielt ihre Gedanken und Gefühle im Banne.

Dann kleidete sie sich aus und ging zur Ruhe, aber schlafen konnte sie nicht.

Sie lag mit offenen Augen im Bette und träumte. Das Zimmer aber erweiterte und bevölkerte sich mit buntem Gesindel.

Ein großer Karneval und lauter karrikirte Masken. Die Schellen klingelten wie toll übereinander und der Maskenzug tanzte dahin über eine düstere, gähnende Tiefe. Dahinter flammte auf schwarzem Grunde die geheimnißvolle Feuerschrift — Mene, mene tekel —

Du bist gewogen und zu leicht befunden —

4. Kapitel.

Seifenblasen.

Roß-Laten hatte natürlich seine Mutter sofort von der Erfüllung ihres Herzenswunsches in Kenntniß gesetzt. Aeußerlich hatte sie ein befriedigtes Lächeln für die frohe Botschaft gehabt, als verkündige dieselbe etwas zwar ihr Angenehmes, aber doch im Grunde Selbstverständliches; in Wirklichkeit aber hob ihr die Nachricht eine Zentnerschwere vom Herzen und erfüllte sie mit triumphirender Genugthuung.

Die Baronin kannte die weltbeherrschende Macht des rothen Götzen und seinen bezwingenden Einfluß auf alle Lebensverhältnisse gut genug, um sich seiner Association mit ihrer Familie zu freuen. Sie selbst war in dieser Hinsicht nie ein Pathenkind des Glücks gewesen. Ihre Ehe mit Roß-Laten hatte mit einer großen, gegenseitigen Enttäuschung begonnen, deren Rückwirkung das Zusammenleben des Paares auf Jahre hinaus vergiftete.

Herr von Roß-Laten hatte in der einzigen Tochter des glänzend repräsentirenden Offiziershauses die reiche Erbin vermuthet, deren Mitgift seinen finanziellen Calamitäten ein für alle Mal ein Ende machen sollte; sie dagegen hatte in ihrem künftigen Gatten den wohl-

habenden Mann gesehen, der sie auf das blühende Eiland sorgenloser, behaglicher Verhältnisse retten sollte.

Leider erwiesen sich zu spät diese Voraussetzungen sowohl auf der einen als auf der anderen Seite als arge Irrthümer. Außer einer kreditirten Aussteuer brachte die junge Frau nicht einen Heller in die Ehe, während Roß-Laten selber mit ausgehendem Athem gegen eine auf ihn anbrausende Sturmfluth von Schulden kämpfte. Die Ehe wurde zu einer Kette von Sorgen und Mißstimmungen. Die Schulden wuchsen, kaum entwurzelt, um so üppiger nach und an eine endgiltige Regelung war nicht zu denken.

Es war in der Mittagsstunde nach dem bekannten Ballfest. Vor dem Hause des Legationsrathes wartete eine Equipage.

Endlich erschien Baron Paul.

Ein Diener öffnete den Schlag, der Baron stieg ein und der Wagen rollte davon.

Es war eine bedeutungsvolle Fahrt; Roß-Laten wollte sich von dem Vater seiner Auserkorenen das Jawort holen.

Verschiedenartige, aber doch vorherrschend glückliche Gefühle durchwogten ihn, während er sich in die grauseidenen Kissen des Fonds zurückschmiegte. Er dachte, welchen Sturm von Neid, Eifersucht und Erstaunen das Bekanntwerden seiner Verlobung heraufbeschwören würde. Freilich würde es auch nicht an Stimmen fehlen, die seinem Vorgehen falsche Motive unterlegten, er mußte sich vorbereiten, in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten manchen Seiten- und direkten Hieb zu pariren —

Aber was ging ihn schließlich das Urtheil der Welt an! Im Besitz des wunderschönen Mädchens, das er liebte, konnte er der übrigen Sterblichen entrathen. Und was Andere anbetraf — nun, die Mama hatte am Ende recht, das Geld ist ein mächtiger Faktor für alle Fälle.

Der Wagen hielt.

Baron Paul war am Ziele.

Unterdessen stand die Baronin am Fenster ihres Boudoirs und blickte der fortrollenden Equipage nach. Ein Ausdruck jauchzender Siegesfreude erhellte ihre Züge und funkelte aus ihren Augen.

„Ich hatte richtig gerechnet," sagte sie, die Arme über der Brust verschränkend, „ohne mein gestriges Eingreifen in die Saiten seiner Empfindungen würden sich die disharmonischen Accorde seines zweifelnden, unselbstständigen Charakters nicht in diese Harmonien gelöst haben. Ich zielte richtig und traf deshalb. Es ist auch endlich an der Zeit, wenn mir das Leben anstatt der vielen, bisher gezogenen Nieten ein Terno machen lassen will. Ich habe die Komödie zum Ueberdrusse satt."

Ein düsterer Zug glitt über das schöne Gesicht der stattlichen Frau.

Sie schritt auf den zierlichen Schreibtisch zu, rückte einige der vielen Nippes und Photographieständer bei Seite und setzte sich nieder.

Fast mechanisch schlug sie die eleganten Mappen auseinander nnd legte einen starken cremefarbenen Briefbogen zurecht.

„Gott sei gelobt, daß wir vorläufig so weit sind," sprach sie, den goldenen Federhalter hin- und herdrehend. zu sich weiter, „alles was Paul widerfährt, geschieht mir selber. Paul ist wie weiches Wachs in meiner Hand. Er thut nicht allein, wie ich es will, sondern er denkt auch so, wie ich es ihm vorschreibe. Ja, Simon von Bookendaal, diesmal wirst Du mir Deine Schätze nicht eifersüchtig vorenthalten wie ehedem; diesmal wird der Goldstern Deiner Millionen den rechten Lauf her zu mir finden.

Sie stieß die Feder tief in das Tintenglas und begann zu schreiben.

Seite nach Seite füllte sich mit festen, eleganten Schriftzügen. Der Brief war an ihre einzige Tochter gerichtet, die seit mehreren Jahren mit einem norddeutschen Rittergutsbesitzer verheirathet war.

Damals als das auffallend schöne, aber auch maßlos kokette und selbstsüchtige Mädchen sich mit dem reichen Provinzier verlobte, hatte die Baronin auch auf eine Besserung ihrer Verhältnisse gehofft, allein diese Berechnungen schlugen fehl. Der wohlhabende Schwiegervater bezahlte mehrere Male die dringenden Schulden des Barons, im Uebrigen erwies er sich als ein praktischer und in Geldsachen zwar nicht durchaus zugeknöpfter, aber doch vorsichtiger und sparsamer Mann.

Dazu kam der Umstand, daß die Ehe des jungen Paares keine sehr glückliche wurde. Die beiden Charakter paßten nicht zueinander.

Nach den ersten Zusammenstößen folgte allerdings ein andauernder Waffenstillstand, aber es war kein Friede; sie gingen nebeneinander her und doch auseinander, jedes seinen eigenen Weg. —

Dieser Zustand war aber nicht angethan, den Mann willfähiger für die Finanzsachen seines Schwiegervaters zu stimmen und das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern war aus diesem Grunde bis dahin ein ziemlich gespanntes gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Kinder über Strafen denken.

In London erregt ein Vortrag Aufsehen, den Professor Carl Barnes vor einigen Tagen über „Die Stellung der Kinder zur Strafe hielt. Er erhält besonderes Interesse durch eine Art Umfrage, die Professor Barnes in den letzten 10 Jahren bei 3000 Kindern in Kalifornien, Chicago und London veranstaltet hat und deren Ergebnisse in dem Vortrag wiedergegeben wurden. Seine Methode bestand darin, die Kinder in den Schulen über darauf bezügliche, ihnen leicht verständliche Fragen Aufsätze schreiben zu lassen. So lautete das erste derartige Thema zum Beispiel: „Beschreibt eine Strafe, die ihr zu Unrecht empfangen habt!" Die Kinder beklagten sich nun in ihren Antworten fast allgemein über Strafen, die sie für Unordnung oder Unruhe empfangen hatten. Nur ein Viertel der Vergehen war rein negativ, sie hatten nicht gethan, was sie sollten; drei Viertel waren Fälle von falsch gerichteter Energie. Das beweist, wie schwer es ist, für die Kinder ein geeignetes Bethätigungsfeld ihrer Energie zu finden. Die Strafen bestanden in Schlägen, Einsperren und Schelte.

Es wurde sodann den Kindern folgende Frage zur Entscheidung vorgelegt: „Zwei Diebe brachen in ein Haus ein; der eine von ihnen entkam mit der Beute, der andere wurde erwischt. Die gesetzliche Strafe für dieses Verbrechen ist fünf Jahre Gefängniß. Was würdet ihr mit dem ertappten Dieb gethan haben, wenn ihr Richter gewesen wäret?"

Das Resultat der Antworten war — bezeichnender Weise — daß mit sieben, acht oder neun Jahren noch das Kind sich durchaus nicht mit der gesetzlichen Festsetzung der Strafe einverstanden erklärte. Alle Arten von Strafen wurden verlangt, nur nicht die die das Gesetz vorschrieb. Mit zehn und elf Jahren verurtheilten nur drei bis vier Prozent der Kinder den Dieb zu fünf Jahren Gefängniß; mit zwölf und dreizehn schon etwa fünfzig Prozent. Bei Fünfzehn- oder oder Sechzehnjährigen konnte man dagegen Bemerkungen lesen, wie: „Da das Gesetz fünf Jahre Gefängniß als Strafe für das Verbrechen festsetzt, würde ich denselben Urtheilsspruch fällen."

Dieselbe Beobachtung kehrt bei den verschiedenartigsten Fragen wieder, auch bei solchen, die sich auf reine Schulangelegenheiten beziehen. Die jüngeren Kinder wollen allgemein die festgesetzte Strafe nicht verhängen, während die älteren die Tendenz zeigen, mehr nach der Regel zu urtheilen. Die Knaben scheinen dabei Mädchen.

Am interessantesten und ausführlichsten gestalten sich die Antworten in Betreff des folgenden Vorfalles: Ein vierjähriges Mädchen bekam zum Geburtstag einen Tuschkasten geschenkt. Als ihre Eltern nicht im Zimmer waren, bemalte sie sorgfältig die Stühle im Salon, und als sie damit fertig war, rief sie ihre Mutter: „Mammi, komm und sieh, wie schön ich die Stühle gemacht habe!" Den Schülern wurde nun die Frage gestellt, was sie an der Stelle der Mutter dem Kinde gethan hätten. Für jede Altersstufe ergaben sich geradezu typische Antworten.

Mit 8 Jahren lautete das Verdikt fast allgemein: „Wenn ich die Mutter gewesen wäre, ich hätte sie geschlagen."

Mit 9 Jahren: „Ich würde ihr eine gute Tracht Prügel gegeben und ihr dann verziehen haben."

Mit 10 Jahren ist man noch rigoroser: „Ich hätte dem Kinde das Malzeug fortgenommen, es geschlagen und dann zu Bett geschickt, und am folgenden Tage hätte ich es nicht ausgehen lassen."

Mit 11 Jahren: „Zu ihrem nächsten Geburtstag hätte ich ihr nichts geschenkt und ihr überhaupt kein Spielzeug gegeben, bis sie besser damit umgehen konnte. Wenn sie alt genug wäre, würde ich sie — die Stühle bezahlen lassen, die sie verdorben hat."

Mit 12 Jahren: „Ich hätte sie sehr gescholten und ihr den Tuschkasten fortgenommen, bis sie ihn gebrauchen konnte." Hier macht sich schon die Erkenntniß bemerkbar, daß das Kind hätte angeleitet werden müssen.

Mit 13 Jahren ist man schon sehr weise: „Wäre ich die Mutter des Kindes gewesen, hätte ich ihr den Malkasten gar nicht gekauft. Ich glaube übrigens, daß, wenn die Stühle gründlich abgescheuert werden, die Farbe ganz verschwindet. Was das Kind anbetrifft, so hätte ich ihm einen Klaps gegeben; aber es war nicht alt genug, um es besser zu wissen."

Mit 14 Jahren endlich: „Das Kind zu bestrafen, wäre sehr hart und ungerecht. Man sollte dem Kind erklären, warum es so etwas nicht thun darf."

Das Ergebniß ist also, daß mit 7 und 8 Jahren 60—70 Prozent der Kinder sich für die körperliche Bestrafung eines Kindes erklärten, das ja im Grunde an seinem Vergehen ganz unschuldig war und voll Stolz die Mutter gerufen hatte, damit sie ihr Werk bewundere. Dabei war diese Tendenz für körperliche Züchtigung durchaus dieselbe bei den Kindern aller Stände. Mit 16 Jahren dagegen sprachen sich nur ein oder zwei Kinder für eine physische Strafe aus.

Mannigfaltiges.

— Die Erziehung eines Königs. Einem Briefe, den der „Figaro" von Madrid erhält, entnehmen wir folgenden interessanten Abschnitt über die Erziehung des Königs Alfonso XIII.: Der König ist vor kurzem 13 Jahre alt geworden. Sein Gesundheitszustand, der lange Zeit nicht gut war, ist jetzt befriedigend, dank der nie schlummerden Sorgfalt der Königin-Mutter. Seit drei Jahren konnte der König einer strengen Erziehung und Disziplin unterworfen werden, die ihn sehr gekräftigt haben. Dreimal in jeder Woche, Montag, Freitag und Samstag, erhält der König in Gesellschaft von neun gleichaltrigen Knaben militärischen Unterricht. Obwohl die Königin darauf hält, daß ihr Sohn seinen Lehrern unbedingt gehorche, hat sie doch wegen seines schwankenden Gemüthszustandes gewisse Vorsichtsmaßregeln anempfohlen. So hatte sie eines Tages dem Könige erlaubt, während einer militärischen Uebung den Paletot zu tragen. Der unterrichtende Offizier hielt es jedoch für besser, daß der König den Paletot ausziehe. „Nein Hauptmann," sagte der König. „Mama hat's mir verboten." Der Hauptmann mußte seine ganze Energie entfalten, um sich Gehorsam zu verschaffen. Der König gab schließlich nach und sagte: „Wie Du willst, aber wenn ich krank werde, Hauptmann, wirst Du schon sehen, was passirt." Einmal bei schlechtem Wetter, fand der Unterricht im Innern des Palastes statt, und die zehn Knaben manöverirten in den großen Sälen und Galerien. Man kommt in den Thronsaal, und der Hauptmann befiehlt: „Hut ab!" Alle Knaben nehmen den Hut ab, nur der König nicht. „Nehmen Sie den Hut ab," sagte der Hauptmann. — „Weshalb?" — „Weil wir im Thronsaale sind, wo jedermann den Hut abnimmt." — „Auch der König?" — „Jawohl." — „Dann dank' ich schön für das Königsein," sagte Alfons und nahm den Hut ab.

— Bei einem großen Empfange, den der Dichter-Marquis v. M. in Paris veranstaltete, erlaubte sich eine Amerikanerin, die sich für ein paar Millionen Dollars einen französischen Grafen gekauft hat, einen echten Yankewitz. Die Komtesse, an deren Erscheinen in der Gesellschaft 'ohne ihren Gatten man gewöhnt ist, betrat den Saal allein. Ihre Toilette erregte allgemeines Aufsehen. Noch mehr fiel es auf, daß die schöne Yankee-Gräfin nur ein einziges Schmuckstück angelegt hatte. An ihrem Halse prangte ein von zahllosen Brillanten umgebner viereckig geschnittener Türkis von ungewöhnlicher Größe. Der Gemahl der Dame war bereits anwesend. In seiner Gesellschaft befand sich eine Dank ihrer herrlichen Stimme und ihres erstaunlich gelben Haares schnell zu großer Berühmtheit gelangte russische Sängerin, Mlle. Katia R. Als der Comte seine Frau erblickte, schritt er ihr entgegen, blieb aber plötzlich stehen und starrte auf das blaue Juwel. Mme. la Komtesse schien in ausgezeichneter Laune zu sein und reichte dem Zögernden mit einem Scherzworte die Hand. Wenige Minuten später war der Graf wieder an der Seite der verführerischen Russin. Seinem Gesichte nach zu urtheilen, befand er sich in großer Erregung und Mlle. Katia sah deprimirt und verlegen aus. Mlle. K. beging nun die Unklugheit, sich der Comtesse zu nähern, um den Türkis genauer betrachten zu können. Auf diesen Moment schien die Amerikanerin nur gewartet zu haben. Mit einer schnellen Bewegung wendete sie sich der „Bühnenprinzessin" zu und sagte mit ihrer schrillen Yankeestimme, so daß alle Anwesenden aufhorchten: „Madame, Sie irren sich durchaus nicht. Dies" — und sie zeigte auf den Türkis — „ist dasselbe Juwel — das mein Gatte vor einigen Monaten meinem Schmuckkasten entnahm und Ihnen zum Geschenk machte." Mlle. Katia wurde todtenblaß. Die Komtesse aber fuhr noch lauter fort: „Sie verkauften es in Petersburg für 10000 Rubel; mein Juwelier, der den Auftrag hatte, die Spur des Schmuckstückes zu verfolgen, kaufte es für 25000 Frcs. zurück. Sie sehen also, daß der Türkis wieder mein rechtmäßiges Eigenthum ist, und nun ersuche ich Sie, mich nicht weiter zu belästigen." Ein Flüstern und Räuspern ging durch die Gruppen der aristokratischen Gäste. Katia R. sank halb bewußtlos auf einen Stuhl. Mme. la Comtesse aber ließ ihre Schleppe in ihrer ganzen Breite über das Parket rauschen, im Vollgefühle ihres Triumphes. Der Herr Gemahl wie die gedemüthigte Sängerin waren bald darauf spurlos verschwunden.

Sinnsprüche.

„O hüte die Gedanken, die du hast!
Ein leiches Wort, das achtlos ausgesprochen,
Es wächst oft, bis es mit Lawinenlast
Zuletzt ein ganzes Menschenglück zerbrochen."

E. Scherenberg.

* * *

Bedientenseelen gibt's überall —
Selbst in der Gesellschaft Höhen;
Die leiblichsten sind auf jeden Fall
Wohl jene noch in — Livreen.

W.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 178. Dienstag, den 8. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

7 Roman von O. Sandor.

Besonders die Baronin hatte den Groll über die Enttäuschung lange nicht überwinden können, nach ihrer Meinung lag alle Schuld auf Natalien's Seite, die ihren Gatten mehr zu Gunsten ihrer Eltern hätte beeinflussen müssen und der Ausdruck dieser Stimmung lag über allen Briefen, welche sie in den verflossenen Jahren an ihre Tochter richtete.

Heute zum ersten Male schlich sich dieser gereizte Ton nicht in die eng zusammengeschobenen Zeilen hinein. Die Freude über das neue Familienereigniß, welches Frau von Roß=Laten ihrer verheiratheten Tochter mittheilte, hob sie über andere, nunmehr der Vergangenheit angehörende Empfindungen hinaus und das triumphirende Glück durch das Schreiben.

Nachdem sie den Brief beendet, las sie ihn noch einmal flüchtig durch, couvertirte und adressirte ihn, klingelte und befahl dem Diener, ihn sofort zu besorgen.

Dann setzte sie sich wieder an das Fenster; ab und zu hoben sich ihre Augen und spähten die Straße hinunter.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als Paul's Equipage am Ende der Straße auftauchte, um wenige Minuten weiter vor seinem elterlichen Hause zu halten.

Frau von Roß=Laten erhob sich.

Die Equipage rollte weiter.

Baron Paul trat in's Haus und warf im Vestibul Hut und Pelz ab.

Dann stieg er die Treppe zum ersten Stock empor und ging direkt in das Boudoir seiner Mutter.

Die Baronin kam ihrem Sohne mit ausgestreckten Händen entgegen, allein Paul berührte nur flüchtig die Rechte der Dame.

„Keinen Glückwunsch, Mama," sagte er gepreßt.

„Wie?" rief Frau von Roß=Laten bestürzt. „Sollte der Finanzrath — unmöglich —"

„Simon von Bookendaal weilt nicht mehr unter den Lebenden," antwortete Roß=Laten, „er wurde diese Nacht, kurz nachdem die letzten Gäste das Haus verlassen, vom Schlage getroffen und gab noch in derselben Minute seinen Geist auf."

Die Baronin taumelte zurück.

Minuten vergingen, ehe sie sich von der Ueberraschung erholt hatte.

„Nun," sagte sie endlich, den Bann abschüttelnd, „Simon von Bookendaal war ein alter Mann, einmal müssen wir alle dahin. Ja, fast möchte ich den Tod des Greises als ein gutes Omen für Dich betrachten. Jetzt ist Ruth die alleinige und unumschränkte Gebieterin über die Millionen des Hauses — Was hast Du, Paul?"

Der Baron trat hinter den Stuhl, auf welchem seine Mutter saß und legte ihr beide Hände auf die Schultern; sich zu ihr hinabbeugend, raunte er ihr etwas in's Ohr und diese geflüsterten Worte übten eine geradezu überwältigende Wirkung auf die stattliche Frau aus. Jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesichte.

„Nicht denkbar," keuchte sie, „Du mußt Dich irren, Paul. Ohne Zweifel, Du hast falsch gehört."

Baron Paul schüttelte den Kopf.

„Leider schöpfte ich die Hiobsbotschaft aus der denkbar zuverlässigsten Quelle. Ruth offenbarte mir selber unter dem Siegel des Geheimnisses den Stand der Dinge und stellte es mir daraufhin frei, mein gestriges Wort zurückzunehmen?"

„Und Du?"

„Ich hoffe nicht, daß Du über meine Antwort in Zweifel bist, Mama," sagte der junge Mann stirnrunzelnd. „Selbstverständlich that ich das, was ich als Ehrenmann thun mußte und wie es meine Gefühle vorschrieben. Wie Ruth vorhin so schmerzlich bewegt und in ihrer Trauer doppelt lieblich vor mir stand, wurde es mir erst recht klar, wie unabhängig meine Liebe zu ihr von dem Mammon ihres Vaters gewesen

und noch ist. Du spottetest gestern über eine Liebe, die sich vom Phantom schaler Vorurtheile in die Flucht schlagen läßt — nun, ich hoffe, Du wirst heute mit mir zufriedener sein, Mama!"

Frau von Roß-Laten blickte eine Weile zu Boden; ihr Gesicht war noch blaß, aber doch ruhig.

„Gestern!" sagte die Baronin plötzlich wie aus einem Traume erwachend, „gestern standen die Sachen anders, gestern war Ruth noch die reiche Erbin, deren Schätze Deinem Genie die rechte, gediegene Fassung geben sollten, heute ist diese Seifenblase zerplatzt. Unterbrich mich nicht, Paul, das Geld macht nicht fröhlich, sagen die Idealisten. Nun sehe, es mag sein, daß die innere Befriedigung nicht einzig mit dem Vollbesitz irdischen Gutes identisch ist, daß unglücklich angelegte Charaktere nicht zufrieden durch die Erlangung oder den Besitz von Reichthümern oder umgekehrt, glückliche Naturen nicht unglücklich durch den Verlust derselben werden. Aber in jedem Fall ist doch Geld nicht nur eine Annehmlichkeit, sondern auch eine Nothwendigkeit. In unseren Kreisen und in unseren Stellungen ist es unentbehrlich. Deine Einnahmen, mein Sohn, sind nicht groß genug, um eine Familie standesgemäß zu unterhalten, von unserer Seite aber hast Du keine Zuschüsse zu erwarten. Du weißt, daß wir kein Vermögen besitzen und daß wir unsere liebe Noth haben, allen Forderungen gerecht zu werden."

„Es mag viel Wahres in Deinen Worten liegen, Mama," entgegnete Baron Paul gedrückt, „aber Geschehenes läßt sich nicht ändern. Ich kann nicht hintreten vor Ruth und sagen: Gib mir mein Wort zurück, ohne die Millionen Deines Vaters kann ich Dich nicht brauchen — Das kann ich nicht, Mama, ich müßte denn ein Schurke sein und als solcher handeln. Ich hätte sogar ein großes Anliegen an Dich auf dem Herzen, ich wollte Dich bitten, Ruth während der aufregenden Tage, die nun über sie hereinbrechen werden, ein Asyl in Deinem Hause anzubieten, denn der Entschluß, sie zu heirathen, steht so fest in mir, wie die Sonne am Himmel."

Die Baronin nickte.

„Wenn Du wünschest, werde ich sie einladen und ihr unser Haus zur Verfügung stellen — apropos, möchtest Du Befehl geben, anzuspannen? Ich habe einige Besuche zu machen, es wird mich von dieser ungeheuren Aufregung ablenken."

Frau von Roß-Laten stand auf und ging, ohne Paul's Antwort abzuwarten, die Verbindungsthür hinter sich schließend, in das nebenan befindliche Ankleidezimmer.

Vor dem großen Toilettenspiegel an der Hauptwand blieb sie stehen.

Sie hatte sich so sicher bereits in den Sphären glückseliger Zukunftsbilder gewiegt, da packte ein unseliges, unberechenbares Geschick sie an und stürzte sie aus ihren Himmeln wieder in finstere Abgrundtiefen.

Sie langte nach einem Schminkkästchen auf der Toilette, um etwas Roth auf die Wangen zu legen, aber ein flüchtiger Blick in den Spiegel zeigte ihr die Ueberflüssigkeit dieser Prozedur.

Die Baronin lächelte — halb bitter, halb zufrieden.

„Das Einzige —"

Sie war noch schön — wie ein heißer Augusttag.

Sie schellte die Zofe herbei und vertauschte das Morgenkleid mit einer geschmackvollen Besuchstoilette.

Dann ging sie nach unten.

„Zum Fürsten Reczenyi —" befahl sie.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt die Equipage vor einem palastartigen Gebäude.

Ein Lakai in hochrother, goldverschnürter Livre öffnete die Wagenthür und half der Baronin mit tiefer Verbeugung beim Aussteigen.

Sie trat in ein hochelegantes Vestibul.

„Ich wünsche Se. Durchlaucht zu sprechen," sagte sie in einem Tone, der verrieth, daß sie nicht zum ersten Male in diesem Hause verkehrte.

Der Lakai rannte die Treppe hinauf.

Die Baronin folgte langsamer.

Oben öffnete der Bediente eine Flügelthür und mit einem leichten Kopfnicken schritt Frau von Roß-Laten in ein rosig durchdämmertes Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Absturz oder Verbrechen. In der vorigen Woche machte ein Fräulein Wohlfahrt aus Wien in Begleitung ihres Vaters, eines Werkmannes bei der Westbahn, einen Ausflug auf den Brenner. Beim Abstieg blieb die Tochter eine Strecke hinter ihrem Vater zurück, von diesem Augenblick an wurde sie nicht mehr gesehen. Alle Nachforschungen blieben bisher erfolglos, und man ist noch nicht im Klaren darüber, ob hier ein Unfall oder ein Verbrechen vorliegt. Der Vater der jungen Dame, der wieder in Wien weilt, schildert den Vorfall einem Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" wie folgt: „Nach unserem

Eintreffen in Innsbruck fuhren wir früh mit dem ersten Zuge zum Brenner. In Matrei trafen wir den Bautechniker Gsteu. Im Laufe des Gespräches machte er uns den Vorschlag, sich ihm anzuschließen; er wolle über das Wildseejoch gehen, der Weg sei sehr schön und nicht im mindesten schwierig. Wir nahmen seinen Vorschlag an, frühstückten im Hotel Post und begannen dann den Aufstieg. Um zwölf Uhr waren wir oben, hielten eine 2½stündige Rast und begannen dann den Abstieg. Es herrschte prachtvolles Wetter. Da kamen wir auf einen Platz, wo wunderschöne Alpenrosen blühten, und meine Tochter blieb ein wenig zurück, um sich ein Bouquet von den Blumen zu machen. Ich sagte ihr noch, sie solle sich beeilen, da wir nicht mehr viel Zeit hätten. Ich und Herr Gsteu gingen dann langsam weiter und kamen tiefer in den Wald hinein, wo wir nicht mehr so viel Uebersicht nach rückwärts hatten. Es begegneten uns nach kurzer Zeit zwei Bergführer und ich sagte dem einen derselben: „Weiter oben werden Sie einem Fräulein begegnen, sagen Sie ihm, es solle sich beeilen, sonst versäumen wir den Zug." Die Bergführer haben meine Tochter aber nicht mehr getroffen. Sie meldeten uns dies später, und ich begab mich, auf's tödtlichste erschrocken, auf die Suche, wobei sich mehrere Herren anschlossen. Wir suchten und suchten, vergebens, wir fanden meine Tochter nicht mehr. Am nächsten Morgen machte ich, da meine Tochter noch immer nicht zum Vorschein gekommen war, die Anzeige beim Gendarmeriekommando und begab mich abermals auf die Suche. Der Postwirth gab mir mehrere Leute und zugleich einen auf das Suchen dressirten Hund mit, auch mehrere andere Herren gingen wieder mit, und wir suchten bis zum Abend, jedoch wieder ohne Erfolg — ich habe meine Tochter nicht wiedergesehen. Sie hatte zwei Bergstöcke bei sich, den meinigen und ihren eigenen, sowie eine Ledertasche mit Proviant, auch davon haben wir nichts gefunden. Mein Freund Kohler aus Innsbruck verständigte den Innsbrucker Touristenclub, der sofort eine Abordnung zum Aufsuchen meiner Tochter entsandte; auch andere Clubs haben Alles aufgeboten, um sie zu finden; es wurde die ganze Gegend abgestreift, vergebens, meine Tochter ist spurlos verschwunden. Ich begreife dieses Verschwinden nicht, es ist so räthselhaft, daß ich es gar nicht glauben würde, wenn ich nicht selbst dabei gewesen wäre." Ueber seine Vermuthung befragt, was mit seiner Tochter geschehen sein könne, antwortete Herr Wohlfahrt: „Ich kann leider nichts anderes annehmen, als daß an meiner Tochter ein Verbrechen begangen wurde. Abgerutscht kann sie bei der Beschaffenheit des Weges nicht sein, von einer Entführung oder etwas ähnlichem kann keine Rede sein, denn meine Tochter war eine vollkommen vernünftige Person, der ich solches unmöglich zumuthen kann. Den Berg weiter hinauf konnte sie nicht, da sie nicht demgemäß ausgerüstet war. Ich kann mir daher nichts anderes denken, als daß ein Verbrechen geschehen ist." In dieser Hinsicht theilte Herr Wohlfahrt ferner mit, daß kurz oberhalb der Stelle, an der er seine Tochter verlor, an einer Hütte gebaut wird. Bei diesem Bau sind zahlreiche Italiener beschäftigt. Solche tragen auch einzeln Material hinauf. Von diesen Leuten könne leicht Jemand das alleingehende Mädchen gesehen und an ihm ein Verbrechen, vielleicht einen Mord, begangen haben, um so mehr, als Fräulein Wohlfahrt einen Betrag von 28 Gulden bei sich trug. Als sehr merkwürdig bezeichnet es der unglückliche Vater, daß gar nichts von der Ausrüstung, den Bergstöcken oder der Tasche gefunden werden konnte.

— Ueber die Seeschlange, also über ein recht zeitgemäßes Thema, plaudert der bekannte Stuttgarter Naturforscher, Professor Dr. Lampert, in der neuesten Nummer von „Natur und Haus". Die Frage nach der oft verspotteten und doch immer wieder, nicht nur in den Spalten der Tagesblätter, sondern auch in den weiten Oeden des Ozeans auftauchenden Seeschlange ist neuerdings besonders durch die Schrift des holländischen Zoologen Oudemans auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt worden. Oudemans hat in seinem Buch „The great sea-serpent" nichts weniger als eine Ehrenrettung dieses sagenhaften Thieres bezweckt und ist zu dem Ergebniß gekommen, daß das thatsächliche Vorkommen der Seeschlange nicht abzuweisen ist. Er gibt sogar ein ziemlich genaues Bild der äußeren Erscheinung des räthselhaften Lebewesens, das ein außerordentlich in die Länge gestrecktes, behaartes Thier von dunkelbrauner Farbe sein soll, mit verhältnißmäßig kleinem, abgeplattetem Kopf, in welchem große Augen stehen und welches zu Seiten der Nüstern steife Schnurrborsten an der stumpfen Schnauze trägt. Die Fortbewegung geschieht durch zwei Paar mächtige Flossen. Prof. Lampert verweist nun auf neuere Mittheilungen über das Auftreten der Seeschlange, u. A. auch darauf, daß neuerdings vom Privatdozenten der Universität Upsala, dem Dr. Lönnberg in Storsjö, einer Meeresbucht bei Oestersund, thatsächlich ein riesiger Tiefenbewohner nachgewiesen ist. Das Seeungeheuer, dessen Körperlänge auf 30 Fuß geschätzt wird, ist wiederholt aufgetaucht und von Hunderten gesehen worden. Der Kopf wurde allerdings nicht deutlich erkannt, auf dem Rücken sollen

sich finnenartige Flossen oder Erhöhungen befinden. Dr. Lönnberg will versuchen, mit den Hilfsmitteln der neuzeitlichen Seeforschung, Schleppnetzen, Tiefseereusen u. dgl. dem Gespenst auf den Leib zu rücken. Auf der Südseeinsel Suwarrow hat man ferner neuerdings die gestrandeten Reste eines Meerungeheuers angetroffen und nach Sydney überführt. Es ist festgestellt, daß es sich hier um ein Thier handelt, das lebend noch nicht beobachtet worden ist, wenn auch wiederholt Kadaver davon angeschwemmt sein sollen. Es scheint sich hierbei jedoch um eine Pottwalart zu handeln, also um eine Riesenabart jener Wale, die als Raubthiere das Meer durchstreifen.

— **Aus alter Zeit.** Ein Leser stellt folgende eigenartige Auszüge aus den „Wochentlichen Franckfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" zur Verfügung:

Den 13. Januarii 1724.

„Vor ohngefähr 8 Tagen ist einem sicheren Frauenzimmer eine Tabatiere in Form eines Hertzens abhanden kommen, weil sie nun das Hertz verlohren und schier nicht weiß wie, als wird jedermänniglich hiermit ersucht, dem Besitzer des Hertzens gegen einer settsamen Recompens bey Ausgebern dieser Nachricht zu melden."

Den 18. Februarii 1746.

Auf einem frey Adelichen Schloß ohnweit Franckfurt hat sich die Occasion ereignet, daß ein silberner Hembder-Knopff verloren gegangen, welchen ein Hun, das nicht größer ist als eine Taub verschlungen, da dann die Cammer-Jungfer denselbigen in den Kropff des Huns verspürte, hat sie dem Thier den Kropff und Hals aufgeschnitten, den Knopff herausgenommen, und den Schnitt wiederum verwahret, also daß das Hun gesund frisch und lebendig geblieben ist. Wann sich nun dergleichen anderswo begeben sollte, so ist gedachte Cammerjungfer im stand, mit ihrer Wenigkeit zu dienen."

Den 7. May 1751.

Nachdem der hies. Burger und Becker-Meister Häffner, vermuthlich aus eigennütziger und widerrechtlicher Gesinnung zur Blame seiner abgelebten Frau, deren Freundschafft und absonderlich des Backhauses auff der Schäffer-Gaß offentlich auszustreuen kein Bedenken getragen, als ob ihn gedachte seine Frau nach ihrem Todt in seinem Hauß öffters beunruhigte, ein solches sich aber bey der darauff erfolgten gerichtlichen Untersuchung weder verifiziren können noch mögen: Als haben sich auch dieserwegen die nächste Anverwandte bemeldter Häffnerischen Haußfrau, mit Vorbewußt eines hochlöblichen Consistorii, dem Pobico hiervon behörige Nachricht zu ertheilen, ohnumgänglich gemüssigtet gesehen.

Henriettes Eifersucht.

Reiterstück.

Ich diene gern dem lieben Herrn,
Gut ist er und ich weiß,
Schäumt beim Galopp mir die Schulter heiß,
Er gibt mir bald ein süßes Zuckerl,
Heißt mich ein gutes, braves Mutterl;
Und freudefroh spring ich den höchsten Sprung,
Ich bin ja noch jung, begehrenswerth jung,
Jung bin ich, und stolz, einen leichten Herrn zu tragen,
Einen frischen Herrn mit frischem Wagen,
Und trag ich ihn rasch durch die Straßen der Stadt,
Ich weiß's Henriette lieb er hat.
Und nirgendswo schaut mein Herrle hin
Ein lieber Herr mit ernstem Sinn,
Aber ach, ich weiß, er verläßt mich recht bald,
Und nur mit Freundschaft die Lieb er vergalt.
Ach sie klopfte so lieb mir die Brust,
Mit Eifersucht sah ich die Augenlust,
Ich mußte sie sehen, die schwarze Schöne
Und mußte verzeihen, o Herre versöhne,
Versöhn Henriette, du willst sie nicht haben
Aber denk doch an sie, wann vor Liebesgaben
Vergehen du wirst an der Schönheit Mund,
Küss' deine Anny und bleibe gesund.
Schau, sehr verehrtes Fräulein schau,
Ich bin zwar klug und oft fast schlau,
Ich wollte Alles gern ihm thun,
Doch Eines läßt mich nimmer ruh'n:
Ich selbst so schwarz, mich mag er nimmer,
Und scheidet jetzt von mir für immer;
All, all die Zuckerln, die er gab,
Ich hundertfach belohnet hab';
Und nochmals kommt er in den Stall,
Ich weiß und füttert mich noch einmal,
Allein es war eine falsche Lieb,
Beim Galoppiren arg er's trieb;
Arglistig war seine holde Gunst,
Er liebte nicht mich, nur die Reiterkunst.
„Mein Pferdl", sprach er oft zu mir,
Und alle Liebe gehört nur dir;
Und ich, ich stehe jetzt verlassen,
Und er wird über mich nur spassen.
Ich kann verzeih'n, ich muß, ein Thier,
Doch Annyle, ich sterbe schier.
So sei dem guten Manne treu,
Ich wär's ihm gern auf's neu, auf's neu,
Ach, denke, bitte schönes Kind,
Doch auch an mich sein Pferdgesind
Und Annyle, denk an sein Pferd,
Wenn einst mich deckt die Schindererd.
Doch sonst mögt ihr im Glücke leben,
Im süßen Glück euch Küsse geben,
Die Küsse, die das Glück erhalten,
Die Liebe lasset einzig walten.
Lebt wohl! sagt Henriett, Adieu!
Dein Theurer wird dich bald umarmen,
Lebt wohl und denkt Henriett, der armen.

Drb.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 180. Donnerstag, den 10. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

9 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Frau Julie war schön und noch jung, als sie Wittwe wurde. Die Welt öffnete ihr hundert Pforten zu einem neuen Glücke und das Leben in dem Hause ihres Schwiegervaters bot nicht die mindeste äußere Anregung, dessen eine jugendfrohe Frau bedurfte.

Aber Frau Julie sehnte sich trotz ihrer Jugend und Schönheit nie aus dem stillen, behaglichen Heim in die bunten, abwechslungsreichen Verhältnisse der Welt zurück.

Die Jahre zogen dahin und die beiden Kinder, Georg und Annie, wuchsen heran.

Georg wollte Kaufmann werden.

Nach seiner Konfirmation trat er als Lehrling in ein großes Detailgeschäft. Seine Führung machte der Erziehung von Mutter und Großvater alle Ehre. Nach Absolvirung seiner Lehrzeit nahm er eine Stellung als Volontär an und ging darauf auf einige Jahre in's Ausland. Jetzt war er 24 Jahre alt und beabsichtigte nächstens nach Berlin zurückzukehren, um sich selbständig zu machen.

Annie vollendete nächstens ihr 20. Lebensjahr. Seit einem halben Jahr war sie mit einem jungen Offizier, Leutnant Heinrich von Weller, den sie im Hause einer Freundin kennen gelernt hatte, verlobt.

Herr Stuhr hatte anfangs energisch gegen die Verlobung protestirt. Zum ersten Male kam es hinter den ockergelben Gardinen des Hauses in der X-straße zu erregten Auseinandersetzungen zwischen Großvater und Enkelin, die, wenn nicht Frau Julie als versöhnendes Element dazwischen getreten, oft einen ernsten Charakter angenommen hätten.

Annie streckte scheinbar die Waffen.

Herr Stuhr triumphirte.

Als sich dann aber eine seltsame Veränderung in Annie's Wesen vollzog, als ihre Wangen den rosigen Schimmer und die herzigen Grübchen verloren, als ihr silbernes Lachen nicht mehr durch das stille Haus sprudelte, als der sonnige Schimmer aus ihren Augen verschwand und einer thränenschweren Melancholie wich, da entbrannte in dem alten Herrn ein hitziger Kampf zwischen der Liebe zu dem vergötterten Enkelkinde und der Ueberzeugung seines Bürgerstolzes, in dem die erstere schließlich siegte.

Eines Abends versammelte sich in den beiden Parterresalons des Stuhr'schen Hauses eine kleine, aus alten Freunden, einigen Freundinnen von Annie mit ihren Familien und ein paar Kameraden des Leutnants von Weller bestehende Gesellschaft, die bei einem opulenten, mehr solide als raffinirt zusammengestellten Souper die Verlobung der Tochter des Hauses mit ihrem Herzenserkorenen feierte.

Ende gut, alles gut. Die kleinen vorangezogenen Konflikte waren vergessen.

Vollkommen konnte Herr Stuhr sich übrigens nicht der vollendeten Thatsache erfreuen. Ein kleines Mißbehagen schlich sich immer bei den Gedanken an die Zukunft Annie's als Offiziersfrau ein und ein instinktives Mißtrauen gegen die Reinheit der Gesinnungen des Bräutigams wollte auch nicht weichen.

„Annie ist keine sogenannte „Parthie“, Herr Leutnant,“ sagte er, „wir sind keine Goldwölfe. Eine anständige Aussteuer, die Kaution und als Uebriges ein paar tausend Mark Zuschüsse zum Nadelgeld . . . Das ist Alles, was ich in Aussicht stellen kann.“

Leutnant von Weller erwiderte darauf, daß er Annie liebe und daß diese Erklärung hoffentlich jede Antwort auf Herrn Stuhr's Bemerkung aufwiege.

Es war in der Dämmerstunde eines regnerischen Tages.

Die Verlobten saßen oben in der Wohnstube Hand in Hand vor dem Kamine und flüsterten bei dem knisternden Feuer und dem rothen Flammenschein allerhand süße und geheimnißvolle Dinge miteinander; Herr Stuhr weilte wie gewöhnlich bei der Anwesenheit des Bräutigams in seinem Rauchkabinet im Erdgeschoß und Frau Julie saß in der an das Wohnzimmer

grenzenden Stube auf dem Sopha und stickte. Ab und zu flog ihr Blick von der Handarbeit durch die offne Thüre zu der Stelle, wo sich die Silhouetten des Brautpaares aus dem glühenden Schein des Kaminfeuers hoben. Für Sekundendauer spielte dann ein Lächeln um ihre Lippen, das sofort wieder jenem düster-schwermüthigen Ausdruck Platz machte, der mit ihren Zügen verwachsen schien und der eigentlich auf einen noch tieferen Seelenschmerz als die durch 19 Jahre vertheilte Wittwentrauer schließen ließ.

Sie dachte, während sie in momentaner Bewegung den bunten Seidenfaden auf- und niederzog, an die Zeit, wo ihr selber das Leben in Frühlingsblüthenschmuck junger Liebe entgegenlächelte. Wie kurz ist solch ein Sonnentraum in der Morgenstunde des Lebens und wie unendlich lang der frostige, nüchterne Rest des Tages, bis die Nacht kommt. Eine Aschenurne mit staubgewordenen Erinnerungen — — Das ist das Resultat und der ganze Gewinn am Ende.

Frau Julie erschauerte wie von innerem Frost geschüttelt und eine unsichtbare Hand streute ihr eine dunkle Fiebergluth über das blasse, feine, regelmäßige Antlitz.

Asche! Wohl dem, der seine Todten verbrennen oder begraben kann. Aber wenn die Leichen modern und verwesen und ihren Pesthauch über das ganze Leben werfen, das ist schrecklich.

Frau Julie wurde in ihren trüben Betrachtungen durch einen gellenden Schrei unterbrochen, der sich von unten auf zu ihr bahnte.

„Frau Stuhr!" schrie eine Stimme, „Frau Stuhr! Frau Stuhr!"

Frau Julie warf die Handarbeit bei Seite.

Auch das Brautpaar hatte den Ruf gehört und eilte herzu.

„Frau Stuhr!" tönte es noch einmal, ehe die Wittwe die Thür erreichte.

Auf dem Vorplatz lehnte eines der Dienstmädchen todtenblaß und halb ohnmächtig über dem Treppengeländer.

„Frau Stuhr, kommen Sie rasch," keuchte das Mädchen, „der Herr — dem Herrn ist etwas zugestoßen, ich glaube, er ist todt."

Frau Julie flog, von dem Brautpaare gefolgt, die Treppe hinunter; in der nächsten Sekunde standen alle drei auf der Schwelle des Rauchzimmers.

„Mein Gott," sagte Frau Stuhr, die Hände auf das Herz pressend, erschüttert.

Herr Stuhr lag, das Gesicht nach unten gekehrt, auf dem Boden; im Sturze hatte er einen Tisch mit Zeitungen und anderen Gegenständen zu Boden gerissen.

Annie brach in lautes Weinen aus.

Frau Julie kniete neben ihrem Schwiegervater nieder während der Leutnant ihn aufzurichten suchte.

Den vereinten Anstrengungen gelang es endlich, den anscheinend Leblosen zu heben und ihn auf ein Sopha zu legen.

Dann eilte Leutnant von Weller weg, um einen Arzt herbeizuschaffen.

Unterdessen bemühte sich Frau Julie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, das Bewußtsein in den alten Herrn zurückzurufen. Sie besprengte ihn mit Wasser, sie bettete seinen Kopf in die verschiedensten Lagen und versuchte alles, was ihr im Augenblick als möglicher Weise zweckentsprechend einfiel, alles jedoch ohne die erhoffte Wirkung.

In der geballten Rechten hielt der Kranke ein zerknülltes Papier und da Frau Stuhr der Gedanke kam, dasselbe könne vielleicht mit dem räthselhaften Vorfall in Verbindung stehen, unterbrach sie ihre resultatlosen Bemühungen für einen Augenblick und übertrug Annie, die sich inzwischen leidlich gefaßt hatte, die Obhut des Bewußtlosen.

Mit einem flüchtigen Blick konstatirte sie in dem Papier die letzte Abendausgabe des Tagblattes, die soeben erst gekommen sein konnte.

Ebenso rasch sprang ihr eine fettgedruckte Stelle in die Augen.

Sie las die Notiz und erbebte.

„Auch das noch," flüsterte sie. „Armer Vater und arme Annie —"

Noch einmal las sie die Stelle durch, faltete die Zeitung zusammen und senkte sie in die Tasche.

Nach einer Viertelstunde kehrte der Leutnant mit einem Arzte zurück.

„Litt Herr Stuhr schon früher an ähnlichen Anfällen?" fragte der Arzt nach eingehender Untersuchung.

Frau Julie verneinte.

„War Herr Stuhr ein Freund geistiger Getränke?" forschte der Doktor weiter.

Die Wittwe schüttelte den Kopf, trotz ihrer Schmerzen mußte sie über den unbegründeten Verdacht des Arztes lächeln.

„Kein Mensch kann mäßiger leben," erwiderte sie, „ein Glas Rothwein zu Tisch und ein Humpen Weißbier zum Abendbrod war sein täglicher Consum an geistigen Getränken —"

(Fortsetzung folgt.)

* Etwas über Wilhelm Busch.

Eine gewaltige, nach Hunderttausenden zählende Menge der Verehrer unseres ersten deutschen Humoristen wird es mit Freuden begrüßen, daß die Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung in München — die Hauptverlegerin seiner Werke — soeben eine neue Volksausgabe veranstaltet hat, die nur noch die Hälfte des bisherigen Preises beträgt (14.50 M. statt 27.20 M.), ohne daß die Ausstattung, was Papier, Druck u. s. w. betrifft, im Geringsten an Güte verloren hätte. Nur der Umschlag hat sich geändert; jeder der 13 Bände zeigt, nur in verschiedenfarbiger Umrahmung, außer dem Titel das gleiche Bild: das Antlitz des Verfassers, das, ernsthaft und schelmisch zugleich über eine derblachende Maske hinwegblickend, Denjenigen, der sein Büchlein zur Hand nimmt, zu fragen scheint: „Leser, wie gefall' ich Dir? Leser, wie gefällst Du mir?"

Nun, wenn die Leser dem Autor durchweg so gefallen hätten, wie der Autor den Lesern, so wäre das, rein menschlich betrachtet, dem Autor wohl zu gönnen; aber wir Leser müßten dann gewiß auf manch kostbares Wort heiteren Spottes oder bitterer und stolzer Menschenverachtung verzichten, das schon Manchen, der aus Busch's Sachen den ernsten Ton herauszuhören versteht, in ähnlich gestimmten Stunden getröstet und gestärkt hat. Denn das muß immer wieder betont werden: so wenig wir mit vornehm thuendem Hochmuth auf die harmlose Fidelität feuchtfröhlicher Trinkpoeten, wie Ludwig Eichrodt und seinesgleichen, herabsehen wollen, so hoch steht doch als gestaltender Künstler, als erlebender Mensch Wilhelm Busch über ihnen.

Wer kennt sie nicht, die Namen, die Busch seinen „Helden" beigelegt hat, jene Namen, die allein schon bei allen Fröhlichen die Erinnerung an so manche Minuten unauslöschlichen, seelenlösenden Gelächters und Viertelstunden ernsthaft schmunzelnden Nachdenkens wachrufen werden! Da sind die stark gepfefferten Satiren: „Die fromme Helene" und „Pater Filucius" (letzteres Heft mit photographischem Bildniß und dem literarischen Selbstporträt „Von mir über mich"), dann die drei Epen, die den geschätzten „Herrn Knopp" auf seinem Lebensweg vom Junggesellen zum Vater einer vielversprechenden Tochter begleiten; die Künstlerlebensläufe und Episoden vom „verhinderten Dichter Balduin Bählamm", und vom „Maler Klecksel"; die Thiergeschichten des Hundepaares „Plisch und Plum", und von „Fipps, dem Affen"; die Verherrlichung treuer Unterthanenloyalität im „Geburtstag"; die „Bilder zur „Jobsiade", eine Huldigung für den ihm geistesverwandten, alten Kortum; und endlich die kleinen Geschichten und Gedichte der „Haarbeutel" und in „Dideldum".

Es wäre unnöthig, hier noch einmal die Eigenart des Humors zu analysiren, der sich in all' diesen Sachen offenbart. Es sei nur an den einen Zug erinnert, der durchaus nicht allen Humoristen gemeinsam ist: Busch gibt innerhalb seines Gebietes jedem Leser gerade so viel, wie dieser von ihm haben will. Dem Einen, was wir vielleicht schon zu sehr betont haben, im Gewand des Narrenstreiches allerlei gute Lehre und Stoff zu ernster Betrachtung; dem Andern nichts weiter als lustige Geschichten voll ausgelassener Situationskomik und lächerlichen Durcheinanders, die durch die trockene Art des Vortrages, durch die grotesken Bilder, eine Art genialer Stenographie der Zeichenkunst, ihre unwiderstehliche Kraft erhalten.

Von der Verbreitung der Busch'schen Schriften können ein paar Zeilen den besten Begriff geben: mit den neuen Ausgaben wird z. B. von „Fipps, der Affe" das 20. Tausend der bisher gedruckten und verkauften Exemplare voll; von „Plisch und Plum" das 23., von den „Haarbeuteln" das 24., von „Dideldum" das 26. „Der Geburtstag" ist bei 30 000, „Pater Filucius" bei 39 000 (welch' schreckliches Zeichen für die deutsche Gottlosigkeit), „Julchen" bei 44 000, die beiden vorausgehenden „Knopp"-Gedichte gar bei 45 000 angelangt. Die „Fromme Helene" gar hatte schon vor Jahren das erste Hunderttausend ihrer Verehrer voll werden sehen. Die neuen billigen Auflagen werden diese Zahlen sicherlich bald noch weiter anschwellen lassen.

Mannigfaltiges.

* Eine merkwürdige Reichsgerichtsentscheidung. Wir hatten vor einiger Zeit eine Mittheilung gebracht über eine Reichsgerichtsentscheidung, die geeignet ist, unter dem radfahrenden Publikum unliebsames Aufsehen zu erregen. Danach soll nämlich das Reichsgericht ausgesprochen haben, daß jedes Fahrrad, sofern es sich in Bewegung befindet, auch wenn es an der Hand geführt wird, Abends mit brennender Laterne versehen sein muß. Zur richtigen Beurtheilung der Frage, ob es im Interesse des öffentlichen Verkehrs und der Sicherheit für das Publikum auf Straßen, Wegen und verkehrsreichen Plätzen liegt, von Seiten der Polizei die Anordnung zu treffen, daß nicht blos beim Fahren auf Fahrrädern zur Nachtzeit eine brennende Laterne verwendet wird, sondern auch dann, wenn der Rad-

fahrer neben seinem Rade langsam hergeht und dasselbe weiterschiebt, muß man sich den Zweck vor Augen halten, welcher durch das Anbringen einer Laterne am Fahrrad und durch das Anzünden derselben während der Dunkelheit erreicht werden soll. Da kann es nun keinem vernünftigen Zweifel unterliegen, daß die erwähnte Maßregel von der Polizei aus dem guten Grunde vorgeschrieben ist, damit nicht die Passanten durch die Fahrräder angerempelt und dadurch verletzt oder beschädigt werden. Dies kann sehr leicht eintreten, wenn der Radfahrer auf dem Rade sitzt und in der Dunkelheit, vielleicht noch im raschem Tempo fährt. Anders verhält sich aber die Sache, wenn der Velozipedist sein Rad an der Seite in langsamer Gangart vor sich hinschiebt. Hier kann er selbst auch bei Dunkelheit es wahrnehmen, wenn Personen ihm entgegenkommen, und er kann ihnen dann so geschickt ausweichen, daß ein Zusammenstoß mit demselben fast ausgeschlossen erscheint. Wollte man aber auch sogar die Möglichkeit eines solchen Zusammenstoßes zugeben, so wäre dennoch die Vorschrift nicht gerechtfertigt, daß der Radfahrer selbst dann mit einer brennenden Laterne versehen sein muß, wenn er das Rad an der Hand führt. Ganz aus demselben Grunde müßte dann ja auch polizeilich vorgeschrieben werden, daß alle Personen, die in der Dunkelheit auf öffentlichen Straßen verkehren, mit einer brennenden Laterne versehen sein müssen, weil die Möglichkeit gegeben ist, daß ohne solche die Passanten an einander rennen und Schaden leiden können. Keinem vernünftigen Menschen wird es aber einfallen, einen so weitgehenden Schutz von der Polizeibehörde zu verlangen, und keine Polizeibehörde wird sich herbeilassen, eine derartige, im Falle der Zuwiderhandlung mit Strafe bedrohte Vorschrift dem Publikum aufzulegen. Es bleibt abzuwarten, ob die reichsgerichtliche Entscheidung in Wirklichkeit so allgemein den Satz aufgestellt hat, wie er in der Leipziger Nachricht vom 2. August lautet, oder ob nicht vielmehr die in dem konkreten Falle vorliegenden besonderen Umstände jene Entscheidung als gerechtfertigt erscheinen lassen. Wir wollen hoffen, daß letztere Vermuthung zutrifft, denn im anderen Falle wäre für die zahlreichen Radfahrer eine große Belästigung geschaffen, wofür ein ausreichender Grund nicht vorliegt. Wir selbst betreiben nicht den Radfahrsport und scheuen uns nicht, selbst auf die Gefahr hin, uns das Mißfallen der Radfahrer und Radfahrerinnen zuzuziehen, zu erklären, daß strenge polizeiliche Vorschriften am Platze sind, um das Publikum vor etwaigen Ungehörigkeiten der radelnden Menschheit zu schützen; allein Maßregeln, wie die angeblich vom Reichsgerichte gebilligte, halten wir im öffentlichen Interesse für durchaus nicht geboten, sondern lediglich für ganz unnöthige polizeiliche Quälereien, die nur Erbitterung in den davon betroffenen Kreisen hervorrufen.

— Ein eigenartiges Schauspiel gab es dieser Tage vor dem Standesamt auf dem Gartenplatz in Berlin. Dort war ein Brautpaar mit seinen Zeugen vorgefahren. Die Leute wollten eben die Amtsräume betreten, als eine Droschke herannahte, der eine junge Dame und ein Herr entstiegen. Der Letztere trug eine Dienstmütze, die ihn als Gerichtsvollzieher kennzeichnete. Schnellen Schrittes eilte er auf den Bräutigam zu und bat ihn, den wichtigsten Gang im Leben um einige Augenblicke hinauszuschieben, da er vorher noch mit ihm eine Angelegenheit, wozu er von der ihn begleitenden Dame beauftragt worden sei, zu regeln habe. Der Bräutigam schien von dieser Unterbrechung jedoch wenig erbaut zu sein. Wie aus dem Wortstreit hervorging, handelt es sich um eine Alimentationsforderung, die dem Bräutigam aus einer früheren Liebschaft erwachsen war. Um der Szene zwischen der alten und der neuen Braut ein Ende zu machen, blieb dem ganz verzweifelt dreinschauenden Bräutigam schließlich weiter nichts übrig, als dem Verlangen des Gerichtsvollziehers nachzukommen und sein wohlgefülltes Portemonnaie zu ziehen. Der Widerspruch der Braut Nummer zwei, daß das in der Geldtasche befindliche Geld gar nicht ihrem Bräutigam gehöre, sondern ihre Mitgift sei, prallte an dem Manne des Gesetzes wirkungslos ab. Nachdem der angehende Ehemann einen der Schuldforderung entsprechenden Betrag gezahlt hatte, fuhr der Beamte mit der triumphirenden „Gewesenen" wieder davon. Die Zurückgebliebenen betraten nach einer längeren Berathung, bei welcher der Bräutigam anscheinend nicht gut davonkam, die Amtsräume des Standesamtes.

— Erkannt. Herr: „Die Wohnung ist wohl sehr schön, aber die Miethe enorm hoch!" Hausherr: „Aber, Herr, wer diese Wohnung sieht, borgt Ihnen ja das Doppelte!"

Denkspruch.

Wer, seine Freiheit zu erretten,
Der Tugend sanfte Bande löst,
Den schließt mit zehnfach stärkern Ketten
An seinem Joch das Laster fest.
Drum lerne selbst dich überwinden!
Dies ist der Tugend schönste Pflicht.
Nie wirst du Ruh auf Erden finden,
Bezähmst du deine Triebe nicht.

Gallisch.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 181. Freitag, den 11. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

10 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Eher möchte ich annehmen, daß eine große Aufregung die Ursache seiner Erkrankung wurde,“ setzte Frau Julie hinzu, „die Abendnummer des Tagblattes enthielt die Fallissementserklärung des Hauses Bookendaal; da mein Schwiegervater den größtentheil seines Kapitals in dem Hause arbeiten ließ, ist es wahrscheinlich, daß ihn die Nachricht in diesem Maße bestürzte. Ist Lebensgefahr vorhanden?“

„Ein leichter Schlaganfall,“ antwortete der Arzt, „ich glaube nicht, daß für diesmal eine positive Gefahr zu befürchten ist. Nur Ruhe.“

Auf Befehl des Arztes wurde ein provisorisches Bett im Zimmer hergerichtet. Nach einigen Anweisungen und Verhaltungsmaßregeln und nachdem er den Angehörigen eingeschärft hatte, den Kranken nicht zu stören und sich nicht von der vielleicht noch lange anhaltenden Bewußtlosigkeit ängstigen zu lassen, verabschiedete sich der junge Mediziner mit dem Versprechen, im Laufe der Nacht noch einmal wieder zu kommen.

Verstört und traurig standen Frau Julie, Annie und der Leutnant einander gegenüber.

Leutnant von Weller fand zuerst Worte.

„Sie deuteten vorhin von einem Zusammenhang zwischen dem Bookendaal'schen Bankerott — von dem ich übrigens auch noch nichts gehört habe — und diesem betrübenden Unglücksfall an, gnädige Frau,“ sagte er leise, „sind Sie näher über diese Angelegenheit unterrichtet!“

Frau Julie blickte dem jungen Offizier fest und forschend in die Augen.

„Jawohl,“ sagte sie, „und da ich Sie bisher als ein künftiges Mitglied unserer Familie betrachten durfte, haben Sie ein Recht, die volle Wahrheit zu erfahren. Leider hat der heutige Tag ein zweifaches Unglück über unser Haus gebracht. Der größte Theil unseres Vermögens ist mit dem Sturze der Bookendaal'schen Bank verloren und wenn das Uebrige uns vor dem äußersten Mangel schützt, so werden wir uns doch gänzlich einschränken und manche Entbehrung auferlegen müssen. Es ist ein seltsames Spiel des Zufalls dabei, oder ich darf sagen, der Vorsehung? Vor ungefähr acht Tagen führte der Weg meines Schwiegervater ihn eines Abends an dem Bookendaal'schen Hause vorüber, wo gerade, wenn ich nicht irre, ein Fest gefeiert wurde. Im Vorbeigehen hörte er eine Bemerkung, die ihm zu denken gab. Kurz, seit jener Zeit hatte er weder Rast noch Ruhe, täglich wanderte er zur Bank, um seine eingelegten Kapitalien herauszuziehen und seine Depots zu entnehmen. Selbstverständlich war durch den unerwarteten Tod des Finanzrathes eine allgemeine Verwirrung der Geschäfte eingetreten und eine Stockung und Verzögerung der zu erledigenden Aktien deshalb erklärlich. Meinem Schwiegervater bereitete das schon schlaflose Nächte, während mir das weiter keine Sorge machte, nun kommt plötzlich die Katastrophe —“

„Ja, Herr von Weller, die Erde ist rund und das Schicksal wankelmüthig,“ fuhr die Wittwe fort, „vielleicht wird dieser Blitz aus heiterem Himmel noch in anderer Hinsicht einschlagen und junge Hoffnungen vernichten; aber was auch geschehen mag, kein äußeres Schreckniß würde dem Verluste gleichkommen, welchen wir durch den Tod unseres lieben, alten Großvaters erleiden würden — Gott erspare uns das Schwerste.“

Leutnant von Weller furchte die Stirne und sah zu Boden.

„Ich verstehe nicht, wie ein so vorsichtiger und praktischer Mann, wie Herr Stuhr, sich mit dem größten Theil seines Vermögens auf das schwanke Balancirbrett der Spekulation wagen konnte,“ sagte er gepreßt, „jedenfalls ein unverantwortlicher Leichtsin von Seiten des alten Herrn, unter dem die Seinen jetzt zu leiden haben.“

Frau Julie zuckte die Achseln und wandte sich wieder dem Kranken zu.

Die Stunden waren mittlerweile vorgeschritten.

Nach einigen geflüsterten Worten nahm der Leutnant von seiner Braut und darauf von deren Mutter Abschied.

Frau Julie setzte sich an das Bett ihres Schwiegervaters, sie wollte allein wachen, aber Annie bat so dringend, auch während der Nacht bei dem Großvater bleiben zu dürfen, daß ihre Mutter es ihr endlich erlaubte.

Nichts regte sich in dem plötzlich zur Krankenstube umgewandelten Zimmer. Die kleine, altdeutsche Nachtlampe verbreitete ein dämmerigverwobenes Licht in dem behaglich eingerichteten Raume; das Bett stand im Schatten.

Schweigend saßen Mutter und Tochter einander gegenüber und in der nächtlichen Stille knüpfte Frau Julie den vorhin jäh abgerissenen Gedankenfaden wieder an und spann ihn weiter und weiter über die Gegenwart hinaus in die Zukunft.

„Annie!“ sagte sie auf einmal.

Das junge Mädchen tauchte aus ihren eigenen Gedanken, die wohl freundlicherer Natur gewesen sein mochten, empor und sah die Mutter verwirrt an.

„Was, Mama?“

„Hast Du schon daran gedacht, daß unsere veränderten Verhältnisse auch für Deine Zukunft von einschneidender Wirkung sein könnten?“ fragte die Wittwe mit leiser Stimme.

Annie schreckte ein wenig zusammen.

„Ich? Nein! Wieso, Mama?“

„Dein Bräutigam ist mittellos,“ sagte Frau Julie, „woher soll unter diesen Umständen die Kaution kommen? Aber selbst wenn Dein Großvater sich das Opfer auferlegen und das Aeußerste für Dich thun würde, um die Kaution herbeizuschaffen, würdet ihr nur über unzureichende Existenzmittel verfügen. Und könntest Du es wirklich dulden, daß sich Dein alter Großvater um Deinetwegen an seinem Lebensabend das Brot vom Munde zöge, könntest Du das wirklich dulden, Annie?“

Annie starrte ihre Mutter mit weitaufgerissenen Augen entsetzt an.

„Was soll ich thun?“ murmelte sie.

„Deinem Verlobten sein Wort zurückgeben,“ antwortete Frau Stuhr.

„O, Mama, verlange alles von mir, nur das nicht,“ rief sie unwillkürlich laut, wir haben einander so lieb und werden nie von einander lassen. Wenn es denn sein muß, werden wir warten, bis Heinrich eine höhere Charge bekleidet, wir sind noch beide jung, wenn es auch Jahre dauert — o, ich werde ihm treu bleiben und er mir auch —“

Sie verbarg das Gesicht in ihre Hände und schluchzte bitterlich.

Frau Julie sagte nichts mehr, aber ihre Andeutung war doch wie ein Stein in stilles Wasser gefallen und zog, wie dieser, nun immer weitere Kreise auf die Oberfläche ihrer Gedanken.

Um Mitternacht machten sich die ersten Zeichen zurückkehrenden Lebens bei dem Bewußtlosen bemerkbar und etwas weiter stellte sich ein heftiges Fieber ein.

Der Arzt, welcher bald danach kam, äußerte sich befriedigt über den Lauf der Krankheit und ertheilte dann weitere Anordnungen.

Am nächsten Tage verschlechterte sich das Befinden des Kranken bis zur Krisis, die mit kleinen Schwankungen zum Guten oder Bösen noch drei weitere bange Tage währte.

Frau Julie war ihrem Schwiegervater eine unermüdliche Pflegerin; Tag und Nacht saß sie an seinem Lager und verrichtete ihre samaritischen Liebeswerke.

Ein schwerer, schwüler Druck lag über den wenigen Hausgenossen; selbst die langjährigen, erprobten Dienstboten litten unter dem Kummer ihrer Herrschaft und schlichen stumm und bedrückt umher.

Am niedergeschlagendsten und muthlosesten von Allen war Annie.

Frau Julien's Anspielung auf den Umschwung, welchen das hereingebrochene Unglück in ihre Herzensangelegenheit und ihre Zukunftspläne bringen könnte, wollte ihr nicht aus dem Sinn und erfüllte sie in einem fort mit schmerzlichen, selbstquälerischen Betrachtungen und Vermuthungen. Wenn sie sich nur einmal mit ihrem Verlobten hätte aussprechen können!

Der Leutnant ließ sich täglich zweimal durch seinen Burschen nach dem Befinden des Kranken erkundigen, er selber sei zu seinem Bedauern gerade in diesen Tagen fortwährend vom Dienst in Anspruch genommen.

Am fünften Tage trat eine leise Wendung zur Besserung in Herrn Stuhr's Befinden ein und am sechsten Tage erwachte er zum ersten Male wieder zum Bewußtsein.

Ein frohes Aufathmen ging durch das Haus, als der Arzt die Gefahr für überwunden erklärte. Selbst Annie's schwer belastetes Herz begann wieder leichter zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Posteinrichtungen.

Es ist im Publikum noch lange nicht bekannt, daß die Bestimmungen der neuen Postgesetze und Postordnung, die größtentheils in diesem Jahre in Geltung traten, Erleichterungen und billigere Sätze der verschiedensten Arten mit sich brachten. Nicht allein der Privatmann, sondern auch der Geschäftsmann richtet sich vielfach nach den alten, oft sehr eng gefaßten Regeln. Er versendet häufig als „Brief", was ganz leicht als „Drucksache" aufzugeben wäre, er klebt auf seine Poststücke Marken von höherem Betrage, als die neue Postordnung vorschreibt u. s. f.

Wir geben die wichtigsten neuen Bestimmungen, soweit möglich, in gedrängter Form zusammengestellt, selbstverständlich unter dem Vorbehalt, daß in dieser kurzen Fassung alle neuen Bestimmungen der Postordnung nicht wiedergegeben werden können, sondern daß für spezielle Einzelfälle immer die ausführliche Postordnung maßgebend bleiben muß. Die wichtigsten Neuerungen sind folgende:

Postanweisungen für Beträge bis zu 5 M. kosten nur 10 Pfg.

Postanweisungen für Beträge von 400—600 M. kosten nur 50 Pfg.

Postanweisungen für Beträge von 600—800 M. kosten nur 60 Pfg.

Abbildungen und Ankündigungen dürfen auf der Außenseite der Briefe u. s. w. aufgedruckt werden, wobei man natürlich die Deutlichkeit der Adresse zu wahren hat, auch Platz genug für Stempel und Vermerke lassen muß.

Für unfrankirte Postkarten wird nur noch 10 Pfg. Porto erhoben.

Offene gedruckte Karten, auf denen die ursprüngliche Bezeichnung „Postkarte" beseitigt (durchstrichen, überklebt 2c.) oder durch den Vermerk „Drucksache" ersetzt worden sind, sind zur Beförderung gegen Drucksachentaxe zugelassen.

Als Drucksachen gelten alle Erzeugnisse, die durch Buchdruck, Kupfer- oder Stahlstich, Holzschnitt, Lithographie, Metallographie, Photographie, Hektographie, Papierographie, Chromographie oder durch ein ähnliches mechanisches Verfahren vervielfältigt worden sind. Ausgenommen sind die Abzüge der Kopierpresse und die Erzeugnisse der Schreibmaschine.

Bei Drucksachen darf man jetzt ausstreichen und unterstreichen, stempeln, Aenderungen und Korrekturen einzeichnen, sogar einige Worte schriftlich nachtragen. Es sollen aber nur Glückwünsche, Danksagungen oder Höflichkeitsformeln sein. Eine Visitenkarte mit den geschriebenen Worten „Herzlichen Glückwunsch zur heutigen Feier" ist also immerhin noch eine Drucksache, mehr wie fünf Worte sind jedoch nicht erlaubt.

Waarenproben können bis zum Gewicht von 350 Gramm eingeliefert werden (bisher 250 Gramm). Bis zu 250 Gramm kosten Waarenproben nach Plätzen außerhalb des Postbestellbezirkes 10 Pf. Porto. Für die Gewichtsstufe von 250—350 Gramm ist eine neue Taxstufe — zu 20 Pf. — eingeführt worden. Zulässig zur Versendung gegen die Waarenprobetaxe ist, außer feuergefährlichen Sachen — so ziemlich Alles, nur muß die Sendung den äußeren Anforderungen entsprechen und wirklich ein Muster sein. Im Verkehr mit dem Auslande bleibt es bei den bisherigen Taxen (je 50 Gramm 5 Pf.).

Gewöhnliche Packete, welche außerhalb der Schalterstunden eingeliefert werden, brauchen nicht mehr unter allen Umständen als „dringend" bezeichnet zu werden. Die Gebühr für dringende Packete kann man sparen. Dagegen müssen alle als „dringend" bezeichnete Packete jetzt am Bestimmungsort durch Eilboten ausgetragen werden. Die Eilbestellgebühr ist neben der besonderen Gebühr von 1 M. und neben dem Porto für die Sendung im Voraus zu entrichten. Bei Eilbotenpacketen über 5 Kilogramm ermäßigt sich das voraus zu bezahlende Eilbestellgeld nach Postorten auf 25 Pf. Am Bestimmungsort wird aber dann nur die Packet-Adresse, nicht das Packet selbst durch den Eilboten ausgetragen.

Die Versendung der theuren dringenden Packete hat natürlich nur den Zweck, wenn die Packete nach Orten gerichtet sind, die mittels Schnellzugs oder Courierzugs zu erreichen sind.

Der Absender einer Nachnahmesendung kann jetzt den Nachnahmebetrag abändern oder ganz streichen lassen. Das war bisher nicht statthaft.

Nachnahme-Sendungen und Postaufträge lagern, sofern sie beim ersten Bestellversuche endgültig verweigert werden, nicht mehr wie bisher sieben Tage bei den Postanstalten, sondern werden sofort zurückgeschickt.

Mit der Erhöhung des Betrages für eine Postanweisung auf 800 M. hängt die Bestimmung zusammen, daß die Landbriefträger auf ihren Bestellgängen jetzt allgemein Sendungen bis zur Werthgrenze von 800 M. (bisher 400 M.) oder bis zum gleichen Baarbetrage zur Ablieferung an die Postanstalten annehmen dürfen.

In Aussicht genommen ist die Erhöhung des Gewichts für einen gewöhnlichen Brief zu 10 Pf. auf 20 Gramm (bisher 15 Gramm); ferner sollen die Tarife für Postkarten im Ortsverkehr ermäßigt werden.

Postkarten im Ort sollen von 3 auf 2 Pf., für Drucksachen bis zu 50 Gramm von 3 auf 2 Pf., bis 100 Gramm auf 3 Pf., bis 250 Gramm auf 5 Pf., bis 500 Gramm auf 10 Pf., bis 1000 Gramm auf 15 Pf.; für Waarenproben bis 250 Gramm auf 5 Pf., bis 350 Gramm auf 10 Pf. herabgesetzt werden.

Mannigfaltiges.

— Hartnäckige Wunden durch Mückenstiche. Charles Féré, ein nahmhafter Pariser Physiologe, hat in der dortigen Gesellschaft für Biologie einen Vortrag gehalten, in dem er seine eigenen merkwürdigen und schmerzlichen Erfahrungen mit Mückenstichen dem gelehrten Auditorium vorlegte. Im Juni vorigen Jahres wurde Féré an beiden Händen und im Gesicht von Mücken gestochen, und es bildeten sich an den genannten Körpertheilen Wunden von der gleichen Erscheinung. Es entstand an den fünf Stellen eine kegelförmig hervorstehende Beule, an der die Haut verhärtet und geröthet war und heftig schmerzte. Infolge der Hitze und vielleicht unter dem Einflusse neuer Stiche verstärkten sich einige Tage darauf die Symptome noch mehr. Vier der Beulen verschwanden nach einigen Wochen, eine aber am kleinen Finger der rechten Hand blieb und wurde immer größer, es erschien eine kleine Blase, die sich dann wieder senkte ohne sich zu öffnen, die Erhöhung blieb den ganzen Juli und August hindurch und wurde unter dem Einflusse der hohen Sommertemperatur immer schmerzhafter. Erst nach zwei Monaten nahm die Haut wieder ihre gewöhnliche Beschaffenheit an, aber in der Umgebung der Stelle zeigte sich noch lange ein vorstehender harter Ring, der sich durch hartnäckiges Jucken bemerkbar machte. Im Verlauf des Winters schien auch diese Spur allmälig immer mehr zu verschwinden, und auch das Jucken hörte auf, aber immer noch blieb ein kleiner Kreis von röthlichen Knötchen. Féré zeigte die Stelle mehreren Kollegen, ohne eine Aufklärung darüber zu erhalten. Nun aber kommt das Merkwürdigste. Am 27. Juni dieses Jahres wurde er an der linken Hand gestochen, am folgenden Morgen zeigte sich nicht nur an der frisch gestochenen Stelle die charakteristische Beule, sondern auch die alten Knötchen an der rechten Hand hatten sich bedeutend entwickelt, waren mit den Rändern verschmolzen und bildeten wieder eine einzige rothe Erhöhung, die gerade so schmerzhaft war, wie bei einem neuen Stich. Seither nimmt die Beule wieder langsam ab, aber man sieht deutlich, daß es sich um keinen neuen Stich handelt, sondern um ein Wiederaufleben des alten. Also nach einem vollen Jahre war der Mückenstich noch nicht völlig geheilt. Der Fall ist in der medizinischen Literatur bisher ganz unerhört und würde wahrscheinlich auf Unglauben stoßen, wenn er nicht von einer bekannten und bedeutenden Autorität berichtet würde. Er beweist, daß die giftige Wirkung von Mückenstichen gelegentlich durchaus nicht so vorübergehender Natur ist, wie es gewöhnlich angenommen wird.

— Ueber die Heiligen der katholischen Kirche hat ein Trientiner Blatt eine Statistik aufgemacht, eine Zusammenstellung betreffs der in den letzten drei Jahrhunderten von der römischen Kirche heilig und selig gesprochenen Personen. Hiernach beträgt die Zahl derjenigen, welche nach dem Jahre 1500 starben und bis jetzt kanonisirt wurden 96, während in derselben Zeit 320 selig gesprochen wurden. Die Mehrzahl der Heiligen und Seligen gehört dem männlichen Geschlecht an, nur 58 dem weiblichen. Der Nationalität nach, und das ist hierbei wohl das Interessanteste, waren unter den Heiligen und Seligen:

28 Heilige,	48 Selige,	76	insgesammt	Italiener,
17 „	49 „	66	„	Spanier,
1 „	36 „	37	„	Portugiesen,
6 „	8 „	14	„	Franzosen,
12 „	1 „	13	„	Holländer,
4 „	1 „	5	„	Belgier,
1 „	1 „	2	„	Polen, und nur
2 „	2 „	4	„	Deutsche.

Literarisches.

„Was der Kaufmann vom bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß“. Die für den Kaufmann und Gewerbetreibenden kennenswerthesten Bestimmungen des neuen bürgerlichen Rechts. In systematischem Abriß zusammengestellt von G. Hack. 3. Auflage. Oktav — Gebunden — 2.75 M. Verlag der Handels-Akademie Leipzig. — Das Buch überrascht durch das reiche Material, das es in so knapper Fassung bietet, läßt nichts Beachtenswerthes außer Acht, und zeichnet sich besonders durch streng gehaltene sachliche Darstellung aus, die sich nicht verliert in eine Kritik der einzelnen Bestimmungen und weitschweifige Erörterungen, — was ja dem Zweck des Buches nicht entsprechen würde. Dieses reiche Material, bei der knappen, leicht verständlichen und geschickten Art der Darstellung läßt das Werkchen als ganz besonders empfehlenswerth und zur Anschaffung geeignet erscheinen, zumal „Unkenntniß des Gesetzes“ den Kaufmann nicht „vor Nachtheil schützt“ und das neue bürgerliche Gesetzbuch bereits am 1. Januar 1900 in Kraft tritt! Es gibt kaum ein anderes Buch, das seinem Zweck so gut entspräche, wie das vorliegende. Das angehängte alphabetische Sachregister bietet eine bequeme Handhabe für die praktische Benutzung des Buches.

Dr. jur. W. Seeck, Leipzig.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 182. Samstag, den 12. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

11 Roman von O. Sandor.

Jedes Mal, wenn die Hausthür geöffnet wurde, glaubte sie das Rasseln eines Säbels, das Klirren der Sporen zu vernehmen.

Einmal, gegen die Dämmerung hin, meinte sie sicher, den Tritt ihres Bräutigams zu hören, aber wie sie in ihres Herzens Freude hinausrannte um ihn schon auf dem Flur zu bewillkommnen, stand wieder der einfältige Bursche des Leutnants vor ihr, mit seiner stereotypen Erkundigung und einem Billet für das Fräulein.

Annie begab sich mit dem Brief in das Wohnzimmer.

Dicht am Fenster entzifferte sie bei dem Zwielicht des scheidenden Dezembertages den Inhalt des Schreibens.

„Meine theure, gute Annie!

Noch nie ist es mir so schwer gefallen, einen Brief zu schreiben, wie diesen. Und doch darf ich es nicht länger aufschrieben, doch muß es gesagt sein, Geliebte! — Ein unseliges Verhängniß ist zwischen uns getreten und hat unsere Hoffnungen auf die Zukunft vernichtet. Es klingt entsetzt hart und prosaisch, aber es so und nichts läßt sich daran ändern. Ich besitze keinen Pfennig Vermögen und da Dein Großvater durch seinen unverantwortlichen Leichtsinn auch nicht mehr in der Lage ist, uns eine Zukunft zu sichern, so sind leider unsere Illusionen und Hoffnungen für immer zertrümmert. Das Leben eines armen Offiziers ist ein glänzendes Elend unter durchsichtigem Schleier und es ist eine grausame und demüthigende Wahrheit, daß wir, die der edelste Stand über die kleinen Sorgen des Daseins hinweg heben sollte, mehr als jeder Bettler und Arbeiter abhängige Unterthanen des Mammons sind — — sein müssen. Ich kann und darf Dich nicht hinhalten mit vagen Hoffnungen auf ein „Später“. Dezennien können vergehen, bevor ich soweit avancirt bin, um selbstständig ein Haus gründen zu können; wir würden alt darüber werden. Du bist noch jung, Annie, und die Welt steht Dir offen, Du wirst mich vergessen und ein anderes, neues Glück finden, ich muß Dich freigeben um Deinetwillen. In der schmerzlichen Ueberzeugung, die Pflicht eines Ehrenmannes zu erfüllen, schreibe ich Dir diese Zeilen. Bewahre mir ein freundliches Andenken!

Heinrich von Weller.“

Annie las den Brief zwei Mal und ließ denselben dann sinken.

Unwillkürlich griff sie nach der Brust, sie hatte das Gefühl, als sei inwendig nicht alles in Ordnung, so dumpf und schwer hämmerte das Herz.

Sie setzte sich vor dem kleinen, belgischen Kamin an denselben Platz, auf denselben Stuhl, auf dem sie vor wenigen Abenden gesessen und auf dem sie mit Heinrich zusammen Luftschlösser gebaut und Pläne für die Zukunft geschmiedet hatte, und sie weinte, so herzbrechend, so leidenschaftlich, wie nur die Jugend weinen kann, wenn der Orkan des Schicksals die erst keimende Frühjahrsaussaat ihrer Hoffnung vernichtet.

Da schmiegten sich plötzlich zwei weiche Frauenhände an Annie's Wangen, ein warmer Mund berührte den ihren in innigem Kusse.

„O, Mama,“ flüsterte Annie schluchzend.

Frau Julie war ihrer Tochter unbemerkt gefolgt; unbemerkt hatte sie den Brief aufgehoben und gelesen.

„Mein armes Kind,“ sagte sie innig, Annie in ihre Arme ziehend.

Das junge Mädchen hob die thränenflimmernden Augen und sah in das stille, zarte Madonnagesicht der Mutter, mit den blauen, verschleierten Augen und wie Annie nun den Kopf an die Brust der Mutter legte, um all ihr Leid vom Herzen zu weinen, da fühlte sie zum ersten Mal in ihrem jungen, liebverwöhnten Leben das unbeschreiblich große Glück, das im Besitze solcher Mutter liegt.

Lange blieben sie so in enger Umarmung, nur Annie's Schluchzen und zuweilen ein sanfter, tröstender Zuspruch aus Frau Julien's Munde unterbrachen die Stille.

Als Annie sich endlich aus den Armen ihrer Mutter löste, war eine wunderbare Ruhe über sie gekommen. Wohl flossen ihre Thränen noch, aber das Herz war ihr nicht mehr so eng und voll als vordem und sie konnte wieder denken, ohne daß ihre Gedanken sie schmerzten.

„Ich hätte das nicht von Heinrich gedacht," sagte sie leise, „er hat mich nie geliebt, sonst hätte er nicht so handeln können."

„Sage das nicht, Annie," erwiderte Frau Stuhr, „sei gerecht gegen Deinen ehemaligen Verlobten. Er handelte so, wie er nach Lage der Dinge handeln zu müssen glaubte und wie er vielleicht auch handeln mußte. Wir leben in einer Zeit, wo die Ideale nicht mehr selbstständig, sondern nur mit dem Praktischen verschmolzen, durchdringen können. Bei ruhiger Ueberlegung wirst Du einsehen, daß die Handlungsweise des Leutnants eine durchaus korrekte war, über die Niemand ihn tadeln kann. Denn es ist wahr, was er in Anbetracht der Verhältnisse schreibt, er durfte Dich nicht mit unerfüllbaren Hoffnungen hinhalten. Ich bin überzeugt, Du wirst diesen Schlag überwinden und dann vielleicht glücklicher sein, als Du es an seiner Seite geworden wärest."

„Niemals," sagte Annie mit der raschen Entschiedenheit der Jugend, „ich werde ruhig werden, aber glücklich — — niemals!"

Frau Stuhr schwieg eine Weile, ein schwermüthiger Schatten verdüsterte ihre Seele.

„Doch, Annie," sagte sie, „glaube mir, jene Schmerzen, die uns durch den Tod oder solche Schicksale zugefügt werden, welche ohne unsere Schuld und unser Zuthun von oben herabkommen, die brausen im Momente auf, um sich im Laufe der alles ausgleichenden Zeit auszuebnen, auszumildern in die Formen stiller Wehmuth und Trauer. Aber es gibt Ereignisse, in deren Schatten wir unser ganzes Leben wandeln müssen und deren Erinnerung uns nachbrennt, wie eine ewig glühende Kohle. Wenn Du mir zuhören willst, werde ich die Schatten meiner eigenen Vergangenheit vor Dir aufbeschwören, um Dir zu zeigen, wie viel tieferes Leid es noch gibt, als das Deine."

„Ich wurde durch den rasch nacheinander folgenden Tod meiner beiden Eltern kurz nach meiner Einsegnung Waise," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „und da ich nichts besaß als meine durch eine vorzügliche Erziehung erlangten Kenntnisse, mußte ich mir mein Brod bei fremden Leuten verdienen. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich eine Stellung als Gesellschafterin bei einer reichen Dame annahm und mit dieser die Sommermonate in Baden-Baden zubrachte. An der table d'hôte des Hotels, in dem wir wohnten, saß mir eines Mittags ein elegant gekleideter Fremder gegenüber, dessen unverwandt auf mich gerichteten Blicke mich mit einem Gemisch von Unwillen und eitler Genugthuung erfüllten. Acht Tage wiederholte sich das vis-à-vis, ohne daß ich den Namen des Mannes erfuhr und mit jedem Tag wurden seine Blicke glühender, sprechender. Da gesellte er sich eines Vormittags gelegentlich eines einsamen Spazierganges zu mir, stellte sich mir als ein Herr Rudolf Luft aus Wien vor und knüpfte ein Gespräch an. Er machte einen angenehmen Eindruck auf mich; wir trafen uns fortan öfter. Ich war jung und unerfahren, ich hatte Niemand, der Theil an mir nahm, zu dem ich mich aussprechen durfte, der mir rieth und mich leitete. Ehe ich mich dessen versah, erwachte eine Neigung für Rudolf Luft in mir und als er mir nach einiger Zeit seine Liebe erklärte, stand ich nicht an, ihm auch meine Gefühle zu verrathen. In blinder Vertrauensseligkeit glaubte ich ihm alles, was er mir sagte, selbst eine wunderbare konfuse Erbschaftsgeschichte, nach der er sich, um ein großes Vermögen zu erlangen, entweder gar nicht oder mit einer gewissen Dame verheirathen solle, und deren Logik darin gipfelte, daß unsere Ehe möglichst geheim behalten werden müsse. Ich war mit allem einverstanden. In einem kleinen badischen Städtchen wurden wir getraut, dann gingen wir auf Reisen, später wollten wir in Wien wohnen. Wir waren erst einige Wochen verheirathet, als unser Zusammenleben für meinen Mann den Reiz des Neuen verlor; allmälig wurde er gereizt und übellaunig und schließlich geradezu rücksichtslos in seinem Benehmen gegen mich. Ich ertrug die Ausbrüche seiner schlimmen Launen geduldig, ich hoffte, es würde mit der Zeit besser werden, meine Liebe und Sanftmuth, so dachte ich, sollten seinen Ungerechtigkeiten einen Damm entgegen setzen, an dem die Wogen seines Zornes ohnmächtig abprallten, aber dieser Wahn wurde mir auf eine entsetzliche Weise genommen. Sechs Monate nach unserer Hochzeit weilten wir in München. Eines Nachts kam mein Gatte nicht nach Hause und am Abend des folgenden Tages, an dem ich mich in Unruhe und Zweifel verzehrte, erhielt ich durch den Postboten einen eingeschriebenen Brief. Ahnungsbefangen brach ich das Schreiben auf. Zwölf Tausendmarkscheine fielen mir entgegen und daneben ein Zettel mit einigen flüchtigen Zeilen —"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag aus dem Leben Kaiser Nikolaus II.

Zu den Frühaufstehern gehört der gegenwärtige Zar nicht, denn für gewöhnlich erhebt er sich erst um 8 Uhr von seinem Lager. Um 9 Uhr trinkt er mit der Kaiserin Thee und schon eine halbe Stunde später ist er in seinem Arbeitszimmer mit der Zeitungslektüre beschäftigt. Wenn der Franzose Landet, der ein Kapitel seines kürzlich veröffentlichten Buches „Nikolas II. intime“ dem täglichen Leben des jetzigen Kaisers von Rußland gewidmet hat, recht unterrichtet ist, liest Nikolaus II. eifrig Zeitungen aus den verschiedenen Ländern, mit Vorliebe den „Figaro“ und den „Matin“, zu deren treuen Abonnenten er, wie sein Großvater und Vater gehört.

Auf das Zeitungslesen verwendet der Zar täglich eine Stunde. Um halb 11 Uhr macht er einen kurzen Spaziergang im Parke des Schlosses, in welchem er sich gerade aufhält. Um 11 Uhr beginnt seine Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten, indem er seine Minister empfängt, und zwar mit solcher Eintheilung, daß an jedem Tage zwei Minister zur Audienz vorgelassen werden. Für alle übrigen Personen, denen eine Audienz bewilligt ist, gilt, wenn der Kaiser in Peterhof residirt, folgendes Zeremoniell: Sie müssen Morgens mit einem bestimmten Zuge von Petersburg nach Peterhof fahren, wo Wagen des Hofes sie erwarten. In einem Nebengebäude des Palais, wohin man sie zunächst führt, werden ihnen belegte Butterbrode und Thee vorgesetzt. Punkt halb 11 Uhr besteigen sie wieder dieselben Wagen und fahren nach dem kaiserlichen Wohnsitz, wo sie, nachdem sie mehrere Säle durchschritten haben, zu dem eigentlichen Wartesaal gelangen, in dem sich zu jener Tageszeit fast immer Offiziere und Beamte aufhalten, die dem Zaren für ihre Beförderung ihren Dank aussprechen wollen. Dieser Salon ist mit Gemälden, die die kaukasischen Kriegszüge darstellen und mit einer Zimmerbekleidung geschmückt, die Felix Faure bei seinem Besuche am russischen Hofe dem Zaren zum Geschenk machte. Auf dieser gewebten Tapete sind die guten Feen um die Wiege einer kleinen Prinzessin versammelt, die wahrscheinlich das französisch-russische Bündniß versinnbildlichen soll.

Aus dem Wartesalon werden die der Audienz harrenden Personen von einem Heiducken durch einen anderen großen Saal und einen langen Wandelgang zu dem Salon geführt, wo sich die dienstthuenden Adjutanten aufhalten. Einer derselben öffnet nun die zum Kabinet des Kaisers führende Thür, nennt mit lauter Stimme den Namen desjenigen, der vorgelassen werden soll, und läßt ihn eintreten. Der Zar, der bei diesen meistens nur wenige Minuten währenden Audienzen gewöhnlich die Uniform des Preobraschenskischen Regiments trägt, pflegt an jeden seiner Besucher einige freundliche Worte zu richten. Nach Beendigung der täglichen Audienzen frühstückt er gemeinsam mit seiner Gemahlin und unternimmt dann gewöhnlich auch in ihrer Gesellschaft eine Spazierfahrt durch den Park. Nach dei Rückkehr ertheilt er wieder Audienzen, während die Kaiserin zu derselben Zeit die Gemahlinnen der Minister oder Gesandten empfängt.

Von 4—8 Uhr Abends arbeitet Nikolaus II. allein in seinem Zimmer, indem er sich mit der Prüfung von Berichten, Gesetzesvorschlägen und den aus allen Provinzen seines gewaltigen Reiches einlaufenden Schriftstücken beschäftigt. Um 8 Uhr dinirt er im Kreise seiner Familie, meistens sind aber auch Gäste zur kaiserlichen Tafel geladen, am häufigsten Offiziere und Gelehrte, deren Gesellschaft der Zar und seine Gemahlin besonders zu lieben scheinen.

Gegen 9 oder 10 Uhr, je nachdem Gäste geladen sind oder nicht, setzt der Kaiser sich wieder an seinen Arbeitstisch und verläßt denselben erst gegen Mitternacht. Während dieser nächtlichen Arbeitszeit leistet ihm die Kaiserin gewöhnlich Gesellschaft, wobei sie Handarbeiten macht oder zeichnet, oder ihrem Gemahl auch etwas vorspielt, wenn er dadurch in seiner Beschäftigung nicht gestört wird.

Jeden Sonntag besuchen der Zar und die Zarin gemeinschaftlich die Kirche. In seinen Mußestunden hört Nikolaus II. gern Musik, für Wagner scheint er jedoch nicht zu schwärmen. Als Liebhaber von alterthümlichen Möbeln hält er es nicht unter seiner Würde, gelegentlich selbst auf die Suche nach solchen zu gehen. Im Gegensatz zu seinem Vater ist er kein eifriger Jäger, nur Parforce-Jagden bereiten ihm wirkliches Vergnügen. Dem Lawn-Tennisspiel ist er leidenschaftlich ergeben und widmet demselben wohl am liebsten seine freie Zeit.

Auch zu Pferde ist er in seinem wahren Element und gilt als ausgezeichneter Reiter. Von den 500 bis 600 Pferden, die in den kaiserlichen Marställen stehen und zum größten Theil aus Deutschland stammen sollen, sind 6 Reitpferde für seinen persönlichen Dienst bestimmt. Für seine Ausfahrten, bei denen er ohne Furcht durch die Straßen seiner Hauptstadt fährt, werden nur solche Pferde vorgespannt, die vollkommen eingefahren sind und die Straßen, durch die der Zar gewöhnlich fährt, ganz genau kennen.

Wie sein Vater, ist der gegenwärtige Kaiser ein großer Freund der russischen Nationalgerichte, Suppen, in denen es an Fleischbissen nicht fehlt, die also, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, zugleich etwas „zum Schlürfen und Essen" darbieten. Zu den Lieblingsspeisen des Zaren gehören auch die sogenannten Kilki, eine Art von schmackhaften Sprotten, die besonders im finnischen Meerbusen gefangen werden. In Bezug auf Getränke hat Nikolaus II. eine ausgesprochene Vorliebe für Champagner und rothe Bordeaux-Weine.

Was das Auftreten des Zaren in der Oeffentlichkeit anbetrifft, so fühlt er, wie Eugen Zabel in seinem fesselnden Buche „Im Reiche des Zaren" schreibt, daß der Beherrscher Rußlands vor allem Muth zeigen und seine Persönlichkeit der Menge gegenüber durch selbstbewußtes und furchtloses Auftreten zur Geltung bringen müsse. Sein Vater wohnte im Winter in seinem Schloß in Gatschina wie in einer Festung, der sich im weiten Umkreis niemand nähern durfte, und im Sommer in dem Schloß Alexandria im Peterhof das ebenfalls durch eine hohe Mauer von seiner Umgebung getrennt war. Nikolaus II. hatte beschlossen, in seiner Hauptstadt Petersburg zu bleiben und wieder das Winterpalais zu beziehen, wo für ihn die nach der Newa zu gelegene Flucht von Zimmern eingerichtet werden soll. Der blutige Schatten seines Großvaters flößt ihm keinen Schrecken mehr ein. Er vertritt die Anschauungen und Empfindungen einer neuen Generation, die nicht rückwärts sondern vorwärts zu blicken versucht. Als Nachfolger Peter des Großen weiß und fühlt er, daß er vor allem da sein und gesehen werden muß, daß seine Nation von ihm ein männliches Auftreten und energisches Zugreifen verlangt, daß keine Leibgarde ihn sicherer schützen kann, als die Ehrfurcht, die er durch seine Persönlichkeit den Leuten auf der Straße einflößt.

Mannigfaltiges.

— Daß der Tod durch den Zahn wilder Thiere zu den wenigst schmerzlichsten gehört, will ein englischer Gelehrter in einem eben erschienenen Buche beweisen und bringt zu diesem Behufe zahlreiche Zeugnisse bei, denen das „Journal des Débats" folgende entnimmt. Ein englischer Kapitän schreibt: „Die Löwin stürzte auf mich los und warf mich zu Boden. Ich verlor sofort das Bewußtsein, und kam erst wieder zu mir, als man mich aufgehoben hatte. Der Tatzenhieb und der Blutverlust hatten mich empfindungslos gemacht und erst nach einigen Tagen empfand ich Schmerzen." — Ein Leutnant der Kolonialarmee äußert sich ähnlich: „Was meine Empfindung betrifft, die ich bei Angriff des Löwen hatte, so muß ich gestehen, daß ich keinen Schmerz fühlte. Die Bestie biß mich, das sah ich genau, aber das Bewußtsein verließ mich nicht, ich war vollständig schmerzfrei." — G. Neve, Spitalarzt zu Srinagar in Kaschmir, behandelte etwa zehn Personen, die von Bären überfallen worden waren und übereinstimmend erklärten, daß sie Anfangs gar keinen Schmerz verspürten. Kurz, von 62 Personen, die der englische Gelehrte befragte, erklärten 60, daß sie unter dem Zahn der Bestien keinen Schmerz spürten.

— Ein Harem auf Rädern. Wie ein Petersburger Blatt berichtet, hat der Zar dem Emir von Buchara einen Galazug zum Geschenk gemacht, der aus zwei Salon- und einem Schlafwagen besteht. Eine der drei in luxuriösem Stil eingerichteten Abtheilungen hat der Emir für die ihn auf Reisen begleitenden Schönen seines Harems bestimmt. Sämmtliche Fenster dieses Waggons sind daher vergittert und mit dichten Vorhängen versehen worden, so daß kein neugieriger Blick in das mit echt orientalischer Pracht ausgestattete Innere dringen kann. Gleich hinter der Lokomotive befindet sich noch ein kleiner Wagen mit einer Küche, deren Einrichtung speziell für die mohamedanische Art, zu kochen, berechnet ist. Der Emir ist außerordentlich stolz auf dieses kaiserliche Geschenk und gedenkt, es so viel wie möglich zu benützen.

— Verzwickte Rechnung. In Vandsburg hatte eine arme Frau Holz gestohlen und soll dafür 1 Mark Strafe zahlen oder einen Tag Haft verbüßen. Zahlung erfolgte nicht und die Zwangsvollstreckung fiel fruchtlos aus. Daher mußte die Frau dem Gericht zwangsweise vorgeführt werden da sie nicht gutwillig ging. Der Gemeindediener wurde beauftragt, die Frau — es war seine eigene — zur Abbüßung der Strafe vorzuführen. Dies geschah. Dafür ließ sich der Mann 1 M. 50 Pfg. Transportkosten zahlen; von diesem Betrage zahlte er nun jene 1 M., so daß ihm noch 50 Pfg. Nettoverdienst übrig blieben.

— Kleines Mißverständniß. Ausflügler: „Sie sollten die Schweine nicht so nahe beim Hause halten!" — Bauer: „Warum?" — Ausflügler: „Weil es nicht gesund ist!" — Bauer: „Dös is net wahr! Dö Schwein' san no nit an einzig's Mal krank g'wesen!"

— Ein schöner Traum. Süffel: „Was ist Dir denn passirt, Bummerl, daß Du so beglückt dreinschaust?" — Bummerl: „Ich habe einen wunderschönen Traum gehabt: Trinke da im Hofbräu zehn Krügel und wie's zum Zahlen kommt, wache ich auf!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 183. | Montag, den 14. August. | 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

12 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Frau Julien's Stimme brach; erst nach Minuten konnte sie fortfahren.

„Mit frivolen Worten enthüllte er mir, daß ich das Opfer eines schurkischen Streiches geworden sei. Er hätte nie daran gedacht, mich zu heirathen; könne mich überhaupt nicht heirathen; der Name Rudolf Luft sei ein erdachter, seine Papiere falsch, die Trauung eine Komödie gewesen. Der inliegende Betrag möchte mich für den ausgestandenen Schreck entschädigen; er habe die ganze Sache als Scherz betrachtet, ich möge mir die Affaire nicht weiter zu Herzen nehmen.“

„Arme Mutter,“ sagte Annie erschüttert.

„Ich war dem Wahnsinn nahe,“ sagte Frau Julie düster, „am liebsten hätte ich die Geldscheine, mit denen er der Geächteten ihre Ehre bezahlen wollte, zerrissen, aber die eiserne Nothwendigkeit zwang mich, sie zu behalten. Ich fühlte mich im Besitze eines Geheimnisses, das ich ihm in nächster Zeit hatte anvertrauen wollen und dessen Enthüllung mir, wie ich geglaubt hatte, seine Liebe wiedergewinnen sollte.“

„Fünf Monate weiter wurde mir in dem stillen Hause einer Wittwe eine Tochter geboren. Da ich unter den obwaltenden Umständen nicht selber die Erziehung des Kindes übernehmen konnte, überließ ich es der Frau, die es liebevoll zu pflegen versprach. Als Sicherheit gab ich ihr ein Sparkassenbuch über zehntausend Mark; später, wenn ich mir draußen genug erworben hatte, um selbst ein Hauswesen gründen zu können, wollte ich meine Tochter wieder zu mir nehmen. Dann ging ich nach Berlin, wo ich in ein größeres Wäschegeschäft als Verkäuferin trat. Hier lernte ich nun Deinen Vater kennen — —“

„Was soll ich weiter sagen! Ich wurde ein glückliches Weib. Nur die trüben Erinnerungen der Vergangenheit und der Gedanke an mein armes, verlassenes Kind trübten das sonnige Glück meiner Ehe. Denn so edel und selbstlos Dein Vater war, konnte er sich nicht entschließen, das fremde, namenlose Kind aufzunehmen und es als Familienglied unserm Hause einzureihen. Da wurde Georg geboren und die überströmende Freude seines Herzens stimmte ihn weich und nachgiebig; an Georg's Tauftag versprach er meinen lange gehegten Wunsch dennoch zu erfüllen.“

„Ich hatte lange keine Nachricht aus München erhalten; mein Brief, den ich noch am selben Tage fortschickte, kam nach kurzer Zeit als unbestellbar zurück. Darauf reiste mein Gatte selbst nach München, kam aber, traurig über die Erfolglosigkeit seiner Reise, nach einer Woche wieder. Die Frau hatte sammt dem Kinde seit Monaten München verlassen; den Betrag des Sparkassenbuches hatte sie erhoben. Niemand wußte, wohin sie sich gewandt hatte, ihre Spur war verwischt, sie blieb verschollen.“

„Sie blieb verschollen?“ fragte Annie, „habt Ihr nie wieder etwas von ihr gehört?“

„Weder von ihr, noch von meinem unglücklichen Kinde. Wir haben alles Erdenkliche aufgeboten, eine Spur zu finden — vergebens. Das ist es, was noch heute mein Leben verfinstert; die offene Frage, was aus meiner ältesten Tochter geworden, ob sie gestorben, verdorben ist — der Gedanke wird mich bis an mein Ende verfolgen und noch meine Sterbestunde verbittern.“

„Furchtbar!“ sagte Annie, „und jener Elende, habt Ihr nie nach ihm geforscht?“

„Doch,“ entgegnete Frau Stuhr, „ehe ich den Verlobungsring meines Gatten an den Finger steckte, legte ich ihm eine umfassende Beichte ab. Mein Trauschein, das Zeugniß des Geistlichen, der mich mit Rudolf Luft getraut hatte, und die Zeugen bewahrheiteten meine Aussage und rechtfertigten mich. Dein Vater ließ sowohl in Oesterreich als in Deutschland eingehende Recherchen nach einem Rudolf Luft anstellen, ohne den geringsten Erfolg und es ist deshalb wohl anzunehmen, daß er unter falscher Flagge seinen Schurkenstreich in Szene setzte. An der Hand des Schreibens,

das ich von ihm erhalten, wurde es uns leicht, die gesetzlichen Formalitäten zu erlangen, welche mich endgiltig von ihm trennten."

„Meine arme Mutter!" sagte Annie tief ergriffen, „ja Du hast Recht, dagegen schrumpft mein Leid so winzig zusammen, daß ich mich schäme, so verzweifelt zu sein. Ich will mich bemühen, mich wenigstens äußerlich zu fassen."

In ihr Gespräch vertieft, hatten die beiden Frauen nicht das Pochen an der Thür gehört.

Erst durch ein Räuspern wurden sie die Anwesenheit des Dienstmädchens gewahr.

„Herr Stuhr läßt eine der Damen bitten, herunter zu kommen, und hier ist ein Telegramm," sagte das Dienstmädchen.

Frau Julie öffnete die Depesche.

„Von Georg," sagte sie, „er trifft morgen Vormittag ein. „Armer Georg — —" fügte sie wehmüthig hinzu, „auch auf Dich wartet eine Enttäuschung."

Sie gingen beide nach unten.

Herr Stuhr befand sich ziemlich wohl, nur quälte er sich, seitdem er wieder bei Besinnung war, unausgesetzt mit Vorwürfen und Selbstanklagen, und es bedurfte Frau Julien's Beredsamkeit, um seine finsteren Reflexionen einigermaßen zu zerstreuen.

Die Nachricht von der Ankunft des Enkels erfüllte ihn zugleich mit Freude und Trauer; in seiner Aufregung bemerkte er nicht Annie's verweinte Augen, auch ihre Schweigsamkeit fiel ihm nicht auf.

Am nächsten Morgen wollte er durchaus das Bett verlassen und da der Arzt nichts gegen diesen Wunsch einzuwenden hatte, setzte er diesen Willen durch.

Wohleingehüllt in Decken und Kissen saß er im Lehnstuhl und erwartete seinen Enkel.

Frau Stuhr hatte ihren Sohn vom Bahnhof geholt und ihn unterwegs schon von dem geschehenen Unglück unterrichtet. Deshalb überraschte ihn der Anblick des Kranken nicht, als er, von seiner Mutter gefolgt, in das Zimmer trat.

„Mein Georg," sagte Herr Stuhr mit erstickter Stimme, dem schönen, stattlichen jungen Mann beide Hände entgegenstreckend.

„Willkommen! Ein trauriges Willkommen!"

„Mein Großvater!"

„Ich habe schwer an Euch gesündigt," sagte der alte Mann seufzend, „aber ich meinte es gut. Das Haus Bookendaal war so unantastbar — schien es wenigstens — ach, und nun wollte ich Dir ein Eigenthum gründen, ein großes Geschäft, ach, und nun ist alles vorbei — mein Gott — —"

Um die von einem dunklen Schnurrbart beschatteten Lippen des jungen Mannes zog ein herzgewinnendes Lächeln.

„Mache Dir darum keine Sorgen, Großpapa," sagte er herzlich. „Mama ist Zeugin, wie leicht ich die Nachricht von dem Verluste nahm. Eigentlich bin ich auch noch viel zu jung, um mich schon selbstständig zu etabliren. Ich sehe der Zukunft mit freudiger Zuversicht entgegen. Bin ich nicht jung und kräftig, habe ich nicht meine gesunden Sinne, die mir vorwärts helfen werden? Bist Du mir nicht selbst ein leuchtendes Vorbild, Großpapa, wie man durch eigene Kraft und auf eigenen Füßen sich den Weg zu einer sorgenlosen Existenz bahnen kann? Hältst Du mich schwächer, feiger und träger als Du es selbst warst? Und hast Du mir in meinen Kenntnissen nicht ein Kapital gegeben, das sicherer ist und bessere Zinsen trägt, als einige hunderttausend Mark baares Geld? Ja, Großpapa, so lange ich lebe, sollt Ihr nichts entbehren, ich werde für Euch sorgen, wie Ihr für mich gesorgt habt, ich kann und will arbeiten, doppelt freudig, wenn es für Euch ist."

Georg drückte die Hand des Greises.

Frau Julie stand hinter ihrem Schwiegervater und schlang den Arm um seinen Hals.

Annie hockte auf einem Schemel zu seinen Füßen und schmiegte den Kopf an seine Knie.

Es war ein liebliches, rührendes Familienbild, diese Gruppe, wie es schöner und zum Herzen sprechender nicht in einem Wildenbruch'schen Drama zum Ausdruck gelangen konnte.

Dem alten Herrn stürzten Thränen aus den Augen.

„Auch ich werde zu unserem Unterhalt beitragen," sagte Annie, „ich kann auch arbeiten und die Arbeit wird mich von thörichten Gedanken ablenken."

„Gott segne Euch, Kinder," rief Herr Stuhr mit mühsam beherrschter Stimme, „was Ihr in dieser Stunde an mir thut, das wird wie ein Rosenschimmer über den Rest meines Lebensabends strahlen, das wird in mir nachklingen wie Psalter und Harfenklang bis zu meinem letzten Augenblick. Wie habe ich mein ganzes Leben gearbeitet und gestrebt, um das tägliche Brot und später um den Gewinn und wie glaubte ich mich gesegnet, wenn mein Streben von goldener Frucht gekrönt wurde. Welch' ein Wahn! Es kam und ging; es huschte auf wie ein Irrlicht, um wieder und für immer zu versinken. Und doch möchte ich beinahe dem Schicksal danken für den Verlust, denn noch nie habe ich ein so warmes Glück in mir empfunden, als in dieser Stunde unter Eurer Liebe. Ja,

wen der Herrgott segnen will, dem spendet er nicht todte Mammonsschätze, dem schenkt er auf seine alten Tage gute, liebe Kinder, die ihn tragen und beglücken. Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser und deshalb wird es Euch gut gehen in Eurem Leben, denn mein Segen geht mit Euch, er begleitet Euch und —" der alte Mann schluchzte vor Rührung, „und daß mein Segenswunsch in Erfüllung gehe, das walte Gott. Amen!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule.

Ein Pädagoge schreibt uns:

Schon seit langen Jahren mit dem Unterrichte der Kleinen, bezw. der Kleinsten beschäftigt, gelangte ich zu der merkwürdigen Erfahrung, daß unsere Stadtkinder, namentlich aus dem Bürger- und Arbeiterstande, mit einer ungewöhnlichen Begriffsarmuth in die Schule treten. Selbst von solchen, dem kindlichen Geiste ganz nahe liegenden Dingen, fehlte die Einbildungskraft und das Unterscheidungsvermögen.

Der „Baum" ist den Kindern nur als Ganzes bekannt; vielen waren die Begriffe: Stamm und Laub fremd, der Ausdruck „Krone" keinem einzigen geläufig. Hinsichtlich unserer Thierwelt herrschte bei Vielen nur eine allgemeine Auffassung, so daß Hund und Pferd ganz getrost zu den Vögeln gezählt werden. Unter 75 Kindern hatte hier noch keines einen Weinberg gesehen, viele noch keinen Wald. Steine sind nur als rothe und blaue, oder Backsteine bekannt; nicht eines wußte die richtigen Begriffe Sandstein, Basalt Gneiß 2c. Seen, bezw. Teiche sind natürlich keine zu sehen; jedes Wasser, selbst jede Pfütze ist „a Mau". Daß man den Main auf einer „Brücke" überschreitet, wissen auch nur einige und daß noch ein Bach, die „Aschaff", da ist, kennen nur unsere Seesträßer über dem Steg. Vielen ist sogar noch nicht bewußt, daß der Mensch auf Füßen geht und einen Mund hat; für sie gibts die „Van" und „a Maul". Daß die Sonne am Tage scheint, Sonne und Mond in der Nacht, war für viele eine unentdeckte Wissenschaft. Daß Bruder, Schwester und Onkel, Geschwister, Eltern, Großeltern, Tante, auch Menschen sind und bei uns wohnen, ja sogar uns etwas nahestehen, war manchen noch fremd. So könnte man noch eine Menge Dinge anführen, um zu zeigen, wie geistig arm viele Kinder zur Schule kommen.

Worin ist nun diese Begriffsarmuth begründet? Einmal in dem Umstande, daß die Eltern zu wenig mit ihren Kindern sprechen. Viele sind so unvernünftig, die Neugierde oder besser den Wissenstrieb durch ein barsches Wort abzuschneiden. Auf Spaziergängen fehlt oft jegliche Belehrung. Vater, Mutter und Geschwister haben nur den einzigen Zweck im Auge, möglichst bald in der vorgesehenen Wirthschaft zu landen. Ist es nicht bezeichnend, daß keines noch einen Weinberg, viele noch keinen Wald gesehen haben? Ein anderer Umstand liegt darin, daß viele Kleinen, wenn sie kaum laufen können, schon in die Kinderschule gebracht werden. Diese ist, von unserem Standpunkte aus betrachtet, nur ein nothwendiges Uebel nur da berechtigt, wo die Eltern durch berufliche Arbeit zu sehr in Anspruch genommen sind, ihre Kinder zu beaufsichtigen und zu pflegen, solche vor leiblichem und geistigem Schaden zu bewahren. Die einzige richtige Erziehungsstätte für das Kind unter 6 Jahren ist und bleibt das Elternhaus. Der Umgang mit der Mutter, mit den älteren Geschwistern und mit Menschen jeder Altersstufe erweitert sein Wissen auf Schritt und Tritt, schärft seine Beobachtungsgabe, hebt den Wissenstrieb und begründet nach und nach ein sicheres Urtheil. Wo bleibt aber in der Kinderschule unter gleichalterigen Genossen diese Anregung? Selbst die aufopferndste Kindergärtnerin oder Schwester ist nicht im Stande, allen die entsprechende geistige Nahrung zu reichen, wie sie aus den Bedürfnissen und Interessen jedes einzelnen erwächst. Da aber bei der Menge der Kinder die Individualität des einzelnen nicht berücksichtigt werden kann, so muß auch ein gewecktes sein Interesse verlieren und verdumpft. Schon das Wort „Schule" ist mir in Anwendung auf die Beaufsichtigung und Pflege dieser Kinder verhaßt.

In der That haben sich auch viele solcher Anstalten mit einem Beiwerk umkleidet, das nur zu sehr an den regelrechten Schulbetrieb und ans Lernen erinnert. Es ist ganz verkehrt, solchen armen Kindern — oft sind es allerdings nur einzelne bessere und begabtere, an welche die viele, schöne Zeit verschwendet wird — ellenlange Gebete und großartige Gedichte und Zwiegespräche einzutrichtern, von deren Inhalt sie auch nicht ein Jota verstehen.

Jedem Lehrer ist es sicher viel lieber, wenn die Kleinen nur das Kreuzzeichen machen oder das Vaterunser richtig beten können und verzichtet gerne auf den Schatz von den hunderterlei Gedichten und Sprüchen. Geradezu frevelhaft aber ist es, wenn man mit diesen Kleinen schon den Schreib- und Leseunterricht beginnt. Es ist eine Versündigung an ihrem ganzen Sein. Solche Kinder sind in der Regel in der ersten Zeit vorlaut und das Kreuz der Lehrer, da sie nur schlecht aufpassen und ihre Mitschüler belästigen;

späterhin fallen sie gerne ab, werden nachlässig und bleiben nicht selten hinter den anderen zurück. Noch schlimmer ist es mit denen der Fall, welche schon etwas schreiben können. Die einmal angewöhnte schlechte Haltung ist gar schwer wieder zu korrigiren, und fast ausnahmslos bekommen solche Kinder eine schlechte Schrift. Anders ist es beim allmäligen und planmäßigen Fortschreiten eines methodischen, richtigen Schulunterrichts. Zum Lernen ist's in der Volksschule immer noch Zeit genug; das Kind in diesem Alter aber soll spielen und nichts als spielen und spielend lernen.

Mannigfaltiges.

— Eine merkwürdige Dorfkirche. In dem hannover'schen Dorfe Lübbow, das hart an der Salzwedeler Kreisgrenze liegt, steht eine Dorfkirche, die nicht ihresgleichen findet und die in ihrer unangetasteten Ursprünglichkeit ein bauliches Zeichen der Zeit aus einem vergangenen Jahrtausend bildet. Die Kirche ist uralt, war ehemals unter katholischer Kirchenverwaltung und ist nach der Reformationszeit an eine Protestantengemeinde gefallen. So wie das Gotteshaus früher war, ist es geblieben, denn abgesehen von geringen Ergänzungen, die dem Verfall des Daches Einhalt thun sollten, brauchte man von den felsenfesten Feldsteinmauern der Kirche keinen Verfall zu befürchten. Sie bildet ein hohes Steinquadrat mit einem Dach, 9 Jahrhunderte lang ohne Fenster und hatte nur eine Eingangsthüre; erst neuerdings sind an der hinteren Seite des Kirchengebäudes zwei kleine Fenster angebracht worden. Die Kirche war stets ohne Thurm, wie überhaupt ohne jeden thurmartigen Aufbau, hatte keine Uhr, keine Glocken. Ist nun schon der Außenbau, dem einer massiven Feldsteinscheune auf ein Haar ähnlich, befremdend und bemerkenswerth, so zwingt Einem der Innenraum die größte Verwunderung ab. Das Gotteshaus hat weiter nichts, als kahle, roh getünchte vier Wände, es hat keine Bänke, keine Sitzgelegenheit für die Andächtigen, keine Heizung, keine Beleuchtung, es fehlt der Altar mit dem Kruzifix und anderen Kirchengeräthschaften, es ist keine Kanzel vorhanden, keine Sakristei; blickt man in die Höhe, sieht man in das Balkenwerk des Daches hinein. An der Längsseite des Kirchenraumes liegt ein langer, alter Holzstamm, auf dem sich die Kirchenbesucher niederlassen; er soll noch aus grauer Vorzeit dort liegen. Am Ende der Kirche ist ein mächtiger Steinaltar aufgerichtet, wenigstens hat das hohe, eckige Mauerstück seit Jahrhunderten dafür gegolten. Links und rechts von ihm sind zwei in Stein gehauene Ruheplätze in den Ecken angebracht. Einmal im Jahre und zwar stets am Jakobstage wird in dieser Kirche Gottesdienst abgehalten, der letzte Gottesdienst war am Dienstag vergangener Woche und wurde von dem Geistlichen des benachbarten hannover'schen Dorfes Rebenstorf abgehalten. An solchen Tagen wird der sandige Steinaltar mit einer Decke belegt und ein Kruzifix daraufgestellt; ein Theil der Dorfbewohner nimmt auf dem erwähnten alten Baumstamm Platz, die anderen bringen jeder einen Stuhl und ein Gebetbuch mit. Eine feierliche Weihestimmung zieht in den alten Gottestempel ein, in dem längst vergangenen Geschlechtern Gottes Wort gepredigt wurde. Neigt sich die Nacht über Dorf und Kirche, dann finden Nachtvögel durch die Dachöffnungen Eingang in das alte Kirchengemäuer.

— Immer zerstreut. Professor (der sich im Walde verirrt, hört einen Kuckuck rufen): „Horch, nun ist es nicht mehr weit vom Dorf; habe doch eine Kuckucksuhr gehört!"

— Aus einer Vertheidigungsrede. Als Milderungsgrund für die Angeklagte möchte ich noch ihre heutzutage gewiß besonders hoch zu schätzende Tugend anführen, daß sie nicht radelt.

— Wörtlich befolgt. Frau (Gattin eines Rechtsanwalts): „Was soll ich denn dem faulen, verliebten Frauenzimmer in's Dienstbuch schreiben?" — Mann: „Nach den gesetzlichen Vorschriften muß das Zeugniß eine Bestätigung über Treue und Fleiß enthalten." Frau: „Gut. So werde ich schreiben: War treu — ihrem Liebhaber und fleißig — im Ausgang."

Sinnsprüche.

Um zu entflieh'n der Menschheit Leiden,
Aus freier Wahl von dieser Erde scheiden,
Ist Feigheit oder Fiebergluth;
Des süßen Daseins Glück verachten,
Weil Elende es zu verderben trachten,
Ist Narrenstolz und Mörderwuth;
Verzeihlicher ist es, dem Leben zu entsagen,
Um an das Loos die Schuld freiwillig abzutragen.

Hammer-Purgstall.

* * *

Viele gesellen sich dir beim Becher als traute Genossen,
Doch zu entschlossener That bleiben dir wenige treu.

Geibel.

* * *

Von dem ersten Schlag und Streich
Fällt ein großer Baum nicht gleich;
Was auf einmal nicht gelingt
Zeit und Fleiß zuwege bringt.

Müller.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 184. Mittwoch, den 16. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

13 Roman von O. Sandor.

6. Kapitel.

In die rechten Hände.

Rette sich, wer kann, war seit Wochen die Parole der Geschäftswelt. Die Explosion der Bookendaal'schen Bank hatte eine furchtbare, erderschütternde Detonation in der Börse verursacht und eine Panik hervorgerufen, die jeder Beschreibung spottete.

Noch schwankte der Boden des Börsentreibens unter der Rückwirkung des entsetzlichen Ereignisses; die Banken fielen wie Kartenhäuser und doch waren die Folgen des Bookendaal'schen Fallissements noch nicht im Entferntesten abzusehen.

In demselben Maße wie sich ehemals die Börsenmatadore mit dem Vertrauen des großen Marktlenkers cajolirt und die kleineren Häuser nach der Auszeichnung mit dem Hause Bookendaal in Verbindung treten zu dürfen, geschmachtet hatten, ebenso war der nicht von dem Nimbus der Größe und Unfehlbarkeit umflossene Name Bookendaal jetzt verfehmt und geächtet.

Die geprellten Gläubiger waren außer sich vor Erbitterung. Wenn Simon von Bookendaal gelebt hätte, würden sie ihn vielleicht gelyncht haben; nun, wo er sich ihrer Rache entzogen, tobten sie in ohnmächtiger Wuth gegen den Todten, den Namen und die letzte Trägerin des Namens, obwohl diese wahrhaftig alles gethan hatte, was in ihrer Macht stand, um das durch die Schuld ihres Vaters angestiftete Unglück zu mildern.

Ruth hatte ihr ganzes mütterliches Erbtheil, fast eine halbe Million, auf das sinkende Wrack geworfen. Wo die Mauern des alten Hauses, das eine längst vermoderte Generation gegründet und an das Generationen gebaut, die über den Namen Bookendaal zusammenstürzten, wollte auch sie nicht aus dem rauchenden Trümmerhaufen, unter dem fremdes Eigenthum verbrannte, mit ihrem geretteten Vermögen und einer gesicherten Zukunft herausgehen.

Freilich verdampfte diese halbe Million zwischen den enormen Ziffern, mit denen die Passiven rechneten, wie ein Tropfen Wasser auf glühendem Eisen; auch trug ihr die selbstlose Handlung nicht die leiseste Anerkennung ein, aber Ruth verlangte auch nicht danach; das Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben, befriedigte sie und genügte ihr.

In einer Gläubigerversammlung hatte man lange hin und her berathen, wie man am meisten aus dem kostbaren Inventar des Hauses herausschlagen könne und war endlich zu dem Resultat gekommen, daß es am zweckmäßigsten sei, dasselbe an Ort und Stelle in öffentlicher Auktion zu versteigern.

Wie richtig man mit diesem Beschluß gerechnet hatte, bewiesen die kolossalen Menschenmassen, welche an den festgesetzten Tagen die Bookendaal'schen Räume überschwemmten.

An den ersten Tagen wurden die Sachen von positivem Werth, die Gemälde, Silberzeug 2c., an den nächstfolgenden all die unendlichen Kleinigkeiten versteigert; die Mobilien sollten zuletzt verkauft werden.

Es war an einem der „kleinen" Tage.

Lange Wagenreihen fuhren in bunter Folge vor das Portal des Palastes. Hier die gediegene Eleganz eines distinguirten Gefährtes mit Racepferden und der bezeichnenden, neunzackigen Krone am Schlage, dahinter das auffallend gezeichnete Gespann eines Balletstars und hinter diesem die müden Gäule einer Droschke zweiter Klasse, dem vielleicht wieder eine gräfliche oder freiherrliche Equipage folgte.

Noch bunter und gemischter war die Gesellschaft im Innern des Hauses. Da drängte sich alles zwischen den weit gesteckten Grenzen der höchsten Kreise und des niederen Bürgerthums gehörende durcheinander; Elemente, die sich sonst wie Pole gegenüberstanden, sah man hier eng zusammengepfercht in vertraulicher Berührung.

Die Versteigerung fand in dem ausgeräumten

Wintergarten an einem langen Tische statt, dessen Präsidium der Auktionator mit seinen Schreibern führte und an dem die rechtzeitig Gekommenen Sitzplätze erwischt hatten. Die Nachzügler mußten in zehn doppelten Reihen wohl oder übel stehend ausharren. Stück nach Stück der hundertfach an Form, Art und Material verschiedenen Gegenstände wanderte über den Tisch, wurde besehen, geprüft, überboten.

Unter denen, welche augenscheinlich andere Motive als Kauflust hergeführt, befanden sich drei Personen in der ersten Reihe des stehenden Publikums. Wenigstens hatten sie bislang weder etwas gekauft noch auf etwas geboten; ihr ganzes Interesse schien in der Beobachtung der sich abspielenden Vorgänge zu gipfeln.

Sie sprachen nicht zueinander, schienen auch nicht zusammen zu gehören. Die Mittlere war eine schlanke, einfach aber elegant gekleidete Dame; unter dem schwarzen Sammethut flimmerte eine Fülle metallblonden Haares und hinter dem weißen, betupften Tüllschleier blickte ein feines Gesicht mit brennend dunklen Augen und rothen Lippen hervor. Das Aeußere ihres Nachbarn zur Linken kennzeichnete den vornehmen Lebemann, der sich aus Laune und Langeweile in diese psychologisch immerhin nicht uninteressante Gesellschaft verirrt hatte. Seine hünenhafte Gestalt überragte die Umstehenden um Kopfeslänge.

Der rechte Nachbar der eleganten Blondine gab dem linken an Höhe der Gestalt nichts nach; ein starker, blonder Schnurrbart beschattete seine Lippen; sein Gesicht wäre hübsch gewesen, wenn nicht ein roher, sinnlicher Ausdruck und das begehrliche Funkeln der schwarzen Augen die edlen Linien der Züge verwischt und diese entstellt hätte. Trotz seiner sorgfältigen, ja gewählten Kleidung erkannte das ungeübteste Auge in ihm den Mann aus dem Volke.

In diesem Augenblick wurde eine kleine Kassete über den Tisch geschoben, deren künstlerische Arbeit, Perlmuttermosaik in Silber, die Bewunderung und Aufmerksamkeit sämmtlicher Damen und Kenner erregte.

„Entzückend," sagte auch die elegante Blondine mit einem kleinen Seufzer.

„Fünfzig Mark!" rief eine Dame. „Achtzig!" eine Andere. „Hundert," sagte eine dritte Stimme.

„Hundertzehn!" „Und zehn!" „Hundertundfünfzig." „Und zwanzig!" „Hundertsiebzig — keiner mehr?"

„Dreihundert!" rief der hünenhafte Weltmann aus der ersten Stehreihe.

„Vierhundert," quackte die Stimme eines bekannten jüdischen Raritätenhändlers.

„Fünfhundert!"

„Fünfhundert — keiner mehr?"

„Zum Ersten, zum Andern — — Ihren Namen, mein Herr, bitte, den Namen."

„Antonius Raczenyi —"

„Weiter! Ein Paar Florentiner Glasvasen, zehn Mark! Wer mehr?"

„Zwölf Mark!"

Unterdessen berichtigte Antonius Raczenyi seine Schuldigkeit bei dem Kassirer und nahm die Kassete in Empfang.

„Ich hörte Sie vorhin dieses kleine Wesen bewundern, mein Fräulein," wandte er sich an seine Nachbarin, „gestatten Sie mir, Ihnen dasselbe zu schenken?"

„Aber mein Herr!" sagte die Dame.

„Sie würden mich wirklich sehr verbinden, wenn Sie mich von dem flimmernden Geschöpfchen befreien würden, denn ich habe als alter Junggeselle nicht die geringste Verwendung dafür."

„Es ist so kostbar," wandte die Blondine ein.

„O — ich bot, weil es mich belustigte, einmal an diesem wunderlichen Wettbetrieb theilzunehmen. Sie dürfen vollständig beruhigt sein, ich habe mein Vergnügen daran und würde ein noch größeres empfinden, wenn Sie mein Anerbieten acceptiren wollten."

„Ich hoffe nicht, Lene," mischte sich der rechte Nachbar ein, „daß Du Dir von jedem X-Beliebigen Geschenke an den Hals werfen läßt."

„Warum nicht?" fragte die junge Dame trotzig, „wenn der Herr die Kassete gern los sein will und sie mir anbietet, warum sollte ich sie nicht annehmen. Besten Dank, mein Herr."

„Ich glaube Sie zu kennen," flüsterte Antonius Raczenyi mit herabgedämpfter Stimme, „gnädiges Fräulein sind Künstlerin, nicht war?"

„Wenn Sie die Virtuosität meiner Fußspitzen so hoch anschlagen wollen," entgegnete die Blondine, „ich bin Tänzerin."

„Ich wußte es; Sie tanzten Dienstag Abend in der Oper das wunderbare Solo —"

„Mein erstes Solo," sagte die junge Dame bitter, „nach sechszehnjähriger Wirksamkeit beim Corps das erste große Solo und das auch nur aus Zufall, weil Fräulein Greve unwohl geworden war."

„Unbegreiflich," flüsterte Raczenyi mit einem durchdringenden Blick in das pittoreske Gesicht hinter dem Tüllschleier, „wie konnte man so viel Grazie und Schönheit zurückhalten und so lange verdunkeln?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung Guérins.

Es gibt noch Humor in der Weltgeschichte. Während in Rennes der Dreyfusprozeß, der, wie er auch ablaufe, für Frankreich eine herbe Tragödie ist, seinem Ende zuschleicht, spielt sich in Paris eine Posse ab, die von überwältigender Komik ist. Die große Nation hat ihren internen Krieg, einen aufgezwungenen Krieg, bei dem sie nur Hohn ernten kann, selbst wenn sie Siegerin bleibt.

Der Antisemitenführer Guérin, den man mit Déroulède verhaften wollte, hat sich im Klubhaus seines Hauses verschanzt und pfeift auf die ehrwürdige Republik. Er ist ein Komödiant von Talent und zweifellosem Muth. Die Republik ist zu einer regelrechten Belagerung geschritten. Eine gute Dampfspritze der Berliner Feuerwehr würde dem unglaublichen Ulk in fünf Minuten ein Ende machen, aber an solche Mittel denken die Franzosen nicht. Erst haben sie das Schlachtfeld in der Rue Chabrol abgesperrt, dann haben sie versucht, den Belagerten auszuhungern und auszudürsten und schließlich haben sie drei, sage drei Kompagnien Soldaten vor die Festung mit angeblich 40 Insassen geschickt, die gestern den Sturm unternehmen sollten, wenn der Eingeschlossene nicht kapituliren wollte. Wie es sich bei einem ehrlichen Kriege geziemt, hat man durch den Polizeipräfekten den widerhaarigen Gegner zunächst aufgefordert, sich zu ergeben. Er hat indessen, wie der Draht mit treffender Kürze meldet, abgelehnt. Da sich aber die französische Republik auch nur bis zu einem gewissen Grade narren läßt, so wurde dem Zernirten mitgetheilt, daß Nachmittag der Sturm auf das Haus von den drei ruhmsüchtigen Kompagnien ausgeführt werden sollte. Nach menschlichem Ermessen war für die Angreifer Aussicht auf Erfolg vorhanden. In einer Anwandlung von Großmuth hat der Kriegsrath, bestehend aus dem Minister Waldeck-Rousseau und dem Polizeipräfekten Lépine, den Sturm noch aufgeschoben und sich damit begnügt, zu dem letzten friedlichen Mittel zu schreiten und den Belagerten die Fernsprechleitung abzuschneiden. Bis zum Schluß der Redaktion ist eine Siegesnachricht noch nicht eingetroffen und wir müssen uns mit der Schilderung der Wahlstatt begnügen.

Es handelt sich um das Haus Nr. 51 in der Rue de Chabrol, fünf Minuten vom Ostbahnhofe. Die Rue de Chabrol ist zwar keineswegs eine sogenannte „stille“ Straße, denn außer einer großen Omnibuslinie bewegt sich tagsüber viel Fracht- und Luftfuhrwerk durch sie hindurch, aber doch eine im bürgerlichen Sinne „ruhige“, das heißt wohlanständige Straße. In dem Hause Nr. 51 befindet sich der Sitz, das Hauptquartier des gefürchteten antisemitischen Agitators Jules Guérin.

Sehen wir uns das Haus — von außen wenigstens, denn hinein kann nicht einmal die hohe Polizei — ein wenig an. Es sieht funkelnagelneu aus in seinem erst voriges Jahr fertiggestellten freundlichen crêmefarbenen Anstrich, mit den weißen, jetzt hermetisch geschlossenen Fensterläden und kohlschwarz glänzenden Blechschildern, die, vier an der Zahl, in der Höhe des ersten und einzigen Stockwerkes angebracht, in goldener Schrift allerhand Inschriften tragen: „L'Antijuif, publication hebdomadaire illustrée“, „Le grand Occident de France, rite antijuif“ (!), „La main d'œuvre, organe du travail national“ usw. Unten, in der Mitte, eine dunkelgrün gestrichene, recht solide ausschauende Flügelthür, in der ein sauberer Briefeinwurf aus Messingblech und ein kleines Schiebefensterchen angebracht sind.

Das Haus, das wie ausgestorben dasteht, ist nur ein Stockwerk nebst Dachstuhl hoch und wird daher von der nebenstehenden Nr. 49, die fünf Geschosse aufweist, erheblich überragt: eine dort etwa aufzustellende Belagerungsbatterie des weltberühmten „120 Court“ würde die belagerte Festung demnach wesentlich und sehr vortheilhaft „überhöhen“, wie der Fachausdruck lautet.

Auf der anderen Seite stößt das Hauptquartier der Antisemiten an die Cité d'Hauteville, einen an sich schon ziemlich engen Durchgang, der gegenwärtig durch das Baugerüst des neuaufzuführenden Hauses Nr. 53 (der Rue de Chabrol) auf einen ganz schmalen Gang von etwa anderthalb Meter Weite beschränkt ist. Am unteren Ende der Cité d'Hauteville befindet sich das „feindliche Hauptquartier“, nämlich das Polizeikommissariat des Stadtviertels Enclos-Saint-Laurent.

Die Rue de Chabrol, auf die allein die Fenster des belagerten Hauses hinausgehen, ist schon den ganzen Tag über von einer sonntäglich vergnügten Menge erfüllt, die mit Mühe von etwa einem Dutzend, übrigens recht menschenfreundlich auftretenden Schutzleuten für den Wagenverkehr freigehalten wird. Aller Blicke richten sich nach einem der kleinen Dachfenster — die einzigen, die offen stehen —, wo sich in luftiger Höhe an einem Bindfaden ein kleiner rothbrauner Affe aus Papier maché im Winde schaukelt. Von dem Aefflein hängt an einem zweiten Bindfaden ein säuberlich ausgeführtes weißes Plakat herab, auf dem in weithin sichtbarer schwarzer Schrift die Worte zu lesen sind: „Le Taître J. Reinach.“ Natürlich freut

sich alle Welt über den „kolossalen Witz“, und die „belagernden“ Schutzleute haben ebenfalls nichts einzuwenden. Freilich wissen sie ganz genau, daß ihnen etwaige Einwände nichts nützen würden, denn so lange der „Feind“ nicht „kapitulirt“ hat, läßt sich auch gegen den Affen nichts unternehmen. So beschreibt die „Str. P.“ den Ort, wo sich, wenn die Großmuth der Regierung nicht anhält, die tollsten Dinge ereignen können.

Mannigfaltiges.

— Die zudringliche Kuh. Der Führer des Schnellzuges Dresden-Berlin hatte es vor einigen Tagen recht eilig. Es galt, eine kleine Verspätung einzubringen, um rechtzeitig um 1 Uhr 3 Minuten in Berlin sein zu können. Munter und flott sauste denn auch der Zug dahin. Man hatte soeben die Station Baruth passirt, als der Lokomotivführer plötzlich zu seinem Aerger sah, daß eine schwarze Kuh gemüthlich den Bahndamm heraufkletterte, zwischen die Geleise trat und ihn herausfordernd ansah. „Na, warte nur, wenn ich Dir erst auf die Hacken rühre, dann läufst Du schon,“ dachte der Lokomotivführer und fuhr weiter, vorsichtshalber allerdings in bedächtigerem Tempo. Und die Kuh lief wirklich, aber nicht links, nicht rechts, sondern zwischen dem Geleis vor dem Zuge her. Dabei nahm sich das boshafte Thier noch Zeit, mitunter den Kopf umzudrehen, dem Führer einen ironischen Blick zuzuwerfen und sich das schwarze Fell zu lecken. Na, und das geht doch nicht! Nicht einmal die Züge einer Sekundärbahn ließen sich das gefallen, geschweige denn ein solider Schnellzug. Wüthend warf der Lokomotivführer Kohlenstücke nach der Kuh — er traf aber nicht, denn sie tänzelte so graziös daher, daß sie kein sicheres Ziel bot. Der Zug mußte also stehen bleiben. Der Führer, der Heizer und ein herbeigetrommelter Schaffner verfolgten, mit Prügeln bewaffnet, die Kuh. Nun endlich entschloß sie sich, das Gleise zu verlassen und querfeldein zu wandern. Erleichtert athmete das Zugpersonal auf, die Fahrt wurde fortgesetzt. Aber nicht lange. Denn schon war die Kuh wieder zwischen den Schienen. Und nun wiederholte sich derselbe Vorgang noch ein Dutzend Mal. Der Lokomotivführer schwitzte Blut, der Heizer fluchte und die Kuh grinste höhnisch. Vor der Station Neuhof nahm endlich das grausame Spiel ein Ende. Die Kuh war echauffirt und entfernte sich endgiltig. Vorher aber warf sie noch dem Zugführer einen Blick zu, als ob sie sagen wollte: „Der Zugführer bist allerdings Du, den Zug angeführt hab' aber ich!“

— Ein Kampf zwischen Riesenschlangen entbrannte letzthin in Hagenbecks Thierpark zu Hamburg. 11 Riesenpythons aus Borneo in der Größe von 10 bis 24 Fuß, die erst vor einigen Tagen angekommen waren, geriethen plötzlich in Streit, wobei sich ein kleineres Exemplar von 12 Fuß in ein größeres Exemplar von 15 Fuß derartig zu verschiedenen Malen festbiß, daß beim Losreißen stets größere Fetzen der Haut der größeren Schlange aus dem Körper herausgerissen wurden, und nur mit Mühe gelang es den gerade anwesenden zwei Wärtern, die Thiere von einander loszubringen. Der Kampf war eigenthümlicher Art. Die Thiere schlangen sich gegenseitig mit dem Schwanzende fest zusammen und hieben dann mit offenem Rachen aufeinander los, indem sie zeitweise ganz und gar hochschnellten. Nachdem diese beiden Thiere auseinander gebracht worden waren, fuhr das kleinere Exemplar wie rasend auf eine der ganz großen Schlangen los und riß auch dieser einen ziemlichen Fetzen Haut vom Körper. Um weiteren Schaden vorzubeugen, gelang es nach einiger Mühe, das kleinere Exemplar in einem großen Käscher dingfest zu machen. Die 15 Fuß lange Schlange, welche so furchtbar von der kleinen Bestie zugerichtet war, lag am nächsten Tage verendet im Kasten, während die große Schlange noch an ihren Wunden leidet. Bei den vielen Tausenden von Schlangen, die bisher im Thierpark untergebracht waren, ist dieses, den „Hamb. Nachr.“ zufolge, erst das zweite Mal, daß ein solcher Kampf beobachtet wurde. Vor mehreren Jahren wurde ein ähnlicher Kampf zwischen indischen Pythonschlangen im Thierpark beobachtet, doch bestand dieser Kampf hauptsächlich im Ringen unter den Thieren, indem sie sich gegenseitig ganz und gar umschlangen und so mit ihrer Muskelkraft gegenseitig zu erwürgen suchten. Die Thiere hatten sich damals so miteinander verschlungen, daß an deren Auseinanderbringen durchaus nicht zu denken war und man sie ruhig gewähren lassen mußte, doch lagen am nächsten Tage die Thiere wieder einzeln in den Ecken des Käfigs, ohne daß eines derselben Schaden genommen hatte.

— Anzüglich. Weinstubenbesitzer: „Guten Abend, Herr Kapitän! Beehren Sie mich auch einmal wieder?“ — Gast: „Ja, ich muß wohl ab und zu meine Flagge in Ihren Gewässern zeigen.“

— Viel verlangt. Otto: „Du hast es gut, Karl; Ihr seid sieben Kinder zu Hause, aber ich bin ein einziges Kind — wie brav ich da sein muß!“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 185. Donnerstag, den 17. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

14 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Gunst gilt mehr als Kunst —" erwiderte die Blondine.

„Ja, die Protektion," sagte Raczenyi, seinen langen Bart glättend, „das ist es; Sie haben Recht. Ich verstehe freilich nicht, wie eine so schöne junge Dame ohne genügende Protektion bleiben konnte. Wenn Sie mir erlauben wollen, in Ihrem Interesse zu wirken, würde ich Ihnen meine Dienste mit Vergnügen zur Verfügung stellen. Ich unterstütze gern die Kunst. Darf ich Ihnen meine Karte geben?"

Die Tänzerin nahm den starken, weißen Carton, welchen ihr der Fremde reichte und ließ ihn nach einem flüchtigen Blick in die Tasche sinken.

„Eine Zeile an diese Adresse gerichtet, würde genügen, um vollständig über mich und meine Zeit zu disponiren; es würde mich glücklich machen, einer so reizenden jungen Künstlerin die Beweise meiner Verehrung zu Füßen legen zu dürfen. Darf ich auch Ihren Namen erfahren?"

„Ich heiße Helene Scharwenzel," sagte die Dame.

„Der Herr — —"

„Ist mein Pflegebruder, Hermann Scharwenzel."

Auf dem Auktionstisch erschien in diesem Moment ein Briefbeschwerer in der ungewöhnlichen Form eines kleinen Sarges, eine zierliche Kunstschlosserarbeit mit feiner Ciselirung.

Der Auktionator setzte den Gegenstand mit drei Mark ein. Niemand bot darauf.

„Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen," ließ sich Helene Scharwenzel's blonder Pflegebruder vernehmen, „da mir Niemand silberne Kasseten schenkt, muß ich mir wohl auf eigene Gefahr einen Antheil aus dem Schiffbruch der großen Finanzregatte ergattern. Drei Mark und fünfzig Reichspfennige."

„Drei Mark und fünfzig! Keiner mehr?"

„Zum Ersten, zum Andern" — — tick, tick.

Dann war der Miniatur-Sarg in Hermann Scharwenzel's Händen.

„Ich dächte, wir hätten uns hier lange genug die Beine lahm gestanden, Lene," sagte er zu seiner Schwester, „oder hast Du noch Eisen im Feuer?"

„Meinetwegen laß uns gehen!" antwortete die Tänzerin, „ich habe hier nichts zu thun und bin des Sehens müde." —

Sie nickte ihrem neuen Bekannten, der sich tief verneigte, freundlich zu und bahnte sich hinter dem Pflegebruder einen Weg durch die eng zusammengestaute Menge.

„Scheinst ja ein kolossales Glück gehabt zu haben mit Deinem ersten Solo," sagte Hermann Scharwenzel, als sie die Straße erreicht hatten und nun nebeneinander her gingen, „die vornehmen Bekanntschaften rieseln Dir ja nur so zu. Wenn Du nun die Kunst verstehst, aus Deinem Glück eine Zitronenpresse zu machen, in der die reichen Liebhaber die Zitronen sind, wird man Dich wohl nächstens im Frack und weißer Cravatte im Westend besuchen müssen. Gratulire, Lene!"

„Ueberflüssig," erwiderte Helene trocken. „Wenn ich vornehme Herrenbekanntschaften als Wege zu meinem Ziele benützen wollte, hätte ich lange obenauf, oder wie Du sagst im Westend sein können. An Nachstellungen hat es mir auch früher nicht gefehlt. Aber ich hegte bislang die Illusion, daß es einem durch Fleiß, Ausdauer und Geschick auch gelingen könne, auf eigenen Füßen hoch zu kommen, oder doch wenigstens Selbstständigkeit zu erlangen."

„Dummheiten, Lene!"

„Ja, leider war es eine große Dummheit," sagte die junge Dame, ohne eine Miene zu verziehen. „Uebrigens werde ich meinen Kontrakt, der im nächsten Monat abläuft, wahrscheinlich nicht mehr erneuern."

„Ei, das wäre! Also direkt nach dem Westend?"

„Gestern Abend bot mir ein Herr ein Engagement am Lindentheater als Solotänzerin unter vortheilhaften

Bedingungen an. Ich werde es mir überlegen. Hier trennen sich unsere Wege wohl. Wir haben heute eine Extraprobe für ein neues, großes Divertissement. Adieu!"

„Adieu!"

Helene bog um die Ecke in eine Straße, welche direkt zur Oper führte.

Hermann Scharwenzel sprang auf den Perron einer gerade vor ihm haltenden, in die Gegend nach Rixdorf fahrenden Pferdebahn.

Nach etwa zwanzig minutenlangem Fahren sprang er hinaus und trat in ein hohes, dunkles, kasernenhaftes Gebäude. Nachdem er vier lange, dürftige Holztreppen erklettert, öffnete er vermittels eines Schlüssels eine Etagenthür, welche in einem kleinen Blechschild die Aufschrift: Ww. Scharwenzel, Spitzenwäscherin, trug.

Ueber einen engen Vorplatz gelangte er in ein ärmlich eingerichtetes Zimmer, auf dessen mit Haartuch überzogenen Sopha er es sich absolut bequem machte. Beim Ablegen seines Paletots hatte er den vorhin gekauften Briefbeschwerer aus der Tasche gezogen, den er jetzt mit Interesse betrachtete und eingehend prüfte.

„Das Ding ist hohl und muß an irgend einer Stelle zu öffnen sein," reflektirte er, „ich habe früher in meinen Mußestunden selber diese Spielereien verfertigt. Wäre nicht übel, wenn dieses verkleinerte Aufbewahrungsetui mit Tausendmarkscheinen genudelt wäre. Könnte es bei den schlechten Zeiten gerade gebrauchen."

Lange experimentirte er an dem Miniatursarge herum, ohne ein anderes als ein negatives Ergebniß zu erhalten. Endlich entdeckte er zwischen den feinen Arabesken der Ciselirung eine kaum sichtbare, haarbreite Spalte.

Hermann Scharwenzel stieß einen lauten Pfiff aus.

Den Nagel des rechten Daumens auf die bewußte Stelle setzend, klopfte, drückte und probirte er so lange, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Von einer starken Feder emporgeschnellt, sprang der Deckel des kleinen Sarges in die Höhe.

Der innere Hohlraum war vollgepropft von Papieren, denen ein zartes, vornehmes Parfüm entströmte.

Mit nervösem Eifer durchsuchte Hermann Scharwenzel die Papiere nach Banknoten oder sonstigen Werthen; als alles vergeblich, warf er sie ärgerlich und ungeduldig durcheinander auf den Tisch.

„Liebesbriefe," sagte er verächtlich, eines der anmuthigen Billets überfliegend, „den Schund habe ich mit drei Mark und fünfzig Pfennigen bezahlt. Wieder einmal 'reingefallen."

Er stützte den Ellenbogen auf die Sophalehne und den Kopf in die Hand.

Es waren, so viel sich nach seinem unmuthigen Gesichtsausdruck schließen ließ, keine erfreulichen Gedanken, die ihn bewegten.

Hermann Schwarwenzel war von Beruf Maschinenschlosser. Seine Lehrzeit hatte er bei einem Kunstschlosser durchgemacht; Intelligenz, eine eiserne Energie und eine seltene Tüchtigkeit in der technischen Handhabung hatten ihm rasch Bahn gebrochen; zuletzt hatte er die gut bezahlte Stelle eines Werkmeisters in einer größeren Maschinenhalle eingenommen, die ihm eine angenehme und sorgenslose Existenz sicherte.

Aber dann begann er sich als Sozialdemokrat aufzuspielen, Wühlereien zu betreiben, in öffentlichen Lokalitäten hochtönende Reden über Weltverbesserung zu halten, zu hetzen und aufzuwiegeln.

Bei einem Streik der Arbeiter agitirte er als Anführer; das gab den Ausschlag; er wurde entlassen.

Seit der Zeit hatte er gar nicht recht Glück mehr gehabt; nirgends konnte er, wie er behauptete, eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten auch nur annähernd entsprechende Arbeit bekommen.

Hermann Scharwenzel hatte, während finstere Betrachtungen seinen Kopf durchkreuzten, einen der kleinen Briefe zur Hand genommen, den er in gedankenlosem Spiel abwechselnd dicht zusammenfaltete und wieder auseinanderbrach.

Auf einmal blieben seine Augen auf einer Stelle dieses Briefes haften, seine Züge drückten Erstaunen aus und dann glättete er den Bogen und las das Geschriebene von Anfang bis zu Ende aufmerksam durch.

Seine Augen leuchteten plötzlich in wildem Feuer. Seine Wangen brannten.

„Wenn es wahr wäre!" rief er, den gelesenen Brief triumphirend an die Brust drückend.

Er eilte zur Zimmerthüre und verriegelte dieselbe.

Dann kehrte er zurück und studirte jedes der vorhin so verächtlich behandelten Papiere mit leidenschaftlichem Eifer und gespanntestem Interesse durch.

Seine Brust hob und senkte sich in tiefen Athemzügen.

Aufgeregt durchmaß er das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Geburtsmonat und Charakter.

Wir lesen im „Hann. Cour.“: Die Augustnummer der englischen Zeitschrift „Modern Astrology“ enthält eine hübsche Charakteristik, die wir zu Nutz und Frommen unserer unverheiratheten Leser beiderlei Geschlechts hier zum Besten geben wollen. An der Hand dieser „von einem erfahrenen Menschenkenner“ gemachten Ausführungen kann man mit „ziemlicher Gewißheit“ auf die Charaktereigenschaften des oder der Zukünftigen schließen. Man hat nur nöthig, den Geburtstag des betreffenden Menschen in Erfahrung zu bringen und man weiß sofort, was die Glocke geschlagen hat. Allerdings sei von vornherein darauf aufmerksam gemacht, daß keine Regel ohne Ausnahme ist.

Männer, die im Januar geboren sind, werden gute und treue Gatten sein. Sie erscheinen äußerlich etwas gleichgiltig und machen nicht viele Worte, oder sie meinen es aufrichtig, sind äußerst ehrenhaft und zuverlässig. Weibliche Wesen, die in diesem Monat das Licht der Welt erblickten, werden kluge und ökonomische Hausfrauen, sind sehr fürsorglich und umsichtig, neigen aber etwas zur Melancholie.

Februar: Männer sind treu, warmherzig und haben etwas Vornehmes in ihrem Wesen, werden ausgezeichnete Väter, indem sie energisch und doch liebevoll und gerecht sind. Frauen sind zärtlich und aufrichtig, werden sehr vernünftige Mütter und geben sich mit „einem“ Partner im Leben zufrieden.

März: Männer sind nicht übermäßig begabt, neigen zur Trägheit, etwas unbeständig in Herzensaffairen, schwärmen nicht für die Ehe und sind oft pessimistisch. Frauen werden gute Wirthinnen, sind sehr gastfreundlich, aber meist zu gesprächig und offenherzig und sehr von Stimmungen abhängig.

April: Männer außerordentlich ehrgeizig, geben viel auf Aeußerliches, wechseln in ihren Neigungen und sind schwer zufrieden zu stellen. Frauen lieben es, umschwärmt zu werden, sind wankelmüthig und unselbständig, sobald sie aber den „Rechten“ gefunden und geheirathet haben, werden sie die besten Gattinnen und Mütter.

Mai: Männer — starke Charakter, schweigsam, gebieterisch, etwas pedantisch, eigensinnig, nur leidenschaftlich, wenn ernsthaft aufgerüttelt. Frauen — vergnügungssüchtig, schwärmen für gute Diners, sind meist hübsch und liebenswürdig.

Juni: Männer — verfeinerte Geschmacksrichtung, nicht immer treu, etwas unentschlossen im Handeln. Frauen — unüberlegt heftig, schwer zu befriedigen, geistreich in der Unterhaltung, leidenschaftlich in der Liebe.

Juli: Männer — feinfühlig, rücksichtsvoll, sehr starker Gefühle fähig, die aber nie wieder erwachen, wenn einmal erkaltet. Frauen sind leicht zu beleidigen, etwas launisch, aber beständig im Lieben und werden vorzügliche Mütter.

August: Männer — rauhe Außenseite, nach hoher Stellung im Leben strebend, selbstbewußt, edelherzig, unwandelbar in einmal gefaßter Zuneigung. Frauen — temperamentvoll, herrschsüchtig, aber sehr großmüthig und sympathisch.

September: Männer — kritisirend, aber einsichtsvoll, stets thätig und strebsam, gute Familienväter. Frauen — diskret, anhänglich, klug und fleißig.

Oktober: Männer — vornehme Gesinnung, heiter, beständig. Frauen — übermüthig kokett, viel bewundert, Geselligkeit liebend.

November: Männer — energisch, selbständig, mißtrauisch und jähzornig. Frauen — scharf im Urtheil, stolz, eifersüchtig, fähig, sich zu beherrschen, etwas melancholisch.

Dezember: Männer — sehr jovial, großmüthig, zärtlich, aber wankelmüthig. Frauen — thätig, energisch, lieben abwechslungsreiches Leben, sind aber treue Gattinnen und weise Mütter. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß eine nach dem 21. geborene Person mehr die für den folgenden Monat geltenden Charaktereigenschaften besitzen dürfte.

Mannigfaltiges.

— „Joshi.“ Vor einigen Tagen erschienen in einer japanischen Zeitschrift verschiedene interessante Artikel über das „Joshi“. Diese ist eine ganz japanische Einrichtung: es ist der gleichzeitige Selbstmord zweier Liebenden, deren Vereinigung durch Dazwischentreten der Eltern verhindert wird oder die Mangel an Geld zur Verzweiflung treibt. Diese Selbstmorde sind sehr häufig, im Durchschnitt kommen deren 2 bis 3 wöchentlich in Yokohama allein vor. Die beliebteste Methode, um den Miseren dieser Welt zu entfliehen, besteht darin, daß sich das Paar mit seinen Gürteln zusammenbindet, in den See oder den Fluß springt und so in inniger Umarmung zu Grunde geht. Einige glaubten eine Erklärung für die Neigung zum Selbstmord in dem Pessimismus der buddhistischen Lehre zu finden; jedoch der Geist, der zum Selbstmord führt, ist älter denn Buddha und wurzelt tief im Nationalcharakter des Volkes. Der Japaner betrachtet den Selbstmord als eine bequeme

Hinterthür, durch die er den Unannehmlichkeiten des Daseins entschlüpfen kann und die früheren Generationen hielten ihn eher für eine bewundernswerthe, als für eine verabscheuungswürdige That.

— **Bei dem Besuche eines englischen Privatasyls für Nervenkranke** eröffnete uns der Führer auch ein geräumiges mit blauen Fensterscheiben versehenes Zimmer, welches von mehreren, sämmtlich in Radfahrerkostüm gekleideten Herren bewohnt wurde.

„Harmlos aber meistentheils hoffnungslos," flüsterte unser Begleiter; „der Gentleman dort in der Ecke hat einen Pneumatik erfunden, welcher trotz aller Beschädigungen seine Dienste nicht versagen soll und wie Sie sehen, ist er damit beschäftigt, einen der von ihm erfundenen Reifen mit Stecknadeln zu durchlöchern."

„Und der Herr dort am Fenster, welcher fortgesetzt gegen das unter einer Glasglocke befindliche Licht bläst?"

„Ist der Erfinder einer Fahrradlaterne, welche niemals ausgeht."

„Welches ist der Wahn jenes feinen jungen Mannes, der verkehrt auf dem Stuhle sitzt und die Beine fortwährend auf- und abbewegt?"

„Er verlor seine gesunde Vernunft beim Suchen nach einer großartigen Uebersetzung. Mit Ausnahme dieses Punktes denkt er über alles vollständig normal. Er bildet sich ein, seine Maschine sei auf 201 übersetzt und daß er damit alle Rennen gewinnt. Dieser Fall kommt hier öfter zur Behandlung."

„Aber jener würdige alte Gentleman im Armstuhl gehört doch gewiß nicht zu den Kranken?"

„Das ist einer unserer schlimmsten Patienten. Er nennt sich König der Radfahrer und hält jeden Tag lange Reden, daß die Straßen nur für die Sportsmen vorhanden sind. Er erläßt neue Verkehrsgesetze, schreibt an das Parlament und arbeitet jetzt an einem Plan, die Londoner City in einen Zentralplatz für Radfahrer umzuformen. Nach Ausspruch unserer Aerzte ist derselbe unheilbar."

Tief erschüttert verließen wir dieses Zimmer mit dem Gedanken, daß viele sich auserwählt glauben, aber doch nur sehr wenige berufen sind, gesunde Erfindungen für die Fahrradindustrie zu erdenken.

— **Die New-Yorker Zigeuner-Königin.** In Scotch-Plains — einem kleinen Orte im Staate New-York, der nach Ansicht des dortigen Baptistenpriesters Schott der moralisch verkommenste im ganzen Staate sein soll — fand Ende Juli eine Zigeunerzusammenkunft statt, um für die Zigeuner des Nordostens eine neue Königin zu erwählen. Die jetzige Königin „Schlangen-Marie" ist schon 95 Jahre alt und daher erbötig, einer Nachfolgerin Platz zu machen, wenn die Volksstimme eine solche verlangen sollte. Im Großen und Ganzen scheint man die „Schlangen-Marie" noch nicht für zu alt zu halten, doch sind verschiedene Familien für die Wahl von Laurel Harrison, eines 16 Jahre alten, bildschönen Mädchens, die in allen Künsten ihres Stammes außerordentlich bewandert ist. Die amerikanischen Zigeuner führen genau dieselbe Lebensweise wie ihre europäischen Stammesgenossen und werden hier mangels von Gendarmen weit weniger behelligt als drüben. In den Neu-England-Staaten, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien und Maryland dürften sich die meisten Zigeuner herumtreiben. Die letzte Zigeunerzusammenkunft war 1892 in Pennsylvanien. Die Versammlung von Scotch-Plains war anfänglich nur schwach besucht, weshalb die Wahlhandlung bis zum Eintreffen weiterer Zugehöriger noch ausgesetzt wurde. Da indessen die schöne Laurel ohne Gegenkandidaten ist, so dürfte ihre Wahl gesichert sein und sie ihre „Herrschaft" bald antreten. Auf ihren Geschäftskarten als Wahrsagerin bezeichnet sie sich schon gegenwärtig als „Gypsy Queen".

— **Englischer Spleen.** Man kennt schon alle möglichen Arten von Sammlungen, von alten Gemälden oder Schmucksachen, Sammlungen von Stöcken, Tabaksdosen, Kravatten, Briefmarken, Tulpenzwiebeln oder Omnibusbillets, aber das Neueste ist eine Sammlung von Strohhalmen. Seit zwei Jahren folgt nämlich ein Engländer dem Prinzen von Wales überall hin, wo er nur kann, und sucht die Halme, die dem Prinzen zum Aufsaugen der Eisgetränke gedient haben, an sich zu bringen. Wenn er eine genügend große Menge dieser Halme, die von den „hohen" Lippen zerknittert sind, gesammelt haben wird, will er sich einen Strohhut davon machen lassen!

Sinnsprüche.

Die meisten, wenn sie dich um Rath fragen, sind gewöhnlich schon entschlossen, zu thun, was ihnen gefällt.

Kippe.

* * *

Wo die Eigenliebe, stolz verhöhnend
Ihren blanken Herrscherscepter schwingt,
Da erstirbt des Kampfes edler Funke,
Und der Sieg dem Herzen nie gelingt.
Eigenliebe ist die Leidenschaft,
Die sich selbst in tausend andern straft.

v. Maltitz.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 186. **Freitag, den 18. August.** **1899.**

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

15 Roman von O. Sandor.

„Kein Zweifel!" murmelte er, und der Sturm seines Innern echote noch in seiner Stimme, wie in dem Zucken seiner Züge und dem Funkeln seiner Augen. „Kein Zweifel, es ist so und nicht anders. Hier steht es schwarz auf weiß. Ueberzeugendere Beweise und schärfere Waffen gegen diejenigen, welche sich mir etwa in den Weg stellen sollten, den ich, um zu meinen Rechten zu gelangen, einschlagen werde, konnte mir das Schicksal nicht in die Hände geben. Fürwahr, dieser Sarg mit dem Erinnerungszeichen einer verstorbenen Liebeszeit ist in die rechten Hände gekommen. Phantasievolle Seelen würden es als das Walten der Vorsehung ansehen und bezeichnen. Ich bin nicht abergläubisch; aber ein seltsamer Zufall ist es doch —"

Er stockte.

Das wilde Mienenspiel seines Gesichts verrieth, wie wahnsinnig es in ihm tobte.

„Warum konnte mich dieser Zufall nicht eher treffen?" fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „da wären diese Papiere mir von unschätzbarem Werthe gewesen. Da hätten sie mich zum reichen Manne gemacht. Das ist vorbei. Aber noch heute sollen sie mir gute Dienste leisten. Ich werde mich zuerst an diese, dann an jene Adresse wenden. Man sagt, sie sei arm aus ihres Vaters Hause gegangen. Wer's glaubt. Und wenn, so ist die andere mir noch näher. Eine nach der Andern. Ich habe jetzt beide Henkel in Händen und den Griff in der Mitte und ich werde rücksichtslos durchgreifen. Rücksichten? Haben sie Rücksichten auf mich genommen, als sie mich auf die Straße warfen, um mich im Sumpf gemeiner Arbeit und niedriger Verhältnisse anfaulen, verrotten und verkommen zu lassen?"

Er ballte die Hände und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ja, wenn noch etwas im Stande wäre, meinen Haß gegen die Herrschaft der Zehntausend von oben zu steigern, meine Verbitterung über die bestehenden Verhältnisse mit ihren schreienden Gegensätzen und ihren verkommenen Einrichtungen zu stärken, so ist es dieses," rief er mit theatralischer Bewegung. „Fluch allen Reichen! Allen, Allen! Diese Weiber habe ich in den Händen; wie ein Vampyr werde ich mich an sie hängen und sie aussaugen bis auf den letzten Tropfen."

Noch einmal überflog er einige der Briefe, dann sortirte er sie den überschriebenen Daten nach, verwahrte sie sorgfältig an ihrer alten Stelle, schloß den Sarg und barg diesen wieder in der Tasche.

Seinen Hut ergreifend und den Paletot über die Schultern gehängt, stürmte er nach außen.

Auf der Straße angelangt, wandte er seine Schritte einem nahen Restaurant zu.

Er setzte sich an einen noch leeren Tisch, bestellte ein Glas Grog und forderte sich das Adreßbuch.

Hastig goß er die heiße Flüssigkeit hinunter, dann schlug er das Buch auf, las eine Stelle genau durch und machte sich einige Notizen.

„Das wäre erledigt," rief er tiefathmend, „nun zur Sache!"

7. Kapitel.

Allerhand Reflexe.

Es war schon dämmerig geworden und die Gaslichter flammten bereits empor, als die Extraprobe zu dem neuen großen Ballet, an welchem Helene Scharwenzel betheiligt war, zu Ende ging.

Es war eine anstrengende Uebung gewesen. Nur die ältesten und tüchtigsten Kräfte waren dazu herangezogen und man konnte es den jungen Mädchen, die sich jetzt eine nach der andern entfernten, ansehen, wie erschöpft und ermüdet sie sich fühlten.

Helene nnd noch eine Kollegin, ein großes, schönes, schlankes Mädchen, das sich eben die Taille eines hoch=

eleganten Straßenkleides festnestelte, waren die letzten im Ankleideraum.

„Gott sei Dank, daß das vorüber ist," sagte die Letztere gähnend, „nun rasch nach Hause. Weißt Du, Helene, Du könntest mit mir kommen und bei mir essen. Du bist noch nicht ein einziges Mal bei mir gewesen. Unten wartet mein Fuhrwerk, willst Du?"

Helene saß auf einem Tabouret.

Die offene Gasflamme über ihrem Kopfe warf ein flackerndes, grelles Licht über ihre Züge.

Sie sah blaß und angegriffen aus.

Die erste Jugendfrische war aus ihrem Gesicht entschwunden, aber es konnte in seiner zarten, pikanten, eigenartigen Schönheit getrost den Vergleich mit einem jungen, blühenden Antlitz aufnehmen.

Die sammetschwarzen, glühenden Augen kontrastirten wirkungsvoll zu dem lichtblonden Haar; das Gesicht paßte eigentlich besser zu einer dramatischen Künstlerin als zu einer Ballerine; es war zu viel Charakter darin.

Helene schüttelte den Kopf.

„Ich danke Dir, Trude, aber es ist wohl besser, ich gehe nicht mit."

„Hast Du etwas Besonderes vor?"

„Nicht das Geringste. Ich gehe von hier direkt nach Hause und es wäre ja sehr hübsch — aber Du weißt, ich habe noch immer so allerlei dumme Skrupeln, die ich einmal nicht gut verwinden kann."

Die andere schlug ein Schnippchen.

„Ich weiß," sagte sie, „aber ich dächte, es wäre endlich an der Zeit für Dich, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, ehe Du Fortuna die Rechnung quittirst. Die paar günstigen Jahre sind so rasch dahin. Was beginnst Du nun zu Hause?"

„Ich hole mir im Vorübergehen ein Buch aus der Leihbibliothek und lese, bis ich schlafen gehe."

„Und zu Hause, halb in den Wolken, empfängt Dich eine ungemüthliche, schlecht geheizte Stube, eine unfreundliche Wirthin, ein kärgliches Abendbrot, ist's nicht so, Lene? Hatte es früher auch so — aber Gottlob — die Zeiten sind gewesen."

Helene schwieg.

Trude kreuzte die Arme über der Brust.

„Du thust mir leid, Lene," fuhr sie fort, „Du führst ein erbärmliches Leben auf diese Art. Ich hatte früher auch Manches zu überwinden. Meine Eltern waren einfache, ehrenhafte Leute und ich wurde streng und fromm erzogen. Als sie starben, zählte ich kaum acht Jahre. Dann kam ich zu einer entfernten Verwandten, einer Portiersfrau im Norden, die mich als Elevin zum Ballet brachte. Ich hatte in den langen Jahren keine sehr liebevolle Behandlung; es ging arm und hungrig bei uns zu; meine Kindheit war Mühe und Arbeit — —"

Sie stockte.

„Eines Abends — in der Dämmerung, so wie jetzt, kam ich müde und abgespannt aus einer Probe und ging die Linden entlang. Ich war kaum sechzehn damals und an jenem Abend war ich gerade so recht unzufrieden und verdrießlich, wie man es ist, wenn man über seine Kräfte in Anspruch genommen wird. Es war um die Weihnachtszeit und die Läden mit ihren schimmernden Herrlichkeiten strahlten in brillantester Erleuchtung. Equipagen sausten hinauf und herunter, geputzte Menschen überflutheten die Trottoirs; aus den Restaurants zog der Duft feiner und delikater Speisen. Ich war kalt, müde, hungrig, mißmuthig. Da redete mich ein junger Geck an und eine halbe Stunde später saß ich mit dem jungen Herrn in einem eleganten Lokal bei einem opulenten Souper. Wir tranken Champagner und durch den duftenden Weihrauch, den mir die prickelnden Weingeister um die Sinne streuten, sah ich die Welt in ganz neuer, rosiger Beleuchtung. Seit der Zeit kamen wir jeden Abend zusammen. Oftmals besuchten wir auch ein Theater und nebenbei regneten die Geschenke auf mich nieder. Ich hatte jetzt Glück, ich machte Carriere. Ich bereute nicht, daß es so kam."

Die Tänzerin hatte während ihrer Rede eine Sealskin-Jacke angezogen und ebensolche Mütze aufgesetzt.

Jetzt streifte sie ein Paar lange, zartfarbene Handschuhe von schwedischem Leder über die Hände. Es lag viel Wärme und Theilnahme in dem Blick, welcher auf der Kollegin ruhte. —

Auch Helene hatte sich angezogen.

„Ich verstehe Dich, Gertrud," sagte sie ruhig, „in der letzten Zeit ist mir oft der Gedanke gekommen, daß ich thöricht war mit meinen Ansichten usw., denn die Ehre einer Ballerine läßt sich nicht mit demselben Maße messen, wie die der andern. Aber was willst Du? Ich bin alt geworden mit diesen Ansichten, nun läßt es sich nicht so leicht mit ihnen brechen, wenn ich auch wollte."

„Gerade deshalb," rief Gertrud. „Ich möchte Dir wünschen, daß es Dir ein wenig besser ginge als bisher. Komm mit mir, Lene. Bei mir zu Hause ist's warm und mollig und das Essen steht auf dem Tische, wir wollen ein paar gemüthliche Stunden zusammen verbringen."

(Fortsetzung folgt.)

In's klassische Land der Hellenen.

Reise-Erinnerungen von Johann Schober.

Wer das ganze Jahr über der Jugend griechische und römische Geschichte zu lehren hat, hegt sicher den Wunsch, jene Orte zu schauen, an denen sie sich abspielte. Mich beseelte derselbe längst. Zu seiner Ausführung benützte ich meine Osterferien, dampfte über den Brenner und bog bei Franzensfeste in's dolomitenreiche Pusterthal ein. Ein aus London heimkehrender junger Kaufmann von Villach leistete mir angenehme Gesellschaft. Von hier aus ging es südwärts über Tarvis, dem bergumgürteten Höhepunkte der österreichischen Staatsbahn, wo sich karnische und julische Alpen berühren und die Karawanken zwischen dem Thal der Drau und Sau nach Osten abzweigen. In Pontebba betraten wir italienischen Boden. Zwei amerikanische Studenten, der italienischen Sprache nicht mächtig, waren dankbar für die gewünschten Aufklärungen, die ich ihnen in Bezug auf Land und Leute gab. Mögen sie so befriedigt aus Italien zurückgekehrt sein, wie ich aus Griechenland!

Nur allzu rasch führte uns der Zug durch das schöne Alpenthal von Chinsa und durch die bereits im Frühlingsschmucke prangende Ebene von Udine. Ein sächsischer Kollega, der dem rauhen heimischen Wetter entfloh, verabschiedete sich im sonnenreichen Görz. Ich aber traf nach 32stündiger ununterbrochener Eisenbahnfahrt auf meine erste griechische Route:

Triest — Korfu.

Wie hat es sich vergrößert und verschönert, seit meinem letzten Hiersein, das antike Tergesta, die Handelsmetropole Oesterreichs, im italienischen Gewande und mit italienischer Zunge! Namentlich Bahn-, Zoll- und Hafenanlagen zeugen von gewaltigem Aufschwung. Meine Geschäfte zur Einschiffung nach Patras wickelten sich im Palaste des österreichischen Lloyd rasch und zur vollkommenen Befriedigung ab und es blieb mir ein ganzer Tag vor dem Abgang des Schiffes zur Besichtigung der schönen Seestadt, für einen Besuch bei einer liebenswürdigen Aschaffenburger Familie und zum Ausflug nach Barcola und Miramar, dem wundervoll gelegenen Schlosse des unglücklichen Kaisers Maximilian, der leider einst dieses Idyll mit dem Throne von Mexiko vertauschte.

Am Molo Nummer 3 lag des anderen Morgens die „Hungaria" zur Abfahrt ins klassische Land der Hellenen bereit. Man schaut ein solches Seeungeheuer, dem drei Tage und drei Nächte des Leibes Wohl und Weh anvertraut wird, mit etwas scharfen Augen an. Sie konnte aber eine genaue Inaugenscheinnahme wohl aushalten, die „Hungaria", da sie, obwol schon 30 Jahre im Dienste, zu den besten Schiffen des österreichischen Lloyd zählt. Sie war sehr stark mit Gütern beladen, die über Batum nach Teheran in Persien gingen und fuhr daher ruhig „unter dem Strich". Von den Passagieren fiel uns besonders ein Herr und eine Dame auf, die, vom Herrn Generaldirektor des Lloyd selbst begleitet, mit der Direktionsbarke an Bord geleitet wurden. „Das müssen vornehme Herrschaften sein," hieß es allgemein und dem war auch so. Ich hatte später die Ehre, mich Herrn und Frau Baron vorzustellen und die ganze Reise in ihrer ungemein liebenswürdigen Gesellschaft mitzumachen. Ebenso waren ein Gymnasialrektor aus Norddeutschland, ferner ein Leutnant aus Berlin, sowie ein Abiturient aus Leipzig, der zu den Eltern nach Smyrna reiste, willkommene und angenehme Reisegefährten.

Nach dem üblichen Salutschuß dampfte die „Hungaria" aus dem Hafen. Das herrliche Panorama von Triest, umgürtet vom schneebedeckten Karst, entwickelte sich in voller Pracht. Miramar glänzte im Mittagssonnenschein und bis herunter zu den weiten Arsenal-Anlagen der Lloydgesellschaft bot sich dem Auge ein großartiges Landschafts- und Städtebild. Der Himmel zeigte uns sein freundlichstes Gesicht und ruhig glitt das Schiff über die leichtgekräuselten Wogen der blauen Adria. Möven und Delfine kamen als Begleiter und verließen uns nicht mehr. Die reich bewohnte Küste der immer in Sicht bleibenden Halbinsel Istrien bot in den Städten Pirano, Rovigno und Pola prächtige Objekte für unsere mit Photographie-Apparaten wohl versorgten Mitreisenden. Erst gegen Abend trat das Land immer weiter zurück und als ich frühmorgens auf Deck erschien, sah ich gerade noch die Insel Lissa, bekannt durch die Seeschlacht vom 20. Juli 1866, in welcher Tegethoff mit einem Stoß den „Re d'Italia" in den Grund bohrte. Dann war die Küste vollkommen verschwunden, so daß wir nur Himmel und Wasser sahen.

Das ist auch die Zeit zum engeren Anschluß der einzelnen und dieser Anschluß und der Gedankenaustausch mit den von mir Genannten war ebenso herzlich als unterhaltend, wie belehrend. Es waren schöne Stunden auf der hohen See: Stunden der Ruhe nach vorheriger geistiger Anstrengung, Stunden der Erholung durch den Umgang mit gleichgesinnten und gleichstrebenden Menschen!

In der zweiten Nacht legte unser Schiff in Brindisi an und die neuen Passagiere kamen gerade zurecht, Poseidons Kraft beim Passiren der Straße von Otranto am eigenen Körper zu verspüren, so daß

mancher den üblichen Tribut in der Form einer regelrechten Seekrankheit brachte. Ich blieb seetüchtig, wie früher. Wohl waren die Schwankungen des schwerbeladenen Schiffes gegen die vom Föhn getriebenen Wogen nicht gerade beruhigend; aber das Vertrauen auf das gut gebaute und von erfahrenen Seeleuten geleitete Fahrzeug machte der Hoffnung Raum, daß die gefürchtete Strecke ohne Unfall passirt würde. Und so geschah es auch. Das Rauschen der Meereswogen wiegte mich bald in einen tiefen Schlaf und am frühen Morgen war die See wieder ruhig und leicht gekräuselt, wie zuvor.

Wir hatten uns der jeden Baumschmuckes baren albanischen Küste genähert. Sie ist türkisch und zeigt klar die Wahrheit des Satzes: „Wo der Türke den Fuß hinsetzt, wächst kein Gras." Die „Hungaria" hielt vor Santi Quaranta, das die Griechen von zwei Jahren bombadirten, so daß zu den interessanten Ruinen aus dem Mittelalter sich die modernen gesellten. Es steht nur noch ein Haus, in dem Zoll- und Hafenbehörden wohnen, der Post- und Transitverkehr vermittelt wird und Unterkommen für Menschen und Thiere gesucht werden muß. Es ist hier der Ausgang der Karawanenstraße nach dem landeinwärtsliegenden Janina, der jetzigen Hauptstadt Albaniens. Daher herrscht daselbst bei der Ankunft des Schiffes reges Leben. An 200 Muselmänner mit Weibern und Kindern wurden zur Ueberfahrt nach Konstantinopel an Bord genommen und unsere Photographen hatten reichlich Gelegenheit, die interessantesten orientalischen Bilder aufzunehmen. Ich selbst zeichnete mir das außergewöhnliche Panorama in mein Skizzenbuch. Eine von den Normannen zerstörte Stadt, das einzige vom letzten Bombardement übrig gebliebene Haus, die geschäftige, malerisch gekleidete Menge am Strand, die Karawanzüge bergaufwärts dem sich durch zwei ehemalige Befestigungen hindurchschlängelnden Reitweg entlang, das alles umrahmt von wellenförmigen Berglinien, gab vom Meer aus gesehen ein Bild, wie es nur der Orient bieten kann. — Glücklicher Weise hielt das Schiff lange genug, um dasselbe voll und ganz zu genießen. Es war ein vielversprechender Anfang von der so genußreich verlaufenden Reise. Rasch wechselten von nun an die herrlichen Landschaften. —

Als die „Hungaria" sich aus der Bucht von Santi Quaranta wendete, erblickten wir die Höhen von Korfu und begrüßten mit dieser Insel zum ersten Mal griechisches Land. Korfu ist die nördlichste und neben Kephallinia die beträchtlichste der jonischen Inseln, die seit 1863 zu Griechenland gehören. Es ist das alte Korkyra, die Heimath der Phäaken, und in der Neuzeit wegen ihres gesunden Klimas sehr besucht. Sie bietet Ebenen mit guten Straßen für Radfahrer, wie mir zwei solche aus Wien versicherten, reich bewaldete Mittelgebirge und ein dem Pantokrator oder San Salvatore einen kirchgekrönten Berg von fast 1000 m Höhe. Die Stadt Korfu liegt malerisch an und auf einer Höhe, die sich vom Hafen aus erhebt. Niemand wird versäumen, hier das Schiff zu verlassen und den in der Regel mehrstündigen Aufenthalt desselben wenigstens mit der Besichtigung der Zitadelle und des Leuchtthurmes auszufüllen. Allerdings hat man dasselbe mittelst Ausschiffen durch Barken zu erkaufen, die wie Nußschalen vom bewegten Meere herumgeworfen werden und durch das Feilschen mit den Barkenführern, deren Forderungen oft ans Unverschämte grenzen. Auch der lästigen Führer kann man sich nicht erwehren, obwohl sie ganz unnöthig sind und — abgelohnt, doch immer noch mehr verlangen, damit sie nach ihrer „religiösen Ueberzeugung nicht gezwungen sind, den Fremden zu verfluchen". So wenigstens äußerte sich der unsrige, der durch den Herrn Baron geradezu fürstlich für seine geringen und gar nicht begehrten Dienste bezahlt wurde. Allein solche Vorkommnisse dürfen die Freude am Genuß niemals beeinträchtigen.

In der That war es ein Genuß, in Korfu das erste Mal den klassischen Boden der Hellenen zu betreten und auf dem Rundgang durch die Stadt das Volk bei seiner Beschäftigung, wie bei dem beliebten dolce far niente zu schauen, auf der Esplanade die von einem General zu Fuß inspizirte Besatzung in ihren veralteten Exerzitien zu beobachten und zu photographiren, sowie die herrliche Aussicht zu genießen, welche sich von der Zitadella aus über Stadt und Insel eröffnet, über das weite Meer hinaus bis zu den kühn geschwungenen, schneebedeckten Bergen Albaniens.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Es funkeln drei freundliche Sterne
In's Dunkel des Lebens herein;
Die Sterne die funkeln so treulich,
Sie heißen: Lied, Liebe und Wein.

Körner.

* * *

Ein rasches Pferd nur immer jagen,
Ein saubres Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen,
Thät niemals langen Nutzen tragen.

Fr. v. Logau.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 187. Samstag, den 19. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

16 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Helene zögerte noch ein Weilchen, dann nickte sie zustimmend.

Arm in Arm verließen die beiden jungen Mädchen das Theater.

Ein kleines, vornehmes Coupe mit einem Schimmelgespann und einem livrirten Kutscher, der unweit des Ausganges wartete, brachte Beide in wenigen Minuten an einen jener mit architektonischem Schmuck überladenen Miethspaläste, die in den letzten Jahrzehnten in der preußischen Residenz wie Pilze aus der Erde hervorwuchsen.

Gertrud bewohnte eine Seite des zweiten Stockwerkes.

Ein sauber und kokett gekleidetes Mädchen öffnete und half den Beiden in dem netterleuchteten und geschmackvoll ausgestatteten Vorplatz die Umhüllungen ablegen.

Dann führte Gertrud ihren Gast in ein geräumiges Zimmer, in deren Mitte ein damastbehangener, silber-, krystall- und blumenstrotzender Tisch mit einer größeren Anzahl Gedecken stand —

Eine hohe Lampe mit breitem, rothem Schirm hauchte ein warmes, mildes, angenehmes Licht durch den eleganten Raum, den eine zurückgerollte Flügelthür mit einem anmuthigen Salon in Roccocostyl verband. Alles athmete Geschmack und Luxus.

„Du erwartest noch mehr Besuch?“ fragte Helene etwas befremdet.

„Ich habe Niemand eingeladen,“ erwiderte die Tänzerin, „aber mein Tisch hat immer Platz für gelegentlich zu erscheinende Gäste. Das kommt und geht. Jetzt mache es Dir bequem, Schatz. Entschuldige mich eine Minute, daß ich meinen Anzug wechsele. Gleich wird servirt.“

Sie öffnete eine Verbindungsthür und trat in das anstoßende Zimmer.

Helene nahm auf einem der hochrückigen Stühle Platz, welche den gedeckten Tisch umgaben. Ihre Augen wanderten forschend und neugierig von einem Gegenstand im Zimmer zum andern. Allerhand Gedanken durchquerten ihren Kopf.

In diesem Augenblick fühlte sie beinahe etwas wie Neid gegen die Freundin, die es so meisterhaft verstand, durch das Leben zu tanzen.

Sie hatte auch selber öfter Gelegenheit gehabt, sich auf dieselbe Weise, wie jene, einen besseren Antheil am Dasein zu verschaffen, aber sie hatte kein Talent, leichsinnig zu sein; sie dachte zu viel und das war ihr Verhängniß.

Sie war mit so freudigen Hoffnungen und mit so großen Illusionen in's Leben getreten. Ihre Kindheit warf keine lieblichen Lichter der Erinnerung auf ihren Lebensweg, aber trotz der düsteren Erscheinungen, welche ärmliche Verhältnisse und eine schlechte Erziehung auf ihren Charakter warfen, hatte sie sich ein paar feste Grundzüge und sogar Ideale bewahrt, an die sie sich klammerte und von denen sie nicht lassen wollte. —

Es war ein edler Kern in ihr; sie hatte von Natur aus starke moralische Füße, aber ihr fehlte die Klammer der anerzogenen Grundsätze, welche sie an den schwankenden Boden ihrer Lebensstellung fesselte.

Sie wollte kein Geschöpf werden, wie viele ihrer Kolleginnen. Sie wollte sparen, um sich so viel zu erübrigen, daß sie auf ihre alten Tage vor Sorgen geschützt sei. Aber das Sparen ging bei der kleinen Gage, die sie bezog, nur langsam; wenn das Kostgeld und die Ausgaben für eine anständige Kleidung davon abgezogen wurden, blieb ein so winziger Rest zum Hinlegen und die Summe vergrößerte sich in Folge dessen so schneckenhaft, daß ihr endlich der Muth dabei ausging. Wie viele Jahre würde sie noch sparen und sich selber Entbehrungen auferlegen müssen, um ein kaum nennenswerthes Kapital zusammen zu bringen,

und dann konnte eine Krankheit, eine Zeit der Erwerbsunfähigkeit noch zwischenhinein große Lücken in die Ersparnisse reißen.

„Wenn ich wollte, könnte ich auch so ein warmes, komfortables Heim haben," dachte sie, „ich brauchte nur die Hand darnach auszustrecken und es hinge daran. Trude hat Recht; Balletratten sind Balletratten, und der Herrgott, der uns zu einem Schmetterlingsdasein bestimmte, wird von solch einem armen Insekt auch nicht die Tugend und die Nützlichkeit etlicher braver Hausthiere verlangen. Wenn es mir nur nicht so schwer fiele, leichtsinnig zu sein, wenn nur dieser Widerwille nicht wäre gegen den ich vergebens ankämpfe —"

Sie zog mechanisch die zusammengefaltete Karte aus der Tasche, welche ihr der Unbekannte am Nachmittage bei der Auktion gegeben hatte.

„Fürst Antonius Raczenyi," las sie.

Das war es.

Ein Wort an diese Adresse würde genügen — — warum schrieb sie es nicht!

Gertrud's Eintritt machte ihren inhaltsschweren Gedankengang stocken.

Sie hatte ein reizendes Hauskleid angelegt, das ihrer frischen, pikanten Schönheit entzückend stand.

Gertrud setzte sich ihrem Gaste gegenüber und drückte auf den Knopf einer Tischglocke.

Ein kleines, fein zusammengestelltes Menu wurde servirt.

Das Mädchen, welches vorhin die Wohnungsthür geöffnet, bediente bei Tisch.

Gegen Ende des Diners wurde draußen geklingelt.

Gleich danach traten zwei junge Herren ins Zimmer, die Trude ihrer Kollegin als den pommerischen Baron Henneguard und Herrn von Roonen vorstellte und die sich nach den obligaten Begrüßungen und Phrasen am Tische niederließen.

Nach einigen Minuten kamen neue Gäste, zwei sehr elegante Herren und eine junge Dame und dann ging die Wohnungsthür draußen plötzlich wie die Thür eines Posthauses auf und zu und immer andere Erscheinungen, Herren und junge Mädchen, traten, einzeln oder paarweise, in das Eßzimmer.

Einige Paare gingen nach einer flüchtigen Begrüßung direkt in den Salon, die meisten setzten sich mit an den Tisch, schenkten sich ein Glas Wein ein und naschten vom Dessert.

Helene kannte Niemand der Anwesenden, aber sie fühlte zum ersten Mal in ihrem Leben Genugthuung und Befriedigung unter den herausfordernd bewundernden Blicken, welche von allen Seiten aus den Augen der Herren auf sie fielen.

Trude stellte Niemand vor. Viele der Anwesenden schienen einander überhaupt nicht zu kennen, das hinderte aber nicht die Entwicklung einer bald sehr allgemeinen, lebhaften und ungenierten Unterhaltung.

Etwas weiter hin kam das aufwartende Mädchen mit einer Bowle herein.

Mit ihr zusammen erschienen noch ein paar Nachzügler, zwei Herren, auf der Bildfläche.

Trude erhob sich und ging ihnen entgegen.

An einer Handbewegung des Einen sah man, daß er den Andern mit der Wirthin bekannt machte.

Dann gingen die drei wieder zum Tisch und während der eine der Herren sich noch einen Platz an Gertrud's Seite verschaffte, rückte das bedienende Mädchen einen Stuhl neben Helene zurecht, auf dem der andere, noch junge Mann mit einer Verbeugung gegen seine Tischnachbarin Platz nahm.

Unterdessen war die Bowle auf den Tisch gestellt, jemand füllte die Gläser und nun entwickelte sich ein regelrechtes Zechgelage.

Der junge Mann neben Helene beobachtete die Gesellschaft am Tische eine Zeit lang schweigend, dann wandte er sich seiner Nachbarin zu und in demselben Augenblick bemerkte Helene in seinen Augen die rückhaltlose Bewunderung auflodern, die die Blicke der Andern ihr zollten. Ein eigenes Gefühl, das mit Befriedigung und Genugthuung nichts zu thun hatte, beschlich sie unter dem forschenden Blicke dieser klaren, braunen Augen.

„Die Damen sind wohl alle Künstlerinnen?" fragte der junge Mann.

Helene zuckte die Achseln.

„Ich kenne keine. Ich bin auch zum ersten Male in dieser Gesellschaft. Ich wußte nicht einmal, daß meine Kollegin heute Abend Besuch haben werde."

„Hoffentlich sind Sie aber nicht zum letzten Male hier," bemerkte ihr anderer Nachbar, der ihre Antwort aufgefangen hatte, „hier ist ein fideles Leben. Melancholie und Pessimismus wird hier der Garaus gemacht. Diese Freitagabende sind Radikalkuren für Hypochonder und solche, die es werden könnten."

Wie zur Bestätigung dieser Behauptung ertönten die Klänge einer Zither durch das Zimmer.

Die laute Unterhaltung verstummte.

(Fortsetzung folgt.)

In's klassische Land der Hellenen.

Reise-Erinnerungen von Johann Schober.

(Fortsetzung.)

Mit Befriedigung ruht der Blick auf den im südländischen Pflanzenschmucke prangenden nächsten Umgebungen, auf Kastrades, bis wohin sich die Villen der hübschen Strada marina ziehen, auf Monrepos, der königlichen Villa, auf den Trümmern des Aeskulaptempels in der Nähe von Al canone, selbst wieder ein schöner Aussichtspunkt, der seinen Namen davon hat, daß hier früher eine Kanone aufgepflanzt war, um die Einfahrt der Schiffe zu signalisiren. Und hast Du Glück, mein lieber Leser, dann findest Du in der Nikephoros- oder in der paralellen Nikiasstraße mit ihren Buden und originellen Marktsachen, mit der Farbenpracht der in reicher Fülle ausgestellten Früchte und mit den auf engem Raume sich drängenden Menschen und Thieren nicht nur ein charakteristisches Bild südlichen Lebens, sondern hie und da auch schöne Gestalten und klassische Gesichter. Ich sah Männer in der Nationaltracht mit rothem Fes, blauer Jacke, kurzen Hosen, weißen Strümpfen und Schnallschuhen, sowie Frauen in kleidsamen, wenn auch überladenen Trachten, die auf den Namen Penelope und Aspasia hörten und durch die großen dunklen Augen, die fein gebogene Nase, sowie durch den zierlich geformten Mund an ihre berühmten Vorgängerinnen erinnerten.

Ja, lebhaft drängen sich klassische Erinnerungen auf beim Besuche von Korfu. Das kleine Eiland Fano, im Nordwesten derselben, das wir schon bei der Herfahrt wegen seiner eigenartigen Gestalt bewunderten, wird mit der „Insel der Kalypso“ identisch gehalten. An der Mündung des Potamos, des Hauptflusses von Korfu, wo auf schöner Brücke die Straße von Mandukio den Fluß überschreitet, traf Odysseus die Königstochter Nausikâa mit ihren Gespielinnen. In Korfu selbst, dem alten Scheria, sang beim Abendschmause im Königspalaste der blinde Sänger Demodokus „aus dem Liede, dessen Ruhm damals den Himmel erreichte“, so daß sich Odysseus zu erkennen gab und den versammelten Fürsten seine leidvollen Irrfahrten erzählte. Und als das gastfreundliche Schiffervolk der Phäaken dem göttergleichen, aber vielgeprüften Dulder ein schnellsegelndes Fahrzeug ausrüstete, um ihn an das Ziel seiner Sehnsucht, nach dem nahen Ithaka, heimzugeleiten, „da nahte sich Poseidon, schlug es mit flacher Hand und siehe! plötzlich versteinert wurzelt es fest am Boden des Meeres.“ Es ist Pondikonisi, das versteinerte Schiff des Odysseus, an dem Eingang in den Hafen von Kalikiopulo, das wir bei der Abfahrt von Korfu ganz genau unterscheiden konnten. Wie war doch unser Schuldirektor zu beneiden, dessen Zeit einen dreitägigen Aufenthalt auf der schönen Insel ermöglichte, während wir, begrüßt noch von dem berühmten Achilleion, dem kostbaren Besitzthum der unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, schon nach dreistündigem Besuche ihr „Χαίρετε“ sagen mußten zum Antritt unserer zweiten Route für Griechenland:

Korfu — Patras.

Wir dampften der langgestreckten Insel entlang. Drüben an der albanischen Küste mündet, aus dem altgriechischen Epirus kommend, der Kalama, welcher nach der Berliner Konferenz 1880 die Grenze zwischen Griechenland und der Türkei bildete. Seit dem letzten Krieg vor zwei Jahren ist solche bis zum Golf von Arta ausgedehnt worden, so daß die Festung Prevésa jetzt eine türkische Garnison hat, zu der bei meiner Rückfahrt ein junger Offizier aus Konstantinopel reiste, mit dem ich mich auch auf Deutsch ganz gut unterhielt, da unsere Sprache in den türkischen Militärbildungsanstalten gelehrt wird.

Ehe wir uns jedoch Prevésa nähern, sehen wir rechts das Inselpaar Paxos und Antipaxos. Auf der ersteren liegt Porto Gajo, das schon in den Briefen des Apostels Paulus genannt wird; die letztere ist ein kahles unbewohntes Felsenriff, dessen Boden flüssigen Asphalt ausschwitzt. Wir fahren zwischen Santa Maura und Ithaka hindurch, zwar schon bei Nacht, aber bei Mondschein, so daß sich doch der alte Lenkadische Felsen, das jetzige Kap Dukato, mit den Ueberresten eines Apollotempels ganz gut erkennen läßt. Von diesem hochragenden, steil abfallenden Vorgebirge stürzte man im Alterthume am Jahresfeste des Apollo einen Verbrecher in die Tiefe. Daraus ist wahrscheinlich die Sage entstanden, daß hier Sappho, die unglückliche Sängerin von Lesbos, wegen unerwiderter Liebe den Todessprnng in die Tiefe gemacht haben soll. Heute zeigt der wüste Trümmersturz am Fuße des Sappho-Felsens, an den die Sciroccowellen mit wilder Gewalt andonnern, deutliche Spuren von vorgefallenen Erderschütterungen.

Um Ithaka zu sehen, das Vaterland des Odysseus, opferte ich die eine Hälfte der Nacht. Ich brachte sie bei dem milden Wetter auf dem Verdeck zu. Allerdings zeigten sich nur die Umrisse der aus zwei kahlen Bergstöcken bestehenden Insel mit steilen Abhängen. Das Ganze erscheint als ungastlicher Stein. Allein trotz dessen ließ ich mir die Illusion nicht rauben, daß hier die treue Penelope „mit ihrer endlosen, freierabwehrenden Handarbeit“ beschäftigt war, bis der Viel-

dulder die tödtlichen Geschosse in die Reihen der nichtswürdigen Schlemmer schickte. Im Beisein des alten greisen Vaters Laertes und des herangewachsenen Sohnes Telemach „hielt er sein treues, geliebtes Weib in den Armen." — Lebhaft versetzte ich mich in die Freude des Wiederkennens der 20 Jahre lang Geschiedenen. Dann suchte ich meine Kabine zum frohen Schlummer auf und erwachte erst, als unser Schiff bereits im Hafen von Patras hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule.

Man schreibt uns: Die Gewöhnung an Ordnung und Reinlichkeit sind eine Hauptaufgabe der Erziehung durch die Schule. Man darf ja nicht glauben, daß diese Dinge dem Schulbetriebe fernliegen, es komme dieser nur darauf an, möglichst günstige Ergebnisse des Unterrichts zu erzielen und die religiöse und Verstandesbildung zu fördern. Für manchen jungen Menschen sind die Schule und das Militär die einzigen Faktoren, ihm einen gewissen Stolz und Selbstachtung anzugewöhnen, namentlich wenn die Mutter daheim ein arger Schlamp ist. Die Stadtschulen leiden unter diesen Verhältnissen mehr, als die Schulen auf dem Lande; denn die Mütter auf dem Dorfe besitzen doch immer ein gewisses Schamgefühl, daß ihre Kinder hinter den andern nicht zurückstehen. Ein in dieser Hinsicht ausgesprochener Tadel wird gewöhnlich als arger Schimpf empfunden und es folgt gewiß Besserung. In der Stadt sind aber die lieben, meist noch zu jugendlichen Eltern viel dickhäutiger. Hier gilt es, die volle Energie des Lehrers und der Behörden einzusetzen. Unreinliche, mit Ungeziefer behaftete Kinder sind unbedingt von der Schule auszuschließen und nicht eher zuzulassen, bis sie gründlich gesäubert sind. Jedes Kind muß frisch gewaschen und gekämmt, mit anständiger Leibeswäsche versehen zur Schule kommen. Das Schuhwerk muß schwarz gemacht sein, in den Kleidern dürfen keine Löcher und kein Schmutz sein, um den Hals gehört ein Kragen und ein Bindchen. Tafeln und Bücher müssen ganz und sauber sein. Alle Wochen gehört die Tafel wenigstens einmal gründlich gereinigt, solche mit Sprüngen und Löchern sind nicht zu dulden. Es gibt aber gar viele Eltern, die wollen gerade bei den Schulbedürfnissen der Kinder zu sparen anfangen und schimpfen bei jedem, auch dem geringsten Aufwande hiefür. Würden sie jedoch bei anderen Gelegenheiten ein wenig sparen, so litte es diese Ausgaben gar wohl. Wo der Lehrer aber in diesen Sachen fest und unnachgiebig ist, da geht [...] zuletzt ganz gut. Nicht nur, daß die Eltern sich dare[...] fügen, nein, sie betrachten es schließlich auch von d[...] rechten Seite und loben gerne, was sie vorher a[...] hart getadelt haben.

Eine in der Stadt sich immer mehr bemerkba[...] machende Erscheinung sind die Montagskranken. [...] sind dies meist Kinder aus den besseren Familie[...] Ist es von den Eltern vernünftig, den Spaziergan[...] am Sonntage so weit auszudehnen, daß das Kin[...] Abends so ermüdet heimkommt, daß es für den ganze[...] andern Tag Ruhe braucht und den Unterricht ve[...]säumen muß? Es ist daraus eine noch bei viele[...] Eltern beobachtete Unterschätzung des Volksschu[...]unterrichts ersichtlich, die sich später bitter rächt. Da[...]gegen ist natürlich der Lehrer machtlos, anders b[...] den Zuspätkommern. Hier liegt die Schuld oft b[...] den Schülern, die sich zu lange auf der Gasse au[...]halten, mehr noch bei den Müttern, welche morgen[...] nicht aus den Federn können und mitunter so g[...]wissenlos sind, die armen Kleinen nüchtern oder n[...] mit einem Brode versehen, fortzuschicken. Solche Un[...]stände dürfen durchaus nicht geduldet werden, da da[...] böse Beispiel gar ansteckend wirkt und ist die not[...]wendige Ordnung durch die gegebenen Strafmittel [...] erzwingen.

Den Kindern gehören nach jeder Unterrichtsstun[...] Erholungspausen, die durch Verordnung der Kgl. R[...]gierung genau bemessen sind. Wo sollen diese zugebrac[...] werden? Wenn man, wie hier, einen so schöne[...] großen Schulhof hat, so ergibt sich die Antwort vo[...] selbst. Es wäre unrecht, den Kindern die Bewegun[...] im Freien zu versagen. Ich lege die Betonung a[...] das Wort „Bewegung". Dazu gehört gewiß nic[...] wenn einzelne Klassen paarweise wie züchtige Nonne[...] oder Mönche im Schulhofe herumgeführt werden un[...] sich höchstens einmal zu einem Dauerlauf versteige[...] dürfen. Die Kinder sollen springen, johlen und si[...] tummeln nach Herzenslust und wie es ihnen belieb[...] Sie sind dann gewiß wieder viel frischer beim Unte[...]richt, und die Gesundheit leidet nicht Noth. Daz[...] gehört aber auch, daß der Unterricht gleichzeiti[...] und zur rechten Zeit beginnt und schließt; denn, wen[...] jeder Lehrer nach seiner Uhr, vielmehr nach seine[...] eigenen Gutdünken handeln muß, so sind Störunge[...] des Unterrichts unvermeidlich. Darum gehört in jede[...] Schulhaus eine Glocke und nicht auf das Dach de[...] Turnhalle, wo sie seit dem Jahre 1882 vollständi[...] stumm dahängt, indem sie anfangs nur etwa 20 Tag[...] lang geläutet wurde.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 188. Montag, den 21. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

17 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Ein junger Mann spielte und sang ein sentimentales Liebeslied, das durch die theatralischen Handbewegungen, das Mienenspiel, die Augenverdrehungen des Vortragenden, sowie durch die Art und Weise, wie es mit eigenthümlich schnalzender Stimme vorgetragen wurde, eine zwergfellerschütternde Heiterkeit hervorrief.

Die Bowle war bereits zwei Mal geleert und wieder gefüllt worden und die frohe Laune der Gesellschaft steigerte sich nach und nach zu weinseliger Ausgelassenheit.

„Jetzo gehörst Du mein," rief irgend ein baumlanger Herr, sich in voller Höhe aufrichtend, und dann begann er unter bachantischem Jubel der Anwesenden Messer, Gabel, Teller, Gläser, kurz alles zu verschlingen, was in seinem Bereich war.

„Spezialitäten von den Reichshallen," flüsterte Helenens Tischnachbar, „die Leute verkehren hier jeden Freitag Abend."

Der Andere, Zuletztgekommene, sagte nichts. Belustigt sah und hörte er zu; ab und zu klatschte er Beifall.

Der gefräßige Herr wurde in seiner Vertilgungswuth durch das Experiment eines Andern gestört, der sich unbemerkt vom Tische entfernt hatte und nun, wie ein Aal zusammengerollt, mit mächtigem Sprunge über den Tisch und die Köpfe sämmtlicher Anwesenden hinwegsetzte.

Aber auch dies Kunststück wurde von der Geschicklichkeit dritter übertroffen, denn während die Gesellschaft nach den Leistungen des schneidigen Sprunges, der seinen kühnen Salto einige Male wiederholte, Beifall spendete, hob sich der Tisch von unsichtbaren Händen empor, über die Umsitzenden hinaus und entrirte auf eigene Faust einen grotsken Tanz durch das Zimmer.

Brausender Jubel. Allgemeines Durcheinander. Ein Chaos von lärmenden und lachenden Stimmen.

Endlich geruhte der Tisch, sich in einer Ecke niederzulassen. Die Stühle wurden zurückgenommen und zu einem Halbkreis arrangirt. Die Gasflamme wurde angezündet; auf dem freien Platz schickte man sich zu weiteren Vorführungen an.

Helene war während des bunten Wirrwarrs in den Salon getreten, der nur schwach erleuchtet war und auf dessen schwellenden Polstern hier und da Liebespaare saßen, die in ein zärtliches Geplauder vertieft, weder auf das ausgelassene Treiben im andern Zimmer, noch auf sonst irgend etwas achteten. In einem Kabinet nebenan umringten eine Anzahl Herren zwei kleine Tische, ebenso weltvergessen im Kartenspiel, wie die Liebespärchen in süßem Gekose.

Helene rückte einen Fauteuil vor die Salonthür, so daß sie alles drinnen übersehen konnte. Jetzt war eine Keilerei im Gange; vier Herren balgten sich mit einander; wie Gummibälle flogen die Körper auf und nieder; es sah unendlich komisch aus.

„Wir beiden Fremdlinge scheinen uns der lustigen Gesellschaft noch nicht recht anzuwärmen," sagte Helene's junger Tischnachbar, der ihr gefolgt war und nun hinter ihrem Sessel stand, „man fühlt sich ordentlich beschämt, so gar nichts zur allgemeinen Erheiterung beitragen zu können."

„Ihnen gefällt der Zauber nicht," erwiderte Helene.

„O doch, ich amüsire mich gut. Wenn mich die übermüthigen Produktionen nicht zu einer so unbändigen Heiterkeit begeisterten, wie die Uebrigen, so lag das nicht daran, daß sie mir weniger gut gefielen. An Ihnen habe ich übrigens auch keinen besonderen Enthusiasmus bemerkt; wir beide waren die einzigen, die die hübschen Improvisationen nur mit einem Lächeln lohnten."

„Ich tauge nicht dazwischen," sagte der junge Mann, „man sollte über so etwas von Herzen lachen können; es ist so harmlos. Man sollte das Leben

in seinen heiteren Pointen erfassen können, es hat genug ernste Stellen. Warum soll man nicht einmal die Welt mit den Augen eines lachenden Philosophen ansehen —"

„Aber es ist nicht Jedermann gegeben — —" antwortete Helene.

Sekundenlang schloß sie die Augen.

„Waren das nicht, in andere Form gekleidet, ähnliche Gedanken, wie Trude sie ausgesprochen hatte?"

Sie hörte nicht die Entgegnung des jungen Mannes. Ihr Gesicht glühte von den Getränken, die sie genossen hatte und ihr Herz klopfte in raschen, unregelmäßigen Schlägen.

Helene stand auf.

Ein unbezwingbarer Widerwille bemächtigte sich ihrer. Sie konnte nichts dafür, aber das Lied ekelte sie an.

An der Thür fühlte sie sich leicht am Arme gehalten.

„Sie wollen fort?" fragte ihr junger Tischnachbar und als sie bejahte, setzte er hinzu: „Ich gehe mit."

„Die Geschichte wurde Ihnen wohl langweilig?" sagte er, während Helene ihre Sachen unter den vielen Garderoben hervorsuchte.

„Sie wurde mir zu interessant," gab die Tänzerin mit halbem Lächeln zur Antwort.

Der junge Mann blickte mit Interesse in das schöne Gesicht der Ballerine, aber er setzte das Gespräch nicht fort.

Niemand bemerkte das Fortgehen der Beiden.

Vor der Hausthüre pfiff der junge Mann eine Droschke heran.

Helene nannte dem Kutscher ihre Adresse und stieg ein.

„Werden Sie öfter des Freitags hierher kommen?" fragte der junge Herr vor dem offenen Schlage.

„Wahrscheinlich nicht," entgegnete Helene.

Er zögerte.

Es schien, als ob er noch etwas sagen wollte, dann trat er zurück.

„Empfehle mich Ihnen, mein Fräulein."

Sie nickte.

Er zog den Hut.

Der Schlag fiel zu; der Wagen setzte sich in Bewegung.

Als sie eine Strecke weit gefahren war, blickte Helene aus dem offenen Wagenfenster zurück.

Da stand er noch an derselben Stelle unter dem Gaskandelaber und schaute dem Wagen nach.

„Ein schöner Mann," sagte Helene seufzend, „wenn ich mich einmal verlieben sollte, müßte der Mann solche Augen und solche Züge haben. Verlieben! Liebe! Als ob ich arme Proletarierin mir den Luxus einer Liebe gestatten dürfte. Warum nennt er mir nicht seinen Namen? Bah, er dachte — Balletratten — — Balletratten sind Balletratten —"

Sie lehnte den Kopf zurück; eine unsagbare Bitterkeit durchzog sie.

„Ich sollte die Menschen hinter mir lassen und doch fühle ich, daß ich ihrer Achtung nicht entbehren kann, ihrer Achtung, die ich mir doch nie erzwingen werde, weil ich eine Balletratte bin. Die Paria — eine Geächtete. O, warum ist es so schwer zu leben nnd warum sind die Menschen so ungerecht?"

Die Zweifel, welche sie schon längere Zeit quälten und die verschiedenen Eindrücke, die sie im Laufe dieses Tages empfangen, löſten sich jetzt und verschwammen in eine trübe, wehmüthige Stimmung.

Ihre Augen verdunkelten sich, sie weinte — —

An der Thür des Hauses, in dem sie wohnte, traf sie mit ihrem Pflegebruder zusammen.

„Herr Jeses, Lene, so fürnehm, per Achse?" meinte er gut gelaunt. „Sagt ich es nicht? Deine Aktien steigen!"

„Laß mich in Ruhe," sagte Helene verdrießlich, „ich bin unzufrieden."

„Mit was?"

„Mit der Welt und allem, was damit zusammenhängt."

„Ja, die Welt ist eine feine Institution; ganz meine Meinung. Wir beide haben überhaupt viel gemeinschaftliches, Lene. Wie wäre es, wenn wir unsere zerrissenen Existenzen zusammenflickten? Sollte nicht ein vernünftiges Ganzes daraus werden!"

„Ich danke," sagte das Mädchen kurz.

„Nicht zu früh, Lene. Ich spiele in der Lotterie, ich könnte das große Loos gewinnen."

„Mit einem Goldklumpen an jedem Haar wärest Du mir nicht gut genug."

„Oho!"

Sie waren unter dem Hin und Her die Treppe hinaufgestiegen und betraten eine Stube, in der eine älterere Frau mit grobem Gesicht am Tische saß und strickte.

„Worüber bist Du denn unzufrieden, Lene?"

„Glaubst Du, es sei ein Vergnügen, sich für ein paar Groschen den langen Abend und ein Theil des Tages abzuplacken und nichts dafür als Nichtachtung und ein elendes Dasein einzuernten. Ich wollte, ich wäre todt. Ich habe es satt."

(Fortsetzung folgt.)

In's klassische Land der Hellenen.

Reise-Erinnerungen von Johann Schober.

(Fortsetzung.)

Patras, die reiche Wein- und Handelsstadt, macht, von der See aus gesehen, einen malerischen Eindruck. Sie steigt nämlich vom Hafen ab amphitheatralisch bis zur alten Feste empor und das schöne Bild wird durch prächtige Höhen umrahmt. Ebenso ist der Golf von Patras durch die Gebirge des akarnanischen und ätolischen Landes hinter Missolunphi, durch die mächtige Felswand des Voidia, der mit seinen Ausläufern die Wasserstraße nach Osten zu sperren scheint und durch das weit vorliegende Kap Papa äußerst wirksam abgeschlossen.

Für uns galt es zunächst wieder, die Geschäfte der Ausschiffung zu bewerkstelligen, die hier, wie man mir sagte, von dem englischen Reisebureau Cook u. Sohn gepachtet sind, so daß für die kleine Strecke vom Schiff bis zum Festland zwei Drachmen für die Person bezahlt werden müssen, was einer elenden Geldschneiderei gleich sieht. Auch unser redegewandter Smyrner Abiturient, der uns aus Gefälligkeit an die Bahn begleitete, vermochte nichts abzuhandeln. Wie ein Souverän ertheilt hier der Leiter des Ganzen seine Aufträge und hat für Versuche, ihm entgegenzutreten, nur ein spöttisches Lächeln. Also heißt es sich fügen! Am Strande wird man von einer Unmasse von Lohndienern und Hotelagenten belästigt und wohl dem, der sein Gepäck allein zur Dogana und zum Bahnhof befördern kann.

Die Stadt selbst habe ich mir bei meiner Rückkehr erst genauer angesehen. Sie ist, namentlich am Hafen, sehr belebt, hat eine Anzahl schöner, geradliniger Straßen, die sich vom Strand hügelan hinaufziehen und zeigt mehrere öffentliche Plätze, die durch Springbrunnen geziert sind. Man trifft auch, was in Griechenland selten ist, hier einige Fabriken, der Handel, vermittelt durch zahlreiche Verkaufsläden und Waarenniederlagen, ist sehr lebhaft, namentlich mit Wein und Korinthen, mit Getreide, Wolle und Oel. So sind die Kellereien der deutschen Aktiengesellschaft „Achaiad“, welche die berühmten Gesundheitsweine Malvasier und Mavrodaphne hergestellt, besonders sehenswerth. Auch die bekannten Weinfirmen Ott-Würzburg und Menger-Neckargemünd haben hier ihre Niederlagen und deutschen Vertreter, so daß oft mitten aus der bunten Volksmenge heimische Laute an unser Ohr schlagen.

Es ist Patras in erster Linie eine moderne Handelsstadt. Aus alter Zeit ist nichts geblieben, als einige Reste der Akropolis, welche in die spätere fränkische Zitadelle verbaut wurden und die Quelle des Spiegelorakels neben den Ruinen der Andreaskirche, wo der Apostel Andreas den Kreuzestod starb, den er bekanntlich in der Form eines liegenden Kreuzes X verlangte, sich unwürdig achtend, wie sein Herr und Meister gekreuzigt zu werden. Hier stand zur Zeit des Pausanias ein Demetertempel, zu welchem diese genannte Quelle gehörte. Man benutzte sie als Orakel zur Erforschung des Götterwillens. Ein Spiegel, dessen man sich bediente, gab auf die gestellten Fragen Antwort. Dieses Spiegel-Orakel, welches erwiesenermaßen asiatischen Ursprungs ist, hängt mit der ältesten phönikischen Besiedelung dieses Platzes zusammen. Von den Phönikiern stammt auch die Byssospflanze, jene kostbare Baumwolle, welche im alten Elis gebaut wurde und durch deren Bearbeitung sich die Bewohner von Patras, als der Hauptstadt dieser Provinz, allgemeinen Ruhm erwarben. Im Mittelalter war Patras die Hauptstadt des Herzogthums Achaia, kam dann an Venedig und 1463 an die Türken. Diese richteten die Stadt gänzlich zu Grunde und niemals wäre aus ihr das geworden, was sie jetzt ist, die zweitgrößte Hafenstadt des Königreiches, wenn nicht in ihren Straßen am 12. Februar 1821 jener denkwürdige Auflauf stattgefunden hätte, der das Signal zur allgemeinen Erhebung der Griechen gegen die Türken wurde.

In Patras theilt sich die Reisegesellschaft des Schiffes gewöhnlich in zwei Theile. Die einen nehmen von hier unmittelbar die Eisenbahn nach Athen, die anderen begeben sich mit derselben zuerst auf die klassischen Stätten von Olympia. Zu dieser letzteren zählte auch die Baronsfamilie aus München, der Herr Leutnant aus Berlin und ich nebst mehreren Engländern, sowie einem spanischen Ehepaar, von welchem namentlich der männliche Theil eine außergewöhnliche Lebhaftigkeit entwickelte. Mit 22 Drachmen zahlten wir unser Retourbillet für die schöne Strecke

Patras—Olympia.

Auf der alten Landschaft Elis lag heller Sonnenschein, als wir langsam auf der schmalspurigen Bahn aus der weit sich hinziehenden Vorstadt von Patras hinausfuhren. Die braunen Jungen bestiegen rechts und links die Trittbretter der Wägen, da der Zug schon im Gange war, um immer wieder ihre Dienste anzubieten — wahrscheinlich für die Vorstadt-Station — und Niemand hinderte sie an diesem bei uns so streng verbotenen Unternehmen. Die blauen Fluthen des Golfes von Patras zur Rechten, die im frischen Frühlingsschmuck prangenden Gärten in unmittelbarer Nähe, besonders aber das markige Olonos-Gebirge zur Linken, das noch mit Schnee bedeckt war, gaben bald

Gelegenheit zur Unterhaltung. Da machte uns ein Einheimischer auf das Weingebiet „Gutland" aufmerksam, auch der „Deutsche Berg" genannt, mit seinen prächtigen Rebengeländen. Der Name „Gutland" stammt von Kindermund durch unbewußte Versetzung der Silben von Landgut. Hier wächst, wie Jordan singt:

„Der ächte Zaubersaft der Maja,
Erpflegt von Deutschen in Achaia,
Ein Wein, der Mavrodaphne heißt,
So süß als reich an Duft und Geist,
Ein Nektar, der auch Greisenblut
Verjüngend wärmt mit Lebensmuth.

Ich erblickte, als die Bahn den Kamenitza überschritten, jenseits des Golfes Missolunghi, wo das Herz des Lord Byron ruht, das so warm für die Griechen schlug und hier 1824 für immer still stand. — Der Herr Baron erläuterte, kurz ehe der Zug die Küste verließ, daß drüben an der Acheloos-Mündung am 7. Oktober 1571 Don Juaan d'Austria die weit stärkere Seemacht der Türken so vollständig schlug, daß sich von deren 250 Schiffen nur 80 retteten und der Sieger 12 000 christliche Galeerensklaven von ihren Ketten befreite. — Der Herr Leutnant wies auf manche Einrichtung der griechischen Bahnen hin, betonte besonders, daß sie durch ihr Schmalspursystem keinen Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz finden können und sich durch den Umstand, daß die Fahrpreise nach Drachmen, die Bezahlung der Angestellten aber in Franken berechnet wird, finanziell schaden.

So gab es allseitige Anregung. Trotz der geringen Fahrgeschwindigkeit rollten wir immer weiter gegen Süden, bald durch ausgedehnte Korinthenpflanzungen, bald durch üppige Waizenfelder, bald zwischen weit auseinander gesetzten Eichbäumen hindurch und an prächtigen Orangengärten vorbei. In den Sumpfgegenden zeigte sich der Eucalyptus, dessen weidenartige Blätter die ungesunden Dünste aufnehmen. An größeren Stationen, wie in Andrawitha, ist Gelegenheit gegeben, auch eine Bahnhofwirthschaft kennen zu lernen, mit ihrem eigenartigen Duft nach Knoblauch. Südfrüchte erhält man daselbst gut und billig. Die Männer aber stehen oder liegen oft zu Dutzenden herum, ihre Perlenschnur als Spielzeug in den Fingern drehend, die Weiber in mangelhafter Toilette drängen sich neugierig vor, die Knaben Früchte und Brod, besonders aber Zeitungen anbietend, dazu ein Lärmen und Schreien, wie es eben die Südländer lieben.

Bald nach Andrawitha passirten wir den Gustini, den antiken Peneios, vom schneebedeckten Olenos, dem elischen Erymanthos kommend, an dem etwa zehn Kilometer aufwärts die Reste vom alten Elis sich finden, das einst mit Olympia durch eine heilige Straße verbunden war. Hie und da schimmert im Westen das jonische Meer über den flachen Landstrich. Das Kastell Chlemutzi mit hochragenden Zinnen und Thürmen krönt die Höhe des nahen Vorgebirges Chelonatas und am fernen Horizont zeigen sich die Berge von Kephaloni und Zante, „die Blume der Levante".

Von Gastuni ab zieht die Bahn wieder mehr der Küste entlang, bis sie sich landeinwärts durch weit ausgedehnte Korinthenfelder nach Pyrgos wendet, dem Hauptort der Eparchie Eleia. Trotz der vielen Weinpflanzungen wird der Wein meist nur für den eigenen Bedarf erzeugt, der dann mit Pinienharz versetzt ist, um ihn vor dem Umschlagen zu bewahren. Das meiste Traubenmaterial wird getrocknet und versandt, weshalb sich die Hauptsorge der Bevölkerung um das Wohl und Wehe der Korinthe und ihres Verschleißes dreht. Die alljährlichen Verschiffungen von Korinthen aus Griechenland beziffern sich durchschnittlich auf mehr als 150 Millionen Kilogramm, so daß 30 000 Eisenbahnwagen zu 5000 Kilogramm Tragkraft nöthig wären, um dieses Quantum laden zu können. Gegenwärtig sah man überall auf den Fluren Arbeiter in der Stärke von 25—30 Mann damit beschäftigt, die erste Hand an die Bearbeitung der Korinthenfelder zu legen. Diese Beschäftigungen gaben der Gegend einen eigenen Reiz und zeugten auch von dem Fleiß der griechischen Landbevölkerung, die man sich durchaus nicht nur als Hirten in phantastischem Gewande vorstellen darf, obwohl prächtige Exemplare derselben uns vielfach begegneten und manche durch die photographische Platte festgehalten wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Herder.

* * *

Schätze haben Flügel,
Ehre läßt den Bügel,
Lust kommt aus dem Zügel,
Die Tugend hält.

* * *

Edle Treue! du hast
Die ersten Sterblichen vereinigt,
Vom Ungeheuern die Erde gereinigt
Und erleichtert jede Last.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 189. Dienstag, den 22. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

18 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Bravo! So gefällst Du mir, Lene. Morgen Abend gehst Du mit mir zu einer Arbeiterinnenversammlung in die Gratweil'schen Bierhallen. Bist Du nicht auch eine kärglich besoldete, getretene —"

„Bleib' mir mit Deinem sozialdemokratischen Gewäsch vom Leibe," unterbrach Helene scharf. „Die Sozialdemokratie hat noch Niemanden beglückt, wohl aber manche Existenz vernichtet. Das hast Du an Dir selbst erfahren. Du bist ein so tüchtiger Arbeiter und hattest ein so gutes Brod, Du hättest bei etwas Sparsamkeit jedes Jahr ein hübsches Sümmchen zurücklegen und Dir nach einer Reihe von Jahren, wenn Du durchaus selbstständig werden wolltest, dann eine eigene Werkstatt gründen können. Du hättest ein ruhiger Bürger werden können, aber die sozialistischen Ideen haben Dir den Kopf verquert und einen haltlosen, verbummelten Menschen aus Dir gemacht."

„Das sind Ideale, Lene —"

„Ideale! Die Sozialdemokratie hat noch nie Ideale gehabt. Ihre Ziele und Zwecke sind die roheste Materie, die denkbar ist. Sie bietet ihren Anhängern Steine statt Brod und Phrasen statt Thaten. Und was Dich anbetrifft — Du bist überhaupt keiner Ideale fähig. Wenn Du reich wärest, würdest Du Deinen Untergebenen ein rücksichtsloser Gebieter sein; die nackteste Selbstsucht beherrscht Deine Motive. Du willst Dich durch Dein schwulstiges Phrasengeklingel populär und beliebt machen, weil Du auf eine Reichstagskandidatur spekulirst. Aber selbst wenn Dein Wunsch sich erfüllte und wenn Du gewählt würdest, was hättest Du davon? Kann Dir das eine sichere und geordnete Existenz ersetzen?"

„Wer war noch eben unzufrieden mit der Welt und allem, was drum und dran hing?"

„Das ist wahr, daß die Welt von heute nicht so ist, wie sie vom idealen Standpunkt aus gesehen sein sollte, daß manche veraltete Einrichtung einer Reparatur bedürftig und daß sich alles nach einem Punkte zuspitzt, von dem aus eine Reform kommen und eine allgemeine Umwälzung geschehen muß. Allein die Sozialdemokratie wird nie eine Wendung zum Bessern zu Stande bringen. Etwas Anderes muß geschehen. Es muß ein Schlag von oben bist unten durch die Menschheit gehen, daß sie wach wird —"

„Die Revolution."

„Nicht die Revolution, sondern eine unblutige, eine geistige Umwälzung. Höhere Gewalten —"

„Jawohl:

Sie sang das alte Entsagungslied
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel."

„Man hat mich nie glauben und beten gelehrt," sagte Helene trübe, „man hat nie ein religiöses Gefühl in mir erweckt und darum kann ich nicht mitsprechen. Aber ich denke, daß der Glaube an eine waltende Gottheit und an eine Ewigkeit schönere, edlere Ideale sind als derjenige, was die Sozialisten als „Ideale" bezeichnen, und ich beneide diejenigen, die im Glauben an ein unsichtbares, helfendes Wesen einen Halt besitzen, der sie oben hält und der sie niemals Schiffbruch leiden läßt. Schweige also mit Deinen Blasphemien, es klingt widerwärtig," sagte Helene schon unter der geöffneten Thür, die krachend hinter ihr in's Schloß fiel.

„Merkwürdiges Mädel," sagte Hermann Scharwenzel, im Zimmer auf- und niedergehend. „Wie sie spricht! Woher stammt sie?"

„Was weiß ich," sagte das Weib mürrisch, „ich hab' sie gekauft von meiner Schwester, die nach Amerika auswanderte. Hab' sie viel zu billig genommen. War immer ein kratzbürstiges Ding."

„Und ich?" fragte Hermann, sich breitspurig vor der Alten hinstellend, „was war's mit mir?"

„Und ich? Hm, das liegt anders. Da hatte ich eine Annonce in der „Vossischen Zeitung" wegen An-

nahme eines Kindes gelesen. Kam eines Abends eine verschleierte Dame zu mir und hielt Nachfrage und wir wurden einig. Andern Tages wurdest Du gebracht, kaum vier Wochen alt. Dann adoptirte ich Dich, um Weitläufigkeiten aus dem Wege zu gehen. Das Geld kam regelmäßig. Punktum am 1. Mai und 1. November achtzig Thaler, bis zu Deinem achtzehnten Jahr. Dann hielt's auf."

„Und hast Du seit der Zeit weder Jemand gesehen, noch einen Namen gehört?"

„Keine Spur."

Hermann Scharwenzel lachte grimmig in sich hinein. Ohne Gutenachtgruß ging er hinaus.

Helene aber saß in ihrer dunklen, kalten Kammer noch lange auf dem Bettrand und gab sich ihren Gedanken hin. Es war finster um sie und in ihr. Finstere Mächte in lockender Sirenengestalt kämpften mit ihr um den besseren Theil und mit dem Edlen in ihr, das sich mit aller Gewalt über das kriechende Unkraut hinausheben und die versuchenden Stimmen übertönen wollte.

Hätte nur eine Hand sich ausgestreckt, sie zu stützen, hätte nur ein Engel des Lichts sich in die menschliche Gestalt eines Retters verkörpert — — aber es blieb still und finster und der Versucher redete weiter.

Draußen lag die Millionenstadt in den Armen der Nacht, schlafend, durchzuckt und durchgaukelt von Traumbildern, bunten, glänzenden, perlenden Schaum aufwerfenden, und dunklen, unheimlichen Schlamm aufwühlenden Träumen — drinnen senkte sich eine Wolke über eine Menschenseele, die rein gewesen und geblieben wäre, wenn das Schicksal es gewollt hätte. —

8. Kapitel.

Innere Konflikte.

Ruth von Bookendaal weilte nun seit Wochen in dem Hause des Legationsrathes Roß-Laten. Diese Wochen, alles was zwischen der verhängnißvollen Todesnacht ihres Vaters und der Gegenwart lag, Schmerz, Trauer, Demüthigungen, all das Leid und das bittere Gefühl einer Schuld, die sie geerbt und die sie nie berichtigen konnte, alles das hatte sich ihr mit unauslöschlicher Feuerschrift in die Seele geschrieben und ihr eine Last aufgebürdet, unter der sie nicht athmen noch frei denken konnte.

Zwei Tage nach den Feierlichkeiten des Begräbnisses, am selben Tage, an dem Morgenblätter dem Verstorbenen schwungvolle Nachrufe widmeten und die Abendzeitungen die einschlagende Nachricht vom Zusammenbruch des Hauses Bookendaal brachten, kam die Baronin zu Ruth und lud sie mit einem Schwall herzlich und liebreich klingender Worte ein, ihr öde gewordenes, ungastliches Heim mit dem Hause ihrer künftigen Schwiegereltern zu vertauschen.

Wie eine Fluth duftenden Rosenöls strömten Frau von Roß-Laten's Versicherungen, Sympathie- und Beileidsbezeugungen über das trauernde Mädchen, ein wenig zu üppig und süß, um Betreffs der Aufrichtigkeit ganz zweifelsohne zu sein, und um einen warmen Nachklang in dem Herzen derjenigen zu finden, der sie galten.

Aber Ruth analysirte sie nicht.

Die Theilnahme der Frau, die ihr früher nie sehr sympathisch gewesen war, vor allem aber die selbstlose Liebe des Mannes, der in den Tagen des äußeren Glanzes um sie geworben hatte und der sich auch jetzt noch trotz der veränderten Verhältnisse und des geächteten Namens, den sie trug, zu ihr bekannte, rührten sie tief. Außerdem hatte der Gedanke an eine Zuflucht etwas Tröstliches für sie, etwas Beruhigendes.

Das prächtige Haus, in dem sie bisher gelebt, war ihr unheimlich geworden; über kurz wurde sie so wie so daraus vertrieben. Verwandte hatte sie nicht; die vielen Freunde und Bekannten, die ehemals als Schmarotzerpflanzen das Haus um- und überwucherten, hatten sich zum Theil in scharfe Urtheile fällende Richter, zum Theil in Feinde verwandelt.

Sie stand also ganz allein auf dem Trümmerhaufen ihres zusammengestürzten Hauses und deshalb berührte es sie doppelt tief, daß es Menschen gab, die sich zu ihr stellten und durch praktische Bethätigung ihre Theilnahme erwiesen.

Noch am selben Tage siedelte sie, Frau von Roß-Laten's Einladung folgend, in das Haus des Legationsrathes über, um allerdings nach wenigen Tagen zu bereuen, daß sie sich nicht doch lieber ein anderes Obdach gesucht hatte. Aus welchem Grunde wußte sie eigentlich selber nicht.

Man beobachtete peinlich alle Rücksichten gegen sie, man behandelte sie freundlich und ehrerbietig, dennoch war ein erkältendes Etwas im Hause, etwas nicht Greifbares, das sich wie ein frostiger Hauch über ihr Gefühl legte und über dessen Wesen sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

In's klassische Land der Hellenen.

Reise-Erinnerungen von Johann Schober.

(Fortsetzung.)

Von Pyrgos zweigt die Bahn nach dem Hafen Kataholo und entgegengesetzt nach Olympia. Durch den ungeheueren Andrang von Jungen, die gleich beim Einfahren des Zuges wiederum alle Trittbretter besetzten, wird man auch in Pyrgos beim Umsteigen in den Olympischen Zug belästigt. Ich vergaß bei dem Lärm meinen Ueberzieher mitzunehmen, der mir aber durch die Kontrolle des Herrn Leutnants wieder eingehändigt wurde, wofür ich ihm auch hier danke.

Die ungefähr 30 Kilometer lange Zweigbahn folgt im ganzen dem Lauf der alten heiligen Straße, die sie einigemal quert und erreicht bald von Pyrgos ab das unserem Mainthale sehr ähnliche Thal des Alpheios. Dieser hatte zur Zeit auch die Größe und Wasserfülle des Mains. Seine Thalebene war im Alterthum eine der bevölkertsten und wohlhabendsten des Peloponnes. Auch jetzt ist der fruchtbare Boden reich angebaut mit Korinthen, Oel, Mais und Waizen. Letzterer überwiegt sogar, je näher man Olympia kommt, so daß die Gegend desselben mit den Fichtenbewachsenen Hügeln und den freundlichen Ortschaften mehr einer deutschen, als einer griechischen gleicht. Noch wird von der Bahn ein vorgeschobener Höhenriegel passirt und wir halten in der freundlichen Station Olympia.

Das Bahnhofgebäude ist im antiken Stil gebaut und stimmt mit den von der Höhe herabgrüßenden Neubauten des Museums und des von der Eisenbahngesellschaft aufgeführten Hotels überein. Auf dem Wege dahin kommt man an einigen Xenodochien oder Gasthäusern vorüber, von welchen „Olympia" empfohlen werden kann für solche Reisende, die nicht gewillt sind, die hohen Taxen des Hotels zu bezahlen. Die Lage des Letzteren ist jedoch hübsch, denn von unserem Zimmer aus öffnet sich dem erwartungsvollen Auge das große Trümmerfeld des „heiligen Bezirks". Ein wunderschöner Thalwinkel, umflossen vom Alpheios und dem in ihn einmündenden Kladeos, im Hintergrund vom spitzen Kromoshügel abgeschlossen, lag vor uns im Sonnenschein. Es war die dem Zeus geweihte Stätte der Griechen, eine der größten Kultur- und Kunststätten aller Zeiten. Die Natur selbst lud hier, am Fuße des schön geformten Kromoshügel, zur Götterverehrung ein und sicher hat auch der an diesen Hügel geknüpfte Naturdienst den Ausgangspunkt gegeben für die heilige Bedeutung Olympias.

Wie schlägt jedem Kenner griechischer Geschichte und Kultur das Herz, wenn er das erste Mal diese hochberühmten Orte sieht und betritt! Mir wenigstens war das zweite Frühstück gleichgiltig, das kurz nach unserer Ankunft servirt wurde, noch die lebhafte Unterhaltung des Spaniers, der mein Tischnachbar war. Ich eilte, so bald wie möglich, in das nach deutschen Plänen hübsch aufgeführte und von Herrn Singrós, einem reichen Athener, bezahlte Museum und vertiefte mich in die wunderbaren Schönheiten seiner Kunstschätze: des Hermes von Praxiteles, der Nike des Päonios, der beiden Giebel vom Zeustempel. Hier hält die Feder zur Schilderung des Eindruckes inne und selbst eine skizzenhafte Beschreibung dieser unübertrefflichen Reste altgriechischer Kunstleistung würde über die gesteckte Grenze meiner „Reise-Erinnerungen" weit hinausgehen. Den Hermes des Praxiteles mit eigenen Augen gesehen zu haben, ist ein einziger Genuß und eine der unvergeßlichsten Erinnerungen, die man aus Griechenland mitnimmt. Kenner des Ganzen aber erklären den Aufenthalt in Olympia als den „Höhepunkt der Peloponnesfahrt" und ich stimme ihnen zu.

Plötzlich aber wurde ich in der Betrachtung der Kunstschätze durch einen Lärm an dem Eingang des Museums unterbrochen. Mein spanischer Tischnachbar wollte dasselbe mit brennender Zigarre betreten, wurde aber von dem Aufseher daran gehindert. Darüber konnte sich der ohnedies leidenschaftliche Mann so aufregen, daß es einen förmlichen Streit absetzte, in Folge dessen er das Museum verließ, ohne es angesehen zu haben und sicher ist er auch an demselben Abend noch abgereist, ohne die heilige Stätte zu besuchen, da er mir beim Diner nicht mehr zu Gesichte kam. Es muß auch solche „Käuze" geben.

Mir aber wurde dieser Nachmittag zu einem der genußreichsten meines Lebens. In Gesellschaft von Herrn und Frau Baron, sowie des mit Photographiren unermüdlichen Herrn Leutnants stieg ich hinab ins Thal des Kladers, überschritt ihn, der jetzt so wenig Wasser führt und doch durch seine Ueberschwemmungen so große Verheerungen im Laufe der Zeiten anrichtete, auf reparaturbedürftiger Brücke. Mit Ehrfurcht betrat ich das Trümmerfeld des heiligen Bezirkes.

Hier stand ich also auf dem berühmtesten klassischen Boden der Hellenen, an dem Hauptorte des Zeuskultus, der jedes fünfte Jahr um die Zeit des Mittsommers die Griechen aus dem Mutterlande und aus den Kolonien zu den Wettspielen vereinigte, welche an wachsender Großartigkeit und charakteristischem Nationalgepräge nie wieder ihres Gleichen gefunden haben,

so daß sie seit 776 v. Chr. als das hervorragendste Ereigniß im öffentlichen Leben der Griechen erscheinen. Diese Spiele und Wettkämpfe galten der Erreichung des Ideals körperlicher und geistiger Vollkommenheit. Die Olympiasieger hatten mit dem Olivenkranz das Höchste gewonnen, was ein Sterblicher an irdischem Ruhme erreichen konnte und die Oertlichkeiten von Olympia selbst gestalteten sich im Laufe der Zeit zu dem reichhaltigsten Sammelplatze griechischer Kunstwerke. Solche wurden durch Krieg, Erdbeben, Ueberschwemmung ruinirt und liegen nur noch als Trümmer vor uns, lassen sich aber nach den Ausgrabungen mit Hilfe guter Pläne dem geistigen Auge wieder vorführen.

Als besten Standort zur Uebersicht und Wiederbelebung des großen Trümmerfeldes wählte ich die Erhöhung am Ecke der Süd-Altis-Mauer und übersah von hier aus die Anlagen des Ganzen in drei Gruppen: den von einer Mauer umschlossenen und nur den Göttern geweihten Tempelbezirk, die sogenannte Altis mit dem mächtigen Zeustempel, in welchem Phidias berühmte Kolossalstatue des Göttervaters stand, dem Zeusaltar, dem religiösen Mittelpunkt des Tempelbezirkes, dem Tempel der Hera und andern Heiligthümern, mit Hallen und Schatzhäusern der einzelnen Staaten; die außerhalb der Altis befindlichen Anlagen für die verschiedenen Wettkämpfe und deren Vorübungen, Gymnasium, Hippodrom und Stadion; die nöthigen Räumlichkeiten für das Kultuspersonal, für das Unterkommen und die Bewirthung der Festgäste, für gesellschaftlichen und geselligen Verkehr.

Dies alles zusammengefaßt, dazu die Vorstellung des Verlaufes eines Olympiatages gibt ein Bild griechischer Kultur, wie man sich ein solches nicht besser wünschen kann und das der Seele niemals entfliehen wird.

Bis zum späten Abend verweilte ich auf den Trümmern der geweihten Stätte, brach mir dann einen Zweig von Oelbaume am Zeustempel, womit einst auch die Olympiersieger gekrönt wurden und kehrte hochbefriedigt zur Reisegesellschaft zurück, die sich unterdessen noch die Aussicht von der nah gelegenen Ortschaft Druva angesehen hatte. Mein Oelzweig aber veranlaßte den Herrn Leutnant in frühester Stunde des nächsten Tages, nochmals zur heiligen Stätte hinabzusteigen, um sich ebenfalls ein so werthvolles Andenken an Olympia beizulegen. Ich warf unterdessen noch einen Blick auf die im Morgenduft und Frühlingsschmucke sich zeigende Landschaft und nahm dann von ihr wehmüthigen Abschied, denn unser kleines Dampfroß stand schon bereit zur nächsten Route in Griechenland.

Olympia—Korinth.

Wohl hätte ich von Olympia ab am liebsten den Wanderstab ergriffen oder das Pferd bestiegen, um den Peloponnes in der Mitte zu durchqueren und über Tripolitza nach Argos zu kommen. Allein wir Schulmenschen sind an die Zeit gebunden und da die Regierung mir vor zwei Jahren zu meiner Reise nach Konstantinopel keinen Urlaub gewährte, so mochte ich sie diesmal gar nicht darum ersuchen, da sie mir gewiß wiederum eine abschlägige Antwort ertheilt hätte. So ging es also nach Patras zurück und dann von da der reich gegliederten Küste des tief einschneidenden Golfes von Korinth entlang. Es ist eine der landschaftlich schönsten Strecken Griechenlands. Man hat zur linken Seite das tiefe Blau des Golfes, drüben die Berge von Aetolien und Lokris, Phokis und Böotien, rechts aber die von dem peloponnesischen Gebirge dem Meere nach Norden zueilenden Flüsse und Bäche aus malerischen und oft großartig geformten Schluchten hervorbrechend, — dann wieder abwechselnd fruchtbare Korinthenfelder und wohlgepflegte Oelbaumpflanzungen. Den Spiegel des Golfes beleben eine Menge Schiffe, Boote und Küstenfahrzeuge, ab und zu auch kleine Dampfer, während in den meisten Stationen sich wiederum echt griechisches Leben entwickelt.

Da treffen wir bei Rhion auf die kleinen Dardanellen, dem engsten Theile des Golfes, durch zwei gegenüberliegende Kastelle markirt. Von Drepano aus sehen wir Naupaktos oder italienisch Lepanto genannt, wo nach der Sage die Dorier ihre Schiffe zur Ueberfahrt nach dem Peloponnes gebaut haben und von welch' letzter Benennung die berühmte Seeschlacht vom 7. Okt. 1571 ihren Namen erhielt. Zwei gefesselte Verbrecher sah ich hier durch Militär eskorbiren. Welchen Ueberfall sie wohl ausgeführt haben mögen? — Die Zeit der Klephten ist jetzt vorüber. Doch zuckt es noch so manchmal in der Faust der Einzelnen. —

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Seh ich die Werke der Meister an,
So seh ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh ich, was ich hätt' sollen machen.

Goethe.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 190. Mittwoch, den 23. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

19 Roman von O. Sandor.

Manchmal suchte Ruth sich einzureden, dies Etwas beruhe nur in ihrer Einbildung und sei nur ein Widerschein ihrer eigenen gedrückten Stimmung; dennoch wollte eine unbehagliche Empfindung nicht von ihr weichen.

Dazu kam, daß unter den traurigen und schmerzlichen Gefühlen über das hereingebrochene Unglück, welche sie erfüllten, noch ein anderer Gedanke das Haupt erhob, die Frage, was die Zukunft ihr bringen werde und ob sie in der Ehe mit Baron Paul auch diejenige Befriedigung finden werde, welche für beide Seiten das Element und das Gesetz des Glückes bedeute.

Sie verhehlte sich nicht, daß ihr von Anfang an eine wärmere Auffassung des Verhältnisses gefehlt habe. Sie hatte sich verlobt, weil die allgemein anerkannten Satzungen der Welt es der Frau auferlegen, um sich eine feste Stellung, Selbstständigkeit und Freiheit der Bewegung zu verschaffen, die Fäden ihres Lebens mit denen eines Mannes zu verknüpfen.

Er war ihr nicht unsympathisch; das genügte.

Der gewaltige Umschwung der Verhältnisse aber gab der Sache einen anderen Charakter, eine wesentlich andere Färbung.

Aus der gefeierten Millionärin war ein armes Mädchen geworden, die Tochter eines Bankerotteurs und Betrügers mit einem Schande bedeckten Namen, die ihrem künftigen Gatten nichts bieten konnte, als allenfalls die Ueberzeugung, ihn durch ihre Person und ihre Liebe zu beglücken. Und gerade diese fehlte.

Ruth wußte, daß sie unter den obwaltenden Umständen der Carriere ihres Mannes ein Hemmniß sein werde. Wenn sie nicht vollständig über die pekuniären Verhältnisse der Roß-Laten's unterrichtet war, so wußte sie doch, daß Baron Paul nothwendig eine vermögende Frau haben müsse; dann hatte sie durch den Bankerott und die ihm folgenden entehrenden Enthüllungen ihre Position in der Gesellschaft verloren.

Einige Male war sie seit den letzten Ereignissen in dem Salon der Baronin mit bekannten Personen zusammengetroffen und aus der Art und Weise, wie man sie mit kalter Gleichgiltigkeit behandelte, oder ganz über sie weg sah, bemerkte sie deutlich, daß man sie aus der Liste der Gesellschaft gestrichen habe.

Ihr selber war das gleichgiltig; das Schicksal hatte in der letzten Zeit so schwer auf ihr gehämmert, daß die kleinen Wespenstiche bitterer Erfahrungen sie kaum berührten, aber Paul's wegen erhoben sich schwere, sorgende Bedenken in ihr.

Durfte sie die Zukunft des Mannes, der an der Seite einer reichen, vornehmen Frau die glänzendsten Aussichten und vielleicht dermaleinst Anwartschaft auf ein Ministerportefeuille hatte, der unbedingt eine feste gesellschaftliche Position gebrauchte, durfte sie seine Zukunft mit ihrem Schicksal verbinden, sie, die freilich ohne ihre Schuld gesellschaftlich unmöglich geworden war?

Als sie sich einmal zu Paul über diesen Punkt aussprach, wich er der direkten Beantwortung ihrer Frage durch Betheuerungen seiner Liebe und mit allerlei allgemeinen, nichtssagenden Phrasen aus.

Nichtsdestoweniger beobachtete sie, so sehr er sich zu beherrschen suchte, eine leise Verstimmung über seinem Wesen, deren Ursache sie sich nur allzu gut erklären konnte.

So war nach und nach die Atmosphäre ihrer Interessen, in der sie geistig athmete, mit Zündstoff gefüllt und mit dumpfer Gewalt lastete die Ahnung auf ihr, daß es nur des Funkens eines unausbleiblichen Wortes oder Geschehnisses bedurfte, um das schlagende Wetter herbeizuführen.

Irgend eine Entscheidung mußte fallen, das wußte sie, aber sie hatte, niedergeschlagen und abgespannt, nicht den Muth, diese Entscheidung selber heraufzubeschwören.

In ihrer gedrückten und wehmüthigen Seelenstimmung gewährte ihr die Nachricht von dem bevorstehenden Besuch der Tochter des Hauses mit ihrem Gatten, Bernhard von Kotenhagen, odentlich Erleichterung. Es mußte doch etwas anderes werden im Hause; vielleicht würden die Gäste das Skelett vertreiben.

Anders wurde es freilich auch.

Die junge Frau schien lediglich nach Berlin gekommen zu sein, um sich für die ausgestandene Langeweile auf ihrem einsamen mecklenburgischen Rittergut zu entschädigen und sich in einen Strudel von Vergnügungen zu stürzen.

Frau von Roß-Laten hatte in den letzten vierzehn Tagen mit Rücksicht auf Ruth die Geselligkeit ihres Hauses auf ein Minimum beschränkt; von den gelegentlichen Visiten und den Theeabenden war es Ruth leicht geworden, sich zurückzuhalten.

Nun brachte die Anwesenheit des Kotenhagen'schen Ehepaares einen Zuzug von Gästen in das Roß-Laten'sche Haus, der es Ruth unmöglich machte, sich auszuschließen und der dem unglücklichen Mädchen eine neue Reihe herber, demüthigender Erkenntnisse eintrug.

„Wir beiden Zaunbilletler," sagte Herr von Kotenhagen einmal scherzend zu Ruth und damit hatte er ihren gemeinsamen Standpunkt der ein- und auswogenden Gesellschaft gegenüber deutlich gekennzeichnet. Er sowohl als Ruth standen außerhalb der Szene als nicht einmal geladene Zuschauer.

Bernhard von Kotenhagen hatte vor Antritt seines Majorats Philosophie studirt und sich in Bonn den Doktor erworben. Die beiden Gatten standen einander in Ansichten und Denkungsart so extrem gegenüber, daß es jedem Beobachtenden ein Räthsel war, was die Verbindung des Paares zu Stande gebracht hatte.

Die Gesellschaft existirte nicht für ihn; deshalb ignorirte sie ihn.

Wie zerrissen Ruth auch von inneren Konflikten war, wie unumschränkt das eigene, tiefe Leid sie auch beherrschte und sie blind und stumpf gegen äußere Vorgänge machte, bemerkte sie doch schon am ersten Tage, eine wie tiefe geistige Kluft die Ehegatten trennte.

Je näher sie Natalie von Kotenhagen kennen lernte, desto mehr stieß das gedankenlose Wesen sie ab; desto tiefer bemitleidete sie Bernhard von Kotenhagen, der ein besseres Loos verdient hätte, als der Lebensbegleiter dieses eitlen, flatterhaften Weltkindes zu sein.

Es war um die sechste Nachmittagsstunde.

In dem Eßzimmer versammelte sich die Familie zum Diner.

Auf einem Ecktische standen fünf Couverts. Drei Wandlampen warfen ihr Licht über den gedeckten Tisch.

Man hatte sich gerade zu Tisch gesetzt, in gewohnter Ordnung auf dem einen Ende der Legationsrath, auf dem andern die Baronin, links Kotenhagen und Natalie, rechts Paul und Ruth — als draußen das laute, silberne Geklingel eines Schlittens ertönte, das vor dem Hause verstummte.

„Besuch!" rief Natalie freudig.

„Wenn ich nicht irre — —" sagte Frau von Roß-Laten — —

Das Geräusch der auseinanderrollenden Flügelthür unterbrach sie.

„Prinzessin Raczenyi," rief der Lakai, während im selben Moment eine weiße Gestalt wie eine große Schneeflocke an ihm vorüber in's Zimmer wirbelte.

„Bon soir, mes amis! Bitte, lassen Sie sich um Gotteswillen nicht stören! Ich komme ganz en passant hereingeplatzt. Bitte! Kein Aufwand! Hier an der Tischecke beim Herrn Baron ist gerade noch ein Plätzchen frei, da werde ich mich eine Minute niederlassen. Barocke Idee, Sie so zu überfallen, nicht?"

„Ein entzückender Gedanke," sagte die Baronin, „hoffentlich werden Sie uns die Freude machen, das en passant zu einem wirklichen Besuch auszudehnen und mit uns zu speisen. Darf ich die Damen bekannt machen? Ihre Durchlaucht, Prinzessin Raczenyi — — Fräulein von Bookendaal."

Die Prinzessin riß die weiße Lammfellmütze vom Kopf und zog die Handschuhe aus.

„Bookendaal — — Bookendaal," sagte sie, sich an die Stirn tupfend, „wo hörte ich doch neulich den Namen Bookendaal?"

Sie hatte sich neben Paul niedergelassen und ließ ihre großen, schwarzen, funkelnden Augen fragend von einem zum andern gleiten.

„Wo hörte ich den Namen von Bookendaal," wiederholte sie.

Das verlegene Schweigen der Anwesenden mochte ihrem Gedächtniß nachhelfen, sie sagte plötzlich: „Ach so!" und kreiselte, wie um eine aufsteigende Verwirrung zu maskiren, ein Weinglas in die Runde.

Ruth war um einen Schein bleicher geworden; sie hatte das nervöse Zucken in Paul's Zügen wahrgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

In's klassische Land der Hellenen.

Reise-Erinnerungen von Johann Schober.

(Fortsetzung.)

In der Fortsetzung der Fahrt erschließt sich die ganze Schönheit und Größe des Golfes von Lepanto, bis wir das stattliche Aegion erreichen, inmitten üppiger Weinberge und Oelpflanzungen. Hier, in Achaia, haben meist die Erdbeben furchtbar gehaust, indem 373 v. Chr. Helike daselbst in einer Nacht von den Meeresfluthen verschlungen wurde und so spurlos von der Erde verschwand, während gleichzeitig das höher gelegene Felsenstädtchen Bura in einen aufklaffenden Erdspalt versank. Ueber tief einschneidende Bergströme hinweg setzt die Bahn bis zur kleinen Station Diakophto, wo sie den Ausgangspunkt des Waldthales von Megaspiläon überschreitet, in dessen sagenumwobener Schlucht die Sturzquelle des Styx den Eingang in die Unterwelt bezeichnete. Und drüben über dem Golf hinter den Buchten von Salona und Aspra liegt Delphi, einst das berühmteste Orakel der Griechen.

Noch ragen wie früher aus der mittelgriechischen Bergwelt drei Riesen majestätisch empor, von welchen der Giona, der Korax der Alten und der bekannte Parnaß bis zu 2500 m aufsteigen, während der Helikon, durch seine sanft geschwungene Linie und mit seinen wald- und quellenreichen Abhängen einst der Lieblingsaufenthalt Apollos mit den Musen, nur zu 1750 m sich erhebt, aber durch seine gefällige Form einen unvergeßlichen Eindruck hinterläßt. Auch der rauhe Kithäron, das Grenzgebirge zwischen Böotien und Attika, ist von hier aus sichtbar. Jetzt gibt es bei Akrata die wundervoll blühenden Pfirsichbäume zu bewundern und bei Kiato einen Blick auf die Ruinen der einst mächtigen Stadt Sikyon zu werfen — die Pflanzstätte jener Kunstrichtung, welche sich durch die Naturwahrheit und materielle Vollendung in einen gewissen Gegensatz zu der ganzen Athenischen Kunstepoche setzte — dann geht es hinaus auf den Isthmus, denn

„Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wanderers Blicken."

So bedeutend, 575 m aus der Ebene aufsteigend, hätte ich mir die durch Befestigungen gekrönte Hochburg des alten Korinth doch nicht vorgestellt, obwohl sie von schön geformten, benachbarten Gipfeln und den hohen Gebirgen des mittleren Arpolis weit überragt wird. Noch wenige Kilometer, dann mündet die Bahn von Argos ein und kurz darauf sind wir im Bahnhofe von Neukorinth.

Im Bahnhofhotel hatte ich mich einlogirt, um nach kurzer Rast die Stätte des antiken Korinth zu besuchen. Die Baronsfamilie war gleich nach Athen weiter gereist und unser Herr Leutnant hatte den Zug nach Argos bestiegen. So konnte ich mich ganz allein der antiken Welt widmen, die gerade hier auf dem Isthmus so reiche Erinnerungen wachruft.

Da trifft man noch gewaltige Reste der alten Isthmusmauer, die einst von Meer zu Meer lief. An ihrer höchsten Erhebung waren die isthmischen Heiligthümer, besonders der prächtige Poseidon-Tempel, welcher von einem Fichtenhain umrahmt war. Eine kleine Kapelle und verkümmerte Kiefern bezeichnen den Ort, wohin Ibykus, der Götterfreund, zog, um bei den isthmischen Spielen, den angesehensten nach den olympischen, seine Werke vorzutragen. Ich wandere zwischen Fragmenten riesiger donischer Säulen über das verödete Feld nach Altkorinth, am Fuße von Akrokorinth. Ein wüster Trümmerhaufen und ein paar Bauernhütten ist alles, was von jener glänzenden Stadt übrig geblieben ist, deren Ruhm und Reichthümer einst alle übrigen Städte von Hellas verdunkelten. Die noch aufragenden Säulen bezeichnen die Stelle des Athenetempels. Von hier bis zum Fuße der Burg durchschreitet man eine sanft ansteigende Ebene, die das Weichbild der alten Stadt bildete. Der Aufstieg auf Akrokrorinth währt eine Stunde bis zum unteren Eingangsthor. Mächtige Trümmer und zum Theil noch gut erhaltene mittelalterliche Festungswerke thürmen sich jetzt entgegen. Alte Geschützrohre liegen zwischen den Mauern. Man hat ziemlich zu klettern, bis man auf der weitläufigen Burg, an Kapellen und Zisternen, antiken Säulen und Marmorblöcken vorbei die höchste Kuppe erreicht, den Punkt, auf welchem einst der Tempel der Aphrodite Urania stand. Die Aussicht wird schon von den für solche Naturempfindungen wortkargen Alten gerühmt. Wie Akrokorinth „über zwei Meere seine Schatten wirft", so schweift der Blick hin über ganz Attika und Böotien, über den Korinthischen und Saronischen Golf, in welch' letzterem Salamis und Aegina schwimmen, sowie über das Gewirr der Berge Arkadiens mit dem schneebedeckten Chelmos. Durch eine Einsenkung, welche die Insel Salamis durchzieht, sah ich von hier aus zum ersten Mal die Akropolis von Athen — die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches — und Alt- und Neukorinth dehnten sich unmittelbar unter dem Fuße des Berges aus. Die Mühen des Aufstieges werden durch diese Aussicht reich belohnt und die berühmte Quelle Pirene, deren Wasser mit anderen Quellen zusammen nicht der geringste Vorzug der als uneinnehmbar geltenden

Burg war, spendet heute noch reichlich ihr Drakonera, das Drachenwasser, und erquickt damit den Wanderer. Von ihr aus nahm ich den Abstieg und der Weg führte mich direkt auf die sieben kannelirten Säulen dorischer Ordnung mit dem röthlichen Schimmer des Alterthums überzogen, die in Altkorinth als vielleicht ältesten Rest einer versunkenen, glanzvollen Zeit uns eigenthümlich anmuthen. Welcher Gegensatz wenigstens zeigte sich zu der antiken Pracht der Paläste in der Hütte, wo ich Einkehr nahm und ein paar Eier nebst einem Krug ungeharzten Landwein vorgesetzt bekam. Wohn- und Schlafgemach, Küche, ein kleiner Spezereiladen, Hühner- und Ziegenstall, ein Tisch für mich zum Imbiß, alles in einem Raum, bot ein ächtes Bild neugriechischen Lebens und neugriechischer Genügsamkeit. Der Vergleich mit der Zeit, von der Schiller singt: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen, von Kekrops Stadt, von Aulis Strand, von Phokis, vom Spartanerland, von Asiens entlegener Küste, von allen Inseln kamen sie und horchen von dem Schaugerüste, des Chores grauser Melodie", mit jener, in welcher der Apostel Paulus seine beiden berühmten Briefe an die junge Christengemeinde in Korinth richtet, und mit der heutigen beschäftigte meine Gedanken nicht nur während der Rückkehr in das moderne „Hotel de la gare" in Neukorinth, sondern auch noch auf der interessantesten griechischen Route

Korinth—Athen.

Mein erstes Augenmerk war auf den neuen Kanal gerichtet, welcher durch den Isthmus von Korinth gezogen wurde, um die tief einschneidenden Golfe zu verbinden und der Schifffahrt den Weg um den Peloponnes zu ersparen. Das erstere wurde erreicht, das letztere nicht, da der Kanal, an dessen Korinthischer Seite sich die neu angelegte Stadt Poseidonia erhebt, zwar tief, aber nicht breit genug ist, um großen Schiffen den ungehinderten Durchgang zu ermöglichen. Es kann daher in erster Linie nur der interne griechische Verkehr Vortheile daraus ziehen. — Unser Eisenbahnzug mußte eine Hilfsmaschine erhalten, um ihn bis zur Uebergangsbrücke über den Kanal zu bringen, die so ziemlich in der Nähe der 80 Meter Höhe betragenden Wasserscheide des Isthmus angelegt ist und einen Einblick in die tief unten liegende Wasserstraße, wie einen Ueberblick über deren Länge bis zur alten und neuen Stadt Isthmia gestattet. Schleusen hat der Kanal nicht, so daß die Durchfahrt ungehindert vor sich gehen kann. Der Verkehr auf demselben ließ jedoch bei meiner zweimaligen Ueberfahrt sehr zu wünschen übrig und die geplante Erbauung eines Luftkurhauses in „Poseidons Fichtenhain" der auf dem höchsten Punkt des Isthmus lag, scheint auch noch der Ausführung zu harren; vielmehr muß man aufrichtig bedauern, daß die wenig noch erhaltenen Kiefernbäume zur Gewinnung des Harzes alle am Stamm angehauen sind und so ihrem sicheren Verderben entgegen gehen.

Bei Kalamaki erreicht die Bahn wieder die Küste und zwar den Saronischen Golf, aus dem sich besonders die Inseln Aegina und Salamis mächtig emporheben. Hier in Kalamaki sah ich die schönste griechische Frau auf meiner Reise. Sie trug die Tracht der Eleusinerin mit dem zierlich um der Kopf gewundenen Schleier, mit reichem Festgewande und goldenen Spangen am Arm. Sie scheint von einem Besuche nach Hause zurückzukehren und war ebenso anmuthig als leutselig mit ihren Bekannten. —

Der Zug eilte nun der Küste entlang. Rechts hat man die wunderbare Aussicht auf die blauen Fluthen des Golfes von Aegina, links wird das Gelände, dem milden Gebirge der Gerania angehörig, immer steiler, bis zu den alten skironischen Felsen, auf dem einst der hinterlistische Skiron saß und die Vorübergehenden zwang, ihm die Füße zu waschen, wobei er sie jählings in's Meer zu stoßen pflegte, bis ihm Theseus das gleiche Schicksal bereitete. Welch sinnige Sage, um die von Alters her bekannten Gefahren beim Begehen der κακή σκαια — „böser Steig" zu veranschaulichen. Der Raum für die Bahn mußte dem Felsen geradezu abgerungen werden, so daß Meer und Felsen zusammen ein großartiges Bild geben, wenn zwischen Beiden sich der eilige Bahnzug hindurchschlängelt.

Von der Ferne zeigt sich Megara. Es macht mit seinen weißen Häusern, die sich malerisch den Berg hinanziehen, einen freundlichen Eindruck, und erinnert nach seiner Bauart ganz an den Orient. Auch die Frauen von Megara zählen zu den schönsten in Griechenland, sind aber keine Helleninnen, sondern Albanesinnen, was sich sofort an der Gesichtsbildung erkennen läßt, wenn es nicht die eigenartige Tracht verrathen würde.

Die Insel Salamis mit ihren Bergen und Buchten und ihrer bekannten geschichtlichen Bedeutung wird nun in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar. Ich war noch nicht mit den Erinnerungen Themistokles und Aristides fertig, als der Zug schon in Eleusis hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 191. Donnerstag, den 24. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

20 Roman von O. Sandor.

„Ich bin gekommen, um Ihnen gehörig die Hölle heiß zu machen, Baron," sagte die Prinzessin zu Paul gewendet, „Sie haben mich gestern abscheulich im Stich gelassen. Sie hatten mir versprochen, zum Thee zu kommen und ich wartete vergebens. Das werde ich Ihnen danken. Aus Aerger begab ich mich in eine sozialdemokratische Versammlung."

„Durchlaucht scherzen," sagte Baron Paul, „ich gebe mein Ehrenwort, daß ich anderweitig —"

„Bitte, bitte. Es war sehr amüsant. Ich protegire nämlich ein wenig die Sozialdemokratie. Die sozialistischen Ideen sind doch die billigsten Ideale, die man dem Volke geben kann."

„Es kommt darauf an, wie hoch man seinen Kopf anschlägt," bemerkte Bernhard von Kotenhagen.

„Sie scheinen nicht aufgelegt zum Debattiren," meinte Prinzessin Irma, „aber warten Sie! Morgen auf dem literarischen Thee der Straß — in der bekannten Kaminnische wissen Sie — zu dem ich Sie hiermit kommandire, werde ich Sie ohne Pardon gründlich interviewen. Oh voilà —"

Sie hatte eine Nuß aufgeknackt und präsentirte Baron Paul auf der Spitze eines silbernen Dessertmessers ein paar Zwillingskerne.

„Vielliebchen! Nun essen wir sofort Vielliebchen mit einer Mausefalle."

„Mausefalle?" fragte Paul belustigt, die Nuß nehmend, „was ist mit der Mausefalle?"

„Die Mausefalle bedeutet so viel, als Einer muß den Andern auf irgend eine Art in arge Verlegenheit bringen, aus der er mit dem besten Willen nicht los kommen kann. Als Pfand muß der Betreffende thun, was der Andere will."

„Eine gefährliche Mausefalle," lachte Baron Paul, „ich sehe mich schon im Geiste als Maus rettungslos in Ihre Gewalt gegeben."

„Trösten Sie sich," sagte die Prinzessin, „ich werde Sie weder köpfen noch in's Burgverließ werfen lassen. Aber nun, meine Herrschaften, will ich Sie nicht länger in Ihrem Diner stören. Ich habe soeben gespeist, nachdem fahre ich in's deutsche Theater."

„Sie würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie uns Ihre liebenswürdige und geistreiche Gesellschaft noch ein halbes Stündchen schenken wollten, meine liebe Prinzeß," sagte Frau von Roß-Laten, „auch wir fahren in's deutsche Theater."

„Ach das ist reizend," rief die Prinzessin, „da bleibe ich und nehme Sie mit. Vier Personen finden in meinem Schlitten Platz. Sie, Frau Baronin, Frau von Kotenhagen und — Fräulein von — — von — —"

„Bookendaal — fährt wahrscheinlich nicht mit," ergänzte Natalie, „oder doch, Fräulein Ruth?"

„Ich überlasse den gütigst offerirten Platz jemand anders," sagte Ruth.

Die Prinzessin warf ihren Kopf mit den scharf ausgeprägten Zügen und dem wirren, fast ungeordnet scheinenden, kurz geschorenen schwarzen Haar in den Nacken; mit dem Blick, mit dem sie Ruth maß, flackerte und sprühte ein ganzes Rad kleiner unheimlicher Flammen.

„Paul kann mit uns fahren," entschied Frau von Kotenhagen, „mein Mann wird Fräulein Ruth Gesellschaft leisten. Nicht wahr, Bernhard?"

Herr von Kotenhagen verbeugte sich zustimmend.

„Und Du, Paul?" sagte die Baronin, „hast Du etwas anderes vor?"

„Ich stehe den Damen zur Verfügung," antwortete er.

Als man sich nachher erhoben hatte, um den Kaffee einzunehmen, fand Paul Zeit, Ruth ungehört einige Worte zuzuflüstern.

„Bist Du mir böse, Ruth," sagte er leise, „ich glaube ich bin rücksichtslos gegen Dich; ich sollte nicht mit fahren."

„Sei unbesorgt," entgegnete Ruth lächelnd, „ich bleibe gern allein."

„Sie ist so gewaltthätig und so exzentrisch, diese kleine morgenländische Prinzeß," seufzte er, „vorgestern fiel sie mich auf der Straße an und entführte mich buchstäblich in ihre Wohnung. Nicht wahr, sie ist sehr originell, sehr niedlich in ihrem Wesen."

„Sehr originell," sagte Ruth. „In der That."

Prinzessin Irma und Natalie standen nebeneinander und die Verschiedenheit der Beiden diente der Schönheit der Einen sowohl als den Reizen der Andern zur Folie. Natalie schlank, weiß, blond, ruhig; nur wenn die stets gesenkten langen Wimpern sich hoben, loderte ein lüsternes, begehrliches Feuer in den grauen Augen; die Prinzessin dagegen von einer sprudelnden Lebendigkeit in Bewegungen und Mienen, die ihrer dunklen, exotischen Schönheit ein eigenes charakteristisches Gepräge gab.

Der Diener legte Frau von Kotenhagen einen blausammtenen Abendmantel über die Schultern.

Die Prinzessin stülpte ihre Lammfellmütze wieder auf das schwarze Haar.

Dann eine flüchtige Verabschiedung und nach einer weiteren Minute verkündete unten das Anschlagen des silbernen Glockenspiels die Abfahrt des Schlittens.

Der Legationsrath zog sich, nachdem die Gesellschaft gegangen, Arbeit vorschützend, in seine Zimmer zurück.

Ruth und Bernhard von Kotenhagen begaben sich wieder auf ihre Plätze am Tische zurück.

„Nun hätten wir das Reich also wieder einmal allein," fragte Kotenhagen behaglich, „und nun können wir ja die großen Nationen, an denen wir eben vorüber kutschirten, in aller Ruhe in Augenschein nehmen. Ich muß gestehen, es würde mich interessiren, über diese gewichtigen Dinge ein wenig weiter mit Ihnen zu discoursiren und Ihre Ansichten zu hören. Was denken Sie z. B. über den Sozialismus und was halten Sie von seinen Ansichten?"

„Man sollte dem Volke nicht seine Ideale nehmen," sagte sie sinnend.

„Glauben Sie wirklich, das Volk habe Ideale?" fragte Kotenhagen. „Glauben Sie mir, es gibt keinen elastischeren und vielseitigeren und auf verschiedenere Art gedeuteteren Begriff als das Wort „Ideale" —"

Ruth sah vor sich nieder.

Sie dachte an jene unselige Nacht, in der ihr sterbender Vater hohnlächelnd auf den hinter ihm bleibenden Fasching der Welt mit seinen wettrennenden Narren und ihren betrügerischen Bestrebungen zurückblickte. Sie dachte, was er von Idealen gesprochen, die nur die Jugend besitzt und die das Leben eins nach dem andern herunterplündere.

„O doch," sagte sie wie aus einem Traume heraus. „O doch, das Ideal ist nicht gestorben — ich meine das Ideal des Volkes — nur verschüttet, begraben, vergessen. Eine neue große Partei sollte sich der Sozialdemokratie entgegenstellen. Diese Partei müßte dem Volk einen Strom allgemeiner Bildung erschließen, die Schranken zwischen den verschiedenen Kreisen müßten fallen, es dürfte weder ein Adel, noch Titel, noch sonstige äußere Privilegen geben. Sehen Sie, es macht mich immer traurig, wenn ich denke, wie unendlich viele und große Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Technik, der Industrie, der Kunst, uns dieses Jahrhundert gebracht hat und wie ein verschwindend kleines Häufchen sich der Segnungen dieser Errungenschaften erfreuen darf und das nur, weil der Mangel an Geld der großen Menge den Weg dazu abschneidet. Unser Volk besitzt noch viel zu viel Kastengeist und Ungerechtigkeiten. Da ist nun ein junger, aufstrebender Geist, der als Sohn wohlhabender Eltern vielleicht eine Kapazität der Wissenschaft geworden wäre; jetzt knebelt ihn seine Besitzlosigkeit an den Schusterbock oder die Hobelbank. Da ist ein anderer, der die militärische Laufbahn wählen möchte und den Scharfsinn und hervorragende Geistesgaben zu einem großen Strategen prädestinirten. Aber was wird? Zur Offizierskarriere gehören Rang, Protektion und — Geld. Irgend ein gräflicher Dummkopf avancirt zum General und unser armes Genie bleibt Zeit seines Lebens irgend ein mechanisches Rad in der Maschine. Solche Ungerechtigkeiten müßte die zu organisirende Partei in erster Linie aus der Welt schaffen; alle höheren Lehranstalten, Gymnasien, Universitäten, technischen Hochschulen müßten durch kostenlosen Besuch auch dem Unbemittelten zugänglich sein; dadurch wäre die erste Stufe der „Gleichberechtigung" im praktischen und idealen Sinne erklommen."

Bernhard von Kotenhagen hatte Ruth's Auslassungen aufmerksam zugehört.

„Sie haben da eine große Idee entwickelt," sagte er, „und wer weiß, ob sich dieselbe nicht einmal verwirklichen wird, denn es ist jedem Denkenden klar, daß wir am Vorabend großer Ereignisse stehen. Ein neuer Tag bricht an — — das Flügelrauschen eines emporsteigenden neuen Jahrhunderts zaubert einen visionären Rausch um die Gemüther; der Eine sieht die sonnengoldene Zeit vollkommener Glückseligkeit, der Andere eine lange finstere Nacht voll Blut und Leichen und Trümmer heraufziehen. Wer wird Recht behalten? Wir werden es nach menschlicher Berechnung erleben.

Eins aber müssen wir uns alle sagen, nämlich daß wir nicht in belsazarischem Uebermuthe das Mene tekel, das uns die sozialen Mißstände unserer Zeit drohend an die Pforte des neuen Jahrhunderts schreiben, belachen dürfen und daß wir, die das neunzehnte Siecle Ueberlebenden, ihm trotz seiner großen geistigen Hinterlassenschaft keine lachenden Erben sein werden. Eine Revolution wird kommen, muß kommen, eine blutige oder eine durchgreifende geistige, nach Ihrem Ideale. Aber zu der letzteren gehört auch noch ein neuer Geist, dessen wir warten."

„Ein neuer Messias," sagte Ruth lächelnd, „vielleicht bringt uns der neue Tag den neuen Geist, ein großes, einziges Geisteschristenthum. Vielleicht erfüllt der neue Tag unsere Ideale."

„Und mit diesen Idealen wollen Sie nun als Mitglied in die hochkonservative Beamtenfamilie treten?" fragte Bernhard von Kotenhagen leise, „nein, Fräulein von Bookendaal, das ist widersinnig, das geht nicht."

„Nie würde ich meine Ideale lassen," sagte Ruth fest.

Ein seltsamer Schauer durchrieselte sie.

„Dann werden Ihnen Kämpfe bevorstehen," erwiderte Kotenhagen, „aber wenn Sie in jugendlicher Unbesonnenheit einst der heiligen Inquisition verknöcherter und durchseuchter Anschauungen in die Hände fallen sollten, dann werden Sie in mir einen Freund, einen Gesinnungsgenossen finden, und wenn Sie mich rufen, werde ich Ihnen zur Seite stehen, um mit Ihnen zu siegen oder zu fallen. Notabene, wenn Sie meine Freundschaft acceptiren —"

Er reichte Ruth über den Tisch die Hand, sie legte die ihre hinein, und als sie ihn ansah, fand sie zum ersten Mal, daß das unregelmäßige Gesicht mit den blitzenden grauen Augen und dem langen röthlichblonden Vollbart viel zu charakteristisch sei, um häßlich zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

In's klassische Land der Hellenen.

Reise-Erinnerungen von Johann Schober.

(Fortsetzung.)

„Lessina" steht an dem Bahnhofsgebäude, das, wie in Olympia, antiken Schmuck trägt. Heute ist Eleusis ein unansehnliches Dorf — aber welche Bedeutung hatte es im Alterthum, als es mit Athen durch die heilige Straße verbunden war, als hier die ehrwürdigen eleusinischen Mysterien gefeiert wurden. Neun Tage währten diese alljährlichen Feste, die zu Ehren der Demetertochter Persephone abgehalten wurden: Die Verherrlichung des wiederkehrenden Frühlings darstellend. Und da man in dem Wiederaufleben der erstorbenen Natur im Frühlinge eine symbolische Bürgschaft erkannte, daß auch den Leib des Menschen nicht ewig die Erde umschließen werde, so gab sich in den eleusinischen Mysterien, namentlich im plötzlichen Schauen des Lichtes nach langem Harren in der Finsterniß, die tiefe Idee der Unsterblichkeit kund. Welch' erhabenes Schauspiel mag es gewesen sein, wenn am sechsten Tage der Feier von der ganzen Menschenmenge, die oft die Zahl von 30000 erreichte, das Bild des jugendlichen Jakchos, welcher Demeter einst beim Suchen der Tochter durch Fackeltragen unterstützt hatte, während der Dunkelheit aus Athen abgeholt und in feierlicher Prozession auf der „heiligen Straße" zum eleusinischen Tempel gebracht wurde? Noch heute wandert jeder Athenbesucher, wie auch ich gethan, vom neu ausgegrabenen Dipylonweg auf der heiligen Straße durch den Oelwald zu beiden Seiten des Kephissos, am Kirchlein des Propheten Elias und dem Daphnikloster vorüber, um die geweihten Stätten von Eleusis zu schauen und sich in die Zeit des echten Hellenenthums zu versetzen. Befriedigt wird Jeder davon zurückkehren, dem das Ideal noch geblieben! — Von der heiligen Stätte weg braust der Abendzug durch die Ebene von Eleusis. Und nachdem die Bahn hier weit nach Norden ausbiegt, um die Höhe zu umgehen, welche die eleusische von der attischen Ebene trennt, und in das Thal des Kephissos zu gelangen, von dessem linken Ufer an sich die Hauptstadt Griechenlands ausdehnt, währte es unserer Sehnsucht fast zu lange, bis der Zug hielt und der Schaffner gewohnheitsmäßig das für uns so viel sagende Wort rief: „Athinä!"

Es ist eine feine Stadt, das moderne Athen. Dieses merkte ich schon, als ich vom Bahnhof weg durch die Konstantins- und Stationsstraße über den Schloßplatz zum Hotel des Etrangers fuhr. Ich wollte ursprünglich mit meinen Reisegefährten im Hotel d'Athenes absteigen, das von Deutschen bevorzugt wird. Da mich aber mein Kutscher ohne Auftrag dazu, an das erstere fuhr, so blieb ich auch und hatte dasselbe nicht zu bereuen. Zimmer und Verpflegung sind zu loben und der Preis für die Hauptstadt Griechenlands nicht zu hoch. Zudem traf ich gleich bei der ersten Hauptmahlzeit die Mitglieder der Schenk'schen Reisegesellschaft von München, die gerade aus dem Orient zurückgekehrt waren und hatte darunter, wie an dem Leiter derselben, recht angenehme Lands-

leute gefunden. Rasch wurde noch die glückliche Ankunft den Angehörigen gemeldet, dann ging es zur Ruhe, um Morgens in aller Frühe die klassischen Alterthümer bewundern zu können.

Es war ein kühler Morgen und der Parnes und Pentelikon mit Schnee bedeckt, als ich mit übergeworfenem Mantel um 7 Uhr früh das Hotel verließ, um vom Schloß aus den Rundgang anzutreten. Der Palast wurde für König Otto nach den Plänen Gärtners erbaut und erweckte sofort heimische Erinnerungen. Der Schloßgarten, von der Königin Amalie auf einst wüstem Terrain geschaffen, enthält neben tropischen Gewächsen manchfache antike Baureste. Diese beiden Schöpfungen des ersten neugriechischen Königspaares ließen mich lebhaft an meine Jugendjahre denken, in welchen ich zu Bamberg dasselbe so oftmal gesehen, wo beide seit ihrer Rückkehr aus Griechenland von 1862 bis zu ihrem Tode residirten. Den Vorwurf der Undankbarkeit kann man dem griechischen Volke beim Anblick solcher bedeutender Schöpfungen nicht ersparen!

Am Ende des Schloßgartens zeigt sich das moderne Ausstellungsgebäude und gleich daneben betritt man Alt-Athen, indem, von herrlichen Anlagen umgeben, die gewaltigen Reste des Olympeion, das Gebiet des olympischen Zeus, sich zeigen. Einen größeren Gegensatz habe ich nicht leicht gefunden, als hier aus dem modern angelegten und von der Dampftramway durchzogenen Boulevard in den antiken, geheiligten Raum einzutreten und die Reste des riesenhaften Baues zu bewunden. Ich sage riesenhaft, da der Tempel 116 m lang war und von 8 Säulen in der Schmal- und von 21 in der Langseite getragen wurde, die in einer Höhe von über 17 m sich erhoben und von welchen noch 15 stehen, während die durch einen Orkan umgerissenen in ihren 1,50 m Durchmesser haltenden Bruchstücken sich am Boden noch gewaltiger ausnehmen.

Unten im Thal fließt der Ilissos, der zweite Wasserlauf, zwischen welchen sich Athen ausdehnt. An der jetzt trockenen Felsschwelle im Flußbett quoll einst Enneakrunos, die „Neunohrige" genannt, seit die Pysistratiden Kallirrhoe, „die Schönfließende", fassen ließen. Von dem nahen, einst honigreichen, jetzt kahlen Hymettos herab kamen die Pelasper hieher, die Athenerinnen zu entführen, die daselbst ihre Wasserkrüge füllten. In der nahen, zwar kleinen, aber reich geschmückten und mit unendlich viel Lichtern erleuchteten Kirche wohnte ich einem zeremoniellreichen griechisch-katholischen Gottesdienste bei. Dann wendete ich meine Schritte zum nahen Stadion, ursprünglich für die Panathenäischen Spiele bestimmt, jetzt zu volksthümlichen Wettkämpfen benutzt, die alle vier Jahre als eine Erneuerung der „Olympischen Spiele" veranstaltet werden. Ob sie diesen gleichen?

Durch das gut erhaltene Hadriansthor kam ich zum Denkmal des Lisikrates, eines im zierlichsten korinthischen Stil erbauten und gut restaurirten Marmorbaues, auf dem der Dreifuß stand, den der Genannte sich als preisgekrönter Sänger erwarb. Die ganze Straße, die darum „Tripodes" heißt, war von Denkmälern dieser Art umsäumt. Sie führt auf das jetzige Boulevard und dieses zieht an der Südseite der Akropolis vorüber, wo die interessantesten Alterthümer zur Besichtigung einladen.

Da winkt von halber Höhe das Theater des Dionysos mit den Marmorsitzen, deren Inhaber inschriftlich genannt sind. Hier haben Aeschylos und Sophokles, Euripides und Aristophanes ihre Meisterwerke dem athenischen Volke vorgeführt. Es stammt aber schon aus Lykurgs Zeiten und bot Raum für 30 000 Zuschauer. Für die Archäologen ist es das interessanteste Objekt zur Feststellung der altgriechischen Theaterverhältnisse.

Dicht an den Westrand des Theaters grenzt das Asklepieion, ein dem Heilgotte Asklepios gewidmetes Heiligthum, dessen umfangreiche Raumdispositionen durch die neueren Ausgrabungen aufgeklärt wurden. Und daran reiht sich als drittes Hauptobjekt für den Alterthumskenner, das Oderion des Herodes Attikus, ein Theater für musikalische Vorführungen. Es hatte ein Dach aus Zedernholz gehabt und galt für das größte seiner Art auf griechischem Boden. Der plumpe, römische Anbau, der jetzt die Fassade bildet, beleidigt das an die herrlichen Formen der griechischen Bauten sich sofort gewöhnende Auge.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Hoffnung ist der Liebe Schwester
Und verläßt im Tod sie nicht,
Schlingt die schönen Bande fester,
Die die Freude um uns flicht.
Hoffnung gibt der Liebe Leben,
Muth und Kraft, wenn Leiden droh'n:
Was kann sie noch Bess'res geben?
Gab sie ja das Beste schon.

* * *

Liebe sollst Du stets geben, doch nimmermehr Liebe verlangen,
Willst Du als höherer Geist hoch über Menschenthum stehen.

Jos. Sobel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 192. Freitag, den 25. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

21 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Sekundenlang hielt Bernhard von Kotenhagen die schlanke, weiche Hand festumschlossen in der seinen.

Es war ein bedeutungsvoller, viel gelobender Händedruck, aber Ruth fühlte instinktiv, daß der Mann ihr gegenüber das Versprechen, welches er mit seinem Händedruck besiegelte, halten würde, und daß sie in Wahrheit in dieser Stunde einen aufrichtigen Freund gewonnen habe.

Ein minutenlanges Schweigen war eingetreten, und das Erscheinen des Diener, der auf silbernem Tablett drei Briefe hereinbrachte, einen für Bernhard von Kotenhagen, zwei für Ruth, war vielleicht beiden keine unwillkommene Unterbrechung der Situation.

Ruth sah flüchtig auf die Couverts, deren eines in Berlin abgespempelt war, während das andere eine ausländische Marke und den Stempel Warschau trug.

Sowohl die steile, verschnörkelte Warschau-Aufschrift des einen als die altmodische, feste des anderen Briefes war ihr unbekannt.

Nachdem sie noch eine Zeit lang mit Herrn von Kotenhagen über gleichgiltigere Dinge geplaudert hatte, erhob sie sich und begab sich mit ihren Briefen auf ihr Zimmer.

Hastig entfernte sie den Umschlag des einen und entzifferte nicht ohne Mühe die phantastisch verzogenen Zeilen.

„Wenn Ihnen daran liegt, Aufschlüsse über ein Geheimniß zu erhalten, welches sich mit Ihrem verstorbenen Vater verbindet und auch für Sie von großer Wichtigkeit ist, so kommen Sie morgen Abend Punkt 7 Uhr in das Café Bauer (oben). Da das Café um diese Zeit nur schwach besucht ist und wenn ein dichter Schleier ihr Gesicht neugierigen Blicken entzieht, so brauchen Sie nicht zu fürchten, erkannt zu werden. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, dieser Aufforderung Folge zu leisten, da, falls Sie sich nicht einfinden, Schreiber dieses Sie an Ihrem gegenwärtigen Aufenthalt aufsuchen würde.

Ein Ihnen ohne Ihr Wissen Nahestehender."

Ruth's erster Impuls war, das anonyme Schreiben mit seinen räthselhaften Zeilen zu zerreißen.

Im nächsten Augenblick aber nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung.

Zu jener verhängnißvollen Todesnacht wanderten sie zurück; war Simon von Bookendaal nicht mit einem Geheimniß auf den Lippen gestorben? Ein Geheimniß, an das er eine Bitte knüpfen wollte?

Lag es nicht im Bereiche der Möglichkeit, daß jenes Geheimniß mit dem in diesen Zeilen angedeuteten identisch sei? Konnten nicht Fremde im Besitze des Geheimnisses sein? Welch ein Geheimniß aber war es, welcher Art? War es kompromittirend, würde es noch mehr Schande, vielleicht in anderer Weise, eine noch mehr entehrende Schande auf den Namen Bookendaal werfen?

Sie hatte unter der Wucht des über sie hereingebrochenen Unglücks und noch flüchtig jenes Geheimnisses gedacht, das mit einer ehebrecherischen Liebe begann und dessen Enthüllung der Tod ihrem Vater von den Lippen genommen hatte.

Eigentlich erst in diesem Augenblick fiel es ihr ein, daß es doch etwas Wichtiges gewesen sein müsse, das ihr der Vater in seiner Sterbestunde hatte enthüllen wollen.

Das Facit ihrer für und wider debattirenden Betrachtungen war der Entschluß, das vorgeschlagene Rendez-vous zu acceptiren.

Dann erbrach sie das zweite Schreiben.

Da stand in klaren, wenn auch alterthümlichen Schriftzügen:

„Liebe Ruth!

Du kennst mich nicht und weißt vielleicht nicht einmal, daß ich existire. Oder weißt Du doch, daß Dein Vater eine ältere Schwester hatte, die in ihren jungen Jahren mit einem armen Schnorrer auf und

davon ging und deshalb von ihrer geldherrlichen Familie in Acht und Bann gethan wurde? Weißt Du das, Ruth?

Ein Menschenalter ist seitdem verflossen und man glaubte, die Verschollene sei untergegangen in dem Strom der Welt, verdorben und gestorben.

Man irrte, denn sie lebt. Ich bin es, Ruth, und in langen Jahren habe ich theilgenommen an Eurem Schicksal.

Ich hörte, welch' ein gewaltiger Mann mein Bruder geworden und ich hörte auch von Dir, daß Du gut und schön seiest. Dann kam der Rückschlag, das Ereigniß. Mich überraschte es nicht; denn wer sich mit einem lecken Schiff auf hohe See begibt, darf sich nicht wundern, wenn er Schiffbruch leidet. Und er wußte sich zu bergen.

Du aber dauerst mich, armes Kind, denn Du bist heimath- und wie ich wohl annehmen darf, auch freundlos geworden. Wenn ich an Dich denke, Ruth, wird mir altem Judenweib ganz wunderlich zu Muthe und ich gedenke dann meiner eigenen Kinder, die schon lange dahin sind, die mich einsam gelassen haben, wie Dich das Schicksal einsam gemacht hat. Blut läßt nicht von Blut.

Ruth! Tochter meines Bruders! Wenn Du keine Stätte hast, wo Du Dein Haupt hinlegen und kein Herz, an das Du flüchten kannst, so komme zu mir damit ich mit Dir theile, was ich habe.

Gib mir Nachricht unter folgender Adresse, ob Du kommst und wann ich Dich erwarten darf.

Deine Tante
Sarah Coczinsky, Warschau."

Ruth's Hand zitterte, als sie den Brief wieder zusammenbrach. Ein feuchter Schleier bedeckte ihre Augen.

Die schlichte Zuschrift hatte ihr inniger, als die glänzendste Beredtsamkeit vermocht hätte, zu Herzen gesprochen.

Allerdings wußte sie, daß ihr Vater eine Schwester gehabt habe, die seit vielen Jahren verschollen sei, aber sie hatte nie geahnt, daß die verschollene Tante möglicherweise noch am Leben sein könne.

In den alten Verhältnissen würde diese Nachricht sie interessirt, nicht aber erschüttert haben, jetzt, wo ihr Lebensboot einsam auf den sturmgepeitschten Wogen des Ozeans trieb, erschien ihr die Kunde von der Existens eines blutsverwandten Wesens eine himmlische Botschaft.

Eine Heimath, ein Herz, einen Anhalt!

Sie ging aufgeregt auf und nieder, durchwogt von tausend Gedanken, bewegt von verschiedenen Empfindungen. Ein Gedanke jagte den andern; eine Frage konnte die Beantwortung der andern nicht abwarten.

Die Starre des auf ihr lastenden Schmerzes fing an sich aufzulösen, ihre durch das Unglück der letzten Zeit brach gelegte Energie begann sich wieder zu regen.

„Ihnen stehen Kämpfe bevor," sagte von Kotenhagen.

„Warum gehe ich diesen mir bevorstehenden, unnützen, muthlähmenden, Frieden vernichtenden Kämpfen nicht aus dem Wege?" fragte sie sich.

„Warum löste ich nicht meine inneren Konflikte?"

Hätte sie nur Jemand gehabt, dem sie sich anvertrauen konnte! Aber sie hatte keinen Freund.

Keinen Freund.

Wenn sie nach unten ging und Bernhard von Kotenhagen alles erzählte. Wie die Verlobung gekommen sei, von ihren Zweifeln, ihrer Reue, ihren Konflikten.

Ach, was ging das ihn an, den fremden, verheiratheten Mann.

Lieber Gott, war sie nicht stark und selbstständig genug, eigenhändig die Initiative zu ergreifen, wo es galt, das Unglück zweier Menschen zu verhüten.

Wenn sie zu Paul sagte: „Ich kann nicht Dein Weib werden, ich liebe Dich nicht; ich habe nichts — nichts, durch das ich Dich beglücken könnte; gib mich frei — —"

Ihre Wanderung führte sie am Fenster vorbei und da blieb sie plötzlich stehen, hob das Roleaux und blickte — gerade wie damals — in die Nacht hinaus. Auch schneite er wieder, aber es war kein nasses, düsteres Novemberschneetreiben wie damals, sondern ein wildes, lustiges Gewimmel von Milliarden großer, glänzender Winterschmetterlinge.

Heute kalte, schneeumhüllte, flockendurchtanzte Winternacht und über kurz auf demselben Fleck Erde schwüle, düftegeschwängerte Sommernacht.

O du runde, veränderliche Erde und du wandelbare Zeit, wann wird ein neuer Tag über dich emporziehen, ein Tag, der sein Licht in die tiefsten Tiefen und die dunkelsten Regionen der Menschheit strahlt, der die Schranken des Klassensystems, hinter dem sich Lieblosigkeit und Selbstsucht verschanzen, zertrümmert, der ein freies, einiges Volk schafft.

Wann kommt der Tag, wo der winzige Erde geheißene Planet im gewaltigen All kein Karneval, sondern eine Welt und die ihn bevölkernden Wesen keine Masken, sondern Menschen sein werden?

(Fortsetzung folgt.)

In's klassische Land der Hellenen.

Reise-Erinnerungen von Johann Schober.

(Fortsetzung.)

Als ich von der Höhe des Odeions emporstieg zur Akropolis, dem Mittelpunkte des antiken Athens, die 156 m über dem weithin sichtbaren Meer emporragt, traf ich die Münchener Baronsfamilie mit einem deutschsprechenden Führer bereits mit der Photographirung des herrlichen Niketempels beschäftigt, von wo man zugleich einen weitreichenden Ausblick über die attische Ebene und die peloponnesische Küste genießt. Wir begrüßten uns freundlichst und der Herr Baron meinte, nun, hier werden sie gar nicht mehr weg zu bringen sein, denn da gibt es noch weit mehr zu sehen, als in Olympia.

In der That verbrachte ich den ganzen Vormittag auf dieser althistorisch berühmten Stätte, die ihres Gleichen auf der Erde nicht mehr hat und besuchte sie wiederholt.

Da wird man gleich überwältigt von dem großartigen Gesammtbild der Propyläen, dem Eingangsthor, aus pentelischem Marmor errichtet. Es bestand aus einem fünf Thore einschließenden Mittelbau, dem zu beiden Seiten Säulenhallen vorgelegt sind. Beide Vorhallen waren an der Fronte mit sechs dorischen Säulen und darüber mit Giebeln geschmückt, der Mittelbau mit gewaltigen Architekturen gedeckt, deren Riesentrümmer jetzt am Boden herumliegen. Seine reich bemalte und vergoldete Felderdecke aber wurde von einer doppelten Reihe von je drei schlanken jonischen Säulen getragen. Welche Pracht muß es gewesen sein, das blendende Weiß des pentelischen Marmors in der Sonne zu schauen, gegen die vertieften blauen Feder der Decke, aus denen ein goldener Stern herableuchtete! — Die Natur war den Griechen Muster und sie verstanden sie wohl nachzuahmen.

Die Verwüstung in den Propyläen ist allerdings ungeheuer; aber was noch steht, das Alles repräsentirt sich so großartig, daß man unwillkürlich bewundernd in der Erinnerung stehen bleibt.

Allein es heißt vorwärts über das Trümmerfeld auf den weiten Platz der Burghöhe hinaus zu dem edelsten Denkmal hellenischer Baukunst, zum Parthenon! Ich denke mir die Säulen dieses herrlichen Tempels nicht mit dem Rostbraun von heute überzogen, sondern leuchtend vom marmorweißen Kristallgeflimmer, wie im Sonnenschein die gewaltigen Felsblöcke des Pentelikons zu unseren Füßen schimmern, die gerade jetzt zur Ausbesserung zugerichtet werden. Acht dorische Säulen an jeder Front und je 16 an den Langseiten, im Ganzen 98 Säulen von $10^1/_2$ m Höhe umrahmten die Cellamauer und trugen das Gebälk mit dem jetzt allerdings völlig zerstörten Giebeldach. Die Giebel an den Schmalseiten waren mit figurenreichen Kompositionen in überlebensgroßen Statuen ausgestattet, die auf rothem oder blauem Grunde ungemein plastisch hervortraten. Der Ostgiebel zeigte die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus inmitten der Versammlung der olympischen Götter; der Westgiebel stellte den Streit dar zwischen Athene und Poseidon um den Besitz des attischen Landes. Ein Fragment des alten Frieses mit den herrlichen Darstellungen des panathenäischen Festzuges ist noch erhalten und eine von den 92 prachtvollen Metopen, gleichsam um das schmerzliche Gefühl zu erhöhen, das man über den Vandalismus der Belagerer und über den Raub des Lord Elgin empfindet, der das meiste dem Britischen Museum in London verkauft hat. „Quod non fecerunt Gothi, il fecerunt Scoti," schrieb Lord Byron. Diese Metopen hatten rund aus dem Stein herausgearbeitete weiße Bildwerke auf rothem Grunde und standen immer paarweise innerhalb zweier Triglyphen in den Zwischenräumen zweier Säulen, das weiße Gesims darüber, der goldgeschmückte Architrav darunter. Es waren Szenen aus der ältesten Sagengeschichte Attikas.

All diese architektonische Pracht umschloß die Zella, in derem Innern das Goldelfenbeinbild der Athene von Phidias stand, das einen Werth von 200 000 M. repräsentirte. Hier in diesem Tempel schloß nämlich einst die Feier der Panathenäen, jener großen Staatsfeste, die zu Ehren der jungfräulichen Schutzgöttin, der Athene Parthenos, gefeiert wurden, während sie draußen im Burghof als Athene Promachos von Phidias in voller Kriegsrüstung dargestellt war durch einen Erzguß, der 21 m emporragte und als das vornehmste Wahrzeichen Athens galt. Schon von ferne aus konnte der Schiffer, der um das Vorgebirge Sunian gebogen war, die goldene Spitze des Speeres und den glänzenden Helmbusch der „Vorkämpferin" von Hellas erblicken. — Und ihr drittes Bild, das der Athene Polias, der Schirmerin der Stadt, der kunstschützenden Göttin, das am Hauptfesttag der Panathenäen von den athenischen Frauen und Jungfrauen mit einem kunstreich gewirkten Safrangewande neu bekleidet wurde, stand im dritten Hauptgebäude auf der Akropolis, im Erechtheon, das, im jonischen Stil erbaut, sich heute noch gut erhalten als eine Verbindung mehrerer Tempel zu einem Ganzen zeigt, mit drei Vorhallen ausgestattet, deren schönste die der Karyatiden war. Hier zeigt sich nämlich die eigenthümliche Neuerung der Griechen, daß an Stelle von

Säulen edelgeformte Mädchengestalten als Gebälkträgerinnen verwendet wurden. Die erhaltenen Baurechnungen haben einfach dafür den Namen *κόραι*, Mädchen, während man sie für Priesterinnen des Tempels und nach neuesten Forschungen für Göttinnen hält. Sechs sind es an der Zahl, davon aber nur fünf noch antik, während für die von Lord Elgin nach London entführte eine Terrakottanachbildung gefertigt wurde. Das Volk sagt, an dem Tage, an welchem Elgin seinen Raub ausführte, hört man heute noch die Zurückgebliebenen über die Geraubte klagen.

Man ist gegenwärtig mit der Wiederherstellung dieser altehrwürdigen Stätte des Erechtheos, dem ältesten Heiligthum der Burg, beschäftigt. Der Name desselben gilt dem Erechtheus, dem Pflegekind der Athene; außer ihrem Heiligthum, in dem sie, wie schon bemerkt, als Athene Polias verehrt wurde, stand daneben auch noch das der Nymphe Pandrosos, das Pandrosium. Im Tempelhof, der es umschloß, grünte der heilige Oelbaum, den Athene sprossen ließ, als sie im Kampf mit Poseidon um den Besitz Attikas den Sieg davon trug. In einer der Vorhallen sieht man heute noch den Felsspalt, den der Unterlegene in seinem Zorn mit dem Dreizack geschlagen.

Unter der Betrachtung und Belebung dieser ehrwürdigen Zeugen einer hochkultivirten Zeit eilten die Stunden gar so flüchtig. Ich mußte den ersten Rundgang abschließen und bemerkte noch beim Rückblick auf die Akropolis, wie verschieden jetzt die Beleuchtung war gegen Morgens. Das erste und volle Licht des Ostens empfängt der Parthenon, während Erechtheon und Propyläen im Halblicht stehen. Die ganze Lichtfülle des Südens strömt zuerst auf die Marmormassen der Propyläen und das milde, magische Abendlicht verklärt besonders die feinen Formen des Erechtheons.

Meinen zweiten Rundgang begann ich in der belebten Hermesstraße, dem Mittelpunkt des geschäftstreibenden Athener Volkes. Sie führt zur Gräberstraße, wo die Ausgrabungen kunstreich gefertigte Denkmäler für Verstorbene und ein Doppelthor freilegten, dessen Aufklärung noch erwartet werden muß. Von hier ab zieht die heilige Straße nach Eleusis. Am nahen Pyreäusbahnhof, dessen Räume innen sehr belebt sind, da jede halbe Stunde die Züge wechseln, erhebt sich auf einer Anhöhe Athens besterhaltener Tempel aus alter Zeit, nämlich der des Theseus, das Theseion. Ganz aus pentelischem Marmor erbaut, ist die Cella von einer einfachen Säulenhalle umgeben. Sie hat an den Fronten je 6, an den Schmalseiten je 12 Säulen dorischer Ordnung und die den Säulenumgang überspannende Decke zeigt herrliches Netzwerk. Dadurch, daß dieser Tempel ganz frei steht, wirkt er schon in der Ferne und von der Akropolis aus gesehen, ganz gewaltig. In seiner Nähe stecken im engen Straßengewirr die zum Theil freigelegten Säulenhallen, in welchen die Philosophen des alten Griechenlands lehrten, die Stoa des Attalus und Hadrian, sowie der Thurm der Winde, von dem ich seiner Zeit in London eine Nachbildung gesehen.

Auf dem Nymphenhügel erhebt sich die neue Sternwarte, eine Stiftung des Bankiers Sina, des großen Wohlthäters seiner Vaterstadt. Der Areopag, auf dem der heilige Paulus gepredigt und die Pnyx, wo Perikles und Demosthenes gesprochen, sind kahle Felshöhen, wie früher, aber gerade in ihrem unveränderten Zustande interessant. Am Fuße des Museion trifft man auf mehrere Felsengräber, von welchen eines als Gefängniß des Sokrates bezeichnet wird, während auf der Höhe dieses Hügels, geziert mit den zur Wiederherstellung bearbeiteten Resten des Denkmals des Philopappos, sich ein umfassender Ausblick auf Stadt und Ebene eröffnet, namentlich aber auf die gegenüberliegende Akropolis, die sich von hier am besten überschauen läßt. Leider war der Wind gegen Abend hier oben so stark, daß ich zu thun hatte, mich aufrecht zu erhalten. Mit der Besichtigung der großen und kleinen Metropolis, der Hauptkirchen der Stadt und einer Wagenfahrt zum großartigen Grab-Denkmal Schliemanns im neuen Gottesacker wurde der genußreiche Tag beschlossen.

(Schluß folgt.)

Sinnsprüche.

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Schiller.

* * *

Wen Gott heimsucht, auf den schimpfen auch die Menschen, und auf wen die Menschen schimpfen, auf den bellen selbst die Hunde.

* * *

Verschied'ne Wege führt uns das Geschick
Zu Gott, dem Endziel aller Erdenwege:
Die edlere Natur: ein reines Glück,
Die niedere: des Schicksals harte Schläge.

Lohmeyer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 193. Samstag, den 26. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

22 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

9. Kapitel.
Die gefangene Maus.

Die Freitagnachmittagthees der Gräfin Clara Straß waren berühmt und erfreuten sich deshalb eines starken Besuches.

Die Gräfin lebte bereits seit Jahren von ihrem Gatten, Graf Dietrich Uelzen, aus unbekannten Gründen getrennt.

Seit der Zeit hatte sie ihren Mädchennamen Gräfin — oder wie sie sich schlichtweg schrieb und wie auch auf ihren Karten stand — Clara Straß wieder angelegt.

Clara Straß war Schriftstellerin und zwar hatte sie die literarische Bedeutung ihres Namens nicht etwa der Rührigkeit einiger gefälliger Verleger oder den Bemühungen einflußhabender Freunde, sondern in der That der Qualität ihrer geistigen Produkte zu danken.

Clara Straß war Schriftstellerin und außerdem, was im Allgemeinen noch mehr sagen will, eine schöne, geistvolle, liebenswürdige Frau.

Die Gesellschaft, welche diese Freitage frequentirte, bestand zur Hälfte aus Angehörigen der besten und höchsten Kreise, zur Hälfte aus Künstlern, Schriftstellern und Journalisten.

Clara Straß huldigte in dieser Beziehung einer weitgehenden Toleranz.

Die Bibliothek, die zugleich das Arbeitszimmer der Dame des Hauses war, repräsentirte während der Theestunden gewissermaßen den Zentralisationspunkt des Berliner geistigen Lebens und in dieser war wiederum die tiefe, behagliche Kaminnische der Sammelplatz besonders hervorragender Geistesgrößen. Lauter Berühmtheiten hatten dort ihre ständigen Plätze oder gaben sich an dieser Stelle Rendez-vous. Die Gespräche, welche hier geführt wurden, drehten sich fast ausschließlich um Kunst, Literatur und soziale Fragen.

Auch heute hatte sich in der Bibliothek wie in den Salons eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden.

In der Bibliothek schwirrte und funkelte es bereits von gelehrten Dissertationen, aufflammenden Geistesblitzen und Schlaglichtern treffender Witze, während die Unterhaltung in den anstoßenden Salons, in der hie und da auch der Klatsch seine Blüthen entfaltete, eine ungleich ruhigere geistige Beleuchtung aufwies.

Die Dame des Hauses, eine stattliche, distinguirte Erscheinung mit schönem, ausdrucksvollen Gesicht, noch in der Blüthe ihrer Jahre, ging ihrer Gewohnheit entgegen, durch die verschiedenen Räume, von einer Gruppe zur andern. Wer sie sehr genau kannte, bemerkte etwas Unruhiges an ihr, etwas Nervöses, das sie sonst nicht in ihrem Wesen hatte.

Als sich die Thür öffnete und ein verspäteter Gast eintrat, leuchtete es in ihren Augen auf.

Sie ging dem Eintretenden entgegen und bot ihm die Hand.

„Willkommen, Bernhard,“ sagte sie, eine freudige Genugthuung nicht verbergend. „Ich dachte schon, Sie hätten ihre alte Freundin ganz vergessen.“

„Es wäre Verrath an unserer erprobten Freundschaft, wenn Sie das im Ernst glauben konnten,“ entgegnete Bernhard von Kotenhagen, „um Ihnen aber jeden Zweifel zu nehmen, will ich bekennen, daß mich nur die Aussicht auf ein paar Plauderstunden mit meiner liebenswürdigen Freundin zu der Dezemberreise nach Berlin veranlassen konnte.“

Ueber das Gesicht der schönen Frau glitt ein strahlender Ausdruck.

„Ich bin so entzückt, einmal wieder mit Ihnen plauschen zu können, daß mich selbst die Rücksicht auf meine Gäste nicht abhalten kann, das tête à tête hinauszuschieben,“ sagte sie, „kommen Sie, mein Freund, wir werden eine Ecke suchen, wo wir ungehört und ungestört mit einander reden können.“

Bernhard von Kotenhagen zögerte ein Weilchen, ehe er Clara Straß folgte.

Spähend überflogen seine Augen die Gesellschaft, als ob er Jemand suche.

Clara Straß führte ihren Gast in eine Fensternische der Bibliothek; ein Vorhang verbarg sie hier den Blicken der Anwesenden.

„Noch einmal — herzlich willkommen," sagte sie, „und nun erzählen Sie mir vor allem, wie es Ihnen in den verflossenen Jahren, die wir uns nicht gesprochen haben, ergangen ist!" —

„Mir ist es so ergangen, wie es Jemanden ergeht, der seine persönlichen Wünsche als überflüssige Individuellität von seinen allgemeinen Interessen abstrahirt hat," erwiderte Kotenhagen, „folglich muß es mir gut gehen."

„Mit andern Worten, Sie haben resignirt und suchen Ihren Frieden in geistiger Arbeit," sagte Clara Straß seufzend. „Armer Freund! Wie sehr gleicht Euer Schicksal dem meinen. Die Ehe hat uns Beide einsamer gemacht, als wenn wir ledig geblieben wären."

„Diese Einsamkeit ist für Sie ein Kreuz, das Sie sich selber gezimmert und auf die Schultern genommen haben," versetzte Kotenhagen, „ein Unglück, das man an den Haaren herbeizerrt, kann man nicht Schicksal nennen. Ich bringe Ihnen Grüße von Ihrem Gatten, Clara."

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Sie hätten mir das ersparen sollen," murmelte sie.

„Ich traf ihn vor zwei Monaten in Petersburg, wo ich Geschäfte hatte," fuhr Kotenhagen unbeirrt fort, „er bestürmte mich mit Fragen nach Ihnen und er sprach in einer Weise über Ihre neuesten literarischen Arbeiten, die mich überzeugten, daß Sie unter Ihrem großen Publikum keinen eifrigeren Verehrer Ihres schönen Talentes haben, als eben Ihren Gemahl. Er ließ deutlich seine Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung mit Ihnen durchschimmern und ich muß gestehen, daß ich die Hartnäckigkeit, mit der Sie die Trennung aufrecht erhalten, nicht begreife. Ich wüßte keinen Mann, der an Geist und Charakter Ihnen ebenbürtiger wäre, als Graf Uelzen."

„Sie sprechen so, weil Sie die Verhältnisse nicht genügend kennen," sagte die Gräfin aufgeregt, „die Konflikte und Zwiste, welche unserer Trennung vorangingen, begründen sich in dem schroffen Gegensatz unserer Charaktere. Wir sind zwei gänzlich verschiedene Naturen. Die Heirath hätte überhaupt nicht geschehen sollen, aber — es war einmal so — einertheils aus Trotz gegen mich selber, einer hoffnungslosen Jugendliebe wegen, gegen die ich vergebens ankämpfte, anderntheils weil mir das Vaterhaus durch eine junge Stiefmutter verleidet worden war, verlobte ich mich mit ihm. Er genügte allen Ansprüchen, die man in der Gesellschaft an eine standesgemäße Parthie stellt. Wir schlossen eine moderne Ehe — wie tausende geschlossen werden, ohne jedes Beiwerk sentimentaler Gefühlsduselei, auf gegenseitiger ruhiger Sympathie basirend. Die ersten Jahre ging es leidlich. Eine zwar glücklose aber nicht absolut unglückliche Ehe. Die Verschiedenheit unserer Ansichten trat freilich auch damals in tausenderlei Weise hervor, aber erst der Tod unseres Knaben brachte eine einschneidende Wirkung. Ich hatte das Kind vergöttert, ich suchte den brennenden Schmerz über seinen Verlust durch Ableitung und Konzentration meiner Gedanken auf andere Dinge zu mildern. In dieser Zeit gab ich meine ersten literarischen Arbeiten heraus, die durch die glückliche Wahl ihrer Motive Beifall fanden und meinen Namen in weite Kreise trugen. Aber auch Graf Uelzen hatte das Kind geliebt und suchte die Lücke, welche der Tod desselben in seinem Leben riß, durch eine seine Geisteskraft anspannende Thätigkeit auszufüllen. Man hatte ihn zum konservativen Vertreter seines Wahlkeises im Reichstag gewählt, und er widmete sich dieser Aufgabe mit leidenschaftlicher Energie."

„Ich hatte zu jener Zeit einen Kreis geistreicher Männer um mich gesammelt, die meine nach Freiheit und Licht dürstenden und ringenden Ideale mit mir theilten und ich schrieb ein Werk, welches die sozialen Probleme unserer Zeit behandelte und das, als Flugschrift verbreitet, in die weitesten Kreise des Volkes dringen sollte. Ich hoffte alles von dieser Arbeit! Es war so überzeugend geschrieben, so getragen von Ueberzeugung, so durchdrungen von natürlicher Logik, so gehalten von Thatsachen, daß es einschlagen mußte. Es war des Morgens mein erster und des Abends mein letzter Gedanke; ich arbeitete die Quintessenz meines Geistes hinein, ich fühlte die Wahrheit der Behauptung, daß ein Dichter seine Geisteskinder ebenso lieben könne, wie eine Mutter ihre leiblichen. — Einer unserer ersten Verleger, den ich an einem Abend eingeladen hatte, als ich die Arbeit meinen Freunden vorlas, hatte sich zum Vertrieb erklärt; meine Freunde erhofften gleich mir einen großen Erfolg. Ich habe mich nie beseeligter gefühlt als in diesem Moment, wo ich den letzten Federstrich an dem Werk mit dem erhebenden Bewußtsein that, einer bedeutenden Schöpfung das Leben gegeben zu haben — und die Freude machte mir das Zimmer zu eng, ich zog mich an und machte einen langen Spaziergang."

(Fortsetzung folgt.)

In's klassische Land der Hellenen.

Reise-Erinnerungen von Johann Schober.

(Schluß.)

Der andere Morgen traf mich schon früh um 6 Uhr auf dem Weg zum Lykabettos, dem günstigsten Aussichtspunkt über Athen und sein klassisches Gebiet. Im Vordergrunde liegt die Stadt, die im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl, welche sich auf 130 000 belaufen haben mag, eine ungeheure Ausdehnung zeigt, nachdem die meisten neuen Häuser nur für eine Familie bestimmt sind. Miethkasernen kennt Athen noch wenige. Dann ziehen sich die Häuser aber schon fast bis zum Piraeus hin, der kräftig aufstrebenden Hafenstadt von Athen. Die beiden Bahnlinien Athen-Piraeus und Athen-Phaleron entsprechen im Großen dem Lauf der langen Mauern des Themistokles. Ueber die Akropolis und dem Museionhügel hinweg schweift das Auge zum Meer. Aus dem saronischen Golf steigen Salamis und Aegina empor. Welche Erinnerungen knüpfen sich an beide! Die Berge der argolischen Halbinsel und vor deren Südende die Insel Hydra sind sichtbar. Links ziehen die Linien herauf vom Cap Sunion über den Laurion bis zum Hymettos. An seinem niedrigen Nordende liegt das Kloster „Joannis Kynigos", unterhalb dessen die Einsenkung zwischen Hymettos und Pentelikon den Hauptverbindungsweg von Athen mit dem südlichen Attika durchläßt und zwar die Bahn nach Laurion und die Straße nach Marathon. Die Marmorbrüche des Pentelikon treten deutlich vor, wie das Pentelikonkloster. Nur die Gegend von Dettelea und Tatoi ist von den vorliegenden Höhen etwas verdeckt, dagegen der Parnes in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar. Das ganze Thal des Kephissos mit seinen zahlreichen Ortschaften und seinem Oelwald liegt zu unseren Füßen. Der Geburtsgau des Sophokles und der so gefeierte Schauplatz seines Dramas „Oedipus", also „schöner Rosse Gefilde, die besten Weiler, das lichtweiße Kolonos" leuchtet uns entgegen. Zwischen dem Korydalos und den Daphneberg zieht der blendende Streifen der heiligen Straße hinauf und der kahle Zug des Aegaleos, die Ebenen von Athen und Eleusis trennend, schiebt sich bis zum Piraeus in die Ebene vor. Ueber Salamis aber ragen die Höhen der Geraneia auf und durch die Einsenkung von Salamis wird in weiter Ferne Akrokorinth sichtbar — also ein Aussichtsfeld, wie es sich interessanter nicht mehr finden kann!

Bis 9 Uhr, der Oeffnungsstunde der Museen, war ich bereits wieder in der Stadt und durch einen Zufall sollte der heutige Tag der genußreichste meiner ganzen Reise werden. Als ich nämlich das Nationalmuseum betreten hatte, fand ich zwei vornehme Herren über ein neuaufgestelltes Kunstwerk in deutscher Sprache sich lebhaft unterhaltend. Ich näherte mich, um von der sachverständigen Kritik zu profitiren, stellte mich vor und wurde von beiden höflichst eingeladen, ihnen zu folgen. Es war der Herr Akademiedirektor und Vorstand des Numismatischen Museums von Athen, der seinem erst eingetroffenen Freunde, Herrn Dr. Engel aus Berlin, dem geistreichen Verfasser des hochbedeutenden Werkes: „Griechische Frühlingstage", die neuesten Schätze der Museen, sowie das herrlich ausgestattete Akademiegebäude mit der reichhaltigen Münzsammlung zeigte und erläuterte. Welchen Nutzen, welchen Zeitgewinn, welch' geistigen Genuß ich unter solch sachverständiger Führung und in Gesellschaft desjenigen deutschen Gelehrten hatte, der die griechischen Verhältnisse am genauesten kennt, mag leicht eingesehen werden. Dabei war der Verkehr so herzlich, die Erklärungen so rückhaltlos, die Vorzeigung des Werthvollsten so uneingeschränkt, als wäre ich auch schon ein längst Bekannter. „Ich liebe alle Fremden," bemerkte der Herr Direktor u. a., „besonders aber die Deutschen, weil ich weiß, was ich selbst ihnen verdanke." In Herrn Dr. Engel aber, dessen Schrift über die Aussprache des Griechischen in den deutschen Gymnasien ich vor Jahren für das „Repertorium der Pädagogik" rezensirte, fand ich nicht nur den geistreichen Gelehrten, als welchen ich ihn aus seinen verschiedenen Büchern kannte, sondern vor allem einen ungemein liebenswürdigen und für alles Schöne und Edle hochbegeisterten Mann, der sich allgemeinster Hochachtung und besonderer Werthschätzung der gelehrten und höchstgestellten Kreise Athens erfreut. Mit ihm die Athener Universitätsstraße zu durchwandern und deren Gebäude zu bewundern, ist ein Hochgenuß gewesen. Dann wurde ich durch ihn auch mit dem Kammerstenographen und Bureauchef Herrn Mindler bekannt, der gerade von Kreta zurückkam, wo er die Verhandlungen der neugewählten National-Vertretung stenographisch aufgenommen hatte und der mir interessante Mittheilungen über die Verhältnisse der Gabelsberger Stenographie in Griechenland machte. Er betheiligte sich auch an dem Besuch der Akropolis und seines Museums, das beides vom Herrn Direktor uns Nachmittags erklärt wurde. Auf meine gelegentliche Frage beim Aufstieg, warum sich die kunstliebenden alten Athener so kahle Felsen wie die Pnyx und den Areopag als Orte für die öffentlichen Versammlungen gewählt hätten, antwortete er: „Das werden Sie verstehen, wenn wir heute Abend bei Sonnenuntergang

die Akropolis verlassen.“ Und da verstand ich es wohl!

Als wir aus dem hochinteressanten Museum der Akropolis, das alle neuen Ausgrabungsfunde derselben birgt, zurückgekehrt und die Ausbesserungsarbeiten sowie die Einzelheiten der Vorderseite des Parthenons, auf welches wir hinaufgestiegen waren, besichtigt hatten, da ging die Sonne unter. Die Lichtwirkung derselben ließ Nähe und Ferne der Landschaft in einem magischen Zauber erscheinen, der unbeschreiblich ist und von dem die Rottmann'schen Bilder in der Münchener Pynakothek nur eine schwache Vorstellung geben. Zu solcher Zeit war dann, bemerkte der Herr Direktor, die Menge auch empfänglich für die Worte eines Perikles und Demosthenses, sowie für die des hl. Paulus.

In die Stadt zurückgekehrt, führte uns der liebenswürdige Herr Direktor noch in die berühmte Bierstube von Bernindakis und bezahlte obendrein noch die Zeche. Was sagt mein verehrter Leser zu solcher griechischen Gastfreundschaft?

Einige Tage widmete ich noch der Umgebung Athens, dann ging es über Patras nach Brindisi, hochbefriedigt über meine geistigen Genüsse im klassischen Lande der Hellenen. Als hübscher Nachklang der wohlgelungenen Reise zeigte sich die Fahrt an der Ostküste Italiens, sowie ein zweitägiger Aufenthalt in Ravenna und Bologna. Von da über den Brenner nach Bayern zurückgekehrt, gab die Heimreise mit bekannten Philologen, welche den archäologischen Ferienkurs in München mitgemacht hatten, reichlich Gelegenheit, von dem in Hellas selbst Erlebten gewünschte Mittheilungen zu machen und so dem Ganzen einen würdigen Abschluß zu geben.

Mannigfaltiges.

— Ein nordisches Monte Carlo. Wie aus Kopenhagen gemeldet wird, weilte dort dieser Tage ein Konsortium deutscher Geschäftsleute, um über ein Projekt zu verhandeln, das darauf ausgeht, die Insel Hveen, wo der Astronom Tycho Brahe 20 Jahre (1576—96) verbrachte und sein berühmtes Schloß „Uranienborg“ hat aufführen lassen, dem schwedischen Staate abzukaufen und dort ein nordisches Monte Carlo einzurichten. Eine solche Spielbank würde, meint man, den großen internationalen Touristenstrom, der sich im Winter nach der Riviera begibt, im Sommer nach dem Norden ziehen können. Das Konsortium beabsichtigte ursprünglich, die Spielbank in der Umgegend von Kopenhagen, im Badeorte Skosborg, anzulegen, konnte jedoch die Erlaubniß der Behörden dazu nicht erhalten. Das Aktienkapital, das bereits gezeichnet sein soll, beträgt 20 Millionen Kronen. Ob Schweden den Plan billigen und die Insel verkaufen wird, bleibt abzuwarten.

— Die Landbriefträger in China. Es ist im Himmlischen Reich nicht so leicht, den Posten eines Landbriefträgers zu erlangen. Der Bewerber muß zuvor den Beweis liefern, daß er kräftig, muthig und ein guter Läufer ist; er muß innerhalb einer genau bestimmten Frist einen Weg über ein Gebirg mit schroff abfallenden Felswänden und gefährlichen Wäldern, wo reißende Thiere und Räuber hausen, zurücklegen. Auch schickt man ihn in verrufene Gegenden, wo nach dem Volksglauben böse Geister ihr Unwesen treiben. Eine andere Probe, schreibt die „Indépendance Roumaine“, besteht darin, daß der Bewerber schwere Lasten nach entfernten Punkten tragen muß. Besteht er alle ihm auferlegten Proben, so bekommt er den Posten, und er hat ihn dann wahrlich sauer verdient.

— Humor im Berliner Gerichtssaal. Als ein Vertheidiger, der eine kleine Halsoperation durchgemacht hat, mit verbundenem Halse am Vertheidigertische im Sitzungssaal einer Strafkammer Platz nahm, empfing ihn der joviale Vorsitzende mit den Worten: „Sie kommen doch nicht etwa aus Frankreich?“ Der schlagfertige Vertheidiger antwortete mit freundlichem Lächeln: „Nein, Herr Vorsitzender, ich lasse mir höchstens in Berlin „etwas vorschießen“ und zwar recht gerne!“

— Prophetische Worte. Die jüngsten Ereignisse in Frankreich lassen die folgenden Verse, mit denen vor sechs Wochen die „Jugend“ den ins Vaterland zurückkehrenden Dreyfus begrüßte, wie eine durch Wirklichkeit gereifte Prophezeihung erscheinen:

Und ob er schuldlos, oder schuldig büßte —
Ist Einer wohl, der Mitleid nicht empfand,
Des Mannes denkend, der sein Vaterland
Nun unter Thränen jubelnd wieder grüßte?

Vielleicht zu früh! Vielleicht, daß jene Sippe,
Der er im Weg' stand, Thaten aussann,
Daß er in Bälde, ein gequälter Mann,
Sich heiß zurücksehnt nach der fernen Klippe!

Und — was er dort vor Zeiten auch gelitten —
Vielleicht, daß er den Ort dann innig liebt,
Wo's Nattern zwar und wilde Katzen gibt,
Doch keine Generale und Jesuiten!

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 194. Montag, den 28. August. 1899.

Dem

Gedächtniß Goethes.

1749 — 28. August — 1899.

Der junge Goethe.

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken,
So trat unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher!
Und die Niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsere Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der unzerdrückt von ihrer Last
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!

Das laß mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich!
An innerem Werthe Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust im Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn,
Uns selbst verborgen im Dunklen schliefen?

O welche Geschichte, welche Szenen
Hieß er vor unsern Augen entstehn?
Wir wähnten, nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn. Wer malt wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönern!
So wunderbar wahr, so neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie, was sag' ich malen? Er schafft
Mit wahrer, mächtiger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen; sie athmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz Es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirnstgespinst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zauberers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück.
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsere Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

Weimar, Anfang 1776. Chr. M. Wieland.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

23 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Auf dem Heimweg fällt mir plötzlich etwas ein. Wie ein Alp senkte es sich auf mich — eine Ahnung. Ich habe das Manuskript offen auf dem Schreibtisch liegen lassen. Eine nervöse Unruhe beflügelte meine Schritte, ich eile nach Hause — athemlos betrete ich mein Arbeitszimmer. Dieses mein Zimmer — mein erster Blick gilt dem Schreibtisch — er ist leer — meine Augen irren weiter — am Kamin lehnt mein Gatte mit unterschlagenen Armen und im Kamin krümmt sich ein Häufchen verglimmender Asche. Bernhard! Ich kann Ihnen die Gefühle nicht schildern, welche mich durchstürmten — ich stand starr wie eine Säule. „Das Manuskript," würgte ich heraus, „hat den Platz gefunden, der ihm gebührt," antwortete Graf Uelzen cynisch lächelnd, mit einer Handbewegung nach der Asche, „möchte jedes gotteslästernde, regierungsfeindliche, landesverrathende Pamphlet der Zukunft so gut aufgehoben sein wie dieses!"

„Ich griff nach dem Herzen, dessen Schlag zu stocken drohte — ich machte einen Schritt vorwärts, um mich auf ihn zu stürzen — ich weiß nicht — wenn man mein leibliches Kind vor meinen Augen ermordet hätte, es würde mich nicht leidenschaftlicher erregt haben, ich war dem Wahnsinn nahe — — meine mühevolle Arbeit, an die ich alle Hoffnungen geknüpft, von ruchloser Hand vernichtet. Ich fühlte nichts als glühenden grenzenlosen Haß gegen den Vandalen, ich gab dem Worte und er blieb mir die Antwort nicht schuldig. „Denke und treibe, was Du willst," rief er zornbebend, „aber unterstehe Dich nicht, so lange Du den Namen Uelzen trägst, Deine irreligiösen, demoralisirenden und revolutionären Ansichten wie in dem Machwerk, unter dem Ueberhang funkelnder Tiraden und klingender Thesen in die Oeffentlichkeit zu senden. Wähle zwischen mir und Deinen sogenannten Idealen!" „Ich wähle meine Ideale," sagte ich und damit war die Sache erledigt. Einige Wochen blieben wir noch zusammen, die Gesellschaft zu täuschen."

„Dann ging er nach Amerika, ich nach dem Süden. Als ich wiederkam, hatte ich den Namen Uelzen ausgezogen. Das Vorgefallene hatte eine Kluft zwischen uns aufgerissen, die nichts überbrücken kann. Jene Stunde werde ich nie vergessen. Ich habe nicht wieder so denken können wie vordem; alles, was ich bisher geschaffen, ist lau und blöde im Vergleich zu jener Arbeit. Es ist, als hätte jener Augenblick etwas in mir ersterben lassen — meine beste Schaffensfreude — und das wird nie — nie wieder kommen —"

Sie hielt rasch athmend inne.

Ihre Wangen glühten.

Kotenhagen hatte ernst zugehört.

„Das war das Ehedrama in der Beleuchtung einer Partei," sagte er ernst, „nun lassen Sie uns auch die andere vernehmen. In Graf Uelzen's Schilderung nimmt sich die Sache wesentlich anders aus. Lassen Sie ihn reden: Ich heirathete Clara Straß aus Liebe. Ich liebte sie, aber ich war thöricht genug, in meinem Rausche ihre Empfindungen für mich nicht zu prüfen. Sie hatte sich mir lediglich aus Berechnung eigen gegeben. Wenn ich mich in einer zärtlichen Aufwallung meines Herzens ihr näherte, stieß sie mich zurück und verhöhnte mich. Sie that nicht das Geringste, mir meine Heimath angenehm zu machen. Selbst die Geburt unseres Kindes öffnete mir nicht ihr Herz, selbst der gemeinsame Schmerz um seinen Tod führte uns nicht zusammen. Wir kamen nach Berlin. Sie zog Leute in ihre Nähe, die, wie sie wußte, meine politischen Feinde waren. Sie wollte und dachte konsequent das Gegentheil von dem, was ich wollte. Was ich aufzurichten strebte, das suchte sie in Gemeinschaft ihrer gleichgesinnten Freunde niederzureißen —"

„Ihr glänzendes Plaidoyer findet leider keinen Widerhall in uns," unterbrach Clara ungeduldig, „bemühen Sie sich nicht, mein Freund, es ist alles vergebens. Ich bin zufrieden und beklage nur eins, nämlich daß die räumliche Trennung keine positive ist und die gesetzliche Fessel noch existirt. Das ist auch noch ein verrostetes Ueberbleibsel aus der Rumpelkammer einer finsteren Zelotenperiode, mit der die neue Zeit aufräumen sollte, daß das durch eine kleine standesamtliche Eintragung geknüpfte Band nicht anders als durch eine Reihe deprimirender Weitschweifigkeiten und Skandalprozesse gelöst werden kann. Reden wir von anderen Dingen. Sie wohnen bei Ihren Schwiegereltern, nicht wahr?"

„Jawohl —"

„Ihre Schwiegereltern beherbergen noch einen Gast, wie ich gehört habe, Fräulein von Bookendaal —"

„Kennen Sie die junge Dame?"

„Oberflächlich. Ich bin ihr öfter in Gesellschaften begegnet. Verkehr habe ich mit dem Finanzrath und seiner Tochter nicht unterhalten. Uebrigens ist Fräulein von Bookendaal ein schönes, eigenartiges Mädchen. Man munkelt von einer bevorstehenden Verlobung Ihres Herrn Schwagers mit —"

Bernhard von Kotenhagen zuckte die Achseln.

„Von anderer Seite behauptet man dagegen, er bemühe sich um die Prinzeß Raczenyi — — eh, da kommt er ja gerade!"

Prinzessin Irma Raczenyi hockte auf einem niedrigen Tabouret vor'm Kamin, mitten in einer Gruppe lebhaft diskutirender Herren.

In der Stellung und in ihrem weißen Pelzkostüm sah sie aus wie ein Schneeball, den Jemand zum Scherz, gerade vor die Flammengluth des Kamins geworfen hatte.

Baron Paul lenkte, offenbar zögernd, seine Schritte der Kaminnische zu.

Als die Prinzessin ihn bemerkte, schnellte sie empor und flog ihm entgegen.

„Endlich!" rief sie lachend, „nun, Sie kommen noch früh genug, um sich von Ihrem Schicksal ereilen zu lassen. Drüben wird scharf geschossen. Ich habe durch ein paar hingeworfene Bemerkungen und Fragen die Judengeschichte angeregt — nun platzen die verschiedenen Geister aufeinander. Duelle mit geistigen Spitzkugeln."

Sie lachte wieder, ein kleines, helles, neckendes Lachen.

„Wissen Sie was, ich will einmal barmherzig sein und Sie gnädig von diesen Gefahren dispensiren. Die Sündfluth dieser gelehrten Erörterungen würde uns beide armen Leiengeister doch verschlingen — oder spüren Sie Lust, Ihr Fahrzeug in das seichte Wasser der ödesten Langeweile drüben zu lenken!"

„Nicht? Well — so werden Sie mit mir gehen und mir zu Hause ein Stündchen Gesellschaft leisten."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Aesthetik auf dem Rade. Nicht von den genugsam behandelten Herren- und Damenmoden, die der Radsport gezüchtet hat und die mehr oder minder die ästhetische Kritik herausgefordert haben, soll hier die Rede sein, sondern von dem Radler und der Radlerin selbst und von der Figur, die sie auf dem Velo machen. Es läßt sich nämlich nicht behaupten, so schreibt ein Aesthetiker des Rades, daß die Figuren, die man auf dem Rade sieht, immer sehr gefällige sind. Zu Ehren des weiblichen Geschlechts muß aber gesagt sein, daß sich diese Bemerkung fast ausschließlich auf die männlichen Kollegen bezieht. Während die radfahrende Dame, schon um jeder Regung der Spottlust, der sie noch immer Seitens der ungebildeten Elemente ausgesetzt ist, aus dem Wege zu gehen, alles provozirende Gebahren auf dem Rade vermeidet und darnach auch ihre körperliche Haltung einrichtet, fällt diese Rücksicht für den Herrn Kollegen, namentlich aus den ganz jungen Jahrgängen, fort und so begegnet man ihm recht häufig in einer Verfassung, von der Jago sagen würde: „Das gefällt mir nicht." Noch immer unter diesen Typen der bekannteste ist wohl derjenige, der — wie der „Rennfahrer", der aber weiß warum — mit der Nase auf der Lenkstange ruht, während der hintere Theil seines Körpers aus dieser Niederung steil bergan steigt und auf dem Sattel balanzirt. Der Radfahrer in dieser Stellung erinnert lebhaft an einen springenden Frosch oder auch an einen Schlangenmenschen. Als eine weitere Bereicherung aus dem Bahnsport gesellt sich zu dieser Haltung noch ein merkwürdiges pendelmäßiges Schwingen mit dem Oberkörper oder dem Kopf, so daß jeder Laie dabei an einen Eisbären denkt. Als Erfinder dieser Pendelschwingungen wird der ehemalige Rennfahrer August Lehr bezeichnet. Jedenfalls ist von dem Standpunkt der Aesthetik aus zu bedauern, daß sich der Erfinder auf seine Erfindung kein Patent hat geben lassen — dann wäre sie vor Nachahmung geschützt geblieben. Andere Nachahmer berühmter Matadore erinnern wiederum an zusammengerollte Igel oder an kauernde Eichhörnchen. Ist es nicht bewußter falscher Nachahmungstrieb, der den ästhetischen Ansprüchen so entgegenarbeitet, so ist es Nachlässigkeit. Die so oft mit Unrecht getadelte weibliche Eitelkeit bewährt sich auch hier als ein vorzügliches Korrektiv. Lenkstange und Sattel in gleicher Höhe, das Rückgrat durchgedrückt, den Kopf hoch, die Pedale in einer Entfernung vom Sattel, daß sich die Knie durchdrücken lassen — und der Radfahrer fördert mit einem solchen Sitz nicht nur seine Gesundheit, sondern er wird damit auch, analog dem Reitersmann, einen eleganten und erfreulichen Anblick gewähren.

— Von einem reizenden Theater-Idyll zur Hundstagszeit weiß ein Pariser Blatt zu erzählen. In einem dortigen Boulevard-Theater herrschten an den letztvergangenen heißen Tagen die betrübendsten Zustände. Es wollte keine „Maus" ins Theater, der Direktor konnte bringen, was er wollte. Schließlich — an einem drückend schwülen Abend — saß knapp vor Beginn der Vorstellung auch nicht ein einziger Mensch im Saal, vor der Thür des Hauses herrschte Friedhofsstille. Schon war der Direktor im Begriff, das Theater für diesen Abend zu schließen, die Schauspieler hatten schon Anweisung, nach Hause zu gehen, da — eilte plötzlich ein feingekleideter Herr

— dem Anschein nach ein Fremder — an die Kasse, holte sich ein Billet, nnd bald saß er harrend der Dinge, die da kommen sollten, als einziger Gast auf der ersten Parketreihe. Der Direktor war außer sich — die Schauspieler waren es nicht minder, sie waren ja schon so glücklich gewesen in dem Gedanken, bei der entsetzlichen Hitze nicht spielen zu brauchen. Und nun dieser Eindringling! Vergebens versuchte der Direktor, den Fremden wieder hinauszukomplimentiren; er versprach ihm, ihm sein Geld zurückgeben zu wollen, vielleicht sogar noch etwas darauf ... Alles war umsonst, der Andere blieb unerbittlich, bestand auf seinem Schein, der ihn in Gestalt eines Theaterbillets berechtigte, der angekündigten Vorstellung beizuwohnen, und erklärte schließlich, daß er morgen wieder abreisen müsse und deshalb heute das Stück, von dem man ihm so viel erzählt, sehen müsse. — So begann denn diese „Sondervorstellung", diese „Mimik wider Willen". Natürlich spielten die erbosten Künstler auch „den Umständen gemäß", so erbärmlich schlecht, daß es selbst einen Hund geschmerzt hätte, und vor Allem, um möglichst bald fertig zu sein, so schnell und flüchtig, daß die Vorstellung sicherlich bald zu Ende gewesen wäre, auch ohne das Folgende, das nun eintrat. Denn auch dem Besucher ward die Sache bald zu bunt, und als der Vorhang zum ersten Mal gefallen war, begann er seinem Unmuth durch lautes Zischen Ausdruck zu geben. Das aber war das „Stichwort", auf das der Direktor gewartet hatte. Das Sitzen im Theater war das Recht des Gastes, das Zischen nicht. Flugs benachrichtigte der Theaterleiter den Polizeikommissar, und ehe der einsame Gast noch wußte, wie ihm geschah, hatte eine kräftige Hand ihn zum Theater „hinausgeleitet". Zehn Minuten später war Alles dunkel im Haus, Direktor und Personal daheim. Es war erreicht!

— Den größten Kopf der Welt zu besitzen, ist einem Manne beschieden, der neulich von dem Bellevue-Hospital in New-York ausquartirt und nach dem städtischen Krankenhause auf der Blackwells-Insel geschafft wurde. Der Mann ist 30 Jahre alt und heißt James Menut. Er wurde von seiner Schwester nach dem Bellevue-Hospital gebracht, konnte aber dort nicht behalten werden, weil er unter den Kranken eine geradezu gefährliche Aufregung veranlaßte. Der Kopf dieses wunderlichen Menschenkindes mißt im Umfange genau $51^1/_8$ Zoll oder über $^3/_4$ m, während der Kopfumfang eines normalen Mannes durchschnittlich nur 22 Zoll oder 55 cm beträgt. Um den merkwürdigen Eindruck des Naturwunders zu erhöhen, ist Menuet ein Zwerg, der nur 4 Fuß und 1 Zoll groß ist. Der Umfang seines Kopfes ist also um zwei Mal größer als seine ganze Körperhöhe. Von der Brust an ist der Körper in geradezu riesenhafter Weise entwickelt, so daß die Schulterbreite und der Brustumfang größer ist als bei Jefferies, dem Champion der Faustkämpfer. Dagegen sind seine Beine außerordentlich kurz und sehr dünn. Man kann sich von dieser Mißgeburt kaum eine Vorstellung machen. Der unglückliche Mensch wurde zunächst in derjenigen Abtheilung untergebracht, wo sich die Patienten, die an gewöhnlichen Krankheiten leiden, aufhalten. Während des Tages verhielt sich Menut immer ganz ruhig, aber in den späten Nachtstunden stahl er sich von seinem Lager fort und wanderte umher. Gewöhnlich ging er dann zu irgend einem Kranken und weckte diesen auf, indem er ihn an den Fingerspitzen oder an den Zehen kitzelte; erwachte der Kranke, so sagte der wunderliche Mensch zu ihm: „Du kannst mich erlösen!" und dann schlich er wieder zu seinem Bett zurück. Man wird nichts Unnatürliches darin finden, daß verschiedene Patienten in Folge solcher nächtlicher Besuche geradezu in hysterische Anfälle verfielen.

— Münchnerisch. „In's Hoftheater möcht'st, Alte? Woaßt was, da gehn ma lieber ins Hofbräuhaus, dös is a was Königlich's!"

— Galant. Leutnant (zu einer Dame, die beim Abfahren des Zuges ihren auf dem Bahnsteig winkenden Freundinnen Handküsse zum Abschied zuwirft): „Möchte gnädiges Fräulein darauf aufmerksam machen, daß es verboten ist, gefährliche Gegenstände zum Kupeefenster hinauszuwerfen!"

Goethe-Räthsel.

Wie traurig war's vor hundertfünfzig Jahren
Um den Geschmack bestellt im deutschen Land!
Zumal die Musen mußten das erfahren,
Denn deutsche Poesie war kaum bekannt.

Gelangweilt ist der Leser flugs entwichen,
Wollt' man ihm deutsche Geistesnahrung weih'n,
Doch hieb auf jede Zwei aus wälschen Küchen
Heißhungrig er wie eine Erste ein.

Da wandte sich die Zweite der Geschichte:
Es traten Männer auf in deutschen Gau'n
Und zeigten, daß die fremden Würzgerichte
Für deutsche Mägen schwierig zu verdau'n.

Und dann gab Gott uns Jung Eins-Zwei, den hehren;
Der fegte rasch die deutsche Tafel rein
Und bracht' mit einem Schlage neu zu Ehren
In Deutschland deutsche Kost und deutschen Wein.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 195. Dienstag, den 29. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

24 Roman von O. Sandor.

„Ich wage nicht, Ihren Befehlen zu widersprechen, Durchlaucht," versetzte Roß=Laten, „aber —„

„Nichts da," schnitt ihm die Prinzessin das Wort ab.

„Ich finde es hier schrecklich. Allons!"

„Aber ich habe noch nicht einmal der Dame des Hauses —"

„Frau Clara Straß unterhält sich mit Ihrem Schwager hinter irgend einer Portiere. Keine Einwendungen weiter! Vorwärts!"

„Sehen Sie," sagte Clara Straß zu ihrem Freunde, „da wirft sich ihm die morgenländische Prinzessin buchstäblich an den Hals und führt ihn im Triumph von dannen. Ich möchte wissen, was sie mit ihm beabsichtigt."

Unterdessen waren Prinzessin Irma und Roß=Laten auf die Straße getreten.

„Schicken Sie Ihren Wagen nach Hause," befahl die Prinzeß, „wir werden die kurze Strecke zu Fuß gehen."

Baron Paul gab dem Kutscher einen bezeichnenden Wink und bot der Prinzessin den Arm.

Ein merkwürdiges schweres, unbehagliches Gefühl, dessen Ursache er sich nicht zu erklären wußte, belastete ihn.

„Sie sind sehr böse über meine Anmaßung, nicht wahr, mein Freund?" fragte Prinzessin Irma, ihn mit ihren großen, schwarzen Augen anblitzend. „Sie wollen nicht so unumschränkt über sich verfügen lassen. Aber — ich versichere Sie, es war reiner Egoismus von mir. Ich hielt es da nicht länger aus und Sie sind von der ganzen Berliner Sippe der Einzige, der mir gefällt und mit dem ich mich gern unterhalte. Werden Sie mir nun noch zürnen."

„Und wenn ich wirklich Ursache hätte, Ihnen böse zu sein," entgegnete Paul, den Arm der jungen Dame ein wenig fester an sich ziehend, „angesichts solcher Huld müßte der Zorn eines Barbaren zerfließen. Ich denke aber gar nicht daran, Ihnen zu zürnen. Ich bin im Gegentheil entzückt über Ihre reizende Idee, über die Aussicht auf ein einsames Plauderstündchen. Sie haben als gütige Fee meinen geheimsten Wunsch errathen."

„Wirklich!" sagte die Prinzessin, „das freut mich. Was würde aber Fräulein von Bookendaal dazu sagen, wenn sie es wüßte?"

Baron Paul zuckte ein wenig auf, als habe ihn ein kleines, giftiges Insekt an einer empfindlichen Stelle gestochen.

„Fräulein von Bookendaal —"

„Bitte, imitiren Sie kein Erstaunen," sagte Prinzessin Irma lachend, „wir wollen nachher weiter darüber reden. Dort funkeln bereits die Lichter des Palastes Raczenyi auf. Gleich sind wir zur Stelle."

Schweigend legten sie die kurze Strecke zum Hause zurück.

Die Prinzessin ging voran, durch das Vestibül die Treppe zum ersten Stock empor.

Oben überwies sie ihren Gast der Führung einer Zofe.

Nach einigen Minuten befand sich der Baron in einem eleganten, matt erleuchteten Kabinet, das nach morgenländischem Geschmack nur ein üppiges Geschwelle von Polstern, Stoffen und Draperien hatte. Irgend ein schwerer, süßer, echt orientalischer Wohlgeruch erfüllte den Raum.

Eine schwüle Treibhaustemperatur herrschte in dem kleinen Gemach, die durch das starke Parfüm noch erhöht wurde.

Baron Paul holte mehrere Male nacheinander tief Athem; ihm war lächerlich beklommen zu Muthe.

„Ich glaube, mir steckt etwas im Blut," sagte er zu sich, „ich bin nie so unruhig und zerfahren gewesen als in diesen Tagen. Wenn ich keine Willenskraft hätte, würde der aparte Zauber, der von dieser exzentrischen morgenländischen Schönheit ausgeht, mir

wahrscheinlich gefährlich werden. Ich muß mir immer sagen, daß ich verlobt bin. Verlobt mit einem Mädchen, das ich liebe. Weder morgen- noch abendländische Sirenen können mir gefährlich werden."

„Hierher, Naja," befahl die Prinzessin.

Sie war unbemerkt von Paul eingetreten.

Hinter ihr folgte eine Dienerin, die einen Eiskübel mit zwei Sektflaschen, zwei flachgeschliffene Gläser und ein Kistchen Zigaretten an einer von der Herrin bezeichneten Stelle auf den Teppich gestellt.

Die Prinzessin hatte sich umgezogen. Sie hatte ein malerisches Hauskostüm angelegt, bestehend aus einem mit Perlen und Silberstickereien bedeckten Rock aus feuerrother Seide, knapp anliegendem schwarzen Sammetmieder mit langen, dünnen Goldkettchen, an denen phantastisch geformte Gegenstände hingen und einer losen Blouse aus gelblichen Spitzen.

Die Prinzessin streckte sich in bequemer Stellung auf einen der Wanddivane hin.

„Setzen Sie sich hierher, mein Freund," sagte sie, auf einen aus großen, viereckigen, seidenen Kissen zusammengefügten Sessel deutend, „nun wollen wir trinken, rauchen, plaudern, denn nur bei Sekt und kalifornischen Zigaretten läßt es sich plaudern. Ich lasse meine Zigaretten eigens in New-York präpariren. Ein bischen Morphium ist dabei — Sie haben doch keine Angst, daß ich Sie einschläfere und beraube?"

„Ja, davor habe ich große Angst, Durchlaucht —" sagte Paul.

„Ich bitte Sie, lassen Sie die dumme Titulatur draußen," rief die Prinzessin, „hier im Kabinet sind wir als Freunde entre nous. Nennen Sie mich einfach Irma! Also Sie hatten Angst, daß —"

„Jawohl, Prinzessin Irma," sagte Baron Paul, „denn ich würde hier einer gefährlichen Räuberin in die Hände fallen, einer Räuberin, die sich nicht mit Uhr und Börse begnügen, sondern mir etwas viel Werthvolleres stehlen würde —".

„Werden Herzen im Schlafe gestohlen," lachte die Prinzessin. „Nun, damit hat es ja keine Gefahr, Sie sind ja gefeit gegen Hexenkünste und böse Blicke. Sagen Sie, ist es wirklich wahr, daß Sie die Jüdin heirathen wollen!"

Sie hatte sich eine Zigarette angezündet und blies eine dichte Wolke des blauen, fein duftenden Rauches vor sich hin.

Paul antwortete nicht sogleich.

„Ich hasse die Juden," sagte die Prinzessin, „ich habe einen unbezwingbaren Widerwillen gegen die jüdische Nation. Ich bin in dieser Beziehung so empfindlich, daß ich das jüdische Blut in Jemand wittere, dessen semitische Bluts-Verwandtschaft drei Generationen zurück datirt."

„Das semitische Parfüm," dachte Paul, „aber sie sollte es doch nicht erfahren, daß ihre Anschauungen sich mit seinen Ansichten deckten."

Die Prinzessin bog sich vor und schenkte die Gläser ein.

„Lassen Sie uns anstoßen, Baron," sagte sie.

Mit einem leisen, melodischen Ton klangen die Gläser zusammen.

„Auf eine glückliche Zukunft," sagte Paul.

„Nein, auf die Gegenwart," rief Prinzessin Irma, „die Gegenwart ist unser Eigenthum, die Zukunft dagegen Lotterie mit vielen Nieten und wenigen Treffern."

Sie legte den Kopf zurück und stürzte den moussirenden Wein in wenigen Zügen hinunter.

Nachdenklich drehte sie das geleerte Glas zwischen den Fingern.

„Sie schulden mir noch Ihre Antwort auf meine Frage, Baron," sagte sie, „beruht das Gerede auf Wahrheit, das Fräulein von Bookendaal als Ihre künftige Gattin bezeichnet?"

„Vorläufig ist Fräulein von Bookendaal der Gast meiner Eltern —" erwiderte Paul.

„Also doch," bemerkte die Prinzessin, „sagen Sie mir um Gotteswillen, was konnte einen so durch und durch aristokratischen Mann wie Sie zu einer Gemeinschaft mit den Juden bewegen? Und dabei fühle ich Ihrem Wesen an, daß Sie im Herzen einen mindestens ebenso kräftigen Judenhaß kultiviren als ich. Wie reimt sich das?"

„Sie irren, Prinzessin," sagte Paul, „ich antwortete Ihnen auf eine ähnliche Bemerkung schon einmal, daß meine Gesinnungen mit dem landläufigen Begriffe Antisemitismus nichts zu thun haben. Es ist wahr, ich verkenne nicht die Gefahren, welche für unser Volk in dem wachsenden Einfluß des Judenthums liegen, ich weiß, daß der verschlagene semitische Geschäftsgeist den breiteren Schichten des Volkes fressende Krebsschäden verursacht und in dieser Ueberzeugung habe ich mich allerdings an Bewegungen betheiligt, welche von uneingeweihter Seite als antisemitische Strömungen bezeichnet wurden, die in Wirklichkeit aber nichts als energische Protestbestätigungen gegen das drohende soziale Uebergewicht des Judenthums waren. Meine Antipathien gelten der jüdischen Nation, nicht dem Individium."

„Aber der Charakter einer Nation prägt sich immer mehr oder weniger markant in dem Einzelnen aus," entgegnete die Prinzessin, „und gerade das jüdische

Volk bildet in seiner charakteristischen Eigenart und seinen durchgehenden Grundzügen ein untrennbar zusammengehörendes Ganzes, von dem sich das Individium nicht abzulösen vermag."

Sie hielt dem Baron ihr Glas zum Einschenken hin und leerte es ebenso hastig und gierig wie das erste Mal, dann zündete sie sich eine frische Zigarette an.

„Und diese jüdischen Indizien fehlen auch der Bookendaal trotz ihrer Schönheit nicht," fuhr sie nach einer Pause gelassen fort, „der Alte war der richtige Repräsentant des semitischen Charaktertypus und die Natur sollte sich in einem seltsamen Spiel der Extreme gefallen haben, wenn sich so gar nichts von den väterlichen Zügen der Tochter übertragen hätte. Aber selbst wenn sie innerlich nicht das Geringste mit der Gesinnung ihres Vaters gemein hätte, muß doch das Bewußtsein ihres äußeren Zusammenhanges mit einem Verbrecher abstoßend auf ihre Umgebung wirken."

„Sie haben wahrscheinlich nicht erwogen, daß, gesetzt wirklich ein bindendes Verhältniß zwischen Fräulein von Bookendaal und mir bestände, dieses vor Einbruch der unseligen Katastrophe geknüpft wäre," sagte Paul schläfrig, „und daß eben diese Katastrophe mich dann moralisch fesselte."

„Mit anderen Worten: Sie haben den Kopf zu ungelegener Zeit in die Schlinge gelegt und das Schicksal hat die Schlinge angezogen," lachte die Prinzessin. „Ja, da sitzen Sie allerdings in einer häßlichen Klemme und man würde sich Gotteslohn verdienen, wenn man Sie daraus befreite."

Der Baron schob seine Füße etwas weiter auf den Teppich vor und drückte sich tiefer in die weichen, schwellenden Kissen des Fauteuils zurück.

Der stark und süß duftende Zigarettenrauch hing ein mystisches blaues Geschleier, über das ohnehin nur unvollkommen erleuchtete Kabinet und verdichtete die schwüle Luft zu tropischer Hitze. War es die betäubende Atmosphäre oder thaten es die amerikanischen, stark mit Morphium durchdrängten Zigaretten — Baron Paul wußte es selber nicht und grübelte auch nicht über die Ursache — eine angenehme Mattigkeit befiel ihn, eine körperliche Müdigkeit und wieder ein wonniger Rausch, er kam sich wie von einem süßen Traum befangen vor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der gefangene Luftballon. Am Donnerstag riß ein Windstoß den Fesselballon der militärischen Luftschifferabtheilung in Rom vom Seile los und trieb ihn ins Gebirge. Der Ballom kam gegen Abend bei dem Dorfe Palombaro zur Erde nieder. Die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes rannte dem schönen, silberfarbigen Ballon, den der Abendwind am Erdboden hintrieb, nach und es dauerte auch nicht lange, bis sie ihn fingen. Zu ihrem höchsten Erstaunen konnten jetzt die Frauen und Mädchen von Palombaro feststellen, daß der Ballon aus purer Seide sei, und jede wollte natürlich ein möglichst großes Stück von der Ballonhülle haben. Aber so große Mühe sich auch die guten Leute von Palombaro gaben, es gelang ihnen nicht, den Ballon zu entleeren. Bei jedem stärkeren Windzug huschte er überdies in die Höhe und drohte zu entfliehen. Die Sache kam ihnen unheimlich vor und erweckte den Verdacht, daß der Ballon irgend ein höllisches Ungeheuer sei und wohl gar den Teufel in seinem Bauche berge. Was thun? „Das ist ganz einfach," sagte der Schlaueste unter ihnen. „Wir schaffen den Ballon in die Kirche. Wenn wirklich der Teufel in ihm steckt, so muß er von selber heraus, denn in der Kirche kann kein Teufel verweilen." Gesagt, gethan! Das Hauptthor der Kirche wurde geöffnet, aber der Ballon wollte nicht hinein. Die einen behaupteten, er sei zu groß, die anderen schoben die Schuld auf den Teufel, der sich mit allen Kräften der Einführung in die Kirche widersetze. Schließlich zog und schob und drückte man den Ballon derartig zusammen, daß man ihn doch glücklich in die Kirche hineinbrachte. Die Ballonhülle wurde dabei freilich arg mitgenommen und hie und da ernstlich verletzt. In der Kirche war es schon dunkel. Man holte einige Kerzen herbei, um das weitere Verhalten des verdächtigen Seidenungethüms genau beobachten zu können. Ein ganz besonders Neugieriger trat mit seiner Kerze nahe an den Ballon heran und beleuchtete ihn von allen Seiten. Dabei mag er mit dem Lichte einem Risse in der Ballonhülle, dem das Füllgas entströmte, zu nahe gekommen sein. Auf einmal schlug aus dem Ballon eine bläuliche Flamme hoch empor. Ein furchtbares Krachen, Qualm, Gestank, Schreckensrufe! Alles stürzte, halb erstickt und versengt, Hals über Kopf zur Kirche hinaus. Zitternd und bleich vor Entsetzen sammelten sich die guten Leute von Palombaro auf dem Kirchplatze. Die Meisten hatten den Teufel gesehen, wie er mit Feuer und Gestank aus dem Ballon und der Kirche hinausgefahren war. Da sich der Qualm aus der Kirche allmälig verzogen hatte, so wagten sich nach Verlauf von einer halben Stunde ein paar Tollkühne wieder in die Kirche hinein. Großen Schaden hatte der Teufel weiter nicht angerichtet, nur die schöne Seidenhülle des Ballons, auf die sich die Frauen und Mädchen von Palombaro so sehr gefreut hatten,

war gänzlich zu Grunde gerichtet und lag schwarz und verkohlt auf den Steinfließen.

— Die Aussichten für die heirathsfähigen Prinzessinnen von Europa, schreibt ein englisches Blatt, sind ziemlich schlecht, da ein großer Theil von ihnen unverheirathet bleiben muß, wenn sie es nicht vorziehen, eine morganatische Ehe einzugehen. Es gibt gegenwärtig nicht weniger als 71 heirathsfähige europäische Prinzessinnen, die regierenden Häusern angehören. Diesen 71 Prinzessinnen stehen nur 47 Prinzen von Geblüt gegenüber. Da die Mehrheit dieser Prinzessinnen protestantischen Häusern angehört, so haben sie nicht einmal den Rückhalt von Klöstern, in die sie eintreten könnten. Wenn sie sich überhaupt zu verheirathen gedenken, müssen sie Stellung und Rang opfern und mit ihrer Hand einen Mann beglücken, der nicht von königlicher Geburt ist. Die gegenwärtige Lage der europäischen Prinzessinnen ist also sehr heikel!

— Keine Briefmarken mehr. Briefmarkensammler werden mit Schaudern die neueste revolutionäre Idee, womit sich die Londoner Postoffice gegenwärtig beschäftigt, vernehmen. Es ist nämlich nach einer uns zugegangenen diesbezüglichen Mittheilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz der Vorschlag gemacht worden, die Briefmarken abzuschaffen! Zu diesem Zwecke soll eine automatische Maschine verwendet werden, in welche der Brief gesteckt wird. Nachdem, wie in den gewöhnlichen Automaten, ein Penny in den Schlitz geschoben ist, wird der Brief gestempelt und somit die doppelte Arbeit, das Aufkleben der Marken und nachherige Abstempeln derselben abgeschafft.

— Was Schopenhauer von den Frauen sagt, dürfte wohl vielen unserer Leserinnen nicht bekannt sein. Der weiberfeindliche Philosoph meint, die Frauen führten den Vorsitz in der Gesellschaft und ertheilten der Unterhaltung einen frivolen und läppischen Charakter, sie verbannten jedes gehaltvolle Gespräch, sie wären wegen der Schwäche ihrer Vernunft weit weniger als die Männer fähig, allgemeine Grundsätze zu verstehen, festzuhalten und zur Richtschnur zu nehmen. Sie neigten zur Verschwendung und dürften deshalb nie für mündig erklärt werden. Sie seien kindisch, läppisch und kurzsichtig; blieben Zeit ihres Lebens große Kinder, die jungen Mädchen behandelten ihre häuslichen oder gewerblichen Arbeiten als Nebensachen, wohl gar als Spaß. Für ihren eigentlichen Beruf hielten sie die Eroberungen, und was damit in Verbindung stehe, wie Toilette, Tanz &c. Die Verstellung sei den Weibern angeboren, ein ganz wahrhaftes, unverstellbares Weib vielleicht unmöglich; daraus aber entspringe Falschheit, Treulosigkeit, Undank &c. Weiber machten sich gerichtlicher Meineide viel öfter schuldig als Männer, es sei überhaupt fraglich, ob man sie zum Eide zulassen solle, der Fall wiederhole sich, daß die feinsten Damen in Kaufmannsläden etwas heimlich einsteckten und entwendeten, zwischen Weibern herrsche von Natur Feindschaft, die Weiber bildeten nicht das schöne, sondern das unästhetische Geschlecht, sie setzten im Theater bei den schönsten Stellen der größten Meisterwerke ihr Geplapper weiter fort und sollten gar nicht ins Theater zugelassen werden, in den schönsten Künsten brächten es nicht einmal die bedeutendsten Köpfe dieses Geschlechts zu einer einzigen, wirklich großen, echten und originellen Leistung, sie blieben die gründlichsten und unheilbarsten Philister, man sollte ihre Schwäche schonen, aber ihnen Ehrfurcht zu erweisen, sei lächerlich."

— Sein Dank. Sir John Bridge in London befindet sich im Besitze eines Dokuments, das wohl als einziges in seiner Art gelten kann. Er erhielt nämlich in seiner Eigenschaft als Oberrichter ein Dank- und Anerkennungsschreiben für die „einsichtsvolle Freundlichkeit", mit der er einer Vertreterin des schwachen Geschlechts eine sechsmonatige Gefängnißstrafe zudiktirt habe. Dieses originelle Kompliment ging Sir John in folgender Epistel zu: „Es thut mir zwar sehr leid, Sir, Ihre Zeit in Anspruch nehmen zu müssen, allein ich fühle mich gedrungen, Ihnen meinen aufrichtigen Dank dafür abzustatten, daß Sie meine Frau — 6 Monate lang eingesperrt haben. Dieselbe hat leider Gottes schon oft wegen Trunkenheit vor dem Gerichtshofe erscheinen müssen, da sie aber stets mit einer bloßen Geldstrafe davonkam, wurde das Uebel von Mal zu Mal schlimmer. Sie allein haben gewußt, was ihr dienlich war, Sie allein hatten Wohlwollen genug, ihr für längere Zeit ein stilles Asyl anzuweisen, das sie völlig gebessert verlassen hat, so daß es jetzt in ganz England keine bessere Frau geben kann."

— Kasernenhofblüthen. Unteroffizier: „Einjähriger Hofer, Sie kennen ja nicht einmal Ihre zwei Hände auseinander! Ich möchte Sie erst sehen, wenn Sie ein Affe wären . . .! — Feldwebel: „Piefke, sehen Sie mich nicht so schüchtern an, als kämen Sie eben vom Schweineschlachten — aber ohne Wurst!

Auflösung des gestrigen Goethe-Räthsels:
Wolfgang.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 196. Mittwoch, den 30. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

25 Roman von O. Sandor.

„Ich hätte Sie nicht einer so großen Leidenschaft fähig gehalten," murmelte die Prinzessin.

Sie hatte sich der Länge nach auf den Divan gestreckt. Ihr Gesichtchen hob sich wie ein weißes Blüthenblatt von dem orientalischen Stoff ab. Sie hatte die Arme unter dem Kopf gekreuzt.

Ein verführerischer Reiz lag über der malerischen, einen eigenen Duft ausathmenden Gestalt, etwas, das den Baron mehr benebelte als der indirekte Morphiumgenuß und die parfümgeschwängerte Atmosphäre.

„Sie sind eine gefährliche Zauberin, Prinzessin Irma," flüsterte er. „Sie haben mich verzaubert — und das nur aus Sport, um zu erfahren, wie weit einem armen occidentalen Sünder der Bann einer orientalischen Zauberin zu Kopf steigt. Sie sind grausam, Irma Raczenyi."

„Grausam? Weshalb?"

„Weil Sie mich quälen!"

„Ich quäle Sie nicht."

„Doch — Sie verzaubern mich aus Sport, aus Laune — —"

„Wer sagt Ihnen das?"

„Nun, weil ich mich doch mit aller Gewalt zusammennehmen muß, um mich des Zaubers zu wehren. Weil ich doch nicht sagen darf, was ich denke —"

„Wer verbietet es Ihnen?"

„Nun — Sie selber!"

„Ich habe Ihnen gar nichts verboten."

Paul neigte sich über die Lehne seines Sessels vor und hinüber zu der schönen Sirene, so nahe, daß sein Athem über ihr Gesicht strich.

Langsam hob die Prinzessin die gesenkten Wimpern. Eine fast unheimliche Gluth schlug ihm aus den großen, schwarzen Augen entgegen.

Ihm schwindelte.

Ein Sinnestaumel ergriff ihn.

Eine geheimnißvolle magnetische Kraft zog seine Blicke tiefer und tiefer in die dunklen Augen; er stand wie unter einer Hypnose.

Leise berührten seine Lippen die sammetweiche, blühende Haut des schönen Mädchens, dann den heißen, rothen, sich verlangend darbietenden Mund.

Er küßte sie — — sie erwiderte seine Küsse.

Dann sprang sie auf, füllte ihr Glas und schwang mit graziöser Bewegung die Champagnerschale über den Kopf.

Die Reflexe der glitzernden Rockstickerei und der goldenen, leise schaukelnden Ketten umsprühten und umzüngelten sie wie kleine, glühende Schlangen.

So mit dem wogenden Busen, den brennenden Wangen und den flammenden Augen hätte sie einen Maler zur Schöpfung einer Bachantin inspiriren können.

„Du bist schön wie das Leben," flüsterte Baron Paul trunken.

„Vive le moment," rief die Prinzessin heiter, und wie sie den moussirenden Wein abermals in einem Zuge hinuntergeworfen, schleuderte sie das Glas weit ab in die Ecke, wo es mit einem leisen, klingenden Ton zusammenbrach.

Auflachend stürzte sie sich in die Arme des Barons.

Ein kurzes, verdächtiges Räuspern störte die Liebesseligkeit des Paares.

Die Prinzessin schnellte empor.

Auch der Baron schreckte, wie auf einem Verbrechen ertappt, zusammen.

In dem Rahmen einer zurückgeschobenen Thür standen zwei Herren: Fürst Raczenyi und noch ein bekannter Herr aus der Gesellschaft.

„Sie sind ohne meine Erlaubniß eingetreten, meine Herren," sagte die Prinzessin aufgeregt, aber nicht sonderlich befangen.

„Ich bitte inständigst um Verzeihung," sagte der

Fürst, „wir haben drei Mal geklopft. Nochmals — — Pardon!"

Die Thür schloß sich wieder hinter den Beiden.

In dem kleinen orientalischen Kabinet herrschte einige Minuten lautloses Schweigen.

Das Erscheinen der beiden Herren hatte auf Roß-Laten wie ein Sturz eiskalten Wassers gewirkt. Rathlos starrte er vor sich nieder.

Die Prinzessin tänzelte hin und her durch das Zimmer, als sei ihr etwas sehr Vergnügliches widerfahren.

Endlich blieb sie mit unterschlagenen Armen vor dem Baron stehen.

„Das wäre zurecht," sagte sie, „und nun machen Sie, bitte, kein solches Armensündergesicht. Ist das eine Bräutigamsphysiognomie? Sie sehen ja aus, als ginge es in einer Stunde zum Galgen? Haben wir den gordischen Knoten nicht flott durchhauen? Freilich sind Sie vom Regen in die Traufe gekommen, armer Freund! Aus der Schlinge in die Falle — die Mausefalle, hahaha —"

Sie stieß ein jubelndes Gelächter aus.

„Sie erinnern sich doch unseres Vielliebchens und seiner Bedingung?"

Baron Paul zog sein Taschentuch hervor und wischte sich ein paar Tropfen von der Stirne.

„Jawohl, ich erinnere mich," sagte er gezwungen lächelnd, „also ein Scherz — allerdings ein wenig — hm — und was verlangen Sie, daß ich thun soll — —"

„Mich heirathen," antwortete die Prinzessin lakonisch.

„Irma!" rief Roß-Laten außer sich, „Sie machen mich zum Gegenstand Ihrer Scherze!"

„Durchaus nicht," sagte die Prinzessin. „Ich denke, der Zwischenfall war entscheidend. Leider sind Sie wunderbar gefangen."

Roß-Laten biß sich auf die Lippen; er war todtenblaß geworden.

„Sie wissen selber, daß ich moralisch gebunden bin," sagte er, „entscheiden Sie selber, ob ein Ehrenmann sein gegebenes Wort brechen kann."

Die Prinzessin schürzte spöttisch die Oberlippe; ein paar kleine, weiße, spitze Raubthierzähne kamen zum Vorschein.

„Wie hat sich ein Kavalier einer Dame gegenüber zu verhalten, die durch ihn kompromittirt wurde?" fragte sie scharf.

Baron Paul sah schuldgedrückt zu Boden.

„Wegen der Jüdin machen Sie sich keine Sorgen," sagte die Prinzessin kaltblütig, „Sie werden schon einen Grund zum Bruch finden, im schlimmsten Fall sagen Sie die Wahrheit. Ich lasse Ihnen mit Vergnügen einige Wochen Zeit zur Erledigung dieser Angelegenheit. Mit größtem Vergnügen, da ich auch noch etwas zu erledigen habe. Ich glaube, daß wir vortrefflich zu einander passen. Ich werde Ihnen eine sehr bequeme Gattin werden und unsere Verhältnisse werden jedem von uns gestatten, das Leben nach seiner Facon einzurichten. Also guten Muthes, mein Freund und Gott befohlen."

Sie winkte ihm einen Gruß zu.

Im nächsten Augenblick war sie hinter einer Portiere verschwunden.

Baron Paul blieb in einer unbeschreiblichen Gemüthsverfassung zurück.

Wie ein Verzweifelnder irrte er durch das Zimmer — als sei das kleine, parfümirte Kabinet in der That eine Falle, die man hinter ihm zugeschnappt und in der es keinen Ausgang gäbe.

„O, ich unglückseliger Mensch," murmelte er verzweifelt, „was habe ich angerichtet! Wie konnte ich dazu kommen und was soll ich beginnen, um nicht auf einer Seite als ein Ehrloser oder Feigling zu erscheinen? Oder war es ein wohlberechneter, raffinirter Plan, dem ich zum Opfer gefallen bin? Aber nein! Dann hätte der Fürst mit im Spiele sein sollen und das kann ich nicht glauben. Ich kann weder mit Ruth brechen, noch die Prinzessin kompromittirt lassen. Warum kam ich überhaupt hierher? Schon die Thatsache, daß ich mich verleiten ließ, mitzugehen, war Verrath gegen meine Braut. Meine Braut! Ich habe jetzt zwei Bräute. Ich Unseliger! Mir bleibt keine Wahl als die Pistole."

Wie von höllischen Mächten gehetzt, stürmte er aus dem Kabinet, durch eine Flucht luxuriöser Gemächer, auf den weiten Treppenplatz der Etage.

„Melden Sie mich Sr. Durchlaucht," befahl er dem diensteifrig mit Hut und Paletot herankommenden Lakai.

Um jeden Preis mußte er sich Jemanden mittheilen; komme, was da wolle.

Nach wenigen Minuten stand er dem Fürsten Raczenyi gegenüber.

Der Fürst kam Baron Paul, dessen verstörte Miene scheinbar nicht bemerkend, mit ausgesuchter Freundlichkeit entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine Entführungsgeschichte. Vor der Strafkammer zu Palermo spielte sich in den letzten Tagen der Prozeß gegen den Studenten Girolamo Campisi ab, der am 13. Juni v. J. die junge Baronin Clorinda Valpetroso gewaltsam entführte. Die Entführungs-Szene ist seinerzeit ausführlich geschildert worden. Der verliebte Student lauerte mit einigen Genossen der Baronin Clorinda auf, als sie sich mit ihrer Mutter in den öffentlichen Anlagen von Palermo erging. Die Entführer schleppten die junge Dame in einen bereitstehenden Wagen und führten sie in ein Bauernhaus vor der Stadt. Der Student zwang dort die Baronin, einen Brief zu schreiben, der vom Tage vorher datirt war, und in dem die schöne Clorinda den Studenten einlud, sie zu entführen. Im Uebrigen that man der jungen Dame nichts zu Leide. Am anderen Morgen sollte die Baronin nach einem Landgute ihres Entführers gebracht werden. Aber unterwegs stießen sie auf mehrere Jäger, die das arme Fräulein befreiten. Die Baronin Clorinda Valpetroso — sie hat sich inzwischen vermählt und ist heute Gräfin von Cascio-Ferro — ist eine junge Dame von außergewöhnlicher Schönheit, und daß sie dem Studenten Campisi den Kopf völlig verdreht hatte, kann nicht Wunder nehmen. Aus den Zeugenaussagen erhellte überdies, daß sie sich die Huldigungen des Studenten, seine Serenaden und Liebesbotschaften recht gerne gefallen ließ. Dazu kam, daß die Zofe der Baronin und der Thürhüter des freiherrlichen Palastes den verliebten Studenten absichtlich irre führten. Sie redeten ihm die Ohren voll von der großen Liebe, die ihre junge Herrin zu ihm verspüre und entlockten ihm nach und nach 2000 Lire. Anfang Juni hinterbrachten sie ihm die Nachricht, daß Graf Cascio-Ferro um die Hand der schönen Clorinda angehalten habe. Das brachte den verliebten Studenten zur Verzweiflung, zumal er ja felsenfest glaubte, daß Clorinda ihn liebe. So beschloß er die Entführung. Das italienische Strafgesetzbuch versteht aber in diesem Punkte keinen Spaß und der verliebte Student muß seinen romantischen Einfall mit 3 Jahren Gefängniß bezahlen.

— Madame Labori. Der Gattin des gegenwärtig in den Vordergrund des allgemeinen Interesses stehenden Dreyfus-Vertheidigers Maitre Labori widmet eine englische Zeitschrift einen Artikel in ihrer neuesten Nummer. Mme. Labori ist eine geborene Engländerin; über ihre etwas romantische, aber makellose Vergangenheit erfährt das Blatt: Als Mitwirkende in den berühmten Promenade-Concerten in Covent Garden in London erregte im Jahre 1882 eine jugendliche Pianistin Miß Maggi Okey viel Bewunderung. Das junge Mädchen war damals noch Schülerin der Londoner Musik-Akademie. Bald darauf machte Maggi eine Tournée durch Deutschland und Oesterreich, wo ihr vorzügliches Spiel überall großen Beifall fand. Bei ihrer Rückkehr nach England lernte die mit Ruhm bedeckte, kaum 17jährige Klaviervirtuosin im Hause ihrer Mutter, die im vornehmsten Stadttheil der britischen Metropole ein elegantes Ausländer-Pensionat unterhielt, den französischen Juristen M. Labori kennen. Zur selben Zeit wohnte in dem Pensionat der bekannte Pianist Wladimir d. Pachmann, und beide Männer bemühten sich um die Hand der reizenden Tochter des Hauses. Miß Maggi wählte den Künstler. Die Ehe wurde aber keine glückliche, und wenige Jahre später erfolgte in Amerika die Scheidung. Nach Europa zurückgekehrt, begegnete die um viele schmerzliche Erfahrungen reicher gewordene Künstlerin wieder ihrem früheren Bewerber Labori, der noch dieselben Gefühle für sie hegte. Diesmal wies sie ihn nicht von sich und jetzt führen — wie allgemein behauptet wird — Monsieur und Madame Labori ein ideales Eheleben. Die Gemahlin des berühmten Advokaten ist keine besondere Schönheit, aber ihrer äußeren Erscheinung haftet jenes undefinirbare Etwas an, das bestrickender wirkt, als ein klassisch geschnittenes Gesicht. Ihr sanftes, liebenswürdiges Wesen, der vollendete Takt der wohlerzogenen Britin in Verbindung mit dem Chic und der Grazie, die sie der Pariserin abgesehen, machen die intelligente, mit reger Phantasie begabte Frau zu einer ungemein fesselnden Persönlichkeit. Als Madame de Pachmann spielte sie in allen besseren Concerten in London, und zum letzten Male erschien sie in Paris in der Oeffentlichkeit. Nach ihrer Verheirathung mit Maitre Labori hat Maggie Okey-Pachmann aufgehört zu existiren. Wer jedoch Gelegenheit hat, Madame Labori in ihrem Heim zu hören, ist der Ueberzeugung, daß sie es noch heute mit den besten Pianistinnen aufnehmen kann.

— Wie kleiden sich die Könige und Königinnen? Zwei Fragen das, die nicht gerade welterschütternd sind, dennoch aber ganz interessant. Die Annahme, daß unsere Könige und vor Allem unsere Königinnen sich ganz besonders gut zu kleiden verstehen, ist eine falsche. Es gibt Monarchen und Herrscherinnen, die sich gar nicht anzuziehen verstehen und deren „äußerer Mensch" manch einem Musterdandy ein verachtungsvolles Lächeln, manch einer Modekönigin ein spöttisches Naserümpfen abzwingen würde. Die Königin der Belgier und ihre Tochter,

Prinzessin Clementine, machen die Mode insofern zum Theil, als sie beide an Modejournalen arbeiten. Sie selber aber verstehen sich nicht zu kleiden, wie es die Mode erheischt. Exzentrisch in ihren Toiletten ist die Königin von Rumänien, die als Dichterin ein Recht darauf hat. Sie hat sogenannte „Stimmungstoiletten“, die in Stoff, in Schnitt und in Farbe zur Stimmung der Königin passen, oder dazu dienen, sie in Stimmung zu versetzen. Die Kronprinzessin von Rumänien dagegen ist eine Modedame vom Scheitel bis zur Sohle. Sie vereinigt den Chic von Paris mit dem Air einer Königin. Am entzückendsten aber sieht sie im Nationalkostüm aus, was auch bei der Kronprinzessin von Italien, der „schönen Helene“, der Fall ist, die sich in Rom und Neapel kleiden gelernt hat, die aber trotzdem am berückendsten aussieht, wenn sie den weißen Faltenüberzug ihrer montenegrinischen Heimath trägt, was sie erst jüngst wieder bei der Hochzeit ihres Bruders Danilo gethan. Die Königin von Italien ist eine jener Frauen, die Alles kleidet, was sie tragen. Dabei hat sie viel eigenen Geschmack, der in ihren Toiletten zur Geltung kommt. Nebstbei hat die Königin die schönste und kostbarste Sammlung von — Taschentüchern. Lauter venetianische Spitzen von unschätzbarem Werthe. Eines davon, das kostbarste, hat einen Preis von 12000 Francs. Der König kümmert sich um seinen Anzug nicht sehr. Eines Tages ging er in Mailand spazieren. In einer Auslage bei Bocconi sah er einen Anzug, der ihm gefiel. Er trat ein. „Den Anzug da draußen möcht ich haben.“ — „Bitte sehr,“ und der Kommis, der den König natürlich nicht kannte, obwohl ihm eine Aehnlichkeit mit ihm auffiel, nahm den Anzug heraus, König Humbert probirte ihn und er paßte. „Gut, ich nehme ihn. Was kostet er?“ — „Achtunddreißig Francs.“ — „Donnerwetter, so billig hab' ich noch nie einen gehabt. Da sieht man, was man eigentlich sparen kann. Schicken Sie mir den Anzug nach Hause.“ — „Wohin?“ — „Ins Quirinal.“ — Der Kommis fiel beinahe um vor Schreck. „Ist — i — i — ist das kein Spaß?“ stammelte er. — „Sehe ich aus, als ob ich spasse?“ fragte der König und machte sein „Humbertgesicht“, „schicken Sie 's nur ruhig hin, es kommt an die richtige Adresse.“ Der deutsche Kaiser ist bekannt durch seinen Reichthum an Uniformen aller Art nicht nur, sondern auch durch sein Verständniß dafür. Manch eine Reform dankt ihm ihre Durchführung und ihr Entstehen. Auch die Sportkostüme, die ihn vortrefflich kleiden, bevorzugt er sehr. Wenig bekannt ist, daß ihn die Kaiserin auch in ihren Toilettenfragen öfter zu Rathe zieht. Ein englisches Blatt gibt die Kleiderzahl der Kaiserin mit 550 an.

— **Goethes und Schillers Körpergröße.** Die einzige genaue Angabe über die Körpergröße Goethes stammt von dem Bildhauer Christian Daniel Rauch. Als Rauch im Juni 1824 Goethe in Weimar besuchte, hat er auch Goethes Höhe gemessen. Seine Notiz darüber lautet auf „6 Fuß $1^2/_3$ Zoll weimarisch Maß“ = 174 Zentimeter. Goethe zählte damals 75 Jahre, und Rauch fand ihn „geistig lebendig, heiter in fast ununterbrochener, ausdauernder Thätigkeit; körperlich wohl, in bewunderungswürdiger gerader Haltung des Körpers, beweglich, das Auge lebendiger im Ausdruck“ (als drei Jahre früher, da er ihn zuletzt gesehen), „die Farbe des Gesichts fast jugendlich blühend geröthet“. Auch über die Körpergröße Schillers besitzen wir nach der „M. Z.“ eine zuverlässige Angabe. Schiller maß im Jahre 1780 bei seiner Entlassung aus der Militärakademie 6 Fuß 3 Zoll württembergisch Maß = 179 Zentimeter. Schiller war also in seinem 21. Lebensjahre 5 Zentimeter größer als Goethe im 75. In Weimar galt Schiller später als der „größte Mann der Stadt“. Es ist anzunehmen, daß er nach dem 21. Jahre noch gewachsen ist. Andererseits mag auch die Körpergröße Goethes im Greisenalter etwas abgenommen haben, so daß also der Unterschied in der Größe Beider wohl zeitweise größer gewesen ist, als 5 Zentimeter.

Sinnsprüche.

So wie ein Baum vom Blitz gespalten,
Zerrissen ist der Stamm und klafft,
Indeß der Drang, zusamm'n zu halten,
Noch mächtig im Gewurzel schafft;
So ist die Trennung auch der Liebe,
Sie scheidet körperlich ein Paar,
Deß Herzen noch im treuen Triebe
Zusammenstreben immerdar.

* * *

Richtet nicht über den Sünder, wähnend, ihr seid viel besser;
Euch führt zur Tugend das Glück, das ihm, ach niemals erschien.

Jos. Sobel.

* * *

Die Bestimmung des Menschen ist: Wahrheit erkennen, Schönheit lieben, Gutes wollen, und das Gute und Beste thun.

* * *

Laß das Weib in den Himmel ein, so wird es auch seine Kuh nachschleppen wollen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 197. Donnerstag, den 31. August. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

26 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Ich ahne den Zweck Ihres Besuches," sagte er, „ich versichere Sie, es macht mir eine aufrichtige Freude, Sie demnächst als Verwandter des Hauses Raczenyi begrüßen zu dürfen. Ich kenne keinen Mann, in dessen Hände ich das Schicksal meiner lieben Nichte bereitwilliger legen möchte als in die Ihren. Aber nehmen Sie vor allen Dingen Platz, damit wir die Angelegenheit ruhig erörten können."

Baron Paul ließ sich, der Aufforderung folgend, in einem hochrückigen Lehnstuhl nieder.

Der Fürst setzte sich ihm gegenüber in einen Schaukelstuhl.

„Leider führt mich eine ebenso heikle wie diskrete und fatale Angelegenheit zu Ihnen, mein Fürst," entgegnete er seufzend, „ich komme vertrauensvoll zu Ihnen, um Ihnen die Sache klar zu legen und mir Ihren Rath zu erbitten und —"

Und dann begann er eine umständliche, wahrheitsgetreue Schilderung seiner verzwickten Situation. Weder seine heimliche Verlobung mit Ruth von Bookendaal noch seine leidenschaftliche Momentsaufwallung für die Prinzessin verschwieg er.

„Ich verhehle mir nicht, daß ich durchaus inkorrekt, ja unverantwortlich handelte," schloß er, „und ich sehe keinen andern Ausweg aus den entstandenen Konflikten, als meine beiden Bräute von ihrem gemeinsamen Bräutigam durch einen allerdings nur der Verzweiflung entsprungenen Entschluß zu befreien."

Fürst Raczenyi betrachtete angelegentlich seine Fingerspitzen.

„Wer wird gleich eine Sache tragisch nehmen," meinte er begütigend. „Sie befinden sich allerdings in eigenthümlicher, wenig beneidenswerther Lage. Aber von unserer Seite — Sie müssen das nach dem Vorgefallenen selber einsehen — kann leider nichts geschehen, die Angelegenheit anders zu gestalten als sie nun einmal ist. Wäre ich nur allein gewesen — aber zum Unglück muß der Geheimrath gerade den Wunsch äußern, der Prinzessin eine Visite zu machen. Wir klopfen einmal, zwei-, dreimal, dann denke ich, das Kabinet ist leer und öffne die Thüre. Sie kennen den Geheimrath. Heute Abend wird er bereits die Namen Raczenyi und Roß-Laten so oft in einem Athem nennen, daß morgen ganz Berlin von der bevorstehenden Verlobung überzeugt ist."

„Aber von dieser Sache abgesehen — ich rede lediglich als Freund zu Ihnen — denken Sie wirklich, in einer Verbindung mit Fräulein von Bookendaal glücklich zu werden? Glauben Sie — Hand auf's Herz, daß das Schicksal, welches eventuell störend in die bereits geschlungenen Fäden greift, Ihnen positiv ungünstig gesinnt ist? Ja, wenn der Name Bookendaal noch in seiner ehemaligen Unantastbarkeit glänzte! Sie wollen sagen, Sie hätten sich nicht äußeren Rücksichten wegen mit Fräulein von Bookendaal verlobt. Ich glaube Ihnen das gerne, aber das Brandmal, welches die Verhältnisse dem Namen Bookendaal aufdrücken, haftet leider auch dem unglücklichen Mädchen an, und wird, wenn Sie die Verbindung eingehen, auch Sie mit seinem Fluch verfolgen. Sie dürfen sich nicht darüber täuschen, daß Ihre Hochzeit mit der Bookendaal das Begräbniß Ihrer diplomatischen Carriere bedeutet."

Paul seufzte.

„Ich habe mir alles dies selbst gesagt," erwiderte er, „aber erwägen Sie selber, mein Fürst, ob ich als Ehrenmann mein verpfändetes Wort so ohne Weiteres und gerade unter den vorliegenden Umständen brechen kann. Was würden Sie z. B. an meiner Stelle beginnen?"

„Sind Sie überzeugt von der selbstlosen Liebe der jungen Dame zu Ihnen?"

Roß-Laten schwieg.

Eigentlich hatte er sich diese Frage noch nie ordentlich vorgelegt. Irgend eine zweifelnde Stimme erhob sich in ihm.

„Ich würde das Mädchen vor allen Dingen über

diesen Punkt verhören," fuhr der Fürst fort, „haben Sie irgendwelche Ursache, an ihrer Neigung zu zweifeln, so sind Sie gerettet. Kein Ehrenmann der Welt wird es Ihnen verdenken, wenn Sie Ihren Namen nicht zum Deckmantel der Bookendaal'schen Schande hergeben wollen. Was mich anbetrifft — ich kann Ihnen beim besten Willen nicht helfen. Als Chef der Familie kann und darf ich nicht dulden, daß meine Nichte kompromittirt wird, ja, ich muß Sie sogar zwingen, Irma gegenüber Ihren Verpflichtungen nachzukommen. Sie werden verstehen, daß ich nicht anders handeln kann. Im Uebrigen bin ich Ihnen gerne gefällig. Sie dürfen falls ich Ihnen in etwas behilflich sein kann, diese fatale Angelegenheit zu arrangiren, auf mich rechnen."

Roß-Laten erhob sich.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „ich werde mit mir selbst zu Rathe gehen, was zu thun ist. Vielleicht sendet mir eine gütige Gottheit einen erlösenden Gedanken."

Der Fürst schüttelte ihm die dargereichte Hand.

„Ja, überlegen Sie!" entgegnete er, „und machen Sie keine Dummheiten. Guter Rath kommt über Nacht. Die Sache pressirt wohl nicht und wenige Tage bringen oft große Veränderungen zu Stande."

Die beiden Herren wechselten noch einige Höflichkeitsphrasen, dann empfahl Roß-Laten sich.

Mit finsterer Miene verließ er den Palast Raczenyi.

Je mehr er dachte, desto verwickelter und komplizirter schienen ihm seine Herzensangelegenheiten und als Refrain seiner Gedanken murmelte er jeden Augenblick vor sich hin:

„O ich unglückseliger Mensch!"

10. Kapitel.

Goldene Freiheit.

Zu derselben Zeit, wo Paul Roß-Laten wie ein Verzweifelnder gegen die Stäbe seines moralischen Kerkers rannte, saß Ruth von Bookendaal im Café Bauer einem ihr vollständig unbekannten Mann gegenüber.

„Ich glaube Ihnen zu dienen, wenn ich direkt zum Zwecke unserer Zusammenkunft schreite," begann der Unbekannte, „und wenn ich mich so kurz als möglich fasse."

Ruth neigte bejahend den Kopf.

„Mein Name ist Hermann Scharwenzel," fuhr der Unbekannte fort, „Pflege- und Adoptivsohn der Wittwe Scharwenzel in der E-straße Nr. 45, vierte Etage. Bis vor wenigen Tagen wußte ich noch nicht das Geringste über meine eigentliche Herkunft. Erst ein besonderer und glücklicher Zufall klärte mich darüber auf. Erinnern Sie sich eines Briefbeschwerers in der Form eines Sarges auf dem Schreibtisch Ihres verstorbenen Vaters?"

„Allerdings, aber —"

„Ich kaufte diesen Briefbeschwerer auf der Auktion, ahnungslos, welch' kostbaren Inhalt derselbe für mich barg," fuhr Hermann Scharwenzel fort. „Da ich von Profession Kunstschlosser bin, wurde es mir nicht schwer, das Ding zu öffnen."

„Ich wußte nicht, daß es sich überhaupt öffnen lasse," sagte Ruth.

„Das Schicksal konnte nicht exakter arbeiten," sagte Hermann Scharwenzel, „man sollte es in diesem Falle Bestimmung nennen. Der kleine Sarg enthielt wichtige Papiere, Briefe, Aufschlüsse über meine Person, meine Herkunft und meine rechten Eltern."

„Das ist thatsächlich sehr seltsam," bemerkte Ruth, „nun da Sie meine Neugierde erregt haben, darf ich auch wohl fragen, welcher Art diese Aufschlüsse waren, das heißt in wiefern dieselben mit meinem verstorbenen Vater und mir im Zusammenhang stehen."

Hermann Scharwenzel räusperte sich.

„Meine Gefühle verbieten es mir, diese peinliche und sehr diskrete Angelegenheit einer jungen Dame mündlich zu unterbreiten," sagte er mit affektirter Betonung, „ich habe deswegen eine genaue Abschrift der Briefe genommen, die ich Ihnen gerne zum Durchlesen mitgeben werde. Sie werden daraus ersehen, wie werthvoll Ihnen das Geheimniß ist."

„Und was bezweckt meine Kenntnißnahme des Geheimnisses?" fragte Ruth, durch das seltsame Wesen des Fremden mißtrauisch gemacht.

Hermann Scharwenzel räusperte sich wieder.

„Wenn ich ein wohlhabender Mann wäre, mein Fräulein," sagte er nach einer Pause, „würde ich Ihnen das Geheimniß entweder gar nicht, oder doch wenigstens umsonst überlassen. Leider bin ich ein armer Teufel, der in seinem ganzen Leben nichts als Nieten gezogen hat, obgleich das Schicksal, wie Sie aus diesen Briefen erfahren werden, ihm von Haus aus Anwartschaft auf ein besseres Loos zuerkannte. Ich bin daher gezwungen, die wenigen Ueberbleibsel, die mir das Verhängniß in den Schooß wirft, möglichst auszunützen. Ich will Ihnen das Geheimniß verkaufen."

(Fortsetzung folgt.)

Der gestirnte Himmel im September.

Von den mit bloßem Auge sichtbaren Planeten ist Venus, die so lange als Morgenstern sichtbar war, jetzt so nahe bei der Sonne, daß sie von ihr vollständig überstrahlt wird. Am 16. ds. Mts. geht Venus in ihrer Bahn unmittelbar an der Sonne vorüber; beide Gestirne gehen dann zur gleichen Zeit auf und zur gleichen Zeit unter und man sagt, Venus stehe in oberer Konjunktion zur Sonne. Erst Ende November wird der Planet sich so weit von der Sonne nach Osten entfernt haben, daß er um eine beträchtliche Zeit nach der Sonne untergeht und in Folge dessen für uns als Abendstern wieder zum Vorschein kommt. Mars und Jupiter sind zwar in der Abenddämmerung im Südwesten noch sichtbar; sie gehen aber so bald nach der Sonne unter, daß sie, namentlich der erstere, nicht mehr bequem zu beobachten sind. Besser steht es bei Saturn, der im Südwesten in der Milchstraße sichtbar wird, wenn die Sonne zur Neige gegangen ist. Am 10. September steht er zur Sonne genau so, daß er um einen Viertelkreis von ihr entfernt ist.

Von den Fixsternen stehen gegenwärtig zur Abendzeit sehr schöne Sternbilder am südlichen Himmel. Wer um 9 Uhr etwa genau nach Süden blickt, findet am Rande der Milchstraße einen hellen Stern erster Größe; es ist Atair im Bilde des Adlers. Nach einigen griechischen Dichtern soll dies der Adler sein, der den schönen Königssohn Ganymedes vom Berge Ida entführte und ihn zum Sitze der Götter erhob, damit er dort dem Jupiter diene. Rechts und links von Atair, dem Hauptsterne des Bildes, erblicken wir je einen Stern dritter Größe, die mit ihm eine gerade Linie bilden. Wenden wir unseren Blick nordwärts und zwar etwas rechts, so stoßen wir auf Wega, den im schönsten Weiß schimmernden Hauptstern der Leier, während links von ihr das Bild des Schwans mit dem hellen Stern Deneb steht. Die Hauptsterne von Adler, Leier und Schwan bilden mit einander ein gleichschenkliges Dreieck, an dessen Spitze der erstere steht, während die beiden anderen die Grundlinie bilden. Beim Schwan finden wir mehrere helle Sterne so gruppirt, daß sie ein lateinisches Y bilden, das sehr leicht herauszufinden ist. Nach der Sage stellt dieses Bild den berühmten Sänger Orpheus vor. Er wurde von den Priesterinnen des Bacchus getödtet, die Götter verwandelten ihn in einen Schwan und versetzten ihn in dieser Gestalt an den Himmel, wo man ihn neben seiner Leier erblickt. Folgen wir vom Schwan der Milchstraße nach Nordosten, so finden wir ein kleines, aber sehr leicht in die Augen fallendes Sternbild: die Cassiopeja. Fünf helle, ein flaches W bildende Sterne machen sie leicht kenntlich.

Die Sonne steht am 1. September noch stark 8 Grad nördlich vom Aequator; am 23. überschreitet sie denselben und sie bezeichnet damit den Beginn des Herbstes. Tag und Nacht sind dann wieder gleich lang. Unser Tag nimmt im Verlauf des Monats um 1 Stunde 46 Minuten ab. Der Mond erscheint am 5. in der Frühe als Neumond, am 19. aber als Vollmond. Am Tag zuvor befindet er sich zugleich in der Erdnähe, so daß die Scheibe des Vollmondes ziemlich groß erscheinen wird. Der Septembervollmond wird nahezu genau im Osten aufgehen. Freunden einer genauen Uhr und einer astronomischen Zeitbestimmung geben wir für den September noch folgende Zahlen an. Wenn der Schatten einer senkrechten Fensterkante genau nach Norden fällt, so ist die Uhr zu richten:

am 1. September auf 12 Uhr 23 Min.,
am 10. September auf 12 Uhr 20 Min.,
am 20. September auf 12 Uhr 17 Min.,
am 30. September auf 12 Uhr 13 Min.

Für die Zwischentage lassen sich die Zeiten leicht berechnen.

Mannigfaltiges.

— Urnenfelder der ältesten Hallstattzeit in Unterfranken, in der Nähe von Birkenfeld, hat Lehrer Spiegel aufgefunden, wie in dem neuesten Heft der „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns mitgetheilt wird. Es sind kleine Gruppen von Flachgräben mit Leichenbrand in Thongefäßen, die nordöstlich und nordwestlich vom Dorfe liegen. Sie bildeten kleine Vertiefungen im festen Gestein, die meist mit einer Steinplatte zugedeckt waren; darin stand die napfförmige Urne mehrfach mit einer Schüssel bedeckt. Die lockere Erde über den Gräbern war mit Kohlenstücken und Topfscherben durchsetzt; nennenswerthe Materialbeigabe enthielten die Gräber nicht; mitunter lagen sie nahe beisammen. Höchst auffallend aber ist, daß mehrere Male in gleicher Tiefe zwischen den Urnengräbern auch Skelettgräber angetroffen wurden, die von einer kleinen Steinsetzung umgeben und mit Steinplatten bedeckt waren. Die Thongefäße aus den Urnengräbern zeigen Formen, die schon an anderen Punkten, bei Ochsenfurt, Aschaffenburg, Hanau, Oberhessen und am Rhein bekannt geworden sind und

auch in Hügelgräbern, in Gesellschaft mit Bronzen, die zeitlich denen der ältesten Villanovastufe Italiens entsprechen, gefunden wurden. Ein Thonschälchen, das bei einem der Skelette gefunden worden ist, deutet dagegen auf die entwickelte Hallstattzeit, die ältere Periode der Eisenzeit, in die also die Skelettgräber zu fallen scheinen. Es handelt sich hier um wirkliche Flachgräber und nicht etwa um abgetragene Grabhügel; das geht unzweifelhaft aus dem Umstande hervor, daß die Beisetzungen mitunter sehr dicht beieinander lagen, und ebenso spricht der ganze Bau der Gräber, seine schachtförmige Vertiefungen im festen Gestein, dafür.

— Eine Rabenmutter. Aus Wien wird geschrieben: Zum zweiten Male innerhalb acht Tagen hatte sich heute das Bezirksgericht mit der Privaten Drummler zu befassen, die ihr eigenes, dreijähriges Kind Hildegard förmlichen Folterungen unterworfen hatte. Vergangenen Montag verurtheilte der Strafrichter das rohe Weib zu einer achtundvierzigstündigen Arreststrafe, weil sie die Kleine stundenlang mit den bloßen Beinen auf spitzigen Cokesstücken knieen ließ, bis das blutige Fleisch vordrang, das Kind mit einem Kochlöffel schlug und auf wahrhaft raffinirte Art so behandelt, daß es an verschiedenen Körperstellen verletzt wurde. Die Frau trat die Strafe sofort an und verließ Dienstag Abends den Arrest. Als sie zu Hause anlangte war ihre erste Thätigkeit die, daß sie die kleine Hildegard zu sich rief und aus Zorn für ihre Abstrafung mit einem dicken Kochlöffel derart schlug, daß das arme Kind fast am ganzen Körper Verletzungen erlitt. Das Weib ging in ihrem Rachegefühl noch weiter. Sie verband dem Kinde die Augen, stellte es in einen Winkel und band an eine Hand ein Bügeleisen, in der anderen mußte es einen Bügeleisenstahl halten. Das so gemarterte Kind, das von der Bürde fast zu Boden gerissen wurde, bat und weinte vergeblich, worauf die Mutter mit Schlägen antwortete. Das Schreien der Kleinen drang zu den Nachbarinnen, welche in die Wohnung der Drummler eilten und sehr energisch verlangten, daß sie endlich mit den Mißhandlungen aufhöre. Das Weib mußte sich schon deßhalb diesem Gebote fügen, als sie momentan das Bett aufsuchen mußte, um einige Minuten später einem Kinde das Leben zu schenken. Eine Frau ging nun zur Polizei und erstattete von der neuerlichen Mißhandlung des Kindes die Anzeige. Der Polizei-Arzt bemerkte im Parere, daß fast an allen Körperstellen des Kindes theils alte, theils frische Blutunterlaufungen, Quetschungen und Hautabschürfungen konstatirt wurden. Die Verhandlung wurde schließlich vertagt.

— Dreyfus und Dreifuß. Ein ergötzliches Spiel treibt die alle Welt in Athem haltende „Affaire“ in der „Frankfurter Zeitung“. Dort wird in Nr. 290 über die Münchener Goethefeier berichtet, und der Berichterstatter erzählt oder will vielmehr erzählen, daß vor dem Denkmal eine Opferflamme auf einem antiken „Dreifuß“ gebrannt hätte. Aber, wer kann wissen, wie es kam, der Wortklang hat dazu geführt, daß wir dort das vielgenannte Wörtchen „Dreyfus“ statt dessen lesen. Sollte es nur ein Setzer gewesen sein, oder war es gar der Berichterstatter selber, der die lustige Verwechslung erzeugte? Erklärlich ist sie ja. Da klingt im Gehirn das Wort „Dreifuß“, und auch der Berichterstatter ist ein Mensch. Bei diesem Klange verschwindet Goethe, verschwindet das Bild von dem Denkmal, und es schiebt sich der unglückliche Hauptmann in die Phantasie mit der eisernen Gewalt, mit der er allen Zeitungslesern sich aufdrängt. Das nennt man Suggestion, und es zeigt charakteristisch die Macht sensationeller Tagesereignisse auf die Gehirne.

Denkspruch.

Wiederschöpfung.

Wann die Sterne nimmer glühen,
Wann die Sonne fand ihr Ziel;
Wann die Blumen nimmer blühen,
Und der Erde Bau zerfiel:
Wird die Liebe dann auch schwinden,
Die der Sonn' ihr Feuer wog,
Die sich Sterne hieß entzünden
Und die Blumen auferzog?
Wird der Erde Schutzgeist weichen,
Und entathmet, schlafen geh'n?
Wird auf Millionen Leichen
Tod und Haß nur siegreich steh'n?
Nein! Nur ruhen wird die Liebe,
Träumen ihren schönsten Traum:
Dann aufsteh'n mit regerm Triebe,
Lauter rufen durch den Raum.
Und der Haß blickt auf und — liebet;
Und der Tod blickt auf und — lebt,
Und die Gräbernacht zerstiebet,
Und der Weltengrund erbebt.
Sieh', da drängen hell're Sterne
Durch die Wolken sich hervor:
Schön're Blumen, nah und ferne,
Schickt die schön're Fluth empor.
Eine mild're Sonn' entzündet
Sich am reiner'n Himmelszelt.
Und ein Tag des Friedens kündet
Eine neue bess're Welt.

Seibel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 198. Freitag, den 1. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

27 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Ich danke," entgegnete Ruth kalt, „erstens wüßte ich nicht, was mir Ihr Geheimniß nützen sollte, zweitens flößt mir ein Geheimniß, das ich kaufen soll, das folglich auf eine Erpressung hinausläuft, nicht geringes Mißtrauen ein und drittens bin ich nicht einmal in der Lage, Ihnen ein Geheimniß abzukaufen; ich bin völlig mittellos. Ich dächte, unsere Unterredung wäre beendet."

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu erwidern," sagte Hermann Scharwenzel, „das Geheimniß dieser Briefe ist für Sie sehr wichtig. Einmal würde es, wenn es an die Oeffentlichkeit käme, noch ein häßliches Streiflicht auf Ihren Vater werfen und viel Skandal aufwühlen, zum andern gibt es Ihnen große Macht und großen Einfluß auf eine dritte Person, die Ihnen ebenfalls nahe steht. Ich gebe Ihnen die Abschriften. Sie sollen keine Katze im Sack kaufen. Sie können danach selber erwägen, wie viel Ihnen das Geheimniß werth ist. Hier sind sie — nehmen Sie die kopierten Briefe mit."

Ruth zauderte.

Das aufdringliche, geheimnißvoll thuende Wesen des Mannes flößte ihr Widerwillen und ein seltsam unheimliches Gefühl ein.

Dennoch nahm sie die Papiere, die der Fremde ihr aufnöthigte, an sich.

„Ich werde sehen," sagte sie aufstehend, „sobald ich sie gelesen habe, werde ich Sie benachrichtigen."

Auch der Fremde erhob sich und begleitete sie auf die Straße, wo er sich devot verabschiedete.

Auf dem nächsten Droschkenstandplatz nahm Ruth sich einen Wagen, der sie in kaum zwanzig Minuten vor das Roß-Laten'sche Haus brachte.

Während Ruth den Kutscher bezahlte, rollte eine zweite Droschke heran, der ein Herr entstieg, welcher ebenfalls durch die Pforte des Vorgartens, der das Haus des Legationsrathes von der Straße trennte, trat.

Am Portal holte er Ruth ein.

„Wirklich," sagte er mit eigenthümlichem Stimmklang.

Sie wandte sich um, es war Paul.

„Hast Du einen Augenblick Zeit für mich?" fragte er, ich möchte etwas mit Dir besprechen."

Ruth nickte.

Etwas in seinem Wesen und seinem Aussehen befremdete sie.

Sie dachte an den Entschluß, den sie sich in der vergangenen Nacht abgerungen. Eine innere Stimme sagte ihr, daß der Moment gekommen sei, den Entschluß auszuführen.

Paul öffnete eine Flügelthüre und ließ seine Braut an sich vorüber in ein dunkles Zimmer treten.

Dann zündete er eine Gasflamme an und schloß das Zimmer.

„Ich sah Dich vorhin mit einem Herrn zusammen aus dem Café Bauer treten," sagte er, „trotz Deines schlichten Schleiers glaubte ich Dich an Figur und Gang zu erkennen. Ich verfolgte Dich. Du nahmst eine Droschke, ich ebenfalls. Wir langten zusammen hier an —"

„Jawohl," antwortete Ruth, „Deine Vermuthung war richtig, Paul. Ich war es."

„Und Dein Begleiter —"

„Ich muß Dir leider über diesen Punkt die Auskunft verweigern, Paul."

„Ich habe das Recht, Auskunft darüber zu verlangen," brauste er auf.

Ruth sah ihn klar und durchdringend an.

Ihre Ruhe stand in seltsamem Kontrast zu seiner nervösen Aufregung.

„Hältst Du mich einer unehrenhaften Handlung fähig?" fragte sie.

„Nein, Ruth," murmelte Paul, „aber Du mußt selber zugeben, daß Dein Benehmen auffallend ist und mir zu den verschiedensten Vermuthungen Anlaß geben

könnte. Eine junge, verlobte Dame, die sich mit einem anderen Herrn im Café Rendez-vous gibt —"

Er verstummte unter Ruth's aufleuchtendem Blick. Seine innere Zerfahrenheit, die seelische Unruhe in ihm traten deutlich nach außen; man sah ihm an, daß eine besondere Empfindung seine Gedanken und sein Wesen beherrschte.

Eine lange, drückende Minute zog über Beide hin.

„Du solltest Vertrauen genug zu Deiner Braut besitzen, um nie an der Lauterkeit der Motive, welche sie zu irgend einer Handlungsweise bestimmten, zu zweifeln," sagte Ruth, „allein ich will Dir keine Vorwürfe machen. Mein Verhalten und besonders meine Weigerung, Dir auf Deine Frage zu antworten, mögen wirklich geeignet sein, Dich irre zu machen, aber ich kann nicht anders. Wir wollen uns zum Schluß nicht noch überwerfen. Zum Schluß! Es muß klar werden zwischen uns. Paul, ich habe das lang eingesehen und es war Unrecht von mir, daß ich nicht schon lange mit mir ins Reine kommen konnte. Als Du mir in jener Ballnacht, im Wintergarten, von Deiner Liebe sprachst und mir Deine Hand anbotest, lagen die Verhältnisse anders als heute. Ich acceptirte Deinen Antrag, weil ich doch einmal eine Ehe eingehen mußte und weil ich mehr Wohlwollen und Sympathien für Dich als für irgend einen Andern meiner Bewerber hegte. Das war alles. Wärmere Gefühle konnte ich Dir nicht bieten. Du fragtest mich auch nicht darnach und unsere Ehe wäre unter den damaligen Umständen doch gewiß ein freundliches, friedliches Zusammenleben geworden. Dann kam der Umschlag, das furchtbare Ereigniß. Ich gab Dir Dein Wort zurück, Du wolltest es nicht wieder nehmen und Deine Liebe, die sich dadurch so selbstlos charakterisirte, rührte mich so tief, ich war überhaupt von den mich überstürzenden Schicksalsschlägen so muthlos, so geistig entkräftigt, daß ich mich nicht zu einer energischen Willensbethätigung aufraffen konnte. Erst nach und nach kehrte meine Denkkraft und damit meine Ueberlegung zurück. Die veränderten Verhältnisse haben auch meine persönlichen Angelegenheiten in ein anderes Licht gerückt. Der Bankerott unseres Hauses und all das Fürchterliche, das damit zusammenhängt, haben, selbst wenn unsere Herzen einander nahe ständen, eine tiefe, unüberbrückbare moralische Kluft zwischen uns aufgerissen. Unsere Verbindung ist unmöglich geworden. Ich könnte Dir nichts mitbringen, nicht einmal Liebe und so ist es besser, wenn wir das lose geknüpfte Band jetzt lösen — — ehe es zu spät ist —"

„Du willst unsere Verlobung aufheben?" fragte Paul tonlos.

„Wir wollen in Frieden auseinander gehen und einander ein freundliches Andenken bewahren," sagte Ruth herzlich, „ich habe schon so lange die Gastfreundschaft Deiner Eltern in Anspruch genommen. Morgen reise ich ab, zu einer Verwandten in Pelau, die mir eine Zuflucht in ihrem Hause angeboten hat. Es ist das Beste, Paul. Du wirst mir eines Tages, wenn Du das Glück an der Seite eines Mädchens, das Deiner Liebe würdiger ist, als ich, gefunden hast, meine Initiative danken. Ein Schnitt in's Fleisch ist besser als ein langes, schmerzvolles Siechen. Nicht wahr, Du grollst mir nicht — — es ging wirklich nicht anders."

Sie stand seitwärts im Schatten eines hohen, fünftheiligen Wandschirmes.

Ein dunkler Filzhut mit breiter, gebogener Krempe beschattete ihr weißes, edelgeschnittenes, fein durchgeistiges Gesicht.

Paul machte keine Bewegung, die sich ihm entgegenstreckenden Hände seiner gewesenen Braut zu ergreifen, er blickte über die schlanken, weißen Hände hinweg in Ruth's klare, ruhig leuchtende Augen. Goldene Freiheit!

Für eines Athemzugs Dauer durchblitzte ihn das Bewußtsein, daß durch Ruth's eigene Initiative mit einem Schlage die verworrenen Fäden seiner Angelegenheit entwirrt, alle peinlichen Konflikte gelöst seien und daß er sich jetzt, ohne sich nach einer Seite etwas zu vergeben und ohne den Schein einer nicht vollkommen ehrenhaften Handlungsweise auf sich zu laden, aus der Situation ziehen könne.

Aber in demselben Moment verschwand dies erleichternde Gefühl und machte einem vorherrschenden Gedanken Platz, dem Gedanken, daß er das schöne, schlanke, hochdenkende Mädchen, seine erste und einzige Liebe, jetzt für immer — unwiderbringlich — verlieren solle und diese Empfindung wuchtete alles Andere nieder und weckte die alte Leidenschaft für Ruth auf's Neue und zu verdoppelter Kraft in ihm.

„Ruth — — Ruth!" flüsterte er flehend, „thu' mir das nicht an. Verletz' mich nicht. Ich will alles — meine Carriere, alles, alles im Stich lassen für Dich, um Deinetwegen. Ich liebe Dich grenzenlos. Stoße meine Liebe nicht von Dir, Ruth."

„Um unserer Beider willen, muß es sein, Paul," sagte Ruth weich, „vergib mir, wenn ich Dich täuschte und bewahre mir ein freundliches Andenken."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Rassenkämpfe in Amerika.** In Georgia, dem bekannten Südstaate, in dem eine starke Negerbevölkerung sich den dortigen Weißen stets in der Stellung Halbgeduldeter, meist Verfolgter, oft Gelynchter befindet, haben sich die Verhältnisse in Folge eines an sich geringfügigen Umstandes im Laufe der letzten Wochen derart zugespitzt, daß wir dort thatsächlich vor einem Stückchen Bürgerkrieg stehen, einem Kampfe, der indeß jetzt bereits sich nicht auf den Staat Georgia ausschließlich beschränken zu wollen scheint. Thatsächlich haben sich die Weißen der umliegenden Staaten bereits dahin geeinigt, schleunigst ihren „bedrohten Brüdern" in Georgia freiwillige Hilfskorps gegen die dort aufständischen Neger zu senden, während natürlich auch der Staat offiziell zu Gunsten der herrschenden Rasse eingreift. Die Vorgeschichte dieses „Bürgerkrieges" ist kurz folgende: Ein Sheriffoffizier wurde vor Kurzem bei Savanah ermordet und wie üblich, zwei Neger als verdächtig von der dortigen weißen Bevölkerung niedergejagt, und diese wollte die beiden angeblichen Schuldigen, welche indeß ihre Unschuld betheuerten, lynchen, als ihnen ein Haufe Neger zu Hilfe eilte und sie befreite. Jetzt zogen aus den umliegenden Orten alle waffenfähigen Weißen heran, schlossen die beiden und die zu ihrem Entsatz herbeigeeilten Neger ein, welche sich ihrerseits in einigen Häusern verbarrikadirten und nunmehr sich an ihre eigenen Stammesgenossen um Hilfe wandten. Diese folgten dem Appell und inerhalb 24 Stunden waren gegen 1000 Nigger, welche ebenfalls sämmtlich bewaffnet, versammelt, entsetzten den belagerten Negerhaufen und zogen mit diesem nach Darlen, 54 englische Meilen von Savanah, ab, wo sie sich ihrerseits verschanzten. Darlen wurde von ihnen gewählt, weil es fast ausschließlich von Negern bewohnt wird. Jetzt intervenirte der Staat und forderte das sofortige Auseinandergehen der versammelten Nigger und Auslieferung deren Waffen. Die Neger antworteten, sie seien bereit, auseinander zu gehen und ebenso die beiden der Ermordung des Sheriffs angeklagten Neger auszuliefern, sobald der Gouverneur genügende Truppen sende, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und dafür garantire, daß die beiden verdächtigen Neger nicht gelyncht, sondern nach den Gesetzen des Landes abgeurtheilt werden würden. Der Gouverneur indeß antwortete, er habe sich in Unterhandlungen mit den „Aufständischen" nicht einzulassen und sandte Truppen, vorläufig indeß nicht genügend, um beide Parteien niederzuhalten. Inzwischen haben sich Tausende bewaffneter Weißen um Darlen versammelt und erklärt, keinerlei Intervention der Behörden dulden und sich mit nichts Geringerem zufrieden geben zu wollen, als einem allgemeinen Blutbade unter den eingeschlossenen Negern, welche, wenn die Regierung nicht ernstlich eingreift und durch eine starke bewaffnete Macht die Aufhebung der Belagerung von Darlen erzwingt, aller Wahrscheinlichkeit nach einfach niedergeschossen werden würden.

— **Der Selbstmord eines Hundes.** Folgende seltsame Geschichte wird dem Londoner „Daily Telegraph" aus Como geschrieben: „Ein großer Hund, dem Aeußern nach von edler Rasse und guter „Lebensstellung", wurde beobachtet, als er an das Ufer des Sees eilte und nachdem er einen Augenblick scharf ins Wasser geblickt hatte, plötzlich hineinsprang und den Kopf unter den Wasserspiegel hielt. Ein Mann trieb ihn aus dem See und jagte ihn landeinwärts. Zehn Minuten später kam der Hund wieder herangestürmt und stürzte sich, diesmal ohne zu überlegen, wieder in den See. Und neuerdings trieb der Mann, den dieses Schauspiel selbstverständlich lebhaft interessirte, ihn aus dem Wasser, trotzdem sich der Hund dagegen sträubte und seiner Rettung Widerstand entgegensetzte. Kurze Zeit danach bemerkte der Mann etwas weiter in der Mitte des Sees ein Plätschern und Gurgeln und sah einen dunklen Gegenstand schwimmen. Rasch sprang er in einen Kahn und ruderte zu der Stelle; er kam jedoch zu spät. Der Hund war bereits todt — er hatte mit Zähigkeit seinen Kopf unter Wasser gehalten. Das Thier wurde secirt und als vollkommen gesund befunden und es läßt sich nur ein Selbstmord annehmen, dessen Motive unbekannt sind. Man erinnert sich, daß wiederholt über Selbstmorde von Thieren berichtet worden ist, ohne daß es bisher gelungen wäre, diese Verneinung des Willens zum Leben bei Thieren konstatiren zu können. — Eine gewisse Skepsis gegenüber der eben erzählten Geschichte des Hundes, der sich in dem schönen Comersee ertränkte, wird jedenfalls am Platze sein.

— **Der Schellfischfang bei Helgoland.** Interessant sind die Bräuche, welche die Seefischer im Fangen der Schellfische beobachten. Die dünnen Treibschnüre mit den Angeln werden an einer stärkeren Schnur befestigt. An den Angeln werden als Köder See- oder Sandwürmer oder gesalzene Ochsenleber verwendet. Die Arbeit ist sehr mühselig; die Leinen, welche aus 7 Abtheilungen von je 50 Faden Länge bestehen, müssen sehr sorgfältig ins Meer gelassen werden. Die Zahl der Angeln beträgt etwa 400; jedes Boot ist mit 4 Mann bemannt. Die uralten religiösen

Gebräuche, die jeder Fischer treu bewahrt und heilig hält, nehmen ihren Anfang, sobald die Boje oder Fischertonne, an welcher die Fangleine befestigt ist, ausgeworfen wird. Der Vormann, welcher dies verrichtet, ruft dann „Alleeft“, ein altfriesisches unübersetzbares Wort, es soll „mit Erlaubniß von Gott“ bedeuten. Der Schiffer antwortet, sobald er diesen Ruf hört, in der Helgoländer Mundart: „Laßt ihn ziehen in Gottes Namen!“ Sobald der Anker ins Meer geworfen wird, ertönt der Ruf: „Anker“ und der zweite Mann antwortet: „Anker mit Gott! Komm wieder mit gutem Wetter, mit gutem Fischfang und gutem Stromzuge!“ Jetzt werden die Segel eingezogen und die Leute machen eine halb- oder ganzstündige Pause, kochen sich Kaffee und stärken sich. Sobald beim Einziehen der Leine der erste Fisch zum Vorschein kommt, ruft der Vormann: „Blank!“ und der Schiffer antwortet: „Der ist's will's Gott nicht allein gewesen!“ Kommen dann mehrere Fische zum Vorschein, dann heißt es: „Da kommt dann und wann einer mehr,“ und die Antwort lautet: „Ei, laß sie kommen in Gottes Namen, noch kann es uns helfen.“ Sind nun alle Leinen und die Tonne oder Boje eingeholt, dann hebt der Fischer nochmals die Seekappe mit den Worten: „Gott sei Dank für diese Fische heute, morgen mehr!“ Der Fang des Schellfisches, welcher ein Wanderfisch ist, beginnt im Monat März und hört im Juli auf. Im Herbst fängt er mit Oktober wieder an und hört mit dem Zufrieren der Flüsse auf.

— Die zweite Haltestelle der Jungfraubahn ist nunmehr eröffnet worden. Sie befindet sich beim ersten Ausblick aus dem „Tunnel durch den Eiger“ und heißt „Rothstock“. Die Zahnradbahn wird elektrisch betrieben mittelst Oberleitung und nimmt ihren Ausgang von der Kleinen Scheidegg in einer Höhe von 2050 Meter. Nach 15 Minuten hält der Zug an der ersten Station „Eigergletscher“, an dem gleichbenannten Eisfelde, 2360 Meter hoch. Gewissenhafte Reisende legen hier blaue Brillen und Nackenschleier an; im Uebrigen bietet aber die Umgebung das Bild vollendeter „Gletschergemüthlichkeit“. Zwar hat das Eisfeld namhafte Spalten — unlängst wurde aus ihnen ein vorwitziger Tourist nach langer Arbeit mit Mühe befreit — allein es stellt gleichwohl einen Jahrmarkt auf dem Eise dar. Es gibt da eine lange Eisgrotte, Schlittenfahrer, Führer, welche furchtsame Passagiere ans Seil nehmen, Obsthausirer und Grußkartenhändler, welche in Ermangelung eines Postamtes den Ursprung der Karte mit einer Kautschuk-Stampiglie beglaubigen. Junge Bernhardiner und Schnitzereien werden zum Verkaufe angeboten, und man kann das Eis durch farbige Gläser beschauen. Zahlreiche Reisende benützen den Aufenthalt zu einer Aufnahme mittels des Apparates. Nun geht der Zug weiter, nach Rothstock, schon 20 Meter von der Station fährt er erleuchtet in den Eigertunnel ein. Nach etwa 10 Min. hält er in einer Höhe von etwa 2500 Metern, mitten im Tunnel. Man steigt aus, um durch einen Seitengang zu einer Terrasse zu gelangen, von welcher sich ein schöner Blick auf die wild zerklüfteten, steil abfallenden Felswände des Eiger eröffnet. Gut gehauene Stufen, die durch Drahtseile versichert sind, führen in die Höhe, auf die „Kanzel“ und den „Rothstock“, auf deren Höhe die Schweizer Flagge weht. Von dort kann man über Eisfelder zum Eigergletscher zurückkehren. Der Furchsamere besteigt jedoch in gruselnder Begeisterung wieder den hell beleuchteten Zug, um in verglasten Wagen bequemer nach „Eigergletscher“ zurückzugelangen.

— Unsere Mitbürger. In Frankfurt a. M. wird der „Faust“ aufgeführt. Auf der obersten Galerie sitzt ein Fremder, der von dem Stück sichtlich ergriffen ist. Da er keinen Theaterzettel besitzt, so fragt er im Zwischenakt seinen Nachbar: „Bitte, könnten Sie mir wohl sagen, wer dieses schöne Schauspiel verfaßt hat?“ Der Nachbar aus Frankfurt: „Genau weiß ich's auch nicht, aber ich glaube, es ist von ennem Hiesige.“ (Lust. Bl.)

Sinnsprüche.

Was die Alten pfeifen,
Das wird ein Kind ergreifen,
Was die Väter sungen,
Das zwitschern munt're Jungen.
O, möchten sie zum Schönen
Sich früh und frisch gewöhnen.

Goethe.

* * *

Thränen befruchten die himmlische Pflanze,
Thränen sind Perlen im ewigen Kranze,
Thränen, sie werden im Himmel gezählt;
Glaube nur, jegliche Thräne beseelt.

P. F. Engstfeld.

* * *

Laß laufen alle Sorgen,
Sie laufen nicht davon;
Sie warten nur auf morgen,
Sie kommen wieder schon.
Sie sind nicht fern zu halten,
Sie bleiben immer nah;
Und kommen nicht die alten,
Sind gleich die jungen da.

J. F. Veith.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 199. Samstag, den 2. September. 1899.

Zum 2. September.

Es rauscht der Zeiten Wogenschlag
Gewaltig auf und nieder,
Und jedes Jahr und jeder Tag
Bringt neue Thaten wieder.
Geschäftig formt im Stundentanz
Die Zeit ein neues Leben,
Enteilter Tage goldenen Kranz
Mit Schleiern zu umweben.

Doch ob auch schwindet Jahr um Jahr
Ob auch die Kränze bleichen:
Was eine große Zeit gebar
Wird keiner Zeit mehr weichen.
Es steigt nach später Sommernacht
Ein Tag aus dunklem Schooße:
Das ist der Tag, den Gott gemacht,
Der goldne Tag, der große! —

Nicht soll, was dieser Tag uns schafft,
Im schnellen Strom versinken.
Wir wollen neuer Jugend Kraft
Aus ewger Quelle trinken.
Und wie mit immer neuem Dank
Wir Herz und Sinn erheben,
So soll uns der Erinnerung Trank
Mit altem Geist beleben.

Sehn wir im Friedenssonnenschein
Am Pfad sich Blumen ranken,
So soll es unvergessen sein,
Wem wir das Heil verdanken.
Wir wollen uns die Herzen warm
Und hell den Blick erhalten,
Und unser scharfes Schwert im Arm
Treu unsres Amtes walten.

Germania, hehren Friedens Bild,
Laß am erinnerungsfrohen
Gedenktag Dir um Wehr und Schild
Die heiligen Flammen lohen! —
Es rauscht der Zeiten Wogenschlag
Gewaltig auf und nieder:
Einst ruft vielleicht ein neuer Tag
Zu neuen Thaten wieder. —

Erich zu Schirfeld.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

28 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, aber Du mir," wollte er sagen, aber ehe er ein Wort hervorbrachte, hatte sie ihre Hände befreit und war gegangen.

Paul folgte ihr nicht.

Das „Es muß sein" echoete nach in ihm und ein instinktives Gefühl plaidirte ebenfalls zu Gunsten des Verstandes, aber er setzte sich hin und eine tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit überkam ihn.

Auch Ruth bewegten verschiedene Gefühle, als sie ihr Zimmer betrat. Das Gefühl, eine drückend werdende Fessel abgestreift zu haben, wieder moralisch frei zu sein, stand einer stillen Wehmuth gegenüber.

War nun doch das letzte Band zerrissen, welches sie mit der Welt, die einst ihre Welt war, noch verknüpft hatte, war nun doch die letzte Brücke der Möglichkeit, einst wieder in diese Welt zu gelangen, hinter ihr abgebrochen.

„Ich habe dort nichts mehr zu suchen; es ist doch so am Besten," sagte sie tief athmend. „Gottlob, daß wir miteinander im Klaren sind. Er wird mir eines Tages danken. Es wäre ja Wahnsinn —"

Sie legte Mantel und Hut ab und zog das kleine Packet, welches Hermann Scharwenzel ihr gegeben hatte, aus der Tasche.

Vorhin hatte sie den Unbekannten, sein Geheimniß und seine Papiere vergessen gehabt, jetzt stand die mysteriöse Angelegenheit wieder im Vordergrund ihrer Gedanken. Die einzelnen kopierten Briefe waren nummerirt und lagen der Reihenfolge nach aufgeschichtet, es war deshalb nicht schwer, sie zusammenhängend zu lesen.

Schon der erste Brief nahm Ruth's Interesse in Anspruch.

Bei der Unterschrift stutzte sie und erblaßte.

„Undenkbar," flüsterte sie.

Blatt nach Blatt knisterte durch ihre Finger; je weiter sie las, desto aufgeregter wurde ihr Mienenspiel. Das dunkel aufsteigende Blut in ihren Wangen wich zuletzt wieder einer fahlen Bläffe; ihre Augenbrauen zogen sich finster zusammen; ihre Lippen preßten sich fest aufeinander.

Als hätte sich das weiße, beschriebene Papier plötzlich in ein giftiges Reptil verwandelt, so hastig schleuderte sie das letzte Blatt aus der Hand. Abscheu und Entsetzen malten sich in ihren Zügen.

„Gräßlich," sagte sie leise, „sollte man es glauben, daß sich so viel Verworfenheit, so viel Leichtsinn, so viel ekelhaftes Laster unter der gleißenden Hülle bergen könnte? Kann man angesichts dieser wunderbaren Verkettung der Umstände noch an ein einfaches Spiel des Zufalls glauben? Muß man nicht doch eher denken, daß hier eine unsichtbare Macht gewaltet habe und daß alle Schicksale sich nach bestimmten Gesetzen regeln und sich in bestimmten Gesetzen bewegen? Denn was anderes als eine Bestimmung konnte gerade diesen Mann bewegen, den Briefbeschwerer zu kaufen und sich damit in den Besitz eines für ihn so wichtigen Geheimnisses zu setzen. Und was anderes als eine Vorsehung, allerdings eine räthselhafte und meinem menschlichen Verstande unergründliche Vorsehung, brachte gerade mich in nahe Verbindung zu diesen — Entsetzlich! Welch' ein Glück, daß alles gelöst ist. Hätte ich nur erst den Staub dieses schrecklichen Hauses von den Füßen geschüttelt."

Mit fieberhaftem Eifer begann sie die Zurüstungen für ihre Abreise.

Am andern Tage wollte sie den ersten nach Warschau abgehenden Zug benützen.

Um unnützes Aufsehen zu vermeiden, rief sie nicht die Zofe zur Hilfe sondern packte ihre verschiedenen Sachen und Garderobestücke eigenhändig in den eleganten Juchtenkoffer, den sie mit hergebracht hatte.

Gegen Mitternacht war sie mit allem fertig.

Dann keidete sie sich aus, um die letzte Nacht unter dem Dache des Legationsrathes Roß-Laten zu schlafen.

Lange lag sie noch wach und als sie endlich, übermüde, die Augen schloß, war es doch nur ein loses Gewebe körperlicher Erschlaffung, welches sie äußerlich umspannte, während ihr wachender Geist noch in einem Labyrinthe spukhafter Vorstellungen irrte.

Da stand ein schönes, junges Weib, das seine üppigen Reize als Köder für männliche Goldfische gebrauchte — aus den niedrigsten Motiven, die ein Weib überhaupt verleiten können, sich selber zu vergeben — um Geldes wegen. Da kam Einer, der die Mittel hatte, sich die feilen Reize der aristokratischen Circe zu eigen zu machen. Da war noch ein Dritter, der sittlich tiefer stand, als die traurigen Ritter der Verlorenen auf der Straße, denn er war ihr Gatte und er protegirte die schamlosen Beziehuungen seiner Frau — ebenfalls um Geldes willen.

Er wußte auch um die Konsequenzen des Verhältnisses, aber er that, als ob er sie nicht wüßte, denn aus diesen Konsequenzen sollte eine Presse geformt werden, um dem reichen Liebhaber noch größere Summen als vordem abzupressen. In einem entlegenen Erdenwinkel kam die Frucht des Lasters und der Schande zur Welt und in irgend eine dunkle, verborgene Ecke wurde die lästige, überzählige Frucht, deren Dasein nur geeignet war, dem sauberen Ehepaar als Mittel zu eigennützigen Zwecken zu dienen, hingeworfen.

Von den Tausenden, welche der reiche Mann alljährlich für sein namenloses Kind in die Hände der Mutter legte, kam nur ein verschwindend kleiner Theil diesem zu Gute. Das herzlose Weib hatte anderes zu thun, als sich um das lebendige Wahrzeichen seiner Schande zu bekümmern; mochte das Wurzel schlagen in dem Schlamm der Armuth und des Lasters — — was fragte sie darnach.

Die Jahre kamen und gingen. Die verführerische Macht ihrer körperlichen Reize übte nicht mehr den alten, unumschränkten Einfluß auf den reichen Mann wie ehedem; er war ihrer überdrüssig; eine Andere war sein Weib geworden. Sie drapirte sich nach wie vor in die Toga der äußeren Ehrbarkeit und zur Schau getragener Tugenden; nach wie vor behauptete sie ihren Platz in der Gesellschaft. Ihre Kinder wuchsen heran. Sie hatte einen Sohn, er eine Tochter — und sie hatte die Stirn — —

Die Bilder verschwommen zu einem form- und farblosen Durcheinander.

Im Morgengrauen erwachte Ruth.

Der kurze, unruhige, traumdurchgaukelte Schlaf hatte sie nicht erquickt, ihre Stirne glühte wie im Fieber.

Als ihr Versuch, noch einmal einzuschlafen, vergeblich war, stand sie auf und zog sich an.

Die kleine Pariser Pendeluhr verkündete die sechste Morgenstunde. Es war noch zu früh, sich zur Reise zu rüsten. Alles im Hause schlief noch.

Als sie mit ihrer Toilette fertig war und die letzte Hand an ihre Reisevorbereitungen gelegt hatte, setzte sie sich ans Fenster und überlegte ihre nächsten vorzunehmenden Schritte.

Wie sollte sie sich Hermann Scharwenzel gegenüber verhalten? Sollte sie ihm die Papiere zurückstellen und die Dinge ihren Lauf gehen lassen oder war es richtiger, ihn an die einzig kompetente Person zu verweisen?

Nach langem Hin- und Hersinnen entschied sie sich für das Letztere.

Nein, sie wollte nicht heimlich wie ein Flüchtling das Haus verlassen, sie wollte ihr gegenübertreten und ihr Aug' in Auge diese inhaltsschweren Briefe übergeben. Das war der einzig ehrliche Weg.

Um acht Uhr klingelte Ruth, ertheilte dem eintretenden Mädchen ihre Anordnungen wegen der Reise und befahl ihm, sie der Baronin zu melden.

Nach einigen Minuten kam die Zofe wieder. Die Frau Baronin erwarte das gnädige Fräulein.

Ruth begab sich sofort in die Gemächer der Hausfrau.

Die Baronin empfing ihren Gast in ihrem Boudoir.

Offenbar kam sie erst eben aus ihrem Bett; sie hatte ein loses Gewand von dunklem Sammet übergeworfen; ein kleines Häubchen aus gelber Spitze bedeckte das provisorisch frisirte Haar.

Mit liebenswürdigem Lächeln kam sie Ruth entgegen.

„So zeitig, meine liebe Ruth," sagte sie, „Sie sehen ja leidend aus. Haben Sie nicht gut geschlafen?"

Ruth mußte sich gewaltsam zusammennehmen.

Eine nicht niederzudrückende Regung von Haß und Ekel wallte in ihr empor.

„Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen," entgegnete sie frostig, „die Verlobung Ihres Herrn Sohnes mit mir ist aufgehoben."

Frau von Roß-Laten legte einen schmerzlichen Zug in ihr Gesicht

„Paul sagte es mir gestern Abend — — ich bin trostlos darüber. Aber wenn es durchaus sein muß, so werden Sie uns doch hoffentlich nicht ihre Freundschaft deswegen entziehen. Warum wollen Sie fort? Kann unser Haus Ihnen nicht trotzdem eine Heimath sein?"

„Nein," rief Ruth empört, und der Blick, mit dem sie die vor ihr stehende Frau maß, sprühte solchen Abscheu, solche Verachtung, daß die Baronin unwillkürlich die Farbe wechselte.

„Das Haus einer Frau, mit einer Vergangenheit wie die Ihre, kann nicht meine Heimath sein."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte die Baronin kalt.

„Ich werde mich deutlicher ausdrücken, damit Sie mich verstehen," erwiderte Ruth, „obgleich sich meine Empfindungen sträuben, diese schmutzigen Angelegenheiten eingehender zu erörtern. Wollen Sie sich gefälligst von dem Inhalt dieser Papiere überzeugen?"

Sie legte die Abschriften vor der Baronin auf den Salontisch.

Frau von Roß-Laten's Hände bebten ein wenig, als sie das oberstliegende Blatt aufhob und es überflog, dann nahm sie ein Zweites, ein Drittes und ein Viertes, nicht die leiseste Bewegung in ihren Zügen verrieth, welchen Eindruck das Gelesene auf sie machte, sie beherrschte sich meisterhaft, aber sie konnte doch nicht die fahle Leichenfarbe hindern, welche sich über ihr Gesicht breitete, ebensowenig wie sie das düstere Feuer ihrer Augen zu bannen vermochte.

Ruth beobachtete sie scharf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Vom jungen König Alfonso und seinen Schwestern kursirt eine kleine Anekdote, die bezeichnend ist für den Witz und die Beobachtungsgabe des jungen spanischen Königs. Der französische Professor war an einem ungewöhnlich heißen Vormittag damit beschäftigt, seinen erlauchten Zöglingen ein französisches Diktat zu geben, in welchem der folgende Satz vorkam: „Sie besaß in hohem Maße die vornehmen Manieren und die Anmuth der Sprache, die einer königlichen Prinzessin angeboren sind." Als man zu dieser Stelle kam, legte Alfonso XIII. seine Feder nieder und bemerkte im Tone innerster Ueberzeugung: „Monsieur, der Mann, der dieses schrieb, hat niemals bei Hofe gelebt, das ist sicher." Verwundert fragte der französische Lehrer, weshalb er das glaube. „Sehen Sie doch! Sehen Sie sich diese Prinzessinnen einmal an! Welche Vornehmheit der Manieren!" rief der jugendliche König, indem er auf seine Schwestern zeigte. Maria de las Mercedes lag mit dem ganzen Oberkörper über

den Tisch ausgespreizt und schnitt eine fürchterliche Grimasse, da sie sich unausgeschlafen und erhitzt fühlte. Maria Teresa saß ein wenig mehr ladylike auf ihrem Platz, aber sie kratzte sich mit der freien Linken emsig den Kopf. Sie war offenbar in Verlegenheit, wie sie Schwierigkeiten der französischen Orthographie überwinden sollte. Alfonso kniff seine älteste Schwester in den Arm und zog etwas unsanft an dem Haar der jüngeren. „Du abscheulicher Junge!“ riefen die Beiden wie aus einem Munde. „Oh, welche Anmuth der Sprache!“ spottete der gescholtene König und blickte seinem Lehrer schelmisch in's Gesicht.

— Leistungsfähige Spritzen. Die amerikanischen Riesenhäuser, so praktisch sie wirthschaftlich sein mögen, hatten doch den großen Nachtheil, daß selbst die besten Dampfspritzen bei einem Brande in der gewaltigen Höhe versagten und ihren Strahl kaum bis zur halben Höhe emporzusenden vermochten. Wegen dieser Schwierigkeit weigerten sich schon die Versicherungsgesellschaften, derartige „Wolkenkratzer“ zu versichern und man hegte schon im Stillen die Hoffnung, daß das ihren Bau einschränken werde. Die Spritzenbauer haben neuerdings jedoch durch Herstellung leistungsfähigerer Dampfspritzen einen Ausweg gefunden. Die New-Yorker Feuerwehr hat jüngst eine Dampfspritze probirt, die Wasser nahezu senkrecht bis auf das Dach des Saint-Paul-Gebäudes warf; es erreichte in löschfähiger Menge den Giebel des Hauses, der sich 93 Meter über der Straßensohle erhebt. Bei dieser Wirkung arbeitete die Spritze mit einem Druck von 12 Kilo auf den Geviertzentimeter. Sie warf ihren Strahl ferner auch noch über die St. Paulskirche am Broadway; das Wasser fiel in wagerechter Entfernung von 127 Meter vom Spritzenrohr wieder nieder. Um noch größere Leistungen zu erzielen, sollte der Spritzendruck auf 21 Kilo auf den Geviertzentimeter erhöht werden, dabei platzte jedoch ein Rohr, so daß dieser Versuch scheiterte. Soviel geht aber daraus hervor, daß es gelingt, Spritzen zu bauen, deren Wasserstrahl den Giebel der höchsten Riesenhäuser erreicht. Wenn außerdem noch Wasserleitungen bis in die höchsten Stockwerke eingebaut werden, so würde das die Feuersicherheit in ihnen noch wesentlich erhöhen. Bei der großen Tragweite solch mächtiger Spritzen würde sich von einem Riesenhaus aus in wagerechter Richtung die ganze nächste Umgebung mit Wasser bestreichen lassen; diese Gebäude gäben also für das Löschen ihnen zunächstliegender Dachstuhlbrände einen ausgezeichneten Löschstand ab, da dann von oben her große Wassermengen in den Brandherd geschüttet werden könnten.

— Etwas vom Durst. Dreißigtausendma könnte man das große Heidelberger Faß mit dem i Deutschland im letzten Jahre gebrauten Biere an füllen; betrug doch die Menge desselben 6 130 000 00 Liter. Kein Staat der Welt erreicht diese Ziffer, nich einmal England. Obenan steht in Deutschland Bayern mit über 16 Millioren Hektoliter; auf den Kopf de Bevölkerung macht das über 235 Liter jährlich. I München selbst steigt diese Zahl gar auf 566 Liter jeden Einwohner, vom Säugling bis zum Greise, mit gerechnet. Aber außer diesem Bier wurden in Deutsch land jährlich auch noch über 30 Millionen Liter Wei verbraucht und rund 230 Millionen Liter Branntwein Etwa 1500 Millionen Mark werden alljährlich vo der Bevölkerung Deutschlands für Wein, Bier un Branntwein ausgegeben.

— Rückfall. Isidor (zu seiner Verlobten, nachdem er ein Zeit lang mit ihr zärtlich gethan): „Sarah, mein Gold, wolle wir sein e' Weil vernünftig — wieviel kriegste als Aussteuer?

— Bedingt. Herr (zu dem stellesuchenden Diener): „Rauch Sie?“ — Diener: „Ich habe noch nie einen Pfennig dafür aus gegeben!“

Schneider (der dem Professor soeben Maß zu einem An zuge genommen hat): „Fasson wünschen, bitte, englisch?“ — Professor (im Weggehen begriffen): „Nein, ganz durchgebraten wenn ich bitten darf.“

Denkspruch.

Ich sehne hinunter mich in die Kluft,
Wohin mich das Brausen der Wässer ruft,
Da ist der Tag nicht drückend und schwül,
Da ist's in der moosigen Grotte kühl;
Ach! darum sehnet hinunter sich
Mein sehnendes Herz so inniglich.

Ich sehne mich zu den Sternen hinauf,
Der goldnen Lichter ewigem Lauf;
Da wallet der Aether so licht und rein,
Da wird die Brust nicht beklommen sein:
Ach! darum sehnet gen Himmel sich
Mein sehnendes Herz so inniglich.

Ich sehn' in's Abendroth mich hinaus
In der Sonne güldenes Schlummerhaus;
Da sind die Rosen, die ewig glühn,
Die nicht vor Hitze und Frost verblühn:
Ach! darum sehnet hinüber sich
Mein sehnendes Herz so inniglich.

Es ist nur Wahn, der also spricht;
Nach allem diesem sehnst du dich nicht:
Es sehnt sich dein Herz nach anderer Lust,
Dem Erblühen der Blum' in deiner Brust:
Wann sie wird prangen im Frühlingsschein,
Wird auch dein Sehnen geendet sein.

Raupach.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 200 — Montag, den 4. September. — 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

29 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Sie waren einst die Geliebte meines Vaters," sagte Ruth langsam, „das ist lange her und ich will nichts thun, Ihre Handlungsweise zu charakterisiren und diese vergangene und versunkene Geschichte wieder aufzurühren. Aber ich muß Ihnen doch meine Verwunderung aussprechen, daß Sie den Muth hatten, Simon von Bookendaal's Tochter als die Braut Ihres Sohnes zu umarmen? Einen Theil des schändlichen Geheimnisses enthüllte mein Vater mir bereits in seiner Sterbenacht; er wollte eine Bitte daran knüpfen, aber der Tod nahm ihm das Wort vom Munde. Die Originale dieser Briefe waren in dem Geheimfach eines Briefbeschwerers verwahrt und die Vorsehung spielte diesen Briefbeschwerer mit seinem inhaltsschweren Geheimniß in die Hände desjenigen, den die Angelegenheit außer Ihnen am meisten angeht, in die Hände Ihres Sohnes. Hermann Scharwenzel lud mich — sich auf ein wichtiges Geheimniß beziehend — zu einer Zusammenkunft ein und weil ich richtig dieses angebliche Geheimniß mit der unvollendeten Enthüllung meines Vaters kombinirte, ging ich hin. Das Geheimniß wurde mir von dem Besitzer zum Kauf angeboten, ich lehnte ab, und dann übergab er mir die Kopien zur Prüfung."

Ruth hielt einige Sekunden inne, um der Baronin Zeit zu einer Entgegnung zu lassen.

Frau von Roß-Laten stützte die rechte Hand leicht auf die Tischplatte, unverwandt starrte sie mit festgeschlossenen Lippen und unbewegten Zügen auf die vor ihr liegenden verhängnißvollen Schriftstücke.

„Wäre ich im Besitze meines Vermögens, so würde ich jetzt freiwillig mit diesem im wahren Sinne Enterbten und Verstoßenen theilen," fuhr Ruth fort, „mag Hermann Scharwenzel ein schlechter, roher, verworfener Mensch sein, jedenfalls ist er ein Mißhandelter des Schicksals und Sie haben ihn zu dem gemacht, der er geworden ist."

„Wollen Sie mich jetzt endlich auch einmal anhören?" fragte die Baronin ruhig, „ich will nicht untersuchen, wie weit es Ihnen ansteht, mit mir über meine Vergangenheit zu richten. Ich leugne nichts ab. Ja, es ist wahr, ich habe gefehlt. Was mich dazu veranlassen konnte, werde ich Ihnen nicht näher auseinandersetzen. Möchte das Schicksal Sie nie durch die finsteren Tiefen des Lebens führen wie mich. Ich will mich nicht Ihnen gegenüber vertheidigen, nur gegen Ihre letzte Anschuldigung muß ich mich wahren. Ich habe Hermann Scharwenzel nicht zu dem brutalen, gemeinen Menschen gemacht, der er in Wirklichkeit ist. Ich habe ihn nie aus den Augen gelassen, ich habe seinen äußeren und inneren Entwicklungsgang verfolgt und mich erst dann von ihm losgesagt, als ich erkannte, daß sein Charakter von Grund aus verdorben sei. Charaktere lassen sich nicht ändern."

„Sehr bequeme Ansichten," sagte Ruth scharf, „man braucht nur den Menschen, sich selber natürlich inbegriffen, als ein von Geburt an abgeschlossenes Ganzes, an dem äußere Einflüsse entweder nicht heranreichen oder wirkungslos abprallen, darzustellen und man ist gegen jedweden Vorwurf, den bornirte Moralisten unserem Charakter oder unserer Handlungsweise machen, gefeit. Ich kenne die Verhältnisse zwar nicht, aber jene Briefe sagen genug, so daß ich mir das Fehlende, die Lücken, selber ergänzen und ausfüllen kann. Warum brachten Sie Ihren Sohn nicht zu gebildeten Leuten? Warum ließen Sie ihm keine gediegene Erziehung geben? Warum unterschlugen Sie den größten Theil der Summen, welche mein Vater zur Erziehung seines Kindes Ihnen einhändigte? Sie können mir diese Fragen nicht aufrichtig beantworten —"

„Ich werde Ihnen überhaupt keine Rechenschaft ablegen."

„Aber Sie sollten gut machen, so viel sich noch gut machen läßt, was Sie an ihrem Sohne gesündigt haben. Ich kann mich nicht auf Unterhandlungen mit Hermann Scharwenzel einlassen."

„Was wollen Sie thun?"

„In dieser Sache? Gar nichts. Ich reise noch heute Vormittag ab; die Papiere lasse ich in Ihren Händen. Wenn Hermann Scharwenzel ohne Nachricht bleibt, wird er sich wohl von selber an Ihre Adresse wenden."

„Entsetzlicher Gedanke," rief die Baronin, „er wird Geld von mir erpressen wollen. Was soll ich anfangen. Und wenn ich ihn nicht befriedigen kann, wird er mich öffentlich an den Pranger stellen. Der kennt kein Erbarmen. O, diese unseligen Briefe —"

Vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben verlor die schöne, stattliche, stolze Frau ihre äußere Fassung.

Mit einem qualvollen Seufzer sank sie in einem Fauteuil zusammen.

Die innere Erschütterung und Verzweiflung prägte sich deutlich in ihren todtblassen Zügen aus.

„Großer Gott, was soll ich anfangen!" flüsterte sie händeringend.

„Wie die Aussaat, so die Ernte," wollte Ruth sagen aber sie brachte die Worte angesichts der zerschmetterten Frau nicht über die Lippen.

Die Baronin bot ein Bild des Jammers; all ihre Fassung und Haltung war hin. Der letzte Hieb, der Gedanke, Hermann Scharwenzel könne sich ihr persönlich mit Ansprüchen nahen, streckte sie moralisch zu Boden.

Ruth wandte sich zum Gehen.

Sie konnte es nicht über sich gewinnen, der tief gedemüthigten Frau noch etwas Herbes zu sagen. Ihre Verachtung wich einem weichen Mitleid. Ja, die Baronin hatte Recht. Was wußte sie von den Tiefen des Lebens, durch welche jene gegangen und was wußte sie von den unheimlichen Mächten, die jene zu der tiefen Erniedrigung veranlaßt hatten; stand es ihr an, zu richten?

„Leben Sie wohl, Frau von Roß-Laten," sagte sie mit weich vibrirender Stimme, „unsere Wege werden einander wahrscheinlich nicht wieder kreuzen. Es thut mir leid, daß ich Ihnen Schmerzen bereiten mußte und daß ich die düsteren Erinnerungen wieder erwecken mußte, die schon lange im Grabe der alles ausgleichenden und versöhnenden Zeit ruhten. Ich mußte es so machen, um meinem Gewissen zu genügen. Leben Sie wohl!"

Die Baronin murmelte etwas Unverständliches.

Ruth trat auf den Korridor.

Das Mädchen wartete draußen schon mit den Umhüllungen für die Reise und der Diener schleppte eben den Koffer die Treppe hinunter.

Unten vor der offenen Hausthüre hielt die auf Ruth's Befehl bestellte Droschke.

Von den Mitgliedern der Familie war noch Niemand im Hause zu sehen und zu hören. Nur die Zofe und der Lakai, denen sie ein reichliches Trinkgeld für ihre Dienste gegeben hatte, begleiteten sie an den Wagen und verabschiedeten sich dort von ihr.

Ruth athmete wie von einer furchtbaren Last befreit auf, als sie das Haus hinter sich hatte.

Die Zukunft mochte noch so dunkel und problematisch vor ihr liegen, Schlimmeres, als die jüngste Vergangenheit es ihr gebracht hatte, konnte sie nicht bergen.

Ruth achtete nicht des unfreundlichen Wetters. Während sie mit geschlossenen Augen in dem unbequemen Droschkensitz lehnte, zog ihr ganzes Leben in gedrängter Kürze an ihrem Geist vorüber — alle Geschehnisse, alle darin auftretenden Personen. Sie dachte an ihren Vater, an die Baronin, an Paul, an Kotenhagen und an andere, mit denen sie in Berührung gekommen war. Kotenhagen! Ihn würde sie auch wahrscheinlich nie wiedersehen.

Auf dem Bahnhofe angelangt, gab sie zuerst eine Depesche an Sarah Cazinsky in Warschau auf, worin sie ihre bevorstehende Ankunft signalisirte.

Bis zur Abfahrt des betreffenden Zuges mußte sie noch mehrere Stunden warten und in der langen Zeit, welche sie ganz allein in dem Wartesalon erster Klasse zubrachte, hatte sie Muse, ihren unerquicklichen Reminiscenzen weiter nachzuhängen.

Endlich waren die langen Wartestunden zu Ende.

Der Dienstmann, der ihre Sachen besorgt hatte, brachte ihr das Billet nach Warschau.

Auf dem Perron ertönte das Glockenzeichen zum Einsteigen.

Ruth war eben im Begriffe, ein Coupé erster Klasse zu besteigen, als Jemand hinter ihr ihren Namen nannte.

In derselben Sekunde stand Herr von Kotenhagen neben ihr.

„Verzeihen Sie meine anscheinende Zudringlichkeit, gnädiges Fräulein," sagte er, den Hut lüftend, „ich hörte zu Hause, daß Sie nach Warschau reisten, da wollte ich wenigstens mein Möglichstes thun, Ihnen ein Lebewohl zu sagen und das Glück begünstigt mich, indem ich Sie noch in elfter Stunde antreffe."

„Sie sind sehr freundlich," sagte Ruth gerührt, „ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit."

Er half ihr beim Einsteigen und lehnte, als sie Platz genommen, gegen die offene Coupéthüre.

(Fortsetzung folgt.)

In der Gebirgs-Sommerfrische.

Aphoristisch-humoristische Betrachtungen.

Getheilte Freuden sind doppelte Freuden, denkt sich der Bergtourist, wenn er bei grauendem Morgen mit den Bergschuhen über Gänge und Treppen poltert. Mit einem frommen Wunsche für den Scheidenden legt sich der Andere wieder aufs Ohr und schnarcht bis um acht. Die Berge laufen ihm nicht davon und manche Dinge machen sich aus der Ferne besser, als in der Nähe. Geld ist Zeit, denkt ein Dritter, ich brauche mich nicht zu beeilen. Die achte Stunde sieht Männlein, Weiblein und Kindlein an, Brod, Butter und Honig auf den Tischen der Veranda. Stechfliegen und Backfische schwärmen, Herren und Bergwälder rauchen, Berggipfel und ältere Damen erscheinen im Shawl. Der Mund schlürft Milchkaffee und der Kopf saugt Ströme des Geistes aus den Münchener Neuesten, der Neuen Freien Presse und der Frankfurter Zeitung. Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, geh in die Alpen spazieren, so lange es nicht regnet. Papa, Mama und Sprößlinge wandeln zu der X-Mühle oder ins Y-Thal. Ist keine Wirthschaft da, setzen sie sich in einen Ameisenhaufen, um ihre Vorräthe zu verzehren, bis der Schrei einer Gebissenen die Gesellschaft alarmirt, welche nun, Hosen und Röcke schüttelnd, einen neuen Lagerplatz sucht. Ist ein Wirthshaus da, so trinkt „Er" einen halben Tiroler, „Sie" bekommt auch ein Gläschen und die „Es" Käsebrod.

Kleider machen Leute und Wadelstrümpfe nebst Bergstöcken machen Alpentouristen. Ist dies die Kleidung des männlichen Theils der Familie, so trägt die Frau Mama ein gräulich-grünlich-schönes Lodenkleid mit aufgeknöpftem Rock, dessen Falten mit denen ihres Gesichtes an „Klassizität" wetteifert. Das sind die Einen. Die Andern radeln oder machen Bergpartien. Auch die Bergsteiger sind ein eigenthümliches Völkchen. Meist scheinen sie bei einem Revierförster a. D. in die lateinische Schule gegangen zu sein. Daher erzählen sie gerne von ihren Fahrten. Versteht der Zuhörer etwas davon, so war nichts leichter als diese Tour, versteht er nichts, so war sie die denkbar schwerste.

Die Mittagszeit versammelt die meisten wieder im Speisesaal zur Table d'hote. Wird à la carte gespeist, so hat der Gast die Wahl, der Kellner die Qual. Ja, die Kellner! Quäle nie ein Thier zum Scherz, selbst wenn es der Piccolo ist. Aber den meisten Gästen ist es bitterer Ernst. Trinkgelder bekommt er selten, er darf nur springen. Seine Einnahmen stehen zu denen Seiner Allmächtigkeit, des Herrn „Ober" im umgekehrten Verhältniß der Schnelligkeit und im direkten der Körperlänge. Gott und der Herr Oberkellner richten die Menschen nach dem, was sie geben. Auch die Kathi, Zenzi oder Anna sammelt je nach Schön-, Gefällig- oder Schnelligkeit ihre Revenuen. Wenn ein Tisch Vorgesetzten oder Untergestellten vereint, so muß, wie man mit den Wölfen, Letzterer mit Ersterem heulen, essen und Trinkgelder geben. Nur kommt bei Letztgenannten das Heulen mehr von Herzen, wenn sie der Haare gedenken, die sie haben lassen müssen. „Es kommt nur auf die Reputation an", sagte der Hanswurst, als alle Leute zur Zwangsversteigerung bei ihm sich einfanden.

Die Chinesen glauben, daß bei Sonnenfinsternissen ein großes Ungethüm die Sonne fressen wolle. Unsere bilderreiche Zeit könnte Kaffee und Zeitungen auch so darstellen, und zwar als Zeitfressende. Dem modernen Geschmack entsprechend würden sie wohl als fürchterliche nackte Riesenweiber, die eine braun, die andere weiß gebildet, welche sich gerade anschicken, eine Sanduhr mit großem Appetit zu verzehren — am besten wäre wohl Stuck zur Herstellung zu verwenden. Von diesen beiden Ungeheuern gejagt, verfließt der Nachmittag. Was aber eine zeitausnützende Familie ist, das besucht wieder irgend einen schönen Punkt. „2 Bier 24, 6 Ansichtspostkarten mit Marken 90, macht 1 Mark 14." Man sieht das Kunstverständniß, besonders für schöne Lichtdrucke wächst. Dann kommt der Heimweg — und die Kühe. „Adele, um Gottes willen, schließe deinen Sonnenschirm, seine rote Farbe könnte die Thiere wild machen!" und als Gegenstück zu der Reihe der Milchlieferantinnen marschirt die Gesellschaft im Gänsemarsch mit ängstlichen Augen rechts!" Abends sieht man sich bei elektrischem Licht die Neuangekommenen an und bemüht sich die Balken in den Augen seiner Nebenmenschen zu finden, die diese selbst, wie geschrieben stehet, nicht bemerken. So machen es die Anderen auch und jeder in seinem Glashaus meint, er könne zwar die Andern, diese aber ihn nicht sehen. Dann sprechen die Herrn bei Rauch und Bier noch den Dreyfuß frei und um 10 Uhr hüllt sich der Mensch in seine Federn und entfliegt per Geist in das Reich der Träume. So wird aus Abend und Morgen wieder ein Tag, welcher der Vergangenheit und dem Wirthe gezahlt werden muß. So fällt Blatt um Blatt vom Baume der Ferien und mit dem Winde, der sie entführt, geht es schlimmeren Tagen zu. Und die lange Zeit dann bis nächstes Jahr zu den Ferien! — Es geht ein tiefes Sehnen dahin durch die Natur. — —

—r.

Mannigfaltiges.

— Zur preußischen Ministerkrisis. Aus Berlin wird dem „Neuen Wiener Journal“ der folgende heitere Beitrag zu der „schweren inneren Krise“ in Preußen mitgetheilt: Ein Kronrath! Den biedern Staatsbürger durchschauerts vor Ehrfurcht beim Lesen dieses Wortes. Und ein Kronrath nun gar im Anschluß an die Ablehnung der Kanalvorlage, wie er am Mittwoch zum Kaiser nach Potsdam berufen war und als dessen Endergebniß man nicht mehr und nicht weniger als die Demission des Gesammtministeriums erwartete — das muß doch gewiß mit höchstem Respekt erfüllen. Aber wer sich zufälliger Weise gleich nach 11 Uhr Vormittags auf dem Bahnhof Wildpark aufhielt, der konnte sich durch den Augenschein davon überzeugen, das dieser Kronrath kein Ministerschlachtfest gewesen war. Denn die Herren Excellenzen trafen alle ein, um den um 11 Uhr 4 Minuten von Wildpark nach Berlin abgehenden Zug zu benutzen. Aber sie kamen nicht mehr zurecht. Trotzdem waren sie fröhlich und guter Dinge, wie Minister, an denen der Lucanus noch einmal gnädig vorbeigegangen ist. Sie ließen sich wie ganz gewöhnliche Sterbliche an einem Tische im Garten des Bahnhofsrestaurants nieder, um bei einer „Lage“ Bier den nächsten, um 11 Uhr 52 Minuten abgehenden Zug zu erwarten. Ob Herr v. Miquel, der das große Portemonnaie verwaltet, für die Gesellschaft auch bezahlte, war leider nicht zu konstatiren. So saßen sie alle da: der Ministerpräsident Fürst Hohenlohe und der „Vice“, Herr v. Miquel, der Minister des Innern Herr von der Recke, dem man es nicht mehr ansah, daß er noch tags zuvor so heftig gewackelt hatte, der Eisenbahnbeherrscher Thielen und sein behäbiger Kollege von der Landwirthschaft Herr v. Hammerstein, der Justizminister Schönstedt und der Handel verwaltende Brefeld, wie auch der einzige Uniformträger der illustren Gesellschaft, Herr v. Goßler. Man war, wie gesagt, heiter und guter Dinge, und wer aus den Mienen der Herren etwas von den Interna des Kronrathes hätte herauslesen wollen, der konnte nur zu dem Schluß kommen: es war eine sehr erbauliche Sitzung. Im Wildparkrestaurant aber wollen sie fortan den Ministertisch in hohen Ehren halten. Sie glauben nämlich fest, daß die Excellenzen so jung nicht mehr zusammenkommen.

— Kein fideles Gefängniß. Die Insassen des Amtsgerichtsgefängnisses zu Charlottenburg bemerkten kürzlich, so berichtet der „Vorwärts“, zu wiederholten Malen, daß das ihnen verabreichte Mittagessen sehr stark mit Maden durchsetzt war. Einige Personen, die nur Strafen von kurzer Dauer zu verbüßen hatten und sich jetzt wieder auf freiem Fuße befanden, versichern, daß sie während ihres Aufenthaltes in dem genannten Gefängniß an jedem Tage Maden in ihrem Essen gefunden haben. Mochte es nun Erbsen, „Rumfutsch“, oder „blauen Heinrich“ geben, stets waren diese Thierchen in größerer oder geringerer Menge in der Kost zu finden. Wen nicht der größte Hunger zwang, das unappetitliche Essen hinunterzuwürgen, der entleerte seinen Speisenapf in die „Bombe“. Vorige Woche verlangten einige Gefängnißinsassen, dem zuständigen Amtsgerichtsrath vorgeführt zu werden, um diesem ihre Beschwerden wegen des Essens vorzutragen. Der stellvertretende Inspektor, dem die Gefangenen ihr von Maden durchsetztes Essen vorzeigten, gab den Beschwerdeführern zur Antwort: „Wir wissen schon, daß die Maden im Essen sind. Die stecken im Talg. Wir werden noch auf Rechnung der Lieferanten anderen Tag bestellen müssen.“ Als die Beschwerdeführer dann um schleunige Abhilfe ersuchten und bemerkten, daß doch kein Mensch solche Kost genießen könne, antwortete der stellvertretende Inspektor: „Das Essen ist doch schmackhaft. Was wollen Sie denn; Sie sind doch bloß Strafgefangene!“ Man sollte doch meinen, daß am Ende des 19. Jahrhunderts selbst Strafgefangene — und hier handelt es sich meist um Leute, die nur wegen geringerer Vergehen im Gefängniß sitzen — Anspruch auf eine Kost haben, die ihrer Gesundheit nicht schadet.

— Stilblüthen. Eine Gemeindebehörde im Kanton Aargau erhielt dieser Tage folgendes Schreiben aus einer Kanzlei in der Urschweiz: „Tit. Im Auftrage des N. N. in X. mache ich Ihnen hiemit die Mittheilung, daß es dem Herrn gefallen hat, nach längerer Krankheit seine Frau N. N. ins bessere Leben abzurufen, mit der Bemerkung, es sei ihm unmöglich, die Begräbnißkosten selbst zu bestreiten.“ — Eine hübsche Stilblüthe hat auch die „Neue Zürcher Ztg.“ zu verzeichnen. Sie schreibt: „Die Erdbebenkommission hat im verflossenen Jahre drei größere Beben zu Stande gebracht; sie werden von Professor Dr. Früh bearbeitet.“

— Vorsichtige Antwort. Richter: „Was hatte der Angeklagte bei Ihnen gegessen?“ — Zeuge (Wirth, zögernd): „Auf der Speisekarte stand „Hasenbraten“!“

— Individuelle Auffassung. Lehrer: „Welches ist die ergreifendste Szene aus Bürgers „Lied vom braven Mann“?“ — Der kleine Moses: „Als der Graf hat hingeworfen den Geldbeutel!“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 201. Dienstag, den 5. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

30 Roman von O. Sandor.

„Ich weiß freilich nicht, was vorgefallen ist," sagte er, „aber ich vermuthe, daß Sie nicht wieder nach Berlin zurückkommen."

„Nie wieder," entgegnete Ruth, „nach einem gegenseitigen Uebereinkommen ist die Verlobung zwischen Paul und mir aufgehoben."

„Freuen Sie sich," sagte Bernhard von Kotenhagen ernst, „freuen Sie sich, daß die Fessel rechtzeitig gelöst wurde, ehe man Ihnen die Kette lebenslanger Gefangenschaft anschmiedete, deswegen die überstürzte Abreise?"

Ruth schüttelte den Kopf.

„Nicht allein deswegen, jedenfalls war es am besten, daß ich sofort ging."

„Wohin, zu wem reisen Sie?"

„Zu einer Schwester meines verstorbenen Vaters."

„Ich habe eine große Bitte an Sie, Fräulein von Bookendaal," sagte Bernhard von Kotenhagen zögernd, „wir sind durch unsere gleiche Isolirung der Gesellschaft gegenüber, einander in der kurzen Zeit unseres Zusammensein's näher getreten als sonst Bekannte, wir haben Meinungen und Ansichten über kleine und große Dinge mit einander getauscht und uns über wichtige und weniger wichtige Angelegenheiten unterhalten. Ich habe mich an den Gedanken gewöhnt, Sie meine Freundin nennen zu dürfen und es ist mir ein schmerzlicher Gedanke, daß ich Sie jetzt ganz verlieren sollte. Wollen wir unseren geistigen Verkehr nicht fortsetzen? Wollen Sie mir nicht dann und wann, wenn Sie Zeit und Lust haben, ein paar Zeilen zukommen lassen? Ich wäre Ihnen unendlich dankbar dafür und daß ich Ihnen in allen Lebenslagen als treuer, aufrichtiger Freund zur Seite stehen werde, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern."

„Wenn Ihnen daran liegt, werde ich Ihnen gerne schreiben," erwiderte Ruth, „für ein so verwaistes Wesen wie ich, hat die Aussicht, einen Freund zu besitzen, etwas sehr Verlockendes."

Herr von Kotenhagen reichte ihr eine Karte.

„Meine Mecklenburger Adresse. Meinen innigsten Dank für das Versprechen."

Das Abfahrtssignal ertönte. Die Schaffner schlossen die Wagenthüren. Ein schriller Lokomotivpfiff.

Ruth bog sich aus dem Fenster und gab Kotenhagen die Hand.

Er küßte ihre Finger.

„Glückliche Reise! Auf Wiedersehen!"

Abermals ein Lokomotivpfiff; der Zug setzte sich in Bewegung.

„Auf Wiedersehen!"

Noch ein kurzes Grüßen und Winken, dann schnellte die lange, dunkle Wagenreihe dahin und war in den nächsten Minuten den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden.

11. Kapitel.

Ein Idyll am Abgrund.

Helene Scharwenzel's Verhältnisse hatten sich in den letzten Monaten sehr verändert.

Seit Wochen hatte sie die Mansarde, in der sie ihre Kindheit und den größten Theil ihrer Jugend verlebte, verlassen. Sie wohnte jetzt, ähnlich wie Gertrude, in der Etage eines eleganten Hauses in der Lindengegend, aber ihre Räume waren mit einem weit größeren Aufwand von Mitteln und deshalb viel luxuriöser ausgestattet als die Zimmer der Freundin.

Dem eleganten Apparate analog wickelte sich natürlich auch ihr Leben ab. Eine perfekte Köchin und ein gewandtes Zöfchen besorgten ihre Bedienung.

Sie ließ sich ihre Morgenchokolade auf dem Bette serviren, speiste täglich dreimal warm und fuhr fast jeden Tag eine Stunde im Thiergarten spazieren.

So überraschend und schnell wie die Verwandlungsszene einer Ausstattungs-Zauber-Posse war der Umschwung eingetreten.

Als sie eines Nachmittags die Friedrichsstraße

hinaufging, kam Fürst Antonius Raczenyi auf sie zu und begrüßte sie.

In wenigen Minuten waren sie in ein interessantes Gespräch vertieft und als der Fürst Helene später aufforderte, mit ihm zu diniren, nahm sie nach kurzem Ueberlegen die Einladung an.

Beim Dessert verabredeten sie sich, einander öfter zu treffen und vierzehn Tage später siedelte Helene bereits in ihre neue, fertig eingerichtete Wohnung und in ihre neuen Verhältnisse über.

Auch ihre Stellung nach außen war seit Kurzem geändert. Sie hatte den Vorsatz, aus dem Verbande des Opernballets zu treten, auch wirklich ausgeführt und statt dessen das ihr schon früher offerirte Engagement am Lindentheater angenommen.

Helene war eine sichere, graziöse und tüchtig ausgeschulte Tänzerin. Ihre Bitterkeit über die Zurücksetzung und Uebersehung ihrer Person bei Solopartien und über die geflissentliche Verdunkelung ihrer Virtuosität war nicht ganz ungerechtfertigt.

„Sie sind eine Stütze und Säule des Corps," hatte der Balletmeister stets geantwortet, wenn sie ihn um Uebertragung eines größeren Solo anging, „und die Leistungen des Corps sind im Allgemeinen wichtiger als irgend ein Solo; wir können Sie nicht entbehren."

Zuletzt hatte das fruchtlose Bitten sie muthlos gemacht. Die Beifallsrufe, welche dem prachtvollen Ensemble galten, glitten über sie weg und von ihr ab, sie weckten kein Echo in ihr und befriedigten sie nicht, denn dieser Beifall wurde der Gesammtleistung, nicht dem Individuum gezollt; der Einzelne verschwand im Ganzen.

Ihre gegenwärtige Stellung erfüllte ihre Wünsche und Erwartungen in hohem Maße. Wenn sich ihre libellenhafte, von duftiger Gaze umhüllte Gestalt Abends wie ein vom Morgenwinde getragenes Blüthenblatt auf den süßen Klängen des Orchesters wiegte, oder nach feuriger, tarantellenähnlicher Melodie in der Runde wirbelte, und der Beifallssturm des Publikums über die Musik hinaus braufste, dann hatte sie doch das Bewußtsein, daß der Jubel der Menge ihr galt und daß sie ihren Triumph mit Niemand zu theilen habe.

Ungefähr zwei Monate nach Helenen's erstem Auftreten im Lindentheater wurde dort ein Ballet von zwölf vorzüglichen Solotänzerinnen vorgeführt, das im Programm als „danse des fleurs" aufgegeben war und das das Publikum in einen Rausch des Entzückens versetzte.

Die Mehrzahl der Zuschauer wußte in der That nicht, was sie am meisten bewundern sollte, die großartigen Lichteffekte, die feenhafte Ausstattung, die Schönheit und die herrlichen Kostüme der Balleteusen oder die wirklich überirdische, elfenhafte Leichtigkeit und Grazie, mit der sie dahin schwebten. Helene tanzte die Rose; man hatte ihr damit die schwierigste, aber auch die dankbarste Partie übertragen.

Es war am Abend der dritten Aufführung.

Die Effektnummer des Programms war zu Ende und ein rauschender Beifall mischte sich in die leise austönenden Klänge des Orchesters.

Am Schlusse des Tanzes überfluthete ein feiner, undurchdringlicher, seltsam flimmernder Nebel den Bühnenraum, in dem sich eine Blume nach der andern verwob, nur die Rose beschrieb zuletzt noch einige graziöse Touren, bis auch sie in dem sonnigen Duft verschwand.

Dreimal war Helene bereits unter dem rasenden Applaus der Zuschauer vor die Rampen getreten, aber das Haus war noch so erfüllt von dem Enthusiasmus des Publikums, daß man sich wohl oder übel entschließen mußte, den Vorhang noch zum vierten Male zu heben.

Helene hatte in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit am Lindentheater schon manchen Erfolg zu verzeichnen gehabt, allein wie an diesem Abend war sie noch nie geehrt worden. Um sie herum thürmten sich Hügel kostbarer Blumenspenden; immer neue Sträuße und Kränze fielen ihr zu Füßen.

Ein strahlendes Lächeln überglänzte ihre Züge; triumphirend funkelten ihre Augen über die Menge, während sie sich nach allen Seiten anmuthig verneigte.

Als ihre Blicke über das Parkett glitten, begegneten ihre Augen denen eines lebhaft applaudirenden jungen Mannes in der dritten Reihe.

Sie stutzte.

Dann lächelte sie und winkte ihm zu, er erwiderte den Gruß.

In demselben Moment senkte sich der Vorhang und verhüllte ihre schimmernde Gestalt.

Helene hatte in dem jungen Herrn ihren Bekannten von Gertruden's Gesellschaft wiedergesehen.

Sie stand noch unter der Einwirkung ihres Triumphes und der Gedanke, daß der junge Mann diesen Triumph angesehen, erfüllte sie mit einem wohlthuenden Gefühl von Genugthuung und Befriedigung.

(Fortsetzung folgt.)

Radfahrer-ABC.

Professor Delbrück hat neulich im Radfahren das Allheil-Mittel gegen alle körperlichen und seelischen Gebresten entdeckt. Er hat dadurch das erlösende Wort gesprochen. Es werden zur Zeit überhaupt so viel erlösende Worte gesprochen, daß nur noch das Mittel gegen Geldmangel im besondern und gegen den Lebensmangel, auch Sterben genannt, im Allgemeinen gefunden zu werden braucht, auf daß die Menschheit völlig erlöst werde. Aber, um beim Radfahren zu bleiben, die Erlösung wird auch hier erst herrlich tagen, wenn der letzte der Fußgänger es nur von zwei bis vier Uhr Nachts ungefährdet wagen darf, über die Straßen zu gehen. Aber auch der Radfahrer selbst hat noch einige Winke zu beherzigen, ehe er ganz der Segnungen des Radfahrens theilhaftig wird und hier seien die hauptsächlichsten, die sich meist gar nicht oder verkehrt in den Radfahrbüchern angegeben finden, zusammengestellt.

Der erste Schritt zum Radfahren ist der nämliche wie der erste Schritt zur Weltweisheit: die Erkenntniß, daß man nichts weiß. Gib deinem Lehrer nicht eher dein Geld für den Lernkursus, als bis du 1. einen Halbkreis von einem Meter Durchmesser beschreiben, 2. so langsam fahren kannst, daß du einen siegreichen Wettlauf mit einer Gartenschnecke bestehen, 3. rechts und links, sowie aus den Pedalen nach rückwärts abspringen kannst. Erst dann darfst du dich in das Gewühl der Straßen, wo es am dichtesten ist, darfst dich auf jedes Gefälle, auch wenn es steil ist, wagen. Namentlich auf den Absprung auf den Pedalen gib acht. Die Geschicklichkeit des plötzlichen Abspringens erspart dir jede folgenschwere Karambolage mit Mensch, Wagen und Vieh. Kaufe ein Rad nur, wenn der Verkäufer dir gestattet, es auf seine Gefahr vorher aus einer Höhe von zehn Meter aufs Straßenpflaster fallen zu lassen, und wenn es dann unversehrt bleibt. Doch ist es rathsam, die Probe erst nach 11 Uhr Abends vorzunehmen, damit du dir keine Scherereien mit der Polizei wegen groben Unfugs zuziehst. Die Welt ist klein und der Schutzmann nahe, das merke dir überhaupt beim Radfahren.

Es ist ein Vorurtheil, daß das Rad stets sauber gehalten werden müsse. Sauberkeit schändet nicht, aber verdirb dir deine Laune und Muße nicht mit zu vielem Putzen, außer du verfügst über einen Kammerdiener. In die Lager dringt Unreinheit erst im Laufe vieler hundert Kilometer. Eine gründliche Reinigung alle zwei Monate bei starkem Gebrauch genügt. Ein Vorurtheil ist es, die Kette nicht einzufetten. Schwarze Kettenschmiere ist nützlich und billig. Die Reinigung, wie alle Reparaturen, nimm möglichst nicht selbst vor, du machst es schlecht und verdirbst dir die Hände, aber stehe dabei, wenn sie vorgenommn werden. Der Reparateur verspricht viel und hält wenig, wenn du ihn nicht kontrolirst.

Es ist ein Vorurtheil, nur bei gutem Wetter auszufahren. Es ist besser, der Gummireifen wird schmutzig, als deine Stiefel. Eine Fahrt über den knisternden Schnee ist gesunder und reizvoller als durch den Sonnenbrand. Versichere dein Rad gegen Diebstahl. Es ist angenehm, nicht für dein Rad in jedem Augenblick zittern zu müssen, und schon mancher hat ein viel schöneres Rad ersetzt bekommen, als ihm gestohlen wurde. Ueber die Haftpflicht später! Werde Mitglied des deutschen Radfahrerbundes. Du brauchst ihn, wenn du außer Landes gehst, für die Ueberschreitung der Grenze, erhältst schöne Tourenbücher sowie die Bundeszeitung, die du vor dem Schlafengehen liest. Du wirst gleich auf der zweiten Seite in tiefen Schlaf sinken und sparst, falls du an Schlaflosigkeit leidest, viel Chloral und Bromkali.

Vom Tourenfahren! Laß, wenn du auf eine größere Tour fährst, alle zweitklassigen Fahrer, alle Alkoholiker und alle Damen, die sich noch nicht bis zum zweistündigen 40 km-Rekord aufgeschwungen haben, zu Hause. Das Vergnügen, eine Dame beim Fahren um die Taille oder an die Schulter zu fassen und dich an ihrem Wuchs, wenn er schön ist, zu weiden, wird durch deren schnelle Ermüdung, schlechte Laune über Berg und Wind vergällt. Schlechte Fahrer und Säufer werden bei der kleinsten Anstrengung marode. Dagegen fahre nie aus ohne 20 M., eine Schutzbrille, eine Tafel guter Chocolade, die frischgefüllte Oelkanne, sowie einen Wettermantel. Die Schutzbrille schützt deine Augen vor Entzündung bei sonnigen Fahrten und vor Insekten, die ihre höchste Wonne darin finden, dir ins Auge zu fliegen, sowie vor dem Braunkohlenstaube, mit dem Brikettfabriken die Güte haben, dich zu überschütten. Daß du den Alkohol, einen vollen Magen und zu viel Fleisch während der Fahrt zu meiden hast, weißt du längst; aber man kann es nicht oft genug wiederholen. Wenn du einregnest, fahre still-vergnügt weiter, indem du wie Eulenspiegel an den Sonnenschein denkst, der auf jeden Regen folgt, aber kauf dir, sobald die Fahrt zu Ende, ein frisches Hemd und trockene Strümpfe. Falls du mit der Bahn zurückfährst, benutze viel Cognac als Mittel gegen Erkältung. Falls du bei gutem Wetter nach einer Parforcetour die Bahn besteigst, so wähle ein Abtheil mit geschlossenen Fenstern, fahre deswegen, wenn es

sein muß, erster Klasse, du bleibst allein, und unser schöner Sport gewinn an Ansehen, das er heute sehr nöthig hat. Sei zugegen, wenn dein Rad in den Packwagen gesetzt wird, und gib dem Gepäckträger deine 10 Pfennige so, daß der Packmeister es sieht, dann weiß er, daß er sie erhalten wird, und nimmt dein Rad in Acht. Am besten freilich ist es, ohne die Bahn auszukommen, dann bleibt dein Rad heil und du sparst dein Geld.

Halte stets auf eine anständige, das heißt unsers schönen Sports würdige, also schnelle Radfahrpace und überlasse das Langsamfahren den Herzkranken, aber fahre nie so schnell, daß es dir nachhaltig schlecht bekommt. Auf schlüpfrigem Boden fahre so langsam, daß ein Ausgleiten höchstens deinem Kleide Schmutzflecke, deinen Gliedern aber keine Schrammen, viel weniger noch einen Bruch einträgt.

Der grimmigste Radfahrerfeind ist der Wind. Je stärker er dir entgegenweht, desto mehr neige dich auf die Lenkstange und desto mehr verlangsame das Tempo, desto mehr Chokolade auch führe deinem Innern zu. Mit dem Winde hadern, das thut nur der Einfaltspinsel. Ertrage ihn mit der Geduld, mit der du die schlechten Launen deines Vorgesetzten, deiner Gattin oder derjenigen, die es werden soll, erträgst. Weht er zu stark, so lasse das Radfahren, und bedenke auch hier wie stets im Verkehr mit sogenannten höhern Mächten: der Klügste gibt nach. Aber aus all diesem schöpfe die Nothwendigkeit, deinen Körperzustand stets genau zu kennen und zu kontroliren. Denke an die Antwort jenes Arztes, der einer ältern Dame, die ihn fragte, was sie essen solle, erwiderte: Wenn Sie 40 Jahre alt geworden sind und Sie wissen das noch nicht, so kann Ihnen kein Arzt der Welt helfen. Denke auch an die Regel, die über dem Tempel zu Delphi prangte: Erkenne, das heißt hier: beobachte dich selbst.

Nächst dem Winde sind die Hunde zu fürchten. Du sausest im Halbdunkel dahin, plötzlich liegst du krachend am Boden: irgend ein Köter ist dir unversehens zwischen Vorder- und Hinterrad gerathen. Das ist der seltenere Fall, da der Hund in der Regel radlerfreundlich genug ist, sein Nahen anzukündigen. Sofort verlangsame die Fahrt und schlage das Verfahren ein, das sich auch gegenüber Hunden anderer Art fast stets bewährt: stelle dich, als ob du in ihm die Zierde seines Geschlechts, ein Wesen von guten Grundsätzen und Manieren erblicktest, das nur einem vorübergehenden Irrtum zum Opfer gefallen ist: „Wie, Philax, ein gebildeter Köter wie du geniert sich nicht, einen friedlichen Radfahrer anfallen zu wollen? Geh in dich, Freund, laß ab, eine Wurst soll dein sein, sobald wir uns wieder begegnen." Sprichst du diese Worte mit sanft schmeichelndem Stimmklange, so wird der Hund erst verwundert, dann beschämt von dannen ziehen. Thut er's nicht, so suche ihn zu reizen, dergestalt, daß er deiner Ferse seine Visage aussetzt, warte, bis die Konstellation dir einen sichern Erfolg verheißt, und dann triff ihn mit deinem Absatz, sodaß er fortan ein Haar in der Suppe seiner Flegelhaftigkeit findet. Du hast ein gutes Werk gethan, für dich und deinen Nächsten. Chronische Anbeller kurirst du mit einer Hand voll Pfeffer in die Augen.

Nächst den Hunden sind die Kinder mit Vorsicht zu behandeln. Du eilst an einem Hause vorbei, im letzten Augenblick läuft dir ein Kind in den Weg und ihr beide kommt zu Fall. Hier zeigt sich zwar der Nutzen der Versicherung gegen Diebstahl, insofern es Versicherungsgesellschaften gibt, die dir nicht allein dein gestohlenes Rad, sondern auch den Schaden ersetzen, den du beim Radeln an lebenden Gegenständen anrichtest (Haftpflicht-Versicherung), aber besser ist, man kann darauf verzichten. Drum fahre namentlich durch Dörfer nur in der Mitte der Straße oder stets schellend und so langsam, daß auch ein Kind, schießt es hervor wie der Blitz, dich nicht aus dem Gleichgewicht bringt. Siehst du Kinder auf der Straße, so umfährst du sie im Bogen von zwei Meter. Das nämliche gilt den Damen, namentlich wenn sie schwatzen, wo sie stets denken, ihnen gehöre das ganze Straßenpflaster. Außer — natürlich —, deine Schwiegermutter ist dabei, in welchem Falle du es mit deinem Gewissen ausmachen darfst, ob du pleine carrière in die Damen hinein spurtest oder ebenfalls demuthsvoll vorbeifährst.

(Schluß folgt.)

Sinnsprüche.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gieb das Herz aus deiner Brust!

E. Geibel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 202. Mittwoch, den 6. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

31 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte in den ersten Tagen nach jenem Abend noch öfter an ihn gedacht, dann hatten die neuen, bunten, abwechslungsreichen Eindrücke die Erinnerung an dem ihr nicht einmal dem Namen nach Bekannten verwischt.

Jetzt beschäftigte sie sich plötzlich in Gedanken wieder lebhafter als zuvor mit ihm.

Selbst während des Soupers, das sie mit dem Fürsten zusammen in einem eleganten Restaurant einnahm, war sie schweigsam und zerstreut.

Fürst Raczenyi bemerkte ihre geistige Abwesenheit.

„Woran denken Sie, meine schöne Freundin?“ fragte er.

Helene zuckte wie aus einem Traum geweckt, zusammen. Aber trotz aller Selbstbeherrschung wollte es ihr nicht gelingen, unbefangen, wie gewöhnlich, zu plaudern.

Sie trank mehrere Gläser Sekt hintereinander, dennoch kam sie nicht in Stimmung. Sie fand nicht den rechten Ton zum Plaudern und brach deshalb früher als sonst auf.

„Ihnen ist etwas nicht recht,“ sagte der Fürst, „wollen Sie mir nicht Ihr Vertrauen schenken.“

Helene schüttelte den Kopf.

„Ich versichere Sie, mir fehlt nicht das Geringste. Beruhigen Sie sich also!“

Sie hatten in einem chambre separé gespeist. Mit ihnen zusammen traten ein Herr und eine Dame aus einem andern Zimmer auf den Korridor, offenbar ein junges, vielleicht auf der Hochzeitsreise befindliches Ehepaar, denn an der rechten Hand der jungen Frau blitzte der schlichte goldene Trauring und sie schmiegten sich eng aneinander. Die Seligkeit junger Liebe lag auf beiden Gesichtern.

Das Glück des jungen Ehepaares verursachte ihr aus einem ihr unbekannten Grunde ein neidisches Unbehagen.

Zum ersten Mal regte sich wieder an der Seite des Fürsten ein Gefühl von Schmerz, Widerwillen und Bitterkeit in ihr.

Ziemlich kühl und flüchtig verabschiedete sie sich am Ende der Fahrt zu ihrer Wohnung von ihrem Beschützer.

Sie wehrte gewaltsam den sich herandrängenden Gedanken; sie wollte die Stimme nicht hören, die ihr zuraunte, wie tief sie erniedrigt und gedemüthigt sei, wie sie sich selbst verloren habe und wie hoch der Kaufpreis sei, den sie für den gleißenden Prunk ihrer Umgebung erlegt habe.

Sie mußte immer wieder an das junge Ehepaar und an den jungen Mann im Parkett denken.

„So glücklich wie diese junge Frau werde ich nie werden,“ dachte sie mit klopfendem Herzen, „und doch fühle ich, daß ich heiß und selbstlos lieben könnte. Nicht einen Lebemann wie Raczenyi, sondern einen Mann mit edlen Zügen und klaren Augen wie den — — Ach Gott, das ist alles Thorheit zu denken. Das Schicksal hat mich nicht zu einem wirklichen Glücke bestimmt. Damit muß ich mich trösten und das Leben nehmen wie es ist und nicht wie es sein sollte.“

Am anderen Abend suchten ihre Augen zu allererst die bewußte Stelle in der dritten Parkettreihe.

Richtig! Es war keine Täuschung, da saß er wieder und grüßte hinauf zur Bühne.

Wieder kreuzten ihre Blicke einander.

Helene erröthete.

Für die Dauer einer Sekunde hatte sie mit einer aufsteigenden Verwirrung zu kämpfen, dann gewann sie ihre Fassung und ihre Position wieder und nun tanzte sie — eigentlich nur für den unbekannten Bekannten — so himmlisch leicht, mit solcher hinreißenden Grazie, wie sie noch nie getanzt hatte und die das Publikum zu noch begeisterteren Kundgebungen als am vergangenen Abend veranlaßte.

Helene hörte diesmal nicht die brausenden Beifallsrufe der Menge, ihre brennenden Augen sahen in dem glänzenden ausverkauften Hause nur den Einen, der gerade ihren Bewegungen mit unverhohlenem Entzücken folgte und an dessen Anerkennung ihr, wie sie sich selber gestand, mehr lag, als an dem Beifall des tausendköpfigen Publikums.

Der Blumentanz bildete für lange Zeit eine Zug- und Kassennummer des Theaters Unter den Linden.

Helene tanzte jeden Abend ihre Rose und jeden Abend saß ihr unbekannter Freund auf seinem Platze im Parkett. Ihre Augen führten Abend für Abend eine lange beredte Unterhaltung miteinander.

Helene fühlte instinktiv, daß ihre Schönheit und Anmuth nicht ohne Eindruck auf den jungen Mann geblieben seien, wie sehr aber seine Gefühle in ihr widerhalten, wurde ihr erst an dem brennenden Schmerz bewußt, den sie empfand, als der gewisse Platz einmal während der ersten beiden Vorstellungen leer blieb.

Tag und Nacht stand ihr das schöne, jugendliche Männergesicht mit seinen charakteristischen, ausdrucksvollen Zügen vor Augen.

Eines Abends wurde ihr nach der Vorstellung ein Rosenbouquett mit einem Brief in ihre Ankleideloge gebracht, das sie, da sie an dergleichen Huldigungen gewöhnt war, nachlässig bei Seite warf und erst nach vollständiger Beendigung ihrer Toilette öffnete.

Eine Visitenkarte fiel ihr entgegen. Die Rückseite war beschrieben.

„Mein verehrtes Fräulein," lautete die Anrede, „seit unserer ersten Begegnung in Fräulein Gertrude T . . .'s Empfangsabend haben wir einander oft gesehen und uns, wie ich wohl behaupten darf, besser kennen gelernt, als manche, die jahraus, jahrein nebeneinander leben. Wenn Sie mir gestatten wollen, mich Ihnen wieder persönlich zu nähern, so tragen Sie morgen Abend eine der beifolgenden Rosen! Ich werde auf dieses — mich sehr beglückende! — Zeichen Mittel und Wege finden, Ihnen zu nahen. Ihr ergebener —"

Helene wandte die Karte.

Georg Stuhr.

Sie lächelte ein wenig. Georg Stuhr! Das klang so schlicht und natürlich, so bürgerlich gediegen. Der Name paßte gerade zu ihm.

Helene küßte die Zeilen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen; eine wonnige Wärme, ein nie gekanntes Glücksgefühl durchrieselte sie.

Dann barg sie die Karte in der Brusttasche ihres Kleides und eilte fort. Sie wußte, daß Fürst Raczenyi sie erwartete und daß seine Equipage unten vor dem Seitenausgang hielt, aber es war ihr nicht möglich, noch an diesem Abend seine Schmeicheleien anzuhören und seine Zärtlichkeiten zu dulden.

Mehr fliegend als gehend legte sie den Weg nach ihrer Wohnung zurück. Zu Hause befahl sie dem Mädchen, Niemand zu ihr zu lassen. Dann schloß sie sich in ihr Boudoir ein.

Sie warf sich auf die Chaiselongue und drückte das glühende Gesicht tief in die weichen, seidenen Kissen. Das Herz pochte ihr zum Zerspringen. Tausend Gedanken flutheten auf sie ein, aber Einer ragte über alle anderen hinaus.

Liebte sie Georg Stuhr? Liebte er sie? Und war es wirklich ein Glück, wenn die nächste Zeit diese beiden Fragen bejahte? Hatte sie überhaupt noch ein Recht, glücklich zu sein? Oder trieben ihn vielleicht dieselben Motive wie Andere, sich die Freundschaft der schönen Ballerine zu erwerben?

Nein! Tausendmal nein! Er war ja edel und selbstlos.

Helene verbrachte eine unruhige Nacht. Zwischen den vielen Gedanken rang sich ein immer festere Gestalt gewinnendes Gefühl durch: die Liebe. Eine erst halb unbewußte Liebe.

Ungeduldig und aufgeregt erwartete sie am nächsten Tage den Abend.

Bei der Toilette zum Ballet befestigte sie eine wundervolle Rose aus dem Bouquett am Gürtel ihres Kostüms.

Während des Tanzens wagte sie nicht, aus Furcht ihre Bewegung zu verrathen, Georg Stuhr anzusehen.

Erst am Schluß des Ballets warf sie einen scheuen, raschen Blick über die dritte Parkettreihe. Der bestimmte Platz war leer.

All ihre Aufregung und Spannung war also umsonst gewesen. Wie konnte sie auch so thöricht sein! Er war nicht einmal gekommen. Sie fühlte sich tief entmuthigt und niedergeschlagen.

Die andern am Blumentanz mitwirkenden Balletteusen hatten sich bereits in ihre Kabinette zurückgezogen. Helene lehnte noch in den Coulissen.

Da stand derjenige, um den sich alle ihre Gedanken drehten, plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihr.

Er gab ihr seine beiden Hände; sie legte mechanisch die ihren hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Radfahrer-ABC.

(Schluß.)

Im Allgemeinen verlange von den Fußgängern nicht, daß sie dir Platz machen sollen, sondern schlüpfe stets durch eines der Löcher, die übrig bleiben oder sich bilden, ohne vieles Schellen durch, man wird deine Kunst bewundern und du bildest dich zu einem Kutscher, Diplomaten und Strategen aus. Mußt du Raum erzwingen, so gewöhne dich, jedes Schellen mit einem kräftigen Zuruf zu begleiten, das wirkt mehr als alles Schellen, das meist nicht beachtet wird, und kräftigt deine Stimme und Lunge. Hast du es mit feinen Leuten oder auch mit hartgesottenen Radfeinden zu thun, so vergiß nicht, beim Vorüberfahren ein „Verbindlichsten Dank!" oder „Sie verzeihen gütigst!" hinzuzufügen. Man kann nie genug thun, um das zerbröckelte Ansehen unseres schönen Sports zu heben. Dreimal Pfui über das Rauhbein, das Schaden anrichtet und dann das Hasenpanier ergreift!

Betrunkene und Strolche behandle mit ausgesuchter Höflichkeit. Den Letztern gegenüber sei die Leutseligkeit selbst: „Ihr Diener, meine Herren! Heißer Tag heute" und dergl. Falls sie dich um eine Zehrung bitten, streue ihnen hinterher einen Nickel in den Sand. Bei Zigeunern radle, was du kannst, sie sind unverschämt und haben flinke Beine.

Ganze Herden anderer lebender Wesen sind in der Regel nicht verhängnißvoll. Durch Ochsen wird man wie sonst mit Klugheit durchlaviren. Schafe zeichnen sich in der Regel durch gutmüthige Hirten und Hunde aus. Der Schäferhund ist außerdem zu sehr von seiner Würde durchdrungen, als daß er dich beachtete. Der Schafhirt ist bescheiden durch Beruf und Umgebung, er ist Denker aus Thätigkeitsmangel, also Radlerfreund und wird gern für die nöthige Spalte zum Vorüberfahren Sorge tragen. Große Vorsicht ist Schweinen gegenüber angebracht. Denn hat man nicht besonderes Schwein, so ist das Schwein Schwein genug, dir die — Verzeihung — Schweinerei des Herunterpurzelns zu bereiten.

Wichtig ist das Benehmen den andern Fahrzeugen gegenüber. Bestrebe dich: dem Droschkenkutscher mit Hochtung, dem Bauernwagen mit Demuth, der Equipage mit weltmännischer Kameraderie zu begegnen. Der erste ist dein geborener Feind, weil du es bist, der ihm das Geschäft verdirbt. Der Bauernwagen läßt sich durch nichts aus seiner stoischen Gelassenheit und vor Allem aus der Gewohnheit, jegliche Fahrordnung zu ignoriren, bringen. Jede Erörterung mit dem Wagenlenker kostet dich 15 Minuten Aufenthalt, die du, sparst du sie durch höfliches Ausweichen, zu vier bis 5 Kilometer Fahrt verwenden kannst. Zwischen Equipagenhaltern und -Führern, Reitern, Soldaten einerseits und Radlern anderseits besteht ein gewisses Gefühl der Sportsgemeinschaft. Benimm dich zu ihnen höflich, schneidig, würdevoll.

Der Verkehr mit andern Radfahrern während der Fahrt erfordert viel Takt und Unterscheidung. Da unser schöner Sport leider ein wenig encanaillirt ist — hm, du verstehst mich —, und da du nie weißt, ob der dir Begegnende oder mit dir Radelnde ein Staatsanwalt, Metzgergeselle, Chirurg, Industrieritter oder Baron ist, so sei im allgemeinen kurz angebunden und beschränke dich darauf, peinlich auf die Innehaltung der zwei Regeln: Rechts ausweichen, links vorbei (in England umgekehrt) zu halten. Der „All-Heil"-Gruß ist aus der Mode, doch erwidre ihn, wenn ein Naiver ihn dir bietet. Auf die so beliebten Straßenwettfahrten sich einzulassen, erfordert ein strammes Herz und kräftige Beine. Wenn starker Gegenwind herrscht und du bemerkst bei einem an dich herankommenden Radler die Neigung, mit dir wettzufahren, so laß ihn ruhig vorfahren und hänge dich hinter ihn. Er bildet einen Windschirm für dich und „zieht" dich, ohne daß du es merkst, kilometerweit vorwärts, indes er sich einbildet, dich plage der Ehrgeiz, ihn zu überholen. Vergiß nicht, ihm ein freundliches „Danke schön fürs Schrittmachen" nachzurufen, sobald sich eure Wege trennen. Nur wenn dir ein Automobil begegnet, dann stoppe schleinigst ab, wirf dich und dein Rad in den Chausseegraben, stammle ein Gebet und erhebe dich nicht eher, als bis die Windsbraut vorüber ist und die Staubwolken, die sie erzeugt, sich wieder gelegt haben.

Du kannst auf den Ruhm eines guten Radfahrers nicht Anspruch erheben, wenn es dir nicht gelingt, jederzeit gut, d. h. ohne Protokoll mit der Polizei auszukommen, die schwierigste Aufgabe von allen. Gewöhne dich zunächst, einen Schutzmannshelm schon auf mehrere Kilometer zu erkennen. Solange du fühlst, daß das Auge des Gesetzes über dir wacht oder dich bedroht, erfülle die Fahrordnung mit strengster Gewissenhaftigkeit. Mußt du eine Vorschrift umgehen, brennt beispielsweise deine Laterne nicht, so nimm zu einem kühnen Bogen oder einem höllischen Spurt deine Zuflucht. Bist du aber in der Patsche, so gibt es verschiedene Methoden, das Herz der Schutzleute zu gewinnen. Du sprichst englisch (mit Grandezza) oder französich (mit Verbindlichkeit), der Schutzmann wird dich ermahnen, aber loslassen. Ein selten mißlingender Trick besteht darin, du steuerst grade auf ihn los,

steigst ab und fragst ihn mit vollendeter Höflichkeit, ob er vielleicht ein Streichholz bei sich hat, langst dann, sobald er es bejaht, dein Cigarrenetui hervor, steckst dir eine Cigarre an und bietest ihm eine für den Sonntagnachmittag dar. Sobald du außer Sehweite bist, thue alles, was dir im Interesse des sichern und schnellen Fortkommens räthlich dünkt, vergiß aber nie, sobald du auf dem Bankett fährst, daß dies nur eine Gnade des Himmels ist, die du der mangelnden Polizeiaufsicht verdankst; verkümmere also nie den Fußgängern ihr gutes Recht, darauf zu wandeln.

Du siehst also, daß das Radfahren ebensoviel Kräfte des Körpers wie des Geistes in Bewegung setzt, und daß der erste Schritt dazu, wie schon gesagt, darin besteht, zu wissen, daß man nichts weiß, und daß auch in unserm schönen Sport des Lernens kein Ende ist.

Mannigfaltiges.

— Der bestrafte Don Juan. In dem Dörfchen Mogoschescht in der Moldau leben Georg Sava und die 22jährige Katinka Trimen zusammen in wilder aber glücklicher Ehe. Dies verdroß den 60jährigen Don Juan des Dorfes, einen bemoosten Burschen namens Toader Russu, dessen Herz noch immer jung ist und dessen grauer Schädel ihn nicht hinderte, mit dauernder Heftigkeit dem ewig Weiblichen nachzustellen. Seine Geschenke fanden bei der schönen Katinka Gnade, nicht aber seine Liebe und als er einmal die Spröde im Sturme nehmen wollte, klagte sie über ihn bei ihrem Geliebten. Der empörte Georg schwor dem Alten eine Lektion zu ertheilen. Katinka mußte ihn zu einem Stelldichein einladen, zu dem sich der Liebestolle ohne Bedenken in der Stube Katinkas einfand. Doch kaum begann er sie mit Liebesbetheuerungen zu umgarnen, als Georg plötzlich wie ein Rachegott mit zornfunkelnden Augen eintrat. Katinka that zu Tode erschreckt und entfloh, Russu aber blieb wie vernichtet stehen. Angstbebend und widerstandsunfähig ließ er furchtbare Rache an sich nehmen. Zuerst rasirte ihm der Strafende Bart und Kopfhaar zur Hälfte weg, dann entkleidete er ihn, strich ihn vollständig mit Theer an und beförderte ihn so mit so kräftiger Fußbewegung auf die Straße. Man hat ihn noch nicht wiedergesehen, doch seine Anzeige bei der Polizei machte sein unglückliches Abenteuer bekannt und die ganze Gegend lacht noch immer auf Kosten des alten Schürzenjägers.

— Wie deutsche Geheimakten aufbewahrt werden, ist zur Zeit des Dreyfus-Prozesses ein recht interessantes Thema. Im Reichsmarineamt beispielsweise, in dem großen Gebäude an der Ecke der Königsgrätzer und Voßstraße zu Berlin, das früher einen Theil des Reichseisenbahnamts beherbergte, befindet sich neben einem Bureauzimmer ein einfensteriges Zimmer, das lediglich der Aufbewahrung von Geheimpapieren dient. In diesem Zimmer sind der Fußboden, die Wände und die Decken durch Eisen- und Stahlplatten gegen Einbruch und Feuer gesichert, ebenso die Thür, die dreifach verschlossen wird. Das einzige Fenster hat starke Gitter und wird im Innern noch doch Panzerplatten gesichert. Das Zimmer hat ungefähr 20 Geviertmeter Bodenfläche. Die Geheimakten liegen in drei großen Schränken, die stärker sind als die stärksten Geldschränke und in der Höhe etwa 2, in der Breite $1^1/_2$ und in der Tiefe 1 Meter messen. Die Schränke kann niemals eine einzige Person öffnen, weil dazu mehrere Schlüssel gehören, die sich stets bei verschiedenen Personen befinden. Zwei Schränke stehen an den mit einem Oelanstrich versehenen Wänden, einer zwei Meter von dem Fenster entfernt. Einen Tisch oder einen Stuhl enthält das Zimmer nicht. Nachts wird es von einem besonderen Wächter beaufsichtigt, der eine Kontroluhr zu stellen hat.

— Modern. Sie: „. . . Lieber Arthur, ich habe mich den Winter über an der Riviera gar nicht erholt — ich möchte jetzt doch noch mit Emmy nach Ostende!“ — Gatte: „Ja, was glaubst Du denn, Bertha?! Wo soll ich denn das Geld hernehmen?“ Sie: „O, ich habe mich schon im Auskunftsbureau über Deine Verhältnisse erkundigt und weiß bestimmt: Deine Mittel erlauben uns Ostende!“

Sinnsprüche.

O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen!
Das ist dein Schönstes, daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen;
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlor'nen Tagen.

Lenau.

* * *

Sag mir, wie trägst du so behaglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär ich nicht auch unerträglich gewesen.

Goethe.

* * *

Beklage dich nicht auf deinem Pfad,
Daß dir's an Raum zum Handeln fehle;
Ein jeder Klang aus voller Seele
Ist eine wirkungsvolle That.

Geibel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 203. Donnerstag, den 7. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

32 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Helene!“ sagte er leise. Ein glückliches, fast kindliches Lächeln lag auf seinen Lippen und in seinen Augen.

„Ich glaubte, Sie wären nicht im Theater!“ flüsterte sie.

„Sie haben mich nicht ein einziges Mal angesehen! Wenn die Blüthe da ...“ er zeigte auf die Rose, „nicht zu mir gesprochen hätte, würde mir Ihr Verhalten keine Hoffnung gelassen haben.“

„Hoffnung?“ — —

Sie stützte sich an die Coulissenwand. In den duftigen Röcken aus rosenrother Seidengaze glich sie wirklich einer verkörperten Centifolie, aus deren erblühtem Kelche der feingegliederte Oberkörper einer Elfe ragte.

„Ich liebe Sie, Helene,“ sagte er mit vibrirender Stimme, „ich habe vielleicht nicht den passenden Ort für mein Geständniß gewählt, aber es mußte doch endlich heraus. Ich konnte mich nicht länger in Zweifeln verzehren, ich muß Gewißheit haben, ob ich Ihnen ganz gleichgültig geblieben sei oder nicht. Sie dürfen nicht an meiner ehrlichen Gesinnung und an meinen ehrenhaften Absichten zweifeln. Antworten Sie mir deshalb aufrichtig, Helene! Darf ich mich bemühen, mir auch Ihre Liebe zu erringen?“

„Sie haben Ihre Worte nicht überlegt,“ erwiderte Helene tonlos, „eine Tänzerin und Sie .... eine tiefe Kluft gähnt zwischen unseren gegenseitigen Stellungen ....“

„Das dachte ich auch,“ sagte Georg bewegt, „ich habe mich eigentlich schon den ersten Abend, als ich Sie kennen lernte, in Sie verliebt, wenigstens interessirten Sie mich; ich habe noch sehr oft an Sie gedacht und ich würde Ihnen nachgespürt und Sie aufgesucht haben, wenn Sie keine Tänzerin gewesen wären. Ich bin in behäbigen bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen und nach strengen moralischen Grundsätzen erzogen. Ich bin kein einseitiger, verknöcherter Pendant, aber ich war bisher überzeugt, daß bei aktiven Künstlerinnen ein anderer moralischer Maßstab angelegt werden müsse als bei den jungen Mädchen unserer Familien, und besonders bei Tänzerinnen kommt man leicht auf die Vermuthung, daß ihre Grundsätze und Lebensanschauungen ebenso leichtfüßig und geschürzt seien, als sie selber .... So dachte ich früher .... seitdem ich Sie liebe, ist mein Vertrauen zu Ihnen ebenso grenzenlos wie meine Liebe!“

Helene sah zu Boden; sie kämpfte mit aufsteigenden Thränen. So grenzenlos vertraute er ihr und sie war so grenzenlos schlecht. So tief gefallen! O warum war sie nicht doch gut geblieben! Dann wäre sie jetzt glücklich gewesen, dann hätte sie die Augen zu ihm aufschlagen dürfen, dann hätte sie mit gutem Gewissen sagen können: Ich bin arm, aber rein — — — und nun — — —

„Ich bin auch nicht reich,“ sprach Georg, als hätte er ihre Gedanken errathen, weiter, „ich muß die Meinen unterstützen. Aber ich verdiene genug, um noch einen Hausstand unterhalten zu können. Wenn Sie noch eine kurze Zeit, vielleicht ein halbes Jahr warten wollten — — aber vor Allem muß ich Ihre Antwort auf meine Frage haben. Bin ich Ihnen dennoch gleichgültig?“

Er bog sich vor und nieder zu ihr und sah ihr tief in die Augen ... „Bin ich Ihnen gleichgültig, Helene — —“

„O Gott — nein — —,“ murmelte sie.

Da hielt er sie umfangen und küßte sie heiß und innig.

„Mein Lieb,“ flüsterte er berauscht, „meine Rose!“

Unten intonirte das Orchester wieder eine rauschende Weise. Auf der Bühne begann wieder ein Ballet, zu dem die Tänzerinnen aus ihren Logen in die Coulissen eilten. Die drückend heiße Luft starrte von Puder- und Blüthenduft und den verschiedenen Odeurs,

mit denen sich die Balleteusen und Spezialitäten parfümirten.

„Rosen waren immer meine Lieblinge," sagte Georg zärtlich, „ihr Duft, ihre Schönheit bezauberten mich. Du meine einzige holde Rose!"

Helene löste sich aus seiner Umarmung; sie kam sich wie von einem glücklichen Traum befangen vor. In der Seligkeit des Augenblicks hatte sie die finstere Gewalt, in der sie ihr Leben gegeben, vergessen.

„Ich muß gehen," sagte sie seufzend.

„Wann sehen wir uns wieder?"

„Wann Sie wollen."

„Wann Du willst. Darf ich Dich in Deiner Wohnung aufsuchen?"

Helene bejahte und nannte ihre Adresse. Noch ein Händedruck. Dann schlüpfte sie in ihre Loge.

Zu Hause kam sie erst ordentlich zur Besinnung. Sie stand nun zwischen zwei Mächten! Auf der einen Seite das beseligende Bewußtsein, geliebt und von dem geliebten Manne begehrt zu werden, auf der anderen das Gefühl, sich einer Gewalt verschrieben zu haben, die sie auf immer von einem reineren Glücke trennte. Beide Mächte schickten ihre Truppen in's Gefecht, beide hatten ihre Vertheidiger. Helene brütete dumpf vor sich hin.

Wäre sie doch arm geblieben! Warum folgte sie dem Versucher! Jetzt wußte sie, daß man unter Umständen in dürftigen Verhältnissen tausend Mal glücklicher sein kann, als in üppiger Umgebung. Wie gern hätte sie alles hingegeben, wenn sie die letzten Monate damit hätte ungeschehen machen können. Wie sie die todte Pracht, die ihr so viel gekostet hatte, haßte!"

Helene dachte hin und her. Durfte sie das Vertrauen des jungen Mannes so schmählich täuschen? Durfte sie seine Liebe dadurch lohnen, daß sie ihre dunkle Vergangenheit an seinen fleckenlosen Namen befestigte? Wäre denn das nicht ehrlos, schlecht?"

„Und doch kann ich ihn nicht lassen, denn ich liebe ihn!" rief sie schluchzend, „mein Gott, vergib mir meine Schuld! Es ist das erste Licht, das mir das Schicksal in meinem Leben aufgehen läßt und das sollte eine Verirrung auslöschen, damit es wieder Nacht um mich wird, bis an mein Ende! Bin ich nicht auch nur ein Mensch voller Irren und Schwachheit und würden nicht viele, viele, ja die meisten in meiner Lage auch der Versuchung erlegen sein? Und ich will mich bessern und wieder ein anderes, besseres Leben beginnen. Ich will seine Liebe mit meinem Leben belohnen — — ich will ihn beglücken, ich will — —"

Sie lächelte — lieblich, unschuldig wie ein Kind.

Nach einer Weile ergriff sie die Feder und schrieb an Fürst Raczenyi.

Sie schrieb ihm, daß sie sich veranlaßt sähe, ihre Beziehungen zu ihm aufzugeben. Er möge nichts unternehmen, sie umzustimmen; es sei doch alles vergebens; ihr Entschluß stehe fest.

Nachdem sie den Brief beendet und couvertirt hatte, schickte sie sofort die Zofe damit zur Post, dann begab sie sich zur Ruhe und schlief, von lieblichen Träumen umgaukelt, bis in den hellen Morgen.

Sie war so selig. Sie liebte zum ersten Male und wurde wiedergeliebt.

Vor dieser Lichtgestalt mußten die dämonischen Grimassen finsterer Erinnerungen weichen.

12. Kapitel.

Der Uebel größtes . . . .

Wenige Tage nach jenem Begebniß, das wieder eine entscheidende Wendung in Helenen's Leben verursachte, trat eines Vormittags ihr Pflegebruder, Hermann Scharwenzel in ihr Boudoir.

Helene nahm gerade ihr zweites, aus einem Glas Wein und einem belegten Brödchen bestehendes Frühstück ein. Von der Stunde, in der sie sich gelobte, wieder ein besseres Leben zu beginnen, hatte sie auch gleich angefangen, durch Beschränkung ihrer Ansprüche diesen Entschluß praktisch zu bethätigen. Die Köchin und die Zofe waren auf den ersten des kommenden Monats gekündigt. Bis zu dieser Zeit wollte sie die luxuriöse Einrichtung verkaufen und sich dafür einen einfachen bescheidenen Hausstand gründen. Der Ueberschuß sollte dem Unterstützungsfonds des Ballets zu Gute kommen.

Soeben brachte ihr der Postbote Raczenyi's Antwort auf ihre Zeilen.

„Weit entfernt, Ihnen Ihre Aufforderung übel zu nehmen, meine theuere Helene," schrieb er, „gebe ich Ihnen mein Wort, Sie vorderhand nicht durch meine Besuche zu belästigen. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß Ihre ungnädigen Zeilen nicht einem ernsten Entschluß, sondern vielmehr einer Laune entsprungen sind. Ich gebe deshalb nicht die Hoffnung auf, mir Ihre Gunst dennoch eines Tages wiederzugewinnen; bis zu diesem Zeitpunkt, der hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten läßt und den ich schon erhaschen werde, verbleibe ich Ihr treu ergebener und stets dienstbereiter Freund Antonius."

Helene warf das Billet in den Kamin und freute sich, als eine Flamme es anlockte und verzehrte.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Hundeverbot vor Gericht.

Die vielerörterte Frage, ob ein Gastwirth strafbar sei, wenn sich sein Hund im Gastzimmer aufhält, ist nun auch vom Oberlandesgericht verneinend entschieden und damit ein prinzipieller Entscheid getroffen worden. Wir geben nachstehend die Prozeßgeschichte wieder, wie sie sich bis zur obersten Instanz abgespielt hat:

Der Gastwirth Johann Deppisch in Eichstätt war wegen einer Uebertretung nach Art. 83 Ziff. 3 des P.-St.-G.-B. mittelst Strafbefehls zu 3 M. Geldstrafe verurtheilt worden, weil er am 24. Dezember v. Js. in seinem eigenen öffentlichen Gastlokal seinen Hund herumlaufen ließ, obwohl auch in Eichstätt das „Mitnehmen von Hunden in öffentliche Wirthszimmer" verboten ist. Deppisch erhob gegen diesen Strafbefehl Einspruch, weil nach seiner Ansicht dem Wirth nicht verboten werden könne, seinen Hund in seinem eigenen Wirthszimmer zu dulden, und weil er in dieser vielumstrittenen Frage endlich einmal eine oberstrichterliche Entscheidung herbeiführen wollte. Der Einspruch hatte auch thatsächlich den Erfolg, daß Deppisch vom Schöffengericht am Amtsgericht Eichstätt freigesprochen wurde. In den Urtheilsgründen war u. A. ausgeführt, schon der Ausdruck: Wer Hunde „mitnimmt", wird bestraft, 2c. weise darauf hin, daß sich das Verbot nur auf dritte Personen, nämlich die Gäste bezieht, nicht aber auf den Wirth selber; das Mitnehmen eines Hundes in ein Lokal setzt voraus, daß der Mitnehmende nicht in einem so innigen Verhältniß zu dem Lokal steht, wie der Wirth selbst. Außerdem geht aber diese Auslegung des Gesetzes aus den betr. Landtagsverhandlungen klar hervor. Art. 83 Ziff. 3 entspricht genau dem Art. 142 Abs. 1 Ziff. 3 des alten P.-St.-G.-B. Bei Berathung dieses Artikels wurde im Gesetzgebungsausschuß ausdrücklich die Frage aufgeworfen, ob sich das Verbot des Mitbringens von Hunden auch auf den betr. Wirth erstrecke und diese Frage wurde verneint.

Gegen dieses freisprechende Urtheil legte der Amtsanwalt Berufung ein, diese wurde aber vom Landgericht Eichstätt als Berufungsgericht verworfen. Das Berufungsgerichts sprach in seinen Urtheilsgründen u. A. aus, es liege zwar im vorliegenden Falle zweifellos ein „Mitnehmen" im Sinne des Art. 83 des P.-St.-G.-B. vor. Denn unter „Mitnehmen" eines Hundes ist nach dem Zwecke des Gesetzes zu verstehen, wenn der Herr und der Hund gleichzeitig im Lokale verweilen, bezw. wenn der Herr seinen Hund nicht aus dem Lokal entfernt; dies habe aber Deppisch nicht gethan. Trotzdem verwarf das Berufungsgericht die amtsanwaltschaftliche Berufung, weil es ebenfalls der Ansicht war, daß das Verbot des Art. 83 sich auf die Wirthe selbst nicht bezieht. Maßgebend für diese Anschauung waren auch für das Berufungsgericht die Verhandlungen im Gesetzgebungsausschuß; Abg. Dr. Weiß führte damals aus, es könne natürlich den Wirthen nicht verwehrt sein, ihren eigenen Hund in ihrem eigenen Lokal bei sich zu haben und gegen diese Ausführung wurde von keiner Seite Widerspruch erhoben.

Gegen das berufungsgerichtliche Urtheil legte der Staatsanwalt Revision ein. Diese ist u. A. damit begründet, es würde durch eine solche Auslegung der Zweck des Gesetzes, nämlich der Schutz der Gäste vor der Belästigung durch Hunde einfach illusorisch gemacht. Es bestehe absolut kein Grund, für den Wirth eine Ausnahme zu machen, der Wortlaut des Gesetzes lasse auch nicht im geringsten auf eine solche Ausnahme schließen, und daran ändern auch die Ausführungen des Abg. Dr. Weiß nichts. — Staatsanwalt Dr. Harburger am Oberlandesgericht beantragte die Verwerfung der staatsanwaltschaftlichen Revision. Schon aus den thatsächlichen Feststellungen, wie sie vom Berufungsgericht getroffen wurden, gehe hervor, daß hier von keinem „Mitnehmen" des Hundes die Rede sein kann. Der Hund war nämlich, während sich Deppisch in der Küche befand, durch die offene Thüre ins Gastlokal gelaufen. Das „Mitnehmen" setze aber doch eine Thätigkeit des Mitnehmenden voraus. Würde man dem Wirthe verbieten, daß sein Hund sich überhaupt im Gastlokale vorfindet, so müßte er den Hund fortwährend angehängt lassen, weil sonst stets Gefahr bestünde, daß der Hund durch die offene Thüre ins Lokal läuft. Anders verhält sich natürlich die Sache, wenn die Gäste ihre Hunde in ein öffentliches Wirthszimmer mitnehmen. Mit Recht habe der Erstrichter auf den Ausdruck „Mitnehmen" ein Gewicht gelegt. Dieser Ausdruck setze etwas Fremdes voraus, das nicht hineingehört. Auch die betreffenden Landtags-Verhandlungen sind durchaus zwingender Natur. Die Aeußerungen des Abgeordneten Dr. Weiß sind nicht etwa blos zufällig, sondern sehr deutlich. In dem betreffenden Sitzungs-Protokoll heißt es, Dr. Weiß erklärte es als selbstverständlich, daß die Wirthe ihre eigenen Hunde in ihr eigenes Lokal einlassen dürfen; diese Anschauung fand keinen Widerspruch, sondern der Artikel wurde einstimmig angenommen. Es war also der ganze Gesetzgebungsausschuß darüber einig, daß das Verbot sich nicht auf den Wirth selbst beziehen solle. Auch die Kommenta-

toren vertraten, so weit sie sich überhaupt mit dieser Frage beschäftigten, diese Anschauung, eine gegentheilige oberstrichterliche Entscheidung besteht auch noch nicht, ebenso wenig aber eine zustimmende; es handelt sich also um eine ganz neue Frage, die aber lediglich im verneinenden Sinne entschieden werden kann. — Das Oberlandesgericht verwarf die staatsanwaltschaftliche Revision unter Ueberbürdung der Kosten auf die Staatskasse. Die Urtheilsgründe decken sich im Wesentlichen mit den Ausführungen des Staatsanwalts Dr. Harburger.

Mannigfaltiges.

— Die Launen des Betrügers. Vor einiger Zeit fuhr ein eleganter junger Mann im Fiaker vor dem Pester „Grand Hotel Hungaria" vor. Der Fremde, der sich Alexander Koßlovsky de Rosinsky nannte, erhielt natürlich den schönsten Salon des Hotels angewiesen. „Sprechen Sie mich immer „Herr Reichsgraf" an!" befahl dann der Gast dem Kellner. Später bestellte sich der Reichsgraf einen Fiaker zur Spazierfahrt. Es fuhren fünf bis sechs Fiaker vor, der vornehme Herr schickte sie jedoch weg, „da er nur mit Gummirädern versehene Equipagen benützen könne". Auch eine solche wurde natürlich beschafft. Gleich den ersten Tag seines Aufenthalts benützte der Herr Reichsgraf, laut „Hann. Kur.", dazu, das „Pester Leben" gründlichst kennen zu lernen. In dem Vergnügungslokale „Oes-Budavar" machte der Herr Graf bald die Bekanntschaft vieler Personen aus dem Publikum und veranstaltete mit ihnen sehr lustige Zechgelage. Die Gesellschaft trank Champagner, der polnische Gastgeber merkwürdigerweise nur — Slivovitz. Hatte er ein Glas geleert, so warf er es regelmäßig zur Erde oder gegen die großen Spiegelscheiben, die in Trümmer gingen. Um 3 Uhr früh kam ihm plötzlich der Einfall, er wolle mittels „Separatzuges der elektrischen Untergrundbahn" nach Hause fahren. Seine Freunde mußten zur Direktion dieser Eisenbahngesellschaft eilen, der man für diesen „Spaß" bis zu 10000 Gld. bot, aber Alles war vergeblich, die Direktion ließ mittheilen, daß der erste Zug um 6 Uhr früh abgelassen würde und die Herren dann für 10 Kreuzer nach Hause fahren könnten. Einen andern „Spaß" machte sich am nächsten Tage der edle Pole damit, daß er acht Stunden lang auf ein und derselben Strecke der elektrischen Bahn hin und her fuhr. Der Herr Graf hatte auch die merkwürdige Gewohnheit, des Nachts einige Zigeunermusiker mit in seinen Fiaker zu nehmen und sich während der Fahrt polnische Weisen vorspielen zu lassen. Dies tolle Leben dauerte einige Monate, bis endlich über den Abenteurer, der sieben Wohnungen auf einmal gemiethet hatte, das Verhängniß hereinbrach. Es traf nämlich eine Kurrende der Warschauer Behörde in Pest ein, laut welcher der „Herr Reichsgraf" von einem Detektiv bald als der steckbrieflich verfolgte russische Defraudant Severin Augustinovitsch erkannt und verhaftet wurde. Augustinovitsch, der in Warschau 20000 Rubel unterschlagen hatte, flehte bei seiner Festnahme, man möge ihn nicht an Rußland ausliefern, „er wolle lieber ungarischer Unterthan werden, nur um nicht in seiner Heimath mit der Verschickung nach Sibirien bestraft zu werden!" Sein Wunsch kann leider nicht berücksichtigt werden, und so wird wohl der Herr Reichsgraf aus Warschau bald in den Eisfeldern Sibiriens über das „Pester Leben" nachdenken können.

— Ein kluger Hund. Ein Engländer, der etwa ein Jahrzehnt in Paris gewohnt hat, erzählt in einer Londoner Zeitschrift unter anderen Erinnerungen folgendes Geschichtchen, das dem Geschäftssinn der Pariser ein glänzendes Zeugniß ausstellt: Jedesmal, wenn er über die Brücke des Saints-Pères schritt, warf sich ein furchtbar schmutziger Hund vor ihm hin und beschmutzte ihm stark die Stiefel. Alsdann erschien von der anderen Seite der Brücke ein Stiefelputzer, der sich erbot, ihm die Stiefel zu reinigen. Das erste Mal achtete er nicht weiter darauf. Das Manöver wiederholte sich aber an den folgenden Tagen. Er beobachtete nun den Hund und fand bald heraus, daß — der Hund auf den Mann dressirt war. Es war auch sonst ein sehr schlauer Hund, die ärmlich Gekleideten ließ er ruhig vorübergehen, aber auf die Stiefel der Vornehmen stürzte er sich mit einer wahren Wuth.

— Aus der Schule. Lehrer: „Ich werde Dir einmal ein Exempel aufgeben. Sieben Knaben wollen baden gehen, aber zweien wird's nicht gestattet. Wieviel gehen nun ins Wasser?" Schüler: „Alle sieben."

— Mißtrauisch. Mutter (zu Fritz, der das erste Mal photographirt werden soll): „Aber heul' doch nicht, Fritz, Dir passirt doch nichts, das dauert doch nur einen Augenblick!" — Fritz: „Ja, das hast Du neulich beim Zahnarzt auch gesagt!"

— Unter Freundinnen. „Denke Dir, unsere Freundin Ida hat sich mit einem 45jährigen Mann verlobt. Netto 20 Jahre Altersunterschied!" — „Unmöglich. Für 65 hätte ich sie doch nicht gehalten!"

— Bedingt. Tourist (begeistert): „Ja, auf den Bergen wohnt die Freiheit!" — Führer: „Wann S' net verheirath' san!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 204. Samstag, den 9. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

33 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Donnerwetter Lene — —“ sagte Hermann, sich umschauend, „das lasse ich mir gefallen! Seid doch eine glückliche Bande, Ihr Frauenzimmer. Ein hübsches Lärvchen, ein paar funkelnde Augen und etwas Liebenswürdigkeit und die gebratenen Tauben fliegen Euch nur so in den Mund, während wir armen Teufel uns abplagen müssen, eine ungerupfte zu fangen. Hast recht gethan, Lene. Würde es auch so gemacht haben an Deiner Stelle . . .“

Er zog ein Taschenreservoir hervor und entnahm demselben eine brennende Zigarre.

„Darf man hier rauchen?“

Helene nickte.

„Ich habe Dich lange nicht gesehen, Hermann. Wie geht es Dir?“

Hermann Scharwenzel warf sich in einen Sessel. Er war immer ausnehmend elegant gekleidet

„Wie es mir geht, Lene? Ganz famos. Ja, die olle Kugelakrobatin, die Fortuna, hat uns beide stammverwandten Seelen zu Besonderem auserlesen. Hm . . . . was ich sagen wollte . . . . Wie ich gehört habe, ist Fürst Raczenyi Dein spezieller Mäcen . . . .“

Helene erbleichte.

„Was soll's?“ fragte sie kurz.

„Hm . . . Wollte nur sagen, wenn Du's gescheidt anfängst, wenn Du die Schlinge geschickt drehst und sie dem Alten über den Kopf wirfst . . . ich meine, so 'nem bildsauberen, gescheidten Mädel wie Du dürfte das nicht schwer fallen . . . also wenn der Olle auf den Leim ginge und Dich heirathete, könnten wir uns noch einmal versippen.“

„Was soll das heißen?“ fragte Helene kalt.

„Der Fürst hat eine Prinzessin . . . wollte sagen eine Nichte, Prinzessin Irma Raczenyi.“

„Nun?“

Hermann Scharwenzel legte die Zigarre aus der Hand und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Erlebte neulich ein kurioses Abenteuer. Gehe eines Tags . . . in der Dämmerung — die Dorotheenstraße hinunter. Kommt da von oben ein Schlitten angaloppirt. Pferde . . . prachtvolle Bestien — rasen nur so hin und der Kutscher schwenkt und schreit wie besessen. Natürlich springe ich zu und greife in die Zügel. Im Moment stehen die Viecher. Plötzlich springt ein Frauenzimmer aus dem Schlitten . . . und . . . Rebebabeleb . . . schnauzt sie den Kutscher in einem fremden Kauderwelsch an. Dann macht sie Kehrt und sieht mir in's Gesicht . . . Lene! Ich sage Dir . . . Ein Weib! Ein seltenes Weib! Schön wie Venus und Augen! . . . Wie Karfunkelsteine! „Sind Sie nicht der Mann, der neulich im Eiskeller über „die Stellung des Arbeiters im Kulturkampfe“ redete?“ „Zu dienen, gnädigstes Fräulein!“ „Dann wünsche ich Sie kennen zu lernen, Sie interessiren mich. Kommen Sie morgen Nachmittag gegen sechs Uhr zu mir . . . Prinzessin Raczenyi, Straße Soundso, Nummer Soundso . . . Guten Tag . . .“ Schwapps ist sie wieder im Schlitten und Schwupps greifen die Pferde aus und ehe ich mich noch besinne, stehe ich allein auf der Straße und von Pferden und Schlitten und Prinzessin keine Spur mehr.“

„Sehr interessant,“ bemerkte Helene, „und weiter?“

„Seit der Zeit verkehre ich nun täglich im Palaste Raczenyi's,“ sagte Hermann, sich in die Brust werfend. „Ein Frauenzimmer, versichere ich Dir! Ein seltenes Frauenzimmer! Durchdrungen von Sozialismus. Eine echte Sozialdemokratin!“

„Die Prinzessin?“ fragte Helene spöttisch, „doch wohl nur in der Theorie?“

„Auch in den höheren Gesellschaftsschichten gibt es edeldenkende Menschen, die sich für die Ideale des Volkes begeistern,“ erwiderte Hermann Scharwenzel pathetisch „und die mit uns Enterbten sehnsüchtig der Erlösungsstunde aus dunklen, krankhaften Verhältnissen

und des neuen Tages goldener Freiheit harren. Die Prinzessin gehört zu diesen."

„So! Und wie denkt sich Deine Prinzessin ihre Stellung in dem großen Arbeitshause der Zukunft, mit welchem Ihr Sozialisten die Menschheit beglücken und sie durch eiserne Disziplin zu Arbeiten zwingen wollt, die ihr von „oben" herab zudiktirt werden?"

Hermann Scharwenzel erhob sich und trat dicht an Helene heran.

„Kannst Du schweigen?" raunte er ihr zu.

„Warum?"

„Die Prinzessin liebt mich."

„Also . . ."

„Werde ich sie heirathen."

Helene sah ihrem Pflegebruder fest in die Augen.

„Hermann!" sagte sie ernst, „glaubst Du wirklich, daß die Prinzessin ihren durchlauchten Namen in den einer Frau Scharwenzel verwandeln wird?"

„Sie wird es; sie liebt mich."

„Du Thor, Du Narr," sagte Helene verächtlich, „man müßte Deine Leichtgläubigkeit und Deinen Dünkel verspotten, wenn Du nicht so zu bemitleiden wärest. Du wirfst bei jeder Gelegenheit mit Phrasen von „Gleichberechtigung" und „Idealen" u. s. w. um Dich und doch kennst Du keinen größeren heißeren Wunsch als den, selber eine hohe Stelle zu bekleiden und reich zu sein. Du leidest notorisch an Größenwahn. Du kranktest schon von jeher daran. Jetzt, wo es einer vornehmen Dame gefällt, sich mit Dir zu unterhalten und Dir zum eigenen Zeitvertreib ein wenig Freiheit einzuräumen, siehst Du Dich schon im Geiste als Prinzgemahl und Gebieter der Raczenyi'schen Familiengüter. Hermann besinne Dich doch! Mach' Dich doch nicht lächerlich. Erniedrige Dich doch nicht soweit, Dich als Spielzeug eines Weibes benutzen zu lassen, das sie eines Tages, wenn es ihr leid geworden, zerbrechen wird."

„Sehr schön gesprochen, Lene," meinte Hermann phlegmatisch, „aber Du kennst die Sachlage nicht. Es ist etwas um mich herum, etwas . . . ein Geheimniß. Später sollst Du alles erfahren. Ich wollte Dir nur im Vorübergehen Guten Morgen sagen. Jetzt habe ich keine Zeit länger . . . Adieu."

Helene nöthigte ihn nicht zum Bleiben; ihre Verabschiedung von ihrem Pflegebruder fiel ebenso kühl und gemessen aus, wie es ihre Begrüßung gewesen war.

An der nächsten Straßenecke blieb Hermann Scharwenzel stehen und wartete auf eine in den Westend fahrende Pferdebahn.

„Es hilft alles nichts," simulirte er, „ich muß die Alte noch einmal anzapfen. Sie wird schön Radau machen, aber ich kann ihr nicht helfen. In der Noth frißt der Teufel Fliegen."

Fünfzehn Minuten später trat er in das Portal des Roß=Laten'schen Hauses.

„Ich wünsche die Frau Baronin zu sprechen," sagte er in hochfahrendem Tone zu dem ihm entgegenkommenden Diener.

„Die Frau Baronin ist unpäßlich; niemand wird vorgelassen," entgegnete der Lakai ebenso von oben herab.

„Melden Sie mich; sie wird meinen Besuch annehmen," befahl Hermann Scharwenzel.

„Ich habe Befehl, niemand zu melden," sagte der Lakai, „mehrere Besucher sind schon abgewiesen."

Hermann riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb einige Zeilen darauf und klebte den Zettel mit einer Oblate zusammen.

„Bringen Sie dies der Baronin," sagte er herrisch, „ich muß sie sprechen; ich bin überzeugt, sie wird mich nicht abweisen lassen."

Der Bediente maß den so selbstbewußt auftretenden jungen Mann mit mißtrauischen Blicken; dann nahm er aber doch den Zettel und entfernte sich zögernd.

Während des kurzen Hin und Hers hatte sich, von beiden unbemerkt, im Hintergrund des Vestibuls eine Thür geöffnet, aus der Baron Paul trat.

Beim Erblicken des Fremden blieb er stehen und beobachtete den kleinen Vorgang. Als der Bediente die Treppe hinaufstieg, schritt er auf den ihm persönlich Unbekannten zu.

„Was wollen Sie?" fragte er barsch.

„Die Baronin sprechen!" antwortete Hermann Scharwenzel kurz.

„Sie hörten doch, daß die Baronin leidend sei und keine Besuche empfange!"

„Oho! Mich wird sie schon empfangen," sagte Hermann Scharwenzel herausfordernd.

„Unverschämter Patron," donnerte der Baron, „entweder Sie verfügen sich auf der Stelle hinaus oder ich lasse Sie durch meinen Bedienten auf die Straße befördern."

„Nur gemach, mein Bester!" entgegnete Hermann Scharwenzel unverfroren, „so geht das nicht."

„Von Ihnen lasse ich mir überhaupt gar nichts befehlen. Was Sie sind, bin ich alle Tage. Auf Ihren Baron pfeife ich und was Ihre Stellung am grünen Tisch betrifft . . . hahaha . . . man kennt das . . . anderthalb Loth Protektion in der Westentasche gelten dort mehr als dreißig Loth Verstand in der Hirnschale . . . ich . . ." (Forts. folgt.)

Von der Pariser Weltausstellung.

Die Weltausstellung wirft diesmal ihre Schatten lange voraus. Eine ganze Reihe neuer Merkwürdigkeiten, Schaustellungen und Vergnügungsanstalten sind schon für diese in Betrieb. Vor einigen Tagen wurde das Riesentheater Columbia eröffnet, das sechstausend Menschen faßt, während bis fünfzehnhundert Personen auf der Bühne wirken, dabei von Elefanten, Kameelen, Pferden, Eseln u. s. w. unterstützt werden. Die Bühne ist doppelt so groß als die der Großen Oper, weshalb auch ein Ballet von sechshundert Tänzerinnen aufgeführt werden konnte. „Für die Ziffern will ich nicht besonders stehen," schreibt der Gewährsmann der „Voss. Ztg.", „da die Veranstalter keine Ursache haben, zu niedrige Zahlen in ihren prunkenden Ankündigungen zu gebrauchen. Ueber das Feststück der Eröffnung läßt sich nur sagen, daß es uns an den Hof in Konstantinopel, in die Wüste, auf ein Fest in Afrika, ein Volksfest in Alt-London u. s. w. führt. In der Wüste sehen wir einen Sturmschritt der Beduinen auf arabischen Pferden. Bei einem Ballet schlägt jede Gruppe durch Glockengeläute eine Note an, wodurch eine eigenthümliche berauschende Musik entsteht, die das starke Orchester verstärkt. Auf einem Wasserbecken, das den Bosporus bei Konstantinopel vorstellt, schweben Tänzerinnen auf sehr geschickt darüber geschobenen leichten Brücken bis an die Zuschauer heran. Die vielfarbigen, mit glitzerndem Tand behangenen Gewänder der Tänzerinnen und sonstigen Künstler spiegeln sich lebhaft im Wasser ab, die elektrische Beleuchtung wirkt wundervoll. Alle Trachten sind überaus prunkvoll, die Bilder großartig und mannigfaltig, wechseln dabei fortwährend, so daß das Auge überflüssig wird. Die Musik ist kräftig, die Chöre greifen prächtig ein. Von Inhalt und Zusammenhang ist natürlich bei solchem Zauberstück keine Rede.

Das Riesentheater wurde innerhalb weniger Monate aus Eisen, Backstein, Holz errichtet, ist glanzvoll ausgeschmückt; der Unternehmer, Bolloffy Kiralfy, hat mit einem solchen Theaterunternehmen schon in New-York, Chicago, London u. s. w. glänzende Geschäfte gemacht, besitzt daher Erfahrung und geschulte Truppen. In Paris befindet sich sein Theater an der Porte Maillot (Bois de Boulogne), dicht am Wallgraben, neben der Kapelle zum Andenken des an dieser Stelle verunglückten Herzogs Ferdinand von Orleans (Sohn Ludwig Philipps).

Weiterhin ist eine mehrstöckige riesige russische Rutschbahn angelegt, die ein wahres Labyrinth, eine Reise durch allerlei Landschaften erlaubt. Hundert Schritte weiter werden Seeschlachten aufgeführt. Das mächtige Gebäude umschließt ein Becken von etwa 40 Meter im Geviert, auf dessen Wassern sich ein Schock Kriegsschiffe verschiedener Größe tummeln. Die Bewegungen sind schnell und geschickt, es wird geschossen, geentert, geschrieen, getobt in jeder Weise. Natürlich glänzende Ausstattung, schwungvolle Musik, blendende Beleuchtung, bei der sich Alles im Wasser wiederspiegelt, vergrößert, vervielfältigt, und das Schauspiel ins Ungemessene wächst. Selbstverständlich großer Erfolg.

Gleich am Rande des nahen Bois de Boulogne befinden sich zwei große Gartenwirthschaften mit Musikaufführungen, während ebenfalls nicht weit entfernt der Jardin d'Acclimation sein Palmenhaus durch große Concert-, Fest- und Speisesäle erweitert hat. Wir haben hier also ein halbes Dutzend großer Vergnügungsanstalten nahe beisammen, die durch ihre vereinigten Kräfte Besucher anlocken und deshalb alle Geschäfte machen.

Unter den anderen neuartigen Vergnügungsanstalten ist das Große Rad (la Grand Roue) neben dem Karussel schon einige Monate in Betrieb. Das Rad ist hundert Meter hoch, kommt daher selbst neben dem Eiffelthurm genugsam zur Geltung. Seine Schaufeln, etliche Zwanzig, sind prächtige große Kasten, einem Omnibus ähnlich, von denen wohl jeder 30 Personen faßt. Bei dem Drehen des Rades genießen die Insassen ein wechselndes Bild der Stadt. Diese Schaufeln oder Flugkörbe scheinen dann ganz in der Luft zu schweben, denn die Speichen des Rades bestehen aus Eisenstäben, die in solcher Höhe ohnedies nicht mehr zu unterscheiden sind. Doch scheinen die Besucher nicht sehr von solcher Luftfahrt angezogen zu werden; das Rad steht oft still. Deshalb sind um dieses noch Theater- und Concertsaal, allerlei Spiele und natürlich auch Anstalten zu leiblicher Pflege und Atzung eingerichtet. Das Große Rad wirkt jedenfalls als Zugkraft, indem es Neugierige anlockt.

Mannigfaltiges.

— Zeitungs-Korrespondenten in Rennes. Von den Journalisten, die mit der Mission betraut wurden, von Rennes aus über den Dreyfus-Prozeß zu berichten, wird eine große Aufopferungsfähigkeit verlangt. Sie müssen nicht blos viel Geduld haben, sondern auch Dulder sein können. Die Leiden eines solchen Spezialberichterstatters werden in launiger Weise in einem im „Daily Telegraph" veröffentlichten Briefe eines hervorragenden englischen Journalisten geschildert. „Seit der Prozeß begann," schreibt er,

„mußte ich darauf verzichten, regelmäßig meine Mahlzeiten zu mir zu nehmen, und selten konnte ich unter den besonderen Bedingungen, unter denen ich zu leben hatte, länger als vier Stunden Nachts schlafen. Ich darf mich nicht rühmen, ein eigenes Eintrittsbillet in den Gerichtshof zu besitzen. Ich muß — wie alle ausländischen Korrespondenten — mein Billet mit dem Korrespondenten eines anderen Blattes theilen. Daß ich den Gerichtshof über die mir gewährte Zeit hinaus mit meiner Anwesenheit erfreuen kann, ist nur dadurch möglich, daß ich jeden Tag von Neuem bei einem einflußreichen Bekannten vorspreche. Das ist nicht blos peinlich, sondern nimmt auch viel Zeit weg. Ich bin genöthigt, jeden Morgen um halb 5 Uhr aufzustehen, und eine Stunde später bin ich auf meinem Wege zum Gerichtshof. Dort bleibe ich, halb todt vor Hunger und Durst, bis Mittag. Um 1 Uhr bin ich in meinem Hotel und muß nun, da die Zahl der Gäste Legion ist, ruhig warten, bis ich zur Abspeisung zugelassen werde. Gegen halb 3 Uhr bekomme ich etwas zu essen. Ich habe niemals die Geduld oder die Muße gehabt, mich durch alle Gänge hindurchzuwinden. Ich nehme einfach irgend eine Speise zu mir und stürze hinaus. Was dann? Zunächst muß ich umständlich alle mir bekannten Leute, die das Glück hatten, einen Platz in der Nähe der Zeugen zu erringen, ins Gebet nehmen, da mein Wissen nur Stückwerk ist. Diese Nachforschungen kosten natürlich wieder unmenschlich viel Zeit. Dazu kommen noch andere Hindernisse. Viele Zeugen sind absolut unverständlich. Bevor ich schreibe, muß ich mir aber über das, was sie gesagt haben, ganz klar sein. Wenn ich endlich dazu komme, Papier und Feder zur Hand zu nehmen, dann fliegt die Feder über's Papier und meine Hand erstarrt zur Maschine, die stundenlang dieselben Bewegungen auszuführen hat. Wenn ich fertig bin, so spüre ich heftige Schmerzen in den Fingern. Das Arbeiten selbst macht mir Vergnügen, aber die Bedingungen, unter denen ich arbeite, sind geradezu tödtlich. Wenn der Prozeß noch lange dauert, dann muß ich unbedingt zusammenbrechen. Der tägliche Kampf um den Platz, das lange Verweilen in dem schwülen Gerichtssaal, die Anstrengungen und Kniffe, die nothwendig sind, um herauszubekommen, was der oder jener Zeuge thatsächlich gesagt hat, die Hintansetzung aller hygienischen Rücksichten, das Schreiben unter Dampfdruck endlich lassen das Leben hier als eine Art Vorbereitung zum Tode erscheinen. Ich bin natürlich nicht der einzige Korrespondent, der leidet. Wir sind alle Dulder und einige von uns mußten sogar bedauerlicherweise den Kampf aufgeben. Aber trotz alledem — ich wiederhole es: die Arbeit macht mir Freude."

— Eine schweizerische Idylle. Von einem bekannten schweizerischen Waffenplatz wird Folgendes gemeldet: Kürzlich ist hier einem „idyllischen" Zustand ein plötzliches, trauriges Ende bereitet worden. Der Herr Oberst N. N. hatte schon jahrelang die Pacht der Militärkantine inne, und in dieser Hotelier-Eigenschaft bediente er höchst eigenhändig im Verein mit seiner wackeren Frau sowohl Offiziere, als auch Soldaten, die ihre leiblichen Bedürfnisse in seinem renommirten Lokale zu stillen kamen. Da konnte man jeweilen den hohen Herrn in ehrfurchtgebietender militärischer Haltung am Büffet hantiren oder von Tisch zu Tisch eilen sehen, um Hunger und Durst ganz gewöhnlicher Rekruten zu stillen, die (O Widerspruch der Widersprüche!) unablässig kommandirten „Herr Oberst, ein Glas Bier! Herr Oberst, zwei Zigarren! Herr Oberst, eine Suppe! Herr Oberst, eine Wurst! Herr Oberst, eine Portion Käse!" Sie schienen es förmlich darauf abgesehen zu haben, die Dienste des „Herrn Obersten" recht viel in Anspruch zu nehmen; die respektvolle Bezeichnung „Herr Oberst" bei ihren Bestellungen ließen sie schon gar nicht weg. So ging es Jahr für Jahr, bis schließlich Jemand daran Aergerniß nahm. Plötzlich erhielt nun der „Herr Oberst" eine Verfügung der Militärdirektion, wonach es ihm untersagt wurde, in Zukunft die Gäste der Kantine selber zu bedienen. Damit hatte das „Idyll" ein Ende und die armen Soldaten müssen sich seither zu ihrem größten Leidwesen ihre Bedürfnisse von ganz gewöhnlichen Sterblichen befriedigen lassen. (Frkf. Ztg.)

— Wiedergegeben. Erster Herr: „Sie haben so eine lange Nase; ich habe Sie immer für einen Juden gehalten und nun sind Sie doch keiner!" — Zweiter Herr: „Da sehen Sie, wie man sich täuschen kann! Ich habe Sie Ihrer langen Ohren wegen immer für einen Esel gehalten und nun sind Sie wirklich einer!"

— Der erste Phonograph. Willie: „Papa, aus was werden die Sprechmaschinen gemacht?" Sein Vater: „Die erste wurde aus einer Rippe gemacht."

— Verfehlter Rath. „Herr Doktor, da haben Sie mir eine schöne Suppe eingebrockt, als Sie meiner Frau mehr Bewegung anriethen." — „Ja, — sagen Sie mal —" — „An die Spitze der Frauenbewegung hat sie sich gestellt, — 's ist schrecklich."

— Ablehnung. „Wollen Sie sich nicht auch dereinst in Gotha durch Feuer bestatten lassen?" „Nein, ich kann das Eisenbahnfahren nicht vertragen."

— Gesundheitspflege. Ein junger Mann engagirt bei einem Waldfest eine sehr dicke Matrone zum Walzer. Sie: „Darf ich fragen, warum Sie mich den vielen jungen Damen vorgezogen haben?" — Er: „Mein Arzt hat mir Schwitzen verordnet."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 205. Montag, den 11. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

34 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Sie sollen heraufkommen," rief der Lakai mit gedämpfter Stimme über das Treppengeländer.

Hermann Scharwenzel stieß ein höhnisch triumphirendes Lachen aus und schritt mit emporgezogenen Brauen an dem Baron vorüber.

Baron Paul sah ihm ärgerlich nach.

„Merkwürdig," dachte er, „warum empfängt Mama trotz ihrer angeblichen Migräne diesen widerlichen Menschen? Ohne Zweifel ist es dasselbe freche Galgengesicht, dem ich widerholt bei Raczenyi's aufgestoßen bin. Was hat er hier zu schaffen? Ich habe beinahe eine Ahnung, als ob es mit dem unheimlichen Patron irgend eine unangenehme Bewandtniß habe. Eigentlich ist es ja unter meiner Würde, den Lauscher zu spielen, aber wissen möchte ich doch — — — hm ... merkwürdig . . ."

Oben wurde eine Thür geöffnet und geschlossen.

Langsam stieg Baron Paul die Treppe hinauf.

Frau von Roß-Laten lag auf einem Divan. Bei Hermann Scharwenzels Eintritt richtete sie sich auf und legte die Hand an die Stirne. Sie sah sehr leidend und hinfällig aus. Die letzten Monate hatten sie furchtbar verändert. Die Züge des schönen, vordem marmorglatten Gesichts waren schlaff und durchfurcht, ihre schwarz umränderten Augen lagen tief zurückgesunken und eine fahle, krankhafte Bläße bedeckte ihre Wangen. Wer sie nur flüchtig betrachtete, kam zu der Ueberzeugung, daß ein sehr schweres Kreuz diese stolzen Schultern vornüber beugte.

„Was wünschen Sie?" fragte sie heiser, „Sie hatten mir aber versprochen, nicht wieder über meine Schwelle zu treten."

Hermann Scharwenzel setzte sich ungenirt in einen Lehnstuhl.

„Seltsam, daß Sie sich noch immer nicht an eine vertrautere Anrede gewöhnen können, liebe Mama," sagte er höhnisch, „um auf mein Versprechen zurückzukommen, so wäre das schon recht, wenn nur nicht zwischen Versprechen und Halten allerlei unberechenbare Umstände lägen."

„Fassen Sie sich kurz," stöhnte die Baronin, „was führt Sie zu mir?"

„Fragen Sie nach chère maman? Ich . . ."

„Ich verbitte mir diese Anrede," schrie die Baronin.

„Nun also . . . Regen Sie sich nur nicht auf, liebe . . . Frau Baronin. Was mich zu Ihnen führt? Natürlich das leidige nervus rerum. Ich bin wieder total abgebrannt, Sie müssen mir aushelfen."

„Ich sagte Ihnen schon einmal, daß meine Mittel gänzlich erschöpft seien," sagte die Baronin, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, „ich habe, was nur irgend anging, von meinem Eigenthum veräußert. Ich habe meine Brillanten verkauft und durch Imitationen ersetzen lassen, ich habe meinen übrigen Schmuck verpfändet, alles, um mich von Ihnen loszukaufen und Ihre unverschämten, nimmersatten Forderungen zu befriedigen. Ich glaubte nun endlich von Ihnen befreit zu sein und Sie versprachen mir, mich nicht wieder zu belästigen. Wenn Sie einen Funken Ehrgefühl in sich hätten, würden Sie Ihr Versprechen gehalten und sich geschämt haben, mich wieder anzubetteln. Aber Sie sind ein durch und durch verkommener, schlechter, ehrloser, gemeiner Mensch . . ."

„Durch Ihre Schuld," zischte Hermann Scharwenzel. „Was ich bin, das bin ich durch Sie. Was man säet, das erntet man. Ich folge nur Ihrem Beispiel . . ."

Die Baronin rang wie von innerem Schmerz gefoltert die Hände.

„Ich könnte hundert Gründe zu meiner Entschuldigung und Entlastung anführen, aber Sie würden mich doch nicht verstehen," rief sie, „meine Worte würden unverstanden von Ihnen abprallen, denn Sie haben kein Herz. Wenn ich mich verging, so habe ich das in diesen Monaten hundertfältig gesühnt. Sie

haben mich die Qualen einer Hölle durchkosten lassen; Sie sind ein Teufel in Menschengestalt . . ."

„Zur Sache," sagte Hermann Scharwenzel cynisch, „ich brauche hundert Thaler. Im Nothfalle könnte ich mich mit zweihundert Mark behelfen. Das ist das Wenigste."

„Wünschen Sie sich das Geld!" entgegnete die Baronin dumpf, „ich kann es Ihnen nicht geben und ich gebe es Ihnen nicht."

Die Züge des sozialistischen Agitators verzerrten sich zur faunischen Karrikatur.

„Das ist nicht Ihr Ernst!" sagte er mit schwerer Betonung.

„Es ist mein Ernst; ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen."

Hermann Scharwenzel spielte mit den Enden seines glänzend schwarzen Schnurrbartes. In seinen Augen funkelte die Grausamkeit eines Mörders, der sich an dem Zucken seines Opfers weidet.

„Sie müssen mir helfen," sagte er drohend, „oder ich kenne keine Rücksichten."

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können," murmelte Frau von Roß-Laten. „Sie pressen mir den letzten Blutstropfen ab und erfüllen dann doch Ihre Drohung. Ich bin mit mir fertig. Mir ist jetzt alles gleich."

„Wirklich alles?" höhnte Hermann Scharwenzel, „ich würde, falls Sie sich nicht besinnen, von hier aus direkt zu Ihrem Herrn Sohn gehen."

„Er würde Sie überhaupt nicht annehmen."

„Um so schlimmer für ihn. Ich werde ihn zu finden wissen und ihm, an welchem Orte und welcher Gesellschaft er sich immer befindet, eine interessante Periode aus der Vergangenheit seiner Mutter erzählen."

„Und ich —," tief die Baronin außer sich, „ich werde wegen Ihrer Erpressungen den Staatsanwalt auf Sie aufmerksam machen. Wer will mir nachweisen, das ich die bewußten Briefe geschrieben habe? Können Sie dieselben nicht gefälscht haben, um mich zu kompromittiren und um sie als Waffen und Erpressungsmittel gegen mich zu benutzen?"

Hermann Scharwenzel brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Theuerste Gnädigste!" rief er noch immer lachend, „Sie verfallen in Phantasien. Halten Sie mich wirklich für so naiv, diese kindlichen Faseleien für bare Münze zu nehmen? Gehen Sie getrost zum Staatsanwalt! Wir werden sehen, wer den Kürzeren zieht. Recht muß Recht bleiben. Die Herren Gerichtschemiker werden schon herausfinden, wann die Briefe geschrieben sind. Um auf besagten Hammel zurückzukommen, so versichere ich Sie daß ich eventuell auch anderweitig aus der Geschichte Kapital schlagen könnte. Ich brauchte nur mit meinen Briefen zu den Reportern gewisser Zeitungen zu gehen; ich bin überzeugt, man würde mir diesen pikanten, hoch sensationellen Feuilletonstoff theuer bezahlen. Wählen Sie also! Sie oder die Zeitungen! Von einer Seite muß ich das Geld haben. Ich bin Ihnen so gnädig. Zweihundert Mark! Solche Lappalie. Die Zeitungen sollen anders berappen . . ."

„Meinetwegen," sagte die Baronin unheimlich ruhig, „verkaufen, zertreten Sie unsern Namen, schlagen Sie Kapital aus meiner Schande, gehen Sie hausiren mit Ihrer Erzählung und verschleudern Sie sie an den Meistbieten. Ich will mich um nichts mehr grämen. Ich trage den Erlöser von Ihren Quälereien bei mir. Wenige Tropfen aus einer Phiole und alles ist vorüber. Dann bin ich Ihrer Macht entzogen. Andere werden besser mit Ihnen fertig als ich. Das ist mein letztes Wort. Ich habe mit Ihnen nichts mehr zu schaffen."

Hermann Scharwenzel stand auf. Seine Augen schossen unheimliche Blitze auf die bleiche Frau.

„Ihr letztes Wort! Gut! Sie werden sich meiner erinnern."

Er legte die Hand auf den Thürdrücker. Da rief ihn ein furchtbarer Schrei zurück, er wandte sich um . . . Ein hysterisches Schluchzen schüttelte die Gestalt der Baronin. Sie erhob sich und wankte auf Hermann Scharwenzel zu.

„Hermann . . . Hermann . . . Um Gottes Barmherzigkeit willen habe Du Erbarmen mit mir," schrie sie. „Ja, ich habe schwer an Dir und meiner Ehre gesündigt, aber keine Schuld ist so groß, die nicht durch diese entsetzliche Marter bezahlt und getilgt wäre. Kein Teufel könnte so eine furchtbare Buße von mir verlangen —! Mein Gott! Mein Gott! Alles würde ich hingeben um mich frei zu machen, wann ich noch etwas zu vergeben hätte. Ich bin so arm als Du, Hermann, ärmer vielleicht, denn Du kannst arbeiten und Du brauchst Dich nicht mit einem trügerischen Schein zu umgeben, wie ich, um vor den Augen der Welt — — Hermann — sei barmherzig — —" Ihre Stimme erstarb in Schluchzen; mit einem wilden Aufschrei sank sie zu Boden. So blieb sie wie eine vom Gewittersturm geknickte Akazie liegen.

Hermann Scharwenzel blickte mit teuflischem Grinsen auf das gequälte, gebrochene Weib zu seinen Füßen.

Minutenlang herrschte ein dumpfes, nur von dem Schluchzen der Baronin unterbrochenes Schweigen in

dem Gemache. Als Hermann Scharwenzel den Mund zu einer Entgegnung öffnete, wichen plötzlich die Flügel der Verbindungsthür zurück, die Portieren rauschen auseinander und auf der Schwelle stand Baron Paul Roß-Laten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein erfreulicher Landesherr. Man schreibt dem „Berl. Tagbl.“: Bei dem unlängst erfolgten Hinscheiden des großen Chemikers Bunsen wurde einem alten Schüler desselben, welcher vor ca. 60 Jahren in Marburg zu seinen Füßen gesessen, die Erinnerung an ein Begebniß wach, welches damals in den Kreisen der Eingeweihten viel stille Heiterkeit erregte. Als charakteristisch für jene Zeit und althessische Verhältnisse sollte es der Vergessenheit entrissen werden. Bunsen plante damals seine Reise nach Island, welche dann so wichtige wissenschaftliche Ergebnisse gezeitigt hat. Als alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, galt es noch, ein ernstes Hinderniß zu überwinden: für die Vornahme dieser längere Zeit in Anspruch nehmenden Reise bedurfte der Universitätslehrer eines Urlaubs seitens des Ministers. Im Hessenlande hätte aber damals kein Minister es wagen dürfen, selbst in einer so geringfügigen Sache eine Entscheidung zu treffen, ohne sich vorher der Einwilligung des Landesherrn, des damaligen Kurprinzen-Mitregenten Friedrich Wilhelm, versichert zu haben. Ob die zu erlangen sein würde, erschien sehr zweifelhaft, denn es war bekannt, daß der hohe Herr sehr oft die an ihn gelangenden Angelegenheiten in der unerwartetsten Weise entschied, so daß man für seine Entschließungen keinen anderen Grund ausfindig machen konnte als den: Car tel est notre plaisir! Selbst diejenigen, welchen sich sonst die fürstliche Gunst zuwandte, waren vor solchen unliebsamen Ueberraschungen nicht sicher. Eine andere, ebenso allgemein bekannte Eigenschaft des Fürsten war die, daß er jede Einwirkung fern zu halten, ja selbst den leisesten Schein einer auf ihn geübten Beeinflussung zu meiden suchte. Ein besonderes Vergnügen bereitete es diesem Staats-Oberhaupt, wenn er einen Wunsch versagen, einem Beamten eine Unannehmlichkeit bereiten, gerade das anordnen konnte, was dem Betreffenden nachtheilig sein konnte. So war es in Kassel bekannt, daß es für einen Beamten der sicherste Weg war, alsbald versetzt zu werden, wenn er sich ankaufte oder anbaute. Das war in Kurhessen allgemein bekannt; man fing den Regenten, indem man sich den Anschein gab, gerade das entgegengesetzte von dem zu wünschen, was man erstrebte. Ein Vetter des Professors Bunsen, gleichen Namens, war zu jener Zeit Leibmedikus des Kronprinzen und hatte Grund, des Wohlwollens des hohen Herrn sich versichert zu halten. Es waren zu jener Zeit gerade zwei der jungen Prinzen von Hanau von einer Kinderkrankheit rasch und glücklich genesen. Der Kurprinz, welcher stets ein sehr zärtlicher Familienvater gewesen, war über den glücklichen Ausgang der Krankheit seiner Lieblinge sehr erfreut und sprach dem Leibarzte seine lebhafte Anerkennung für dessen Sorgfalt und Geschicklichkeit aus. Der Leibarzt glaubte diesen Moment der Huldäußerung benützen zu sollen und erwiderte deshalb: „Königliche Hoheit machen mich glücklich durch diese Anerkennung und ermuthigen mich, eine Bitte vorzutragen, die mir schon lange am Herzen liegt. Mein Vetter in Marburg hat den thörichten Gedanken gefaßt, nach Island zu gehen, um da wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen, die ihn, den hessischen Professor der Chemie, doch gar nichts angehen. Die Familie ist sehr unglücklich über diesen Plan; alles Abreden hilft aber nichts, da mein Vetter nicht davon lassen will. So ist denn unsere einzige Hoffnung noch die, daß königliche Hoheit den zu dieser Reise nöthigen Urlaub nicht ertheilen.“ „Hm, hm! Wollen sehen!“ Etwa um dieselbe Zeit reichte Bunsen sein Urlaubsgesuch ein — und schon nach wenigen Tagen wurde ihm die Erlaubniß zur Vornahme seiner Reise ertheilt!

— Das Schicksal des Dauphin Ludwigs XVII. beschäftigt noch fortgesetzt die französischen Gelehrten. Die Ansicht, daß das Kind, das unter seinem Namen in Temple gestorben ist, nicht der echte Dauphin gewesen ist, gewinnt neuerdings wieder an Verbreitung. In der letzten Nummer der Zeitschrift „La Plume“ wird mit einer großen Fülle historischer Dokumente der Nachweis versucht, daß in der That Ludwig aus dem Temple entkommen ist und an seine Stelle ein anderes Kind untergeschoben worden ist. Der Hergang wäre danach der folgende gewesen: In der zweiten Etage des Tempelthurms wurde zu Ende des Jahres 1794 ein Kind gefangen gehalten, das den Namen Charles Louis Capet führte und der ehemalige Dauphin sein sollte. Seit dem November dieses Jahres aber wurde der wirkliche Dauphin in einer Dachkammer in der 4. Etage desselben Gefängnisses verborgen gehalten; das Kind, das man an seiner Stelle untergeschoben hatte, war ein gewisser Tardif. Vorsichtiger Weise hatte man einen Taubstummen für diese Rolle gewählt. Da indessen seine Stummheit, die in einem starken Kontrast zu der

Lebhaftigkeit des echten Dauphin stand, auf die Dauer sehr auffällig werden mußte, so ersetzte man Tardif durch ein zweites Kind, dessen Mutter Léninger hieß. Es war dies ein armes skrophulöses Kind, das am 8. Juni 1795 starb. Gerade dieser Tod des untergeschobenen Dauphin ermöglichte es aber, den wirklichen, der noch immer in der 4. Etage versteckt gehalten wurde, aus dem Gefängniß fortzuschaffen. Der Leichnam des kleinen Léninger war in dem noch geöffneten Sarge im Erdgeschoß ausgestellt worden. Zu der Zeit, da er fortgebracht werden sollte, hob man die Leiche aber heraus und legte den Dauphin, der durch eine Arznei in einen tiefen Schlaf versetzt worden war, an seine Stelle. Der Sarg wurde dann geschlossen und zu dem Friedhof Sainte-Marguerite gebracht, wo er beerdigt werden sollte. Während der Fahrt wurde der Dauphin durch einen Mann, der sich in dem Wagenkasten versteckt hatte, aus dem Sarge befreit und der leere Sarg mit Gewichten beschwert. Nach dem Begräbniß führte derselbe Wagen den Mann und das Kind zu einem Hause in der Rue de Seine, wo sie bei der Wittwe eines der am 10. August getödteten Schweizer Unterkunft fanden. Das ganze Manöver ging von Barras aus, für den der Dauphin eine werthvolle Geisel werden sollte. Für alle diese Züge der romantisch klingenden Geschichte wird eine Reihe von Beweisen beigebracht, die im Einzelnen anzuführen hier zu weit führen würde. In der Hauptsache handelt es sich darum, nachzuweisen, daß der damals bestattete Leichnam nicht der des echten Dauphin gewesen sein kann. Das Protokoll der Leichenschau erklärt, daß das Kind seit Langem skrophulos gewesen sein muß — der Dauphin war es im Jahre 1792 nicht im Geringsten. Der Dauphin hatte einen Bruch, der seit dem Jahre 1793 behandelt werden mußte — das Protokoll weiß davon nichts. Die 4 Aerzte, die es unterzeichnet haben, stellen geflissentlich nicht die Identität des ihnen gezeigten Körpers fest, sie bezeichnen ihn einfach als den Leichnam eines Kindes, „von dem die Kommissare uns erklärt haben, daß er der des Sohnes des verstorbenen Louis Capet sei und den zwei von uns als den des Kindes wiedererkannt haben, das sie seit einigen Tagen behandelten". Jedes Mal, wenn ein neues Kind untergeschoben wurde, hat man andere Aerzte herangezogen. Einer der Aerzte bemerkt, daß das von ihm behandelte Kind nicht der Dauphin sei, und er sagt es, einige Tage später ist er plötzlich gestorben. Der Sarg, von dem man glaubte, daß er die Leiche des Dauphin enthalte, wurde später von der Polizei Napoleons leer gefunden. Andererseits fand man an der Mauer des Temple den Leichnam eines Kindes, das wahrscheinlich der kleine Léninger war. Die Herzogin von Angoulême versicherte, daß sie zu der Leiche geführt worden sei und daß sie bemerkt habe, daß es nicht die ihres Bruders war. Dasselbe wird auch von einigen anderen Zeugen bestätigt. Was aber dann aus dem wirklichen Dauphin geworden ist, und ob nicht vielleicht einer der zahlreichen „falschen Ludwige" doch der echte gewesen ist, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen.

Litterarisches.

Krankheit oder Verbrechen? Eine gemeinverständliche Darstellung des Geschlechtslebens, des Mordes, der Körperverletzungen, Geisteskrankheiten, des Hypnotismus 2c. in ihren Beziehungen zum Gesetz und zur öffentlichen Moral. Unter Anführung von über 200 gerichtlichen Entscheidungen; von Dr. G. H. Berndt. Mit zahlreichen Illustrationen. In wöchentlichen Lieferungen à 15 Pfg. oder in Heften à 60 Pfg. Verlag von Ernst Wiest Nachf., Leipzig.

Das uns soeben zugegangene 1. u. 2. Heft eines neuen Unternehmens der bereits wohlbekannten Firma Ernst Wiest Nachf., Leipzig, hat unser reges Interesse hervorgerufen. Das vorliegende Werk erscheint als neue Folge von „Dr. Wilhelm Eckrud's Illustrirte Entwickelungsgeschichte der Welt und des Wissens," und übertrifft es wohl das in derselben Sammlung erschienenen „Werden des Menschen von Dr. W. Eckrud," noch an praktischem Werth, soweit wir dies nach der Inhaltsübersicht beurtheilen können. Wir haben die ersten 4 Hefte mit großem Interesse gelesen und glauben dem Herrn Verleger von ganzem Herzen Glück und Erfolg wünschen zu dürfen. Daß der Preis sich pro Lieferung etwas erhöht hat, dürfte seine Erklärung darin finden, das die Ausstattung eine bei Weitem bessere ist als in den gewöhnlichen Lieferungswerken und auch auf Illustrirung viel Sorgfalt gelegt ist. Auch haben gewiß Jahre dazu gehört, diesen unendlich großen Stoff zu sammeln. Es wird uns freuen, bei Gelegenheit auf das neue Werk zurückzukommen und empfehlen wir es unseren geehrten Lesern inzwischen auf's Wärmste.

Denkspruch.

— Gönne der Jugend ihre Freude!
Sie hat noch keine Blume weggefreut,
Noch keine Lerche aus der Luft, kein Lied
Noch jemals aus der Welt mit fortgesungen,
Und keine Flöte fortgetanzt! Sie läßt
Das Schöne, Holde alles da! Sie selbst
Nur schwirrt im Herbst Nachts wie die Schwalbe fort —
Und Stille herrscht am Morgen um das Haus.

L. Schefer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 206. Dienstag, den 12. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

35 Roman von O. Sandor.

13. Kapitel.

Ein neuer Abschnitt.

Das ist die Welt!
Sie steigt und fällt,
Und rollt beständig.
Sie klingt wie Glas —
Wie bald bricht das —
Ist hohl inwendig.

Unwillkürlich zogen diese Strophen Ruth durch den Sinn, als sie am Abend ihrer Ankunft in das düstere, verfallene Haus ihrer Tante einzog.

Sarah Coczinsky wohnte bereits seit fünfzig Jahren in derselben alten, engen, schmutzigen Gasse und in demselben großen, finsteren, baufälligen Hause. Damals hatte sie mit ihrem Manne hier einen Trödlerladen und eine Antiquitätenhandlung gegründet, und trotzdem die Gasse fast ausschließlich von Trödlern bewohnt war, mußte das Ehepaar gute Geschäfte gemacht haben, denn man wußte genau, daß sich in dem alten, rumpeligen Hause Schätze über Schätze aufspeicherten. Gegenwärtig war Sarah Coczinsky eine der höchst Besteuerten Warschau's und da sie ohne Widerrede ihre Abgaben entrichtete, mußte man nothwendig annehmen, daß sie sich nicht für überlastet erachtete.

Im Uebrigen war sie bekannt und doch wieder unbekannt. Man sah sie selten und wußte von ihren persönlichen Angelegenheiten so gut wie gar nichts. Ihr Gatte, August Coczinsky und ihre Kinder waren lange todt. Sie allein war zurückgeblieben . . . der Tod hatte um sie vergessen, wie sie sagte.

Ruth hatte an jenem ersten Abend, als sich die steinerne Bogenthür des alten Hauses vor ihr öffnete und sich hinter ihr schloß, einen eigenthümlichen Eindruck von ihrem künftigen Heim empfangen. Von der rauchgeschwärzten Decke herab vertheilte eine trüb brennende Petroleumslampe ein unsicheres, spukhaftes Licht in den tiefen, dunklen, als Verkaufsraum dienenden und mit tausend verschiedenen Gegenständen vollgepfropften Vorhalle, aus deren Hintergrunde die gnomenhafte Gestalt der verwachsenen Greisin mit ihrem faltendurchlegten Mumiengesicht auftauchte.

„Sei mir gegrüßt, Ruth,“ sagte die Greisin, „sei mir willkommen! Der Herr segne Deinen Eingang in meiner Hütte.“

Ruth murmelte eine unverständliche Entgegnung. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Ein kindisches Grauen, wie sie es ähnlich früher als kleines Mädchen bei den Schauermärchen ihrer Kinderfrau empfunden, durchkroch ihren Körper.

„Folge mir, Ruth, damit ich Dich in Deine Gemächer geleite, die nun Dein Reich sein werden,“ sagte die Alte.

Die greise Dienerin, welche Ruth von der Bahn abholte, zündete eine Stearinkerze an und reichte sie ihrer Herrin.

Sarah Coczinsky schritt voran; Ruth folgte ihr auf dem Fuße. Ueber eine schmale, ausgetretene, steinerne Wendeltreppe ging es durch lange, düstere, gewundene Gänge, die ein häßlicher, feuchter, modriger Geruch erfüllte und in denen die nackten, grauen Mauern stellenweise so dicht gegeneinander rückten, daß nur eine Person zur Zeit sich hindurch winden konnte.

Endlich schob die Alte eine Thür zurück. Ein breiter, strahlender Lichtstrom quoll über den dunklen Gang und dann stand Ruth plötzlich auf der Schwelle eines großen, verschwenderisch ausgestatteten, angenehm erwärmten und von mildem Lampenlicht durchflossenen Gemaches.

Sarah Coczinsky stellte den Leuchter auf den mit einer schweren Sammetdecke behangenen Tisch. Sinnend betrachtete sie die schlanke, von dem milchweißen Licht der Lampe umwogte und hervorgehobene Mädchengestalt und die auf ihr ruhenden Augen der Greisin weckten mit einem Mal die Erinnerung in Ruth, daß sie einer Blutsverwandten gegenüberstehe. Die Wärme,

die Helle und der gewohnte Reichthum der Umgebung scheute ihre Empfindungen auf. Ja, das waren die grauen Augen ihres verstorbenen Vaters, die in ihrem ausdrucksvollen Blitzen so merkwürdig an scharf geschliffene Messerklingen erinnerten . . .

„Du bist schön, Ruth," sagte die Greisin, „schöner als ich gedacht hatte. Viel zu jung, zu schön und zu glänzend, um Dich in der Einsamkeit des Warschauer Trödlerhauses zu begraben. Aber nur Geduld! Meine Tage sind gezählt und dann soll die Welt, in die Du gehörst, Dich in neuer Fassung wieder haben."

Ruth schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Ich sehne mich nicht zurück," entgegnete sie leise, „wenn Du wüßtest, wie glücklich mich Deine Zeilen und Dein Anerbieten machten, Tante Sarah! Ich habe draußen so viele bittere Demüthigungen erfahren, daß ich mir nichts als Einsamkeit wünsche. Mein schmachbedeckter, fluchbeladener Name thürmt zwischen mir und der Welt eine Schranke auf, die ich nie übersteigen kann noch werde."

„Du kommst mir entgegen auf dem Wege, auf dem ich mich zu Dir befinde," sagte Sarah Cocziusky. „Du sagst, Du könntest nicht wieder zurück in die Welt und das ist richtig, denn sie lassen draußen die Unschuldige das Verbrechen des Schuldigen entgelten und sie haben über den Namen Deines Vaters die Acht erklärt und den Bann verhängt. Nicht Du, sondern eine andere muß in die Welt zurück. Höre mich an, Ruth! Es ist gut, daß wir noch heute darüber sprechen; wenn man die Achtzig und noch etliche Jahre daran auf dem Rücken hat, ist jede Stunde kostbar, da man nicht weiß, welche die letzte sein wird. Ich hatte sieben Söhne. Sie gingen alle dahin, von denen es nie eine Wiederkehr gibt. Da wurde mir noch ein letztes Kind, eine Tochter, geboren, Maria Cocziusky. Ich liebte sie nicht — — — ich vergötterte sie. Sie war mein Leben, mein Stern, meine Hoffnung . . . Für sie darbte ich, für sie scharrte ich zusammen . . . für sie . . . doch genug . . . Der Herr Israels, der da sprichst: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir — nahm mir auch noch mein letztes Kind. Höre zu, Ruth. Wenn Du willst, so wirst Du in dieser Stunde sterben, aber die todte Marie Cocziusky wird aus ihrem Grabe erstehen und in Dir weiter leben. Antworte also, Ruth! Willst Du Dein äußeres Ich also verwandeln? Willst Du meine Tochter und Erbin sein — — eine neue Maria Cocziusky?"

Ruth schwieg eine Weile. Dann ergriff sie die welke, zitterige Hand der Greisin und küßte sie.

„Ich danke Dir, Tante Sarah," flüsterte sie bewegt, „ja, ich willige ein! Und ich will Dir eine gute, dankbare Tochter sein."

Die schmalen, blutlosen Lippen der Greisin lächelten.

„Schon gut, Maria! Morgen thue ich die ersten Schritte zur Erlangung der Formalitäten, welche Dir auch vor dem Gesetz die Rechte meiner Tochter geben. In wenigen Tagen wird alles geordnet sein. Für mich aber bist Du schon jetzt Maria Cocziusky. Nun aber sollst Du ruhen, armes Kind. Wenn Du etwas wünschest, so ziehe dort an dem Glockenzug. Sofia Wonowo wird Dich bedienen. Aeußerlich soll Dir nichts fehlen. Dort in der obersten Schreibtischschublade findest Du Geld. Ist es verbraucht, so rufe mich, damit ich Dich wieder versorge. Gute Nacht, Maria Cocziusky! Der Herr segne Dein Haupt unter meinem Dache."

Noch einmal reichte sie ihrer Nichte die Hand; in der nächsten Minute war die neue Maria Cocziusky allein.

Die altmodische Wanduhr verkündete mit zwölf dumpfen, langaushallenden Schlägen Mitternacht. Der Tag war zu Ende und mit ihm der Abschnitt eines Menschenlebens.

Ruth — — nein Maria — verweilte noch eine Zeit lang in dem prächtigen Gemache. Ein paar Mal sprach sie leise ihren neuen Namen vor sich hin, wie um sich an ihn zu gewöhnen.

„Ein Abschnitt meines Lebens ist beendet," sagte sie sich, „ein neuer beginnt; möchte er mir den Frieden wiedergeben, den mir der erste genommen. All das Furchtbare, Unheimliche der Vergangenheit liegt hinter mir; ich habe mich losgelöst von der Vergangenheit. Ruth von Bookendaal ist mit dieser Stunde vor der Welt gestorben; nie wird sie wiederkehren. Mir ist, als fiele mit dem Namen ein Fluch von mir ab. Maria . . . Maria . . . ja ich bin jetzt Maria Cocziusky."

Sie schlug einen Vorhang beiseite und trat mit einem Ausruf der Ueberraschung in ein mit derselben vornehmen, alterthümlichen Pracht wie das Wohnzimmer eingerichtetes Schlafzimmer.

Wenige Minuten weiter lag sie in den seidenbezogenen Kissen des großen Himmelbettes und noch einige Minuten weiter war sie, erschöpft von den Strapazen der Reise und den vorangegangenen Aufregungen, von tiefem, traumlosen Schlaf umfangen.

Am nächsten Morgen mußte sie sich beim Erwachen erst auf die Erlebnisse des verflossenen Tages besinnen. Sie lachte sich aus über ihre alberne Furcht und die

thörichte Angst, welche sie in dem alten Hause empfunden hatte.

Wie hatte sie nur so kindisch sein können. Hier in ihrer nächsten Umgebung war alles mollig und behaglich. Im Wohnzimmer brannte bereits ein mächtiges Feuer im Kamin. Auf ein kurzes Glockenzeichen erschien die alte Dienerin mit dem zierlich zugerichteten Frühstück.

Im Laufe des Tages zeigte Sofie Wonowno ihr, wie sie nach unten und wie sie aus dem Hause gelangen konnte, ohne die widerliche Trödlerbude passiren zu müssen. Das Haus hatte zwei Ausgänge. Auch Frau Coczinsky kam gegen Abend auf ein Stündchen zu ihr, um noch dies und jenes mit ihr zu besprechen.

„An die Einsamkeit muß Du Dich gewöhnen," sagte sie zu der neuen Maria, „mich wirst Du nur wenig sehen. Tags über habe ich unten im Geschäft, Abends bei meinen Büchern zu thun. Es wird nicht leicht für Dich sein, aber Du mußt sehen, wie Du Dich einlebst . . ."

Thatsächlich ging ihr äußerlich keine ihrer früheren Gewohnheiten ab. Ihre Gemächer waren nicht weniger pomphaft als die Räume, die sie ehemals im Hause ihres Vaters bewohnte. Die stets vorzüglich zubereiteten Mahlzeiten wurden ihr wie sonst auf glänzendem Damast und in feinstem Silber servirt. In der bezeichneten Schreibtischschublade fand sie mehrere Rollen Goldgeld und ein Päckchen größerer Banknoten. Täglich erhielt sie die bedeutendsten deutschen, englischen und französischen Zeitungen und vornehmsten Zeitschriften. Niemand kontrollirte ihre Zeit. Sie war sich vollständig selber überlassen und konnte anfangen und leben was und wie sie wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Vom Mörder der Kaiserin Elisabeth. Am 10. September war es ein Jahr, daß unsere Stadt der Schauplatz des schrecklichen Attentats war, welchem die edelste der Frauen, die Kaiserin Elisabeth, zum Opfer fiel. Man wird bei diesem Anlasse sich des Elenden erinnern, der seine That in dem Gefängnisse Evedé in Genf mit lebenslänglicher Haft büßt. Lucheni ist noch heute in der Zelle Nr. 95, in welche er am 21. November vor. Jrs. Nachts 11 Uhr, nachdem der Kassationshof den Rekurs verworfen hatte, eingesperrt wurde. Das Genfer Gesetz über die Behandlung der Gefangenen wurde also Lucheni gegenüber in der möglichst schwersten Art angewandt, da sonst die Einzelhaft nicht länger als auf sechs Monate verhängt werden darf. Es bedurfte eines eigenen Beschlusses der Regierung, um diese Maßregel anzuwenden. Zu wiederholten Malen fragte Lucheni den Gefängnißdirektor Perrin, ob man ihn nicht bald in die gemeinschaftliche Werkstatt führen wolle; immer wieder wurde ihm geantwortet, er müsse vorläufig ein Jahr lang — also bis zum 20. November 1899 — in derselben Zelle bleiben. Aus Gesundheitsrücksichten und aus Humanität wird ihm täglich während einer Stunde gestattet, die Zelle zu verlassen und sich in freier Luft zu bewegen. Lucheni darf sich nämlich Morgens von 9 bis halb 10 Uhr und Nachmittags von 1 bis halb 2 Uhr ganz allein in einem kleinen — etwa 20 Meter langen und 4 Meter breiten — Hofe bewegen, der von einer 18 Meter hohen Mauer umgeben ist. Mit anderen Sträflingen ist Lucheni bis jetzt noch nicht in Berührung gekommen. Es wird ihm auch nicht gestattet, dem gemeinschaftlichen Gottesdienste oder dem Schulunterrichte beizuwohnen. Neben seiner Zelle wurde eigens für Lucheni eine zweite Zelle als Werkstatt eingerichtet. Dort wird er Tags über eingesperrt und darf mit keinem Menschen reden, nur an den Wärter oder an den Direktor darf er einige Worte richten. Er verrichtet seine Arbeit ohne Eifer und ohne Geschicklichkeit und wurde zu wiederholten Malen in das Bureau des Direktors geführt, wo ihm strenge Vorwürfe gemacht wurden. Gegenwärtig verfertigt er Schachteln aus Pappe. Er hatte auch begonnen, Schuhe zu machen, er verrichtete aber diese Arbeit schlecht. Seine Zelle ist nicht reinlich gehalten; auf dem Bette liegen ein Paar italienische Bücher, zum Beispiel „Il conte ugolino", „La monaca di monza", dann noch einige andere Bücher, alte Zeitschriften. Lucheni erhält auch ein wenig Zucker und zwei Zehnteliter Wein während seiner Arbeitszeit, sonst nur Suppe, Brod, Gemüse. Zu wiederholten Malen hat Lucheni inständig gebeten, man möge ihm doch eine — nur eine — Tageszeitung zu lesen geben, was natürlich verweigert wurde. Seine stete Frage ist, ob man in der Welt noch von ihm rede? Selbstverständlich erhält er auch auf diese Frage keine Antwort. Seit seiner Verhaftung hat Lucheni keinen Besuch erhalten, ausgenommen die gesetzlich dazu autorisirten Personen, wie den Pfarrer Blanchard, seinen Beichtvater, oder Herrn Lombard, den Präsidenten des Vereins für Gefangenenwesen. Briefe hat Lucheni seit Antritt der Strafe nur sechs erhalten, meistens religiösen Inhalts. Der letzte kam aus Gera am 6. Februar. Auch ein chiffrirter Brief kam im März an seine Adresse, konnte aber nicht entziffert werden und wurde

ihm daher auch nicht gegeben. Lucheni hat auf keinen Brief geantwortet, hat auch noch nie mit einer Feder geschrieben, zuweilen macht er Notizen auf einer Schiefertafel, die er wieder selbst abwischt. Im Allgemeinen ist sein Betragen gut; er hat nie zu schweren Klagen Anlaß gegeben, er wurde auch noch nicht besonders bestraft. Lucheni verrichtet Alles mechanisch, fast thierisch. Seine rothe Gesichtsfarbe ist verschwunden, er ist weiß geworden. Er spricht nie über seine That und gibt auch kein Zeichen von Reue. Als seine größte Strafe empfindet er, daß er mit Niemand sprechen kann und von der Außenwelt nichts erfährt. Man hält seinen Gesundheitszustand für überaus geschwächt.

— Der Neunertag. Aus Berlin schreibt man vom 9. September: Der heutige 9 9 99 oder der Sturm auf die Postämter 9 und 99, ausgeführt von den vereinigten Postkarten-Sammlern Berlins und verwandten Berufsgenossen, wird für lange Zeit in der Erinnerung der Postbeamten haften, welche an diesen Aemtern in den denkwürdigen Stunden 9 bis 10 Uhr Dienst hatten. Bei dem Postamt 99 in der Schicklerstraße fand um die angegebene Zeit ein solcher Andrang statt, daß ein Wachtmeister und mehrere Schutzleute den Verkehr ordnen mußten. An jeder Straßenecke, auf jedem Hausflur sah man Leute stehen, die ihre nach allen Windrichtungen gerichteten Postkarten für die Auslieferung vorbereiteten. Auf dem Postamt 9 am Potsdamer Bahnhof war der Ansturm nicht geringer. Die Leute sammelten sich in Menge an dem Briefkasten an, um ihre kostbare Last dem Postamt anzuvertrauen. Die Stimmung der Masse war die einer gemüthlichen Selbstpersiflage und man machte sich allerseits über die Marotte der Sammelwuth lustig. Das Postamt hatte sich auf den Sturm der Massen wohl vorbereitet; man war auf Tausende gefaßt, aber Zehntausende kamen. Immer neue Sortirer wurden ins Treffen geführt, neue Stempeler, die den seltenen Stempel aufdrücken sollten, auf den Plan geschafft. Ob sie die Aufgabe wohl gelöst und Alles rechtzeitig bewältigt haben? . . . Zur Beruhigung aller Sammler möge festgestellt sein, daß das große Werk, welches wahrlich des Schweißes aller Edlen werth war, glücklich gelungen ist.

— Ein heiterer Vorfall spielte sich auf dem Hofe einer Kaserne zu Wiesbaden ab. Die zur Uebung eingerückte Landwehr war damit beschäftigt, die Kleider zu verpassen. Plötzlich erscheint ein strammes Weib auf der Bildfläche, geht an den Gliedern vorbei und mustert jeden einzelnen Wehrmann. Bei einem, der — versehen mit Helm, Militärhose und Zivilrock — damit beschäftigt war, die Schnürschuhe anzuziehen, macht die Frau Halt, faßt ihn an der Brust, zieht ihn vor die Front und macht ihm bittere Vorwürfe darüber, daß er den ganzen Wochenlohn mitgenommen und ihr gar kein Geld zurückgelassen habe. Bei dem Hervorzerren vor die Front war aber auch die Frau dem Landwehrmann schon in die Hosentasche gerathen und hatte den Geldbeutel sammt Wochenlohn triumphirend herausgezogen. Der Mann, seiner ganzen Baarschaft beraubt, bricht in den drastischen Ruf aus: „Dann mach' Du auch die Uebung mit!" Gerührt durch diese Worte, öffnet die Frau den Beutel, gibt dem Manne einen Theil des Geldes zurück und verläßt hoch erhobenen Hauptes den Kasernenhof.

— Das Kaninchen und die deutsche Lyrik. Der Kaninchenzüchterverein von Mühlhausen und Umgegend feierte sein Stiftungsfest am 20. August verbunden mit Ausstellung. Im „Mühlhausener Anz." wird dem Verein und seinem Motto: „Kaninchenfleisch muß Volksnahrung werden" folgender Hymnus gewidmet:

Mögen Vorurtheile schwinden
Gegen das Kaninchenfleisch,
Mit der Zeit wird es sich finden
Eingeführt bei Arm und Reich.
Laßt uns ringen, laßt uns streben,
Laßt uns sorgen im Verein,
Daß Kaninchenfleisch bald werde
Volksnahrung für Groß und Klein.

Es ist dringend zu wünschen, daß jeder, der bis heute vom Genuß dieser Delikatesse noch nichts wissen wollte, schleunigst das Kaninchen auf seinen Speisezettel setzt. Schlechter als die ihm gewidmeten Verse kann es unmöglich schmecken.

— Theorie und Praxis. Aengstliche Mutter: „Bridget, ehe Sie das Baby baden, wünsche ich, daß Sie jedesmal erst die Wasserwärme mit dem Thermometer feststellen." Bridget: „Schon recht, Madame; aber das mach' ich viel einfacher, ich brauch keinen Thermometer: wenn's Kinderl im Wasser roth wird, dann ist's zu heiß, wird's aber blau, dann ist es halt zu kalt."

— Probat. Aus den offenen Fenstern einer im ersten Stock gelegenen Wohnung ertönen plötzlich die Melodien eines Waldhorns. Da das Instrument gut gespielt wird, haben sich bald viele Leute angesammelt, und es entsteht eine bedenkliche Verkehrsstörung. Ein Wachmann fordert den Hausbesorger auf, den Spieler zur Einstellung der Musik zu bewegen. „Das werden wir gleich haben!" sagt dieser, nimmt einen Teller und geht in die Menge — einsammeln. Und das half.

— Der kleine Lateiner. Instruktor: „Kellnerin, bringen Sie zu den Würsteln statt englischen, deutschen oder französischen Senf!" — Pepi: „Herr Instruktor, gibt es vielleicht auch einen lateinischen Senf?"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 207. Mittwoch, den 13. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

36 Roman von O. Sandor.

In den ersten Tagen war ihr die Einsamkeit und die tiefe Ruhe ihrer Umgebung wohlthuend. Ihre Gedanken hatten in der letzten Zeit so fieberhaft gearbeitet, daß sie die vollständige Ausspannung ihrer geistigen Kräfte als eine Erquickung empfand. Eine körperliche und geistige Ruhe war über sie gekommen. Oft, wenn sie sich in den tiefen, weichen Lehnstuhl schmiegte und die köstliche Stille voll auf sich einwirken ließ, schliefen ihre Gedanken ein, sie hatte dann nur ein Gefühl, das Bewußtsein mit allem Unangenehmen, mit allen Wirren und Schrecken der Vergangenheit und die Welt zurück, aber sie konnte jetzt ruhiger denken und je ruhiger sie selber wurde, desto mehr verschwammen und verwischten sich die scharfen Conturen der hinter ihr liegenden Geschehnisse, desto milder urtheilte sie. Besonders das Vergehen der Baronin erschien ihr allmälig in viel milderem Lichte und sie machte sich heftige Vorwürfe, daß sie nicht doch eine Vermittlung zwischen ihr und ihrem illegitimen Sohne versucht hatte. Wie mochte ihr der geldlüsterne, verkommene Mensch mit den brutalen Zügen und den tückischen Augen zusetzen — — „Könnte ich sie von ihm befreien" — dachte Maria, „ich würde es thun — ohne Verzug."

Einmal entsann sie sich des Versprechens, das sie Bernhard von Kotenhagen in der Abschiedsminute gegeben und dann setzte sie sich hin und schilderte ihm in einem langen Briefe ihr gegenwärtiges Leben und ihre Gedanken darüber, als sie aber den Brief adressiren wollte, konnte sie trotz sorgfältigen Suchens nicht seine Adresse finden. Ohne Zweifel hatte sie den kleinen Zettel verloren.

„Vielleicht ist es gut so," dachte sie, „was sollte ich ihm noch schreiben. Eine Ruth von Bookendaal existirt nicht mehr, eine Maria Coczinsky kennt er nicht. Wenn ich mich abtrennen will von der Vergangenheit, so muß ich alle da hinüberleitenden Fäden zerschneiden. Ja, dieser Mann ist der Einzige, an den ich mit ungetheilter Sympathie zurückdenke, aber schließlich ist er mir doch nur ein Fremder und für meinen Frieden ist es besser, wenn nie wieder ein Zeichen aus jener Welt, in der ich früher lebte, zu mir hinüberdringt."

Tag nach Tag und Woche nach Woche verstrich.

Nein, es war doch nicht so ganz leicht, sich in die Einsamkeit und diese Menschenabgeschiedenheit hineinzuleben. Als so ein Tag nach dem andern in seiner bleiernen Einförmigkeit hinaufstieg und herunterging, begann Maria Coczinsky sich mit leidenschaftlicher Ungeduld nach einer Aussprache zu sehnen. Ihre Tante sah sie nur äußerst selten. Die greise Sophie Wonowno war das einzige menschliche Wesen, mit dem sie in nähere Berührung kam.

Die meiste Zeit des Tages stand sie am Fenster und starrte in die schmale, unsaubere, ewig dämmerige Gasse hinunter. Der Winter schwang ein eisernes Regiment in diesem Jahre. Schon seit Wochen herrschte ein kahler, harter, gleichsam in's Herz hinein eisender Frost. Den Armen drückte die Armuth doppelt schwer als zu den andern Zeiten. Drunten auf der Gasse war nichts als Armuth, bittere, frierende Armuth.

Es waren trübe, schwermüthige Betrachtungen, die der unausgesetzte Anblick des hungernden, frierenden Proletariats in ihr erweckte. Mehr als zuvor beschäftigte sie sich im Geiste mit den Ideen, welche sie damals Bernhard von Kotenhagen unterbreitete.

„Wie lange werden diese erschütternden Abstände in der Menschheit noch fortbestehen," schrieb sie eines Tages in ihr Tagebuch. „So lange, bis in dem stumpf dahin brütenden Pöbel die Bestie erwacht, bis er mit wuchtigem Tatzenschlag die Kerkerstäbe der gesetzlichen Ordnung zerschmettert und in wildem Blutrausch ein Blutbad anrichtet, aus dessen rauchenden Wogen sich neue Machthaber, neue Unterdrücker in anderer Gestalt erheben werden. Und dann wird sich aus den Trümmern der alten eine neue Welt auf-

bauen, in denen die Gegensätze aller Wahrscheinlichkeit nach schärfer, die Abstände noch schroffer sein werden. So wird immerzu, so lange die Erde besteht, ein System menschlicher Weisheit vernichtet und ein anderes errichtet, immer ohne Erfolg, bis die Menschen sich einmal selber reformiren.

Ihren allgemeinen Betrachtungen mischten sich auch öfter Gedanken an die Verhältnisse ihrer Tante bei und trotz inneren Widerstrebens konnte sie nicht die sich ihr aufdrängende Frage unterdrücken, woher die reichen Mittel, über welche Sarah Coczinsky verfügte, stammten. Ihr Gatte war von Haus aus arm; auch Sarah hatte, da sie gegen den Willen der Ihren heirathete, ihm nichts zugebracht. Konnte die Trödlerbude so floriren? Hatten die spärlichen, sich aus den untersten Volksschichten rekrutirenden Kunden, die abgelegte Kleider und zerbrochenes Porzellan kauften, den Reichthum in das Haus gebracht?

Diese Annahme, so wenig glaubhaft sie schon an und für sich war, widerlegte die Armuth der übrigen Trödler in der Gasse. Maria suchte vergebens nach einer Antwort auf diese Frage. Die Tante war ihr persönlich zu fremd, als daß sie durch eine direkte Frage Klarheit erlangen konnte. Und endlich — was ging es sie an? Hatte sie, die so gütig Beschenkte überhaupt das Recht, sich zu erkundigen, auf welche Weise die Greisin sich ihr Vermögen erworben hatte? Gewiß nicht.

Eines Nachmittags machte sie gegen die Dämmerung hin einen langen Spaziergang. Es war ein klares, heiteres Winterwetter. Die frosterstarrte Erde hatte sich in der Nacht wieder bis über die Ohren in einen dichten Schneepelz gehüllt, dessen alles bedeckendes glitzerndes Weiß stimmungsvoll mit den grauen Palästen der einst so glänzenden Hauptstadt und den langen krystallenen Eiszapfen unter den Dächern harmonirte.

Marie hatte während der beiden Monate, die sie im Hause ihrer Tante verweilte, Warschau, sowie die nächste Umgebung der Stadt nach allen Richtungen durchstreift. Auch heute bog sie von der Promenade in eine engere nach Westen führende Straße, durch die sie in zehn Minuten aus der innern Stadt in's Freie gelangte.

Sie war bereits eine längere Strecke gewandert, als sie einige Schritte abseits vom Wege eine im Schnee lagernde Gruppe Menschen bemerkte. In der Mitte derselben saß ein alter Jude mit langem, zerzaustem, grauem Bart und der Runenschrift eines Lebens voll Sorgen und Mühen in den verwitterten Zügen. Er hatte den Kopf gestützt und blickte trübe zu Boden. Ihm zur Seite lehnte eine ältere, hagere, häßliche Frau mit blassem, verhärmten Gesicht; beiden zu Füßen kauerten zwei schlafende Kinder, ein etwa zwölfjähriger Knabe und ein jüngeres, blaugefrorenes Mädchen. Seitwärts, den Kopf in dem Schooß der Frau lag ein schlankes, schönes, vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen, ebenfalls schlafend. Ihr Gesicht war so weiß wie das Leichentuch der im Todesschlaf ruhenden Erde, aber auf ihren Wangen brannten die düsteren Kirchhofsrosen der Schwindsucht. Alle waren nur nothdürftig mit Lumpen bekleidet.

Marie Coczinsky beobachtete die seltsame und in ihrer Art ergreifende Gruppe eine Zeit lang, ohne daß Jemand von ihr Notiz nahm. Der alte Jude blickte einmal flüchtig auf, sank aber in der nächsten Sekunde wieder in seine alte Apathie zurück; auch das Weib stierte theilnahmslos und anscheinend nichts empfindend vor sich hin.

„Haben Sie kein Obdach?“ fragte Ruth, „oder wie kommt es, daß Sie sich mit den Kindern und dem kranken Mädchen hier in den Schnee lagern? Wissen Sie nicht, daß das Mädchen den Tod davon haben kann?“

„Möchte sie es,“ sagte der Greis, die Augen nach oben gerichtet, langsam in gebrochenem Deutsch, „ihr wäre besser als uns. Denn die Todten sind selig, aber die vertriebenen Juden sind elend.“

„Vertriebene Juden?“ fragte Marie Coczinsky. „Wer hat Euch vertrieben und um was seid Ihr vertrieben? Wo kommt Ihr her und wo wollt Ihr hin? Sagt mir alles, habt Vertrauen zu mir. Ich bin Eine der Euren; auch ich bin eine Jüdin.“

„Ach, das ist eine kurze, traurige Geschichte, schöne Herrin,“ sagte der alte Jude tief seufzend, „wir wohnten in Klein-Rußland, im Bezirke Poltawa. Wir waren arm, aber wir waren zufrieden. Ich hatte eine Hütte und ein Stück Land, ein kleines Pferd und ein Schaf. Im Winter schnitzte ich Sachen aus Holz und im Sommer zog ich über Land und verkaufte die Sachen für wenige Kopeken. Wir thaten Niemand ein Leid und wir lebten in Frieden mit unseren Nachbarn. Da aber war ein Anderer, Salomon Vorstig, ein reicher Jude und Getreidehändler. Der lieferte den Bauern Branntwein und nahm ihr Vieh dafür in Zahlung. Der gab den Leuten Geld auf Wucherzins und brachte ihr Eigenthum durch Lug und Trug an sich. Da betrafen sie ihn eines Tages dabei, wie er auf seinem Boden Schwerspath und Sand unter das Mehl mischte, das er uns darbenden Leuten theuer verkaufte. Da steckten sie sein Haus in Brand und schlugen ihn mit Knütteln, bis er todt war und das

war gerecht. Aber drei Tage nach Salomon Borstig's Tod kam Befehl vom Gouverneur, daß alle Juden im Bezirke innerhalb acht Tagen den Bezirk verlassen und innerhalb zwölf Tagen über die russische Grenze sein sollten und das war nicht gerecht, denn wir konnten ebensowenig wie die Christen dafür, daß Salomon Borstig ein Schuft war. Allein alle unsere Bitten fruchteten nichts. Wie die acht Tage verflossen, trieben uns die Kosaken hinaus und dann mußten wir wandern."

(Fortsetzung folgt.)

Geheimnißvolle Thiere und abergläubische Menschen.

Wenn im Hochsommer das Korn in Aehren steht und der goldenen Ernte entgegenreift, bemerken aufmerksame Landleute zu ihrem Schrecken nicht selten lange Gassen durch ein wogendes Getreidefeld gemäht. Man nennt diese eigenthümliche Erscheinung den Bilmenschnitt und den unbekannten Urheber derselben den Bilmenschnitter. Mit dem Namen Bilman bezeichnete man einst die Priester des alten germanischen Ackergottes Donar, welche die Felder segneten und dafür den Zehnten erhielten. Diese Abgabe hörte mit Einführung des Christenthums auf, aber nach dem Glauben des Volkes nehmen die alten Donarsdiener jetzt heimlich, was man ihnen freiwillig nicht mehr gewährt. In Bayern und Thüringen hält man habgierige Menschen, die sich auf Kosten ihrer Mitmenschen bereichern wollen, für die Urheber des Bilmenschnittes. Sie gehen in der Johannisnacht, wenn der Mond nicht scheint, nackt durch das Korn. Mit einer an ihrem rechten Fuße befestigten Sichel mähen sie die handbreiten Gassen und die abgeschnittenen Halme fliegen unter Beihilfe des Bösen in ihre Scheunen. Um zu erfahren, wer der Bilmenschnitter ist, wendet man verschiedene Mittel an. Man geht am St. Georgstage, 24. April, vor Sonnenaufgang auf das Feld, sticht ein viereckiges Rasenstück aus und legt es mit der grünen Seite nach unten auf den Kopf, während man mit beiden Füßen in die ausgegrabene Grube tritt. Wenn Alles „unbeschrieen", d. h. ohne ein Wort zu sprechen, geschieht, sieht man, wer der Bilmenschnitter ist, meist ein lieber und getreuer Nachbar, den man dann belangen kann.

Nicht ohne Gefahr ist ein in Thüringen bestehender Brauch. Hier setzt sich einer am Trinitatis- oder Johannistage mit einem Spiegel auf einen Holunderbusch und blickt aufmerksam nach allen Seiten um sich, bis er seinen Schädiger erblickt, der dann sterben muß. Sieht aber der Bilmenschnitter den Spiegelmann zuerst, so muß dieser sterben, ja, wenn er dabei sein eigenes Bild in dem Spiegel schaut, so müssen beide in demselben Jahre ins Gras beißen. Gelingt es nicht, den Bilmenschnitter ausfindig zu machen, so kann der Geschädigte ihn dadurch verderben, daß er die Stoppeln in den Rauch hängt oder die abgeschnittenen und vergessenen Aehren in ein neugegrabenes Grab legt. In beiden Fällen muß der böse Schnitter bei lebendigem Leibe langsam verdorren. Spricht aber der Veranstalter bei der Handlung oder kommt nur ein wenig Schweiß an die Aehren, so fällt der Zauber auf ihn selbst zurück: er verfault statt dessen, den er vernichten wollte.

Wer ist nun aber in Wirklichkeit der Bilmenschnitter? Es liegt natürlich am nächsten, an irgend ein Thier dabei zu denken. Es heißt, „äsende Rehe und Hirsche gingen rudelweise ums Korn". Dann würden die Gänge breiter sein und näher bei einander liegen müssen. Einzelne Rehe dafür verantwortlich zu machen, welche die Halme abbeißen, weil ihnen die Grannen der Aehren an den Augen lästig sind, ist ebenfalls nicht thunlich, denn der Bilmenschnitt findet sich auch in waldarmen Gegenden, wo es keine Rehe gibt. Ein Reh würde derartige Hindernisse einfach überspringen. So bleibt schließlich kein anderer übrig als Lampe, der harmlose Hase, dem man eine solche Bosheit am allerwenigsten zutrauen möchte. Er ist in der That der Bilmenschnitter, der sich einen Wechsel offen halten will, um bequem hierhin und dorthin zu huschen, ohne durch zu stark bewegte Halme seine Gänge zu verrathen. Dann erklärt sich die geringe Breite der Gänge, die Kürze der Stoppeln, der Umstand, daß das Getreide neben den Gängen nicht niedergetreten ist, sowie der unregelmäßige Verlauf dieser Gänge von selbst.

In österreichischen Blättern las man vor einiger Zeit, daß der Bilmenschnitt durch den Erdkrebs verursacht werde, „ein Gliederthier, das in der Erde hause, einer Heuschrecke ähnlich sei und Scheren wie ein Krebs trage, womit es das Getreide kurz über dem Boden abschneide". Diese Annahme ist ebenso falsch, wie die Beschreibung des Thieres.

Der Erdkrebs, gewöhnlich Maulwurfsgrille oder Werre genannt, besitzt keine Krebsscheeren, sondern nur zwei auffallend breite Grabfüße. Sein sonderbares Aussehen und der Umstand, daß er den Menschen nur selten zu Gesicht kommt, haben ihn zum Gegenstand des Aberglaubens gemacht.

In den sogenannten „Zwölften", d. h. in der Zeit

zwischen Weihnachten und Neujahr, darf keine Wäsche draußen hängen, weil dann der böse Krebs umherfliegt und sich mit Vorliebe auf die Wäsche setzt. Der Träger dieser Wäsche wird dann später von jener unheilbaren Krankheit befallen, die denselben Namen führt. Wer dagegen den vorderen Theil, Kopf und Brustschild, einer Werre bei sich trage, sei von Fieberanfällen sicher.

Wenn die Erdkrebse häufig ihre fernem Froschgequak oder dem Schnurren der Nachtschwalbe ähnliche Stimme erschallen lassen, prophezeien die Landleute ein gutes, fruchtbares Jahr; in England hält man die fliegenden Werren für die Ursache der spukhaften Irrlichter. In manchen Gegenden hält man ihren Biß für giftig. Auch sollen Schweine unmittelbar nach ihrem Genuß sterben, da sie Magen und Gedärme der Dickhäuter zerkratzen. Daß diese Behauptungen unrichtig sind, beweist der Umstand, daß in einigen Gegenden kleine Kinder mit gefangenen Werren spielen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ueber die Kinder des Kapitäns Dreyfus weiß ein englisches Blatt Interessantes zu berichten. Sie sind in Paris zurückgeblieben und erwarten mit großer Spannung die Rückkehr ihres Vaters. Sie haben keine Ahnung von dem Trauerspiel, das ihren Namen der ganzen Welt bekannt gemacht hat. Als der Kapitän seiner Zeit verhaftet wurde, sagte man ihnen, ihr Vater sei amtlich für lange Zeit verreist und er hätte sich so rasch zur Reise entschließen müssen, daß er sich nicht einmal von ihnen hätte verabschieden können. Für fünf Jahre blieb er für die Kinder in einem fernen Lande, in dem er, wie Madame Dreyfus ihren Kindern erzählte, eine schwere und wichtige Aufgabe zu lösen hatte, die ihn für lange, lange Zeit vom Hause fernhalte. Endlich kam er doch zurück. Es wurde ihnen gesagt, daß er in Frankreich sei. Pierre ist jetzt acht, seine Schwester Jeanne sechs Jahre alt. Der Knabe sieht seinem Onkel Mathieu Dreyfus ähnlich, während das Mädchen das Ebenbild des Vaters sein soll. Die zwei Kinder, die von Frau Dreyfus in Liebe zu ihrem abwesenden Vater aufgezogen wurden, waren freudig erregt, als sie von der Rückkehr ihres Vaters nach Frankreich hörten. Ihre Freude wurde dadurch gedämpft, daß man ihnen sagte, sie könnten ihren Vater noch nicht sehen. Er hätte für den Minister einen langen Bericht über seine Reise zu verfassen, mit dem er gleich nach seiner Landung begonnen hätte. Da er von der langen Reise sehr ermüdet sei, wolle die Mutter Pierre und Jeanne verlassen und so lange beim Vater bleiben, bis er seinen Bericht vollendet hätte. Natürlich würden sie sehr oft von ihren Eltern hören und sie selbst müßten ebenfalls schreiben. So schrieben denn Pierre und Jeanne jeden Tag an ihren Vater und baten ihn, rasch zu kommen. Jeannes Stil ist noch ziemlich schwer und unbeholfen, aber Pierre schreibt schon ganz gut und sandte seinem Vater lange Briefe, in denen er ihm wegen seines langen Ausbleibens Vorwürfe macht. Unlängst verlor Pierre vollständig die Geduld und Jeanne war ebenso ungehalten, wie er, weil der Vater sie Beide, trotz ihrer oftmaligen dringenden Bitten nicht besuchen wollte. „Nachdem der Vater nun schon so lange weg ist," schrieb Pierre seiner Mutter, „so bitte ich wenigstens, daß er sich für zwei Tage frei machen soll und zu uns nach Paris kommt." Der aufgeweckte Knabe deutete in seinem Briefe an, daß ihm irgend etwas nicht ganz richtig vorkommt. Der Kriegsminister müsse doch einem Offizier, der Alles brav gethan habe, auch Urlaub geben.

— Im Wartezimmer des Professors. Die Wartezimmer eines bekannten Professors sind stets von Patienten überfüllt. Der bekannte Internist hat zur schnelleren Abwicklung des Krankenverkehrs bei seiner Ordination die Verfügung getroffen, daß sich jeder Patient, ehe er vorgelassen wird, in einem eigenen Raume entkleidet und mit entblößtem Oberkörper in das Zimmer des Professors eintritt. So wird jedes Zeitversäumniß vermieden. Kürzlich erschien ein schlicht gekleideter Mann in der Wohnung des Professors. Der Diener forderte ihn auf, sich zu entkleiden. „Ich habe nur mit dem Herrn Professor zu sprechen!" erklärte der Ankömmling, aber der Diener entgegnete mit Beharrlichkeit: „Nützt Nichts. Sie müssen den Oberkörper entblößen, sonst nimmt Sie der Herr Professor absolut nicht an!" . . . . Seufzend ergibt sich der Mann in sein Loos und zieht sich aus. Endlich wird er vorgerufen. „Was fehlt Ihnen denn, an was leiden Sie?" fragt der Gelehrte. Trocken erwiderte der halb Entkleidete mit achtungsvoller Verneigung: „Mir fehlt Nichts, Herr Professor. Ich bin — der Kassier des Medizinischen Vereins und komme wegen des Jahresbeitrages!"

— Verblümt. „Sie werden wohl herrliche Panoramen genossen haben, gnädige Frau?" — Frau (soeben von der Hochzeitsreise zurückgekehrt): „Ach, 's ist nicht so schlimm, mein Arthur versperrte mir meist mit seinem Gesicht die Aussicht!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 208. Donnerstag, den 14. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

37 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Und Euer Eigenthum?" forschte Maria.

„Niemand wollte es kaufen. Wir hofften auch immer noch, der Zar werde uns gnädig sein und das harte Urtheil widerrufen lassen. Am letzten Tag kam ein Beamter zu uns und kündigte uns an, der Zar habe Erbarmen mit unserer Noth; er wolle uns nicht unseres Eigenthums berauben, sondern uns es abkaufen. Zwölf Rubel für die Hütte — das Land — das Vieh —"

„Zwölf Rubel?" rief Maria entrüstet, „Ihr nahmt das schändliche Anerbieten an.

„Herrin, was sollten wir anders? Immer noch etwas besser als gar nichts. Doch ein Zehrpfennig für die Reise. Und dann —"

Die Stimme des Alten erstarb in ein heiseres Flüstern.

Dann schluchzte er verzweiflungsvoll auf.

„O meine Hütte, mein Land, mein Pferd und mein Schaf," rief er, die Arme erhebend, „o Du Gott unserer Väter, was haben wir verbrochen, daß Deine Hand so schwer ruht auf Deinem Volke!"

„Und nun?" fragte Maria Coczinsky.

„Unterwegs wollte die Rebekka uns sterben," flüsterte der Greis, „sie war schon lange krank. Das hielt uns auf und kostete uns Geld. Wir gehen nach Breslau; dort wohnt ein Vetter von mir; ich war schon früher bei ihm. Was weiter aus uns wird! — Gott weiß es."

Maria zog ihre Börse hervor und reichte sie dem alten Juden. Sie hatte sich auf dem Rückweg einen neuen Pelz kaufen wollen und trug deshalb einen ziemlich großen Betrag bei sich. Außer größeren Silbermünzen schimmerten auch einige Goldstücke durch die seidenen Maschen.

Der Greis war sprachlos vor Freude.

„Der Herr segne Euch und Eure Barmherzigkeit, schöne Dame," stammelte er, „Euer Leben möge auf Blumen wandeln!"

Dann rief er mit erhobener Stimme einige russische Worte.

Die Kinder fuhren schlaftrunken und froststitternd empor; auch das Weib schüttelte seine vor Kälte steifgewordenen Glieder und richtete sich auf. Behutsam zogen die beiden Alten die kranke Rebekka in die Höhe. Sie wankte, die Eltern nahmen sie in die Mitte und stützten sie.

Maria Coczinsky knüpfte ihre Pelzpelerine ab und legte sie der Kranken um die Schultern.

Ein aufleuchtender Blick aus den eingefallenen Augen der Schwindsüchtigen dankte ihr für diese Wohlthat.

Die beiden Kinder lasen ein kleines, in einem rothen Kattuntuch geknotetes Bündel auf, dann zog die kleine, traurige Karawane von dannen.

Maria sah der unglücklichen Familie so lange nach, bis dieselbe ihren Blicken entschwunden war. Und auch dann noch blieb sie stehen und schaute mit thränenschweren Augen in den Glanz der Abendsonne, die eine rothe Straße über die beschneite Ebene goß und tausend dunkle Rosen über die schneebeladenen Aeste der Bäume streute.

„Das wollen Christen sein," sagte sie tonlos, „die bekennen sich ostentativ zu einer „allein seligmachenden Kirche". Die reden von dem moralischen Einfluß des Christenthums auf die Gemüther —"

Ganz erfüllt von dem gesehenen und gehörten Elend langte Maria Coczinsky nach Warschau zurück und eher als sie dachte, war sie wieder in der Nähe ihrer Wohnung.

Vor dem Eingang der Gasse, in welcher Sarah Coczinsky wohnte, hielt eine Equipage, aus der eine tiefverschleierte Dame in eleganter Trauertoilette stieg.

Die Dame ging einige Schritte vor Maria die Gasse hinauf.

Eine elegante Dame war jedenfalls in der schmutzigen

Trödlergasse eine seltene Erscheinung, aber das Befremden, welches Maria über die ungewöhnliche Passantin empfand, verwandelte sich in Erstaunen, als die Dame in das Haus ihrer Tante trat.

Maria benützte ihren gewohnten Seiteneingang. Unten brannte eine Lampe, die sie mit hinaufnahm. Oben zweigten sich von der Treppe drei verschiedene Gänge ab, der linke führte zu Maria's Gemächern.

Als sie die Treppe emporstieg, bemerkte sie ganz im Hintergrunde des rechts abgehenden stockdunklen Ganges einen schwachen Lichtschein, eine Wahrnehmung, die sie, da sie das obere Stockwerk sonst unbewohnt wußte, mit Schrecken, Verwunderung und Neugierde erfüllte.

Im Moment war sie unschlüssig, welchem Eindruck sie nachgeben sollte. Obgleich sie sich selber über solche Empfindungen verspottete, erweckten die engen, finsteren, modrigen Gänge des vielwinkeligen, uralten Hauses ein leichtes Grauen in ihr.

Dennoch siegte nach kurzem Ueberlegen die Neugierde. Vorsichtig vor sich hintappend, schritt sie der Richtung des Lichtscheins nach; einmal, wo der Gang eine Ecke beschrieb, rannte sie gegen die Mauer, dann aber stand sie in wenigen Sekunden vor einer luckenartigen, viereckigen Oeffnung in der Wand, durch welche das Licht schimmerte und durch sie hinab in das Erdgeschoß blickte.

Höchst überrascht sah sie in einen von vier weiß gekalkten Wänden umgebenen Raum hinunter, dessen ganze Einrichtung aus einem Sessel, einem Teppich und einem schwarz behangenen Tisch bestand. Auf dem letzteren lag ein großes, aufgeschlagenes Buch, zu beiden Seiten standen hohe Leuchter aus getriebenem Messing mit armdicken, brennenden Wachskerzen.

In diesem Augenblicke wichen zwei einander gegenüber befindliche Thüren zurück.

Durch die Eine trat Sarah Coczinsky, durch die Andere die verschleierte Dame herein.

Sarah Coczinsky stellte sich vor den Tisch. Die Dame schlug den Schleier zurück. Ein feines, sehr bleiches Gesicht mit unruhigen dunklen Augen kam zum Vorschein.

„Sie sind hierher gekommen, Anna Romanoff, um eine Verbindung mit dem jenseitigen Leben anzuknüpfen," begann die Greisin nach längerem Schweigen mit gedämpfter Stimme und in französischer Sprache, „Sie wünschen die Seele des Dahingeschiedenen herüber zu beschwören, Sie möchten den Geist eines Gestorbenen sehen und sprechen, aber bevor ich Ihnen meine Hand leihe, die Verbindung ihrer noch in der irdischen Hülle gefesselten Seele mit dem körperlosen Geiste aus einer unsichtbaren Welt zu knüpfen, fordere ich Sie auf, mir ausführlich die Veranlassung zu Ihrem Begehren darzulegen. Denn nicht um nichtiger Gründe willen lassen sich die Seelen der Abgeschiedenen, die Geister des Jenseits herbei, am irdischen Leben theilzunehmen, nicht kleiner Dinge wegen begeben sie sich aus ihren lichten Sphären herab in das dunkle Jammerthal der von den Sterblichen bewohnten Erde."

Die Dame war während dieser Rede abwechselnd blaß und roth geworden.

„O, ich werde Ihnen alles erzählen, ich will Ihnen nichts verheimlichen, Sarah Coczinsky," rief sie aufgeregt ebenfalls in französischer Sprache, „ich bin so entsetzlich unglücklich. Ich war drei Jahre verheirathet. Mein Gatte Graf Iwan Romanoff und ich lebten miteinander in glücklichster Ehe, denn wir liebten einander. Aber mein Gatte hatte ein aufbrausendes, jähzorniges Temperament, das ihn oft zu unüberlegten Handlungen und auch wohl, wenn er sich gereizt glaubte, zu Gewaltthätigkeiten hinriß. Einst kam ein Vetter von mir, Graf Peter Rusamov, bei uns auf Besuch. Dieser Vetter war mir früher von meinen Verwandten als Gemahl zugedacht, aber ich hatte seine Werbung ausgeschlagen. Peter Rusamov aber war trotzdem ein geistreicher, interessanter Mann, mit dem ich mich gerne unterhielt; Graf Iwan dagegen konnte ihn nicht leiden. Und einmal hatten sie sich während der Jagd erzürnt und das Ende des Streites war eine Forderung auf Pistolen. Mitten in der Nacht brachten sie mir meinen Gatten als Leiche nach Hause —"

Die junge Frau verhüllte ihr Gesicht und schluchzte.

(Fortsetzung folgt.)

Geheimnißvolle Thiere und abergläubische Menschen.

(Schluß.)

Der Schaden, den die Erdkrebse anrichten, ist größer, als man denkt. Sie sind freilich Allesfresser, die besonders im Alter so erpicht auf Fleischkost sind, daß sie wie weiland Kronos ihre eigenen Kinder verschlingen, wenn diese das Unglück haben, den Weg ihrer Eltern zu kreuzen. Der Kannibalismus steht bei ihnen in höchster Blüthe. Man hat beobachtet, daß die Männchen ihrer Liebchen wegen blutige Duelle veranstalten, die nicht nur mit Kampfunfähigkeit oder Tod, sondern mit völliger Vernichtung des Gegners enden, indem der Ueberlebende den Besiegten verspeist.

Noch ärger und fast unglaublich klingt, was der ausgezeichnete Forstmann Nördlinger erzählt. Beim Umgraben des Gartens war eine Maulwurfsgrille mit an das Tageslicht befördert, durch einen Spatenstich quer halbirt und, wie man annehmen mußte, getödtet worden. Wie groß aber war das Entsetzen unseres Gewährsmannes, als er nach Verlauf einer Viertelstunde zufällig nach der vermeintlichen Leiche hinblickte und sah, wie das vordere Ende beschäftigt war, behaglich von dem hintern zu schmausen! Ihre Hauptnahrung, und dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von dem Maulwurf, der jede Pflanzenkost verschmäht, besteht jedoch in Pflanzenwurzeln, wie zahlreiche Beobachter festgestellt haben. Wählerisch scheinen sie gerade nicht zu sein; Graswurzeln scheinen ihnen ebenso gut zu munden wie Kartoffeln und Zuckerrüben. Dazu kommt noch, daß sie alle Wurzeln, die ihnen bei der Anlage ihrer Gänge und Nester hinderlich sind, einfach durchbeißen. Der große, gelbe Fleck oberhalb des Nestes scheint darauf hinzudeuten, daß die Weibchen absichtlich alle Wurzeln abbeißen, damit die abgestorbenen Pflanzen mehr Sonnenwärme für die Brut durchlassen.

Auf der westlichen Insel St. Vincent traten die Werren nach dem großen Orkan im Jahre 1831 so zahlreich auf, daß nicht allein alles Weideland der Insel zerstört wurde, sondern auch die Zuckerrohrpflanzungen empfindlich geschädigt wurden. Wahrscheinlich war durch jenen Orkan ein Feind der Werren erheblich dezimirt worden.

Bei einer jener gründlichen Reinigungen, wie sie in ländlichen Wohnungen besonders nach einem Todesfall vorgenommen zu werden pflegen, wird nicht selten in Kellern und andern dunklen Orten ein tiefschwarzer fast glanzloser Käfer ans Tageslicht gefördert. Von den großen Laufkäfern unterscheidet er sich auf den ersten Blick durch seine langsamen Bewegungen, kürzere Fühler und hinten lang zugespitzte Flügeldecken. Er heißt im Volksmunde allgemein der „Todtenkäfer" und gilt als ein Vorbote des Todes. Ohne Zweifel verdankt er diesen bösen Namen in erster Linie seiner Körperfarbe, dann aber auch dem Umstande, daß er, obgleich er sich mit Vorliebe in menschlichen Wohnungen aufhält, den Bewohnern derselben so äußerst selten zu Gesicht kommt.

Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein anderer, viel kleinerer Käfer, er mißt nur 5 mm, der sich durch ein geheimnißvolles Klopfen bemerkbar macht, wenn es im Zimmer still genug ist, um ein so leises Pochen für menschliche Ohren überhaupt vernehmlich zu machen. Es wird also meistens nur von Kranken, die nicht schlafen können, oder von solchen Personen vernommen, die bei einem Schwerkranken wachen müssen. Es ist daher nur zu natürlich, wenn der Aberglaube auch diesen Käfer für einen Vorboten des Todes hält und ihm den verhängnißvollen Namen „Todtenuhr" verliehen hat, denn wie oft mag ein solches Krankenlager einen tödtlichen Ausgang genommen haben!

Die kleinen Pochkäfer bewohnen alte, „wurmstichige" Möbel, die sie im Laufe der Zeit derartig durchlöchern, daß sie morsch werden und zerfallen; herausfallendes gelbes Wurmmehl verräth ihre Anwesenheit. Durch das geheimnißvolle Klopfen, welches sie dadurch hervorbringen, daß sie mit dem Kopfe 10 bis 15 Mal rasch hintereinander auf den Boden aufschlagen, geben sie sich ein Zeichen, um sich in den labyrinthartigen Gängen ihres Wohnortes zurechtzufinden.

Der dritte im Bunde derjenigen Insekten, welche der Volksglaube in irgend eine Beziehung zum Tode gebracht hat, ist der Todtenkopfschwärmer. Dieser große Nachtfalter verdankt seinen Namen einer todtenkopfähnlichen Zeichnung auf seinem Rücken, für abergläubische Seelen schon Grund genug, in ihm einen Unglücksvogel zu sehen. Dazu kommt, daß er, an und für sich in Deutschland selten, den Menschen nur unter besonders günstigen Verhältnissen zu Gesicht kommt. Am Mittelmeer einheimisch, kann er nur dann bei uns vorkommen, wenn ein unternehmendes Weibchen sich bis in unsere Gegenden verflogen und hier seine Eier an Kartoffeln oder anderen Nachtschattengewächsen abgelegt hat.

Die daraus hervorgehenden Raupen, die größten in Europa, verpuppen sich in der Erde und liefern noch im Herbst die Falter, die bald zu Grunde gehen, denn zu überwintern vermögen die Eier, Raupen oder Puppen in unserem Klima nicht. Daher werden die meisten Todtenköpfe bei uns im Oktober gefangen, während die wenigen im Juni erscheinenden stets solche sind, die im fernen Süden das Licht der Welt erblickt haben.

Bei Tage sitzt der Falter möglichst versteckt an Mauern und Planken, wo er wegen der dunklen Färbung seiner Vorderflügel nicht leicht entdeckt wird. Erst gegen Mitternacht, also in der Geisterstunde, verläßt er sein Versteck und fliegt dann bisweilen durch das geöffnete Fenster in ein erleuchtetes Zimmer. Eine brennende Kerze, wie sie in frühern Zeiten als einziges Beleuchtungsmittel zumal auf dem Lande im Gebrauch war, vermag sein starker Flügelschlag mit Leichtigkeit auszulöschen.

Sind dadurch schon die im Zimmer befindlichen Menschen erschreckt worden, so wird ihr Entsetzen noch

viel größer werden, wenn sie plötzlich in dem finstern Raume ein klägliches Geschrei, dem Wimmern eines kleinen Kindes ähnlich, vernehmen. Der Todtenkopfschwärmer bringt diese Laute dadurch hervor, daß er die in seinem Saugmagen eingeschlossene Luft durch eine enge Rüsselspalte hindurchpreßt. Er thut dies übrigens nur dann, wenn er erschreckt wird.

Haben nach dem geschilderten Vorgang die Leute endlich so viel Muth gesammelt, daß sie das Licht wieder anzünden, so finden sie in den meisten Fällen nichts Auffälliges im Zimmer, denn der Störenfried ist längst wieder durch das offene Fenster entwichen. Sie kommen also zu der Ueberzeugung, daß ein böser Geist im Zimmer war, der ihnen diesen Streich spielte. Das kann nach ihrer Meinung nur etwas Schlimmes bedeuten.

Finden sie aber den Todtenkopfschwärmer im Zimmer, so flößt die verhängnißvolle Zeichnung dieses Nachtschwärmers, den sie in ihrem Leben noch nicht gesehen haben, ihnen erst recht Besorgniß ein; sie halten ihn sicher für einen Unglücksboten.

„Minervens Vogel war ein Kauz." Neben dem Uhu der die Sage von dem wilden Jäger veranlaßt hat, ist es vor allen andern Eulen der Steinkauz, welcher abergläubischen Leuten ein Gegenstand der Furcht ist. Das besagen schon die Namen, die ihm das Volk beigelegt hat, wie Todtenvogel, Leichhühnchen, Klagemutter. Sein schauerlicher Ruf, den der Vogel, wie alle Eulen, nur des Nachts ertönen läßt, lautet „kuiwiet" und wird vom Volke durch „komm mit!" übersetzt. Wie das Pochen der oben erwähnten Todtenuhr, wird er besonders dann von den Bewohnern eines Hauses gehört, wenn ein Kranker im Hause ist, der von dem Unglücksvogel zu einer Reise ins Jenseits aufgefordert wird.

Das nächtliche Treiben und eine auffallend große Rachenöffnung haben der europäischen Nachtschwalbe schon von den altrömischen Hirten unverdientermaßen den Namen caprimulgus, d. h. Ziegenmelker, eingetragen. Sie brauchten nämlich einen Sündenbock, wenn sie ihren Herren einen Theil der Ziegenmilch veruntreut hatten. Diese unverdiente üble Nachrede (der Vogel frißt nur Insekten) haftet der Nachtschwalbe noch heute an, wie die Namen beweisen, die man ihr in den verschiedenen deutschen Gauen beilegt. Sie heißt Ziegen-, Geis- oder Kindermelker, Ziegen-, Kuh- oder Milchsauger, Brillennase, Pfaffe, Hexe und Nachtschatten und muß, weil sie die Nacht zum Tage macht, nothwendigerweise ein schädliches, zauberfähiges Wesen sein.

Dasselbe gilt in noch höherm Grade von den nordamerikanischen Nachtschwalben, die in den Urwäldern ihre stöhnenden Klagelieder durch die mondhelle Nacht ertönen lassen. „Diese dumpfen Laute," erzählt Schomburgk, „sind in der That so düster und unheimlich, daß ich die Scheu und Furcht vor diesen Thieren sehr natürlich finde. Kein Indianer, kein Neger, kein Kreole wagt es, sein Geschoß auf diesen Vogel zu richten, indem die erstern die Diener des bösen Geistes Jabahu, die andern des bösen Geistes Jumbo und die dritten den sichern Verkündiger eines Todesfalles innerhalb des Hauses erblicken. Bald scholl mir von jenen Bäumen oder dem nahen Ufer das klagende hahahahahahaha, welches mit hellem vollem Ton beginnt und nach und nach bis zum ersterbenden Seufzer herabsinkt, entgegen, bald das mit ängstlicher Hast ausgestoßene „Who are you? who, who, who are you?" bald wieder das dumpf befehlende „Work away! work, work, work away!" während mich im nächsten Augenblick eine vom tiefsten Lebensüberdruß erfüllte Stimme anflehte: „Willy, come go! Willy, Willy, Willy, come go!" und eine fünfte klagte: Whip poor Will! whip, whip, whip poor Will!" Nach dem letztgenannten Ruf wird jener Vogel im Volksmunde der Whip-poor-Will-Vogel genannt."

Sinnsprüche.

Der Mensch ist nicht geboren, um auf dieser Schaubühne der Eitelkeit ewige Hütten zu erbauen, weil sein ganzes Leben ein weit edleres Ziel hat. Wie schön stimmen dazu nicht alle die Verheerungen, die der Unbestand der Welt selbst in denjenigen Dingen blicken läßt, die uns die größten und wichtigsten zu sein scheinen, um uns zu erinnern, daß die Güte der Erde unserem Triebe zur Glückseligkeit keine Genugthuung verschaffen können. — Kaut.

* * *

Du armes Herz, das ungeseh'n
Verblutet still an seiner Wunde,
Von dessen stummen Hilfeflehn
Kein sterblich Aug' und Ohr nimmt Kunde:
Harr' aus in Glauben und Geduld!
Auch deine Stunde wird noch schlagen; —
Dann wird der Herr mit Vaterhuld
Zum Quell des Heiles selbst dich tragen!
Was dir im Leben angethan,
Es wird sich schnell und milde lösen;
Frei schaust du wieder himmelan
Von allem Uebel, allem Bösen;
Was Fleisch und Blut dagegen spricht —
Was du geduldet und gelitten,
Um alle Schätze gibst du nicht,
Was du im tiefsten Schmerz erstritten.

A. Zeller.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 209. Freitag, den 15. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

38 Roman von O. Sandor.

„Meine Trauer war grenzenlos, aber die Schmerzen, welche mir der Tod des Geliebten bereitete, schrumpfen zu nichtigen Gefühlen zusammen angesichts der entsetzlichen Qualen, welche ich empfinde, seitdem mir ein Gerücht zu Ohren kam, nach welchem nicht ein zufälliger Streit, sondern die Eifersucht meines Gatten Anlaß zu dem Duell und damit zu seinem Tod gegeben habe. Bin ich nicht schuldig? Wußte ich nicht um meines Gatten Abneigung gegen den Grafen? Zog ich Graf Peter nicht trotzdem an mich heran? Gab ich meinem Manne nicht Ursache zum Mißtrauen? Unablässig peinigen mich diese Fragen, ich habe keine ruhige Stunde seitdem. Tag und Nacht foltert mich mein Gewissen. Mörderin! Mörderin! tuscheln mir schreckliche Stimmen in die Ohren. Ich werde wahnsinnig, wenn ich nicht bald Gewißheit bekomme. O, nur eine Minute möchte ich den Todten sprechen! Ihn nur einmal fragen warum und weshalb. O, Sarah Coczinsky, wenn Sie es möglich machten — ich wollte Sie fürstlich belohnen."

Die junge Dame hatte mit höchster Exaltation gesprochen. Alles an ihr drückte eine zitternde, nervöse Aufregung, eine große, geistige Ueberanspannung aus.

„Ich werde mein Möglichstes thun, eine Vermittlung anzubahnen," antwortete die Greisin ruhig, „versprechen kann ich nichts. Ich habe keine Gewalt über die Geister. In diesem Raume haben schon Lebende und Todte miteinander verkehrt und gesprochen —"

Die Dame nickte eifrig, als sei ihr diese Thatsache bekannt.

„Dennoch kann ich nicht wissen, wann und ob sie — ich meine die von drüben — kommen und wie sie sich geben werden. Ich gehe jetzt. Knieen Sie dort auf den Teppich und denken Sie unausgesetzt an Ihren Gatten. Haben Sie immer sein Bild vor Augen, so wie Sie ihn zuletzt gesehen —"

„Im Sarge," sagte die Dame schaudernd, „mit durchschossener Schläfe —"

„Vergegenwärtigen Sie sich ihn so, daß Sie ihn in Wahrheit zu sehen glauben. Vielleicht schreibt er Ihnen von drüben, vielleicht saugt der Geist etwas Stoffliches auf, um es zu dematerialisiren und wieder zu verkörpern. Also konzentriren Sie Ihre Gedanken, Anna Romanoff — — es gilt jetzt."

Ein leichter, durch den Raum streichender Zug löschte die Kerzen aus. Statt dessen flackerte die schwache Flamme einer kleinen Benzinlampe auf.

Sarah Coczinsky war verschwunden.

Maria beobachtete oben mit athemloser Spannung den Verlauf des metaphysischen Experimentes.

Die Dame kniete, wie ihr befohlen war, nieder. Ihre Gestalt zitterte krampfhaft und markirte so die fürchterliche Aufregung, in der sie sich befand.

Zehn Minuten gingen hin, ohne daß etwas Besonderes geschah. Plötzlich zog ein scharfer Phosphorgeruch durch das Zimmer. Allmälig füllte sich der Raum mit einem bläulichen Dunst, der sich zu kleinen Wölkchen zertheilte, aus denen nach und nach die Umrisse eines menschlichen Kopfes hervortraten. Endlich verwandelten sich die Wölkchen in Flammen, die eine bleiche, leichenähnliche Larve umzingelten. Von der Schläfe des schrecklichen Gesichts rieselte ein dünner, rother Blutstrahl die Wange hinab.

Auf die Dame übte das Gesicht eine geradezu überwältigende Wirkung aus. Ein durchdringender Schrei entfloh ihrem Munde.

„Iwan! Iwan!" kreischte sie auf. „Bin ich Deine Mörderin?"

Wie aus weiter Ferne tönte die Antwort:

„Ziehe Deine Straße in Frieden, Anna Romanoff. Mein Mörder und ich waren Feinde, ehe ich Dich kannte. Deine Seele ist rein und in meiner Verklärung noch denke ich Deiner mit Liebe."

Wieder ein Schrei, der diesmal wie eine Erleichterung klang, dann brach die Dame zusammen.

Die Wolken zerrannen. Im Zeitraum einiger Minuten war das Zimmer dämmerig wie vorhin; nur die kleine Benzinlampe schuf mit ihrem dürftigen Flämmchen einen kleinen Lichtkreis.

Ein wenig Phosphorgeruch war noch zurückgeblieben.

Nach einer Weile trat Sarah Coczinsky durch eine Seitenthür und spritzte vermittels eines Refraichisseurs ein paar Tropfen in das Gesicht der Bewußtlosen.

Die Dame seufzte und zitterte.

„Anna Romanoff! Besinnen Sie sich," sagte die Greisin, „die Stunde ist vorüber. Sind Sie befriedigt?"

„Befriedigt?!" jauchzte die Dame, „o, mehr als befriedigt. Glücklich! Beseligt! Ich habe ihn gesehen — ihn — und ich habe ihn gesprochen. Er sagt mir, ich sei unschuldig. O, ich fühle neues Leben durch meine Adern rieseln, ich bin wie von Neuem geboren. O, Sarah Coczinsky, durch Ihre Vermittlung habe ich meine Ruhe wiedergewonnen; zum ersten Male seit langer, langer Zeit werde ich diese Nacht wieder ruhig schlafen. Wie soll ich Ihnen danken? Nehmen Sie dies" — sie legte ihr Portefeuille auf den Tisch, „als ein schwaches Zeichen meiner Verehrung; meine dankbaren Gefühle gegen Sie werden erst mit meinem Athem aus mir weichen."

„Höheren Mächten gebührt der Dank der Sterblichen," sagte Sarah Coczinsky mit vornehmer Bescheidenheit. „Geh' in Frieden!"

Die Dame verbeugte sich tief und ehrerbietig gegen die Greisin und ging.

Nach zwei Minuten erlosch die Benzinlampe; alles war dunkel.

„Das also," sagte Maria, von ihrem Lauscherposten zurücktretend, schwerathmend, „ist das Geheimniß des Hauses Coczinsky."

14. Kapitel.

Noch eine Sterbenacht.

Das also war das schätzeerwerbende Geheimniß der Coczinsky's, der plumpeste spiritistische Schwindel, der gräßlichste Betrug, an einer Klasse von Menschen verübt, bei denen man es als selbstverständlich voraussetzen müßte, daß ein aufklärendes Wissen sie über die durchsichtigen Machinationen und den abenteuerlichen Unsinn abgefeimter Betrüger hinausheben, oder daß wenigstens doch ein gebildetes Urtheil ihre eventuellen Neigungen zum Ungewöhnlichen und Wunderbaren in Schranken halten sollte.

Früher als sonst begab sie sich zur Ruhe. Ihre aufgeregten Gedanken hielten sie nichtsdestoweniger noch längere Zeit wach. Spät erst schlief sie ein.

Um Mitternacht — sie war kaum entschlummert — wurde sie geweckt.

Vor ihrem Bette stand Sophie Wonowno.

„Die Frau läßt Sie bitten," sagte die greise Dienerin verstört, „Sie möchten nach unten kommen. Die Frau ist krank. Sehr krank."

„Gleich," sagte Maria erschreckt, „ich komme gleich."

In kaum fünf Minuten war sie angekleidet. Die Alte hatte so lange auf sie gewartet. Miteinander gingen sie nach unten.

Sarah Coczinsky's Schlafzimmer stieß dicht an den Verkaufsraum. Es war ebenso ärmlich wie die übrigen Räume des Erdgeschosses eingerichtet. Ein Bett, ein Lehnstuhl, zwei andere wackelige Stühle, ein Tisch und eine alte Servante mit einem blinden rissigen Spiegel darüber bildeten das ganze Mobiliar.

Die Greisin lag im Bette, die Augen fieberhaft glänzend, das Gesicht wie mit Blut übergossen. Die runzeligen Hände hoben sich wie ein paar dürre gelbe Herbstblätter von der Bettdecke ab.

„Tante Sarah, Du fieberst heftig," rief Maria, „Sophie Wonowno soll sofort den Arzt holen, nicht wahr?"

„Es geht zu Ende, Maria," sagte die Kranke, „da nützt kein Arzt, da nützen keine Medikamente. Das Uhrwerk ist abgelaufen, verrostet, verschliffen, das bringt kein Mechaniker der Erde mehr zu Gange. Setz Dich nieder. Ich habe noch Einiges mit Dir zu reden."

„Was fehlt Dir, Tante?" forschte Maria, „wo hast Du Schmerzen? Kann ich nicht etwas thun, um Dir wenigstens eine Erleichterung zu verschaffen?"

„Du hast nichts anderes zu thun, als mir zuzuhören und zu antworten," versetzte die Kranke ungeduldig. „Ein Zufall enthüllte Dir heute Abend das Geheimniß unseres Hauses, nicht wahr?"

„Du weißt, daß ich —"

„Ja ich weiß es, und Du magst Dir Deine eigenen Gedanken über meine moralischen Prinzipien machen, die es zugeben, daß ich die Leute fünf Dezennien hindurch so hinter's Licht führte und so gröblich täuschte — — ist's nicht so, Maria?"

„Ich müßte lügen, wenn ich Deine Frage verneinen wollte, Tante Sarah," entgegnete Maria Coczinsky.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ueber Menschenfresserei und Sklavenraub im deutschen Bismarckarchipel berichtet der Missionar Rascher, der der deutschen Missionsstation auf Neupommern angehört, in der „Köln. Volksztg.“: Das eigentliche Sklavenland Neupommerns ist Baining. Es liefert weitaus die größte Zahl von Sklaven nach der Küste. Man trifft diese unglücklichen Geschöpfe nicht nur bei den Sklavenjägern in der Massawabucht, sondern auch auf den Inseln Urar und Wotom und auf dem Festlande bis zur Blanche-Bai, ja bis auf Matupi. Unter Baining versteht man das ganze Innenland der Insel Neupommern, sowie die Küstenstrecke von Ramadu am Weberhafen an bis zum Nesaifluß, wo das Gebiet der Nakanai beginnt. Eine Stammeseigenthümlichkeit des Bainingers ist der außergewöhnliche Umfang des Bauches und der fast viereckige Kopf. Die Hautfarbe ist viel heller als die bei der Uferbevölkerung. Er ist Kannibale, besitzt weder Geld noch irgend ein Produkt, das ihn in Beziehung zum Nachbarstamme brächte und treibt bloß Ackerbau. Zu den schlimmsten Sklavenjägern, deren einzige Beschäftigung überhaupt nur in Menschenraub bestand, gehörten unstreitig die Bewohner der Inseln Wotom, Urar, Massawa und Massikonapuka, sowie die ganze Bevölkerung am Weberhafen. Die Inselbewohner, diese Handvoll Menschen, vielleicht 1000 an der Zahl, waren der Schrecken aller Baininger und die berüchtigsten Mordgesellen der Gazelle-Halbinsel. Der Zweck bei den Raubzügen nach Baining war stets ein doppelter gewesen; Gewinnung von Sklaven und Verproviantirung mit Menschenfleisch. Der letzte Rascher bekannte Sklavenzug fand im Jahre 1896 im September statt. Er war gegen die Gawitleute gerichtet, die etwa 10 Meilen von der Massawa-Bucht entfernt am Abhange einer Reihe von majestätischen Bergen wohnen. Die Zahl der Erschlagenen belief sich auf etwa fünfzig Mann. Die den Sklavenjägern verbündeten Baininger sollen sich wie wahre Teufel aufgeführt haben. Noch, als bereits ihre Opfer todt vor ihnen lagen, sprangen sie auf die Leiber derselben und zerstückelten eine Anzahl mit höllischer Freude. Die Sieger wählten sodann die Leiber der stärksten Todten aus, um sie zum kannibalischen Schmause mit nach Hause zu nehmen. Man band sie an Stangen fest, oder man warf ihnen eine Schlinge um den Hals und zog sie längs der Küste im Meere nach sich. Der Sklaven mochten etwa 30 gewesen sein. Inzwischen wurden die lebend gefangenen und zu Sklaven bestimmten Bainiger von den vorausgefahrenen Kähnen auf den Inseln Massawa und Massikonapuka abgesetzt. Die Frauen der Sklavenjäger hatten zum Empfange derselben bereis große Quantitäten Taros gekocht, eine Menge Steine glühend heiß erhalten, um einige der erschlagenen Bainiger damit zu braten und dieselben dann in Gegenwart der Sklaven zu verzehren. Sofort nach dem kannibalischen Siegerfeste fuhr eine Gesandtschaft nach der Nordküste (Talelebucht) und Wotom und brachte die Nachricht von den soeben gefangenen Sklaven. Die folgenden Tage begaben sich zahlreiche Kauflustige nach Baining hinunter, um sich „die Waare“ anzusehen. Die Sklaven waren dies Mal äußerst theuer; Anfangs forderte man bloß 25—30 Faden Muschelgeld, später, als immer neue Käufer ankamen und sich in den Preisen überboten, zahlte man bis 50 Faden für den Einzelnen. Von diesem Zuge aus nach Gawit datirt die eigentliche antisklavische Bewegung auf Neupommern.

— Zur Warnung für die Besucher der Nordseeküsten mag ein Vorfall dienen, der bei Cuxhaven einen Zahntechniker aus Hamburg in die größte Lebensgefahr gebracht hat. Der Zahnarzt, welcher sich mit seiner Familie in Duhnen bei Cuxhaven zur Kur aufhält, beabsichtigte Morgens 9 Uhr am Duhner Strande zu baden. Da Ebbe war und er seine Kleider nicht am Strande liegen lassen wollte, beschloß er, ins Watt zu gehen. Von Weitem sah er nun eine trockene Sandbank. Da ihn aber eine anscheinend sehr tiefe Wasserstraße (ein sogenannter Priel) von der Sandbank trennte, fragte er einen heimkehrenden Krabbenfischer, wo er hinüberkommen könnte. Der Mann zeigte ihm auch eine flache Stelle, die er erfreut durchwatete. Auf der Sandbank angelangt, zog er sich aus und badete. Im nächsten Augenblick aber bemerkte er, daß das Wasser bis fast zu seinen Kleidungsstücken gestiegen war. Die Fluth war also eingetreten! Schnell kleidete er sich an und wollte auf dem gekommenen Wege zurücklaufen. Doch zu seinem Schrecken war die flache Stelle nirgends mehr zu finden; eine breite Wasserstraße zog sich rechts und links entlang, im Rücken wogte die See, und vor ihm lag das weite Duhner Watt. In seiner Verzweiflung versuchte er auf verschiedenen Stellen durchzukommen. Bis zur Brust lief er ins Wasser; aber er wäre, des Schwimmens unkundig, wie er war, unrettbar verloren gewesen, wenn er weiter hineingelaufen wäre. So lief er zurück und schrie in seiner Todesangst um Hilfe, bis er vor Heiserkeit nicht mehr zu schreien vermochte. In sehr weiter Ferne sah er Personen im Watt laufen, aber bei der mit Riesenschnelle aufsteigenden Fluth wäre es ihnen unmöglich gewesen, Rettung

zu bringen. Schon suchte er sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, den Tod in den Wellen zu finden, da sah er in weiter Ferne unterhalb Duhnen eine große Anzahl Möven auffliegen. Er schloß daraus, daß diese Stelle noch nicht überfluthet sei. Nach langem Lauf erreichte er die Stelle, doch war auch hier mittlerweile das Wasser so hoch gestiegen, daß es ihm bis zur Brust reichte. Doch gelangte er nun ohne weitere Fährlichkeit an das Ufer und trat fröstelnd und vor Aufregung zum Umsinken erschöpft den Heimweg an. Das Ereigniß hat übrigens Veranlassung zu dem Gerücht gegeben, daß beim Baden in der See ein Mann ertrunken sei.

— Ein Nachtlager im Schnee bei dem Polarvolk der Jukagieren am Korkodon schildert Jochelson in Spemanns „Mutter Erde". Auf einem von Schnee etwas gesäuberten Platze wird ein aus gefällten Lärchenstämmen geschichteter riesiger Scheiterhaufen entzündet, Stangen werden errichtet und schräge mit Fellen überspannt, Felle werden auch auf dem Schnee ausgebreitet. Die Flamme verwandelt rings allen Schnee in Dampf, der wie dichter Nebel das Lager umhüllt und sich an den Menschen als Reif festsetzt, so daß sie ganz weiß werden, großen Hasen ähnlich. Nach genossenem Thee legt man sich schlafen. Die meisten Eingeborenen ziehen sich ganz nackt aus und bedecken sich mit einem Felle, das in einem Sacke für die Füße endigt; mit dem Kopf legen sie sich zum Scheiterhaufen. Bei den Schlafenden entblößt sich bald der eine, bald der andere Theil des nackten Körpers; aber unempfindlich schlafen sie ruhig weiter. Ich aber konnte mich dieser Art nächtlicher Ruhe lange nicht anpassen. Zog ich die Decke ganz über mich, bekam ich Atemnoth; lüftete ich sie nun etwas, um nicht zu ersticken, und war kaum wieder eingeschlummert, spürte ich, wie die Nase vor Frost zu schmerzen anfing. Hiedurch aufgeweckt, war es mir nicht möglich, die Augen zu öffnen, denn die Lider waren zusammengefroren und das Gesicht tief mit Reif bedeckt. Aber schließlich gewöhnt man sich an die Kälte, wie an manches Andere im Leben.

— Eine romantische Heirath. Die größte Sensation in den besseren Gesellschaftskreisen von New-York und Boston hat eine „Mesalliance" hervorgerufen, welche Miß Adelaide Phillips, die Universalerbin eines der angesehensten Dollarfürsten Nordamerikas, vor kurzem einzugehen sich erlaubte. Die schöne 18jährige Yankeelady erwählte zu ihrem Eheherrn den Kutscher ihres steinreichen Onkels, den sie dereinst beerben soll. Diese seltsame Heirath ist jedoch keineswegs das Resultat einer plötzlichen romantischen Laune. Ein Verlöbniß zwischen Miß Phillips und ihrem einfachen Liebhaber hat bereits seit mehreren Jahren bestanden und die Liebenden konnten trotz zahlreicher Intriguen von Seiten neidischer Bewerber und bitterer Vorwürfe von den Verwandten der jungen Dame nicht auseinander gebracht werden. Die jungen Leute waren Nachbarskinder und zwar befanden sich ihre Eltern in den gleichen ärmlichen Verhältnissen. Adelaides Vater war Fischer in dem Küstendorfe Socumpscot in Massachusetts und Bernhard Kennedys Vater arbeitete als Maurer. In dem zarten Alter von etwa dreizehn Jahren gelobte das bildhübsche Fischerstöchterlein dem stattlichen 19jährigen Nachbarssohne ewige Treue. Kurze Zeit darauf wurde Miß Phillips von dem eines Tages als Millionär auftauchenden Bruder ihres Vaters adoptirt und zur einzigen Erbin eingesetzt. Bernhard Kennedy trat als Kutscher in die Dienste des Mannes, der ihm sein Liebstes entführen wollte und so lebte er unter einem Dache mit dem Gegenstand seiner Anbetung, der um seinetwillen auf jede hervorragende Stellung im gesellschaftlichen Leben verzichtete. Auch die Reichthümer ihres Oheims hätten nichts Verlockendes für die treue kleine Braut gehabt, wenn sie ihr nur um den Preis ihrer Liebe zugefallen wären.

— Gleiches Resultat. Junger Arzt: „Ich lasse die meisten Patienten radeln — da gehen in einer größeren Familie die Verletzungen gar nicht aus!" Kollege: „Dazu bin ich zu ehrlich; ich verbiete ihnen im Gegentheil das Velozipéd und habe trotzdem immer zu thun. Meine Patienten werden ja doch zur rechten Zeit von den Andern überfahren."

— Bei der Lektüre des „Tell". Gouvernante: Was ist ein „Landammann"? — Elly: Der Mann einer Landamme.

Sinnsprüche.

Es geht der Mensch auch in bestimmten Gleisen;
Und wie der Stern, aus seiner Bahn geschmettert,
Planlos, ein gluthverzehrender Komet,
Im wilden Sturme durch die Räume donnert,
Bis er zum Aschehaufen ausgebrannt;
So geht der Mensch verloren, der verwegen
Aus seines Lebens Schranken brechen will.

Th. Körner.

* * *

Auf wallt der Zorn,
Wie Feuersgluth;
Die wird gelöscht
Durch Thränenfluth
Und hinterher weiß der Verstand
Nicht, wo und wie es hat gebrannt!

K. Selter.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 210. Samstag, den 16. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

39 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Und Du kannst nicht lügen und das ist schlimm, das ist sehr schlimm. Du kannst deswegen nicht mitthun an der großen Maskerade des Lebens und nicht mitspielen auf der Bühne des Welttheaters und sie werden Dich in Deinen Gefühlen täuschen und Dich betrügen und in allen Lebenslagen wirst Du der leidende und die Andern der triumphirende Theil sein. Denn die Welt will betrügen und betrogen sein. Verstehst Du mich, Maria?"

„Ich will nicht widersprechen."

„Bemerktest Du, wie getröstet die Aermste heute Abend von mir ging? Durch was wurde sie getröstet? Durch eine Lüge. Siehst Du, auch eine Lüge kann unter Umständen Gutes wirken. Sie kann Menschen sogar den Frieden wiedergeben. Eine Lüge. Ich hätte Romane aus dem Leben schreiben können. Ich habe Romane erlebt. Hunderte, Tausende. Meistens kamen wie diese Unglückliche von Gewissensbissen Gepeinigte zu mir, die ihre Todten wegen eines an ihnen begangenen Verbrechens oder Vergehens sprechen und um Verzeihung flehen wollten. Andere wollten sich Rath aus Geistermund holen. Eifersucht und Liebe spielten die größten Rollen dabei und meine Erfahrung und Menschenkenntniß gab diesen Fragenden und Suchenden in den meisten Fällen die richtige Antwort und Auskunft. Tausende fühlten sich mir zu Dank verpflichtet. Tausenden habe ich — ich darf es mit gutem Gewissen sagen — zu ihrem Glücke verholfen. Durch was? Durch Lügen!"

„Seltsame Folgerungen," dachte Maria, aber sie antwortete nicht.

Sarah Coczinsky schwieg.

Ihr Athem ging schwer und nahm einen eigenthümlichen röchelnden Klang an.

„Es geht rascher zu Ende als ich dachte," flüsterte sie, „meine Sachen sind in Ordnung. Du bist meine Erbin. Nur dies Haus mit allem, was darin ist, soll Sophie Wonowno behalten. Hier," sie zog unter dem Kopfkissen einen Schlüssel hervor und reichte ihn Maria, „hier ist der Schlüssel zum Schranke da nebenan —"

Sie wies auf eine Verbindungsthür.

„Du wirst größere Summen finden, als Du vielleicht erwartest. Noch eins! Du hast Dein mütterliches Erbtheil den Gläubigern Deines Vaters überwiesen. Das war vom rein menschlichen Standpunkt aus großmüthig und edel, aber es war nicht klug und überlegt, denn Du hast nicht einmal eine positive Wohlthat Jemand dadurch erwiesen. Was hättest Du für Gutes damit schaffen können. Laß Dich nicht wieder von solchem Impuls zu einer wichtigen Handlung hinreißen."

„Ich habe schon Aehnliches gedacht," sagte Maria, „nämlich, daß ich leichtfertig handelte."

„Schalte und walte mit Deinem Gelde wie Du willst, thue Gutes an Deinem Nächsten, speise die Hungrigen, kleide die Dürftigen, aber wirf es nicht sinnlos in zweckloser Großherzigkeit von Dir — Ach, Maria — — wie bin ich krank."

Sie röchelte schwer.

Maria trocknete der Kranken mit ihrem Taschentuche die Schweißtropfen von der Stirne und netzte ihr die heißen Lippen mit Wasser. Sie fühlte instinktiv, daß menschliche Hilfe hier nichts mehr ausrichten könne, aber die Nähe des gewaltigen Beherrschers des Schattenreiches erfüllte sie mit ehrfurchtsvollem Schauer und zugleich mit einer feierlichen, andächtigen Ruhe. Hier nahte er ja ungerufen auf demselben Wege, auf dem er alle Menschen hinüberholte.

„Was nun wohl kommen mag," seufzte die Sterbende, „merkwürdig, ich habe mein Lebenlang in Lügen gewandelt. Die Lüge ernährte mich. Ob das Jenseits des Grabes auch eine Lüge ist? Oder ist dort die Wahrheit? Und macht die Wahrheit denn wirklich selig — —"

„Es ist alles so seltsam. Vierundachtzig! Welch ein

Alter. Wie lang vorauszudenken und wie rasch dahin. Wenn ich zurückdenke, kommt mir alles so kurz — so kurz vor. Ich war auch einst jung — es ist noch gar nicht so lange her — noch gar nicht lange. Ich hatte auch einst Hoffnungen, wo sind sie geblieben? Wo sind die Jahre geblieben? Wo ist Vater, wo ist Mutter, wo ist Simon, wo sind die Anderen? Alle dahin."

„Neue Menschen wandern über die Erde. Alles Lügen, wandelnde Lügen."

Die Züge der Kranken veränderten sich. Die tiefe, dunkle Fieberröthe wich einer in's Gräuliche spielenden Blässe. Die Augenlider hoben sich und fielen schlaff hinunter. Die Lippen preßten sich krampfhaft zusammen.

„Tante Sarah," sagte Maria sanft, ihre Hand ergreifend.

Die Sterbende riß sich hastig los und fuchelte mit den Armen um sich. Noch einmal stieg und fiel das Blut in und aus ihren Wangen. Die Bewegungen der Greisin drückten ein heißes Ringen mit einer unsichtbaren Gestalt aus.

„Es wird so finster," schrie sie, „Luft! Licht!"

Sie sank zurück. Ihre Augen brachen. Ihre Arme fielen schlaff herunter. Es war vorüber.

Maria drückte ihr erschüttert die Augen zu.

Zum zweiten Male in ihrem Leben hatte sie Jemand sterben sehen. Und wie sterben? Aeußerlich wie verschieden. Dort die Pracht einer gleißenden Attrappe, hier an Ecken und Enden die Dürftigkeit der Armuth in ihrer krassesten Gestalt, aber unter den Lumpen verborgen das Zaubermittel, das die Schäbigkeit der Umgebung mit einem Schlage in eine feste, gediegene Herrlichkeit verwandeln konnte. Aeußerlich verschieden, aber im Grunde, wie ähnlich waren die beiden Geschwister gestorben. Mit wie ähnlichen Gefühlen und Gedanken hatten sie auf den vollendeten Lebenstag und auf das hinter ihnen bleibende Leben zurückgeblickt. Wie ähnlich hatten sie die Welt beurtheilt und wie ähnlich war ihr Leben einander in seinen Grundzügen gewesen.

Sophie Wonowno steckte den Kopf durch die halboffene Thüre.

„Wie geht's?"

„Sarah Coczinsky ist todt," entgegnete Maria.

Die Alte schrie auf und trat näher.

„O — ich habe nie geglaubt, daß die Frau sterben könne —" flüsterte sie.

Und sie kniete am Bette nieder und verrichtete ein jüdisches Sterbegebet.

15. Kapitel.

Enthüllungen und Enttäuschungen.

Die dramatisch zugespitzte Szene im Boudoir der Baronin Roß=Laten, welche sich durch Baron Paul's Dazwischentreten zu einer hochkritischen Situation gestaltete, endete, nachdem Hermann Scharwenzel hohnlachend davonstürmte, mit einem unumwundenen Bekenntniß der Baronin.

Die Baronin hatte im ersten Augenblick das Gefühl, als habe sich unmittelbar vor ihren Füßen ein Abgrund aufgethan, nachdem sie aber die Schwächeanwandlung mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft überwunden, gewann sie allmälig ihre Fassung, ihre Ruhe und damit ihre kalte Ueberlegenheit wieder. Sobald sie in dieser Weise wieder Terrain erobert, begann sie ihrer Beichte durch Hervorhebung einzelner Momente und anderer Mittel und Mittelchen effektvolle Lichter aufzusetzen und die Einzelnheiten stimmungsvoll zu gruppiren. Bei der Ausgestaltung ihres an und für sich bitteren, tief demüthigenden Geständnisses entwickelte sie eine erstaunliche geistige Technik und ein großes Talent, den Charakter der Thatsachen nach ihrem Geschmacke umzuwandeln. So wie sie ihre Geschichte vortrug, klang sie rührend und Theilnahme erweckend.

Baron Paul hatte aus dem Verlauf der Unterredung, die er im Nebenzimmer Wort für Wort mit anhörte, herausgefühlt, daß es sich um ein kompromittirendes, die Ehre seiner Familie schmählich bloßstellendes Geheimniß handelte. Ein Geheimniß von dieser Tragweite, von der vernichtenden Gewalt wie das vorliegende, aber hatte er nicht geahnt, und die Enthüllungen seiner Mutter trafen ihn deshalb wie ein zerschmetternder Keulenschlag. Nichtsdestoweniger wich sein im ersten Moment aufbrausender Jähzorn bald einer tiefen Niedergeschlagenheit. Die Baronin hüllte ihr inhaltsschweres Bekenntniß in einen so tragischen Faltenwurf, daß er immer geneigter wurde, nicht das ehrvergessene Weib und die schöne Sünderin, sondern vielmehr eine Märtyrerin in ihr zu sehen, die, von einem traurigen Verhängniß getrieben, sich für die Ihren geopfert hatte.

Frau von Roß=Laten wurde, als sie den günstigen Eindruck ihrer Erzählung an ihrem Sohn beobachtete, immer mehr zur Herrin ihrer Situation. Ja, sie fühlte sich, als sie ihre Last vom Herzen gewälzt, ordentlich erleichtert und gehoben, obgleich sie viel zu klug war, sich dergleichen merken zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein merkwürdiges Heilverfahren. Die Bewohner eines kleinen Ortes im Süden von Kalifornien lassen sich auf höchst seltsame Weise einen schmerzenden Zahn kuriren. Ein New-Yorker Rechtsanwalt, der unlängst in dem weltentlegenen Städtchen weilte, um eine Erbschafts-Angelegenheit zu ordnen, erzählt folgende kuriose Geschichte: „Am ersten Morgen meines Aufenthalts in W . . . erwachte ich mit furchtbaren Zahnschmerzen. Ich erkundigte mich nach der Adresse eines Zahnarztes, hörte aber zu meinem Erstaunen, daß ein solcher Wundermann in dem Nest gar nicht lebte. In meiner Verzweiflung stürmte ich in den Laden des einzigen auffindbaren Drogisten und beschwor ihn, mir irgend ein schmerzstillendes Mittel zu verabfolgen. Der Mann zuckte grinsend die Achseln und erklärte, daß er zwar keine der von mir angeführten Mixturen habe, meine Zahnschmerzen aber nichtsdestoweniger vertreiben könne. Ich bot ihm 5 Dollars, wenn er mich von der Qual erlösen würde. Mich auf einen kleinen Hof führend, rief der Ladenbesitzer seinem Gehilfen zu, Hammer und Nägel zu bringen. Entsetzt wollte ich den Rückzug antreten; der Drogist beruhigte mich aber, indem er mir die Versicherung gab, daß er mich gar nicht anrühren werde. Er schritt zu einem breiten Pfahl, der aussah, als ob er schon mit Millionen von Nägeln gespickt worden sei, und schrieb mit Kreide das Wort „ACHE“ (Schmerz) darauf. Dann forderte er mich auf, ihn scharf zu beobachten und an nichts Anderes zu denken. Damit ergriff er den Hammer und trieb einen Nagel dicht neben den anderen in das Holz, bis der Buchstabe „A“ bedeckt war. Lachend blickte er sich nach mir um und fragte nach meinem Befinden. Aergerlich behauptete ich, daß der Zahn noch genau so schmerzte, wie vorher, obwohl dies nicht der Fall war. Als die Buchstaben „C“ und „H“ mit Nägeln ausgeschlagen waren, machte ich die Wahrnehmung, daß ich meine Schmerzen fast ganz vergessen hatte. Der Quacksalber ließ sich jedoch nicht stören und bedeckte das „E“ mit einigen zwanzig Nägeln. Lange vor dem letzten Hammerschlage fühlte ich nicht die geringste Pein mehr und gestand dies nun halb verwundert, halb beschämt ein. Der originelle Zahndoktor erzählte mir, daß er seit vielen Jahren die Leute auf diese Weise von Zahnschmerzen befreit.“

— Ein Fall unerhörten Wuchers kam dieser Tage durch die Strafkammerverhandlung in Straßburg gegen den Eisenbahnschreiber Karl Hausmann aus Bischheim wegen Beihilfe zu diesem Vergehen zur öffentlichen Kenntniß. Die Verhandlung warf geradezu erschütternde Streiflichter auf ein durch einen berüchtigten und öfters vorbestraften Wucherer zerrüttetes Familienleben. Der Bewucherte, ein hiesiger Beamter, hatte sich vor etwa 22 Jahren — gedrängt durch eine Schuld, deren Entstehung er seiner Familie verbergen zu müssen glaubte — von dem damals hier (jetzt in Basel) wohnhaften Kaufmann Eduard Bosse einen Betrag von etwa 200 M. geliehen und dafür den horrenden Zinsfuß von 12½ Prozent pro Monat, d. h. 150 Prozent pro Jahr, vereinbart. Zeitweilig zahlte er die bedeutenden Zinsbeträge von seinem Nebenverdienste, zeitweilig war er, da er sich seiner Familie gegenüber nicht entdecken wollte — genöthigt, diese Zinsen zum Kapital schlagen zu lassen und Prolongations-Wechsel zu unterschreiben. Der Wucherer Bosse berechnete sich bei diesen Prolongationsgeschäften auch von den kapitalisirten Zinsen 12½ Prozent für den Monat und so kam es, daß die ursprünglich kleine Schuld in etwa einem Jahre auf rund 3600 Mark (!) angelaufen war, trotzdem der Bewucherte im Laufe der Jahre etwa 2000 M. an Zinsen abbezahlt hatte! Bosse salvirte sich in Folge anderweitiger Wucherfälle, die ihm das Interesse des Staatsanwaltes verschafft hatten, in die freie Schweiz und übertrug seinem Neffen und gelehrigen Schüler Hansmann das Geschäft, den mehrgenannten Beamten weiter zu schröpfen. Hansmann that dies denn auch mit mehr Gründlichkeit, als sein Lehrer Bosse selbst gethan hatte, und peinigte — nachdem er sich zuletzt ein Accept des Opfers auf seinen eigenen Namen verschafft hatte — seinen Schuldner moralisch derart, daß dieser schließlich in einer Anwandlung höchster Verzweiflung die seit 22 Jahren nachgeschleppte Galeerenkette von sich werfend in den Tod ging. Er hatte Hansmann mehrmals um Schonung gebeten und dabei Selbstmordgedanken geäußert; der Angeklagte aber parirte die Bitten mit Schroffheit, und äußerte, bei ihm gelte nur der Spruch: „Vogel friß oder stirb!“ Erst nach dem Tode des Bedauernswerthen erfuhr dessen Familie das 22 Jahre gehütete Geheimniß des Todten, einen längst vergessenen und gebüßten Fehler aus jungen Jahren. Hansmann suchte sich der Verurtheilung wegen Beihilfe zum Wucher durch die Behauptung zu erwehren, er habe von der wucherischen Entstehung der Schuld, die ihm sein Onkel ohne jeden Kommentar zur Einziehung übertragen habe, keine Ahnung gehabt. Die Beweisaufnahme ergab aber, daß er früher gegentheilige Angaben gemacht, ferner, daß er jedenfalls kurz vor dem Tode des Bewucherten von

dem letzteren über alles aufgeklärt worden war und dennoch seine Maßregeln fortgesetzt hatte. Das Gericht verurtheilte ihn nur zu 3 Monaten Gefängniß und 100 M. Geldstrafe.

— „Ohne Zoologie und Allegorie" soll von jetzt ab die Bildhauerkunst arbeiten, so bestimmte der Kaiser kürzlich. Ein wunderschönes Beispiel dieser vom Kaiser getadelten zoologischen Kunst ist das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelm I. auf der Schloßfreiheit. Wer sich die nicht ganz leichte Mühe machen will, die wahrhaft tropisch üppige Fauna dieses Denkmals durchzuarbeiten, der wird laut „B. Börsen-Ztg." zu folgendem stattlichen Ergebniß gelangen: Außer dem alten Kaiser und seinem Pferd, den einzigen Figuren, die wirklich nöthig waren, befinden sich auf dem Denkmal zunächst noch 19 halbnackte Weiber, 22 dito Männer und 12 dito Kinder, Die eigentliche Zoologie aber ist wie folgt vertreten:

21	Pferde,
2	Ochsen,
8	Schafe,
4	Löwen,
16	Fledermäuse,
6	Mäuse,
1	Eichhorn,
10	Tauben,
2	Raben,
2	Adler,
16	Eulen,
1	Eisvogel,
32	Eidechsen,
18	Schlangen,
1	Karpfen,
1	Frosch,
16	Krebse
zusammen 157	Thiere.

Dabei muß bemerkt werden, daß diese Zahlen nicht etwa willkürlich sind, sondern auf möglichst gewissenhafter Rechnung beruhen, daß ferner die Zählung sich nicht auf die Mosaikbilder des Fußbodens erstreckt, in denen es auch von Adlern und Genien nur so wimmelt. Dreiundfünfzig nackte Figuren und hundertsiebenundfünfzig Thiere — das ist ein bischen viel für ein einziges Kaiser-Wilhelm-Denkmal.

— Was ist aus Andrée geworden? So muß man Angesichts der soeben von der grönländischen Ostküste zurückgekehrten Nathorst'schen und der Amdrup'schen Expedition fragen. Professor Nathorst war bekanntlich mit seinem Schiff „Antarctic" zur nördlichen grönländischen Ostküste gezogen, mit der Hauptaufgabe, dort nach den vermißten Luftschiffern zu forschen, und die dänische Expedition nahm eine Forschungsreise auf der südlichen Hälfte der Ostküste vor. Aber weder Nathorst noch Amdrup ist es gelungen, eine Spur von Andrée anzutreffen, und da soeben auch von der Peary'schen Expedition, die zur Nordwestküste Grönlands gegangen war, eine Nachricht angelangt, worin kein Wort von Andrée erwähnt wird, kann nunmehr als ausgeschlossen gelten, daß Andrée und seine Begleiter noch lebend angetroffen werden. Es ist auch schlechterdings unmöglich, jetzt noch ein Gebiet der Nordpolregion anzugeben, wo weitere Nachforschungen auszuführen wären. Auf und bei Spitzbergen sowie auf dem Franz Joseph-Land haben sich in den beiden letzten Sommern eine ganze Anzahl Expeditionen zu schaffen gemacht, und Nordsibirien wurde von der Stadling'schen Expedition bereist. Danach setzte man die Hoffnungen auf Grönland, aber diese sind nun fehlgeschlagen. Von der Swerdrup'schen Expedition, die ebenso wie Peary zur Nordwestküste Grönlands gegangen ist, um wenn möglich die Nordküste zu bereisen, sind schwerlich Nachrichten über Andrée zu erwarten, denn wäre er zur Nordküste gekommen, hätte er wahrscheinlich versucht, an der Ostküste hinabzuwandern, wo er viel Wild, z. B. Moschusochsen, zum Unterhalt finden konnte. Aber bis zur Westküste zu kommen, wo schon beim 77. Breitengrad Eskimos wohnen, wäre ihm sicher nicht geglückt. Somit haben auch die diesjährigen Forschungen kein Licht über Andrée gebracht, und vermuthlich wird man erst durch Zufall Aufschlüsse über sein und seiner Gefährten Schicksal erhalten.

— Das höchst gelegene Hotel der ganzen Welt wird noch vor Ablauf dieses Jahres von den Italienern auf dem Gipfel des 3110 Meter hohen Colle di Gigante in den savoyschen Alpen errichtet werden. Bauherr ist der „Italienische Alpenclub", der zu diesem Zwecke fast eine Million Lire gezeichnet hat. Drei Stock hoch wird es trotz der enormen Bau- und Transportschwierigkeiten nach den Plänen eines piemontesischen Architekten mit allem erdenklichen Komfort erbaut werden. Fünfhundert Maulthiere werden das dazu erforderliche Material hinauf schaffen. Außerdem plant man die Herstellung eines gewaltigen elektrischen Reflektors, dessen Strahlen die Umgegend im Durchmesser von beinahe 100 Kilometer beherrschen sollen. Italien wird sich dann rühmen dürfen, nicht nur in dem Sanktuarium der Madonna auf Rocciamelone das höchstgelegene Gotteshaus, sondern auch das höchstgelegene Gasthaus der ganzen Welt zu besitzen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 211. Montag, den 18. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

40 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Ich sehe aus diesem Schicksalslabyrinthe nur einen Faden,“ schloß sie gedrückt. „Ich muß bei Seite. Ich muß gehen. Mit meinem Tode ist die Sache hinfällig. Er hat Niemand mehr, dem er drohen kann. An Euch wird er seine Erpressungen nicht wagen. Ach, wenn ich mich recht besinne, begreife ich selber nicht, warum ich nicht schon lange diese Marter durch einen raschen Entschluß endete. Das Opfer meines Lebens wiegt ja nicht zum hundertsten Theil das Opfer auf, welches ich damals brachte, als ich mich selber — ach, es ist furchtbar —“

Sie weinte.

Paul sah stumm vor sich nieder. Die Geschichte ging ihm wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Ein Gedanke that sich besonders hervor; daß es gerade Ruth's Vater gewesen war.

Ruth's Kenntnißnahme des Geheimnisses hatte die Baronin klüglich verschwiegen.

„Du solltest nicht so thöricht sprechen, Mama,“ sagte er endlich sich bezwingend. „Das würde gar nichts bezwecken. Nach Deinem Tode würde der Schuft mit größter Gewissensruhe unsern Namen dennoch an den Pranger stellen. Du würdest den Skandal dann zwar nicht miterleben, aber nachdem Du Deiner Familie ein so fürchterliches Opfer brachtest, darfst Du uns jetzt nicht feige im Stich lassen; jetzt mußt Du mit uns ausharren. Auf alle Fälle müssen wir uns den unheimlichen Gesellen vom Halse schaffen. Das kann nur durch Geld geschehen. Wir müssen ihm die verhängnißvollen Schriftstücke mit einer größeren Summe abkaufen. Nachher kann er nichts machen.“

„Ja, aber woher die Summe nehmen?“ sagte die Baronin dumpf, „ich habe ihm alles, was ich auftreiben konnte, in den unersättlichen Rachen geschleudert, aber alles umsonst.“

Paul zögerte mit seiner Antwort. Es schien, als ob er sich etwas abränge.

„Ich machte Dir schon einmal eine Andeutung, daß zwischen der Prinzessin Raczenyi und mir eine — hm — eine Abmachung existire. Da die Sachen einmal so stehen, will ich die Angelegenheit zum Austrag bringen. Die Heirath mit der Raczenyi wird mir große Mittel an die Hand geben — ich könnte dann — es ist mir höchst peinlich, aber ich weiß keinen anderen Ausweg —“

Frau von Roß-Laten fuhr sich mit ihrem spitzenbesetzten Taschentuch über die verweinten Augen.

„Mein Gott, ich habe in diesen Monaten so viel ertragen, daß ich kaum noch auf eine Erlösung zu hoffen wage,“ murmelte sie, „aber, nicht wahr, Paul, jetzt verstehst Du, daß es kein Mangel an Gefühl von mir war, wenn ich Dich immer zu einer Verstandesheirath drängte? Ich wollte Dich vor dem Schicksal, das mich vernichtete, bewahren. Es ist so schrecklich —“

Sie starrte mit einem trostlosen Blick in's Freie.

„Rege Dich jetzt nicht mehr auf, Mama,“ sagte Paul beruhigend, „hoffentlich wendet sich die fatale Geschichte zum Besten. In einer Stunde fahre ich zu Raczenyi's. Ich will Dir Dein Mädchen schicken, damit sie Dich zu Bett bringt. Ruhe wird Dir am nothwendigsten sein.“

Im Vorüberschreiten berührte er liebkosend ihre Stirne, und da bemerkte er, wie vorherrschend das Silber in ihren glänzenden, dunklen Haaren in den letzten Monaten geworden war. Wie mußte sie gelitten haben.

„Arme Mama,“ dachte er.

In seinem Zimmer angelangt, schritt er unruhig auf und nieder. Die vielen, peinigenden Gedanken und Vorstellungen ließen eine ruhige Ueberlegung nicht durchkommen. Er hatte bis dahin seine persönliche Ehre fleckenlos erhalten und der Gedanke, daß Name und Ehre seiner Familie nunmehr der Willkür eines verkommenen Subjektes anheim gegeben waren trieb ihm eine dunkle Zornesröthe in die Stirne und

ließ jeden Nerv in ihm vor ohnmächtiger Wuth erbeben.

Dennoch machte er während seiner aufregenden Gedankenarbeit sorgfältig Toilette und begab sich, als die Uhr eins schlug, äußerlich ruhig, auf den Weg zur Prinzessin.

Seit jenem kritischen Plauderstündchen im orientalischen Kabinet hatte er die Prinzessin nur flüchtig und meistens in Gegenwart Anderer gesehen. Bei den sporadischen Visiten, die er ihr machte, verhielt sie sich sehr kühl und reservirt gegen ihn; nichtsdestoweniger merkte er ihrem Wesen an, daß sie die damals geknüpften Fäden noch als vorhanden betrachtete.

Paul dachte mit gemischten Gefühlen an seine Zukunft als Gemahl der exzentrischen, morgenländischen Schönheit. Obgleich er es für seine Pflicht hielt, den Verdacht, die Prinzessin habe absichtlich, mit Ueberlegung und Berechnung die Liebesszene heraufbeschworen, energisch von sich zu weisen, wurde er den häßlichen Gedanken doch nicht ganz los.

Paul war Gefühlsmensch und in dieser Eigenschaft ein Feind von Convenienzehen. Aus freier Wahl würde er sich nur schwer entschlossen haben, eine Geldheirath zu schließen. Es wiederstrebte seinen Ansichten und Empfindungen. Hier lag die Sache freilich anders. Hier wurde er moralisch gezwungen. Hier konnte sich aus seinem Vorgehen nicht der Schatten eines Mißtrauens erheben. —

Wenn es nicht so gekommen wäre, wie hätte er sich erst überwinden müssen, wie deprimirend hätte er die Motive seines Handelns empfunden, ehe er diesen Schritt, der einmal nothwendig geworden war, gethan hätte.

Eigentlich standen die Dinge so günstig, wie nur möglich für ihn. Unter den obwaltenden Umständen konnte er sich moralisch freisprechen —"

Die Prinzessin empfing ihn in einem sehr kleinen, aparten Boudoir. Sie liebte die kleinen Räume. Die weiten Dimensionen großer Gemächer, pflegte sie zu sagen, bedängen auch meist allgemeine Gespräche. Je enger die Wände zusammenträten, desto intimer und gemüthlicher lasse es sich plaudern. Es war eben alles originell, was sie dachte und sagte.

Prinzessin Irma lag wie gewöhnlich auf einer Ottomane hingestreckt und rauchte. Ein duftiger, spitzenüberrieselter Schlafrock aus hellfarbener Pompadourseide umfloß in malerischen Falten ihre zierliche Figur, die in der zarten Umhüllung Aehnlichkeit mit einem schönen, fremden Schmetterling hatte. —

„Sieht man Sie endlich auch einmal wieder, Baron?" sagte die Prinzessin nachlässig, „ich dächte, Sie wären ganz von der Bildfläche verschwunden. Fast möchte ich fragen: Was verschafft mir die Ehre?"

„Mehrere Male haben Sie meinen Besuch zurückweisen lassen, andere Male traf ich Sie nicht zu Hause; die Schuld liegt also nicht auf meiner Seite, wenn wir uns in den verflossenen Monaten nur wenig sahen," entgegnete Paul zurückhaltend.

„Desto mehr bedauere ich, daß ich Ihnen auch jetzt nur wenige Minuten zur Verfügung stellen kann," bemerkte die Prinzessin.

Sie blies die blauen Ringe des Rauches von sich und blinzelte ihr Gegenüber, unter den halbgesenkten Wimpern hervor, mit räthselhaftem Ausdrucke an.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der „goldenen Stadt".

Jetzt, wo der bevorstehende Konflikt zwischen England und Transvaal so viel von sich reden macht, wird unsere Leser nachstehender Brief interessiren, den die „Köln. Ztg." von einem ihrer Leser aus der „goldenen Stadt" Johannesburg erhält.

„Heiter in ernster Zeit", läßt sich von Johannesburg sagen. Mit der Möglichkeit eines Krieges und mit dieser Möglichkeit, der Wahrscheinlichkeit vollständiger Zerstörung vor Augen, lebt man doch munter in den Tag hinein und läßt sich des Lebens Freude nicht vergällen. Die Zeiten sind schlecht, das ist wahr; viele Leute, und darunter manche der wohlhabendsten, sind fortgezogen; die Geschäfte leiden, die Zahl der Käufer ist zusammengeschmolzen und Einschränkung ist das allgemeine Losungswort der Zurückgebliebenen. Die Geschäftswelt klagt, aber schlechte Zeiten in Johannisburg würden anderwärts vielleicht noch als gute gelten und das Geld, das man noch immer für Vergnügungen übrig hat, verräth, daß es mit den schlimmen Zeiten nicht so schlimm ist, als man den laut werdenden Klagen nach zu schließen berechtigt wäre. Viel mit diesem rasch und froh pulsirenden Leben hat wohl auch der Charakter der Stadt und des sie umgebenden Randgebiets zu thun.

Es gibt wohl keinen zweiten Flecken Erde, der mit Bezug auf das Alter, Auskommen und theilweise auch Intelligenz der Bewohner, sich mit Johannisburg vergleichen könnte. Alte Leute gehören zu den Ausnahmen, Kinder stehen weit unter der Durchschnittszahl anderer Städte; was hier lebt, steht in den besten Jahren des Daseins und hat nicht jeden Pfennig abzuwägen, ehe er ausgegeben wird. Die Herrschaft führt so die Jugend und die Lebenslust. Dazu gesellt sich noch der spekulative Charakter der Stadt, der all-

gemeine Gebrauch, an der Börse wenigstens ein bischen mitzuthun, wenn sich nicht ganz dem Wagen und Wetten zu widmen und das bringt einen gewissen Leichtsinn und Leichtlebigkeit mit sich, die mithelfen, Johannesburg ein besonderes Gepräge zu geben.

Man sehe sich nun die Hauptstraßen mit ihrer Flucht von prunkenden Läden an, in denen Alles zu finden ist, was die neueste Mode in Paris, London und Berlin zu Tage fördert, was zum Luxus zählt, was der verwöhnte Geschmack als Bedürfniß zu betrachten gelernt hat. Alles, alles ist da zu finden. Die Stadt selbst gewinnt auch in ihrem Aussehen. Die Baulust hat allerdings gewaltig nachgelassen, augenblicklich stockt sie so gut wie ganz. Bauplätze, die einen Werth von Millionen Mark darstellen, stehen verödet; so, knapp beim Bahnhof, der für ein Riesenhotel bestimmte, in den Fundamenten ausgegrabene Platz; dann mitten in der Stadt eine noch größere Baufläche; mit ihren auf hohen Gerüsten stehenden Dampfkranen, an denen jetzt, damit sie nicht ganz unbenutzt bleiben, ein paar Riesen-Whiskeyflaschen gleich zwei Gehenkten melancholisch in der Luft baumeln, bildet sie ein trauriges Wahrzeichen der eingetretenen Stockung.

Trotzdem sind doch einige, wenigstens der räumlichen Anschauung nach, großartige Bauten an die Stelle früherer Wellblechhäuser getreten, so das neue Postamtsgebäude, das die ganze Ostseite des Marktplatzes einnimmt; unweit davon die großen Standard u. Diggers News Buildings, dann das neue Heim der Bank of Africa — alle drei architektonisch verpfuscht, das Postamt in reinstem Baukastenstil, die andern zwei protzig und klotzig, trotzdem aber durch ihre Größe imponirende Bauten.

Der Straßenverkehr hat auch nachgelassen; man merkt die „vielen, die nicht da sind", namentlich die vielen Damen der fashionablen Johannesburger Welt, die von ihren besorgten Gatten bei Zeiten außer Landes gebracht wurden. Pritchard-Street namentlich, in ihrem Mitteltheile die Bond-Street Johannesburgs, liegt jetzt oft recht verödet da.

Im Ganzen genommen herrscht aber doch noch reges Leben, und in keiner zweiten Stadt der Welt findet man wohl so wenig schlecht bekleidete, armselig aussehende Menschen, wie in Johannesburg. Alles ist gut, wenn nicht elegant gekleidet, wohlgenährt, die Männer jung oder in der Vollkraft ihrer Jahre, die Frauen und Mädchen noch jünger und fast durchgehends hübsch, viel Jugend (ob auch Tugend, lassen wir dahingestellt), aber spärlich gesät, da die weibliche Bevölkerung, im Gegensatz zu den europäischen Städten, zu der männlichen in argem Mißverhältniß steht und kaum ein Drittel der Einwohner bildet.

Johannesburg ist auf diese Art ein wahrer Hort von Junggesellen und Strohwittwern, die, eines Heims ermangelnd, sich die Zeit vertreiben nach ihrer Art. Trotz der schlechten Zeiten sind darum Theater und Musikhallen vortrefflich besucht, augenblicklich im Standard-Theater und dem „Empire" (unserer leitenden Musikhalle) die Sitzplätze, trotz der hohen Preise (10,50 M. im Parterre), für Tage voraus gebucht. In den „Wanderers" finden sich an jedem Sonntag über 3000 Menschen zum Concert und „Biograph" ein, und Herrn v. Himmelstjernas zum Klassischen hinstrebende Concerte in der Masonic-Hall sind auch fast regelmäßig gesteckt voll.

Der geniale finländische junge Musiker hat es dabei verstanden, sich aus lauter freiwilligen Dilettanten ein Orchester zusammenzustellen (zu einem Drittel aus dem ewig Weiblichen bestehend), das unter seiner tüchtigen Leitung sich mit Erfolg auch klassischen Tonwerken zuwendet und erkennen läßt, über was für musikalische Talente die Goldstadt gebietet.

Die Vergnügungslust ist so in altem Schwung, trotz der schlechten Zeiten und mit dem Kriegsgespenst vor Augen. Und wie sollte es anders sein, in einer Stadt der Jugend und des guten Einkommens!

Johannesburg ist auch in der letzteren Beziehung einzig in seiner Art. Es zählt mit dem Randgebiet wohl 70 000 weiße Einwohner, darunter 12 000 Bergleute, deren durchschnittliches Einkommen mindestens 400 M. monatlich beträgt. Dazu rechne man die Beamten der Grubengesellschaften, die Grubenverwalter mit dem fürstlichen Einkommen von 60 000 M. jährlich nebst freier Wohnung, die Bergingenieure mit 1500 bis 3000 M. monatlich, die andern gut bezahlten Angestellten, die Staatsbeamten, die sich auch reichlich bezahlter Einkommen erfreuen — von den 50 000 erwachsenen Einwohnern mindestens 15 000, die sich eines Einkommens von mindestens 7000 oder 8000 M. rühmen können — ein Verhältniß, das wohl kaum irgendwo anders seinesgleichen hat. Kein Wunder, daß Johannesburg noch heiter ist in ernster Zeit!

Das Leben ist dabei nicht allzu theuer, es hat sich während der letzten Jahre wesentlich verbilligt. Die Hausmiethen, wenn auch nach deutschen Begriffen noch immer hoch, sind seit 1896 um die Hälfte gesunken. Johannesburg ist eben in seinem Wachsthum durch die politischen Verhältnisse nicht nur stehen geblieben, sondern sogar zurückgegangen.

Die Einwohnerzahl ist gesunken; die Bauspekulation ist zusammengeklappt. Wohnhäuser — fast durch-

gehends obererdig, aber wohnlich angelegt —, die früher monatlich 600 M. kosteten, sind jetzt mit 250 M. zu haben, und für 200 M. kann eine Familie jetzt schon über ein sehr hübsches geräumiges Haus verfügen, in dem, wenn die Kinderzahl nicht zu groß ist, auch noch ein Zimmer zum Vermiethen übrig bleibt. Einzelne Zimmer sind freilich im Miethpreise auch im selben Verhältniß gesunken wie die Häuser. Ein möblirtes Zimmer, das früher in den guten Theilen der Stadt nicht unter 40 M. wöchentlich zu haben war, wird jetzt gern für 15 M. abgelassen. Kleider sind jetzt, dank der großen Konkurrenz, auch billiger und stehen im Preise kaum doppelt so hoch wie in England oder Deutschland.

Mit den Lebensmitteln verhält es sich ähnlich. Fleisch ist trotz der Rinderpest kaum theurer geworden. Gemüse, das früher mit Preisen von 25 Pfg. für ein Pfund Kartoffel und 1 M. für einen kleinen Blumenkohl fast unerschwinglich war, ist, nachdem sich Deutsche und Italiener in der Nähe Johannesburgs auf den Gemüsebau geworfen, spottbillig geworden. Es ist jetzt ein wahres Vergnügen, die Markthalle zu besuchen und die hochaufgethürmten Vorräthe von im Lande gezogenen prachtvollen Gemüsen zu sehen, wie sie besser kein europäischer Markt aufzuweisen hat. Es zeigt sich da, was das Land zu leisten vermag, und das Verdienst dafür gebührt, ebenso wie bei der Erschließung der Mineralschätze, den Ausländern. In den Restaurants ist heute schon ein sehr guter Mittagstisch — Suppe, zwei Fleischspeisen mit Beilage und eine Mehlspeise — für 1 M. bis 1,50 M. zu haben. Das Johannesburger Bier der Castle-Brauerei und noch mehr jenes der Thoma-Brauerei (einer Schweizer Firma gehörig) ist jetzt so vorzüglich und dabei billig, daß es der Einfuhr deutschen Bieres sehr erheblichen Eintrag thut.

So ist das Leben verbilligt und das Einkommen des Hauptstammes der Arbeiter, der Bergleute und der beim Bergbau angestellten Beamten ist unvermindert geblieben. Die Cornish miners, die hier neun Zehntel der auf den Goldgruben beschäftigten Arbeiter ausmachen, brauchen, da sie freie Wohnung haben, höchstens 160 M. im Monat und da sie 400 bis 1000 M. monatlich verdienen, sind sie in einigen Jahren gemachte Leute und können in die Heimath zurückkehren, um dort als Farmer behäbig weiterzuleben. Wie die Dinge jetzt liegen, ist bei dem verbilligten Leben Transvaal das Land, wo die Lage des Arbeiters die allergünstigste ist. Trotzdem aber muß, so lange als die innere Lage nicht geregelt und die Kriegsgefahr gehoben ist, vor jeder Einwanderung dringend und nachdrücklich gewarnt werden. Durch die Stockung im Baugewerbe ist nach Maurern, Schlossern, Zimmerleuten und Handwerkern überhaupt keine Nachfrage; und auf gut Glück hierherkommen, heißt die erstandene Armee der Arbeitslosen vermehren. Grade so, wenn nicht noch schlimmer, verhält es sich im geschäftlichen Leben; auch da sind Entlassungen an der Tagesordnung und für Buchhalter, Korrespondenten und Kommis sind augenblicklich keine Aussichten vorhanden, Stellung zu finden. Dasselbe gilt mit Bezug auf Lehrer und Gouvernanten und auch für Kellner, Barbiere, Bäcker, die gewöhnlich einen großen Theil der Einwanderer bilden und auch leicht Unterkommen finden.

Auf den Gruben werden auch keine neuen Arbeiter aufgenommen. Für alle diese Erwerbsuchenden lautet jetzt der Rath: daheim bleiben. Nur nach deutschen Dienstmädchen, für die bei Monatslöhnen von 80 bis 140 M. bei geringer Arbeit und der Aussicht baldiger Verheirathung Transvaal ein wahres Eldorado bildet, herrscht schier unbegrenzte Nachfrage; aber auch ihnen ist jetzt dringend zu empfehlen, die Wiederkehr ruhiger Zeiten und geordneter Verhältnisse abzuwarten.

Augenblicklich sieht es eben sehr ungemüthlich aus. Ein tolles Gerücht jagt das andere. Heute ist hier Alles in Aufregung, da die Regierung angeblich Massenverhaftungen der leitenden Ausländer plant, die als Geiseln zurückbehalten werden sollen. In Johannesburg stehen 200 Waggons bereit, um die zur Ausweisung ausersehenen Ausländer über die Grenze zu schaffen. Mit der Beschießung und Einäscherung Johannesburgs wird auch wieder gedroht. Einen düsteren Hintergrund erhalten diese Gerüchte durch die Vorgänge in Pretoria. Tag um Tag geheime Sitzungen im Volksrath. Der Präsident versäumte gestern den Kirchgang und bringt den ganzen Sonntag Vormittag hinter verschlossenen Thüren mit dem Staatssekretär und dem Sekretär für auswärtige Angelegenheiten im Telegraphenamt zu. Vor dem Arsenal stehen Schaaren von Buren und nehmen Gewehre und Patronen in Empfang. Der Freistaat verbietet den Verkauf von Pferden und Schlachtvieh, bewehrt auch seine Buren und besetzt mit seiner Artillerie die Grenzfurten. Auf dem Bahnhofe drängen sich wieder Frauen und Kinder, um abzureisen. Auf der Börse herrscht die Baisse. Wahrlich, des Uebels und der Aufregungen genug für einen Tag. Am Abend aber: heiter in ernster Zeit. Johannesburg läßt sich seine Lebenslust nicht verkümmern — es tanzt selbst auf einem Vulkan!

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 213. Mittwoch, den 20. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

42 Roman von O. Sandor.

Die Prinzessin legte ihre Zigarette auf eine neben der Ottomane stehende Etagere. Mit einem großen, rothen Fächer verjagte sie die umwirbelnden Rauchwolken.

„Worüber lachen Sie?“ rief sie herrisch, ungnädig.

„Vor Ueberraschung, meine allergnädigste Prinzeß,“ rief er weiter lachend, „vor Freude über unsere demnächstige Verwandtschaft, unsere Verschwägerung.“

„Ich verstehe Sie nicht. Erklären Sie sich deutlicher,“ sagte die Prinzessin ruhig.

„Deutlicher! O ja! Sie heirathen meinen Stiefbruder, ist das keine Verwandtschaft? Gnädigste Prinzeß sind erstaunt, Jawohl! Zwei ungleiche Brüder, nicht wahr? Hahaha —“

Wieder das gellende unheimliche Lachen.

„Entweder stellen Sie mir den Zusammenhang der Sache und Ihre angebliche Verwandtschaft mit Baron Roß-Laten ordentlich dar oder schweigen Sie mit Ihren mysteriösen Andeutungen,“ rief die Prinzessin ärgerlich, „ich bin nicht aufgelegt, Räthsel zu lösen und sinnloses Geschwätz anzuhören.“

„Sinnloses Geschwätz — —“

Hermann Scharwenzel verstummte.

Seine Rechte griff mechanisch nach der Brusttasche seines Jackets, in der die kostbaren Briefe verborgen waren. Blitzschnell durchkreuzten ihn Erwägungen. Seine Gefühle drängten nach Rache. Ja, Rache. Rache. Und ob das verhängnißvolle Geheimniß ihm auch keinen Pfifferling mehr einbrachte — viel ließ sich ja doch nicht mehr herausschlagen — er wollte, er mußte sich rächen.

Er nahm sich gewaltsam zusammen und zwang sich eine künstliche Ruhe an. In geschickter Darstellung mußte das Geheimniß, in dem er die Rolle des ungerecht Leidenden spielte, ihm einen romantischen Nimbus und ein interessantes Relief geben.

Nach kurzem Räuspern begann er seine Erzählung. Mit großer Umständlichkeit und einer Offenheit, die nichts zu wünschen übrig ließ, entrollte er den von seinem Standpunkte aus beleuchteten Lebensroman.

Die Prinzessin spielte gelassen mit ihrem Fächer. Zum Schluß zeigte Hermann Scharwenzel ihr als Beweis seiner Angaben einige der Briefe.

Die Prinzessin las sie flüchtig durch und gab sie ihm wieder zurück.

„Sehr interessant! Sehr wunderbar,“ sagte sie, „ja, ja, mein lieber Herr Scharwenzel, nirgends passiren wunderlichere Dinge als eben in der Welt. Jetzt aber,“ sie blickte nach der scharfzüngig schwatzenden Pendeluhr, „muß ich Sie leider entlassen.“

Prinzessin Irma stand auf.

Auch Hermann Scharwenzel erhob sich.

In dem Momente aber, wo er sich gegen sie verbeugte, überstürzte ihn mit elementarer Gewalt das Bewußtsein, daß er zum letzten Mal an dieser Stelle stehe und daß sich jetzt die Pforten des ersehnten Eldorado von Rang und Reichthum auf immer hinter ihm schlössen. Seine Sinne verwirrten sich unter dieser Vorstellung. Er wußte nicht mehr, was er that; er fiel der Prinzessin zu Füßen.

„Irma, Irma,“ stammelte er mit versagendem Athem, „verstoßen Sie mich wenigstens nicht. Lassen Sie mich nicht ganz Schiffbruch leiden in dem treulosen Ozean des Lebens. Ich liebe Sie ja so wahnsinnig — so —“

Die Prinzessin trat einige Schritte zurück.

„Herr Scharwenzel,“ sagte sie mit scharfer Betonung, „besinnen Sie sich! Sie vergessen, wo Sie sind und mit wem Sie sprechen.“

„Nichts vergesse ich,“ rief er leidenschaftlich, „Sie haben mich hundert Mal durch Blicke und Worte glauben gemacht, daß Sie meine Liebe erwidern, jetzt verlange ich die Erfüllung dieses indirekten Versprechens. Ich habe keinen Titel, ich bin kein Baron, aber ich bin dafür nicht schlechter als Andere. Ich weiche nicht

eher, als bis Sie mir gestehen, daß Sie mir Hoffnung machen und daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin. Ich — ich —"

„Herr Scharwenzel," sagte die Prinzessin mit vornehmer Zurückhaltung, „ich bedauere tief, daß mein persönliches Wohlwollen und meine freundschaftliche Theilnahme Sie zu einer so irrigen Annahme veranlassen konnten und daß meine Person gegen meinen Willen und ohne daß ich davon eine Ahnung hatte, Wünsche und Hoffnungen in Ihnen hervorrief, die wie Sie sich selber sagen mußten, in jedem Falle nur von Enttäuschungen begleitet sein konnten. Indessen will ich Ihnen Ihre — Kühnheit verzeihen. Sie sind aufgeregt. Das sagt alles. Sobald Sie wieder ruhig geworden sind, werden Sie sich selber thöricht schelten. Einem Manne wie Sie, dessen Brust so ausschließlich von großen Idealen des Volkes erfüllt ist und der sein Leben lediglich dem Dienst der leidenden Menschheit widmet, wird es leicht werden, mit seinen kleinen, persönlichen Wünschen abzurechnen. Unter diesen Umständen sehe ich erst recht ein, wie gut es ist, daß wir einander heute zum letzten Mal sehen. Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen ein freundliches Andenken bewahren."

Sie nickte ihm mit kühler Freundlichkeit zu.

Dann schritt sie an ihm vorüber.

Eine Sekunde weiter hatte sich die Thür des anstoßenden Kabinets hinter ihr geschlossen.

Hermann Scharwenzel taumelte wie betrunken aus dem Hause. Erst die frische, kalte Märzluft, die draußen seine glühenden Schläfen umspielte, brachte ihn, wenigstens äußerlich, wieder zu sich.

Seinen Illusionen von künftiger Größe hatte sich wirklich eine starke, sinnliche Leidenschaft für die schöne Aristokratin beigemischt. Die Eifersucht gab seinen Gefühlen erst den rechten Hochdruck.

Eine ungeheure Wuth gegen die gesammte Menschheit erfaßte ihn. Er befand sich in einer Stimmung, in der er die Welt hätte zermalmen mögen, wenn sie in seiner Gewalt gewesen wäre.

„Verspielt," knirschte er zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervor, „mir ist zu Muthe, wie einem Tiger, der Blut geleckt hat. Ich möchte Blut sehen. Ich möchte morden. Ja, warum ist heute nicht der große Tag des Umsturzes, wie wollte ich würgen, wie wollte ich meine Hände waschen in dem Blut meiner Feinde. Was ist die Welt und was ist das Leben! Ein Narrenhaus und ein Narrentrödel. Die Reichen sind unsere Henker. Am liebsten jagte ich mir eine Revolverkugel durch den Kopf, aber dann würden sie — sie — triumphiren. Nein, den Gefallen will ich ihnen nicht thun —"

Seine Betrachtungen stockten und schlugen wieder andere Wege ein. Auf die Prinzessin hatten seine Mittheilungen nicht den gewünschten Eindruck gemacht, nun galt es eine andere Art zu ersinnen, wie er sein Geheimniß auf eine Weise anbringen konnte, die für möglichst vortheilhaft und für die Roß-Latens möglichst vernichtend war.

Auf dem Flur seiner Wohnung kam ihm seine Pflegemutter entgegen.

„Hier ist ein Brief für Dich," sagte sie mürrisch, „ein Livriirter hat ihn gebracht. Du solltest ihn gleich lesen."

Kopfschüttelnd betrachtete er die elegante Aufschrift des Couverts. Mit einem Ruck zerriß er es und zog einen starken, satinirten Briefbogen hervor.

Er las:

„Falls Sie geneigt wären, das Geschäft (Briefe betreffend), welches Sie im Dezember v. J. einer Dame anboten, nunmehr unter für Sie günstigen Bedingungen abzuschließen, werden Sie ersucht, heute Nachmittag 6 Uhr in das Hotel „Kaiserhof", Zimmer Nr. 8 zu kommen. Man wird versuchen, Ihren Ansprüchen zu genügen.

M. C."

Mehrere Male las er die Zeilen durch, ohne zu einem Resultate zu kommen, von welcher Hand sie herrührten. Von den Roß-Laten's? Bei denen war er erst eben gewesen. Von der Prinzessin? Lächerlich. Was hatte die mit dem Kaiserhof zu schaffen. Was wußte die überhaupt von der Dame und dem Geschäft im Dezember. Das konnte nur . . . Ha, natürlich! Nur die Bookendaal! — — Ihren Ansprüchen genügen — —

Er schmunzelte. Das gefiel ihm. Das klang wie eine auflösende Harmonie durch die Dissonanzen seiner revolutionären Gefühle.

Er war noch ebenso durchwogt und erfüllt von gehässigen und rachsüchtigen Empfindungen als vorhin, aber seine Gedanken konzentrirten sich jetzt auf den ihm am nächsten gerückten Punkt der Erwägung, welche Bedingungen er an die Abwicklung des „Geschäfts" knüpfen solle, auf Voraussetzungen und Pläne, falls die Sache zu seiner Zufriedenheit arrangirt werde.

„Billig soll sie es nicht haben," flüsterte er, „ich werde ihr schon Daumschrauben aufsetzen —"

(Fortsetzung folgt.)

Wo kommt das Gold hin?

Man darf, schrieb jüngst Arnold Boscowitz im Pariser „Temps“, den gesammten Werth des Goldes, das in beiden Welten seit der Entdeckung Amerikas produzirt wurde, auf fünfzig Milliarden ansetzen. Merkwürdiger Weise findet sich dieser Strom, der überall hin sich ergoß, in Indien wieder; dort fließt Alles gewissermaßen zusammen. Dieses Gold hält sich in Indien unter der Erde hartnäckiger als da, wo's ursprünglich begraben lag.

Während einer Periode von ungefähr 60 Jahren, von 1837 bis 1898, sind in Indien für 3 Milliarden 943 Millionen Francs mehr Gold importirt, als exportirt worden. Der Boden Indiens schluckt Fluthen von Gold, wie der Sand der Wüsten das Wasser der großen Flüsse. Bedenkt man, daß dieser Aufsaugungsprozeß ohne Unterbruch so zehn Jahrhunderte andauerte und unter unsern Augen sich weiter vollzieht, so gewinnt man eine Vorstellung von den unermeßlichen Schätzen, die da verborgen sind. All dieses Gold trägt nichts ab, ist todt, es steht außerhalb der Zirkulation und wandert auch nicht durch die Hände der eingeborenen Juweliere. In älteren Zeiten, bevor die Engländer Besitz von dem riesigen Territorium nahmen, gab es keinen Schutz des individuellen Eigenthums. Von einem Ende zum entgegengesetzten wurde das Land durch einander befehdende Stämme verhert; Fürsten wie Unterthanen mußten Haar lassen. Um gegen die permanent drohende Beraubung sich zu sichern, versteckten die Indier Gold und Schätze in der Erde oder anderswo. Dieser Brauch ist unter ihnen so eingewurzelt, daß sie ihn ganz ebenso pflegen, wie es die Vorfahren thaten. Man nimmt an, daß in Indien Milliarden und Milliarden an heimlichen Orten angehäuft sind. Und zwar handelt es sich um gemünztes Gold, hauptsächlich um Münzen, die mehrere Jahrhundert alt sind. Auch Arme haben irgend ein heimliches Nestchen, wo sie ihren winzigen Goldvorrath bergen, den sie nie antasten und für den sie Hunger, Schande und Tod erdulden. Die Reichen und Mächtigen schichten das gierig zusammengerackerte Gold in ihren wohlverwahrten Schlössern und Zitadellen auf, wo es von einer Generation auf die nächste sich vererbt. Und der Blick auf diese Herrlichkeit ist das Schönste, was es für sie gibt.

Man erinnert sich vielleicht der Zähigkeit, mit welcher der Maharaja von Sindhi von England die Festung Gwalior zurückverlangte. Durch Bitten und Intriguen brachte er es dahin, daß ihm entsprochen wurde. Erst ganz kürzlich hat man erfahren, warum sein Bemühen so hartnäckig war. In Gwalior hatte er eine Milliarde und 500 Millionen gemünzten Goldes. Dasselbe war in den Felsen eingeschlossen; der Zugang zu der unterirdischen Kammer war mit solch raffinirter Kunst vermauert, daß Keiner, der nicht in das Geheimniß eingeweiht war, denselben entdeckt hätte.

In der einzigen Präsidentschaft Bombay halten dem Vernehmen nach die Eingeborenen an die 300 Millionen Francs in Sovereign verborgen und sie hüten die Münzen schon um des Drachens willen, welcher darauf geprägt ist, eifersüchtig. Denn in Indien und China ist dieses Thier himmlischen Ursprungs und deshalb heilig. Doch auch die indischen Götter dürsten nach Gold. Sie bitten drum durch den Mund ihrer Priester und gehorcht wird dem heiligen Rufe willig. Es kommt von allen Seiten, steigt die Stufen der Tempel hinauf und häuft sich in den Gewölben, zu denen nur Eingeweihte gelangen.

Mannigfaltiges.

— Einer idealen Höflichkeit befleißigen sich die chinesischen Redakteure. Wenn eine chinesische Redaktion ein Manuskript ablehnt, ist es nicht, wie bei uns, mit wenigen Worten gethan. Die übertriebene Höflichkeit der Chinesen findet denn auch in dem geschwollenen Stil der Zeitungen des Reiches der Mitte einen charakteristischen Ausdruck. Einen vollwichtigen Beweis für diese Thatsache gibt die nachstehende genaue Uebersetzung eines Briefes, den ein chinesischer Redakteur einem freiwilligen Mitarbeiter schickte, dessen Manuskript zurückzusenden er sich genöthigt sah: „Siehe Deinen Sklaven hingeworfen zu Deinen Füßen. Ich beuge mich nieder vor Dir und erflehe von Deiner Güte die Gnade, leben und sprechen zu dürfen. Dein geehrtes Manuskript hat geruht, das Licht seines hehren Inhalts auf uns fallen zu lassen. Hingerissen haben wir es durchflogen. Bei den Gebeinen meiner Ahnen, nie habe ich solchen Witz, solches Pathos, solch hohe Gedanken gefunden. Mit Furcht und Beben schicke ich das Schreiben zurück. Denn wollte ich den Schatz, den Du mir gesandt, veröffentlichen, dann würde der Kaiser befehlen, man solle ihn zur Norm machen — nichts dürfe mehr veröffentlicht werden, außer was ihm gleicht. Wenn man aber, wie ich, die Literatur kennt, so weiß man, daß in zehntausend Jahren nichts erscheint, dem gleich, was Du geliefert hast. Darum sende ich Dir Dein Schreiben zurück. Zehntausendmal flehe ich um Deine Nachsicht. Glaube

mir, mein Haupt liegt zu Deinen Füßen. Mache damit, was Du willst, Deiner Sklaven Sklave: der Herausgeber."

— Einen „Blick hinter die Coulissen" gewährte eine Verhandlung, welche vor dem Landgericht in Chemnitz stattfand. Den Grund der Anklage bildete einer jener Vorgänge, wie sie im Leben der fahrenden Künstler nur zu oft sich ereignen. Als Kind einer ungarischen Sängerin kam die kleine Sidonie Klement mit sechs Jahren in die Schule eines Artisten Bernardo, um von diesem zur Künstlerin ausgebildet zu werden. Damit begann auch die Leidenszeit des armen Kindes. Es kannte den Vater überhaupt nicht und bekam die Mutter nur bei außerordentlichen Anlässen zu Gesicht; die Kleine war also dem Artisten auf Gnade und Ungnade übergeben. Die Behandlung war derart, daß die kleine Sidonie schließlich in andere Hände gegeben wurde, und zwar in die des Gymnastikers August Wilhelm Robert Schmidt in Hartmannsdorf. Damit war die Kleine vom Regen in die Traufe gekommen. Wie vor Gericht festgestellt wurde, mußte sie von Früh 8 bis Mittags 12 Uhr und von Nachmittags 3 Uhr bis Abends 10 oder 12 Uhr probiren, nicht selten dehnten sich die Uebungsstunden bis Nachts 3 Uhr aus. Das 9jährige Mädchen mußte den Handstand üben, auf dem Kopfe stehen und sollte schließlich auch Saltomortale springen; das Letztere jedoch war eine Uebung, welcher die Kleine nicht gewachsen war. So kam es oft vor, daß der gefühllose Lehrmeister nachhalf und mit roher Hand den zarten Körper zusammendrückte. Schließlich griff er auch zum Stock; Abends bildeten sich wiederholt vor seiner Wohnung Menschenansammlungen, in welchen das jammernde Kind bedauert wurde. Als die Sache zu arg wurde, legte sich die Gemeindeverwaltung in's Mittel und nahm dem Lehrmeister das Kind weg, um es einem Handschuhfabrikanten in Pflege zu geben. Hier entwickelte sich die hübsche Kleine bald außerordentlich prächtig. Ein Arzt, der das Kind kurz nach der Wegnahme von Schmidt untersucht hat, fand, daß die Kleine furchtbar mißhandelt worden war; an ihrem ganzen Körper war kaum ein Stückchen Haut vorhanden, welches die normale Farbe zeigte. Vielmehr schillerte die Haut roth, blau und gelb und besonders die Arme und Beine zeigten sich stark blutunterlaufen. Das Kind mußte demnach andauernd starke Schläge erhalten haben. Das Gericht fand, daß der Angeklagte das ihm zustehende Züchtigungsrecht wesentlich überschritten habe und verurtheilte ihn zu sechs Wochen Gefängniß.

— Dr. Karl Peters, über dessen Expedition wir vor einigen Tagen neue Nachrichten mittheilen konnten, schildert in einem Londoner Blatt in launiger Weise seine Audienz bei dem Häuptling Macombe und dessen Gegenbesuch. Von letzterem erzählt er: Den ganzen Nachmittag brachte die Bevölkerung Mehl und Erdnüsse zum Verkauf. Von Ersterem ließ ich an 6 Zentner aufkaufen. Ich wollte gerade Spiegeleier zum Abendessen einschlagen, als plötzlich aus dem Hauptthor von Misongwe ein Zug mit Trommeln und Musik herausgetanzt kam, unter denen ich alsbald Euntete und Macombe selbst erkannte. Der „Mkosi" (Fürst) war auf dem Weg, mir einen Besuch abzustatten. Schnell wurden Eier und Pfannen weggetragen, die Matte ausgebreitet und vorläufig zwei Flaschen Cognac bereit gestellt. Ich ging Macombe entgegen bis zum Rande meines Hügels und Hand in Hand schritten wir zum Eingang meines Zeltes, wo wir beide auf Stühlen, die Menge sitzend oder stehend, Platz nahmen. Die Kapelle spielte ununterbrochen auf Flöte, Saiteninstrumenten, Trommeln und mit Gesang. Die Sänger bewegten ihre Köpfe dabei in tanzendem Rhythmus. Die Cognacflaschen wurden geöffnet und geleert, und zwei weitere mußten geopfert werden. Dann verlangte Macombe, der mich inzwischen seiner Freundschaft versichert hatte, durch Euntete, Brüderschaft mit mir zu trinken. Ich möge dazu eine Flasche Champagner kommen lassen, die nur er und ich berührten. Der alte Herr bat sich gleichzeitig einen Eimer, halb voll mit Wasser, aus, in welchen er zwei Flaschen Cognac für's Gefolge ausgießen ließ. Der Champagner kam; wir tranken ihn aus einem einzigen Kruge abwechselnd aus. Dreimals drückten wir uns die Hand, und nun nannten wir uns Brüder. Macombe sagte, ein Haus für mich solle gebaut werden, und er versprach, mir die Goldquellen des Landes zeigen zu lassen. Hoffentlich hat Macombe unter dem Einfluß des Champagners nicht mehr versprochen, als er halten kann!

Sinnsprüche.

Der Weise ändert seine Meinung, wenn er irrt; der Narr steht auf seinem Kopf.

* * *

Still wie die Nacht, tief wie das Meer,
O Mensch, muß deine Liebe sein!
Wie Glockenklang, so voll und hehr,
Und wie das Licht der Sonne rein.

W. Kilzer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 214. Donnerstag, den 21. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

43 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

16. Kapitel.
Von Stufe zu Stufe.

Mit Ungeduld erwartete er die zu seinem Besuch im Kaiserhof festgesetzte Stunde. Gegen 4 Uhr machte er sich auf den Weg.

Unterwegs kehrte er in einer Wirthschaft ein, die hauptsächlich von Sozialisten besucht wurde und in der auch hin und wieder sozialistische Zusammenkünfte stattfanden.

Hermann Scharwenzel setzte sich auf einen Fensterplatz und forderte ein Glas seines Lieblingsgetränkes, „hochprozentigen" Rumgrog's, dem er in folgenden Stunden noch verschiedene Gläser folgen ließ.

Der spirituose Genuß wühlte seine bereits ruhiger gewordenen und abgekühlten Empfindungen von Neuem auf.

In seiner Wuth schwelgte er in dem Gedanken, einstmals aus einer großen revolutionären Umwälzung der sozialen Verhältnisse als blutiger Rächer hervorzugehen.

Dann wollte er kein Erbarmen haben. Dann sollten sie alle daran glauben, alle, die sich ihm jetzt als Herren aufspielten, auch sie, die falsche Katze, die mit ihm wie mit einem Stubenhund getätschelt und ihn dann mit einem Fußtritt bei Seite geschleudert hatte. Mitleidlos wollte er sie alle zertreten.

Mit solchen Empfindungen betrat er punkt 6 Uhr das Portal des Kaiserhofes.

„Ich wünsche auf Zimmer Nr. 8 geführt zu werden," rief er in die Portiersloge.

Der Portier, der augenscheinlich von dem bevorstehenden Besuch unterrichtet war, winkte einen Kellner heran, mit der Weisung, den Herrn auf Nr. 8 zu bringen. Das bezeichnete Zimmer lag in der ersten Etage.

„Die Dame erwartet Sie," sagte der Kellner, eine Flügelthüre öffnend, „ich brauche nicht anzumelden."

In der Fensternische des Salons erhob sich eine schlanke, dunkel gekleidete Dame.

Hermann Scharwenzel mußte sich erst an die trotz der drei großen Fenster im Zimmer herrschende Dämmerung gewöhnen, ehe er die einzelnen Gegenstände des Gemaches unterscheiden und erkennen konnte. Dichte Vorhänge verdunkelten das hereindringende Nachmittagslicht.

„Treten Sie näher, Herr Scharwenzel, und nehmen Sie Platz," sagte die Dame, „wir haben schon einmal miteinander gesprochen. Sie erinnern sich meiner wohl noch?"

„Fräulein von Bookendaal! Ich hatte bereits die Ehre," erwiderte der Agitator, den angebotenen Stuhl nehmend, „gnädiges Fräulein waren verreist, nicht wahr?"

„Ich war verreist. Und Sie? Wie ist es Ihnen inzwischen ergangen?"

„Schlecht," seufzte der Agitator, „mir ging es wie einem armen Schlucker, der auf's Nietenziehen in der Lotterie des Lebens prädestinirt ist. Ich hatte keine Beschäftigung, somit auch keinen Verdienst."

„Unsere damalige Unterredung," fuhr Maria Coczinsky fort, „drehte sich um gewisse Briefe, deren Inhalt für mir nahestehende Personen kompromittirend war und die dadurch diesen Personen verhängnißvoll werden konnten. Sie wollten mir die Briefe verkaufen; leider hatte ich nicht die Mittel, sie mir zu erwerben. Ich übergab die Abschriften der Baronin Roß-Laten, weil diese Dame am meisten an der Sache interessirt war. Sind Sie mit der Baronin in Verbindung getreten?"

„Ich sah mich gezwungen," entgegnete Hermann Scharwenzel achselzuckend, „leider resultatlos. Wie das zu gehen pflegt. Die Einem am nächsten stehen, behandeln Einen am nichtachtendsten, am unbarmherzigsten. Die Baronin hat nichts für mich gethan, gar nichts. Ich habe keine Ursache, ihr dankbar zu sein;

ich werde nicht die allermindeste Rücksicht auf Frau von Roß-Laten nehmen."

„Mir ging es besser," sagte Maria lächelnd, „das Glück, d. h. das, was die Menschen im Allgemeinen als Glück auffassen und verstehen, war mir günstiger gesinnt. Ich weilte bei einer alten Verwandten. Sie adoptirte mich und starb. In ihrem Testament hatte sie mich zu ihrer Erbin eingesetzt. Da dachte ich an Sie, an Ihr Anerbieten und an meine indirekte Pflicht, Sie für die Ihnen durch eine unselige Kette von Verhängnissen zugefügte Schicksalsunbill zu entschädigen. Ich gebe Ihnen sechzigtausend Mark. Dafür liefern Sie mir die sämmtlichen Originalbriefe aus. Ferner — das ist die zweite Bedingung, unterschreiben Sie mir einen Pakt, in dem Sie sich verpflichten, binnen vier Wochen Europa zu verlassen und nicht mehr zurückzukehren."

Hermann Scharwenzel wandte das Gesicht etwas zur Seite, um nicht an seinen Mienen zu verrathen, welchen Eindruck Maria Coczinsky's Anerbieten auf ihn machte. Er hatte nicht auf eine so hohe Summe gerechnet. Er würde wahrscheinlich auch nicht so viel verlangt haben. Desto mehr überraschte ihn ihr Entgegenkommen. Allein im Moment ergriffen andere Gedanken in ihm das Wort. Wenn sie — so kombinirte er — freiwillig solche Summe von sich warf, so war es vorauszusetzen, daß dieselbe in keinem Verhältniß zu ihrem Vermögen stand; vielleicht, nein, wahrscheinlich verfügte sie wieder über Millionen, diese sechzigtausend waren nur ein kaum nennenswerther Bruchtheil ihres Gesammtbesitzes, eine Bagatelle. Warum aber sollte er sich mit einer Bagatelle begnügen? Wie Blitze, aufflammend und erlöschend, schossen die Gedanken durch seinen Kopf. Folgerung reihte sich an Folgerung.

„Nun?!" fragte Maria, „können Sie sich nicht entschließen?"

„Nein," sagte er, „für diese Summe nicht. Ich verkenne nicht Ihre Großmuth, gnädiges Fräulein, aber Sie müssen auch erwägen, daß Sie viel von mir verlangen. Erstens die Briefe. Es sind kostbare Briefe, denn die Ehre einer aristokratischen Familie hängt davon ab —"

„Diese Familie geht mich nichts mehr an," unterbrach Maria ungeduldig, „was ich thue, das thue ich aus freien Stücken, ohne äußere Interessen. Ich dächte, Sie könnten zufrieden sein."

„Zweitens verlangen Sie von mir, Europa zu verlassen. Um sechzigtausend Mark schwöre ich nicht Urfehde. Sie legen mir auf, wie ein gemeiner Verbrecher binnen einer gewissen Zeit aus dem Lande zu gehen und mein Lebenlang in der Verbannung zu bleiben. Nichts bietet mir Gewähr, ob ich in Amerika meine hier erworbenen Kenntnisse ebenso praktisch verwerthen kann wie in Deutschland. Aus welchem Grunde wollen Sie mich meiner Heimath und meines Vaterlandes berauben, gnädiges Fräulein?"

„Ich glaube nicht, daß Ihre Heimath Ihnen viele freundliche Erinnerungen mit auf den Weg gibt," sagte Maria, „und daß viele Fäden des Herzens Sie mit Ihrem Vaterlande verknüpften, glaube ich auch nicht. Sie sind Sozialist und die Sozialdemokratie ist ja international."

„Sie will mich um jeden Preis los sein," dachte Hermann Scharwenzel, und bei dem Gedanken kochte wieder die alte Wuth gegen alles Besitzende, gegen alle besser als er Gestellten in ihm über.

„Für sechzigtausend Mark verpflichte ich mich zu nichts," sagte er.

„Haben Sie die Briefe bei sich?" fragte Maria.

Der Agitator zog aus der Brusttasche seines Paletots ein Bündel Papiere hervor und löste den sie umschlingenden Faden.

„Es waren einunddreißig Briefe," sagte Maria, „sind sie dort alle?"

„Alle! Gnädiges Fräulein wollen sich überzeugen."

Maria Coczinsky zählte die Briefe und unterzog sie einer flüchtigen Musterung.

„Wie viel fordern Sie?"

Er besann sich eine Weile.

„Hunderttausend Mark," sagte er.

„Gut," sagte Maria entschlossen, „Sie sollen sie haben. Ich will nicht mit Ihnen feilschen. Ich werde Ihnen die Summe sofort ausbezahlen. Dann ist alles in Ordnung."

Sie ging an den Eckschrank und entnahm der Schublade desselben eine eichene Kassette.

Als sie an den Tisch zurückkehrte, legte sie ein beschriebenes Blatt Papier und eine Feder vor Hermann Scharwenzel nieder: Seine Verpflichtung, Europa auf immer den Rücken zu wenden.

Er gab sich Mühe, das Geschriebene zu lesen, aber trotz aller Anstrengung gelang es ihm nicht, den Sinn zu erfassen. Die Buchstaben tanzten wie lebendig geworden aus dem weißen Grunde heraus und durcheinander.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Karl Hagenbeck gibt in seinem berühmten Thierpark eine interessante Schilderung in einm Privatbriefe an einen alten Freund, den dieser der Nationalzeitung zur Verfügung stellt. Hagenbeck schreibt darin: „In den letzten vier Wochen ist es sehr lebhaft bei uns zugegangen. Es sind große Transporte angekommen und habe ich sowohl meinen Park in Stellingen (bei Hamburg), wie meinen Thierpark bis auf das letzte Plätzchen dicht besetzt. In Stellingen allein habe ich über 100 Heufresser, als Bisons, Yaks, Wildesel, Hirsche, Rehe, Wildschafe, Steinböcke u. s. w., und auf der großen Vogelwiese und auf dem Teiche laufen über 400 der verschiedensten Arten, als Emus, Rheas, Kraniche, Störche, 100 Schwäne der verschiedensten Arten, sowie hunderte von Enten und Gänsen. Unlängst kam ein Transport aus Argentinien, wobei 42 große Kondore sich befanden, ferner 12 Rheas, 20 diverse Stelzvögel, außerdem große Ameisenbären, verschiedene Rothhirsche, 12 Pumpa und andere. Vor 14 Tagen kam mein Elephantentransport aus Indien und gingen von 14 Stück 4 auf der Reise verloren. Zum Glück waren sie gegen Tod und alle Gefahr versichert. Heute Früh kamen drei prächtige große Arbeitselephanten von Ceylon an und sind wir eben mit dem Ausladen derselben fertig. Der ägyptische Sudan scheint für den Thierhandel jetzt verloren zu sein; ich bin gerade dabei zu versuchen, neue Quellen auszufinden. Meine Thiergruppe, welche ich zweieinhalb Monate in Riga hatte, ist auch vor acht Tagen zurückgekommen. Mein Löwen- und Tigerbastard, welcher sich bei dieser Gruppe befindet, ist prächtig gediehen und hat jetzt schon einen Meter Schulterhöhe. Es ist ein hochinteressanter Bursche und dabei so zahm wie ein Hauskater. Momentan sind wir dabei, Thiere des hohen Nordens zu dressiren. Eine Eisbärengruppe von elf Stück ist innerhalb vier Wochen zu allen möglichen Kunststücken abgerichtet; natürlich eine zahme Dressur, wir machen mit ihnen Alles, was wir bisher mit Löwen und Tigern gemacht haben. Einer davon geht sogar angespannt an einen Schlitten, drei Thiere machen die sogenannte Schaukel, ein anderes sitzt in einer Schaukel und schwebt hoch durch die Lüfte. Ferner machen sie Pyramiden, auch die Tafel u. s. w. Mein junges weibliches Walroß ist auch brillant dressirt. Es läutet die Glocke, wenn es Futter haben will, wirft den Teller fort, und wenn es das Futter heruntergefressen hat, wirft es schließlich Tisch und Schüssel ins Wasser und apportirt dann auf Kommando alles einzeln wieder heraus. Auch hat es musikalische Kenntnisse, denn es spielt die Flöte. Verschiedene Seelöwen machen alle möglichen Kunststücke; es ist sogar ein Jongleur dabei, welcher mit einer brennenden Fackel jonglirt und mit seinem Dresseur vorzüglich Ball spielt. Morgen kommen abermals sechs junge Seelöwen an, die alle noch innerhalb vier Wochen fertig dressirt werden sollen. Einige Seehunde, darunter eine Kegelrobbe, sind auch schon fertig dressirt, in den nächsten Tagen kommen noch einige dazu, um ebenfalls noch Dressur zu erhalten. Diese ganze Gesellschaft geht nach Paris zur Weltausstellung in ein großartig hergerichtetes Eismeer-Panorama. Ich wundere mich mitunter selbst, wenn ich durch meine Häuser gehe und mein interessantes lebendes Inventar betrachte. Ich hätte früher nie geahnt, daß dieses Geschäft zu einer solchen Höhe kommen könnte, aber es treffen jetzt Aufträge von allen Welttheilen ein, und ich habe so viel mit dem Thierhandel zu thun, daß ich alle Dressurgruppen und Ausstellungen nach und nach ganz aufgeben werde, um mich dann nur meinem Thierhandel zu widmen. Ich finde auch, daß es nothwendig wird, mein Geschäft ganz und gar nach Stellingen zu verlegen, doch geht dies nicht auf einmal, sondern muß langsam, systematisch und praktisch ausgeführt werden."

— Neue deutsche überseeische Briefmarken, wie sie bisher in Format und Ausstattung im deutschen Postverkehr nicht üblich waren, werden zu Beginn des nächsten Jahres ausgegeben werden. Sie sollen für den überseeischen Verkehr in Gebrauch kommen und die Werthe eins, zwei, vier und fünf Mark erhalten. Das Format ist, wie der „Ostasiatische Lloyd" meldet, länglich und den amerikanischen Kolumbusmarken nachgebildet, deren Größe auch die neuen deutschen Werthzeichen haben werden. Abweichend von der mitunter recht primitiven künstlerischen Ausstattung der amerikanischen Marken, werden unsere neuen überseeischen Marken eine eigenartige malerische Gestaltung erfahren. Zur Zeit ist man noch mit der Skizzirung beschäftigt und die endgiltigen Entwürfe werden noch der Genehmigung des Kaisers unterliegen. Eine der Skizzen mit dem Werthzeichen 2 stellt die Verbindung von Nord- und Süddeutschland symbolisch dar. Auf dem Mittelfelde reichen sich zwei kriegerische Männergestalten, Preuße und Bayer, die Hände zum Bunde; im Hintergrunde, gleichsam als wollte sie den Bund segnen, schwebt die Germania. Die Felder zur Linken und Rechten geben eine Darstellung von den Alpen und Rügen. Die Unterschrift lautet: „Seid einig, einig!" Andere künstlerische Motive für die neuen Briefmarken sollen das Kaiser Wilhelm-Nationaldenk-

mal, die Eröffnung des ersten Reichstags unter Kaiser Wilhelm II. und ähnliche Darstellungen aus der jüngsten Geschichte bieten. Die neuen Briefmarken werden in der Reichsdruckerei hergestellt, die ein besonderes lithographisches Verfahren dafür vorgesehen hat.

— Aus dem Gastspiele Johann Nestroys am Münchener Hoftheater wird in „Bühne und Welt" folgende Episode mitgetheilt: „Bevor Nestroy sich zur Probe von „Lumpazi Vagabundus" begab, suchte er seinen Kollegen, den gefeierten Liebling der Münchener, Ferdinand Lang, auf, um sich darüber zu informiren, wie weit er seiner Laune die Zügel schießen lassen dürfte, ohne bei König Ludwig I. Anstoß zu erregen. Lang lachte wegen dieser Vorsicht seines alten Freundes hell auf und beruhigte denselben mit folgender Anekdote: „Der König hatte mir einmal in besonders gnädiger Stimmung eine prächtige Uhr mit Kette geschenkt. Nach einigen Monaten brachte mich ein fataler Zufall dem König in den Wurf, dessen scharfes Auge sofort die gähnende Leere an der Stelle meiner Weste entdeckte, an welcher vorher die schwere Kette geglänzt hatte. Mit einem nur ihm eigenen sarkastischen Lächeln fragte mich der König, wie es meiner Uhr gehe. In die Enge getrieben, antwortete ich: „Majestät, ich danke für die gnädige Nachfrage, erst ging sie pünktlich nach dem Rathhause (der Rathhausuhr), jetzt aber geht sie konsequent nach dem Leihhause." Der König lachte herzlich über dieses offene Geständniß, vergaß aber, mir die Uhr auszulösen." Hochbefriedigt über diese Auskunft verließ Nestroy seinen Kollegen und betrat am Abend in der Absicht die Bühne, den Münchnern einen Knieriem „hinzulegen", bei dem „sie's stoßen sollte". In der Wirthshausszene hatte er dem Rausche des Schusters eine solche Fülle von Wahrheit verliehen, daß er auch mit jenen Naturlauten nicht sparte, welche unter dem populären Namen „Schnackler" das Uebermaß von Bierkonsum errathen lassen. Da wurde auf der fünften Galerie gezischt. Mit stoischer Ruhe wankte Nestroy dicht an die Rampe vor, und mit seinem berühmt gewordenen Zeigefinger drohend, rief er zu den Zischern hinauf: „Sö, wann Sö nöt still san, kumm' i no dicker!" Große Pause der Verblüffung im ganzen Hause, dann eine donnernde Lachsalve — Nestroy hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Am nächsten Tage erblickte der König, der eben den Hofgarten durchschritt, den Künstler beim Café Tambosi und sprach ihn sofort an: „Habe viel über Ihren Schuster gelacht, lieber Nestroy! Aber sagen Sie mir nur, wo haben Sie denn Ihre Studien zu der hypernatürlichen Rauschszene gemacht?" Tief sich vor dem Monarchen verneigend, erwiderte Nestroy, der den Stachel des Tadels aus dieser Frage wohl herausfühlte: „Im königlichen Hofbräuhause, Majestät."

— Auch ein „grober Unfug". Seit undenklichen Zeiten ist es in Halle Sitte, daß diejenigen Oberprimaner der Latina, dieses weltbekannten Gymnasiums der Francke'schen Stiftungen, welche das Abiturientenexamen glücklich bestanden haben, mit Lorbeerkränzen geschmückt werden. Die glücklichen Muli pflegten dann freudestrahlend mit diesem Schmucke die altehrwürdige Stätte ihrer Schulzeit zu verlassen und, begleitet von den näheren Freunden und Bekannten, ihr Heim in der Stadt aufzusuchen oder zum Abschied des alten und Beginn des neuen Lebenslaufes irgendwo einen fröhlichen Trunk zu thun. Die lorbeerbekränzten Muli waren um die Mitte März und September seit des Alters her bekannte Bilder im Straßenleben der Stadt. Aber die wohllöbliche Polizei scheint über den Muluslorbeer neuerdings eine durchaus andere Meinung zu haben. Sie hält ihn nämlich plötzlich — für „groben Unfug"! Dieser Tage fand wieder einmal auf der Latina das Abiturientenexamen statt. Eine Anzahl der Prüflinge wurde vom mündlichen Examen dispensirt und nach altem Gebrauche mit Lorbeerkränzen geschmückt. Als aber einer sich mit demselben auf dem Markte zeigte und gar einer seiner Freunde in jugendlicher Begeisterung ihm ein Hoch zurief, da hielt ein Polizeibeamter groben Unfug für vollgiltig erwiesen und riß den armen Mulus aus seinem Jubel jäh heraus; er sistirte ihn zur Polizeiwache. Hier mußte er sein Nationale angeben, den Kranz vom Haupte nehmen, und es wurde ihm bedeutet, daß er eine Polizeistrafe wegen groben Unfugs zu gewärtigen habe. Alle Einwände des unglückseligsten aller Muli halfen nichts, ja, es wurde ihm sogar noch mitgetheilt, daß man ihn in Haft behalten werde, wenn er es sich einfallen ließe, nochmals seinen „Unfug" zu wiederholen. Das Vaterland ist seitdem in Halle wieder gerettet.

Sinnsprüche.

Schlägt die Zeit dir manche Wunde,
Manche Freude bringt ihr Lauf;
Aber eine sel'ge Stunde
Wiegt ein Jahr voll Schmerzen auf.

E. Geibel.

* * *

Weise ist der und ehrenwerth,
Der alle Dinge zum besten kehrt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 215. Freitag, den 22. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

44 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Er dachte nicht an die Summe, die jetzt in seinen Besitz übergehen würde, er dachte nur an das, was er möglicherweise hätte haben können, wenn er nicht so bodenlos vernagelt, so polizeiwidrig dumm, so blödsinnig bescheiden gewesen wäre.

Warum hatte er nicht die doppelte Summe gefordert? Zweifelsohne würde sie ihm alles gegeben haben, nur um sich ihn vom Hals zu schaffen.

Marie Coczinsky stand dicht vor ihm. Den Oberkörper leicht nach vorne über den Tisch geneigt, den Kopf ein wenig gesenkt, zählte sie die Banknoten aus der Kassette und schichtete sie je zehn um zehn zu kleinen Häufchen auf.

Hermann Scharwenzel's Augen hingen sich stier an den großen wasserhellen Brillant, der an dem Ringfinger ihrer rechten Hand sprühte. Der Glanz des Ringes hypnotisirte ihn. Es war ihm, als ob die scharfen, blendenden Farbenblitze in ihn hinein zuckten und sich innen zu dämonischen Grimassen verwandelten.

Rothe Punkte tanzten vor seinen Augen. Wie ein Nebel legte es sich um ihn herum.

Seine linke Hand umspannte krampfhaft den Rohrüberzogenen Bleiknopf des Spazierstocks.

Ein teuflischer Gedanke erhob sich in ihm.

Was hinderte ihn — —

Die Kassette war gefüllt mit Banknoten. Was hinderte ihn, sich in den Besitz des ganzen Geldes zu setzen? Lange genug hatte das Schicksal mit ihm gespielt, was hinderte ihn nun auch einmal, Vorsehung zu spielen! Die Gelegenheit war günstig. Hier galt es einen Bruch zu machen, der —

Eines Tages würde es doch so weit kommen, daß die Reichen daran glauben mußten. Und wer sich dann nicht zu dem neuen Evangelium des neuen Tages bekennen und seine Satzungen nicht anerkennen wollte, den würden die blutigen Wogen der großen sozialen Sturmfluth erbarmungslos unterspülen.

Ein Menschenleben. Was sagt ein Menschenleben! Werden nicht tausend Menschenleben vernichtet, gehen nicht Millionen Existenzen zu Grunde durch den Einfluß des Klassensystems, durch die Macht der Reichen.

Siedend heiß stürzte ihm das Blut zu Herzen. Seine Gedanken verloren sich in einem düsteren Gefühlschaos.

„Wollen Sie nicht unterschreiben. Herr Scharwenzel,“ fragte Maria.

Er erhob sich.

Eine unwiderstehliche Gewalt reckte ihm den Arm in die Höhe.

Im selben Moment fiel der Bleiknauf des Spazierstockes mit furchtbarer Gewalt auf Maria's Kopf nieder.

Sie schrie auf, tappte mit den Händen in die Luft und stürzte, das Gesicht nach unten gewendet, zu Boden. Aus einer klaffenden Wunde am Hinterkopf quoll eine breite Rinne dunklen Blutes hervor.

Minutenlang stand Hermann Scharwenzel starr, wie gelähmt, und horchte mit angehaltenem Athem, ob der Schrei gehört worden sei und ob sich Jemand nähere.

Als alles still blieb, bückte er sich und berührte Maria's Arm. Sie rührte sich nicht; kraftlos sank der Arm herunter.

„Tod — —“ sagte er schaudernd. „Ich habe sie getödtet.“

Die Erkenntniß des Geschehenen löste seine Lebensgeister und damit das Bestreben, sich nun auch die Frucht des Verbrechens zu sichern und sich selber zu retten.

Mit einem Griff fegte er die abgezählten Banknoten zusammen, dann langte er nach der Kassette, aber im Augenblick durchflog ihn der Gedanke, daß er die Kassette nicht fortschaffen könne, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.

Von Sekunde zu Sekunde steigerte sich seine Angst

vor Entdeckung. Mit fieberischer Hast riß er ein paar Handvoll Banknoten heraus und stopfte sie in die Taschen seines Paletots.

Dann ergriff er den verhängnißvollen Stock und eilte, ohne sein Opfer noch eines Blickes zu würdigen, aus dem Salon.

Im Korridor begegnete ihm ein Kellner. Ein heftiger Schreck durchfuhr ihn. Im Vestibul glaubte er aller Augen auf sich gerichtet.

Planlos eilte er die Straße hinunter. Noch war es ihm nicht möglich, zusammenhängend zu antworten. Mit jedem Schritte, den er vorwärts that, wuchs seine Furcht. Wenn ein Vorübergehender ihn fest ansah, zuckte er zusammen. Wie das verkörperte böse Gewissen hastete er im Schatten der Häuser dahin.

Allmälig erst kamen seine Gedanken wieder. Auf jeden Fall mußte er sich noch diesen Abend in Sicherheit bringen. Sobald das Verbrechen entdeckt würde und vielleicht war es schon entdeckt, würde der Telegraph sein Signalement in alle Winde spielen. Man hatte ihn hinein und hinausgehen sehen, man würde ihn genau beschreiben können.

Dann dachte er plötzlich an die Briefe, die offen auf dem Tisch lagen. Natürlich würde man sie lesen. Nun, den Roß-Laten's gönnte er von Herzen das Aufsehen, aber das Schlimmste war, daß auch sein Name darin genannt war. Selbstverständlich würde das den Verdacht auf ihn lenken. Zweitens alle Spuren eines geschehenen Raubmordes — —

Er stützte sich gegen die Mauer. Kalte Schweißtropfen traten auf seine Stirne. Schreckliche Visionen tauchten vor seinem Geiste auf. Er sah sich im Geiste auf der Anklagebank des Schwurgerichtssaales, er hörte die Verhandlung, die Zeugenaussagen, die Erkenntniß — Raubmord unter erschwerenden Umständen an seiner Wohlthäterin verübt — dann das Urtheil zu Tode — die Vollstreckung.

Einen unartikulirten Laut ausstoßend, rannte er weiter. Mitten unter den entsetzlichen Visionen war ihm das Licht eines erlösenden Einfalls aufgegangen.

Nach und nach verlangsamte er seine Schritte. Einmal stand er still und orientirte sich in der Gegend. Dann nickte er und bog, nachdem er an dem Eckhaus die Straßenbezeichnung gelesen, in eine stille, schmale Seitenstraße ein.

Vorsichtig zählte er die Hausnummern. Vor einem einfachen zweistöckigen Gebäude hielt er an und zog die Glocke der Wohnungsthüre.

Die Thür trug zwei Blechschilder.

Auf dem Einen stand „Moritz Schwomburg Ww.", auf dem Andern „Ferdinand Larony".

Ein Dienstmädchen öffnete.

„Herr Larony zu sprechen?" fragte der Agitator.

Das Mädchen bejahte.

Hermann Scharwenzel athmete auf.

„Da," sagte das Mädchen, auf eine rechterhand vom Eingang befindliche Zimmerthür deutend, „da ist Herrn Larony's Stube."

Hermann Scharwenzel klopfte an. Ein kurzes „Herein" antwortete.

Ferdinand Larony, ein bekannter Sozialistenführer, saß vor einem großen, einfachen Schreibtisch und arbeitete. Während des Anklopfens wandte er sich auf seinem Stuhl um und sah dem Eintretenden entgegen.

„Guten Abend Scharwenzel," erwiderte er den ihm gebotenen Gruß des Agitators, „Sie sehen ja aus, als sei Ihnen alle Petersilie verhagelt. Bringen Sie eine Hiobstpost? Oder was in aller Welt ist Ihnen zugestoßen?"

Hermann Scharwenzel fiel auf einen Stuhl nieder.

„Sie müssen mich retten, Herr Larony," stieß er hervor, „ich werde gehetzt — sie haben mich — ich — Gestern Abend im Eiskeller . . . grobe Majestätsbeleidigungen . . . Sie wissen! Aufhetzungen, Drohungen . . . genug, es waren Spitzel darunter. Heute haben sie mich auf's Korn genommen . . . ich bin . . . ich muß . . . ich . . ."

Seine aufgeregte und ruckweise hervorgebrachte Rede versank in ein heiseres, unverständliches Gemurmel.

Der Sozialistenführer kreuzte die Arme über die Brust. Ein spöttisches Lächeln überspielte seine charakteristischen unschönen Züge.

„Wegen solcher Lappalie fällt Ihnen das Herz in die Schuhe?" fragte er belustigt. „Der Tausend! Da hatte ich eine bessere Meinung von Ihnen. Was ist denn weiter los dabei. Im schlimmsten Falle bekommen Sie ein paar Monate. Sie sind ja noch nicht vorbestraft. Das gibt Ihnen erst die rechte Taufe. Das Volk will Märtyrer . . ."

„Teufel auch, ich will aber keinen Märtyrer spielen," schrie der Agitator, „ich will mich aus dem Staube machen. Sie müssen mir helfen! Sie haben mir versprochen, mich, wenn etwas geschehen sollte, in Sicherheit zu schaffen. Sie haben auch dem Groll über die Grenze geholfen, Sie müssen — Sie müssen. Ich habe keine Zeit zu verlieren."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Das erste Auftreten der Patti. Den vierzigsten Jahrestag ihrer Erstlingsleistung wird Adelina Patti am 24. November, gerade an dem Tage, an dem sie ihre große englische Kunstreise in Brighton beendet, feiern können. Als ein fast siebzehnjähriges Mädchen trat sie am 24. November 1859 zuerst als Opernsängerin öffentlich in der Musik-Akademie zu New-York, und zwar als Lucia auf. Seit jenem Jahre hat die berühmteste Sängerin ihrer Zeit eine ununterbrochene Reihe von Triumphen gefeiert. Adelina Patti hat in ihrer Jugend keine ernstlichen Kämpfe zu bestehen gehabt. Ihr Lehrer war Moritz Strakosch, ein Schüler von Pasta, der als Operntenor mit einem Gehalt von 80 M. monatlich begonnen hatte. Die Patti war ein Kind, als sie die ersten Opernarien trillerte, und man erzählt sich aus ihrer Kindheit folgendes Geschichtchen: Die zukünftige Primadonna sang einmal auf einem Stuhle stehend, man versprach ihr 50 Pfennige für ein da capo, aber sie erwiderte entrüstet, für den Preis könne sie es nicht thun, sie würde aber für eine Mark zweimal da capo singen. Sie war ein siebenjähriges Kind, als sie zum ersten Male in einem Wohlthätigkeits-Concert unter Maretzek im Jahre 1850 auftrat; damals sang sie das Finale aus der „Nachtwandlerin" und Eckerts Lied „Das Echo". Sie machte mit Strakosch eine Kunstreise bis zum Jahre 1856 und trat dann drei Jahre nicht auf, damit ihre Stimme sich voll entwickle. Interessant ist es zu verfolgen, wie sich die Einkünfte der Patti seit jener Zeit entwickelt haben. Strakosch zahlte ihr im Jahre 1859 nur 400 M. für die Woche; Frederick Gye gab für ihr Auftreten in London im Jahre 1861 schon 3000 Mark monatlich, wobei die ersten drei Vorstellungen umsonst waren. Die Patti mußte zweimal wöchentlich singen, für jedes besondere Auftreten erhielt sie 2000 Mark. Bis sie den Marquis de Caux heirathete, hat sie, nach Strakoschs „Erinnerungen eines Impresario", nie mehr als 2400 Mark für den Abend bekommen, aber als die Nilsson 4000 Mark erhielt, stieg ihr Honorar auf 4200 Mark. Jetzt bekommt sie von Harrison 10000 Mark für jedes Auftreten in der Provinz und 16800 Mark für jedes Auftreten in London.

— Zeitungen für Irrsinnige. Solche Journale, die von Irren geschrieben, herausgegeben und gelesen werden, gibt es schon eine große Anzahl. In einer dieser Zeitschriften erschien eine Geschichte, in der ersten Person geschrieben, deren Held — einen umgedrehten Kopf hatte. Natürlich mußte er immer nach der entgegengesetzten Richtung gehen. Dieses schreckliche Schicksal verfolgt ihn durch die ganze Geschichte, er verliert seine Freunde, sein Geld, kurz Alles, und es endet damit, daß er in Gedanken das Mädchen ermordet, das ihn vor sich selbst retten konnte. Die Heldin der Geschichte stand am Rande eines Abgrundes, er stand neben ihr, und plötzlich wird sie schwindelig und schwankt. Der Held stürzt vorwärts, um sie zu retten, und rennt natürlich nach der entgegengesetzten Seite. Hier bricht die Erzählung ab und endet mit folgendem Satz: „Die Thore einer Anstalt für geistig Gestörte schlossen den Schreiber von seinen Freunden und der Außenwelt ab." Ein anderer Schreiber erzählt, warum er in eine Anstalt gekommen ist: „Ich lernte eine junge Wittwe mit einer erwachsenen Stieftochter kennen und heirathete die Erstere. Dann heirathete mein Vater, der auch verwittwet war, meine Stieftochter. Dadurch wurde meine Frau die Schwiegermutter ihres Schwiegervaters, meine Stieftochter wurde meine Mutter und mein Vater mein Stiefsohn. Dann bekam meine Stiefmutter, die Stieftochter meiner Frau, einen Sohn. Dieses Kind war, da es meines Vaters Sohn war, mein Bruder. Er war aber auch der Sohn von meines Weibes Stieftochter, also ihr Enkel. So wurde ich der Großvater meines Stiefbruders. Dann bekam meine Frau einen Sohn. Meine Schwiegermutter, die Stiefschwester meines Sohnes, ist also seine Großmutter, weil er das Kind ihres Stiefsohnes ist. Mein Vater ist der Schwager meines Kindes, denn seine Stiefschwester ist seine Frau. Ich bin der Bruder meines eigenen Sohnes, der auch das Kind meiner Stiefgroßmutter ist. Ich bin meiner Mutter — Schwager, meine Frau ist die Tante ihres eigenen Kindes, mein Sohn ist meines Vaters Neffe und — ich bin mein eigener Großvater! Und nachdem ich die Verwandtschaftsgrade in unserer Familie siebenmal täglich unseren Freunden auseinandergesetzt hatte, war ich nach vierzehn Tagen so weit, daß ich aus eigenem Antrieb hierherkam."

— Weibliche Räuber. In der Nähe von Benevento in Italien wurde vor Kurzem, so wird den „L. N. N." geschrieben, eine kleine Räuberbande auf frischer That ertappt und dingfest gemacht. Als man die 4 noch sehr jugendlich aussehenden Banditen näher in Augenschein nahm, stellte es sich heraus, daß man es mit ungewöhnlich hübschen Frauen im Alter von 18 bis 25 Jahren zu thun hatte. Den schönen Brigantinnen wird eine ganze Serie von Verbrechen zur Last gelegt. Sie sind angeschuldigt, einmal einen Mord verübt und 3 Mal einen solchen versucht zu haben. Die sonst dem zarten Geschlecht anhaftende

Furchtsamkeit scheint diesen weiblichen Wesen eine gänzlich unbekannte Eigenschaft zu sein. Mitten in der Nacht brachen sie oft aus dem Dickicht der Wälder hervor und überfielen und plünderten die vorüberziehenden Marktleute oder Reisenden. Daß es im Lande, wo die Zitronen blühen, schon zu alten Zeiten weibliche Briganten gegeben hat, beweisen die Verbrecher-Chroniken. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hauste in der Umgegend von Mailand eine große Räuberbande, deren „Hauptmann" und sämmtliche Mitglieder nur Frauen waren. Trotz aller Bemühungen konnte die Polizei ihrer nicht habhaft werden; eines Tages aber beging ein Mitglied der Bande Verrath, um die von der Regierung ausgesetzte ungeheuere Summe in Empfang zu nehmen. Die überrumpelten Banditinnen wurden insgesammt überführt und hingerichtet. Auch das schöne Spanien kann sich rühmen, weibliche Briganten besessen zu haben und auch wohl noch zu besitzen. Eine ganz vorzüglich organisirte Räuberinnenbande hat einst lange Zeit hindurch die Umgebung Madrids im Umkreis von vielen Meilen unsicher gemacht. Als es der Behörde endlich gelang, der Banditen habhaft zu werden, verbreitete sich das Gerücht, daß die schönen „Jünglinge" in Wahrheit junge Frauenspersonen von aristokratischem Herkommen seien. Dem Einfluß mächtiger Freunde hatten die sonderbar veranlagten Sennoritas es zu danken, daß man ihnen nicht viel zu Leide that, sondern sie ihren Familien zurückschickte. Zur Ehre weiblicher Briganten sei noch erwähnt, daß sie nur im äußersten Nothfall sich einen Mord auf das Gewissen laden. Vor einigen 20 Jahren aber wurde in Toledo in Spanien eine Straßenräuberin zum Tode verurtheilt, die während ihrer noblen Karriere nicht weniger als 15 Personen getödtet hatte.

— In einem Badeorte der normannischen Küste, so schreibt das „Cri de Paris" setzte der Direktor eines Casinos, um Familien anzulocken, für das Kind, welches das schönste Sandschloß bauen würde, als Belohnung ein Fahrrad und hundert Franken aus. Am Tage des Wettbewerbs herrschte große Aufregung am Strande. Alle Erwachsenen, Badegäste, Einwohner, Vertreter der Gemeindebehörde, umringten die bauenden Kinder und waren ihnen mit Rath und That behilflich. Als alles fertig war, hielt das Preisgericht Umschau und billigte einmüthig das Stahlroß und das Geld einer großen „Festung" zu, welche eine Inschrift als „Fort Chabrol" bezeichnete. Auf dem Dache wehte eine Fahne mit der Inschrift: „Tod den Juden."

Literarisches.

* „Die Kunst" nennt sich eine soeben bei Bruckmann, München, neu erscheinende Kunstzeitschrift, die aus einer Vereinigung der beiden bekannten Revuen „Die Kunst für Alle" und „Dekorative Kunst" entstanden ist und in ihrer neuen, modernen Geist und Geschmack tragenden Form, in ihrer Reichhaltigkeit und Billigkeit Alles übertrifft, was auf diesem Gebiete bisher geleistet wurde. Bei einem Abonnementspreis von nur 24 M. jährlich erscheinen zwölf Monatshefte, von welchen uns das erste als ein stattlicher Band von 96 Seiten und 176 Illustrationen, darunter drei mehrfarbigen Vollbildern, in prächtiger Ausstattung vorliegt. Die erste Hälfte des Heftes ist der liebenswürdigen und geschmackvollen Kunst F. A. v. Kaulbach's, des gesuchtesten und feinfühligsten unserer Frauenmaler, gewidmet, dessen frappantes Bildniß unseres Kaisers in ausgezeichneter farbiger Wiedergabe das Heft eröffnet. Was Kaulbach's Porträts vor allen auszeichnet, ist neben technischer Vollendung ihre vollkommene Bildwirkung. Selbst in einem Repräsentationsbildniß wie dem soeben vollendeten, im Heft auch reproduzirten Gemälde der deutschen Kaiserin, weiß der Künstler eine vornehme, liebenswürdige Stimmung, jene genremäßige Behandlung zu wahren, welche trotz Staatstoilette, Krone und Ordensband uns die Dargestellte menschlich näher bringen und den Pulsschlag warmen Lebens verrathen. Eine neue, bisher wenig gekannte Seite von Kaulbach's Talent verkörpern die zahlreichen Karikaturen, voll ausgelassener Bosheit und frischesten Humors und wiederum voll feiner Grazie. Im zweiten Theil des Heftes wird die angewandte Kunst der Gegenwart vorgeführt. Herrlicher Frauenschmuck Pariser und Belgischer Künstler, farbige Spitzen und Stickereien, modernes Mobiliar und das Werk eines der berühmtesten englischen Architekten, Baillie Scott. Dazwischen die vielseitige Arbeit Peter Behrens', des eben nach Darmstadt berufenen Münchener Künstlers. Aus dem interessanten Texte des Heftes seien neben dem Aufsatze über die Kunst F. A. v. Kaulbachs von Georg Habich, die „Lebenserinnerungen" des Bremer Künstlers Arthur Fitger und die Aufsätze über Schmuck, Baillie Scott und das englische Landhaus besonders hervorgehoben. Die Beschränktheit des Raumes verbietet uns, den reichen Inhalt des Heftes eingehender zu besprechen. Es genüge, darauf hinzuweisen, welch bedeutsamer Beweis geistiger und materieller Kultur für Deutschland das Erscheinen einer solchen Zeitschrift ist, die es unternimmt, selbst die vielberühmte englische Kunstzeitschrift „The Studio" an innerem Gehalt wie äußerer Form zu überbieten.

Sinnsprüche.

Ist dir ein schönes Werk gelungen,
So sei's zu neuen dir ein Ruf,
Hast du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott dir schuf.

Jul. Hammer.

* * *

Wenn du die Welt willst sehn
Und ihre Gestalten fassen,
Mußt du drauf aus nicht gehn,
Dich selber nur sehn zu lassen.

Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 216. Samstag, den 23. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

45 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Die scharfen, klugen Augen des Führers blitzten den Sprechenden durchdringend an.

„Unsinn,“ sagte er, „wegen einer solchen Bagatelle flüchtet man nicht in's Ausland. Sie verheimlichen etwas, da steckt etwas Anderes dahinter. Mich täuschen Sie nicht. Sprechen Sie rein von der Leber weg. Was haben Sie gemacht? Was ist geschehen?“

„Ich habe einen Coup gemacht,“ flüsterte der Agitator mit irrem Blick, „fragen Sie nicht weiter. Retten Sie mich!“

Statt der Antwort nahm Ferdinand Larony dem Agitator den Stock aus der Hand und hielt den Knauf desselben unter die auf dem Schreibtisch brennende Lampe.

„Was ist das?“ fragte er, auf die frischen Blutspuren deutend.

„Ich kam in ein Handgemenge,“ murmelte Hermann Scharwenzel, „ich brachte meinem Gegner eine leichte Wunde bei — dennoch würde es mir schlecht gehen, wenn ich nicht wegkommen sollte. Ich muß fort. Sie müssen mir helfen.“

„Ist etwas herausgekommen?“

„Ein wenig. Ich theile mit Ihnen. Zweitausend Mark — — nur helfen Sie mir.“

„Es ist riskant für mich,“ sagte der Führer kopfschüttelnd, „dennoch will ich thun für Sie, was in meiner Macht steht. Einen Tausender können Sie wohl noch auflegen — für die Genossen — ich selber will nichts dabei ergattern.“

Hermann Scharwenzel nickte.

„Für die Sache will ich ihn opfern. Ich behalte das Wenigste noch. Aber um unserer Sache willen entbehre ich es freudig.“

„Ich gebe Ihnen die Papiere eines Peter Berkholtz, Mechaniker aus Trier,“ sagte Ferdinand Larony, ein Geheimfach seines Schreibtisches öffnend, „Sie müssen sich zu dieser Rolle um zwei Dezennien verältern. Seien Sie vorsichtig. Geben Sie kein großes Geld aus. Treten Sie bescheiden auf. Fallen Sie während der Reise nicht aus der Rolle des mittellosen Mannes, der sein Glück in der neuen Welt erproben will. Benützen Sie den 12 Uhr Zug nach Hamburg und sehen Sie zu, daß Sie mit dem ersten Dampfer in See kommen.“

Hermann Scharwenzel versprach alles.

Nachdem Ferdinand Larony die Papiere geordnet, führte er den Agitator in sein Schlafzimmer und übergab ihm eine vorzüglich gearbeitete, graumelirte Perrücke und einen gleichen Vollbart, sowie einige andere Toilettengegenstände.

In einer halben Stunde hatte Hermann Scharwenzel die Metamorphose seines äußeren Menschen vollendet. Als er dann noch seinen eleganten braunen Paletot mit einem fadenscheinigen, seine Figur bis an die Füße umhüllenden Pelz und seinen glänzenden Zylinderhut mit einem breitkrempigen, grauen Schlapphut vertauschte, war die Veränderung eine vollkommen gelungene.

Befriedigt sah er in den Spiegel. Die Veränderung seines äußeren Ich's beruhigte ihn und gab ihm einen Theil seiner Sicherheit und seiner gewohnten Unverfrorenheit wieder. Seine intimsten Bekannten würden ihn so nicht erkennen.

Nach Beendigung seiner Toilette begann er sein Geld zu zählen. Die Tausendmarkscheine packte er in ein Bündel zusammen und verwahrte sie in einer an der Innenseite des Pelzes angebrachten Brusttasche.

Dann sortirte er die aus der Kassette geraubten Scheine. Es waren kleinere Banknoten, Hundertmarkzettel und minderwerthige Coupons, der ganze Raub betrug kaum siebenzigtausend Mark. Um diese verhältnißmäßig geringe Summe hatte er seine Hände mit Blut besudelt und seinen Kopf auf's Spiel gesetzt.

Er blickte auf die Uhr. Der Zeiger stand auf ein Viertel nach Acht. Es war keine Zeit, zwecklosen Betrachtungen nachzuhängen oder eine Reue auf-

kommen zu lassen, die doch nichts mehr gut und ungeschehen machte.

Drinnen legte er drei Tausendmarkbanknoten vor Ferdinand Larony auf den Schreibtisch; für einen weiteren Fünfzigmarkcoupon erhielt er eine kleine, abgebrauchte Reisehandtasche und einen Regenschirm.

„Gedenken Sie der deutschen Genossen, wenn es Ihnen drüben gut geht," sagte der Führer zum Abschied. „Glückliche Reise!"

Erleichtert aufathmend verließ der Agitator das Haus seines gefälligen Bekannten.

In verschiedenen Läden machte er Einkäufe. Hier einige Werkzeuge, wie sie Mechaniker gebrauchen, da etwas Wäsche, dort einige andere Utensilien zu der bevorstehenden Weltreise. Den Rest der Zeit bis zur Abfahrt des Hamburger Courierzuges verbrachte er in einer kleinen Bierstube, in der er vordem noch nie gewesen war und in der ihn deshalb auch in seiner wahren Gestalt Niemand kannte.

Fünf Minuten vor zwölf löste er sich am Schalter des Bahnhofes ein Billet zweiter Klasse nach Hamburg.

Auf dem Perron befiel ihn wieder eine namenlose Angst. In Jedem, der ihn mit einem Blicke streifte, glaubte er einen geheimen Kriminalbeamten zu entdecken. Die beiden Polizisten, die auf und ab gingen, waren nach Meinung nur seinetwegen da, um ihn zu fangen.

Unbehelligt erreichte er ein Coupé.

Nach einigen Minuten, die sich ihm zu Stunden ausdehnten, ertönte der Lokomotivpfiff. Gleich darauf brauste der Zug davon.

Er verbreiterte die Sitze und streckte sich der Länge nach hin, um zu schlafen. Aber die quälenden Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Draußen bedeckte das Bahrtuch der Nacht die schlummernde Erde. Die Coupélampe verbreitete ein trübes, unruhiges Licht in dem schmalen Raume.

Hermann Scharwenzel wollte nicht denken, aber die anpochenden Gedanken erzwangen sich Einlaß. Bei dem Rütteln und Schütteln des durch die Nacht rasenden Zuges, dem Getöse der Lokomotive, dem traurigen Lichte und der die Fenster verhüllenden Finsterniß nahmen die Bilder seiner erregten und überreizten Einbildungskraft einen noch grausigeren Charakter an als vorhin. Dazwischen drängten sich anklagende Gewissensstimmen, mahnende Vorwürfe. Vergebens suchte er sie abzuwehren, sie stiegen empor und umzüngelten die Bilder seiner Phantasie wie feurige Flammen. Wenn es die Baronin, der junge Baron oder die Prinzessin, wäre es einer seiner Feinde oder doch eine Person gewesen, mit der er aus einem Grunde rechten konnte, so hätte er die Skrupel leicht niedergeschlagen. So aber konnte er die Stimme nicht unterdrücken, welche ihm vorhielt, wie edel und großmüthig und eigennützig Ruth an ihm gehandelt und wie gemein und verworfen die Motive seiner unseligen That dagegen gewesen waren.

Stunde nach Stunde verging.

Hermann Scharwenzel kostete alle Foltern eines schuldbeladenen Gewissens durch.

Im Morgengrauen lief der Zug in die Halle des Berliner Bahnhofes in Hamburg ein.

Zitternd vor Kälte, Angst und Aufregung entstieg der Agitator dem Coupé. Trotz seiner Verkleidung, trotz des falschen Bartes und der Perrücke, würde man ihn gefunden und erkannt haben, wenn man auf ihn gefahndet hätte. Sein scheues Wesen und seine verstörte Miene kennzeichneten deutlich den Flüchtling.

Nichts geschah indessen, unbehelligt verließ er den Bahnhof.

Ein Dienstmann brachte ihn hinüber in's nahe Hotel. Der Kellner wies ihm ein Zimmer im ersten Stock an. Nachdem er Kaffee getrunken, begab er sich zu Ruhe. Die schlimmste Gefahr schien ihm überstanden.

Am Nachmittag schlenderte er in Hamburg umher. Am Hafen besorgte er sich ein Billet zur Ueberfahrt nach New-York mit der „Auguste Viktoria", die am andern Tage in See ging. Die übrigen Stunden des Tages und des Abends vertrieb er sich in verschiedenen Concert- und Chansonettenlokalen der Vorstadt St. Pauli. Im Restaurant Ludwig ließ er sich die Berliner Tagesblätter bringen, allein so genau er sie durchstudirte, fand er keine Notiz über ein verübtes Verbrechen.

Seltsam! Sollte es noch nicht entdeckt sein? Oder sollte sie mit dem Leben davon gekommen sein? Aber in diesem Falle war es doch immer ein schweres Verbrechen. Versuchter Raubmord — — die Zeitungen hätten sich diese Sensationsnachricht nicht entgehen lassen.

Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Wie es auch war, an den Kragen ging es ihm doch. So lange er noch auf europäischem Gebiet weilte, schwebte er in Gefahr.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages ging er an Bord der „Auguste Viktoria". Seine Papiere wurden durchgesehen und in Ordnung befunden.

Er athmete, von einer Zentnerlast befreit, auf.

Zwei Stunden weiter verließ das stolze Schiff den Hafen. Hermann Scharwenzel stand an der Brüstung

des Verdecks und blickte zurück, bis die alte freie Reichs- und Hansastadt in ein Geschleier von Dunst und Nebel verschwunden war und seine Augen nur die Unendlichkeit der wallenden, schäumenden und im Lichte des scheindenden Tages gespenstisch glimmenden Wogen umfaßten.

Wenn er nach oben in die grau bewölkte Luft starrte, legte sich ihm ein blutiger Schleier vor die Augen und wenn er nach unten in das dunkle, von einer starken Brise durchpeitschte Wasser sah, erblickte er ein blasses Mädchengesicht und ein paar mit unaussprechlichem Ausdruck auf in gerichtete brechende Augen.

Er schüttelte sich, ein eisiger Schauer durchrann seine Glieder.

„Ich hätte es nicht thun sollen —" flüsterte er, „ich will nie wieder tödten. Ich will auch nicht mehr für eine Sache agitiren, die im Grunde doch Blödsinn ist und die niemals Aussicht hat, sich zu realisiren. Ich will jetzt nur noch für mich selber sorgen; mögen die Andern sehen, wie sie aus- und wie sie durchkommen, ich habe mein Schäfchen im Trocknen, ich werde Ruth's Rath befolgen und mir auf dem Grund dieses Kapitals eine behäbige Existenz bauen.

(Fortsetzung folgt.)

„Deutsche Kunst und Dekoration".

Verlag von Alex. Koch, Darmstadt.

Die Lieferungen der Monate April, Mai und Juni führen sich vortheilhaft durch ihre besonders schönen Titelblätter ein. Den werthvollen Inhalt betreffend, ist es bei der Fülle des Gebotenen unmöglich, jedem einzelnen Künstler gerecht zu werden.

In der Aprilnummer begegnen wir Hugo Vogeler, Worpswede. Es war vor ungefähr vier Jahren, da erregte eine Kollektiv-Ausstellung meist landwirthschaftlicher Bilder größeren Styles im Münchener Glaspalast großes Aufsehen. Die „Worpsweder" waren eine Hauptattraktion der Ausstellung.

Wer hatte vorher von ihnen gehört, wußte wo Worpswede lag, kannte das sonderbare Worte überhaupt? — Worpswede?

In Holland mußte es liegen, sicherlich. Und siehe, es lag und liegt noch in deutschen Banden, irgendwo bei Bremen herum und diesesmal galten die Propheten etwas in der eigenen Heimath

Fertig, wie Athene, da sie dem Haupt des Zeus entsprungen, stand die junge Worpsweder Kunst da. Und so repräsentirt die dortige Kolonie ein bedeutsames Stück in der Entwicklung der modernen Malerei. Nicht bloß der Malerei allein, auch des Kunsthandwerkes.

Hugo Vogelers Entwürfe, Bilder und Illustrattonen geben Zeugniß von reicher Phantasie, großem künstlerischen Vermögen und einer hingebenden Schaffenslust. Vorzugsweise lyrisch empfindend wendet er sich gerne der deutschen Märchenwelt zu, die sein Stift und Pinsel in ganz eigenartiger, fast bizarrer Weise wiedergibt. Wiederzugeben, was sich im Gemüthe wiederspiegelt, nicht haften bleiben an äußeren Schwierigkeiten, ist nicht jedem Schaffenden gegönnt.

Hugo Vogeler ist sich seines Wollens bewußt und kennt die Grenzen seiner Begabung, daher sich in seinen Werken selten Disharmonien nach dieser Richtung ergeben. — Der herb anziehenden Natur, die ihn umgibt, ihre Geheimnisse abzulauschen, sie seinen Märchen und Phantasiegestalten anzupassen, dienstbar zu machen, das gelingt ihm in hohem Grade.

Von einem andern jungen Künstler, dessen Thätigkeit ebenfalls vorwiegend der angewandten Kunst gewidmet ist, erzählt das Maiheft.

Paul Bürk, München, leistet Hervorragendes im Buchschmuck und zeigt sich jetzt auch auf anderen Gebieten als ein vielversprechendes Talent. Seine Handschrift ist kraftvoll und einfach, leicht verständlich, er geht auf große Wirkung aus und seine Art, Blumen und zumal Landschaften zu stylisiren, dürfte von erzieherischem Einfluß sein.

Geradeaus gehen, das Wesentlichste erfassen, ist ihm Hauptgebot.

Architektonische Motive, einzelne Bäume, Pflanzen — er entkleidet sie jedes unnöthigen Beiwerkes, um so der Lösung der Aufgabe am nächsten zu kommen.

Mit einem Frankfurter Meister, mit Wilhelm Steinhausen, beschäftigt sich an erster Stelle das Juniheft. Fast wie eine versunkene Welt tauchts vor uns auf, die Zeit, in der ein Moritz v. Schwind, ein Brentano gelebt und geschaffen, die Zeit der Romantiker, Nazarener und Germanisten.

Um den Eindruck der Werke Wilh. Steinhausens in kurze Worte zusammenzufassen — er ist ein deutscher Künstler, so wie Dürer und Richter deutsch waren, vielleicht nicht ganz frei vom Eklektizismus. Noch mehr als Märchen und Sage ziehen ihn religiöse Stoffe an. Eine ihm verwandte Natur war Georg Cornicelius.

Wie dieser steht er zwischen einer vergangenen und der neuen Zeit, mit der modernen Richtung gleichen Schritt haltend.

Auch als Bildhauer leistet Steinhausen Bedeutendes, wie die reproduzirten Masken Merkur, Venus

und Mars vom Fratzeneck in Frankfurt beweisen. Sie sind mit auffallender Verve modellirt und stehen fast im Kontrast mit der Schlichtheit verschiedener Gemälde und Illustrationen des Meisters.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein zusammengewachsenes Menschenpaar. Viele Leser werden sich noch der beiden Schwestern Rodica und Doodica erinnern, die im Jahre 1892 aus dem Innern Ostindiens nach Europa gebracht wurden und sich dadurch auszeichneten, daß sie im Gegensatz zu den bekannten siamesischen Zwillingen nicht mit dem Rücken zusammengewachsen waren, sondern an der unteren Brusthälfte. Vor Kurzem wurde nun der medizinischen Hochschule zu Rio Janeiro ein ähnliches Paar vorgestellt, das, gleichfalls weiblichen Geschlechtes, in noch bedeutenderem Grade an den Brustflächen verbunden ist; die Verbindung erstreckt sich vom Nabel bis zu den Achseln. Die beiden Mädchen wurden in Cachgeiro de Itapemerim im Staate Isoiritu-Santo (Brasilien) geboren und zählen gegenwärtig zehn Jahre. Der Vater der Mädchen, die Maria und Rosalia getauft sind, hat sich an die Aerzte in Rio Janeiro gewendet, mit der Bitte, die beiden Wesen zu trennen, sofern dies ohne Gefährdung ihres Lebens möglich sei. Noch vor einem Jahre wäre die zu diesem Behufe nöthige Untersuchung nur schwer möglich gewesen, da es sich darum handelte, zu konstatiren, ob nicht edlere Organe im Innern des Körpers, namentlich die Herzen, an dieser Verwachsung betheiligt sind. Da bieten heute die Röntgenstrahlen, die in der Medizin zu so vielen Untersuchungen herangezogen werden, ein untrügliches Hilfsmittel. Es wurde von den betheiligten Aerzten beschlossen, die Mädchen längere Zeit mit den Röntgen-Strahlen zu durchleuchten und je nach dem Ergebniß dieser Untersuchung zur Operation zu schreiten oder von einer solchen abzustehen.

— Indische Gläubiger. Es gibt wohl kaum einen höflicheren Gläubiger, als den Hindu. Eine Probe mag folgender, von einem englischen Blatt mitgetheilter Brief eines Schuhmachers dieses Volkes geben, der um Bezahlung einer Rechnung im Betrage von 24 Rupien bittet: „Dem sehr Ehrenwerthen und sehr Ehrwürdigen Sahib. — Ich, der Verfertiger von Schuhen und Stiefeln, der ich wie der Staub unter den Füßen des sehr ehrenwerthen Sahib bin, der mir gegenüber dasteht wie Sonne, Mond und Sterne gegenüber der auf dem niedrigen Boden kriechenden Ameise, der ich ein verächtliches Ding bin, ein Sklave des Sahib, begehre demüthig und ängstlich die Bezahlung einer kleinen Schuld von 24 Rupien, zu einer Zeit, da es dem ehrenwerthen Sahib gefallen möge, sich in seiner Hoheit herabzulassen, die Auszahlung einer so geringen Kleinigkeit, wie die genannte Summe ist, in Erwägung zu ziehen; und ich erflehe, begehre und erbitte demüthig seine Verzeihung, daß ich ihn mit dieser Schuld quäle, denn ich weiß nur zu gut, daß er mich mit Pracht, Ehre und Ruhm überschüttet hat dadurch, daß er mir erlaubt, seinen schönen Fuß mit den Gaben meines Handwerks zu schmücken. Elend, wie ich bin, unterzeichne ich mich des Ehrenwerthen und Verehrungswürdigen Sahib Hund und Sklave." — Hoffentlich hat der ehrenwerthe und ehrwürdige Sahib sofort nach Empfang dieses rührenden Ergusses das Geld gesandt, sonst ist zu fürchten, daß der „Hund und Sklave" sogleich die Klage bei dem Zivilgerichtshof eingereicht hat, um die Bezahlung seiner Rechnung zu erwirken; das würde er nämlich trotz der in der Epistel an den Tag gelegten Demuth und Höflichkeit unweigerlich thun.

— Was sie nach dem Küssen sagen. Ein Pariser Sachverständiger gibt darüber aus seinen Erfahrungen folgende Aufschlüsse: Viele sagen: „Gott, was haben Sie gethan!" — Einige: „So weit hätten wir nicht gehen dürfen!" — Andere: „Ich will Sie nie wieder sehen!" — Wieder Andere: „Verlassen Sie mich jetzt, ich will allein sein!" — Auch: „Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet!" hört man zuweilen. — „O, ich bin sehr unglücklich!" wird ab und zu gerufen, manchmal unter Thränen. — Auf dem Lande ist die Drohung: „Na, warten Sie!" sehr beliebt. — Sehr häufig hört man: „Wenn das mein Mann wüßte, er würde mich erschießen." — Einige besinnen sich: „Wenn man uns gesehen hätte!" — Viele sagen — gar nichts! Das sind die Klügsten.

— Soldat (sich von einer Patrouille zurückmeldend): „Hauptmo', der Huber isch wieder do!" — Hauptmann: „Geh' noch amol zurück und meld' Dich! Daß D' mir aber das Wörtle „Herr" nit vergischt!" — Soldat: „Hauptmo'! Der Herr Huber isch wieder do!"

— Aus der Frauen-Praxis. Apothekerlehrling: „Ich werde aus dem Rezept von Fräulein Doktor Grünlich nicht klug!" — Provisor: „Geben Sie's 'mal her! Bei Aerztinnen müssen Sie immer zuerst nach dem Postskriptum gucken!"

— Programm der landwirthschaftlichen Ausstellung:

Um 10 Uhr Vormittags Ankunft des Rindviehes.
Um 11 Uhr Ankunft der Festgäste.
Um 12 Uhr gemeinschaftliches Mittagessen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 217. Montag, den 25. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

46 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

17. Kapitel.

Freundlichere Aussichten.

In dem Stuhr'schen Hause ging alles seinen gewohnten friedlichen Gang. Die Bookendaal'sche Katastrophe, die zuerst mit vernichtender Gewalt in das stille Heim und das glückliche Familienleben einschlug, hatte keine wahrnehmbaren Spuren hinterlassen.

Die Liebe und die zarte Fürsorge für die Seinen verjagten endlich auch die schmerzlichen und anklagenden Gedanken, welche in der ersten Zeit oft in Herrn Stuhr aufkommen wollten, und brachten ihm allmälig seine alte, glückliche Philosophie und seinen heiteren Gleichmuth wieder.

Nichtsdestoweniger war von dem Unglück ein kleiner Schatten zurückgeblieben, und dieser Schatten lag über Annie und ihrem früher so fröhlichen Wesen.

Vielleicht war es weniger der Verlust ihres erhofften Glückes, als die bitteren, schmerzlichen und demüthigenden Erfahrungen, die sie zum ersten Mal in ihrem jungen Leben gemacht hatte und die sie nach der Zeit so ernst und nachdenklich stimmten.

Zuerst hatte Annie mit Eifer und Begeisterung den Gedanken erfaßt, für die Ihren zu arbeiten. Sie hatte sich zu diesem Zweck aus einem großen Geschäft Stickereien zur Anfertigung verschafft, aber schon nach wenigen Wochen hatte der Großvater ihr Geheimniß entdeckt und ihr die Weiterführung der Arbeiten streng verboten.

„Erstens,“ sagte er, „will ich nicht, daß Du Dir des kargen Verdienstes Willen die Augen verdirbst. Zweitens sind wir nicht so arm, daß Du Arbeit suchen und verrichten müßtest. Drittens schädigst Du durch Deine Arbeit arme Mädchen, die auf den Verdienst angewiesen und die ihn hundert Mal bedürftiger sind als Du es bist.“

Dabei blieb es, denn die Wünsche des Großvaters waren im Hause Gesetz.

Frau Julie beobachtete ihre Tochter mit stiller Sorge. Sie hatte nicht gedacht, daß Annie die Sache so schwer nehmen würde. Manchmal dachte sie, daß es wahrscheinlich am besten sei, wenn Annie auf kurze Zeit in andere Umgebung käme, da sie aber selber nicht wußte, auf welche Weise das zu arrangiren sei, sprach sie diesen Gedanken nicht aus.

Auch Georg verursachte ihr Sorge. Er hatte die gut besoldete und angesehene Stelle eines Prokuristen in einem großen Berliner Handelshause inne. Einen beträchtlichen Theil seines Gehaltes stellte er den Seinen zur Verfügung; er überschüttete Großvater, Mutter und Schwester mit Aufmerksamkeiten. Trotzdem war er nicht so, wie ihn sich Frau Julie wünschte.

Das Mutterauge blickte schärfer und tiefer als die Augen der Andern, es bemerkte etwas Unruhiges, Gedrücktes an ihm, irgend einen seelischen Zwiespalt, in dem er sich zerrieb, und diese Wahrnehmung ängstigte Frau Julie mehr, als wenn er körperlich krank oder von einem äußeren Unglück betroffen gewesen wäre.

Sonst pflegte er fast jeden Abend nach Schluß des Geschäfts in die X-straße zu kommen, um ein paar Stunden mit den Seinen zu verplaudern. Seit Monaten aber kam er nur Sonntags oder höchstens einmal in der Woche und auch dann merkte man seinem Wesen an, daß ihn etwas ablenkte und wegzog, daß er mit seinem Besuch mehr eine Pflicht erfüllte als seiner Neigung nachging.

Frau Julie beschloß endlich, ihn nach dem Grunde seines veränderten Wesens zu fragen und da sie richtig kombinirte, daß sie am besten auf eine wahrheitsgetreue Auskunft rechnen dürfte, wenn sie ihn mit der Frage überrumpele, machte sie sich eines Tages gleich nach Mittag auf den Weg zu seinem Geschäfte.

Um zu seinem Hause zu gelangen, mußte sie die Leipzigerstraße passiren. In einem Ladenfenster, an dem sie vorüberging, fesselte irgend etwas ihre Auf-

merksamkeit, so daß sie stehen blieb und den betreffenden Gegenstand eingehend betrachtete.

Als sie die Augen abwandte, erblickte sie in der Spiegelglasscheibe des Fensters die Umrisse eines älteren Frauengesichts, das ihr bekannt schien.

Sie drehte sich um.

Die Frau stand hinter ihr.

Eine Minute begegneten beider Blicke einander, dann stieß Frau Julie Stuhr einen leisen Schrei aus, den die andere Frau ebenfalls mit einem Laut der Ueberraschung erwiderte.

Im gleichen Moment wandte die Fremde Frau Stuhr den Rücken und eilte beschleunigten Schrittes straßabwärts.

Frau Julie zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub; momentan versagte ihr die Zunge. Mit fast übermenschlicher Anstrengung entriß sie sich dem Bann.

„Frau Salmer!" rief sie und rannte, so rasch sie ihre Füße tragen wollten, der Davoneilenden nach.

Allein diese hatte kaum bemerkt, daß sie verfolgt wurde, als auch sie, wie von Furien gehetzt, absagte.

Die Passanten der Straße blieben stehen und beobachteten mit lachender Verwunderung den Verlauf der seltsamen Verfolgung. Da die feingekleidete Dame keine Hilfe anrief, dachte Niemand, daß es eine ernstere Bewandniß mit der Flucht der Anderen habe.

An einer Ecke versperrte eine Gruppe Menschen Frau Stuhr den Weg; als sie sich mit Gewalt einen Durchgang erzwungen hatte, war die von ihr Verfolgte ihren Blicken entschwunden.

Frau Julie preßte die Hand auf das heftig klopfende Herz; Minuten vergingen, bis sie sich soweit erholt hatte, um ihren Weg ruhig fortzusetzen. Sie hatte in der Fremden diejenige wiedererkannt, der sie vor Jahren ihren theuersten Schatz, ihr Kind, anvertraut hatte und die ihr Vertrauen so schmählich betrogen hatte. Daß hier kein Irrthum waltete und daß die Frau auch sie erkannt hatte, bewies ihre Flucht zur Genüge.

„Ich werde sie finden," sagte die Wittwe leise vor sich hin, „mag sie sich verbergen, wo sie will. O Gott, was ist aus meiner Tochter geworden?"

Georg Stuhr war allein in seinem kleinen Privatcomptoir, als seine Mutter bei ihm eintrat.

„Du, Mama?" begrüßte er sie erstaunt, „um diese Zeit —?"

„Ich habe in der Nähe Besorgungen gemacht," sagte Frau Julie ruhig, „da wollte ich einmal vorsehen, was Du machtest. Wir sehen Dich selten genug draußen."

„Ich war erst Sonntag Abend zu Hause," entgegnete Georg.

„Ja, aber wenn Du kommst, bist Du nur halb bei uns, oder eigentlich noch weniger als halb, nur äußerlich. Geistig oder mit dem Herzen weilst Du wo anders. Was ist Dir, Georg? Was bedrückt Dich? Warum sprichst Du Dich nicht aus zu uns?"

Georg spielte, um seine Verlegenheit zu verbergen, nervös mit einem Papiermesser; eine feine Röthe lief über seine Wangen.

Längstvergangene Tage seiner Kindheit stiegen unter dem warmen Ton der mütterlichen Worte vor ihm auf, Stunden, wo die Mutter den kleinen Knaben auf den Schooß genommen und ihn so liebreich wie heute gefragt hatte: Georg, was fehlt Dir? Was hast Du? Was schmerzt Dich? Dann barg der Knabe das Köpfchen an den Busen der sanften Mutter und schlang die Aermchen um ihren Hals und dann war alles Leid und aller Schmerz vergessen.

War es denn heute anders als damals? War das nicht noch dieselbe gütige, liebevolle Mutter, war das nicht derselbe warme, innige, Vertrauen erheischende Ton von damals? Fehlte etwas an dem damals? O nein. Dieselbe Mutter, dasselbe Vertrauen, und doch wollte das richtige Wort nicht über die Lippen.

„Steht eine Andere zwischen uns und Dir, Georg?" fragte Frau Julie. „Ist es eine Herzensangelegenheit, die Dich uns entfremdet und Dich belastet? Sprich Dich aus, Georg! Dir wird leichter werden und mir nimmst Du eine Sorge von der Seele."

„Du hast recht errathen, Mama," antwortete Georg leise.

„Wirklich?" sagte Frau Stuhr überrascht, „aber aus welchem Grunde bist Du denn immer so verstimmt, so unruhig und gedrückt? Weshalb führst Du sie uns nicht zu, damit wir die neue Tochter und Schwester begrüßen und sie unserem kleinen Familienkreise einverleiben können? Ich setze voraus, daß Deine Wahl auf ein Mädchen gefallen ist, das Deiner und des fleckenlosen Namens, den Du ihr bietest, würdig ist."

„Sie ist Tänzerin," sagte Georg zögernd. Nun war es heraus. Davor hatte ihm immer so gegraut.

„Eine Tänzerin," wiederholte Frau Julie bestürzt, „wie kommst Du dazu, Georg?"

(Fortsetzung folgt.)

„Deutsche Kunst und Dekoration".

Verlag von Alex. Koch, Darmstadt.

(Schluß.)

Darmstädter Künstlerkolonie, — ist's nicht wie ein Feuer, zu gleicher Zeit an allen Ecken und Enden aufflammend?

Noch vor wenigen Jahren achtete man auf fortschrittliche Bewegungen in Kunstsachen und dann besonders, wenn sie aus den altberühmten Mittelpunkten kamen; heute sind die Fesseln dieser ungesunden Konzentration gesprengt. Schaffenslust und Freude, von Erfolg gekrönt, regt sich nicht nur in München und Berlin, in Straßburg, Hamburg, Darmstadt, Karlsruhe, überall ist Leben.

Was in Darmstadt unter der Protektion eines kunstsinnigen Monarchen ins Leben gerufen wird, die Gründung einer eigenen Künstlerkolonie, erregt die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt und es ist gewiß von Interesse, einige dieser „Berufenen" kennen zu lernen. Talente der allerverschiedensten Richtungen sind darunter und ihrer weiteren Entwicklung wird man mit Spannung entgegensehen.

Kehren wir noch einmal nach Frankfurt zurück. Die Gegenüberstellung der beiden Meister Hans Thoma und Marées in dem Artikel „Deutsche und italienische Kunst in Frankfurt" ist ungemein instruktiv und verständnißerleichternd.

Aus diesen Gesichtspunkten wird man originelle Auffassungen des Volkslebens, wie sie Böhle und Altheim zeigen, besser beurtheilen können, wird den Werken einer Ottilie Röderstein leichter gemacht werden. Während die beiden erstgenannten Künstler mit scharfem Blicke das sie umgebende Leben studiren, flüchtet sich Frl. Röderstein in eine Welt formaler Schönheit, die sie mit schwärmerischer Empfindung zum Ausdruck bringt.

Wie auf allen Gebieten, so tauchen auch im Reiche der Skulpturen fortwährend neue Namen auf. Wir werden im Juniheft der „Deutschen Kunst u. Dekor." mit zwei Bildhauern bekannt gemacht, durch eine stattliche Reihe von Reproduktionen. Plaketten, Reliefs, darunter viel Feines und Charakteristisches in Porträts und Scuse geben Kunde, daß auch hier kein Stillstand ist.

Das Thema „Germanische Kunst" wird in der 7. und 9. Lieferung berührt in einem Artikel, der wichtige Aufschlüsse über die Anfänge einer bis jetzt fast weggeleugneten Kunstübung unserer Vorfahren gibt.

A. Rust.

Mannigfaltiges.

— Das Schicksal der Pferde ist wie das des Menschen oft sehr wechselvoll. Ein wie trauriges Ende Pferde, die ihre Blüthezeit in einem Triumph durcheilten, manchmal nehmen, das mögen einige Beispiele illustriren. Vor einiger Zeit konnte man in den Ställen des Institutes Pasteur zwei Pferde sehen, die einst weit und breit berühmt waren; das eine war vormals das Schlachtroß und der Liebling des Marschalls Canrobert gewesen; das andere war Baron Flints St. Claude, der Sieger in der Grand Steeplechase in Auteuil 1890. Einem anderen Pferde berühmten Namens, Georg Frederecf, dem Gewinner des englischen Derbys 1874, erging es in seinen späteren Tagen noch schlechter; George Fredericks Rennlaufbahn endete mit dem genannten Derbysiege. Nach mannigfachen Wechselfällen ward der Hengst ein paar Jahre darauf vor einen Miethwagen gespannt; der stolze Gewinner des blauen Bandes endete im Schlachthause, wo er zu Hundefutter verarbeitet wurde. Ein anderes Pferd, das von dem höchsten Glanze zum „Droschkengaul" herabgesunken ist, war General Boulangers schwarzer Araber, der mit seinem prachtvoll abgebogenen Hals und seinen stolzen Bewegungen die Bewunderer des „brave général" entzückte. Der arme Gaul mußte einige Jahre nach dem Tode seines Besitzers auf eben den Straßen schweren Dienst verrichten, die er früher im Triumph durchzogen. Ob er nicht mit Wehmuth an seine vergangenen Tage zurückdachte? Viele andere große Pferde haben ein gar plötzliches Ende gefunden. Blue Gown, Sieger im englischen Derby vor drei Jahrzehnten, ertrank jämmerlich auf der Reise nach Amerika, wo er zu einem neuen Besitzer, der ihn um 4000 Pfd. gekauft hatte, kommen sollte. Klarikoff, ein Derbyfavorit, verbrannte auf der Eisenbahnfahrt zu seinem Traininquartier. Kingerafts Karriere fand mit dem Siege des Hengstes im englischen Derby von 1870 ihren Abschluß. Vierzehn Jahre später wurde Kingeraft um einen kleinen Betrag an einen amerikanischen Sportsman verkauft und ertrank gleich Blue Gown auf der Reise. Fitzroy wurde erschossen; das nämliche Schicksal ereilte Silvio, den Gewinner des blauen Bandes und des St. Leger von 1877. Das letztgenannte Thier beschloß seine wirklich glänzende Laufbahn mit einem Beinbruch. — In vielen Fällen, so schreibt die Wiener „Allg. Sportztg.", sind die Schicksale der berühmten Kriegspferde glücklichere gewesen, als die ihrer Kollegen vom Turf. Manche dieser Schlachtrosse haben in ihren alten Tagen ein friedliches, mit gewissem Luxus versüßtes Dasein ge-

führt und haben an ihre Namen eine bleibende Erinnerung geknüpft. Zu den berühmtesten von diesen großen Pferden gehört ohne Zweifel Kopenhagen, der kleine dänische kastanienbraune Vollblüter, der dem Herzog von Wellington in dem spanischen Kriege diente und ihn bei Waterloo zum Siege trug. Als Kopenhagen seine Schlachtenlaufbahn hinter sich hatte, wurde er nach Strahtfieldssage gebracht, wo er verzärtelt, verhätschelt und gefüttert wurde nach Herzenslust. So weit ging die Dringlichkeit seiner Bewunderer, welche ihm Haare von der Mähne und dem Schweif abschnitten, daß man den Hengst, um ihn vor Belästigungen zu bewahren, in einen Käfig einsperren mußte. Nach seinem Tode wurde ihm ein prächtiges Grabmal gesetzt. Marengo, der berühmte kleine Schimmel Napoleons, brachte seine letzten Tage in gleicher Weise in England zu. Sein Skelett wird in dem Royal United Service-Institute aufbewahrt. Nellie Grey, General Fitzhugh Lees Lieblingsstute, fand in dem Schlachtgetümmel bei Winchester ihren Tod. Auf dem Rücken seines geliebten Sorrel war es, da Stonewell Jackson seine Todeswunden empfing. Sorrel überlebte seinen Herrn fast zwanzig Jahre, wurde sorgsam gepflegt, und ist jetzt, geschickt ausgestopft, in der Bibliothek des „Soldiers' home" in Virginia zu sehen. — Viele Derbysieger indeß verbrachten ihre alten Tage in Glück und Ehre im Gegensatz zu den anfangs erwähnten Gewinnern des blauen Bandes. So lebte zum Beispiel Hermit noch dreiundzwanzig Jahre, nachdem er das englische Derby 1867 gewonnen hatte; sein Skelett wird im Royal Veterinay College aufbewahrt. Amato, dem Sieger des Rennens vom Jahre 1838, ward ein ehrenvolles Begräbniß auf Lord Roseberys Gut in Epsom zu Theil. Blair Athol, der Sieger im englischen Derby von 1864, führte ein beschauliches Dasein bis 1892. Kisber, der große österreichische Hengst, genoß seinen Derbyruhm noch zweiundzwanzig Jahre, und Lord Lyon, Gewinner des Derbys 1866, erreichte, sehr verhätschelt, das Alter von vierundzwanzig Jahren.

— Amtlicher Humor. Eine köstliche Perle amtlichen Humors, wie er sich noch ab und zu vorfindet, möge der Mit- und Nachwelt nicht vorenthalten werden. Der 2. Beamte einer Bezirksstelle, welcher heuer im Mai sich verheirathet und aus diesem Anlaß einen Urlaub erhalten hatte, kam im Juli um den üblichen Sommerurlaub ein. Sein Herr Amtsvorstand befürwortete dieses Gesuch bei der vorgesetzten Behörde mit dem wohlwollenden Bemerken: Zwar habe Herr N. N. erst kürzlich anläßlich seiner Verheirathung Urlaub gehabt, da man aber meistens nur **einmal** heirathe und mit einer Hochzeitsreise **nicht bloß Vergnügen**, sondern auch **Anstrengung und Aufregung** verbunden sei, so werde das Urlaubsgesuch empfehlend vorgelegt. Die vorgesetzte Behörde hatte denn auch ein Einsehen und genehmigte das Gesuch gemäß der Empfehlung des Herrn Amtsvorstandes.

— Stille Freude. Herr: „Sie führen wohl ein höchst vergnügtes Leben?" — Geschiedener: „Und ob! Täglich sitze ich ein Stündchen vor dem Bilde meiner geschiedenen Gattin und freue mich, daß sie nicht mehr meine Frau ist."

— Auch ein Bureaukrat. Wächter: „Halt, das Betreten dieser Wiese ist verboten!" — Herr: „Aber ich will mir ja nur meinen Zylinder, den der Wind hineingeweht hat, herausholen!" — Wächter: „Da müssen Sie warten, bis gemäht ist!"

— Schlau. Mann: „Heute habe ich eine famose Flasche Wein getrunken!" — Frau: „Der Arzt hat's Dir doch verboten!" — Mann: „Ich habe ihn dazu eingeladen!"

Literarisches.

— Das theuerste Wasser der Welt hat, wie „Das Buch für Alle" berichtet, die Stadt New-York, nämlich jenes Wasser, welches die New-Yorker Milchhändler in die Milch gießen. Alle Gegenmaßregeln, durch welche man diesem Unfug zu steuern versuchte, erwiesen sich bisher als vergeblich. Aus einem kürzlich bekannt gewordenen Berichte des New-Yorker Gesundheitsrathes geht hervor, daß auf drei Quart Milch nicht weniger als ein Quart Wasser zu rechnen sei, welches in jene geschüttet wird, sobald sie in die Händ der Händler gekommen ist. Nimmt man nun den jährlichen Milchverbrauch New-Yorks und seiner nächsten Umgebung, als nicht zu hoch geschätzt, mit 120 000 000 Quart an, so ergibt sich ein Wasserzusatz von 40 000 000 Quart. Das Quart Milch kostet 10 Cents, und sonach haben die New-Yorker jährlich nicht weniger als 4 000 000 Dollars für das Wasser zu bezahlen, das ihnen unter die Milch gemischt wird.

Denksprüche.

Man kommt besser in der Welt vorwärts, wenn man Fehler verbirgt, als wenn man Tugenden zeigt.

Petit-Senn.

* * *

Du fragst, was ist die Zeit? und was die Ewigkeit?
Wo hebt sich Ew'ges an, und hebet auf die Zeit?
Die Zeit, sobald du sie aufhebst, ist aufgehoben,
Wo dich das Ewige zu sich erhebt nach oben.
Die Zeit ist nicht, es ist allein die Ewigkeit,
Die Ewigkeit allein ist ewig in der Zeit.
Sie ist das in der Zeit sich stets Gebärende,
Als wahre Gegenwart die Zeit Durchwährende.
Wo die Vergangenheit und Zukunft ist geschwunden
In Gegenwart, da hast du Ewigkeit gefunden.
Wo du Vergangenheit und Zukunft hast empfunden
Als Gegenwart, da ist die Ewigkeit gefunden.

Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 218. Dienstag, den 26. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

47 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Sie ist anders als die andern,“ versetzte er, „ich liebe sie mehr als ich es aussprechen kann. Sie ist schön und eigenartig, ihre Persönlichkeit siegt über jedes Bedenken und jedes Vorurtheil, das man eventuell ihrem Stande entgegenbringt. Auch Du wirst sie lieb gewinnen, wenn Du sie kennen lernst.“

„Ich habe keine Vorurtheile,“ sagte die Wittwe, „wenn ich mich auch nicht ganz der Wahrheit des Ausspruches verschließe, daß jeder Beruf seine Leute bilde, so weiß ich doch auch, daß die Tugend eines Menschen nicht abhängig von seinem Berufe ist. Schwerer wird der Großvater zu überzeugen sein. Er ist indessen zu edeldenkend, zu gerecht und zu vernarrt in seine Enkel, als daß er Euer Glück einem stichhaltlosen Vorurtheile unterstellen sollte. Ich werde ihn, wenn Du es wünschest, auf das Kommende vorbereiten —“

„Nein, bitte noch nicht, Mama,“ sagte Georg erregt, „laß es vorläufig ein Geheimniß zwischen uns bleiben. Nicht eher werde ich sie Euch bringen, bis ich vollständig — — ich kann Dir das nicht so auseinandersetzen. Die Sache ist noch nicht ganz spruchreif —“

„Gut,“ erwiderte Frau Julie, „mache es wie Du es für recht befindest. Sieh Dich auf alle Fälle vor, an wen Du Dich für Dein Leben bindest. Die Ehe ist ein langer Faden zum Abwickeln, der sich leicht anknüpfen, aber nur durch den Tod zerreißen läßt. Bedenke das, Georg — und laß Dich öfter bei uns sehen. Der Großvater sehnt sich nach Dir und wir wissen nicht, wie lange wir ihn noch haben.“

Georg versprach es.

Dann verabschiedete sich seine Mutter von ihm.

Um eine Hoffnung reicher und um eine Sorge schwerer kehrte Frau Julie in ihr stilles Heim zurück.

Annie hatte die Mutter vom Balkon aus kommen sehen. Auf der Treppe eilte sie ihr entgegen. Sie war sehr erregt, ihre Augen glänzten; ihr Wesen strahlte einen Abglanz ihres früheren lebendigen Temperaments wider.

„Denke Dir, Mama, was mir widerfahren ist,“ rief sie, Frau Stuhr in das Zimmer ziehend, „vor reichlich vier Wochen las ich ein Inserat im „Tageblatt“, in dem eine Dame ein gebildetes Mädchen als Gesellschafterin suchte. Ich schrieb darauf und schickte, wie es in der Annonce verlangt worden war, meine Photographie ein. In all der Zeit blieb ich ohne Antwort und natürlich hatte ich schon meine Hoffnung, daß die Wahl der Dame mich treffen möge, ad acta gelegt. Soeben erhalte ich nun ein Schreiben, in dem ich aufgefordert werde, mich heute Nachmittag im „Kaiserhof“ einzufinden, um das Nähere zu besprechen. Nicht wahr, meine Herzensmama, Du bist mir nicht böse, daß ich Dir mein Vorhaben verheimlicht und Du erlaubst mir die Stellung anzunehmen?“

„Wir werden sehen,“ entgegnete Frau Stuhr, „wie heißt die Dame?“

„Maria Coczinsky! Ein polnischer Name.“

„Ich werde nachher mit Dir gehen,“ sagte Frau Stuhr, „das Weitere wird sich finden.“

Während Annie ihr die Straßenumhüllungen ablegen half, berichtete Frau Julie ihrer Tochter von der wunderlichen Begegnung und dem unerwarteten Wiedersehen.

„Ich werde in allen Zeitungen annonciren, um die Frau zu bewegen, mich aufzusuchen oder ihren Aufenthaltsort anzugeben,“ schloß sie ihre Erzählung, die Annie zuweilen mit Ausrufen des Erstaunens unterbrochen hatte, „ich muß und werde sie finden, sie muß mir Auskunft über meine Tochter geben. Was werde ich hören! Ich schwanke zwischen Furcht und Hoffnung!“

Annie sah mit dem Optimismus der Jugend dem Resultate der Nachforschungen entgegen, daß alles das denkbar beste Ende nehmen würde. Der Erfolg ihrer Offerte regte sie zu neuer Hoffnung und zu ihrem

alten Frohsinn an. Wie wollte sie die Wiedergefundene lieben! Eine Schwester! Ja, es mußte schön sein, eine Schwester zu haben.

Am Spätnachmittage begaben sich die beiden Damen in das Hotel „Kaiserhof".

Maria Coczinsky war sehr bleich, aber gerade die tiefe Blässe und der sanfte Zug des Leidens gab ihrem schönen Gesichte einen unendlich anziehenden, sympathischen Ausdruck.

Mit gewinnender Herzlichkeit trat sie den Damen entgegen und leitete die Unterhaltung ein. Was sie sagte, klang schlicht und überzeugend.

Sie suche sich kein junges Mädchen als „Gesellschafterin". Das Gesellschaft leisten sei eine eigene Sache. Sie wünsche sich eine schwesterliche Freundin, die ihre Einsamkeit theile, die gleich ihr an der Einsamkeit Gefallen fände, mit der sie ihre Gedanken austauschen könne, die sie verstände. Sie selber sei einsam. Sie habe Niemand auf der Welt, der ihr nahe stände, weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister, noch Verwandte.

Nach einer längeren Unterredung kamen die Damen überein, daß Annie in den ersten Tagen des kommenden Monats zu Maria Coczinsky übersiedeln solle.

„Wir lassen unsere Annie nur ungern ziehen," sagte Frau Julie, „allein wie die Verhältnisse liegen, wäre es selbstsüchtig von uns, wollten wir sie zurückhalten, eine ihr konvenirende Veränderung vorzunehmen. Bei dem Bookendaal'schen Bankerott verloren wir den größten Theil unseres Vermögens. Meine Tochter war mit einem jungen Offizier verlobt. Infolge der veränderten Verhältnisse ging die Verlobung zurück. So etwas verwindet sich in Annie's Jahren nicht so leicht im Gange des Alltagslebens als in neuer, fremder Umgebung."

Weder Frau Stuhr noch Annie bemerkten das schmerzliche Zucken in Maria's Zügen.

„Auch ich habe unter der Bookendaal'schen Affaire gelitten, wenn auch in anderer Art," sagte sie traurig, „das verbindet uns doppelt. Sie dürfen überzeugt sein, gnädige Frau, Ihre Tochter ist gut bei mir aufgehoben. Ich will sie lieben wie Schwester —"

Sie legte die Hände auf Annie's Schultern und sah ihr freundlich in die Augen.

„Ich stehe in Unterhandlung wegen des Ankaufes eines mecklenburgischen Rittergutes an der Ostsee, wahrscheinlich kommt die Sache in diesen Tagen in Ordnung. Dann ziehen wir im Mai hinaus. Rauschender Wald, rauschendes Wasser — sollten wir beide Kranke da wohl genesen?"

Als Frau Stuhr und ihre Tochter das Hotel verließen, waren sie in demselben Grade von Maria Coczinsky entzückt, als diese von Annie's Wesen eingenommen war.

Vier Wochen war sie jetzt schon in Berlin, vier lange, schreckliche Wochen,

Als sie damals, nach jenem entsetzlichen Vorfall, erwachte, war alles dunkel um sie und sie wußte sich nicht zu besinnen, was geschehen sei und wie sie in die Lage auf den Teppich gekommen sei. Erst der heftige, stechende Schmerz im Hinterkopf rief ihr Hermann Scharwenzel's entsetzliche That und seine noch entsetzlichere Absicht in's Gedächtniß zurück.

Mühsam richtete sie sich auf und zündete Licht an. Dann verschloß sie die über den Tisch verstreuten Papiere. Dann klingelte sie und befahl dem Mädchen, nach einem Arzt zu schicken.

„Sie sei ohnmächtig geworden und habe sich im Fall an die scharfe Tischkante gestoßen," erklärte sie dem Arzt.

Er schüttelte den Kopf und wollte eine andere Behauptung machen, aber der flehend auf ihn gerichtete Blick der dunklen Augen versiegelte seine Lippen.

Acht Tage hatte sie ein heftiges Wundfieber, dann besserte sich die Wunde und verheilte. Nichtsdestoweniger genas sie nur langsam. Noch jetzt war sie nicht so, wie sie sein sollte. Maria trug Hermann Scharwenzel keinen Groll nach. Im Gegentheil! Sie freute sich, daß er entkommen war. Das Verbrechen, dessen Opfer sie nahezu geworden wäre, und die Furcht vor der Strafe waren eine bessere Gewähr, daß er nie wiederkehren werde, als seine Verpflichtung und seine Unterschrift.

Lange schwankte sie, was sie mit den Briefen beginnen sollte. Eine Stimme rieth ihr, sie zu vernichten, eine andere, sie der Baronin Roß-Laten zu übersenden, die letztere siegte. Erst wenn die Aermste die Briefe, welche ihr so viel Kummer gemacht hatten, selbst in Händen hatte, war sie sicher, von ihrem Quälgeist auf immer befreit zu sein.

Heute machte Maria das Packetchen zurecht und adressirte es mit verstellter Handschrift.

„Eingeschrieben —"

Sie schellte und übergab es dem Kellner zur Besorgung. Nun war auch das geregelt.

Gottlob, daß diese Angelegenheit aus der Welt war.

Maria lehnte den Kopf gegen die Schlummerrolle und blickte mit den Augen ihres Geistes in eine freundlichere Perspektive, in die Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Bismarck-Anekdoten sind in dem demnächst erscheinenden Werke: „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck" von John Booth in Fülle enthalten, von denen im Nachstehenden einige mitgetheilt seien. Im Oktober 1878 war John Booth, der mit dem verstorbenen Fürsten wegen der Anpflanzung einiger Nadelhölzer aus dem nordwestlichen Amerika in Deutschland in Berührung gekommen war, dessen Gast in Friedrichsruh. Ueber seinen Gesundheitszustand gelegentlich des Berliner Kongresses vom Juni und Juli desselben Jahres ließ der Fürst sich damals folgendermaßen aus: „Es war nach den Attentaten keine leichte Sache, die Kollegen unter Einen Hut zu bringen, daß dieselben für die Auflösung des Reichstages stimmten und sodann die Genehmigung des Kronprinzen, der für den kranken Kaiser die Regierung führte, zu erwirken. Aber Recht habe ich doch gehabt. Und dann der Kongreß! Ich hatte die größte Lust, gleich wieder von Berlin abzureisen, aber ich sah, daß dann nichts zu Stande kommen würde und sie wieder alle auseinandergehen würden, wenn ich nicht dabei bliebe. Die geistige Abspannung, in der ich mich damals befand, war schrecklich! Ganz abgesehen von der Wichtigkeit der Verhandlungen ist es äußerst angreifend, in einer fremden Sprache, wenn man dieselbe auch noch so fließend spricht, sich so korrekt auszudrücken, daß es ohne Weiteres ins Protokoll aufgenommen werden kann. Ich schlief selten vor sechs, oft auch erst um 8 Uhr einige Stunden, war dann bis 12 für Niemanden zu sprechen, und in welcher Verfassung ich dann für die Sitzung war, können Sie sich denken. Mein Gehirn war wie eine gallertartige, unzusammenhängende Masse. Ehe ich in den Kongreß ging, trank ich zwei bis drei solcher Biergläser allerstärksten Portweines (dabei zeigte er auf das Bierglas, das er in der Hand hielt), um das Blut ordentlich in Wallung zu bringen — ich wäre sonst ganz unfähig gewesen, zu präsidiren." Daß Fürst Bismarck ein starker Esser, Trinker und Raucher war, ist bekannt. Ueber sein Austernessen erzählte er im Jahre 1878 bei Tische einmal: „Die größte Zahl, welche ich je auf einmal gegessen, war in Lüttich, wo ich als 25jähriger Mensch vor 36 Jahren auf meiner Rückreise von England 175 verzehrte. Ich bestellte erst 25, dann, da sie vortrefflich, noch 50, und während ich diese verzehrte, beschloß ich, nichts Anderes zu essen, und bestellte zur Heiterkeit der Anwesenden noch 100." — Auf die Geheimräthe war Fürst Bismarck bekanntlich sehr schlecht zu sprechen. Auch John Booth erzählt von einer derartigen Aeußerung unterm 3. April 1879: Die Suppe war aufgetragen, als Bismarck den Minister Hofmann nach einem Aktenstück fragte, worauf dieser antwortete, daß er es bei irgend einem vortragenden Rath vermuthe. Der Kanzler, einen Löffel Suppe in der Hand haltend, sagte, ehe er diesen zum Munde führte, halblaut, aber doch so, daß es Alle hören konnten, mit seinen großen Augen im Kreise umherblickend! „Bei uns wird es überhaupt nicht eher besser, bis alle Geheimräthe mit Stumpf und Stiel ausgerottet sind." Diesen Gedanken weiter verfolgend, kam er auf den bei uns üblichen Bildungsgang zu sprechen und sagte: „Wir gehen an den Examina zu Grunde; die Meisten, welche sie bestehen, sind dann so abgewirthschaftet, daß sie irgend einer Initiative unfähig sind, sich gegen Alles, was an sie herankommt, möglichst ablehnend verhalten, und was das Schlimmste ist, eine große Meinung von ihren Fähigkeiten haben, weil sie siegreich aus allen diesen Examina herausgekommen sind." Wie diese Unterhaltung mit den Geheimräthen begonnen hatte, so schloß sie auch, indem der Fürst bemerkte: „Nun, wie die Polen nicht ohne Juden, so können die Preußen nicht ohne Geheimräthe fertig werden."

— Liebeswerbung und Hochzeit im Lande der Crysanthemen. Eine englische Weltreisende schildert in einer Serie interessanter Artikel das Leben der modernen Japanerinnen. Obwohl die Töchter des Mikadoreiches schon seit längerer Zeit das Bestreben zeigen, sich nach europäischen Sitten und Pariser Moden zu richten, werden sie doch voraussichtlich nicht so bald von den etwas eigenartigen aber recht poetischen Gebräuchen lassen, die bei ihnen mit einer Brautwerbung und Trauung verbunden sind. Wenn ein japanischer Jüngling ein Mädchen nach seinem Geschmack gefunden hat, begibt er sich eines schönen Tages zu ihrem elterlichen Hause und befestigt an irgend einer dazu geeigneten Stelle einen blühenden Zweig. Dies ist seine Liebeserklärung. Wird der Zweig von dem jungen Mädchen abgenommen und in eine mit Wasser gefüllte Vase vor das Fenster gestellt, dann weiß der in banger Erwartung Harrende, daß seine Liebe erhört ist. Will die Schöne aber nichts von dem Freier wissen, dann läßt sie das Zeichen seiner Anbetung achtlos vertrocknen. Sobald die Hochzeit festgesetzt ist, sendet der Verlobte seiner Erwählten zahlreiche Geschenke, die so kostbar sein müssen, wie seine Mittel es ihm erlauben. Diese Liebesgaben offerirt die Braut sofort ihren Eltern, um ihnen damit ihre kindliche Ergebenheit und Dankbarkeit zu beweisen. Eine japanische Trauung findet stets am Abend statt.

Die Braut legt zu der Zeremonie einen „Kimono" aus weißer, reich gestickter Seide an und hüllt sich ganz in einen langen weißen Schleier. Das Paar setzt sich neben zwei kleinen Tischchen in der Mitte des Zimmers einander gegenüber auf den Fußboden. Auf dem einen Tisch prangt eine winzige Tanne, die das Sinnbild der körperlichen Kraft des Bräutigams vorstellen soll, und ein Miniatur-Pflaumenbaum — das Symbol der weiblichen Schönheit. Auf dem andern Tischchen erblickt man eine Art Theekessel mit zwei Tüllen, eine Flasche mit einem japanischen Getränk, „Sake" genannt, und so viele Tassen wie Gäste anwesend sind. Bei keiner Hochzeitszeremonie darf ferner ein künstlicher Storch fehlen, der neben den Brautleuten auf einer Schildkröte steht; er repräsentirt die verkörperte Glückseligkeit, während sein „Postament" ein langes, gesundes Leben versinnbildlicht. Die an dem Festmahl Theil nehmenden Personen trinken je drei Tassen „Sake", und den Neuvermählten wird der mit demselben Gebräu gefüllte doppeltüllige Kessel abwechselnd von zwei Dienern an den Mund geführt. Ebenso wie sie beide aus einem Gefäß trinken, sollen sie von dem Tage an Freuden und Leiden mit einander theilen. Die junge Frau bewahrt ihren Hochzeitskimono nebst Schleier ihr ganzes Leben lang, um dereinst darin begraben zu werden.

— Zigarrologie. „Sage, wie Du rauchst, und ein englischer Gelehrter wird Dir sagen, wer Du bist!" — so muß die neueste Variation des alten Satzes lauten. Die Grundzüge der neuen „Wissenschaft" aber sind die folgenden: Ein Mann, der die Zigarre fest zwischen den Zähnen behält, unbekümmert darum, ob sie brennt oder nicht, ist ein zum Angriff geneigtes, berechnendes, genaues, um nicht zu sagen, gefährliches Individium. Ein Mann, der seine Zigarre bedächtig raucht, gerade genug, um sie noch in Brand zu erhalten, der sie oft aus dem Munde nimmt und mit Vergnügen die blauen Ringe beobachtet, die er in die Luft bläst, ist ein zufriedener, gutmüthiger, rechtschaffener Mensch. Wieder ein anderer Typus von Männern ist dieser: sie rauchen mit vielen Unterbrechungen, machen einen Zug und dann lassen sie sie liegen, benehmen sich überhaupt bei dem ganzen Geschäft sehr ungeschickt. Solche Leute haben einen unentschiedenen Charakter und lassen sich leicht durch äußere Verhältnisse bestimmen. Wenn ein Mann nervös an seiner Zigarre herumbäftelt, sie auch ein wenig zerdrückt, so kann man ihn für einen Gecken, für eitel und frivol halten. Er hält unveränderlich seine Zigarre aufwärts, während ein sinnlicher, flachköpfiger Mensch seine Zigarre senkrecht „ins Gesicht steckt". Wenn jemand die Zigarre kaut und beständig herumdreht, ist er nervös, aber sehr zäh. Jemand der seine Zigarre nicht in Brand erhalten kann, ist — hochherzig veranlagt. Er hat eine lebhafte Natur, man kann vertraut mit ihm umgehen, er hat eine geläufige Zunge und ist gewöhnlich guter Geschichtenerzähler . . .

— Honny soit qui mal pense. Am 19. ds. Mts. ist in Bremen ein Streik ausgebrochen, der die Mehrzahl der Haushaltungen in Mitleidenschaft zieht und, wenn er länger andauern sollte, eigenartige Folgen haben kann. Die Geschichte ist kurz folgende: Das gesammte Abfuhrwesen ist vom Staat seit Jahren einem Privatunternehmer übergeben worden, der zur Bewältigung der Arbeit etwa 300 Arbeiter hält. Diese haben nun wegen Verweigerung ihrer höheren Lohnforderungen die Arbeit niedergelegt, und so stockt nicht nur die Abfuhr des Haus- und Straßenunraths, sondern auch die Wegschaffung der Tonnen aus den Häusern. Die Beilegung des Streiks scheint aber schwierig zu werden. Die Arbeiter sind in Anbetracht der unangenehmen Arbeit, die sie zu verrichten haben, entschieden zu schlecht bezahlt gewesen und der Unternehmer wird nicht leicht Ersatz finden. Die vorsichtige Polizei mahnt deshalb die Bürger, die Benützung der Tonnen möglichst einzuschränken. Das ist ja recht gut gemeint, aber — ob die Behörde da nicht zu viel von ihren getreuen Mitbürgern verlangt ? !

— Boshaft. Nachdem ein junger Pianist, der als Held mehrerer verliebter Abenteuer bekannt war, in einer Gesellschaft einige Stücke auf dem Flügel vorgetragen hatte, bemerkte ein älterer Herr: „Sein Glück in der Liebe wundert mich nicht mehr bei so viel Unglück im Spiel!"

— Der noble Umgang. Madame (zur Stelle suchenden Köchin): „Sie waren jetzt 5 Jahre in einem gräflichen Hause; verstehen Sie denn auch etwas von der bürgerlichen Küche?" Köchin: „O ja, ich habe früher schon für den Plebs gekocht!"

Sinnsprüche.

Die Sonnenblume liebt das Licht,
Sie will sich stets zur Sonne drehen;
So mußt Du Gottes Angesicht,
Willst Du nicht irren, auch ansehen.

Tersteegen.

* * *

Um Kinder- und Greisenlocken leis'
Flimmert's wie Himmelsscheinen.
So nahe dem Himmel schon wieder der Greis,
So nah' noch dem Himmel die Kleinen.

Lohmeyer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 219. Mittwoch, den 27. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

48 Roman von O. Sandor.

Wie lieb das Mädchen aussah! Kleine Annie! Sie hatte nicht nur ihr Geld, sondern auch den Geliebten durch den Bookendaal'schen Krach verloren. Arme Kleine. Die sollte es gut haben. Die wollte sie verhätscheln.

„Herein!"

Der Kellner brachte die Zeitungen.

Maria ergriff eine und fing an zu lesen, ohne daß ihre Gedanken eigentlich bei dem Gedanken weilten. Es war die „Staatsbürgerzeitung". „Jüdische Obervormundschaft über christliche Waisen," lautete die Spitzmarke des Artikels.

Maria las weiter; die Abhandlung begann sie zu fesseln.

„Wie uns aus St. . . . geschrieben wird," las sie, „unterhandelt ein Berliner Agent, wegen Ankauf des adeligen Gutes Pankewitz. Die Auftraggeberin soll eine polnische Jüdin sein. An das Gut knüpften sich die weitgehendsten Allodialrechte. Der Besitzer des Gutes hatte als mecklenburgischer Ritter Anspruch auf einen Sitz in der Regierung. Ferner hat der Besitzer resp. die Besitzerin das Patronat über die evangelische Pfarre und selbstverständlich auch über die Schule. Außerdem — und das scheint uns das Wichtigste — haben die Besitzer des Gutes das Obervormundschaftsrecht über sämmtliche Waisen im Bezirke ihres Gutes. Sollte sich das Gerücht, welches eine polnische Jüdin als Reflektantin des Gutes bezeichnet, bestätigen, sollte der Handel zu Stande kommen, so wäre es doch wohl angezeigt, daß die Regierung vorderhand gewisse Konflikte, welche sich nothwendig im Laufe der Zeit entwickeln müssen, schlichte."

Maria las den langen, sich in haarsträubenden Vermuthungen und Betrachtungen ergehenden Artikel zu Ende, dann warf sie das Blatt bei Seite.

„Wie sie sich aufregen und ereifern," dachte sie verächtlich, „nun wünsche ich erst recht dahin zu kommen —"

„Herein!"

Wieder war es der Kellner.

Diesmal brachte er einen Brief.

„Vom Agenten —"

Sie riß den Umschlag ab und faltete den Bogen auseinander.

„Mein hochgeehrtes, gnädiges Fräulein!

Die Sache ist Ihrem Wunsche gemäß erledigt, es bedarf nur Ihrerseits noch der Unterzeichnung der Kaufkontrakte. Das Gut geht sofort in Ihren Besitz über. Näheres mündlich.

Hochachtungsvoll ergebenst
Fritz Goldstern, Agent."

Maria Coczinsky schloß die Augen. Rauschender Wald, rauschendes Wasser, Waldesdunkel, Sonnenschimmer, blumige Wiesen, und über alles ein weites, weites blaues Dach —

O wie sonnig und still und lieblich lag die Perspektive vor ihr. Und sie senkte den Kopf und träumte zum ersten Mal nach langer Zeit wieder den Traum der Jugend — — — von Glück.

„Die Obervormundschaft lasse ich mir nicht nehmen," sagte sie aus ihrem Träumen heraus, „sie mögen anstellen, was sie wollen — die Waisen sind mein; das Recht lasse ich mir nicht nehmen — —"

18. Kapitel.

Der erste Tag in Groß-Pankewitz.

Der Frühling war wieder gekommen und welch' ein Frühling. Durch eine via triumphalis von Frühlingsblumen und knospendem Grün, unter dem Schmettern und Schlagen und Jauchzen seiner Leibkapelle, umgeben von schimmerndem Hofstaat hatte Prinz Mai seinen Einzug gehalten und die Erde feierte ihrem jugendlichen Herrscher zu Ehren Tag für Tag fröhliche Feste.

Spez,iell in Groß-Pankewitz hatte sie sich festlich

herausgeputzt, beinahe so schön wie die kleinen Mädchen, die bei der Ankunft der neuen Gutsherrin, Blumensträuße in den Händen, Spalier bildeten und die Lerchen sangen so herrlich, als hätten sie ihr Gratis-Concert ebenso sorgfältig einstudirt, wie der Schulmeister seine wohlgesetzte Begrüßungsrede.

Maria Coczinsky hatte in früheren Jahren große Reisen gemacht; sie hatte Salzburg, Neapel und die prachtvollen Landschaften der Alpen besucht und doch glaubte sie nie etwas Lieblicheres gesehen zu haben als die von der Frühlingssonne angelächelten Fluren ihrer nunmehrigen Heimath. Das war ein Frühling, der ihr die Brust weitete, ihr den Blick klärte und ihr die Seele mit dem Sonnenschein neuer Lebenslust und neuer Hoffnungen füllte.

Hier fühlte sie, könne sie genesen. Sie öffnete dem Frühling ihre Herzensthore, da rauschten die goldigen Wogen des Lichts hindurch und überflutheten ihr Inneres, und die Schatten der Erinnerungen wichen scheu zurück und verflüchteten sich endlich zu Dunst — — in Nebel.

Die beiden jungen Mädchen saßen auf einer dem Hofe zugekehrten Terrasse; ein niedliches, dralles Dienstmädchen servirte ihnen das erste Frühstück.

Die Gebäude umgaben den Hof in Hufeisenform, in der Mitte lag das schloßähnliche Herrenhaus mit breiter, von ausgehauenen Löwen bewachter Freitreppe. Inmitten des weiten Hofes aber klopften und perlten die krystallenen Fluthen eines altmodischen Springbrunnens; auf dem großen, ausgemauerten Bassin saß eine lebensgroße Gestalt, eine einst vielleicht schön gewesene, aber im Sturm der Zeit verwitterte Najade aus Sandstein. Geradeaus stiegen drei himmelanstrebende Königstannen empor. In dem funkelnden Lichterschmuck der Morgensonne glichen sie kerzenstrahlenden Christbäumen und das ernste, dunkle Grün ihrer Zweige kontrastirte wirkungsvoll zu dem zartgrünen Rasen und dem blassen Smaragd der uralten Lindenbäume. Weiter zurück führte eine Allee prächtiger, blüthenbeladener Kastanien tiefer in den Park hinein.

Marie lehnte sich über die Brüstung des Terrassengeländers und sog mit tiefen Athemzügen die frische, thauige von den Düften blühender Sträucher durchsättigte Luft ein. Aus einem Seitengebäude trat eben ein Pfau. Langsam und gravitätisch schritt er über den Hofplatz. Am Brunnen stand er still und spiegelte sich mit eitler Selbstgefälligkeit in dem Wasser des Bassins. Dann machte er, radschlagend, der Najade seine Reverenz, und die Sonne, die die Fluthen des Springbrunnens durchglitzerte, hauchte ein goldiger Schein über das Antlitz der verwitterten Schönheit, gerade als ob sie unter der Huldigung erröthe. Hin und her spielten die Strahlen und es schien, als gewönne die steinerne Wasserfrau unter dem warmen Ton Leben, als kokettire sie mit ihrem glänzenden Courmacher; es sah unendlich komisch aus.

Maria lachte.

Seltsam! Noch nie in ihrem Leben hatte sie so von Herzen gelacht, als über den Pfau und die Najade. Aber auch noch nie hatte sie die kleinen Vorgänge um sich herum so aufmerksam, mit so liebevollem Interesse beobachtet, wie heute Morgen. Daran lag es.

„Wie glücklich Du aussiehst, Maria," sagte Annie bewundernd; sie nannten sich auf Maria's Wunsch „Du", „ehe wir hierher kamen, glaubte ich, daß irgend ein erschütternder Seelenschmerz Dich belaste und nun bist Du auf einmal so fröhlich und übermüthig. Wenn Du wüßtest, wie schön Du jetzt bist! Dein Gesicht ist gerade so hell wie der Morgen."

„Schmeichlerin! Ich glaube gar, Da hast das Hofmachen dem eitlen Gecken drüben abgelernt," rief Maria heiter. „Schau, wie redlich er bemüht ist, der alten Kokette das Herz zu brechen. Ja, Schatz, ich bin fröhlich," fügte sie ernster hinzu. „Ist die Welt für die Menschen erschaffen oder die Menschen für die Welt? Die, welche die Welt kennen, behaupten das Letztere, sie sagen, man müsse sein Wesen so der Welt anschmiegen, wie sie einmal ist. Wir Unerfahrenen aber dürfen uns getrost in der Illusion einlullen, daß die Welt nur unsertwegen erschaffen wurde, daß sich die Erde unsertwegen und uns zu Ehren so reizend anzieht und so strahlend lächelt. Wie könnten wir uns aber angesichts dessen noch eigensinnig, selbstsüchtig und engherzig in dem finsteren Gelaß unserer Kümmernisse verschließen! Geh, Frühling, unsere kleine Angst ist uns viel wichtiger als Deine große Freude, unsere individuellen Sorgen stehen uns näher als Deine allgemeine Herrlichkeit — nein, Annie, das wäre undankbar und kleingläubig dem großen Geiste gegenüber. Nun muß sich Alles, Alles wenden!"

Annie schenkte schweigend den Kaffee ein.

Ein sinnender Ernst legte sich über ihr liebliches Gesicht.

„Du antwortest mir nicht, Annie," sagte Maria sanft, findet meine Behauptung keinen Wiederhall in Dir? Thürmt Deine Trauer einen so dichten Wall um Deine Gefühle, daß die Frühlingsblumen nicht hindurch dringen können? Hast Du Deinen Verlobten so lieb gehabt, daß Du ihn gar nicht vergessen und den Schmerz über seinen Verlust nicht überwinden kannst?"

„Nein," entgegnete Annie erröthend, „ich schäme

mich fast, es zu gestehen, daß meine Neigung zu ihm nicht so echt gewesen ist, als ich selber glaubte. Die Konturen seines Bildes werden immer verschwommener, die Farben immer matter, und eigentlich muß ich unter diesen Umständen dem Schicksal für sein störendes Eingreifen danken."

„Ich habe in dieser Beziehung noch herbere Erfahrungen machen müssen als Du, Annie," versetzte Maria. „Aber wir wollen uns diesen wonnigen Frühlingsmorgen nicht mit Philosophien verderben, Kindchen. Gleich nach dem Kaffee gehen wir in's Dorf hinunter und machen unseren Leuten Haus bei Haus Visite. Dann sprechen wir im Pastorat vor. Ich gestehe, mir ist das ein kleiner Zwang, aber es ist doch nicht mehr als schicklich, daß wir uns dem geistlichen Herrn zur Stelle melden. Danach gehen wir an den See und um Mittag sind wir wieder zurück. Einverstanden?"

Annie bejahte.

Nach einer halben Stunde machten sich die beiden jungen Damen auf den Weg, um das von Maria angegebene Programm des Vormittags auszuführen. Von der Kastanienallee aus führte ein schmaler Fußsteg über einen Grashag, in dessen Halmen noch die Brillanten des Morgenthaues in allen Farben glänzten, zu dem Dorfe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— *Der slovenische Herrgott.* Kürzlich hatte — so erzählt man uns — die Sokolgesellschaft aus Laibach auch einen Ausflug nach Lichtenwald gemacht. Die bereits befürchteten Ausschreitungen, als Revanche für Cilli, hatten nicht stattgefunden, nur sollte die kaiserliche Fahne herabgerissen worden sein; indessen wurde dieses dadurch erklärt, daß ein allzu eifriger Sokoljüngling die beiden ineinander gerollten Fahnen, die kaiserliche und die slovenische, wieder entwirren wollte, wobei die erstere vielleicht etwas zu unglimpflich behandelt und so herabgerissen wurde. — Bei dieser Gelegenheit wurde auch naturgemäß über die Sprachenfrage vielfach verhandelt und da äußerte sich harmlos eine naive Slovenin: „Warum sich die Deutschen überhaupt gegen die Annahme der slavischen Sprache so sehr sträubten? Der liebe Gott hätte ja schon, wie die Herren Pfarrer es verkünden, im *Paradiese slovenisch gesprochen* und so würde *auch* diese Sprache dereinst Weltsprache werden!!"

— *Von den Zukunftsbahnhöfen* entwirft K. Rudolfi im „L. T." etwa folgendes Bild: Den zukünftigen Zentralpersonenbahnhof stelle man sich inmitten der Stadt als ein riesenhaftes thurmartiges Gebäude aus solidem Mauerwerk, Eisen und Glas vor, von einer Höhe, welche etwa das doppelte eines dreistöckigen Wohnhauses, also ca. 40 Meter beträgt. Das Erdgeschoß enthält die für einen großen Bahnhof nöthigen Läden, Auskunftsstellen, Automaten, Telephonzellen usw. Breite, sich selbst bewegende Treppen führen in die Tiefe und in das erste und zweite Stockwerk. Begibt man sich nach unten, so gelangt man auf die Bahnsteige der elektrischen, alle 2—3 Minuten abfahrenden Untergrundbahn für den Verkehr innerhalb der Stadt. Steigt man in das erste Stockwerk, so kommt man zu den radiär vom Mittelpunkt des Gebäudes nach außen verlaufenden Bahnsteigen der dem Schnellverkehr in der Stadt und dem Vorortverkehr dienenden Züge, welche als Hochbahnen mit einer Geschwindigkeit von 30 bis 40 Kilometer die Stadt durcheilen. Ein Stockwerk höher findet die Abfertigung der elektrischen Fernzüge statt, welche, aus zwei oder drei Wagen bestehend, auf verkehrsreichen Linien, alle Stunden oder halbe Stunden verkehren. Diese Züge des Fernverkehrs laufen auf höheren Viadukten, als diejenigen des Schnellverkehrs innerhalb der Stadt und nach den Vororten; um ein Herabstürzen unmöglich zu machen, werden sie, wie dies schon in Amerika geschieht, in eisernen Tunnelröhren laufen, die in angemessener Entfernung zum Erdboden herabgeführt werden. In oder über der Etage der Fernzüge befinden sich alle Räume mit jenen Bequemlichkeiten, welche das auf weite Distanzen reisende Publikum beansprucht, und oben auf dem Dache ein Garten, welcher einen Ausblick auf die durch Anwendung von Elektrizität rauchfrei gewordene Stadt mit ihrem Verkehrsleben bietet.

— *Eine japanische Heirathsanzeige* Auch im Lande des Mikado streben die jungen Damen danach, sobald wie möglich unter die Haube zu kommen. Wenn ihnen dies auf die herkömmliche Art und Weise nicht gelingen will, scheuen sie sich durchaus nicht, ihren geheimen Herzenswunsch öffentlich bekannt werden zu lassen, indem sie ihre Zuflucht zur — Heirathsanzeige nehmen. Eine solche, die kürzlich in den Spalten japanischer Blätter erschien, hatte folgenden poetischen Inhalt: „Ich gebe hiermit zu wissen, daß ich ein hübsches Mädchen bin, ein blumengleiches Gesicht, reiches, schwarzes Haar, perfekte Augenbrauen und eine gute Figur besitze. Ich habe Geld genug, um mir das Leben angenehm zu machen und meine Jahre mit einem geliebten Manne zu verbringen, der stets mein Gefährte bleiben darf. Sollte irgend ein schöner, talentvoller und gebildeter Mann geneigt sein, meine Hand anzunehmen, um bei Tage die lieblichen

Blumen und bei Nacht den Mond und die silbernen Sterne mit mir zu bewundern, dann will ich ihm gern mein Leben lang die Treue bewahren. Und wenn das Leben vorüber ist, bin ich bereit, in Einem Grabe mit ihm zu schlummern." — Die junge Dame wird gewiß den gewünschten poetisch veranlagten Jüngling gefunden haben.

— Kampf zwischen Löwe und Ziegenbock. Eine interessante Szene spielte sich im Bonner Thiergarten ab. Der Löwenbändiger Gerard zeigte dort seine Künste in der Raubthierdressur, indem er 8 Löwinnen, 1 Löwen, 1 Hyäne, 2 Doggen und einen Ziegenbock in einer Gruppe zusammen dem Publikum vorführte. Plötzlich schlug eine Löwin mit ihrer Pranke dem Ziegenbock auf den Kopf und riß ihn von der Pyramidenleiter, wo derselbe hoch oben thronte, herunter, in einem Satz ihm nachspringend und beim Genick packend. Der Ziegenbock bohrte aber in demselben Moment seine scharfen Hörner der Löwin in den Unterkiefer, so daß sie eine klaffende Wunde davon trug und sofort von ihrem Opfer abließ. Nun stürzten sich aber die gesammten Löwinnen, sieben Stück, wüthend auf den Ziegenbock und würden das muthige Thier unfehlbar zerrissen haben, wenn nicht der Bändiger mit seiner mächtigen Nilpferdpeitsche gewaltige Hiebe auf die gesammte Löwenbande hätte niedersausen lassen, wobei die beiden Doggen ihrem Herrn zu Hilfe eilten. Der Einzige, der bei der ganzen aufregenden Szene sich passiv verhielt, war der in der Gruppe befindliche Löwe. Derselbe schaute ruhig dem Schauspiel zu. Es ist dieses wieder ein Beweis, daß die Löwin blutdürstiger und grausamer ist als der Löwe. Der Ziegenbock ist verhältnißmäßig noch gut mit dieser Attacke weggekommen. Das Publikum folgte mit Spannung und Aufregung dem seltenen Schauspiel. Es ist bis jetzt noch keinem Thierbändiger gelungen, Ziegen und Löwen zusammen zu dressiren, da bekanntlich erstere als Köder dienen, um in Afrika den Löwen in die Fallgruben zu locken.

— Eine gut unterrichtete Presse scheint die französische zu sein, wie ein kleiner Vorfall, der gegenwärtig in Brüsseler Theaterkreisen viel belacht wird, zeigt. Die Heldin der kleinen Geschichte ist eine reizende Künstlerin, die in diesen Tagen in Brüssel an der dortigen Oper als Gast auftreten sollte. Unglücklicher Weise wurde aber das Stück, in dem sie zum ersten Male singen wollte, an dem zuerst festgesetzten Abend abgesetzt, und ihr Gastspiel fand nicht statt. . . . Wie groß war nun das Erstaunen der Brüsseler, als sie in den Pariser Zeitungen vom folgenden Tage begeisterte und ganz ausführliche Berichte fanden. So hieß es in einer Kritik z. B.: „Das so geschmeidige Talent und die so warme Stimme der jungen Künstlerin haben Wunder bewirkt; dieser Triumph wird in den Annalen der Brüsseler Oper verzeichnet bleiben." Eine andere Kritik sagte: „Das Publikum hat Mlle. X. einen Empfang bereitet, der sie ihre Erfolge in Paris vergessen lassen wird. Wiederholungen und Hervorrufe steigerten sich den ganzen Abend hindurch bis zu einer großartigen Ovation am Schlusse der Vorstellung!" Und in derselben Tonart fanden sich noch ungefähr zehn andere Berichte. . . . Es war Alles so schön vorher abgemacht worden, und die unglückliche Künstlerin hatte nur eine Kleinigkeit vergessen, nämlich ihre Pariser Freunde zu benachrichtigen, daß ihr Auftreten auf einen anderen Abend verschoben war. Man kann ja auch nicht an Alles denken!

— Eine furchtbare Meuterei an Bord eines französischen Schiffes. Dem „Berliner Tagebl." wird aus Paris gemeldet: Aus Noumea (Neu-Kaledonien) wird vom 13. Juli gemeldet: An Bord des Mitte April von Havre abgefahrenen, am 13. Juli in Noumea eingelaufenen Seglers „Emilie Siegfried" war gleich in den ersten Tagen eine Meuterei ausgebrochen, welche 90 Tage dauerte. Der Grund sei eine gefälschte Unfallassecurranz gewesen. Ein Versicherungsagent habe der Mannschaft 25 000 Fr. versprochen, falls sie das Schiff nebst dem Kapitän Jassean offiziell verschwinden mache. Der Rädelsführer war anscheinend der erste Leutnant Pordelaune. Der Steuermann gestand dem Kapitän die Absicht der Mannschaft, worauf der Leutnant und vier Mann in Ketten gelegt wurden. Da jedoch die Hälfte der Mannschaft in das Komplott verwickelt war, versuchte der Koch, den Kapitän zu vergiften, indem er Arsenik unter die Chokolade und den Thee mischte. Dann setzten die Meuterer die Pumpen außer Thätigkeit, durchlöcherten den Wasserkasten und Anderes, damit das Schiff nicht in Noumea anlange. Der Kapitän und der zweite Leutnant mußten während der letzten vierzehn Tage, den Revolver schußbereit, das Steuerruder führen. Bei der Ankunft in Noumea wurden von dreißig Mann zwölf und der Leutnant Pordelaune in Ketten abgeführt. Sie waren Ende Juli noch in Geheimhaft. Es scheint noch andere Schuldige zu geben. Die Untersuchung führt zu Anklagen auf Tödtungsversuch, Vergiftungsversuch, Mordbedrohung, Sittlichkeitsvergehen, Gehorsamsverweigerung, Meuterei, Rebellion, Diebstahl und Vernichtung an Bord befindlicher Gegenstände. Der Prozeß findet wahrscheinlich in Havre statt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 220. | Donnerstag, den 28. September. | 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

49 Roman von O. Sandor.

In jedes Haus und in jede Hütte kehrte die junge Gutsherrin mit ihrer Begleiterin ein und überall eroberte ihr bestrickender Liebreiz ihr im Fluge die Herzen der schlichten Menschen. Die Art und Weise, mit der sie sich nach den Verhältnissen der verschiedenen Familien, bei denen sie vorsprach, erkundigte, verscheuchte im Handumdrehen die Zurückhaltung, mit welcher sie nebst der schuldigen Ehrerbietung empfangen wurde und in jedem Hause, aus dem sie trat, hatte ihr anmuthiges Wesen einen freundlichen Eindruck und Vertrauen hinterlassen.

In der letzten Hütte, in der sie einkehrten, fanden sie nur eine hochbetagte Wittwe zu Hause. Die Tochter der alten Frau, ebenfalls Wittwe, und deren Sohn waren draußen auf dem Felde beschäftigt. Während Maria sich mit der Greisin unterhielt, flogen ihre Blicke forschend durch die ärmliche, aber peinlich saubere Stube und blieben auf einem schlecht eingerahmten Bilde an der Wand hängen.

Interessirt trat sie nahe an dasselbe heran und betrachtete es; es war eine Bleistiftzeichnung, eine Villa vorstellend, jedenfalls die Ausgeburt einer üppigen, schwungvollen Phantasie, schön, aber unnatürlich.

„Das hat mein Enkel gezeichnet,“ sagte die alte Frau, „er zeichnet immer, immer, wenn er nicht arbeitet. Er wäre so gerne Maurer geworden, er sagte, er wolle es dann schon zum Baumeister bringen — aber leider Gottes, wie sollten wir armen Leute dazu kommen!“

„Wissen Sie was, Frau Mehlmann, schicken Sie mir den jungen Mann mal morgen her,“ sagte Maria, „wie alt ist er?“

„Fünfzehn Jahre.“

„Gut, ich werde mit ihm reden und wenn er sich wirklich für den Beruf interessirt, will ich ihm den Weg dazu bahnen. Im Bezirke meines Gutes soll kein Talent zu Grunde gehen.“

„O Himmel, gnädiges Fräulein! Was wird der Hans für Augen machen, wenn ich ihm das ausrichte,“ sagte die Alte, „wie lieb Sie sind! Sie sehen so recht christlich aus! Sie sind gewiß auch keine Jüdin?“

„Die Leute haben wohl große Angst gehabt, eine jüdische Gutsherrin zu bekommen?“ fragte Maria statt zu antworten.

Die Alte nickte.

„Vor vier oder fünf Wochen kam hier eines Sonntagnachmittags so'n kleiner, schwarzer Kerl mit einer Brille an und der redete im Wirthshaus über die Juden, wie sie die kleinen Leute auspressen und schinden und so viel Unheil stiften und dann rieth er den Männern, bei der Regierung gegen das jüdische Patronat zu protestiren und sich aufzulehnen, falls eine Jüdin hier Gutsherrin werde. Da waren auch schon einige Hitzköpfe, die den Gedanken erfaßten uns die Zukunft so düster ausmalten, daß uns armen Leuten Angst und bange wurde. Aber da hielt der Herr Pastor am nächsten Sonntag eine schöne Predigt, in der er sagte, daß vor des lieben Herrgotts Angesicht alle Menschen gleich wären, ob es Evangelische, Katholische, Juden oder Andersgläubige seien, daß in dem Herzen eines Juden gerade so viel Raum für Erbarmen und Nächstenliebe sei, als in dem Herzen eines Christen. Und dann ermahnte er uns, nicht auf die Einflüsterungen und Hetzereien der Menschen zu hören, sondern unserer neuen Herrschaft Liebe und Vertrauen entgegenzubringen, denn Liebe gewänne Liebe und Vertrauen erheische Vertrauen. Da wurden wir alle ruhig und selbst die Hitzköpfe gaben sich zufrieden, denn wir mußten doch unserm lieben Herrn Pastor, der uns so viel Gutes thut, mehr glauben, als dem hergelaufenen Kerl mit der Brille.“

„Das war sehr schön vom Herrn Pastor,“ sagte Maria, „das werde ich ihm gedenken und danken. Also den Hans senden Sie mir, Frau Mehlmann, und

dann halten Sie sich munter, ich werde nächstens wieder vorsprechen."

„Also anscheinend keiner von den ganz Schwarzen," sagte sie draußen zu Annie. „Gott sei Dank. Mir fällt ein Stein vom Herzen."

Da lag das stattliche, altersgraue Pfarrhaus inmitten eines prächtigen Gartens voll alter Bäume und blühender Frühlingsblumen.

Vorne im Garten stand ein schlanker, jugendlicher Mann im lichtgrauen Sommeranzug und weißem Strohhut und putzte mit einer Scheere an einem Rosenstrauch herum.

Beim Anschlagen der Gartenpforte blickte er auf und ging den Damen entgegen.

„Herr Pastor Heller?" fragte Maria.

Er lüftete den Hut.

„Allerdings —"

„So gestatten Sie mir, uns vorzustellen. Maria Coczinsky, nunmehrige Besitzerin von Groß-Pankewitz und hier meine Freundin, Fräulein Annie Stuhr aus Berlin."

Der junge Geistliche verbeugte sich mit weltmännischem Anstand.

„Sehr angenehm. Ich hätte die Damen schon gestern Abend begrüßt, leider wurde ich gerade um die Stunde Ihrer Ankunft zu einer Sterbenden gerufen. Darf ich Sie bitten, näher zu treten?"

Er schob die Glasthüre der Veranda zurück.

Die beiden jungen Mädchen traten an ihm vorüber in ein großes, freundliches Zimmer.

An einem Fenster desselben erhob sich die zierliche Gestalt einer alten Frau mit blassen, sympathischen Zügen und sanften, großen Augen.

„Meine Mutter, Frau Pastorin Heller! Unsere neue Gutsherrin, Fräulein Coczinsky — Fräulein Stuhr," machte der Pastor die Damen bekannt.

„Großmama's Bild," rief Annie maßlos überrascht, auf eine Kreidezeichnung über der Kommode deutend, „dasselbe Bild hängt in unserem Wohnzimmer."

„Ihre Großmutter?" fragte die Pastorin strahlend, „ja, das war meine liebste Freundin, Wilhelmine Sall, sie heirathete einen Möbeltischler August Stuhr in Berlin. Seien Sie mir tausendmal willkommen, liebes Fräulein. Schon Ihr liebes Gesichtchen kam mir bekannt vor, dann der Name Stuhr, Sie nahmen mir eine Frage vom Munde. Größere Freude hätte mir das Schicksal nicht machen können, als daß es mir die Enkelin meiner armen, nie vergessenen Wilhelmine sandte. Sie werden recht oft hierher kommen, nicht wahr? Unser Haus wird Ihnen eine Heimath sein?"

Sie umarmte Annie und küßte sie.

„Ja, Du bist ein Sonntagskind, Annie," sagte Maria lächelnd, „kaum kommst Du an, so findest Du auch schon Freunde, die wir Andern uns erst mühsam erwerben müssen."

„Die Sie aber bei etwas gutem Willen bald haben werden," ergänzte der Pastor, „Sie werden hier in der Umgegend manche Menschen finden, die Sie Ihrer Freundschaft würdig halten werden."

„Wegen meiner Nachbarn möchte ich mir Auskunft bei Ihnen holen," sagte Maria, „wer und was sind die mir in dieser Hinsicht Nächsten?"

Der Geistliche besann sich eine Weile.

„Da sind zuerst die Pfauwitz-Plassens, der alte Freiherr mit seiner Gemahlin und seiner schon bejahrten Tochter. Prächtige Menschen von altem deutschem Schrot und Korn. Zweitens, gen Osten zu, auf Gut Rabbershorst, Graf Edmund Straß, ein Stiefbruder der Schriftstellerin Clara Straß; er lebt mit seiner Mutter zusammen. Ihr nächster Nachbar ist Herr von Kotenhagen —"

„Von Kotenhagen," rief Maria bestürzt.

„Freilich, die Güter Pankewitz und Schellehag, dessen Besitzer Kotenhagen ist, grenzen so dicht aneinander, daß man vom Herrenhaus in zehn Minuten nach Schellehag hinüber geht. Herr von Kotenhagen wird Ihnen ein guter Nachbar sein. Er ist ein durchaus edeldenkender, vornehmer Mann —"

„Und Frau von Kotenhagen!"

„Ich kenne die Dame zu oberflächlich, um sie beurtheilen zu können," entgegnete Pastor Heller ausweichend, „Herr von Kotenhagen ist mir ein treuer und aufrichtiger Freund."

„Das hatte er auch mir sein wollen," dachte Maria.

„Eben waren wir drüben bei der Wittwe Mehlmann," sagte sie, „ich besichtigte eine Zeichnung ihres Enkels, der sich ja, wie sie mir erzählte, mit bauherrlichen Ideen trägt. Ich sagte ihr, sie solle ihn mir hinauf schicken; ich werde ihm die Mittel geben, sein Ideal zu realisiren."

„Das freut mich," entgegnete der Pastor, „Sie verschwenden Ihre Güte in diesem Falle an keinen Unwürdigen. In dem Jungen steckt ein tüchtiger Kern, ich bin überzeugt, er wird es zu etwas bringen."

Maria blickte mit großen Augen durch das Fenster hinaus in den Garten. Durch den offenen Flügel zog der Duft von Narzissen, Flieder und Muskathyazinthen.

(Fortsetzung folgt.)

Berühmte Männer als Pantoffelhelden.

Aus dem Leben von Berühmtheiten erzählt Edward John Hardy in dem neuen Buch „Das Liebes- und Eheleben berühmter Männer“ einige amüsante Anekdoten.

Ein großer Pantoffelheld war z. B. Tizian. Seine Frau Cäcilia soll eine herrschsüchtige, diktatorische Dame gewesen sein, die sich von ihrem Gatten täglich eine genaue Abrechnung seiner Ausgaben vorlegen ließ. Der Künstler mußte allerlei Schliche und Kniffe anwenden, wenn er einmal in Gesellschaft guter Freunde ein Gläschen Wein trinken wollte. Aber Tizian scheint doch diese Strenge seiner Frau nicht zu schwer empfunden zu haben, denn als sie starb, war er untröstlich und betrauerte sie aufrichtig.

Auch Andrea del Sarto war ein ähnliches Schicksal zu Theil geworden. Seine Frau verbitterte ihm das Leben durch ihre unvernünftige Eifersucht und vertrieb alle Freunde aus seinem Hause.

Der Gründer der Methodistensekte, John Wesley, hatte ebenfalls durch die Eifersucht seiner Frau schlimme Tage. Sie öffnete heimlich seine Briefe, lauschte an der Thür seines Studierzimmers, wenn er Besuch hatte und spionirte ihm überall nach. Wesley versuchte vergebens, sich dagegen aufzulehnen und tröstete sich schließlich nur in dem Gedanken, daß er Zeit hätte, sich immer mehr seinem großen Werke zu widmen, weil er es in der Gesellschaft seiner Frau doch nicht aushielt.

Auch der Herzog von Malborough ließ sich von seiner Frau in ungeheuerlicher Weise tyrannisiren. Er war das Muster eines Pantoffelhelden. Während eines seiner Feldzüge schrieb er ihr: „Augenblicklich habe ich es mit 60000 der besten Soldaten unter der Sonne zu thun, die von den ersten Feldherrn Europas kommandirt werden, aber ich fürchte sie nicht halb so sehr als Dich, mein Lieb, wenn Du böse bist.“

Nach langer vergeblicher Werbung gelang es dem berühmten Schriftsteller Adison endlich, die verwittwete Gräfin Warwick als Gattin heimzuführen. Aber die edle Dame behandelte ihn so schlecht, daß es im Volksmunde s. Z. hieß: „Holland House“ — so war der Name ihres Wohnsitzes — „vermag, trotzdem es so groß ist, Herrn Addison, die Gräfin v. Warwich und einen dritten Insassen — den Frieden — nicht gleichzeitig zu beherbergen,“ und anläßlich seiner Ernennung zum Staatssekretär schrieb Lady Montagu einem Freunde: „Ein solcher Posten und die Gräfin zum Weibe, das scheint mir für einen asthmatischen Mann mehr, als er auf die Dauer aushalten kann, und wir werden wohl den Tag erleben, da er gern auf beide verzichtet.“

Sir Richard Arktwright, der Erfinder der Spinnmaschine, trennte sich schließlich von seiner Frau, weil sie seine Modelle, die mit seinen Versuchen, das Perpetum mobile zu erfinden, in engster Verbindung standen, kurz und klein zu schlagen pflegte.

James Watt, der Entdecker der Dampfkraft, mußte vor der Sauberkeitsmanie seiner zweiten Frau mit seinem Werkzeug in die Dachstube flüchten, wo er vor ihrer Reinigungswuth sicher war. Ihre Schoßhündchen sogar durften ja nie die Schwelle übertreten, ehe sie ihnen die Pfoten abgewischt hatte. Tage lang kam oft Watt aus seinem Dachstübchen nicht herunter. Er bereitete sich seine bescheidenen Mahlzeiten selbst und vergaß hier, über seinen Studien und Versuchen das häusliche Elend. Vielleicht wurde die Entdeckung der Dampfkraft dadurch nur beschleunigt, daß Mrs. Watt durch ihr unleidliches Benehmen ihren Gatten zu dieser unfreiwilligen Verbannung in sein Arbeitszimmer getrieben hat.

Es dürfte indessen wenig Männer geben, deren Leben durch Frauen mehr beeinflußt worden ist, als das Abraham Lincolns, des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Seine erste Liebe wurde ihm durch den Tod entrissen. Später erregte dann eine andere junge Dame seine Bewunderung, die aber seine Werbung ausschlug. Endlich verlobte er sich mit Miß Mary Todd. Er mag wohl schon ihr böses Temperament frühzeitig geahnt haben, denn der zukünftige Präsident ließ am Hochzeitstage die Braut plötzlich im Stich. Wohlmeinende Freunde brachten dann das Paar wieder zusammen, und ein zweiter Hochzeitstag wurde festgesetzt. Als Lincoln sich zur Trauung ankleidete, wurde er von einem Knaben im Hause gefragt, wohin er denn gehe, und voll Galgenhumor gab er in Vorahnung dessen, was ihm bevorstand, die treffende Antwort: „Ich glaube, in die Hölle!“

Lincoln gehorchte seiner Frau mit fast sklavischer Unterwürfigkeit; denn er fürchtete ihre böse Zunge und wollte Ruhe im Hause haben. Eines Tages kam ein Mann zu Mrs. Lincoln, um sie wegen ihrer Unhöflichkeit gegen seine Nichte zur Rede zu stellen. Sie überschüttete ihn mit einer Fluth von Schimpfworten und wilden Reden, so daß der Mann sich erschrocken zurückzog und den unglücklichen Ehemann sofort aufsuchte, um ihm die Geschichte zu erzählen. „Ich bedaure lebhaft, dies hören zu müssen,“ antwortete Lincoln, „aber ich muß in aller Offenheit eine Frage an Sie richten: Konnten Sie nicht einige Minuten

aushalten, was das Schicksal mir bestimmt hat, seit fünfzehn Jahren auszuhalten?"

Mannigfaltiges.

— Ueber die bayerische Zivilliste und was damit zusammenhängt, sind zum Theil ganz irrige Anschauungen verbreitet. Ehedem wollte man in Bayern für den königlichen Hof, der seinen ganzen Besitz durch die Verfassung an das Land abgab (deshalb ist z. B. das k. Hofbräuhaus Staatseigenthum), 3 Millionen Gulden ausgeben; da 1834 die Lasten der Zivilliste neu ausgeschrieben wurden, so berechnete sich als Zivilliste auf dieser Grundlage 2350580 Gulden, oder seit 1876 in der Umrechnung des Guldens zu 1 Mark 80 Pfg. auf 4231044 Mark. Der Hof in Bayern, d. h. der König, kommt mit seiner Zivilliste wohl für die gesammte Hof- und Haushaltung (auch die in Fürstenried), für die Dotation der Kabinetskasse, des Hofstaates, aller Stäbe und Intendanzen, der Hofpensionen und Hofbauten auf, nicht aber für prinzliche Apanagen und Witthume. Der Prinz-Regent hat als Regent 342857 M. zur Verfügung, 100000 M. werden ihm staatlich als Aversum an den Repräsentationsausgaben und 171429 M. als Prinz (Königssohn) bezahlt. Dagegen haben die Prinzen Ludwig, Rupprecht, Carl, Franz, Leopold, Georg und Arnulf, die majorennen Söhne und Enkel des Regenten, keine Apanage vom Staate. Die Apanage der Prinzen Ludwig Ferdinand und Alfons dagegen ist zusammen 171429 M., wofür sie auch für den Aufwand ihrer Mutter und Schwestern aufzukommen haben. Ebenso ist Prinzessin Therese apanagenlos. Herzog Carl bezieht für sein ganzes Haus 385714 M. pro Jahr; der Unterhalt der Herzoge Ludwig und Siegfried, beziehungsweise aller Kinder des verlebten Herzogs Max Emanuel, ist ebenso keine Staatssache. Wenn etwas am Zivilliste-Staatseigenthum verkauft wurde oder wird, z. B. am Terrain der Herzog-Maxburg, Hofküchengarten, Hirschpark, so fließt das Geld nicht der Hofkassa zu, sondern der Staatskasse, bei der ein Fonds, „Surrogatkapitalien der k. Zivilliste", zur Zeit mit mehreren Millionen Vermögen, gebildet ist. Die Einnahmen aus dem k. Sekundogenitur-Fideikommisse werden zur Zeit admassirt; wer die ziemlich bedeutende Rente seinerzeit beziehen wird, ob die Prinzen Leopold oder Karl, nach Umständen die Relikten des Prinzen Adalbert, ist fraglich. Der Nachlaß Königs Max II. heißt Max II.-Fideikommiß; Nutznießer ist König Otto. Ein Theil des Nachlasses König Ludwig I. ist ebenso Fideikommiß, auch die griechischen Gelder, welche Prinz Ludwig Ferdinand erhielt und der herzogliche Besitz, inkl. Tegernsee, sind zu Fideikommissen ausgebaut. König Ludwig I. vermachte dagegen direkt Schloß Leopoldskron dem Prinzen Leopold, die berühmte Villa Malta (Rom) dem Prinzen Arnulf und Schloß Ludwigshöhe dem Prinzen Ludwig Ferdinand. Diese Liegenschaften wurden sämmtliche veräußert, die Ludwigshöhe kaufte seinerzeit Ludwig II. Prinz-Regent Luitpold kaufte in den letzten Dezennien mehrfach Wald, wie Forstrechte, zum Theil auch vom Staate. Die gegenwärtige Gestaltung der Zivilliste mit den zahlreichen apanagelosen Prinzen ändert sich übrigens, sobald in Bayern Thronwechsel stattfinden, auch kann schließlich der Fonds der Surrogatkapitalien der Zivilliste nicht in alle Zeit wie jetzt weitergeführt werden, weil der Staat (also unter ständiger Zustimmung) kaum je mehr Luftschlösser bauen wird und höchstens der Arrondirung halber zu dem Staatsbesitze der Zivilliste irgend Kleinigkeiten hinzugekauft werden.

— Gegen die sogenannten Schneeball-Kollekten ist schon viel geeifert worden, namentlich weil sie unverhältnißmäßig hohe Kosten verursachen. Jetzt taucht wieder einmal eine solche Kollekte auf — von dem guten Zweck abgesehen, falls die Angaben darüber zutreffen — ein non plus ultra von Spleen, wie er eben nur in den Köpfen der Engländer vorkommen kann. Eine Mrs. Griffon in Mill-Saint (Neu-Süd-Wales) erläßt einen Aufruf zur Erbauung eines Kinder-Asyls in Australien; anscheinend wendet sie sich meist an junge Damen. Ein Freund habe sich bereit erklärt, das nöthige Geld herzugeben, wenn man ihm eine Million abgestempelter Briefmarken (!) einliefert. Mrs. Griffon bittet nun, den eingehenden Brief mit zehn abgestempelten gewöhnlichen Briefmarken ihr einzusenden, ihn vorher aber dreimal abzuschreiben und diese Abschriften an drei Bekannte zu senden. Diese werthlosen zehn Briefmarken verursachen, die Arbeit ungerechnet, mindestens 50 Pfg., die geforderte Million 500000 M. Unkosten. Wir vertrauen dem gesunden Gefühl unserer deutschen Damen, daß sie die Briefe befördern, aber dahin, wohin sie gehören — in den Papierkorb, um so mehr, da es nicht einmal feststeht, ob die ganze „Kollekte" nicht ein plumper Schwindel ist.

— Ballgespräch. Herr: „Mein Fräulein, haben Sie in diesem Jahr schon Gurkensalat gegessen?" — Dame: „Nein." — Herr (nach langer Pause): „Aber doch im vorigen?"

— Kasernenhofblüthen. Unteroffizier: „Kerls, wenn Euch der selige Brehm anschauen dürft' — unwillkürlich müßt' er da einen Suplementband zu seinem Thierleben schreiben!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 221. Freitag, den 29. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

50 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Ich will lindern, helfen und stützen, wo ich kann," sagte sie leise, „ich habe mir das Gut erworben, um mir einen Kreis zu schaffen, in dem ich wirken kann. Ich stehe ganz allein in der Welt; meine Gutsleute sollen meine Familie sein, die Sorge für sie soll meinem Leben den Inhalt geben. Ich will Gutes thun, wo ich kann, und ich hoffe, Herr Pastor, Sie werden mir in meinem Bestreben mit Rath und That beistehen."

„Von Herzen gern," erwiderte der junge Pastor, „Sie brauchen nur zu rufen, so bin ich bei Ihnen."

Maria stand auf.

„Ich danke Ihnen. Nun noch eine Bitte. Wie kommen wir von hier aus am kürzesten an die See? Wollen Sie uns den Weg beschreiben?"

„Du könntest die Damen ja begleiten," sagte die Pastorin.

„Gewiß, wenn es den Damen recht ist —"

„Natürlich wäre es uns sehr angenehm," erwiderte Maria.

„Aber es war ein so kurzer Besuch," sagte die alte Dame, „ich hätte die jungen Damen noch gerne ein paar Stündchen zum Plaudern behalten. Apropos! Kommen Sie heute Nachmittag zum Kaffee und bleiben Sie den Abend bei uns!"

„Wir werden so frei sein," antwortete Maria, „nicht Annie? Oder hast Du etwas einzuwenden?"

Annie schüttelte lachend den Kopf.

Dann verabschiedeten sie sich von der Pastorin und folgten dem jungen Geistlichen.

Nachdem sie die Dorfstraße entlang gegangen, überquerten sie eine Wiese und bogen in den Wald ein, durch den ein langer, vielfach gewundener Fußweg an die See führte.

Annie und Pastor Heller, die unterwegs in eine lebhafte Unterhaltung gerathen waren, gingen voran. Maria folgte Ihnen.

„Welch' ein schönes Paar," dachte sie, „die würden zusammen passen, wenn ich — —"

Sie lachte in sich hinein. Was dieser glanzvolle Frühlingsmorgen nicht alles zu Wege brachte? Nun ging sie gar schon mit ehestifterischen Plänen um. Ein klein bischen war ihre sonnige Stimmung vorhin von der Entdeckung angedunkelt, daß in ihrer Nähe Menschen wohnten, die sie aus früheren Zeiten kannten; aber der Schatten war von dem Ansturm anderer Gedanken hinweggespült.

Von Zeit zu Zeit bückte sie sich und pflügte Blumen; hier ein paar rosenrothe Anemonen, da ein dreifarbiges Veilchen, dort einige Stengel duftender Maiglöckchen, Schlüsselblumen und feine Waldgräser. Auf jedem Schritte offenbarten sich ihr neue Wunder herzerquickender Waldpoesie, an denen sie früher achtlos vorübergegangen war.

„Meine Gegenwart gleicht der Natur nach dem Gewitter," dachte Maria, „wie die Erde nach den Schrecken des Wetters sich in hellen Glanz und frischere Farben kleidet, erscheint auch mir nach den furchtbaren Ereignissen der Vergangenheit das Leben reicher und schöner."

Nach halbstündiger Wanderung traten die drei Spaziergänger aus dem Walde und überschritten eine staubige Chaussee. Vor ihnen weitete sich die endlose, blaue, sonnenbestrahlte Fläche der Ostsee.

„Hier lasse ich uns ein Boot herlegen, dann fahren wir jeden Morgen hinaus," sagte Maria, als sie sich nach kurzem Aufenthalt zum Rückweg anschickten. „Rauschendes Wasser, rauschender Wald! Schade, daß die häßliche, prosaische Chaussee dazwischen liegt. Ein greifbares Bild, wie alles Poetische des Lebens immer von der Prosa durchschnitten wird."

„Vielleicht eine fürsorgliche Einrichtung," sagte Pastor Heller, „die zu dem Schönen hinneigenden Naturen möchten in poetischem Seelenschwung ihre an die Erde rankenden praktischen Pflichten vergessen."

Maria hatte eine Antwort auf den Lippen, aber

die Entgegnung wurde ihr von dem näherkommenden Geräusch aufschlagender Pferdehufe, lauter Stimmen und Räderrollen abgeschnitten. Gleichzeitig wirbelte eine undurchdringliche Staubwolke vor ihnen auf und im nächsten Augenblick sprengte eine Cavalcade von Offizieren um die Ecke der an der Stelle des Uebergangs zum Waldsteg eine Biegung beschreibenden Chaussee.

Die beiden jungen Mädchen traten zurück um den Staub nicht zu schlucken, dennoch verfolgten sie den glänzenden Troß mit den Augen. Mitten zwischen den Offizieren ritt eine Dame im hellen, lang niederfallenden Reitkleid und wallendem Schleier, eine prächtige Fuchsstute.

Der Pastor grüßte, die Dame nickte herablassend, dabei streiften ihre Augen flüchtig die beiden jungen Mädchen; im nächsten Moment nahmen ihre Züge einen aus maßlosem Erstaunen und Schrecken zusammengesetzten Ausdruck an.

Auch Maria zuckte zusammen und erblaßte.

Ein Blick genügte ihr zum Erkennen: Natalie von Kotenhagen.

Die stumme Wiedersehens- und Erkennungsszene war das Werk einer Sekunde gewesen. Noch eine Sekunde und schon schlug eine neue, aufsteigende Rauchwolke hinter den Reitenden zusammen. Staub, Staub, Staub und dazwischen in rascher Aufeinanderfolge drei, vier von feurigen Rappen gezogene Equipagen mit eleganten, sommerlich gekleideten Insassen. Jetzt raste der letzte Wagen daher, in dem ein Herr und eine Dame saßen.

Wieder grüßte Pastor Heller.

Der Herr im Wagen schwenkte den Hut und bog sich weit vornüber.

Dann rief er etwas, aber die drei Personen am Wege wußten nicht zu unterscheiden, ob der laute Ausruf ihnen, oder der Dame neben ihm, oder dem Kutscher galt, denn das Gerassel und Gestampfe verschluckte die Worte, der Staub hüllte die Equipage ein und die beiden Trakehner entführten den Wagen blitzschnell aus dem Bereiche ihrer Augen.

„Herr von Kotenhagen," sagte der Pastor, „die Dame war die bekannte Schriftstellerin Clara Straß, verheirathete Gräfin Uelzen. Gegenwärtig weilt sie auf Besuch bei den Kotenhagens. Mit ihrer Stiefmutter und ihrem Bruder ist sie entzweit."

Annie und Pastor Heller gingen wie auf dem Heimweg voran.

Maria folgte ihnen, aber mit entgegengesetzten Gefühlen als vorhin.

Es war ein Glück für sie, daß die durch den rothen Sonnenschirm brechenden Strahlen ihrem Gesicht wenigstens einen Schimmer von Farbe gaben, sonst hätte ihre intensive Bläſſe den beiden Andern auffallen müssen.

Ueber die strahlende Pracht des Frühlingsmorgens hatte sich ein Schatten gebreitet. Sie war erkannt und eine Kette von Verwicklungen und Konflikten war die unausbleibliche Folge dieses Erkennens. Sie hatte sich so sicher, so geborgen, so weltabgeschlossen auf diesem idyllischen Fleck Erde geglaubt, nun riß die Strömung einer geheimnißvoll waltenden Vorsehung sie wieder in jene Welt zurück, mit der sie durch ihre Namensänderung für immer abgethan hatte.

Der Wald enthüllte ihr diesmal nichts von dem süßen Zauber seiner Poesie; sie sah nicht die Blumen am Wege, sie hörte nicht die Stimmen der Vögel, und da standen sie ja auch schon wieder vor dem Schloßhofe.

Der Pastor reichte Annie zum Abschiede die Hand und verabschiedete sich mit einer Verbeugung von der jungen Gutsherrin.

„Ist Dir nicht wohl, Maria?" fragte Annie, die Veränderung im Gesicht der Freundin wahrnehmend, besorgt.

„Ich bin ermüdet," gab Maria zur Antwort, „ein wenig Kopfschmerz von dem weiten Weg und der Wärme. Nach Tisch werde ich ein Stündchen ruhen und womöglich schlafen."

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Treiben im Kasino von Monte Carlo*).

(Nachdruck verboten.)

Der Fremde, der, angelockt durch das herrliche Klima des Südens, den „Ritt ins alt' romantische Land" unternommen und zum ersten Male Monte Carlo betritt, ist überrascht von der entzückenden Frühlingspracht, die ihn hier, während noch im Norden Alles mit Eis und Schnee bedeckt ist, umgibt. Terassenförmig steigt der malerisch gelegene Ort mit seinen großen Hotels, prachtvollen Villen und tropischen Gärten aus den ewigblauen Fluthen empor, im Hintergrunde durch gigantisch sich thürmende Felsen gegen rauhe Nordwinde geschützt. Wir durchwandern die

*) Vorstehendes Kapitel entnehmen wir dem soeben im Verlage von Wilhelm Köhler in Minden i. Westf. erschienenen und durch jede Buchhandlung zu beziehenden hochinteressanten Buche: „Monte Carlo", mit zahlreichen Abbildungen, 144 Seiten, Preis 1.50 M.

wundervollen Kasinogärten und genießen trunkenen Auges all' die Herrlichkeiten, die uns umgeben . . . Stämmige Palmen, Eukalyptus- und Brotbäume, kunstvolle Anlagen mit tropischen Gewächsen, geschmackvoll arrangirte Beete mit exotischen Blumen, deren Kelchen balsamische Düfte entströmen, das leise Säuseln in den Blättern und unter uns die tiefblaue See — das Alles entzückt uns und läßt uns die märchenhaften Wunder einer ungemein verschwenderischen Natur aufs schönste empfinden.

Nachdem wir im Hotel unser Reisehabit mit dem Smoking vertauscht und den diversen Genüssen der reichbesetzten Abendtafel reelle Anerkennung gezollt haben, eilen wir zu dem weltbekannten Rendezvous — dem Kasino.

Monte Carlo! Kasino! Was doch diese Namen für eine faszinirende Wirkung ausüben auf jeden, dessen Fuß hier jemals gewandelt! Selbst des Fremdlings, der diese Stätte zum ersten Male betritt, bemächtigt sich eine sonderbare Empfindung und Aufregung, die seine Pulse schneller schlagen läßt . . . .

Wir sind vor dem Residenzschlosse des Königs Jeu angekommen, das Kasino erglänzt in blendendem Lichterglanz, und auf dem mit tropischen Gewächsen *schön* arrangirten Platze vor demselben herrscht ein buntes, höchst interessantes Getriebe. Es ist bereits 9 Uhr . . . Aus allen Hotels strömen die Vertreter der eleganten Welt herbei, um an dem gewohnten Tanze ums goldene Kalb theilzunehmen, Alles beherrscht von dem unwiderstehlichen Drange, zu spielen — eine ewige Jagd nach dem Glück.

Auch wir eilen die schöne breite Freitreppe hinauf und lösen uns links im Secrétariat die vorschriftsmäßige „Carte d'admission personelle," ohne die der Cercle des Étrangers nicht betreten werden darf. Nachdem uns rechts im „Vestiare" von einem Diener in Livre unsere Garderobe abgenommen, treten wir in eine Vorhalle, von der links eine Treppe zu den eleganten Schreib- und Lese-Sälen, rechts eine solche zu der Administration hinaufführt, und gelangen von hier in das „Atrium", eine von prächtig ornamentirten Marmorsäulen getragene Wandelhalle.

Zwei schwarz gekleidete Beamte — eine Art Kleider- und Kartenprüfungs-Kommissare — messen uns mit prüfenden Augen und verlangen unsere Karten, um uns dann bereitwilligst das Thor zu öffnen, welches uns das geheimnißvolle Reich des Dämons Jeu erschließt. . . . Eine sonderbare Erregung, gepaart mit Beängstigung und Furcht, bemächtigt sich unser. Die großen, düster gehaltenen Säle mit ihren kostbaren Wand- und Kronleuchtern, ihrer eigenartigen, fast magischen Beleuchtung, die überhitzte, mit Parfüm belastete Luft, die dumpfe unheimliche Stille, das gedämpfte Stimmengewirr der hier pulsirenden Leidenschaft, das eigenartige Geräusch der das Parkett schleifenden Seidenroben, das Klingen der Gold- und Silbermünzen, das Schwirren der Roulettekugel, der immer monotone Ausruf der Croupiers — das alles vereinigt sich und übt auf uns einen eigenartigen Reiz, eine zauberhafte Wirkung aus.

Wir durchqueren den ersten Saal, in welchem 2 Roulettes „arbeiten", und treten in die geräumige „Salle splendide", eine ebenfalls mit Goldstuckatur und Gemälden geschmückte, von 8 korsischen Onyx-Säulen flankirte Rundbogenhalle, die frühere „Salle meuresque", in welcher 7 Roulettes der Spielsucht Rechnung tragen.

Hier hat die Menschenansammlung einen beängstigenden Höhepunkt erreicht. Leute aus allen Nationen und Gesellschaftsklassen, aus den verschiedenartigsten Berufen — Reiche und Arme — bewegen sich durcheinander — eine bunt zusammengewürfelte Spielergesellschaft beider Hemisphären. Grafen und Fürsten, gekrönte Häupter, Sports- und Lebemänner, Minister und Parlamentarier, Groß- und Kleinkaufleute, wirklich ehrbare vornehme Frauen und kontinentale Lebedamen, Abenteurer, Bankdefraudanten, Gauner und Spitzbuben, zahlreiche Vertreterinnen der Venus vulgivaga — kurz eine Mannigfaltigkeit der Gesellschaftstypen, die jede in ihrer Art sich zu benehmen und zu bewegen wissen — verkehren ganz einträchtig zusammen auf diesem neutralen Boden, aber alle ohne Ausnahme beherrscht und gefesselt von dem Dämon Spiel.

An keinem Orte der Welt sieht man so heterogene Erscheinungen, so grelle gesellschaftliche Kontraste wie hier auf diesem kleinen Platze, wo alles Hoffen und Wünschen durch die Kugel oder Karte entschieden wird. Nirgends wird auch wohl der Reichthum der Welt ostensiver zu Markte getragen wie hier durch die in Seide rauschenden, mit Gold und Brillanten besäten Damen der englischen Nabobs und amerikanischen Krösusse.

„Messieurs, faites votre jeu!" hören wir dort vom Tische, um den ein großer Menschenknäuel wie eine mehrgliederige Kette zusammengezogen steht, ertönen. Und auch wir, da wir ja an der Quelle sind, wollen das Spiel und die Spieler studiren. Welch' köstlicher Anblick! Ueberall Gold, fast das ganze Tableau ist mit Gold überladen: „O Gold, du schönste Augenlust der Sterblichen", möchten wir mit Pindar ausrufen!

Nirgends bietet ein Ort dem Dichter, Künstler oder Laien mehr Stoff zu interessanten Studien wie der Spielsaal und seine Besucher. Nirgends sind aber die sozialen Gegensätze so geebnet wie am grünen Tische. Hier giebt es keine Standesunterschiede. Der ahnenstolze Edelmann sitzt vielleicht neben einem Abenteurer schlimmster Sorte, die hochgeborene Dame nimmt keinen Anstand, sich neben einer allbekannten Cocotte niederzulassen. Alle gesellschaftlichen Unterschiede sind aufgehoben. Hier gibt es nur — Spieler.

Dort unten am Tische sitzen zwei Herren, die sich absolut durch nichts inkommodiren lassen. Jede gefallene Nummer wird sofort klassifizirt und gehörig spezifizirt. Es sind „Systemspieler", die die jahrelangen Erfahrungen an der Roulette nun auszunützen suchen und mit unleugbarer Routine spielen. Sie sind sehr vorsichtige und gewiegte Spieler und nehmen nie mehr Geld mit in die Spielsäle, als sie zu opfern entschlossen sind. Haben sie einen kleinen, ihren Ansprüchen genügenden Gewinn erzielt, so hören sie regelmäßig auf zu spielen und entfernen sich dann schnell aus der mit Leidenschaft gesättigten Atmosphäre. — Soeben tritt ein Herr mit aristokratischen Zügen, jenen bekannten Gesichtszügen, welche ihn als wahren Sohn Albions legitimiren, an den Tisch. Mit welcher Nonchalance er seine Scheine auf den Tisch schleudert!

„Tout va au billet," ruft der Croupier — es gilt also der gesammte Satz! Und vor diesem kühnen Lord sitzt eine russische Fürstin, die in Gemeinschaft mit ihrer Tochter das Spiel mit seltener Ausdauer verfolgt und immer wieder aufs neue ihre „Carrés" mit Gold „pflastert", obgleich ein Satz nach dem andern der ominösen Harke des Croupiers verfällt und in den Kassen der Bank verschwindet. Diese letzten beiden Spieler sind typische Repräsentanten jener Kategorie von Spielern, die fähig sind, in ein paar Stunden ein größeres Vermögen zu verspielen, als man in einem Menschenalter zu erwerben im Stande ist, die an einem Abend ganze Generationen unglücklich machen können! Diese Spieler sind es auch, denen die Bank ihre Millionen-Gewinne verdankt!

Vor uns sitzt eine Dame mit marmorkaltem, aber von der Leidenschaft verzerrten Gesichte. Vor sich auf dem Tableau hat sie einen Haufen Amulette ausgebreitet, denn ohne diese Talismänner glaubt sie kein Glück zu haben. Sie lachen über diesen Aberglauben, aber bedenken Sie, daß in dieser Atmosphäre jeder, selbst der Weiseste, etwas „verschroben" wird. Der Aberglaube macht Proselyten.

Es gibt Spieler, die für ein Stück vom Stricke eines „Gehängten" große Summen geben würden, sind sie doch des festen Glaubens, daß dies „Glück bringe . . ."

Das Läutewerk ist in voller Funktion und zeigt den Beginn des zweiten Theiles im Concertsaal an. Aber keiner scheint es zu hören, keiner für Musik ein Interesse zu haben. Wozu auch Musik! Für den Spieler gibt es nur eine Musik — das Schwirren der Kugel, das Fallen der Karten und die klangvollen Töne des Geldes am Spieltische. Man könnte ja auch, während man den herrlichen Akkorden eines klassischen Stückes lauscht, dort am grünen Tische eine „Serie" verpassen! . . . Also toujour en avant.

Inzwischen ist es 11 Uhr geworden und das „Messieurs, les trois dernières" erschallt. Viele Spieler verlassen nun ihre Plätze, denn sie machen die „drei letzten Coups" prinzipiell nicht mit, und auch wir, freundlicher Leser, wollen die „Kapitalien mordende Feldschlacht" verlassen, — genug für heute.

Soeben erschallt „Messieurs, à la dernière", und bald fluthet alles den Ausgängen zu, die einen „himmelhoch jauchzend", die andern „zum Tode betrübt", je nachdem Fortuna den Feldzug gegen die Bank begünstigt hat.

Noch ganz beherrscht von dem Gesehenen und Erlebten, schreiten wir die große Freitreppe hinab. Vor uns erheben sich in entzückender Szenerie die pittoresken Felswände der ligurischen Alpen, deren Konturen sich scharf von dem im schönsten Sternenglanze funkelnden Firmamente abheben . . . Eine poetische Sommernachtstraumstimmung beschleicht uns und versetzt die Seele in olympische Gefilde.

Da — zur Rechten vom Café de Paris — rauschen entzückende Akkorde feuriger Czardaweisen zu uns herüber, noch so manchen müden Kämpen anlockend. Das Gros des gesellschaftlichen Potpourris der Spielsäle aber eilt zum Bahnhof und fährt mit dem halb 12 Uhrzuge dem „Train des déceivés", wie er mit bitterem Sarkasmus in Spielerkreisen genannt wird, zurück nach Nizza. Was sonst noch auf das Prädikat Spieler Anspruch erhebt, bleibt innerhalb der roth-weißen Grenzpfähle, um dann am morgigen Tage mit neuem Muth es nochmals zu versuchen, die Himmelsleiter der Hoffnungen zu erklimmen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 222. Samstag, den 30. September. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

51 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Ja, ruhen! Ruhen ließe es sich gut in dem stillen, kühlen Gartenzimmer, an dessen Fenstern die dichten, blühenden Hollundersträuche dunkelten und zu dem kein Laut von draußen hinüberdrang; aber wo blieb der Schlaf?

Nach einigen Stunden kam Annie leise, vorsichtig auf den Zehen gehend, hinein.

„Schläfst Du Maria? Ist Dir besser?"

„Ein bischen Kopfschmerz ist noch zurückgeblieben. Weißt Du, Schatz, geh' Du jetzt hinüber zur Pastorin, sie wartet auf uns und entschuldige mich. Ruhe und Alleinsein thut mir am besten. Gegen Abend, wenn ich mich besser befinde, hole ich Dich ab."

„Ja, aber wenn —"

„Kein wenn und aber! Ich wünsche es so! Hörst Du?"

Annie küßte die Freundin und ging, leise wie sie gekommen war.

Noch einmal versuchte Maria zu schlafen, als es ihr nicht gelang, klappte sie den leinenbezogenen Faullenzer zusammen und trug ihn hinaus in den Garten auf den Rasen, der von den herabgefallenen Blüthenblättern des ihn beschattenden Apfelbaumes wie mit einem leichten rosigen Schnee bedeckt schien. —

Sie schloß die Augen.

Die warme Luft und die Düfte ermüdeten sie und schläferten sie endlich ein.

Als sie erwachte, neigte sich ihr erster Tag in Groß-Pankewitz schon bedenklich seinem Ende zu.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne, der Kopfschmerz war verschwunden.

Dann erinnerte sie sich des Versprechens, das sie Annie gegeben und erhob sich.

Im Vorüberschreiten brach sie einen Zweig persischen Flieders ab.

Die Pfarrleute waren gerade im Begriff, ihren Gast zu Tisch zu geleiten, als Maria durch die Gartenpforte trat. Der herzlichen Einladung von Mutter und Sohn folgend, nahm sie mit an dem reizend gedeckten Abenbrodtisch in der Veranda Platz. —

Mit Genugthuung beobachtete sie Annie's heiteres Wesen, ja, fast schien es ihr, als schlängen sich zwischen den blauen Augen des jungen Geistlichen und Annie's glänzend braunen Sternen bereits die Fäden eines erwachenden Verständnisses.

In vorgerückter Abendstunde brach Maria auf. Der Pastor und seine Mutter begleiteten die beiden jungen Mädchen die Dorfstraße hinab. Die Pastorin häkelte Maria ein.

„Ich habe nie ein so poetisches Pastorat gesehen," sagte Maria, mit einem Blick rückwärts auf das mondscheinbeschienene, grüneingebettete alte Haus.

„Nicht?" sagte die alte Dame stolz, „ich möchte es auch nicht gerne anders als in meinem letzten Kämmerchen verlassen. Es ist sozusagen eine Erbpfarre. Meines verstorbenen Mannes Vater und Großvater waren hier Pastoren, er selber natürlich auch. Es war auch unser heißester Wunsch, daß Theodor Theologie studiren sollte, er hatte sich aber das medizinische Studium erwählt und wir ließen ihn gewähren, weil man Niemand seinen erwählten Beruf abspenstig machen soll. Und gar in der Theologie! Das muß von Herzen kommen und vom Herzen gewählt werden. In Berlin studirte er und mit 23 Jahren hatte er seinen Doktor, dann kam er nach Hause und da war er immer so still und gedrückt, als ob ihn Gott weiß was belaste. Eines Tages tritt er vor uns hin und sagt, daß er umsatteln müsse. Er könne nur glücklich als Pastor sein, er wolle mit unserer Erlaubniß doch noch Theologie studiren. Natürlich willigten wir mit Freuden ein und da hat er noch vier Jahre studirt, bis er sein Amtsexamen mit dem ersten Charakter machte. Jetzt ist er 32, und so ist er nun ein doppelter Doktor, ein Arzt des Leibes und einer der Seele."

„Wie viel Glaubensfreudigkeit und welche Ueberzeugung gehören zu solchem Entschluß," sagte Maria

und sie fühlte eine warme, freundschaftliche Sympathie für diese Pfarrleute erwachen, die keine frommen Phrasen in ihre Unterhaltung flochten und die nicht mit salbungsvoller Ueberlegenheit auf Andere herabblickten, die sich nur schlicht und freundlich als Menschen zu Menschen stellten. Keine Buchstaben-, sondern echte Herzensschriften.

„Wie gefallen denn Dir die Leute im Pastorat?" fragte sie Annie beim Gute Nachtsagen.

„Du kannst noch fragen?" rief Annie, „ich habe in den wenigen Stunden die Pastorin so lieb gewonnen, als sei sie meine liebe, alte Großmama! Ueberhaupt ist es mir gerade, als wären mir diese beiden Menschen schon jahrelang Freunde."

Maria drückte ihr innig die Hand.

„Nun geh, Annie, und träume von Deinen zukünftigen Erlebnissen in Groß-Pankewitz und von all Deinen Lieben! Gute Nacht!"

Sie löschte die Kerzen in ihrem Schlafzimmer aus, schob den Fenstervorhang zurück und stieß das Fenster auf. Weit hinaus beugte sie sich, um Brust und Kopf in der warmen, mondhellen Mainacht zu haben. Schlafen konnte sie doch nicht. All Deinen Lieben! Die war glücklich, die hatte noch einen Großvater, einen Bruder, eine Mutter, Freunde! Wer nur etwas Liebes hätte!

Maria schlang die Arme um das Fensterkreuz und eine unnennbare Sehnsucht durchzog sie. Nur etwas Liebes. Nur ein Herz, das ihr entgegenschlug, das mit ihr dachte, das sie liebte. Aber für sie war Niemand auf der Welt, wenn sie starb, würde man sie nicht vermissen und sie nicht betrauern. Niemand liebte sie — —

Sie ließ die Vorhänge fallen und ging in das Nebenzimmer, und da schloß sie die Thüre zur Terrasse auf und trat in's Freie.

Die Nacht war zauberisch schön, viel zu schön, um sich drinnen zwischen den Wänden zu verschließen oder gar in die dumpfen, heißen Kissen zu begraben.

Tiefe Ruhe herrschte ringsum. Nur die handbreite Schleppe von Maria's Kleid, die über den Kies schleifte, verursachte ein leises Geräusch in der Stille, und das Wasser des Springbrunnens klatschte und schluchzte dazu in eigenem Rythmus. In dem Wasser glitzerte das Mondlicht und das Mondlicht umgaukelte und überrieselte auch die Najade.

Maria ging mit verschränkten Armen weiter; die laue, stille Nacht verlieh den Geschehnissen des verflossenen Tages wieder Leben. Sie sah im Geiste wieder die fashionable Amazone an sich vorüberziehen und dann ihn — ihn und zwischen ihren Vermuthungen, Erwägungen, Betrachtungen und Folgerungen hoben sich immer klarer und scharfumrissener der Vorsatz heraus, sich Bernhard von Kotenhagen anzuvertrauen. Hatte er ihr doch versprochen, sich ihr stellen zu wollen und mit ihr zu kämpfen und mit ihr zu siegen oder zu fallen.

Sie schreckte leicht zurück.

Quer über den mondhellen Parkweg fiel der Schatten eines Mannes.

Schritte ertönten und ehe sie einen klaren Gedanken fassen konnte, kam eine hohe, dunkle Gestalt auf sie zu.

„Ruth! Ruth!" sagte eine wohlbekannte, von verhaltenem Jubel durchbebte Stimme, „Ruth!"

Sie stützte sich an den Stamm der Linde, unter dem sie stand, und konnte nicht sprechen und konnte es nicht fassen, daß er es wirklich war, an den sie eben gedacht und daß kein Traum und keine Einbildung sie täusche. Durch die dichte Laubkrone des Baumes brachen sich die Strahlen des Mondes und bestreuten das schlanke, schöne Mädchen mit einem Regen kleiner, silberner Sterne —

„Ich traute meinen Augen kaum, als ich Sie heute Morgen erblickte," sprach Herr von Kotenhagen weiter. „Ich wußte, daß eine Polin Groß-Pankewitz erworben hatte und da ich Pastor Heller in Ihrer Begleitung sah, dachte ich mir, daß Sie in irgend einer Beziehung zur Gutsherrschaft ständen. Den ganzen Tag weilten meine Gedanken bei Ihnen. Heute Abend gibt meine Frau eine Gesellschaft. Man tanzte; es war sehr heiß drinnen. Ich benützte die herrliche Nacht zu einem Spaziergang. Unwillkürlich lenkte ich meine Schritte hier herüber, vielleicht von leiser Hoffnung getrieben — und nun sehe ich plötzlich und unerwartet diese schattenhafte Hoffnung erfüllt, verkörpert. Eigentlich sollte ich Ihnen ja zürnen wegen des Nichthaltens Ihres Versprechens, Ruth —"

„Nennen Sie mich nicht mehr bei dem verhaßten Namen," bat Maria, „ich habe abgerechnet mit dem hinter mir Liegenden. Ich bin die Besitzerin von Groß-Pankewitz; ich heiße Maria Cocinsky."

Er erfaßte ihre beiden Hände und sie ließ es geschehen, daß er sie drückte, und ein eigenes, warmes, wonniges Gefühl des Geborgen- und Beschütztseins überkam sie in seiner Nähe.

Und sie tastete nach der Stirne, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich wache.

„Maria Cocinsky," wiederholte Kotenhagen, „aber Sie sind doch dieselbe geblieben?!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Einen halsbrecherischen Abstieg mit einem unfreiwilligen Nachtaufenthalt auf halbem Wege hat, wie der „Voss. Ztg." aus Bern geschrieben wird, gegen Ende dieser ungewöhnlich ereignißvollen und an tödtlichen Abstürzen so reichen Hochgebirgszeit Walter Flender aus Düsseldorf mit den Führern Heinrich Burgener und Ferd. Fürrer im Revier des Monte Rosa glücklich überstanden. Der eine Führer erzählt darüber Folgendes: Wir waren von Zermatt ausgezogen und verließen an einem der letzten klaren Septembertage Morgens 5 Uhr die Betempshütte. Schon um 10 Uhr Vormittags hatten wir über den Silbersattel, unser Ziel, die Spitze des Nordend (4612 Meter) nördlich des Monte Rosa, erreicht und verweilten dort bei schönem Sonnenschein 1½ Stunden lang. Hierauf begann der Abstieg über den Nordgrat, der wild und steil zum Jägerjoch hinabstürzt. Vom Gipfel führt ein schmaler Schneegrat und dann ein wenig geneigtes Firnfeld zum ersten Felsabsatz. Schon hier mußten wir uns am Seil über den überhängenden Fels hinunterlassen und das Seil etwa 12 Meter hinter uns abschneiden, nachdem alle drei das Hinderniß überwunden hatten. Von hier aus gelangten wir über einen wildzerrissenen Eisgrat bald auf eine zweite senkrechte Felswand, wo wir wieder 20 Meter Seil opfern mußten. Der Blick in die Tiefe war schaurig und zugleich über die Maßen großartig. Zur Rechten starren die Ostwände der Monte Rosa empor, die von den Führern nicht ohne Grund so sehr gefürchtet sind, denn in kurzen Zwischenräumen fegen dort Tag für Tag die gefährlichen Steinlawinen hinab, große Eismassen mit sich reißend, die seiner Zeit dem Italiener Marinelli und seinen Begleitern den Untergang bereitet haben. In Erinnerung daran wird diese Lawinenstraße jetzt „Canale Marinelli" genannt. Ueber einen aus steilen Platten mit wenig Griffen bestehenden Felsgrat ging der Abstieg nur langsam von statten. Bald geriethen wir jedoch auf einen neuen und weitaus den schwierigsten Felsabsturz. Bei einer Höhe von ungefähr 100 Meter zeigte die senkrechte Wande dem suchenden Auge kaum einen Punkt, wo man dem Fuße einen Halt zumuthen konnte. Einzig etwa 20 Meter unter unserem Standorte sprang eine Felsplatte vor, und diese wählten wir als ersten Ruhepunkt. Am Seile ließ sich Einer nach dem Andern hinab, und bald hatten wir Alle die kleine Station erreicht, die aber kaum gestattete, daß sich drei Männer daran festklammern konnten. Mit vieler Mühe und unter Anwendung der peinlichsten Vorsichtsmaßregeln erreichten wir von hier aus wieder, am Seile frei in der Luft schwebend, einen zweiten derartigen Stützpunkt, und dann galt es, mit der Kraft der Verzweiflung, sich an der senkrechten Felsen anklammernd, die letzten 30 bis 40 Meter hinunter zu klettern. Endlich gelang auch das, und wir bekamen günstigeren Grund unter die Füße. Im Ganzen hatten wir nicht weniger als 75 Meter Seil opfern müssen und unsere Hände waren inwendig ganz wund geschürft und schmerzten sehr von der fast übermenschlichen Anstrengung. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen und in der Dämmerung noch erreichten wir über die letzten, leichter gangbaren Felsen hinunter das Jägerjoch. Da versperte uns aber noch ein tiefer Bergschrund den Weg und wir waren gezwungen, in einer Höhe von 3900 Meter die Nacht zu verbringen. Zu all dem fing es noch an zu schneien, zum Glück aber nur vorübergehend. Dann schauten wieder die Sterne vom frostklaren Himmel auf uns herab, und es war bitter kalt. Nur stete Bewegung konnte das Erfrieren einzelner Glieder verhindern. Es war eine lange Nacht und freudig athmeten wir auf, als endlich die Morgenhelle eintrat und wir um 5 Uhr unseren mühseligen Abstieg fortsetzen konnten. Um halb 8 Uhr erreichten wir endlich die gastliche Clubhütte, nach einer fast ununterbrochenen Anstrengung von 26 Stunden.

— Der Tod unter Rosen. In einer englischen Zeitschrift erzählt ein Offizier der englisch-indischen Armee eine tragische Geschichte. In Bombay trat in einem Zirkus seit einiger Zeit eine Schlangenbändigerin auf, eine junge Indierin von hervorragender Schönheit. Ihre Produktionen mit den Schlangen waren ebenso eigenartig und bewunderungswürdig wie gefährlich, da keinem der Thiere der Giftzahn ausgebrochen war. An dem Abend, an welchem sie vom Schicksal ereilt wurde, sollte sie zum letzten Male auftreten, um sodann eine Tournée durch Amerika zu machen. Der Zirkus war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und laute Bravorufe begrüßten das Erscheinen der Indierin auf der Szene. In einem großen Sacke aus Thierfell befanden sich die Schlangen. Dann setzte die Schlangenbändigerin eine Flöte aus Rosenholz an die Lippen und entlockte derselben seltsame Töne, bald schwermüthig klagend, bald wilde, leidenschaftliche Melodien und Rythmen. Alsbald bewegten sich die Schlangen aus dem Sacke, ringelten sich auf der Erde, krümmten sich und streckten ihren Körper wieder aus, hoben zischend die Köpfe und halben Leiber in die Höhe und sanken wieder in den Staub, so daß es aussah, als ob sich ihre beweglichen, nervösen Leiber

im Takte der Musik bewegten. Ein greller Pfiff von den Lippen ihrer Herrin, und all die giftgeschwollenen Schlangen, Vipern von Java, Klapperschlangen und Nattern, ringelten sich an ihrem Körper hoch, umwanden ihr Handgelenk wie ein glitzerndes Armband, umzingelten ihren Leib wie ein strahlender Gürtel und umgaben ihr Haupt wie mit einer Märtyrerkrone. In dieser schrecklichen Umstrickung blieb sie einige Minuten regungslos, ohne mit einer Wimper zu zucken. Dann ließ wieder die Flöte ihre seltsamen Töne erschallen, dumpf und schauerlich, und gehorsam kehrten die Schlangen in den Sack zurück. Nur eine Schlange blieb, von dem Blicke ihrer Herrin wie gebannt, zusammengerollt zu ihren Füßen liegen. Sobald sie zischend auf die Bändigerin zuschnellen wollte, faßte sie diese mit der Hand und das Thier sank in sich zusammen wie leblos. Rasender Applaus des Publikums belohnte die muthige Schönheit, man winkte mit Tüchern und die Bühne verwandelte sich in einen Blumengarten. Die Schlangenbändigerin bückte sich, um eine Rose aufzuheben und an ihren Busen zu stecken. In demselben Augenblick schoß die giftgeschwollene Bestie auf sie zu, biß sich im Finger fest und umgab das Glied wie mit einem Todesringe. Die Indierin schrie laut auf, das Personal des Zirkus eilte sofort hinzu, doch vergeblich. Man bettete die Sterbende auf die Blumen und Rosen. Mit einem Lächeln auf den Lippen und einer letzten grüßenden Handbewegung an das vor Schreck erstarrte Publikum verschied sie inmitten von Blumen.

— Der Kaiserzug, mit dem das russische Kaiserpaar nach Darmstadt reiste, besteht aus elf vierachsigen Wagen von dunkelblauer Farbe, die an den Seitenwänden von goldenen Streifen eingefaßt sind. Jeder Wagen hat 8—12 Fenster; der Zug ist etwa 200 Meter lang. Sämmtliche zur Reinigung und Unterhaltung der Wägen dienenden Geräthschaften werden im Zuge mitgeführt. Zur Aufnahme der Anlagen für die elektrische Kraft dient ein besonderer Wagen. Ferner ist ein Küchen- und ein Speisewagen eingestellt. Von dem etwa 50 Mann starken Wagenpersonal sprechen nur Wenige und zwar nur ganz gebrochen deutsch. Die Beamten tragen blusenartige Röcke aus schwarzem Tuch mit schwarzlackirtem, ledernen Gürtel und weite, ebenfalls schwarze Beinkleider, die in langen Stiefeln stecken. Als Kopfbedeckung dienen runde schwarze Pelzmützen. Der Zug wird, wenn der Zar sich darin befindet, immer nur in ein und derselben Richtung gefahren und muß deßhalb stets in einer Kopfstation gedreht werden, um demnächst wieder in der vorgeschriebenen Richtung hinauszufahren. Selten reichen die Bahnhofsanlagen aus, um einen solchen Zug von 200 Meter Länge zu drehen, und wohl keine Station ist mit Drehscheiben ausgerüstet, um die über 20 Meter langen Wagen einzeln zu wenden. Deßhalb müssen die Züge gewöhnlich eine Rundfahrt über viele Stationen antreten, wodurch die erforderliche Drehung erreicht wird. Zu diesem Zwecke fuhr der Kaiserzug am Mittwoch von Kiel über Neumünster nach Ascheberg und von dort nach Kiel zurück, wobei er eine Leerfahrt von 83 Kilometern zurücklegte. Nebenbei sei noch bemerkt, daß beim Uebergang von Rußland nach Deutschland die Entfernung der Räder jeder Achse verringert werden muß, da die deutschen Bahnen geringere Spurweite als die russischen haben.

— Das Familienleben des Präsidenten Krieger. In einer englischen Zeitschrift wird in einer Plauderei unter dem Titel „Ohm Paul und Tante" einiges Interessante über das Familienleben des Präsidenten Krüger erzählt. Der Präsident steht trotz seines hohen Alters sehr früh auf. Um 5 Uhr früh kann man ihn bereits mit seiner Pfeife in seinem großen, altväterischen Stuhle sitzen sehen. Die Stunden von 5 bis 8 Uhr früh sind seine Sprechstunden. Fremden gegenüber zeigt er sich in der Konversation sehr verschlossen und mürrisch, obwohl er, wenn er auftaut, ein ganz liebenswürdiger alter Herr ist. Trotzdem er ausgezeichnet englisch spricht, verkehrt er mit englischen Besuchern doch nur mit Hilfe eines Dolmetschers. Krügers Konversation beschränkt sich bei solchen Gelegenheiten meist auf „Hm!" und „Ja!" Er denkt mehr, als er spricht, und macht oft erst nach Tagen oder Wochen irgend eine charakteristische Bemerkung über den Besucher und das Gespräch mit ihm. „Tante" ist der Typus der holländischen Hausmutter, eine jener Frauen, die in vergessenen Tagen den Männern die Gewehre luden, bevor sie in den Kampf zogen. Sie dürfte 60 bis 70 Jahre sein und ist in ihren Ansichten und in ihrer Kleidung altmodisch im guten und schlechten Sinne des Wortes. Als treue Burin haßt sie die Uitlander und kann nicht begreifen, warum sie nicht daheim geblieben sind, anstatt sich um fremder Leute Angelegenheiten zu kümmern. Um 8 Uhr Abends geht der Präsident zu Bett. Diese Gewohnheit stammt noch aus der Zeit, wo die Buren im Ochsenwagen übernachten mußten.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 223. Montag, den 2. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

52 Roman von O. Sandor.

„Ich will Ihnen alles mittheilen,“ sagte Maria, „ich begleite Sie ein Stück Wegs zurück. Ich ging doch spazieren und eben als Sie vor mich hintraten, dachte ich an Sie.“

„Wirklich?“ — —

Sie legte ihre Hand in seinen dargebotenen Arm und während sie miteinander die Parkwege und nachdem den breiten Fahrweg durch den unmittelbar am Park grenzenden Wald entlang wandelten, erzählte sie ihm ihre ganze Vergangenheit mit allen Einzelnheiten. Von jener verhängnißvollen Ballnacht, in der sie sich mit Roß-Laten verlobte und deren erschütterndem Ende sprach sie, und weiter von ihren Zweifeln, ihren seelischen Konflikten. Einmal unterbrach er sie.

„Wissen Sie, daß Paul sich vor acht Tagen mit der Prinzessin Raczenyi verheirathet hat?“

„Ich habe von der Verlobung gelesen,“ erwiderte sie gleichgiltig und dann fuhr sie fort in ihrer Erzählung und je weiter sie kam, desto mehr Vertrauen gewann sie zu dem ernst und still zuhörenden Mann an ihrer Seite, desto leichter und freier ward ihr zu Muthe, desto sicherer ward sie in ihrer Schilderung. Alles, alles was mit ihrer Vergangenheit zusammenhing, das unselige Geheimniß der Baronin, ihre Erlebnisse in Warschau und endlich Hermann Scharwenzels gräßliche That, die ihr nahezu das Leben gekostet, schüttelte sie von sich.

Maria hatte geendet.

„Meine Namensänderung ist jetzt, wo ich von Ihrer Gemahlin und vielleicht auch von der Gräfin Straß erkannt worden bin, die Ursache einschneidender Konflikte,“ sagte sie, „ich schenke Ihnen mein Vertrauen mit der Bitte, mir zur Lösung derselben behülflich zu sein! Ich habe ja niemand, auf den ich mich verlassen kann und der mir glaubt! Und Sie wollten mein Freund sein!“

„Ja, das will ich, das will ich, Maria,“ sagte Bernhard von Kotenhagen bewegt. „Glauben Sie mir, daß ich der treueste, uneigennützigste Freund bin, den Sie besitzen. Wer Sie beleidigt, der beleidigt mich! Vertrauen Sie mir, ich werde Sie schützen!“

„Ich danke Ihnen.“ antwortete Maria. „Nun aber wollen wir vorläufig scheiden —“

„Ich werde Sie zurückgeleiten —“

„Nicht doch. Ich gehe allein.“

Nochmals verschlangen sich die Hände der Beiden zu festem, innigem Drucke, dann wandte sich Maria ab und ging den mondbeleuchteten Weg zurück, den sie eben entlang gekommen.

Maria athmete begierig die laue, duftige Nachtluft ein. Etwas Geheimnißvolles, nie Geahntes und Gekanntes war in ihr. Eine geheimnißvolle Hand hatte auf das weiße Blatt ihrer Seele eine leuchtende Schrift geschrieben, Hyroglyphen, die sie selber nicht zu entziffern wußte. Sie war sich nur eins bewußt, daß in ihrem Herzen zwei Mächte nebeneinander herrschten: Eine tiefe, beklemmende Angst und ein großes, süßes, berauschendes Glück.

19. Kapitel.

Gährung und Klärung.

Bernhard von Kotenhagen sah der durch den Glanz des Mondlichts gleichsam schwebenden Gestalt nach, bis eine Biegung des Weges sie seinen Blicken entführte. Auch in ihm regte sich etwas, etwas dessen Dasein er schon früher geahnt, und das er nicht kennen und begreifen wollte.

Maria's Erzählung hatte ihn tief erschüttert. Wie hatte das Schicksal um dieses Mädchen gewüthet. Hoffnungen zerstörend, Ideale zerschmetternd, Frieden zerbrechend — — und doch war es auf dem schmalen Pfade zwischen den Abgründen, die das tobende Wetter an beiden Seiten aufriß, ungehindert und unangefochten einher geschritten, ohne zu straucheln, ohne zu ver-

zweifeln; klarer, sicherer, schwindelfreier als vordem aus dem Schrecken der Nacht hervorgegangen.

Seltsame Empfindungen drangen auf ihn. Die sehnsuchtsvollen Klänge, die aus dem Dunkel des Pankewitzer Parkes zu ihm hinübertönten, weckten gleich wie in Maria ein Gemisch von Schmerz und Freude in seiner Seele.

Langsam wandte er sich auf den Heimweg.

Da prallte er erschrocken einen Schritt zurück.

Kaum fünf Schritte von ihm entfernt lehnte in den sich zur Erde neigenden Zweigen einer Birke, die hohe, festlich gekleidete Erscheinung einer Dame.

Helle, schimmernde Seide umrauschte ihre Glieder, Rosen blühten an ihrer Brust, und an Armen, Hals und in den dunklen Haaren flimmerten mit mattem Glanze große, weiße Brillanten.

„Sie, Clara?" rief Kotenhagen erstaunt. „Verzeihen Sie! Ich hätte beinahe eine übernatürliche Erscheinung in Ihnen gesehen."

Die Dame löste sich aus den sie umrahmenden Zweigen und trat einen Schritt zurück.

„Mein Anblick riß Sie aus süßen Träumen," sagte sie rauh und heiser. „Verzeihen Sie!"

Er sah ihr befremdet in das schöne, merkwürdig blasse Gesicht, das sich in großen, klaren Zügen aus dem sanften Licht der Mondnacht heraushob, und in die schwarzen, sprühenden Augen.

„Ich weiß alles," fuhr sie leidenschaftlich erregt fort, „ich beobachtete Sie den ganzen Tag. Unausgesetzt beschäftigten sich Ihre Gedanken mit dem Mädchen, das soeben von Ihnen ging. Heute Abend stahlen Sie sich fort, ich folgte Ihnen. Was wollen Sie! Auch ich liebe Spaziergänge in mondbegossenen Maiennächten bei Blüthenduft und Nachtigallenschlagen. Sie wählten den Weg nach Groß-Pankewitz — jawohl! Sie ahnten oder wußten vielleicht, daß die Bookendaal dort weilte. Ich sah das Zusammentreffen unter der Linde! Dann ging ich zurück. Ich habe nichts gehört — wahrhaftig gar nichts von Ihrer Unterhaltung. Auf diesem Platze habe ich Ihrer Rückkehr geharrt — ich mußte Gewißheit haben. Was ist Ihnen das Mädchen? Warum laufen Sie noch in der Nacht hinüber, um sie zu sehen? Lieben Sie Ruth?"

Sie hatte mit wachsender Leidenschaft und Erregung gesprochen. Eine athemstockende Angst klopfte durch ihre Stimme.

„Aber Clara," sagte Kotenhagen vorwurfsvoll und zugleich peinlich berührt.

„Antwort will ich," schrie sie. „Lieben Sie Ruth?"

Die Nachtigall verstummte plötzlich. Aber die stille, duftreiche Luft trug die gedämpften Klänge einer üppigen, sinnlichen, bestrickenden Musik herüber, die eine geübte Hand drinnen im Salon des Herrenhauses dem Flügel entlockte.

Clara Straß trat noch einen Schritt näher an Kotenhagen heran.

Sie stand ihm jetzt so nahe, daß er den heißen Hauch ihres Mundes spürte, daß er ihr rasches, keuchendes Athmen hörte, daß er den leidenschaftlich beschleunigten Schlag ihres Herzens zu vernehmen glaubte, aber diese Wahrnehmungen berührten ihn nicht.

Sie hatte mit einem Ruck den geheimnißvoll verhüllenden Vorhang von seinem Innern zurückgerissen, sie hatte seine Gefühle enträthselt, die Wirren in ihm entwirrt.

Jetzt blickte er klar. Aus dem Traum war Leben geworden.

„Bernhard, ich beschwöre Sie, antworten Sie mir," sagte sie und ein heißes, verzweiflungsvolles Flehen zitterte durch ihre Stimme. „Ich will schweigen wie das Grab. Nur Wahrheit! Nur Gewißheit — Lieben Sie Ruth?"

Er dachte nicht an die Motive, denen der leidenschaftlich durchglühte Ton der schönen Frau entstammte; er glaubte in ihrer Frage und in ihrer Stimme das Echo seines eigenen Gewissens zu hören.

„Ja!" sagte er laut und ruhig. Es klang beinahe feierlich wie ein Schwur.

Erst als er das inhaltsschwere Wort ausgesprochen hatte, wurde ihm die Bedeutung desselben bewußt.

Die Gräfin hob die Arme empor, als taste sie nach einer unsichtbaren Stütze, dann griff sie nach dem Herzen, schwankte, und ehe Kotenhagen es hindern konnte, sank sie mit einem schmerzlichen Aufschrei in das thaufeuchte Waldgras nieder.

Ein konvulsivisches Schluchzen erschütterte ihre Gestalt.

Die jahrelang mühsam niedergekämpfte, zurückgehaltene Leidenschaft hatte den mühevoll aufgebauten künstlichen Damm äußerer Selbstbeherrschung durchbrochen.

Kotenhagen war im Momente unfähig, ein Wort zu sprechen.

Die Entdeckung kam ihm zu überraschend. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Der gestirnte Himmel im Oktober.

Wenn wir Abends um 7 Uhr unsern Blick zum gestirnten Himmel richten, erblicken wir eine Reihe von glänzenden Sternbildern. Bald nach Sonnenuntergang taucht im Westen, doch etwas gegen Norden hin, ein rothstrahlender Stern erster Größe aus dem Dunkel des Himmels hervor. Es ist Arktur, der Hauptstern im Bootes oder Bärenführer. Bald wird auch das Siebengestirn oder der Himmelswagen im Nordwesten sichtbar. Verbindet man die drei Sterne, die die Deichsel des Himmelswagens bilden, und verlängert man diese krumme Linie über den letzten Stern hinaus, so trifft man in weiter Entfernung auf den oben erwähnten Arktur. Wer sich diese Verbindung merkt, wird sich immer wieder leicht unter diesen Sternbildern orientiren.

Hoch über dem Beobachter prangt die im schönsten Weiß schimmernde Wega. Nächst Sirius, der aber gegenwärtig am Abendhimmel noch nicht sichtbar ist, ist dieser Fixstern der hellste, den wir an unserem Sternenhimmel überhaupt sehen. Links von ihm, doch in einiger Entfernung, erblicken wir Deneb im Schwan und südlich von Wega und Schwan den gelblichen Adler.

Im Schwan steht ein Stern (die Astronomen bezeichnen ihn mit der Nummer 61), bei dem unter allen Fixsternen zuerst die Messung seiner Entfernung von der Erde gelang. Diese beträgt nicht weniger als 8 Billionen Meilen, d. h. sie ist rund 404 000mal größer als der Abstand der Erde von unserer Sonne. Eine solche Entfernung ist für unser Vorstellungs-Vermögen völlig unfaßbar. Zwischen zwei Schlägen des Herzens umkreist der flüchtige Lichtstrahl sechsmal das Rund der Erde; aber der nämliche Eilbote bedarf mehr als sechs Jahre, um aus der Ferne jenes Sterns bis herab zu uns zu kommen. Es gibt zwar Sterne, die wesentlich näher sind, als jener Stern Nr. 61 im Schwan; immerhin hat man noch keinen Stern gefunden, bei dem die Entfernung kleiner wäre als vier Billionen Meilen. Dagegen wissen wir mit Bestimmtheit, daß die meisten Fixsterne viel weiter, hundert, ja tausendmal weiter von uns abstehen, als jener Stern. Wega, der eben über unserem Haupte strahlt, gehört auch noch zu den Sternen, die uns verhältnißmäßig nahe stehen. Das Licht, das er eben in diesem Augenblick aussendet, trifft unser Auge erst in 17 Jahren. Der Stern kann inzwischen heller werden, er kann schwächer leuchten, er kann seine Farbe ändern, er kann sogar ganz verschwinden, das Alles werden wir nicht sofort inne, sondern erfahren es erst in 17 Jahren, weil das Licht, der Courier, der uns die Nachricht bringt, erst nach Verlauf dieser Zeit bei uns eintrifft.

Sehr schön ist nun auch die Milchstraße zu sehen. Sie zieht zur Abendzeit nach Nordosten in einem Bogen nach Südwesten. Der Adler steht im südlichen Arme der Milchstraße, Deneb ist ebenfalls in der Milchstraße zu treffen und zwar gerade da, wo sie sich in zwei Arme theilt. Mehr gegen Nordosten hin finden wir das schöne Bild der Cassiopeja beinahe ganz in der Milchstraße; es besteht aus fünf hellen Sternen, die die Form eines lateinischen W haben. Am nordöstlichen Horizont aber steigt die schöne Kapella in die Höhe.

Von den Planeten ist im Monat Oktober nur einer am Abendhimmel zu treffen; es ist Saturn, der schon ziemlich tief im Südwesten steht. Mars und Jupiter verschwinden in den Strahlen der untergehenden Sonne, und auch Venus ist noch immer unsichtbar. Sie erscheint erst in der zweiten Hälfte des November wieder als Abendstern.

Die Sonne steht am 1. Oktober bereits 3 Grad südlich vom Aequator, am letzten des Monats dagegen 14 Grad. In Folge dessen nimmt unser Tag im Oktober um 1 Stunde 47 Minuten ab. Der Mond erscheint am 4. als Neumond, am 18. dagegen als Vollmond.

Aus der Welt der Technik.

— Fahrräder mit Drahtachsen. Der bekannte Erfinder Hermann Ganswindt in Schöneberg bei Berlin hat sich um eine Verbesserung von Fahrzeugen schon verschiedentlich bemüht und neuerdings eine Drahtachse sich patentiren lassen, die gegenüber den in Kugellagern laufenden verschiedene Vortheile hat. Solche Drahtachsen nebst Lager kommen für Fahrräder, dann auch für umlaufende Scheiben in Betracht. Ihre praktische Probe hatte diese Erfindung bei Fahrrädern bereits bestanden. Zwischen die beiden Tragarme des Radgestells ist ein dünner Klaviersaiten-Draht aus dem zähesten Tiegelstahl als Radachse gespannt. Statt der festen Achse in Kugellagern dreht sich das Rad um diesen Klavierdraht als Achse. Der Reibungswiderstand ist geringer als bei Kugellagern. Da die Drahtachse nur auf Abscherfestigkeit (gegen Druck) in Anspruch genommen wird, ist die Gefahr, daß der Draht brechen könnte, sehr gering. Für ein gußeisernes Schwungrad von 88 kg reicht eine millimeterdicke glasharte Klaviersaite als Achse völlig aus. Bricht bei irgend einem unglücklichen Zufall doch ein-

mal der Draht, so kann der Fahrer trotzdem seine Fahrt ungestört fortsetzen, denn die Nebenenden werden von außen noch von einer an den Tragarmen festsitzenden Hülse umschlossen, die sie für gewöhnlich nicht berühren, in der sie aber laufen, sobald die Drahtachse bricht. Indeß kann der Radfahrer in einer Minute eine neue Drahtachse einziehen. Diese leichte Behandlung und Auswechselung ist ein werthvoller Vorzug der Drahtachsen; diese brauchen ferner nicht so viel Oel, als Kugellager und und sind drittens in ihrer Festigkeit mindestens den meist empfindlichen Kugellagern nebst Schalen gleich, wenn nicht bedeutend überlegen. Schließlich läßt sich natürlich ein solches Drahtachsenlager auch weit billiger und leichter herstellen als ein Kugellager mit allem Zubehör. Die Tragweite dieser Neuerung ist zunächst noch nicht zu übersehen. Bei Fahrrädern hat sie sich gut bewährt; jedenfalls stehen sie in leichtem Lauf nach den praktischen Proben keinem auf Kugeln laufenden Rade nach. Ausgeschlossen ist es, wie die Tägl. Rundschau bemerkt, keineswegs, daß selbst für Eisenbahnwagen u. s. w. diese Drahtachsen sich brauchbar erweisen. Ein Stahldraht von 2 Zentimeter Durchmesser würde für einen Eisenbahnwagen schon genügen. Wenn man damit die Stärke der jetzigen Achsen vergleicht, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß eine Stahldrahtachse bedeutend weniger Reibung verursacht, als eine gewöhnliche. Bricht der Draht, so läuft auch in diesem Falle die Nabe in der Hülse nach alter Weise.

Mannigfaltiges.

— Im Urfthal (Kreis Schleiden) wird eine Thalsperre gebaut, die künftig wohl für sich den Ruhm in Anspruch nehmen dürfte, das größte derartige Bauwerk Deutschlands oder sogar Europas zu sein. Wie man nämlich der „Kölnischen Zeitg." schreibt, wird die Sperrmauer eine Höhe und Stärke von je 50 Meter erhalten und ein Staubecken abschließen, dessen Inhalt mit annähernd 50 Millionen Kubikmeter viermal größer wird, als der im Lennepthal geplante und als der See der Gileppe-Thalsperre bei Verviers aufweist, die seiner Zeit als das merkwürdigste Bauwerk dieser Art galt. Die Bauleitung ist dem Wasserbauinspektor Frentzen von Aachen übertragen worden, der auch den Bau der Bonner Rheinbrücke geleitet hat.

— Die entführte Schwiegermama. Ein recht fatales Abenteuer ist, wie aus Bukarest geschrieben wird, dort einem unternehmenden jungen Don Juan passirt. Damian Vlada, ein reicher walachischer Schloßherr, war in heißer Liebe zu der schönen Anna Procovicz, der Tochter seines Gutsverwalters, entbrannt, die auch weit entfernt davon war, die Annäherung des reichen Freiers zurückzuweisen. Die Eltern des Mädchens jedoch mochten den Liebesschwüren ihres als unbeständig bekannten Gutspatrons nicht recht trauen und hielten schon seit Jahresfrist mit ihrer Einwilligung zurück. Unter diesen Umständen nun kam Damian zu dem Entschlusse, die Geliebte zu entführen und sich auf österreichischem Gebiete mit ihr trauen zu lassen. Er traf also alle nöthigen Vorbereitungen, von der Strickleiter an bis zu der mit feurigen Rossen bespannten Kutsche, und hob im Dunkel der Nacht sein vermeintliches Bräutchen, das noch keinen Laut von sich gegeben, auch das Antlitz nach Art der Römerinnen dicht verschleiert trug, zu sich in den Wagen. Wer indessen vermöchte das Entsetzen des jungen Mannes zu beschreiben, als er, endlich den Moment für seine Herzensergüsse gekommen glaubend, sich seiner künftigen — Schwiegermama gegenüber sah! Selbige hatte, da sie von der beabsichtigten Entführung Wind bekommen, für gut befunden, ihres Töchterchens Stelle einzunehmen.

— Plätze im Paradies. Man schreibt aus London, 23. Sept.: In der „Commercial Intelligence" erzählt ein russischer Korrespondent ein Vorkommniß, das auf die Leichtgläubigkeit der Ural-Kosaken ein amüsantes Licht wirft. Ein russischer Thierarzt, der bei ihnen Pferde einzukaufen hatte, fand, daß es kurz vor seinem Eintreffen einem Schwindler gelungen war, den biederen Kosaken eine ganze Reihe Eintrittskarten ins — Paradies zu verkaufen! Der Thierarzt sah verschiedene solcher Billete, die die Aufschrift: „Erste Reihe" trugen und 25 Rubel kosteten. Die hinteren Plätze waren bedeutend billiger.

— Treffend. A. „Es ist wirklich nicht recht von Ihrem Mann, daß er Ihnen das Vergnügen, an die See zu gehen, entzieht!" — B.: „Ja, ein Seeräuber durch und durch!"

— Kasernenhofblüthen. Unteroffizier (zu einem Dr. phil., der keinen Bauchaufzug fertig bringt): „Ha, nun werden Sie doch wohl einsehen, daß Ihr Leben verfehlt ist!"

Sinnsprüche.

Begriff ist Blitz! der Himmel kann ihn geben
Und leuchtend ihn auf's Haupt hernieder lenken,
Doch einer Alltagswelt gewöhnlich Leben
Kennt ihn allein als Stirne furchend Denken.
K. Siebel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 224. Dienstag, den 3. Oktober. 1899.

Einen Sommer lang.

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang;
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

Wenn wir uns von ferne sehen,
Zögert sie den Schritt,
Rupft ein Hälmchen sich im Gehen,
Nimmt ein Blättchen mit.

Hat mit Aehren sich das Mieder
Unschuldig geschmückt,
Sich den Hut verlegen nieder
In die Stirn gedrückt.

Finster kommt sie langsam näher,
Färbt sich roth wie Mohn,
Doch ich bin ein feiner Späher,
Kenn' die Schelmin schon.

Noch ein Blick in Weg und Weite,
Ruhig liegt die Welt,
Und es hat an ihre Seite,
Mich der Sturm gesellt.

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang,
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

Detlev von Liliencron.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

53 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren als Nachbarkinder zusammen herangewachsen, und wie sie als kleine Kinder unzertrennliche Spielgenossen waren, hatten das kluge und frühreife Mädchen und der nur um wenige Jahre ältere, nachdenkliche und schon damals zu philosophischen Anschauungen neigende Knabe auch später innige und enge Freundschaftsbande verknüpft. Dann trennten sich ihre Wege. Er kam auf das Gymnasium einer größeren Stadt; Clara siedelte auf mehrere Jahre in ein Schweizer Pensionat über. Als sie einander nach Jahren wiedersahen, hatte die vorgeschrittene Zeit wohl die dünne Scheidewand äußerer Formen zwischen ihnen errichtet — das vertrauliche „Du“ der Anrede war dem formellen „Sie“ gewichen — aber ihre Freundschaft war dieselbe geblieben. Nie hatte Bernhard von Kotenhagen daran gedacht, daß die Gefühle des schönen, bedeutenden, vielumworbenen Mädchens für ihn noch wärmerer Natur sein mochten, als die der Freundin für den Freund.

Hätte er es damals geahnt — wer weiß? Aber es war ja doch gut, daß es nicht so gekommen war, denn sie wäre ja doch nicht die „Rechte“ gewesen.

Jetzt freilich blickte er tiefer. Ihre übereilte Heirath „einer hoffnungslosen Jugendliebe wegen“, und noch manches Andere enthüllte sich ihm nun in klarer Beleuchtung. Nun, vielleicht war es noch nicht zu spät, gut zu machen, was seinetwegen verbrochen war. Seine eigenen Empfindungen und Interessen traten in den Hintergrund vor einem Entschluß, einem Vorsatz, der in ihm erwachte.

Er berührte ihre Schulter, er versuchte sie aufzuziehen.

„Clara! Liebe Clara!“

Sie schnellte empor und verhüllte ihr Gesicht und weigerte sich, seine dargebotene Hand zu nehmen.

„Ja, nun wissen Sie, was Sie längst hätten wissen müssen, wenn meine Gefühle den leisesten Widerhall in Ihnen gefunden hätten,“ rief sie schluchzend. „Ich habe mich tief erniedrigt. Ich, die Frau in reifen Jahren, die doch genug Selbstbeherrschung besitzen sollte, um die Schranken äußeren Anstandes um ihre Gefühle zu ziehen! Aber es war stärker als ich. Verspotten Sie mich. Verachten Sie mich, ich habe Ihre Verachtung verdient —“

„Clara! Meine liebe Freundin,“ sagte Kotenhagen erschütternd.

„Ich will nicht Ihre Freundin sein,“ rief sie außer sich, „lange genug habe ich meinen glühenden Durst

mit dem abgestandenen, lauen Wasser Ihrer Freundschaft zu löschen versucht. Ich mag es nicht. Ich will frisches Wasser aus dem sprudelnden, nimmer versiegenden Born Ihres Herzens — oder verschmachten. Ja, nun wissen Sie es, und nun zertreten Sie mich —"

„Clara," sagte Kotenhagen, ihre Hand mit sanfter Gewalt erfassend. „Beruhigen Sie sich. Ich Sie verspotten! Die Liebe einer Clara Straß ist ein köstliches Gut, das Jeden beglücken muß und das auch mich beglückt, denn ich liebe Sie ja auch, herzlich, innig, wie der Bruder die Schwester liebt. Aber die Liebe ist wie heißer Mittagssonnenschein, man sieht sie an und ist geblendet und kann nichts mehr recht erkennen und unterscheiden in dem glühenden Lichte. Wir Menschen täuschen uns nicht leichter als in unseren eigenen Gefühlen. Sie sind einsam, Clara, einsam und liebedürftig. Da haben Sie ein Phantom ausgestaltet und weil ich Ihr Freund bin, ihm meine Züge gegeben. Wer so ideal denkt, wie Sie, wer die höchsten Ideale —"

„Schweigen Sie," rief die Gräfin, „ich will nichts hören von Idealen. Ich hatte nur ein Ideal! Sie waren es! Das ist — das ist —"

Wieder erstickte ein ausbrechendes Schluchzen ihre Stimme.

Um Kotenhagen's Lippen zuckte ein feines Lächeln. So wenig fröhlich ihm zu Muthe war, er konnte nicht umhin, über die Selbstsucht zu lächeln, die in gewissen Momenten auch die Empfindungen und Handlungen der edelsten Menschen regiert. Diese Frau hatte den Kampf um das Ideale zur Aufgabe und zum Inhalt ihres Lebens gemacht, ihm alles untergeordnet, nun in der entscheidenden Minute traten die der Allgemeinheit gewidmeten Interessen zurück und schrumpften auf ein Minimum zusammen — vor — vor der kleinen Muskel des Herzens, die es laut rief: Ich bin Herr! Mir gehört das Szepter.

Die Gräfin trocknete sich mit ihrem Spitzentuch die Thränen.

Etwas von Kotenhagen's Ruhe ging auf sie über, theilte sich ihr mit; sie begann sich zu ermannen.

„Wir müssen jetzt Abschied von einander nehmen," sagte sie, noch immer zitternd, aber doch ruhiger, „ich habe Ihnen in einem unbewachten Augenblick, in einem Augenblick, wo ich selber nicht Herr meiner Handlungen war, einen Einblick in mein Inneres gestattet, den Sie nie hätten thun dürfen. Ich würde Ihnen nicht mehr am Tage in die Augen sehen können, ohne mich über mich selbst zu schämen. Morgen in der Frühe reise ich ab. Nach dem Vorgefallenen ist es nur wünschenswerth, daß unsere Wege uns nie mehr begegnen — Sie begreifen das, nicht wahr — Herr von Kotenhagen?"

„Nichts begreife ich, meine Clara," entgegnete Bernhard von Kotenhagen warm, „ich begreife nur eins: Daß Sie leiden, und wer leidet, der ist krank. Eine Kranke läßt man nicht ohne Weiteres reisen —"

„Glauben Sie, daß ich hier genese?" fragte sie bitter.

„Ja, das hoffe ich und darum fordere ich ein Versprechen von Ihnen! Das Versprechen, die volle Zeit, welche Sie mir von Anfang an schenken wollten, hier zu verweilen."

„Bernhard," rief Clara Straß. „Das ist entweder nur eine Phrase — oder Sie treiben einen grausamen Spott mit mir. Sie können mir diese Zumuthung stellen?"

„Ich habe bewußter Weise nie in meinem Leben eine Phrase gesprochen," entgegnete Kotenhagen ernst, „die andere Möglichkeit ist von vornherein ausgeschlossen; ich müßte Ihnen dann Ursache zu einer schlimmen Beurtheilung meines Charakters gegeben haben und das habe ich nicht. Was ich sagte, war mein Ernst. Ich lasse Sie nicht reisen. Ich bestehe darauf, daß Sie Ihr Wort halten und noch mindestens vierzehn Tage hier bleiben. Ich wünsche es. Geben Sie mir Ihre Hand. Versprechen Sie es mir."

„Die Gräfin blickte ihn zweifelnd an.

„Warum?" murmelte sie.

„Weil ich es will."

Sie lehnte sich müde an den Birkenstamm.

Bernhard von Kotenhagen nahm ihre Hand und zog sie in seinen Arm.

„Wir wollen gehen, Clara. Aber nicht eher, bis Sie mir Ihr Wort geben. Gelt, Clara? Sie bleiben?"

„Ich weiß nicht, warum Sie —"

„Gleichviel! Erfüllen Sie meinen Wunsch. Ich bitte Sie darum. Also —?"

Sie nickte müde, flüchtig.

„Meinetwegen."

Er küßte ihre Hand und drückte ihren Arm fester an sich und dann gingen sie schweigend zwischen den Hecken und Sträuchern des Gartens auf langen, schmalen, gewundenen Wegen dem Schlosse zu.

Durch einen Seiteneingang traten sie in das Innere des alten Schellehager Herrenhauses. Eine breite, dunkle Treppe mit geschnitztem hölzernen Geländer gingen sie hinauf, durch einen matterleuchteten Korridor bis zu einer am letzten Ende eingelassenen Flügelthür.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Magdgeschichten.

Seitdem in der Reichshauptstadt die Dienstmädchen-Bewegung ausgebrochen ist und einige verdrehte Vorkämpferinnen für Frauenrechte in Versammlungen die Mädchen darauf aufmerksam machen, daß sie sich in einer „gedrückten Lage" befinden, sind die Berliner Dienstmädchen noch rabiater, anmaßender und widerspenstiger geworden als früher, und es soll jetzt kein Auskommen mehr mit ihnen sein. Ein Berliner Mitarbeiter der „Köln. Ztg." erzählt folgende Geschichten:

In einem bürgerlichen Hause, wo der Hausherr und die Familie morgens zum Frühstück nach Landessitte ihre „Schrippe", d. h. ihr Weißbrödchen mit Butter genießen, tritt ein neues Dienstmädchen an. Schon nach dem ersten Frühstück erklärt sie, daß sie sich unwohl fühle; sie hat, wie üblich, auch ihre Butter, ihre Schrippe gleich allen anderen. Da sie sich auf ihre „Gemächer" zurückgezogen hat und auch vor Tisch nicht erscheint, so beschließt der wohlwollende Hausherr, zum nächsten Arzt zu gehen, um der Aermsten beispringen zu lassen. Die Hausfrau theilt der Leidenden, die auf ihrem Bette liegt, diese freundliche Absicht mit. Da aber springt diese empor, stürzt durch die Wohnung nach einem Fenster, reißt es auf und ruft dem Hausherrn unten auf der Straße gebieterisch zu: „Ach, kommen Sie doch schnell zurück! Um Gottes willen nur keinen Arzt!" Es entwickelt sich nun ein Zwiegespräch von oben nach unten, in Folge dessen vorläufig auf den Jünger Aesculaps verzichtet wird. Am Nachmittag aber wird der leidende Zustand so stark, daß man der Bitte nichts in den Weg legen kann, zu den Eltern zurückkehren zu dürfen, bis es wieder besser wird. Mit verbundenem Kopfe wankt man nach Hause. Am anderen Tage erkundigt sich die Hausfrau, die ohne Bedienung ist, nach dem Befinden. Schlecht, sehr schlecht! Es wäre unwahrscheinlich, daß die Tochter überhaupt den Dienst antreten könne. Aber die Mutter würde kommen, um mit dem Herrn des Hauses den Fall zu erörtern. Am anderen Tage erscheint denn auch die Mutter bei dem verwaisten Hausvater und sagt: „Ja, vielleicht erholt sich meine Tochter noch, aber bei einer solchen Kost muß sie ja zu Grunde gehen. Ihre Frau hat ihr ja nicht einmal ein Stück Wurst auf die Schrippe gelegt, und Schinken ist doch das mindeste!" Der Hausherr soll geantwortet haben, wenn die Frau Mutter nicht augenblicklich das Haus verließe, so würde er ihrer Tochter täglich ein Dutzend Austern anbieten lassen, aber er konnte nicht verhindern, daß im umliegenden Sprengel bei allen dienenden Geistern das Gerücht verbreitet war, die Kost sei bei ihm so schlecht, daß kein Dienstmädchen es aushalten könne.

In einer anderen Familie hatte man ein ganz junges, fünfzehnjähriges Ding angestellt. Ein Berliner Leibgericht sind „Pfifferlinge" (eine Pilzart). „Ach, bitte, kochen Sie keine Pfifferlinge für mich mit, ich esse so was nicht!" sagt der Balg, als die Dame des Hauses einen Korb voll vom Markte bringt. „Ach, Sie könnten mir doch morgen meine Schürzen plätten, bemerkt dieselbe Küchenherrlichkeit zu ihrer Herrin. Am anderen Tage fängt sie an, auszukramen: „Jetzt wird mal alles anders. Gegen die Herrschaften muß man immer mißtrauisch sein, denn die wollen einen ja nur ausnützen."

In einer dritten Familie aber glaubte die Hausfrau auf eine nach vieler Bemühung gefundene Küchenfee aus einem ganz neuzeitigen Grunde wieder verzichten zu müssen. Alles war zu beiderseitiger Zufriedenheit verabredet, die Köchin fand weder die Arbeit zu anstrengend, noch die Zeiteintheilung des Hauses zu unbequem, die Hausfrau hatte gern in alle anderen Bedingungen der „Perfekten" gewilligt, da kam die Schlußfrage des neuen Hausmitgliedes: „Kann ich Montags Früh bis 10 Uhr mein Rad putzen, oder wird es mir auf Kosten der Herrschaft in der Rosenthalerstraße geputzt? Sie müssen wissen, daß ich Sonntags mit meinem Bräutigam in den Grunewald radele; er aber hält darauf, daß die Räder gut geputzt sind, weil es mit die ungeputzten man immer Aufenthalt gibt. Das Geschäft in der Rosenthalerstraße aber ist zuverlässig, er läßt da auch putzen, und auch nicht zu theuer." Trotz der Freude, überhaupt eine Köchin gefunden zu haben, scheute die Hausfrau sich doch, die Kosten der wöchentlichen Fahrradreinigung auch noch in den Kauf zu nehmen. Der Hausherr aber, dem die Gattin beim Nachmittagskaffee diese neueste Erfahrung auf dem Dienstbotenmarkt klagend zum besten gab, erklärte diese Köchin für die beste der Küchendragoner, denn sie sei ganz fin de siècle. Sie ward demgemäß angenommen, kocht in der Woche bald besser, bald schlechter, und radelt alle Sonntage bis spät in die Nacht hinein mit ihrem „Verhältniß" im Grunewald herum.

Unter solchen Verhältnissen ist es kein Wunder, wenn die Straßen immer mehr zu Parlamenten und Auskunftsbureaus behufs Boykottirung mißliebig gewordener Herrinnen werden. Zu gewissen Tageszeiten, besonders morgens, wenn „Bolle" kommt, schallen die stillen Straßen wohlhabender Vororte laut wider vom Heergeschrei der erbosten Jungfern. „Bolle" ist nämlich eines der großen Molkereigeschäfte, das seine zwei-

spännigen Milchwagen nach allen Stadttheilen versendet und das Nahen der Wagen mit dem Geläute einer lauten Klingel ankündigt. Auf das Zeichen stürzen aus Häusern und Gärten der Nachbarschaft die Dienstmädchen mit ihren Milchtöpfen heraus, schreien laut über die Straße, lassen ihre Spottrede zunächst über den Kutscher ergehen, und während sie ihre gefüllten Milchtöpfe so schief halten, daß sie die „Vollmilch" vergießen, wird weidlich, häuserweit hörbar, über die Herrschaft gezetert. Dann zerstreut man sich im Bummelstreit nach allen Richtungen, und was ein rechtes Mägdlein ist, das geht dabei mit so ausgesucht langsamen Schritten, daß man deutlich merkt: Tendenz ist, die Herrin ja nicht durch pünktliches Heimkommen zu verwöhnen. Wer, ernsthaft gesprochen, diese Zustände genau kennt, kann nichts anderes sagen, als daß man alle Dienstmädchenversammlungen in Berlin mit Gartenspritzen auseinanderblasen und die Führerinnen der „Bewegung" dabei besonders „einweichen" sollte. Die Berliner Mädchen, die sich niemals bescheiden gezeigt haben, sind unter diesen Umständen vielfach frech geworden.

Mannigfaltiges.

— Sternenwärme. Man kann sich denken, daß der Erde von den Fixsternen nur ein sehr geringer Betrag von Wärme zukommen kann, denn sie sind zwar Sonnen, glühend wie unsere Erdensonne, aber zu ungeheuer weit von uns entfernt. Die heutige Wissenschaft hat sich daran gemacht, die Sternenwärme zu messen. Der erste Versuch fiel freilich entmuthigend aus. Vor einigen Jahren konstruirte der Physiker Boys einen kleinen Apparat zur Wärmemessung und brachte ihn in einem Spiegelfernrohr an; er vermochte auf diese Weise noch eine Wärmemenge nachzuweisen, die derjenigen einer Kerze in beinahe 3 km Entfernung entsprach. Trotz dieser außerordentlichen Empfindlichkeit erwies sich der Apparat als ungenügend, denn selbst die größten Sterne sowohl unter den Planeten wie unter den Fixsternen brachten keine Veränderung des Apparats hervor. Neuerdings hat der Physiker Nichols an der Yerkes-Sternwarte bei Chicago die Versuche mit noch viel feinern Instrumenten wiederholt und ist dadurch wirklich zum Ziele gelangt. Sein Apparat war noch fünfmal empfindlicher als der von Boys erfundene; und es ließ sich damit die Wärme einer Kerze nachweisen, die 24 km vom Beobachter entfernt war. Die wesentlichen Bestandtheile dieses zarten Instruments waren zwei Glimmerblättchen von je 2 mm Durchmesser, die auf der einen Seite geschwärzt und an feinen Quarzfäden in luftverdünntem Raum aufgehängt waren. Die Strahlen des betreffenden Sternes wurden durch einen Spiegel aus silberbelegtem Glas von zwei Fuß Durchmesser auf den Apparat gelenkt. Durch einen großen Siderostat wurde der Stern dauernd genau im Gesichtsfelde des benutzten Fernrohrs erhalten. Dieses Instrument ist so empfindlich, daß die Wärme des Mondes, der für uns doch als ein kalter Körper gilt, einen viel zu großen Ausschlag des Apparates hervorbrachte, um noch gemessen werden zu können. Es wurden dann sieben Reihen von Wärmebestimmungen an dem Fixstern Arcturus, dem hellsten Stern des nördlichen Himmels im Sternbild des Bootes, vorgenommen. Der Apparat zeigte sich stets merklich beeinflußt, und es konnte festgestellt werden, daß die Erdoberfläche von jenem Fixstern eine ähnliche große oder vielmehr kleine Wärmemenge empfängt wie von einer Kerze, die 8—9 km über dem Erdboden angebracht werden würde. Die Abschwächung der Wärmestrahlen durch die Atmosphäre ist dabei nicht in Abzug gebracht. Aehnliche Messungen gelangen auch mit der Vega, ebenfalls einem der hellsten Sterne unseres Firmaments aus dem Bilde der Leyer.

— An den Mäusethurm bei Bingen erinnert folgende kleine Begebenheit, die sich nach der Staats. Zeitung vor wenigen Tagen auf dem großen Obstanger bei dem Dorfe Blenddin bei Wittenberg zugetragen hat. Der Obster Huber bewachte seine gepachteten Obstplantagen, als er plötzlich, vom Elbhochwasser überrascht, nicht weiter konnte. Er erkletterte einen starken, hohen Apfelbaum und spähte nach Rettung umher. Aus seinem alten Gewehre gab er mehrere Nothschüsse ab. „Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor." „Wie weit er auch spähet und blicket — Und die Stimme, die rufende, schicket, — Da stößet kein Nachen vom sicheren Strand, — Der ihn setze an das gewünschte Land, — Kein Schiffer lenket die Fähre, — Und der wilde Strom wird zum Meere." — Doch bald gesellten sich eine große Anzahl Mäuse zu ihm, die ebenfalls dem nassen Element entronnen waren. Er konnte sich kaum ihrer erwehren. Nach etwa 24 Stunden wurde er vom Kutscher des Rittergutes Blenddin mit einem Kahne aus seiner bedrängten Lage befreit. Und als er im Dorfgasthause sich nach überstandener Angst und Noth laben wollte, da sprangen dem „Mäusekönig" der Burg „Hoher Baum" noch zwei kleine Graupelze aus den Kleidern.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 225. Mittwoch, den 4. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

54 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin gab ihrem Begleiter die Hand zum Gutenacht-Gruß. Die Hand war kalt wie Eis und sie bebte in der weichen, warmen des Mannes.

„Sie haben mir vorhin die Freundschaft gekündigt, Clara,“ sagte er leise, eindringlich, „ich aber nehme die Kündigung nicht an, denn diese letzte Stunde hat unsere Freundschaft erst besiegelt, sie getauft, geweiht. Ich habe ein Geheimniß in Ihre Brust gelegt, Sie eins in meine. Mein's bleibt bestehen. Ihr's war ein Traum, den Sie träumten — ist's nicht so? Ich kenne ja die Ursache Ihrer phantastischen Seelenspiegelung — — es ist das Fehlen des Glücks in Ihrem Leben. Sie haben viel Ruhm aber kein Glück in Ihrem Leben gehabt und Ihr Herz sehnt sich doch mit allen Fibern nach Glück; und da hascht es nach Scheinen und irrt in Labyrinthen und kann es in seinem störrischen Trotz noch immer nicht begreifen, daß das Glück an seine Thore pocht und daß es nur aufzumachen braucht, um es hereinzulassen. Denn Frieden und Glück ist nur da, wo eine Pflicht ist — — in der Erfüllung unserer Pflichten. Gute Nacht, Clara!“

Er öffnete die Flügelthüre.

Mit stummem Kopfnicken schritt die Gräfin an ihm vorüber in das vom Mondschein erhellte Zimmer. Hinter ihr fielen die Vorhänge zusammen.

Geräuschlos klinkte Kotenhagen die Thür in's Schloß.

Am Ausgang des Korridors begegnete ihm die alte Kammerfrau der Gräfin. Er befahl ihr, sich bei der Gräfin nach etwaigen Befehlen zu erkundigen.

Unten begab er sich durch dieselbe Thür, durch welche er eben mit Clara Straß gekommen, wieder in's Freie. Quer über den Hof schritt er an die Façade des Schlosses. Die Fenster des Erdgeschosses waren weit geöffnet.

In dem großen, mittleren Salon war eine Gesellschaft von ca. vierzig Personen versammelt. Vom Plafond des eleganten Raumes herab schaukelten sich zehn Milchglaskugeln wie ebenso viele Vollmonde in vergoldeten Ketten und hauchten ein warmes, klares Licht durch das Zimmer.

Am Flügel saß ein junger Mann und spielte. Weich und lieblich klangen die Töne und verschmolzen sich mit dem duftigen Zauber der Frühlingsnacht zu einer bestrickenden Harmonie.

Die Gesellschaft, durchschnittlich junge Damen in zarten Toiletten und junge Offiziere, gruppirten sich zu je zwei und drei Paaren um kleine Tische; aus grünen Römern wurde Maibowle getrunken. Zwischen der Musik erklang leises Geplauder, manchmal ein kleines, silbernes Lachen, dann wieder das Aneinanderklingen von Gläsern, das Auseinanderrauschen und Zusammenklappen der Fächer.

Bernhard von Kotenhagen lehnte draußen am Fenster und umfaßte mit einem eigenthümlichen Blicke das in seiner Gesammtwirkung reizende, effektvolle Bild.

Unweit von seinem Lauscherplatz saß Natalie in einem rothsammtenen Ecksopha einem nicht mehr ganz jungen, stattlichen Offizier gegenüber. Auf ihren gewöhnlich farblosen Wangen glühte ein brennendes Roth.

„Versichere, gnädige Frau — auf Ehre! War förmlich glücklich berauscht, Sie hier auf diesem entlegenen Erdenwinkel wiederzufinden,“ sagte der Offizier, seine verschleierte Stimme noch mehr herabdämpfend. „Gnädigste erscheinen mir wie die himmliche Verkörperung einer paradiesischen Vergangenheit — ach, es war die schönste Zeit meines Lebens.“

„Ja, es war auch die glücklichste Periode meines Lebens,“ antwortete Natalie leise, „auch ich gedenke oft mit Sehnsucht jener stillen, warmen Sommerabende in Baden-Baden, wo wir, umschmeichelt von Rosenduft und den Klängen der Kurkapelle, abseits von der glänzenden Menge und dem Lichtmeer des Restaurants auf einsamen Wegen lustwandelten —“

„Und Illusionen zu Hoffnungen verwoben, Hoffnungen, die unter dem Frostreif des Schicksals sterben —"

„Sterben? Sprechen Sie nicht vom Sterben. Sterben ist schrecklich. Hoffnungen, die entschlummerten —"

„Um wieder zu erwachen —"

„Und weiter zu leben —"

„Sich zu erfüllen?"

Die Stimmen dämpften so herab, daß Kotenhagen nicht mehr unterscheiden konnte, wem sie angehörten.

„Ich zehre noch heute von jenen herrlichen Stunden," sagte der Hauptmann, „Sie aber, gnädige Frau, fanden, wenn auch in anderer Weise, als wir damals ersehnten, auf diesem lieblichen, gottgesegneten Fleck Erde dennoch das Glück —"

„Das Glück," rief Natalie scharf und bitter. „Glauben Sie, ich sei glücklich? Bleiben Sie nur erst sechs Monate hier, und dann reden Sie weiter von diesem „lieblichen, gottgesegneten Fleck Erde". Es wird Ihnen rasch genug überdrüssig werden — Sehen Sie um sich, die Gesellschaft, auf die ich angewiesen bin, diese meist bürgerlichen Offiziere, die keine Ahnung von großstädtischer Lebensart haben, diese Landjunker, deren geistiger Horizont nicht über ihre Viehzucht und ihre Runkelrübenäcker hinausreicht, diese weiblichen Landpommeranzen und Kleinstädterinnen. Ach, wenn ich zurückdenke an die Zeiten meiner himmlischen Saison in Ostende und Baden-Baden mit ihren anregenden Vergnügen und ihrer glänzenden Gesellschaft — nein, ich mag nicht solche Remiscenzen heraufbeschwören, sie bringen mich zur Verzweiflung. Nicht wahr, Sie kennen den alten Vergleich vom vergoldeten Käfig und dem gefangenen Falken? Dann der endlose, endlose Winter! Froststarre Erde, kahle Bäume, oder auch eine unabsehbare Wüste von Schnee, und darüber das Krächzen der Dohlen — entsetzlich. Da kommt Niemand zu uns, höchstens die Nachbarn — der schwindsüchtige Straß mit seiner Mutter oder die Plessens, der alte Plessen, der immer nach schlechtem Tabak duftet, die hausbackene Alte und die antike Tochter. Auch der Pankewitzer Pastor beehrt uns öfter — die Herrschaften spielen Tarock und l'Hombre — nein, für solche Unterhaltung begrabe ich mich lieber, Migräne vorschützend, in die Kissen meiner Chaiselongue und träume von glücklicheren Zeiten — von Berliner Wintern, vom Eislauf auf der Rousseauinsel, von Kostümbällen und prächtigen Soireen — und zwischen den glitzernden Bildern der Vergangenheit ringt sich aus meiner gequälten Seele ein Rettungsschrei nach Befreiung aus dem Kerker dieser Verhältnisse — Erlösung."

Bernhard von Kotenhagen trat nun aus dem Schatten der Mauer heraus und schritt wieder dem Garten zu.

Nach langem, ziellosem Umherirren in den verschlungenen Wegen der Anlagen hemmte er seine Schritte vor dem Weiher, in dem sich der Mond spiegelte und auf dessen stiller, dunkler Oberfläche weiße Wasserrosen wie verstreute, schimmernde Perlen lagen.

Bernhard von Kotenhagen sah gedankenvoll in das stille, gleichsam schlafende Wasser hinunter. Zwei Gesichter schauten ihm aus dem blanken Spiegel entgegen, ein süßes, schmerzverzerrtes, leidenschaftdurchwühltes mit grell phosphoreszirenden Augen — Ruth und Clara — Clara und Ruth. Immer dichter rückten die Gesichter zusammen, ineinanderschwenkend, sich vereinend zu einem Januskopfe. Zwei Gesichter schwebten vor seinen geistigen Augen und zwei Worte tönten in grellem Echo durch seine Seele — Befreiung! Erlösung!

Als er nach langem Sinnen heimwärts ging, stand ein fertiger Entschluß in seiner Seele.

* * *

„Befehlen Gnaden die Lampe?" fragte die alte Kammerfrau, indem sie die Kerzen an dem Toilettenspiegel anzündete.

Die Gräfin verneinte.

Geräuschlos und behutsam streifte die alte Frau ihrer Herrin das seidene Gesellschaftskleid ab, löste ihr die langen, kunstvoll frisirten Haare. Sie hatte Clara Straß als Baby auf den Armen getragen; sie war in all den Jahren ihr zur Seite geblieben, sie kannte ihre Herrin vielleicht besser als diese sich selbst. Sie merkte diese Verstimmung im Wesen der Gräfin, wenn sie auch viel zu gut geschult war, um ihre Wahrnehmung durch ein Wort kundzugeben.

„Befehlen Gnaden eine Deshabilee?"

Clara Straß fuhr wie aus Träumen empor.

„Nein, Trulsen, nein. Ich will jetzt schlafen gehen. Ich ziehe mich selbst aus. Gehen Sie."

Sie riß die Bracelettes von den Armen und warf sie achtlos auf den Teppich.

Sie saß vor dem Spiegel; in dem Zwielicht von Mondschein und Kerzenschimmer trat ihre halb entkleidete Gestalt merkwürdig marmorn und geisterhaft aus der geschliffenen Krystallfläche heraus.

Clara Straß erhob sich und löschte die Kerzen aus

und setzte sich wieder in den Polsterstuhl und starrte vor sich hin.

Durch die unverhüllten Fenster fiel das Mondlicht und tanzte in großen, zitternden, flimmernden Ringen auf dem Teppich, an den Wänden, über die Möbel.

„Glück und Frieden — — — Erfüllung unserer Pflichten —“

Sie wußte, was er damit hatte sagen wollen, worauf er anspielte. Pflichterfüllung! Hatte sie nicht ihre Pflichten erfüllt, ihre Pflichten der Allgemeinheit, der Menschheit gegenüber? Oder gab es noch andere Pflichten, die sie nicht erfüllt hatte?

Eine lange Reihe von Ereignissen zog an ihr vorüber. Und zwischen dem Strom der unaufhaltsam auf sie eindringenden Gedanken thaten sich dunkle Gestalten hervor, gebieterisch Einlaß fordernd, sich Einlaß erzwingend — Anklagen, die sie hohnlachend abwies und die sie doch nicht erwehren konnte. Sie dachte an ihren Gatten, dessen heißes Werben um ihre Liebe sie immer schnöde und verächtlich zurückgestoßen und doch hatte er nichts verbrochen, als daß er sich anmaßte, anders als sie über die Probleme zu denken, „wie Welten regiert werden“. War die tiefe Niederlage, die herbe Demüthigung, die sie eben erlitten, eine Sühne, eine Vergeltung. Da strahlte ein Etwas durch das Dunkel — zwei Sterne, zwei blaue, unschuldige Kinderaugen, in denen sie einst ihre Welt gefunden und die dann auf ewig erloschen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Minna von Barnhelm im Vogtlande, unter dieser Ueberschrift erzählt Albert Borée in der „Dtsch. Bühnen-Genossenschaft“ die drollige Geschichte einer Bühnenaufführung in einem vogtländischen Dorfwirthshaus. „Als einziger Auftritt im Stücke fungirte eine Seitenthür „links ganz vorn“, sonst bot der Musentempel in seiner edlen Rundung nichts, was das Auge vom Spiel ablenken konnte; der himmelblaue Anstrich mußte Kulissen und Hintergrund ersetzen. Das Stück wurde, nicht eigentlich modern, auch nicht im Stil vergangener Tage, sondern in einem Phantasiekostüm gespielt, an dem jeder Obergarderobier seine helle Freude gehabt hätte. Der Major v. Tellheim z. B., dargestellt vom Nachtwächter und Küster, hat seine Gewandung aus sechs Opern, drei Operetten und einem Trauerspiel zusammengepumpt: hohe Schmierstiefeln, sogenannte Klütchentreter, eine Soldatendrillichhose mit rothen Generalsstreifen, der Rock des Landgendarmen mit französischen Offiziersepauletten, ein Feuerwehrhelm und ein rasselnder, langgehenkter Dragonersäbel, dazu weiße Lubowsky-Handschuhe von unsäglicher Größe. Sämmtliche „Künschtler“ hatten brav auswendig gelernt und „sagten gut auf“. — Nur kam der vogtländische Dialekt in argen Zwiespalt mit den Regeln der Bühnensprache, und außerdem berührte es immerhin eigenthümlich, daß die Mimen die scenischen Bemerkungen: „Er geht ab“, „bei Seite“ u. s. w. laut, als zum Text gehörig, mitsprachen.

Der Dialog entwickelte sich also folgendermaßen:

V. Akt, 10. Scene.

v. Tellheim: Zu Just wos sogste? Dös is net möglich! Sie? Sog's ner laut; sog's er ins Gesicht! Höre Se nur, mei Fröhln! Gelle?

Just: Der Wirth sogt, 's Fröhln vun Bornhalm hot den Ring, wo iech bei 'm versetzt, zu siech genumme; se hot'n fer ihrn erkennt, un will 'n nu net wieder rausgeem.

v. Tellheim: Is dös wahr, man Fröhln? Na, dös kah net wahr sei, gelle?

Das Fräulein: Lächelnd un fer wos net, Dellham? Fer was kah's net wahr sei?

v. Tellheim: Heft'g no, su sei's wahr! — Nu ergenn 'ch Sie, gelle, die Falsche . . . u. s. w.

Die Interjektion „gelle?“ war eine kleine Zugabe des Tellheim-Darstellers, womit er seine Rolle um ein Viertheil verlängerte. Das vollbesetzte Haus war in trefflichster Stimmung, die ein paar Intermezzi nicht beeinträchtigten, und die Mimen wußten sich zu helfen, denn als der Wirth um eine Scene zu früh auftrat und Tellheim ihn anschrie: „'s is doch ze früh itze, härschte's? Egal glabbste's net!“ da extemporirte der unerschrockene Darsteller: „No, do kimm iech äm später noch emol; do gieh'ch erscht Kaffee trinken, aaler Gunge (alter Junge)!“ und schob ab. Im fünften Akt erreichte der Jubel seinen Höhepunkt. Als Werner sein Frauenzimmer hatte, erhob sich ein wüstes Gejohle und Hurrahrufen, das Publikum stieg auf die Bänke und schrie, die Musiker bliesen Tusch und dröhnend schlug der Wirth den Zapfen in ein frisches Faß; im Tohuwabohu dieser Sphärenmusik gingen die letzten Worte Werners verloren und der Vorhang bemühte sich zu fallen, was ihm erst nach einigen mißglückten Versuchen gelang.

— Aus der Thierwelt werden einige interessante Beobachtungen der „Str. P.“ mitgetheilt: In einem Gasthaus, in dem ich mein Mittagbrod einzunehmen pflegte, lag, in der Regel unterm Billard, ein riesiger Neufundländer von sanftmüthigstem Charakter. Dieser Hund wurde öfters von einem zahmen Star geneckt, der zum Ergötzen der Gäste im Zimmer

herumspazierte und seinen Antheil vom Mittagessen kreischend forderte und erhielt. Dieser Star machte sich öfters den Spaß, die heraushängende Zunge des Hundes mit seinem Schnabel mörderisch zu bearbeiten. Eine Weile war der Hund ruhig, plötzlich aber schnappte er zu und der Star verschwand in des Hundes Maul. Die Stammgäste warteten ruhig auf die Entwicklung der Katastrophe, welche nur gelegentliche Besucher in Aufregung brachte. Denn nach ein paar Sekunden öffnete der Neufundländer sein Riesenmaul und heraus spazierte mit fröhlichem Gekreisch unser Starmatz, um flügelschlagend seinen großen Freund zu umtanzen. Dieses Manöver zu beobachten, hatte ich zu wiederholten Malen Gelegenheit. — Ein großes Bauerngut stand in Folge eines zündenden Blitzstrahles in Flammen. Im Schweinestall lag eine Muttersau bei ihren acht Jungen, als das Feuer die Wände des Stalles ergriff. Laut grunzend richtete sich die Sau empor, lief eine Weile ängstlich hin und her und begann dann alles Stroh, dessen sie habhaft werden konnte, auf die Ferkel zu häufen, welche sie in eine Ecke zusammengedrückt hatte. Dann legte sie sich selbst zum Schutze der Jungen davor. Als der Stall niedergebrannt war, fand man unter der halb verkohlten Leiche der Alten zwei Ferkel noch am Leben, die dann gerettet werden konnten. Die anderen sechs waren unter der Last der Alten erstickt; vom Feuer war aber kein einziges berührt. — In einem Karpfenteiche, der alle drei Jahre abgelassen und ausgefischt wurde, trieb ein großer Hecht sein Unwesen, der aber in der letzten Zeit nicht mehr bemerkt worden war. Der Teich enthielt einige alte, riesige Karpfen, wahre „bemooste Häupter", die beim Abfischen des Teiches sorgfältig geschont wurden. Eines Tages trieb einer derselben als Leiche auf den Wellen. Als er herausgeholt wurde, zeigte es sich, daß er das Gerippe des Hechtkopfes auf seinem Rücken trug. Der Hecht hatte sich derart in den Karpfen eingebissen, daß er sich nicht mehr befreien konnte und auf seinem Opfer krepirte. Sein Fleisch fiel nach und nach ab oder wurde von den Fischen gefressen, das Gerippe des Rumpfes aber löste sich von dem des Kopfes und dieser saß, gebleicht und theilweise moosumsponnen, fest in dem Rücken des Karpfens, der es jedenfalls schon geraume Zeit als unbequeme Last mit sich herumgeschleppt hatte.

— Ueber die Erfindung der Lokomotivpfeife erzählen englische Blätter nach der „Romanwelt" folgende zwar höchst unwahrscheinliche, aber doch ganz amüsante Geschichte. Als die ersten Bahnlinien in England angelegt wurden, war — bei der damaligen Fahrgeschwindigkeit der Züge — von einer Anlage der Fahrdämme, wie sie heute üblich ist, natürlich gar nicht die Rede. Die Geleise kreuzten die schon vorhandenen Landstraßen meistens in gleicher Höhe, und an eine Absperrung durch Barrieren oder andere Vorsichtsmaßregeln war damals noch nicht zu denken. Man überließ es einfach den Lokomotivführern, Menschen und Fuhrwerke von dem Schienenstrange fortzuscheuchen, und rüstete sie zu diesem Zwecke mit einer Art Signalhorn aus. Eines Tages nun, im Jahre 1833, fuhr ein biederer Farmer von Thornton nach Leicester, um seine Waaren, eine große Ladung von Eiern und Butter, auf den Markt zu bringen. Unterwegs mußte er ein Bahngeleise kreuzen — und unglücklicherweise nahte gerade ein Zug heran. Vergebens tutete der Maschinenführer auf seinem Horn — der Farmer hörte nichts. Ein Zusammenstoß war die Folge. Der Farmer wurde von seinem Wagen herabgeschleudert und blieb ohne nennenswerthe Verletzungen; Pferd und Wagen dagegen, sowie 80 Mandeln Eier und 50 Pfd. Butter waren verloren, und die Bahngesellschaft mußte den Schaden ersetzen. In Folge dieses Unfalles wandte sich die Direktion an George Stephenson selbst, mit der Bitte, doch irgend ein Instrument herzustellen, das bessere Warnungssignale geben könnte. Das Resultat war die Erfindung der Lokomotivpfeife.

— Ein indiskreter Diener. Gärtner (der den Fremden das Schloß zeigt): „Jetzt müssen wir uns etwas beeilen, meine Herrschaften, sonst wird der Schloßherr ungeduldig!" — Fremder: „Warum?" — Gärtner: „Der sitzt bereits im Wirthshaus und wartet auf Ihr Trinkgeld!"

Sechse, sieben oder acht.

Auf der Straße, an den Hecken,
Blüht es voller jeden Tag,
Rosen schwanken an den Stecken,
Fröhlich schwirrt's im Taubenschlag.
Drüben wo die Mädchen gehen,
Hab' ich keck mich aufgemacht, —
Plötzlich bleiben vor mir stehen
Sechse, sieben oder acht.

Blaue Bänder an den Hüten,
Vor der Brust den Nelkenstrauß,
Ach, vor lauter Blüh'n und Blüthen
Schau'n sie selbst wie Blumen aus.
Blaue Sehnsucht in den Blicken,
Guckt mich jede an und lacht. —
Könnt' ich doch an's Herze drücken
Sechse, sieben oder acht.

Ludwig Jacobowski.

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: J. Coy. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 226. Donnerstag, den 5. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

55 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Fort, fort mit diesen Gedanken. Nur nicht diese — —! Nur nicht diese —! O diese Qualen! Wer löscht sie? Wer lindert? Wer hatte sie bisher gelindert?

Die Arbeit. Ja, die Arbeit! Arbeiten —

Sie klingelte.

„Gnädigste Gräfin sind unwohl —“

„Nicht, Trulsen, gewiß nicht. Ich will noch ein Stündchen schreiben —“

Sie nahm das Manuskript, an dem sie bereits Monate arbeitete und legte es vor sich nieder und ergriff die Feder. Aber die Gedanken liefen wie wild geworden durcheinander. Ein paar Sätze schrieb sie, aber es war keine Klarheit, keine Logik darin.

Sie blätterte zurück.

Einzelne Worte sprangen ihr entgegen: „Ethische Zwecke“, „Kultur“, „soziale Reformen“, „Ideenbildung“, „selbstsüchtige Vertreter der Unterdrückung“ —

Was war das alles?

Sie starrte dumpf vor sich nieder.

Phrasen. Was war ihr Leben, was hatte sie geleistet? Was hatte sie von allen Mühen geerntet? Ruhm? Welcher Ruhm? Bis zur Unsterblichkeit war er nicht gediehen. Lange über ihr Grab hinaus würde er nicht dauern. Starb sie — o ja — die Zeitungen würden darüber reden. Clara Straß ist todt — herrliches, vielversprechendes Talent zu Grunde gegangen — Phrasen! Zwei oder drei Jahre weiter findet man den Namen Clara Straß nur noch vereinzelt auf dem Büchermarkt, noch einige Jahre weiter ist er ganz vergessen! Und darum hat sie in heißem Ringen Jahr um Jahr ihres Daseins verbracht, darum hat sie gearbeitet, gekämpft, gestrebt. Um eine schillernde Seifenblase.

Sie schleuderte die Feder in weitem Bogen von sich und verhüllte schluchzend ihr Gesicht.

Dies der Lohn des Lebens! Warum leben?

Dumpf hämmerte das Herz in ihrer Brust.

Ein Gedanke erwachte in ihr, der, kaum geboren, zum Entschluß erwächst.

Sie nimmt ein Kästchen von Ebenholz mit reicher Einlegearbeit aus dem Schranke und öffnete es. Büchsen und Fläschchen standen darin.

Sie entfernte die Fläschchen und Dosen und drückt an eine Feder der Seitenwand.

Ein Geheimfach springt auf, sie entnimmt ihm ein kleines, unscheinbares, glitzerndes Pulver.

Das Pulver mischte sie in ein Glas Wasser. Das soll der Retter, der Erlöser sein — —

Nein, sie kann nicht weiter leben mit dieser Last und mit der Erkenntniß.

Dann schiebt sie eine gläserne Eckthür zurück und tritt auf den Balkon.

Tiefes Schweigen ringsum, stille, friedvolle Mondnacht. Sammetweich umkost der Nachtwind ihre Wangen, ihre entblößten Schulten.

Sie will mit tiefem Athemzug das Glas zum Munde führen, da bebt ihre Hand und da steigen wieder Visionen vor ihrem Geist auf.

Was wird nachdem geschehen? Vielleicht ist man so barmherzig, sie an einem Herzschlag sterben zu lassen. Man wird tuscheln, flüstern, vermuthen und mit seinen Vermuthungen nicht allzu weit vom Ziele treffen.

Heiße, düstere Röthe überflammte ihr Antlitz.

Clara Straß eine Selbstmörderin? Eine Selbstmörderin unglücklicher Liebe wegen? Wie romantisch und wiederum wie widersprechend von den Aufstellungen und Dogmen, mit denen sie in ihrem Leben Andere überzeugen wollte.

Wiederum hob sich ihre Hand und wie vorhin die Feder, fliegt das Glas mit dem todtbringenden Inhalt weit über die eiserne Brüstung.

Ein leiser, scharfer Knall! Es ist zersplittert — —

Clara Straß seufzte.

Ihre Arme fielen schlaff herunter.

Die feierliche Ruhe der Natur that ihr wohl; eine fast andächtige Stimmung überkam sie in der klaren, zarten Helle des Mondscheins, dessen intensiver Glanz jedes einzelne Blatt der Baumkronen unterscheiden ließ. Es wurde heller und stiller in ihrer Seele.

Nach einer Weile trat sie in's Zimmer zurück.

Da setzte sie sich wieder in den Fauteuil vor dem Schreibtisch, löschte die Lampe aus, vergrub das Gesicht in das seidene Kissen und ließ den großen, heißen Schmerz ihrer Seele ausströmen in ihren Thränen.

* * *

„In einer Stunde haben wir das schönste Gewitter," sagte Kotenhagen, mit der Peitschenspitze auf einen Komplex schwerer, schwarzblauer Wolken deutend, zu einem neben ihm im Cab sitzenden Herrn in hellem Reisehabit und die beiden Trakehner schienen die Prophezeihung ihres Gebieters zu verstehen, denn es bedurfte nicht einmal des leisen Anknallens der Peitsche.

Wie beflügelt galoppirten sie die Chaussee hinunter. Vor und hinter dem feurigen Gespann stiegen mächtige Staubsäulen empor.

„Ein gehöriger Guß wäre uns, soll die Heuernte noch zu etwas kommen, nöthig wie das tägliche Brod. Eine handbreit kann's Gras immer noch holen. Drüben in Klein-Reeth ist die Weide stellenweise dem Ausbrennen nahe. Wie steht's bei Ihnen mit dem Graswuchs?"

Den Andern schien die landwirthschaftliche Erörterung nicht sonderlich zu interessiren. Er glättete seinen starken, braunen Schnurrbart und blickte angelegentlich seitwärts, nach der unruhig wogenden See.

„Also sie ahnt wirklich nicht das Geringste von meiner Ankunft?" fragte er, „wäre es nicht angezeigt gewesen, sie etwas vorzubereiten?"

„Nein," erwiderte Kotenhagen, „hätte ich Ihren bevorstehenden Besuch auf Schellehag auch nur mit einem Worte angedeutet, so würde sie unverzüglich ihre Koffer gepackt und den Staub meines Gutes von den Füßen geschüttelt haben. Keine Macht hätte sie zurückbehalten. Ein unerwarteter und unvorbereiteter Angriff hat in solchen Fällen immer die meisten Chancen.

Noch eine fürchterliche aufwirbelnde Staubfluth, dann zog der Wagen in einen breiten, schattigen, kiesharten Waldweg ein.

„Dieses Zusammentreffen auf Schellehag ist meine letzte Hoffnung und ich bin Ihnen grenzenlos dankbar, daß es durch Ihre gütige Intervention vermittelt wurde," sagte der Andere. „Ich liebe Clara, darum thue ich den ersten Schritt zur Versöhnung. Aber wie ich auch eine Wiedervereinigung mit meiner Frau herbeisehne, ich verlange auch ein Opfer von ihr. Sie soll ihre abstrakten Ideen aufgeben. Meinetwegen mag sie ihren Durst nach Berühmtheit durch belletristische Arbeiten stillen, aber sie soll keine tendenziösen Schriften mehr verfassen."

Kotenhagen ließ die Gerte seiner Peitsche durch die Luft spielen und veranlaßte dadurch ein verstärktes Ausgreifen der Trakehner.

„Ja, ja, mein lieber Uelzen," sagte er, „das ist so. Zwei harte Steine mahlen nicht gut zusammen."

„Ich habe mich, wie Sie wohl wissen, bereits seit Jahren, seit meiner Trennung von Clara, vom politischen Leben zurückgezogen und bewirthschaftete meine Güter. Sie sehen, ich bin ihr vorausgegangen, sie soll es mir nur nachthun. Wolle Gott, es gelänge mir, ihr störrisches Herz zu besiegen. Die Trennung bedeutet einen Riß durch mein Leben, an dem ich, ich fühle es, über lang oder kurz zu Grunde gehe."

„Wir wollen auf ein glückliches Resultat unserer Bemühungen hoffen," sagte Kotenhagen, „dort geht sie übrigens — sehen Sie?"

Graf Uelzen's durch Aufregung und Spannung geschärfte Augen folgten Kotenhagen's bezeichnender Handbewegung und bahnten sich durch das Gedränge der Baumstämme zu der stattlichen Erscheinung seiner Frau, die in dem weißen, gestickten Battistrock, der rothseidenen Blouse und dem großen Florentiner Strohhut einen ebenso vornehmen wie anmuthigen Eindruck gemacht.

Clara Straß wäre wahrscheinlich nicht so ruhig ihres Weges gegangen, hätte sie geahnt, wer der neue Gast war, den Bernhard von Kotenhagen sich eben von der Bahn geholt hatte und wessen Augen sie soeben verfolgten.

Die schwüle, drückende Gewittertemperatur hatte sie aus dem Hause und dem Garten in das schattige Dunkel des Waldes getrieben, aber auch hier preßte sich ihr die schwere, heiße Luft mit erstickender Gewalt auf die Stirne. Wie unsichtbarer Feuerqualm erfüllte die Hitze die sonst so frische, Waldatmosphäre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die „A. A." bringt über die bekannte Tuntenhausener Bauernbund-Versammlung, in welcher die Herren Dr. Daller und Dr. Schädler ihr Licht nach ihrer Weise leuchten ließen, folgendes ergötzliche Poem: Und als die neuesten Brücken waren verschwunden — die alten aber noch immer stunden — als die großen Wasser sich hatten verlaufen — da kamen sie wieder in hellen Haufen — in langen Talaren, in Röcken und Flausen — kamen sie alle nach Tuntenhausen. — Und gepackt von festlichem Gefühle — schwang sich auf einen der nächsten Stühle — mit dem Schwung eines Jungen in der That — Herr Dr. Daller, der neue Prälat. — Erst kratzt er sich an den blauen Strümpfen — dann begunnt' er alsogleich zu schimpfen — auf den seligen Lucius, den Minister — hieß ihn einen liberalen Philister — und daß er oftmals Kirche und Staat — ja die einfachsten Begriffe verwechselt hat. — Und als der Prälat nach christlichen Geboten — hatte den Fußtritt versetzt dem Todten — fuhr er weiter in seiner Klage — (er hatte kein Zahnweh an diesem Tage) — und sprach: das ganze Phrasenthum — der liberalen Presse sei gar zu dumm, — es lernten niemals die journalistischen Nickeln — wie auf der Welt sich die Dinge entwickeln — und wenn ein Geistlicher hint' in Brasilien — pflückt ein Bouquet sich aus Tulpen und Lilien — dann schreien die „Neuesten" unverholen: — „Seht da, seht da, das hot er gestohlen!" — Und das nennen sie Anstand, Gerechtigkeit — o mein Gott, o mein Gott, da fehlt's weit! — Und die Wahlbezirke für Reich und Arm — sei Advokaten-Machwerk, daß Gott erbarm' — das seien, wie Jeder weiß, Arm und Reich — die schlimmsten Kumpane im Königreich. — Wie man es verstünde, die Katholiken — in der fröhlichen Pfalz hinauszudrücken — da müßte selbst dem sanftesten Hirschen — der Zorn das Innere durchknirschen. — Und weiter sprach der Prälat: Es macht sich — seht Freunde, wir stehen auf sechsundachtzig — und brächten wir's gar einmal auf Pari — ich fäng' vor Freud' wie eine Kanarie — allein (und hier fing er an zu weinen) — es geht zu Ende, ich spür's in den Beinen — das thut mir leid nur Euerthalber — denn da hilft kein Quack- und kein and'rer Salber. — Und dabei jammerte er sehre — weil er in fünf Jahren schon 70 wäre — und wie er halt in Gottesnamen — zur nochmaligen Wahl gesagt hab': Amen! „Bin ich aber 70", rief er, „Erlauben's — dann geht es nimmer!" Die andern: „Wir glauben's!" — — Und da es ihrer im Ganzen nur zweie — kam gleich der Andere an die Reihe — ein Politikus feinster Nase! — mit Witz gespickt, wie mit Speck ein Hase — der die Domkapitularerei — eigentlich nur betreibt so nebenbei — und was nicht ohne alle Bedeutung — ein intimer Freund der „Abendzeitung": — Herr Dr. Schädler! der schneidigste Hans — der bayerischen ecclesia militans. — Wie der nun ab initio Gift und Gall' — spritzte gegen mein Leibjournal — schimpfirt es ein Evangeliweib — für Durchschnittsphilister zum Zeitvertreib — sprach von liberalen Unkenteichen — von Hochmuth, Verknöcherung und dergleichen — da dacht ich: das trillert wirklich fein — das muß 'ne (Kapitu)-Lerche sein! — Dann pendelte er so lari — lori und kam auf den Ritter von St. Gregori: — es ließe der fürnehmste ihrer Helden — durch ihn zum Appell sich heute melden — denn er hätte nicht können kommen — weil sein Rößlein Schaden genommen — es gehe auf einem Fuße lahm — er wisse selbst nicht, wie es kam — auch müsse er sein Ritterschwert putzen — dem kommenden Landtag zu Fromm und Nutzen. — Riß dann einen Witz, es war ein feiner — aber verstanden hat ihn keiner. — D'rauf stach „der Kirche edler Herr" — etwas mit der Stang' im Nebel umher — sprach dann vom Triumph der Lederhosen — von ihrem Wahlsieg, dem überaus großen — und äußerte seine Freude mächtig — wie alles gegangen sei so prächtig — wie sich herrlich geschlagen die schwarzen Kuli — am 10. sowohl, wie am 19. Juli — und wie — was mit dem Sozi sich zutrug — nur gewesen sei staatsmännisch und klug; — denn wenn es gilt, ein Mandat gewinnen — könnte man auch mit dem Teufel Freundschaft spinnen — und hätten die Sozi Teufelskrallen — sie wären ihm lieber als die Liberalen. Da fiel wieder ein Witz, ein feiner — aber verstanden hat ihn keiner. — Bald springt mir, rief er, der Knopf der Geduld — jetzt empfehlen sie gar den Wotan-Kult — sie preisen, und das nennen sie liberal, — König Gustav Adolf, den Länder-Schakal, — sie wollen das alte Testament abschaffen — und kennen das neue nicht, die Laffen — und nach Tuntenhausen höchst wahrscheinlich — kommt nächstens auch noch der Pfarrer Bräunlich — dann aber, liebe Freunde, entledigt — euch seiner schnell, bevor er predigt. — Der Durchschnittsphilister, seht, so ist er — er sagt, wir wollen stürzen Minister — I, Gott bewahre! Doch wenn wir's thäten — von unseren Leuten genug wir hätten: — Herr Heim für Inn'res, Phosphat und Guano — Herr Sickenberger für Kult und das Fortepiano — Ich se'ber würde das Aeußere nehmen, — zur Finanz müßt' sich der Prälat bequemen — zehn

hätten wir für den Krieg, o je! — wir brauchen's nicht, wir streichen das Kriegsbudget — und mit dieser einfachen Wandlung — verschwindet jede Soldatenmißhandlung. — Dabei aber dacht' er im Stillen sich: — (gesagt hat er's freilich nicht öffentlich) — o! wenn wir da oben uns breit machen kunnten — dann kämen wir wohl nicht mehr nach Tunten- — hausen, um da Programm zu parliren — wir blieben daheim und thäten regieren. — Auch für die verehrliche Lehrerschaft — legt' er sich ein mit aller Kraft. — Er will nicht, daß der Lehrer den Besen führt — dazu wär' er doch schon zu studirt — doch das Orgeln verbieten, sei er weit entfernt — denn wozu hätten sie's denn gelernt? — Es sollen die Lehrer nur Orgel spielen — das erhebe zu schönen, hohen Gefühlen — die aber zum Schubert helfen thäten — die dürften nur mehr die Orgel — treten. — Dann aber eilt er schnell zum Schluß — weil er heut' noch auf den Bahnhof muß — und da fiel nochmal ein Witz, ein feiner — aber verstanden hat ihn Keiner.

— Das Thermometer in der Küche. Ein bekannter Arzt schreibt: „Noch nöthiger als Salz- und Pfefferbüchse gehört ein Thermometer auf jeden Tisch, in jedes Buffet, sonst heißt es schließlich: „Wer nicht auf das Thermometer hört und sieht, der muß es einmal bitter fühlen!" Und er hat recht. Zu den unentbehrlichsten Dingen in der Küche gehört das Thermometer, um den Grad der Speisen beim Auftragen bestimmen zu können; denn gewöhnlich genießen wir die Speisen viel zu heiß, was oft schwere Schäden für die Gesundheit und Leben nach sich zieht. Zunge und Gaumen werden mit der Zeit abgehärtet und verlieren die richtige Empfindung, aber am Magen rächt sich eine derartige Ueberschreitung der Gesundheitsregeln oft schwer. Besonders in einem Hause, wo kleine Kinder sind, ist das Thermometer unentbehrlich. Es kommt hier nicht nur auf die richtige Beschaffenheit der Nahrung allein an, sondern daß dieselbe den richtigen Wärmegrad besitzt und ihn nicht überschreitet. Bei einem ganz jungen Kinde soll die Milch nur 28 Grad R. haben. Für etwas weiter vorgeschrittene Kinder darf dieselbe schon 30 Grad messen. Nach unserem Gefühl können wir dies nie so sicher feststellen, und doch ist es von der größten Wichtigkeit. Für Erwachsene soll die Suppe höchstens 36—38 Grad haben, Kaffee, Thee und Chokolade höchstens 28, Bier nicht unter 9 und Wasser 8—10 Grad R. Wie oft wird aber gegen diese Gesundheitsregeln gefehlt! Dampfend kommt das Essen auf den Tisch, die Kinder stürzen hungrig darüber her und haben den Schaden davon; Zähne und Magen leiden dadurch, und die fürsorgliche Mutter trägt die Schuld. Wer nämlich sehr hastig ißt, gibt nicht auf den Wärmegrad der Speisen acht. Die vielen Speisenröhrenverengungen, Magenerschlaffungen und schlechte Zähne sind meist auf das Genießen zu heißer Speisen zurückzuführen."

— Eine Ehrung Schillers in der Schweiz. Das Organisationskomitee der an dieser Stelle besprochenen Tell-Aufführungen, welche diesen Sommer mit größtem Erfolg auf dem klassischen Boden von Altdorf, Kanton Uri, im eigens hiefür erbauten Spielhause stattgefunden haben und im Sommer des Jahres 1900 wiederholt werden, hat zum ehrenden Andenken an den Sänger Tells das Schiller-Denkmal (Mythenstein) im Vierwaldstättersee beim Rütli mit einem riesigen Alpenrosenkranz schmücken lassen. Die 2 m lange weiß-rothe Seidenschleife trägt die Widmung: „Dem großen Dichter Friedrich v. Schiller — Die Tell-Spielgesellschaft Altdorf."

Und sie gefielen mir Beide.

Zur Morgenfrüh hab' ich erlebt
Wohl eine liebe Freude,
Zwei Mägdlein standen am Gartenzaun,
Das Eine war blond, das Andere braun;
Und sie gefielen mir Beide.

Das Eine war ernst gegürtet und blaß,
Gehüllt in dunkle Seide,
Das Andere leicht geschürzt und bunt,
Mit Veilchenaug' und Rosenmund;
Und sie gefielen mir Beide.

Da scholl von der Kirche Glockklang
Zum Jubel oder zum Leide,
Die Eine erglüht und betet leis,
Die And're trillert muntere Weis;
Und sie gefielen mir Beide.

Da scherzten zu Paaren in Liebeslust
Die Schäflein auf grüner Weide,
Die Eine senkt das Auge mild,
Die Andere hüpft und jauchzet wild;
Und sie gefielen mir Beide.

Da kam ein Vöglein geflogen herbei,
Sich bergend im nahen Getreide,
Die Eine horcht dem fröhlichen Sang,
Die Andere hebet den Arm zum Fang;
Und sie gefielen mir Beide.

Da neigte ich, betteln um einen Kuß,
Mich über des Zaunes Scheide;
Die Eine blickte mit strafendem Stolz,
Die Andere blinzelte gegen das Holz;
Und sie gefielen mir Beide.

Peter Rosegger.

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: J. Coy. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 227. Freitag, den 6. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

56 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Nach kurzer Wanderung ließ sie sich auf einem moosgepolsterten Baumstumpf nieder und beobachtete zwei Knaben, die Gräser, Farren und Waldblumen sammelten, welche der Eine zu einem kunstvollen und reizenden Strauß zusammenfügte.

„Du bist der reine Gärtner," sagte sie freundlich, „willst Du mir den Strauß verkaufen?"

„Nein."

„Nicht? Warum nicht?"

„Der ist für das gnädige Fräulein."

„Ah so! Die wird ihn kaufen?"

„Nicht kaufen. Den schenken wir ihr. Sie mag die Waldblumen. Es macht ihr Freude."

Die Knaben sprangen weiter.

Das neue Fräulein! Ja richtig. Sie befand sich bereits auf Pankewitzer Gebiet, nicht weit vom Pankewitzer Herrenhause. Durch Bernhard hatte sie Maria Coczinsky's Indentität mit Ruth von Bookendaal erfahren. Auch einige Daten über die stattgefundene Veränderung hatte er ihr mitgetheilt, die Adoptirung durch Ruth's Tante und die Warschauer Erbschaft — —

Wenige Tage nach jenem unglücklichen Abend im Parke hatte er selber davon angefangen.

Clara grübelte vergeblich über die Art seiner Beziehungen zu der nunmehrigen Pankewitzer Gutsherrin.

Auf ihre direkte Frage hatte er mit einem unvermittelten „Ja" geantwortet und doch kannte sie ihn gut genug, um zu wissen, daß seine Gesinnung viel zu fest und ehrenhaft war, um eine leichtfertige aussichtslose Liebeständelei anzubahnen.

Während sie sich tiefer in ihre Betrachtungen einspann, bemerkte sie nicht, daß sich der Wald immer mehr verfinsterte. Erst ein greller Blitzstrahl und ein knatternder, sich in ein langnachhallendes Grollen verlierender Donnerschlag weckten sie. Gleichzeitig näßten ein paar schwere Regentropfen ihr Gesicht. Eine Minute schwankte sie, ob sie den kürzeren Weg über das schützende Dach des Pankewitzer Herrenhauses oder den längeren nach Schellehag wählen sollte, dann wandte sie sich, kurz entschlossen, dem Pankewitzer Schlosse zu.

Kaum hatte sie das Herrenhaus erreicht, als ein wolkenbruchartiger Regen herabrauschte.

„Eine Obdachlose erbittet sich den Schutz Ihres gastlichen Hauses, gnädiges Fräulein," rief sie scherzend. „Ein gütiges Schicksal bewahrt mich für die Strafe meines Leichtsinns — — bei drohendem Gewitter in Hut und Taille einen langen Waldspaziergang zu machen — — Hoffentlich nehmen Sie die „Verirrte" in Gnaden auf — — —"

„Ich bin dem Zufall, der mir einen so liebenswürdigen Besuch bringt, innigst verbunden," sagte Maria Coczinsky in ihrer schlichten, freundlichen Art, „bitte, machen Sie es sich bequem, Frau Gräfin. Meine Freundin, Fräulein Stuhr, Herr Pastor Heller — Frau Gräfin Straß — die Herrschaften kennen einander wohl schon?"

Clara Straß mußte die Dämmerung des Gemaches erst eine Weile auf sich einwirken lassen, ehe sie die in den weiten Dimensionen des Raumes fast verschwindenden Personen erkennen konnte.

„Freilich! Alte Bekannte!" sagte Clara, dem Pastor die Hand schüttelnd.

„Von heute an bekenne ich mich zum Glauben an den Magnetismus der Seelen," scherzte Pastor Heller.

„Wir unterhielten uns soeben mit Ihnen, oder vielmehr mit Ihrem neuesten Geisteskinde „Vorwärts!" ergänzte Maria.

„Ach, da habe ich eine Kritik unterbrochen —"

„In der Fräulein Coczinsky das Für und ich das Wider verfocht —"

„Natürlich Sie! — — meinen verbindlichsten Dank, gnädiges Fräulein! Bitte fahren Sie in Ihrer Unter-

haltung fort und gönnen Sie mir das Vergnügen, mich des „Für's" zu schmeicheln und mich des „Wider's" zu wahren."

„Um Ihnen dies Vergnügen zu gönnen, verehrteste Gräfin, erkläre ich mich sofort bereit, den letzten Satz meines Vortrages zu wiederholen," sagte der junge Geistliche mit humoristischer Stimmfärbung. „Clara Straß' jüngstes Geisteskind hat seine Vorzüge, aber auch seine großen Schwächen! Es rechnet in seinen Behauptungen und Anführungen mit einseitigen Faktoren. Es geißelt in scharfen Worten die Intoleranz der verschiedenen Religionen untereinander, indem es beweist, daß jede Religion sein Gutes, also auch seine Ideale habe. Und doch ist das Buch „Vorwärts" im Tone krassester Unduldsamkeit geschrieben, indem es nur die Bestrebungen der von der Verfasserin vertretenen Ansichten als ideal anerkennt, den Idealen sämmtlicher anderer politischer Parteien dagegen kurzer Hand das Leben abspricht. Ich behaupte im Gegensatze zu dem Buche, daß ebenso wie jede Religion auch jede Partei ihre Ideale hat und besonders die von Clara Straß im „Vorwärts" so arg mißhandelte konservative Partei möchte ich in dieser Hinsicht vertheidigen. Ist das Festhalten an den Traditionen der Väter, der Religion, der unverbrüchlichen Treue zu Gott, Kaiser und Reich nicht auch ideal? — —"

„Vielleicht halten Sie den Antisemitismus auch für ideal!" sagte Clara Straß.

„Der Antisemitismus bildet keine „Partei", sondern ist nur ein Anwuchs, eine durch krankhafte Zeitströmungen angesammelte Materie, die der gesunde Sinn unseres Volkes mit der Zeit auch wieder ausscheiden wird. Die mit dem Antisemitismus verquickten Konservativen haben keinen Anspruch auf die Bezeichnung konservativ, weil sie die Verfassung, nach welcher alle Konfessionen vor dem Gesetz gleich sind, nicht erfüllen, sondern vernichten sollen."

„Sie machen in Ihrem Buche den Vorschlag zu einer Vereinigung, zur Bildung einer neuen Partei, die sich über die bereits existirenden erheben und die durch ihre Popularität allen anderen politischen Fraktionen den Garaus machen soll," sagte Maria Coczinsky, „ich habe diesen Plan mit Freuden begrüßt und mit Interesse die Entwicklung ihres Programmes verfolgt, da ich früher mit Vorliebe denselben Gedanken bearbeitete."

„Glauben Sie, daß mein Vorschlag Anstoß zu einer Bewegung in unserem Sinne geben wird?" fragte Clara gespannt.

„Jedenfalls wird man den in dieser geistreichen Form und mit so scharfer Logik zum Ausdruck gebrachten Gedanken erfassen und prüfen — —"

„Aber nicht ausführen," sagte der Pastor, „es wäre das Thörichteste, was man thun könnte. Die Idee einer neuen Partei kann allerdings von einem Impuls geboren werden, eine Partei aber muß erst langsam und organisch erwachsen, ehe sie an die Oeffentlichkeit tritt. Sie würde sonst unbarmherzig von kräftigeren Elementen zu Boden geworfen werden; aus dem Ideal würde eine Karrikatur."

„Ich habe auch weniger an eine politische Partei als an eine ethische Bewegung gedacht," entgegnete Clara, „etwas muß geschehen —"

„Ueberzeugen Sie nur die Leute, daß jeder Einzelne sich einen Kreis sozialer Arbeit schaffen muß," sagte Pastor Heller, „jeder muß sich einen Staat gründen, je nach seinen Verhältnissen, groß oder klein, und bestände der Staat auch nur aus einer nothleidenden Familie. Erst der Einzelne, dann in Reih und Glied. Sonst werden doch alle Reformen verhallen und verschallen."

„Möchte der neue Tag des neuen Jahrhunderts uns einen neuen Zeitgeist geben! —"

„Möchte er uns nur den Frieden mit unseren Mitmenschen bringen, das wäre genug," sagte Maria Coczinsky.

Sie lehnte mit unterschlagenen Armen gegen das Fenster.

In dem schmucklosen, blaßgelben Cachemirkleide glich sie einer wundervollen Statue.

„Sie ist hinreißend schön," dachte Clara, ich wundere mich nicht, warum er" — — — und plötzlich zitterte eine großmüthige Regung durch ihre Seele.

Ein Gedanke bahnte sich an — — Wenn sie Bernhard die unwürdige Fessel abstreifen und ihm zu einem neuen, heißersehnten Glücke hülfe — — — die Genugthuung freiwilliger Entsagung leuchtete in ihr auf und mit dem Enthusiasmus ihres Naturells warf sie sich sofort dem neuen Entschluß in die Arme.

Andere beglücken — — —

Während sie im Stillen ein Gelübde that und im Geiste daran dachte, ganz den großen Plan des Gelübdes auszugestalten, lenkte sie die Unterhaltung in die Bahnen eines allgemeinen, gleichgültigen Gespräches.

Nach einer Viertelstunde hielt der Regen auf. Clara erhob sich, um zu gehen.

„Ich werde Sie, falls Sie uns Ihre Gesellschaft nicht länger schenken wollen, nach Schellehag hinüber fahren lassen," sagte Maria.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Blumenthal und Kadelburg. Goethe hat seinem „Faust“ einen zweiten Theil folgen lassen, trotzdem er mit dem ersten Theil nicht 300 000 Mark verdient hat, wie die glücklichen Verfasser des „Weißen Rößl“. Wer wird es daher den Letzteren verdenken, daß sie ebenfalls diesem ihrem Meisterwerk eine Fortsetzung folgen ließen. Blumenthal und Kadelburg sind sehr geschickte Theaterwerkmeister und witzige Köpfe. Nur mit der Erfindung und Gestaltung hapert es bei ihnen. Sie haben es sich diesmal in dieser Beziehung recht leicht gemacht. Zu ihrem neuesten Schwank „Als ich wieder kam“ nahmen sie einfach die bereits „Im Weißen Rößl“ erprobten Hauptgestalten, dichteten um dieselben eine echte Schwankhandlung und verließen sich im Uebrigen auf ihren Witz und die Anspruchslosigkeit des großen Publikums. So kam wieder ein durchschlagender Lacherfolg zu Stande, der sich für ihre Taschen in klingenden Lohn umsetzen dürfte. Im Mittelpunkt des neuen lustigen Stückes steht der in deutschen Theaterlanden genugsam bekannte Berliner Glühstrumpf-Fabrikant und Weißbier-Philister Giesecke, der sich in dem Jahr, das seit den weltgeschichtlichen Vorgängen „Im weißen Rößl“ verflossen ist, zum *angenehmen* Schwiegervater ausgewachsen hat. Er weicht nicht von der Seite seiner jung verheiratheten Tochter und geräth jeden Augenblick mit seinem lieben Schwiegersohn, dem Rechtsanwalt Dr. Siedler, in Zank und Streit. Dieser will wenigstens in der Ferienzeit diesem unangenehmen „Pechpflaster“ entgehen und verfällt deshalb auf den Gedanken, mit seiner Frau eine Reise nach dem Nordkap zu unternehmen. Aber Papa Giesecke als unverfrorener Berliner findet, daß „det jrade wat Scheenes“ ist, da man auf dem Schiff von früh bis spät zusammen sein kann und beschließt, mitzukommen. Der erste Akt schildert nun in recht belustigenden Uebertreibungen die Unannehmlichkeiten der häuslichen Reisevorbereitungen und die Verzweiflung des Dr. Siedler über den schwiegerväterlichen „Kleber“, den er nicht los werden kann. Er überredete seine Frau, mit ihm heimlich nach dem Salzkammergut auszurücken. Selbstverständlich — sonst gäbe es ja keine Schwankgerechtigkeit — entschließt sich Papa Giesecke im letzten Augenblick, die jungen Leutchen sich selbst zu überlassen und ebenfalls heimlich wieder ins „Weiße Rößl“ seligen Angedenkens zurückzukehren. Auf diesem wohlbekannten Schauplatz spielen sich die beiden anderen Akte ab und das gutmüthige und durch den flotten ersten Akt frohgelaunte Publikum jubelte jedem alten Bekannten förmlich entgegen, insbesondere der liebenswürdigen Frau Rößl-Wirthin und ihrem Gatten, die inzwischen glückliche Eltern eines kräftig schreienden und den Gästen die Nachtruhe störenden Buben geworden sind, sowie dem ebenfalls wiederkehrenden jungen Ehepaare, das im vorigen Jahre auf der Hochzeitsreise sich wie die Turteltäubchen liebte und nun zum hellen Entzücken der Zuschauer, die sich dergleichen sofort gedacht hatten, ein nervöses Zankduett zum Besten gibt. Als neue Erscheinungen treten auf eine Berliner Malerin und ein österreichischer Oberleutnant, dieser eine schwarz-gelbe Ausgabe des schwarz-weißen Veilchenfressers, sowie eine Schwester der Malerin, eine verspätete Jungfrau. Diese drei Personen, mit deren Gestaltung sich die Verfasser in keine geistigen Unkosten gestürzt haben, müssen die Kosten der neuen „Handlung“ bestreiten. Sie besteht darin, daß die Malerin, um den Nachstellungen des feschen Offiziers zu entgehen, Giesecke für ihren Mann ausgibt, daß dieser aus dem Scherz Ernst machen möchte und seinen Schwiegersohn bittet, für ihn um die Hand der Malerin anzuhalten, daß Dr. Siedler sich an der Adresse irrt und während der Oberleutnant mit bestem Erfolg um die Hand der jungen Malerin wirbt, seinem lieben Schwiegerpapa beglückt das Jawort der alten Jungfer bringt. Das Publikum ging auf die ältesten Situationsscherze ebenso bereitwillig ein, wie es die neuesten Blumenthal'schen Witzworte belachte und als man zuletzt vergnügt auseinanderging, gestand man sich gegenseitig, daß man „lange nicht so gelacht“ hätte. Und weiter hatte die Sache ja keinen Zweck. . . .

— Das „Dienstbuch für Herrschaften“. Ein lustiges Zukunftsbild entwirft die „Münchener Jugend“, indem sie schreibt: Das „Dienstmädchen für Herrschaften“ ist im Jahre 1902 — auf Antrag der Sozialdemokraten in Bayern — offiziell eingeführt worden. Geheimrath Kniepmeiers haben von aus dem Dienst geschiedenen Köchinnen, Stuben- und Kindermädchen folgende Zeugnisse in ihr „Dienstbuch“ bekommen: „15. September 1902. Er ist viel netter, wie sie. Sie ist unangenehm. Anna H . . . ., Köchin. — — 1. Oktober 1902. Wenn ich einmal eine nicht leiden kann, den empfiehlt zu den ungezogenen Fratzen von Geheimrath Kniepmeier. Hochachtungsvoll Marie L . . . ., Kindermädchen. — — 15. Oktober 1902. Sie zählt die Kaffeebohnen und sperrt das Brod ein, von dem Zucker will ich gar nicht reden. Mit ein Pfund Fleisch soll ich die Herrschaft mit fünf gefräßige Kinder und drei Dienstboten, die doch auch ein Mensch sind, satt machen. Hexen kann ich nicht, weßhalb ich mich verändere. Marie A . . . ., Köchin. — — 1. November

1902. Was mir in diesem Dienst zuwiderer ist weiß ich nicht ob daß der gnädige Herr so zudringlich ist, oder daß die Gnädige immer schimpft. Der Eine knufft immer weil er ein alter Donschuan ist und die Frau pufft immer aus Bösartigkeit im Karakder und was die Kinder sind so fällt der Aepfel nicht weit vom Stamm. Anna S . . . ., Bonne. — — 1. Januar 1903. Ich gehe fort, weil ich es gar nicht mehr mit ansehen kann, wie der gnädige Herr von der gnädigen Frau mißhandelt wird. Wie ich ihn einmal getröstet habe, ist sie dazu gekommen und ich habe den Zopf der gnädigen Frau in der Hand behalten und eine geschwollene Backe gekriegt, aber die körperliche Züchtigung ist jetzt verboten und ich gehe stante pe aufs Vermittlungsamt. Anna U . . . . ., Köchin. — — 15. Januar 1903. Reinlichkeit ist ja nett, aber sie muß nicht zu weit gehen und Frau Geheimrath hat mich ein Schwein geheißen, weil ich den Salat in der Waschschüssel angemacht habe und es war doch meine Waschschüssel und eine Freundlichkeit von mir, daß ich sie dazu hergegeben habe. Schwein ist eine Rohheit! Marie Z . . . ., Köchin."

— Von einem gefährlichen Bade erzählt in den „Daily News" Mr. Frank R. Thomson bei Schilderung der Erlebnisse, die ihm und Mr. Maguire während ihres erzwungenen langen Aufenthaltes am Hofe Lobengulas zustießen. „Eines hätte beinahe eine Krisis heraufbeschworen. Maguire setzte sich in den Kopf, ein Bad zu nehmen — ganz unerhörtes und verdächtiges Unternehmen in den Augen der Matabeles. Zum Unglück war der Teich, den er auserwählte, des Königs eigenes geheiligtes Trinkwasser. Während er sich entkleidete und in das Wasser ging, kam eine Anzahl Eingeborener, die sich um den Teich herumsetzten und ihm zusahen. Aber das war ihm einerlei. Er hatte eine Zahnbürste, etwas rothes Zahnpulver und Kölnisches Wasser mit sich und begann seine Zähne zu putzen. Er putzte die Zähne mit dem Pulver, spuckte aus und gurgelte dann mit Kölnischem Wasser. Die Eingeborenen kreischten vor Erstaunen, und bevor Maguire es sich versah, hatten sie alle Kleider gepackt und rannten mit ihnen zum König. Maguire kam zu mir, wie ihn Gott geschaffen, damit ich ihm mit Kleidern aushelfe. Ich hatte aber selbst nur ein Paar Hosen. Und nun kamen die Boten des Königs, um ihn zu holen. Wir fanden den König und vor ihm die Eingeborenen, die laut gegen den Zauberer klagten, er habe das Wasser des Königs vergiftet. Zuerst habe er in das Wasser gespuckt und siehe da, alles wurde wie Blut (das war das rothe Zahnpulver). Dann habe er sein Gesicht zu seinem Gott aufwärts gewandt, ihn mit „Ulu-Ulu-Ulu" angerufen (das war, als er gurgelte), wieder auf das Wasser gespuckt und es wurde wie Milch. Er sei ein Hexenmeister, ein Zauberer. Es kostete uns viel Mühe und Geschenke, über dieses Bad hinwegzukommen und Maguires Kleider zurückzuerhalten."

— Die Zahl der Briefmarken, die von den verschiedenen Ländern in der ganzen Welt ausgegeben werden, beläuft sich nach der Berechnung einer englischen Zeitschrift genau auf 13 811. Von dieser Zahl kommen auf England 131 verschiedene Arten und 3843 auf seine Kolonien und Schutzherrschaften. Die größte Anzahl von verschiedenen Briefmarkensorten befindet sich in Amerika. Man zählt nicht weniger als 4656. Die Vereinigten Staaten haben 268, die Republik Salvador 272, Uruguay 215 und die Stadt Shangai für sich allein 214 Briefmarkensorten. Nur Polen und Feuerland begnügen sich mit einer einzigen Markenart.

— Gerechtes Mißtrauen: „Da schau' her, Alte, jetzt gibt's gar schon flüssige Luft!" — „Na ja, das ist halt wieder was für Euch Männer; jetzt werdet Ihr die Luft saufen, statt einathmen!"

— Bouillon vom Faß. Im bayerischen Gebirge verlangt ein Fremder eine Tasse Bouillon. Frau: „Du Sepp, draußen is a fremder Herr und will a Bulljon, was ist denn dees?" — Wirth: „Dees woaß i a' net. Sag' halt, es wär' noch nicht angezapft."

— Viel wichtiger. Braut: „Papa frug mich heute wieder, ob Deine Papiere noch nicht angekommen seien." — Bräutigam: „Meine Papiere sind da; laß Papa nur sorgen, daß er genügend Papiere zur Stelle hat!"

Abendsegen.

Das ist des Abends Segen
Und seine stille That,
Daß Sturm und Kampf sich legen,
Wenn seine feuchten Schwingen,
Hinschatten übern Pfad.

Das hat er vor dem Tage,
Daß er des Herzensdrang,
Daß Sorgen er und Plage,
Besänftigt still mit mildem,
Mit süßem Schlafgesang, —

Daß er mit dichtem Schleier
Des Landmanns Pflug umhüllt,
Mit stiller Dankesfeier
Die Hütten und die Herzen
Ueberall erfüllt . . . .

Hans Benzmann.

Verantwortlicher Redakteur: I. V.: J. Coy. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 228. Samstag, den 7. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

57 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Um keinen Preis lasse ich mich um meinen herrlichen Spaziergang bringen, der jetzt nach dem Gewitter doppelt reizend sein muß!" rief die Gräfin, „wenn Sie, gnädiges Fräulein, mir einen Schirm leihen wollen, so wäre ich Ihnen unbegrenzt dankbar — —"

Maria machte ein Fenster auf.

„Die Luft ist beinahe gar nicht abgekühlt. Das Gewitter zieht wieder auf. Sehen Sie, wie die Luft dort aussieht — —"

„Dennoch muß ich aufbrechen: man möchte mich drüben vermissen und mich suchen."

Maria widersprach nicht.

Nachdem Clara sich mit dem verlangten Gegenstand equipirt hatte, verabschiedete sie sich drinnen von Fräulein Stuhr und dem Pastor.

Maria begleitete sie bis an die Terrasse.

„Wie schade, daß wir einander nicht schon früher näher getreten sind," sagte Clara, Maria's Hand drückend, „wir hätten einander verstanden."

„Wir können ja das Versäumte nachholen —"

„Wirklich! Wollen wir Freundschaft schließen? Da werden Sie mich in diesen Tagen noch oft haben. Ich werde Sie mit unserem gemeinsamen Freunde Kotenhagen besuchen —"

Es entging ihr jedoch nicht, daß Maria Coczinsky erröthete.

„Sie werden mir zu jeder Zeit willkommen sein?"

„Also auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen —"

Maria hatte Recht gehabt. Die Luft war noch genau so dicht, so schwül und schwer als vorhin, wie ein düsteres, bleiernes Dach bog sich die Wolkenkuppel über die Erde. Zu ihrem Verdrusse bemerkte sie, nachdem sie schon eine längere Strecke zurückgelegt, daß sie in Gedanken statt des kurzen nach Schellehag hinüberführenden Fußwegs den wenigstens fünf Mal so weiten Weg, den sie gekommen war, eingeschlagen hatte. —

Es war unheimlich still im Walde. Ein langes, ahnungsschweres Schweigen lag über der Natur. Nur das ängstliche Flügelschwirren eines zwischen den Blättern flatternden Vogels, das scheue Hinhuschen einer Eidechse und Clara's eigene Schritte belebten die drückende Stille.

Jetzt fuhr wieder der grelle, feurige Zickzack eines Blitzes vor ihr nieder, gleich danach ertönte das in ein endloses, unheimliches Grollen versinkende Rasseln des Donners.

Clara schritt eilig vorwärts.

Blitz und Donner wechselten in ununterbrochener Folge. Immer greller wurden die Blitze, immer heftiger und erschütternder durchrach der Donner die Ruhe des Waldes.

Da — ein entsetzter Aufschrei!

Wie zwei feurige Schlangen züngelte ein Doppelblitz um den Stamm einer den Weg versperrenden Eiche, dann ein bläuliches, den ganzen Wald durchhellendes Feuer und ein ohrbetäubendes Donnergetöse.

Clara klammerte sich an den Stamm des Baumes; was ihre Augen in starrem Entsetzen verglaste und ihre Zunge fesselte, was jede ihrer Bewegungen lähmte, war nicht der aufflammende Blitz, nicht das Knallen und Rollen des Donners, das war die inmitten des phosphoreszirenden Lichtes wie ein Traumgebilde auftauchende Gestalt ihres Gatten.

„Guten Tag, Clara," sagte er.

„Du, Dietrich!" stieß sie hervor. „Woher kommst Du? Was willst Du?"

„Dich holen," sagte er lakonisch.

„Mich holen!"

Sie lachte — gellend — — das Lachen der Verzweiflung. Die Stunde, die die Brücke zwischen ihnen abgebrochen hatte, stand wieder vor ihren Augen. Die

alten Wunden bluteten und der alte Haß erwachte, der brennende, grenzenlose Haß, den nichts — nichts hinwegwaschen konnte.

„Du konntest Dir die Mühe sparen."

„Clara!"

Sie schrak zusammen und trat heftig mit dem Fuß auf. Alles — nur nicht dieser weiche, flehende, beschwörende Ton! — —

„Laß uns Frieden machen, Clara?"

„Hast Du Dich bekehrt?" fragte sie höhnisch.

„Nein," sagte er fest, „ich habe die Waffen gestreckt, weil Du mir theurer als meine politischen Ueberzeugungen bist. Ich verlange von Dir das Gleiche."

„Ich bedauere, diesem Verlangen nicht entsprechen zu können," entgegnete sie achselzuckend, mit künstlicher Ruhe.

„Clara," rief Graf Uelzen, „bedenke was Du sagst! Erwäge die Gründe, um derentwillen Du den Arm zurückstößest, der Dich durch das Leben tragen, der Dich schützen und schirmen will, um derentwillen Du ein Herz verwundest, das nie aufgehört hat, für Dich in treuer, selbstloser Liebe zu schlagen."

„Meiner Ideale wegen."

„Ideale? Was nennst Du Ideale und was hast Du bewiesen mit Deinen Idealen? Deine Ideale waren Worte und als Worte sind sie verklungen. Wer hat Deine Bücher gekauft und gelesen? Die Angehörigen bevorzugter Klassen, für die sie nicht geschrieben waren. In den Salons bevorzugter Klassen hat man Deine Ideen besprochen, sie verdammt oder vertheidigt, viel weiter hinaus sind sie nicht gedrungen. Deine Ideale haben nichts geleistet, weil sie nicht zu Thaten wurden. Sie haben mit all ihren pomphaften Worten nicht einen Traurigen getröstet, nicht einen Hungrigen gespeist, nicht einen Bedürftigen gekleidet, nicht eine Thräne getrocknet. Sie haben nur selbstsüchtigen Zwecken gedient; sie haben Dir einen berühmten Namen gegeben und Dich zu einer interessanten Frau gemacht. Das ist Alles —"

Clara sah blaß und stumm, mit festaufeinandergepreßten Lippen vor sich nieder.

In der Luft erhob sich ein Rauschen und Brausen, gleichsam das Signalement zu einem orkanartigen Sturm, der mit gewaltiger Faust Zweige zerknickte und Aeste schüttelte, daß tausend blanke Tropfen wie ein plötzlich hervorbrechender Regenschauer über die zitternden Waldgräser sprühten und der mit einem Athemzug seiner riesigen Lungen Clara's leichten Strohhut entführte und die dunklen, weichen Haare aus dem sie vereinigenden Knoten löste, daß sie ihr Stirn und Schläfen wie das Gefieder eines Raben umflatterten.

Mit dem Aufruhr der Natur harmonirte der Aufruhr ihrer Empfindungen.

Tausend Worte der Entgegnung lagen ihr auf der Zunge und keins fand den Weg über ihre Lippen. In lauten, schmerzhaften, unregelmäßigen Schlägen hämmerte ihr das Herz gegen die Brustwand. Wie ein Alp lastete ein dunkles, schweres, kaltes Etwas auf ihr — jene erschütternde Erkenntniß, die in einer gewissen Nacht über sie hingestreift und die ihr da den Todtenbecher in die Hand gedrückt und die jetzt wiederum in den Worten ihres Gatten Gestalt gewann, die Erkenntniß jener bitteren, schmerzlichen Wahrheit — daß sie für ein Phantom gekämpft und um ein Nichts gestritten habe.

Deine Ideale haben nichts geleistet! Wie eine eisige Todtenhand legte sich ihr das Wort auf's Herz und riß ihr mit brutaler Gewalt den Schleier ihrer Illusionen von den Augen und zerschmetterte die Trugwelt, in der sie bisher gelebt hatte. Nichts! Nichts! Nichts als selbstsüchtigen Zwecken haben sie gedient.

„Und nun folge mir an den Ort meines Waltens und Wirkens in den verflossenen Jahren," sprach Dietrich Uelzen weiter, „folge mir und überzeuge Dich, welche Resultate ich — mit meinen verjunkerten und verknöcherten Ansichten — in dem Kreis der mir persönlich Unterstellten erzielte. Ich habe nie große, weltbeglückende Ideale kultivirt, ich habe nie das Panier der Menschenliebe so hoch getragen als Du — aber kehre ein in die kleinste Hütte, in das verfallendste Haus meines Gutsbezirkes, frage den Taglöhner auf dem Acker, frage das Weib bei den Korngarben, frage den Viehhüter auf dem Felde — was ist Euch Graf Uelzen? Und sie werden erwidern: Unser Gebieter, für den wir alle wenn es sein muß — durch's Feuer gingen, der theilnimmt an allen unseren kleinen und großen Sorgen und Freuden, der für uns sorgt in väterlicher Liebe und Treue und der uns in allen Lebenslagen zur Seite steht als ein väterlicher Freund und Berather. Und wenn Du ihren Worten nicht glaubst, so sieh hinein in ihre Häuser, wo Du nirgends Spuren wirklicher Armuth findest, sieh ihnen in die hellen Augen, in die fröhlichen, zufriedenen Gesichter — und dann lege die Hand auf's Herz, Clara Straß, und frage Dich, ehrlich — auf's Gewissen, wer von uns beiden am meisten der Menschheit gedient hat: Du mit Deinen großen Idealen und Deinen geistvollen Schriften oder ich mit meinem beschränkten Wirken und meinen kleinen Thaten!"

Er schwieg, als warte er auf eine Entgegnung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ueber Henrik Ibsen. Die Zeitschrift „The Book Buyer“ veröffentlicht, wie wir den „Hamb. Nachr.“ entnehmen, in ihrer neuesten Nummer neben einem wenig bekannten Portrait, das Ibsen im Alter von 40 Jahren darstellt, eine Charakterschilderung des Dichters aus der Feder eines scharfen Beobachters. Was er schreibt, ist zwar ein wenig boshaft, aber es ist ungemein drollig; der Beobachter selbst zollt übrigens dem Genie Ibsens durchaus die schuldige Verehrung. Täglich bei Regen und Sonnenschein wandert Ibsen die Karl Johanns Gade zum Grand-Hotel herunter, wenn das Wetter besonders einladend ist, sogar zwei Mal am Tage. In solchen Fällen erscheint er pünktlich um 1 Uhr Mittags und Abends 8 Uhr zum zweiten Mal. Ibsen ist vor allem ein methodischer Mann. Sein Leben ist nach dem Glockenschlage geregelt. Im Grand-Hotel hat er seinen eigenen Tisch, von dem aus man den Garten überblickt, und in der Minute, wo er eintritt, stellt ein dienstbeflissener Kellner eine Flasche Brandy und eine Flasche Soda vor den Dichter hin. Brandy ist Ibsens Lieblingsgetränk und zwei Gläser des Likörs genügen ihm zu jeder Caféſitzung. Mit großer Sorgfalt mischt er vorschriftsmäßig den Trank und nimmt von Zeit zu Zeit einen Schluck, mit solcher Regelmäßigkeit, daß man danach einen Zeitraum von fünf Minuten mit Sicherheit berechnen könnte. Früher hatte Ibsen seinen Platz im öffentlichen Café des Hotels, aber seine Freunde wollten ihn nicht nur von seinen Landsleuten, sondern auch von den reisenden Fremden, die im Hotel ihre Diners einnahmen, bewundert sehen, und so überredeten sie den greisen Dichter, im Hotel selbst einen Platz einzunehmen, auf dem er gleichsam auf dem Präsentirteller sitzt, aber doch so weit abgesondert ist, daß er lästige Annäherungen oder ins Gespräch gezogen zu werden nicht zu befürchten braucht. Hat er seinen Sitz eingenommen, so ordnet er geschäftig seine Zeitungen, Hut und Brille. Sechs Paar Augengläser werden in einer Reihe auf den Tisch gelegt. Für jedes Blatt, das er liest, setzt er sich ein neues Paar Gläser auf und jedesmal hält er inne, um sie zu säubern und gegen das Licht zu halten. Während er seine Zeitung liest und ganz in ihren Inhalt vertieft scheint, könnte ein aufmerksamer Beobachter aber entdecken, wie er für die Blicke des Publikums durchaus nicht unempfänglich ist. Er betrachtet die ihn anstarrenden Fremden sehr genau. Ebenso sorgfältig, wie Ibsen in seinen Gewohnheiten ist, ist er auch in seiner Kleidung. Es würde eine Qual für ihn sein, wenn er entdeckte, daß ein Knopf an seinem Ueberrock fehle oder ein Fleck an seinem großen seidenen Hut zu bemerken wäre. Seine Anzüge werden aus feinem Tuch gemacht; sein Schneider ist der beste von Christiani. Er trägt immer einen Hut von metallischer Glätte. Seine Stiefel sind vom besten Leder. Ueberall trägt er Toilettenartikel bei sich, welche er häufig, auch an öffentlichen Plätzen, in Anwendung bringt. Nicht selten, wenn er an seinem Ausstellungsplatz im Hotel sitzt, zieht er angesichts einer kosmopolitischen Menge seinen Kamm und Bürste aus der Tasche und bürstet liebevoll seinen berühmten weißen Backenbart, streicht sich die ebenso berühmten weißen Pompadour-Locken, die aufrecht in der Luft stehen, etwas höher u. s. w. Er besitzt eine besondere Fertigkeit, seinen Hut mit dem Aermel seines Rockes glatt zu bürsten. Von Zeit zu Zeit hält er inne und sieht ernsthaft in seinen Hut hinein. Man glaubt ihn mit einem tiefen gesellschaftlichen Problem beschäftigt; aber es ist ein Irrthum: Ibsen betrachtet sich selbst, ein Spiegel ist nämlich auf dem Grund seines Hutes befestigt, und Ibsen sieht darin, ob seine Kravatte in Ordnung ist. Sowie aber der Dichter mit einem neuen Drama beschäftigt ist, ist das Grand-Hotel und die ganze Welt für ihn vergessen. Er ißt und lebt allein, und er ist für jeden Fremden unsichtbar. Er ist wieder ganz der Philosoph und Dichter, als den ihn die Welt kennt.

— Augen-Gymnastik. Zur besseren Ausbildung der Augen hat Herr Hauptmann außer Dienst v. Ziegler vor einiger Zeit in einem Vortrage, den er vor dem Schulvorstande und dem Lehrerkollegium in Friedrichshagen hielt, eine Anregung gegeben, die wohl Beachtung verdient. Sein Vorschlag geht dahin, in den Schulen Augen-Gymnastik zu treiben. Solche Uebungen könnten dem Turnunterricht angereiht oder auf Spaziergängen in Begleitung eines Lehrers abgehalten werden. 1. Im Anschluß an den Turn-Unterricht. Auf jedem Schulhofe sollte die Entfernung von 25 bezw. 50 Meter abgesteckt sein, damit dem Schüler Gelegenheit gegeben sei, das Verhältniß seines Schrittes zum Metermaße festzustellen. Denn jedes Kind sollte sich darüber klar sein, wie viel Schritte es nöthig hat, um die Entfernung von 100 Meter zurückzulegen. Von jedem Turnplatze oder in dessen nächster Nähe lassen sich größere oder kleinere Entfernungen feststellen, die den Kindern am Schluß des Turnunterrichts öfters bekannt gegeben werden könnten. Diese Entfernungen prägen sich dem Gedächtniß der Knaben für immer ein. 2. Auf Spaziergängen ins Freie. a) Orientirung im Gelände. Besprechung der Merkmale, sich nach den Himmelsrichtungen zu orientiren,

wenn die Sonne nicht scheint (Moos an alten Bäumen und Steinen an der Nordwestseite), Angabe der Wege, Wälder und Ortschaften im Gesichtskreise. Bezeichnung deutlich sichtbarer Punkte. b) Hinweis auf nicht sehr ins Auge fallende Gegenstände, wie Wetterfahnen, kleine Schornsteine usw.; daß letztere von jedem Schüler erkannt werden, davon hat sich der Lehrer zu vergewissern. c) Besprechung des Einflusses der Beleuchtung und des Geländes auf das Schätzen der Entfernung. Erfahrungsgemäß wird zu kurz geschätzt: bei reiner, kalter Luft, bei hellem Hintergrund, wenn die Sonne im Rücken steht, über einförmige Flächen (Schnee, Wasser), über Thäler und Schluchten, beim Schätzen von unten nach oben. Dagegen wird erfahrungsgemäß zu weit geschätzt: bei trüber, nebeliger Luft, bei dunklem Hintergrund, gegen die Sonne gewendet, in engen Thälern, Alleen, wenn Luft in Folge von Hitze flimmert, beim Schätzen von oben nach unten. d) Am Schluß eines jeden Spazierganges sind mehrere Entfernungen zu schätzen und womöglich von jedem Kinde abzuschreiten. Derartige Uebungen kommen den Knaben in vielfacher Hinsicht zu statten und interessiren die Jugend. Es kann übrigens mitgetheilt werden, daß sie in den Lehrplänen der Kreisschulinspektion Berlin-Köpenick und des Gymnasiums in Flensburg bereits Aufnahme gefunden haben.

— Napoleon I. besuchte bekanntlich, bevor er nach Brienne kam, das Collège von Autun mit seinen beiden Brüdern Joseph und Lucian. Von einem der Professoren der Anstalt, dem Abbé Chardon, veröffentlicht nun der „Amateur d'Autographes" einen Brief, in dem dieser im Jahre 1823 seine Erinnerungen an die beiden älteren Brüder niederschrieb. Als sie 1779 nach Autun kamen, verstanden sie kein Wort Französisch. Der 9½ Jahre alte Napoleon war nur drei Monate Schüler des Abbé; diese kurze Zeit genügte ihm aber, sich die französische Sprache soweit zu eigen zu machen, daß er sich mündlich und schriftlich darin ausdrücken konnte. Während des Unterrichtes, sagt der Abbé, richtete Napoleon mit offenem Munde seine Blicke unverwandt auf mich. Wenn ich meine Erklärungen wiederholte, hörte er nicht mehr auf mich, und wenn ich ihn deshalb tadelte, so sagte er in herrischem Tone: „Das weiß ich schon." Joseph war auch begabt, aber träge, doch gutmüthig, freundlich, zuvorkommend und dankbar. Er liebte seine Mitschüler, beschützte diejenigen, die von den anderen schlecht behandelt wurden, und zeigte nie eine Spur von Ehrgeiz. Napoleon dagegen war finster, nachdenklich und herrschsüchtig und im Verkehr mit seinen Kameraden kalt und phlegmatisch. An Spielen und anderen Belustigungen nahm er nicht theil, sondern ging meist allein; schon damals verzehrte ihn der Ehrgeiz, ein so großer General wie sein Landsmann Paoli zu werden.

— Eine Van Dyck-Ausstellung beabsichtigt London in ähnlicher Weise wie unlängst Antwerpen im kommenden Winter zu veranstalten. Diese Ausstellung soll, nach einem Bericht des „Evénement" außer den 40 Bildern, die in Antwerpen ausgestellt waren, noch eine große Anzahl anderer Werke des berühmten niederländischen Meister enthalten. Bekanntlich ist die Zahl der in England befindlichen Schöpfungen Van Dycks groß. Die Königin hatte nur einen kleinen Theil ihrer Schätze von Buckingham und Windsor nach Antwerpen gesandt, und viele Privatsammler wollen ihre Bilder nicht den Gefahren einer Seereise aussetzen, haben sie jedoch schon bereitwillig der Royal Academie für ihre Ausstellung zugesagt, die hochinteressant zu werden verspricht.

— Aus der Kinderstube. Onkel: „. . . Also ihr spielt „Menschenfresser"; thust Du denn nicht mit, Hans?" — Hans: „O ja, aber ich bin schon gefressen worden!"

— Aus der Fuchsenstunde. Wurm: . . . Und der Kaiser hat gesagt: „Ich hasse den Fiskus!" Darf man da denn trotzdem als guter Patriot noch weiter „pro fisco" trinken?"

— Der Vorsichtige. Katechet: „Wenn Dir Deine Mutter z. B. zwei Aepfel gibt, einen großen und einen kleinen, und befiehlt Dir, mit Deinem Bruder zu theilen, welchen Apfel wirst Du ihm geben?" — Schüler: „Meinen Sie meinen großen Bruder oder den kleinen?"

Die Einsame.

Keine Straße sollst du schelten,
Die du jemals hast begangen,
Sei sie steinig gleich und weglos —
Denn du mußt sie dennoch wieder
Einst mit wunden Füßen wandern
Bis zu ihrem letzten Ziel . . .

Keinen Brunnen sollst du schmähen,
Der an deinem Pfade sprudelt,
Ob er bitter gleich und salzig —
Denn verhängt ist dir die Stunde,
Da du also schmachtest, daß dir
Selbst daraus der Trunk erwünscht . . .

Und du sollst kein Leid verwünschen,
Das dein Herr dir auferlegte,
Schein' es noch so unerträglich —
Denn ein Kreuz kann dir verhängt sein,
Schlimmer, schwerer, den du ahnest,
Und du trägst es, wenn du mußt . . .

J. J. David.

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: J. Coy Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 229. Montag, den 9. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

58 Roman von O. Sandor.

„Bist Du zufrieden, Clara?“ fragte er, „fühlst Du Dich glücklich?“

Sie schüttelte den Kopf.

Wie Sonnenschein lächelte es über seine Züge.

„Laß den kindischen, thörichten Trotz fahren und kehre mit mir zurück nach meiner — unserer Heimath,“ sagte er, „das Glück kann ich Dir nicht versprechen, das muß von selber, von innen heraus kommen, und so Gott will, kommt es einst. Aber Befriedigung sollst und wirst Du finden. Willst Du, Clara?“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung, als ob sie etwas verscheuche. Eine peinliche Unruhe durchbebte ihre Empfindungen und zitterte noch in ihren Gliedern. Sie wollte die Stimme nicht hören, die ihr so weich und verlockend von einem friedvollen Glück und von stillem, befriedigenden Wirken erzählte — viel lieber wollte sie die scharfe, demüthigende Wahrheit wie eben aus dem Munde vernehmen.

Er bot ihr die Hand.

„Schlag ein, Clara! Zum Frieden!“

„Laß es gut sein, Dietrich,“ sagte sie stockend. „Zum Frieden? — Ja! Zum Zusammenleben — Nein. Ich verkenne nicht die Wahrheit Deiner Behauptungen, ich glaube ja selber, daß es thöricht von mir war, mich anders als die Andern zu dünken, mich geistig über Andere machen zu wollen — und ich habe ja wirklich praktisch viel zu wenig geleistet. Vielleicht hätten wir uns mit der Zeit noch verstanden — wenn nicht die Ursache unserer Trennung gewesen wäre. Aber jene Stunde — Du weißt, welche — hat den Samen des Hasses gegen Dich in mir gesäet und aus diesen Samen ist etwas erwachsen — etwas — das zwischen uns steht, so hoch und fest wie diese Eiche hier — und das nichts — nichts beseitigen — und entwurzeln kann.

Ob sie noch mehr gesprochen — Dietrich Uelzen hörte es nicht, und auch sie selber wußte es sich später nicht mehr zu entsinnen, denn etwas Furchtbares, Entsetzliches, das in diesem Moment geschah, raubte ihnen beiden nicht nur die Sprache, sondern auch die Besinnung, das Bewußtsein.

Ein blaues Flammenmeer, ein Donnerschlag, als ob das schwarze Himmelsgewölbe krachend über der Erde zusammenstürze und eine erderschütternde Detonation vereinigten sich im Zeitraum einer Sekunde zu einem betäubenden Moment — — dann war alles still.

Und gleich als habe sich das Wetter mit diesem einen wüthenden Ausbruch nicht genug gethan, öffneten sich die Wolkenschleußen zu einem in breiten Strömen herniederfluthenden Regen. —

Der sein Gesicht umspülende Regen brachte Graf Uelzen wieder zum Bewußtsein.

Langsam richtete er sich auf; sein erster Gedanke galt Clara, die fünf bis sechs Schritte vor ihm der Länge nach regungslos am Boden lag.

Erst als er in der Eile, um zu ihr zu gelangen, über etwas stolperte, wurde er die Veränderung gewahr, die in der Minute vor sich gegangen war.

Der Weg war frei — der Blitz hatte die Eiche getroffen, die sich vordem zwischen ihm und seiner Frau erhoben hatte. Wie ein gespaltener Riese lag der dicke, knorrige Stamm zu seinen Füßen. Sollte, wo sich eine höhere Macht so deutlich offenbart, nicht auch in anderer Beziehung — —

Nur wie ein Blitz flammte die Hoffnung in ihm auf, dann beugte er sich zu Clara nieder, hob sie auf und trug sie wie ein Kind auf seinen Armen weiter.

Das Wetter hatte unbeschreibliche Verheerungen angerichtet. Ueberall versperrten abgebrochene Aeste, dünnere Stämme und Zweige den Weg.

Nach etwa fünf Minuten hatte Graf Uelzen eine Pürschhütte erreicht, deren Thür nur angelehnt stand. Drinnen legte er Clara auf eine von Moos und Blättern hergerichtete Bank nieder. Unter seinen Be-

mühungen schlug sie endlich die Augen auf und schaute geistesabwesend um sich.

„Wo bin ich — was ist geschehen?" flüsterte sie.

„Weißt Du es nicht?" fragte er, „die Eiche, welche zwischen uns stand — so hoch und fest, wie Du sagtest, wurde von einer gewaltigeren Hand dennoch beseitigt und entwurzelt —"

„Vom Blitz —" fragte sie athemlos, betroffen.

„Von Gott," antwortete er still.

Sie schwiegen beide.

Draußen klatschten die Regenfluthen gegen das kleine Fenster der Pürschhütte.

Clara stand auf und stieß die Thür zurück.

Ernst und nachdenklich blickte sie hinaus in das nasse Geschleier des den Wald überrauschenden und durchwogenden Regens.

Nach einer Weile drehte sie sich um und reichte dem Grafen ihre Hand.

„Dietrich!" sagte sie und in dem einen Wort lag eine lange, inhaltsvolle Rede. „Vergieb mir."

„Und nun soll nie wieder etwas zwischen uns emporwachsen, nicht wahr, Clara?"

„Nie," sagte sie feierlich, „zum zweitenmale möchte der Blitz uns nicht so milde wie heute von der Vermessenheit unserer Behauptungen überzeugen."

Hand in Hand saßen sie auf der Moosbank, wie ein Brautpaar, in wortloser Empfindung.

Allmälig wurde der Regen leiser, langsamer, dann war es nur noch mehr ein Tropfen und Fallen von den Blättern. Dann funkelte ein Abendsonnenstrahl durch die hellerschattirten Wolken.

Aus dem leuchtenden Blättergrün des Waldes stieg ein prachtvoller Regenbogen auf in das einförmige Grau des Himmels und unter dem siebenfarbigen Schimmer der Friedensstraße gingen die wiedervereinigten Gatten Arm in Arm endlich heimwärts — nach Schellehag.

20. Kapitel.
Ein verfehltes Leben.

Frau Julie Stuhr's Annoncen, welche Monate lang täglich in sämmtlichen Berliner Zeitungen erschienen, waren ebenso wie die Recherchen eines Privatdetektives nach Frau Selmar erfolglos geblieben. Schon hatte sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sich auch dieses letzte Aufflackern einer Hoffnung als trügerischer Schein erweisen werde, als ein Zufall sie Nachmittags ganz unerwartet zum Ziele führte.

Sonderbarer Weise fast genau auf derselben Stelle, wo sie vor Monaten mit ihrer alten Bekanntschaft zusammengetroffen war, begegnete sie wieder der Frau, die ob des Recontres so bestürzt war, daß sie keine Zeit zu einer Flucht fand.

„Frau Selmar! Haben Sie meine Aufforderung an Sie nicht in den Zeitungen gelesen?" fragte Frau Julie, den Mantel der Frau krampfhaft festhaltend. Warum meldeten Sie sich nicht? Seien Sie unbesorgt, Ihnen soll nichts geschehen; kein Haar soll Ihnen gekrümmt werden. Geben Sie mir nur Auskunft, was aus meiner Tochter geworden ist. Wo sind Sie in all den Jahren gewesen?"

Die Frau räusperte sich.

„Sie werden mich nicht einstecken lassen?"

„Ganz gewiß nicht. Ich habe gar kein Interesse daran, Ihnen nahe zu treten. Sagen Sie mir nur die Wahrheit."

„Ich mußte damals nach Amerika," begann die Frau zögernd, „mein Mann, der schon Jahre drüben war, hatte mir geschrieben und es mangelte mir an Reisegeld und an Mitteln, drüben weiter zu kommen. Da löste ich das Sparkassenbuch ein, welches Sie mir anvertraut hatten und von dem ich eigentlich nur die Zinsen heben durfte, und reiste mit dem Kinde nach Berlin. Das Kind, dachte ich mir, sei Ihnen ja doch nur eine Last, und vielleicht sei es Ihnen sogar eine Wohlthat, wenn Sie ohne Ihr Zuthun von dem Anhängsel befreit würden. Also das Kind brachte ich zu meiner Schwester hier in Berlin, bei der es gut aufgehoben war; ich gab ihr fünfundzwanzig Hundert Mark; dafür wollte sie es groß machen —"

„Mein Kind war, ohne daß ich es ahnte, in allen Jahren hier in Berlin, mit mir in einer Stadt?" fragte Frau Stuhr entsetzt, „was weiter! Lebt sie?"

„Natürlich lebt sie. Als sie so weit war, um etwas lernen zu können, brachte meine Schwester sie in die Balletschule und ließ sie zur Tänzerin ausbilden."

„Großer Gott," sagte die Wittwe schmerzlich, „mein armes Kind! Und ich war ihm so nahe! Das ist ein tückisches Spiel des Schicksals."

„Meine Schwester war gescheidt," fuhr Frau Selmar fort, „das Mädchen hatte Genie, es ist 'was Tüchtiges aus ihr geworden. Jetzt ist sie eine berühmte Tänzerin am Lindentheater und wohnt wie eine Fürstin — ja, richtig, wie eine Fürstin. Ich werde Ihnen die Adresse geben, wenn Sie es wünschen."

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.*)

Steppenwanderung.

Es gibt oft Dinge und Beziehungen in dem menschlichen Leben, die uns nicht sogleich klar sind und deren Grund wir nicht in Schnelligkeit hervorzuziehen vermögen. Sie wirken dann meistens mit einem gewissen schönen und sanften Reize des Geheimnißvollen auf unsere Seele. In dem Angesichte eines Häßlichen ist für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werthe herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines Andern kalt und leer sind, von denen alle sagen, daß sie die größte Schönheit besitzen. Ebenso fühlen wir uns manchmal zu einem hingezogen, den wir eigentlich gar nicht kennen, es gefallen uns seine Bewegungen, es gefällt uns seine Art, wir trauern, wenn er uns verlassen hat, und haben eine gewisse Sehnsucht, ja eine Liebe zu ihm, wenn wir oft noch in späteren Jahren seiner gedenken: während wir mit einem andern, dessen Werth in vielen Thaten vor uns liegt, nicht ins Reine kommen können, wenn wir auch jahrelang mit ihm umgegangen sind. Daß zuletzt sittliche Gründe vorhanden sind, die das Herz herausfühlt, ist kein Zweifel, allein wir können sie nicht immer mit der Waage des Bewußtseins und der Rechnung hervorheben und anschauen. Die Seelenkunde hat manches beleuchtet und erklärt, aber Vieles ist ihr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zu viel ist, wenn wir sagen, es sei für uns noch ein heiterer, unermeßlicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überfliegt ihn oft, die Dichtkunst in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen; aber die Wissenschaft mit ihrem Hammer und Richtscheite steht häufig erst an dem Rande und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben.

Zu diesen Bemerkungen bin ich durch eine Begebenheit veranlaßt worden, die ich einmal in sehr jungen Jahren auf dem Gute eines alten Majors erlebte, da ich noch eine sehr große Wanderlust hatte, die mich bald hier bald dort ein Stück in die Welt hineintrieb, weil ich noch weiß Gott was zu erleben und zu erforschen erhoffte.

Ich hatte den Major auf einer Reise kennen gelernt und schon damals lud er mich wiederholt ein, ihn einmal in seiner Heimath zu besuchen. Allein ich hielt dies für eine bloße Redeformel und Artigkeit, wie Reisende wohl oft zu wechseln pflegen, und hätte der Sache wahrscheinlich keine weitere Folge gegeben, wenn nicht im zweiten Jahr unserer Trennung ein Brief von ihm gekommen wäre, in welchem er sich angelegentlich um mein Befinden erkundigte und zuletzt wieder die alte Bitte hinzufügte, doch einmal zu ihm zu kommen und einen Sommer, ein Jahr oder fünf oder zehn Jahre bei ihm zuzubringen, wie es mir gefällig wäre; denn er sei jetzt endlich gesonnen, auf einem einzigen winzigen Punkte dieser Erdkugel kleben zu bleiben und kein anderes Stäubchen mehr auf seinen Fuß gelangen zu lassen, als das der Heimath, in welcher er nunmehr ein Ziel gefunden habe, das er sonst vergeblich auf der ganzen Welt gesucht hatte.

Da es nun eben Frühling war, da ich neugierig war, sein Ziel kennen zu lernen, da ich eben nicht wußte, wo ich hinreisen sollte, beschloß ich, seiner Bitte nachzugeben und seiner Einladung zu folgen.

Er hatte sein Gut im östlichen Ungarn — zwei Tage schlug ich mich mit Plänen herum, wie ich die Reise am geschicktesten machen sollte, am dritten Tage saß ich im Postwagen und rollte nach Osten, während ich mich, da ich das Land nie gesehen hatte, bereits mit Bildern von Haiden und Wäldern trug — und am achten wanderte ich bereits auf einer Pußta, so prachtvoll und öde, als sie nur immer Ungarn aufzuweisen haben mag.

Anfangs war meine ganze Seele von der Größe des Bildes gefaßt: wie die endlose Luft um mich schmeichelte, wie die Steppe duftete und ein Glanz der Einsamkeit überall und allüberall hinaus webte: — aber wie das morgen wieder so wurde, übermorgen wieder — immer gar nichts als der feine Ring, in dem sich Himmel und Erde küßten, gewöhnte sich der Geist daran, das Auge begann zu erliegen und von dem Nichts so übersättigt zu werden, als hätte es Massen von Stoff auf sich geladen — es kehrte in sich zurück, und wie die Sonnenstrahlen spielten, die Gräser glänzten, zogen verschiedene einsame Gedanken durch die Seele, alte Erinnerungen kamen wimmelnd über die Haide, und darunter war auch das Bild des Mannes, zu dem ich eben auf der Wanderung war — ich griffe es gerne auf, und in der Oede hatte ich Zeit genug, alle Züge, die ich von ihm erfahren hatte, in meinem Gedächtnisse zusammenzusuchen und ihnen neue Frische zu geben.

In Unteritalien, beinahe in einer ebenso feierlichen Oede, wie die war, durch die ich heute wandelte, hatte ich ihn zum ersten Mal gesehen. Er war damals in allen Gesellschaften gefeiert, und obwohl schon fast

*) Wir werden eine sorgfältige Auswahl der Erzählungen Stifters im Laufe der nächsten Monate unseren Lesern darbieten.

fünfzig Jahre alt, doch noch das Ziel von manchen schönen Augen; denn nie hat man einen Mann gesehen, dessen Bau und Antlitz schöner genannt werden konnte, noch einen, der dieses Aeußere edler zu tragen verstand.

Ich möchte sagen, es war eine sanfte Hoheit, die um alle seine Bewegungen floß, so einfach und so siegend, daß er mehr als einmal auch Männer bethörte. Auf Frauenherzen aber, ging die Sage, soll er einst wahrhaft sinnverwirrend gewirkt haben. Man trug sich mit Geschichten von Siegen und Eroberungen, die er gemacht haben soll und die wunderbar genug waren. Aber ein Fehler, sagte man, hänge ihm an, der ihn erst recht gefährlich mache; nämlich, es sei noch Niemand, selbst der größten Schönheit, die diese Erde trage, gelungen, ihn länger zu fesseln, als es ihm eben beliebte. Mit aller Lieblichkeit, die ihm jedes Herz gewann und das der Erkornen mit siegreicher Wonne füllte, benahm er sich bis zu Ende, dann nahm er Abschied, machte eine Reise und kam nicht wieder. — Aber dieser Fehler, statt sie abzuschrecken, gewann ihm die Weiber nur noch mehr, und manche rasche Südländerin mochte glühen, ihr Herz und ihr Glück, sobald als nur immer möglich, an seine Brust zu werfen.

Auch reizte es sehr, daß man nicht wußte, woher er sei und welche Stellung er unter den Menschen einnehme. Obwohl sie sagten, daß die Grazien um seinen Mund spielen, setzten sie doch hinzu, daß auf seiner Stirne eine Art Trauer wohne, die der Zeiger einer bedeutenden Vergangenheit sei — aber das war am Ende das Lockendste, daß Niemand diese Vergangenheit wußte.

Er soll in Staatsbegebenheiten verwickelt gewesen sein, er soll sich unglücklich vermählt, er soll seinen Bruder erschossen haben — und was dieser Dinge mehr waren. Das aber wußten alle, daß er sich jetzt sehr stark mit Wissenschaften beschäftigte.

Ich hatte schon sehr viel von ihm gehört und erkannte ihn augenblicklich, als ich ihn einmal auf dem Vesuve Steine herabschlagen und dann zu dem neuen Krater hinzugehen und freundlich auf das blaue Ringeln des Rauches schauen sah, der noch sparsam aus der Eröffnung und aus den Ritzen quoll. Ich ging über die gelb glänzenden Knollen zu ihm hin und redete ihn an.

Er antwortete gerne, und ein Wort gab das andere. Wirklich war damals eine furchtbar zerworfene, dunkle Oede um uns, die um so schroffer wurde, als der unsäglich anmuthige, tiefblaue Südhimmel gerade über ihr stand, zu dem die Rauchwölkchen traulich seitwärts zogen. Wir sprachen damals lange miteinander, gingen dann aber jeder allein von dem Berge.

Später fand sich wieder Gelegenheit, daß wir zusammenkamen, wir besuchten uns dann öfter und waren endlich bis zu meiner Heimreise fast unzertrennt bei einander. Ich fand, daß er an den Wirkungen, die sein Aeußeres machen sollte, ziemlich unschuldig war. Aus seinem Innern brach oft so etwas Ursprüngliches und Anfangsmäßiges, gleichsam als hätte er sich, obwohl er schon gegen die fünfzig Jahre ging, seine Seele bis jetzt aufgehoben, weil sie das Rechte nicht hatte finden können.

Dabei erkannte ich, als ich länger mit ihm umging, daß diese Seele das Glühendste und Dichterischste sei, was mir bis dahin vorgekommen ist, daher es auch kommen mochte, daß sie das Kindliche, Unbewußte, Einfache, Einsame, ja oft Einfältige an sich hatte. Er war sich dieser Gaben nicht bewußt und sagte in Natürlichkeit die schönsten Worte, die ich je aus einem Munde gehört habe, und nie in meinem Leben, selbst später nicht, als ich Gelegenheit, mit Dichtern und Künstlern umzugehen, habe ich einen so empfindlichen Schönheitssinn angetroffen, der durch Ungestalt und Roheit bis zur Ungeduld gereizt werden konnte, als an ihm. Diese unbewußten Gaben mochten es auch sein, die ihm alle Herzen des andern Geschlechtes zufliegen machten, weil dieses Spielen und Glänzen an Männern in vorgerückten Jahren gar so selten ist. Eben daher mochte es auch kommen, daß er mit mir als einem ganz jungen Menschen so gerne umging, sowie ich meinerseits in jenen Zeiten eigentlich auch noch nicht recht die Dinge zu würdigen vermochte und mir dieselben erst recht einleuchtend wurden, da ich älter war und daran ging, die Erzählung seines Lebens zusammenzustellen. Wie weit es mit seinem sagenhaften Glücke bei Weibern ging, habe ich nie erfahren können, da er niemals über diese Dinge sprach und sich auch nie Gelegenheit zu Beobachtungen vorfand. Von jener Trauer, die auf seiner Stirne sitzen sollte, konnte ich ebenfalls nichts wahrnehmen, sowie ich auch von seinen früheren Schicksalen damals nichts erfuhr, als daß er einst beständige Reisen gemacht habe, jetzt aber schon jahrelang in Neapel sei und Lava und Alterthümer sammle. Daß er in Ungarn Besitzungen habe, erzählte er mir selber und lud mich, wie ich oben sagte, wiederholt dahin ein.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: J. Coy. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 230. Dienstag, den 10. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

59 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Können Sie alles beschwören, was Sie sagen?" forschte Frau Julie.

„Alles — und zum ferneren Beweise kann ich Ihnen die Papiere bringen, welche Sie mir damals gaben, den Taufschein und die anderen Papiere; meine Schwester hat alle aufbewahrt. Ich will Ihnen auch die Adresse meiner Schwester aufschreiben; da Sie mir Ihr Wort gegeben haben, die Sache nicht weiter zu verfolgen, liegt mir nichts daran, Ihnen das Geringste zu verheimlichen."

Sie nahm ein Notizbuch aus der Tasche, kritzelte etwas hinein und löste das Blatt heraus.

„Hier sind beide Adressen — da die des Mädchens und unten die meiner Schwester. Wenn Sie mich nach etwas fragen wollen, bin ich bei meiner Schwester zu finden."

„Bleiben Sie denn jetzt hier in Berlin?"

„Einige Monate noch, habe hier Geschäfte; nach Erledigung derselben reise ich wieder nach Amerika. Also ich habe keine Unannehmlichkeiten zu befürchten?"

„Durchaus keine. Adieu, Frau Selmar."

Sie faltete das Papier auseinander und buchstabirte das Gekritzel.

Selma Scharwenzel.

Da lag das Ziel, um das sie sich Dezennien in schmerzlicher Sehnsucht zerrieben hatte, um dessentwillen nie eine ungetrübte Freude in ihr Leben getreten war. Nun war es erreicht, und nun zitterte sie, nun bangte ihr plötzlich vor dem Kommenden und um die große, unsagbar große Freude rankte sich ein seltsames, unerklärliches Gefühl, fast eine bange Sorge. —

Wie eine Träumende schritt sie weiter, und als sie in Georg's Comptoir stand, wußte sie selber nicht, wie sie dahin gekommen, denn es war eigentlich nicht einmal ihre Absicht gewesen, Georg aufzusuchen.

„Herr Stuhr sei fortgegangen, mußte aber jeden Augenblick wiederkommen," sagte man ihr.

Frau Julie wartete.

Minute um Minute, Viertelstunde um Viertelstunde verging.

Jetzt, wo sie einmal da war, hielt eine sonderbare, beinahe vorahnende Empfindung sie zurück; sie dachte an das letzte Mal — vor Monaten — als sie hier gewesen war, und an die damalige kurze, inhaltsschwere Erörterung, die seitdem nicht wieder zwischen ihnen zur Sprache gekommen war. Eine Tänzerin. Auch er — — seltsam, unbegreifliche Fügung.

Endlich kam er.

In ihrer eigenen Aufregung bemerkte Frau Julie nicht seine Blässe und sein stilles, trauriges, niedergeschlagenes Wesen.

Nach kurzer Einleitung erzählte sie ihm dieselbe Geschichte, die sie Annie damals anvertraut hatte, die Geschichte ihrer Vergangenheit.

Georg hörte still, beinahe theilnahmslos zu; erst, als sie von den jüngsten Ereignissen sprach, wurde er aufmerksamer, und seine Aufmerksamkeit steigerte sich zu fieberhafter Erregung, als sie am Schlusse den Namen Helene Scharwenzel als den ihrer verschollenen Tochter nannte.

„Mama! Es ist doch nicht ausgeschlossen, daß Du getäuscht wurdest?" stieß er hervor, „ich kann es nicht fassen. Es ist zu romanhaft, zu wunderbar. Ich kann an solche Verschlingungen und Schicksalswirren nicht glauben —"

„Doch ist es so," sagte Frau Julie Stuhr, „ich setze nicht den geringsten Zweifel in die Aussagen des Weibes, denn sie klingen mir durchaus nicht unwahrscheinlich —"

„Weißt Du, wer Helene Scharwenzel ist?" fragte Georg tonlos.

Frau Stuhr schüttelte den Kopf und blickte ihren Sohn aufmerksam an.

Sein verändertes Aussehen, seine fahle Farbe

und seine brennenden Augen fielen ihr mit einem Male auf.

„Wie sollte ich es wissen!"

„Helene Scharwenzel war meine Geliebte?" sagte er düster.

Frau Julie blickte ihn an, als habe sie seine Worte nicht recht begriffen. Auch das noch!

„War es?" murmelte sie.

„Bis heute!" entgegnete Georg schmerzlich. „Heute Morgen erhielt ich ein Schreiben von ihr, worin sie mir mittheilte, daß sie sich veranlaßt sehe, unsere Beziehungen abzubrechen. Sie könne niemals die Meine werden, sie sei meiner nicht würdig. Ich hatte schon lange etwas geahnt, deshalb wollte ich die Verlobung noch immer nicht veröffentlichen — ich hatte immer das Gefühl, als verberge sie mir etwas, wirklich mißtraut habe ich ihr nicht. Ich liebte sie so — ach so — ich kann Dir gar nicht sagen, Mama, wie sehr — und darum konnte ich es gar nicht verwinden und es auch nicht glauben, was sie mir schrieb, und ging eben zu ihr, um sie Auge in Auge danach zu fragen. Aber es ist doch so — —"

Er stockte vor den groß und fragend auf ihn gerichteten Augen seiner Mutter, die voll Thränen standen.

„Willst Du über ein hartes Schicksal klagen, Georg," fragte sie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, „denke an mich! Wie viele Jahre habe ich über mein verlorenes Kind geweint, nun läßt ein räthselhaftes Schicksal es mich finden — — finden — — aber wie —! Lebendig — aber moralisch todt —"

„Nein, nein," rief Georg, „das ist Helene nicht. Sie ist gestrauchelt, aber verloren ist sie noch nicht. Wie sie es mir vorhin sagte, hätte ich sie in der ersten Zornesaufwallung ermorden mögen, aber als sie mir dann ihr vergangenes Leben schilderte, was sie alles durchgemacht, wie sie behandelt worden ist, wie verlassen, einsam und ausgestoßen sie sich gefühlt hat, welch' ein elendes, entsagungsvolles Leben sie hinter sich hat, da fühlte ich meine gehässigen, rachedürstenden Gefühle in ein heißes, inniges Mitleid verschmelzen, und von meiner Leidenschaft für sie blieb nur eine unbeschreibliche Traurigkeit und ein unbestimmtes Etwas übrig. Jetzt weiß ich, welches „Etwas" — die natürliche Liebe, die Geschwisterliebe."

Er legte den Arm um die Schultern seiner Mutter sie lehnte den Kopf an seine Brust, und er tröstete, sein eigenes Weh vergessend, die Weinende, so liebreich und herzlich, wie sie einst ihn getröstet hatte — wenn er weinte — als er noch klein war.

* * *

Helene Scharwenzel ahnte nicht, wie die Parzen die Fäden ihres Schicksals zu einem dichten, unentwirrbaren Knoten zusammenschürzten.

Ein mächtiger Glanz des sonnigen Junitages brach durch das offene Doppelfenster des Boudoirs.

Auch über Helene zog die goldige Helle, und so von der Sonne angeschimmert, sah sie noch weißer aus als gewöhnlich, lagen ihre Augen noch tiefer und dunkler zurück, gerade wie bei einer Schwerkranken.

Es war dieselbe Wohnung, die sie im Januar bezogen hatte und dieselbe Einrichtung, die Antonius Raczenyi ihr geschenkt hatte. Sie hatte allen Ernstes beabsichtigt, die Einrichtung zu verkaufen, aber die Gelegenheit fand sich nicht so rasch, als sie dachte.

Als Georg bei seinem ersten Besuche ein wenig Erstaunen über die pompöse Ausstattung äußerte, sagte sie ihm in der Verlegenheit, in die seine Bemerkung sie versetzte, sie habe die Gesammteinrichtung in einer Lotterie für Wohnungseinrichtungen gewonnen.

Nachdem sie ihn so über diesen Punkt beruhigt und getäuscht, fand sie es lächerlich, sich nun noch der herrlichen Umgebung, an die sie sich einmal gewöhnt hatte, zu entledigen.

Allmälig wich alles wieder in die Geleise zurück, die sie verlassen wollte. Nur ein Punkt war anders als früher: ihre elegante Haushaltung und ihre üppige Lebensführung deckten sich nicht mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln, und ehe sie sich versah, umwucherten sie von Monat zu Monat rapid wachsende und aufsteigende Schulden. Der rosige Nebel, in den die erste Zeit ihres Liebesglückes ihre Sinne hüllte, hatte weder Rückblicke in die Vergangenheit, noch Ausblicke in die Zukunft durchgelassen, als aber der erste Rausch verflogen, ließen sich wieder die vorwurfsvollen Stimmen ihres Gewissens hören: Nicht als ob ihre Liebe zu Georg erblaßte, im Gegentheil!

Aber je näher sie ihn kennen lernte, je tiefer sie in sein schlichtes, aufrichtiges Wesen und seine reine, ehrenhafte Gesinnung eindrang, desto lauter sprach ihr Gewissen, desto energischer sagte es ihr, daß sie schlecht handle, indem sie ihn durch die Geheimhaltung der dunklen Punkte ihres Lebens betrüge.

In diesem anhaltenden Kampfe widersprechender Gefühle wurde sie allmälig nervös, launenhaft und reizbar. Dazu gesellten sich die äußeren Sorgen — — nie hatte sie sich so unglücklich — so innerlich zerspalten gefühlt, als in diesem Zustand seelischer Revolution.

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

Steppenwanderung.

(Fortsetzung.)

Wir lebten ziemlich lange nebeneinander und trennten uns zuletzt, da ich fortging, nicht ohne Theilnahme. Aber mancherlei Gestalten von Ländern und Menschen drangen nachher noch durch mein Gedächtniß, so daß es mir endlich nicht im Traume beigekommen wäre, daß ich einmal auf einer ungarischen Haide zu diesem Manne unterwegs sein würde, wie ich es nun wirklich war. Ich malte mir sein Bild in Gedanken immer mehr aus und senkte mich so hinein, daß ich oft Mühe hatte, nicht zu glauben, ich sei in Italien; denn so heiß, so schweigsam war es auf der Ebene, auf der ich wandelte, wie dort und die blaue Dunstschichte der Ferne spiegelte sich mir zum Trugbilde der pontinischen Sümpfe.

Ich ging aber doch nicht in gerader Richtung auf das mir in dem Briefe bezeichnete Gut des Majors los, sondern ich machte mehrere Kreuz- und Querzüge, um mir das Land zu besehen. So wie mir das Bild desselben früher immer meines Freundes wegen mit Italien zusammengeflossen war, so webte es sich nun immer mehr und immer eigenthümlicher als Selbständiges und Ganzes heraus. Ich war über hundert Bächlein, Bäche und Flüsse gegangen, ich hatte oft bei Hirten und ihren zottigen Hunden geschlafen, ich hatte aus jenen einsamen Haidebrunnen getrunken, die mit dem furchtbar hohen Stangenwinkel zum Himmel sehen, und ich hatte unter manchem tief herabgehenden Rohrdache gesessen — dort lehnte der Sackpfeifer, dort flog der schnelle Fuhrmann über die Haide, dort glänzte der weiße Mantel des Roßhirten — — oft dachte ich mir, wie denn mein Freund in diesem Lande aussehen werde; denn ich hatte ihn nur in Gesellschaft gesehen und in dem Getriebe, wo sich alle Menschen wie die Bachkiesel gleichen. Dort war er im Aeußeren der glatte, feine Mann gewesen — hier aber war Alles anders, und oft, wenn ich ganze Tage nichts sah, als das ferne röthlich blaue Dämmern der Steppe und die tausend kleinen weißen Punkte darinnen, die Rinder des Landes, wenn zu meinen Füßen die tiefschwarze Erde war, und so viel Wildheit, so viel Ueppigkeit, trotz der uralten Geschichte so viel Anfang und Ursprünglichkeit, dachte ich, wie wird er sich denn hier benehmen. Ich ging in dem Lande herum, ich lebte mich immer mehr in seine Art und Weise und in seine Eigenthümlichkeiten hinein und es war mir, als hörte ich den Hammer schallen, womit die Zukunft dieses Volkes geschmiedet wird. Jedes in dem Lande zeigt auf kommende Zeiten, alles Vergehende ist müde, alles Werdende feurig, darum sah ich recht gerne seine endlosen Dörfer, sah seine Weinhügel aufstreben, sah seine Sümpfe und Röhrichte und weit draußen seine sanft blauen Berge ziehen.

Nach monatelangem Herumwandern glaubte ich endlich eines Tages, ich müsse mich nun in sehr großer Nähe bei dem Gute meines Freundes befinden, und des vielen Schauens doch etwas müde, beschloß ich, dem Pilgern ein Ziel zu setzen und gerade auf die Besitzung meines künftigen Beherbergers zuzulenken. Ich war den ganzen Nachmittag durch ein heißes Steinfeld gegangen; links stiegen fernblaue Berghäupter am Himmel auf — ich hielt sie für die Karpathen — rechts stand zerrissenes Land mit jener eigenthümlich röthlichen Färbung, wie sie so oft der Hauch der Steppe gibt: beide aber vereinigten sich nicht und zwischen beiden ging das endlose Bild der Ebenen fort. Endlich, wie ich eben aus einer Mulde, in der das Bett eines ausgetrockneten Baches lief, emporstieg, sprang rechts ein Kastanienwald und ein weißes Haus herüber — eine Sandwehe hatte mir beides bisher gedeckt.

Drei Meilen, drei Meilen — so hatte ich fast den ganzen Nachmittag gehört, wenn ich nach Uwar fragte — so hieß das Schloß des Majors — drei Meilen: aber da ich die ungarischen Meilen aus Erfahrung kannte, so war ich gewiß ihrer fünfe gegangen und wünschte daher sehnlich, das Haus möchte Uwar heißen.

In nicht großer Ferne stiegen Felder gegen einen Erddamm empor, auf denen ich Menschen sah. Diese wollte ich fragen, und durchschritt zu dem Zwecke einen Flügel des Kastanienwaldes. Hier sah ich nun, was ich, durch die vielen Gesichtstäuschungen dieses Landes belehrt, sogleich geahnt, nämlich, daß das Haus nicht an dem Walde liege, sondern erst hinter einer Ebene, die von den Kastanien weglief, und daß es ein sehr großes Gebäude sein müsse. Ueber die Ebene aber sah ich eine Gestalt herübersprengen, gerade auf jene Felder zu, auf denen die Leute arbeiteten. Auch sammelten sich alle Arbeiter um die Gestalt, da sie bei ihnen angekommen war, wie um einen Herrn — aber meinem Major sah das Wesen ganz und gar nicht ähnlich.

Ich ging langsam gegen die Erdlehne empor, die auch weiter entfernt war, als ich dachte und kam eben an, als bereits die ganze Gluth der Abendröthe um die dunkeln, wogenden Maisfelder und die Gruppen bärtiger Knechte und um den Reiter loderte. Dieser

aber war nichts anderes, als ein Weib, etwa vierzig Jahre alt, welches sonderbar genug die weiten landesmäßigen Beinkleider an hatte und auch wie ein Mann zu Pferde saß.

Da die Knechte schon auseinandei gingen und sie fast allein auf dem Flecke war, richtete ich mein Anliegen an sie. Meinen Wanderstab unter das Ränzlein stützend, zu ihr emporschauend und mir gleichsam die Strahlen der Abendröthe, die schief hereinkamen, aus dem Gesichte streichend, sagte ich zu deutsch zu ihr:

„Guten Abend, Mutter."

„Guten Abend," antwortete sie in derselben Sprache.

„Gewährt mir eine Bitte und sagt: heißt jenes Gebäude Uwar?"

„Jenes Gebäude heißt nicht Uwar. Seid Ihr nach Uwar bestellt?"

„Allerdings. Ich habe dort meinen Reisefreund, den Major, zu besuchen, der mich dahin eingeladen hat."

„So geht nur ein wenig neben meinem Rosse her."

Mit diesen Worten setzte sie ihr Pferd in Schritt und ritt langsam, damit ich ihr folgen konnte, zwischen den hohen grünen Maisbüscheln den Abhang hinan. Ich ging hinter ihr her und hatte Gelegenheit, meine Blicke auf die Umgebung richten zu können — und in der That, ich bekam immer mehr Ursache, mich zu verwundern.

Wie wir höher kamen, öffnete sich zusehends das Thal hinter uns, ein ganz ungeheurer Gartenwald lief von dem Schlosse in die Berge hinein, die hinter ihm begannen, Alleen streckten sich gegen die Felder, ein Wirthschaftsstück nach dem andern legte sich bloß und schien in trefflichem Stande. Ich habe nie dieses lange, fette, frische Blatt des Maises gesehen und nicht ein Gräschen war zwischen seinen Stengeln.

Der Weinberg, an dessen Rande wir eben ankamen, erinnerte mich an die des Rheins, nur habe ich am Rheine nicht dies derbe Trotzen und Strotzen von Blatt und Reben gesehen wie hier. Die Ebene zwischen den Kastanien und dem Schlosse war eine Wiese, so rein und sanft, als wäre Sammet gebreitet, sie war mit eingehegten Wegen durchschnitten, in denen die weißen Rinder des Landes wandelten, aber glatt und schlank, wie Hirsche. Das Ganze hob sich wunderbar von dem Steinfelde ab, das ich heute durchwandelt hatte und das jetzt in der Abendluft draußen lag und in den röthlich spinnenden Strahlen heiß und trocken hereinsah zu dieser kühlen, grünen Frische.

Indessen waren wir zu einem jener weißen Häuschen gelangt, wie ich mehrere im Grün der Rebengelände zerstreut wahrgenommen hatte: und das Weib sagte zu einem jungen Manne, der trotz des heißen Juniabends in seinem zottigen Pelze stak und vor der Thür des Häuschens allerlei hantirte:

„Milosch, der Herr will heute noch nach Uwar, wenn Du etwa die zwei Weidebraunen nähmest, ihm einen gäbest und ihn bis zum Galgen geleitetest."

„Ja," erwiderte der Bursche und stand auf.

„Jetzt geht nur mit ihm, er wird Euch schon richtig führen," sagte das Weib und wendete ihr Pferd, um des Weges zurückzureiten, den sie mit mir gekommen war.

Ich hielt sie für eine Art Schaffnerin und wollte ihr ein namhaftes Geldstück für den Dienst geben, den sie mir soeben geleistet hatte. Sie aber lachte nur und zeigte hierbei eine Reihe sehr schöner Zähne. Durch den Weinberg ritt sie langsam hinab, dann hörten wir aber bald darauf die schnellen Hufschläge ihres Pferdes, wie sie über die Ebene flog.

Ich steckte mein Geld wieder ein und wendete mich zu Milosch. Dieser hatte einstweilen zu seinem Pelze einen breiten Hut aufgesetzt und führte mich um eine Strecke in den Weinpflanzungen fort, bis wir in eine Thalkrümme stiegen und auf Wirthschaftsgebäude stießen, aus denen er zwei jener kleinen Rosse zog, wie man sie auf den Haiden dieses Landes antrifft. Meines sattelte er, seines bestieg er, wie es war und sofort ritten wir in die Abenddämmerung hinein, dem dunkeln Osthimmel entgegen. Es mochte ein sonderbarer Anblick gewesen sein: der deutsche Wandersmann sammt Ränzlein, Knotenstock und Kappe zu Pferde sitzend, neben ihm der schlanke Ungar mit rundem Hute, Schnurrbart, Zottelpelz und flatternden weißen Beinkleidern — beide in Nacht und Wüste reitend. In der That war es eine Wüste, in die wir jenseits der Weinberge geriethen, und die Ansiedelung war wie eine Fabel darinnen. Eigentlich war die Wüste wieder mein altes Steinfeld, und zwar sich selber so gleich geblieben, daß ich wähnte, wir reiten denselben Weg zurück, den ich gekommen bin, wenn mich nicht das schmutzige Roth, das noch hinter meinem Rücken am Himmel glühte, belehrt hätte, daß wir wirklich gegen Morgen reiten.

„Wie weit ist noch nach Uwar?" fragte ich.

„Es sind noch anderthalb Meilen," antwortete Milosch.

Ich fügte mich in die Antwort und ritt hinter ihm her, so gut ich konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: J. Coy. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 231. Mittwoch, den 11. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

60 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Einmal stieß sie in den Coulissen ihrer Bühne auf Antonius Raczenyi.

Er hielt sie an.

„Guten Abend, Helene,“ sagte er, „gedenken Sie noch immer nicht Ihrer alten Freunde?“

„Sie sollten um eines Ideals willen nicht Ihre alten, praktisch erprobten Freunde vergessen — darf ich Ihnen gelegentlich meine Aufwartung machen?“

Da hatte sie genickt und seitdem war er wieder öfter gekommen, immer, wie auf Verabredung, zu Stunden, wo er sicher war, nicht mit Georg zusammen zu treffen.

Helene aber hatte immer heißere Kämpfe zu bestehen und aus einem solchen Strauß — es war in einer langen schlaflosen Nacht — war sie als Siegerin hervorgegangen.

Es hatte schwere Ueberwindung gekostet; ihre Liebe zu Georg war rein und echt und das Glück der Liebe hatte ihr Dasein überstrahlt mit sonnigem Lichte, aber eben weil die Neigung rein war, hatte sie über die selbstsüchtigen Wünsche gesiegt.

Nun war alles vorüber.

„Sie sehen aber wirklich sehr leidend — sehr angegriffen aus, meine theure Freundin,“ sagte Antonius Raczenyi. „Sie haben sich diesen Winter übernommen. Sie sollten reisen. Ein Seebad oder auch nur eine energische Luftkur werden Ihnen gut thun. Sie haben nur zu befehlen — Lyon, Baden-Baden, Trouville, Ostende — wohin Sie wollen.“

Helene schüttelte den Kopf.

Früher war es das Ziel ihrer brennendsten Sehnsucht gewesen, einmal zu reisen, die Welt jenseits der Berliner Mauernburg kennen zu lernen, jetzt erweckte ihr die Aussicht auf Erfüllung ihres Wunsches nicht die leiseste Befriedigung.

Sie dachte nur eins: Könnte ich hinter meinem Leben einen Punkt setzen, einen Strich — — abschließen mit allem! Warum steht hinter der Gegenwart noch immer das große, geheimnißvolle Fragezeichen der Zukunft.

Es klopfte.

Die Zofe streckte den Kopf durch die Thür.

„Eine Dame möchte das gnädige Fräulein sprechen —“

„Ich lasse bitten,“ sagte Helene mechanisch.

Die Thür flog zurück.

Auf der Schwelle erschien eine schlanke, ältere, elegante Dame — — Frau Stuhr.

Helene stand auf und ging der Fremden einige Schritte entgegen, diese eilte auf sie zu, blieb aber auf halbem Wege wie gebannt stehen.

Auch der Fürst hatte sich erhoben und — seltsam — auch mit ihm ging eine Veränderung vor.

Er verfärbte sich und fixirte die Eintretende ebenso starr und aufgeregt, wie diese ihn.

Kurze Zeit standen beide einander wie versteinert gegenüber. Dann schwankte Frau Stuhr und griff stützesuchend nach der Lehne eines Sessels.

Als sie so äußerlich einen Halt gefunden, befestigten sich auch ihre im Moment wie toll geworden durcheinander kreisenden Gedanken wieder.

„Rudolf Luft!“ sagte sie mit metallisch durchklingender Stimme, „treffen wir uns hier wieder?“

„Allerdings — ein eigener Zufall,“ antwortete der Fürst gepreßt, „ich hatte nicht gedacht, daß wir einander noch einmal wiedersehen sollten —“

„Also Sie verleugnen sich hier doch nicht,“ sagte Frau Stuhr, mit einem langen, ihre grenzenlose Verachtung ausdrückenden Blicke, „unter welcher Flagge segeln Sie den jetzt?“

„Unter der Flagge meines Standes und meines Namens — Fürst Antonius Raczenyi,“ erwiderte er, „verzeihen Sie mir, Julie, ich habe Ihnen ein schweres Unrecht zugefügt, und der Gedanke an Sie hat mich jahrelang verfolgt — aber — es ging nicht gut anders — und — übrigens scheint mir dieser Ort nicht zu

Auseinandersetzungen dieses Charakters geeignet. Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung —"

Helene verfolgte den Verlauf des eigenthümlichen Auftrittes mit gespannter Neugierde.

„Wahrscheinlich eine ehemalige Geliebte von ihm, die er verlassen —" dachte sie.

„Dieser Ort ist wie kein zweiter zu unseren Auseinandersetzungen geeignet," rief Frau Stuhr, „daß ich Sie — Sie hier — gerade hier, an diesem Orte treffe — ich will nicht untersuchen in welcher Eigenschaft — ist die Fügung einer göttlichen Vorsehung. Ich denke nicht daran, Ihr elendes Verbrechen an mir — gesetzlich ahnden zu lassen — aber als Sühne verlange ich, daß Sie hier bleiben, um zu hören, was mich hierher führte. Bereiten Sie sich vor," wandte sie sich an Helene, „ich bringe Ihnen überraschende und inhaltschwere Enthüllungen."

Der Fürst erhob Einwendungen, aber Frau Julien's klare, erhabene Stimme schnitt ihm seine Entgegnungen ab. Für einer Sekunde Dauer irrte sein Blick nach der Thüre als nach einem Ausweg, dann bezwang er sich doch und blieb.

Frau Stuhr war wieder vollkommen ruhig. Das Schicksal hatte sie in diesen Stunden gleichsam an die tollsten Ueberraschungen gewöhnt. Von allen Seiten war ihr das Wunderbare zugeschneit und unter der Einwirkung der vorhergehenden Enthüllungen hatte die letzte Ueberraschung des Schicksals, die Wiederbegegnung mit Rudolf Luft, sie nicht in dem Maße bestürzt, wie wohl zu anderen Zeiten, im Gange des Alltaglebens.

Abermals schilderte sie ihre Lebensgeschichte und die seelische Aufregung gab ihrer Sprache ein leidenschaftliches, temperamentvolles Gepräge. Als sie von der Geburt eines Kindes sprach, fuhr der Fürst wie von einem Schlag getroffen zusammen.

„Ich hatte keine Ahnung davon," murmelte er, „ich wäre nicht so ehrlos gewesen, Sie unter diesen Umständen zu verlassen. Ich würde für das Kind gesorgt haben —"

„Ich nehme zu Ihrer Ehre an, daß Sie es wirklich nicht ahnten, wie die Sachen standen," unterbrach Frau Julie seinen Einwand, „an dem Charakter Ihrer Handlungsweise ändert das wenig oder gar nichts."

Dann fuhr sie fort in ihrer Erzählung, der die beiden Andern schweigend, mit gespanntem Interesse, zu welcher Pointe sich die Mittheilungen entwickeln würde.

Die Namensnennung „Scharwenzel" schlug wie eine Bombe in die Stille.

Helene schnellte aus ihrem Sessel in die Höhe; sie wollte etwas rufen, brachte aber nur einen abgerissenen, matt verklingenden Ton heraus, wankte und wäre zu Boden geschlagen, wenn der Fürst sie nicht gehalten hätte.

Sanft legte er sie auf die Chaiselongue nieder.

Frau Julie kniete neben der Ohnmächtigen nieder und küßte das blasse, feine, die Spuren eines tiefen Leides tragende Antlitz derselben.

„Es klingt unglaublich — — märchenhaft — —" sagte der Fürst mit gedämpfter Stimme, „aber da das eine wahr ist, muß ich nothgedrungen auch das andere glauben — — Helene — — mein eigenes Kind — — meine Tochter — —"

Zum ersten Mal in seinem Leben verließ den formensicheren Weltmann seine Fassung.

Seine Stimme bebte und brach plötzlich ab.

Eine Thräne schimmerte in seinen Augen — — die erste Thräne.

„Gehen Sie," befahl Frau Julie eisig, „ich will nicht wissen, in welchen Beziehungen Sie zu Helene standen, aber ich erwarte von Ihnen, daß Sie uns für immer von Ihrem Anblick befreien."

Sie blickte ihm nicht nach, nur an seinen Schritten hörte sie, daß er ihrem Befehl nachkam.

Unter den Liebkosungen ihrer wiedergewonnenen Mutter schlug Helene die Augen auf.

Zuerst glaubte sie sich von einem Traume befangen; das schöne, stille, sanfte Gesicht, die milden, blauen Augen schienen ihr einer überirdischen Gestalt anzugehören, dann, nach und nach, kehrte das Bewußtsein zurück.

Eine Mutter!

Sie schmiegte den Kopf an ihrer Mutter Busen und ließ ihre Gedanken einsummen von Frau Julien's lautem, gleichmäßigen Herzschlag. Es war ein so süßer Gedanke — — Eine Mutter — — Eine Mutter — —

„Ist es denn wirklich Wahrheit, Mutter?"

„Ja, das ist Wahrheit. Aber noch ist ein Bruchtheil meiner Erzählung übrig. Etwas noch — — fühlst Du Dich stark genug, noch eine — Dich vielleicht mehr als alles vorher bewegende Mittheilung anzuhören."

„Ich kann jetzt alles hören — da ich Dich habe," sagte Helene mit einem süßen, glücklichen Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

Steppenwanderung.

(Fortsetzung.)

Wir ritten an denselben unzähligen grauen Steinen vorbei, wie ich sie heute den ganzen Tag zu Tausenden gezählt habe. Sie glitten mit falschem Lichte auf dem dunklen Boden hinter mich, und weil wir eigentlich auf trocknem, sehr festen Moore ritten, hörte ich keinen Hufschlag unserer Pferde, außer wenn zufällig das Eisen auf einen der Steine schlug, die sonst diese Thiere, an derlei Wege gewöhnt, sehr gut zu vermeiden wissen. Der Boden war immer eben, nur daß wir wieder zwei oder drei Mulden hinab und hinan gestiegen waren, in deren jeder ein starrer Strom von Kieselgerölle lag.

„Wem gehört denn das Anwesen, das wir verlassen haben?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Maroshely,“ antwortete er.

Ich wußte nicht, weil er die Worte schnell vor mir reitend gesprochen hatte, ob dies der Name des Besitzers sei, oder ob ich überhaupt recht verstanden habe; denn die Bewegung erschwerte das Sprechen und Hören.

Endlich ging ein blutrothes Stück Mond auf, und in seinem schwachen Lichte stand auch schon das schlanke Gerüst auf der Haide, das ich für das Ziel meiner Begleitung hielt.

„Hier ist der Galgen,“ sagte Milosch, „dort unten, wo es glänzt, rinnt ein Bach, daneben ist ein schwarzer Haufen, auf den geht es zu, es ist eine Eiche, auf der sonst die Uebelthäter aufgehängt worden sind. Jetzt darf das nicht mehr sein, weil ein Galgen ist. Von der Eiche beginnt ein gemachter Weg, an welchem junge Bäume zu beiden Seiten stehen. Auf dem Wege geht etwas weniger als eine Stunde fort, dann zieht an der Glockenstange des Gitters. Hört, wenn auch nicht zugesperrt ist, geht doch nicht hinein; es ist wegen der Hunde. Zieht nur an der Glockenstange. So, jetzt steigt ab und macht den Rock besser zu, damit Ihr nicht das Fieber bekommt.“

Ich stieg ab, und obwohl ich mit meiner Belohnung bei der Schaffnerin nicht gut angekommen war, bot ich Milosch doch auch wieder eine. Er nahm sie an und steckte sie in den Pelz. Dann haschte er nach dem Zügel meines Pferdes, wandte sich und flog eilends davon, ehe ich nur sagen konnte, er möge dem Herrn der Pferde meinen Dank melden, daß ich so unbedingt auf einem in der Nacht fortreiten durfte. Offenbar hatte er von dem Orte weg getrachtet.

Ich blickte hin. Es standen zwei Säulen, und darauf war ein Querbalken. So ragte es in das gelbe Mondlicht empor. Oben lag etwas wie ein Kopf. In der That aber mochte es irgend eine Erhöhung sein. Ich ging weiter, gleichsam als ob das Gras der Haide hinter mir lispelte und sich etwas am Fuße des Galgens rührte.

Von Milosch war nicht mehr das Geringste zu vernehmen, als sei er gar nie dagewesen. Ich kam sogleich zu der Todeseiche. Der Bach schillerte und glänzte und ringelte sich um Binsen, wie eine tolle Schlange. Daneben war der schwarze Bau des Baumes. Ich ging um ihn herum und jenseits war ein gerader weißer Weg, von dem Monde beschienen. Der Weg war gestampft und hatte Gräben und eine Allee junger Pappeln. Es that mir wohl, daß ich wieder meine Schritte schallen hörte, wie es daheim in unserem Lande auf den Wegen der Fall ist.

Ich ging langsam dahin. Der Mond hob sich mehr und mehr und stand endlich klar an dem warmen Sommerhimmel. Die Haide lief wie eine fahle Scheibe unter ihm weg. Endlich, da eine gute Stunde vergangen sein mochte, hoben sich vor mir schwarze Klumpen, wie ein Wald oder ein Garten, und in kurzer Frist stieß der Weg an ein Gitter, das in einer Mauer stand, die außer dem Walde hinlief und hinter sich riesengroße Wipfel hatte, die todesstille in dem Silber der Nachtluft emporstanden.

An dem Gitter war ein Glockengriff, ich zog, und es schellte von innen. Gleich darauf ertönte nicht etwa ein Bellen, sondern zwei Stöße jenes tiefen, entschlossenen und neugierigen Schnaufens edler Hunde — ein dumpfer Sprung — und der größte, schönste Hund, den ich in meinem Leben gesehen habe, stand von innen an dem Gitter.

Er stellte sich auf die Hinterfüße, faßte mit den vorderen die eisernen Stangen und sah auf mich heraus, ohne nur den geringsten Laut zu geben, wie es die ernste Art dieser Thiere gewohnt ist. Bald kamen murrend und jagend noch zwei kleinere und jüngere derselben Gattung, glatte Bulldoggen, und alle schauten unverwandt auf mich.

Nach einer Weile hörte ich auch nahende Menschentritte, und ein Mann im zottigen Pelze kam und fragte um mein Begehren. Ich entgegnete, ob ich in Uwar sei, und nannte meinen Namen. Er mußte Weisung haben; denn sofort beschwichtigte er mit ungarischen Worten die Hunde und öffnete dann das Gitter.

„Der Herr hat Briefe von Euch und erwartet

Euch schon lange," sagte der Mann, als wir weiter gingen.

„Ich habe ihm ja geschrieben, daß ich mir Euer Land ansehen wolle," antwortete ich.

„Und das habt Ihr lange angesehen," sagte er.

„Freilich," antwortete ich. „Ist der Herr Major noch wach?"

„Er ist gar nicht zu Hause, sondern in der Sitzung, morgen Früh wird er herüberreiten. Für Euch hat er drei Zimmer richten lassen und gesagt, daß wir Euch hineinführen sollen, wenn Ihr in seiner Abwesenheit kämet."

„Nun, so führt mich hinein."

„Wohl."

Diese Worte waren die einzigen, die wir auf dem langen Wege wechselten, den wir meiner Meinung nach eher durch einen Urwald, als durch einen Garten machten. Riesige Tannen streckten sich gegen den Himmel und mannsdicke Eichenäste griffen herum. Der größere Hund ging ruhig neben uns, die andern schnoberten an meinen Kleidern und jagden sich dann gelegentlich.

Als wir so den Hain durchschritten hatten, kamen wir zu einer baumlosen Erhöhung, auf welcher das Schloß stand — soviel ich jetzt erkennen konnte — ein großes viereckiges Gebäude. Aber die Erhöhung führte eine breite Steintreppe empor, auf der das schönste Mondlicht starrte. Hinter der Treppe war ein etwas ebener Platz und dann ein großes Gitter, das statt des Thores des Hauses diente. Als wir an dem Gitter angekommen waren, sprach mein Begleiter einige Worte zu den Hunden, worauf sie in den Garten zurückschossen. Nun schloß er das Gitter auf und führte mich in das Gebäude.

Auf der Treppe brannte noch Licht und beglänzte hohe seltsame Steinbilder mit weiten Stiefeln und schleppenden Gewändern. Es mochten ungarische Könige sein. Dann empfing uns im ersten Geschosse ein langer mit Rohrmatten belegter Gang. Wir gingen ihn entlang und stiegen dann noch eine Treppe hoch. Hier war wieder ein solcher Gang und einen der Thürflügel, die in demselben waren, öffnend, sagte mein Begleiter, hier seien meine Zimmer. Wir gingen hinein. Nachdem er in jedem mehrere Kerzen angezündet hatte, wünschte er mir gute Nacht, und ging fort. In einer Weile wurde von einem anderen Wein, Brot und kalter Braten gebracht, worauf mir von ihm, wie von seinem Vorgänger, gute Nacht geboten wurde. Ich erkannte hieraus und aus der völligen Einrichtung der Zimmer, daß ich nun allein bleiben würde und ging daher an die Thüren und schloß mich ab.

Hierauf aß ich und musterte dabei meine Wohnung. Das erste Zimmer, in welchem die Speisen auf einen großen Tisch gestellt wurden, war sehr geräumig. Die Kerzen strahlten hell und beleuchteten alles. Die Geräthe waren anders, als sie bei uns gebräuchlich sind. In der Mitte stand eine lange Tafel an deren einem Ende ich aß. Um die Tafel waren Bänke von Eichenholz gestellt, nicht eigentlich wohnlich aussehend, sondern wie zu Sitzungen bestimmt. Sonst war nur noch hie und da ein Stuhl zu sehen. An den Wänden hingen Waffen aus verschiedenen Zeiten der Geschichte. Sie mochten einst der ungarischen angehören. Es waren noch viele Bogen und Pfeile darunter. Außer den Waffen hingen auch Kleider da, ungarische, die man aus früheren Zeiten aufgehoben hatte, und dann jene schlotternden, seidenen, die entweder Türken oder gar Tataren angehört haben mochten.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Das Prisma, das allen Gestalten der Erde
Den Schimmer unsterblicher Schönheit verleiht,
Das Kleinod, das freundlich am dürftigsten Herde,
So wie im Palaste uns Seligkeit beut:
Ein Herz ist voll Treue, uns eigen in Freuden,
Uns eigen in Thränen, in Trübsal und Tod!
Mag schimmerndes Glück auch die Mengen beneiden!
Die Treue nur war's, die den Himmel uns bot.

Agnes Franz.

* * *

Willst du der Muse Banner tragen,
So rüste dich, mit heil'gem Ernst,
Daß frei von Uebermuth und Zagen
Du fremde Meinung hören lernst.

Das ist die Kunst von echtem Adel;
Sie schätzt die Rose wie den Dorn,
Und gleich dem Lob wird ihr der Tadel
Zu neuer, größ'rer That ein Sporn.

Edwin Bormann.

* * *

Den Jüngling, der für die Mutter schwärmt, erwähle dir niemals zum Eh'mann;
Er liebt in ihr die Persönlichkeit und spannt dir die Saiten zu hoch an.
Das Mädchen, das für den Vater schwärmt, such' dir zur Frau zu erwerben;
Sie liebt in dem Vater nur den Mann, und du wirst die Liebe erben.

Ernst.

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: J. Coy. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 232. Donnerstag, den 12. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

61 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Nun dann! Ich habe Dir noch nicht den Namen des Mannes genannt, an dessen Seite ich ein vollkommenes Glück gefunden hätte, wenn nicht die Schatten der Vergangenheit und der Gedanke an Dich die strahlende Helle meines neuen Glückes verdunkelt hätten. Dieser Mann hieß Conrad Stuhr — und Georg Stuhr — Du kennst ihn ja — Georg ist unser Sohn — Dein Bruder —"

Helenen's Brust hob und senkte sich unter raschen, schweren Athemzügen. Ihre Denkkraft wollte das Wunderbare nicht so rasch in seinem Rahmen fassen.

„Georg weiß alles," fuhr Frau Stuhr fort. „Auch er ist tief erschüttert über die wunderbare Verschlingung der Schicksalsfäden, die von einer mächtigen Hand geleitet, dennoch zusammen in einen Ausgang liefen. Jetzt weiß ich, warum eine geheimnißvolle magnetische Kraft ihn vom ersten Augenblick an zu Dir hinzog — — es war die Liebe des Bruders zur Schwester."

„Hat er Dir auch gesagt, aus welchem Grunde es zwischen uns zum Bruch kam?" fragte Helene mit einem unbeschreiblichen Blick. —

„Auch das," antwortete Frau Julie schmerzlich.

„Und Du kommst dennoch zu mir?" rief Helene, „Du wandtest Dich nicht voll tiefer Verachtung von mir ab, sondern Du sprichst dennoch liebevoll und erbarmend zu mir —?"

„Mein armes Kind," sagte Frau Stuhr sanft, „Du hast nie die Liebe einer Mutter kennen gelernt, sonst würdest Du nicht über meine Handlungsweise erstaunen —"

„Dann wäre ich auch gut geworden," sagte Helene trübe, „es war mein sehnlichster Wunsch, gut zu bleiben, aber das Schicksal wollte es nicht."

„Die Mutterliebe hat weder Anfang noch Ende; in den vielen Jahren habe ich mich um Dich gesorgt und an Dich gedacht. Was nun geschehen soll, weiß ich im Augenblick noch nicht, das müssen wir erst reiflich erwägen und überlegen. Nur Eins steht bei mir fest! Du mußt Deinem Berufe entsagen. Wird Dir das ein Opfer sein? Nicht? Nun, um so besser — —"

Sie sah nach der Uhr.

„Ich muß gehen. Mein Schwiegervater wird schon unruhig über mein langes Ausbleiben sein. Morgen komme ich wieder."

Noch ein langer, zärtlicher Abschied, dann mußte sich Frau Julie fast gewaltsam losreißen.

Helene begleitete ihre Mutter bis zur Treppe.

Als sie in ihr Boudoir zurückkehrte, ging sie mehrere Male hin und her durch das Zimmer und setzte sich dann auf den breiten, mit gestickten Seidenkissen belegten Fenstersims. Warme, würzige Frühlingslüfte umspielten ihre Schläfen, und wie sie noch einmal die seltsamen Enthüllungen der letzten Stunde an sich vorüberziehen ließ, schien ihr das ganze ineinander greifende Gefüge gar nicht mehr so unbegreiflich und so unwahrscheinlich als vorhin.

Die hochgehenden Wogen ihrer Aufregung beruhigten sich, aber aus der Ruhe nach dem Sturm erhoben sich wieder die schwarzen, unheildrohenden Schatten, welche über ihrem vergangenen Leben lagen. Bange Fragen durchwogten sie, Fragen, auf die sie keine Antwort fand, und je tiefer sie sich in ihre gegenwärtige Lage hineindachte, desto unumstößlicher wurde es ihr, daß sie mit ihrer Vergangenheit sich unter keiner Bedingung in das reine Haus ihrer neuen Familie drängen durfte. Der Fleck ließ sich nicht — nie — verwischen, und mit dem Fleck auf ihrer Ehre durfte sie sich nie und nimmer als Angehörige zu den Trägern eines fleckenlosen Namens bekennen.

Wohin aber? Wo einen Ausgang finden — Sterben? Sterben, abschließen mit einem Leben, das so inhaltlos — so öde und leer — an Glück und an Leistungen hinter ihr lag. Wenn Sie noch sagen

könnte: Das habe ich vollbracht — aber so nichts — gar nichts.

Sie legte die Arme um das Kreuz und sah nach unten, auf die Straße hinab, wo der Strom des großstädtischen Lebens, weil enger an dieser Stelle eingedämmt, lauter, geräuschvoller als im anderen breiteren Theil der Straße vorüberrauschte.

Helene betrachtete das bewegte, farbenreiche Bild mit schmerzenden Augen und an einer Stelle, an einem Punkte blieben ihre Blicke hängen; da auf der dunklen, stillen, einfachen Gestalt im weiten, schwarzen Mantel ruhten ihre Augen aus. Eine Krankenpflegerin, eine Diakonissin. Blondes Haar quillt unter dem blüthenweißen Leinwandstreifen hervor; widerwillig nur fügen sich die eigensinnigen Löckchen dem starren Zwange des Scheitels, der ein lilienzartes Antlitz umrahmt. Auf dem silbernen Kreuze funkelt die Sonne — — weithin blitzt es wie ein Licht.

Wie ein Licht!

Auch auf Helene wirft es seinen Schein.

Wohin die stille Samariterin auch ihre Schritte lenken mag, sie bringt Frieden, Erquickung, Trost mit. Sie lindert, sie pflegt, sie tröstet — sie hilft Schmerzen geduldiger tragen und den Lohn für alles — vielleicht ein Dankeslallen, ein Händedruck, ein Blick aus den brechenden Augen — aber den rechten, richtigen Lohn trägt sie in sich, den Lohn der eigenen Befriedigung, das Bewußtsein erfüllter Pflicht, treuer, uneigennütziger Nächstenliebe.

Ja, wer das könnte! Wie ein Triumphschrei hallt es durch Helenen's schmerzgequälte Seele. Warum sollte sie es nicht können? Sie fühlt sich innerlich wie auf Schwingen emporgehoben. Ja, das ist ihr Beruf, in dem Beruf wird sie ihren Frieden wiederfinden, in dem Beruf wird sie sühnen, was sie verbrochen hat, in dem Beruf wird sie der Liebe ihrer Mutter und Georg's Liebe wieder würdig werden.

Ein kurzes, Nebenumständen geltendes Ueberlegen, dann läßt sie sich von der Zofe ein Adreßbuch besorgen, blättert darin und findet die gewünschte Adresse, Pastor Trimm — Bismarckstraße — Inspektor der Diakonissenanstalt.

Hut und Jacke! Jeder Nerv in ihr fiebert nach Entscheidung, denn die Entscheidung soll den furchtbaren Alpdruck von ihr nehmen und ihr das Leben retten.

Pastor Trimm, Bismarckstraße, empfängt Besuche.

Nach kurzem Warten wird Helene in sein Arbeitszimmer geführt.

Er ist ein großgewachsener, starkknochiger Herr; seine bartlosen Züge haben ein strenges, starres — etwas, das durch den harten Zug um den eingekniffene[n] Mund verschärft wird. —

„Mein Fräulein — — was verschafft mir da[s] Vergnügen —?"

Er mißt die zierliche, elegante Erscheinung mi[t] einem langen, mißtrauischen Blicke. Es ist etwas Ab[-] weisendes, Erstauntes, Ueberlegenes, Hochmüthiges i[n] seinem Tone.

„Ich habe die Absicht, Diakonissin zu werden," er[-] widerte Helene schüchtern — mit einer beklemmende[n] Angst im Herzen, „ich wollte Sie bitten, mir die Auf[-] nahme in der Diakonissenanstalt als Probeschwester z[u] gewähren."

Hochwürden räuspert sich, rückt die Brille ein wenig höher und faßt die Bittstellerin mit einem nichtsaus[-] drückenden Blick näher in's Auge.

„Hm — hm — hm . . . Als Probeschwester — Haben Sie noch Eltern?"

Helene zögerte, erröthet.

„Eine Mutter."

„So, eine Mutter. Was war bis hierher Ihr[e] Beschäftigung, wenn ich fragen darf?"

Wieder ein heißes Erröthen, ein langes Zögern.

Fast drängte sich ihr eine Lüge auf die Lippen — sie muß sich überwinden — —

„Tänzerin."

„Aah — aah — — Von der Tänzerin zur Diako[-] nissin — — von der Bühne zum Krankenbett — — Das ist ein weiter Weg."

Helene erbleicht.

Eine heftige Entgegnung liegt ihr im Munde, abe[r] sie beherrscht sich. Sie will sich üben in Demuth un[d] Sanftmuth ihres künftigen Berufes.

„Ich kann Ihnen nichts Bestimmtes sagen, mein Fräulein," fährt der Pastor fort, „Sie müssen un[s] die schriftliche Einwilligung Ihrer Mutter und — ei[n] Sittenzeugniß bringen. Ein wirkliches, gutes Sitten[-] zeugniß, von achtbaren Leuten ausgestellt. Darau[f] kommt alles an — daraufhin wird die Konferenz ent[-] scheiden. Wie gesagt, wir werden dann sehen —"

Als Helene das Haus des Pastors verläßt, ist e[s] merkwürdig kalt und still in ihr. Sie weiß, daß ihre Hoffnung gescheitert ist und daß ihr keine Wahl bleibt. Sie fühlt, daß das furchtbare Schicksal, desse[n] Opfer sie geworden ist, sie dem Tode weiht, daß nichts ihr mehr helfen und sie retten kann.

Zu Hause legt sie das Straßenkleid ab und zieh[t] dafür ein spitzenbesetztes Hauskleid an.

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

Steppenwanderung.

(Fortsetzung.)

Als ich mit meinem Nachtmahle fertig war, ging ich in die zwei Nebenzimmer, die auf diesen Saal folgten. Sie waren kleiner, und wie ich gleich bei dem ersten Blicke, da ich eingeführt wurde, bemerkt hatte, wohnlicher eingerichtet, als der Saal. Es waren Stühle, Tische, Schränke, Waschgeräthe, Schreibzeug und alles da, was ein einsamer Wanderer in seiner Wohnung nur immer wünschen kann. Selbst Bücher lagen auf dem Nachttische, und sie waren sämmtlich in deutscher Sprache. In jedem der zwei Zimmer stand ein Bett, aber statt der Decke war auf ein jedes das weite volksthümliche Kleidungsstück gebreitet, welches sie Bunda heißen. Es ist dies gewöhnlich ein Mantel aus Fellen, wobei die rauhe Seite nach innen, die glatte weiße nach außen gekehrt ist. Letztere hat häufig allerlei farbiges Riemenzeug und ist mit aufgenähten farbigen Zeichnungen von Leder verziert.

Ehe ich mich schlafen legte, ging ich noch, wie es immer an fremden Orten meine Gewohnheit ist, an das Fenster, um zu schauen, wie es draußen aussähe. Es war nicht viel zu sehen. Das aber erkannte ich im Mondlichte, daß die Landschaft nicht deutsch sei. Wie eine andere, nur riesengroße Bunda lag der dunkle Fleck des Waldes oder Gartens unten auf die Steppe gebreitet — draußen schillerte das Grau der Haide — dann waren allerlei Streifen, ich wußte nicht, waren es Gegenstände dieser Erde oder Schichten von Wolken.

Nachdem ich meine Augen eine Weile über diese Dinge hatte gehen lassen, wendete ich mich wieder ab, schloß die Fenster, entkleidete mich, ging zu dem nächstbesten Bette und legte mich nieder. Als ich das weiche Pelzwerk der Bunda über meine ermüdeten Glieder zog und als ich schon fast die Augen zuthat, dachte ich noch: „So bin ich nun begierig, was ich in dieser Wohnung Freundliches oder Häßliches erleben werde."

Dann entschlummerte ich, und alles war todt, was schon in meinem Leben gewesen ist und was ich sehnlichst wünschte, daß noch in dasselbe eintreten möchte.

Steppenhaus.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht, aber daß es nicht fest und gut war, das wußte ich. Es mußte die allzu große Müdigkeit daran schuld sein. Die ganze Nacht ging ich auf dem Vesuv herum und sah den Major bald in einem Pilgeranzuge in Pompeji sitzen, bald im Fracke zwischen den Schlacken stehen und Steine suchen.

In meinem Morgentraum tönte Pferdegewieher und Hundegebell, dann schlief ich einige Zeit fest, und als ich erwachte, war heller Tag in dem Zimmer und ich sah hinaus in den Saal, in dem die Waffen und Kleider von der Sonne beschienen hingen. Unten erbrauste der dunkle Park von dem Lärmen der Vögel, und als ich aufgestanden und an eines der Fenster getreten war, funkelte die Haide draußen in einem Netze von Sonnenstrahlen.

Da ich noch kaum angekleidet war, klopfte es an meine Thür, ich öffnete, und es trat mein Reisefreund herein. Ich war immer die Tage her begierig gewesen, wie er aussehen möge, und er sah nicht anders aus, als er eben aussehen konnte, nämlich so zu der ganzen Umgebung stimmend, daß es schien, ich hätte ihn immer so gesehen.

Auf der Oberlippe hatte er den gebräuchlichen Bart, der die Augen noch funkelnder machte, das Haupt deckte ein breiter runder Hut und von den Lenden fiel das weite weiße Beinkleid hinab. Es war ganz natürlich, daß er so sein mußte, ich konnte plötzlich nicht mehr denken, wie ihm der Frack stehe, seine Tracht schien mir reizend, daß mir mein deutscher Flaus, der bestaubt und herabgeschunden auf einer Bank unter dem verschossenen Seidenkleide eines Tartaren lag, fast erbärmlich vorkam. Sein Rock war kürzer, als sie gewöhnlich in Deutschland sind, stand aber sehr gut zu dem Ganzen.

Mein Freund schien zwar gealtert, denn seine Haare mischten sich mit Grau und sein Antlitz war voll von jenen feinen und kurzen Linien, die bei wohlgebildeten Menschen, die sich lange erhalten, doch endlich die wachsende Zahl der Jahre anzeigen; aber er erschien mir so angenehm und einnehmend, wie immer.

Er grüßte mich sehr freundlich, sehr herzlich, ja fast innig — und als wir eine halbe Stunde geplaudert hatten, waren wir schon wieder so bekannt, wie zuvor. Es schien, als hätten wir uns seit unserer italienischen Reise gar nicht getrennt. Da ich mich ankleidete und dazu bemerkte, daß ein Koffer mit meinen anderen Sachen ankommen werde, schlug er vor, ich möchte bis dahin, oder wenn ich wollte, in der Zeit meines ganzen Hierseins ungarische Kleider anziehen. Ich ging in die Sache ein und die nöthigen Bestandstücke waren bald herbeigeschafft, wobei er bemerkte, daß er in den nächsten Tagen schon für Abwechslung sorgen werde.

Wie wir nun so in den Hof hinunter kamen zu den mit uns gleich gekleideten Knechten, und wie diese aus den finstern Schnurrbärten und den buschigen Augenbrauen so beifällig auf uns blickten und uns die Pferde zu einem Morgenritte zuführten, war etwas so Edles und Beruhigendes in dem Schauspiele, daß ich mich innerlichst recht davon erquickt fühlte.

Wir ritten, von der großen sanften Dogge begleitet, in den Besitzungen des Majors herum. Er zeigte mir Alles und gab gelegentlich Befehle und Lobsprüche. Der Park, durch den wir zuerst ritten, war eine freundliche Wildniß, sehr gut gehegt, rein gehalten und von Wegen durchschnitten. Als wir hinaus auf die Felder kamen, wogten sie im dunkelsten Grün. Nur in England habe ich ein Gleiches gesehen; aber dort schien es mir, war es zarter und weichlicher, während dieses hier kräftiger und sonnedurchdrungener erschien. Wir ritten hinter dem Parke sachte bergan und an dem Kamme dieser sanften Höhe, die gegen die Haide ging, zogen sich die Weinpflanzungen dahin. Ueberall war ein dunkles breites Blatt, die Pflanzungen nahmen einen großen Strich ein, an allen Stellen waren Pfirsichbäume eingestreut und von den gehörigen Orten blickten, wie in Maroshely, die weißen leuchtenden Punkte der Wächterhäuschen herüber. Auf die Haide gekommen, sahen wir seine Rinder, eine große, zerstreute, fast unübersehbare Herde. Eine Stunde Reitens führte uns dann zu den Gestüten und Schäfereien. Da wir über die Haide kamen, zeigte er auf einen schmalen schwarzen Streifen, der sehr weit im Westen das hingehende Grau der Steppe schnitt und sagte: „Das sind die Weinberge von Maroshely, von wo Ihr gestern die Pferde hattet."

Den Rückweg nahmen wir auf einer andern Seite und hier zeigte er mir seine Gärten, seine Obstanlagen und seine Glashäuser. Ehe wir dazu kamen, ritten wir an einem sehr unansehnlichen Landstriche vorbei, auf dem bedeutend viele Menschen beschäftigt waren. Auf meine Frage sagte er, dies seien Bettler, Herumstreicher, selbst Gesindel, die er durch pünktliche Bezahlung gewonnen habe, daß sie ihm arbeiten. Sie trocknen eben einen sumpfigen Strich und legen eine Straße an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Rache ist süß. Den Helgoländer „Eingeborenen"-Kindern wird das bischen Existenz auf ihrer Insel zur Zeit der Hochsaison bedenklich eingeengt. Die Bänke sind nur für Kurgäste, die Wege nur für Badegäste, der Platz vor dem Kurhause, wenn Nachmittags Musik gemacht wird, nur für die Badegäste. Schließlich wird den Kindern auch noch durch öffentliche Bekanntgabe das Reifenspiel verboten. Da hörte ich nun zwei Helgoländer Kinder sich streiten. Der Klas sagt zum Hans: „Nein, bist Du dumm, Du bist so dumm wie ein Badegast!"

— Doppeltes Pech. Vater, Mutter und zwei Jungen liegen auf der Düne bei Helgoland. Vater und Mutter braten in der Sonne, die Kinder haben ihre Strandschuhe ausgezogen und werfen Steine auf die Fluthwellen. Die Fluth steigt und reißt plötzlich Maxens einen Schuh mit sich fort. Der Vater schilt: Ob sie nicht aufpassen könnten? Schließlich beruhigt sich der Gestrenge, er sucht den Humor wieder zu gewinnen, indem er dem nach Norderney hintreibenden Schuh seinen Bruder nachwirft. „Papa," schreit entsetzt der Hans, jetzt hast Du meinen einen Schuh auch ins Wasser geworfen." Hans und Max hatten beide je einen rechten Strandschuh.

Wir Zwei.

Wir haben oft beim Wein gesessen
Und öfter beim Grog.
Beim Pfandverleiher lag indessen
Der Sonntagsrock.

Wir haben die lustigsten Mädelgeschichten
Ausgetauscht,
An Abenteuern und an Gedichten
Uns weidlich berauscht.

Wir haben, o je, von unsern Schulden
Uns vorgeklagt,
Vertranken dabei den letzten Gulden:
Nur nicht verzagt!

Wir haben uns immer zusammengefunden,
War's Wetter schlecht;
Und waren die greulichen Wolken verschwunden,
Dann erst recht.

Wir sind zwei Kirschen an einem Stengel,
Ein Zwiegesang,
Ein Canon, wie er von Bach bis Klengel
Noch keinem gelang.

Wir sind zwei Schelme. Wenn sie uns fangen,
Philistergericht,
Wir müssen an Einem Galgen hangen,
Sonst thun wir's nicht.

Gustav Falke.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 233. Freitag, den 13. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts

oder

Der neue Tag.

62 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

Aus einem Schiebfach ihrer Toilette nimmt sie ein kleines, funkelndes, silbernes Ding — ein lustiges Spielzeug — ein Miniaturrevolver, den Gertrude ihr zu ihrem Geburtstag geschenkt hat.

Dann löste sie das lange, goldblonde Haar, das wie ein Mantel aus gesponnenem Golde um sie herum wallt und sie einschließt. Zum Fenster herein kommt das Spätnachmittagslicht, noch sonngetragen, aber doch schon müder, milder, matter als vorhin.

Sie liegt auf der Chaiselongue — — weiß, blond, licht — — wie eine Fee.

Mit ruhiger Hand bereitet sie die Waffe vor.

„Wunderbar," murmelt sie, „ich glaubte, daß ein starker, freudiger Wille zu dem Berufe einer Krankenpflegerin maßgebender sei als ein Sittenzeugniß.

Ein Sittenzeugniß! — — Ob man droben auch ein Sittenzeugniß verlangt als Eintrittsbillet zum Himmelreich — —

Sie erhebt den Lauf des Revolvers —

Ihr letzter Gedanke gilt Georg und ihrer Mutter.

Ein leiser Knall — — —

Tiefe Stille.

Von ihrer Schläfe herab rinnt ein schmaler, heller Blutstrahl. Um ihre erkälteten Lippen schwebt ein Lächeln.

21. Kapitel.

Lösungen.

Maria Coczinsky ging die Dorfstraße entlang, welche in ihrer Stille und in ihrem Morgensonnenglanze ein Bild echt sonntäglichen Friedens bot.

Alt und Jung war zum Gottesdienst in der Kirche versammelt. Nur ein gichtbrüchiger Greis saß vor der Thür eines freundlichen Häuschens in seinem Lehnstuhl und beaufsichtigte das Treiben einiger um ihn herum krabbelnder flachsköpfiger „Kleinsten".

Maria richtete im Vorübergehen ein paar freundliche Worte an den Alten, kehrte dann ein in die Hütte der Wittwe Mehlmann, ließ sich von ihres Schützlings Wahl berichten, der jetzt bei einem Stettiner Maurermeister in der Lehre ist und lenkte ihre Schritte dann an dem in einer Atmosphäre von Rosenduft liegenden Pfarrhaus vorüber.

Dicht an den Pfarrgarten stieß der Friedhof, in dessen Mitte sich die einfache, weißgetünchte, breitspurig hingelagerte Kirche erhob.

Die Seitenthüre der Kirche, durch welche der Priester aus- und einging, stand angelehnt, und da Maria sich plötzlich von der Lust, einmal das Innere des Gotteshauses zu sehen, angewandelt fühlte, zog sie die Thür etwas weiter zurück. Sie konnte von dieser Stelle aus den ganzen Kirchenraum übersehen.

Es war so still in der menschenvollen Kirche, daß man das Fallen einer Stecknadel hätte hören können. Eine tiefe Andacht lag über der kleinen Gemeinde, eine Andacht, von der Maria sich unwillkürlich mitergriffen fühlte. Schon hob sie den Fuß, hineinzugehen, da dachte sie, daß sie ja gar nicht dorthin gehöre. Was suchte die Jüdin in der christlichen Kirche? Hier, an dieser Stelle, hörte sie jedes Wort der Predigt genau so gut als die drinnen.

Pastor Heller redete über das erhabene Kapitel des Korinterbriefes, das da handelt von der Liebe, die langmüthig und freundlich ist, die sich der Wahrheit freut, die da alles hofft, allem vertraut, die nimmer aufhört. Weich zerfließend hallten die Tonwellen seiner sonoren Stimme durch die Stille. Ein warmer, natürlicher Ton wehte durch die Rede.

Warum, dachte Maria, stellt sich dieser Mann statt in das enge, hölzerne Schwalbennest der Kanzel nicht in die Kathedrale des Waldes, warum läßt er nicht dort, wo keine kalten Steinmauern den Blick fangen und eindämmen, wo das Auge frei hindurch und hinauf schweift zum blauen Aether, warum läßt er

nicht dort seine köstliche Predigt von der unermeßlichen Liebe Gottes ertönen.

Pastor Heller redete weiter.

Die Liebe sei die Moral des Christenthums, ein Christenthum ohne Liebe sei ein Leichnam — eine todte Sache. Nur wer echte Liebe gegen seine Mitmenschen übe, dürfe sich als Christ bekennen. In der alles hoffenden, duldenden, langmüthigen, freundlichen, nimmer aufhörenden Liebe, von der der Apostel spricht, läge das ganze Christenthum.

Maria lehnte die Thür wieder an und wanderte weiter durch die Reihen der blühenden Gräber dem Ausgang des Friedhofes zu und über eine blumige, thauüberstäubte Wiese nach ihrem geliebten Walde.

Maria streckte sich nieder auf den weichen, schwellenden Moosteppich und lauschte mit geschlossenen Augen dem vielstimmigen Schlagen, Schmettern, Pfeifen, Flöten und Trillern, dem Flügelschwirren und dem Blätterrauschen und zwischen den süßen, lieblichen Lauten des Waldes hörte sie immerfort eine weiche Stimme.

Das Christenthum in der Liebe — —

Ja, wenn das Wort lauter und rein wie hier gelehret wird — wenn es in Wahrheit nicht heißt — ich glaube — sondern ich liebe — dann — dann ist es des Bekenntnisses werth —

Maria sann und sann.

Gedanken, die schon lange umrißlos durch ihre Seele schwebten, formten sich aus und wurden zu sprechenden Gewalten. Träumerisch blinzelte sie in den grün gebrochenen Sonnenschein.

Und als sie sich endlich emporreckte, legte sie die Hand auf's Herz und that ein großes Gelübde — —

„Ich werde Christin!"

* * *

In Gedanken ging sie geradewegs weiter bis an den Waldsaum und dort sah sie sich dem gegenüber, an den sie immer und auch jetzt wieder dachte.

Tapp — tapp — tapp kommt der herrliche Apfelschimmel mit einem Reiter daher gesprengt.

An schattigen Stellen hat die Sonne die Thautropfen noch nicht weggetrunken und unter jedem Huftritt des Pferdes sprüht eine Anzahl großer, prismirender Brillanten empor.

„Grüß Gott, Maria Coczinsky und guten Morgen!" ruft Bernhard von Kotenhagen, vom Pferd springend, mit der Rechten den Hut lüftend, mit der Linken das Thier am Zügel führend, „darf ich Ihnen den Treuesten meiner Getreuen, meinen „Ypsilanti" vorstellen und gestatten Sie meinem Freunde wie mir, Sie ein Stück Weges zu begleiten — ?"

Sie legte flüchtig ihre Fingerspitzen in seine dargereichte Hand und nickte.

„Ich habe Sie in 48 Stunden nicht gesehen, Maria Coczinsky — ich hätte nicht geglaubt, daß 48 Stunden solche Ewigkeit sein könnten."

Maria antwortete nicht.

Sie will es sich nicht gestehen und es nicht wissen, daß jede Faser ihres Herzens unter dem Klang seiner Stimme zittert. —

Sie biegen in einen Waldweg ein.

Seite an Seite gehen sie hin; hinter ihnen schreitet langsam, zierlich, durchdrungen von seiner Pferdewürde Ypsilanti.

„Sie sind so still, Maria Coczinsky — — sind Sie mir böse?"

Sie lächelt unbefangen und bewegt dann verneinend den Kopf.

„Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde ich Ihnen zürnen sollte —"

„Gottlob — — ich fürchtete schon — — aber ja. Es ist ja grundlos. Ich hatte gestern einen ernsten, entscheidungsvollen Tag — Maria —"

Ein Weilchen schwieg er, dann nahm er den Faden wieder auf.

„Purer Egoismus ist heute das Motiv meines Kommens. Sie haben mich damals, am Abend unseres ersten Wiedersehens zum Vertrauten Ihrer Sorgen und Anliegen gemacht — heute will ich Gleiches mit Gleichem vergelten. Darf ich Ihnen Alles sagen, was mich bewegt und erfüllt, meine Freundin? Wollen Sie mir zuhören?"

Maria bejaht und Ypsilanti wiehert, als wolle auch er sein Verständniß und seine Theilnahme für die Mittheilungen seines Gebieters versichern.

„Sie werden, wenn Sie ein leises, freundschaftliches Interesse an meiner Person nehmen, sich vielleicht einmal gefragt haben, was eigentlich zwei grundverschiedene Wesen wie meine Frau und mich zusammengeführt haben kann — —" sagte Kotenhagen, „aufrichtig gesagt: Ich grübele selbst oft darüber und kann das Räthsel nicht lösen. Natalien's Schönheit hatte sich eben voll erschlossen, als ich sie kennen lernte. Sie war wunderbar schön damals — trotzdem begreife ich mich doch nicht, da ich sonst nie nach den Sinnen urtheile. Kurz und gut — wir verlobten uns."

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

Steppenhaus.

(Fortsetzung.)

Zu Mittage, da wir nach Hause gekommen waren, aßen wir mit allen Knechten und Mägden in einer Art Vorhalle, oder vielmehr unter einem ungeheuren Vordache, an dem ein riesiger Nußbaum stand. An dem hölzernen Brunnengerüste musizirten eben durchziehende Zigeuner. — Es war zu Tische auch ein Fremder gekommen, ein Jüngling in frühesten Jahren. Er fiel mir durch seine außerordentliche Schönheit auf. Er hatte Briefe aus der Nachbarschaft gebracht und war nach dem Essen wieder fortgeritten. Von dem Major war er sehr achtungsvoll, fast zärtlich behandelt worden.

Den heißen Nachmittag verbrachten wir in den kühlen Zimmern. Abends zeigte mir mein Gastfreund das Abendroth der Haide. Wir ritten eigens zu dem Zwecke hinaus, nachdem er mir gerathen hatte, so wie er, gegen die Fieberluft der Ebene einen Pelz umzuthun, wenn ihn auch die noch warme Luft entbehrlich zu machen scheint. Wir warteten, da wir hinausgekommen waren, an dem von ihm angegebenen Punkte, bis die Sonne untergegangen war. Und in der That, es war ein prachtvoller Anblick, der nun folgte: auf der ganzen schwarzen Scheibe der Haide war die Riesenglocke des brennend gelben, flammenden Himmels gestellt, so sehr in die Augen wogend und sie beherrschend, daß jedes Ding der Erde schwarz und fremd wird. Ein Grashalm der Haide steht wie ein Balken gegen die Gluth, ein gelegentlich vorübergehendes Thier zeichnet ein schwarzes Ungeheuer auf den Goldgrund und arme Wacholder- und Schlehenbüsche malen ferne Dome und Paläste. Im Osten fängt dann nach wenigen Augenblicken das feuchte kalte Blau der Nacht heraufzusteigen an und schneidet mit trübem und undurchsichtigem Dunste den eigentlichen Glanz der Kuppel des Himmels.

Die Erscheinung dauert vorzüglich in den Junitagen, wo die Sonne hoch steht, sehr lange. Als wir schon zu Hause waren, als wir schon das Abendmahl eingenommen und einige Zeit miteinander verplaudert hatten, als ich dann in meinem Schlafzimmer war, an dem Fenster stand und bereits fast die Mitternacht herankam, stand noch ein trübgelbes Stückchen Licht im Westen, während schon im blauen Osten die rothe Scheibe des Halbmondes glühte.

Ich nahm mir an diesem Abende vor, morgen oder übermorgen, oder wenn sich immer in den nächstfolgenden Tagen eine Gelegenheit ergäbe, den Major um das Ziel zu fragen, von dem er mir geschrieben hatte, daß er es endlich gefunden habe und daß es ihn auf immerwährende Zeiten an die Heimath binde.

Des andern Morgens weckte er mich vor Sonnenaufgang und fragte, ob ich den Tag für mich zubringen, oder ob ich ihn mit ihm theilen wollte. Beides stehe mir auch in der Zukunft frei. Wenn ich an den Geschäften und Bestrebungen des Hauses theilnehmen wollte, so dürfte ich nur an dem Tage, an dem ich solches im Sinne habe, beim Klange der Hofglocke, die jeden Morgen geläutet werde, aufstehen und mich zu dem gemeinschaftlichen Frühmahle einfinden. Hätte ich aber an einem Tage abgesonderte Pläne, so seien schon seine Leute, falls er selber nicht da wäre, angewiesen, mir mit Pferden, mit Begleitung oder mit anderem Nöthigen an der Hand zu sein. Lieb wäre es ihm, wenn ich ihn von solchen Dingen, vorzüglich, wenn sie weitere Entfernungen vom Hause beträfen, immer vorher in Kenntniß setzte, damit er mich vor Umwegen, Schwierigkeiten und vielleicht auch vor kleinen Gefahren, die eintreten könnten, bewahre. Ich war ihm für seine Bereitwilligkeit dankbar und erklärte, daß ich heute und morgen und überhaupt so lange, bis mir anders einfiele, seine Zeit theilen wolle.

Ich stand daher auf, kleidete mich an und begab mich unter das Vordach zu dem Frühmahle. Die Leute waren schon fast fertig und trennten sich, um zu ihren verschiedenen Arbeiten zu gehen. Der Major hatte meiner geharrt und wartete, bis ich mit der Einnahme meines Frühstücks fertig war. Dann wurden die gesattelten Pferde vorgeführt. Ich fragte nicht, was er thun werde, sondern folgte ihm, wohin er ritt.

Wir ritten heute nicht mehr so im Allgemeinen herum, daß er mir überhaupt seine Besitzungen und Beschäftigungen zeige, sondern er sagte, er wolle das, was der heutige Tag von ihm fordere, thun und ich möge ihm zusehen, falls es mir nicht Langeweile mache.

Wir kamen zu gedehntem Wiesenlande, auf dem Heu gemacht wurde. Der schöne ungarische Braune, den der Major ritt, trug ihn tanzend auf dem schönen, weichen, geschorenen Rasengrün hin. Er stieg ab, während ein Knecht das Pferd hielt und besah an verschiedenen Schobern das Heu. Es wurde von dem Knechten bemerkt, daß es auf den Nachmittag zum Einführen bestimmt sei.

Der Major ordnete, so lange die Wiese geschoren sei, das Schlagen mehrerer Gräben an, damit überflüssiges Wasser abgehe, und an anderen Stellen, damit es gesammelt werde. Von der Wiese schlug er den Weg zu den Gewächshäusern ein, die nicht, wie es

sonst gewöhnlich ist, in der Nähe des Wohnhauses waren, sondern auf einem geeigneten Platze, wo ein sanfter Erdhang seine Dachung gegen Aufgang und Mittag zeigte.

Es war an diesen Häusern ein kleiner reiner Stall angebracht, wohin der Major und seine Begleitung, wenn zufällig eine da war, ihre Pferde thun konnten; denn es war nicht selten der Fall, daß er sich hier lange aufhalten mußte, und wenn Besuch da war, der die Gewächsanlagen besehen wollte, geschah es wohl auch, daß mehrere Stunden darüber hingingen.

Wir thaten unsere Pferde gesattelt in den Stall und er ging zuerst daran, mehrere Gewächsstücke und Pflanzen, die auf Begehren zu Versendungen geordnet wurden, zu besichtigen, dann ging er in die Gärtnerstube, wo Schreibereien lagen, und brachte ziemlich lange Zeit an dem Tische bei demselben zu. Ich sah indessen die Dinge um mich an, von denen ich aber gerade so viel und so wenig verstand, als ein unaufhörlich Reisender, welcher unzählige Gewächshäuser besah, verstehen kann. Als ich aber später in seinem Bücherzimmer die Werke und Abbildungen über diesen Zweig ein wenig durchging, erkannte ich, wie wenig ich eigentlich von dem Kerne dieser Sache wußte.

„Wenn man von diesen reizenden Dingen," sagte der Major zu einer anderen Zeit einmal, „die so gerne vom Hundertsten ins Tausendste führen, wirklich Früchte haben soll, so muß man sie vom Grunde aus betreiben und die andern, die darin arbeiten, bedeutend zu übertreffen suchen."

Von der Gärtnerstube herauskommend, sah er eine Weile mehreren Weibern zu, die mit Abstauben und Reinigen der grünen Kamelienblätter beschäftigt waren. Diese Pflanze war damals noch selten und theuer. Er untersuchte auch die gereinigten und machte seine Bemerkungen. Von da kamen wir an den vielen reinen weißen Sandbeeten der Glashäuser vorüber, in denen die ganz jungen Pflänzchen standen, dann an all den Blumen und Gewächsen, deren Zucht er sich zur Aufgabe gemacht hatte.

An dem entgegengesetzten Ausgange der Anlagen warteten unsere Pferde, die ein Gärtnerbursche indessen hinten herumgeführt hatte. Hier waren die Stellen zur Bereitung und Mischung der Erden, die von Eseln in Körben aus verschiedenen Gegenden und oft von weit entfernten Nadelwaldungen das ganze Jahr hindurch herbeigebracht werden. Selbst zum Brennen der Erde waren bestimmte Orte und in der Nähe war das Eichenholz aufgeschichtet, das im Winter zur Erwärmung dient.

Da, wie ich schon gestern bemerkt hatte, von den Gewächsanlagen nicht weit auf der Haide war, so ritten wir nun auf dieselbe hinaus. Der gute Lauf unserer schlanken Pferde trug uns bald so weit auf die einförmige morgenduftige Ebene hinaus, daß wir das Schloß und den Park nur mehr als einen dunklen Fleck in der Ferne liegen sahen. Hier stießen wir zu seinen Hirten. Einige Stangen, so mager, daß von ihnen als Schutzwerken gar keine Rede sein kann, bildeten eine Hütte, oder vielleicht gar nur ein Zeichen, welches in der Steppe leicht gesehen und gefunden werden kann. Unter diesen Stangen brannte oder glimmte vielmehr ein Feuer, das von den zähen Aesten oder den Wurzeln der Wacholder- oder Schlehen- und anderer Krüppelsträuche unterhalten wurde. Hier bereiteten die Hirten, die um elf Uhr schon Mittag hielten, ihr Mahl. Braune Gestalten, deren Pelze auf der Erde umherlagen, standen in schmutzig-weißen Beinkleidern und Hemdärmeln um den Major herum und antworteten auf seine Fragen. Andere, da sie seine Ankunft auf der weithin gedehnten Fläche wahrgenommen hatten, jagten auf kleinen unscheinbaren Rossen herbei, die weder Sattel noch Decke, und statt Zügel und Halfter oft nur einen Strick hatten. Sie stiegen ab, hielten ihre Thiere an der Hand und umringten den Major, der ebenfalls abgestiegen war und sein Pferd zu halten gab. Sie sprachen nicht bloß von ihrer Beschäftigung mit ihm, sondern auch von anderen Dingen, und er kannte sie fast alle mit Namen. Er war so leutselig mit ihnen, als wäre er einer aus ihrer Mitte, und dies, wie ich glaubte, erweckte eine Art Begeisterung unter den Menschen. Wie bei uns in den Bergen, so waren auch hier die Thiere den ganzen Sommer über im Freien. Es waren jene weißen langgehörnten Rinder, welche in dem Lande vorkommen und sich von den Kräutern der Steppe nähren, die eine Würze und einen Blumengeruch haben, die wir Alpenländler ihnen kaum zutrauen sollten. Bei diesen Thieren bleiben die Menschen, die ihnen zugegeben sind, ebenfalls im Freien und haben oft gar nichts über sich als den Himmel und die Sterne der Haide, oft nur, wie wir eben gesehen hatten, einige Stangen, oder eine gegrabene Hütte von Erde. Sie standen vor dem Major, dem Grundherrn wie sie ihn hier hießen und hörten seinen Anordnungen zu. Als er wieder aufstieg, hielt ihm einer, der blitzende Augen aus dem Schwarz seines Gesichtes und seiner Brauen herauszeigte, das Pferd, während sich ein anderer mit langen Haaren und dichtem Schnurrbarte bückte und ihm die Steigbügel hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 234. Samstag, den 14. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

63 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Natalie wurde dabei von rein äußeren Gründen geleitet. Ich mache ihr nicht einmal einen Vorwurf daraus. Tausende nach modernen Grundsätzen erzogene junge Mädchen würden in der Sucht nach einer „Partie“ ebenso gehandelt haben. Natalie ist durch und durch ein Weltkind und die bedrückten Verhältnisse ihrer Eltern kerkerten ihre wilde Genußsucht ein. Die Heirath sollte ihre Ideale realisiren — den Winter in Paris oder Berlin, den Sommer in einem Modebad, dazwischen vielleicht eine kurze Herbstsaison auf meinen Gütern. So ähnlich hatte sie sich wohl ihre Zukunft als meine Gattin zurechtgelegt. Leider konnte ich ihre Wünsche nicht erfüllen. Den Sommer über nimmt mich die Bewirthschaftung meiner Güter in Anspruch; den Winter widme ich meinen Studien. Da gab es denn gleich schneidende Differenzen. Wir waren beide enttäuscht. Da lernte ich Sie kennen, Maria Coczinsky, und von der Zeit an wurde ich mir eigentlich erst des Schmachvollen meiner Lage bewußt. Ich fing an zu vergleichen und fühlte mich unglücklich —“

Er stockte, wandte sich ein wenig seitwärts und tätschelte den Hals des Pferdes, das, durch diese Liebkosung ermuntert, den feinen Kopf vorstreckte, seinen Herrn mit den sammetbraunen Augen treuherzig und klug ansah und dann die Nüstern erhob und verständnißvoll wieherte.

Maria bückte sich und pflückte eine Waldblume.

„Sie tauchten in meinem Leben auf und verschwanden wie ein Traum,“ fuhr Kotenhagen fort, „ich wollte mir nicht eingestehen, wie positiv der Eindruck sei, den Sie auf mich gemacht hatten und diesen Gedanken pflegte ich so lange, bis das Schicksal unsern Weg dennoch wieder zusammenführte. Erst am Abend unserer Wiederbegegnung wurde ich mir meiner wahren Empfindungen recht bewußt. Genug — die Vorsehung ließ mich am selben Abend den Bruchtheil eines Gespräches meiner Frau mit einem Bekannten ihrer Mädchenzeit erlauschen, in welchem sie diesem klagte, wie unglücklich sie sich in ihrer Ehe fühlte und wie alles in ihr nach Erlösung schrie. Auf diese Aeußerung baute ich einen Entschluß auf, der mich von den Fesseln befreien sollte, die mich nachgerade wund und zu Boden drücken und der auch ihr — Natalien — die heiß ersehnte Erlösung bringen sollte. Ich wartete mit der Ausführung meines Entschlusses, bis unsere Gäste uns alle verlassen hatten. Gestern Früh reisten die letzten ab. Natalie war wie gewöhnlich, wenn ihr Zerstreuung mangelt, übellaunig und mißmuthig. Bei Tische — wir waren ganz allein — ging ich geradewegs auf mein Ziel los. Ich fragte sie, ob sie unglücklich an meiner Seite sei. Sie antwortete ja. Darauf machte ich ihr den Vorschlag einer Ehescheidung. Sie ergriff den Gedanken mit Begierde, hielt sich kluger Weise aber doch anfangs meinem Vorschlage reservirt gegenüber. Allmälig kamen wir zur praktischen Pointe. Es war eine einfache geschäftliche Abmachung. Nach kurzem Hin und Her wurden wir handelseinig. Sie willigt in die gesetzliche Trennung, dafür sichere ich ihr Alimente in einer Höhe, die ihr ein Leben ganz nach ihrem Geschmack gestattet. Außerdem verpflichte ich mich freiwillig, noch einmal die finanziellen Calamitäten ihrer Eltern von Grund aus zu regeln.“

Er schwieg wieder und streifte Maria mit einem fast angstvoll fragenden Blick.

Sie hielt die Augen beharrlich zu Boden gesenkt; eine lichte Röthe durchglühte ihre Züge.

„Ende dieser Woche reist Natalie ab. Dann leite ich sofort die Sache ein. Da wir beide einverstanden sind, wird sich die Geschichte hoffentlich in aller Stille ohne Aufsehen abwickeln. Und —“ er blieb stehen und bot Maria die Hand — „in der Zeit, die zwischen meiner Strohwittwerschaft und meiner wirklichen, gesetzlich anerkannten Freiheit liegt, bleiben wir gute Freunde und getreue Nachbarn, nicht wahr, Maria — ?“

„Ja, getreue Nachbarn," sagte Maria — „wie bisher —"

Ihre Hand zitterte in der seinen und auch der Ton ihrer Stimme bebte in leisen Schwingungen.

„Für den Augenblick trennen sich hier unsere Wege," sagte Kotenhagen. „Also — auf Wiedersehen!"

Er grüßte noch einmal und kehrte um. Hinter ihm folgte mit langsamer Grazie das Pferd.

Maria ging rascher als sonst durch den Wald. Die Empfindung beflügelte ihre Schritte. Die Gedanken wuchsen wie Blumen aus dem Grunde ihrer Seele heraus. Noch konnte sie ihre Gefühle nicht sichten, ihr war zu Muthe, als ob eine neue Sonne über ihrem Leben aufgegangen sei, die ihr die Brust mit glühendem Licht erfülle, mit einem Licht, dessen Schein die Augen ihres Verstandes blende.

So kam sie in den Park.

Ueber ihrem Haupte brannte die Mittagssonne, sie achtete es nicht, sie spannte nicht einmal den Schirm auf, sie wandelte ganz in dem fließenden Goldlicht des Sonnenschein's dahin.

Die Dorfstraße hinauf kamen die Leute mit ihren Gesangbüchern aus der Kirche.

Auch der alte Postbote humpelte des Weges daher auf die Gutsherrin zu und brachte ihr zwei Briefe.

Maria ging mit den Briefen zur Terrasse hinauf und von da in das Gartenzimmer.

Dort öffnete sie den ersten mit dem Poststempel Berlin, dessen duftendes, glattes, cremefarbenes Aeußere ihr ein eigenes Mißtrauen verursachte. Was konnte denn aus Berlin Gutes kommen?

Dann las sie:

„Mein hochverehrtes Fräulein!

Soeben erfuhr ich durch einen Brief meiner Tochter, daß Sie nunmehr Natalien's Nachbarin sind; auch Ihre wohlbegründete Namensänderung theilt sie mir mit. Aber — keine Einleitung und Umschweife. Ich richte diese Zeilen lediglich an Sie, um Ihnen meinen heißesten Dank für Ihren Edelmuth zu sagen. Denn halten Sie mich wirklich für so blind, daß ich den Schleier Ihrer Anonymität, welche Sie über Ihre Handlung breiteten, nicht zu durchschauen vermöchte? Nur Sie — Sie haben mir durch Uebersendung jener fürchterlichen Briefe, die zum Fluch meines Lebens wurden und die Sie dem elenden Eigenthümer durch Gott weiß welche Opfer abgenommen, nur Sie haben mich durch Uebersendung derselben von dem tödtlichen Alp befreit. Sie haben mir meinen Frieden wiedergegeben — — und das werde ich Ihnen danken bis zu meiner letzten Stunde. Wie Sie wahrscheinlich gehört haben, hat sich Paul vor ca. 3 Wochen mit der Prinzeß Naczenyi verheirathet — von seiner Seite ein Opfer, welches er mir brachte und das durch Ihren Edelmuth zwecklos geworden ist. Ich hoffe, daß die Beiden leidlich miteinander auskommen; Paul hat nur einmal geliebt, den Verlust seines erträumten Glückes wird er nie ganz verwinden. Noch einmal meinen tiefen, innigen Dank für Ihre Wohlthat. Möge Ihnen die Zukunft ein echtes, dauerhaftes Glück bescheeren.

Hochachtungsvoll Ihre

Christine von Roß-Laten."

Maria zerriß den Brief in kleine Fetzen und streute diese aus dem Fenster. Nach einigen Minuten kam ein Windzug vorüber und trieb sie wie eine Handvoll Schneeflocken weiter hinein in das Grün der Rabatten.

Der zweite Brief war von Annie's Mutter. Frau Stuhr erbat sich ihre Tochter für mehrere Wochen heim. Ihr einziger Sohn, Annie's Bruder, sei schwer erkrankt, sie brauche eine Stütze in der Pflege und einen Trost.

Vor mehreren Stunden wäre Maria trostlos gewesen, ihre geliebte Annie wochenlang entbehren zu müssen — in diesem Augenblick streifte eigentlich nur Theilnahme und Betrübniß über die schmerzliche Ursache der hoffentlich nur kurzen Trennung über sie weg. Das Glück ist egoistisch und sie war überglücklich — obgleich sie selber nicht den Grund ihres Glücksgefühls bekennen wollte.

In der letzten Stunde hatten sich die Nebel zertheil, welche sich seit Wochen gespenstisch vor ihren Augen drehten, eine mächtige Sonne hatte sie vertrieben und so weitete sich die Zukunft nun hoffnungsbestrahlt vor ihr als ein Edem des Glückes.

Leuchtenden Auges blickte sie hinauf in den blauen, silberdurchäderten Frühlingshimmel.

Ein Viertelstündchen weiter wurde die Thür aufgerissen.

Annie stürmte herein, dunkelroth im Gesicht.

Lachend und weinend zu gleicher Zeit warf sie sich Maria an den Hals.

„Ach Du — ach Du —"

„Nun, was gibt's denn, Annie?"

Annie strich sich verlegen die widerspenstigen Löckchen aus der Stirne.

Ihre Blicke fielen auf den offenen Brief.

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

Steppenhaus.

(Fortsetzung.)

„Lebt wohl, Kinder," sagte er beim Fortreiten, „ich werde euch bald wieder besuchen, und wenn die Nachbarn herüberkommen, werden wir einen Nachmittag auf der Haide liegen und bei euch essen."

Er hatte diese Worte auf ungarisch gesagt und sie mir auf meine Bitte verdeutscht.

Im Fortreiten sagte er zu mir: „Wenn es Euch ergötzt, diese Haidewirthschaft einmal im einzelnen genau anzuschauen und Ihr etwa einmal allein herauskommen wolltet, um mit diesen Leuten gleichsam zu leben, müßt Ihr auf die Hunde achten, die sie haben. Sie sind nicht immer so zahm und geduldig, wie Ihr sie heute gesehen habt, sondern sie würden Euch strenge mitfahren. Ihr müßt es mir vorher sagen, daß ich Euch hingeleite, oder wenn ich nicht kann, daß ich Euch einen bekannten Hirten mitgebe, der Euch führe und den die Hunde lieben."

Ich hatte in der That, da wir bei dem Hirtenfeuer waren, die ungemein großen, schlanken, zottigen Hunde bewundert, derlei ich auf meiner ganzen Wanderung nicht angetroffen habe und die so sittsam neben und unter uns am Feuer herumsaßen, als verstünden sie etwas von der Verhandlung und nähmen daran Theil.

Wir wendeten uns, da wir fortritten, dem Schlosse wieder zu, da bereits die Zeit zum Mittagessen heranrückte. Als wir, so wie gestern, in der Nähe der Strecke vorüberkamen, auf der die Leute arbeiteten, um den Sumpf zu trocknen und die Grundrisse einer Straße zu ziehen, sagte er, indem er auf ein Weizenfeld zeigte, an dem wir ziemlich nahe vorbeiritten, und auf welchem die Frucht außerordentlich schön stand:

„Diese guten Schollen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun, müssen uns das Geld herbeischaffen, daß wir auch an andern Stellen etwas verrichten können. Die Leute arbeiten da drüben in der Oede das ganze Jahr. Sie haben ihren Taglohn und kochen gleich neben ihren Geschäften im Freien. Zum Schlafen gehen sie in jene hölzernen Hütten, die Ihr seht. Im Winter, wenn sich Eis bildet, gehen wir den tiefern Stellen zu, denen wir jetzt wegen zu großer Weiche des Bodens nicht ankönnen, und füllen Gerölle der Haide und Steine, die wir von den Weinpflanzungen nehmen, hinein."

Wirklich erblickte ich, da ich auf die eigenthümliche Anlage hinüberschaute, die hölzernen Hütten, von denen er gesprochen hatte, und sah an verschiedenen Stellen des Haiderückens schwachen Rauch aufgehen, der die kunstlosen Herde anzeigen mochte, auf denen die Leute ihr Mittagessen kochten.

Als wir in den Park einritten, umsprungen von den großen und kleinen Doggen, läutete in dem Herrenhause eben die Glocke, die uns und die anderen Leute zum Mahle rief.

Ich fragte an dem Abende dieses Tages meinen Reisefreund nicht um sein Ziel, wie ich mir tags vorher beim Schlafengehen so fest vorgenommen hatte.

Der Nachmittag verging wie gewöhnlich, zu Hause, nur daß der Major gegen fünf Uhr auf dem gebahnten Wege mit der Pappelallee, auf dem ich in der Nacht gekommen war, ich weiß nicht wohin fuhr, während ich die Bücher musterte, die er mir in immer größerer Anzahl aus seinem Bücherzimmer auf meine Stube bringen ließ.

Des folgenden Tages hatte der Major viel zu schreiben, und ich brachte schier den ganzen Tag damit zu, seine Pferde, die er zu Hause hatte, zu besehen und mit seinen Leuten Bekanntschaft zu machen.

An dem Tage, der nachher folgte, war ich mit ihm in der Schäferei, die zwei Stunden Reitens entfernt ist und in welcher wir den ganzen Tag zubrachten. Er hatte einige Leute dort, die bedeutende Bildung verrathen und mit ihm in das Wesen der Sache, die sie lieben, einzugehen scheinen. Hier sah ich auch, daß alle Zweige seiner Thätigkeit ihre eigene Geldverwaltung haben, indem er den Schäfereien eine Summe vorstreckte, die aus einem anderen Bereiche genommen war.

Die Sache wurde sehr genau und richtig in die Papiere aufgenommen und verbrieft. Die Anlagen sind sehr weitschichtig und die Zuchten nach ihrem Bedürfniß geordnet.

Ein anderes Mal sah ich die Gestüte und wir waren auf der Weide, auf welcher seine Füllen und die jüngeren Pferde gewöhnlichen Schlages unter Hirten stehen, wie anderswo die Rinder.

Auf diese Weise lernte ich nach und nach den ganzen Kreis seiner Thätigkeit kennen, welcher wahrhaftig nicht geringfügig war. Ich wunderte mich, daß er diesen Sachen eine solche Aufmerksamkeit und Umsicht zuwendete, da ich ihn doch früher mehr als träumend und in Wissenschaften herumdichtend und forschend gekannt habe.

„Ich glaube," sagte er einmal, „daß man es so mit dem Boden eines Landes beginnen müsse. Unsere Verfassung, unsere Geschichte ist sehr alt, aber noch Vieles ist zu thun; wir sind in ihr, gleichsam wie

eine Blume, in einem Gedenkbuche aufgehoben worden. Dieses weite Land ist ein größeres Kleinod, als man denken mag, aber es muß noch immer mehr gefaßt werden. Die ganze Welt kommt in ein Ringen, sich nutzbar zu machen, und wir müssen mit. Welcher Blüthe und Schönheit ist vorerst noch der Körper dieses Landes fähig, und beide müssen hervorgezogen werden. Ihr müßt es ja gesehen haben, da Ihr zu mir kamt. Diese Haiden sind der feinste schwarze Ackergrund, in diesen Anhöhen voll glitzernden Gesteins bis zu jenen blauen Bergen hin, die Ihr im Norden seht, schläft der feurige Fluß des Weines und dämmert von Erde umflort der Glanzblick des Metalles. Zwei sehr edle Ströme ziehen durch unser Land, über ihnen ist, sozusagen, die Luft noch todt und harrt, daß unzählige bunte Wimpel in ihr flattern. Vielerlei Volk ist im Lande, manches ist ein Kind, dem man vormachen muß, was es beginnen soll. Seit ich in der Mitte meiner Leute lebte, über die ich eigentlich mehr Recht habe, als Ihr Euch denket, seit ich mit ihnen in ihrer Kleidung gehe, ihre Sitten theile und mir ihre Achtung erworben habe, ist es mir eigentlich, als hätte ich dieses und jenes Glück errungen, das ich sonst immer in der einen oder der anderen Entfernung gesucht habe."

Ich fragte den Mann nun gar nicht mehr um sein Ziel, dessen er in seinem Briefe an mich erwähnt hatte.

Vorzugsweise waren es die Getreidearten, denen er seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Und sie standen aber auch in einer Fülle und Schönheit, daß ich schon neugierig war, wenn sich diese Aehren der Reife zuwenden und wenn wir sie heimführen würden.

Die Einsamkeit und Kraft dieser Beschäftigungen erinnerte mich häufig an die alten starken Römer, die den Landbau auch so sehr geliebt hatten und die wenigstens in ihrer früheren Zeit auch gerne einsam und kräftig waren.

„Wie schön und ursprünglich," dachte ich, „ist die Bestimmung des Landmannes, wenn er sie versteht und veredelt. In ihrer Einfalt und Mannigfaltigkeit, in dem ersten Zusammenleben mit der Natur, die leidenschaftslos ist, grenzt sie zunächst an die Sage von dem Paradiese."

(Fortsetzung folgt.)

Neues rauchloses Pulver.

Es ist nicht zu leugnen, daß die in den letzten Jahren so vielseitig aufgetauchten Rauchlosen das lebhafte Interesse der Jägerwelt wachgerufen haben.

Es hat sich aber auch ergeben, daß, wie zu erwarten war, sich Intelligenz und Kapital auf diesen Gegenstand geworfen und dadurch kein geringer Konkurrenzkampf in's Leben gerufen wurde und es ist nicht zu verhehlen, daß in der Auswahl, sich gegenseitig zu befehden, es nicht immer sehr wahrheitsliebend zugegangen ist, und so manche Reklame gemacht wurde, die sich mit dem Thatsächlichen nicht zu decken vermochte, denn nur zu früh kamen bei dem Einen oder Andern Uebelstände zu Tage, die unsere geschätzte Jägerwelt mit dem Vortheil der Rauchfreiheit theuer bezahlen muß.

Und fragt man sich: Ja, haben wir denn schon ein Rauchloses, welches im Stande wäre, unser altes ehrwürdiges Schwarzpulver zu ersetzen und mit Rauchfreiheit und ballistischer Wirkung auch den Vortheil der Billigkeit verbindet? so muß man sich leider gestehen: „Nein", denn durchblicken wir die vielen Rauchlosen, so finden wir die Preise für die breite Jägerwelt als ein non possumus.

Ein Pulverchemiker, der schon 30 Jahre in diesem Fache arbeitet, hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, nicht allein ein rauchloses gekörntes Treibmittel herzustellen, welches von keinem der derzeitigen ähnlichen, im Verkehr befindlichen Erzeugnisse überholt wird, sondern auch in Folge fortschrittlicher einfacher Herstellungsmethode zu fast gleichem Kostenpunkte (im Verhältniß) wie das Schwarzpulver auf den Markt zu bringen, also ein Rauchloses nicht wesentlich theurer als Schwarzpulver, und ist ihm dies auch glänzend gelungen.

Es ist ihm ferner gelungen, die fast allen rauchlosen Pulversorten anhaftenden verderblichen Rostbildungen bei seinem Neupulver vollkommen aufzuheben.

Durchschlag und Deckung dieses neuen Treibmittels sind großartig und in Folge der äußerst günstigen Druckverhältnisse gestattet dieses Pulver sowohl die Verwendung der einfachsten Hülsen, wie auch dasselbe aus jedem, selbst dem billigsten, Gewehr geschossen werden kann.

Mit der Herstellung und dem Vertrieb dieses neuen Treibmittels ist die in Jägerkreisen wegen ihrer vorzüglichen Jagdpatrone „Marke Fasan" gut bekannte Pulverfabrik Hasloch a. M. betraut, welche das Treibmittel vorläufig in Patronen und unter der Marke Fasan rauchlos in den Handel bringt, und wir verweisen auf das bezügliche Inserat in der heutigen Abend-Nummer und in allen jagdsportlichen Zeitschriften.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 235. Montag, den 16. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

64 Roman von O. Sandor.

(Nachdruck verboten.)

„Ach, Du weißt — — Mama hat Dir geschrieben — — mir auch,“ sprudelte sie heraus, „und recht herzlos wirst Du mich finden, daß ich nach — — mein armer Bruder — — aber ich — ich — —“

„Nun setze Dich da hübsch ruhig hin und sage mir, was Du eigentlich hast,“ befahl Maria lächelnd, „Dir muß entschieden etwas Besonderes widerfahren sein.“

„Auf der Dorfstraße gab mir der Postbote Mama's Brief,“ begann Annie, „natürlich konnte ich in meiner Ungeduld nicht mit dem Lesen warten bis ich zu Hause war und erbrach ihn sofort, da las ich von Georg's Krankheit und daß ich zu Hause kommen müsse. Nun hätte ich wohl eigentlich zuerst zu Dir eilen sollen, um es Dir mitzutheilen, aber ich war nur wenige Schritte vom Pastorate entfernt und ich dachte — — weil ich doch oft dorthin komme — — weil sie immer so gütig gegen mich sind —“

„Also Du gingst in's Pastorat und theiltest den Pfarrleuten die erhaltenen Nachrichten mit,“ ergänzte Maria, als Annie verlegen anhielt, „ja liebes Herz, darin sehe ich aber noch immer nichts, worüber Du Dich so alteriren könntest —“

„Warte nur. Ich lese ihnen Mama's Schreiben vor und sie sind ebenso betrübt wie ich über die traurige Botschaft. Als ich fortgehe, begleitet mich The — der Pastor durch den Garten und wie wir an der Malmaisonlaube vorübergehen, bittet mich, einen Augenblick hinein zu treten — er wolle mir ein paar Rosen abschneiden. Ich setze mich drinnen auf die Bank. Um eine Minute kommt er mit den Rosen und setzt sich neben mich. Ich stehe auf, um zu gehen, da nimmt er meine Hand und da — —“

„Nun?“

„Da — ach, Du räthst es in Ewigkeit nicht —“

„Nun, wenn ich rathen soll, was Dir noch weiter Schreckliches in der Rosenlaube passirte, so will ich gleich bei dem Schrecklichsten anfangen, das einem jungen Mädchen passiren kann. Machte der Pastor Dir etwa eine Liebeserklärung?“

„Gerathen,“ jubelte Annie, „er sagte mir, daß er mich geliebt habe, so lange ich hier sei — — und ich —“

„Ueber Deine Antwort bin ich nicht im Zweifel, meine Kleine,“ versetzte Maria, „ich merkte schon am ersten Tage, daß der junge Gottesmann Chancen bei Dir habe. Nimm meinen innigsten Glückwunsch.“

„Theodor begleitet mich nach Berlin,“ sagte Annie, „wenn Georg nur erst wieder besser ist — — ach, Maria, ich kann es Dir gar nicht beschreiben, wie lieb ich Theodor habe und wie glücklich ich bin — —“

22. Kapitel.
Ein neuer Tag.

Georg Stuhr schwebte wochenlang zwischen Tod und Leben. Die Nachricht von Helenen's freiwilligem Tod hatte er äußerlich mit bewundernswerther Ruhe hingenommen; als er aber von ihrem Begräbniß heimkehrte, fieberte er stark und am nächsten Tage kam ein heftiges Nervenfieber zum Ausbruch.

Es kamen Tage, wo der Arzt es für seine Pflicht erachtete, die Angehörigen auf das Schlimmste vorzubereiten, Tage, wo das Lebenslicht des Kranken nur noch glimmte und ein Athemzug es auszulöschen drohte.

Dank der unermüdlichen Pflege von Mutter und Schwester aber siegte doch endlich die kräftige Natur des jungen Mannes und als der Krankheit erst der Stachel gebrochen war, ging seine Genesung Schritt für Schritt vorwärts.

Auch Frau Julie hatte tief unter dem letzten furchtbaren Schicksalsschlag gelitten — in den letzten Wochen ist in ihrem blonden Scheitel das Silber vorherrschend geworden — nachdem sich aber in den ersten, stillen Stunden das Weh verblutet, zog ein tiefer, stiller

Friede ein in ihr vordem unausgesetzt von schmerzlichen Zweifeln zerrissenes Herz.

Ist es auch ein hartes, bitteres Geschick, das ihr das verlorene Kind nur für fünf Minuten zeigte, um es dann für ewig zu nehmen, immerhin will sie es lieber in dem stillen Asyl des Friedens unter dem blühenden Hügel wissen, als auf der abschüssigen Bahn eines zweifelhaften, unsicheren Daseins.

Helenen's Andenken wird in der Mutterliebe fortleben — aber mögen die Todten bei den Todten ruhen — — das Leben gehört dem Leben.

Darum schließt Frau Julie ihren Kummer und ihre Trauer in das Kämmerchen ihrer Seele und widmet ihre Kraft und den Ausfluß ihrer unendlichen Liebe den Lebenden.

Frau Julie, sowie Herr August Stuhr gaben freudig ihre Einwilligung zu Annie's Verlobung mit dem jungen Pastor. Die rechte Freude brach freilich erst durch, nachdem Georg die Gefahr überwunden.

Herr Stuhr machte oft Bemerkungen, wie sich aus der Nacht das Morgenroth eines schöneren Tages emporränge und wie so oft dasjenige, was den blöden Augen des Sterblichen als Unglück erschiene, nur die Samenkapsel eines lauteren Glückes wäre. Des alten Herrn wartete noch eine große und freudige Ueberraschung.

Eines Tages erhielt er von einem der ersten Berliner Bankhäuser die Aufforderung, sich zu einer bestimmten Stunde wegen Unterhandlungen in der Bookendaal'schen Sache dort — in dem Bankhaus — einzufinden. Obgleich die Konkursmasse bereits geregelt, die bleibenden Aktiven vertheilt und die Passiven von den Betheiligten zu den fonds perdus gelegt waren und Herr Stuhr der Sache in Folge dessen keine Wichtigkeit beilegte, ging er doch hin. Mit ihm zusammen fanden sich noch eine Anzahl Herren ein; sämmtliche Anwesende waren durch Depotsveruntreuungen bei dem Bookendaal'schen Bankerott geschädigt.

Nach einer vorbereitenden Einleitung eröffnete der Bankier den Herren, daß die Tochter des verstorbenen Finanzrathes Simon von Bookendaal, da sie durch eine ihr zugefallene Erbschaft wieder über größere Mittel verfüge, gewillt sei, den Betheiligten den Werth der ihnen veruntreuten Depositen auf Heller und Pfennig zu ersetzen, um wenigstens den Schandfleck eines gemeinen Verbrechens von dem Namen ihres Vaters zu nehmen. Das Geld liegt für Jeden zum Abholen bereit. —

(Schluß folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

Steppenhaus.

(Fortsetzung.)

Da ich einmal längere Zeit auf der Besitzung Majors war, da ich die Theile derselben übersah verstehen lernte, da die Dinge vor mir wuchsen ich an dem Gedeihen derselben Antheil nahm: h mich das gleichförmig sanfte Abfließen dieser Tage Geschäfte so eingesponnen, daß ich mich wohl ebenmäßig angeregt fühlte und auch unsere St vergaß, gleichsam als wäre das ein Kleines, wa ihnen bewegt wird.

Da wir wieder einmal unter den Pferden gew waren, die auf der Haide sind, und da sich zu Hirten derselben auch die gesellt hatten, die das schäft der Rinder über sich haben, so daß zufällig größere Menge dieser Menschen auf der Haide beisam und bei uns waren, sagte der Major im Nachha fahren zu mir — denn dieses Mal hatte er ein schö Haidegespann mit Riemengeschirr vor einen Wa gespannt, der mit großer Spurweite sicher auf Grase der Haide dahinrollte: „Diese würde ich s zum Blutvergießen führen können, sobald ich mich an ihre Spitze stellte. Sie sind mir unbedingt gethan. Auch die Andern, die Knechte und die beiter, die ich zu Hause habe, würden sich eher Glieder zerschlagen lassen, ehe einer zugäbe, daß ein Haar gekrümmt würde. Wenn ich nur die d rechne, die mir wegen des Verhältnisses der Gru herrlichkeit unterthan sind und die mir, wie ich vielen Gelegenheiten erfahren konnte, vom Grunde Herzens zugethan sind, so würde ich, wie ich gla eine ziemlich große Zahl von Menschen zusamm bringen, die mich lieben. — — Seht nur und ich erst zu ihnen gekommen, als mein Haupt schon g geworden war und ich selbst viele Jahre sie verge hatte. Wie müßte es sein, so Hunderttausende leiten und sie zum Guten zu führen; denn meist wenn sie vertrauen, sind sie wie Kinder und fol zum Guten wie zum Bösen."

„Einmal," fuhr er nach einer Weile fort, „h ich geglaubt, ich werde ein Künstler oder Geleh werden. Ich habe aber eingesehen, daß diese ein ti ernstes Wort zu der Menschheit sagen müssen, das begeistert und edler und größer macht — oder wenigstens der Gelehrte Dinge zu Tage schaffe erfinde, welche die Menschen in dem irdischen G in den Mitteln fördern und weiterbringen. In bei Fällen aber ist es nothwendig, daß ein solcher Ma

zuerst selber ein einfaches und großes Herz habe. Aber da ich dies nicht besitze, so ließ ich alles wieder fahren und es ist nun vorbei."

Mir war es, da er diese Worte sagte, als ginge ein sanfter Schatten über sein Auge und als blicke es in diesem Augenblicke noch immer mit jener Schwärmerei in die Luft hinaus, wie einstens, wenn wir manchmal müßig auf dem Epomeo saßen, ein ganzes Meer von Himmelsbläue um uns feierte, unten die See glänzte und er von allerlei Wünschen und Träumen junger Herzen redete. Darum kam mir auch plötzlich der Gedanke, ob etwa das Glück, von dem er mir sagte, daß er es gefunden habe, doch noch nicht ganz da sei.

Das war das einzige Mal gewesen, daß er seit unserer Bekanntschaft auf seine Vergangenheit angespielt hatte, vorher in unserem ganzen Umgange nie. Ich habe auch nie gefragt, so wie ich später nicht fragte. Wer viel reist, lernt schon die Menschen schonen und läßt sie in dem inneren Haushalte ihres Lebens gewähren, der sich nicht aufschließt, wenn es nicht freiwillig ist.

Ich war nun schon ziemlich lange auf Uwar und war gerne da, weil ich an den Beschäftigungen des Ortes mit Aufmerksamkeit und öfter auch mit wirklicher Thätigkeit Antheil nahm und weil ich zu andern Zeiten an dem Tagebuche meiner Reisen und Erfahrungen weiter schrieb: aber das glaubte ich zu erkennen, daß in dem reinen beschäftigten Leben des Majors irgend ein Bodensatz liege, der es nicht zur völligen Abklärung kommen ließ, und mir war, als sei doch irgend eine Art Trauer da, die sich natürlich bei einem Manne nur durch Ruhe und Ernst ausdrückt.

Sonst war er in seinem Leben und in seinem Umgange mit mir sehr einfach und von einer Zurückhaltung oder Verstellung war nicht im geringsten die Rede. So stand auf dem Tische seines Schreibzimmers, in das ich sehr oft kam und in dem wir an heißen Nachmittagen oder Abends bei der Kerze, wenn wir noch nicht schlafen gingen, von verschiedenen Dingen plauderten, ein Bild — es war in schönem Goldrahmen das verkleinerte Bild eines Mädchens von vielleicht zwanzig — zweiundzwanzig Jahren — aber sonderbar war es, wie auch der Maler die Sache verschleiert haben mochte, es war nicht das Bild eines schönen, sondern eines häßlichen Mädchens — die dunkle Farbe des Angesichts und der Bau der Stirne waren seltsam, aber es lag etwas wie Stärke und Kraft darinnen und der Blick war wild, wie bei einem entschlossenen Wesen. Daß dieses Mädchen etwa in seinem früheren Leben eine Rolle gespielt habe, wurde mir klar und mir fiel der Gedanke ein, warum sich denn dieser Mensch nicht vermählt habe, sowie mir dieser Gedanke auch schon bei unserer italienischen Bekanntschaft gekommen war; aber nach meinen Grundsätzen hatte ich damals nicht gefragt und fragte auch jetzt nicht.

Er durfte freilich das Bild ruhig auf dem Tische stehen lassen; denn es kam niemand von seinen Leuten in das Schreibgemach, sondern sie mußten im Vorzimmer, wo ein Glöcklein beim Eintritte läutete, stehen bleiben, wenn ihm einer etwas zu sagen hatte. Auch von seinen Bekannten und von Besuchenden kam Niemand in das Zimmer, da er sie immer in seiner anderen Wohnung empfing. Es war also schon ein Grad Vertraulichkeit, daß ich da hinein durfte und alles besehen konnte, was da stand und lag. Diese Vertraulichkeit mochte ich wohl dem Umstande zu verdanken haben, daß ich nie forschte und grübelte.

Mittlerweile war die Ernte gekommen und nie werde ich jener heitern vergnüglichen Zeit vergessen.

Der Major mußte unterdessen auch einigemale kleine Reisen in die Nachbarschaft machen, und lud mich dazu ein. In keinem Lande sind die Entfernungen zwischen den bewohnten Punkten oft so groß, wie hier, aber mit den schnellen Rossen legt man sie reitend, oder mit den leichten Wagen über die Haide fahrend, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurück. Einmal hatte der Major das enganliegende ungarische Volkskleid an, er war in großem Schmucke, mit dem Säbel an der Seite. Es stand ihm sehr wohl. Er hielt in einer Versammlung seiner Gespanschaft über gemeinsame Angelegenheiten eine ungarische Rede. Da es von jeher meine Gewohnheit war, in jedem Lande, in das ich kam, schnell so viel von der Sprache zu lernen, als mir nur immer möglich war, so hatte ich auch bereits von den Leuten des Majors, und allen, die mich umgaben, etwas ungarisch gelernt, daher verstand ich manches von der Rede, die bei einem Theile heftige Bewunderung, bei dem andern heftigen Tadel hervorrief; im Nachhausefahren übersetzte er sie mir vollständig ins Deutsche. Nachmittags bei Tische sah ich ihn an jenem Tage im Fracke, wie einstens in Italien, sowie die meisten der Anwesenden ihre Volkskleidung abgelegt hatten und in dem gemeinschaftlichen europäischen Fracke waren.

Auch zu anderen Besuchen, die er in der Nachbarschaft machte, halte ich ihn begleitet. Hier erfuhr ich nun, daß vier solcher Sitze bestehen, wie der Major einen hatte. Man hatte vor einigen Jahren einen Bund geschlossen, den Landbau und die Hervorrufung

der ursprünglichen Erzeugnisse dadurch zu heben, daß man dies zuerst in dem besten Maßstabe auf den eigenen Besitzungen thue und so den andern mit einem Beispiele vorangehe, namentlich wenn sie sehen, daß Wohlhabenheit und besseres Leben sich aus dem Dinge entwickle. Der Bund hat auch seine Gesetze und die Beigetretenen hielten landwirthschaftliche Versammlungen. Außer diesen vier großen Musterhöfen, die eigentlich bis jetzt erst nur die einzigen Mitglieder des Bundes waren, hatten schon einige kleinere Besitzer angefangen, das Verfahren ihrer größeren Nachbarn nachzuahmen, ohne daß sie deswegen eigentliche Glieder des Bundes waren. Zur Sitzung aber nur als Zuhörer, oder gelegentlich als Rathfrager, durften alle Landwirthe und andere Menschen kommen, wenn sie sich nur vorher angemeldet hatten. Und sie nahmen nicht sparsam Theil, wie ich aus einer Versammlung abnahm, die vier Stunden Reitens von Uwar entfernt bei dem Mitgliede Gömör abgehalten wurde, wo von Mitgliedern nur der Major und Gömör, aber von Zuhörern eine ziemliche Menge war.

Ich bin nach der Hand noch zweimal ganz allein bei Gömör gewesen und habe das letzte Mal sogar mehrere Tage bei ihm zugebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine gelungene Entführung. Zwischen Belgrad, Budapest und Wien spielte sich dieser Tage eine Entführungsgeschichte ab, die mit ihren Verwechslungsszenen einer Theaterposse nachempfunden zu sein scheint. Da langten kürzlich aus Belgrad je 2 Polizeiagenten in Budapest und in Wien an, um mit Hilfe von gewiegten ortskundigen Detektives ein entflohenes Liebespaar auszuforschen. Die entflohenen sind die junge, schöne Gattin des Belgrader Bankiers Mathias Sch. und ein junger Mann, von dem man vermuthet, daß er ihr Klavierlehrer ist. Die schöne, blonde Dame hieß mit ihrem Mädchennamen Mathilde K. und ist die Tochter eines Budapester Lehrers. Mathias Sch. sah seine Gattin zum ersten Male vor 1½ Jahren in Wien und verliebte sich in sie. Er machte sie zu seiner Gattin und führte sie nach Belgrad heim. Mathilde, die bisher in ziemlich drückenden Verhältnissen gelebt hatte, wurde, als sie die Gattin des Bankiers war, eine Verschwenderin. Es kam deshalb zwischen den Ehegatten zu heftigen Auftritten und stürmischen Auseinandersetzungen. Sie machte schon einmal den Versuch, aus dem Hause des Gatten zu fliehen, doch vereitelte dies der Mann, der noch immer mit großer Liebe an seiner Frau hing. Trotz der scharfen Bewachung gelang es aber dieser Tage der jungen Frau, aus dem Hause ihres Gatten zu entkommen. Die Belgrader Polizei stellte fest, daß die junge Frau in Begleitung eines jungen Mannes nach Ungarn geflohen sei. Da gleichzeitig ihr Musiklehrer verschwunden ist, glaubt man, daß derselbe in ihrer Begleitung sich befindet. In Budapest kam es in Folge dessen schon am nächsten Tage zu einer Aufsehen erregenden Verhaftung. Als der Belgrader Schnellzug in die Halle des Bahnhofes rollte, entstieg einem Wagen 1. Kl. eine tiefverschleierte, schöne, blonde Dame am Arm eines jungen Mannes. Ein Detektiv schritt auf die Dame zu und fragte sie, da die ihm gegebene Beschreibung auf die Frau Sch. paßte, wer sie sei. Ganz harmlos antwortete sie, sie sei die Gattin des Belgrader Bankiers Sch. und sei zu ihrem Vergnügen nach Budapest gekommen. Der Detektiv erklärte höflich, daß sie auf Aufforderung der Belgrader Polizei nach Belgrad zurückkehren müsse. Der schönen Frau half kein Flehen und kein Weinen; sie wurde mit dem nächsten, nach Serbien abgehenden Schnellzuge nach Belgrad zurückgeschickt. In Belgrad angelangt, wurde die blonde Dame auf dem Bahnhofe von dem Bankier erwartet. Wer aber beschreibt die Ueberraschung des Herrn Sch., als er die Entdeckung machte, daß die blonde Dame gar nicht seine Frau sei. Das Räthsel löste die Fremde bald, die allerdings Frau Sch. in der Statur sehr ähnlich war, selbst, indem sie erzählte, daß sie im Eisenbahnzuge zwischen Belgrad und Budapest von Frau Sch., die jedenfalls gewarnt worden war, 3000 Frcs. dafür erhalten habe, daß sie in Gesellschaft des jungen Mannes, ihres Cousins, in Budapest aussteigen und, falls sie angehalten werde, sich als Frau Sch. aus Belgrad ausgeben solle. Frau Sch. wollte mit demselben Zuge gleich weiter fahren, und zwar mit einem jungen Manne, der Wien als vorläufiges Reiseziel angegeben habe. Der Streich der Gattin des Bankiers, die auch Werthpapiere und Baargeld im Gesammtbetrage von 40 000 Frcs. mitgenommen haben soll, war also vollständig gelungen. Der Bankier setzt jetzt seine Nachforschungen in Wien und Berlin fort, da es möglich ist, daß das Paar bereits weiter als bis nach Wien gekommen ist.

— Das Universalmittel. Patientin: „Herr Doktor, ich bin so mager, was soll ich thun, um dicker zu werden?" — Arzt: „Radfahren." — Patientin: „Sonderbar, meiner Freundin hat ihr Arzt das Radeln verordnet, damit sie magerer werde." Arzt: „Ja, das ist eben das Allheilmittel."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 236. Dienstag, den 17. Oktober. 1899.

Das Ende des 19. Jahrhunderts
oder
Der neue Tag.

65 Roman von O. Sandor.

(Schluß.)

Herr Stuhr hatte den gänzlichen Verlust des Geldes total überwunden, deshalb hob ihn die unerwartete Schicksalsgunst nicht gerade in den siebenten Himmel, aber eine rechte innerliche Freude spürte er doch bei dem Gedanken, nun seine Lieblingsidee — — die Gründung eines Geschäfts für Georg — dennoch ausführen zu können.

So verzogen sich allmälig die einst finster zusammengeballten Wolken und über dem Hause der X-straße und seinen Bewohnern lachte wieder der gleichmäßig blaue Himmel eines ungestörten Friedens und die Sonne eines stillen, dauernden Glückes.

Ende August wurde Annie's Hochzeit in aller Stille gefeiert. Maria Coczinsky war nicht gekommen, aber sie hatte es sich erbeten, Annie's Aussteuer besorgen zu dürfen, und als die Neuvermählten und die alte Pastorin nach ihrem Heim zurückkehrten, empfing Maria die drei auf der Veranda des Pfarrhauses unter einer riesigen Guirlande von Rosen, die sie selbst gewunden hatte.

* * *

Der Sommer mit seinem farbenreichen Leben neigte sich zu Ende. Es war ein reichgesegneter Sommer gewesen, voll fruchtbarer Weiden und üppiger Ernten.

Bernhard von Kotenhagen kam fast jeden Abend nach Pankewitz hinüber. Durch Pastor Heller hatte Maria erfahren, daß der Antrag auf Scheidung wirklich eingeleitet sei; zwischen ihnen wurde dieser Punkt nie erwähnt.

Der September war gekommen. Eines Nachmittags war Maria im Pastorate, wo seit acht Tagen Herr August Stuhr, Frau Julie und Georg Gäste waren. Georg war am ersten September aus dem Geschäfte. das er bisher geleitet, ausgetreten. Im Dezember wollte er sich selbstständig etabliren. Die inzwischen liegenden Wochen wollte er der Ruhe widmen und bei seiner Schwester zubringen.

Annie hatte durch ihren Gatten, dem seit Maria's Uebertritt zum Christenthum ihre Vergangenheit kein Geheimniß war, Maria's ursprünglichen Namen erfahren.

Herr August Stuhr aber ahnte nicht, wer das schöne Mädchen eigentlich ist, dem er langathmig und umständlich die Geschichte seines Verlustes bei dem Bookendaal'schen Krach, seiner Krankheit und der letzten, unerwarteten Ueberraschung dargelegt — — er ahnt nicht, wie das halb befriedigte, halb wehmüthige Lächeln zu deuten ist, welches Maria's Mund bei seinen letzten Worten umfliegt.

„Ja, mag der alte Finanzrath auf seinem Kerbholz gehabt haben, was er will. Hut ab vor seiner Tochter — das ist Charakter — das nenne ich Charakter. Ja, ja, mein gnädiges Fräulein, solche Töchter findet man nicht alle Tage — die sind heutzutage, wo jeder sich selbst der Nächste ist, selten!“

Auf den Abend zu kam Bernhard von Kotenhagen; er war im Schlosse gewesen, hatte die Herrin nicht zu Hause getroffen und suchte sie deswegen bei ihren Freunden auf.

„Ich bitte Sie, brechen Sie auf, ich habe Ihnen etwas zu sagen,“ flüsterte er unbemerkt Maria zu.

Sie nickte zustimmend und brach bald danach einen Vorwand zum Gehen vom Zaune.

Kotenhagen begleitete sie natürlich.

Sie gingen die Dorfstraße hinunter, ohne miteinander zu reden. Vor den Häusern saßen schwatzende Gruppen, die Männer rauchend, die Frauen strickend, nach des Tages Mühe und Arbeit einen friedlichen Feierabend genießend.

Maria und Bernhard von Kotenhagen bogen in den Park ein. Es war ein wunderschöner Herbstabend.

Im Schatten einer Buchengruppe hielt Bernhard von Kotenhagen plötzlich seine Schritte an und zwang dadurch auch Maria zum Stehenbleiben. Er hielt ihr die Hände entgegen und da bemerkte sie, daß der goldene Reif an seiner Rechten zum ersten Male fehlte. Ein freudiger Schreck durchbebte sie.

„Frei — frei!" sagte er tiefathmend. „Frei! Erlöst von den Ketten. Seit einer Stunde hat sich die Thür meines Kerkers geöffnet, fast geblendet sehe ich dem strahlenden Lichte neugewonnener Freiheit in's Auge. Und dennoch fehlt mir noch das Eine — Beste, das der Freiheit seinen Werth vergleichen soll, mein Glück — das erflehe ich mir aus Deiner Hand, Maria, willst Du es mir geben?"

Sie sagte kein Wort, aber aus ihrem Erglühen und ihrem aufstrahlenden Blick las er seine Antwort und es mußte eine beglückende Antwort sein, denn mit einem Jubelruf zog er sie in seine Arme.

* * *

Maria Coczinsky's und Bernhard von Kotenhagen's Hochzeit fand an einem der ersten Novembertage statt. Nur die Pfarrleute und ihre Gäste, sowie Bernhard's Zeuge, der Freiherr von Pfauwitz-Plessen mit seiner Familie nahmen an dem der Trauung folgenden Diner theil. Die Dorfleute von Pankewitz und Schellehag sollten erst an einem der nächsten Sonntage eine Nachfeier halten; das hatte die Pankewitzer Burschen aber nicht gehindert, ihrer geliebten Herrin gegen Abend ein brillantes Freudenfeuer anzuzünden. Von der Terrasse aus sahen die Neuvermählten mit ihren Gästen sich das hübsche Schauspiel an. Endlich war der Feuerkörpervorrath ausgebrannt — ein dreimaliges Hoch auf die Neuvermählten, dann war alles ruhig und dunkel.

Als die Gäste gegangen waren, setzte das junge Ehepaar sich in dem großen Wohnzimmer auf das Sopha und musterte die nicht allzu große Anzahl der schriftlichen Gratulationen durch, welche ihm zugegangen waren. Baron Paul Roß-Laten, wie die Legationsräthin hatten Karten gesandt, ebenso Graf und Gräfin Uelzen. Die Gräfin hatte außerdem Maria ihre neueste Arbeit, eine Novelle, in Miniaturformat, in Calicot gebunden, und mit Goldschnitt, geschickt. „In Donner und Blitz", betitelte sich die Erzählung.

„Eine soziale Novelle —" fragte Maria zweifelnd. Bernhard lachte.

„Kein Gedanke. Mir sandte sie das Buch schon vor Wochen. Eine harmlose, anmuthig erzählte Geschichte, wie sich zwei Herzen verloren und gefunden haben."

„In Donner und Blitz, Novelle von Clara Uelzen und darunter ganz klein in Klammer Clara Straß," sagte Maria sinnend, „merkwürdig, daß sie nicht mehr unter ihrem berühmten Namen schreibt —"

„Ja, das ist ein bedeutsames Zeichen," antwortete Bernhard, „das Zeichen, daß sie sich selber wiedergefunden hat und daß sie anfängt, ihre gesunde Individualität aus dem Gewirr ihrer haltlosen Ideen herauszuschälen."

„Glaubst Du, daß sie sich an der Seite ihres Gatten befriedigt fühlt?"

„Ich weiß es nicht, aber eine Novelle, wie diese da — so voll sommerlicher Poesie und anmuthiger Schalkhaftigkeit, schreibt keine unglückliche Frau."

„Eigentlich kämpfte sie doch für große Ideale," sagte Maria nachdenklich, „sie ersehnte den neuen Tag, nach dem alle edlen Menschen verlangen."

„Ersehnen! Erkämpfen!" entgegnete Bernhard. „Ersehnen mögen wir den neuen Tag, wo alles vollkommen sein wird, was jetzt Stückwerk ist — darum kämpfen ist nutzlos. Niemand kann den Tag der Nacht abtrotzen. Und mag es denn Nacht um uns sein, wenn nur der Mondenschimmer reiner Ideale die Nacht durchleuchtet, wenn die Sterne unserer Ideale nur noch funkeln und glänzen. Ob auch manche Sternschnuppe in's ewige All versinkt — wenn zwei in inniger Liebe verbundene Menschen Hand in Hand durch diese Nacht hinschreiten, an finsteren Stellen Lichter der Nächstenliebe aufsetzend, umflossen in Idealen, vor sich das Morgenroth nimmeraufhörender Hoffnung — sollten sie da nicht befriedigt ausharren können auch in dem Dunkel gegenwärtiger Verhältnisse?"

Maria fügte sich fest und zärtlich an den Gatten.

„In der Nacht?" fragte sie lächelnd, „nein, in dem Tage! Wir haben die Nacht finsterer Schicksale hinter uns! Wir stehen vor dem Sonnenaufgang eines unermeßlichen Glückes, eines neuen, sonnigen Tages."

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

Steppenhaus.

(Fortsetzung.)

Da die Ernte sich zu ihrem Ende neigte und die Arbeiten etwas weniger wurden, sagte der Major eines Tages zu mir: „Weil wir jetzt ein wenig Muße bekommen werden, werden wir in der nächsten Woche zu meiner Nachbarin Brigitta Maroshely hinüberreiten und ihr einen Besuch machen. Sie werden in meiner

Nachbarin Maroshely das herrlichste Weib auf dieser Erde kennen lernen."

Zwei Tage nach diesem Ausspruche stellte er mir Brigittas Sohn vor, der zufällig herübergekommen war. Es war dies derselbe junge Mann, der am ersten Tage meines Aufenthalts in Uwar mit uns zu Mittag gespeist hatte und der mir wegen seiner außerordentlichen Schönheit damals aufgefallen war. Er blieb schier den ganzen Tag bei uns und war mit uns auf verschiedenen Punkten der Besitzungen. Er war, wie ich schon das erste Mal bemerkte, in den frühesten Jahren des Jünglings, kaum bei dem Uebergange vom Knaben zum Jünglinge und er gefiel mir sehr wohl. Sein dunkles sanftes Auge sprach so schön zu mir, und wenn er zu Pferde saß, so kraftvoll und so demüthig: neigte sich mein ganzes Wesen zu ihm. Ich hatte einen Freund, der so war und in den frühesten Jahren seiner Jugend in das kalte Grab mußte. Gustav, so hieß der Sohn Brigittas, erinnerte mich lebhaft an ihn.

Seit der Major den Ausspruch über Brigitta gethan hatte und seit ich ihren Sohn kannte, war ich sehr neugierig, sie nun auch persönlich zu sehen.

Ueber die Vergangenheit meines Gastfreundes, des Majors, hatte ich ein weniges von Gömör, als ich bei ihm war, erfahren. Gömör ist, wie mancher seiner Freunde, die ich bei ihm kennen gelernt hatte, von offener freundlicher Zunge und sagte mir unaufgefordert, was er wußte. Der Major sei nicht in der Gegend geboren. Er stamme von einer sehr reichen Familie. Er sei seit seiner Jugend fast immer auf Reisen gewesen, man wisse eigentlich nicht recht wo, so wie man auch nicht wisse, in welchen Diensten er sich den Majorsrang verdient habe. Auf seiner Besitzung Uwar ist er in seinem ganzen früheren Leben nicht gewesen. Vor einigen Jahren kam er, machte sich in Uwar ansässig und schloß sich dem Bunde der Landwirthschaftsfreunde an. Damals waren nur erst zwei Glieder des Bundes: er, Gömör selber, und Brigitta Maroshely. Eigentlich war es kein Bund; denn die Zusammenkünfte und die Gesetze kamen erst später auf, sondern die zwei Nachbarn, er und Brigitta, haben einstimmig die bessere Bewirthschaftung ihrer Güter in dieser öden Gegend begonnen. Im Grunde sei es Brigitta gewesen, welche den Anfang gemacht habe. Weil sie eher unschön als angenehm zu nennen sei, so habe sie ihr Gatte, ein junger, leichtsinniger Mensch, dem sie in ihren jüngeren Jahren angetraut worden war, verlassen und sei nicht wieder gekommen. Damals erschien sie mit ihrem Kinde auf ihrem Sitze Maroshely, habe wie ein Mann umzuändern und zu wirthschaften begonnen und sei bis jetzt noch gekleidet und reite wie ein Mann. Sie halte ihre Dienerschaft zusammen, sei thätig und wirthschafte vom Morgen bis in die Nacht. Man könne hier sehen, was unausgesetzte Arbeit vermöge; denn sie habe auf dem Steinfelde fast Wunder gewirkt. Er sei, als er sie kennen gelernt habe, ihr Nachahmer geworden und habe ihre Art und Weise auf seiner Besitzung eingeführt. Bis jetzt habe er es nicht bereut. Der Major sei anfangs, da er sich in Uwar niedergelassen hatte, mehrere Jahre nicht zu ihr hinübergekommen. Dann sei sie einmal todtkrank geworden: da sei er zu ihr über die Haide geritten und habe sie gesund gemacht. Von der Zeit an kam er dann immer zu ihr. Die Leute sagten damals, er habe die Heilkraft des Magnetismus angewendet, deren er theilhaftig sei, aber Niemand weiß eigentlich in der Sache etwas Rechtes zu sagen. Es hat sich ein ungewöhnlich inniges und freundschaftliches Band entwickelt — der höchsten Freundschaft sei das Weib auch würdig — aber ob die Leidenschaft, die der Major zu der häßlichen und bereits auch alternden Brigitta gefaßt habe, natürlich sei, das sei eine andere Frage — und Leidenschaft sei es ganz gewiß, das erkenne ein jeder, der hinüber komme. Der Major würde gewiß Brigitta heirathen, wenn er könnte — er gräme sich offenbar tief, daß er es nicht könne; aber weil man von ihrem angetrauten Manne nichts wisse, so könne kein Todtenschein und kein Trennungsschein herbeigebracht werden. Es spreche diese Thatsache recht sehr zu Gunsten Brigittas und verurtheile ihren Gemahl, der einst so leichtsinnig von ihr gegangen sei, während nun ein so ernster Mann sich sehne, sie zu besitzen.

Diese Dinge hatte mir Gömör über den Major und Brigatte gesagt und ich kam noch ein paarmal mit ihrem Sohne, bei Gelegenheit eines Besuches, den wir bei Nachbarn machten, zusammen, ehe der Tag erschien, der bestimmt war, daß wir zu seiner Mutter hinüberreiten sollten.

Am Vorabende dieses Tages, da schon das tausendstimmige Zirpen der abendlichen Haidegrillen in meine schlaftrunkenen Ohren fiel, dachte ich noch an sie. Dann träumte mir allerlei von ihr, vorzüglich kam ich von dem Traume nicht los, daß ich auf der Haide vor der seltsamen Reiterin stehe, die mir damals die Pferde mitgegeben hatte, daß sie mich mit schönen Augen banne, daß ich immer stehen müsse, daß ich keinen Fuß heben könne und daß ich alle Tage meines Lebens nicht mehr von dem Flecke der Haide wegzukommen vermöge. Dann schlief ich fest ein, erwachte des anderen Tages frisch und gestärkt, die Pferde

wurden vorgeführt und ich freute mich, nun die auch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die heute so vielfach im Traume bei mir gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Falschspieler-Geheimnisse. Der „Berl. Lok.-Anz." schreibt: Der Prozeß gegen die „Harmlosen" hat, wenn auch die Angeklagten von dem Verdacht des Falschspieles endgiltig gereinigt erscheinen, doch das Interesse für die Geheimtechnik solcher Spieler, die keine Kavaliere sind, neu belebt. Der beste und zuverlässigste Gehilfe des Falschspielers ist und bleibt der „Kibitz", welcher ihm durch Zeichen und verabredete Stichworte die Karten des „Gimpels" verräth. Es ist dies zugleich das sicherste System, eine Präparation der Karten unnöthig zu machen, ein Wagniß, das ja bekanntlich dem Falschspieler leicht verhängnißvoll wird. „Arbeitet" der Falschspieler dennoch mit „gezinkten" Karten, so kommen vielerlei „Methoden" in Anwendung, um die Karten in unauffälliger Weise zu markieren. Die beste Gelegenheit bietet hierzu das von einer Frankfurter Firma in den Handel gebrachte Kartenspiel, dessen Rückseite von einem mit kleinen Ringen verzierten Rande umgeben ist. Die Langseiten weisen neun Ringe auf, die je nach dem Werthe der Karten ausgefüllt werden und 6, 7, 8, 9, 10, Bube, Dame, König, Aß bedeuten. Die Farbe wird durch die Schmalseiten bestimmt, wo vier Ringe erkenntlich sind, die zur Bezeichnung für Coeur, Pique, Carreau und Treffe dienen. In vornehmen Kreisen ist es aber Sitte, nur unbenutzte Karten zum Spiel zu verwenden und diese erst unmittelbar vor dem Spiele aus ihrer schützenden Hülle zu befreien. Hier ist der Falschspieler vor eine weit schwierigere Aufgabe gestellt. Es gilt für ihn zunächst, das Rückenmuster der Karten zu studieren. Weisen diese das schottisch-schraffierte Linienfeld auf, so ist dem Glücksritter ein großer Vortheil geboten. Denn so gleichmäßig eine Rückseite mit der anderen zu korrespondiren scheint, so laufen die Linien doch an den Ecken der Karten in verschiedenartiger Weise aus, und schon nach wenigen Minuten haftet das Rückenmuster der markantesten Karten in seinem Gedächtniß. Eine in Paris beliebte Methode besteht darin, die Ecke einer Karte je nach ihrem Werth in unauffälliger Weise auf- oder abwärts zu biegen. Diese Methode wird am besten dort angewandt, wo das Rückenmuster keine Gelegenheit zur Orientirung bietet. Hier tritt dann auch der „Karten-stecher" in Thätigkeit, welcher in Gestalt eines gewöhn-lichen Ringes an der linken Hand getragen wird und es dem Falschspieler ermöglicht, die Ecken der Karten mit feinen Nadelstichen zu versehen. Beim Austheilen der Karten fühlt er dann deren Werth heraus. In neuerer Zeit wird in gleicher Weise auch der Nagel des linken Daumens benutzt, der sich beim Zusammenraffen der Karten in das betreffende Blatt hineinpreßt. Die von Falschspielern angewendeten Manipulationen, das Kartenblatt von der Rückseite aus zu erkennen, sind von mannigfaltiger Art und werden in unzähligen Variationen ausgeführt. Eine der sensationellsten Entdeckungen wurde im Jahre 1896 in Budapest gemacht. Es handelte sich um die Entschleierung eines Falschspieler-Geheimnisses, welches zu den raffinirtesten Methoden gehörte, mit denen jemals Karten gezeichnet wurden. Das in Ungarn gebräuchlichste Rückenmuster der Karten weist punktirte Wellenlinien auf, die durch kleine, geöffnete Ringe unterbrochen werden. Verfolgt der aufmerksame Beobachter die Linien scharf mit den Augen, so wird er überall den Buchstaben „C" zu bilden vermögen. Hier setzte nun der Trick der Falschspieler ein. Mit gleichem Farbstoff wurden die Punkte mit einander verbunden, und der Buchstabe „C" an den verschiedensten Stellen der Rückseite bezeichnete mit Präzision Farbe und Werth der Karte.

— Der kleine Philosoph. Hänschen wurde einmal — so erzählt uns eine Leserin — als Vierjähriger mit auf Reisen genommen. Seine Mutter zieht ihn Morgens an, wobei der Kleine beim Anblick des kalten Waschwassers recht ungeberdig wird und mit seinem Geschrei das Haus erfüllt. „Warte, wenn Du nicht gleich ruhig bist, dann schicke ich Dich nach Frankfurt zu Lotte (dem Kindermädchen), dann kann ich Dich nicht behalten und Dich nicht anziehen!" Da bricht es in leidenschaftlichem Schluchzen aus dem kleinen Mündchen hervor: „Das darfst Du nicht, Mami; Du darfst mich nicht fortgeben; dazu hat der Klapperstorch mich Dir nicht gebracht; der hat gewollt, daß Du mich immer behältst, auch wenn ich ganz unartig bin!" Wie drollig richtig ist der Begriff der Mutterpflichten bei dem kleinen Manne! — Hänschen ist angehalten, immer erst die Damen, dann die Herren zu begrüßen. Scherzend fragt ihn der Vater einst: „Sag' mal, Hänschen, warum muß man das denn so machen?" „Weil man sie lieber hat!" war die schlagfertige ritterliche Entgegnung.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 237. Mittwoch, den 18. Oktober. 1899.

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

(Fortsetzung.)

Steppenvergangenheit.

Ehe ich entwickle, wie wir nach Maroshely geritten sind, wie ich Brigitta kennen gelernt habe und wie ich noch recht oft auf ihrem Gute gewesen bin, ist es nöthig, daß ich einen Theil ihres früheren Lebens erzähle, ohne den das Folgende nicht verständlich wäre. Wie ich zu so tiefgehender Kenntniß der Zustände, die hier geschildert werden, gelangen konnte, wird sich aus meinen Verhältnissen zu dem Major und zu Brigitta ergeben und am Ende dieser Geschichte von selbst klar werden, ohne daß ich nöthig hätte, vor der Zeit zu enthüllen, was ich auch nicht vor der Zeit, sondern durch die natürliche Entwicklung der Dinge erfuhr.

Es liegt im menschlichen Geschlechte das wundervolle Ding der Schönheit. Wir alle sind gezogen von der Süßigkeit der Erscheinung und können nicht immer sagen, wo das Holde liegt. Es ist im Weltall, es ist in einem Auge, dann ist es wieder nicht in Zügen, die nach jeder Regel der Verständigen gebildet sind. Oft wird die Schönheit nicht gesehen, weil sie in der Wüste ist, oder weil das rechte Auge nicht gekommen ist — oft wird sie angebetet und vergöttert und ist nicht da: aber fehlen darf sie nirgends, wo ein Herz in Inbrunst und Entzücken schlägt, oder wo zwei Seelen aneinander glühen; denn sonst steht das Herz stille und die Liebe der Seelen ist todt. Aus welchem Boden aber diese Blume bricht, ist in tausend Fällen tausendmal anders; wenn sie aber da ist, darf man ihr jede Stelle des Keimes nehmen und sie bricht doch an einer andern hervor, wo man es gar nicht geahnt hatte. Es ist nur dem Menschen eigen und adelt nur den Menschen, daß er vor ihr kniet — und alles, was sich in dem Leben lohnt und preist, gießt sie allein in das zitternde beseligte Herz. Es ist traurig für einen, der sie nicht hat, oder nicht kennt, oder an dem sie kein fremdes Auge finden kann. Selbst das Herz der Mutter wendet sich von dem Kinde ab, wenn sie nicht mehr, ob auch nur einen einzigen Schimmer dieses Strahles an ihm zu entdecken vermag.

So war es mit dem Kinde Brigitta geschehen. Als es geboren ward, zeigte es sich nicht als der schöne Engel, als der das Kind gewöhnlich der Mutter erscheint. Später lag es in dem schönen goldenen Prunkbettchen und in den schneeweißen Linnen mit einem nicht angenehm verdüsterten Gesichtchen, gleichsam als hätte es ein Dämon angehaucht. Die Mutter wandte, von sich selber unbemerkt, das Auge ab und heftete es auf zwei kleine schöne Engel, die auf dem reichen Teppiche des Bodens spielten. Wenn fremde Leute kamen, tadelten sie das Kind nicht, lobten es nicht, und fragten nach den Schwestern. So wurde es immer größer. Der Vater ging öfter durch das Zimmer nach seinen Geschäften und wenn die Mutter wohl manchmal gleichsam aus verzweiflungsvoller Brünstigkeit die andern Kinder herzte, sah sie nicht das starre schwarze Auge Brigittas, das sich hin heftete, als verstünde das winzige Kind schon die Kränkung. Wenn sie weinte, half man ihrem Bedürfnisse ab; weinte sie nicht, ließ man sie ruhig liegen, alle hatten für sich zu thun, und sie richtete die großen Augen auf die Vergoldung des Bettchens, oder auf die Schnörkel der Wandtapeten. Da die Glieder stark geworden waren und ihre Wohnung nicht mehr in dem engen Bettchen bestand, saß sie in einem Winkel, spielte mit Steinchen und sagte Laute, die sie von niemand gehört hatte. Als sie in ihren Spielen vorrückte und behender ward, verdrehte sie oft die großen wilden Augen, wie Knaben thun, die innerlich bereits dunkle Thaten spielen. Auf die Schwestern schlug sie, wenn sie sich in ihre Spiele einmischen wollten — und wenn jetzt die Mutter in einer Anwandlung verspäteter Liebe und Barmherzigkeit das kleine Wesen in die Arme schloß und mit Thränen benetzte, so zeigte dasselbe keineswegs Freude, sondern weinte und wand sich aus den umfassenden Händen. Die Mutter wurde aber dadurch noch mehr zugleich liebend und erbittert, weil sie nicht wußte, daß die kleinen Würzlein, als sie einst

den warmen Boden der Mutterliebe suchten und nicht fanden, in den Fels des eigenen Herzens schlagen mußten und da trotzen.

So ward die Wüste immer größer.

Als die Kinder emporwuchsen und schöne Kleider ins Haus kamen, waren jene Brigittas immer recht, die der Schwestern wurden mannigfach geändert, bis sie paßten. Die andern bekamen Verhaltungsregeln und Lob, sie nicht einmal Tadel, wenn sie auch ihr Kleidchen beschmutzt oder zerdrückt hatte. Da das Lernen kam und die Stunden des Vormittags ausgefüllt waren, saß sie unten an und starrte mit dem einzigen Schönen, das sie hatte, mit den in der That schönen düstern Augen auf die Ecke des fernen Buches oder der Landkarte; und wenn der Lehrer eine seltene rasche Frage an sie that, erschrak sie und wußte keine Antwort. Aber an langen Abenden, oder sonst, wenn man im Gesellschaftszimmer saß und sie nicht vermißte, lag sie auf der Erde über durcheinander geworfenen Büchern oder über Bildern und zerrissenen Karten, die die andern nicht mehr brauchten. Sie mochte eine phantastische verstümmelte Welt in ihr Herz hinein brüten. Sie hatte von den Büchern ihres Vaters, da der Schlüssel immer stak, beinahe die Hälfte gelesen, ohne das man es ahnte. Darunter waren die meisten, die sie nicht verstehen konnte. In der Wohnung fand man oft Papiere, auf denen seltsame wilde Dinge gezeichnet waren, die von ihr sein mußten.

Als die Mädchen in das Jungfrauenalter getreten waren, stand sie wie eine fremde Pflanze unter ihnen. Die Schwestern waren weich und schön geworden, sie bloß schlank und stark. In ihrem Körper war fast Manneskraft, was sich dadurch erwies, daß sie eine Schwester, wenn sie ihr Tändeleien sagen oder sie liebkosen wollte, mit dem schlanken Arme bloß ruhig wegbog, oder daß sie, wie sie gerne that, Hand an knechtliche Arbeit legte, bis ihr die Tropfen auf der Stirne standen. Musik machen lernte sie nicht, aber sie ritt gut und kühn wie ein Mann, lag oft mit dem schönsten Kleide auf dem Rasen des Gartens und that halbe Reden und Ausrufungen in das Laub der Büsche. Nun kam es auch, daß der Vater begann, ihr Ermahnungen über ihr störriges und stummes Wesen zu geben. Dann, wenn sie auch eben redete, hörte sie plötzlich auf, wurde noch stummer und noch störriger. Es half nichts, daß ihr die Mutter Zeichen gab und zur Kundgebung ihres Unmuthes in bitterer Rathlosigkeit die Hände rang. Das Mädchen redete nicht. Als sich der Vater einmal so weit vergaß, daß er sie, die Erwachsene, weil sie durchaus nicht in das Gesellschaftszimmer gehen wollte, körperlich strafte, sah sie ihn bloß mit den heißen trockenen Augen an und ging doch nicht hinüber, er hätte ihr thun können, was er wollte.

Wenn nur einer gewesen wäre, für die verhüllte Seele ein Auge zu haben und ihre Schönheit zu sehen, daß sie sich nicht verachte. — Aber es war keiner: die andern konnten es nicht und sie konnte es auch nicht.

Ihr Vater lebte in der Hauptstadt, wie es überhaupt seine Gewohnheit war, und gab sich einem glänzenden Wohlleben hin. Als seine Mädchen herangewachsen waren, verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit durch das Land, viele kamen herbei, sie zu sehen und die Versammlungen und Gesellschaften in dem Hause wurden noch zahlreicher und belebter, als sie es bisher gewesen waren. Manches Herz schlug heftig und trachtete nach dem Besitze der Kleinode, welche dieses Haus beherbergte — aber die Kleinode achteten nicht darauf oder sie waren noch zu jung, solche Huldigungen zu verstehen. Destomehr gaben sie sich den Vergnügungen hin, die solche Gesellschaften mit sich führten, und ein Putzkleid oder die Anordnung eines Festes konnte sie tagelang auf das Ergreifendste und Innigste beschäftigten. Brigitta, als die Jüngste, wurde nicht gefragt, als verstünde sie die Sache nicht. Sie war manchmal in den Versammlungen gegenwärtig und dann trug sie immer ein weites, schwarzseidenes Kleid, das sie sich selber zusammengemacht hatte — oder sie mied dieselben, saß indessen auf ihrem Zimmer und man wußte nicht, was sie dort that.

So gingen ein paar Jahre hin.

Gegen Ende derselben erschien ein Mann in der Hauptstadt, der in den verschiedenen Kreisen derselben ein Aufsehen erregte. Er hieß Stephan Murai. Sein Vater hatte ihn auf dem Lande auferzogen, um ihn für das Leben vorzubereiten. Als seine Erziehung vollendet war, mußte er zuerst Reisen machen und dann sollte er die gewählte Gesellschaft seines Vaterlandes kennen lernen. Dies war die Ursache, daß er in die Hauptstadt kam. Hier wurde er bald der fast einzige Gegenstand der Gespräche. Einige rühmten seinen Verstand, andere sein Benehmen und seine Bescheidenheit, wieder andere sagten, daß sie nie so etwas Schönes gesehen hätten, als diesen Mann. Mehrere behaupteten, er sei ein Genie und wie es an Verleumdungen und Nachreden auch nicht fehlte, sagten manche, daß er etwas Wildes und Scheues an sich habe, und daß man es ihm ansehe, daß er in dem Walde auferzogen worden sei. Einige meinten auch, er besitze Stolz, und wenn es darauf ankomme, gewiß auch Falschheit. Manches

Mädchenherz war im mindesten doch neugierig, ihn einmal erblicken zu können. Brigittas Vater kannte die Familie des neuen Ankömmlings sehr gut, er war in früheren Jahren, da er noch Ausflüge machte, öfter auf ihre Besitzungen gekommen und war nur später, da er immer in der Hauptstadt lebte und sie nie, mit ihr außer Berührung gerathen. Da er sich um den Stand der Güter, der einst ein vortrefflicher gewesen war, erkundigte und erfuhr, daß derselbe jetzt noch bedeutend besser sei und bei der einfachen Lebensweise der Familie sich noch immer verbessere: dachte er, wenn der Mann sonst auch noch in seinem Wesen nach seinem Sinne wäre, so könnte er einen erwünschten Bräutigam für eine seiner Töchter abgeben. Da aber dasselbe mehrere Väter und Mütter dachten, so beeilte sich Brigittas Vater, ihnen den Vorsprung abzugewinnen. Er lud den jungen Mann in sein Haus, dieser sagte zu und war schon mehrere Male in einer Abendgesellschaft desselben gewesen. Brigitta hatte ihn nicht gesehen, weil sie gerade in jener Zeit schon seit länger her nicht in das Gesellschaftzimmer gekommen war.

Einmal ging sie zu ihrem Oheime, der eine Art Fest veranstaltet und sie dazu geladen hatte. Sie war auch schon in früheren Zeiten manchmal nicht ungern zu der Familie des Oheims gegangen. An jenem Abende saß sie in ihrem gewöhnlichen schwarzseidenen Kleide da. Um das Haupt hatte sie einen Kopfputz, den sie selber gemacht hatte und den ihre Schwestern häßlich nannten. Wenigstens war es in der ganzen Stadt nicht Sitte, einen solchen zu tragen, aber er stand zu ihrer dunken Farbe sehr gut.

Es waren viele Menschen zugegen und da sie einmal durch eine Gruppe derselben hindurchblickte, sah sie zwei dunkle sanfte Jünglingsaugen auf sie geheftet. Sie blickte gleich wieder weg. Da sie später noch einmal hinschaute, sah sie, daß die Augen wieder gegen sie gerichtet gewesen seien. Es war Stephan Murai, der sie angeblickt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Scharfrichterin von Salt Lake City. Es dürfte heutzutage wohl kaum noch eine männliche Berufsart geben, die von den Frauen nicht mit Beschlag belegt worden wäre. Allerdings ist dies weniger bei uns der Fall, als in England und Amerika. Jenseits des Weltmeeres sind den Vertreterinnen des Ewig-Weiblichen so ziemlich alle Branchen und Aemter zugänglich, sofern sie die physische und geistige Kraft besitzen, die damit zusammenhängenden Pflichten zu erfüllen. Ein außerordentliches Maß von Muth, Energie und Kaltblütigkeit muß dem weiblichen Wesen eigen sein, das sich zu dem Amt eines Vollstreckers von Todesurtheilen hergeben konnte, wie es eine junge Amerikanerin, Miß Claire Ferguson, gethan hat. Aus dem Leben dieses ungewöhnlichen Mädchens weiß eine New-Yorker Zeitschrift viel Interessantes zu erzählen. Miß Ferguson ist die Tochter einer mit ausgedehnter Praxis versehenen Aerztin, und in dem Operationssaal der Mutter, wo sie als Assistentin fungirte, erlangte sie die ungemein starken Nerven, die ihr jetzt so gute Dienste leisten. Vor etwa zwei Jahren, als sie gerade die Zwanzig überschritten hatte, bewarb sich die junge Dame um den Posten eines Exekutivbeamten von Salt Lake City im Staate Utah. Ihre Schwärmerei für einen recht gefahrvollen und schaurigen Beruf wurde befriedigt — sie erhielt die andern Sterblichen wenig beneidenswerth erscheinende Stellung. Als Sheriff Lewis seiner schönen jungen Assistentin die ihr obliegenden Pflichten klarlegte, machte er sie gleich darauf aufmerksam, daß man sie auch über kurz oder lang damit betrauen würde, einen Verbrecher ins Jenseits zu befördern und daß sie am besten thäte, sofort Uebungen mit dem Revolver vorzunehmen. In Utah herrscht nämlich der Gebrauch, es dem verurtheilten Delinquenten freizustellen, ob er durch den Strick oder eine Kugel enden wolle. Gewöhnlich wählt der Betreffende den Tod durch Erschießen. Er wird dann zu einer einsamen Stelle in den Bergen geführt und ein Stück weißes Papier, das man ihm auf die linke Seite der Brust heftet, dient dem Exekutivbeamten als Zielscheibe. Miß Ferguson begann sofort zu üben und gewann bald eine solche Sicherheit in der Handhabung des Revolvers, daß sie das an einen Baumstamm befestigte kleine Stück Papier auf zehn Meter Entfernung zu treffen vermochte. Bisher ist sie aber noch nicht in die Lage gekommen, diese Kunstfertigkeit praktisch zu bethätigen. Zu ihren nicht minder unheimlichen und gleichzeitig äußerst riskanten Obliegenheiten gehört es nun, Verbrecher zu eskortiren und zu bewachen. Bei einer Gelegenheit mußt sie sich mit einem verwegenen Einbrecher, dem man Handschellen angelegt hatte, mehrere Stunden in demselben Raume aufhalten. Dem geschickten Burschen gelang es, mit Hilfe eines Drahtstiftes das Schloß der Fesseln zu erbrechen. Die in eine Lektüre vertiefte Kerkermeisterin merkte nicht eher etwas, als bis die eisernen Armbänder zu Boden fielen und der Gefangene im Begiff war, sich auf sie zu stürzen. Ohne die Geistes-

gegenwart zu verlieren, richtete das junge Mädchen den zur Hand liegenden Revolver auf den mit rollenden Augen und geballten Fäusten dastehenden Mann und drohte, falls er nur einen Schritt machte, abzudrücken. Einige Minuten stand sich das ungleiche Paar regungslos gegenüber; da trat zufällig ein Gefängnißbeamter in das Zimmer, der die gefährliche Situation überschaute und dank seiner enormen Muskelkräfte es wagen durfte, die von den Fesseln befreiten Handgelenke des rohen Gesellen von hinten zu fassen und von Neuem in die abgestreiften Eisen zu legen. Auch das Ueberführen von Wahnsinnigen in die zwei Stunden von Salt Lake City entfernte Irrenanstalt wird durch Miß Ferguson besorgt. Während ihrer zweijährigen Thätigkeit hat die beherzte Schöne nicht weniger als 106 Geisteskranke, unter denen sich viele Tobsüchtige und von Mordlust befallene Irre befanden, begleitet. Häufig genug wird sie von den ihrer Obhut anvertrauten Kranken gebissen und gekratzt. Miß Fergusons äußerer Erscheinung sieht man es nicht an, daß sie befähigt ist, einen so gefahrvollen Beruf auszufüllen. Sie hat eine biegsame, schlanke Gestalt, ein schmales, sehr hübsches Gesicht und zierliche Hände und Füße. Daß sie zahlreiche Heirathsanträge erhält, dürfte kaum zu verwundern sein.

— Wegen Majestätsbeleidigung verhaftet zu werden, diese Ueberraschung wäre dieser Tage bald einem Kaufmann T. in Berlin zu Theil geworden. Auf dem Nachhauseweg begriffen, traf er am Kriminalgericht einen Freund, der ihn zu einem Glase Bier in seinem Stammlokal einlud. Unterwegs unterhielten sich Beide über Tagesfragen, welches Thema sie auch noch am Biertisch fortsetzten. Da erschien ein junger Mann in der Gaststube und nahm am Nebentische Platz, um wieder gleich darauf das Lokal zu verlassen, ohne irgend etwas bestellt zu haben. Nach einigen Minuten erschien er wieder, dies Mal indessen in Begleitung eines Schutzmannes. Ohne sich umzusehen, steuerte er mit dem Gesetzeshüter auf den Tisch der beiden Freunde los und sagte, auf T. zeigend, zu dem Schutzmann: „Das ist der Mann, der über den Kaiser geschimpft hat." Der dieser That Beschuldigte sprang blitzschnell in die Höhe und erklärte die Aussage für ganz gemeinen Schwindel. Der Denunziant ließ sich aber nicht beirren und bekräftigte seine Angabe mit der schwerwiegenden Behauptung: „Herr Wachtmeister, was ich sage, ist wahr. Ich habe genau gehört, daß dieser Mann zu dem Herrn da sagte: „Dieser Kaiser ist ein ganz geriebener Junge, ein ganz raffinirtes L . . . r." Dieser Erklärung folgte von Seiten der beiden Freunde trotz der kritischen Situation ein homerisches Gelächter, und T. sagte zu dem Schutzmann: „Ganz recht, Herr Wachtmeister, das habe ich wörtlich gesagt. Ich meinte aber nicht unseren Kaiser Wilhelm, sondern den Herrn v. Kayser vom „Klub der Harmlosen". Wir hatten nämlich gerade von der Gerichtsverhandlung gegen die Spieler-Gesellschaft gesprochen und die von dem jungen Bengel da ausgezeichnet verstandenen Worte bezogen sich auf den Angeklagten v. Kayser." Der Wirth und auch die übrigen in der Nähe des Buffets sitzenden Gäste pflichteten den Ausführungen bei, worauf sich der Schutzmann wieder empfahl. Als man sich dann nach dem Denunzianten umsah, um ihm wegen seiner Handlung zu „danken", war er nirgends zu finden; er hatte sich schleunigst entfernt.

— Es gibt noch erkenntliche Angeklagte! Vom Charkower Bezirksgericht wurden jüngst unter Hinzuziehung von Geschworenen zwei Prozesse wider einen Mann verhandelt, der des Betruges und des Mordanschlages auf seine Frau angeklagt war. Der Mann wurde in beiden Fällen freigesprochen. Nach einiger Zeit erschien er in der Gerichtskanzlei und bat einen Beamten um das Namensverzeichniß der Geschworenen, die in beiden Prozessen thätig waren. Bei Aushändigung der Geschworenenliste erkundigte sich der Beamte nach dem Zweck der Bitte und erfuhr, daß der Mann schnurstracks aus dem Gerichtssaal in die Kirche gehen wollte, um ein Gebet für alle vierundzwanzig Geschworenen abhalten zu lassen, durch die er freigesprochen worden war.

— Humor des Auslandes. Lehrer (erklärend): „Abraham sagte in der Bibel zu Lot: Willst Du zur Linken, so will ich zur Rechten. Was erkennen wir daraus?" Schüler (Sohn eines Abgeordneten): „Daß Abraham konservativ und Lot liberal war."

— Dame (zum Kofferträger): „Glauben Sie, daß dies Köfferchen den Transport nach Helgoland aushalten wird?" Kofferträger: „Werden wir gleich sehen — (den Koffer mit Wucht auf den Boden werfend), soviel muß er beim Einladen aushalten — (die Prozedur wiederholend), das beim Umladen — (den Koffer mit gewaltigem Ruck auf die Achsel schwingend, wobei der Inhalt nach allen Richtungen auseinanderfliegt) und das bei der Ankunft. Na, es wird gehen, aber weiter hält's keinen Schritt!"

— Eine Ausnahme. Lehrer: „Man kann zwei Aepfel und zwei Aepfel zusammenzählen, das macht vier Aepfel; aber zwei Aepfel und zwei Birnen kann man nicht zusammenzählen, denn Aepfel und Birnen sind verschieden — das sind weder vier Aepfel noch vier Birnen!" — Der kleine Karl (Sohn eines Milchhändlers): „Aber, Herr Lehrer, zwei Liter Milch und zwei Liter Wasser zusammen sind doch vier Liter Milch!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 238. Donnerstag, den 19. Oktober. 1899.

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

(Fortsetzung.)

Ungefähr acht Tage danach wurde bei ihrem Vater getanzt. Murai war auch geladen und kam, da schon die meisten zugegen waren und der Tanz bereits begonnen hatte. Er schaute zu, und da man sich zum zweiten Tanze zusammengestellt hatte, ging er gegen Brigitta hin und bat sie mit bescheidener Stimme um einen Tanz. Sie sagte, daß sie nie tanzen gelernt habe. Er verbeugte sich und mischte sich wieder unter die Zuschauer. Später sah man ihn tanzen. Brigitta setzte sich hinter einem Tische auf ein Sofa und sah dem Treiben zu. Murai sprach mit verschiedenen Mädchen, tanzte und scherzte mit ihnen. Er war an diesem Abende besonders lieb und verbindlich gewesen. Endlich war die Unterhaltung aus, man zerstreute sich nach allen Richtungen, um seine Behausung zu suchen. Als Brigitta in ihr Schlafgemach gekommen war, das sie mit vielen Bitten und Trotzen ihren Eltern abgerungen hatte, daß sie es allein bewohnen durfte und als sie sich dort entkleidete, schoß sie im Vorbeistreifen einen Blick in den Spiegel und sah die braune Stirne durch denselben gleiten und die rabenschwarze Locke, die sich um die Stirne schlang. Dann ging sie, da sie weder beim Ausziehen ein Dienstmädchen um sich litt, gegen ihr Bett, deckte es selber ab, schlug die schneeweißen Linnen von ihrem Lager, das sie sich immer sehr hart machen ließ, zurück, legte sich darauf, that den schlanken Arm unter ihr Haupt und schaute mit den schlaflosen Augen gegen die Decke des Zimmers.

Als nun in der Folge öfters Gesellschaften waren und Brigitta denselben beiwohnte, wurde sie wieder von Murai bemerkt, sie wurde von ihm sehr ehrfurchtsvoll gegrüßt und wenn sie ging, brachte er ihr das Tuch und wenn sie fort war, hörte man auch gleich darauf seinen Wagen unten rollen, der ihn nach Hause führte.

Dies dauerte längere Zeit.

Einmal war sie wieder bei dem Oheime und da sie wegen der großen Hitze, die in dem Saale herrschte, auf den Balkon, dessen Thüren immer offen standen, hinaus getreten war und dichte Nacht um sie lag: vernahm sie seinen Tritt zu ihr und sah dann auch in der Dunkelheit, daß er sich neben sie stellte. Er sprach nichts, als gewöhnliche Dinge, aber wenn man auf seine Stimme horchte, so war es, als sei etwas Furchtsames in derselben. Er lobte die Nacht und sagte, daß man ihr unrecht thue, wenn man sie schelte, da sie doch so schön und milde sei; sie allein umhülle, sänftige und beruhige das Herz. Dann schwieg er und sie schwieg auch. Als sie wieder in das Zimmer getreten war, ging er auch hinein und stand lange an einem Fenster.

Da Brigitta in dieser Nacht zu Hause angelangt war, da sie sich in ihr Zimmer begeben hatte und den Putzflitter Stück um Stück von dem Leibe nahm, trat sie im Nachtgewande vor den Spiegel und sah lange, lange hinein. Es kamen ihr Thränen in die Augen, die nicht versiegten, sondern mehreren Platz machten, die hervordrangen und herabrannen.

Es waren die ersten Seelenthränen in ihrem ganzen Leben gewesen. Sie weinte immer mehr und immer heftiger, es war, als müßte sie das ganze versäumte Leben nachholen und als müßte ihr um vieles leichter werden, wenn sie das Herz herausgeweint hätte. Sie war in die Knie gesunken, wie sie es öfter zu thun gewohnt war, und saß auf ihren eigenen Füßen. Auf dem Boden neben ihr lag zufällig ein Bildchen, es war ein Kinderbildchen, auf dem dargestellt war, wie sich ein Bruder für den andern opfere. Dieses Bildchen drückte sie an ihre Lippen, daß es zerknittert und naß wurde.

Da endlich die Quellen nachgelassen hatten und die Kerzen herabgebrannt waren, saß sie noch auf der Erde vor dem Spiegeltische, gleichsam wie ein ausgeweintes Kind und sann. Es lagen die Hände in dem Schooße, die Schleifen und Krausen des Nachtgewandes waren feucht und hingen ohne Schönheit um den keuschen Busen. Sie ward stiller und un-

beweglicher. Endlich schöpfte sie ein paarmal frischen Athem, fuhr mit der flachen Hand über die Augenwimpern und ging zu Bette. Als sie lag und die Nachtlampe, die sie nach ausgelöschten Kerzen hinter einen kleinen Schirm gestellt hatte, düster brannte, sagte sie noch die Worte: „Es ist ja nicht möglich, es ist ja nicht möglich!"

Dann entschlummerte sie.

Als sie in der Zukunft wieder mit Murai zusammenkam, war es wie früher: er zeichnete sie nur noch mehr aus, aber sonst war sein Benehmen scheu, fast zaghaft. Er redete beinahe nichts mit ihr. Sie selber that ihm keinen einzigen, auch nicht den kleinsten Schritt entgegen.

Als sich nach einiger Zeit wieder einmal eine Gelegenheit ergab, mit ihr allein zu sprechen, deren manche früher schon ungenützt vorübergegangen waren, nahm er sich den Muth, er redete sie an und sagte, daß ihm erscheine, daß sie ihm abgeneigt sei — und wenn dies so wäre, so habe er die einzige Bitte, sie möchte ihn doch kennen lernen, vielleicht sei er doch ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth, vielleicht habe er Eigenschaften, oder könne sich dieselben erwerben, die ihm ihre Hochachtung gewännen, wenn auch nichts, das er noch heiliger wünschte.

„Nicht abgeneigt, Murai," antwortete sie, „o nein, nicht abgeneigt; aber ich habe auch eine Bitte an Sie: thun Sie es nicht, thun Sie es nicht, werben Sie nicht um mich, Sie würden es bereuen."

„Warum denn, Brigitta, warum denn?"

„Weil ich," antwortete sie leise, „keine andere Liebe fordern kann, als die allerhöchste. Ich weiß, daß ich häßlich bin, darum würde ich eine höhere Liebe fordern, als das schönste Mädchen dieser Erde. Ich weiß es nicht, wie hoch, aber mir ist, als sollte sie ohne Maß und Ende sein. Sehen Sie — da nun dies unmöglich ist, so werben Sie nicht um mich. Sie sind der einzige, der danach fragte, ob ich auch ein Herz habe, gegen Sie kann ich nicht falsch sein."

Sie hätte vielleicht noch mehr gesagt, wenn nicht Leute herzugekommen wären; aber ihre Lippe bebte vor Schmerz.

Daß Murais Herz durch diese Worte nicht beschwichtigt, sondern nur noch mehr entflammt wurde, begreift sich. Wie einen Engel des Lichtes verehrte er sie, er blieb zurückgezogen, sein Auge ging an den größten Schönheiten, die ihn umringten, vorüber, das ihre mit sanfter Bitte zu suchen. So war es unabänderlich fort. Auch an ihr begann nun die dunkle Macht und die Größe des Gefühles in der verarmten Seele zu zittern. An beiden erschien es offen. Die Umgebungen begannen das Unglaubliche zu ahnen und man erstaunte unverhohlen. Murai legte seine Seele entschieden vor dem Angesichte aller Welt dar. Eines Tages, in einem einsamen Zimmer, da die Musik, zu deren Anhörung man zusammengekommen war, von ferne her erscholl, da er vor ihr stand und nichts redete, da er ihre Hand faßte, sie sanft gegen sich ziehend, widerstand sie nicht, und da er sein Angesicht immer mehr gegen sie neigte und sie seine Lippen plötzlich auf den ihrigen empfand, drückte sie süß entgegen. Sie hatte noch nie einen Kuß gefühlt, da sie selbst von ihrer Mutter und ihren Schwestern nie geküßt worden war — und Murai hat nach vielen Jahren einmal gesagt, daß er nie mehr eine solche reine Freude erlebt habe, als damals, da er zum ersten Mal diese vereinsamten unberührten Lippen auf seinem Munde empfand.

Der Vorhang zwischen den beiden war nun zerrissen und das Schicksal ging nun seine Wege. In wenigen Tagen war Brigitta die erklärte Braut des gefeierten Mannes, die Eltern beider Theile hatten eingewilligt. Es wurde nun ein freundlicher Umgang. Aus dem tiefen Herzen des bisher unbekannten Mädchens ging ein warmes Dasein hervor, anfangs unscheinbar und unbedeutend, dann in reicher heiterer Entwicklung. Der Instinkt, der den Mann an dieses Weib gezogen, hatte ihn nicht getäuscht. Sie war stark und keusch, wie kein anderes Weib. Weil sie ihr Herz nicht durch Liebesgedanken und Liebesbilder vor der Zeit entkräftigt hatte, wehte der Odem eines ungeschwächten Lebens in seine Seele. Auch ihr Umgang war reizend. Weil sie stets allein gewesen war, hatte sie auch allein ihre Welt gebaut, und er wurde in ein neues, merkwürdiges, nur ihr angehörendes Reich eingeführt. Wie sich dann ihr Wesen vor ihm entfaltete, erkannte er zu allem dem noch ihr inniges und heißes Lieben, das wie ein goldener Strom in vollen Ufern quoll, in vollen, aber auch in einsamen; denn wie das Herz der andern Menschen zwischen eine halbe Welt getheilt ist, war das ihre beisammen geblieben, und da es nur ein einziger erkannt hat, war es nun auch Eigenthum dieses einzigen. Er lebte so in Freude und Gehobenheit die Tage des Brautstandes durch.

Es ging die Zeit mit rosenfarbnen Flügeln und in ihr das Geschick mit seinen dunklen Schwingen.

Der Vermählungstag war endlich gekommen. Murai hatte seine schweigende Braut, da die heilige Handlung vorüber war, auf der Schwelle der Kirche in die Arme geschlossen, sie dann in seinen Wagen gehoben und in seine Wohnung geführt, die er, da die jungen Leute beschlossen hatten, in der Stadt zu bleiben, aus dem

Reichthume seines Vaters, der ihm alles Ersparte zur Verfügung stellte, auf das Schönste und Glänzendste hatte einrichten lassen. Murais Vater war zur Vermählung von seinem Landsitze, den er zum bleibenden Aufenthaltsorte gewählt hatte, hereingekommen. Seine Mutter konnte leid.r die Freude nicht theilen; denn sie war s.hon längst gestorben. Von Seiten der Braut waren Vater und Mutter, dann die Schwestern, der Oheim und mehrere nahe Verwandte zugegen. Murai, sowie Brigittas Vaters, hatte gewollt, daß der Tag öffentlich und mit großem Glanze gefeiert werde, und so war er auch vorübergegangen.

Als sich endlich die letzten Gäste entfernt hatten, führte Murai seine Gattin durch eine Reihe beleuchteter Zimmer, da sie sich bisher immer mit einem hatte begnügen müssen, bis in das Wohngemach zurück. Dort saßen sie noch und er sagte die Worte: „Wie gut und herrlich ist alles abgegangen und wie schön hat es sich erfüllt. Brigitta! Ich hab Dich erkannt. Da ich Dich das erste Mal sah, wußte ich schon, daß mir dieses Weib nicht gleichgültig bleiben werde; aber ich erkannte noch nicht, werde ich Dich unendlich lieben oder unendlich hassen müssen. Wie glücklich ist es gekommen, daß es die Liebe ward!"

Brigitta sagte nichts, sie hielt ihn an der Hand und ließ die glänzenden Augen in sanfter Ruhe durch das Zimmer blicken.

Dann befahlen sie, daß die Reste des Festes weggeräumt würden, daß die Menge der überflüssigen Lichter ausgethan und die Festgemächer eine gewöhnliche Wohnung würden.

Dies geschah; die Diener begaben sich in ihre Zimmer und auf die neue Wohnung und auf die neue Familie, die aus zweien bestand und erst einige Stunden alt war, senkte sich die erste Nacht hernieder.

(Fortsetzung folgt.)

Frauenlaunen.

Ein paar Fälle, in denen ganz sonderbare Gründe zu Auflösungen von Verlobungen geführt haben, erzählt eine englische Wochenschrift:

Unlängst war eine junge Dame mit einem wohlhabenden Anwalt verlobt, dessen außergewöhnlicher Leibesumfang seinen Freunden immer wieder Anlaß zu Neckereien und Scherzen gab. Dies wurde dem Gefühl der Braut zuletzt so zuwider, daß sie erklärte, sie entbinde ihn seines Versprechens, wenn er den Umfang seiner Taille nicht verkleinern könne. Der arme Mann that sein Möglichstes. Er machte körperliche Bewegungen, lebte mit strenger Diät und nahm zuletzt seine Zuflucht zu den vielfach angepriesenen Mitteln, um „dünner" zu werden. Er erreichte schließlich allerdings seinen Zweck, aber er verfiel dabei so, daß er nach einigen Monaten starb.

Die Tochter eines Doktors in Lincolnshi e, die alle Bewegungsspiele im Freien besonders liebte, willigte auf Zureden ihrer Eltern ein, einen Baronet aus der Nachbarschaft zu heirathen. Dieser Herr besaß außer einem beträchtlichen Reichthum eine besondere Liebe für's Lesen; er war ein schrecklicher Bücherwurm, der Alles, was Sport hieß, verachtete. Aber er war in seine Braut bis über die Ohren verliebt und als diese ihm erklärte, sie würde sich den Wünschen ihrer Eltern betreffs dieser Heirath nicht fügen, wenn er seinen Geschmack nicht dem ihrigen anpasse, warf er seine geliebten Bücher über Bord, griff nach der Flinte und stieg auf's Pferd. Seine Bemühungen waren aber so wenig von Erfolg gekrönt, daß er schließlich, nachdem er durch sein Ungeschick dauernd verunstaltet worden war, die anspruchsvolle Amazone aufgab und trotz der Entrüstung der Eltern eine Pfarrerstochter heirathete, deren Geschmack mit dem seinigen mehr übereinstimmte.

Eine bekannte Schauspielerin verliebte sich in einen Angestellten eines Bankhauses. Sie überredete ihn, seine Stellung aufzugeben und, da er eine gute Stimme hatte, zur komischen Oper überzugehen. Gegen seinen Willen that dies der junge Mann und lernte dann bei der Gesellschaft, der er angehörte, eine Dame kennen, deren Reize das Andenken an seine erste Verlobte auslöschten. Er heirathetete die neue Geliebte, trotzdem ihm mit gerichtlicher Verfolgung wegen Bruchs des Heirathsversprechens gedroht wurde.

Eine hübsche Radfahrerin bestand darauf, daß der Mann ihrer Wahl auch radeln lerne, ein vielleicht ganz begreiflicher Wunsch, der aber seine Billigung nicht fand. Jedoch hatte er nur die Wahl: entweder Rad oder Auflösung der Verlobung, und so gab er nach. Eines Morgens steuerte er nervös sein Fahrzeug durch eine belebte Straße, um zu seiner Braut zu gelangen. Unterwegs wurde er von einer Droschke überfahren und so ernstlich verletzt, daß man ihn in ein Krankenhaus bringen mußte. Dort verliebte er sich in seine Pflegerin und heirathete diese.

Vor wenigen Jahren war eine Dame aus der Gesellschaft mit dem Sohn eines reichen Liverpooler Kaufmanns verlobt, der eine höchst annehmbare Partie war, aber sich ziemlich altmodisch kleidete. Da die junge Dame viel auf das Aeußere gab, paßte ihr das nicht und sie machte es sich zur Aufgabe, ihn nach ihrem Geschmack umzumodeln. Der Bräutigam

protestirte jedoch gegen die geplante Umwandlung; er hatte von seinem Vater den Widerwillen gegen das, was er die Eitelkeit der aufwachsenden Generation nannte, geerbt. Aber vergebens. Nach einiger Zeit legte er die gewohnte heimathliche Tracht ab und wurde ein ausgesprochener Gigerl. Der Vater sah dies ungern und äußerte oft sein Mißfallen, aber der Sohn blieb taub. Als er jedoch seine Lebensweise auch seiner Kleidung anpaßte, sah er sich nach einer stürmischen Unterredung mit dem „Alten" vor die Thüre gesetzt. Da kam sein Verstand wieder; er hielt es für das Richtigste, lieber die Launen seines Vaters, als die seiner Herzensdame zu befriedigen, kehrte zu den häuslichen Penaten zurück und blieb unverheirathet.

Mannigfaltiges.

— Die verkannte Natter. Aus Ehingen wird der „Ulmer Zeitung" folgendes Geschichtchen mitgetheilt: „Do Bua!" sagte ein Bauer in Mundingen zu seinem Sohn, „bring de Säu amol die Kartofle do!" Der Junge gehorchte und ging in den Hof. Als er jedoch eben im Begriff war, die Thür des Schweinstalls zu öffnen, sah er aus einer Ritze ein mächtig langes, gelbes Ding herausbaumeln, das verdächtig hin- und herzüngelte. Entsetzt ließ er seine Erdäpfel fallen und lief zurück in die Stube. „Herr Jeses, Herr Jeses!" schrie er seinem Vater entgegen, „im Saustall ischt a wüthig grauße Natter!" Dem Bauern blieb bei dieser Nachricht ein Rädle Stuttgarter Wurst, das er eben zum Nachtbrod verzehren wollte, im Halse stecken. Doch faßte er bald wieder Muth und ging mit einer Heugabel und einem Beil versehen auf den Schweinestall los. Richtig, da schwänzelte das verwünschte Ding immer noch aus der Ritze heraus. So groß und so giftig hatte er sich es aber doch nicht gedacht und der Gedanke, es ohne Beihilfe umzubringen, verging ihm bei dessen Anblick ganz und gar. „Lauf was de kahnst zum Schmied!" rief er deshalb seinem Jungen zu, „und sag' em, er soll tapfer mit a paar Zange komme." — Der Junge lief, was er laufen konnte und kam in wenigen Minuten mit dem Schmied und 10—12 Nachbarsleuten zurück. Jetzt ging das Debattiren los; kein Mensch machte sich an das gefährliche Ding heran, bis sich endlich der Schmied dreimal räusperte, die Augen zukniff und mit einem mächtigen Stemmeisen darauf loshieb. In diesem Augenblick fing die Sau im Stalle drin ein mörderisches Geschrei an. Man riß die Thür auf und sah, wie das Thier unter jämmerlichem Grunzen im Ringels'rum lief und sich vergeblich an dem Schwanz zu lecken suchte. — Alle standen da und sperrten Maul und Nase auf; aber Niemand sprach ein Wort. „Vater!" sagte endlich der Sohn, „des Ding, des do aus dem Loch rausguckt hat, isch, glaub' i, der Sauschwanz gewese, und koi Natter!" Und so war es auch.

— Was ein Krokodilmagen alles beherbergt. In seinem unlängst in Paris erschienenen Buche über seine Jagderlebnisse in Mittelafrika erzählt der als Löwenjäger berühmte Franzose Edouard Foa folgende Geschichten: „Eines Morgens zogen Eingeborene auf der Krokodiljagd ein getödtetes Thier ans Land und kamen bald darauf mit der Mittheilung zu uns, daß sich ein Mensch in dessen Magen befinde. Bei näherer Besichtigung ergab sich wirklich, daß die Eingeweide des Krokodils wenigstens Theile eines menschlichen Körpers enthielten. Ein Arm mit der Hand, ein Fuß mit dem Knöchel und einige Rippen wurden herausgezogen, und jedes Glied war kaum beschädigt, obgleich das Fleisch aufgelockert und die Haut unter der Wirkung der Magensäfte entfärbt war. Ich befahl, die Ueberreste zu bestatten, aber Niemand wollte sie anrühren. So warf ich Alles ins Wasser zurück. Die menschlichen Ueberreste schwammen auf dem Wasser, und einige Matrosen eines Kanonenbootes, das den Strom hinauffuhr, berichteten ihrem Offizier, daß sie den Arm eines Weißen auf dem Flusse gesehen hätten. Das rief in der ganzen Gegend eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Ich habe darauf alle Krokodile, die ich schoß, geöffnet und da fand ich oftmals seltsame Dinge. Zwei Jahre später wurde z. B. am Nyassasee aus dem Magen eines riesigen Krokodils eine Sammlung von 24 kupfernen Armbändern und ein großer Ball von gekräuseltem Haar entfernt. Das Thier hatte diese Dinge nicht verdauen können, wohl aber die Eingeborenen, die sie getragen.

Denkspruch.

Die guten Zeiten — wo sind sie?
Die biedern Leute — wer find't sie?
So klagt ein alter Spruch.
Mir deucht, es gibt wohl noch immer genug
Von beiden —
Man muß sich nur bescheiden.

R. Waldmüller-Duboc.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 239. Freitag, den 20. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

1.

Gräfin Natalie Dolgorucki.

„Nein, Natalie, weine nicht mehr! Schnell, trockne Deine Thränen. Laß meine Henker nicht sehen, daß wir Schmerz empfinden und weinen können!“

Sie trocknete ihre Thränen und versuchte zu lächeln, aber es war ein grausames, schmerzliches Lächeln.

„Iwan,“ sagte sie, „wir wollen vergessen, Alles vergessen, und nur daran denken, daß wir uns lieben, dann werde ich heiter sein können! Und sage, mein Iwan, bin ich nicht immer heiter gewesen und fröhlichen Muthes? Sind nicht diese langen acht Jahre in Sibirien mir entschwunden wie ein glücklicher Sommertag? Sind unsere Herzen nicht warm geblieben, und ist unsere Liebe nicht unangefochten gewesen von dieser rauhen sibirischen Kälte? Nun also, siehst Du, ich habe Muth zu ertragen, was sich ertragen läßt! Aber Dich, meinen Geliebten, Dich, meinen Gemahl sterben zu sehen, Dich nicht retten, nicht einmal mit Dir in den Tod gehen zu können, das ist ein grausames, ein unnatürliches Opfer! Iwan, laß mich weinen, mögen es Deine Henker sehen, daß ich noch Thränen habe. O mein Gott, ich habe keinen Stolz mehr, ich bin nichts, als ein armes gramgebrochenes Weib! Laß mich weinen, — Deine Wittwe, weine ich über der noch lebenden Leiche meines Gatten!“ Und laut schluchzend warf sich das zitternde junge Weib auf ihre Kniee und umklammerte in wahnsinnigem Schmerze die Füße ihres Gatten.

Graf Iwan Dolgorucki fühlte nicht mehr die Kraft, sich ihrem Schmerz zu entziehen. Er beugte sich nieder zu seinem Weibe, er hob sie empor in seine Arme und weinte mit ihr, weinte um seine Jugend, um sein verlornes Leben, um sein entschwindendes Liebesglück, um die Schmach seines Vaterlandes.

„Ich würde freudig in den Tod gehen, wenn es gälte zu sterben für mein Vaterland,“ sagte er. „Aber einer elenden Kabale, der Eifersucht eines tückischen Günstlings zum Opfer zu fallen, das ist es, was mir die Stunde des Todes furchtbar macht. Ach, ich sterbe um ein Nichts, ich sterbe, damit Münnich, damit Ostermann und Biron gesichert sind in ihrer Allmacht. Es ist sehr grausam, so in den Tod zu gehen!“

Nataliens Augen leuchteten in fanatischer Gluth.

„Du stirbst,“ sagte sie, „und ich werde leben, ich will leben, um zu sehen, wie Gott Dich rächt an diesen Uebelthätern! Ich werde leben, um stets Dein zu gedenken, und in jeder Stunde des Tages meine Gebete der Rache und der Vergeltung zu Gott empor zu senden!“

„Lebe und bete für unser Vaterland!“ sagte Iwan.

„Nein,“ schrie sie zornig, „Gottes Fluch ruhe über diesem Rußland, das seine edelsten Männer dem Henkerbeil überliefert und seine niedrigsten Weiber auf den Thron der Herrscher erhebt. Kein Segen über Rußland, es ist verflucht durch alle Geschlechter und alle Jahrhunderte hindurch, kein Segen über Rußland, dessen blutdürstige Zarin den edlen Iwan Dolgorucki und seine Brüder hinschlachten läßt!“

„Ach,“ sagte Iwan, „jetzt bist Du schön, jetzt leuchten Deine Augen und Deine Wangen glühen. Möchten jetzt meine Henker kommen, damit sie die Heldin Natalie, und nicht das in Schmerzen zerfließende Weib in Dir sehen!“

„Ach, Dein Gebet soll sich erfüllen, hörst Du die Riegel klirren, die Trommeln wirbeln? Sie kommen, Iwan, sie kommen!“

„Lebe wohl, Natalie, lebe ewig wohl!“

Und sie drückten sich fest in die Arme, sie küßten sich lange und inbrünstig, aber sie weinten nicht!

„Höre, Natalie, wenn sie mich auf das Rad flechten, so weine nicht. Sei standhaft, mein Weib, und bete, daß der Schmerz mich nicht schwach mache, und kein Schrei über meine Lippen entfahre!“

„Ich werde beten, Iwan!“

Eine halbe Stunde später war Alles vorüber! — Der edle und tugendhafte Graf Iwan Dolgorucki war

gerädert, drei seiner Brüder enthauptet, und weshalb? — Weil Graf Münnich die Zarin Anna, voll mächtiger Furcht, die edlen und angesehenen Brüder Dolgorucki möchten ihn von seiner usurpirten Macht verdrängen, hatte glauben gemacht, die Dolgorucki wollten sie stürzen, und statt ihrer Katharina Iwanowna zur Kaiserin erheben. Es bedurfte keiner Beweise und keiner Ueberführung. Münnich hatte es gesagt, das genügte der allmächtigen Zarin, und die Dolgorucki wurden vernichtet!

Aber Natalie Dolgorucki lebte noch, und von dem blutigen Orte, wo ihr Gemahl geendet, begab sie sich hinweg nach Kiew. Dort, in dem Kloster der Büßenden wollte sie leben, um an ihn zu denken, den sie geliebt, um die Rache des Himmels hernieder zu beschwören auf die, welche ihn gemordet!

Es war eine klare, dämmerlichte Sommernacht, als Natalie Dolgorucki Kiew erreichte, in dessen Kloster sie morgen das Gelübde ablegen, und für die gewohnte Pracht sich das härene Gewand und den Nonnenschleier eintauschen wollte.

Schäumend brauste der Dniepr an seine steilen Ufer, zischend brachen sich die Wogen an den riesigen Felsblöcken, und rings ertönte es wie Donnergeheul und Sturmesbrausen.

„Ich will Abschied nehmen von der Natur und von der Welt," flüsterte Natalie, und sie winkte ihren Frauen und ihren Dienern, fern zu bleiben, und mit muthigem Fuße erklomm sie das steile Felsufer des reißenden Dniepr. Unten lagen ihre Diener auf ihren Knieen und beteten, und blickten empor zu dem Felsen, auf welchem sie jetzt, umleuchtet vom Mondlicht, die schlanke und hohe Gestalt ihrer Gebieterin erschauten, — der Mond umgab sie wie mit einer Glorie, die Sterne legten sich als Strahlenkrone um ihre reine schöne Stirn, ihre im Winde flatternden Locken waren wie Flügel anzuschauen, — wie von Luft und Licht und Liebe getragen, schien sie ihren Dienern als Engel empor zu flattern zu ihrer Heimath, dem Himmel! Natalie stand da oben thränenlos und ruhig. Sie ließ die großen sinnigen Blicke umherschweifen über die Gegend, sie nahm Abschied von der Welt, von den Bäumen und Blumen, von dem Himmel und der Erde. Dort drunten zu ihren Füßen lag das Kloster, und Natalie streckte den Arm dahin aus, und sagte begeistert: „Das ist mein Grab! Glücklicher seliger Iwan, Du bist gestorben, bevor man Dich einsargte, ich aber, ich werde eingesargt, noch bevor ich gestorben! Hier stehe ich an Deinem Sarge, mein Iwan. Sie haben Deinen edlen Leib gebettet in den kalten Wogen des Dniepr, und sein Rauschen und Brausen ist Dein Grabgeläute geworden, mein Iwan! Ich werde wohnen an Deinem Grabe, und inmitten der Todesstille meiner Zelle werde ich die rauschenden Fanfaren und Todeshymnen hören, mit welchen der brausende Fluß Dich einwiegt zu ewiger Ruhe! Empfangt denn, Ihr heiligen Wellen des Dniepr, empfange Du selber da unten in Deinem kühlen Bette, mein Iwan, das Treugelübde Deiner Gattin! Auf's Neue will ich mich Dir verloben, im Leben wie im Tode bin ich Dein!"

Und den Trauring, mit welchem sie sich einst dem geliebten Gatten verbunden, vom Finger ziehend, warf sie ihn hinunter in die brausenden Wogen des Dniepr.

Sie beugte sich hernieder, sie sah den Ring hinunter fallen in die Fluthen und flüsterte: „ich grüße Dich, Iwan, ich grüße Dich! Nimm meinen Ring, auf ewig bin ich Dein!"

Dann richtete sie sich stolz empor und die Arme gen Himmel streckend rief sie laut:

„Jetzt gehe ich beten, daß Gott Dir Rache sende. Wehe über Rußland, wehe!"

Und der Strom mit seinem brausenden Wellen heulte und donnerte es nach: Wehe über Rußland, wehe!

2.

Graf Münnich.

Die Kaiserin Anna war gestorben und — ein unerhörter Fall in der russischen Zarengeschichte, — sie war sogar eines natürlichen Todes gestorben. Auf's Neue war der russische Zarenthron erledigt! Wer ist da, ihn einzunehmen, wen hat die Zarin zur Nachfolge bestimmt? Niemand wagt es, darüber zu sprechen, man liest diese Frage in Aller Augen, aber keine Lippe wagt es, sich zu öffnen, um die Antwort auszusprechen, denn jede Vermuthung und jede Aeußerung würde, wenn sie unbegründet, und nicht einträfe, zu einem Hochverrathsverbrechen werden, sobald ein Anderer zu diesem Thron berufen, als der, welchen man angegeben!

Wer wird ihn bekommen, diesen Thron? So fragt man sich leise in seinem Herzen. Die Höflinge und Großen des Reiches fragten es sich mit Schaudern und Todesverzweiflung. Denn zu wem sollten sie jetzt gehen, um ihre Huldigung darzubringen, und sich der allmächtigen Gunst schon im Voraus zu empfehlen? Sollten sie zu Biron, dem Herzoge von Kurland gehen? War's nicht möglich, daß die sterbende Kaiserin ihn, ihren heißgeliebten Favoriten und allmächtigen Günstling, zu ihrem Nachfolger, zum Kaiser aller Reußen gewählt? Aber wie, wenn sie es nicht gethan?

Wenn sie statt dessen die Prinzessin Anna Leopoldowna, ihre Nichte, die Gemahlin des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, zu ihrer Nachfolgerin erwählt? Oder war's nicht auch möglich, daß sie die Prinzessin Elisabeth, die Tochter Zar Peter's des Großen, zur Kaiserin erklärte? Diese freilich hatte die größten, die unbestreitbarsten Rechte auf die russische Kaiserkrone, war sie nicht die einzige rechtsmäßige Erbin ihres Vaters? Wie, wenn man also zu ihr ginge, und sie als Kaiserin begrüßte? Aber wenn man nun irrte, wie dann?

Die Höflinge, wie gesagt, schauderten und bebten, und um nicht etwas Irrthümliches zu thun, thaten sie lieber gar nichts. Sie blieben in ihren Palästen, angeblich einer tiefen Trauer sich hingebend um das Ableben der geliebten Zarin, die Jedermann heimlich von Herzen gehaßt, so lange sie noch lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

(Fortsetzung.)

Von nun an lebten sie in ihrer Wohnung fort. So wie sie, da sie sich kennen-gelernt hatten, nur in Gesellschaften zusammengetroffen waren, und so wie sie im Brautstande nur immer öffentlich erschienen waren, so blieben sie nun immer zu Hause. Sie dachten nicht, daß etwas Aeußerliches zu ihrem Glücke erforderlich sei. Obgleich die Wohnung im Allgemeinen mit Allem versehen war, was ihr nur immer noth that, so blieb doch im Einzelnen noch Vieles zu verbessern und zu verschönern übrig. Sie klügelten dieses heraus, sie überlegten, was man dort und da noch anbringen könnte, gingen einander mit Rat und That an die Hand, daß sich der Raum immer mehr und mehr und reiner ordnete, und die Eintretenden mit klarer Wohnlichkeit und einfacher Schönheit empfing.

Ueber Jahresfrist gebar sie ihm einen Sohn und dieses neue Wunder hielt sie wieder und noch mehr zu Hause. Brigitta pflegte ihr Kind, Murai versah seine Geschäfte; denn der Vater hatte ihm einen Theil der Güter abgetreten und diese verwaltete er von der Stadt aus. Dies machte manche Umwege nöthig und häufte manche Dinge, die sonst zu entrathen gewesen wären.

Als der Knabe so weit entwickelt war, daß unmittelbare Pflege nicht gar so sehr mehr noth that, als Murai seine Geschäfte schon geordnet und in einen gleichen Gang gebracht hatte, fing er an, seine Gattin häufiger auf öffentliche Plätze, in Gesellschaften, auf Spaziergänge, in das Schauspiel zu führen, als er es sonst zu thun gewohnt war. Hierbei bemerkte sie, daß er sie vor Leuten noch zarter und noch aufmerksamer behandle, als selber zu Hause.

Sie dachte: „Jetzt weiß er, was mir fehlt," und hielt das erstickende Herz an sich.

Im nächsten Frühlinge nahm er sie und sein Kind auf eine Reise mit, und da sie gegen den Herbst zurückkamen, schlug er vor, lieber für beständig auf dem Lande, auf einem seiner Güter zu wohnen; denn auf dem Lande sei es doch viel schöner und viel annehmlicher, als in der Stadt.

Brigitta folgte ihm auf das Landgut.

Hier fing er an zu wirthschaften und umzuändern, um den Rest der Zeit, der ihm übrig war, zum Jagen zu verwenden. Und hier führte ihm das Schicksal ein ganz anderes Weib entgegen, als er es immer zu sehen gewohnt war. Auf einer der einsamen Jagden, die er jetzt häufig that, wo er nämlich mit seiner Büchse allein durch die Gegend ging oder ritt, hatte er sie erblickt.

Als er einmal sein Pferd langsam durch einen Weidebruch ein wenig abwärts leitete, hatte er plötzlich durch das dichte Gebüsch her zwei Augen gegenüber, erschrocken und schön, wie die einer fremdländischen Gazelle, und neben den grünen Blättern hatte das süßeste Morgenoth der Wangen geglüht. Es war nur ein Augenblick; denn ehe er hinsehen konnte, hatte das Wesen, das ebenfalls zu Pferde war und in dem Gebüsche stand, das Pferd gewendet und flog über die Ebene zwischen den leichten Büschen davon.

Es war Gabriele gewesen, die Tochter eines greisen Grafen, der in der Nachbarschaft wohnte, ein wildes Geschöpf, das ihr Vater auf dem Lande erzog, wo er ihr alle und jede Freiheit ließ, weil er meinte, daß sie sich nur so am naturgemäßesten entfalte und nicht zu einer Puppe gerathe, wie er sie nicht leiden konnte. Die Schönheit dieser Gabriele war schon weithin berühmt geworden, nur zu Murais Ohren war der Ruf noch nicht gedrungen, weil er bisher nie auf diesem seinem Landgute gewesen war und in letzter Zeit sich auf seiner großen Reise befunden hatte.

Nach mehreren Tagen trafen die Beiden schier auf derselben Stelle wieder zusammen und dann öfter und öfter. Sie fragten nicht, wer und woher sie seien, sondern das Mädchen, gleichsam ein Abgrund von Unbefangenheit, scherzte, lachte, neckte ihn und trieb ihn meistens zu kühnen, übermüthigen Wettreiten an, wo sie, wie ein himmlisches, tolles, glühendes Räthsel neben ihm herflog. Er scherzte mit und ließ sie meistens siegen.

Eines Tages aber, als sie vor Erschöpfung athemlos, nur durch wiederholtes Haschen nach seinem Zügel andeuten konnte, daß sie wolle, daß er halten solle und als sie beim Herabheben vom Pferde schmachtend geflüstert hatte, sie sei besiegt — damals, nachdem er ihren Steigbügelriemen, an dem etwas gebrochen war, wieder hergestellt hatte und sie nun erglühend an einem Baumstamme stehen sah — riß er sie plötzlich an sich, preßte sie an sein Herz und ehe er sehen konnte, ob sie zürne oder frohlocke, sprang er auf sein Pferd und jagte davon.

Es war Uebermuth gewesen, aber ein Taumel unbeschreiblichen Entzückens war in jenem Augenblicke in ihm, und vor seiner Seele, wie er heimritt, hing das Bild der sanften Wangen, des süßen Atems und der spiegelnden Augen.

Sie hatten sich von da an nicht mehr gesucht, aber da sie sich einmal zufällig auf einen Augenblick in dem Saale eines Nachbars sahen, wurden beider Wangen von einem tiefen Scharlach übergossen.

Murai ging dann auf eine seiner ferneren Besitzungen und änderte dort alle Verhältnisse um, die er vorfand.

Brigittas Herz aber war zu Ende. Es war ein Weltball voll Scham in ihrem Busen emporgewachsen, wie sie so schwieg und wie eine schattende Wolke in den Räumen des Hauses herumging. Aber endlich nahm sie das aufgequollene schreiende Herz gleichsam in ihre Hand und zerdrückte es.

Als er von seinen Umänderungen auf dem entfernten Landgute zurückkam, ging sie in sein Zimmer und trug ihm mit sanften Worten die Scheidung an. Da er heftig erschrak, da er sie bat, da er ihr Vorstellungen machte, sie aber immer dieselben Worte sagte: „Ich habe es Dir gesagt, daß es Dich reuen wird, ich habe es Dir gesagt, daß es Dich reuen wird," — sprang er auf, nahm sie bei der Hand und sagte mit inniger Stimme: „Weib, ich hasse Dich unaussprechlich, ich hasse Dich unaussprechlich!"

Sie sagte kein Wort, sondern sah ihn bloß mit den trockenen, entzündeten Augen an — aber als er nach drei Tagen seine Reisekoffer gepackt und fortgeschickt hatte — als er nun selber in Reisekleidern gegen Abend fortgeritten war: so lag sie, wie einst, da sie Dichtungen ihres Herzens den Büschen des Gartens zugerufen hatte, auch jetzt vor Schmerz auf dem Teppiche ihres Zimmerbodens und so heiße Tropfen rannen aus ihren Augen, als müßten sie ihr Gewand, den Teppich und das Getäfel des Bodens durchbrennen — es waren die letzten, die sie dem noch immer Heißgeliebten nachsandte, dann keine mehr. Er ritt indessen auf der finstern Ebene und hatte hundertmal im Sinne, sich mit der Sattelpistole das siedende Gehirn zu zerschmettern. Er war bei seinem Ritte, da es noch Tag war, an Gabrielen vorüber gekommen, sie stand auf dem Balkon ihres Schlosses, aber er hatte nicht hinaufgesehen und war weitergeritten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Krüppelfabrikanten in Rußland. Im Süden Rußlands ist man einem schrecklichen Gewerbe auf die Spur gekommen. Man entdeckte eine Bettlerbande, welche Kinder stahlen und sie in barbarischer Weise zu ihren Bettlerzwecken verstümmelten. In einer Klosterkirche stand zwischen zwei großen Bettlern ein vollkommen bis zum Skelett abgemagertes, blindes, siebenjähriges Mädchen. Es flehte nach beendetem Gottesdienst so rührend um ein Almosen, daß Niemand an ihm vorbeikam, ohne eine Gabe zu spenden. Eine einfache Bäuerin, die gleichfalls eine Gabe spendete, sagte dabei: „Bete für mich, mein Kind." Plötzlich schluchzte das Kind laut auf. „Mutter, Mutter," rief es, „nimm mich mit Dir." Nun erkannte auch die unglückliche Mutter ihr verkrüppeltes Kind. Sofort wurde sie von einem Menschenknäuel umgeben, der sich bereits anschickte, die beiden Bettler zu lynchen. Das unglückliche Kind erzählte, daß es im Frühjahr, während es Gänse hütete, von zwei großen Männern, die noch zwei Kinder mit sich führten in den nahegelegenen Wald geschleppt worden sei. Hier habe man erst ihre Genossin des Augenlichtes beraubt und später sie. Mit thierischem Gleichmuth hatten die Männer ihnen Soldatenknöpfe in die Augen gedrückt und sie so vollkommen geblendet. Das andere Kind hielt den furchtbaren Qualen nicht stand und verschied bald darauf, während sie von Dorf zu Dorf geführt wurde, um durch Betteln den entmenschten Kerlen ihren Unterhalt zu beschaffen.

— Eine ostfriesische Gesetzesvorschrift aus dem Jahre 1650 lautet: „Nachdem wir in Erfahrung gebracht, daß das Schlafen in den Kirchen allzusehr überhand nimmt, verordnen wir allergnädigst, daß in jeder Gemeinde einige Männer aufgestellt werden, welche in der Kirche umhergehen und mit einer langen Klatsche die Leute auf den Kopf schlagen, welche schlafen, und auf diese Weise die Kirchgänger wach erhalten, damit sie fleißiger auf die Predigt hören."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 240. **Samstag, den 21. Oktober.** **1899.**

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nur Wenige gab es, die nicht in Ungewißheit waren über die nächste Zukunft, und zu diesen Wenigen gehörte vor allen Dingen der Feldmarschall Graf Münnich.

Während alles zagte und in angstvoller Ungewißheit schwankte, war Münnich allein ruhig. Er wußte, was kommen würde, weil er es mitbegründet hatte.

„Ach," sagte er, mit ineinander geschlungenen Armen in seinem Arbeitskabinette auf- und abgehend, „wir stehen also endlich am Ziel unserer Wünsche, und dieses glanzvolle Kleinod, nach welchem ich so lange gestrebt, es soll jetzt endlich mein werden. Ich werde der Herrscher sein dieses Landes, und in freier Königsgewalt werde ich Millionen Menschen zu meinen Füßen liegen sehen, winselnd um einen Blick, um ein Lächeln!"

„Aber," fuhr er dann fort und seine Stirne verfinsterte sich, „was hilft es mir, Herrscher zu sein, wenn ich doch nicht den Namen eines Herrschers trage, was hilft es mir zu regieren, wenn man doch öffentlich einem Andern als Regenten huldigen wird! Der Kern dieser Herrlichkeit wird mein sein, aber die Schale, — mich gelüstet es auch nach der Schale!"

„Doch nein, nicht jetzt solche Gedanken, jetzt, wo es der heitern Miene und aller Anzeichen der Zufriedenheit bedarf! Auch meine Zeit wird kommen, und wenn sie da ist, wird die Schale, sowie der Kern mein sein! Jetzt aber ist es Zeit, zum Herzog von Kurland zu fahren! Ich werde der Erste sein, der ihm Glück wünscht, und zugleich werde ich ihn daran erinnern, daß er mir sein herzogliches Wort gegeben, die erste Bitte, die ich an ihn als Regenten richten würde, zu erfüllen. Nun wohl, ich werde ihn jetzt bitten, um später befehlen zu können!"

Und der Feldmarschall befahl seinen Wagen vorfahren zu lassen und eilte nach dem Palaste des Herzogs von Kurland.

Eine Todtenstille herrschte auf den Straßen, durch welche er fuhr. Ueberall sah man nur verschlossene Paläste, verhangene Fenster, es schien, als ob dieser sonst so geräuschvolle, so glänzende und prächtige Theil Petersburgs plötzlich ausgestorben und verödet sei. Nirgends sah man diese Equipagen, diese mit Gold- und Silbertressen überladene Dienerschaft.

Donnernd rollte des Grafen Wagen durch diese verödeten Straßen, aber überall, wo er vorüberkam, sah man neugierige Gesichter hinter den verhangenen Fenstern dieser Paläste hervorblicken, und hinter ihm öffneten sich die Thore, und in rasender Eile rannten die Läufer der Grafen und Fürsten hinter ihm her, zu erspähen, wohin er fahre.

Graf Münnich sah das Alles, lächelte.

„Da habe ich das Signal gegeben," sagte er, „und dieses Bedientenvolk der russischen Großen wird wie eine schwänzelnde Meute wedelnd und winselnd herbeistürzen, um sich vor mir zu beugen nnd mir seine Opfer darzubringen.

Jetzt hielt sein Wagen vor dem Palaste des Herzogs von Kurland, und mit einer ehrfurchtsvollen und demüthigen Miene ging Münnich hinauf in die glanzvollen Gemächer Birons.

Er fand den Herzog allein, sinnend und in sich gekehrt stand er am Fenster und blickte hinunter auf die Straßen dieser Stadt, welche von dieser Stunde an seinem Szepter sich beugen sollte.

„Ihr überschaut Euer Reich, Hoheit," sagte Münnich lächelnd. „Wartet nur noch ein wenig, und bald werden sie Alle da sein, diese machtvollen Großen, um Euch zu huldigen. Mein Wagen hält vor Eurer Thür, und ihre guten Spürhunde wissen jetzt, wohin sich ihre Herren zu wenden haben mit ihrer anbetungsvollen Unterwürfigkeit."

„Ach," sagte Biron schwermuthsvoll, „mir graut vor der kommenden Stunde. Ich habe ein unglückweisagendes Herz, und diese Nacht sah ich mich im Traume in

einer elenden Hütte, zerlumpt, im Bettlergewande, schauernd vor Hunger und Frost!"

„Das ist ein glückbedeutender Traum, Hoheit," rief Münnich lachend, „denn von den Träumen erfüllt sich stets das Gegentheil. Ihr saht Euch als Bettler, weil Ihr Herrscher sein werdet, weil heute ein Purpurmantel Eure Schultern bedecken wird."

„Auch das Blut ist purpurroth," sagte der Herzog düster, „und ein scharfer Dolch kann auch eines Bettlers Kittel in einen Purpurmantel verwandeln! O, ich wollte, Freund, ich wäre nicht geworden, was ich bin! Man schläft so schlecht, wenn man stets sein Glück bewachen muß, damit es nicht entschlüpfe! Und denkt nur, jetzt hängt mein Glück an den Augen eines Kindes, eines Säuglings, das mit der Muttermilch den Haß gegen mich hinunterschluckt und dessen erster Laut vielleicht ein Fluch über mich sein wird!"

„So müßt Ihr selber es sein, der den jungen Kaiser Iwan sprechen lehrt!" rief Münnich, „dann wird er lernen, Euch zu segnen!"

„Ich werde ihn seinen Eltern nicht entreißen können," sagte Biron. „Diese Eltern aber hassen mich, das ist gewiß, und sehr natürlich sogar, denn sie, scheint es, wären zunächst berufen, die Vormünder ihres Sohnes Iwan zu sein. Die Herzogin Anna Leopoldowna von Braunschweig ist ehrgeizig."

„Bah, für jetzt ist sie verliebt," rief Münnich lachend, „und die Weiber, wenn sie verliebt sind, haben keinen andern Gedanken als ihre Liebe! Aber seht nur, Hoheit, habe ich nicht gut prophezeit? Seht nur diese Menge Equipagen, die jetzt vor Eurer Thür halten! Bald wird die Straße zu eng sein, für alle aufzunehmen."

Wirklich sah man da unten in der Straße eine ungeheure Zahl der glänzendsten Equipagen heranfahren, und aus jeder derselben stiegen reichgekleidete schöne Frauen, und mit Orden behangene Männer, um sich so schnell als möglich in den herzoglichen Palast zu begeben. Das war ein Drängen und Stoßen, ein Vorwärtsschieben und Eilen. Jeder wollte der Erste sein, dem neuen Herrscher zu huldigen und ihn seiner unbegrenzten Ehrfurcht zu versichern.

3.

Graf Ostermann.

Vier Wochen waren vergangen, seit der Herzog Biron von Kurland, im Namen des unmündigen Kaisers Iwan, Rußland als Regent beherrschte; das russische Volk hatte sich gleichgültig diesem neuen Herrscher unterworfen und bezeigte ihm dieselbe Unterwürfigkeit, wie seinen Vorgängern; ihm war es gleich, wer da oben in stolzer Herrlichkeit auf diesem goldenen Kaiserthrone saß, — was kümmerte es diese Menschenmasse, mit welchem Namen sie ihren Regenten zu nennen hatte?

Man hatte dem Regenten Biron gehuldigt, wie man es der Kaiserin Anna gethan, man warf sich zur Erde, wo man ihm begegnete, man ging demüthig, entblößten Hauptes, an seinem Palaste vorüber, und wenn die Großen des Reiches, wenn die russischen Fürsten und Grafen in ihren stolzen Equipagen daher kamen, und in der Ferne den Wagen des Regenten erblickten, so befahlen sie anzuhalten, und verließen ihren Wagen, und neigten sich bis zur Erde vor dem vorüberfahrenden Herrscher.

Biron war Kaiser, obwohl er nur den Namen eines Regenten trug; er hatte für sich die Gewalt und die Macht; der lallende Säugling Iwan, der unmündige Kaiser, war nur ein Schattenbild, ein Phantom, das nur den Schein der Herrlichkeit, aber nicht die Wahrheit derselben für sich hatte; er war ein Kind, gar nicht der Beachtung werth, man hatte vor ihm nicht zu zittern, also war es auch nicht nöthig, vor ihm sich zu beugen.

Man huldigte nur dem Regenten, Herzog Biron von Kurland, der Palast des Prinzen Ulrich von Braunschweig und seines Sohnes, des Kaisers Iwan, stand verödet und leer. Niemand beachtete ihn, und doch wäre er vielleicht der Beachtung werth gewesen!

So Manches begab sich da drinnen in diesem schweigenden, stillen Palaste, welches zu wissen, Biron vielleicht mit einem Fürstenthume oder Millionen bezahlt hätte! Aber Niemand war da, es dem Regenten zu verrathen; denn man war sehr verschwiegen, sehr vorsichtig in dem Palaste des Prinzen Ulrich von Braunschweig und seiner Gemahlin, der Prinzessin Anna Leopoldowna.

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

(Fortsetzung.)

Nach einem halben Jahre sandte er die Einwilligung zur Scheidung und trat ihr auch den Knaben ab, war es nun, daß er ihn in ihren Händen besser aufgehoben meinte, war es noch die alte Lieb, die ihr nicht alles rauben wollte, ihr, die nun ganz allein sei, während ihm die weite Welt vor Augen lag. In Bezug auf das Vermögen hatte er für sie und den Knaben am günstigsten gesorgt, wie es nur immer möglich war. Er sandte die Papiere, die diese Sache enthielten, mit.

Dies war das erste und letzte Zeichen, das Murai von seinem Dasein gegeben hatte, nachher kam keines mehr und er erschien auch nicht wieder. Die Summen, die er brauchte, waren an ein Antwerpener Haus angewiesen. Dies sagte später sein Verwalter, mehr wußte der auch nicht.

Um diese Zeit waren kurz nacheinander Brigittas Vater, ihre Mutter und die beiden Schwestern gestorben. Murais Vater, der ohnedem schon sehr alt war, starb auch in kurzer Zeit danach.

So war Brigitta im strengen Sinne des Wortes ganz allein mit ihrem Kinde.

Sie hatte sehr weit von der Hauptstadt ein Haus auf einer öden Haide, wo sie Niemand kannte. Das Gut hieß Maroshely, woher auch der Name der Familie stammte. Nach der Scheidung nahm sie ihren ursprünglichen Namen Maroshely wieder an und begab sich in das Haidehaus, um sich dort zu verbergen.

So wie sie einstens, wenn man ihr wohl aus Mitleid eine schöne Puppe gegeben hatte, dieselbe nach kurzer Freude wieder wegwarf und schlechte Dinge in ihr Bettchen trug, als Steine, Hölzchen und dergleichen: so nahm sie jetzt auch ihr größtes Gut, das sie hatte, nach Maroshely mit, ihren Sohn, pflegte und hütete ihn und ihr Auge hing einzig und allein über dem Bettchen desselben.

Wie er größer wurde und sein kleines Auge und sein Herz sich erweiterte, that es auch das ihre mit; sie begann die Haide um sich zu sehen und ihr Geist fing an, die Oede rings um sich zu bearbeiten. Sie nahm Männerkleider, stieg wieder, wie einst in ihrer Jugend, zu Pferde und erschien unter ihrem Gesinde. Wie der Knabe sich nur auf einem Pferde halten konnte, war er überall mit und die thätige, schaffende, heischende Seele seiner Mutter floß allgemach in ihn. Diese Seele griff immer weiter um sich, der Himmel des Erschaffens senkte sich in sie; grüne Hügel schwellten sich, Quellen rannen, Reben flüsterten und in das öde Steinfeld war ein kraftvoll weiterschreitend Heldenlied gedichtet. Und die Dichtung trug, wie sie thut, auch ihren Segen. Manche ahmten nach, es erhob sich der Verein, entferntere wurden begeistert und hier und da auf der öden blinden Haide schlug sich ein menschlich freies Walten wie ein schönes Auge auf.

Nach fünfzehn Jahren, während welchen Brigitta auf Maroshely hauste, kam der Major, indem er seinen Landsitz Uwar, wo er sonst nie gewesen war, bezog. Von diesem Weibe lernte er, wie er mir selber sagte, Thätigkeit und Wirken — und zu diesem Weibe faßte er jene tiefe und verspätete Neigung, von der wir oben erzählt haben.

Nachdem nun, wie am Eingange des Abschnittes erwähnt wurde, dieser Theil aus Brigittas früherem Leben erzählt ist, gehen wir wieder in der Entwicklung der Zustände weiter, wo wir sie gelassen.

Steppengegenwart.

Wir ritten nach Maroshely. Brigitta ist wirklich jenes reitende Weib gewesen, das mir die Pferde mitgegeben hatte. Sie erinnerte sich mit freundlichem Lächeln an unsere alte Bekanntschaft. Meine Wangen wurden roth, weil ich an das Trinkgeld dachte. Es war niemand anderer zum Besuche da, als der Major und ich.

Er stellte mich als einen Reisebekannten vor, mit dem er einmal viel zusammen gewesen sei und von dem er sich schmeichle, daß er nun von einem Bekannten in einen Freund überzugehen im Begriffe sei. Ich erlebte die Freude — und es war mir wirklich keine unbedeutende — daß sie fast alle Dinge wußte, die sich auf mein früheres Zusammensein mit ihm bezogen, daß er ihr also viel von mir erzählt haben mußte, daß er noch mit Vorliebe bei jenen Tagen verweile und daß sie es der Mühe werth hielt, sich diese Sache zu merken.

Sie sagte, sie wolle mich nicht in ihrem Schlosse und in ihren Feldern herumführen, ich werde das gelegentlich sehen, wenn wir spazieren gehen und wenn ich oft genug von Uwar werde herübergekommen sein, wozu sie mich höflich einlade.

Dem Major machte sie einen Vorwurf, warum er denn so lange nicht herübergekommen sei. Er entschuldigte sich mit den vielen Geschäften und hauptsächlich damit, daß er ohne mich nicht herüberreiten wollte und daß er doch vorher erst sehen wollte, wie sehr oder wie wenig ich zu seiner Freundin passe.

Wir gingen in einen großen Saal, in dem wir ein wenig ausruhten. Der Major zog eine Schreibtafel hervor und fragte sie um mehrere Dinge, die sie klar und einfach beantwortete und von denen er sich manche aufzeichnete. Auch sie fragte dann um Verschiedenes, was sich auf manchen Nachbar, auf die Geschäfte des Augenblicks oder auf den künftigen Landtag bezog.

Ich sah bei dieser Gelegenheit, mit welch' tiefem Ernste sie die Dinge behandelten und welche Aufmerksamkeit der Major auf ihre Meinungen legte. Wo sie in etwas unsicher war, gestand sie ihre Unwissenheit und bat den Major um Berichtigung.

Als wir uns ausgeruht hatten und der Major die Schreibtafel einsteckte, standen wir auf, um in den Besitzungen einen Spaziergang zu machen. Hier redete

man häufig von den Veränderungen, die erst jüngst in ihrem Hause entstanden waren. Wenn sie hierbei auf Dinge seines Hauses kam, war es mir, als läge eine Art Zärtlichkeit darinnen, wie sie sich um dieselben bekümmerte.

Sie zeigte ihm den neuen hölzernen Säulengang am Gartengeschosse des Hauses und fragte, ob sie Reben hinan ziehen solle; an seinen Hoffenstern, meinte sie, ließe sich auch so ein Ding anbringen, wo es sich in der Spätherbstsonne recht angenehm sitze. Sie führte uns in den Park, der vor zehn Jahren ein wüster Eichenwald gewesen war; jetzt gingen Wege durch, flossen eingehegte Quellen und wandelten Rehe. Sie hatte durch unsägliche Ausdauer um den ungeheuren Umfang desselben eine hohe Mauer gegen die Wölfe aufführen lassen. Das Geld hierzu zog sie langsam aus ihrem Viehstande und aus den Maisfeldern, deren Pflege sie sehr empor gebracht hatte.

Als die Einhegung fertig war, ging man in einem geschlossenen Jagen Schritt für Schritt durch jede Stelle des Parkes, um zu sehen, ob man nicht etwa einen Wolf zu künftiger Brut mit eingemauert habe. Aber es war keiner zugegen. Dann erst wurden Rehe in die Einhegung gesetzt und für anderes Vorkehrungen gemacht. Die Rehe, schien es, wußten das alles und dankten ihr dafür; denn, wenn wir manches bei unserem Gange sahen, war es nicht scheu und blickte mit den dunkeln, glänzenden Augen gegen uns herüber. Brigitta führte ihre Gäste und Freunde recht gerne durch den Park, weil sie ihn liebte. Wir kamen oben auch zur Anlage der Fasanen. Wie wir so durch die Wege gingen und weiße Wolken durch die Eichenwipfel hereinschauten, gewann ich Gelegenheit, Brigitta zu betrachten. Ihre Augen, schien es mir, waren noch schwärzer und glänzender, als die der Rehe und mochten heute besonders hell strahlen, weil der Mann an ihrer Seite ging, der ihr Wirken und Schaffen zu würdigen verstand. Ihre Zähne waren schneeweiß und der für ihre Jahre noch geschmeidige Wuchs zeugte von unverwüstlicher Kraft. Da sie den Major erwartet hatte, war sie in Frauenkleidern und hatte ihre Geschäfte bei Seite gesetzt, weil sie den Tag für uns widmete.

Unter Gesprächen der verschiedensten Art, von der Zukunft des Landes, von Hebung und Verbesserung des gemeinen Mannes, von Bearbeitung und Benützung des Bodens, von Ordnung und Einschränkung des Donaustromes, von ausgezeichneten Persönlichkeiten der Vaterlandsfreunde, kamen wir durch den größten Theil des Parkes, da sie uns, wie ich schon oben sagte nicht durch ihre Besitzungen herumführten, sondern uns nur Gesellschaft leisten wollte. Da wir zu dem Hause zurückkehrten, war es Essenszeit. Zum Mahle kam auch Gustav, der Sohn Brigittas, mit ziemlich verbrannten Wangen, ein lieblich schlanker Jüngling, eine Blume von Gesundheit. Er hatte heute an Stelle der Mutter die Felder besucht und die Arbeiten eingetheilt und berichtete ihr jetzt manches mit kurzen Worten. Bei Tische saß er horchend und bescheiden unten an; in seinen schönen Augen lag Begeisterung für die Zukunft und unendliche Güte für die Gegenwart. Da auch, wie bei dem Major, das Gesinde mit an dem Tische saß, so bemerkte ich meinen Freund Milosch, der mich zum Zeichen alter Bekanntschaft grüßte.

Der größte Theil des Nachmittags verging mit Besichtigung mehrerer Veränderungen, die dem Major neu waren, mit einer Runde im Garten und mit einem Gange durch den Weinberg.

Gegen Abend nahmen wir Abschied. Da wir unsere Kleider zusammensuchten, machte Brigitta dem Major einen Vorwurf, daß er neulich in der Nachtluft von Gömör weg in leichten Kleidern nach Hause geritten sei — ob er denn nicht wisse, wie tückisch die Thauluft dieser Ebene sei, daß er sich so aussetze?! Er vertheidigte sich nicht und sagte, er werde in Zukunft schon vorsichtiger sein. Ich aber wußte recht gut, daß er damals seine Bunda Gustav aufgenöthigt hatte, der ohne eine gekommen war und dem er vorgelogen hatte, daß er noch eine andere im Stalle liegen habe. Dieses Mal aber schieden wir mit allem hinlänglich versorgt und verwahrt. Brigitta selbst bekümmerte sich um jedes und ging erst in das Haus zurück, als wir schon in unsern dichten Oberkleidern zu Pferde saßen und der Mond aufging. Sie hatte dem Major noch ein paar Aufträge gegeben und beurlaubte sich dann mit einfacher, edler Freundlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Die Musenkinder vieler Menschenkinder sind nur Adoptivkinder von anderen Menschenkindern.

* * *

Das Blümchen Glück verdorrt oft in der Hitze des Leichtsinns.

* * *

Wenn erst die politische Gleichberechtigung der Frauen eingeführt ist, werden sich manche Damen vorzüglich zum Kriegsminister eignen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 241. Montag, den 23. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es war, wie gesagt, genau vier Wochen nach dem Antritte der Regentschaft des Herzog Biron von Kurland, als vor der Hinterpforte des Palastes der Herzogin Anna Leopoldowna eine Sänfte hielt, begleitet und geführt von vier Leibeigenen, über deren goldgestickten Livreen sich gleichsam als Schutz und Schirm vor der Witterung eine ziemlich undurchdringliche Lage von Staub und Schmutz gelegt hatte. Ebenso prachtvoll, glänzend und unsauber war die Sänfte, welche die Diener jetzt öffneten, um ihrem altersschwachen Herrn beim Aussteigen behülflich zu sein. Dieser Herr, welcher jetzt außerhalb der Sänfte erschien, war ein zusammengedrückter, kopfwackelnder, hüstelnder Greis; die kleine, verbogene, verschrobene Gestalt war in einen Pelz gehüllt, der, hier und da in Fetzen herabhängend, ein beschmutztes fahles Unterkleid hervorschimmern ließ, und dem Greise ganz das Ansehen der höchsten Dürftigkeit und Unsauberkeit verlieh. Nichts, nicht einmal das Angesicht oder die dürren, mageren Hände, die er jetzt seinen Bedienten hinstreckte, nichts war an ihm reinlich und sauber, nichts glänzte an ihm als seine Augen, diese grauen stechenden Augen mit den feurigen Seitenblitzen und dem bald gutmüthigen, bald tückischen und verschmitzten Ausdruck. Man hätte diesen alten zerlumpten Greis für einen Bettler halten mögen, aber an seinen schmutzigen Fingern und an seinem Halstuche, dessen Farbe kaum kenntlich war, glänzten Brillanten von außergewöhnlicher Größe, und über der Thür seiner Sänfte sah man ein, obwohl von Staub und Schmutz bedecktes adliges Wappen — es war das gräflich Ostermann'sche Wappen, und dieser schmutzige, in einen zerfetzten Mantel gehüllte Greis war Graf Ostermann, dieser berühmte russische Staatsmann, der es verstanden, durch Klugheit, List und Ränke unter sechs verschiedenen, auf einander folgenden russischen Regenten sich am Staatsruder zu erhalten. Zar Peter, der ihn, den Sohn eines deutschen Predigers, zum Staatsminister ernannte, und ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug, sagte auf seinem Todtenbette zu seiner Nachfolgerin, der großen Katharina, Ostermann sei der Einzige, welchen er niemals auf einem Fehltritt betroffen, und empfahl ihn seiner Gemahlin als eine Stütze des russischen Reichs. Katharina ernannte ihn zum Reichskanzler und Oberhofmeister Peters des Zweiten; er wußte sich die Gnade der Einen wie die des Andern zu erhalten, und Peters des Zweiten Nachfolgerin, die Kaiserin Anna, war stolz darauf, ihrer Regierung diesen berühmten Staatsmann und Diplomaten zu erhalten, der ihren Vorgängern so treulich gedient. Von Anna überkam ihn ihr Günstling Biron von Kurland, der es nicht wagte, den zu verdrängen, welcher durch seine Staatsklugheit und Vielgewandtheit sich einen so bedeutenden Ruhm erworben und jedenfalls ihm ein sehr gefährlicher Feind sein würde.

Aber dem Grafen Ostermann war es ergangen wie dem Grafen Münnich. Sie hatten Beide von dem Regenten nichts weiter erlangen können, als die Bestätigung ihrer Aemter und Würden, zu denen Biron aber, eifersüchtig auf seine unumschränkte Macht und Gewalt, keine neuen hatte hinzufügen wollen. Getäuscht in ihren Erwartungen, mißmuthig gemacht über diese Scheiterung ihrer Pläne, hatten sie Beide beschlossen, den zu stürzen, welcher sie nicht höher erheben wollte; sie waren also Biron's Feinde geworden, weil er sich ihnen nicht als ein Freund gezeigt, und offen ihm huldigend und vor ihm im Staube sich beugend, waren sie heimlich zu seiner erbittertsten Feindin, der Herzogin Anna Leopoldowna, gegangen, um ihr ihre Dienste anzubieten gegen den übermüthigen Regenten, welcher über Rußland das eiserne Szepter seiner despotischen Gewalt schwang.

Heute sollte eine letzte entscheidende Unterredung mit der Herzogin und ihrem Gemahle, dem Prinzen Ulrich von Braunschweig, stattfinden, und deshalb, ein unerhörter Fall, hatte sogar Graf Ostermann sich entschlossen, auf einige Stunden seine von Schmutz und Unsauberkeit starrenden Gemächer zu verlassen, und sich

in den Palast der Herzogin Anna Leopoldowna zu begeben.

„Langsam, langsam, Ihr Schurken," stöhnte Ostermann, als er, auf seine Diener gestützt, die schmale Wendeltreppe hinauf stieg. „Seht Ihr denn nicht, Ihr Hunde, daß jede Eurer Bewegungen mir Schmerzen verursacht! Ach, ich werde wahrscheinlich einer fürchterlichen Krankheit entgegen gehen, ich fühle schon, wie sie mir in allen Gliedern herumspukt und mich aller Orten zwickt und zwackt! Laßt mir nur immer daheim mein Lager bereiten, Ihr Schufte, und sorgt, daß mir eine stärkende Suppe gekocht werde! Und jetzt fort, Ihr Kerle, und wehe Euch, wenn Einer von Euch während meiner Abwesenheit es wagt, vielleicht die Vorrathskammer zu erbrechen oder sich in den Weinkeller zu schleichen! Ihr wißt, ich habe gute Augen und kenne alle meine Vorräthe bis auf das kleinste Gewicht und Maaß! Hütet Euch, hütet Euch, denn wenn nur ein Loth Fleisch oder ein Glas Wein fehlt, so lasse ich Euch durchpeitschen, Ihr Hunde, ja, bis auf's Blut lasse ich Euch peitschen, das merkt Euch!"

Und seine Diener mit einem Fußtritt verabschiedend, schritt Graf Ostermann die letzten Stufen der Wendeltreppe allein und ungeführt hinauf. Aber bevor er die Thür öffnete, welche am Ende derselben sich befand, stand er still und überlegte.

„Hm, ich hätte vielleicht besser gethan, schon jetzt krank zu werden," flüsterte er, „denn wenn nun dieser Plan mißglückte, und Biron Regent bleibt und ausspionirt, daß ich heute hier in diesem Palaste war, wie dann? Ach, mich dünkt, ich wittere schon ein wenig von der sibirischen Zugluft! — Doch nein, nein, es wird gelingen, und wie würde dieser ehrgeizige Münnich triumphiren, wenn es gelungen wäre ohne mich! Nein, diesmal muß ich dabei sein, diesem guten Münnich zum Verdruß und Aergerniß, damit er nicht ganz Rußland allein in seine Tasche steckt! Er hat so große Taschen, der Gute, und eine so große Hand!"

Und lächelnd mit dem Kopfe nickend, öffnete Ostermann die Thür des Vorzimmers. Ein schneller, forschender Blick überzeugte ihn, daß er allein in demselben, aber seine Stirne verfinsterte sich, als er den über einen Stuhl geworfenen Mantel des Grafen Münnich erblickte.

„Ah, er ist mir zuvorgekommen," murmelte er mißmuthig, „nun, nun, wir werden ihm wohl wieder einmal den Vorrang ablaufen. Heute er, morgen ich! Ich halte es mit dem morgen!"

Ganz seiner Krankheit und seiner angeblichen großen Schmerzen vergessend, durchschritt der Greis rasch dieses große Gemach, und indem er seinen zerlumpten Pelz abstreifte und ihn auf den goldgestickten Mantel Münnich's warf, sagte er:

„So ein armer alter Pelz ist doch noch im Stande, diesen reichen prachtvollen Uniformmantel unsichtbar zu machen! Nicht ein Flitterchen von dieser glänzenden Goldstickerei ist sichtbar geblieben, Alles überdeckt mein alter, oft von Münnich verhöhnter Pelz! Ah, er wird sich freuen, der gute Feldmarschall, seinen Mantel in so guter Gesellschaft zu finden!"

Als er aber die Thür zu dem nächsten Zimmer öffnete, nahm seine Gestalt wieder ihre vorige, zusammengedrückte, hinfällige Haltung an, und seine Züge trugen wieder den Ausdruck der Erschöpfung und des Leidens.

„Ah, Ihr seid es," sagte Prinz Ulrich von Braunschweig, dem Grafen entgegen tretend, während Münnich im eifrigen Gespräch mit Anna Leopoldowna vor einem Schreibtische stand, und ihr auf einem Blatt Papier etwas zu erklären schien.

„Wir erwarteten Euch schon lange, mein würdiger, theuerer Graf," fuhr der Prinz fort, indem er mit einem gütevollen Lächeln dem Grafen die Hand reichte.

„Die Alten und Kranken haben immer das Schicksal, zu spät zu kommen," sagte Graf Ostermann matt, „Leiden und Schmerzen halten so sehr zurück, Durchlaucht. Auch bin ich nur gekommen, weil Euer Hoheit es wünschten, obschon ich wohl weiß, daß ich hier überflüssig bin! Was soll der schwache Greis im Rathe der Starken!"

„Die Weisheit im Rathe vertreten," sagte der Prinz, „und dazu sind Sie ganz der Mann, mein theuerer Graf!"

„Ah, Graf Ostermann," sagte in diesem Augenblick Münnich, „gut, daß Ihr kommt! Ihr werdet den Herrschaften am besten sagen können, ob ich recht habe!"

„Der Feldmarschall Münnich hat immer Recht," sagte Ostermann, verbindlich lächelnd. „Ich sage unbedingt Ja zu dem, was Ihr vorschlagt, vorausgesetzt, daß es nicht ein Vorschlag ist, der meiner Gesinnung und meinen Gedanken widerspricht."

„Das ist ein sehr verklausulirtes Ja!" rief die Herzogin lachend.

„Ein Ja, das ganz durchlöchert ist von kleinen Hinterpförtchen, in die das Nein bequem hineinschlüpfen kann," lachte der Prinz.

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

(Fortsetzung.)

Die Gespräche der Menschen waren den ganzen Tag über ruhig und heiter gewesen, aber mir schien es, als zitterte eine heimliche Innigkeit durch, der sich beide schämten Raum zu geben, wahrscheinlich, weil sie sich für zu alt hielten. Auf dem Rückwege aber sagte der Major zu mir, als ich mich einiger wahrhafter, aufrichtiger Lobesworte auf diese Frau nicht enthalten konnte: „Freund! ich bin oft in meinem Leben heiß begehrt worden, ob auch so geliebt, weiß ich nicht; aber die Gesellschaft und die Achtung dieser Frau ist mir ein größeres Glück auf dieser Welt geworden, als jedes andere in meinem Leben, das ich für eines gehalten habe."

Er hatte diese Worte ohne alle Leidenschaft gesagt, aber mit einer solchen Ruhe der Gewißheit, daß ich in meinem Herzen von der Wahrheit derselben vollständig überzeugt war. Mir geschah es in diesem Augenblicke beinahe, was sonst nicht meine Art ist, daß ich den Major um diese Freundschaft und um sein häusliches Wirken beneidete; denn ich hatte damals recht auf der ganzen Welt nichts Festes, um mich daran zu halten, als etwa meinen Wanderstab, den ich wohl in Bewegung setzte, dieses oder jenes Land zu sehen, der aber doch nicht recht nachhalten wollte.

Als wir nach Hause kamen, trug mir der Major an, daß ich noch den Sommer und Winter bei ihm zubringen möchte. Er hatte begonnen, mich mit größerer Vertraulichkeit zu behandeln und mich tiefer in sein Leben und sein Herz blicken zu lassen, daß ich eine große Liebe und Neigung zu dem Manne faßte. Ich sagte also zu. Und da ich dieses nun einmal gethan hätte, sagte er, so wolle er mir auch sogleich einen Geschäftszweig seines Hauses auftragen, den ich ständig besorgen sollte — es würde mich nicht reuen, sagte er, und würde mir gewiß in der Zukunft von Nutzen sein.

Ich willigte ebenfalls ein und in der That, es war mir von Nutzen. Daß ich nun einen Hausstand habe, daß ich eine liebe Gattin habe, für die ich wirke, daß ich nun Gut um Gut, That um That in unsern Kreis hereinziehe, verdanke ich dem Major.

Als ich einmal ein Theil jenes einträchtigen Wirkens war, das er entfaltete, wollte ich die Sache so gut machen, als ich konnte, und da ich mich übte, machte ich sie immer besser, ich war nütze und achtete mich — und da ich die Süßigkeit des Schaffens kennen lernte, erkannte ich auch, um wie viel mehr werth sei, was ein gegenwärtig Gutes setzt, als das bisherige Hinschlendern, das ich Erfahrungen sammeln nannte und ich gewöhnte mich an Thätigkeit.

So ging die Zeit nach und nach hin und ich war unendlich gerne in Uwar und seiner Umgebung.

Ich kam in diesen Verhältnissen öfter nach Maroshely. Man achtete mich und ich war fast wie ein Glied der Familien und lernte die Sachlage immer besser kennen. Von einer unheimlichen Leidenschaft, von einem fieberhaften Begehren, oder gar von Magnetismus, wie ich gehört hatte, war keine Spur. Dagegen war das Verhältniß zwischen dem Major und Brigitta von ganz merkwürdiger Art, daß ich nie ein ähnliches erlebt habe. Es war ohne Widerrede das, was wir zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes Liebe nennen würden, aber es erschien nicht als solches.

Mit einer Zartheit, mit einer Verehrung, die wie an die Hinneigung zu einem höheren Wesen erinnerte, behandelte der Major das alternde Weib; sie war mit sichtlicher innerlicher Freude darüber erfüllt, und diese Freude, wie eine späte Blume, blühte auf ihrem Antlitz und legte einen Hauch von Schönheit darüber, wie man es kaum glauben sollte, aber auch die feste Rose der Heiterkeit und Gesundheit.

Sie gab dem Freunde dieselbe Achtung und Verehrung zurück, nur daß sich zuweilen ein Zug von Besorgniß um seine Gesundheit, um seine kleinen Lebensbedürfnisse und dergleichen einmischte, der doch wieder dem Weibe und der Liebe angehörte. Ueber dieses hinaus ging das Benehmen Beider nicht um ein Haar — und so lebten sie nebeneinander fort.

Der Major sagte einmal zu mir, daß sie in einer Stunde, wo sie, wie es selten zwischen Menschen geschieht, miteinander inniger über sich selber sprachen, festgesetzt haben, daß Freundschaft der schönsten Art, daß Aufrichtigkeit, daß gleiches Streben und Mittheilung zwischen ihnen herrschen sollte, aber weiter nichts; an diesem sittlich festen Altare wollen sie stehen bleiben, vielleicht glücklich bis zum Lebensende — sie wollen keine Frage weiter an das Schicksal thun, daß es keinen Stachel habe und nicht wieder tückisch sein möge. Dies sei nun schon mehrere Jahre so und werde so bleiben.

Das hatte der Major zu mir gesagt — allein in einiger Zeit darauf that das ungefragte Schicksal von selber eine Antwort, die alles schnell und auf unerwartete Art löste.

Es war schon sehr spät im Herbste, man könnte sagen, zu Anfang Winters, ein dichter Nebel lag eines Tages auf der bereits fest gefrorenen Haide und ich ritt eben mit dem Major auf jenem neugebauten Wege mit der jungen Pappelallee, wir hatten vor,

vielleicht ein wenig zu jagen, als wir plötzlich durch den Nebel herüber zwei dumpfe Schüsse fallen hörten.

„Das sind meine Pistolen und keine andern," rief der Major.

Ehe ich etwas begreifen und fragen konnte, sprengte er schon die Allee entlang, so furchtbar, wie ich nie ein Pferd habe laufen gesehen, ich folgte ihm nach, weil ich ein Unglück ahnte, und als ich wieder zu ihm kam, traf ich auf ein Schauspiel, so gräßlich und so herrlich, daß noch jetzt meine Seele schaudert und jauchzt: an der Stelle, wo der Galgen steht und der Binsenbach schillert, hatte der Major den Knaben Gustav gefunden, der sich nur noch matt gegen ein Rudel Wölfe wehrte. Zwei hatte er erschossen, einen, der vorne an sein Pferd gesprungen war, wehrte er mit seinem Eisen, die andern bannte er für den Augenblick mit der Wuth seiner vor Angst und Wildheit leuchtenden Augen, die er auf sie bohrte; aber harrend und lechzend umstanden sie ihn, daß eine Wendung, ein Augenzucken, ein Nichts Grund werden könne, vereint auf ihn zu fallen — da, im Augenblicke der höchsten Noth, erschien der Major. Als ich ankam, war er schon wie ein verderblich Wunder, wie ein Meteor, mitten unter ihnen — der Mann war fast entsetzlich anzuschauen, ohne Rücksicht auf sich, fast selber wie ein Raubthier warf er sich ihnen entgegen. Wie er von dem Pferde gekommen war, hatte ich nicht gesehen, da ich später ankam; den Knall seiner Doppelpistole hatte ich gehört, und wie ich auf den Schauplatze erschien, glänzte sein Hirschfänger gegen die Wölfe und er war zu Fuß. Drei — vier Sekunden mochte es gedauert haben, ich hatte bloß Zeit, mein Jagdgewehr unter sie abzudrücken und die unheimlichen Thiere waren in den Nebel zerstoben, als wären sie von ihm eingetrunken worden.

„Ladet," schrie der Major, „sie werden gleich wieder hier sein."

Er hatte die weggeschleuderten Pistolen aufgerafft und stieß die Patronen hinein. Wir luden auch und in dem Augenblicke, da wir ein wenig still waren, vernahmen wir den unheimlichen Trab um die Galgeneiche herum. Es war klar, die hungrigen geängsteten Thiere umkreisten uns, bis ihnen wieder etwa der Muth zum Angriffe gewachsen sein würde. Eigentlich sind diese Thiere, wenn sie nicht von dem Hunger gespornt werden, feig. Wir waren zu einer Wolfsjagd nicht gerüstet, der unselige Nebel lag dicht vor unsern Augen, daher schlugen wir den Weg zu dem Schlosse ein. Die Pferde schossen in Todesangst dahin und da wir so ritten, sah ich es mehr als einmal wie einen jagenden Schatten neben mir, grau im grauen Nebel. In unsäglicher Geduld eilte die Heerde neben uns. Wir mußten in steter Bereitschaft sein. Von dem Major fiel einmal links ein Schuß, aber wir erkannten nichts, zum Reden war keine Zeit und so langten wir an dem Parkgitter an und wie wir hineindrangen, brachen die edlen, schönen, dahinter harrenden Doggen neben uns heraus und in demselben Augenblicke scholl auch schon aus dem Nebel ihr wüthendes Heulen, hinter den Wölfen haidewärts schweifend.

„Sitzt alle auf," rief der Major den entgegeneilenden Knechten zu, „laßt alle Wolfshunde los, daß meine armen Doggen nichts leiden. Bietet die Nachbarn auf und jagt so viel Tage ihr wollt. Ich gebe für jeden todten Wolf das doppelte Schußgeld, die ausgenommen, die an der Galgeneiche liegen; denn die haben wir selbst getödtet. An der Eiche liegt vielleicht auch eine der Pistolen, die ich voriges Jahr an Gustav geschenkt habe, denn ich sehe nur eine in seiner Hand und das Sattelfach der andern ist leer; seht zu, ob es so ist."

„Seit fünf Jahren," sagte er zu mir gewendet, da wir im Parke weiter ritten, „hat sich kein Wolf so nahe zu uns gewagt und es war sonst ganz sicher hier. Es muß einen harten Winter geben und er muß in den nördlichen Ländern schon begonnen haben, daß sie sich bereits so weit herabdrücken."

(Schluß folgt.)

Moderne Liebe.

Dein Reiz, mein holdes Kind, hat mich
Zur Liebe hingerissen,
Und gern zum Weibe nähm' ich Dich —
Nur möcht' ich vorher wissen:

Ob Du noch einen Vater hast,
Deß' Seele mild und weich ist,
Und der es nur als große Last
Empfindet, daß er reich ist.

Doch wenn Dir fehlt solch ein Papa,
Wollt' ich mich auch begnügen,
Und meinem Anspruch würde da
Ein Onkel schon genügen.

Und wenn Dir auch ein Onkel fehlt,
Bitt' ich um eine Tante,
Die reich und alt und unvermählt
Zur Erbin Dich ernannte.

Dann trüg' ich gern das Ehejoch!
Doch sprich, eh' ich Dich nehme:
Hast Du nicht eine Schwester noch,
Die — mehr als Du bekäme?

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 242. Dienstag, den 24. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Die Hinterpforten sind bei allen Dingen das Wichtigste," sagte Graf Ostermann ernst. „Durch die Hinterpforten gelangt man in die Staatsgemächer, und wenn Euer Palast hier zufällig keine Hinterpforte hätte, die uns, Eure ergebenen Diener, eingelassen, wer weiß, Herzogin Anna, ob Ihr alsdann noch in dieser Nacht Regentin würdet!"

„In dieser Nacht!" rief Münnich rasch. „Seht Ihr, Hoheiten, Graf Ostermann ist ganz meiner Meinung! In dieser Nacht noch muß es geschehen!"

„Das ist eine Uebereilung," rief die Herzogin, „wir sind nicht vorbereitet!"

„Und also ist es auch der Regent Biron von Kurland nicht," sagte Ostermann bedächtig, „dadurch wird unsere Uebereilung für Biron zu einer Ueberrumpelung werden."

„Ganz meine Meinung!" sagte Münnich. „Alles ist verloren, wenn wir dem Regenten Zeit und Muße lassen, seine Vorkehrungen zu treffen! Wenn wir ihn heute nicht vernichten, wird er uns morgen vielleicht schon nach Sibirien senden."

Die Herzogin war blaß geworden, ein Zittern durchlief ihre hohe und edle Gestalt.

„Ich fürchte so sehr das Blutvergießen!" sagte sie.

„O, ich, ich bin gar nicht eitel," sagte Ostermann. „Ich finde, daß es viel schöner ist, das Blut Anderer hinfließen zu sehen, als das meine! Vielleicht ist es Egoismus, aber ich verstecke mein Blut lieber in meinen Adern, als daß ich es dem neugierigen Angaffen einer staunenden Menge Preis geben sollte!"

„Ihr meint also, daß er vielleicht schon Verdacht hat, und daß er uns ermorden würde?"

„Euch und uns, und Euren Sohn, den Kaiser Iwan dazu!"

„Auch meinen Sohn!" rief Leopoldowna, und ihre Augen flammten wie die einer gereizten Löwin. „Ah, ich werde meinen Sohn zu vertheidigen wissen! In dieser Nacht noch falle Biron!"

„So sei es!" sagten die drei Männer einstimmig.

„Er hat uns auf das Aeußerste getrieben," sagte der Prinz; „nicht genug, daß er unsere Freunde und Getreuen verbannte, und uns mit seinen elenden Kreaturen und Spionen umgab, nicht genug, daß er uns auf alle Weise kränkte und demüthigte, will er auch noch jetzt den jungen Kaiser Iwan uns, seinen Eltern, seinen natürlichen Beschützern, entreißen. Wir sind in unsern heiligsten Rechten angegriffen, wir werden uns also zu vertheidigen wissen."

„Aber was machen wir mit diesem kleinen Biron, wenn er nicht mehr der große Regent ist?" fragte Ostermann.

„Wir machen ihn um einen Kopf kleiner," sagte Münnich lachend.

„Nein," rief Leopoldowna heftig, „nein, kein Blut soll fließen! Nicht mit Blut sollen die Rechte meines Sohnes und unsere eigenen gesichert werden! Schwört das, meine Herren, oder nimmer gebe ich meine Einwilligung zu diesem ganzen Unternehmen."

„Ich wußte es wohl, daß Euer Hoheit so entscheiden würden," sagte Münnich lächelnd, indem er ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen hervorzog. „Zum Beweise dessen habe ich die Ehre, Euer Hoheit dies Papier zu überreichen!"

„Ah, was ist das," sagte die Herzogin, das Papier entfaltend, „das ist der Grundriß eines Hauses!"

„Des Hauses, welches wir für diesen Herrn Biron in Sibirien wollen aufschlagen lassen," sagte Münnich; „ich habe es selbst entworfen und gezeichnet."

„In der That, Ihr seid ein sehr geschickter Baumeister, Graf Münnich," sagte Ostermann lächelnd, indem er einen prüfenden Blick auf das Papier warf, das Anna noch immer gedankenvoll betrachtete. „Wie gut Ihr das Alles eingerichtet habt! Diese kleinen niedlichen Kammern werden sich allerliebst ausnehmen! Es wird gerade genug Raum darin sein, sich umzudrehen. Aber ein wenig zu niedrig scheinen sie

mir zu sein, diese Kämmerchen. Da steht angemerkt, daß sie nur fünf Fuß hoch sein sollen. Ich denke aber, Biron wird ungefähr Eure Größe haben, Graf Münnich, er wird also nicht aufrecht stehen können."

„Bah, eben deshalb!" sagte Münnich mit einem grausamen Lachen. „Er hat lange genug den Kopf hoch getragen, jetzt mag er lernen, ihn zu beugen."

„Aber das ist eine fortgesetzte Folter!" rief der Prinz von Braunschweig.

„O, er hat uns auch gefoltert," sagte Münnich ingrimmig. „Wir brauchen Repressalien."

„Wie seltsam und grauenerregend," sagte Anna Leopoldowna schaudernd; „noch steht dieser Mann in unbeschränkter Machtvollkommenheit da, und schon halten wir in unsern Händen die Zeichnung seines Kerkers!"

„Ja, ja, und mit dieser Zeichnung in der Busentasche wird Graf Münnich jetzt zu Biron gehen, um mit ihm zu speisen und seine Gastfreundschaft zu beanspruchen!" rief Ostermann lachend. „Ach, das muß dieses Diner eigenthümlich pikant machen! Wie angenehm muß das sein, dem Regenten die Hand zu drücken und dabei in Eurer Busentasche das Knistern dieses Papieres zu fühlen, auf dem Ihr seinen sibirischen Kerker entworfen habt! Aber Ihr seid in Eurem Rechte! Der Regent hat Euch schwer beleidigt! Wie konnte er es wagen, Euch nicht zum Generalissimus zu machen!"

„Ach, es ist nicht deshalb," sagte Münnich verlegen, und bemühte sich, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Plötzlich stieß Ostermann einen Schrei aus und sank laut wimmernd auf einen Stuhl.

„Ach, diese Schmerzen, sie werden mich tödten," ächzte er leise. „Ach, ich fühle schon den Tod, wie er in meinem Blute wühlt; ja, ich wußte es lange schon, daß eine große Krankheit mir bevorsteht, und daheim habe ich mir schon mein Lager bereiten lassen! Ich bin ein armer, hinfälliger Greis, und wer weiß, ob ich noch den Abend dieses Tages erlebe!"

Während Ostermann so klagte, und der Prinz mit freundlicher Theilnahme um ihn beschäftigt war, hatte Münnich seine Zeichnung wieder zu sich gesteckt, und mit der Herzogin leise noch einige nöthige Vorbereitungen für diese Nacht besprochen. Graf Ostermann, inmitten seiner Klagen und seiner angeblichen Schmerzen, hatte doch ein scharfes Ohr für jedes Wort, was die Beiden sprachen. Ganz deutlich hörte er die Herzogin sagen: „Nun wohl, ich bin zufrieden! Um zwei Uhr in der Nacht erwarte ich Euch, und wenn unser Werk gelingt, dann, Graf Münnich, seid meiner höchsten Dankbarkeit gewiß, Ihr habt alsdann Rußland, den jungen Kaiser und mich von einem grausamen und despotischen Manne befreit, und ich werde Euch ewig verpflichtet sein. Es ist an Euch, dann zu fordern, was Ihr wünscht, mein königliches Wort darauf, daß ich es erfüllen werde."

Graf Münnich's Antlitz strahlte vor innerer Befriedigung. Ich werde also jetzt mein Ziel erreichen, dachte er. Laut sagte er: „Hoheit, für mich gibt es nur einen Wunsch und eine Bitte, wenn Ihr mir diese erfüllen wollt, dann bleibt mir auf Erden nichts mehr zu wünschen."

„So nennt mir Eure Bitte, daß ich sie schon im Voraus gewähren kann!" sagte die Prinzessin lächelnd.

„Der ist im Stande, und läßt sich schon jetzt zum Generalissimus erklären," dachte Ostermann. „Das darf nicht sein, das muß ich verhindern!"

Und er brach daher, eben als Münnich den Mund öffnete, um seine Bitte zu sagen, in ein so klägliches und lautes Angstgeschrei aus, daß die mitleidsvolle Fürstin entsetzt zu ihm hineilte und theilnahmsvoll nach seinem Ergehen fragte.

(Fortsetzung folgt.)

Brigitta.

Von Adalbert Stifter.

(Schluß.)

Die Knechte hatten den Befehl des Herrn vernommen und in weniger Zeit, als es mir glaublich schien war ein Haufen Jäger ausgerüstet und das Geschlecht jener schönen zottigen Hunde war neben ihnen, das den ungarischen Haiden eigen und für sie so unentbehrlich ist. Man beredete sich, wie man die Nachbarn abholen wolle und dann gingen sie fort, um eine Jagd einzuleiten, von der sie erst in acht, vierzehn, oder noch mehreren Tagen zurückkehren würden.

Wir hatten alle drei, ohne von den Pferden zu steigen, dem größten Theil dieser Anstalten zugeschaut. Als wir uns aber von den Wirthschaftsgebäuden dem Schlosse zuwendeten, sahen wir, daß Gustav doch verwundet sei. Als wir nämlich unter dem Thorbogen anlangten, von wo wir in unsere Zimmer wollten, wandelte ihn eine Uebelkeit an und er drohte von dem Pferde zu sinken. Einer von den Leuten fing ihn auf und hob ihn herunter, da sahen wir, daß die Lenden des Thieres von Blut gefärbt waren. Wir brachten ihn in eine Wohnung des Erdgeschosses, die

gegen den Garten hinausging, der Major befahl sogleich Feuer in den Kamin zu machen und das Bett zu bereiten. Als indessen die schmerzende Stelle entblößt worden war, untersuchte er selber die Wunde. Es war ein leichter Biß im Schenkel, ohne Gefahr, nur der Blutverlust und die vorhergegangene Aufregung ließ jetzt den Jüngling mit Ohnmachten kämpfen. Er ward in das Bett gebracht und sofort ein Bote an den Arzt und einer an Brigitta abgefertigt. Der Major blieb bei dem Bette und sorgte, daß keine der Ohnmachten überhand nehmen könne. Als der Arzt kam, gab er ein stärkendes Mittel, erklärte die Sache für durchaus ungefährlich und sagte, daß der Blutverlust selber ein Heilmittel gewesen sei, da er die Heftigkeit der Entzündung mindere, die sonst solchen Bißwunden gerne folge. Das einzige Krankheitsübel sei die Gewalt der Gemüthsbewegung und ein paar Tag Ruhe werde das Fieber und die Abspannung gänzlich heben. Man war beruhigt und erfreut und der Arzt schied unter den Danksagungen aller; denn es war keiner, der den Knaben nicht liebte. Gegen Abend erschien Brigitta und nach ihrer entschlossenen Art ruhte sie nicht eher, als bis sie den Körper ihres Sohnes Glied um Glied geprüft und sich überzeugt hatte, daß außer der Bißwunde nichts vorhanden sei, das ein Uebel drohen könnte. Als die Untersuchung vorüber war, blieb sie doch noch am Bette sitzen und reichte nach der Vorschrift des Arztes die Arznei. Für die Nacht mußte ihr ein schnell zusammengerafftes Bette in dem Krankenzimmer gemacht werden. Am andern Morgen saß sie wieder neben dem Jünglinge und horchte auf seinen Athem, da er schlief und so süß und erquickend schlief, als wollte er nie mehr erwachen. — Da geschah ein herzerschütternder Auftritt. Ich sehe den Tag noch vor Augen. Ich war hinabgegangen, um mich nach dem Befinden Gustavs zu erkundigen und trat in das Zimmer, das neben dem Krankengemache befindlich war, ein. Ich habe schon gesagt, daß die Fenster gegen den Garten hinausgingen: die Nebel hatten sich gehoben und eine rothe Wintersonne schaute durch die entlaubten Zweige in das Zimmer herein. Der Major war schon zugegen, er stand an dem Fenster, das Angesicht gegen das Glas gekehrt, als sähe er hinaus. Im Krankengemache, durch dessen Thür ich hineinschaute, und dessen Fenster durch ganz leichte Vorhänge etwas verdunkelt waren, saß Brigitta und sah auf ihren Sohn.

Plötzlich entrang sich ihren Lippen ein freudiger Seufzer, ich blickte genauer hin und sah, daß ihr Auge mit Süßigkeit an dem Antlitz des Knaben hänge, der die seinigen offen hatte; denn er war nach langem Schlafe aufgewacht und schaute heiter um sich. Aber auch auf der Stelle, wo der Major gestanden war, hatte ich ein leichtes Geräusch vernommen und wie ich hinblickte, sah ich, daß er sich halb umgewendet hatte und daß an seinen Wimpern zwei harte Tropfen hingen. Ich ging gegen ihn und fragte ihn, was ihm sei. Er antwortete leise:

„Ich habe kein Kind."

Brigitta mußte mit ihrem scharfen Gehöre die Worte vernommen haben; denn sie erschien in diesem Augenblicke unter der Thür des Zimmers, sah sehr scheu auf meinen Freund und mit einem Blicke, den ich nicht beschreiben kann und der sich gleichsam in der zaghaftesten Angst nicht getraute, eine Bitte auszusprechen, sagte sie nichts als das einzige Wort:

„Stephan."

Der Major wendete sich vollends herum — beide starrten sich eine Sekunde an — nur eine Sekunde — dann aber vorwärts tretend, lag er eines Sturzes in ihren Armen, die sich mit maßloser Heftigkeit um ihn schlossen. Ich hörte nichts als das tiefe leise Schluchzen des Mannes, wobei das Weib ihn immer fester umschlang und immer fester an sich drückte.

„Nun keine Trennung mehr, Brigitta, für hier und die Ewigkeit.

„Keine, mein theurer Freund!"

Ich war in höchster Verlegenheit und wollte still hinausgehen; aber sie hob ihr Haupt und sagte:

„Bleiben Sie, bleiben Sie."

Das Weib, das ich immer ernst und strenge gesehen hatte, hatte an seinem Halse geweint. Nun hob sie, noch in Thränen schimmernd, die Augen — und so herrlich ist das Schönste, was der arme, fehlende Mensch hienieden vermag, das Verzeihen — daß mir ihre Züge wie in unnachahmlicher Schönheit strahlten und mein Gemüth in tiefer Rührung schwamm.

„Arme, arme Gattin," sagte er beklommen, „fünfzehn Jahre mußte ich Dich entbehren und fünfzehn Jahre warst Du geopfert."

Sie aber faltete die Hände und sagte, bittend in sein Antlitz blickend:

„Ich habe gefehlt, verzeihe mir, Stephan, die Sünde des Stolzes — ich habe nicht geahnt, wie gut Du seist — es war ja bloß natürlich, es ist ein sanftes Gesetz der Schönheit, das uns zieht."

Er hielt ihr den Mund zu und sagte:

„Wie kannst Du nur so reden, Brigitta — ja, es zieht uns das Gesetz der Schönheit, aber ich mußte die ganze Welt durchziehen, bis ich lernte, daß sie im Herzen liegt und daß ich sie daheim gelassen in einem Herzen, das es einzig gut mit mir gemeint hat, das

fest und treu ist, das ich verloren glaubte und das doch durch alle Jahre und Länder mit mir gezogen. — O Brigitta, Mutter meines Kindes! Du standest Tag und Nacht vor meinen Augen."

„Ich war Dir nicht verloren," antwortete sie, „ich habe traurige, reuevolle Jahre verlebt! — Wie bist Du gut geworden, jetzt kenne ich Dich, wie bist Du gut geworden, Stephan!"

Und wieder stürzten sie sich in die Arme, als könnten sie sich nicht ersättigen, als könnten sie an das gewonnene Glück nicht glauben. Sie waren wie zwei Menschen, von denen eine große Last genommen ist. Die Welt stand wieder offen. Eine Freude, wie man sie nur an Kindern findet, war an ihnen — in dem Augenblick waren sie auch unschuldig, wie die Kinder, denn die reinigendste, die allerschönste Blume der Liebe, aber nur der höchsten Liebe, ist das Verzeihen, darum wird es auch immer an Gott gefunden und an Müttern. Schöne Herzen thun es öfter — schlechte nie.

Die zwei Gatten hatten mich wieder vergessen und wandten sich in das Krankenzimmer, wo Gustav, der das Ganze dunkel ahnte, wie eine glühende, blühende Rose lag und ihnen atemlos entgegen harrte.

„Gustav, Gustav, er ist Dein Vater und Du hast es nicht gewußt," rief Brigitta, als sie über die Schwelle in das verdunkelte Zimmer traten.

Ich aber ging in den Garten hinaus und dachte: „O wie heilig, o wie heilig muß die Gattenliebe sein und wie arm bist Du, der Du von ihr bisher nichts erkanntest und das Herz nur höchstens von der trüben Lohe der Leidenschaft ergreifen ließest."

Erst spät ging ich in das Schloß zurück und fand alles gelöst und gelüftet. Geschäftige Freude, wie heiterer Sonnenschein wehte durch alle Zimmer. Man empfing mich mit offenen Armen als Zeugen des schönsten Auftrittes. Man hatte mich schon allenthalben suchen lassen, da ich ihnen, als sie zu sehr mit sich beschäftigt waren, aus den Augen gekommen war. Sie erzählten mir theils gleich in abgebrochenen Sätzen, theils die folgenden Tage im Zusammenhange alles, was sich zugetragen hatte und was ich oben angemerkt habe.

Mein Reisefreund war also Stephan Murai gewesen. Er war unter dem Namen Bathori, der einem seiner weiblichen Vorfahren gehörte, gereist. So hatte ich ihn auch gekannt, aber er ließ sich immer Major nennen, welchen Rang er in Spanien erworben hatte, und alle Welt nannte ihn auch den Major. Da er in der ganzen Welt gewesen war, ging er, von seiner Innern gezogen, unter demselben Namen nach der wüsten Sitze Uwar, wo er nie gewesen war, wo ih niemand kannte und wo er, wie er recht gut wußte der Nachbar seines getrennten Weibes werden würd Gleichwohl kam er nicht zu ihr hinüber, die schon s schön auf Maroshely waltete, bis der Ruf die Kund ihrer Todeskrankheit zu ihm trug. Da machte er sic auf, ritt hinüber, trat zu ihr, die ihn vor Fieber nich kannte, blieb Tag und Nacht bei ihrem Bette, wacht über sie und pflegte sie bis sie genas. Damals durc den gegenseitigen Anblick gerührt und von leiser Lieb getrieben, aber dennoch ängstlich vor der Zukunft, wei sie sich nicht kannten und weil sich wieder etwa Fürchterliches zutragen könnte, schlossen sie jenen selt samen Vertrag der bloßen Freundschaft, den sie jahre lang hielten und den bisher keines zuerst anzurühre wagte, bis ihn das Geschick durch einen scharfe Schnitt, den es in beider Herzen that, trennte, und z dem schöneren natürlicheren Bunde wieder zusammen fügte.

Alles war nun gut.

Nach vierzehn Tagen wurde es in der Gegend kund gethan und die lästigen Glückwünscher kamen von nah und von ferne.

Ich aber blieb noch den ganzen Winter bei de Leuten und zwar auf Maroshely, wo vorläufig alle wohnte und von wo der Major im Sinne hatt Brigitta nie fort zu ziehen, weil sie da inmitten ihre Schöpfung sei. Am freudigsten war schier Gustav, de immer so an dem Major gehangen war, der ih immer leidenschaftlich und einseitig den herrlichsten Man dieser Erde nannte und der ihn nun als Vater ve ehren durfte, ihn, an dem sein Auge wie an eine Gottheit hing.

Ich habe jenes Winters zwei Herzen kennen gelern die sich nun erst recht zu einer vollen, wenn auch ver späteten Blume des Glückes aufschlossen.

Ich werde diese Herzen nie, nie vergessen! — —

Im Frühjahre nahm ich wieder mein deutsches Ge wand, meinen deutschen Stab und wanderte dem deutschen Vaterlande zu. Ich sah auf dem Rückweg Gabrielens Grabmal, die schon vor zwölf Jahren im Gipfel ihrer jugendlichen Schönheit gestorben war. Auf dem Marmor standen zwei große weiße Lilien.

Mit trüben, sanften Gedanken zog ich weiter, bis die Leitha überschritten war und die lieblichen blauen Berge des Vaterlandes vor meinen Augen dämmerten.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 243. Mittwoch, den 25. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In diesem Moment schlug die in dem Zimmer angebrachte goldene Wanduhr die vierte Stunde. Das war die vom Regenten dem Grafen Münnich zum heutigen Diner bestimmte Zeit. Münnich durfte heute nicht fehlen, er mußte pünktlich sein, um keinen Verdacht zu erregen. Es blieb ihm daher keine Zeit mehr, der Fürstin seine Bitte vorzutragen, Graf Ostermann hatte also seinen Zweck erreicht, und heimlich triumphirend jammerte er laut über die entsetzlichen Qualen, welche er erdulde.

Graf Münnich empfahl sich dem Fürstenpaar.

„Ich gehe jetzt," sagte er lächelnd, „um mein letztes Diner beim Herzoge von Kurland einzunehmen. Um zwei Uhr in der Nacht kehre ich hieher zurück. Dann wollen wir aus dem Herzog einen sibirischen Sträfling machen, welches jedenfalls eine sehr interessante Arbeit ist."

Und mit einem grausamen Lachen beurlaubte sich Graf Münnich, um sich zu dem Regenten zu begeben.

Graf Ostermann hatte abermals seinen Zweck erreicht, er war allein geblieben mit dem fürstlichen Paar. War Münnich der Erste gewesen, welcher kam, so war Ostermann doch der Letzte, welcher ging.

„Ach," sagte er, sich mühsam von seinem Sessel erhebend, „ich werde nun auch meinen alten kranken Leib in meine Wohnung tragen, um auf meinem Schmerzenslager auszuruhen, und vielleicht zu sterben."

„Ihr werdet nicht sterben, hoffe ich," sagte Anna freundlich.

„Ihr müßt leben, um uns in unserer Größe zu sehen," rief der Prinz.

Ostermann schüttelte leise das Haupt.

„Ich sehe, sehe Alles," sagte er. „Ihr werdet Euch von einem Tyrannen befreien, Hoheiten, um die Beide eines Andern zu sein! Die Augen eines Sterbenden sehen klar, und ich sage Ihnen, Herzogin, Sie waren eben im Begriff, die Macht, welche Sie noch nicht erlangt haben, schon wieder fort zu schenken! Wissen Sie, was Münnich von Ihnen erbitten wird?"

„Nun?"

„Er wird von Euch fordern, was Biron ihm abgeschlagen, und weßhalb Münnich sein Feind geworden! Er wird verlangen, daß Ihr ihn zum Generalissimus aller Truppen zu Wasser und zu Lande macht!"

„Dann wird er fordern, was mir allein zukommt," sagte der Prinz erregt, „wir werden es ihm also abschlagen!"

„Ja, wir werden es ihm abschlagen," wiederholte die Fürstin.

„Und Ihr thut wohl daran," sagte Graf Ostermann. „Ich darf das wohl sagen, denn ich habe keinen Ehrgeiz mehr, und der Tod wird mich schon daran verhindern, an Staatsgeschäften Theil zu nehmen. Ich bin ein alter schwacher Mann, der nichts mehr verlangt, als die Gunst, seinen Gebietern zuweilen einen guten Rath ertheilen zu können. Und das ist jetzt mein Rath: hütet Euch vor dem Ehrgeiz des Grafen Münnich!"

„Wir werden daran gedenken!" sagte der Prinz.

„Wir werden ihn nicht zum Generalissimus ernennen!" rief die Prinzessin. „Er soll es niemals vergessen, daß er unser Diener ist, und wir seine Herren."

„Und jetzt entlaßt mich, Herrschaften," sagte Ostermann. „Haben Sie die Gnade, Prinz, Ihren Lakaien zu befehlen, daß sie mich zu meiner Sänfte tragen. Es ist mir unmöglich, einen Schritt zu gehen! Ja, ja, während Sie in dieser Nacht um einen Thron kämpfen, werde ich vielleicht mit dem Tode zu ringen haben!"

Und ächzend zurücksinkend in die Arme der von dem Prinzen herbeigerufenen Lakaien, ließ sich Ostermann hinab tragen zu seiner bereit stehenden Sänfte.

Er schrie und stöhnte, als man ihn hineinhob, aber als die Thür sich hinter ihm geschlossen, und seine Leibeigenen mit ihm nach seinem Palaste trabten, ver-

schwand der Ausdruck des Leidens aus Ostermann's Zügen und ein verschmitztes wohlgefälliges Lächeln breitete sich über dieselben aus.

„Ich denke, ich habe meine Zeit gut angewandt," flüsterte er. „Der gute Münnich wird nicht Generalissimus werden, und der arme alte gebrechliche Ostermann kann jetzt, ohne beargwohnt zu werden, ruhig in sein Bett gehen und behaglich abwarten, wie die Dinge kommen werden. Solch ein Kranksein zu rechter Zeit sichert gegen alle Unfälle und Querstriche des Schicksals! Das habe ich erfahren nach dem Tode Peters des Zweiten. Wer weiß, was damals aus mir geworden wäre, wenn ich nicht so gescheidt gewesen, krank und im Bette zu bleiben, bis Anna den Thron bestiegen! Ich werde jetzt also wieder krank sein, und morgen werden wir ja sehen! Glückt diese Verschwörung, nun wohl, dann wird sich der alte Ostermann vielleicht hinlänglich erholen, um noch ein wenig von den Staats- und Regierungslasten auf seine eigenen Schultern zu nehmen und es dem guten Münnich ein wenig zu erleichtern!"

4.

Die Nacht der Verschwörung.

Es war ein glänzendes Diner, das der Regent Biron von Kurland heute seinen Gästen bereitet hatte. Graf Münnich liebte sehr diese Freuden der Tafel, und neben dem Regenten sitzend, überließ er sich ganz dieser heitern Stimmung, welche die vortrefflichen Pasteten und die herrlichen Weine in ihm hervorgerufen hatten. Zuweilen vergaß er ganz seine hochfliegenden Pläne für die kommende Nacht, aber dann wieder, mitten im heitersten Geplauder mit dem Regenten, erinnerte er sich daran, und während er einen Toast ausbrachte zum Lobe des erhabenen Regenten, und während er jubelnd rief: „Lang lebe und herrsche der große Regent Biron von Kurland!" dachte er mit heimlicher Schadenfreude: „Dies ist Dein letztes Mittagsmahl, Herr Biron! Noch wenige Stunden, und dieser Mund, der jetzt so vergnüglich lacht, wird verstummen unter unsern Knebeln!"

Diese Gedanken machten den Feldmarschall ungewöhnlich gesprächig und heiter, und der Regent schwur, daß Münnich niemals ein liebenswürdigerer und köstlicherer Gesellschafter gewesen, als gerade heute. Er bat ihn daher, als die übrigen Gäste sich entfernten, noch ein wenig bei ihm zu verweilen, und Münnich, dem dadurch die Gelegenheit ward, jede Warnung, die etwa sonst dem Regenten hätte zukommen können, zurück zu weisen, willigte ein und blieb.

Sie sprachen von vergangenen Zeiten, von den glücklichen Tagen, wo die Kaiserin Anna noch regierte, und wo Alles Lust und Freude athmete an diesem glücklichen Hofe, und vielleicht waren es diese Erinnerungen, welche Biron nachdenklich und schwermüthig machten. Er war zerstreut und gedankenvoll, und seine großen brennenden Augen weilten oft mit durchdringenden Blicken auf dem ruhigen und lächelnden Angesichte Münnich's.

„Ihr beneidet mich Alle um meine Macht und Herrschaft," sagte er zu Münnich, „ich weiß das wohl! Aber wüßtet Ihr nur, mit welchen heimlichen Schmerzen und Aengsten diese wenigen Stunden des Glanzes erkauft werden! Diese schlaflosen Nächte, wo man fürchtet, die Thüre sich öffnen und Meuchelmörder herein dringen zu sehen, und dann diese Träume, wo man Blut fließen sieht, und nichts als Todesgeschrei und Wehklage vernimmt! Ach, ich hasse die Nächte, sie sind alles Glückes Feind! In der Nacht wird einmal das Unglück mich überfallen, in der Nacht regiert der böse Dämon!"

Der Regent hatte gesenkten Hauptes, halb zu sich selber so gesprochen, aber plötzlich richtete er das Haupt empor, und Münnich scharf ansehend, fragte er:

„Haben Sie, Herr Feldmarschall, während Ihrer Feldzüge niemals etwas Wichtiges bei Nacht vorgenommen?"

Münnich zuckte leicht zusammen und seine Wangen erblaßten. „Er weiß Alles, und ich bin verloren," dachte er, und unwillkürlich faßte seine Hand nach dem Schwerte. „Ich werde mich vertheidigen bis auf den letzten Tropfen Blutes," dachte er.

Aber Biron, obwohl er ihn anstarrte, sah dennoch nichts von der seltsamen Bewegung des Feldmarschalls, er war nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und erwartete nur eine Beantwortung seiner Frage.

„Nun, Herr Feldmarschall," wiederholte er, „sagt mir doch, ob Ihr niemals etwas Wichtiges bei Nacht vorgenommen?"

Münnich hatte jetzt Zeit gehabt, sich zu sammeln.

„Ich überlegte eben," sagte er gelassen. „Doch entsinne ich mich nicht, jemals außerordentliche Dinge bei Nachtzeit vorgenommen zu haben. Indeß ist es immer mein Grundsatz gewesen, jede Gelegenheit zu ergreifen, wenn sie mir gut erschien, sei es Tag oder Nacht."

(Fortsetzung folgt.)

Kartenkünste.

In dem in Berlin beendeten Spielerprozeß gegen die „Harmlosen" wurde ein Zauberkünstler als Sachverständiger vernommen, um über die von Falschspielern in Anwendung gebrachten „Manipulationen" Aufklärung zu geben. Es muß einleuchten, daß ein Zauberkünstler, dem die Spielkarten zum werthvollsten Requisit für seine Kunstfertigkeit geworden sind, die erste Persönlichkeit ist, um über die Geheimtechnik solcher Spieler, die das Glück nach eigenem Willen zu lenken versuchen, zu referiren. Zu seiner Genugthuung aber wird er vor Gericht nur das Eine bekunden können, daß seine von ihm ausgeübte Kunst nicht als ausschließliches Gemeingut der Falschspieler gelten darf.

Die zum Zweck des Falschspiels in Anwendung kommenden „Methoden" beruhen zumeist auf einer geschickten Markirung der Karten, welche es möglich macht, Farbe und Werth derselben von der Rückseite aus zu erkennen. Auch die zwischen dem Falschspieler und seinem Kibitz — wie der Gehilfe im Rothwälsch der Gaunersprache heißt — verabredete Telegraphie, die aus Zeichen und Stichworten besteht und dem Glücksritter die Karten des „Gimpels" verräth, gilt als ein bewährtes und zugleich als das ungefährlichste System, weil mit ihm das Falschspiel auch mit unpräparirten Karten ausgeführt werden kann.

Wenn auch vielfach behauptet wird, daß das „Volteschlagen" dem Industrieritter die beste Gelegenheit bietet, sich bestimmte Karten in die Hand zu spielen, so wird dennoch jeder Sachverständige diesen Kunstgriff als eine Manipulation erklären müssen, welche am Spieltisch bei scharfer Beobachtung nicht oft unbemerkt ausgeführt werden kann.

Nun aber weiß der Professionsspieler, daß, je mehr die Spielleidenschaft in seinem Opfer erwacht, dieses um so weniger von seinen Manipulationen bemerkt. Je größere Spielverluste der Hineingefallene erlitten, um so unempfänglicher wird er gegen seine Umgebung sein. Hier gelingt es dem Falschspieler dann, oft mit den leichtesten Mitteln die Taschen seines Gegners zu leeren. Würde dieser, statt in immer größere Aufregung zu gerathen, ruhiges und kaltes Blut bewahren und den äußeren Vorgängen mit Aufmerksamkeit folgen, so müßte es ihm ein Leichtes sein, den Betrug zu erkennen.

In solchen Situationen, wo das Opfer, von der erfaßten Spielwuth wie hypnotisirt, absolut nichts um sich bemerkt, kommen dann jene Changements und Kartenverwechslungen zur Ausführung, wie sie der Zauberkünstler zu seinen Produktionen benützt. Es dürfte für Jedermann von größtem Interesse sein, derartige Trics und Präparationen kennen zu lernen. Ein soeben im Verlage von Alfred Hahn in Leipzig, Universitätsstraße 3, erschienenes Werk bietet dazu die beste Gelegenheit.

Der 4. Band von Karl Willmann's „Illustirter Magischer Bibliothek", deren erste Bände im Buchhandel erschienen sind, bringt eine von bewährter Feder geschriebene Kartenschule, in welcher eine planmäßige Darlegung und vollständige Erklärung aller zur Ausführung von Kartenkunststücken erforderlichen Handgriffe gegeben ist, wie sie der vornehme Salon- und Bühnenkünstler zur Ausführung bringt. Das Werk ist das erste der magischen Literatur, in welchem Kartenkünste eine so ausführliche Erläuterung fanden. Der Verfasser, welcher das größte Etablissement für Zauberapparate in Hamburg besitzt, ist Redakteur der dortselbst erscheinenden Fachzeitschrift „Die Zauberwelt" und gilt, vornehmlich auf dem Gebiete der Kartenkunst, als erste Autorität.

Die kleinen handlichen Bände seiner neuesten Schöpfung, der „Illustrirten Magischen Bibliothek", welche auch einzeln käuflich sind, werden allen Freunden der Salon-Magie und vornehmer Kartenkünste eine Fülle der interessantesten Anregungen bieten.

---

* Treibjagden.

Die jetzt bevorstehenden Treibjagden geben Veranlassung, noch folgende Regeln jedem Theilnehmer einer Treibjagd in's Gedächtniß zurückzurufen:

1. Erste Bedingung des Jagdleiters ist, am Treffplatz kund zu geben, welches Wild geschossen werden darf.
2. Der Anstellende hat dafür zu sorgen, daß jeder Schütze weiß, wohin die Folge geht. Sache des Schützen ist, sich darnach zu erkundigen. (Ein Umdrehen der Schützen zum nächsten Trieb sollte nur ausnahmsweise stattfinden.)
3. Die Gewehre sind am Riemen zu tragen, Mündung stets nach oben und müssen entladen und abgespannt sein.
4. Erst auf dem Anstande dürfen Gewehre geladen und gespannt, nach jedem Triebe müssen solche entladen und abgespannt werden.
5. Auf dem Wege von einem Trieb zum andern darf niemals auf irgend welches herausfahrende Wild geschossen werden.

6. Bei Waldtreibjagden, auf denen nicht nur auf Fasanen oder Schnepfen getrieben wird, haben sich die Schützen dicht an den Rand des abzutreibenden Bogens zu stellen. Bei allenfallsigen Wegen und Gräben, wenn irgend thunlich, zwischen Graben und Wald.
7. Laute Unterhaltung zwischen den Trieben ist zu vermeiden, während der Triebe dagegen ganz unstatthaft.
8. Das Nachziehen mit dem Gewehr im Anschlag durch die Schützenlinie ist unbedingt strengstens verboten.
9. In den Trieb darf niemals mit der Kugel geschossen werden; mit Schrot nur solange, als bei Standtreiben die Treiber mehr als 80 Meter entfernt sind, bezw. bei Kesseltreiben das betreffende Signal oder der Ruf nicht gegeben ist.
10. Die Anwendung von Stahl- oder Nickelmantel-Geschosse auf Treibjagden ist streng zu verbieten, ebenso ist verboten, auf dem Stande mit eingestochener Büchse zu stehen.
11. Zum Treiben verwendete Hunde sind an der Schützenlinie, wenn irgend möglich, abzufangen oder in den Bogen zurückzujagen.
12. Auf Anschüsse von Rehen ist nach Beendigung des Triebes unbedingt ein (Ast) Bruch zu legen, selbst wenn scheinbar gefehlt wurde. Jedenfalls ist ein Schuß auf Rehe dem Jagdleiter anzuzeigen.
13. Nach dem Anstellen hat jeder Schütze auf dem ihm bestimmten Platze bis zum Abblasen des Triebes zu verharren und die Verpflichtung, seinen Standort seinen beiden Nachbarschützen kund zu geben. Diese Regel schließt ein, daß der Ansteller die Schützen in nicht zu großer Entfernung von einander postirt.
14. Das Verlassen des Standes bevor der Trieb abgeblasen wurde, ist streng verboten; ist es ausnahmsweise durchaus nothwendig, so sind die Nachbarn darauf aufmerksam zu machen.
15. Jeder Schütze ist verpflichtet, dafür zu sorgen, daß das von ihm gestreckte oder in seinem Schußbereich gefallene Wild überliefert wird.
16. Hunde dürfen nur nach Maßgabe der vom Jagdherrn bei Beginn der Jagd gegebene oder erfragte Anordnungen gelöst werden.
17. Die Triebe werden mit einem Stoß der Huppe an, mit dreien zurück — und mit zweien abgeblasen.
18. In der Befugniß des Jagdbesitzers oder Leiters liegt es, vor Beginn der Jagd etwaige Kontraventienzstrafen wegen Uebertretung dieser Bestimmungen und deren Verwendung bekannt zu geben.

Die strenge Beobachtung vorstehender Regeln wird hauptsächlich aus dem Grunde anempfohlen, weil alle Jahre viele sehr traurige Fälle an die Oeffentlichkeit kommen, welche Tod und Schädigung einzelner Personen durch fahrlässigen Umgang mit den Schußwaffen zur Folge hatten.

Die Durchführung dieser Vorsichtsmaßregeln, welche eine prompte Jagdordnung zu gewährleisten versprechen, überheben in vielen Fällen den Jagdleiter der Verantwortlichkeit bei etwa eintretenden Unglücksfällen und deshalb liegt die Einhaltung derselben im eigenen und Anderer Interesse.

Es enthält aber auch § 16 der kgl. allerh. Verordnung vom 5. Oktober 1863 folgende jagdpolizeiliche Bestimmungen.

Beim Jagen und bei Benützung der Jagdgewehre soll mit der erforderlichen Vorsicht zu Werke gegangen werden; zu dem Ende wird angeordnet:

a) Daß Jagdgewehre, wenn bei der Jagdausübung damit öffentliche Plätze, Straßen und Wege betreten werden, wohl versichert gehalten und mit aufwärts gerichteter Mündung getragen und
b) daß dieselben Vorschriften beobachtet werden, wenn bei Treibjagden der Schütze von seinem Jagdstande abtritt und sich andern Personen nähert.
c) Bei Treibjagden das angeschlagene Schießgewehr in die Richtung der Schützen oder Treiberlinie zu bringen, sowie auf gegebenes Zeichen über die Annäherung der Treiber oder über Beendigung des Bogentriebs noch in den Bogenkreis zu schießen, ist untersagt.

Nach Artikel 11 des Ausführungsgesetzes zur Reichsstrafprozeßordnung sind Verfehlungen gegen diese Vorschriften mit Geld bis zu 45 M. zu bestrafen.

Es dürfte sich empfehlen, daß jeder Jagdherr obige Regeln vor Beginn einer Treibjagd jedesmal bekannt gibt und für gewisse Zuwiderhandlungen auch eine Geldstraße festsetzt, die zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werden kann.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 244. Donnerstag, den 26. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bis elf Uhr in der Nacht blieb Münnich bei dem Regenten Biron von Kurland, und als sie sich trennten, geschah es von beiden Seiten mit der größten Freundlichkeit und den herzlichsten Versicherungen innigster Liebe und Ergebenheit.

„Ach, das war eine harte Prüfung," sagte Münnich erleichtert aufathmend, als der Palast des Herzogs hinter ihm lag. „Schon glaubte ich Alles verloren, aber dieser Biron ist arglos, wie ein unmündiges Kind. Schlafe nur, Biron, schlafe, in wenigen Stunden komme ich, Dich zu wecken und Deine blutigen Träume wahr zu machen."

Und mit beflügelten Schritten eilte er seinem Palaste zu. Dort angekommen, ließ er seinen Adjutanten, den Hauptmann von Mannstein, rufen, und nachdem er ihm in kurzen Worten die nöthigen Befehle gegeben, bestieg er mit ihm seinen Wagen, um sich in den Palast des Prinzen von Braunschweig zu begeben.

Es war eine kalte Novembernacht des Jahres 1740. In ödem Schweigen ruhten die Straßen, und Niemand von den Bewohnern dieser dunklen Häuser, dieser öden, todtesstillen Straßen, Niemand ahnte, daß dieser Wagen, dessen Rollen man halb im Schlafe vernahm, gewissermaßen der donnernde Herold einer neuen Zeit und einer neuen Herrschaft sein sollte.

Münnich hatte seine Zeit und seine Stunde gut gewählt! Denn, wenn es sonst verboten war, irgend Jemand, wer es auch sei, während der Nacht in den Palast, welchen der junge Zar bewohnte, einzulassen, und wenn auch der Regent allen Soldaten und Schildwachen streng befohlen, denjenigen niederzumachen und zu tödten, der es wagen würde, trotz dieses Befehls in den Palast einzudringen, so machte doch der heutige Tag für Münnich eine Ausnahme, weil gerade heute eine Abtheilung seines eigenen Regimentes die Wachen und Posten im Kaiserpalaste bezogen hatte.

Ungehindert, von Niemand aufgehalten, gelangte daher Münnich in die Gemächer der Fürstin Anna Leopoldowna. Sie erwartete ihn, und an seiner Seite ging sie hinunter, um die Huldigung der Offiziere und Soldaten, denen Münnich befohlen hatte, sich ihr zu unterwerfen, entgegen zu nehmen.

Mit glühenden Worten schilderte sie den lauschenden Soldaten alle die Unbill, alle die Beleidigungen, welche der Regent ihr, ihrem Sohne, dem Kaiser, und ihrem Gemahl zugefügt.

„Wer kann sagen, daß dieser elende, niedrig geborene Biron berufen sei, eine so erhabene Stelle einzunehmen und über Euch, meine gelieben Brüder und Freunde, zu herrschen! Mir, als der Nichte der seligen Kaiserin Anna, mir, als der Mutter des von Anna erwählten Kaisers Iwan, mir allein gebührt die Regentschaft, und beim Himmel, ich will erobern, was man mir räuberisch entrissen hat. Ich will ihn strafen, diesen frechen Emporkömmling, dessen schmähliche Herrschaft wir Alle lange genug geduldet, und ich hoffe, daß Ihr, meine Freunde, mir zur Seite stehen und den Befehlen Eures Generals folgen werdet!"

Ein lautes Vivatrufen folgte dieser Rede Anna Leopoldowna's, welche den entzückten Offizieren ihre Wange zum Kusse darreichte und sie zärtlich umarmte, indem sie ihnen befahl, ihr zu folgen.

Begleitet von Münnich und achtzig Soldaten ging Anna jetzt hinaus auf die Straße. Schweigend und still näherten sie sich dem Palaste Biron's bis auf hundert Schritte. Hier machten sie Halt, und Mannstein allein näherte sich dem Palaste, um den wachthabenden Offizieren im Namen Anna Leopoldowna's, der neuen Regentin, zu befehlen, sich zu ergeben und ihr zu huldigen. Kein Widerstand erhob sich; gewohnt, immer nur zu gehorchen, fanden die Russen nicht den Muth, sich jetzt einem Befehle zu entziehen, und um, der neuen Herrscherin gegenüber, nicht gleich mit Usurpation und Ungehorsam zu beginnen, erklärten sie sich bereit, selber zur Verhaftung des Regenten, ihres Herrn, behülflich zu sein.

Mannstein kehrte mit dieser frohen Botschaft zu

Anna und Münnich zurück, und erhält den Befehl, von einem Offizier mit zwanzig Mann begleitet, in den herzoglichen Palast einzudringen, den Herzog gefangen zu nehmen, ja, ihn zu tödten, wenn er sich weigert, zu gehorchen.

Ohne Widerstand dringt Mannstein jetzt vor in den Palast, und nur von fern, sorgsam bemüht, kein Geräusch zu machen, läßt er sich begleiten von seiner kleinen Truppe. Alle Soldaten kennen ihn, aber da die Wache da unten ihn hat passiren lassen, glaubt man, er habe eine wichtige Botschaft für den Herzog, und Niemand hält ihn auf.

Schon hat er mehrere Zimmer durchwandert, da stellt sich eine unvorhergesehene Schwierigkeit ihm entgegen. Wo ist das Schlafzimmer des Herzogs? Wohin hat er sich zu wenden, um es aufzufinden? Rathlos steht er da, nicht wagend, die in den Vorzimmern wachenden Diener zu fragen, damit sie ihm nicht den Weg bezeichnen, und vielleicht den Herzog vor ihm wecken! Er entschließt sich also, dem Zufall vertrauend, vorwärts zu gehen. Zwei, drei Zimmer durchschreitet er rasch. Sie sind leer, Alles ist still.

Jetzt steht er vor einer verschlossenen Thür! Wenn das das Schlafzimmer des Herzogs wäre? Er glaubt Athemzüge zu vernehmen!

Leise rüttelt er an dieser Thüre. Sie ist schlecht verschlossen, sie gibt seinem Drucke nach, er tritt ein! Da steht ein großes Bett mit verhangenen Gardinen. Muthig tritt Mannstein heran und öffnet die Vorhänge.

Vor ihm im tiefen Schlafe liegt der Regent, Herzog Biron von Kurland, ihm zur Seite seine Gemahlin.

„Herzog Biron, wachet auf!" schreit Mannstein laut, und entsetzt, mit einem fürchterlichen Angstschrei, fährt das herzogliche Paar aus seinem Schlummer empor.

Biron springt auf, aber Mannstein bemächtigt sich seiner und hält ihn fest, bis seine Soldaten kommen. Mit Fauststößen vertheidigt sich der Herzog, mit Kolbenschlägen wird er niedergemacht; man knebelt ihn mit einem Taschentuch, man bindet ihm die Hände mit einer Offiziersschärpe, man hüllt ihn in einen Soldatenmantel, und trägt ihn so hinunter in den bereitstehenden Wagen des Feldmarschalls Münnich, um ihn in den Winterpalast zu transportiren.

Während Mannstein und die Soldaten mit dem Herzog beschäftigt waren, hatte die Herzogin Zeit gefunden, unbemerkt zu entkommen. Nackt, im bloßen Hemde, schreiend und in Thränen zerfließend, stürzt sie hinaus auf die Straße.

Ein Soldat ergreift sie und führt sie zu Mannstein, indem er ihn fragt, was er mit ihr anzufangen habe.

„Führt sie zurück in das Palais," sagte Mannstein vorübereilend.

Aber der Soldat, nur bemüht, dieser Last ledig zu werden, wirft die ohnmächtig gewordene Herzogin in den Schnee und eilt von dannen.

So findet sie ein Hauptmann von der Garde, der sie aufhebt und in den Palast zurückführt, um sie ihren Frauen zu übergeben, damit diese sie ankleiden. Aber sie hat keine Frauen und keine Dienerinnen mehr. Ihre Herrschaft ist zu Ende, und wie aus einer Wohnung des Schreckens und des Todes sind alle Diener entflohen, um nicht das Unglück ihrer Herren zu theilen, wie sie Theil gehabt an ihrem Glücke. Die Diener sind davon gegangen, um sich neue Herren zu suchen, und dieses Haus des Regenten, das man sonst gesucht, dem man sich nur demuthsvoll genaht, man flieht es jetzt wie ein verpestetes, ewig verdammtes!

Mit zitternden Händen hüllt sich die Herzogin selbst in ihre Kleider und folgt alsdann ihrem Gemahl in den Winterpalast.

Und während dies geschah, zitterte der Hof und die Nation noch vor dem Namen dieser Beiden, die man eben so tief gedemüthigt hatte. Die Prinzessin Anna Leopoldowna, begleitet von jauchzenden Soldaten, zog durch die Straßen und machte Halt an allen Kasernen, um als Regentin die Huldigungen der Regimenter zu empfangen.

Ohne Blutvergießen war diese Palastrevolution zu Stande gekommen, und das erwachende Petersburg sah sich erstaunt unter einer neuen Regentschaft und einem neuen Herrn.

Wie sie vor kaum vier Wochen zum Regenten geeilt waren, um ihm ihre Huldigungen darzubringen und sich vor ihm im Staube nieder zu werfen, so eilten die Großen des Reiches jetzt zu dem Palaste der neuen Regentin, um ihr die demuthsvollsten Huldigungen darzubringen. Dieselben Lippen, die gestern noch dem Regenten Biron ewige Treue geschworen und sein Lob bis in die Wolken erhoben, dieselben Lippen verwünschten ihn jetzt und priesen laut die erhabene neue Herrscherin Anna Leopoldowna. Dieselben Kniee, die sich gestern vor Biron geneigt, sie beugten sich heute vor Anna, und selig, mit thränenden Blicken, sank man einander in die Arme, und pries laut dieses herrliche Rußland, über welchem die Sonne des Glückes jetzt endlich aufgegangen, indem ihm Anna Leopoldowna als Regentin gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— D. 35. Im „Kl. Journ." lesen wir: Herr O. hatte endlich für seine beiden Knaben einen Hauslehrer gefunden. Der junge Mann entsprach völlig seinen Anforderungen. Er verstand sein Fach, war bescheiden und wohlerzogen und hatte nebenbei jenes sichere, taktvolle Auftreten, das es dem Herrn Kommerzienrath möglich machte, den jungen Kandidaten bei Mangel an „Tanzbeinen" zu den Gesellschaften und den Festlichkeiten im Hause hinzuzuziehen. Das Wohlwollen des Hausherrn für den Mentor seiner Sprößlinge wuchs von Tag zu Tag, und da dieser auch ein eingehendes bibliographisches Interesse zeigte, so übergab Herr O. ihm eines Tages die Schlüssel zu seiner Bibliothek mit der Weisung, Ordnung in die dort gesammelten Schätze zu bringen und einen übersichtlichen Katalog anzufertigen. Mit Eifer stürzte sich der Hauslehrer auf seine neue Beschäftigung. Und wunderbar, auch das 17jährige Töchterchen des Hauses begann plötzlich eine begeisterte Verehrerin der gedruckten Werke, broschirt oder gebunden, zu werden. Aber merkwürdig, der erste Verdacht, den der Vater schöpfte, erwies sich als grundlos; nie traf er sein Töchterlein mit dem Lehrer in der Bibliothek zusammen. So rückte die Ordnung im Bibliotheksaal immer weiter vor und Michaeli heran. Der gestrenge Papa nahm eine Generalinspizirung über Fleiß und Leistungen seiner Söhne vor. Bei Durchsicht, der Extemporalehefte fiel es ihm auf, daß am Schlusse jeder Arbeit ihm unerklärliche Zeichen mit Blei geschrieben standen. So z. B. „A. 43" oder „F. 15" oder „C. 20" u. A. m. Auch der jugendliche Verfasser der Arbeiten konnte über Entstehung und Zweck der Chiffre keinen Aufschluß geben, er wußte nur, daß Schwesterchen seine Arbeiten immer gewissenhaft durchgelesen hatte, ehe sie an den Herrn Kandidaten gegangen waren. An einem der folgenden Tage besichtigt Herr O. seine Bibliothek. Er ist äußerst zufrieden, und vor Allem gefällt ihm das Arrangement der Bücher durch Buchstaben und Zahlen. Da fallen ihm plötzlich die sonderbaren Zeichen in den Heften seiner Kinder ein. Er läßt sich das letzte noch nicht an den Lehrer abgelieferte Exerzitium vorlegen und findet wieder eine Chiffre „D. 35". Schleunigst sucht er sich den Band „D. 35" heraus, und siehe da, zwischen den Seiten liegt ein süßes Briefchen seiner Tochter an den schüchternen Kandidaten der Philologie. Der bibliographische Eifer seines Töchterchens war also erklärt. Als aber der heimliche Liebhaber später in der Bibliothek Band „D. 35" öffnete, fand er darin zwar ein Briefchen, aber statt der erhofften süßen Liebesbetheuerungen enthielt es nur die kurzen Worte: „Angesichts Dieses sind Sie entlassen!"

— Die Pest in der Blechbüchse. In einem Pariser Blatt erzählt ein bekannter französischer Journalist folgende hübsche Geschichte: Ich befand mich dieser Tage einmal im Redaktionssaale des „Figaro" und plauderte mit Kollegen über dies und das. Plötzlich öffnet sich die Thür und ein neuer Gast erscheint, dem wir Alle entgegeneilen, um ihn herzlich zu begrüßen. Es war der Doktor Calmette, der junge, bereits berühmte Gelehrte, der soeben von Opporto angekommen war, wo er sich die Pest etwas genauer besehen wollte, und der, bevor er nach Lille zurückkehrte, wo er das Pasteur-Institut leitet, seinem Bruder Gaston-Calmette die Hand drücken wollte. Sein Gepäck hatte der Doktor unten im Wagen gelassen. In der Hand hatte er nur eine viereckige Blechbüchse mit zwei kleinen Vorlegeschlössern, die er beim Eintritt auf den Kamin legte, und die wir im ersten Augenblick nicht weiter betrachteten. Man beglückwünschte den unerschrockenen Forscher. Dann fragte ihn einer der Anwesenden: „Sind Ihre Forschungen dort unten gelungen?" — „Wir konnten es uns nicht besser wünschen . . ." — „Und weiß man jetzt genau, mit welcher Art Pest man es thun hat?" — „Das will ich meinen, wir bringen übrigens ein Bischen davon mit . . ." — „Sie bringen sie mit?" — Natürlich; sehen Sie, in dieser Büchse ist sie . . ." Und der Doktor nahm ruhig die Blechbüchse vom Kamin, die einer Theekuchenbüchse ähnlich war. Er öffnete sie ein wenig, obwohl wir es gar nicht wünschten; denn wir waren in diesem Augenblick durchaus bereit, ihm aufs Wort zu glauben. Als wir mit ihm von der Pest sprachen, ahnten wir nicht, daß sie so nahe wäre. Der Gelehrte nahm aus seiner Büchse eine kleine, hermetisch verschlossene Glasröhre, welche eine geronnene Flüssigkeit von gelblicher Farbe enthielt, die wie Gelatine aussah. In dieser Masse tummelten sich die Mikroben der Pest ganz gemüthlich zu Hunderten, zu Tausenden, zu Millionen. Man mußte nur gute Augen haben, um sie zu sehen. Der Doktor näherte seine kleine Phiole der Lampe und sagte freundlich: „Ihr braucht nur eine Nadel in dieses Röhrchen zu tauchen und Euch dann damit irgendwo zu stechen, zehn Stunden später habt Ihr die Pest und nach fünf Tagen seid Ihr todt. Ihr könnt's mir ohne Weiteres glaubten", fügte er liebenswürdig hinzu. Wir glauben es wirklich.

— Eine Kleinbahn-Geschichte wird der „Elb. Ztg." von einem Allensteiner Herrn mitgetheilt, der sie angeblich selbst erlebt hatte: „Wir bestiegen in B. den Zug der Kleinbahn, um nach S. zu fahren.

Alles war eingestiegen, das Signal zur Abfahrt gegeben und mit Volldampf ging's hinaus in die weite Welt. Nachdem eine Strecke zurückgelegt war, wollte der Zugführer mit dem Fahrkartenverkauf beginnen. Doch er suchte hin und suchte her, aber über dem Verbleib des Blechkastens mit den Fahrkarten lag ein undurchdringliches Geheimniß. Kurz entschlossen ließ man den Zug zu einer eben durchfahrenen Haltestelle zurückfahren. Hier wurde ausgespannt und Lokomotiv- und Zugführer setzten sich auf das Dampfroß und eilten nach B. zurück, um nach dem Verbleib des Fahrkartenkastens zu forschen, den Zug mit den Passagieren seinem Schicksal überlassend. Es blieb den Fahrgästen nichts Anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen; man stieg aus und begab sich nach einem in der Nähe befindlichen Gasthause, um dort mit einer Art Galgenhumor bei einem Glase Bier ein unfahrplanmäßiges Frühstück einzunehmen. Endlich, nach beinahe 1¼stündiger Wartezeit, langte die Lokomotive wieder mit dem schmerzlich vermißten, aber glücklich wiedergefundenen Blechkasten an, und mit freudigen Gefühlen, daß nicht auch die Lokomotive verloren gegangen war, setzten wir die Reise fort."

— Wie man seiner Braut eine Freude bereiten kann, ohne sich selbst in Unkosten zu stürzen, hat ein findiger Sangesbruder ausgeklügelt. Vor einem herrschaftlichen Hause eines Kölner Vorortes hatte sich am Montag Abend ein Männergesangverein mit jenem feierlichen Ernst aufgestellt, der großen Thaten voranzugehen pflegt. Der Dirigent blickte allerdings etwas erstaunt zu den noch unbeleuchteten Fenstern der ersten Etage hinauf. Sollte doch dem dort wohnenden Ehrenmitgliede zu seinem bevorstehenden Geburtstage ein Ständchen gesungen werden. Als der Verein jedoch seine Aufstellung beendigt hatte, öffnete sich eines der Fenster und eine Frauengestalt zeigte sich im Rahmen desselben. In demselben Augenblicke brauste der Chor: „Das ist der Tag des Herrn," durch die abendliche Stille. Mit großer Aufmerksamkeit lauschte die ihm Fenster stehende Dame den Tönen und erfreute die wackeren Sänger durch Beifallsspenden. Die Freude über diese Anerkennung wich einer großen Verstimmung, als man merkte, daß es das Dienstmädchen des Ehrenmitgliedes war, welches sich oben im Fenster selbstgefällig lächelnd zeigte. Auch nach dem zweiten und dritten Chor spendete die Küchenfee lebhaften Applaus. Als aber weder das Ehrenmitglied noch die Frau Gemahlin sich zu zeigen bemühten, zog der Dirigent die Klingel, um mit dem Vorstande zur persönlichen Gratulation beim Hausherrn vorzusprechen. Das kunstsinnige Mädchen öffnete die Thüre und bevor einer der Sänger zu Worte kam, rief sie den Herren entgegen: „Nä, su schön hät ich et mer doch nit vörgestellt; ich danken och düchtig. — Wo es der Pitter?" Nun kam des Räthsels Lösung: Peter, nämlich der Bräutigam des Dienstmädchens, wußte, daß das Ehrenmitglied mit Familie verreist war. Er hatte seiner Marie geschrieben, der Gesangverein werde ihr Abends ein Ständchen bringen. Und Pitter hatte Wort gehalten, auf die persönliche Mitwirkung aber verzichtet.

— Prinzessin Heinrich von Preußen und die Kaiserin-Mutter von China. Eine köstliche Anekdote von dem Aufenthalte der Prinzessin Heinrich von Preußen in China erzählt Ernst von Hesse-Wartegg in einem Vortrage, den er dieser Tage im Deutschen Sprachverein in Mailand hielt. Als die Prinzessin der Kaiserin-Wittwe vorgestellt werden sollte, wurde bekannt gegeben, daß die Kaiserin der deutschen Prinzessin ein kostbares Perlenhalsband schenken werde. Nun entstand aber eine kleine Schwierigkeit. In China werden die Alten bekanntlich sehr respektirt und es ist unpassend, daß ein Alter vor einem Jungen stehen soll. Da nun die Kaiserin viel älter ist als die Prinzessin, so hätte die letztere stehen müssen, während die erstere saß. Die Unterhandlungen dauerten lange Zeit, aber die Deutschen wollten sich den chinesischen Sitten nicht fügen. Eines Tages ließ die Kaiserin den deutschen Gesandten rufen und sagte etwa Folgendes: „Wenn die Prinzessin gestattet, daß ich bei ihrem Besuche sitzen bleibe, bekommt sie die Perlen. Wenn ich aber aufstehen muß, gibt's keine Perlen." Die Kaiserin mußte aufstehen und die Prinzessin Irene bekam statt des schönen Perlenhalsbandes einen ordinären Holzfächer als Geschenk.

— Festlich beleuchtet! Aus Oedenburg wird dem „Pester Lloyd" berichtet: Während einer der Theatervorstellungen der letzten Abende war zum größten Erstaunen des Publikums der Zuschauerraum festlich erleuchtet. Das Publikum konnte den Anlaß der festlichen Beleuchtung lange nicht errathen, bis schließlich aus authentischer Quelle die Aufklärung ertheilt wurde, diese Beleuchtung finde zu Ehren der — Schwiegermutter des Direktors statt, die nach einer längeren Krankheit zum ersten Male im Theater erschienen war! — das Publikum betheiligte sich an diesem Familienfest mit vieler Heiterkeit.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 245. Freitag, den 27. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und während man im Palaste der Regentin von heute jubelte und jauchzte, stand der Palast des Regenten von gestern verödet und leer; keine Stimme wagte es, sich für ihn zu erheben. Die gestern noch an seiner Tafel geschwelgt und sein Lob gesungen, sie waren heute seine erbittertsten Feinde, und verwünschten ihn um so lauter, je mehr sie ihn gestern gepriesen.

In Petersburg feierte man glänzende Feste zur Ehre der neuen Regentin, und zur selben Zeit machte man in Schlüsselburg dem alten Regenten den Prozeß und verdammte ihn zum Tode. Anna Leopoldowna aber begnadigte ihn, indem sie das Todesurtheil in eine Verbannung nach Sibirien umwandelte.

5.

Getäuschte Hoffnungen.

Und wieder einmal war die Ruhe in Rußland hergestellt, und wieder einmal glänzten alle Gesichter vor Freude über diese neue Gestaltung der Dinge, und wieder einmal pries man laut die Glückseligkeit dieses russischen Reiches! Das Alles hatte man gethan vor vier Wochen, als Biron die Regentschaft übernahm, das Alles wird man wieder thun, wenn ein Anderer kommt, die Regentin Anna Leopoldowna zu vertreiben!

Es war am Tage nach dieser neuen Revolution, als Münnich mit stolzen Schritten und hochgehobenem Haupte in den Palast der Regentin kam und eine Unterredung begehrte.

„Hoheit," sagte er, nicht, wie es die Sitte erheischte, vor der Regentin ein Knie beugend, sondern nur leicht ihre Hand an seine Lippen drückend, „Hoheit, ich habe mein Wort gelöst und mein Versprechen erfüllt. Ich gelobte, Euch von Biron zu befreien und Euch zur Regentin zu machen, und ich habe Wort gehalten. Jetzt, Frau Herzogin, ist es an Euch, Euer gegebenes Wort zu erfüllen! Ihr habt mir feierlich gelobt, wenn es mir gelänge, Euch zur Regentin zu machen, mir alsdann unbedingt zu gewähren, was ich von Euch fordern möchte. Nun wohlan, Ihr seid Regentin, und ich komme, Euch meine Bitte vorzutragen!"

„Ihr macht mich glücklich, Feldmarschall, einen geringen Theil meiner Verpflichtungen gegen Euch abtragen zu können, indem ich Euch gewähre, was Ihr fordert! Bittet schnell, damit ich um so schneller geben kann!" sagte Anna Leopoldowna mit einem reizenden Lächeln.

„Macht mich zum Generalissimus Eurer Truppen!" sagte Münnich mit fast gebieterischem Ton.

Eine Wolke zog über das lächelnde Antlitz der Regentin.

„Warum müßt Ihr gerade dieses Eine bitten, dieses Einzige, was zu gewähren nicht mehr in meiner Macht steht," sagte sie schwermüthig. „Es gibt so viele Aemter, so viele einflußreiche Stellen, ach, ich könnte Euch auf so mannigfache Art meine Dankbarkeit beweisen. Fordert Geld, Schätze, Länderbesitz, das Alles kann ich Euch gewähren! Warum müßt Ihr gerade fordern, was nicht mehr mein ist!"

Münnich starrte sie an mit weitaufgerissenen Augen, mit zitternder Lippe, todesblaß. Es schwindelte vor seinen Sinnen, er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Ich hoffe, es ist dies nur ein Mißverständniß," stotterte er. „Ich habe falsch gehört — es kann nicht Eure Absicht sein, mir meine Bitte abzuschlagen."

„Wollte Gott, es stände noch in meiner Macht, sie zu erfüllen," seufzte die Regentin. „Aber ich kann nicht geben, was nicht mehr mein ist! Warum kamt Ihr nicht einige Stunden früher, Feldmarschall, dann war es noch möglich, zu erfüllen, was Ihr begehrt. Jetzt aber ist es zu spät!"

„Ihr habt also einen Andern zum Generalissimus ernannt?" schrie Münnich, bebend vor Zorn.

„Ja," sagte Anna lächelnd, „und seht, dort kommt mein Generalissimus!"

Es war der Gemahl der Regentin, Prinz Ulrich

von Braunschweig, welcher so eben in den Saal trat, und Münnich mit freundlichster Herablassung begrüßte.

„Ihr habt da einen Rival, mein Gemahl," sagte die Fürstin unbefangen, „und bei Gott, hätte ich nicht schon Euer Diplom als Generalissimus ausgefertigt, es stände sehr in Frage, ob ich es jetzt noch thun würde, jetzt, da ich weiß, daß Graf Münnich Generalissimus zu werden wünschte."

„Und ich hoffe," sagte der Prinz stolz, „Graf Münnich wird begreifen, daß diese Stelle, welche alle Kräfte des Reiches in die Hände desjenigen, der sie bekleidet, niederlegt, daß diese Stelle nur dem Vater des Kaisers gebührt!"

Graf Münnich antwortete nichts! Dem Ziele schon so nahe, sah er sich abermals weit von ihm zurückgeschleudert. Wieder hatte er umsonst gearbeitet, umsonst gekämpft. Das war die zweite Staatsumwälzung, die er, diesem seinem Lieblingsplane huldigend, zu Stande gebracht, zwei Regenten verdankten ihm ihre Größe, und Beide verweigerten sie ihm das Eine, um dessen Gewährung willen er sie zu Regenten gemacht, Beide wollten sie ihn nicht zum Generalissimus ernennen?

Münnich fühlte nicht die Kraft, in diesem Augenblick seinen Zorn und seine Wuth unter anscheinender Ruhe zu verbergen, er schützte ein augenblickliches Unwohlsein vor, und bat, sich entfernen zu dürfen.

Schwankend, kaum seiner Sinne mächtig, eilte er durch die mit Bittstellern dicht gedrängten Säle. Alles neigte sich vor ihm, Alles begrüßte ihn ehrfurchtsvoll; ihm aber schien es, als lese er nur Hohn und Schadenfreude auf all diesen lächelnden Gesichtern! Ach, er hätte sie alle zertreten mögen unter seinen Füßen, sie zermalmen in seinen wuthzitternden Händen!

Aber als er endlich seinen Wagen erreicht hatte, als die Rosse mit ihm dahin brausten, als Niemand ihn mehr sah, da brach er in ein lautes Wuthgeheul aus, und Thränen des Zornes entstürzten seinen Augen. Er zerraufte sich das Haar, und schlug mit den Fäusten seine Brust, er fühlte sich wahnsinnig, rasend vor Zorn und Wuth. Nur ein Gedanke, nur ein Wunsch hatte ihn seit langen Jahren beschäftigt, für ihn hatte er gearbeitet, für ihn gerungen und gekämpft! Der Erste, der Mächtigste wollte er sein in diesem russischen Reich, vor ihm sollte das Heer sich beugen, und in seiner Hand sollte die Macht ruhen, diesem Lande Krieg oder Frieden zu geben! Das hatte er gewollt, darnach hatte er gerungen, und jetzt —

„O Biron, Biron," ächzte er matt, „warum mußte ich Dich stürzen! Du liebtest mich, und vielleicht hättest Du mir dereinst dennoch gewährt, was Du mir erst verweigertest! Biron, ich habe Dich verrathen, indem ich Dich küßte! Dein Schutzengel ist es, der Rache an mir übt!"

So gelangte er in seinen Palast, und die Diener, welche den Wagenschlag öffneten, bebten scheu und angstvoll zurück vor diesem furchtbaren Ausdruck in dem Antlitz ihres Herrn. Sein Gesicht war erdfahl geworden, seine bläulichen Lippen zitterten, und diese finster flammenden Augen schienen Jedem zu drohen, der es wagen würde, sich ihm zu nahen!

Schweigend stieg er aus dem Wagen und schritt dahin durch die Reihen seiner zitternden Diener. Da plötzlich warfen sich laut weinend und schluchzend zwei seiner Lakaien vor ihm nieder, ihre Hände zu ihm emporringend und laut jammernd und winzelnd um Erbarmen, um Gnade!

„Was thaten sie?" fragte Münnich seinen herbeigeeilten Haushofmeister.

„Fedor hatte das Unglück, die Mundtasse Eurer Exzellenz zu zerbrechen, und Iwanowitsch trägt die Schuld, daß Euer Gnaden Windspiel Artemisia entlaufen ist!"

Eine wilde Freude überflog plötzlich das Antlitz des Grafen.

„Ah," sagte er hochathmend, und stolzer sich aufrichtend, „ah, ich danke Dir, mein Gott, ich habe nun Jemand, an dem ich mich rächen kann!"

Und die unglücklichen, schreienden und winselnden Diener, welche vor ihm im Staube krochen, mit dem Fuße von sich stoßend, rief Münnich: „Keine Gnade, Ihr Hunde, nein, keine Gnade! Man soll sie peitschen, sage ich, peitschen bis aufs Blut, peitschen, bis sie ihr jammervolles, erbärmliches Leben ausgehaucht haben! Die Knuten her! Schlagt sie, sage ich! Ich werde selber von meinem Fenster dort zuschauen, daß meine Befehle vollführt werden! Ah, ich will Euch lehren, meine Tasse zerbrechen, und meine Hunde entlaufen zu lassen! Peitscht sie bis auf's Blut! Ich will ihr Blut sehen, ihr rothes, dampfendes Blut!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

1. Kapitel.

Die lange Inselreihe, die sich von der Elbemündung an längs der deutschen Nordseeküste hinzieht, endigt an der jütischen Grenze. Der letzte Ausläufer dieser durch die ewig hungrigen Meereswellen vom

Festlande abgerissenen Brocken ist die kleine Insel Fanö, schon dem dänischen Sprachgebiet und dem vormals so mächtigen Inselkönigreich zugehörig. Nördlich davon schneidet eine Bucht tief in das jütische Festland hinein; wer die Karte betrachtet, sollte meinen, die Insel sei ein aus dem Lande herausgerissenes Stück, das, hineingeschoben, die Bucht gerade ausfüllen könnte.

Zwischen dieser Bucht und der Nordsee erstreckt sich in südöstlicher Richtung die kleine Halbinsel Skallinge, von deren nördlichstem Punkte, Blavands Huk an die Küste eine nördliche Richtung annimmt.

Weltvergessen, weltverloren haust dort ein ärmlich Geschlecht, das seine Nahrung aus dem Meere bezieht, seinem unzuverlässigen Freunde, der in wilden Sturmesnächten die vertrauensselig zu nah an den Strand heran gebauten Hütten mit gierigen Armen ergreift, einreißt und mit Sand und Geröll bedeckt; zur Entschädigung dafür treibt es ihm aber auch Bretter, Fässer und anderes Wrackgut kostbarer Art, auch das kostbarste von allen, Menschen, an den Strand.

Die Zeiten sind längst dahin, da trügliche Feuer von den Strandpiraten angezündet wurden, um den Seefahrer an die ungastliche Küste zu locken, wo sein Fahrzeug zerschellte und die etwa lebend das Land erreichende Mannschaft nicht freundliche Aufnahme fand, sondern erschlagen und ihrer Habseligkeiten beraubt wurde. Auch jetzt schaut man nach Schiffbrüchigen aus, aber um mit dem Rettungsboot hinauszufahren und mit eigener Lebensgefahr die Bedrängten und Bedrohten ans Land zu bringen. Die wilde Romantik des menschenfeindlichen Trotzes ist der edleren Romantik der Humanität gewichen.

Hinter den Dünen und Sandwällen, die das Meer aufgeworfen, und an denen es mit langen Tang- und Muschelstreifen die höchsten Fluthgrenzen bezeichnet hat, erheben sich theils vereinzelt, theils in kleinen Gruppen, die kaum den Namen Dörfer verdienen, die Häuser der Strandbewohner; eine dieser Gruppen führt den Namen Wittenaes, wohl von der kleinen Zunge weißen Sandes, die hier, südlich von dem steinigen Blaavands Huk, in das Meer vorspringt.

Nur eine Merkwürdigkeit besitzt das unansehnliche Dorf, seinen Friedhof; man wundert sich, wie die wenigen Menschen, die hier einsam hausen, einer so umfangreichen Stätte für ihre Todten bedürfen konnten, aber die abgeschiedenen Insassen der kleinen Ortschaft nehmen auch den geringsten Theil des Raumes ein; die meisten Gräber bergen angeschwemmte namenlose Leichen; Deutsche und Engländer, Spanier und Italiener, Dänen und Griechen, — sie alle ruhen hier einträchtig nebeneinander. Manche liegen in Massengräbern; die im Leben im engen Raume eines Schiffes auf einander angewiesen waren, liegen auch im Tode zusammen. Dann haben die Dörfler vielfach die Gallionfiguren der gestrandeten Schiffe auf die Gräber der Mannschaften gesetzt, und seltsam muthet inmitten der christlichen Embleme der kornbekränzte Lockenkopf einer Ceres oder das behelmte Haupt einer Minerva an.

Die Sonne neigt sich in zerrissenem Gewölk zum Untergange; aber die Wolkenstreifen, die über der unruhig brandenden, grünen Fluth dahin ziehen, sind nicht die Vorboten eines kommenden, sondern die Nachzügler eines vertobenden Sturmes. Am Strande sind die Fischer beschäftigt, das von Blaavands Huk herschwimmende Wrackgut, Rundhölzer, Planken, Bretter, Trümmer jeder Art, zu bergen; mit großen Wasserstiefeln angethan, lange Picken in den Händen, gehen sie weit in die Brandung vor und fahnden auf jeden herantreibenden Gegenstand; am Lande wird alles aufgeschichtet, und der Strandvogt überwacht die Arbeit, damit nichts verschleppt werde. Denn die alten, gesetzlosen Zeiten sind vorbei, und die Küstenbewohner haben nicht mehr Anspruch auf das gesammte gerettete Gut, sondern nur auf einen angemessenen Bergelohn. In der Frühe ist ein kleines Schiff, ein norwegischer Schoner, mit einer Ladung Holz am Vorgebirge gescheitert und in Stücke gegangen. Die Mannschaft ist gerettet, das Holz wird geborgen, für das verlorene Schiff wird die Versicherungs-Gesellschaft die versicherte Summe zahlen. — —

Kurz, in der ganzen Sache ist gar nichts Romantisches, und wer es darin findet, der legt es aus seinem eigenen Empfinden hinein. So ist es bei dem jungen Manne, der dort auf der dem Meere zugekehrten Seite der Düne sitzt, indem er bald Verse aus der Odyssee, bald aus Heines Nordseebildern recitirt und mit schwärmerischen, blauen Augen auf die schäumende Brandung und den zornig düsteren Himmel blickt.

Er ist nicht schön, dieser junge Mensch mit den blauen Augen und dem hellblonden, dichten Haar seine Züge sind eckig wie seine Bewegungen, seine Arme zu lang, seine Stirn zu hoch, seine Backenknochen zu hervorstehend und seine Füße zu ungeschlacht. Der flaschengrüne Rock ist ihm zu weit, die geblümte Weste geht ihm zu tief hinunter, und die pfeffer- und salzfarbenen Beinkleider machen den Eindruck, als seinen sie ursprünglich für jemand anders gemacht worden.

Er sitzt nicht allein auf dem sandigen Abhange; seine Bemerkungen sind an ein junges Mädchen ge-

richtet, das an seiner Seite Platz genommen hat und ebenfalls voll Interesse auf die bewegte Scenerie da unten hinab blickt. Sie hat die Hände in den Schooß gelegt, und ab und zu fliegt ein Lächeln über die rosigen Züge.

Im Gegensatz zu ihrem um wenige Jahre älteren Begleiter ist dieses Schiffermädchen, das 16—17 Sommer zählen mag, auffallend schön, und die einfache Kleidung ist mit einer gewissen Koketterie geordnet. Ihre Augen haben die bräunliche-graue Farbe der frischen Haselnuß, das tiefdunkle Haar spottet in seiner Fülle jeder Beschränkung durch die landesübliche Mädchenhaube. Stirn und Wangen sind von klarem, durchsichtigem Teint, und die leicht gebogene Nase, die Lippen und das Kinn sind von einer entzückend reinen und scharfen Modellirung. Es ist nicht zu verwundern, daß der junge Pastorssohn für die märchenhaft schöne Edith Lornsen schwärmt, alle jungen Fischer und Schiffer schwärmen für sie, aber sie ist ihrem ganzen Wesen nach unnahbar für die männliche Dorfjugend; nur Dirk Holmfeld scheint ein passender Umgang für das schöne Kind, das einer verkleideten Prinzessin gleich sieht.

Pastor Holmfeld ist erst seit zwei Jahren Seelsorger des Dorfes; sein Sohn Dirk war bei dem ersten Zusammentreffen den Reizen der schönen Fischerstochter verfallen, und sie fand Vergnügen an der Unterhaltung mit dem ersten gebildeten Manne, der ihren Lebensweg kreuzte. In der weldfremden Umgebung von Wittenaes fiel ihr die vernachlässigte Kleidung ihres neuen Anbeters nicht auf; sie meinte, es wäre so die Art der Stadtleute.

Die Sonne versank unter den Horizont, und Edith erhob sich, um nach Hause zu gehen; Dirk begleitete sie schweigend. Die Dämmerung stimmte ihn allemal trübe und einsilbig, die Trennung von Edith, wenn auch nur für wenige Stunden, machte ihn niedergeschlagen. Vor ihrer Hausthür mußte er Abschied nehmen.

„Gute Nacht, Edith,“ sagte er, ihr die Hand gebend.

Ihre muntern Augen sahen ihn forschend an, und kleine Grübchen erschienen in ihren Wangen. „Bist Du schon wieder melancholisch, Dirk?“ fragte sie.

„Meine Sonne geht unter,“ anwortete er mit absichtlichem Doppelsinn. „Da kann ich nicht heiter sein.“

„Auch beim Lichte im Zimmer ist es gemüthlich.“

„Du trägst Deine Sonne überall mit Dir,“ sagte er leise. „Aber ich bin vereinsamt, und wo Du nicht bist, herrscht Dunkel um mich.“

„Ich wollte, Mama Lornsen dächte wie Du,“ scherzte Edith. „Dann könnten wir viel Licht sparen.“

Dirk seufzte sentimental. „Du hast kein Herz, Edith,“ klagte er. „Du bist immer kühl und gleichgiltig.“

„Ja, warum sollte ich es nicht sein?“

„Es liegt doch nicht in Deiner Natur!“

„Wer weiß? Und übrigens —, was hättest Du davon, wenn ich anders wäre?“

„Das ist wahr,“ murmelte der junge Mensch, indem er den Kopf wie unter einem Schlage senkte. „Was hätte ich davon, wenn Dein Herz wärmer fühlte?“

Er wandte sich zum Gehen. Edith sah ihm ein Weilchen nach, dann lachte sie hell auf und stürmte in das Haus hinein wie ein spiellustiges Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ohm Paul. Ueber Krüger sind jetzt in ganz England allerlei boshafte Anekdoten im Umlauf. Die letzte Anekdote, deren Wahrheit sogar von einem ernsten englischen Blatt verbürgt wird, ist folgende: Krürger weilte einst in Kimberley, als er plötzlich in einer dringenden Angelegenheit nach Prätoria abberufen wurde. Er eilte sofort zur Station, wo gerade ein Zug abgehen sollte. Rasch begab er sich zum Schalter und verlangte ein Billet. Der Beamte, der noch nicht lange im Dienst war, ergriff in der Eile das erste beste Billet, das ihm in die Hand fiel, und übergab es dem Präsidenten. Erst als Krüger im Wagen saß, bemerkte er, daß er ein Billet „für einen Esel oder ein Maulthier“ erhalten hatte. Da ereignete es sich, daß Krüger fromm und ergeben den Kopf schüttelte und ein Gegröhle hören ließ, das mit den historischen Aeußerungen des erstgenannten Thieres eine verzweifelte Aehnlichkeit hatte.

— Bei einem Richtfest hielt der Maurerpolier folgende Rede: „Meine Herren! Nachdem det Haus nu fertig ist, ist es auch recht und billig, det wir derer gedenken, die det schöne Jebäude uffgeführt haben. Hier ist erstens zu nennen: der Theoretiker, der verstehts, aber kann's nich; zweetens: der Praktiker, der kanns, aber verstehts nich: drittens: der praktische Theoretiker, der verstehts und kanns auch, det is nämlich der Maurerpolier und det bin ick — er lebe hoch! hoch! hoch!“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 246. Samstag, den 28. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Oben stand er an seinem Fenster, der Feldmarschall Graf Münnich. Unten im Hofe hatten die Diener einen dichten Kreis geschlossen um die beiden Unglücklichen, welche soeben ihre Strafe empfingen. Die Lüfte erfüllten sich mit dem Jammergeschrei der beiden Gemarterten, in Strömen floß ihr Blut über ihren zerfleischten Rücken hin, bei jedem neuen Knutenschlag schrien sie, heulten sie um Gnade, um Erbarmen. Und bei jedem neuen Aufschrei schrie Münnich hinunter: „Nein, kein Erbarmen, keine Gnade! Peitscht sie, die Verbrecher! Ich will Blut sehen, ich muß Blut sehen, peitscht sie bis zum Tode!"

Zitternd, mit gefaltenen Händen stand die Schaar der zuschauenden Diener, lächelnd, mit einer grausamen Freude im Antlitz, stand dort oben der Graf Münnich.

Schwächer und schwächer ward das Geschrei der Unglücklichen, sie flehten nicht mehr um Gnade. — Die Knute zerfleischte fort und fort ihren Rücken, aber das Blut floß nicht mehr, — sie waren todt.

Die zuschauenden Diener falteten die Hände und beteten für die Seelen der Gestorbenen, und priesen dann laut ihren milden und gerechten Herrn.

Graf Münnich trat vom Fenster zurück, und befahl, ihm ein Frühstück zu serviren!

Von nun an war aber Münnich's Leben eine fortgesetzte Kette kleiner Quälereien und Kränkungen. Weil man seinen Ehrgeiz kannte, war man beständig gegen ihn argwöhnisch, und rügte jeden Fehler mit der unerbittlichsten Strenge.

Es ist wahr, die Regentin erhob ihn zum ersten Minister, aber Ostermann, welcher nach der glücklich zu Stande gebrachten Revolution schnell wieder gesund geworden, wußte durch allerlei Intriguen und Ränke sich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu erheben, Golovkin ward zum Minister des Innern ernannt, und so blieb dem Grafen Münnich trotz seines Titels als erster Minister, nur das Departement des Krieges. Er hatte zwei Revolutionen veranstaltet, um Generalissimus zu werden, und erlangte doch nichts weiter, als Demüthigungen und Kränkungen, die seine Brust wie mit Nadelstichen wund rieben und zerfleischten!

6.

Die Regentin Anna Leopoldowna.

Sie hatte es also erreicht, sie war Regentin geworden, sie hatte die Last dieser Biron'schen Vormundschaft von ihren Schultern geschüttelt, und ihr mächtiges Wort gebot in den unermeßlichen Gauen dieses allgewaltigen russischen Reiches. War sie nun glücklich, diese stolze und mächtige Anna Leopoldowna? — Noch Niemand war glücklich und sorgenlos gewesen auf diesem russischen Throne, wie hätte Anna Leopoldowna es sein sollen? Sie hatte gelesen in den Büchern der russischen Herrschergeschichte, und diese Geschichte war an vielen Stellen mit Blut geschrieben! Anna war ein Weib, und sie zitterte, wenn sie an dieses Gift und diese Dolche, an diese erstickenden Hände und diese zerfleischenden Schwerter dachte, welche in Rußland sonst den Thron so oft umlagert hatten.

Anna, wie gesagt, zitterte vor diesen Hülfsmitteln der Vorsehung, und wenn sie auf Münnich blickte, auf diesen Mann mit der finster grollenden Stirn und den heimlich drohenden Blicken, dann fragte sie sich selber mit heimlichem Grausen: sollte ihn nicht vielleicht die Vorsehung zu meinem Mörder erwählt haben? Wird er mich nicht stürzen, wie er seinen früheren Gebieter und Freund, den Herzog Biron, gestürzt hat?

Anna hatte jetzt Furcht vor dem, welchem sie doch zum größten Theil ihre Größe verdankte! Sie hatte es damals, als er sie zur Regentin gemacht, sattsam erkannt, daß sein Arm mächtig genug, einen Regenten seiner Größe zu entsetzen, und ihn hinabzuschleudern in den Staub! Was er damals vermocht, sollte er nicht jetzt noch im Stande sein, dasselbe zu thun?

Sie umgab diesen gefürchteten Feldmarschall mit Lauschern und Spionen, sie ließ jede seiner Handlungen

überwachen, sich jedes seiner Worte hinterbringen, um sie zu prüfen, ob sie keinen verborgenen Sinn, keine geheime Drohung enthielten; sie ließ die Wache ihres Palastes verdoppeln, und immer fürchtend, immer zagend, wagte sie es nicht mehr, die Zimmer ihres Palastes dauernd zu bewohnen. Nomadenartig zogen sie umher in ihrem eigenen Palaste, diese Regentin Anna Leopoldowna und ihr Gemahl Prinz Ulrich von Braunschweig; eingedenk des Schlafzimmers von Biron wagten sie es nicht, sich ein bestimmtes Schlafgemach zu erwählen; jeder Abend fand sie in einem neuen Gemach, jede Nacht ruhten sie in andern Betten, und selbst ihre vertrautesten Diener wußten oft nicht, auf welcher Seite des Schlosses, in welchem der Zimmer heute das fürstliche Paar schlummere!

Sie, die Millionen russischer Unterthanen beherrschten, sie zitterten Nachts in ihren Betten vor jedem kleinen Geräusch, vor jedem Flüstern des Windes, vor jeder Zugluft, welche gegen ihre verschlossenen und verriegelten Thüren pochte.

Es ist wahr, sie hätten mit einem einzigen Machtwort dieser Qualen ledig sein können, es bedurfte nur eines Winkes ihrer Hand, um diesen übermüthigen und gefährlichen Grafen Münnich nach Sibirien zu senden! An Anlaß, an einem gültigen Vorwand fehlte es dazu nicht. Graf Münnich's Uebermuth und Stolz gab täglich hinlänglich Veranlassung, ihm zu zürnen, täglich beleidigte er durch rücksichtslose Geringschätzung und Nichtachtung seinen Vorgesetzten und Chef, den Generalissimus Prinzen Ulrich, täglich bedurfte es der Zurechtweisung, des Zurückführens in die dem Grafen gesteckten Grenzen!

Und ein solches Auflehnen, war das nicht von alten Zeiten her ein entsetzliches und fluchwürdiges Verbrechen, ein Verbrechen, für das die Verbannung nach Sibirien noch als eine zu milde Strafe erschien?

Arme Anna! Berufen zu herrschen über Rußland fehlte ihr zu solcher Herrschaft nur das Erste und Nothwendigste, — ein russisches Herz! Es wohnte zu viel Weichheit und Milde, zu viel Vertrauen und Güte in diesem deutschen Frauenherzen! Sie wäre vielleicht einem gebildeteren Volke eine geeignete, segensvolle Herrscherin gewesen, eine erbarmende Richterin, eine gnadenspendende Wohlthäterin!

Aber ihr Arm war zu schwach und ihr Herz zu weich, um mit unerbittlicher Strenge richten zu können.

Das war es, welches ihr nach und nach das Herz der Russen entfremdete! Sie fühlten, daß es keine Russin sei, welche über ihnen herrsche, und weil sie nicht nöthig hatten, vor ihr zu zittern, verachteten sie sie fast, und belächelten den idyllischen Sinn dieser guten deutschen Prinzessin!

Wie viel auch Ostermann sie bestürmte mit Bitten, wie oft auch ihr eigener Gemahl sie warnte, — Anna weigerte sich dennoch, Anna wollte dennoch diesen Feldmarschall Grafen Münnich nicht nach Sibirien verbannen, sie bestand fest darauf, ihn im Besitz seiner Freiheit und seiner Würden zu lassen!

Aber als Münnich, matt gehetzt von diesen nie endenden kleinen Tracasserien, zudem überzeugt, daß Anna seiner nicht entbehren könnte und seine Bitte nicht erfüllen würde, als Münnich selbst endlich um seine Entlassung bat, gewährte sie ihm Anna mit Freuden, und der in all' seinen Erwartungen und ehrgeizigen Plänen getäuschte Münnich verließ finster grollend den Hof und bezog seinen zweiten, jenseits der Newa belegenen Palast.

Jetzt athmete Anna erleichtert auf, jetzt fühlte sie sich mächtig und frei, denn Münnich war mindestens weiter von ihr entfernt, er wohnte nicht mehr mit ihr Mauer an Mauer, sie hatte nicht mehr Nachts das Durchbrechen einer einzigen Wand zu fürchten — ach, Münnich wohnte jenseits der Newa, und ein ganzes Regiment bewachte jetzt Nachts die Ufer und die Brücken! Jetzt konnte Münnich nicht mehr unbemerkt sie überfallen, sie konnte ihn immer überwachen und beobachten lassen!

Anna zitterte nicht mehr, sie überließ sich ihrer Sorglosigkeit, und wenn sie sonst noch, aus Furcht vor Münnich, sich um die Staatsgeschäfte bekümmert und mit ihren Ministern gearbeitet hatte, so fühlte sie das jetzt als eine drückende Last, der sie sich nicht mehr unterziehen mochte!

Sie legte, übersättigt das Szepter aus ihren Händen, und überließ es willig ihrem ersten Minister und Vertrauten, dem Grafen Golovkin. Er herrschte in ihrem Namen, wie Graf Ostermann Generalissimus war im Namen ihres Gemahls, des Prinzen von Braunschweig. Wozu sich mit den Mühen und Sorgen des Herrscherthums plagen, wenn es ihnen vergönnt war, nur der Lust und Freude ihrer allmächtigen Stellung zu genießen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Holmfeld schritt durch die Dorfgasse weiter, der Kirche und dem Pfarrhause zu, die am meisten landeinwärts lagen; nicht weit davon wurde er von einem

Manne begrüßt, bei dessen Anblick er stutzte. Es war ein Fremder in städtischer Kleidung, den er noch niemals gesehen hatte. Der Unbekannte blieb vor ihm stehen und redete ihn an.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Holmfeld den Jüngeren zu sehen?"

Etwas verwundert sagte Dirk: „Mein Name ist Dirk Holmfeld."

„Ich war eben bei Ihrem Herrn Vater," fuhr der Andere fort, „und er hat mich an Sie verwiesen. Das mag es entschuldigen, wenn ich Sie so unzeremoniös angeredet habe. Mein Name ist Erwin Lundby. Ich hoffe, der Gegenstand, der mich herführt, wird mir bei Ihnen zu weiterer Rechtfertigung dienen."

Die Manieren des Herrn Lundby waren untadelig, sein Aeußeres war angenehm, das Gesicht mit den scharfen, grauen Augen, dem dunkelbraunen Schnurr- und Vollbart und der von Gesundheit und viel Bewegung im Freien zeugenden Farbe war eins von denen, die bei den Frauen Beifall erregen, ohne darum — wie es bei manchen anderen, die sich dies Vorzuges erfreuen, der Fall ist — den Männern widerwärtig zu sein. Dennoch hatte Dirk bei seiner Anrede ein unangenehmes, mißtrauisches und unbehagliches Gefühl, das durch die ausgesuchte und umständliche Höflichkeit des Fremden nur verstärkt wurde.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er.

„Durch liebenswürdige Auskunft über Verhältnisse, von denen Sie durch besondere Umstände mehr wissen, als Ihr Herr Vater. Es betrifft ein junges Mädchen, das sich hier aufhält — Edith Lornsen."

War Dirk schon vorher äußerst mißtrauisch gegen den übertrieben höflichen Fremden gewesen, so konnte dies Gefühl durch die Nennung von Ediths Namen nur bestärkt werden. Er sah Herrn Lundby fragend an.

„Frau Lornsen ist nur Ediths Pflegemutter," sagte Lundby, „und Lornsen ist nicht Ediths richtiger Familienname. Es ist nun für mich oder vielmehr für meine Auftraggeber von allerhöchster Wichtigkeit, und ich darf hinzufügen, von noch größerer Wichtigkeit für Edith selbst, alle auf dies Verhältniß bezüglichen Einzelheiten zu erfahren. Herr Pastor Holmfeld wußte darüber nichts und hat mich an Sie verwiesen, weil Sie, wie er sagte, in der Familie verkehren."

Holmfeld blickte Lundby argwöhnisch an, aber wenn er erwartet hatte, auf dessen Zügen ein spöttisches Lächeln erscheinen zu sehen, so irrte er sich. Lundby sah so aus, als meinte er genau, was er sagte, nicht mehr und nicht weniger.

„Wäre es nicht am besten, ich führte Sie zu Frau Lornsen?"

„Das würde ich nur sehr ungern thun . . ."

„Warum? Dort können Sie aus erster Hand alle Auskünfte erhalten, die ich ja auch nur jener Quelle verdanke."

„Ich möchte es doch nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Um die gewünschte Auskunft zu erhalten, müßte ich doch zunächst meine Fragen begründen, mich gewissermaßen legitimiren."

„Sehr richtig!"

Der fremde lächelte unwillkürlich über den beinah feindseligen Ton in diesem Zwischenrufe Holmfelds. „Ja selbstverständlich", sagte er leichthin. „Und mich würde das auch nicht im geringsten geniren. Aber es würden dadurch bei Edith und ihrer Pflegemutter Hoffnungen errregt werden, die sich möglicherweise gar nicht erfüllen. Auch die Unbefangenheit ihrer Aussagen könnte beeinträchtigt werden. Es handelt sich nämlich, kurz gesagt, um Erbansprüche Ediths, von deren Größe Sie kaum eine Ahnung haben. Und damit Sie sehen, daß ich Vertrauen nicht nur fordere, sondern auch schenke, will ich Ihnen darüber, ehe Sie mir antworten, einiges mittheilen."

Sie waren an der Kirche vorbei auf die Chaussee gelangt, die in einiger Entfernung vom Strande nordwärts nach Ringkjöbing führt, und während Sie hier auf und ab gingen, erfuhr Dirk von seinem Begleiter folgenden Sachverhalt:

In der englischen Grafschaft Devon, unweit der kleinen Hafenstadt Ilfracombe, lebte auf dem uralten, jetzt arg verfallenen Herrensitze Thirlwall ein hochbejahrter Greis, über dessen Vermögen die fabelhaftesten Gerüchte in der Umgegend verbreitet waren. Diese Uebertreibungen beruhen aber auf einer an sich reellen Grundlage, denn Herr Josiah Scudamore war in der That unermeßlich reich, wenn er auch ein Leben führte, als könnte er nicht über tausend Pfund verfügen. Vor langen Jahren hatte er seine beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter, aus dem Hause vertrieben, weil sie Ehebündnisse abgeschlossen hatten, die seinen Wünschen zuwider liefen. Der Sohn hatte die Tochter eines Hamburgischen Subalternbeamten geheirathet und war als englischer Offizier in der Schlacht an der Alma gefallen. Die Wittwe lebte in Hamburg, aber aus Gründen, so sagte Lundby, über die er sich nicht auslassen dürfte, sei es zweifelhaft, ob der alte Scudamore bezüglich ihrer beiden Töchter seine Absicht ausführen würde, zur Sühne für die vormals bewiesene Härte seine Enkel in alle ihre Rechte wieder einzusetzen.

Es gab nun noch eine dritte Enkelin, die Tochter eines Schiffskapitäns, von dem Fräulein Selina

Scudamore sich hatte entführen lassen; ein Versuch nach der Hochzeit die Verzeihung des Vaters zu erlangen, war vergeblich gewesen. Kapitän Frere, Selinas Gatte, hatte schließlich ein eigenes Schiff, die Brigg „Angelina“, befehligt; und diese Brigg war vor ungefähr 14 Jahren mit Mann und Maus an der Küste von Jütland untergegangen.

„Ungefähr —, das ist eine Angabe, womit sich nicht viel anfangen läßt,“ bemerkte Dirk, als Lundby in seiner Erzählung so weit gekommen war.

„Es war auch nur eine Art zu reden von mir,“ antwortete Lundby. „Denn das Datum ist genau bekannt. Der verhängnißvolle Schiffbruch fand am 11. April 1851 statt. Von den Insassen der „Angelina“ wurde niemand gerettet als ein kleines Mädchen, das also aller Wahrscheinlichkeit nach Edith Lornsen ist.“

Holmfeld schüttelte zweifelnd den Kopf. „Das klingt alles ganz gut,“ sagte er bedächtig; „aber dabei bleibt es auffallend, daß Edith, wenn sie wirklich Scudamores Enkelin ist, von niemand zurückgefordert ist.“

„Nicht im mindesten. Kapitän Frere hatte keine Verwandten und stand ganz allein in der Welt da. Von seiner Frau Selina aber wollte deren einziger Angehöriger, ihr Vater, nichts wissen.“

„Hm — ja — es kann sein. Nun, und jetzt sind Sie hier . . .“

„Um zu untersuchen, ob Ediths Herkunft von jenem zu Grunde gegangenen Schiffe sich mit einiger Sicherheit nachweisen läßt.“

„Ich glaube wohl, und ich sehe keinen Grund, Ihnen vorzuenthalten, was mir von Frau Lornsen über jene Sturmnacht mitgetheilt worden ist.“

„Wo ist denn deren Mann, der Pflegevater Ediths?“

„Der ist lange verschollen, das Vollschiff „Claus Biesendahl“, auf dem er vor sechs Jahren von Kopenhagen nach Australien in See gegangen ist, ist niemals an seinem Bestimmungsorte Melbourne angekommen.“

„Ah —, das sind die Peripetieen der See! Das trifft sich unglücklich! Männer sind in ihren Berichten immer so viel zuverlässiger. Aber was hilft das? Wir müssen uns nun schon an Frau Lornsens Erzählung halten.“

„Hier ist sie. Am Abend des 11. April fuhr Lornsen mit dem Rettungsboote von Blaavands Huk hinaus, weil zwei Schiffe in Noth waren. Eine furchtbar stürmische Nacht war vorhergegangen, und das Unwetter hatte den ganzen Tag weiter gewüthet. Mehr als ein Fahrzeug ist damals zu Grunde gegangen, und die ganze Westküste von Schleswig und Jütland war mit Schiffstrümmern übersäet. Das Rettungsboot fuhr erst an den Schoner „Juno“, das eine der bedrängten Schiffe, das aber zerschellte, ehe das Boot heranlangte. Dann fuhr es nach dem anderen, der Brigg „Angelina“ und nahm einen Theil der Bemannung, auch die Frau und das Kind des Kapitäns auf; der Rest der Mannschaft rettete sich im eigenen Boote. Aber es nützte alles nicht viel; denn einige hundert Schritte vom Strande kam eine fürchterliche Woge, eine von denen, die der Seemann unter dem Namen „Brecher“ kennt und fürchtet, und brachte beide Boote zum Kentern. Lornsen hielt das kleine Mädchen und sich selbst an dem einen Boote fest und wurde in vollständig erschöpftem Zustande gerettet. Alle Anderen kamen als Leichen an den Strand und haben ein gemeinsames Grab gefunden, das mit der Gallionfigur der „Juno“ geschmückt ist. Das ist alles, was ich weiß. Darnach dürfen Sie getrost die Wittwe Lornsen selbst aufsuchen, um so mehr, als sie auch im Besitze von Papieren ist, die Ediths Identität nachweisen.“

„Wollen Sie mich nicht begleiten?“ bat Lundby. „Es wäre mir sehr erwünscht, wenn ich durch einen Freund der Familie eingeführt würde.“

Dirk konnte sich diesem Wunsche nicht entziehen, obgleich er es lieber vermieden hätte; bot er damit doch selbst die Hand zur Entfernung des schönen Mädchens, das seine ganze Welt war. Indem er nach Westen sah, wo nur ein schmaler, heller Schimmer noch die Stelle verrieth, wo die Sonne untergegangen war, bemächtigte sich seiner eine unermeßliche Traurigkeit, und hätte es nicht gar so wunderlich ausgesehen, würde er seinen neuen Bekannten verlassen haben und nach Hause zu seiner geliebten Violine geeilt sein.

Es war ein eigenthümlicher Bau, das saubere Häuschen der Wittwe Lornsen, das etwas abseits von den andern und unmittelbar hinter der Sanddüne so lag, daß man vom Strande aus das eben über den niedrigen Höhenzug hervorragende rothe Dach erblickte. An dem ganzen Hause war nicht ein Stück Holz, das nicht von einem Schiffbruch herrührte; auch die Eisentheile, Schlösser, Riegel und Nägel, hatten früher auf Schiffen Dienste geleistet.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 247. Montag, den 30. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

7.

Die Freundin.

Während aber Anna Leopoldowna, allen Regentengeschäften entfremdet, nur ihrem Vergnügen lebte, schlief die Intrigue, schlief die Verläumdung nicht.

Es lebte an ihrem Hofe ein junger polnischer Graf, Lynar, dem sie vielleicht einmal mehr Aufmerksamkeit bezeugt hatte, als denen, die in der That nach ihrer Gunst strebten. Diese ergriffen, in ihren Erwartungen getäuscht, eifrig nach dieser vermeintlichen Gelegenheit, die Regentin in den Augen ihres Gemahles und ihres Hofes zu verdächtigen. Ersterer, der in seinem Ehrgeize selbst nach der Regentschaft strebte, suchte zugleich diese Gelegenheit zur Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne zu benützen und so bildete sich nach und nach eine Art Verschwörung, die für die Regentin gefährlich werden konnte.

Diese aber ahnte von dem Allem nichts und blieb deshalb ihren bisherigen Gewohnheiten getreu.

So saß sie eines Tages, unbekümmert um ihre Regentengeschäfte, in ihrem Boudoir. Da geht die Thür auf, und ein junges Mädchen schaut lächelnd, und mit dem Kopfe nickend, herein.

„Ah, Du bist es, meine Julie!“ ruft die Prinzessin, ihr die Arme öffnend, und sie an ihr Herz drückend. „Komm, ich will Dich küssen!“

Und ihre Freundin auf ihren Schooß niederziehend, fuhr sie fort:

„Jetzt erzähle mir, Julie! Plaudere, laß mich einige Deiner allerliebsten, lustigen Geschichten hören. Das wird mich zerstreuen, und machen, daß diese noch so langen Stunden bis zu seinem Kommen schnell verfliegen!“

Julie von Mengden schüttelte schalkhaft und mit einem komischen Ernst ihren lieblichen Lockenkopf, und sehr geschickt und unverkennbar die etwas näselnde und heisere Stimme des Prinzen Ulrich nachahmend, sagte sie:

„Durchlaucht vergessen, daß Sie Regentin sind und im Namen des erlauchten kaiserlichen Schreihalses und Sohnes die Zügel der Regierung lenken müssen, sintemalen Se. kaiserliche Gnaden noch in den Windeln ruhen, und weniger mit Staatsgeschäften, als mit andern kleinen Geschäften zu thun haben!“

Anna Leopoldowna brach in ein fröhliches Gelächter aus, und klatschte frohlockend in ihre kleinen, von Brillanten funkelnden Hände!

„Das ist süperbe,“ sagte sie. „Du spielst meinen sehr ehrenwerthen Herrn Gemahl zum Entzücken! Es ist, als ob man ihn hört und sieht! Ach, ich wollte, er gliche Dir ein wenig, dann würde er weniger unausstehlich sein, und es wäre leichter, ihn zu ertragen!“

Julie von Mengden antwortete nicht auf diese Bemerkung, sie fuhr mit ihrer näselnden Stimme und ihrem komischen Pathos fort:

„Durchlaucht, es ist jetzt auch nicht Zeit, unsere lieblichen und zerstreuenden kleinen häuslichen Zwistigkeiten zu analysiren, und sich zu beschäftigen mit der stillen Wonne unserer glücklichen Ehe! Durchlaucht sind vor allen Dingen Regentin, und müssen an die Staatsgeschäfte denken! Draußen stehen drei höchst würdige, dickbäuchige, perrückenbehangene, Ambra und Moschus, Taback und Langweiligkeit duftende Gesandte, und begehren Audienz. Euer Durchlaucht sind vor allen Dingen Regentin, und werden sie anhören müssen!“

„Müssen!“ sagte Anna schnell verdüstert. „Erst wollen wir hören, was sie von uns begehren!“

„Der erste ist der Gesandte des großen persischen Eroberers Thamas-Kouli-Kahn, der kommt, die glänzenden Geschenke seines Herrn zu Euren Füßen niederzulegen!“

„Bah, es sind Geschenke für den jungen Kaiser Iwan! Mag man ihn also an die Wiege meines Sohnes führen, damit er dort seine Geschenke ausbreite! Mich interessirt das nicht!“

„Der zweite ist ein Kurier und Abgesandter von

unserm Kriegslager. Er bringt die Nachricht eines von unsern tapfern Soldaten glücklich erfochtenen Sieges über die Schweden!"

„Aber mein Gott, was kümmert mich das?" rief die Regentin unwillig. „Mögen sie gesiegt oder unterlegen haben! Mir einerlei! das geht meinen Gemahl, den Herrn Generalissimus an. Man verschone mich mit diesen kriegerischen bluttriefenden Abgesandten!"

„Der dritte ist der Gesandte der jungen österreichischen Kaiserin Maria Theresia. Er kommt, sagt er, in ganz geheimen Aufträgen, und will eine Art Verschwörung entdeckt haben, die gegen Euch angezettelt ist!"

„So gehe er damit zu Golovkin, unserm Minister des Innern. Das ist seine Sache."

„Euer Durchlaucht sind aber vor allen Dingen Regentin und sollten bedenken —"

„Nichts, nichts will ich bedenken!" unterbrach Anna Leopoldowna ihre Freundin. „Ich will nicht belästigt sein, das ist Alles!"

„Nun, Gott sei Dank," rief Julie von Mengden jetzt in ihrem natürlichen Ton, „Gott sei Dank, daß das Deine Meinung ist, Prinzessin. Es ist also Dein Ernst, ich soll diese liebenswürdigen drei Perückenstöcke zum Teufel, oder, was ebenso viel ist, zu Deinem Gemahl schicken?"

„Es ist mein Ernst!"

„Und das ist schön von Dir," fuhr Julie fort, indem sie sich vor ihrer Gebieterin niederkauerte. „Diese ewigen unausstehlichen und langweiligen Staatsgeschäfte würden Dein Gesicht frühzeitig alt und runzelig machen, meine theure Fürstin. Ach, es gibt nichts Langweiligeres, als das Regieren."

„Aber, meine kleine Plauderin, Du vergißt diese drei Abgesandten da draußen!" sagte Anna lächelnd.

„Ach, das ist wahr! Ich muß erst diese Perückenstöcke fortschicken!" rief Julie aufspringend und leicht wie ein Vogel aus dem Gemache flatternd.

„Wie lieb sie ist, und wie angenehm, daß ich sie bei mir habe," sagte Anna, ihrer Freundin mit zärtlichen Blicken nachschauend. „Sie ist in Wahrheit mein Genius, der die Sorgen von meiner armen Stirn hinwegscheucht."

„So, das ist gethan!" rief Julie, schnell wieder ins Zimmer tretend. „Ich habe sie fortgeschickt, diese Herren. Zu dem persischen Gesandten sagte ich: gehen Sie zu unserm Kaiser Iwan. Der wird mit Brillanten groß gepäppelt, und da er heute noch kein Frühstück bekommen, so wird er hungrig sein. Gehen Sie also und bringen Sie ihm Ihr Brillantenfrühstück. Anna Leopoldowna mag sie nicht, sie ist übersatt davon! — Zu dem zweiten Gesandten sagte ich: melden Sie Ihre glorwürdigen Siege unserm Generalissimus. Er ist bei der Toilette, und da er sich alle Morgen die edlen Wangen mit rother Schminke betupft, so wird ihm Ihre neue, aus purpurrothem Feindesblut präparirte Schminke sehr willkommen sein! — Und was Eure geheimen Aufträge, und Eure entdeckten Verschwörungen betrifft, mein Herr, sagte ich zu dem österreichischen Gesandten, so thut es mir leid, daß Ihr mit diesen lieblichen Kindern Eures erfindungsreichen Kopfes hier nicht in die Wochen kommen könnt. Geht damit zu unserer Hebamme, dem Minister Golovkin, und beeilt Euch ein wenig, denn ich sehe an Eurem Gesicht, daß Ihr schon in Geburtsschmerzen seid!"

„Nun," fragte Anna Leopoldowna laut lachend, „was sagten darauf die gestrengen Herrn?"

„Was sie sagten? Nichts sagten sie! Sie waren stumm und machten Augen! Gerade solche Augen, wie ich sie daheim in Liefland auf dem Landgute meines Vaters gesehen an den Kälbern, welche der Schlächter gestochen hatte. Aber jetzt," fuhr Julie fort, indem sie sich wieder zu den Füßen ihrer Gebieterin niederkauerte, „jetzt erzeige mir die einzige Gnade, und vergiß ein wenig, daß Du Regentin bist! Laß uns plaudern, wie ein Paar ächte und rechte Weiber, das heißt von unsern Männern und Liebhabern! O, ich habe Dir eine wichtige Nachricht zu bringen! In der That, eine sehr wichtige Nachricht! —"

„Nun, sprich schnell," sagte Anna gespannt. „Was ist es, das ich von Dir erfahren soll?"

Julie machte ein sehr ernstes und wichtiges Gesicht.

„Die erste und bedeutendste Nachricht ist, daß Euer Gemahl, der Prinz Ulrich von Braunschweig, sehr eifersüchtig ist auf mich, die doch nur Deine Freundin ist!"

„Bah," sagte Anna fast verächtlich, „laß ihn immerhin eifersüchtig sein. Ich frage nicht darnach, und werde dennoch immer thun, was mir gefällt."

„Nein, nein, das geht nicht," sagte Julie ernsthaft. „Es ist so langweilig, diesen eifersüchtigen Herrn immer zanken und brummen zu hören. Ich sage Dir, Durchlaucht, ich will Ruhe haben, ich will's nicht länger leiden, daß er so grimmig um sich schaut, und immer grollt und schilt. Du mußt ihn besänftigen, Anna, oder ich laufe fort von diesem abscheulichen Hofe, an dem es nicht einmal erlaubt ist, daß ein armes Mädchen ihre Herrin und Freundin, die liebreizende Prinzessin, Herzogin Anna Leopoldowna, von ganzer Seele lieben darf!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der kleine Vorgarten, in dem Balsaminen, Nelken, Stiefmütterchen und Reseden ein bescheidenes Dasein führten, war von einer Hecke unregelmäßig gestalteter Schiffsbohlen, ab und zu mit einem großen Walfischknochen wechselnd, eingefaßt; zwei Bruchstücke eines vormaligen Mastes bildeten die Thürpfosten, ein halbes Boot war das Hundehaus; ein später hinzugefügter Anbau bestand aus Magahoniplatten, die früher im Salon eines Passagierdampfers Verwendung gefunden hatten.

In diese wunderliche Behausung, die übrigens im Innern wie im Aeußern alle Zeichen behaglichen Wohlstands trug, traten Lundby und Dirk ein. Als beim Knarren der Thür Edith aus dem Wohnzimmer herauskam, die Augen mit der Hand beschattend und das Antlitz von dem Wiederschein des farbigen Lampenschirms rosig beleuchtet, gewährte sie ein so reizvolles Bild vollendeter Schönheit, daß Lundby unwillkürlich einen Ausruf des Staunens ausstieß und seine unverhohlene Bewunderung in Dirks Brust einen Sturm eifersüchtiger Gefühle erweckte.

Ediths Augen wanderten von Dirk zu Lundby und verweilten länger bei diesem; das war nur natürlich, da Lundby ihr fremd war, aber Dirk dachte mit Bitterkeit daran, was das weltmännische Aeußere und sichere Auftreten des neu Angekommenen zu Vergleichen anregte, die für ihn selbst nicht anders als ungünstig sein konnten.

Man trat in das Wohnzimer und Dirk theilte Edith und der alten Fischersfrau in kurzen Worten den Zweck der Anwesenheit Lundbys mit. Schon jetzt und während des ganzen Abends konnte Dirk mit steigendem Unmuth beobachten, wie Lundbys bewundernde Blicke immer wieder zu Edith zurückkehrten und wie das junge Mädchen nach Art aller Evastöchter sich dadurch geschmeichelt fühlte.

Mutter Lornsen, erst etwas befangen, dann redselig und weitschweifig nach Art der Frauen ihres Standes, berichtete über die Vorkommnisse des doppelten Schiffbruchs ganz, wie Dirk es vorher gethan hatte. Nur verweilte sie länger bei Einzelheiten, die für die Hauptsache eigentlich wenig in Betracht kamen.

Lundby hörte mit großer Geduld zu und hielt durch geschickt angebrachte Zwischenfragen die Frau einigermaßen im richtigen Fahrwasser. Als sie endlich mit ihrer Erzählung fertig war, fragte er: „Können Sie mir die Papiere zeigen, die auf ihre Pflegetochter Bezug haben? Sie haben welche, wie ich gehört habe."

„O ja, freilich habe ich sie!" betheuerte die Alte eifrig. "Der Kapitän hat sie selbst meinem Mann gegeben und ihn gebeten, sie aufzubewahren, und Peter — das ist mein Mann — steckte sie unter seine Jacke. Sie waren in einem dicken Beutel von Seehundsfell, und das Meerwasser hat ihnen nicht viel angethan. Und nun will ich sie ihnen zeigen."

Die alte Frau ging an eine mit großen Blumen bemalte hölzerne Truhe und holte daraus ein Taschenbuch und ein Kästchen hervor, das aus getriebenem Metall hergestellt war und durch seine wunderbar feine Arbeit nicht nur die Aufmerksamkeit Dirks, der es noch niemals gesehen hatte, sondern auch Lundbys erregte. Es war viereckig, der Deckel leicht gewölbt. An den Ecken standen vier Figürchen, Ritter mit vorgehaltenen Schildern, in deren Mitte je ein Edelstein, blau, roth, gelb und grün, eingelassen war. Kartuschen an den vier Seiten und oben auf dem Deckel waren ebenfalls mit Edelsteinen an ihren Ecken geschmückt.

„Was ist denn das für ein Kästchen?" fragte Dirk. „Das ist ja außerordentlich kostbar, wenn die Edelsteine echt sind."

„Sie sind aber nicht echt," lachte Edith. „Das ist mein großer Kummer. Alles nachgemacht. Sie werden erst Augen machen, wenn Sie sehen, was darin ist. Aber erst müssen Sie die Dokumente lesen."

Dirk sah finster darein. Es verdroß ihn, daß Edith die Antwort auf seine Frage nicht an ihn, sondern lediglich an den Fremden gerichtet hatte.

Das alte, lederne Taschenbuch wurde geöffnet. Es enthielt alle für die Herkunft Ediths entscheidenden Dokumente, die Taufscheine und die Bescheinigung über die Trauung ihrer Eltern, Ediths eigenes Taufzeugniß und die Bescheinigung über ihre in Wittenaes erfolgte Konfirmation. Dann aber war noch ein anderes Schriftstück vorhanden, das folgenden Wortlaut hate:

„Der Familienschmuck der Scudamores ist weltberühmt und hat immer und überall, wo er von der Herrin oder Erbin von Thirlwall getragen wurde, bei den Herren die größte Bewunderung, bei den Damen den bittersten Neid erregt. Vor 150 Jahren ist eine Nachbildung von ihm angefertigt worden, als der damalige Besitzer des Schlosses in augenblicklicher Geldverlegenheit den Schmuck bei einer großen Londoner Bankfirma verpfändete. Ueber zehn Jahre trug die damalige Lady Hornby diese täuschend ähnliche Nachbildung, um in den Kreisen ihrer Bekannten die beschämende Thatsache der Verpfändung der echten Juwelen nicht ruchbar werden zu lassen.

An diese Nachbildung knüpft sich eine Familien-Ueberlieferung, die bisher — sei es Zufall oder mehr als das — durch die Ereignisse immer bewahrheitet worden ist. Wer die nachgemachten Juwelen besitzt

oder auch nur vorübergehend besessen hat, erhält früher oder später auch die echten Juwelen.

Zweimal im Laufe der Zeit war die Herrschaft über Thirlwall in Ermangelung männlicher Erben durch Töchter auf andere Familien übergegangen, jedesmal erbte sie später den echten.

Einmal waren ein Sohn und eine Tochter vorhanden, und während die Tochter die Nachbildung erhielt, bekam die Braut des Sohnes an ihrem Hochzeitstage den echten Schmuck. Aber sie und ihr Gatte starben kinderlos, und abermals bewährte sich die alte Ueberlieferung.

Seitdem war es Gebrauch, den falschen Schmuck nur den Verlobten der Söhne zu schenken. Das Schmuckkästchen mit den echten Juwelen enthielt eine Bescheinigung über den Werth, das mit den unechten dies Dokument, das zum letzten Male von dem gegenwärtigen Besitzer von Thirlwall erneuert wurde. Möge es seine Wahrheit auch bei Selina erweisen!"

Unterzeichnet war dies merkwürdige Schriftstück von Josiah Scudamore Esq., Herr von Thirlwall in Devon.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Besonders lernt die Weiber führen! Dies Wort Mephistos an den Schüler möchte man wenn auch in etwas anderem Sinne, unserer heutigen Männerwelt zurufen. Lernt die Weiber führen! oder vielmehr: lernt sie wieder führen! Denn wie ein anständiger Mann eine anständige Frau auf der Straße zu führen hat, das scheint, ihr ganz vergessen zu haben. Seit Jahren hat, wie immer bei neuen Unsitten anfangs in kleineren, bald aber in immer weiteren Kreisen, und mit immer größerer Schnelligkeit die Unsitte um sich gegriffen, daß der Mann auf der Straße die Frau nicht mehr führt, sondern sich von ihr führen, richtiger gesagt: schleppen läßt. Wenn das ein gebrechlicher oder kranker alter Herr thut, wenn der sich an den Arm seiner Frau oder seiner Tochter hängt, so wird kein Mensch etwas dawider haben. Wenn sich aber große, starke, gesunde Männer oder junge Burschen von achtzehn bis zwanzig Jahren auf der Straße von einer Frau oder von einem Mädchen führen lassen, wie man es jetzt täglich hundertfach sehen kann; was soll man dazu sagen? Man sehe nur, wie's gemacht wird: Entweder packt der Herr die Dame an ihrem linken Arm und schiebt sie dann vor sich her, etwa wie der Schutzmann einen Strolch; oder er steckt seinen Arm oder seine Hand zwischen ihren Arm und ihre Brust und läßt sich im eigentlichsten Sinne des Wortes von ihr schleppen. Daß eins wie das andere eine große Unsitte ist, darüber kann wohl unter gebildeten Menschen keine Meinungsverschiedenheit herrschen und es giebt ja auch eine Anzahl von Menschen, die diese Unsitte nicht mitmachen. Aber unter den jungen Leuten machen sie leider schon sehr viel mit, und auch unter Personen reiferen Alters kann man sie schon sehr oft sehen. — Woher stammt die Unsitte? Es wird behauptet, sie stamme aus England. Und da gegenwärtig alles Englische in Deutschland ebenso nachgeäfft wird wie vor dem großen Kriege alles Französische (obwohl wir den Engländer selbst heute ebenso hassen, wie damals den Franzosen), so scheint die Behauptung etwas für sich zu haben. Besteht die Unsitte aber wirklich in England? Und wenn sie dort besteht, in welchen Kreisen besteht sie? In den gebildeten ganz sicherlich nicht. Keine anständige Frau würde sich von einem Manne eine solche Roheit bieten lassen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Unsitte mit der immer auffälliger werdenden Umkehr der Geschlechter und Verfeminierung (auf Deutsch: Verweiblichung) unserer Männerwelt zusammenhängt. Unsere jungen Damen möchten am liebsten die Herren spielen, sich kleiden wie die Lieutenants, radeln, Zigarretten rauchen, Spazierstöckchen tragen u. s. w. und unsere jungen Herren können sich nicht weibisch genug zustutzen und putzen: zu den bunten Schuhchen und Strümpfchen und Hemdchen und Shlipschen sind diesen Sommer auch noch die bunten Hütchen mit den bunten Bändchen gekommen und die Schwippchen mit den silbernen Griffchen; und nun sehe man nur, wie sie einhergehen, diese zwanzigjährigen weibischen Trottel, wie sie schieben in den Schlotterhosen mit der Bügelfalte und in den langen Pfützentitschern, die ihre dünnen Beine verbergen sollen, wie sie den Kopf hängen, wie sie den Rücken krumm machen, als ob sie keine Spur von Mark mehr drin hätten! Zu alledem paßt es, daß sie sich nun auch noch schleppen lassen. Und wie stolz sind die Dämchen, wenn ihnen die große Ehre widerfährt, ein solches Trottel zu schleppen! Wie glückstrahlend halten sie ihren Henkel hin, damit sich das Trottel einhenken kann, als ob sich das ganz von selbst verstünde! — Möchte doch in allen Kreisen, ruft das „Leipziger Tgbl." aus, energisch gegen diese abscheuliche Unsitte vorgegangen werden. Möchten vor allem Frauen und Mädchen darüber aufgeklärt werden, wie sehr sie sich erniedrigen, wenn sie sich eine solche Unsitte von den Männern gefallen lassen.

— Im Dusel. Betrunkener Schauspieler (der eben erwacht, wie man ihn auf einer Karre zur Polizeiwache fährt): „Donnerwetter, schon wieder 'mal die Pferde ausgespannt worden?"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 248. Dienstag, den 31. Oktober. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Regentin Augen füllten sich mit Thränen.

„Mein Gott, Julie," sagte sie zitternd, kannst Du im Ernste daran denken, mich zu verlassen? Siehst Du denn nicht, daß ich ganz elend, ganz einsam sein würde?"

Und sie zog ihre Freundin empor in ihre Arme und küßte sie.

Juliens helle Augen füllten sich mit Thränen.

„Glaubst Du denn, Prinzessin, daß ich Dich jemals verlassen, mich jemals von Dir trennen könnte?" fragte sie zärtlich. „Nein, Anna hat so ganz mein Herz eingenommen, daß darin nicht Raum ist für ein anderes Gefühl, als für die grenzenloseste Liebe und Hingabe an meine theure, angebete Fürstin."

Und sie hielt Wort, diese theure Freundin. Ebenso vorsichtig wie sorgfältig beobachtete sie Alles, was um sie vorging, nichts, was gegen Anna gerichtet war, entging ihren scharfen Blicken und die kommenden Ereignisse bewiesen, daß ihre Sorge um die Regentin keine vergebliche war.

8.

Die Rechtfertigung.

Bei dem Prinzen Ulrich von Braunschweig, dem Gemahl der Regentin, waren die ersten und obersten Offiziere seines Generalstabes zu geheimer Konferenz versammelt. Ihre finstern, drohenden Blicke waren unheilverkündend, und zornvoll blitzte das Auge des Prinzen, welcher in ihrer Mitte stand, und in glühenden Worten zu ihnen gesprochen hatte von seinem häuslichen Unglück und von dem thatenlosen, träumerischen Leben, dem sich die Regentin überlasse.

„Sie schreibt Gedichte," schloß er jetzt mit zornvoller Stimme seine lange Rede, „während es darauf ankäme, zu regieren, und die Bittschriften und Aktenstücke zu lesen, welche aus ihren Kanzleien und Bureaus bei ihr einlaufen, und die sie stets ungelesen zurücksendet. Ihr seid Männer, wollt Ihr die Schmach ertragen, von einem Weibe regiert zu werden?"

„Nein, nein, wir wollen es nicht dulden!" schrieen die Männer mit wilden Blicken, an ihre Schwerter fassend. „Gebt uns Beweise ihrer Schuld und wir werden zu handeln wissen, wie es Männern geziemt!"

„Es ist ein unnatürliches und unerträgliches Gesetz, das Männern gebieten will, einem Weibe zu gehorchen, es ist naturwidrig, daß die Mutter herrschen soll im Namen ihres Sohnes, während der Vater lebt, der Vater, welchem die Natur und Sitte überall in der Welt das Recht zu erkennt, der Herr seines Weibes und seiner Kinder zu sein!" rief der Prinz.

„Gebt uns Beweise ihrer Schuld," schrieen die Soldaten, „und in dieser Stunde noch ernennen wir Euch an ihrer Statt zu unserm Regenten und Herrn!"

Ein vertrauter Diener des Prinzen trat in diesem Augenblicke ein, und flüsterte seinem Herrn leise ins Ohr, daß Graf Lynar soeben durch eine Hinterthüre in den Palast getreten sei.

Des Prinzen Antlitz flammte auf.

„Wohlan, meine Herren," sagte er, sich höher emporrichtend, „Sie fordern Beweise! In dieser Stunde noch will ich sie Ihnen geben! Eins aber mache ich mir zur Bedingung! Keine Gewaltthätigkeiten! Ihr habt in der Regentin die Mutter Eures Kaisers, die Gemahlin Eures zukünftigen Regenten zu ehren! Anna wird sich unsern gerechten Vorstellungen fügen und freiwillig diese Entsagungsakte zu Gunsten meiner unterzeichnen! Das ist Alles, was wir von ihr fordern wollen! Sie bleibt in ihren heiligen und unantastbaren Rechten als die Gemahlin Eures Regenten, als die Mutter Eures Kaisers! Das vergeßt nicht!"

„Vor allen Dingen gebt uns Beweise ihrer Schuld!" riefen die Männer ungeduldig.

„Ich werde sie Euch geben können!" sagte der Prinz; „kommt, folgt mir!"

Und er schritt ihnen voran; leise, auf den Zehenspitzen, folgten ihm seine Generale.

So ging es lautlos durch die langen Korridore,

welche von dem Flügel des Schlosses, den der Prinz bewohnte, in den von der Regentin bewohnten Theil führten.

In dem Boudoir der Regentin Anna Leopoldowna ereignete sich indessen etwas Seltsames.

Mitten in ihren Gedanken wurde sie unterbrochen von Julie von Mengden, welche im weißen Atlasgewand, mit einer Myrthenkrone im Haar, durch die geheime Thür herein chlüpfte.

„Prinzessin Anna, jetzt ist es Zeit, daß Du Alles erfährst," sagte sie eilig. „Durch die Korridore schleicht Dein Gemahl mit seinen Generalen herbei. Sie wollen Dich einer Schuld überführen, die Deinem Herzen fremd ist, um einen Grund zu haben, Dich der Regentschaft zu Gunsten des Prinzen zu entsetzen. Wir wollen aber Deinen Gemahl von seiner Eifersucht heilen. Von dieser Stunde an soll er erkennen müssen, daß er sich getäuscht hat, und daß es an ihm ist, Deine Vergebung zu erflehen. Anna Leopoldowna, ich liebe auf der Welt nichts als Dich, und deshalb bin ich bereit, für Dich zu thun, was nur die Liebe kann. Ich werde den Grafen Lynar heirathen, um für Dich auf immer allen Verdacht und alle Verleumdung zu unterdrücken."

Anna's Augen flossen über von Thränen der Rührung. „Nein", sagte sie, „ich kann nicht zugeben, daß Du Dich um meinetwillen opferst, daß Du eine Verbindung eingehst, der Dein Herz widerstrebt!"

Julie erwiderte hierauf nichts, öffnete vielmehr die Thüre und winkte.

Ein russischer Pope in feierlichem Ornate, gefolgt von zwei andern Dienern seiner Kirche, trat herein. Ihnen folgten die vertrautesten Dienerinnen Juliens.

Julie faßte des Grafen Hand, und vor Anna hintretend, sagte sie: „Gestatte uns erlauchte Fürstin, daß wir in Deiner hohen Gegenwart, welche der beste Segen unsers Bundes ist, unser feierliches Verlöbniß feiern!"

Anna öffnete ihrer Freundin die Arme, und sie fest umschlingend, flüsterte sie: „ich werde Dir das nie vergessen, meine Julie. Segen und Glück über Dich, mein Engel!"

„Ich werde Dir stets eine treue Schwester sein," flüsterte Julie zurück, „glaube und vertraue mir immer. Und jetzt, meine Anna, Ruhe und Fassung! Schon höre ich Deinen Gemahl nahen. Sei stark und groß! Kein Zug Deines lieben Gesichts verrathe Deine innere Bewegung."

Und Julie trat zurück zu dem Grafen und winkte dem Popen, sein heiliges Amt der Verlobungseinsegnung zu beginnen.

Hand in Hand kniete das bräutliche Paar vor dem Priester, mit gefalteten Händen lagen die Dienerinnen auf ihren Knieen und beteten, hoch aufgerichtet, eine himmlische Verklärung in ihrem edlen Angesichte, stand Anna Leopoldowna, — der Priester begann die Worte der Einsegnung!

Ein leises Geräusch an der verschlossenen geheimen Thür machte sich jetzt bemerkbar. Der Priester sprach ruhig weiter, in feierlichem Ernste kniete das Brautpaar, ruhig lächelnd stand die Regentin ihnen zur Seite.

Jetzt öffnete sich die Thür, und mit zornigem Gesichte, gefolgt von seinen Generalen, erschien der Prinz auf der Schwelle.

Niemand ließ sich stören, der Priester sprach ruhig weiter, das Brautpaar und die Dienerschaft lag auf den Knieen und betete, stolz und ruhig lächelnd stand Anna Leopoldowna.

Wie vom Blitz getroffen, bewegungslos, starr, blieb der Prinz auf der Schwelle; hinter ihm sah man die erstaunten Gesichter der Generale, welche sich auf die Fußspitzen erhoben, und die Hälse reckten, um Einer über den Andern hinzuschauen auf diese seltsame, unerwartete Scene!

Endlich erhob sich unter ihnen ein Gemurmel, sie drängten weiter vor, der Thür zu, und seine augenblickliche Erstarrung überwindend, wagte es der Prinz in das Gemach zu treten.

Ein zorniger Blick des Priesters gebot Ruhe, mit lauterer Stimme fuhr er fort in seinem Gebet, lächelnd winkte Anna Leopoldowna ihren Gemahl an ihre Seite und grüßte die Generale mit leichtem Kopfnicken.

Sie neigten sich bis zur Erde vor ihrer erlauchten Gebieterin, der Regentin.

Jetzt kam das Schlußgebet und die Austheilung des Segens. Knieend sprach ihn der Priester, — die Regentin auch beugte ihre Kniee, und zog den Prinzen neben sich nieder an ihre Seite. Dem Beispiele ihres Generalissimus folgend, sanken auch die Generale auf ihre Kniee, — es war eine gemeinsame Andacht, welche Niemand zu stören, Niemand zu unterbrechen wagte!

Die heilige Handlung war zu Ende! Der Priester küßte das Brautpaar und segnete es, dann entfernte er sich mit seinen Dienern; ihnen folgte die Dienerschaft der Freundin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jetzt öffnete Edith das Kästchen und alle Anwesenden brachen in einen lauten Ruf der Bewunderung aus, als die Nachbildung des Scudamoreschen Familienschmucks im Lichte der Lampe aufblitzte. Der Schmuck bestand aus einem Halsband von Diamanten und Smaragden, einem Diadem von Rubinen, Armbändern von diesen Edelsteinen, sowie von Topasen und Saphiren, Broschen und Ohrringen, die außer je einem dieser Steine tadellos schöne und reine Perlen enthielten. Der echte Schmuck mußte einen unersetzlichen Werth haben.

Man bewunderte die einzelnen Stücke immer aufs Neue und Edith mußte sie anlegen, um die Wirkung besser zu zeigen. Im vollen Schmuck der Juwelen strahlte sie in berückender Schönheit. Dirk, dem diese Schaustellung wenig gefiel, machte ihr unhöflich ein Ende, indem er aufstand und erklärte, es sei schon spät, und es schicke sich nicht, daß Fremde so lange bei alleinstehenden Frauen verweilten.

Er verabschiedete sich mit kurzem Gruß und ging hinaus. Lundby folgte ihm, doch nicht, ohne zu Edith, indem er ihre Hand festhielt, unddem erröthenden Mädchen mit keckem, bewunderndem Blick ins Antlitz sah, gesagt zu haben: „Wir werden uns wiedersehen, wo die Diamanten und Ihre Schönheit besser am Platze sind als in dieser armseligen Hütte. Sie müssen ganz andere Leute blenden, als die Fischer von Wittenaes.“

Draußen wartete Dirk auf Lundby, um ihn nach dem Wirthshause zu führen. Unterwegs fragte er: „Wo mögen die Scudamores diese unglaublichen Schätze erlangt haben?“

„O, das ist keineswegs ein Geheimniß!“ lachte Lundby. „Der Grundstock stammt aus den Zeiten der Königin Elisabeth und ihrer Nachfolger, wo die Squires von Thirlwall große Flibustier vor dem Herrn waren. Ein Theil ist jüngeren Ursprungs und, soviel ich weiß, ostindische Kriegsbeute.“

„Was denken Sie von der Nachbildung?“

„Daß man schon ein sehr gründlicher Kenner sein muß, um nicht getäuscht zu werden. Ich habe einen ziemlich guten Blick in diesen Dingen, aber wenn man den echten neben den falschen Schmuck legte, — ich wüßte nicht, ob ich sie unterscheiden würde.“

„Sie kennen auch den echten Schmuck?“

„Natürlich. Als Privatsekretär des Herrn Scudamore . . . aber hier sind wir an dem gastlichen Feenpalaste, wo ich die Nacht zubringen muß. Wollen Sie nicht mit hineingehen und noch ein Glas Punsch trinken?“

Holmfeld lehnte ab. Ihm war Herr Erwin Lundby eine unangenehme Persönlichkeit, würde es ihm auch dann gewesen sein, wenn er nicht gekommen wäre, um die Sonne aus Dirks Leben hinwegzunehmen. Er verabschiedete sich von ihm und ging nach Hause. Bis spät in die Nacht brannte in seinem Zimmer Licht, und wer vorüberging, konnte hören, wie er auf der Geige phantasirte. Zwei verspätet heimkehrende Fischer standen einige Minuten still, um den wunderbaren und schier unheimlichen Tönen zu lauschen, und einer von ihnen bemerkte: „Der spielt nicht wie ein richtiger Spielmann. . . Das ist ja wie der Neck an den Wasserfällen oben in Norwegen, der um seine Seele spielt.

Am nächsten Morgen besuchte Erwin Lundby den Kirchhof der Gemeinde Wittenaes; er hatte die Grabstätte der vor 14 Jahren verunglückten Seeleute rasch gefunden. Das Gallionbild der „Juno“, eine Holzbüste mit stieren dunklen Augen, die den alten homerischen Beinamen der groß- oder kuhäugigen rechtfertigten, zierte das Massengrab; eine Inschrift auf dem verwitterten Kreuz zeigte in kaum noch leserlichen Buchstaben an, daß hier die am 11. April 1851 in den Wellen umgekommenen Insassen der Schiffe „Juno“ und „Angelina“ ihre gemeinsame letzte Ruhestätte gefunden hätten. Darunter stand der Bibelspruch 1. Kor. 15,55.

Lundby kopirte die Grabschrift; als er sich zum Gehen wandte, erblickte er den alten Mann, der die Todtengräberstelle versah und ihm, höflich die Mütze ziehend, „Guten Tag“ wünschte.

Ein merkwürdiger Friedhof!“ sagte er zu dem eisgrauen, dürren Männchen.

„Ja, der soll wohl merkwürdig sein,“ nickte der Andere. „Es gibt nicht viel Kirchhöfe auf der Welt wie der da.“ Er schaute sich mit dem Stolze des glücklichen Besitzers um. „Mehr Ertrunkene als im Bett Gestorbene. Keine Familiengrüfte, aber Massengräber. Da unten eins mit über 200 Menschen — aus einer spanischen Gallion. Aber das ist alt — , die habe ich nicht beerdigt. Nein. Aber die von der „Juno“.

„Wieviel waren das?“ fragte Lundby.

„Das waren 25 Alles in Allem, und zwei Frauen dabei —, die eine blond und schön wie ein Engel. Sie und ihr Mann, der Kapitän, waren eng umschlungen, als sie ans Land trieben — und so haben wir sie gelassen — auch ein Kind war dabei — so von zwei Jahren . . .“

„Ein Kind?“ wiederholte Lundby lebhaft interessirt.

Ja, ein Mädchen — auch blond und schön — die liegt auch da. Gott gebe ihnen allen eine fröhliche Urständ!“

„Merkwürdig!“ murmelte Lundby. „Das war in derselben Nacht, wo das andere kleine Kind gerettet wurde, nicht wahr? Ich meine das Mädchen, das jetzt bei der Frau Lornsen ist.“

„So —bei der Lornsen?" Der Alte starrte blöde vor sich hin. „Davon weiß ich nichts, Herr. Ich habe mit den Lebenden nichts zu schaffen, ich kümmere mich nur um die Todten."

Lundby gab dem Alten ein Silberstück und ging, in tiefes Nachdenken versunken, nach dem Hause der Wittwe Lornsen. Er fand Edith allein anwesend und ließ sich von ihr noch einmal den Familienschmuck zeigen. Im Sonnenlichte entwickelten die unechten Juwelen ein noch funkelnderes Strahlenspiel als gestern Abend, und beide konnten sich an der schillernden Pracht nicht satt sehen.

Es wurde Lundby nicht schwer, sich bei dieser Gelegenheit noch fester in die Gunst des jungen Mädchens einzuschmeicheln. Er beschrieb ihr die Toiletten, die zu den einzelnen Schmuckstücken getragen werden müßten und setzte ihr auseinander, warum es sich verbiete, sie alle gleichzeitig anzulegen. Edith hätte nicht eine hübsche und eitle Evastochter sein müssen, wenn diese Bemerkungen und die von Lundby dazu eingestreuten Schmeicheleien nicht ihr besonderes Wohlfallen erregt hätten. Als Lundby sich endlich mit der Zusage, sie würde in kürzester Frist mehr von ihm hören, entfernt hate, stellte sie Vergleiche zwischen ihm und Dirk Holmfeld an, die nicht zu Gunsten des Pastorssohnes, der bis dahin ihr Ideal gewesen war, ausfielen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Berliner Vandalismus. Zu den gemeldeten Denkmalsbeschädigungen in der Siegesallee wird geschrieben: Die bubenhafte Zerstörungswuth, die sich in diesem Zerstörungswerk ausgetobt hat, ruft allenthalben helle Entrüstung hervor. Pfui Teufel! Die Büsten können durch andere ersetzt werden. Gewiß. Und der materielle Schaden würde an sich die peinliche Empfindung nicht motiviren, die sich eines jeden bemächtigt, der von dieser Roheit hört. Für die sittlich und ästhetisch fühlenden Menschen indessen hat das Kunstwerk eine Art von eigenem Leben; man empfindet die Schmach, die ihm angethan worden, als wäre eine Individualität mißhandelt worden, ja, als hätte sich ein Angriff gegen die Kunst als solche gewendet. Es ist ein moralischer Schlag, der mit dem Hammer in der Siegesallee gewüstet hat, gegen das Kunstempfinden von Berlin geführt worden ist. Und er wird nachgefühlt werden, auch wenn der materielle Schaden längst reparirt ist. Man hat leicht sagen, wie sollten unter den zwei Millionen Menschen in Berlin sich nicht ein oder ein paar verrohte Subjekte befinden, die aus Schadenfreude oder blinder Zerstörungswuth sich derart gegen Kunstwerke vergehen konnten. Für seine Zeitgenossen kann man doch nichts. Aber in das Bild, das man sich von ihnen macht, zeichnet sich doch ein dunkler Zug mehr ein. Als in Paris kurz vor dem siebziger Kriege die große Marmorgruppe von Carpeaux vor der Oper kaum enthüllt worden war, fand man sie eines Morgens mit einer ätzenden Flüssigkeit übergossen, die sich durch kein Mittel entfernen ließ, und die nach und nach einen beträchtlichen Theil des Kunstwerkes mit einer grauschwarzen Färbung verschändete. Damals stritt man in Paris darüber, welche Motive die Hand des Zerstörers geleitet haben möchten. Während die einen behaupteten, es wäre lediglich ein Akt der Roheit, wollten Andere Feinde des Künstlers und wieder Andere über die Nuditäten der Gruppe erboste Zeloten verantwortlich machen. Zur Zeit liegt in Berlin kein Grund vor, etwas anderes in der Verstümmelung zu sehen als das Austoben der Bestialität. Natürlich liegt für Jeden die Frage parat: Wie konnte eine solche Zerstörungsarbeit unbemerkt von den Wächtern, die in der Siegesallee postirt sind, geschehen? Die Zerstörung mußte doch eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen, sie war nicht ohne Geräusch auszuführen, was schon allein die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Dazu war die Nacht keineswegs dunkel. Man fragt sich, wo waren die Wächter? Sie waren offenbar wo anders.So viel ist aber ohne Weiteres klar, daß das bisherige System der Ueberwachung der Siegesallee nicht genügt. Es wird ja leicht sein, den Schutz zu verstärken. Traurig bleibt es, daß dies nothwendig geworden ist. Der Kaiser hat seinerzeit im Vertrauen auf die Berliner gegen jede Einzäunung der Denkmäler entschieden; sie sollten dem Verkehr auf das Entgegenkommendste offen stehen. Wenn dies Vertrauen des Kaisers durch eine schnöde Roheit getäuscht worden ist, so darf man doch sicher sein, daß der Kaiser zwischen der That eines Einzelnen und dem Verhalten und der Gesinnung der Millionenstadt zu unterscheiden wissen wird.

— Unwahrscheinlich. Onkel: „. . . Wie, jetzt verlangst Du schon wieder Geld für Deinen Schneider? Ich habe Dir doch vor vier Wochen erst fünfzig Mark gegeben!" — Student: „Ja, denke Dir, lieber Onkel, das Pech: Der Kerl ist damals nicht mit der Rechnung gekommen!"

— Hausfrau: „Sie haben wohl einen sehr kleinen Fuß, Katline." — Dienstmädchen: „Warum sagen Sie das, Madame?" — Hausfrau: „Weil ich in die Spitzen meiner Stiefel so oft Papier gestopft finde."

— Anmaßung: Landwirth (zu einem Bauern, der sich an einer Rauferei betheiligen will): „Ob D' machst, daß D' 'nauskommst! Trinkt nix und will mitraufen!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 249. Donnerstag, den 2. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jetzt wandte sich Anna mit einem stolzen Lächeln zu dem Prinzen:

„Ein seltsames Ungefähr hat Euch, mein Gemahl, zum Vertrauten dieses Liebesbundes gemacht", sagte sie. „Darf ich Euer Hoheit wohl fragen, was mir diese unerwartete, und etwas eindringliche Art Eures Besuches verschafft, und wie meine Generale dazu kommen, unangemeldet Euch zu ihrer Regentin und Herrin zu begleiten?"

Der Prinz stotterte einige verlegene, unverständliche Worte, welche Anna nicht beachtete.

Näher heran tretend, winkte sie den Generalen einzutreten, and sagte dann mit ihrem verbindlichsten und reizendsten Lächeln: „Ach, jetzt glaube ich den Grund Eures Kommens zu wissen, meine Herren! Euer loyales und pflichtgetreues Herz sehnt sich, Euren jungen Kaiser zu sehen! Es ist wahr, seine getreuen Unterthanen haben ihn lange nicht gesehen! Selbst ein Kaiser ist vor diesen schädlichen Einflüssen der Witterung nicht gesichert, wir haben sehr rauhe Tage gehabt, und deßhalb durfte sich der junge Kaiser seinem Volke nicht zeigen. Ah, ich lobe Euch, daß Ihr gekommen, ihn zu sehen, und ich billige es, daß mein Gemahl so unerwartet Euch zu mir führte. Ihr könnt Euch jetzt gewiß überzeugen, daß der Kaiser lebt und gedeiht! Julie, bringe uns den jungen Kaiser!"

Schweigend eilte Julie von Mengden fort, während Graf Lynar sich ehrfurchtsvoll der Regentin näherte, und ihr leise einige Worte sagte.

„Ihr habt ganz Recht, Herr Graf," sagte die Regentin laut, und sich an ihren Gemahl und die Generale wendend, fuhr sie fort: „der Graf Lynar ist mit Recht in Sorgen über die unerwartete Oeffentlichkeit, welche man seinem Verlöbniß mit seiner Braut gegeben! Es waren aber wichtige Gründe vorhanden, welche die Geheimhaltung dieser Verbindung nothwendig machten! Die Familie meines Hoffräuleins weigerte sich, in dieses Bündniß mit einem Ausländer zu willigen, und bestand darauf, daß Julie mit einem Andern, welchen man ihr zum Gemahl bestimmt, sich vermähle. Andererseits machten Familienrücksichten dem Grafen vorläufig die Geheimhaltung dieser Verlobung zur Pflicht. Julie, gedrängt von ihren unerbittlichen Verwandten, entdeckte sich mir, und weil ich Julie liebe, und weil ich sah, daß sie vergehen und sterben würde ohne den Besitz ihres Geliebten, begünstigte ich ihr Verhältniß zum Grafen Lynar. Sie sahen sich täglich in meinen Zimmern, und endlich ihrem beiderseitigen heißen Flehen nachgebend, gestattete ich, daß sie sich heute feierlich vor dem Priester verlobten, um dadurch jeden Widerspruch ihrer Familien unmöglich zu machen."

„Das, meine Herren", fuhr Anna mit erhöhter Stimme fort, „das ist die einfache Aufklärung dieses Räthsels! Ich war aber solche Aufklärung mir selber schuldig, weil ich sehr gut weiß, daß die im Dunkeln schleichende Verläumdung und die heimtückische Bosheit gern auch mich selber hineinziehen möchte in ihre verderblichen Netze, und weil eine gewisse feindselige und übelwollende Partei, zornig darüber, daß Euer Regent nur ein Weib ist, Euch deßhalb gern beweisen möchte, daß ein Weib immer nur ein schwaches Geschöpf ist! Hütet Euch, einem solchen albernen Märchen zu glauben."

Schweigend, gesenkten Auges standen die Generale unter den flammenden Blicken der Regentin, welche jetzt sich mit einem spöttischen Lächeln an ihren Gemahl wandte:

„Euch, mein Prinz und Gemahl," sagte sie, „Euch habe ich zu danken! Euer zartsinniges Herz verschaffte mir großmuthsvoll diese Gelegenheit, vor meinen ersten und geliebtesten Dienern und Unterthanen meine Handlungen und Thaten zu rechtfertigen, und so die Spitze dieses Dolches abzubrechen, mit welchem die Verläumdung meine Brust bedrohte! Ich danke Euch also, mein Gemahl! Aber seht, da kommt unser Kaiser!"

Wirklich wurden in diesem Augenblicke die Flügel-

thüren weit geöffnet, und ein unabsehbarer Zug von Palastbeamten und Dienern nahte sich. An der Spitze des Zuges sah man Julie von Mengden, auf ihren Armen ein in Goldbrokat gekleidetes, und auf einem mit Brillanten verzierten Sammetkissen ruhendes Kind tragend. Zu beiden Seiten sah man die reichgeschmückten, mit Orden behangenen Ammen und Wärterinnen, daneben die Haushofmeister des Kaisers, auf goldenen Kissen die Zeichen der Kaiserwürde, die Krone und die Reichsinsignien tragend.

Anna Leopoldowna nahm den jungen Iwan auf ihre Arme; das Kind lächelte ihr entgegen, und streckte lallend die Arme nach der funkelnden Kaiserkrone aus.

Anna ging, ihren Sohn auf den Armen, majestätischen Schrittes in die Mitte des Saales, und das Kind hoch emporhebend, sagte sie:

„Da habt Ihr Euren Kaiser! Ehrfurcht vor Eurem erlauchten Herrscher! Auf die Knie vor Eurem Kaiser!"

Es war wie ein Zauberschlag, der Alle zugleich getroffen, die Dienerschaft, die Kronbeamten, wie die Generale. Sie lagen Alle auf ihren Knieen, sie neigten Alle das Haupt zu Boden!

Anna genoß mit einem stolzen Lächeln dieses Triumphes. Neben ihr, Wuth und Scham im Herzen, stand der Prinz, der Vater des Kaisers.

„Es lebe der Kaiser!" ertönte es von allen Lippen und das Kind Iwan, der Kaiser aller Reußen, kreischte vor Vergnügen über das Geräusch und die bunte glänzende Gesellschaft.

„Es lebe unsere erhabene Regentin Anna Leopoldowna!" rief jetzt Julie von Mengden laut.

Wie ein donnernder Jubelruf wiederhallte es im ganzen Saal: „es lebe unsere Regentin Anna Leopoldowna!"

Die Generale waren die Ersten gewesen, welche einstimmten in diesen Ruf!

Eine Viertelstunde später waren die Generale entlassen, und der Kaiser mit seinem Hofstaat kehrte in seine Gemächer zurück.

Anna Leopoldowna blieb allein mit ihrem Gemahl und dem neuverlobten Paar, welches in eine Fensternische getreten war, und leise mit einander flüsterte.

Anna wandte sich an ihren Gemahl, und mit schneidender Kälte im Ton sagte sie:

„Ihr werdet gestehen, mein Gemahl, daß ich sehr großmüthig bin! Es war in meiner Macht, Euch als Hochverräther verhaften zu lassen, ich zog es aber vor, Euch nur zu beschämen, weil Ihr der Vater meines Kindes seid! Für jetzt aber muß ich Euch bitten, Euch in Eure Gemächer zurückzuziehen! Ich fühle mich sehr angegriffen und erschöpft, und muß doch noch vorher einige nothwendige geheime Depeschen absenden, welche ich dem Herrn Grafen Lynar mit auf die Reise geben will!"

„Graf Lynar verläßt uns also?" fragte der Prinz rasch und sichtlich freundlicher.

„Ja," sagte Anna, „er verläßt uns auf einige Wochen, um die Güter in Liefland, welche ich meiner Julie als Brautgeschenk gebe, in Augenschein zu nehmen, und alles dort vorzubereiten zum würdigen Empfang seiner Gemahlin!"

Julie stürzte sich mit heißen Dankesthränen auf die Hand ihrer Gebieteren.

„Anna," flüsterte Prinz Ulrich leise, „Anna, ich that Dir Unrecht, verzeihe mir!" und schweigend und ehrfurchtsvoll zog sich der Prinz zurück.

9.

Prinzeß Elisabeth.

Während eine mecklenburgische Prinzessin sich zur Regentin Rußlands erhoben hatte, und während man ihren Sohn als Kaiser verehrte, lebte Prinzeß Elisabeth allein und unbeachtet in ihrem kleinen, aller Pracht entkleideten Palaste. Deutsche Fürsten herrschten auf dem russischen Thron, und doch lebte in Petersburg die einzige rechtsmäßige Erbin des Kaiserreiches, die Tochter Zar Peters des Großen! Und sie war jung, schön und liebenswürdig, wie kam es, daß man sie verstieß, um Fremde auf den Thron ihrer Väter zu setzen, um Ausländer zu einer Würde zu erheben, welche ihr allein gebührte?

Prinzessin Elisabeth hatte sich freiwillig fern gehalten von allen politischen Intriguen und allen Revolutionen. Im Innern ihres Palastes da verlebte sie stillselige, glückselige Tage, da war ihre Welt, ihr Leben und ihre Lust! Prinzeß Elisabeth wollte nicht herrschen, sie wollte nur lieben und geliebt sein. Sie wollte vor allen Dingen ein Weib sein, und des vollen Glückes und Besitzes ihrer Jugend genießen!

Was kümmerte es sie, daß eine Fremde auf dem ihr gebührenden Throne saß, was fragte sie nach diesem blendenden Schimmer der Krone! Ach, es betrübte sie nicht einmal, daß sie arm war, und oft nicht einmal die Mittel besaß, ihren Freunden Freude und Geschenke zu machen! Inmitten ihres dürftigen Glanzes fühlte sie sich dennoch glücklich, denn sie war jung und schön!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wirklich bekam Edith in den nächsten Wochen mehrere Briefe von Lundby, die aus den verschiedensten Gegenden datirt waren, einmal aus London, dann aus Ilfracombe, darauf aus Paris und endlich aus Bayonne. In allen ermahnte Lundby sie zur Geduld, und neben den geschickt eingeflochtenen Betheuerungen über die Sehnsucht, die der Schreiber empfinde, sie wiederzusehen, fehlte niemals die unbestimmte und geheimnißvolle Bemerkung, daß er alle diese Reisen lediglich in Ediths Interesse unternehme. Endlich kam ein Brief aus Hamburg mit der bestimmten Zusage, daß sich in nächster Zeit alle ihre Hoffnungen erfüllen würden. In der That traf auch wenige Tage darauf ein Schreiben aus Ilfracombe ein, worin es hieß:

„Die unterzeichneten Anwälte des Herrn Josiah Scudamore Esq. auf Thirlwall haben die Ehre, Frl. Edith Lornsen — richtiger Fräulein Edith Frere — zu benachrichtigen, daß Herr Scudamore beschlossen hat, sie als seine Enkelin in Schloß Thirlwall aufzunehmen.

Im Auftrage unseres Klienten ersuchen wir Fräulein Frere, sich sofort nach Empfang dieses Briefes nach Hamburg zu begeben und dort Frau Pauline Scudamore Mühlenstraße Hof 26 Haus 2 erste Etage aufzusuchen, wo sie das Weitere über ihre Reise nach England erfahren wird.

Wir erlauben uns, einen Check auf 100 Lstrl. zur Bestreitung der erforderlichen Ausgaben beizulegen, und haben die Ehre, uns zu unterzeichnen als Ihre gehorsamster Diener

Galbrayd & Dickinson."

2. Kapitel.

Um dieselbe Zeit, da Erwin Lundbys Besuch in Wittenaes den armen Dirk Holmfeld in die schwärzeste Verzweiflung stürzte und Ediths Gemüth mit den ausschweifendsten Phantasieen von einer nie geahnten glänzenden Zukunft erfüllte, war im ersten Stock des Hauses Nr. 2 des Hofes Nr. 26 in der Mühlenstraße zu Hamburg ein Brief von Galbrayd & Dickinson, Sachwaltern in Ilfracombe, eingelaufen, der dort nicht mindere Aufregung hervorrief als Lundbys Besuch in dem weltvergessenen jüdischen Fischerdorfe.

Der Hof Nr. 26 in der schönen und breiten Mühlenstraße war ein stiller und friedlicher Hof; denn der Eigenthüner, der hier etwa zehn zweistöckige Häuser hingebaut hatte, nahm in jede der 60 Wohnungen nur Leute auf, die von der häßlichen und unverzeihlichen Sünde des Kindersegens ganz frei waren. Kleine Subalternbeamte, bescheidene Handelsleute, einige Wittwen mit erwachsenen Kindern: Aus solchen Bestandtheilen setzte sich die Einwohneschaft des stets sauber gehaltenen Hofes zusammen, in dem es darum auch gänzlich an dem Lärm spielender Kinder und zankender Frauen fehlte. Dort hatte denn auch vor zwei Jahren die Wittwe des Hern Scudamore nach dem Tode ihres Vaters mit ihren beiden Töchtern Ellen und Fanny eine halbwegs behagliche Heimstätte gefunden.

Fräulein Fanny Scudamore, die jüngere der beiden Schwestern, war nicht wenig überrascht, als sie an diesem verhängnißvollen Tage des Junimonats 1865, aus der Klavierstunde heimkehrend, die sonst so fleißigen Hände von Mutter und Schwester müßig fand, als wenn es mit der kostbaren Toilette, die sie für einen nahen Termin fertig zu liefern verpflichtet waren, gar keine Eile hätte. Fräulein Ellen war nämlich eine geschickte Damenschneiderin mit sehr feiner Kundschaft und verdiente mit ihrer Nadel mehr als das Doppelte von dem, was ihre Schwester mit Musikunterricht in besseren Häusern erwarb. Fanny hatte dafür allerdings die Genugthuung, daß sie der Musik mit Leib und Seele ergeben war und darum an ihrer Arbeit Freude hatte, während Ellen sich nur mit Verdruß und Widerwillen in die unwürdige Beschäftigung fand, zu der sie durch ihre beschränkten Umstände gezwungen wurde. Wenn ihr manche Schülerinnen auch harte Prüfungen auferlegten, an anderen hate Fanny doch wieder große Freude, und für alle Kümmernisse hatte sie vollen Ersatz, wenn sie hie und da auf einem bescheidenen Galerieplatz eine ihrer Lieblingsopern anhören durfte oder wenn sie, was mitunter vorkam, von einer ihrer Schülerinnen ein Billet zu einm Concert der philharmonischen Gesellschaft geschenkt erhielt.

An diesem merkwürdigen Tage nun wurde sie von ihrer Mutter mit einer zärtlichen Umarmung empfangen, während Ellen, gegen ihre sonstige mürrische Art, singend und lachend um sie herumsprang.

„Ja, was ist den passit?" fragte Fanny ganz erstaunt, und ein unagnenehmer Gedanke flog ihr durch den Kopf. Sollte der unausstehliche kleine Lotteriekollekteur, der es sich beikommen ließ, für ihre Schwester zu schwärmen, um sie angehalten haben oder gar angenommen worden sein?

Ellen wollte sich über Fannys ernstes Gesicht todtlachen, die Muter schwankte zwischen sentimentaler Rührung und ausschweifender Fröhlichkeit; Fanny wurde über das unerklärliche Benehmen der Beiden zuletzt ganz ungehalten.

Endlich kam es doch zu vernünftigeren Auseinandersetzungen, aber immerhin waren sie durch das verworrene Durcheinanderreden von Mutter und Tochter so unklar, daß Fanny daraus immer noch nicht klug werden konnte.

„Jetzt hört einmal auf,“ rief sie in komischer Verzweiflung, „sonst laufe ich davon! Laß Mama erzählen oder Ellen! Alle Noth soll ein Ende haben? Aber wie denn? Was Ihr mir erzählt, ist ja alles Unsinn!“

„Da —, lies diesen Brief,“ sagte Ellen. „Dann weißt Du Alles, was auch wir wissen.“

Fanny nahm den Brief; aber ehe sie anfing zu lesen, legte sie Hut und Jaquet ab, und nun erst kam ihre prächtige Gestalt und ihr wundervolles blondes Haar zur Geltung. Sie war ein überaus hübsches Mädchen mit regelmäßigen Zügen und von tadellosem Wuchse, in allen Einzelheiten, auch in ihrem ruhigen und gemessenen Wesen, ein Gegensatz zu ihrer kleineren, beweglicheren, brünetten Schwester, deren Gesicht zwar auch nicht ohne Anmuth, aber doch mit der kecken Stülpnase und den aufgeworfenen Lippen von dem klassischen Ideal weit entfernt war.

Der Brief der Herren Galbrayd & Dickinson enthielt die angenehme Mittheilung, daß der Schwiegervater von Frau Pauline Scudamore und Großvater von Fräulein Ellen und Fanny Scudamore den Wunsch hege, sie auf seinem Schlosse Thirlwall in Devon aufzunehmen. Bevor nähere Bestimmungen getroffen würden, möchten sich die drei Damen darüber erklären, ob sie bereit seien, einer solchen Einladung, die natürlich nicht auf einen vorübergehenden Besuch, sondern auf einen dauernden Aufenthalt berechnet sei, Folge zu leisten. In der Erwartung einer umgehenden gefälligen Antwort verblieben die Herren Galbrayd & Dickinson die gehorsamsten Diener der Adressatin.

Thirlwall in Devon! Nur die Wittwe hatte aus den Erzählungen ihres verstorbenen Gatten eine dunkle Vorstellung von dem alten Herensitze, der, unweit Ilfracombe gelegen, früher ein reiches Kloster, seit der Säcularisirung öfter seine Herren, niemals aber sein äußeres Ansehen gewechselt hatte und mit seinen aus dichtem Park romantisch aufsteigenden altersgrauen Mauern auf die von Seglern und Dampfern belebten blauen Fluthen des Bristol-Kanals herabblickte.

Luftschlösser über Luftschlösser erbaute Ellen mit beinahe kindlichem Behagen, während alle Drei, aufgeregt und verschiedenartig gestimmt, ihrem bescheidenen Mittagsmahl nur spärlich Gerechtigkeit angedeihen ließen. Am ruhigsten war Fanny, so ruhig, daß Ellen ihr zurief: „Ich glaube gar, Du bliebest lieber hier, aus Angst, daß es in Thirlwall kein Klavier geben könnte!“

„Dafür ließe sich ja sorgen,“ entgegnete Fanny gleichmüthig. „Aber daß ich Vieles vermissen werde, was mir hier geboten wird, ist sicher.“

„O, im Wintr muß uns Großpapa nach London schicken —, Theater, Concert und Bälle dürfen uns nicht fehlen. Und bei Hofe müssen wir vorgestellt werden . .“

„Meinst Du, daß Herr Scudamore dazu Lust hat?“

„Herr Scudamore!“ rief Ellen. „Hat man jemals gehört, daß man seinen Großpapa Herr titulirt?“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Ohrfeigen im Theater. Anläßlich des Prozesses zwischen zwei Pariser „Sternen“, die sich kürzlich hinter den Kulissen eines Theaters geohrfeigt hatten, veröffentlicht der „Figaro“ einen Artikel, in dem er an einen ähnlichen, aber noch weit drolligeren Vorfall erinnert, der sich vor einiger Zeit zwischen zwei bekannten Pariser Schauspielern abgespielt hat. Die beiden Schauspieler konnten sich aus irgend einem Grunde gegenseitig nicht leiden. Eines Abends gab einer von ihnen mitten im dritten Akt eines Dramas seinem Kollegen eine furchtbare Ohrfeige, die der Kollege sofort zurückgab. Das Publikum klatschte Beifall wie toll, es hielt die Ohrfeigen für einen integrirenden Bestandtheil des Dramas und war von dem Naturalismus, mit dem die beiden Künstler sich die Backenstreiche beibrachten, hingerissen. Noch nie hatten die Beiden so vortrefflich gespielt. Die beiden Ohrfeigen schienen allerdings nicht in die Szene hineinzupassen; aber im Theater spielt die Logik nur selten eine große Rolle und das Publikum kümmert sich meist nur um die Darstellung. So viel steht fest, daß das Drama, das bis dahin keinen nennenswerthen Erfolg gehabt hatte, an jenem Abend stürmisch bejubelt wurde. Als am nächsten Abend an derselben Stelle die Künstler, die sich inzwischen beruhigt hatten, nicht mehr daran dachten, sich gegenseitig Ohrfeigen zu verabfolgen, entstand im Publikum ein Höllenlärm. Die Zuschauer waren überzeugt, daß man die Szene zusammengestrichen hatte, und von allen Seiten schrie man: „Die Ohrfeigen! Die Ohrfeigen!“ Die Schauspieler mußten nachgeben — im Interesse des Dramas. Sie spielten also wieder ihre realistische Ohrfeigenszene, und der Erfolg war wieder riesengroß. Das Drama war jetzt gesichert. Es erlebte mehr als hundert Aufführungen, und die beiden Schauspieler, die den Erfolg gemacht und die sich inzwischen längst wieder versöhnt hatten, erhielten von ihrem Direktor eine hübsche Gehaltszulage.

— Kenner. Herr Cohn (seinem Besuch seine Gemäldegalerie zeigend): „Sehen Sie hier, das ist meine neueste Erwerbung: ein Werk von Van Dyck, Schüler von Rubens.“ Herr Löwenstein: „Nu, gar nicht so übel für das Werk eines Schülers.“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 250. Freitag, den 3. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es war heute ein Festtag, den man feierte in dem kleinen Palaste der Zarentochter Elisabeth, gewiß ein Festtag, denn es war der Namenstag der Prinzessin!

Mit Festons und Guirlanden waren die Gemächer verziert, und um die Prinzessin sammelte sich die Schaar ihrer Anhänger. Elisabeth sah nicht, wie klein diese Schaar, sie freute sich nur derer, welche da waren, und vermißte und betrauerte nicht die große Zahl derer, welche sie vergessen hatten!

Inmitten ihrer Freude war sie in ihrem kleinen Empfangssaal. Es war Abend geworden, der Hofstaat und die minder vertrauten und begünstigten Anhänger hatten sich zurückgezogen, und nur den vertrautesten und am meisten Begünstigten war es von der Prinzessin gestattet, noch bei ihr zu verweilen.

Man hatte so lange geplaudert, jetzt überließ man sich den Genüssen der stets gefälligen, stets bereiten Kunst — der Musik. Zu den Klängen einer Zither sang ein junger Mann.

Elisabeth lag nachlässig hingestreckt auf ihrem Divan und hörte ihm zu. Hinter ihr standen zwei Herren und lauschten gleich ihr dem lieblichen Gesange des Jünglings.

Elisabeth war ein schönes, glühendes Weib. Sie war heute reizend anzuschauen in diesem dunkelrothen, silbergestickten Sammetgewand, das ihre volle üppige Gestalt umhüllte, die zarte Weiße und Frische ihrer Haut in schönem Kontrast gegen die Purpurfarbe hervortreten ließ. Vielleicht hätte ein strenger Richter ihr Gesicht nicht schön nennen mögen nach den Regeln der Antike, aber es war eines jener Gesichter, das den Männern gefällt und sie bezaubert, eine jener Schönheiten, deren Reiz nicht so sehr in den Linien und in der Regelmäßigkeit, sondern in dem Ausdruck und dem Wechselvollen liegt! Es lag so viel Anlockendes, Reizendes, Uebermüthiges, Vielversprechendes, Heißglühendes in dem Angesicht dieses Weibes! Diese vollen, geschwellten, dunkelrothen Lippen, wie reizten sie mit ihrem lockenden, glückverkündenden Lächeln, diese dunkeln, feuersprühenden Augen, wie verlockten sie, wenn ein sanfter Schleier liebender Schwärmerei sie beschattete, diese sanftgerötheten Wangen, dieser hochwallende Busen, diese ganze volle üppige Gestalt, noch prangend in der Lust der Jugend — denn Elisabeth hatte noch nicht ihr dreißigstes Jahr erreicht — mein Gott, wen hätte sie nicht begeistern, nicht zum Entzücken hinreißen sollen!

Und Elisabeth wußte, daß sie schön war, und anlockend — und daß sie es war, das war ihr Stolz und ihre Freude! Sie konnte es dieser deutschen Prinzessin Anna Leopoldowna sehr leicht verzeihen, daß sie den Thron, welcher Elisabeth gebührte, für sich genommen, aber sie würde es ihr niemals vergeben haben, wenn die Regentin schöner gewesen wie sie! Anna Leopoldowna war das mächtigste Weib in Rußland, aber sie, Elisabeth, war das schönste Weib in Rußland, das war ihr Stolz und ihr höchstes Begehr, mehr verlangte, mehr wollte sie nicht!

Aber in diesem Augenblick dachte sie weder an Anna Leopoldowna noch an ihre eigene Schönheit, sondern nur an den Sänger, welcher ihr diese lieblichen russischen Volkslieder sang, die so voll Schwermuth und Liebe sind, daß sie Einem Thränen in die Augen treiben, und das Herz mit Sehnsucht erfüllen!

Elisabeth hatte Alles um sich her vergessen, sie hörte nur ihn, sie sah nur ihn; ihre ganze Seele lag in diesen Blicken, mit welchen sie zu ihm hinüber schaute, und um ihren Mund zeigte sich jenes reizende, glückliche Lächeln, das ihr in den Momenten der Freude und der Zufriedenheit eigenthümlich war, und das ihre Höflinge kannten und beobachteten.

Er war sehr schön, dieser junge Sänger, und als ihn Elisabeth in diesem Augenblick betrachtete, wünschte sie sich Glück dazu, daß ihr scharfes Auge ihn schnell bemerkt hatte, als sie ihn vor wenigen Wochen zum Erstenmale gesehen.

Ueberrascht und begeistert von der Schönheit seiner

Gestalt und seiner Stimme, hatte sich Elisabeth vom kaiserlichen Oberhofmarschall diesen jungen Sänger für ihren Privatdienst erbeten, und seitdem war Graf Alexis Razumovsky in ihr Haus getreten als Elisabeths Geheimschreiber und der Verwalter ihrer wenigen Güter.

Während Alexis jetzt mit seiner schönen, schmelzenden Stimme sang, wandte Elisabeth ihre schwimmenden zärtlichen Augen auf die beiden Männer, welche in ehrfurchtsvollem Schweigen hinter ihr standen.

„Ihr werdet gestehen," sagte sie leise, und wie erdrückt von innerer Bewegung, „Ihr werdet gestehen, daß Ihr nie etwas Schöneres hörtet als diesen Gesang."

„O doch," sagte der eine dieser Männer sich tief verneigend, „wir sahen Dich!"

„Und hörten wir Dich nicht gestern noch dieses reizende Schlummerlied selber singen, Prinzessin?" fragte der Andere.

Elisabeth lächelte.

„Man weiß es schon, daß Woronzow und Grünstein immer schmeicheln müssen!" sagte sie.

„Nein, wir schmeicheln nicht," rief Woronzow, der Kammerherr der Prinzessin, „wir sind nur wahrheitsliebend!"

„Nun ja, Ihr habt mir Alle so oft versichert, ich sei das schönste Weib in Rußland, daß ich Euch endlich glauben muß! Aber Alexis ist zum Glück ein Mann, und also nicht mein Rival, Ihr dürft es daher ungescheut bekennen, daß Alexis der schönste aller Männer ist! Aber wie," unterbrach sich die Prinzessin, als der Sänger plötzlich aufsprang, und mit einer unwilligen Bewegung die Zither bei Seite legte, „Ihr singt nicht mehr, Alexis?"

„Nein," sagte der junge Mann trotzig, „ich singe nicht mehr, denn ihr hört mir nicht mehr zu!"

„Da seht den Undankbaren," rief die Prinzessin mit einem reizenden Lächeln, „alle meine Gedanken waren mit ihm beschäftigt, und er wagt es, sich zu beklagen! Ihr seid ein Verbrecher, welcher Strafe verdient hat. Kommt her zu mir, Alexis, küßt mir knieend die Hand und bittet um Vergebung!"

„Das ist eine Strafe, für die ich den Engeln danken möchte," rief Alexis Razumovsky, indem er sich vor der Prinzessin niederwarf, und ihre Hände an seine brennenden Lippen drückte. „Ah, wollte Gott, ich hätte öfter solche Strafen verdient!"

„Sie liebt ihn!" flüsterte Grünstein dem Kammerherrn Woronzow in's Ohr. „Beim ewigen Gott, sie liebt ihn!"

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thür und ein Lakai erschien auf der Schwelle, dem Kammerherrn Woronzow winkend.

„Eine Einladung von der Regentin Anna zu einem Hofball, welcher in vierzehn Tagen stattfinden soll!" sagte Woronzow.

„Ah, unsere gute Muhme ist so gnädig, sich unserer zu erinnern!" rief die Prinzessin verdüstert. „Es wird gewiß ein sehr glänzendes Fest sein, da wir schon so viele Tage vorher eingeladen werden! Wie traurig, daß ich nicht dabei sein kann!"

„Und weshalb nicht, wenn diese Frage erlaubt ist, Prinzessin?" fragte Woronzow.

„Weshalb!" seufzte Elisabeth. „Erkundigt Euch darnach bei meiner Kammerfrau; die wird Euch sagen, daß Prinzeß Elisabeth, des großen Zar Peters Tochter, jetzt kein einziges Gewand hat, das prächtig genug wäre, um damit ohne Beschämung auf einem Hofballe der Regentin erscheinen zu können!"

„Welches Gewand Ihr immer tragen mögt," riefen die Anwesenden, „Ihr werdet immer prächtig sein, denn Eure Schönheit überstrahlt jedes Gewand wie mit einer Glorie!"

Das war eine Schmeichelei ganz in der Art, wie sie Elisabeth liebte!

„Meint Ihr, Schmeichler?" fragte sie lächelnd. „Nun wohl, ich will einmal Euern Worten glauben, und annehmen, daß Prinzessin Elisabeth auch ohne Kleiderpracht schön sein kann! Wir nehmen diese Einladung also an, Woronzow! Meldet das dem Boten der Regentin. Aber traurig und demüthigend ist es immer," fuhr Elisabeth nach einer Pause fort, und eine Wolke verdüsterte ihre sonst so heitere Stirn, „ja, traurig ist es immer, daß Zar Peters Tochter so arm ist, daß sie sich nicht einmal standesgemäß zu kleiden vermag! Ach, wie demüthigend ist diese Hoheit meines Standes, da ich ihr nicht genügen, ja nicht einmal Euch, meine Freunde, so wie ich's möchte, belohnen kann für Eure Treue und Anhänglichkeit!"

„Du wirst uns einst belohnen können," sagte Grünstein bedeutungsvoll. „Einst, wenn eine Kaiserkrone Deine schöne Stirn umkleidet, dann wirst Du Deinem edlen und großmüthigen Herzen genug thun können!"

„Immer wieder die alten Träume!" sagte Elisabeth kopfschüttelnd.

Abermals ward die Thür geöffnet, und wieder erschien ein Lakai auf der Schwelle.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Hat man jemals gehört,“ fragte Fanny dagegen, „daß ein Großvater im Besitz unermeßlicher Reichthümer seine Enkelinnen in Dürftigkeit und Noth verkommen läßt?“ Es war merkwürdig, wie unmuthig die hellen, grauen Augen des Mädchens blitzen konnten, und welchen finsteren Ernst das ganze Gesicht durch die Falten gewann, die sich zwischen den Augen bildeten. „Bedenke nur, Ellen, wenn Du nicht so geschickt wärst und ich nicht so musikalisch —, was wäre aus uns geworden? Nein — tausendmal nein — ich kann den Mann, der die Kinder seines Sohnes so schimpflichen Gebahren preisgab, nicht lieben und ehren, ich kann ihn nicht Großpapa nennen.“

„Käme es auf Dich an, wir blieben am Ende hier im Hofe an der Mühlenstraße sitzen; ich ersticke, wenn ich nur daran denke!“

Fanny zuckte lächelnd die Achseln. „Einstweilen sind wir noch nicht fort,“ sagte sie, „und ich würde in Deiner Stelle nicht so verächtlich von einer Heimath sprechen, wo wir uns doch ganz gemüthlich gefühlt haben.“

„Du meinst doch nicht im Ernste, Fanny, daß wir Scudamores Anerbieten zurückweisen sollen?“ fragte die Mutter, und der angstvolle Blick, den sie auf ihre jüngste Tochter warf, verrieth, wie großen Einfluß deren Urtheil in dem kleinen Familienkreis hatte. „Sei unbesorgt, Mama,“ antwortete Fanny. „Schon Deinetwegen müssen wir annehmen, weil es Dein Recht ist, daß Herr Josiah Scudamore Dich feierlich als seine Schwiegertochter anerkenne. Aber wenn ich allein wäre —, wahrhaftig, er könnte mich auf den Knieen anflehen, und ich würde mich von ihm nicht nach Thirlwall schleppen lassen! Der Vater unseres Vaters sollte einsam sterben, wie er seinen Sohn und dessen Kinder verkommen ließ!“

Betretenes Schweigen folgte auf diesen ungestümen Ausbruch; Ellen trommelte ungeduldig mit den Fingern auf ihrem Teller, die Mutter trocknete sich die Thränen, die bei ihr noch immer loße saßen wie in ihren Kinderjahren.

„Willst Du mir nicht meinen Kaffee geben, Mütterchen?“ fragte Fanny nach einem Weilchen. „Du weißt, es ist heute Mittwoch, und ich komme nicht vor sieben Uhr nach Hause.“

Ellen sprang auf und rief: „Wie, Du willst noch Stunden geben, Fanny? Und heute den ganzen Nachmittag?“

„Ja, warum denn nicht, Schwesterchen? Wovon sollen wir denn leben, wenn aus der ganzen Geschichte schließlich nichts wird?“

Die ruhige Besonnenheit der jüngeren Schwester hatte auch diesmal den gewohnten Erfolg, ernüchternd auf Ellen einzuwirken und sie zu einer kühleren Auffassung der Lage zurückzuführen. Fanny gab ihre Klavierstunden und Ellen ging seufzend an die Fertigstellung der Toilette.

An die Heren Galbrayd & Dickinson wurde ein Brief gerichtet, der unter Fannys Einfluß in sehr kühlen Wendungen die Bereitwilligkeit der Schwiegertochter und der Enkelinnen des Herrn Josiah Scudamore Esq. ankündigte, auf seine Wünsche einzugehen. Hierauf erfolgte umgehend eine Antwort, worin die Damen ersucht wurden, am 15. Juli ihre Reise anzutreten; aus verschiedenen Gründen, namentlich wegen der in Thirlwall vorzunehmenden Reparaturen und baulichen Aenderungen, sei ihr Eintreffen vor diesem Termin, der noch vier Wochen entfernt war, nicht erwünscht. Sie wurden gleichzeitig ersucht, eine andere Enkelin des Herrn Scudamore, eine Tochter von Frau Selina Frere, die rechtzeitig bei ihnen eintreffen würde, mitzunehmen. Für die Kosten der Ausrüstung und der Reise war ein ansehnlicher Geldbetrag beigefügt.

Nun war Fräulein Ellen nicht mehr zurückzuhalten; jede Arbeit wurde aufgegeben und alle freie Zeit dem geschäftigen Müßiggange feiner Damen gewidmet, der für sie immer ein Gegenstand des Neides gewesen war. Nicht so ihre jüngere Schwester. Weder die Zänkereien Ellens noch der sanfte Tadel ihrer Mutter konnten Fräulein Fanny verhindern, nach wie vor ihre Klavierstunden zu geben und ihre häusliche Beschäftigung mit Musik und Literatur ganz in der alten Weise fortzusetzen. Von dem Gelde, das der Großvater gesandt hatte, machte sie für ihren Theil nur einen ganz bescheidenen Gebrauch, indem sie nur die allernothwendigste Vervollständigung ihrer Garderobe bewerkstelligte; sie ließ sich nicht einmal dazu bewegen, sich einige Besuche des Theaters mehr zu gönnen als sonst. Alle Vorstellungen ihrer Mutter und Schwester scheiterten an ihrem unbezwinglichen Widerwillen gegen alles, was vom Großvater herrührte.

Es fehlten nur noch wenige Tage an dem Termin der Abreise nach England, als bei Frau Scudamore in Abwesenheit ihrer beiden Töchter ein Besucher erschien, der sich als Herr Erwin Lundby vorstellte und um eine halbe Stunde ungestörten Gehörs für Gegenstände von allererster Wichtigkeit bat. Er wurde in das gute Zimmer genöthigt und die Dame erwartete mit merklichem Herzklopfen seine Eröffnungen. Gleich seine ersten Worte versetzten sie in noch stärkere Aufregung und erfüllten sie mit unbestimmten Befürchtungen der schlimmsten Art.

„Es thut mir leid,“ sagte Herr Erwin Lundby, „daß ich genöthigt bin, mit ihnen gnädige Frau, einige recht fatale Dinge zu besprechen. Es läßt sich leider nicht umgehen, mit ihnen darüber zu reden, nachdem Herr Josiah Scudamore sich entschlossen hat, Sie, seine Schwieger-

tochter und Ihre Töchter, seine Enkelinnen, in Thirlwall aufzunehmen und in alle verwandtschaftlichen Rechte einzusetzen."

„Mein Gott," stammelte Frau Pauline, „sollte Herr Scudamore sich anders besonnen haben?"

„So schlimm ist es nicht. Aber es wäre möglich, daß er sich anders besänne, wenn gewisse Vorkommnisse zu seiner Kenntniß gelangten, die, wie Sie mir zugeben werden, seine Entschlüsse beeinflussen könnten. Könnten — sage ich mit Absicht; den es ist die Frage, ob sie es wirklich thun werden; aber es ist doch unerfreulich, mit einer solchen Möglichkeit rechnen zu müssen."

„Ich verstehe Sie nicht," versetzte Frau Pauline etwas gekränkt. „Allerdings wird es mit den Vorstellungen, die man sich in England von den Enkelinnen des unermeßlich reichen Scudamore macht, schlecht übereinstimmen, wenn man hört, daß sich Beide mühsam ihr Brod verdienen mußten, die eine als Kleidermacherin, die andere als Klavierlehrerin. Aber daran sind wir nicht schuld —, und wenn Herr Scudamore an diesen Verhältnissen Anstoß nimmt . . . ."

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau," wurde sie lebhaft von Herrn Lundby unterbrochen, „davon ist ja gar nicht die Rede. Das Alles gereicht doch den beiden jungen Damen und ihrer Mutter nur zur allergrößten Ehre."

„Dann weiß ich nicht, welche Vorkommnisse Sie meinen."

„Das ist mir bekannt, und es ist weder durch Ihre Schuld noch mit Ihrem Wissen, gnädige Frau, daß gewisse leidige Umstände vorhanden sind, die . . . Aber wozu viel reden?" Wenn Sie erlauben, gehe ich sogleich zur Sache über."

„Ich bite darum."

„Leider muß ich bei dem, was ich zu sagen habe, etwas weit zurückgreifen. Das ist aus zwei Gründen nöthig: Erstens müssen Sie sehen, daß ich in alle Verhältnisse der Familie eingeweiht bin, und zweitens muß klar hervortreten, worauf es ankommt. Frau Pauline Scudamore, die so liebenswürdig ist, mir diese Unterredung zu gewähren, ist eine geborene Feddersen; ihr Vater war ein subalterner Beamter im hamburgischen Zollwesen, die Familie — darüber kann wohl kein Zweifel bestehen — gehörte weder den oberen Zehntausend noch dem soliden Mittelstande an, der eine Zierde dieser schönen Handelsstadt ist."

Frau Scudamore erhob erzürnt den Kopf. „Ja, Herr Lundby, Sie haben Recht," sprach sie, und ihre Stimme bebte ein wenig. „Mein Vater hatte nur seinen bescheidenen Gehalt und meine Familie war arm, aber was Ehrenhaftigkeit und Unbescholtenheit anbetrifft, so standen wir darin keiner der reichsten Familien Hamburgs nach."

„Gewiß, gewiß, aber . . ."

„Und wen Herr Scudamore mir auch jetzt noch aus meiner Armuth ein Verbrechen machen will, nachdem er sich Jahre lang dafür, daß sein Sohn ein armes Mädchen geheirathet hat, auf die erbärmlichste Weise gerächt hat, so werfe ich ihm noch jetzt seinen ganzen Plunder vor die Füße. Das können Sie dem Manne nur wörtlich bestellen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die transvaalische Volkshymne. Auf Veranlassung des Verfassers der „Südafrikanischen Republiken", M. Hans Kloessel-Dresden, ist von Heinr. Weiß ein wirkungsvoller Marsch mit Benutzung der Transvaal-Hymne komponirt und dem Präsidenten der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Herzog-Regent Johann Albrecht von Mecklenburg, gewidmet worden. Der Burenmarsch, der auf Befehl des Herzog-Regenten bei der Eröffnungsfeier der Deutschen Kolonial-Ausstellung in Berlin 1896 zum ersten Male gespielt wurde und in einer größeren Anzahl von Stücken nach Südafrika, u. A. an die Transvaal-Regierung gegangen ist, wurde auch den meisten deutschen Zivil- und Militärkapellen zugestellt. Der Text der Hymne lautet in der Uebersetzung von Strietholt:

„O flatt're stolzes Banner von Transvaal,
In unsrer Farben Vierzahl weit ins Land,
Und wehe dir, du gottverlassene Hand
Die es bedroht mit blankgezücktem Stahl.
Flatt're stolze Freiheitsflagge, flatt're über Berg und Thal,
Wecke Jubel allerorten, stolze Flagge von Transvaal!
Viel Wetterstürme brausten auf dich ein,
Wir hielten treu zusammen Jahr um Jahr,
Wir werden treu uns bleiben immerdar;
Nun, da uns glänzt des Friedens Sonnenschein,
Löwen, Briten, Hottentotten, wie du furchtlos sie besiegst.
Nach dem wilden Kriegestanze, stolzer dich in Lüften wiegst."

Die Zusammenstellung „Löwen, Briten, Hottentotten" ist besonders originell.

— Das läßt tief blicken! In einer Londoner Zeitung stand folgende Anzeige: „Adolf, kehre zurück zu Deiner Mathilde! Das Klavier ist verkauft!"

— Gemüthlich. Richter: „War das gestohlene Schmuckstück aus Silber oder Gold? . . . Nun, warum schweigen Sie?" — Angeklagter: „Wissen Sie nicht, Herr Richter, was Schweigen ist?"

— Immer der Gleiche. Professor (der in einem Herrn einen früheren Schüler wiederzuerkennen glaubt): „Bitte, mein Herr, waren Sie nicht früher einmal so ein kleiner Knabe mit dreizehn Jahren?"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 251. Samstag, den 4. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Der Gesandte Frankreichs," sagte er, „der Marquis de la Chetardie, bittet um die Gnade einer Audienz!"

„Ah, der gute Marquis," rief die Prinzessin, sich erhebend. „Führt den Herrn Gesandten herein, er soll uns sehr willkommen sein!"

Der Lakai öffnete die beiden Flügelthüren, und gefolgt von mehreren Lakaien, welche große Schachteln und Pakete trugen, trat der Marquis de la Chetadie herein.

„Ach, Ihr kommt ja wie eine Modehändlerin," rief Elisabeth lachend, indem sie dem Gesandten mit anmuthiger Grazie entgegen schritt.

Der Marquis ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, und küßte ihre dargereichte Hand.

„Ich komme, die erlauchte Prinzessin Elisabeth um eine Gnade anzuflehen!" sagte er demüthig.

„Ihr wollt mich beschämen," rief Elisabeth. „Wie käme der Gesandte einer großen und mächtigen Nation dazu, die arme verstoßene und vergessene Prinzessin Elisabeth um eine Gnade anzuflehen!"

„Im Namen meines erlauchten Königs komme ich, diese Gnade zu beanspruchen!" rief der Marquis feierlich.

„Nun, bei Gott, wenn ihr im Ernste sprecht," sagte die Prinzessin, „dann darf ich Euch nur sagen, daß es mich sehr glücklich machen wird, irgend eine Bitte, welche Euer erhabener König oder Ihr an mich richten mögt, zu erfüllen!"

„So darf ich mir also erlauben, Euch zu dem heutigen Feste Eures Namenstages diese kleinen Geschenke meines Königs zu Füßen zu legen!" rief der französische Gesandte, indem er sich rasch erhob, den Lakaien die Schachteln und Kisten abzunehmen, und sie vor Elisabeth hinzustellen.

„Es sind nur Kleinigkeiten," fuhr er fort, während er mit emsiger Geschäftigkeit die Schachteln öffnete, „Kleinigkeiten ohne Werth, nur vielleicht interessant, weil sie ganz neu sind, und in Paris noch von keiner Dame außer der Königin und Madame getragen werden!"

„Diesen Mantelet von Valencienner Spitzen," fuhr der geschäftige Marquis fort, indem er ein zauberhaft feines Spitzengewebe vor der Prinzessin entfaltete, „diesen Mantelet sendet die Königin der erlauchten Prinzessin Elisabeth. Es sind nur zwei solcher Mantelets angefertigt, und Se. Majestät hat den strengen Befehl ertheilt, kein ähnliches Muster und Gewebe wieder anzufangen!"

Prinzessin Elisabeth's Augen leuchteten vor Entzücken! Wie ein neugieriges Kind hüpfte sie von einer Kiste zur andern. Und in der That, es waren sehr kostbare, sehr geschmackvolle und reizende Sachen, welche die Majestäten von Frankreich der kleinen Prinzessin Elisabeth sandten, die nichts höher schätzte, als Kleiderpracht und Putz.

Da waren die schönsten Sammetkleider mit goldener Stickerei, leichte Flor- und Spitzenkleider und Hüte und Aufsätze von reizender Zierlichkeit.

„Jetzt wird es mir ein Triumph sein, auf diesem Balle der Regentin zu erscheinen," sagte Elisabeth frohlockend, „ah, wie schön ist es von Eurem König, daß er mir heute, und nicht um acht Tage später diese herrlichen Geschenke sendet. Ich werde die Regentin und alle Damen ihres Hofes rasend machen vor Neid mit diesen wundervollen Sachen, wie keine Zweite außer mir sie aufzuweisen hat."

Und die Prinzessin begann immer wieder auf's Neue, diese Geschenke zu mustern und in Entzückung auszubrechen über ihre Schönheit.

Der Marquis de la Chetardie hörte ihr lächelnd zu, und erzählte ihr von Paris und dessen Herrlichkeiten, und schwur, daß selbst in Paris es keine Dame gäbe, welche mit der schönen Prinzessin Elisabeth nur zu vergleichen sei!

„Ah," sagte Elisabeth, ihm lächelnd mit dem Finger drohend, „Ihr würdet anders sprechen, wenn die

Königin, oder eine andere hohe Dame Eures Hofes an meiner Seite stände!"

„Nein," rief der Marquis feierlich, „ich würde meiner Königin zu Füßen sinken und sagen: Ihr seid meine Königin, richtet mich, verdammt mich, mein Leben liegt in Eurer Hand. Ihr seid die Königin von Frankreich, und deshalb beuge ich mich vor Euch, aber Prinzeß Elisabeth ist die Königin der Schönheit, und deshalb bete ich sie an!"

Prinzessin Elisabeth lächelte, und plauderte in harmlosester Unbefangenheit noch lange mit dem gewandten und klugen Gesandten des französischen Königs.

„Noch eine Bitte habe ich," sagte der Marquis, im Begriff, sich zu beurlauben. „Aber es ist eine Bitte, welche nur von Euch allein vernommen werden darf, Prinzessin!"

Elisabeth winkte ihren Freunden, sich in das offene Vorgemach zurückzuziehen.

„Nun, Marquis," sagte sie dann neugierig, „nun sagt, was Ihr noch sonst zu bitten habt!"

„Mein hoher Herr und König hat mit Betrübniß vernommen, daß man die erhabene Prinzessin Elisabeth nicht ganz mit dem Reichthum und Glanz umgibt, welcher ihr, als der Tochter des größten Kaisers und der rechtmäßigen Erbin des russischen Thrones geziemt und gebührt. Mein König bittet Euch um die Gnade, dieses Verbrechen, welches die jetzige russische Regentschaft an Euch begeht, wieder gut zu machen, und ihm das Glück zu gestatten, Euch mit den nöthigen Summen zu versehen, um Euch einen geziemenden glänzenden Hofstaat einzurichten. Ich bin dazu für alle Zeiten mit den genügenden Fonds versehen. Ihr habt nichts weiter nöthig, als mir durch Euren Leibarzt Lestocq eine von Euch unterzeichnete Quittung zu schicken, und jede Summe, welche Ihr begehrt, wird Euch sofort ausgezahlt werden!

„O," sagte die Prinzessin gerührt, „ich werde diesem großmüthigen Könige von Frankreich, niemals genug meine Dankbarkeit beweisen können. Mein Gott, ich bin ein armes, unbedeutendes Weib, das seine Güte nur mit Dank annehmen, aber niemals erwidern kann!"

„Wer weiß," sagte der Marquis bedeutungsvoll. Ihr werdet einst die mächtigste Frau Europas sein, denn Euer Schicksal und Eure Geburt ruft Euch zum Throne!"

„O, ich weiß, Ihr seid ein Freund Lestocq's und Ihr theilt seine Träume," rief die Prinzessin. „Aber laßt uns jetzt nicht von Unmöglichkeiten sprechen und Scherze treiben, während ich tief gerührt bin von der großmüthigen Freundschaft Eures Königs. Daß ich dieses Anerbieten desselben annehme, das mag ihm und Euch beweisen, wie sehr ich ihn achte und liebe, denn man ist nur denen freiwillig und gern verpflichtet, welche man so hoch stellt, daß man sich ihnen gern dankbar unterordnet. Schreibt das Eurem K'nig!"

„Und darf ich ihm auch schreiben," fragte der Marquis, „daß dies Gespräch unter uns ein Geheimniß bleibt, von welchem vor allen Dingen die Regentin Anna Leopoldowna nichts wissen darf?"

„Mein kaiserliches Ehrenwort darauf," rief die Prinzessin, „Niemand außer uns und Lestocq, welchen Ihr selbst zum Vermittler vorgeschlagen, soll vorläufig etwas von dieser Großmuth Eures Königs erfahren. Gebe Gott, daß einst eine Zeit kommen möge, in der ich es laut und öffentlich bekennen kann, wie sehr ich ihm verpflichtet bin!"

„Die Zeit wird gekommen sein, wenn Ihr Kaiserin von Rußland seid," sagte der Gesandte, indem er sich beurlaubte.

„Schon wieder Einer, der es sich in den Kopf gesetzt hat, eine Kaiserin aus mir zu machen!" rief die Prinzessin. „Närrische Leute, die Ihr seid! Euch genügt es nicht, die Freunde einer Prinzessin Elisabeth zu sein, ich muß durchaus um Euretwillen eine Kaiserin werden!"

„Wie schön würde dieser stolzen, reinen Stirn das Diadem stehen!" rief Alexis begeistert.

„Wie glücklich würde dieses arme Rußland sein unter Eurem milden Szepter," sagte der Kammerherr Woronzow.

„Ja, Ihr seid es uns Allen, Ihr seid es Euch selber und Eurem Volke schuldig, daß Ihr den Thron Eurer Väter besteigt," sagte Grünstein.

„Aber wenn ich Euch sage, daß ich nicht will!" rief die Prinzessin, indem sie sich wieder auf den Divan niedergleiten ließ. Es ist ein sehr schwieriges, sehr anstrengendes Geschäft, Kaiserin zu sein. Ich liebe die Ruhe und das Vergnügen, und zudem, Ihr wunderlichen Leute, ist dieser Thron meiner Väter, von dem Ihr so pathetisch sprecht, schon besetzt, und wartet gar nicht auf mich! Seht Ihr nicht Euren erhabenen Kaiser Iwan, welchen die Regentin-Mutter in der Wiege schaukelt. Das ist Euer Kaiser, vor dem beugt Euch und mich laßt in Ruhe mit Eurer Kaiserkrone. Kommt, Alexis, setzt Euch hier neben mich auf dieses Tabouret! Wir wollen noch einmal diese herrlichen Geschenke mustern. Ach, wahrlich, die sind mir lieber als Euer ganzes Kaiserreich!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wenn Sie mich nur ausreden lassen wollten, gnädige Frau," sagte Lundby begütigend. „Ich stehe hier ja gar nicht im Auftrage des Herrn Scudamore, und Sie sind mit allen Ihren Vermuthungen auf einer ganz falschen Fährte."

„Also bitte, fahren Sie fort."

„Fräulein Pauline Feddersen war 18 Jahre alt geworden, als sie im Jahre 1847 in dem Hause, wo sie als Gouvernante der kleinen Kinder beschäftigt war, einen jungen Engländer, Herrn Frank Scudamore, kennen lernte. Die junge Dame, so wird erzählt, und das ist Jedem, der sie auch jetzt noch zu sehen bekommt, begreiflich, war ein hervorragend schönes Mädchen, und mit diesen äußeren Vorzügen waren ihre Sittsamkeit und ihre geistige Begabung im Einklang."

„Was soll diese leere Schmeichelei?"

„Verzeihen Sie, Frau Scudamore, von Schmeichelei ist da keine Rede. Wozu auch? Ich berichte als trockener Chronist, ohne Liebe und ohne Haß, und muß Angenehmes und Unangenehmes gleich unparteiisch vortragen. Sie dürfen mir weder das Eine noch das Andere verübeln. Also Herr Frank Scudamore verliebte sich in das schöne, tugendhafte und kluge Mädchen, und seine Liebe wurde erwidert. — Ich bitte mich zu berichtigen, wenn ich irgend etwas vorbringe, was mit den Thatsachen in Widerspruch steht. Bis hierher stimmt doch Alles?"

„Vollkommen, es ist Alles so, wie Sie sagen."

„Die Liebe der beiden jungen Leute fand jedoch Widerstand bei den Eltern, hier wie dort. Der alte Scudamore wollte von einer Verbindung seines Sohnes mit einer armen Ausländerin nichts wissen. Die Schwierigkeit, die es machte, den hartnäckigen Widerspruch des Engländers zu überwinden, erregte wiederum den Groll des Herrn Feddersen, der in seiner Art ein ebenso hartköpfiger und stolzer Charakter war wie Herr Scudamore. Frank wurde in seine Heimath zurückberufen. Von ihm getrennt, dem unabläßigen Drängen ihres Vaters ausgesetzt, von der Feindseligkeit der Familien, in denen sie eine untergeordnete Stellung einnahm und die es ihr nicht verzeihen konnten, daß sie schön war, verfolgt, gab Pauline endlich nach und heirathete einen Spanier. Er hatte ihr lange nachgestellt und entschloß sich zur Ehe, als er auf andere Weise sein Ziel nicht erreichen konnte. Die Ehe war jedoch begreiflicher Weise nicht glücklich; die Frau liebte ihren Mann nicht und dieser war ein gewissenloser Abenteurer. Zum Glück für Pauline war die Ehe nur von kurzer Dauer. Im Juni oder Juli erhielt sie die Nachricht, daß ihr unwürdiger Gatte, der sie verlassen und bei den Carlisten Dienst genommen hatte, in einem Treffen unweit der spanischen Grenze verwundet, nach Frankreich hinübergebracht und in dem französischen Städtchen St. Jean-Pied-de-Port verstorben sei. Diese kleine Episode ist ja verdientermaßen längst vergessen, aber leider ist sie doch nicht ganz todt und übt bis zu dieser Stunde eine verhängnißvolle Nachwirkung aus."

„Das begreife ich noch immer nicht", wandte Pauline ein. „Das sind ja alles längst bekannte Geschichten. Als im Herbste desselben Jahres Frank nicht heirathete, wußte er es, und sein Vater wußte es ebenfalls."

„Greifen wir doch nicht vor, gnädige Frau. Sie werden bald ganz klar sehen. Herr Frank Scudamore kam nach Hamburg, als die Todesnachricht eben eingetroffen war, und es gelang ihm nunmehr, die Einwilligung Feddersens zu seiner Vermählung mit der jungen Wittwe zu erlangen, indem er ihm vorspiegelte, daß auch sein Vater ihr nicht länger abgeneigt sei. Das war jedoch nur halb richtig. Der alte Scudamore hatte ihn vor die Wahl gestellt, entweder seiner Liebe zu entsagen oder sich seine Erbrechte mit einem Offizierspatent in der englischen Armee und einem kümmerlichen Jahresgehalte von 100 Lstrl. abkaufen zu lassen. Frank wählte das Letztere.

„Aber mein Gott, wozu erzählen Sie das Alles?"

„Sie werden gleich sehen. Ich bin auch beinah zu Ende. Pauline folgte ihrem Gaten nach Indien, wo ihnen 1849 und 1850 die Töchter geboren wurden, die noch leben. Frank war ein tapferer, tollkühner Offizier und erwarb sich im Kriege gegen die Sikhs das Avancement zum Hauptmann, die damit verbundenen Kosten zahlte der alte Scudamore noch einmal und Alles versprach dem jungen Ehepaare eine glückliche Zukunft, als der Krieg gegen Rußland ausbrach. Scudamore fiel an der Spitze seiner Kompagnie in der Schlacht an der Alma, und damit war der kurze Glückstraum zu Ende. Für die Wittwe des verstorbenen Sohnes hatte Scudamore so wenig etwas übrig wie für seine unmündigen Enkelinnen; sie waren ganz auf sich allein angewiesen."

Als Lundby hier eine Pause machte, bemerkte Pauline: „Sie sind genau unterrichtet, aber ich weiß nicht, was in alledem liegen kann, das meinen Schwiegervater noch in letzter Stunde von dem Entschluß abbringen sollte, an mir und meinen Kindern gut zu machen, was er bisher versäumt hat."

„Es liegt auch nicht in diesen Vorgängen, sondern in einem anderen, allerdings damit zusammenhängenden Umstande. Darf ich mir die Frage erlauben, gnädige Frau, welche Beweise Sie für den am 17. Juni 1848 erfolgten Tod Ihres Gatten haben? Erschrecken Sie nicht — er ist gewiß todt — kein Zweifel — aber ich wiederhole

meine Frage: Welche Beweise haben Sie für die Richtigkeit jener Zeitangabe?"

„Einen Todtenschein, den mir das Standesamt von St. Jean-Pied-de-Port zugesandt hat. Wollen Sie ihn sehen?"

„Nicht doch. Ich weiß ja, daß man ihnen ein solches Dokument zugesandt hat, ohne das eine Trauung mit Frank unmöglich gewesen sein würde. Nun, bitte, schenken Sie mir einige Augenblicke Ihre vollste Aufmerksamkeit. Ihr verstorbener erster Gemahl hieß, wenn ich recht unterrichtet bin, Manoel Maria de Azevedo Gusman — die Spanier haben ja so volltönende Namen, daß man sich immer Wunder was darunter vorstellt. Der Name ist richtig, — nicht?"

„Genau."

„Und der Don war geboren . . . . ?"

„Am 27. August 1816."

„Wollen Sie nun gefälligst diesen Zettel ansehen? Es ist die getreue Abschrift der Angaben auf dem Grabe des Mannes. Es befindet sich auf dem Friedhofe von St. Jean-Pied-de-Port, wo ich es aus Gründen, die nicht hierher gehören, aufgesucht habe."

Pauline nahm den Zettel, den Lundby ihr hinreichte, und las darauf: „Manoel Maria de Azevedo Gusman, geboren am 27. August 1816, gestorben als spanischer Hauptmann an den Folgen einer Verwundung am 5. April 1849. R. i. p."

„Unmöglich!" rief sie entsetzt. „Das kann ja gar nicht sein! Das stimmt ja nicht mit dem Todtenschein!"

„Der Todtenschein genügt zum Nachweise Ihres guten Glaubens, aber nicht zur Beseitigung oder Entkräftung von Thatsachen, die der Todtenschein, kurz gesagt, falsch bekundet hat. Ich habe die Beweise dafür in der Hand. Und die einfache Thatsache, die ich festgestellt habe, ist die, daß Frau Pauline Scudamore diesen Namen mit Unrecht führt, da die zweite Ehe, die sie noch bei Lebzeiten ihres ersten Mannes eingegangen ist, gesetzlich keine Gültigkeit hat."

Lundby heftete seine lauernden Blicke auf die arme Frau, die sich, von einer jähen Schwäche ergriffen, mit geschlossenen Augen in ihren Sessel zurücklehnte. Doch ganz plötzlich wieder auffahrend und Lundby anblickend, gewahrte sie den Ausdrck seines Gesichtes, und ein böser Argwohn stieg in ihr auf. Damit gewann sie ihre Selbstbeherrschung wieder und sie sagte ruhig:

„Wie kamen Sie dazu, diese Nachforschungen anzustellen? Sie spielen falsches Spiel. Aber ich lasse mich nicht täuschen. Es ist Alles erlogen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Aus der englischen Hundewelt. Eine vornehme Dame der Londoner Gesellschaft ist die Erfinderin einer neuen, höchst originellen „Profession" für Lieblingshunde. Sie hat die Mühe nicht gescheut, ihren diversen Foxterriers — diese Hunderasse liebt sie besonders — Unterricht im Schleppentragen zu ertheilen. Es erregte geradezu Sensation, als sich die Lady dieser Tage mit einem der so abgerichteten Geschöpfe auf der Straße zeigte und der kleine Vierfüßler mit ungemein klugem Ausdruck in seinem Hundegesichtchen und unverkennbarem Stolz das ihm übertragene Amt ausfüllte. Sobald das Thier bemerkte, daß seine Herrin im Begriff war, die Straße zu kreuzen, erfaßte es mit seinen Zähnen vorsichtig den Saum der eleganten Seidenrobe an zwei oder drei Stellen und mit erhobenem Kopf, so daß kein Stückchen des Stoffes den Boden mehr berührte, trottete der vierbeinige Schleppenträger mehr neben der Dame als hinter ihr. Nachdem sie das gegenüberliegende Trottoir erreicht hatten, ließ Bobby das Gewand wieder fallen und blickte zu der Marquise auf, als wollte er fragen, ob er seine Sache gut gemacht. Ein Lächeln und Kopfnicken der schönen Herrin belohnte den seltsamen kleinen Pagen reich, wie man an seiner durch lebhaftes Schwanzwedeln zum Ausdruck gebrachten Freude erkennen konnte.

— Unglückselige Richtigstellung. „In der letzten Nummer unseres Blattes hat der Setzkastenkobold einen unliebsamen Streich gespielt. In dem Bericht über die Rede des Hern N. hieß es: „Der Redner begeisterte sämmtliche **Ab**wesende durch seine Rede." Selbstverständlich sollte es jedoch heißen: „Der Redner begei**f**erte sämmtliche Anwesende durch seine Rede", was wir hiermit richtigstellen."

— Auffassungssache. Reporter: „Und welches ist ihre Lieblingsfarbe?" Ballerina: „Blau." Reporter: „Ah, die Farbe der Treue?" Ballerina: „Das ist Auffassungssache; für mich ist es die Farbe der — Türkise."

— Zweifelhafter Ausweis. Polizei-Inspektor: „Sie haben sich zum Polizeidiener gemeldet, Krampfer; haben Sie denn aber auch einen Begriff von den Pflichten, die Sie übernehmen? — Wenn Sie z. B. eine Brieftasche mit einigen tausend Mark finden, was würden Sie dann thun?" Aspirant Krampfer: „Gar nichts mehr."

— Unter Freundinnen. „. . . Nun, was sagst Du dazu, Laura, daß der Assessor um meine Hand angehalten?" „Hab' mirs gleich gedacht! Als ich ihn abblitzen ließ, schwor er, sich ein Leid anzuthun!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 252. Montag, den 6. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„So kann Prinzessin Elisabeth nur im Scherze sprechen!" sagte eine ernste Stimme hinter ihnen.

„Ah, Lestocq," rief die Prinzessin, ihm freundlich unickend. „Ihr kommt sehr spät mein Freund!"

„Immer noch zu früh, um Euch schlimme Nachrichten zu bringen!" sagte der Leibmedikus ernst, indem er sich ehrfurchtsvoll vor der Prinzessin verneigte.

„Schlimme Nachrichten?" rief Elisabeth erblassend. „Mein Gott, bin ich ihnen etwa auch schon zu viel hier, will man mich tödten, oder nach Sibirien verweisen?"

„Noch schlimmer!" sagte Lestocq lakonisch. „Aber vor allen Dingen laßt uns vorsichtig sein, und wohl Acht geben, daß Niemand uns belauschen kann!"

Und durch das Zimmer schreitend, verschloß Lestocq alle Thüren, und blickte sorgsam hinter die Fenstervorhänge, ob Jemand etwa dort verborgen sei.

„Jetzt, Prinzessin," sagte er dann feierlich, „jetzt vernehmt, was ich Euch zu sagen habe!"

10.

Eine Verschwörung.

Eine augenblickliche Pause trat ein. Prinzessin Elisabeth winkte schweigend ihren Freunden, sich zu setzen, und zog ihren Freund Alexis Razumovsky näher zu sich heran.

Lestocq, ihr Wundarzt und Vertrauter, nahm mit einer feierlichen Miene ihr gegenüber Platz.

„Wir sind bereit, Eure schlimmen Nachrichten zu vernehmen!" sagte die Prinzessin.

„Die Regentin Anna Leopoldowna will sich zur Kaiserin krönen lassen!" erwiderte Lestocq lakonisch.

Elisabeth sah ihn fragend und begierig auf die Fortsetzung seiner schlimmen Nachrichten an. Als Lestocq aber schwieg, fragte sie erstaunt: „Das ist Alles, was Ihr uns zu sagen habt?"

„Das ist vorläufig Alles!" antwortete Lestocq.

Prinzeß Elisabeth brach in ein lautes, fröhliches Gelächter aus.

„Nun, das ist in der That sehr komisch! Ihr verkündet uns mit einer wahren Hiobsmiene die schlimmsten Nachrichten, und meldet dann, daß Anna Leopoldowna sich zur Kaiserin will erklären lassen! Mein Gott, mag sie es doch! Es wird sie Niemand daran hindern, und sie wird dadurch nicht glücklich werden! Noch keine Frau, welche den russischen Thron als Selbstbeherrscherin eingenommen, ist glücklich gewesen! Oder denkt Ihr etwa, daß es Katharina, meine erhabene Stiefmutter, gewesen? Glaubt mir, sie zitterte auf ihrem Throne. Ach, mein Gott, immer wenn ich diesem kaiserlichen Thronsessel gegenüber stand, hat es mir geschienen, als sähe ich die Spitzen von tausend Dolchen aus diesen weichen Polstern hervorschimmern! Und Ihr wollt, daß ich mich auf einem solchen Thronsessel niederlasse? Nein, nein, laßt mir meine Ruhe und meinen Frieden! Mag Anna Leopoldowna sich immerhin zur Kaiserin erklären, was kümmert's mich! Ich werde die Erste sein, welche ihr Glück wünscht, und sich vor ihr niederwirft! Das ist Alles!"

Und gleichsam erschöpft von dieser langen Rede, ließ die Prinzessin ihr Haupt auf die Brust gleiten, und schloß ihre ermüdeten Augenlieder.

„Ach, wenn Czaar Peter, Euer großer Vater, Euch hören könnte!" rief Lestocq feierlich. „Beim allmächtigen Gott, er würde Euch zürnen ob solcher Kleinmüthigkeit, Prinzessin!"

„Ein Glück also für mich, daß er todt ist!" sagte die Prinzessin lächelnd. „Und jetzt mein lieber Lestocq, wenn Ihr weiter nichts wißt, so laßt es genug sein! Ein für Alle Mal laßt es Euch gesagt sein: Ich trage kein Gelüste nach dieser Kaiserkrone, ich will mein Haupt mit Rosen und Myrthen umkränzen, aber nicht mit diesem kalten Goldreifen, der mir die Stirn zu Boden drücken würde. Quält mich also nicht mehr! Seid zufrieden mit dem, was ich bin, und seid Ihr's nicht, nun — dann muß ich mich darein finden, auch von Euch verlassen zu werden!"

„Wir werden Euch niemals verlassen, und müßten wir Euch folgen, in Noth und Tod!“ riefen Alle.

„Nun, und Ihr allein schweigt, Lestocq?“ fragte die Prinzessin mit Thränen in den Augen.

„Ich bin noch nicht zu Ende mit meinen schlimmen Nachrichten!“ sagte Lestocq mit düstern Blicken.

„Ah“, rief die Prinzessin scherzend, „Ihr werdet uns vielleicht als zweite schlimme Nachricht die Botschaft bringen, daß der Kaiser Iwan den ersten Zahn bekommen!“

„Nein“, sagte Lestocq, „ich werde Euch nur sagen, daß am achtzehnten Dezember, dem Tage, an welchem sich die Regentin will zur Kaiserin krönen lassen, daß an diesem achtzehnten Dezember auch die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Prinzen Ludwig von Braunschweig, dem neuen Herzog von Kurland, stattfinden soll!“

Die Prinzessin fuhr von ihrem Sitze empor, als habe eine Natter sie gestochen. Alexis Razumovsky, der noch immer zu ihren Füßen knieete, brach in laute Wehklagen aus, in welche Woronzow und Grünstein bald einzustimmen begannen. Lestocq überschaute mit einer triumphirenden Ruhe die Wirkung seiner Worte.

„Was sagt Ihr da?“ fragte Elisabeth endlich athemlos.

„Ich sage, daß am achtzehnten Dezember Prinzeß Elisabeth sich dem Prinzen Ludwig von Braunschweig, welcher bereits zu diesem Zwecke in Petersburg eingetroffen ist, vermählen soll,“ erwiderte Lestocq ruhig.

„Und ich sage“, rief die Prinzessin, „ich sage, daß das nimmermehr geschehen wird!“

Lestocq zuckte die Achseln. „Prinzessin Elisabeth ist ein sanftes, friedliebendes, immer duldendes Lamm“, sagte er.

„Aber Prinzessin Elisabeth kann eine Tigerin sein, wenn es darauf ankommt, ihre heiligsten Rechte zu vertheidigen,“ rief die Prinzessin, in heftiger Erregung auf- und abgehend.

„Ach“, fuhr sie fort, „man ist also noch nicht zufrieden, mich der Armuth, der Verlassenheit übergeben zu haben, man hat nicht genug daran, mich so tief gedemüthigt zu sehen, daß ich Almosen und Geschenke annehme von dieser Regentin, welche auf diesem Throne sitzt, der **mir** gebührt. Man will mir auch das Letzte, das Einzige, was mir noch geblieben, man will mir meine Freiheit rauben! Sie wollen mich zu einer Gefangenen machen, sie wollen mein armes Herz in Ketten und Banden schlagen. Nein, nein, sage ich, das wird nimmermehr geschehen!“

Und die Prinzessin, ganz außer sich, stampfte mit den Füßen auf den Boden, und ballte ihre kleinen Hände zur Faust zusammen. Jetzt war sie ihres Vaters ächte und würdige Tochter, Czaar Peters wilder und kühner Geist flammte aus ihren Augen, sein Trotz und seine muthvolle Entschlossenheit sprach aus ihren wild erregten Zügen. Sie hörte nicht, sie sah nicht, was um sie her vorging, sie war ganz erfüllt von ihren zornigen Gedanken, und von diesen entsetzensvollen Bildern, welche der bloße Gedanke der Ehe bei ihr hervorgebracht.

In einiger Entfernung von ihr, dicht neben einander, standen ihre vier Günstlinge, und beobachteten sie mit schweigender Theilnahme.

„Jetzt ist's an Euch, Alexis Razumovsky, das Werk, was wir begonnen, zu vollenden,“ flüsterte Lestocq leise. „Ihr müßt bei ihr diesen Haß gegen eine Verheirathung mit dem Prinzen nähren. An's Werk, an's Werk, Alexis Razumovsky! Wir müssen aus dieser Elisabeth eine Kaiserin machen, damit sie uns zu Grafen und Fürsten, zu Reichthum und Würden erhebe!“

Und laut sprach er:

„Was wird Prinzessin Elisabeth dem Befehle der Regentin, oder Kaiserin, was wird sie der Gewalt entgegen zu setzen haben.“

„Wenn es sein muß, die Gewalt!“ rief die Prinzessin leidenschaftlich. „Ja, wenn es darauf ankommt, meine Freiheit zu vertheidigen und mein gutes Recht, dann werde ich den Muth haben, Alles zu wagen, Allem zu trotzen, dann werde ich mich emporraffen aus meiner behaglichen Genügsamkeit, um auf dem Throne meine Freiheit, welche Anna mit Füßen treten will, wiederzufinden!“

„Es lebe unsere zukünftige Kaiserin, es lebe Elisabeth!“ riefen die Männer in stürmischer Begeisterung.

„Ich habe Euch lange widerstanden, meine Freunde,“ sagte Elisabeth, „es hat mich nicht gelüstet nach dieser russischen Kaiserkrone, aber viel weniger noch gelüstet es mich nach dieser Dornenkrone einer gezwungenen Ehe! Jetzt bin ich bereit zu kämpfen, und muß es denn sein, so möge eine Revolution, so mögen Ströme Blutes entscheiden, ob die Regentin Anna Leopoldowna oder die Tochter Zar Peters des Großen das Recht, in diesem Lande zu gebieten und Gesetze zu geben, beanspruchen kann!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Lundby lächelte überlegen. „Wollen Sie mit Gewalt Jemand zu Ihrem Feinde machen, der nichts weiter wünscht, als mit Ihnen zu einem guten Einvernehmen zu gelangen?“ fragte er. „Das würde sehr unklug gehandelt sein. Lassen Sie mich ganz aufrichtig reden, verehrte Frau, damit wir nicht thörichten Mißverständnissen und falschen Auffassungen nachgeben, die uns beiden nur zum Schaden gereichen und keinem von uns auch nur den geringsten Nutzen bringen können.“

„Ich will nichts weiter hören,“ sagte Frau Pauline entschlossen. „Wenn sich auch Alles wirklich so verhielte, wie Sie angeben, was könnte mir das schaden? Ich bin, wie Sie selbst zugeben, von jeder Schuld frei, und Scudamore wird mich nicht entgelten lassen, was nur eine unglückselige Fügung ist.“

„Sind Sie dessen so gewiß? In England denkt man über diesen Punkt sehr streng, pedantisch, wenn Sie wollen, aber man denkt einmal so, und das kann unberechenbare Folgen haben. Und außerdem, wenn Frl. Ellen und Fanny die einzigen Enkelinnen wären, so könnte man es darauf ankommen lassen, aber Sie wissen doch, daß noch eine dritte, die Tochter von Selina, Franks Schwester, vorhanden ist? Endlich nehmen Sie einmal den Fall an, Herr Scudamore stürbe, ohne ein Testament gemacht zu haben! Wo blieben da — verzeihen Sie! — die unehelichen Kinder Franks?“

Pauline bedeckte sich mit der Hand die Augen; sie fand keine Antwort, so wenig wie sie die Kraft fand, den Anschein von Entschlossenheit, den sie sich gegeben hatte, zu bewahren.

Lundby fuhr fort: „Nicht wahr, das ist unwiderleglich? Nun wohl, ich verlange von Ihnen nicht viel für mein Schweigen über alle diese Dinge, die ja keinen Menschen etwas angehen. Ich bin nach St. Jean-Pied-de-Port gereist, weil mir, ich gestehe es ganz offen, bei einem Plane, den ich vorhabe, das Arrangement, das Herr Scudamore zu treffen beabsichtigt, einigermaßen hinderlich ist. Ich bedarf dazu Ihrer Beihilfe, wenigstens Ihrer stillschweigende Duldung, und ich hegte einige Zweifel, ob Sie mir die gutwillig gewähren würden. Es lag mir also daran, ein Zwangsmitel gegen Sie in Händen zu haben, und eine merkwürdig glückliche Ahnung führte mich in das französische Nest, wo Don Azevedo Gusman begraben liegt.“

„Sie wollen mich zu irgend einer schändlichen Intrigue mißbrauchen,“ rief Pauline empört. „Dazu biete ich nie und nimmer die Hand!“

„Was denken Sie denn!“ fragte Lundby lachend. „Sie halten mich für einen melodramatischen Bösewicht der alten Schule, wie es scheint. Bitte, geben Sie doch diesen ganz abgeschmackten Irrthum auf. Glauben Sie denn, daß ich so thöricht sein würde, mich durch meine Aufrichtigkeit vollständig in Ihre Hände zu liefern, wenn ich solche entsetzlichen Schlechtigkeiten, wie Sie vermuthen, beabsichtigte?“

„Was verlangen Sie denn von mir?“

„Weiter nichts, als daß Sie offene Feindseligkeiten gegen mich vermeiden, wenn Sie an den Absichten, die ich verfolge, keinen Gefallen finden sollten.“

„Ihre Absichten können unmöglich gut sein, wenn Sie selbst von vornherein annehmen, daß ich Sie bekämpfen werde.“

„Welcher Art diese Absichten sind, werden Sie ja früh genug erfahren und dann sehen, daß sie vielleicht Ihr Mißfallen, aber gewiß nicht die sittliche Entrüstung verdienen, womit Sie mich soeben beehrt haben.“

„Und was soll ich ihnen versprechen?“

„Vor der Hand gar nichts. Einstweilen genügt es mir, daß Sie genau wissen, was für Sie auf dem Spiele steht, wenn Sie mir entgegentreten.“

Noch einmal raffte sich Frau Pauline zu einem schwachen Widerstandsversuche auf. „Die Geschichte von St. Jean-Pied-de-Port klingt wie eine Fabel,“ sagte sie. „Wenn sie überhaupt wahr ist, wird der einfache Zusammenhang der sein, daß der Steinmetz oder sein Auftraggeber sich in dem Datum geirrt hat.“

„In der That ein sehr naheliegender Gedanke!“ erwiderte Lundby mit leichtem Spott. „Und ich muß mir selbst die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er auch mir gekommen ist. Um mich über diesen Punkt zu beruhigen, machte ich einen Besuch bei der Mairie, um Erkundigungen einzuziehen. Und da ergab sich denn folgender, allerdings auch sehr einfacher Zusammenhang. Dabei dürfen Sie nicht vergessen, daß der Maire, eines so kleinen Nestes, namentlich in Frankreich, nicht viel besser als ein Bauer ist.“

„Das ist eine Einleitung, die neugierig macht,“ spöttelte Pauline.

Lundby zuckte die Achseln und fuhr gleichmüthig fort:

„Im dortigen Spital lagen zwei schwer verwundete carlistische Offiziere; der eine von ihnen, eben Ihr Herr Gemahl, habe das Ersuchen gestellt, im Falle seines Todes Ihnen den Todenschein zu übersenden. Als daher der Arzt seinen Tod anmeldete und beglaubigte, nahm der Maire sofort die Urkunde auf und übersandte sie Ihnen. Unglücklicher Weise hatte sich aber der Doktor geirrt; nicht Herr Azevedo, sonder sein Kamerad war gestorben, und der brave Medicus war, als er den Schein nach den Eingangsbüchern des Spitals ausschrieb, auf eine falsche Nummer — ich weiß nicht mehr, ob auf die nächstvorhergehende oder auf die nächst-

folgende — gerathen. Der gute Don wurde unter dem Namen ihres Gatten beerdigt, und der Irrthum wurde erst entdeckt, als viel später der Maire die Nachricht bekam, es sei wieder ein carlistischer Offizier des gleichen Namens gestorben. Das fiel dem guten Manne denn doch auf, und er stellte Ermittelungen an, die dann den zwar sonderbaren, aber an sich nicht gerade unbegreiflichen Thatbestand ans Licht brachten. Nun wäre es freilich seine Pflicht gewesen, Ihnen davon Meldung zu machen, aber er dachte bei sich — es war eben kein deutscher Beamter, sondern ein französischer Bauer —, der Mann wäre ja doch nun einmal todt, es wäre also unnöthig, Sie noch einmal zu behelligen."

„Und dann ließ er meinem Manne den Grabstein setzen?" fragte die Wittwe. „Gehen Sie doch, Herr Lundby, das klingt denn doch ...."

„Sehr unwahrscheinlich, meinen Sie? Gewiß. Aber so ist es auch nicht. Der Grabstein wurde nicht vom Bürgermeister, sondern auf Geheiß des Don Carlos gesetzt, der alle Gräber seiner Offiziere in den französischen Grenzstädten auf gleiche Weise geehrt hat. Das gereicht dem Manne zum Lobe, obgleich es in Ihrem Falle von unangenehmen Folgen gewesen ist. Aber das konnte er nicht voraussehen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein heiteres Jagdgeschichtchen macht zur Zeit in München in hohen und höchsten Kreisen die Runde. Der Prinz-Regent von Bayern hatte in Lenggries übernachtet und beschlossen, am andern Morgen mit einem Herrn des Gefolges per Wagen nach Fall zu fahren, eine Fahrt, die nicht im Jagdprogramm vorgesehen war. Der Entschluß wude dem Herrn Posthalter, der Wagen und Pferde stellen sollte, und durch diesen wieder dem alten Kutscher, dem Martl, mitgetheilt, der ob der hohen Ehre und wahrscheinlich auch wegen des zu erwartenden reichlichen Trinkgeldes schier aus dem Häuschen gerieth. Bis in die späte Nacht hinein „fummelte" er an Wagen und Geschirr herum, damit ja Alles in bestem Stande sei. Leider aber kam die Sache wenigstens für unsern Martl ganz anders. Der Regent hielt es nachträglich für besser, wenn über diese seine Fahrt nichts bekannt würde. Er ließ deshalb den Herrn Posthalter dahin verständigen und diesem oblag die Aufgabe, dem Martl die Sache wieder auszureden unter dem Vorgeben, nicht den Regenten, sondern zwei andere Herren „aus der Stadt" müsse er fahren. Martl war Anfangs so wüthend, daß er Alles liegen und stehen ließ und nur auf eindringlichen Befehl seines Dienstherrn zu bewegen war, überhaupt einzuspannen. Aber die schlechte Laune hielt an und machte sich auch dann noch Luft, als die beiden „Stadtfrack" bereits eingestiegen waren. Selbstverständlich amusirte das unseren Regenten auf's Köstlichste. Je mehr aber gelacht wurde, desto deutlicher wurde der Martl, so daß der Regent beschloß, der schlechten Laune des brummigen Kutschers durch ein Zwanzigmarkstück Einhalt zu thun. Der Adjutant reichte also das Goldstück, und siehe da, es wirkte Wunder. „Was", meinte der Martl, „dös is ganz alloa für mi'?" — „Natürlich!" war die Antwort. — „Da muß i' an Herrn nix davon geb'n?" forschte Martl vorsichtig weiter. — „Nein, nein, mein lieber Martl", sagte der Regent, „das soll eine Entschädigung dafür sein, daß Du den Prinz-Regenten nicht hast fahren können." Jetzt war der Martl plötzlich sehr zufrieden. Mit schleunigem Griff ließ er sein Goldstück in der Tasche verschwinden, und halb umgewendet rief er in den Wagen: „No, nacha dank' i' halt recht schön, und wißt's wos — hiatz kann mir der Regent aa an Buckel 'nauffteig'n!" Welch ungleiche Wirkung dieser Kernspruch auf die beiden Wageninsassen ausübte, läßt sich leicht denken. Der Regent soll später erzählt haben, daß er schon seit langem nicht mehr so gründlich sich habe auslachen können.

— Ohm Krüger. Unter diesem Titel sendet der bekannte dramatische Dichter Philipp Langmann der „N. Fr. Pr." die folgenden Verse:

Sieben Söhne, fünfzig Enkel,
Burenjungen, eig'nes Blut,
Sendet Onkel Krüger wider
Britische Freiheitshenkerbrut.

Dum-Dum, Lyddit, Maximwerkel,
Inder, Nigger, Hottentotten
Sammeln sich am Tafelberge,
Frei Bauern auszurotten.

Onkel Krüger, Onkel Krüger,
Ob dein altes Herz dir schlägt,
Wenn ein Sohn sich oder Enkel
Hier zum letzten Schlafe legt.

Halte feste, alter Knabe,
Als ein rechter Eichentrumm!
Unzählbare Perserpfeile
Bringen nicht die Freiheit um.

Schweiz und Holland sind Europas
Unbewegte Freiheitshuth —
Niederländ'sche Schweizerschützen!
Schießet langsam, zielet gut!

— In der Kaserne. Unteroffizier: „Was ha[t] schon manchen Soldaten blind gemacht?" — Kanonier „Die Liebe!" — Unteroffizier: „O, Sie Heuochs! Kalte Waschen nach einem Marsch in großer Hitze hat scho[n] manchen Soldaten blind gemacht!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 253. Dienstag, den 7. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ah, jetzt seid Ihr in Wahrheit Eures großen Vaters große Tochter! rief Lestocq, und ein Knie beugend vor der Prinzessin, fuhr er fort: „Laß mich der Erste sein, welcher Dir huldigt, der Erste, welcher Dir ewige Treue schwört, Dir, unserer Kaiserin Elisabeth!“

„Nehmt auch meinen Schwur, Kaiserin Elisabeth, sagte Alexis, sich vor ihr niederwerfend, nehmt den Treuschwur Eures Sklaven, der niemals etwas will, als Euch dienen, und Euch mit Leib und Seele ergeben sein!“

„Laß auch mich Dir huldigen, Kaiserin Elisabeth!“ rief Woronzow, sich zur Erde werfend.

Und auch ich will zu Deinen Füßen liegen, und mich zu Deinem Sklaven schwören, Kaiserin Elisabeth!“ sagte Grünstein, neben dem Andern niederknieend.

Aber Elisabeths Zorn war schon vorüber, nur ein augenblicklicher Sturmwind hatte ihr sanft fließendes Blut in hohen Zorneswellen aufschäumen lassen, jetzt war wieder Alles still in ihr, und diese feierliche Huldigungsszene ihrer vier knieenden Freunde machte daher jetzt nur noch einen komischen Eindruck auf sie.

Sie brach in ein lautes Gelächter aus; verwundert und halb erzürnt blickten die Knieenden zu ihr empor, und das vermehrte nur noch ihre Heiterkeit.

„Ah, das ist unendlich drollig,“ sagte die Prinzessin lachend, „da liegen meine Vasallen, und was für Vasallen! Herr Lestocq, ein Wundarzt, Herr Grünstein, ein bankerotter Kaufmann und jetzt Unteroffizier, Herr Woronzow, Kammerherr, und Alexis Razumovsky, mein Geheimschreiber! Und da stehe ich, die Kaiserin solcher Vasallen, und was für eine Kaiserin! Eine Kaiserin von vier Unterthanen, eine Kaiserin ohne Thron und ohne Krone, ohne Land und ohne Leute, eine Kaiserin, die niemals Kaiserin war, und es niemals sein wird! Und zu dieser feierlichen Posse schneidet Ihr so ernsthafte Gesichter, daß man sterben möchte vor Lachen!“

Und die Prinzessin warf sich auf den Divan und lachte, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen.

„Prinzessin“, sagte Lestocq aufstehend, „diese vier Männer, welche Ihr eben verlacht, werden Euch zur Kaiserin machen, und dann liegt es in Eurer Macht, aus dem Wundarzt einen Geheimenrath und Leibmedicus, aus dem bankerotten Kaufmann einen reichen Banquier, aus dem Kammerherrn einen Oberhofmarschall zu machen, und den Herrn Geheimschreiber in einen ebenbürtigen Grafen oder Fürsten zu verwandeln!“

Der Prinzessin Augen leuchteten höher auf, indem sie sagte: „Ja, ich werde Fürsten aus Euch machen und Euch überhäufen mit Ehren und Schätzen. Ah, das ist ein Ziel, für welches es sich schon der Mühe lohnt, um eine Kaiserkrone zu kämpfen! Aber jetzt, meine Freunde, laßt es genug sein! Ich bedarf der Ruhe! Rufe mir meine Frauen, daß sie mich entkleiden, Woronzow! Gute Nacht, gute Nacht, meine erhabenen Vasallen, Eure großmächtige Kaiserin erlaubt Euch, ihr die Hand zu küssen!“

Mit einer anmuthigen Lieblichkeit reichte sie den Freunden ihre schöne Hand dar, welche sie voll Ehrfurcht an ihre Lippen drückten und sich dann entfernten.

Von diesem Tage an ließen ihre vier vertrauten Freunde der Prinzessin keine Ruhe mehr. Man bestürmte sie so lange mit Flehen und Bitten, Alexis wußte ihr so gut seine Verzweiflung über ihre baldige und unvermeidliche Vermählung darzustellen, daß die gutmüthige Prinzessin, um nur endlich ihre Freunde zufrieden zu stellen, und selber Ruhe zu haben, sich bereit erklärte, in die Pläne ihrer Vertrauten einzugehen und gegen die Regentin und den jungen Kaiser Iwan zu konspiriren.

Bald hatte sich eine kleine Partei für die Sache der Prinzessin gebildet. Grünstein, welcher, wie Prinzessin Elisabeth sagte, von einem bankerotten Kaufmann sich zu einem Unteroffizier emporgeschwungen hatte, Grünstein war es gelungen, in dem Preobrajenski'schen Regimente, bei welchem er stand, einige fünfzig Grenadiere für die Sache der Prinzessin zu gewinnen, und diese Leute waren die Hauptstütze, auf welcher Elisabeths Thron gegründet werden sollte! Man war weder ängstlich in den Mitteln, die man zu dieser beabsichtigten Re-

volution wählte, noch vorsichtig, sich in geheimnißvolle Dunkelheit zu verhüllen.

Elisabeth begann bald Vergnügen und Zerstreuung daran zu finden, die Soldaten für sich zu enthusiasmiren. Oft begab sie sich in die Kasernen der Garden, und ihre Leutseligkeit und Milde gewann ihr die Herzen der in sklavischer Unterwürfigkeit erzogenen Soldaten. Wenn sie durch die Straßen fuhr, sah man oft gemeine Soldaten sich auf ihren Schlitten schwingen und Elisabeth freundlich mit ihnen plaudern. Wo sie sich zeigte, da jauchzten ihr die Soldaten entgegen, und ihnen war das Palais der Prinzessin immer geöffnet. Elisabeth machte sich auf diese Weise populär, und die Regentin Anna, welche es erfuhr, lächelte sorglos dazu.

Eben so unvorsichtig ging auch Lestocq, der Prinzessin fanatischer Parteigänger, zu Werke. Er machte kein Geheimniß aus seinem geheimen Verkehr mit dem französischen Gesandten, dem Marquis de la Chetardie, und in den öffentlichen Caffes hörte man ihn oft mit zuversichtlicher Stimme einen baldigen Umschwung der Dinge prophezeihen.

Aber all diesen Unbesonnenheiten gegenüber schien es, als ob der Hof und die Regentin geblendet wären von dem sorglosesten Vertrauen, als ob sie nicht sehen könnten, was sie hätten sehen müssen! Ihr Schicksal war es, welches einen Schleier über ihre Augen heftete, daß sie nicht sahen, und gegen das Schicksal kämpfen auch die Großen und Mächtigen dieser Erde vergeblich an!

11.
Die Warnung.

Der vierte Dezember, der Tag des Hofballs, welchem Prinzessin Elisabeth mit Sehnsucht entgegen sah, weil sie dort dem erstaunten Hofe ihre neuen Pariser Moden zeigen wollte, war endlich gekommen. In dem Palaste der Regentin herrschte ein reges, geschäftiges Treiben. Der Oberhofmarschall und die diensthuenden Kammerherren gingen in den Sälen auf und ab, und überschauten mit prüfenden Blicken die überall angebrachten Verzierungen, die Festons, Guirlanden und Draperieen, ob Alles auch recht glänzend und geschmackvoll sei.

Anna Leopoldowna kümmerte sich wenig um dieses rege, geschäftige Treiben in ihrem Palaste. Sie war in ihrem Boudoir und las.

Ein leises Klopfen störte sie in ihren schwärmerischen Liebesgedanken. Es war Julie von Mengden, welche kam, ihr den alten Grafen Ostermann zu melden.

„Und um seinetwillen störst Du mich in meiner schönen Einsamkeit, sagte die Regentin mit leisem Vorwurf. „Mein Gott, ist dieser Graf Ostermann, ist dieses ganze Reich wohl so viel werth?"

„Du mußt diesen alten Herrn Ostermann empfangen", sagte Julie; „er hat so dringend um eine Audienz gefleht, daß ich ihm endlich versprochen, sie bei Dir zu bevorworten!"

„Ach, über diese ewigen Geschäfte!" rief die Prinzessin unwillig. „Man will mir also niemals Ruhe lassen, man plagt mich den ganzen Tag, selbst jetzt, wo es Zeit ist, an die Toilette zum Ball zu gehen, jetzt noch soll ich mich mit Staatsgeschäften herumplagen!"

„Ich soll also den Grafen Ostermann abweisen?" fragte Julie schmollend.

„Damit ich heute den ganzen Abend von Dir ein unzufriedenes Gesicht bekomme? Nein, laß ihn kommen, aber vergiß nicht, daß ich mich dieser Langweiligkeit nur füge, um Dich zufrieden zu stellen!"

Julie küßte mit einem dankbaren Lächeln die Hand der Regentin, und eilte dann, dem Grafen Ostermann den günstigen Bescheid zu bringen.

Wenige Minuten später trat Graf Ostermann schwankend und mühsam gestützt auf zwei Krücken, in das Kabinet der Regentin.

Anna Leopoldowna empfing ihn, auf einem Fauteuil sitzend, und nachlässig in einem großen, mit allerhand Kleidungsstücken und goldenen Stickereien gefüllten Karton umhersuchend, den man ihr kurz zuvor gebracht hatte.

„Nun," sagte sie, den Blick einen Moment erhebend und Ostermann ansehend, „Ihr kommt zu einer sehr ungelegenen Stunde, Herr Minister Graf Ostermann. Ihr seht, ich bin schon mit meiner Toilette beschäftigt und wollte mir eben einen passenden Kopfputz wählen. Wollt Ihr mir dabei helfen, Herr Graf?"

Ostermann hatte sich bis jetzt mühsam und mit unterdrücktem Aechzen auf seinen Füßen erhalten; auf einen stummen Wink der Prinzessin ließ er sich jetzt auf einen Sessel gleiten, und Anna mit seinen stechenden, wunderbar blitzenden Augen anstarrend, sagte er matt: „Einen Kopfputz wollt Ihr Euch wählen, Frau Regentin? Nun, weil Ihr denn meinen Rath dabei begehrt, so rathe ich Euch: wählt einen Kopfputz, der so sicher und fest ist, daß er Euren Kopf selber wie eine Festung verschanzt. Wählt einen Kopfputz, der Euch schützt gegen Konspirationen und Revolutionen, gegen falsche Freunde und lächelnde Feinde! Wählt einen Kopfputz, der Euren Kopf für immer auf Euren Schultern schützt und befestiget!"

„Graf Ostermann spricht in Räthseln!" sagte Anna lächelnd, indem sie einen Kranz künstlicher Rosen ordnete und zurecht stellte. „Oder nein, es war nicht Graf Ostermann, sonder eine Unke, welche da ihr heiseres Lied sang. „Verjagt diese Unke, Ostermann, es ist lichter Tag, was sollen uns also solche Nachtvögel!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Fortsetzung.)

Herr Lundby zog seine Uhr. „Ich bedauere, daß ich diese Unterredung nicht verlängern kann, gnädige Frau," sagte er und seine verbindliche Manier hatte nicht den leisesten Beigeschmack von Ironie mehr. „Es wäre mir sehr lieb gewesen, Ihre Fräulein Tochter kennen zu lernen, aber ich muß zum Bahnhof. In Thirlwall werden wir uns wiedersehen und dann hoffentlich gute Freunde werden. Das ist, glauben Sie mir, mein sehnlichster Wunsch, und ich hoffe Sie überzeugt zu haben, daß es auch in Ihrem Interesse liegt, diesem Wunsche entgegenzukommen."

Er reichte ihr mit fragendem Lächeln die Hand, und Pauline wagte nicht, die einem Versprechen gleichkommende symbolische Handlung abzulehnen.

Als Lundby fort war, warf sich Pauline auf ihr Sopha und preßte die Hände an die Schläfen. Hatte sie recht gethan, Geheimhaltung einer Thatsache zu fordern, die wirklich geeignet war, Herrn Scudamores Pläne zu beeinflussen? Sie dachte an ihre beiden Töchter und an das frühere Verhalten ihres Schwiegervaters, und die Antwort wurde ihr nicht schwer.

Verwickelter wurde die Sache nur dadurch, daß sie die Geheimhaltung mit einem Versprechen erkaufte, dessen Folgen sie nicht kannte und das also zu ganz unabsehbaren Wirrnissen führen konnte. Damit war auf der schiefen Ebene, die von Unrecht zu stets schlimmerem Unrecht führt, bereits der zweite Schritt gethan, dem sicher noch mehr folgen würden. Es war ein naheliegender, aber nur schwacher und trügerischer Trost, daß sie es ja in ihrer Hand habe, zu jeder Zeit von dem bedenklichen Vertrag zurückzutreten.

Die Wahrheit zu sagen, empfand sie eigentlich keine Reue, sondern nur Mißbehagen über die Abhängigkeit, in die sie von einem gewissenlosen Menschen gerathen war. Und daher kehrte sie immer wieder zu der Frage zurück, ob sie sich nicht habe überrumpeln und dupiren lassen. Wie, wenn die ganze Geschichte doch nicht wahr wäre? Zwar, der Einwand, daß Lundby klüger gehandelt hätte, wenn er dem alten Scudamore ohne Weiteres, was er wußte, mitgetheilt und sich dadurch einer gefürchteten Feindin entledigt hätte, war leicht zu beseitigen; was er beabsichtigte, wäre möglicherweise nicht eingetreten, und dann hätte er jeden Halt an der Dame verloren, es war für ihn thatsächlich vortheilhafter, sich durch die Furcht vor bösen Folgen eine Bundesgenossin zu sichern. Aber die ganze Geschichte von St. Jean=Pied=de=Port, so glaubwürdig sie auch hergerichtet sein mochte, trug so sehr den Stempel des Unwirklichen, daß es unmöglich war, sie ohne weitere Prüfung als der Wahrheit vollkommen entsprechend hinzunehmen. Wie aber sollte man sie genauer prüfen? Dazu, das war das Endergebniß aller Erwägungen, würde sich wohl in Thirlwall besser Gelegenheit finden lassen; jetzt stand allen Versuchen in dieser Richtung der leidige Geldmangel im Wege; war es damit anders und besser geworden, so hatte ein Unternehmen, das jetzt unmöglich schien, gar keine nennenswerthe Schwierigkeit.

Bei dieser Anweisung auf die Zukunft beruhigte sich Frau Scudamore so vollständig, daß sie ihren heimkehrenden Töchtern eine heitere Miene zeigen konnte, der Niemand anmerkte, welche sorgenvolle Stunde sie eben durchlebt hatte.

3. Kapitel.

Es war ein etwas wunderliches Paar, das wenige Tage nach der Unterredung zwischen Herrn Lundby und Frau Scudamore auf dem Kieler Bahnhof in Altona eintraf und sich eine Droschke nahm, um zunächst einen Gasthof zweiten Ranges und dann, nach Zurücklassung des nicht allzu umfangreichen Gepäcks, die Mühlenstraße in Hamburg aufzusuchen. Es waren Edith und Dirk Holmfeld, der es unternommen hatte, sie zu begleiten, bis sie unter anderen Schutz kam. War auf der Düne von Wittenaes der Gegensatz zwischen ihm und dem blühend schönen Kinde groß gewesen, so war er jetzt in einer Beziehung ganz verschwunden, seitdem Edith sich ebenfalls in städtische Kleidung gesteckt hatte, in der sie sich unbehaglich fühlte und ungelenk bewegte; beide machten den Eindruck eines Brautpaares aus einer jener versteinerten Kleinstädte, die in unserer Zeit der Stadtungeheuer kaum noch existiren. Nur durch ihre ungewöhnliche Schönheit stach die Enkelin des Herrn Scudamore nach wie vor nicht nur gegen Dirk, sondern gegen ihre ganze Umgebung ab.

Der Zug war um 2 Uhr Nachmittags eingetroffen, und die Scudamore'schen Damen hatten nach gastlicher Hamburgischer Manier einen mit allen möglichen guten Dingen reichlich versehenen Kaffeetisch zum Empfang des ihnen angekündigten Besuches hergerichtet. Als der Wagen vorfuhr, eilten Ellen und Fanny hinunter, um ihre Cousine zu bewillkommnen.

Der Empfang ließ an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig. Umarmungen und Küsse wurden ausgetauscht, und Dirk Holmfeld erhielt von allen drei Damen seinen Händedruck, als gehöre er zu ihnen. Edith verlor rasch ihre anfängliche Befangenheit, da sie ihre Verwandten so liebenswürdig fand, und diese, die eine bäurische Fischerstochter erwartet hatten, fühlten sich zu der überaus großen Anmuth Ediths nicht minder hingezogen wie durch Dirks treuherziges Wesen gefesselt. Man war bald auf einem ganz vertrauten Fuße miteinander, und Holmfeld konnte sich mit einem Seufzer der Erleichterung sagen, daß die Gesellschaft, unter deren

Schutz er sein Kleinod zurücklassen mußte, nicht die Befürchtungen rechtfertigte, die er in seiner Unerfahrenheit bis dahin gehegt hatte.

Dirk wurde von Fanny in ein Gespräch über das Leben in dem kleinen Fischerdorfe verwickelt, und sie wußte dies so harmlos und natürlich zu führen, daß er darüber bald seine Schüchternheit und Schweigsamkeit abstreifte; er ward ganz beredt und Fanny erkannte rasch, daß ihr erster Eindruck von dem ländlichen Verehrer ihrer Cousine falsch gewesen war. Er drückte sich geläufig und fließend aus —, dieser Sohn eines armen Landpastors konnte sich mit seiner Bildung schon sehen lassen.

Unterdessen hatten Ellen und Edith rasche Mädchenfreundschaft geschlossen; zu der älteren Schwester fühlte sich Edith mehr hingezogen als zu der ernsteren Fanny. Das verwandtschaftliche „Du" zu dieser wurde ihr schwer, während es ihr bei den Anderen so leicht von den Lippen floß, als wenn sie sich seit Jahren gekannt hätten.

„Warum trägst Du Dein Haar so glatt gescheitelt?" fragte Ellen.

„Ich kann es mir nicht anders machen. Wie sollte ich es auch anders tragen?" fragte Edith naiv dagegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wie weit kann man hören? Die größte Entfernung, auf die hin die Menschenstimme je gehört worden ist, beträgt, so wunderbar es klingt, 30 Kilometer (4 geographische Meilen). Das war in dem Grand Canon (Felsenschlucht) von Colorado, wo ein Mann den Namen „Bob" an dem einen Ende laut ausrief und an dem anderen laut verstanden wurde. Leutnant Foster, Theilnehmer an Parrys dritter Nordpolfahrt, fand, daß er mit einem Manne auf der anderen Seite des Hafens-Boven auf eine Entfernung von zwei Kilometern sprechen konnte. Sir John Franklin erklärte ebenfalls, daß er sich bequem auf 1½ Kilometer weit mit Anderen unterhalten habe. Dr. Young berichtet, daß bei Gibraltar die menschliche Stimme 16 Kilometer weit hörbar gewesen sei. Bekanntlich wird der Schall vom Wasser besonders kräftig fortgeleitet. Bei Versuchen im Genfer See schätzte Colladon die Vernehmbarkeit einer untergetauchten Klingel auf etwa 100 Kilometer. Franklin behauptete, das Aneinanderreiben von zwei Steinen im Wasser 800 Meter weit gehört zu haben. Dicht über dem Wasser oder einer Eisfläche wird der Schall mit großer Kraft und Klarheit fortgeleitet. Dr. Hutton erzählt, daß er an einer ruhigen Stelle der Themse bei Chelsea eine Person auf 42 Meter Entfernung deutlich vorlesen hörte, während das auf dem Lande höchstens bis 23 Meter weit möglich ist. Prof. Tyndall beobachtete im Gegentheil auf dem Montblanc, daß ein Pistolenschuß nicht stärker schallte, als ein aus der Flasche springender Champagnerpfropfen. Personen in einer Ballongondel können Laute von der Erde aus noch weit länger hören, als sie sich den Leuten unten vernehmbar machen können.

— Ein Unterschied. Sie: „Du versagst Dir nichts, und mir willst Du nicht einmal dieses Hütchen kaufen, und doch verdankst Du Dein Vermögen nur meiner Mitgift!" — Er: „Weißt Du, liebes Weib, ich darf mir manches erlauben, denn ich habe eine reiche Frau geheirathet; Du aber mußt sparen, denn Du hast einen armen Mann geheirathet!"

— Verhältnißmäßig. A.: „Habe gehört, wollen heirathen, Kamerad, wohl brillante Schönheit?" B.: „Hm, passabel, soviel man eben bei 100 000 Mark Mitgift verlangen kann!"

Gute Kunde.

Führwahr gar gute Kunde
Kam uns aus Afrika,
Sie fliegt von Mund zu Munde,
Weckt Jubel und Hurrah.
Beim ersten ernsten Schlagen
Im schnöden Räuberkrieg
Hat gleich davongetragen
Der Bur den schönsten Sieg.

Mit schmerzverzerrten Zügen
Steht nun John Bull erschreckt;
Ja, Freund, hier hilft kein Lügen,
Das wird nicht schlau verdeckt.
Die Wahrheit fand die Wege
Jetzt schnell, es ist gewiß:
Gar gründlich hat es Schläge
Gesetzt bei Ladysmith.

Nun sind die Räuberhorden
Getheilt; zweitausend Mann
Sie treten nun nach Norden
Die weite Wand'rung an.
In langen Zügen gehen
Sie nach Pretoria hin;
Transvaal sich zu besehen,
Danach stand ja ihr Sinn.

Nie ward so schnell zu Falle
Der Hochmuth noch gebracht;
Des Jubels Ruf erschalle,
Bur, das war brav gemacht!
Fest weiter auf die Bande!
Folg' ihrer blut'gen Spur
Und wirf sie aus dem Lande,
Gott mit dir, wackrer Bur!

(Kladderadatsch.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 254. Mittwoch, den 8. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Hört auf dieses Lied der Unke" rief der Greis dringend. „Glaubt mir, Prinzessin, wenn die Unken sich am lichten Tage zeigen, dann bedeutet das ein nahendes Unglück! Laßt Euch warnen, Frau Regentin, Anna Leopoldowna! Ihr habt mich eine Unke genannt, nun wohl, die Unken haben noch immer das Unglück richtig prophezeit, und wenn sie es niemals abwenden konnten, so ist es, weil die überklugen Menschen niemals auf solche Orakelstimmen der allweisen Natur hören wollen! Laßt mich Eure Unke sein, Frau Herzogin, und hört auf mich! Ich prophezeie Euch Unglück, glaubt meiner Prophezeiung, dann läßt es sich noch abwenden! Merkt auf die Zeichen, durch welche das Schicksal Euch warnen will! Habt Ihr nicht gestern Prinzeß Elisabeth durch die Straßen fahren sehen, plaudernd und schäckernd mit diesen Soldaten, welche sich hinter ihr auf den Schlitten schwangen? Habt Ihr nicht gehört, wie die Grenadiere des Preobrajenski'schen Regimentes ihr entgegenjauchzten? Hat man Euch nicht hinterbracht, daß Lestocq mit dem französischen Gesandten geheime Zusammenkünfte hat, und wißt Ihr nicht, daß Lestocq der vertrauteste Diener der Prinzessin ist? Hütet Euch vor Prinzessin Elisabeth, Frau Regentin!"

„Meint Ihr?" fragte Anna lächelnd, während sie den silbernen Toilettenspiegel näher zu sich heranschob, und ein volles Blumenbouquet in ihr Haar schob, um es am Spiegel zu probiren.

„O mein Gott," rief Graf Ostermann, Ihr schmückt Euch mit Blumen und ich sage Euch, daß eine Verschwörung Euch bedroht!"

„Eine Verschwörung," lachte die Regentin, und Prinzessin Elisabeth soll das Haupt derselben sein! Glaubt mir, Ihr überklugen Männer, Ihr lernt mit all' Eurer Weisheit doch niemals die Frauen recht kennen. Ich aber, ich bin ein Weib, und ich kenne Elisabeth! Ihr glaubt, wenn sie mit den Soldaten freundlich schwatzt, so geschieht es, um mit ihnen zu konspiriren! O, geht mir doch, Graf Ostermann!"

Und die Regentin lachte und versuchte einen neuen Kopfputz.

„Und wie erklärt Ihr Euch die geheimen Zusammenkünfte Lestocq's mit dem Marquis de la Chetardie?" fragte Ostermann mit mühsam zurückgehaltener Bewegung.

„Erklären? Wozu soll ich mir eine Erklärung suchen für Dinge, die mich gar nicht interessiren? Was geht es mich an, was der Wundarzt Lestocq bei diesem stets kränkelnden französischen Gesandten thut! Oder meint Ihr, ich soll mich um jedes Lavement bekümmern, das ein Gesandter sich von einem Wundarzt geben läßt?"

„Nun denn, so erlaubt mir, Frau Regentin, daß ich Euch diese Zusammenkünfte von einem weniger medizinischen Standpunkte erkläre! Frankreich ist Euer Feind, Frankreich brütet Verderben, und der Marquis de la Chetardie ist es, welcher die Prinzessin und Lestocq zu einer Schilderhebung aufstachelt!"

„Und zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?" fragte Anna spöttisch lächelnd.

„Frankreich, umdrängt von auswärtigen und inneren Feinden, im Krieg mit Oesterreich, in Streitigkeiten verwickelt mit Holland und Spanien, Frankreich will um jeden Preis das russische Gouvernement in seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt und bedroht sehen, damit es nicht Zeit habe, sich um die auswärtigen Angelegenheiten zu bekümmern. Man will Euch hier Händel bereiten, um zu vermeiden, daß Ihr in die Welthändel Euch thätig einmischt. Das ist die kluge und weise Politik Frankreichs, und sie würde mich mit Bewunderung erfüllen, wenn sie uns nicht mit den entsetzlichen Gefahren bedrohte! Der Marquis de la Chetardie hat den Auftrag, hier um jeden Preis eine Revolution zu Stande zu bringen, und er, als geschickter Diplomat, hat sehr wohl begriffen, daß Prinzeß Elisabeth dazu das geeignetste Mittel ist, denn sie, als die Tochter Czaar Peters, hat die Sympathieen der Altrussen für sich, und jauchzend wird man ihr entgegenströmen, wenn sie dem Volke verkündigt, daß sie bereit ist, die fremden Herrscher aus Rußland zu vertreiben!"

„Ach, unsere guten Russen!" rief die Regentin lachend, sie jauchzen nur dem entgegen, welcher sie

trunken macht, und dazu fehlen der armen Prinzessin Elisabeth die Mittel."

„Der Marquis de la Chetardie hat ihr im Namen seines Königs einen unbestimmten Kredit angeboten, und sie schon fast mit einer Million Silberrubel versehen."

„Ihr wißt Rath für Alles," lachte die Regentin. Die Prinzessin ist arm, schnell laßt Ihr den französischen Gesandten sie mit Millionen versehen. Die gute Prinzessin, ich wünschte, sie hätte die Millionen, dann würde sie ihrer Kleiderpracht fröhnen, und ihrer Putzsucht nachhängen können!"

„Der Marquis hat ihr köstliche Kleider und Stoffe aus Paris gebracht!" sagte Ostermann lakonisch.

Die Regentin brach in ein helles Gelächter aus.

Dieser Marquis ist ein wahrer deus ex machina rief sie. „Wo Ihr seiner bedürft, da erscheint er, und hilft Euch aus der Noth! Aber im Ernst, mein Herr Graf, lassen wir es jetzt genug sein mit diesen Unkenliedern. Man beginnt schon die Tanzmusik zu stimmen, und Ihr wollt mich verstimmen mit Eurer Unkenmusik. Ein Ball, mein theurer Graf, erfordert Stimmung, aber nicht Verstimmung, und Ihr seid auf dem besten Wege, das Lächeln von meinen Lippen zu verscheuchen!"

„O könnt ich das!" rief Ostermann, die Hände ringend, könnt' ich mit des Donners Stimme in Euer Ohr rufen: Prinzessin, erwacht aus diesem Schlummer der Sorglosigkeit, raffet Euch auf zur That! Rettet Euch, rettet Euren Sohn, Euren Gemahl und Eure Freunde, denn wir Alle, Alle sind verloren mit Euch!"

„O, Ihr sprachet da eben von meinem Sohn," sagte die Regentin lächelnd. Ihr sollt einmal ein köstliches Geschenk sehen, welches der Kaiser Iwan heute bekommen hat!"

Und sie nahm aus dem Karton ein kleines, von Gold und Brillanten funkelndes Kinderkleid hervor, welches sie dem Grafen überreichte.

„Schaut einmal die Pracht," sagte sie. „Das haben die Damen von Moskau für den jungen Czaar gestickt, und es ist mir heute von einer Deputation übergeben worden. Meint Ihr nicht, daß der kleine Kaiser zum Entzücken aussehen wird in diesem funkelnden Kleide?"

Graf Ostermann antwortete nicht sogleich. Sein Gesicht verzog sich zu einem schmerzlichen Zucken, und tiefe Seufzer entrangen sich seiner Brust. Mühsam erhob er sich von seinem Sessel, und die Prinzessin mit traurigen Blicken ansehend, sagte er: „Ich sehe, Euer Verderben ist unabwendbar, und ich kann Euch nicht retten; Ihr werdet zu Grunde gehen, und wir Alle mit Euch! Nun, ich bin ein alter Mann und ich verzeihe Euch, Frau Regentin, denn Ihr handelt so nicht aus üblem Wollen, sondern, weil Ihr ein zu edles, vertrauendes Herz habt! Glaubt mir, Edelmuth und Vertrauen, das sind die schlimmsten Fehler, mit welchen man auf dieser Welt behaftet sein kann; Fehler, welche allemal einem sichern Verderben überantworten, und nur Verspottung und Hohn als Grabschrift bekommen! Euch ist nicht mehr zu helfen! Frau Herzogin! Ihr steht am Rande eines Abgrundes, und Ihr stürzt Euch und uns Alle lächelnd hinunter! Nun, Friede mit Euch! Ich habe in diesen letzten Wochen so viel gelitten, daß ich Euch nur danken kann, wenn Ihr mir zu einem schnellen Mittel verhelft, mit diesen Leiden zu Ende zu kommen! Frau Regentin Anna Leopoldowna, auf dem Blutgerüst oder in Sibirien werden wir uns wiedersehen! Bis dahin leben Sie wohl!"

Und ohne eine Antwort der Regentin abzuwarten, schwankte der alte Graf ächzend und leise wimmernd hinaus.

„Gott sei Dank, daß er fort ist, sagte Anna erleichtert aufathmend, als sich die Thür hinter ihm schloß. Seit Monaten quält mich dieser alte Geisterseher mit seinen wunderlichen Grillen, die wie ein Alpdrücken auf seiner Seele lasten"

Und sie rief ihre Frauen, und befahl, sie zum Hofball anzukleiden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„So wie ich oder Fanny. Du hast so wundervolles, reiches Haar — und das kommt gar nicht zur Geltung. Du mußt es mich einmal arrangiren lassen — willst Du?"

Edith erröthete vor Vergnügen. Hatte sie sich doch schon beim Anblick der Cousinen mit heimlichem Neide eingestehen müssen, daß deren Haartracht ganz anders und vortheilhafter hergerichtet war, als sie es bis dahin gekannt hatte. Und seit sie an dem Kaffeetisch saß, studierte sie die Art, wie die beiden Schwestern ihre keineswegs reichen Kleider doch so geschnitten und mit kleinen Zuthaten geschmückt hatten, daß ihre eigenen daneben den Eindruck des Bäurischen und Kleinstädtischen machten. „Du mußt es mir einmal machen — und mir überhaupt bei meinen Kleidern etwas rathen und beistehen," antwortete sie.

Ellen sprang auf. „Komm!" rief sie und zog Edith mit sich ins Schlafzimmer. „Wir wollen Dich einmal ein wenig städtisch herrichten. Der Großvater soll staunen, wenn seine drei Enkelinnen vor ihm aufmarschiren!"

Beide verschwanden im Schlafzimmer; aus dem Blicke, mit dem Dirk der schönen Edith nachsah, würde Fanny das Geheimniß seines Herzens errathen haben, wenn sie es nicht schon vorher herausgefunden hätte.

Sie lächelte unmerklich und unterdückte ein unbehagliches Gefühl, das in ihr aufstieg. Mit weiblichem Scharfblick hatte sie erkannt, daß zwischen dem unschönen, aber gemüthstiefen Pastorssohn und der oberflächlicher gearteten Edith kaum eine besonders große Seelengemeinschaft bestehen könnte. Auch glaubte sie zu bemerken, daß Dirks Neigung nur gleichgiltige Erwiderung fände; was sollte daraus erst werden, wenn Edith in eine ganz neue Lebenssphäre eingetreten wäre, worin es ihr bei ihrer Schönheit und der Anwartschaft auf ein großes Vermögen doch nicht an aristokratischen Bewunderern fehlen könnte?

Sie ward schweigsamer und hörte zu, wie Dirk ihrer Mutter von Ediths bisherigem Leben erzählte. Wieder fiel ihr auf, wie rasch er stets den richtigen Ausduck fand, wie anschaulich seine Schilderungen waren, wie in allen Wendungen und Bildern, die er gebrauchte, eine dichterische Veranlagung durchschimmerte. Den merkwürdigen Kirchhof, die meilenlangen Dünenreihen, die von den vorherrschenden Westwinden alle nach einer Seite gekrümmten Bäume, die schäumend heranrollenden Brandungswellen glaubte sie zu sehen und dazu das Rauschen des Sturmes, das Kreischen der Möven und Seeraben, das Donnern der Meereswogen zu hören.

Er steht geistig hoch über Edith! Sie ist seiner nicht würdig!" entschied sie in ihrem Innern.

Von dieser Entscheidung kam sie jedoch gleich zurück, als nun Edith verschämt und erröthend wieder erschien. Mit dem freier behandelten Haar und dem durch unscheinbare Zuthaten aufgeputzten Kleide war sie aus einer ländlichen Schönheit in eine junge Weltdame verwandelt worden, die auch auf den Promenaden und in den Salons einer Großstadt nicht mehr unangenehm auffiel. Dirk sah sie mit glühenden Blicken an, und ein tiefer Seufzer schwellte seine Brust; beinahe hätte Fanny mit ihm geseufzt.

„Wollen Sie uns nicht etwas vorspielen," fragte Dirk, der schon wiederholt nach dem Piano geblickt hatte, das die Hälfte der einen Wand in dem kleinen Zimmer einnahm.

„O ja, bitte Fanny, thue es — ich höre so gern Musik," fiel Edith ein.

Fanny stand auf und setzte sich ans Klavier, Dirk trat zu ihr, die Andern blieben sitzen und vertieften sich wieder in ein Gespräch über gleichgiltige Dinge. Fanny spielte eine Chopin'sche Etude und war überrascht, als Dirk nach der Beendigung seinem begeisterten Lobe eine kritische Bemerkung darüber einflocht, daß sie an einer Stelle das Pedal zu stark benutzt, eine andere um ein Weniges zu schnell genommen hätte Sie vertheidigte ihre Auffassung, und die verständigen Bemerkungen, mit denen er darauf antwortete, machten ihr mehr Vergnügen, als wenn er ihr Spiel ohne Einschränkung gepriesen hätte.

„Spielen Sie auch Violine?" fragte Dirk, da er neben dem Klavier einen Geigenkasten sah.

„Nein, die Geige gehört einem Orchestermitgliede des Stadttheaters, einem tüchtigen Musiker, der zuweilen Duos mit mir spielt," antwortete Fanny. Sie holte sich jetzt die Mozart'sche Sonate 19 in A-dur hervor und fing an, sie zu spielen. Dirk öffnete den Geigenkasten, nahm die Violine und den Bogen heraus und begleitete erst mit leisen, dann mit vollen Strichen das Klavierspiel. Es ging prächtig, der „Türkische Marsch" und das Finale klangen so effektvoll zusammen, daß die drei Zuhörerinnen, die bis dahin ziemlich unbekümmert um die Musik ihre Unterhaltung fortgesetzt hatten, verstummten und nach dem letzten Akkord in lebhafte Beifallsrufe ausbrachen. Fanny war entzückt, sie hatte wohl bemerkt, daß Dirk nicht etwa eine Violinbegleitung zu ihrer Sonate auswendig kannte, sondern seine Begleitung nach ihren Klaviernoten einrichtete. „Sie sind ja ein musikalisches Genie!" rief sie begeistert. „Sie wollen wohl Musiker werden?"

Dirk ward vor Freude und Verlegenheit roth. „Sie überschätzen mich, Fräulein Scudamore," antwortete er. „Ich habe einiges Talent für Musik, und das kommt mir als zukünftigem Landpastor ganz gelegen."

„Wie schade, daß Sie sich da vergraben wollen!"

„Ich kanns nicht ändern. Mir sind meine Lebenswege gewiesen."

„Und was sagt Edith dazu?"

„Was liegt daran? Sie kommt jetzt fort in ganz andere Kreise und da wird sie ihren bescheidenen Jugendfreund rasch genug vergessen haben. Dann soll die Violine mein Trost sein."

„Sie ist ein theuerer Freund als die Menschen," bemerkte Fanny. Dirk nickte träumerisch, die anderen Drei segelten lustig im Fahrwasser eines Gespräches über ihre Zukunft in Thirlwall — zwischen ihnen und den Beiden am Klavier war eine unsichtbare Mauer gezogen. Fanny griff einige schwermüthige Akkorde, Dirk zog leise den Bogen über die Saiten — eine wilde schmerzliche Melodie klang daraus hervor; er schien allmählich seine Umgebung zu vergessen, stärker und stärker quollen die Töne wie unter der Hand eines Zauberers aus der Geige hervor; bald rissen sie auch die Anderen in ihren magischen Bann hinein, daß sie nach und nach stiller wurden, bis Alle in athemlosem Entzücken diesem unbeschreiblichen Spiele lauschten, desgleichen Fanny niemals vorher gehört hatte. Wie aus einem rauschenden Getöse lösten sich Bruchstücke einer immer wiederkehrenden Melodie hervor, die wie Angstrufe eines gepreßten Gemüths klangen; allmählich nahmen sie lichtere Klangfarben an, aus verzweifelnden wurden

ruhigere, dann heitere und endlich triumphirende Weisen, die Dirk mit selbstvergessenem Eifer und unübertrefflicher Meisterschaft vortrug.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine Mode-Neuheit für Brautjungfern. Bei einigen der letzten vornehmen Hochzeiten in London und Paris trugen die das Gefolge der Braut bildenden jungen Mädchen statt des bis dahin üblichen mehr oder minder umfangreichen Blumenstraußes einen aus künstlichen und frischen Blumen gefertigten Muff in der Hand. Sehr viel Geschmack und Phantasie kommt bei der Herstellung dieser reizenden Neuheit in Anwendung und man kann sich kaum einen gefälligeren Abschluß eines feinen Anzuges denken. Bei der vor einigen Tagen stattgefundenen Trauung einer englischen Aristokratin erschienen die sechs Brautjungfern in gleicher Tracht aus cremefarbenem Atlaß und blaßrosa Chiffon. Die in Uebereinstimmung mit diesen zarten Farben gehaltenen Blumenmuffs erregten die Bewunderung der gesammten trauschauenden Weiblichkeit. Die Zugenden der aus gelblichen Chrysanthemen zusammengesetzten, mit gelber Seide abgefütterten Muffs hatten eine Umrandung von Mimosen; darunter kam eine Falbel von duftigen Spitzen zum Vorschein. Das Mittelstück bildeten lose herabhängende Ranken rosig angehauchter Theerosen und Maiglöckchen. Jeder dieser entzückenden Phantasiemuffs wurde an einer langen, mit Perlen verzierten Goldkette getragen. Die Ketten waren das Geschenk des Bräutigams. In Paris sah man kürzlich einige Muffs von sehr eigenartiger Wirkung. Diese waren aus Parmaveilchen zusammengestellt, mit Zobel oder Hermelin nebst einem Volant von blaßlila Seide eingefaßt und zeigten in der Mitte ein Sträußchen von Rosen. Für das Künstlerauge dürfte es kaum etwas Reizenderes geben, als eine Verbindung von japanischen Maßliebchen, die vom tiefen Gelb bis zum goldenen Braun schattiren, untermischt mit Ranken von röthlich gefärbtem Herbstlaub und Schlupfen von türkisblauem Seidenband. Die Blumenmuffs werden bald als unentbehrliches Zubehör für jede smarte Ball- und Gesellschaftsrobe gelten.

— Vom deutschen Stromer in Kiautschou schreibt der „Ostasiat. Lloyd": Mit der Erwerbung von Kiautschou ist auch in Ostasien ungebeten ein neuer Gast erschienen: der deutsche Handwerksbursche. Es sind naturgemäß nur die geriebensten Kunden, die bis hierher sich durchgefochten haben. Ihr Hauptquartier befindet sich in Hongkong; von hier aus werden die kleinen Küstenplätze regelmäßig abgeklopft. Ein angeblicher Oesterreicher Namens Pracht verkauft den Neuankömmlingen die Liste, in der alles Wissenswerthe über die einzelnen Orte zusammengefaßt ist, namentlich sind darin die Adressen verschiedener freigebiger Personen, die Höhe der von ihnen zu erwartenden Unterstützung und wie sie „bearbeitet" werden müssen, angegeben. In einem südchinesischen Küstenplatze kam dieser Tage ein Kunde an, der im Besitz eines für den Schreiber Kamps ausgestellten Reisepasses war; demselben gelang es dort 50 Doll. zusammen zu bringen. Da er kürzlich aus einem anderen Orte denselben Betrag herausgeklopft hatte, konnte er auf die Bank gehen und 100 Doll. nach Hause schicken. Von jenem Platze aus gedachte er nach Schanghai zu gehen, die Yangtsehäfen mitzunehmen und dann Korea zu besuchen. Das Blatt warnt seine Leser vor diesem Individuum und hält pekuniäre Hilfe in derartigen Fällen nicht für angebracht.

— Der Krieg und die Mode in London. Unter den Modedamen Londons macht sich, der „Post" zufolge, in auffallender Weise die Tendenz bemerkbar, der Kriegsstimmung auch in ihrer Kleidung Ausdruck zu geben. Schon vor Beginn des Krieges war Scharlachroth die „fashionable" Farbe der Damen, aber jetzt ist ein noch schreienderes Roth die Farbe des Tages geworden. Es gibt natürlich verschiedene Farbennuancen des Roth. Am meisten „smart" ist das volle „Heeresroth", das auch ganz natürlich wirkt. Man bemüht sich eben nach Kräften, die Toilette den Regimentern, die diese Farbe tragen, anzupassen. Gern getragen wird auch das Husarenroth, das der Automobilfarbe gleichkommt, einen „Schimmer" von Portwein und rothen Rüben hat. Das Jägerroth ist leuchtend und steht nicht Jedem, besonders nicht jeder Londoner Dame. Auf dem Lande hätte es einen viel wärmeren Ton. Besonders wird es in Cheviots getragen. Als sehr „chic" gilt ein Kostüm in Husarenroth mit einem bordeaurothen Schimmer, besetzt mit Streifen aus grauem, blattartig geschnittenem Tuch, die mit Bordeauroth eingefaßt sind. Der Rock ist tunikaartig trapirt und mehrmals mit der Maschine durchsteppt, um den Abschluß zu markiren. Kragen und Aufschläge sind von grauem Sammet. Zu dieser „smarten" Toilette wird ein Sammethut mit Federkielen in den verschiedensten Farben getragen.

— Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Sie wollen die Vertagung der Verhandlung, Angeklagter, weil Ihr Vertheidiger erkrankt ist; aber da Sie auf frischer That ertappt wurden und den Diebstahl eingestanden, wüßte ich nicht, was der Vertheidiger zu Ihren Gunsten vorbringen könnte!" Angeklagter: „Darauf bin ich eben auch neugierig, Herr Richter!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 255. Donnerstag, den 9. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

12.

Der Hofball.

Einige Stunden später war in den prachtvollen hellerleuchteten Sälen der Regentin die Elite der russischen Großen und des höhern Adels versammelt. Fürsten und Grafen, Generale und Diplomaten, schöne Frauen und blühende junge Mädchen, Alles wogte im bunten Gemisch, schäkernd und lachend durcheinander. Man war sehr heiter, sehr harmlos an diesem Abend, und die Regentin selber hatte dazu den Ton angegeben. Mit der unbefangensten Heiterkeit, dem strahlendsten Frohsinn sah man sie durch die Säle dahinwandeln, Jedem der in ihre Nähe kam, freundlich lächelnd und huldvolle Worte ihm zuwendend. Es schien, als ob alle Sorgen und Kümmernisse aus dem Kreise dieser glücklichen Auserwählten entflohen seien, um der heitern Herrschaft der Freude zu weichen. Man hatte das Mißbehagen und die Unlust, die Verwünschungen und Flüche mit unterwürfiger Demuth zurückgedrängt in die verschwiegene Brust, man plauderte und lachte, und während Jeder wußte oder ahnte, daß man hier auf einem Vulkane stehe, dessen verheerende Eruptionen in jeder Minute zu erwarten seien, heuchelte doch Jeder die größte Unbefangenheit und Unschuld. Die Damen musterten mit prüfenden Blicken ihre so köstlichen, mit überladener Pracht ausgestatteten Toiletten, und liebäugelten und schäkerten mit den von Orden und Brillantenkreuzen funkelnden Herren.

Plötzlich entstand eine Bewegung in den Sälen, die Menge zertheilte sich und wich ehrerbietig bei Seite, und durch die Reihen der lächelnden, demüthig geneigten Hofleute schritt Prinzessin Elisabeth, gefolgt von ihrem Kammerherrn Woronzow, ihrem Geheimschreiber Alexis Razumovsky und ihrem Leibarzt Lestocq, einher, im Glanze der Schönheit und Anmuth, ganz Huld, ganz Lächeln. Sie war heute wundervoll reizend in diesem mit goldenen Sternen durchwebten Florkleide, das wie ein Hauch über das Unterkleid von schwerem weißem Atlas sich ergoß. Ihre vollen und üppigen Schultern waren leicht verhüllt von diesem kostbaren Spitzenmantelet, dem Geschenk der Königin von Frankreich, und in ihrem Haar, das in langen Locken herniederwallte, trug sie einen vollen weißen Rosenkranz, wie ihn nur die Pariser Kunstfertigkeit in so vollendeter Nachahmung der Natur hatte zu liefern vermocht. So, gleichsam nur umhüllt von weißen Nebelschleiern und flatternden Düften, erschien Elisabeths Schönheit nur noch voller und üppiger. Wie eine zwischen flatternden Schneeflocken hervortretende Purpurrose war sie anzuschauen, wunderbar verlockend, wunderbar reizend. — Prinzeß Elisabeth war sich ganz des Eindrucks bewußt, den sie hervorbrachte, und diese innere Zufriedenheit leuchtete in einem verklärten Lächeln aus ihren Zügen, und machte sie nur noch anmuthsvoller. Sie genoß mit stolzer Freude dieses Triumphes, die Schönste all dieser Schönen zu sein, und dies erfüllte ihr Herz mit der süßesten Befriedigung.

Jetzt näherte sich die Prinzessin ihrer Muhme, der Regentin Anna, welche aus dem nächsten Saale ihr entgegenschritt und für einen kurzen Moment vergaßen die Hofleute ihr Lächeln und ihre Harmlosigkeit. Aller Augen richteten sich mit der erwartungsvollsten Spannung auf diese beiden Frauen hin, man hielt inne im Sprechen und Plaudern, im Schäkern und Lachen. Eine tiefe Pause trat ein, Keiner wagte zu athmen, Jeder fürchtete, das laute und stürmische Klopfen seines Herzens möchte ihn verrathen und ihn verdächtig machen.

Jetzt standen die beiden Fürstinen einander ganz nahe, — Prinzessin Elisabeth wollte ein Knie beugen vor der Regentin, — Anna kam ihr mit holder Freundlichkeit zuvor und zog sie empor, indem sie sie herzlich küßte, und ihr mit lauter Stimme zärtliche Vorwürfe machte über ihr spätes Kommen.

Ich glaube immer noch zu früh zu kommen, sagte Elisabeth, die Hand der Regentin an ihre Lippen drückend, denn ich fürchtete, meine schöne Muhme würde keine Zeit finden, ihrer armen Verwandtin, der Prinzessin Elisabeth, ein freundliches Wort der Begrüßung zu sagen!

Wie konnte Elisabeth das fürchten, da sie weiß, daß ich sie wie eine Schwester liebe? fragte die Regentin zärtlich, und den Arm der Prinzessin nehmend, trat sie mit ihr eine neue Runde durch die Säle an.

Jetzt kam wieder Leben und Bewegung in diese vorher so schweigende, so erwartungsvoll gespannte Hofgesellschaft; man wußte jetzt, wie man sich zu verhalten habe; Prinzeß Elisabeth war in Gnaden bei der Regentin, man durfte daher ihre zuvorkommenden Grüße mit ehrerbietigster Dankbarkeit entgegennehmen, man konnte, ohne verdächtigt zu werden, sich ihr nähern und sie bewundern in ihrer Schönheit. — Das stereotype Lächeln trat wieder auf die Gesichter, das heitere Geplauder und Schäkern begann wieder, und wo die beiden Arm in Arm wandelnden Prinzessinnen sich zeigten, da war es ein Freudejauchzen und ein Entzücken ohne Ende.

Wie gesagt, es war ein sehr heiteres, sehr prächtiges Fest! Nur zuweilen zog es wie ein dunkler Schatten durch diese Säle, nur zuweilen sah man hier und da die plaudernde Hofgesellschaft ihres Lächelns vergessen, nur zuweilen fiel diese Maske der Heiterkeit von manchem Angesicht, und man sah darunter Blicke. Jedermann wußte, daß eine Katastrophe bevorstand, aber da natürlich Niemand deren Resultat und Ausgang vorher wissen konnte, wollte Jeder sich davon so fern als möglich halten, ganz unbefangen, ganz unberührt von diesen Dingen erscheinen. Da man nicht vorherbestimmen konnte, welche Partei siegen würde, so fand man es gerathen, keiner Partei anzugehören, die Dinge zu erwarten, welche da kommen sollten, und dann nachher denjenigen als Herrn und Herrscher zu begüßen, welchem es gelungen, die Macht und Gewalt an sich zu reißen.

Für jetzt war Anna Leopoldowna noch Herrscherin, und da man ihr unterthan, mußte man in demuthsvollster Unterwürfigkeit ihr huldigen; aber Elisabeth konnte Herrscherin werden, deshalb mußte ihr gleicher Weise gehuldigt werden, mit kluger Vermeidung des Zuviel, welches verdächtigen konnte, im Falle die Regentin noch Herrscherin bliebe!

Das waren die Klippen, zwischen denen diese glänzende und prachtvolle Gesellschaft sich hindurch zu winden hatte, und sie that es mit Lächeln und äußerer Unbefangenheit, mit lauter Bewunderung der beiden Prinzessinnen, vor denen man mit sklavischer Unterwürfigkeit sich zur Erde neigte.

Plötzlich aber flog es, wie ein panischer Schrecken, wie ein unheimliches Grauen durch all diese Säle; das Lächeln erstarrte auf allen Gesichtern, die harmlosen Scherze verstummten auf allen Lippen, man sah schöne Frauen unter der Schminke erbleichen, und Generale wie vom Blitz getroffen hin- und herschwankten. Wie von Zaubergewalt gebannt, stand Jeder unbeweglich, starr, wie aus Erz gegossen, nicht wagend, mit seinem Nachbar zu reden, oder viel weniger seinen Freunden ein Zeichen zu geben. Man wollte nicht sehen, man wollte nicht hören, man wollte sich ganz unempfindlich, ganz gedankenlos zeigen.

Wie gesagt, es flog wie ein panischer Schrecken durch die Säle, und wie ein unheilverkündendes Nachtgespenst zog es über den Häuptern der erstarrten, leblosen Menge hin, das unheimliche Gerücht: „die Regentin hat sich mit der Prinzessin entzweit, die Regentin spricht zu ihr mit heftigen Worten und Prinzessin Elisabeth weint."

Das war allerdings ein entsetzensvolles Gerücht! Aber wenn die Regentin zürnte, dann kannte sie also die geheimen Umtriebe und Machinationen der Prinzessin, und wenn sie sie kannte, dann konnte sie dieselben vernichten und unwirksam machen, dann also waren die Pläne der Prinzessin gescheitert, und Anna Leopoldowna war und blieb Herrscherin, und ihr Sohn Iwan war der Zar und Herr aller Reußen.

Jetzt war die Berührung, die Nähe der Freunde Elisabeths eine unheilaushauchende Pest, ein todtbringendes Schrecknis, man vermied es angstvoll, Lestocq nahe zu sein, man drängte sich zurück von Woronzow und Razumovsky, die man erst mit zuvorkommendster Freundlichkeit gesucht hatte, ja, man vermied es sogar, den französischen Gesandten anzusehen, denn wenn die Regentin Alles wußte, so kannte sie auch das Freundschaftsverhältniß Lestocq's mit dem Marquis de la Chetardie, und er war daher verurtheilt, wie die andern Drei!

Und übrigens hatte dieses unheilvolle Gerücht nicht gelogen, die beiden Prinzessinnen waren in diesem Augenblicke nicht mehr so zärtlich und freundlich gesinnt, wie kurz zuvor!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als das Stück zu Ende war, herrschte tiefes Schweigen; erst nach einem Weilchen fragte Fanny: „Von wem ist das? Ich habe es nie gehört. Von Ole Bull wohl? Es erinnert mich an norwegische Melodieen und das Ganze geht es, wie mich bedünken will, wie ein Rauschen strömender Gießbäche."

„Ja, das ist es!" rief Dirk mit leuchtenden Augen. „Es ist der Neck, der am Wasserfall sitzt und mit seinem Geigenspiel Menschen herbeilockt, die ihm eine unsterbliche Seele verschaffen sollen — es gelingt ihm schließlich — daher der triumphirende Jubel am Schluß."

„Und von wem ist es?“

„Die Melodie ist meine Erfindung; sie ist der nordischen Sage von dem Neck angepaßt. Sie wissen, das ist der Kobold oder Wassergeist, der sich nach einer unsterblichen Seele sehnt. Das Motiv hat immer großen Eindruck auf mich gemacht. Der arme Geist! Ach, manchmal glaube ich, daß es auch Menschen gibt, die keine Seele haben!“

Fanny warf einen raschen Blick auf Edith hinüber und Dirk bemerkte, daß sie ihn verstanden hatte. Wie beschwörend legte er seine Hand auf die ihrige und bat: „Sie haben gesehen, was mich quält: Seien Sie meine Freundin! Wollen Sie nicht versuchen, in Edith die schlafende Seele zu erwecken?“

„Was Ihnen nicht gelungen ist mit Ihrer Liebe, wie sollte mir das mit meiner Freundschaft möglich sein?“ fragte Fanny traurig.

„Sie werden immer mit ihr zusammen sein; und es ist nicht wahr, daß eine edle Frau auf andere ihres Geschlechtes einen größeren Einfluß ausübt, als ein liebender Mann?“

„Ich will mein Bestes für Sie thun,“ versprach Fanny, und erst einige Stunden später, als sie im Bette die Ereignisse des Tages noch einmal an sich vorüberziehen ließ, fiel ihr ein, zu welcher wunderlichen Unterhaltung mit einem weltfremden und ihr ganz unbekannten Manne sie sich hatte hinreißen lassen. Aber sie fühlte sich zu dem eigenthümlichen Menschen so hingezogen und empfand gleichzeitig ein so tiefes Bedauern mit seiner nach ihrer Ansicht ebenso unwürdigen wie hoffnungslosen Leidenschaft, daß sie nicht anders konnte, als ihm den einzigen Trost geben, der in ihrer Macht lag. Freilich zweifelte sie nicht im Geringsten daran, daß Alles umsonst sein würde. Was Holmfeld sah und doch zu sehen sich sträubte, war nur zu klar: Edith, das ebenso schöne wie oberflächliche ebenso liebenswürdige wie herzlose Mädchen, gehörte nicht zu den Naturen, die inmitten glänzender Umgebung und im brausenden Weltgetriebe eine stille und ideale Liebe hochhalten würde. Und sie liebte ja Holmfeld nicht einmal! Wie wäre es denkbar gewesen, daß sie ihn nicht vergessen hätte!

Erst ziemlich spät am Abend trennten sich die neu aufgefundenen Verwandten. Dirk fuhr mit Edith nach Altona zurück, und Beide tauschten ihr Urtheil über die Tante und die Cousinen aus. Während Edith von Lob für Ellen überfloß, war sie über Fanny zurückhaltender, weil deren ernstes Wesen ihr eine gewisse Scheu einflößte. Bei Dirk war es umgekehrt; ihm flößte die gesprächige Munterkeit Ellens Scheu ein, während er sich zu Fanny ganz vertraulich gestellt hatte und froh war, in ihr eine Freundin gefunden zu haben, mit der er über alles, was sein Herz bewegte, sprechen konnte.

In gleicher Weise getheilt waren die Meinungen im Schooße der Scudamore'schen Familie. Ellen und die Mutter zuckten über Dirk die Achseln und ließen nur seine musikalische Begabung gelten, schwärmten dagegen für Ediths Schönheit und naive Munterkeit, eine Schwärmerei, die allerdings durch verschiedene selbstsüchtige Erwägungen einigermaßen beeinträchtigt wurde. Pauline fürchtete, daß es Edith gelingen würde, einen großen Einfluß auf den alten Herrn Scudmore zu erlangen, während Ellen in der Cousine eine gefährliche Nebenbuhlerin bei der jüngeren und älteren Männerwelt fürchtete. Fanny fand sich zu Edith nicht hingezogen, sprach aber in den wärmsten Ausdrücken von Dirk.

Ellen umschlang ihre Schwester, der sie trotz ihrer ganz verschiedenartige Charaktere mit leidenschaftlicher Liebe zugethan war, und sagte lachend: „Ich habe es mir gleich gedacht, daß Edith es mit Dir verderben würde, als sie während Deines Spiels den Mund nicht halten konnte. Da seid Ihr Musiker alle gleich.“

„Haben wir nicht Recht?“ antwortete Fanny. „Ist es nicht unleidlich, daß es Menschen gibt, die bei Mozart und Weber über ihren alltäglichen Kohl schwatzen mögen?“

„Da ist Dein Pastorssohn freilich ein anderer Mensch!“ neckte Ellen. „Das ist so recht ein Mann nach Deinem Herzen. Nur schade, daß er gar so häßlich ist! Ich könnte mich in den nicht verlieben!“

„Ich auch nicht, Schwesterchen,“ erwiderte Fanny lächelnd. „Er gehört zu den Männern, die gerade darum zu Freunden so gut geeignet sind, weil jede Gefahr ausgeschlossen ist, in wärmere Gefühle hinein zu gerathen.“

„Der arme Mensch,“ sagte Ellen nachdenklich. „Er ist verliebt bis über die Ohren, und Edith macht sich gar nichts aus ihm.“

„Ja, der arme Mensch,“ stimmte Fanny bei. „Er wird wohl bald Ursache haben, sich mit der göttlichen Musika zu trösten.“

Der Gegenstand dieser mitleidigen Bemerkungen war jedoch inzwischen weit entfernt, sich selbst für bedauernswerth zu halten. Seine Stimmung war wieder umgeschlagen, die Unterredung mit Fanny hatte einen sanguinischen Frohsinn in ihm erzeugt, der sich bis in seine Träume hinein fortsetzte. Er war ein großer Künstler geworden, so träumte ihm, und Tausende und Abertausende von Zuhörern lauschten in einem unermeßlichen Raume seinem Geigenspiel. Der Beifall erbrauste wie ein stürmendes Meer und, umwogt von dem rauschenden Zuruf, blickte er dort hinauf, wo im Glanze ihrer Schönheit und ihrer Diamanten

die stolzeste und schönste aller stolzen und schönen Frauen saß — seine Frau — Edith!

Die Sonne schien in sein Zimmer, als er erwachte. Es war schon spät; denn die Ermüdung der Reise hate ihn länger, als es sonst seine Art war, im Schlafe gefesselt. Er hatte sich kaum angezogen, als das Zimmermädchen mit der Anfrage an Edith kam, ob er nicht mit ihr zusammen Kaffee trinken wolle. Er hatte für sich ein bescheidenes Zimmer im dritten Stock ausgesucht, während er für Edith, so den Unterschied in der beiderseitigen Lebensstellung äußerlich kennzeichnend, zwei Zimmer im ersten Stock genommen hatte.

Als er zu Edith hineinkam, muthete es ihn an wie eine Fortsetzung seines Traumes; sie stand vor einem hohen Spiegel und bewunderte sich wie an jenem Abend in der Fischerhütte im Glanze des Familienschmuckes. Die Edelsteine blitzten und funkelten im Sonnenschein und schossen grüne, rothe und blaue Strahlen nach allen Seiten.

„Schilt nicht, Dirk," sagte Edith, als sie den Verdruß bemerkte, den diese unzeitgemäße Schaustellung bei ihrem Freunde hervorrief. „Sieh, ich lege den Firlefanz schon weg. Ich hatte ihn herausgeholt, weil Du mir einen Gefallen damit thun mußt; als ich ihn einmal sah, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ihn anzulegen. So, da liegt er. Und nun laß uns Kaffee trinken."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Kronprinz als Jäger. Im Wild-Park zu Potsdam hat der Kronprinz dieser Tage den ersten Hirsch geschossen, just an demselben Tage und an derselben Stelle, wo sein Vater, der Kaiser, vor 24 Jahren zum ersten Male die Büchse auf Rothwild gerichtet hatte. Unter Leitung des Vaters sollte der Prinz sich zuerst als Schütze erproben. Es war für ihn ein zurückgesetzter Zwölfender mit grauer, fast weißer Decke ausersehen, der meistens allein stand und abgeschossen werden sollte. Nach kurzer Fahrt an verschiedene Rudel kam man an den Gesuchten. Trotz der vorangegangenen Belehrung Seitens des Kaisers mußte das Hirschfieber den Kronprinzen doch wohl gepackt haben, denn die erste Kugel ging zu hoch und der Hirsch stürmte in voller Flucht davon. Es fiel schwer, denselben im Auge zu behalten, doch glückte es, dem Wiedergefundenen näher zu kommen, und als er gerade einmal wieder auf Schußnähe stand, fiel der tödtliche Schuß aus der Büchse des Kronprinzen. Im Nu hatte sich der Hirsch gewendet und ging ab. Rasch war nun der Kaiser im Wagen, und ein Schuß aus seiner bewährten Büchse ließ den Flüchtling ein langsameres Tempo einschlagen und schwer krank zog er ins hohe Farnkraut. Beim vorsichtigen Näherfahren wurde der Hirsch an einer Kiefer bereits verendet aufgefunden. Die Kugel des Kronprinzen war beim Halsansatz hinein und bis nach dem rechten Blatte durchgedrungen. Der Kaiser gratulirte seinem Sohn zum ersten Hirsch mit „Waidmannsheil".

— Eine Entfettungskur. Die bekannte Sängerin Lillian Russel hat soeben eine Entfettungskur durchgemacht. Die Künstlerin wurde interviewt und gab die genauesten Daten über die Kur, die sie sich selbst vorgeschrieben hatte. Das erste Erforderniß dieser Kur ist: heißes Wasser trinken, und zwar zwei Becher vor jeder Mahlzeit und so heiß als nur möglich; der zweite Theil der Kur lautet: Massage, und zwar von einer kräftigen Masseuse ausgeführt, welche sich nicht scheut, mit aller Derbheit zu kneten; der dritte Theil Zimmergymnastik. „Diese Uebungen", sagt Lillian Russel, müssen aber nicht in Salontoilette, oder gar im Mieder vorgenommen werden. Ich trug hierzu seidene Beinkleider und eine seidene Blouse. Zunächst vollführte ich diese Uebungen viermal im Tag, dann fünfundzwanzigmal. Ich marschirte zunächst Stechschritt; dann hob ich, die Fersen aneinandergeklappt, die Arme so hoch es ging, dann beugte ich den Rumpf, bis meine Fingerspitzen die Zehen berührten und das Resultat war:

Zu Beginn der Kur wog ich	186 Pfund
Nach acht Wochen wog ich	156 „
Ich verlor also	30 Pfund
Mein Brustumfang war vor der Kur .	42 englische Zoll
„ „ „ nach „ „ .	38 „ „
Ich verlor also in acht Wochen . .	4 englische Zoll
Mein Taillenumfang war vor der Kur	27 englische Zoll
„ „ „ nach „ „	22 „ „
Ich verlor also in acht Wochen . .	5 englische Zoll.

Als besonders wirkungsvoll und bedeutsam bezeichnete Lillian Russel folgende Uebung: die Hände in die Hüften gestemmt und den Kopf nach rückwärts beugen und das Kinn so hoch als möglich strecken. Die weiteren Einzelheiten dieser Uebungen, welche die amerikanischen Blätter auch im Bilde vorführen, verschweigen wir, da heute, wo die Mode — Magerkeit vorschreibt, die Kur Lillian Russels allzu leicht Nachahmerinnen finden könnte und nicht alle Damen heißes Wasser, Massage und Zimmergymnastik mit dem gleichen glänzenden Resultate — die Formen einer üppigen Frau in eine schlanke Mädchengestalt zu verwandeln — ohne Schaden an der Gesundheit durchzuführen vermögen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 256. Freitag, den 10. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sie waren lange, plaudernd und vertraulich einander zulächelnd, durch die Säle gewandert, und Anna, sich auf den Arm Elisabeths stützend, Anna, welche heute Alles mit glücklichen und heiteren Augen ansah, empfand eine Art Unruhe darüber, daß man diejenige bei ihr hatte verdächtigen wollen, welche mit so heiterer, unschuldsvoller Unbefangenheit neben ihr ging, und gar nichts zu ahnen schien von der finsteren Wolke, welche sich über ihrem Haupte zusammenziehen sollte.

Sie ist unvorsichtig, dachte die Regentin, sie läßt sich hinreißen von ihrem Temperament, und ihre Feinde wollen hinter ihrer Neigung und Schwäche für die schönen Grenadiere und Soldaten eine finstere, tückische und wohlüberlegte Verschwörung suchen! das ist grausam und ungerecht! Man muß diese gute Elisabeth warnen, damit sie vorsichtiger werde, und ihren zahlreichen Feinden keine Gelegenheit gebe, sie zu verdächtigen! Armes, unschuldiges Kind, sie ist so heiter und unbefangen, sie spielt mit Rosen, unter denen Schlangen verborgen sind. Es ist an mir, sie zu warnen, und das will ich thun!

Ganz durchdrungen von diesem edlen und großmüthigen Entschluß, zog die Regentin ihre Muhme Elisabeth in das kleine Bourdoir hinein, das am Ende dieser Säle lag, und einen bequemen Ruhepunkt zu einer vertraulichen Unterhaltung darbot.

Aber in diesem Augenblick fiel Anna's Blick auf den Spitzenmantel der Prinzessin, und ganz unwillkürlich erinnerte sie sich der Warnungen und der Worte Ostermann's, welcher zu ihr sagte: „Der französische Gesandte versorgt im Auftrage seiner Regierung die Prinzessin nicht allein mit Geld, sondern auch mit den neuesten Moden und kostbaren Stoffen." Diese Spitzenmantille allerdings, die konnte nur aus Paris gekommen sein, man hatte nichts Aehnliches gesehen in Petersburg, es bedurfte allerdings besonderer Quellen, besonderer Mittel, um solch ein prächtiges und seltenes Exemplar zu erwarten!

Eine Wolke zog über die Stirn der Regentin, und mit etwas scharfem, schneidendem Ton sagte sie: „Eine Frage, Prinzessin! Wie kommt Ihr zu diesem wundervollen Spitzenschleier, desgleichen ich niemals hier in Petersburg gesehen?"

Die Augen der Regentin waren bei dieser Frage mit durchdringendem, streng forschendem Ausdruck auf das Antlitz der Prinzessin geheftet, sie wollte das leiseste Zucken, die geringste Bewegung in diesem Antlitz beobachten.

Aber Elisabeth war auf diese Frage vorbereitet, und hatte schon mit dem Marquis und Lestocq sich die Antwort überlegt gehabt. Ihre Züge verriethen daher nicht die mindeste Bestürzung oder Unruhe. sie hob den kindlichen heiteren Blick zu Anna empor, und sagte mit einem unbefangenen Lächeln: „Ihr wundert Euch, nicht wahr, wie ich zu diesem kostbaren Schmucke komme? Ah, ich habe mich schon seit acht Tagen darauf gefreut, Euch heute mit diesem Anblick zu überraschen!

Aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, woher Euch diese kostbaren Spitzen zukamen?" fragte die Regentin mit scharfer Betonung.

Es ist eine Wette, die ich dem guten Marquis de la Chetardie abgewonnen habe, sagte Elisabeth unbefangen, und Ihr müßt gestehen, Hoheit, daß dieser französische Gesandte mit vielem Geschmack seine Wette bezahlt hat!"

Die Regentin war immer ernster und düsterer geworden. Ein finsterer, unheilsvoller Verdacht bemächtigte sich einen Augenblick ihrer Seele, und in ihrer sonst so arglosen Seele stieg die finstere Frage auf: wie, wenn Ostermann Recht hätte, wenn Elisabeth wirklich konspirirte, und der französische Gesandte mit ihr im Einklang wäre?

„Und worüber, wenn man fragen darf, entstand die Wette?" fragte sie mit dem Tone eines Inquisitors.

„Ah, dieser gute Marquis," lachte die Prinzessin, „er hatte noch nie einen russischen Winter erlebt, und er wollte mir nicht glauben, daß unsere Newa mit ihren reißenden Wasserströmen sich im Winter in eine ganz bequeme Landstraße verwandle. Ich wettete, daß ich ihn davon überzeugen und die Erste sein wollte, welche die Eisfahrt über den Fluß mache; er glaubte mir nicht

und schwur, es würde mir der Muth dazu fehlen! Nun, ich hab's natürlich gethan, und so habe ich meine Wette gewonnen!"

Die Regentin hatte keinen Blick von dem Antlitz der Prinzessin verwandt, während diese sprach. Diese heitere Ruhe, diese unbefangene Kindlichkeit entwaffnete sie und der finstere Verdacht entschwand sogleich wieder aus ihrer Seele.

Jetzt erinnerte sich die Regentin nur noch, daß sie Elisabeth hatte warnen wollen.

Sie legte daher ihren Arm um der Prinzessin Nacken, und sich mit ihr auf den Divan setzend, sagte sie: „weißt Du wohl, Elisabeth, daß Du viele Feinde hast, an meinem Hofe, und daß man Dich bei mir ververdächtigen will?"

„Ah, ich glaube wohl, daß man es möchte, aber man kann es nicht!" sagte Elisabeth lachend. „Ich bin ein thörichtes, tändelndes Weib, das zum Unglück meiner Feinde gar nichts thut, was mich verdächtigen könnte, weil ich leider wirklich gar nichts thue! Ach, ich bin faul, Anna, sehr faul, Du solltest mich besser erziehen, liebe Regentin!"

Und Elisabeth küßte mit einer liebenswürdigen Schelmerei Anna's Fingerspitzen.

„Nein, nein, sei einmal ernsthaft, sagte Anna, lache nicht und höre mir zu!"

Und sie erzählte der aufhorchenden Prinzessin, daß man von allen Seiten komme, sie zu warnen; daß man ihr von geheimen Zusammenkünften erzähle, welche Lestocq in Elisabeths Namen mit dem französischen Gesandten habe und daß diese Zusammenkünfte bezwecken, durch eine Revolution die Regentin und ihren Sohn zu entfernen, und Elisabeth zur Kaiserin zu erheben.

Elisabeth blieb vollkommen heiter, vollkommen unbefangen, sie lachte sogar, und rief achselzuckend: „Welch ein albernes Märchen!"

„Ich glaube auch nicht daran, " sagte Anna, „aber zuletzt werden meine Minister mich zwingen, Lestocq zu verhaften, um ihn zu verhören und aus ihm die Wahrheit heraus zu pressen.

„Ah, man wird ihn foltern, und er ist doch unschuldig!" rief Elisabeth, in Thränen ausbrechend. Und sich an den Hals der Regentin anklammernd, schrie sie angstvoll: „Ach Anna, liebe Anna, rette mich doch vor meinen Feinden! Gib es nicht zu, daß sie mir meine Freunde stehlen, daß sie mich selber ins Verderben stürzen! Sie wollen auch mich foltern und nach Sibirien schicken; Anna, meine Freundin, meine Gebieterin, rette mich! Du allein kannst es, denn Du kennst mich, und Du weißt, daß ich unschuldig bin! O mein Gott, ich sollte gegen Dich konspiriren, gegen Dich, die ich liebe, und der ich auf die heiligen Bücher unserer Religion eine ewige Treue und Ergebung geschworen! Anna, Anna, ich schwöre Dir bei dem Geiste meines Vaters, ich bin unschuldig, und auch meine Freunde sind es. Lestocqs Fuß hat niemals das Hotel des französischen Gesandten betreten! O liebe, liebe Anna, so erbarme Dich doch, und gib nicht zu, daß sie mich foltern, und mir diese armen Glieder verrenken!"

Mit lautem Angstgeschrei, mit strömenden Thränen, bleich und zitternd, sank Elisabeth zu der Regentin Füßen nieder.

Dieses Angstgeschrei war es gewesen, das in die Säle drang, und dort überall Erstarren und Entsetzen verbreitete. — Und dieses Schreien und Weinen und Zittern war keine Maske, sondern Wahrheit. Elisabeth hatte Furcht, sie weinte und zitterte vor Furcht, aber sie besaß Besonnenheit genug, sich mit Worten nicht zu verrathen, — es war eben die Furcht, welche sie besonnen machte, und sie so meisterhaft spielen ließ, daß die Regentin vollkommen getäuscht ward. Sie zog die Prinzessin in ihre Arme, und drückte sie fest an ihre Brust, indem sie zugleich bemüht war, Elisabeth mit liebevollen und zärtlichen Worten zu trösten, und sie ihres Schutzes und ihrer Liebe zu versichern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Kaffee stand schon auf dem Tisch und Beide thaten dem Getränk wie dem Brod, was ihnen beides noch nie so gut geschmeckt hatte, alle Ehre an.

„Welchen Gefallen soll ich Dir thun?" fragte Dirk.

„Nur einen kleinen Gang für mich machen," versetzte Edith, indem sie ihm die zweite Tasse einschänkte. „Es ist gar nicht arg."

„Nun, sage nur, was es ist — wozu die Umschweife?"

Dirk sah recht gut, daß Edith sich scheute, mit der Sprache herauszurücken.

„Ich mache keine Umschweife," schmollte Edith. „Du solltest nur nicht glauben, daß ich etwas Schweres von Dir verlange."

„Also — was soll ich thun?"

„Du erinnerst Dich doch der Schrift über den Familienschmuck, nicht wahr? Dieser Schmuck da, so wurde erzählt, wäre so gut nachgemacht, daß man ihn kaum von einem echten unterscheiden könnte. Mir kam er immer ebenso schön vor wie ein echter."

„Mir auch."

„Aber Du und ich sind so unerfahren. Uns kann man leicht täuschen. Aber ein Juwelier — ob der nicht

auf den ersten Blick sehen würde, daß es falsche Steine sind? Das möchte ich wissen."

„Wozu willst Du das wissen?" fragte Dirk unmuthig. „Ist das nicht ganz einerlei? Was liegt daran, ob der Flitterkram gut oder schlecht nachgemacht ist?"

„So lange er da im Kasten liegt, ist es einerlei; aber er wird nicht immer da liegen. In England will ich ihn tragen. Aber es wäre mir unangenehm, wenn Jedermann gleich sähe, daß ich unechtes Zeug an mir habe."

„Du redest sehr thöricht," antwortete Dirk ernst. „Wenn man unechte Schmucksachen trägt, kann das Bewußtsein, daß Andere sie für echt halten, doch keinen Unterschied ausmachen."

„Das verstehst Du nicht, Dirk. Das ist ein großer Unterschied. Aber wenn Du nicht gehen machst, so gehe ich allein."

„So gib her. Ich soll also damit zu einem Juwelier gehen . . ."

„Und ihn fragen, ob diese Edelsteine so gut nachgemacht sind, daß auch erfahrene Leute ihnen die Unechtheit nicht gleich ansehen."

„Also meinetwegen. Ich will Dir den Gefallen thun."

„Wenn Du wieder kommst, bin ich angezogen und *zum* Ausgehen fertig, und dann wollen wir zu Scudamores gehen."

„Ich meine, Du bist schon angezogen?"

„Ja, warum nicht gar! In dieser Toilette kann ich doch nicht gehen?"

Dirk schüttelte schweigend den Kopf, es war ihm unbegreiflich, daß der elegante Anzug, den Edith trug, für die Straße nicht ausreichen sollte; er fühlte, daß das Mädchen zusehends aus seinem Lebenskreise herauswuchs, und er staunte, wie schon mancher erfahrenere Mann vor ihm gestaunt hat, über die Schnelligkeit, womit die Frau sich den Gewohnheiten höherer Lebenssphären anzuschmiegen versteht.

Das funkelnde Halsband von Diamanten und Smaragden wurde sorgfältig eingepackt und Dirk trat seine Wanderung an, von keiner Ahnung beschlichen, wie dieser Gang in gefahrvollster Stunde einmal für Edith von entscheidender Bedeutung werden sollte. Einige Goldschmiede in kleineren Läden schienen ihm nicht geeignet für seine Anfrage; erst in der Palmaille fand er ein Juweliergeschäft, dessen prachtvolle, reiche Auslage anzudeuten schien, daß hier der richtige Ort sei, um die gewünschte Auskunft von kundiger Seite zu erhalten.

Erst indem die große Glasthür, deren vornehmes Aussehen allein schon genügte, um ihm Ehrfurcht einzuflößen, geräuschlos hinter ihm in's Schloß fiel, ward er mit Schrecken inne, daß er sich noch gar keinen Feldzugsplan zurecht gelegt habe; nun war es zu spät, sich auf eine passende Form der Erkundigung zu besinnen, denn schon trat ihm ein junger Commis mit der höflichen Frage nach seinen Wünschen entgegen. Ein älterer weißhaariger Herr warf nur einen flüchtigen Blick auf ihn und wandte sich dann, da er in ihm einen Provinzbewohner zu erkennen glaubte, der gekommen sei, um für seinen Schatz ein goldenes Herz oder ein Ringlein mit blauem Stein einzuhandeln, wieder seiner Beschäftigung, der Untersuchung einer antiken Camee, zu.

Der junge Verkäufer mit den geckenhaften Manieren und dem schwarzen Schnurrbärtchen, auf das er sich ungeheuer viel einzubilden schien, flößte Dirk kein Vertrauen ein. „Ich möchte den Herrn Prinzipal selbst sprechen," sagte er.

Der alte Herr legte seine Luppe bei Seite, verschloß mit methodischer Langsamkeit das Juwel, das er untersucht hatte, stand auf und begrüßte Dirk mit einer Verbeugung. „Womit kann ich dienen?" fragte er.

Dirk zog das sorgfältig in Seidenpapier verpackte Halsband heraus und sagte, indem er vorsichtig die Hülle entfernte:

„Ich habe hier ein altes Erbstück — es gehört nicht mir — einer verarmten adeligen Familie —" Der alte Juwelier lächelte wohlwollend und nachsichtig, als wenn er sagen wollte: „Das kommt vor" — „und sie möchte wissen, ob es" — ihm war plötzlich ein glänzender Einfall gekommen — „„ob es sich wohl der Mühe lohnt, die etwas unmoderne Fassung durch eine neumodische zu ersetzen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine „herrenlose" Ministerleiche. Das „Journal des Debats" schreibt: Rainilaiarivony war bekanntlich Premierminister und Gemahl der Königin Ranavalo von Madagaskar. Nachdem Madagaskar von den Franzosen erobert war, wurde dieser Patriot nach Reunion verbannt und beschloß seine Tage in Mustapha in Algerien. Dort wurde er vor drei Jahren provisorisch begraben. Der Zufall wollte es, daß seine Leiche in der Nähe der Königin ist, der er einst treu gedient hat. Denn Ranavalo wohnt in Mustapha und das provisorische Grab des Ministers ist nur einige hundert Schritte von der Villa der Ex-Königin entfernt. Seit drei Jahren wartet nun Rainilaiarivony, der in einem schmucklosen Kellergewölbe ruht, auf eine definitive Grabstätte. Seine Familie kümmert sich nicht darum, denn der todte Verwandte ist heute nur noch ein „kompromittirender Gegenstand". Auch Ranavalo kümmert sich nicht darum. Weshalb

sollte eine entthronte Königin noch dankbar sein? Da sie nicht mehr die Macht hat, will sie auch nichts mehr von den Bürden der Würde wissen. Sie denkt nicht daran, dem Sarg mit der Leiche ihres ehemaligen Gatten in dem ruhigen Park ihrer Villa ein Ruheplätzchen zu gönnen. Ganz ähnlich denkt die Stadt Algier; sie erklärt, daß diese Hova-Leiche keine „städtische Angelegenheit" ist. Auch der Generalgouverneur weist die Leiche zurück und „wälzt" sie auf die Minister ab. Nun aber wird die Frage äußerst delikat; denn wenn Rainilaiarivony als Hova angesehen wird, gehören seine Gebeine dem Minister der Kolonieen. Da er aber in Algerien geboren ist, wo er internirt war, könnte es möglich sein, daß die Leiche mit größerem Recht dem Premierminister Waldeck-Rousseau zugetheilt werden müßte. Aber weder Herr Decrais noch Herr Waldeck-Rousseau hegen den Wunsch, das Skelett zu besitzen und schieben es sich voll Höflichkeit gegenseitig zu. Inzwischen wartet Rainilaiarivony in einem obskuren Keller vergeblich auf ein anständiges Begräbniß. Er rächt sich aber. Jeder Tag, den er warten muß, kostet Frankreich zwei Francs, denn so viel muß täglich für das provisorische Grabgewölbe in Mustapha bezahlt werden. Und Frankreichs Feind hat die posthume Freude, seit seinem Tode die Regierung, welche er bekämpft hat, schon 3000 Francs gekostet zu haben.

— Georg Zimmermann, der bekannte sächsische Dialektdichter, hat ein Bändchen mundartlicher Scherze unter dem Titel „Von derheeme" im Selbstverlag erscheinen lassen, dem wir folgende Proben entnehmen:

De letzte Bitte.

A Reiber, so eenee der schlimmsten Art
Zum Dod dorchs Fallbeil verurtheilt ward.
Diesen Lumig, wie's das Gesetz beschdimmt,
Mer Dags vor sein Dod beiseite noch nimmt
Un fragt'n, wie's eemal so iebliche Sitte,
„Mei Gudster, ham Se vielleicht noch 'ne Bitte?"
„Aenne Bitte?" so fragt der Verbrecher schnell,
„Nu heer'n Se, die nenn' ich Sie gleich uf der Schtell',
Ich mecht' noch, bevor Sie den Gobb mir entfernen,
Mit giet'ger Erloobniß chinesisch erlernen."

Sächs'sche Heeflichgeet.

„Nee, heern Se! de Engländer habb' ich in Magen,
Da fahr' ich Se neilich in Eisenbahnwagen
Mit so ännen ungeschliff'nen Badrone,
Da legt Sie der Bruder — das Ding is nich ohne —
So seine langen, altenglischen Beene
Mer frech uf'n Schooß — Här' war das gemeene! —
Un schläft Se un schläft wohl fimfvärtel Schdunden,
Was sagen Se bloß ze so ännen Gunden?"
„Na, heeren Se, — ich schbrech' Se in allen Reschbekt —
Ich hätt' Se den Menschen doch ufgeweckt."
„Wie gonnt' ich mei Gudster, mer so was erfrechen?
Gann ich doch gee Wärtchen englisch Se schbrechen."

— Der Mund als Verräther des Charakters. Ein Mitarbeiter des „Medical Record" weist darauf hin, daß besonders bei Frauen die Form und Farbe der Lippen, sowie ihre Umrißlinien in hohem Maße charakteristisch seien. Er behauptet, daß keine Frau mit dem kleinen rothen Munde, der wegen seiner Form von den Dichtern mit dem Bogen des Cupido verglichen worden ist, jemals geistig oder seelisch bedeutend gewesen ist. Es mögen sich daher alle die, deren Mund nicht die von den Dichtern gepriesene Schönheitslinien zeige, trösten, um so mehr, als ihnen sogar verrathen werden kann, daß ein breiter, gerader Mund auf hohe Intelligenz, wirkliche Herzensgüte und festen Sinn schließen läßt und auf sonstige Eigenschaften, die wir alle gerne besitzen möchten.

— Kochkunst. Gast: „Die Suppe scheint mir einen etwas sonderbaren Geschmack zu haben?" Gastgeber: „Ja, sehen Sie, meine Frau malt, und da sie auch kochen muß, stellt sie ihre Staffelei neben dem Herde auf und da irrt sie sich manchmal und taucht ihre Pinsel in das Essen oder fährt mit dem Schöpflöffel über die Leinwand!"

— Junge: „Und ist der Missionar von dem Wilden wirklich aufgefressen worden?" Vater: „Ja." Junge: „Und wird der Missionar in den Himmel komen?" Vater: „Ganz gewiß." Junge: „Der Wilde auch?" Vater: „O nein!" Junge: „Aber Papa, wie kann denn der Missionar in den Himmel kommen, wenn der Wilde nicht hinkommt — er steckt ja doch in dem Bauch von dem Wilden?"

— Komptoirist: „Ich möchte gerne heute Nachmittag zur Beerdigung meiner Schwiegermutter gehen, wenn Sie gestatten würden, Herr Chef." Chef (höhnisch): „Ja, das könnte Ihnen passen, — das möchte ich auch gerne!"

Denksprüche.

Hiersein und Dortsein, Leben und Ewigkeit, Alles ist Eins; Alles ein Ganzes, ohne Unterbrechung. Wäre der Blick meines Auges scharf genug, ich würde in dem kleinen Samenkorn, welches ein schwacher Grashalm verdeckt, schon die Riesentanne erblicken, welche nach hundert Jahren ein ganzes Thal überschattet. Alles ist Fortschreiten, Alles ist Entwickelung.

Zschokke.

* * *

— Ein Westhauch ist des Menschen Leben;
Flüchtig verrauscht der Stunden dürft'ge Quelle;
Dornen und Rosen zieh'n im Wunderwechsel
Sich um das Ufer.
Sammle der Freuden schwesterliche Blüthen!
Adel der Seele kröne deine Thaten:
Und der Vernichtung große, hohe Wahrheit
Ist dir nicht schrecklich.

K. H. Heydenreich.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 257. **Samstag, den 11. November.** **1899.**

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aber es dauerte lange, ehe die angstvoll zitternde und weinende Prinzessin sich beruhigen ließ, ehe sie den Versicherungen Anna's, sie habe ihr niemals mißtraut, und sie immer geliebt, Glauben schenkte.

Das ist es, was mich am tiefsten betrüben würde, sagte Elisabeth zärtlich, wenn Du, meine Anna, an diese Verläumdungen glauben und mich solches schwarzzen Verrathes für fähig halten könntest. Ach, ich wäre ja schlecht, wie Judas Ischarioth, wenn ich Dich, meine edle und großmüthige Herrin, verrathen könnte!“

Thränen der Rührung standen in Anna's Augen, sie drückte einen zärtlichen Kuß auf Elisabeths Lippen, und trocknete mit ihren eigenen Händen die Thränen von der Prinzessin Wangen fort.

„Weine nicht mehr, meine Elisabeth, sagte sie zärtlich, nein, bitte, weine nicht! Es ist ja Alles gut und schön unter uns, und keine Wolke soll unsere Liebe und unser Vertrauen zu einander trüben! Komm, laß uns heiter sein und wieder lächeln, damit nicht dieser lauernde und neugierige Hof etwas erfahre von Deinen Thränen! Sie würden ein Ungeheuer aus einer Mücke machen, und wir wollen ihnen die Freude nicht gönnen, zu sagen, daß wir uns entzweit haben!“

„Nein, sie sollen es Alle sehen, daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete,“ rief die Prinzessin, die Hände Annas mit Küssen bedeckend.

„Sie sollen es sehen, daß wir uns lieben!“ sagte Anna sanft, indem sie den Arm der Prinzessin nahm. „Sei heiter, meine Freundin und nimm mein kaiserliches Wort darauf, daß ich, was man mir auch von Dir sagen mag, doch Keinem glauben will, als Dir selber, daß ich immer Dir selber diese Verleumdungen getreulich hinterbringen will, damit Du Deine Feinde entwaffnen und Dich rechtfertigen kannst! Und jetzt komm und laß uns wieder einmal die Runde machen!“

Arm in Arm traten die beiden Fürstinnen wieder zurück in den Saal.

Der Saal war leer, Niemand hatte es wagen mögen, dort zu verweilen, um nicht das Verbrechen auf sich zu laden, irgend ein Wort der Prinzessin erlauscht und verstanden zu haben, und so ein Mitwisser ihres vertraulichen Gesprächs geworden zu sein.

Man hatte sich also in die entfernteren Säle zurückgezogen, und dort stand man noch immer in angstvollem Schweigen, in athemloser, bleicher Erstarrung.

Plötzlich erschienen die beiden Prinzessinnen, Arm in Arm, harmlos plaudernd, wieder in den Sälen, und wie durch einen Zauberschlag veränderte sich abermals die Szene. Die Erstarrung und das Schweigen löste sich wieder zu einem angenehmen Lächeln auf, die Athemlosigkeit verschwand, man kam wieder zu Athem mit seiner Fröhlichkeit und seinen Scherzen.

Alles war wieder Sonnenschein und Lust, denn die Prinzessinnen waren wieder da, und die Prinzessinnen lächelten, — mein Gott, mußte man da nicht lachen, und außer sich sein vor Wonne?

Elisabeths Blicke suchten ihren Freund, Alexis Razumovsky. Plötzlich verfinsterten sich ihre Züge, und ihre Wangen erblaßten, denn sie sah ihn, und sie sah, daß er nicht auf sie blicke!

Er stand an einer Säule gelehnt, und seine brennenden Augen waren auf eine Dame gerichtet, welche soeben in den Saal getreten und deren wundergleiche Schönheit überall ein Gemurmel des Beifalls und Staunens hervorrief. Diese Dame war die Gräfin Lapuschkin, die Gemahlin des General-Kommissärs der Marine, aus dessen Familie die erste Gemahlin Zar Peters des Großen, die schöne Eudoria Lapuschkin, hervorgegangen.

Schöner noch als Eudoria war Eleonore Lapuschkin. Ein unendlicher Zauber der Jugend und Lieblichkeit, der Herzensreinheit und Energie war über dieses regelmäßig schöne Antlitz ergossen. Sie hatte die Züge einer Hebe, und die Gestalt einer Juno; wenn sie lächelte und diese zwei Reihen blendend weißer Perlenzähne sichtbar wurden, war sie unwiderstehlich reizend; wenn sie ernsthaft blickte und ihre großen dunklen Augen voll Hoheit und Geist erhob, dann hätte man ihr zu Füßen sinken mögen! Man hatte die Gräfin Lapuschkin oft verglichen und zusammengestellt mit der Prinzessin Elisabeth, und doch konnte es nichts Ver-

schiedeneres, Unvergleichbareres geben, als diese beiden Schönheiten. Elisabeth's Schönheit war eine ganz irdische, aber Eleonoren's Schönheit war eine reine und unvergänglich jungfräuliche, Elisabeth reizte zur Liebe, Eleonore zur Anbetung.

Die Prinzessin hatte diese junge Gräfin Eleonore Lapuschkin lange gehaßt, und sie im Stillen ihre Rivalin genannt, aber daß sie jetzt auch ihre Rivalin im Herzen ihres Geliebten werden sollte, das erfüllte Elisabeth's Herz mit Zorn und Empörung, das machte ihre Augen flammen, und ihr Blut aufwallen in rasendem Zorn.

Starr, wie Alexis Razumovsky, hatte auch sie den Blick auf die Gräfin gerichtet, welche, unbewußt und nicht ahnend dieses doppelten Anschauens, heiter und unbefangen im Kreise ihrer zahlreichen und bewundernden Freunde und Verehrer dastand.

Anna Lopoldowna folgte dem Blicke der Prinzessin, und die schöne Lapuschkin gewahrend, sagte sie unbefangen und ohne der leicht verletzbaren Eitelkeit Elisabeth's zu gedenken: „Nicht wahr, Eleonore Lapuschkin ist ein wundervoll schönes Weib! Ich sah nie etwas Schöneres! Wie ein Morgentraum ist sie anzuschauen; es ist lauter Licht und Glanz um ihre Erscheinung ausgegossen! Findest Du nicht auch, Elisabeth?

„O ja, ich finde es!“ sagte Elisabeth mit einem krampfhaften Lächeln. „Sie ist die schönste Frau in Deinem Reiche.“

„Dich selber ausgenommen, Elisabeth,“ rief die Regentin freundlich.

„O nein, sie ist schöner als ich,“ murmelte Elisabeth.

Arme Leonore! In diesem Augenblick hatte die Prinzessin Dein Verdammungsurtheil ausgesprochen und in ihrem Herzen unterschrieb sie Dein Todesurtheil.

Es war unerträglich, diesem Triumphe der Gräfin noch länger zuzuschauen, ein plötzliches Unwohlsein vorschützend, beurlaubte sie sich bald von der Regentin und begab sich nach Hause.

13.

Die Zeichnung.

Es war am Tage nach diesem Hofball. Prinzessin Elisabeth war in ihrem Ankleidezimmer, und damit beschäftigt, sich in ein sehr reizendes und verlockendes Neglige zu hüllen. Sie war heute sehr heiter, sehr sorglos und glücklich; denn über den koketten Bestrebungen ihrer Eitelkeit hatte sie heute alle die Pläne und Veranstaltungen, zu denen ihre Freunde und Anhänger sie seit Wochen aufgereizt, vergessen, sie dachte nicht mehr daran, Kaiserin zu werden, aber sie wollte die Königin der Schönheit sein, und in diesem ihrem Reiche wollte sie allein und unbeschränkt herrschen und Regieren!

Ein Lakai trat ein und meldete Lestocq.

Ueber die Stirn der Prinzessin zog eine Wolke des Unmuths. Aus ihren süßen Träumen durch diesen Namen aufgeschreckt, erinnerte sie sich jetzt erst wieder jenes unheilvollen Gespräches, welches sie am gestrigen Abende mit der Regentin gehabt. Sie hatte das alles vergessen über ihrer Eifersucht und Liebe, jetzt aber, als sie wieder sich dessen erinnerte, fühlte sie ihr Herz erbeben in Angst und Schrecken.

Mit einem gebieterischen Winke ihre Kammerfrauen entfernend, ging sie dem eintretenden Leibarzt mit raschen Schritten entgegen.

„Lestocq,“ sagte sie, „wie gut, daß Ihr jetzt kommt. Ich würde sonst vielleicht vergessen haben, Euch zu sagen, daß es nichts ist mit dieser von Euch und dem französischen Marquis angezettelten Verschwörung. Wir müssen das aufgeben, denn die Sache ist gefährlicher, als Ihr denkt, und ich darf sagen, Ihr könnt mir dankbar sein, denn ich habe durch meine Vorsichtigkeit und Unerschrockenheit Euch von der Folter und von einer möglichen Transportirung nach Sibirien befreit. Ach, in Sibirien ist es sehr kalt, mein lieber Lestocq, und Ihr thut wohl daran, wenn Ihr Euch hier in Stille und Bescheidenheit ein warmes Nest baut, statt hochfliegende Pläne zu entwerfen, die uns Alle mit Gefahren bedrohen.“

„Und weshalb ahnt Ihr Gefahren, Prinzessin,“ fragte Lestocq.

„Die Regentin weiß Alles! Sie kennt unsere Pläne und Verbindungen! Mit einem Worte, sie weiß, daß wir konspiriren, und daß Ihr der Mittelpunkt dieser Konspiration seid!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Juwelier nahm mit sichtlichem Erstaunen das Collier, dessen Diamanten und Smaragden ganze Bündel bunter Strahlen warfen, in die Hand und Dirk erwartete, daß er es alsbald mit mitleidigem Achselzucken und den Worten: „Ja, mein Lieber, das sind ja ganz werthlose Imitationen,“ zurückgeben würde.

Aber Herr Bornemann, der Juwelier, that nichts dergleichen; er betrachtete die Steine mit großer Aufmerksamkeit, ließ sie in der Sonne blitzen, legte sie auf ein Stück schwarzen Sammet und warf dabei von Zeit zu Zeit einen eigenthümlich fragenden Blick auf seinen Kunden.

Dirk gerieth in große Verlegenheit. Offenbar hegte

der Juwelier den Argwohn, daß er gekommen sei, um ihn mit falschen Steinen zu betrügen. Dieser Gedanke war ihm so peinlich, daß er, ohne die Antwort des Ladeninhabers abzuwarten, ausrief: „Ich bitte, Herr Bornemann, mich nicht in einem unbegründeten Verdacht zu haben. Ich weiß genau, daß diese Steine falsch sind, und ich wollte nur Ihr Urtheil hören, ob sie so gut nachgemacht sind, daß sie einen Nichtkenner täuschen würden."

„Hm — hm," machte der Andere. „Sie wissen also, daß die Steine falsch sind?" — Und wieder ließ er sie in der Sonne blitzen.

„Ja, sicherlich. Die echten wurden vor langen Jahren verpfändet, und diese falschen sollen die Welt täuschen."

„Das kommt vor," bemerkte Bornemann mit seinem nachsichtigen Lächeln. „O ja, das kommt vor. Jedenfalls sind die Steine recht gut nachgemacht."

„Ich sehe aber, daß Sie nicht getäuscht werden konnten. Sie haben gleich gesehen, daß sie falsch sind, und damit ist meine Frage schon beantwortet.

„O bitte, bitte, mein Herr, Sie irren sich. Sie befinden sich in einem ganz merkwürdigen und auffallenden Irrthum. Diese Steine können auch das geübteste Auge täuschen. Ich selbst würde sie nach dem äußern Anschein unbedingt für echt halten —, und ich verstehe mich einigermaßen auf Diamanten."

„Gleichwohl sind sie ganz bestimmt falsch," beharrte Dirk.

„Haben Sie ein Viertelstündchen Zeit?" fragte der Juwelier. „Dann möchte ich die Steine etwas näher untersuchen. Wenn sie falsch sind, dann hat der Mann sein Handwerk verstanden wie selten einer. Das interessirt mich ungeheuer."

„Bitte, untersuchen Sie ganz nach Gutdünken."

Der Commis mußte einen Stuhl für Dirk herbeibringen, der greise Juwelier begab sich an seinen Platz zurück, stellte seine Geräthschaften zurecht und begann die Steine zu untersuchen. Neugierig sah Dirk, ohne viel davon zu verstehen, den verschiedenen Operationen zu, die der alte Herr in Gefäßen mit Olivenöl und Tassen mit heißem Wasser unternahm. . . . .

. . . .

Wie im Traume wanderte Dirk nach einer Stunde nach Hause zurück.

Als er Edith wiedersah, erklärte er ihr: „Die Steine sind so wundervoll nachgemacht, daß sogar der Juwelier sich Anfangs dadurch täuschen ließ."

Edith war sehr zufrieden, Dirk aber sehr verstört. Er zog sich sogleich auf sein Zimmer zurück und schrieb lange und emsig. Das Geschriebene las er noch einmal durch, ehe er es in ein Couvert legte und versiegelt zu sich steckte.

„Ob ich es jemals gebrauchen werde?" sagte er nachdenklich. „Es ist ja wie ein Feenmärchen. Wollte Jemand so etwas in einem Roman schreiben, so würde alle Welt ihn auslachen und rufen: „Unsinn! So etwas kann ja gar nicht vorkommen!"

4. Kapitel.

Es gibt Familiengeschichten, die sich innerhalb des beschränkten Horizonts einer einzigen Ortschaft oder gar nur weniger Häuser abspielen und, ohne Zusammenhang mit der übrigen Welt, ihre kurzen Wurzeln nur in heimische Erde ausstrecken. Andere aber haben lange und zahlreiche Wurzelfasern, die über Gebirge und Flüsse wegklettern, Länder und Meere überspringen und der Krone, die sich in der Luft wiegt, ihre Bestandtheile aus mehreren Erdtheilen zuführen. So war es auch mit der Schicksalsverwicklung, von der Edith umsponnen wurde. Das verlassene Fischerdorf an der jütischen Küste, der uralte Herrensitz am Bristoler Kanal, die Hinterwohnung in der Hansestadt an der Elbe und der stille Kirchhof in dem Pyrenäenstädtchen, das waren die Oertlichkeiten, mit denen ihre Geschicke sie verknüpften; und nicht genug damit — während sie von dem Dampfrosse über die englischen Gefilde ihrem einstigen Erbe zugetragen wurde, setzte sich in eisigen Breitegraden ein dünner, dünner Faden an, der bestimmt war, in nicht allzu ferner Zeit in das Gespinnst ihres Lebens mitverwoben zu werden.

Die „Polaris" war eine der wenigen Walfischfänger, die noch von englischen Häfen auf den Fang der ungefügen Seesäugethiere ausliefen und sich nicht mit dem bequemen Abschlachten der Robben begnügten. Es war ein Dreimaster und gehörte der in Liverpool beheimatheten Rhedereifirma Scudamore, Trent & Goldfinch an, die außer drei im Mittelmeer-Frachtdienst beschäftigten Dampfern eine stattliche Flotte von Seglern besaß. Trent und Goldfinch waren die Partner der Firma, die den eigentlichen Geschäftsbetrieb wahrnahmen, während die Thätigkeit des Herrn Scudamore lediglich darin bestand, daß er von seinem großen Capital, dem finanziellen Rückgrat der Firma, die Zinsen bezog. Die eigentlich thätigen Theilhaber hätten sich des Partners schon früher entledigt, wenn sie nicht seines Geldes bedurft hätten, das ihnen auch über schlechte Zeiten hinweghalf und es ihnen namentlich ermöglichte, für ihre Schiffe die Selbstversicherung zu üben. Was sie dadurch alljährlich an Prämien ersparten, war doch eine ganz erkleckliche Summe; aber bei eintretenden Schiffsunfällen mußten sie als finanziellen Rückhalt einen tüchtigen Bankfaldo haben, und dazu konnten sie die Gelder des Herrn Scudamore auf Thirlwall nicht entbehren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Englische Soldatenfrauen. Rudyard Kipling, der Sänger des Imperialismus, hat soeben ein ansprechendes Lied veröffentlicht, das recht sangbar ist, und sicher bald von allen Variete-Bühnen herab erklingen wird. Der Dichter erinnert sein Volk daran, es möge der in der Heimath zurückgebliebenen Soldatenfamilien gedenken. Freudig zögen sie alle hinaus in den Kampf, reich und arm, aber gar viele von den Soldatenfrauen seien nun des Ernährers beraubt: Des Bettlers und des Herzogs Sohn, sie ziehen hinaus zur Schlacht, viertausend Mann zur Tafelbai, die hell im Glanze strahlt, — Nun zeigt, daß ihr an Weib und Kind der braven Boys gedacht, Und sendet rund den Sammelhut und zahlt — zahlt — zahlt! In der That beneidenswerth ist die Lage der Soldatenfrauen nicht. Im allgemeinen gestattet das Regiment nur vier von hundert Mann die Heirath, doch werden in ruhigen Zeiten Ausnahmen oft genug gemacht. Auch die Zahl der verheiratheten Sargents, Unteroffiziere usw. ist beschränkt. Die Frauen der Letzteren erhalten in der Garnison freie Wohnung, Heizung und Licht und können den dafür angesetzten Betrag auch als Baarvergütung beziehen. Muß der Mann wieder in's Feld — oft ist er, wie jetzt mehrere indische und ägyptische Regimenter, erst ein paar Wochen zu Hause — so erhält eine Anzahl von Soldatenfrauen Wohnung in den Kasernen und anderen Militärzwecken dienenden Gebäuden und den sog. „Trennungszuschuß“. Diesen muß aber der Soldat zahlen. Daher werden ihm vom Solde täglich abgezogen 1 ℳ für die Frau und 25 ₰ für jedes Kind unter 14 (Knabe) und 16 Jahren (Mädchen). Erhält der Mann Kriegsration, so werden außerdem noch 48 ₰ und für jedes Kind 12 ₰ abgezogen. Bei den Unteroffizieren ist der Betrag natürlich entsprechend höher bemessen, aber immerhin nicht sehr hoch. Trifft den Mann die feindliche Kugel, so bleibt der Wittwe nichts übrig, als sich und die Kinder durchzubringen, wie sie mag. Jene Beträge werden aber vom Staate nur dann ausbezahlt, wenn wirklich, wie man sagt ‚married establishment‘ vorliegt, das heißt, wenn die Ehe ordnungsmäßig auf Grund des Erlaubnißscheines vom Regiment geschlossen wurde Das ist aber bei den Soldatenheirathen nur selten der Fall. Das Regiment vermag es nicht zu hindern, daß außer den amtlich zulässigen Heirathen viele andere ohne den Erlaubnißschein stattfinden werden, ganz abgesehen von den „wilden“ Ehen. Die Soldaten haben in stillen Zeiten Gelegenheit, wenn sie gelernte Arbeiter und Handwerker sind, sich Nebenverdienste zu schaffen, arbeiten vielfach auch für den Garnisonsbedarf selbst als Bäcker, Schneider, Schuhmacher, und sind bei dem hohen Solde und da sie natürlich für ihre Person für Kost, Kleidung und Wohnung nicht zu sorgen haben, wohl in der Lage, eine Familie zu ernähren. Weil sie aber ohne den Erlaubnißschein geheirathet haben, so sind die Folgen für die Familie oft sehr betrübend, wenn der Mann in's Feld rücken muß. Das Kriegsministerium gibt auf alle Gesuche um Unterstützungen, die von solchen „nicht genehmigten“ Soldatenfrauen an das Amt gelangen, nur die eine Antwort: „Mit Bedauern abgelehnt.“ Jene Klasse von Soldatenfrauen meint Kipling in seinem Gedicht ganz besonders und es ist gewiß, daß sein poetischer Aufruf die gewünschte Folge haben wird. Der Dichter selbst steuert zu dem Fonds sein Lied bei, das zuerst in der „Daily Mail“ erschienen ist, und welches jede Zeitung nachdrucken darf, die an die Sammelstelle dafür 5 Pfund Sterling = 100 ℳ bezahlt.

— Boshaft. Sonntagsjäger: „Jener Treiber kommt mir so bekannt vor.“ Förster: Stimmt, der war schon zweimal Ihr — Jagdresultat.“

— Herausgeholfen. Herr (seinen zukünftigen Schwiegersohn, einen Zahnarzt, besuchend): „Nur einen Stuhl im Wartezimmer . . . viel zu thun scheinen Sie noch nicht zu haben?“ — Zahnarzt: „O doch; aber wozu Stühle hinstellen . . . wer Zahnschmerzen hat, der setzt sich doch nicht!“

— Doem: „Das ist immer die alte Geschichte. „Je mehr einer hat, desto mehr verlangt er sich!“ Dunn: „Hm! — Habt Ihr schon einmal Zwillinge gehabt?“

— Pünktlich. Lebensüberdrüssiger (der sich auf die Eisenbahnschienen gelegt hat, um sich vom Zuge überfahren zu lassen): „Was, schon 6 Uhr 40! Und der Zug sollte um 6 Uhr 25 hier vorüber fahren! Da muß ich mich aber gleich beschweren!“

Denksprüche.

In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz —
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.

* * *

„Herr! schicke, was du willst,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.
Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt ein holdes Bescheiden.“

E. Mörike.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 258. Montag, den 13. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„So bin ich also verloren!“ seufzte Lestocq dumpf, indem er tief erschüttert sich auf einem Sessel niederließ.

„Nein, Ihr seid es nicht,“ sagte Elisabeth lächelnd, „denn ich habe Euch gerettet. Ach, ich hätte nimmer geglaubt, daß das Komödienspiel so leicht sei, aber ich sage Euch, ich habe eine wahre Meisterschaft entwickelt. Die Angst ist meine Lehrmeisterin gewesen, sie hat mich gelehrt, so unschuldig zu erscheinen, so rührend zu flehen, daß Anna selber ganz gerührt ward. Ach, und geweint habe ich, ganze Bäche von Thränen, sage ich Euch. Das hat die Regentin vollständig entwaffnet. Aber Ihr werdet die Schuld haben, wenn meine Augen heute noch roth sind vom Weinen und nicht so glänzend, wie sonst!“

Und Prinzessin Elisabeth eilte zum Toilettentisch, um prüfend und aufmerksam im Spiegel sich zu betrachten.

„Ja, wahrlich,“ rief sie dann erschrocken, „es ist so, wie ich fürchtete. Meine Augen sind ganz trübe. Lestocq, Ihr müßt mir ein Mitel geben, ein schnelles und sicheres Mittel, das meine Augen wieder leuchten macht!“

So sprechend, schaut Elisabeth unverwand in den den Spiegel, voll Angst und Besorgniß um ihre Augen.

„Prinzessin,“ sagte Lestocq feierlich, „ich beschwöre Euch, nur diesmal vergeßt einen Moment Eure unvergleichliche Schönheit und Eure wundervollen Augen! Seid nicht nur ein Weib, sondern seid, was Ihr sein könnt, des großen Zaren große Tochter. Prinzessin, es handelt sich hier nicht um den verminderten Glanz Eurer Augen, sondern um wirkliche Gefahren, die Euch bedrohen! Seid barmherzig, seid gnadenvoll, und erzählt mir genau und ausführlich jedes Wort, welches Ihr gestern Abend mit der Regentin gesprochen!“

Die Prnzessin blickte von ihrem Spiegel auf und wandte ihr Haupt nach Lestocq hin. „Ach, ich vergaß,“ sagte sie leicht, „Ihr seid nicht blos Leibarzt, sondern auch Revolutionsmacher, und das ist Euch wichtiger.

„Es handelt sich um Euren Kopf, Prinzessin, und den will ich Euch als rechter und ächter Leibarzt zu erhalten suchen! Deshalb, theuerste Prinzessin, beschwöre ich Euch, erzählt mir dieses Gespräch mit der Regentin.“

„Wollt Ihr mir denn nachher sofort ein Rezept für meine Augen geben?“

„Ja, bei Gott, das will ich!“

„Nun, so hört denn!“

Und die Prinzessin erzählte dem athemlos horchenden Lestocq ihre gestrige Unterhaltung mit Anna Leopoldowna. Lestocq hörte ihr in gespanntester Erwartung zu, während er ein auf dem Tische liegendes Stück Papier ergriffen hatte und mit einem Bleistift mechanisch und gedankenlos darauf einige Linien zu zeichnen schien. Vielleicht war es diese mechanische Beschäftigung, welche ihn wieder so besonnen und ruhig werden ließ. Sein Gesicht nahm während der ausführlichen Erzählung der Prinzessin wieder den Ausdruck der Entschlossenheit und Festigkeit an, seine Augen leuchteten wieder in energischem Glanze, und seinen Mund umspielte wieder ein keckes und spöttisches Lächeln, wie man es an ihm zu sehen gewohnt war, wenn er seiner Ueberlegenheit sich bewußt, und zu einem kühnen Entschluß gekommen war.

„Diese gute Regentin hat da einen Staatsstreich ausgeführt, den ihr Ostermann niemals verzeihen wird!“ sagte er, nachdem die Prinzessin zu Ende war. „Sie hätte schweigen und sich unbefangen stellen müssen, dann waren wir verloren, jetzt aber ist sie es.“

„Nein,“ rief die Prinzessin in edler Aufwallung, „die Regentin hat gerade das beste Mittel gewählt, uns vollständig zu entwaffnen! Sie hat mir ein edles Vertrauen gezeigt, sie hat diesen Einflüsterungen ihrer Minister und Räthe nicht geglaubt, und statt mich, wie sie es konnte, zu verderben, hat sie mich mit der liebevolln Sorge einer Schwester gewarnt. Das werde ich ihr niemals vergessen, Lestocq, das werde ich ihr immer danken! Hinfort soll die Regentin oder Kaiserin Anna Leopoldowna keine treuere Unterthanin haben als mich, die Prinzessin Elisabeth!“

„Ihr wollt doch nicht damit sagen, Prinzessin —“

„Ich will damit sagen," unterbrach ihn Elisabeth, „daß diese Verschwörung ohne Schwertstreich und Blutvergießen zu Ende gebracht ist, und daß es von dieser Stunde an in diesem großen russischen Reiche nur noch ein Weib gibt, welches Ansprüche auf den Titel einer Kaiserin hat, das ist die Regentin Anna Leopoldowna!"

„Ihr wollt also Euren heiligen und wolbegründeten Ansprüchen auf den Kaiserthron entsagen?" fragte Lestocq, indem er fortfuhr zu zeichnen.

„Ja, das will ich," rief Elisabeth. „Ich will nicht mehr geplagt sein von Euren beständigen Umtrieben und Plänen, ich will Ruhe haben. Im Innern meines Palastes will ich Kaiserin sein, da will ich ein Reich begründen, ein Reich des Friedens und der genußvollen Glückseligkeit! Nein sprecht mir nicht mehr von Revolutionen und Verschwörungen. Ich will nicht Kaiserin sein, ich will ein Weib sein, das nichts zu thun hat mit den Geschäften und Plackereien der Männer, ich will nicht arbeiten und mich plagen, ich will genießen, und mich meines Daseins freuen!"

„Dazu wird Euch keine Zeit mehr gelassen!" sagte Lestocq feierlich. „Wenn Ihr Eure Pläne aufgebt und jetzt noch Euren Rechten entsagt, dann, Prinzessin Elisabeth, ist es vorbei mit den Tagen des Glückes und der Freude. Dann wird es Euch nicht mehr gestattet sein, Euren Palast zu einem Tempel der Freude zu machen, und nur die Priesterin des Unglücks werdet Ihr fortan noch genannt werden!"

„Ihr habt wieder Fieberphantasien," sagte Elisabeth lächelnd. „Kommt, ich will Euch wecken! Ich habe Euch meine Geschichte erzählt, jetzt ist es an Euch, mir ein Rezept gegen rothgeweinte Augen zu geben!"

„Hier ist es, Prinzessin," war Lestocq's ernste Antwort, indem er der Prinzessin das Papier überreichte, auf welchem er vorhin gezeichnet hatte.

Elisabeth nahm es und betrachtete es Anfangs mit lächelnder Neugierde; aber allmälig nahmen ihre Züge einen ernstern Ausdruck an, Entsetzen und Schrecken malte sich in denselben, und ihre rosigen Wangen erbleichten.

„Das nennt Ihr ein Rezept gegen rothgeweinte Augen," sagte sie schaudernd, „und doch sind es ein paar Bilder, bei welchen sich mir das Haar vor Entsetzen emporsträubt, und die machen könnten, daß man sich blind weint!"

„Es sind die Bilder unserer Zukunft!" rief Lestocq kraftvoll. „Seht hier diesen auf das Rad geflochtenen Mann, das bin ich! Und nun schaut dieses zweite Bild! Dieses junge händeringende Weib, welcher die eine dieser Nonnen hier das Haar abschneidet, während die andere bemüth ist, ihr trotz ihres Sträubens den schwarzen Nonnenschleier überzuwerfen! Das seid Ihr, Prinzessin Elisabeth! Für Euch das Kloster, für mich das Rad! Das wird unsere Zukunft sein, Prinzessin Elisabeth, wenn Ihr jetzt noch zögert, auf dem einmal betretenen Pfade vorwärts zu schreiten!"

„Uns dieser Verschwörung überführen, heißt uns dem sichern Verderben überliefern, und daß man uns überführen kann, daran zweifelt nicht! Unter unsern angeworbenen Freunden sind genug Trunkenbolde, welche Euch für einige Flaschen Brantwein verrathen werden! Prinzessin Elisabeth, wollt Ihr Nonne oder Kaiserin sein? Wählt unter diesen beiden Bestimmungen! Es gibt keinen Mittelweg!"

„So werde ich denn Kaiserin werden!" sagte Elisabeth mit flammenden Augen, zitternd vor Angst und Erregung, indem sie immer noch die beiden Zeichnungen betrachtete. „Ach, Ihr seid ein geschickter Künstler, Lestocq, Ihr habt dieses Bild mit einer grauenvollen Wahrheit und Aehnlichkeit gezeichnet. Wie ich da sehe, wie ich die Hände ringe, die bleichen Lippen öffne zu einem Aufschrei des Entsetzens, und doch in starrem Schweigen verstumme beim Anblick dieser entsetzlichen Scheere, vor deren Todesstreichen mein Haar zur Erde fällt, und dieses Schleiers, der mich lebendig einsargen will!"

Und die beiden Zeichnungen zur Erde schleudernd, setzte Prinzessin Elisabeth ihren Fuß auf dieselben, indem sie mit lauter, gebieterischer Stimme sagte: „diese Zeichnungen sind falsch, Lestocq. Das sage ich Euch, und ich werde es Euch beweisen, ich, die Kaiserin Elisabeth!"

„Heil meiner Kaiserin!" rief Lestocq, sich vor ihr niederwerfend und den Saum ihres Kleides küssend, „Dank und Segen über Euch, denn Ihr habt mich soeben von dem sichern Henkertode errettet! Ja, Ihr habt mir das Leben gerettet, dafür will ich Euch heute noch eine Kaiserkrone auf Euer himmlisch schönes Haupt setzen!"

„Heute noch?" fragte Elisabeth zusammenschreckend.

„Ja, in dieser Nacht noch muß es geschehen! Wir müssen den Moment benutzen, denn nur der Moment noch ist unser! Jede Stunde des Verzuges bringt uns unserm Verderben näher. Noch eine Nacht der Zögerung, und man hat uns den Sieg fast schon unmöglich gemacht. Ach, die Regentin Anna hat Euch geschworen, nur Euch zu glauben, und niemals an Euch zu zweifeln, und dennoch hat sie drei Bataillonen der Garde Befehl gegeben, morgen in der Frühe aufzubrechen, um sich nach Wyborg zur Armee zu begeben. In diesen drei Bataillonen stehen unsere Freunde und Vertrauten. Urtheilt also jetzt, wie sehr Euch Anna Leopoldowna vertraut!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Fortsetzung.)

Die „Polaris“ war von einem Manne befehligt, der zu den eigenthümlichen Charakteren gehörte, die außerhalb Englands nur selten anzutreffen sind. Herr Mowbray entstammte einem alten, reichbegüterten Adelsgeschlechte; aber er war ein zweiter Sohn und als solcher vom Erbgange um so mehr ausgeschlossen, als sein älterer Bruder schon wieder zwei Söhne hatte, die ein Verbleiben der Besitzungen bei diesem Zweige der Familie zu verbürgen schienen. Dick oder Richard war in den Dienst der Marine eingetreten, hatte aber als Midshipman so viele tolle Streiche ausgeführt, daß er schließlich froh sein mußte, durch freiwilliges Ausscheiden harten Maßregelungen zuvorzukommen. Dann war jedoch der trotzige, junge Mensch keineswegs zu den Fleischtöpfen des Vaterhauses zurückgekehrt, sondern hatte sein Glück in beinahe allen englischen Kolonieen versucht. In Canada, in Australien, am Kap hatte er sich mit Mensch und Thier herumgeschlagen und neben etlichen Fleischwunden, die ihn nicht sonderlich genirten, und vielen Erfahrungen, die ihm wenig nutzten, keine anderen Vortheile davongetragen, als ein gebräuntes Gesicht, einen gestählten Körper und ein gesteigertes Selbstgefühl. Eines schönen Tages wieder einmal ohne einen Pfennig in der Tasche, ließ er sich als Matrose auf einem Schiff von Scudamore, Trent & Goldfinch annehmen. Das Schiff sollte von Kapstadt nach San Francisko fahren; es verlor nach der ersten Woche seinen Capitän, der über Bord fiel und bald darauf an Skorbut den ersten und den zweiten Steuermann. Nun war Niemand an Bord, der das Schiff hatte führen können; da versammelte Mowbray die Leute um sich und sprach:

„Jungens, wir könnten jetzt dem ersten Schiff, das uns begegnet, um einen Navigationsoffizier signalisiren, der uns in einen Nothhafen führen könnte. Aber Schwerenoth! Wir sind Engländer! Sollen wir uns selbst einen Yankee oder einen dutchman (Holländer) auf die Nase setzen? Das Kapitänsgehalt können wir selbst verdienen. Ich kann navigiren und beobachten — den Zimmermann mache ich zum Steuermann — und ich will meinen eigenen Kopf fressen, wenn wir beide nicht Euch und das Schiff wohlbehalten nach San Francisco bringen. Aber Ordre pariren müßt Ihr!“

Die Schiffsmannschaft brach in dreimaliges Cheers aus —, und so kam es, daß viele Wochen später Scudamore, Trent & Goldfinch aus San Francisco die erstaunliche Kunde empfingen, daß ihr gutes Schiff „Selene“ die Fahrt von der Höhe von Java über die gefährliche chinesische See und das ganze Stille Meer unter der Führung eines Matrosen und eines Zimmermannes gemacht habe. Sie ließen sich nicht lumpen, die Herren, und zahlten den selbstgebackenen Offizieren die volle Heuer eines Kapitäns und der Steuerleute aus, welches Geld die Beiden mit der übrigen Mannschaft brüderlich theilten.

Seitdem war Mowbray einer der besten Kapitäne der Rhedereifirma geworden, dem man getrost die schwierigste Aufgabe anvertrauen konnte, und dem seine Mannschaft ohne Besinnen gefolgt sein würde, wenn er sie geradewegs in den Rachen der Hölle hineingeführt hätte. Nun befehligte er die „Polaris“ und hatte mit dem Schiffe schon Breiten erreicht, die das Erstaunen der Nordlandsfahrer erregten.

Die „Polaris“, Kapitän Richard Mowbray, hatte in demselben Jahre, das Herrn Scudamore mit seinen Enkelkindern wieder vereinigen sollte, auf ihrem gewöhnlichen Jagdgrunde, der Davis-Straße, zwar sehr günstige Eis-, aber sehr ungünstige Walfisch-Verhältnisse vorgefunden, und beides hatte den Kapitän bewogen, weiter hinauf in die Baffins-Bay zu segeln. Hier hatte er eine Zeit lang gejagt und war dann, als er vor dem Lancaster-Sund anlangte und dort freies Wasser fand, auf den Einfall gekommen, hindurchzufahren, da in den jenseits liegenden, wenig besuchten Gewässern wohl eine große Ausbeute an Fischen zu machen sein würde. Auf diese Weise kam er in den Melville-Sund und an die Melville-Insel, und der Fang übertraf seine kühnsten Erwartungen.

Der Sommer war in jenem Jahre ungewöhnlich günstig, und wenn Mowbray wissenschaftliche Zwecke verfolgt hätte, so wäre er wohl näher an den Nordpol gekommen als irgend Jemand vor ihm. Aber das war nicht seine Aufgabe und reizte ihn auch nicht; ihn freute es, daß alle Räume seines Schiffes mit Thran und Barten gefüllt waren, und der unliebliche Geruch, den die „Polaris“ in Folge ihrer Ladung meilenweit ausströmte, war ihm und seiner Mannschaft nur der Vorbote reichlicher Fanggelder.

Wenn sie aber nicht einfrieren und ein halbes Jahr in der Polarnacht zubringen wollten, so wurde es nun Zeit, an die Heimfahrt zu denken. Das Schiff wurde also gewendet und richtete seinen Bug ostwärts. Auf dieser Rückfahrt erlebten sie ein Abenteuer, das seine Rückwirkungen in ganz ungeahnter Weise auf die Familie Scudamore ausüben sollte.

Kurz vor der Ausfahrt aus dem Melville-Sund wurde der Ausguck eines Morgens bald nach Tagesanbruch eine dünne Rauchsäule gewahr, die am Lande aus einer Oeffnung aufstieg; dort lag offenbar eine der niedrigen Eskimohütten, die von den armseligen Eingeborenen zu zeitweiligem Aufenthalt hergerichtet werden. Gleich darauf sah man auch die ganz in Pelz

eingehüllten Gestalten der Eskimos dem Ufer zueilen und dem Schiffe eifrig zuwinken. Man hatte bisher, seitdem man die grönländische Küste verlassen hatte, noch keine Eingeborenen gesehen, und Kapitän Mowbray, der gern von ihnen noch einige Geräthe für seine Sammlung eingehandelt hätte, ließ die Segel back legen und ein Boot aussetzen, um mit den Leuten in Verbindung zu treten. Die Eskimos erwiesen sich als sehr freundlich und suchten namentlich den Kapitän zu bewegen, daß er sie nach ihrer Hütte begleite. Aus ihrem mit gebrochenen englischen Redensarten gespickten Kauderwelsch konnte jedoch Mowbray nicht recht klug werden. Nur die oftmalige Wiederholung des englischen Wortes „sick“ und des entsprechenden deutschen „krank“ brachte ihn auf die Vermuthung, in der Hütte möge wohl ein Kranker liegen, der seiner Hilfe bedürftig sei. In seiner menschenfreundlichen Gesinnung war er zum Beistande gleich bereit; er rief seinem Steuermann zu, gut Acht zu geben und folgte den Eskimos über das felsige Ufer nach der Hütte; sie war aus Steinen, wenig über Mannshöhe hoch, hergestellt, da es noch an Schnee fehlte, um die aus den Schilderungen der Polarfahrer bekannten Schneehütten zu erbauen. Mowbray kroch durch den niedrigen Eingang hinein und ward sogleich an eine Stelle geführt, wo auf dem Erdboden, in Seehundsfelle eingewickelt, der Mann lag, der ihm als „sick“ bezeichnet wurde.

Beim ersten Blick erkannte Mowbray in dem Kranken einen Europäer; ein dichter, struppiger Bart von röthlicher Farbe bedeckte den unteren Theil seines Gesichts, eisengraues Haar, verwirrt und ungepflegt, sein Haupt. Er fieberte, und aus den unzusammenhängenden Worten, die er im Delirium ausstieß, entnahm Mowbray, daß er ein Deutscher sein müsse. Weiter aber war nichts zu verstehen.

Der Entschluß Mowbrays war rasch gefaßt, weil es unter diesen Umständen überhaupt nur einen Entschluß geben konnte: Hier bei den Eskimos durfte er den Kranken nicht lassen, weil deren primitive Heilmethode ihn bald dem Tode überliefert haben würde. An Bord hatte er zwar keinen Arzt, aber doch eine Medizinkiste mit fieberstillenden Mitteln, und jedenfalls konnte er dem Leidenden ein bequemes Lager bieten. Er rief seine Matrosen zum Transport des Kranken herbei; dieser wurde vorsichtig aus der Hütte hinausgetragen, in das Boot gebracht und an Bord des Schiffes befördert.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Proffessor Robert Koch weilt zur Zeit auf Batavia. Er studirt augenblicklich die Wirkungen der Malaria an seinem Orang-Utan, den er sich verschafft hat. Das Thier ist völlig zahm. Aus seinen Erlebnissen aus Deutsch-Ostafrika erzählt Prof. Koch einige Einzelheiten, die den Charakter mancher Negerstämme interessant beleuchtet. So sagt Koch, daß manche Neger in Deutsch-Ostafrika eine Heidenangst vor Kälbern, Kühen und anderem Viehzeug haben, das Koch bei seinen Proben mit dem Malaria-Erreger benöthigte. Einstmals hatte er vier robuste Neger mit vieler Mühe dazu bewogen, ein Kalb, nicht größer als ein Hund, niederzuwerfen und festzuhalten, worauf er es impfen wollte. Doch kaum hatte er die Haut des Thieres geritzt, wodurch dieses sich veranlaßt fühlte, eine Hinterpfote zu bewegen, als auch schon die vier Riesenkerle ein Angstgeheul ausstießen, das Thier losließen und wie Katzen an einem Baum hinaufkletterten, zwischen dessen Zweigen sie ebenso dumme Gesichter sehen ließen, wie das Kalb eines machte, als es wieder auf den Füßen stand. Es sei deshalb nicht zu verwundern, daß dieser heldenhafte Stamm keine Viehzucht zu betreiben vermöge. Die Paar Stück Vieh, die sie haben, würden ihnen von schlaueren Stämmen gestohlen. — Auf Wunsch des Professors müssen die Krankenwärter in den Sälen, wo Malariakranke liegen, Moskitos fangen und ihm einliefern. Dies geschieht mit kleinen Zangen, wobei die Fänger sehr vorsichtig zu Werke gehen müssen, um die Insekten nicht zu verletzen. Je dicker so ein Insekt ist, desto brauchbarer ist es für die Untersuchungen. Die Kranken helfen bereitwillig mit, indem sie die Moskitos ruhig an sich saugen lassen, bis der Wärter mit der Zange oder einer Reagensröhre kommt, um das blutdürstige Insekt zu fangen.

— Wie die Frage, so die Antwort. Ein junger Professor, der für sehr klug galt, mußte in Gesellschaften, besonders von Seiten junger Damen, oftmals Fragen über sich ergehen lassen, die an Naivetät und Einfalt nichts zu wünschen übrig ließen. Eines Tages fragte ihn eine Dame, die sich schon oft durch derartige Fragen ausgezeichnet hatte: „Ach, Herr Professor, was ist eigentlich der Unterschied zwischen Accord und Record?“ — Mit verbindlichem Lächeln entgegnete der Gefragte: „Derselbe wie zwischen Applaus und Reblaus!“

Denksprüche.

Um froh zu sein, muß vergessen können die Jugend, was sie im Herzen hat; das Mittelalter, was es im Kopfe hat; das Alter, was es in den Gliedern fühlt.

* * *

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Jean Paul.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 259. Dienstag, den 14. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ach, wenn es so ist, sagte Elisabeth, dann habe auch ich keine Rücksichten zu nehmen. Anna will meine Freunde von hier entfernen, das ist ein Verrath an der mir von ihr geschwornen Freundschaft. Ich habe also keine Verbindlichkeiten mehr gegen sie! Ich bin frei, zu handeln wie ich will! Lestocq, ich will keine Nonne, aber ich will Kaiserin werden! Jetzt habt Ihr mein Wort, jetzt ordnet und beschließt Alles! Soll es denn geschehen, so mag es rasch und ohne Zaudern sein! Heute noch habe ich Muth, das Ungeheure zu wagen, laßt uns also dieses Heute benützen!"

„Erwartet mich heute Nacht um 12 Uhr!" sagte Lestocq aufstehend, ich werde dann hier sein, um Euch zur Kaiserkrönung abzuholen!"

Diese feste Entschiedenheit machte Elisabeth wieder zittern. Bis jetzt war ihr Alles noch wie ein Traumbild eine Phantasie erschienen, als sie aber in Lestocq's entschlossenen und kühnen Zügen las, daß es Wahrheit sei, erbebte sie, und ein angstvolles Zagen bemächtigte sich ihrer Seele!

„Und wenn es mißlingt," sagte sie gedankenvoll und schaudernd.

„Es wird und darf nicht mißlingen!" rief Lestocq. „Das Recht ist auf Euerer Seite und Gott wird über die Tochter des großen Zaren wachen!"

„Und dann, wenn ich nun wirklich Kaiserin bin," sagte Elisabeth gedankenvoll vor sich hin. „Was ist's dann weiter! Es ist kein Glück dabei! Man gibt mir einen andern Titel, man setzt mir eine Krone auf und bindet mich an einen Thron. Ich werde nicht mehr frei sein, zu handeln, wie ich will, zu leben, wie ich mag. Tausende Spione werden mich umlauern, tausende Blicke jedem meiner Schritte folgen, tausend Blicke jedes meiner Worte erschnappen, um es zu deuten und einen geheimen Sinn darin zu finden! Ihr werdet mich eine Kaiserin nennen, aber ich werde eine Sklavin sein, eine Sklavin, welche man mit goldenen Fesseln gebunden, auf deren Haupt man eine goldene Dornenkrone gesetzt. Und diese vielen Mühseligkeiten und Arbeiten! Diese langweiligen Sitzungen der Minister, dieses Gesetzemachen und Unterschreiben, dieses Befehlen und Kommandiren! Wie entsetzlich!"

„Lestocq," rief die Prinzessin laut, „wenn ich immer arbeiten und Gesetze machen, und unterschreiben und befehlen und regieren soll, dann will ich keine Kaiserin werden, nein, nimmermehr!"

„Ihr sollt nur Kaiserin sein, um das Leben im höchsten Glanze zu genießen! Wir, Eure Diener und Sklaven, wir werden für Euch arbeiten und regieren!" sagte Lestocq.

„Schwört mir das! Schwört mir, daß man mich nicht zwingen wird zu arbeiten, schwört mir, daß Ihr für mich regieren wollt, damit ich Zeit habe, dem Vergnügen und der Freude zu leben!"

„Ich schwöre es Euch bei Allem, was mir heilig ist!"

„Nun, dann will ich Kaiserin werden!" sagte Elisabeth zufrieden.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Alexis Razumovsky trat ein.

Bei seinem Erscheinen erinnerte sich Elisabeth wieder ihrer rothgeweinten Augen, und der schönen Gräfin Eleonore Lapuschkin.

Sie heftete einen prüfenden, durchdringenden Blick auf Alexis und es schien ihr, als schaue er sie minder zärtlich an, wie sonst.

„O, sagte sie stolz, o, ich will Dich schon zwingen, mich anzubeten. Wenn eine Kaiserkrone meine Stirn umgibt, dann sollst Du schon gestehen müssen, daß ich die schönste aller Frauen bin! Alexis, in dieser Nacht noch werde ich Kaiserin!"

Alexis sank ihr mit einem Freudenschrei zu Füßen.

„Heil und Segen meiner angebeteten Kaiserin!" rief er begeistert. „Heil Elisabeth, der schönsten aller Frauen!"

„Mit Ausnahme der schönen Gräfin Lapuschkin!" sagte Elisabeth mit einem bittern Lächeln, — ach, wenn ich Kaiserin bin, werde ich mindestens die Macht haben, diese Frau unschädlich zu machen und sie zu vernichten! Ihr erbleicht, Alexis," fuhr sie heftiger fort, „Ihr zittert! Ihr liebt sie also sehr, diese erhabene

reine Götterschönheit? Ach, ich werde sie dafür zu strafen wissen!"

„Prinzessin!" rief Alexis vorwurfsvoll. „Elisabeth, unsere erhabene, sanfte Kaiserin, werdet Ihr einer nichtigen, eifersüchtigen Grille ein unschuldiges Weib zum Opfer bringen?"

„Ach, er wagt es noch, für sie zu bitten!" rief Elisabeth mit rauhem Lachen, und sich an Lestocq wendend, fuhr sie mit zornblitzenden Augen fort: „Lestocq, ich habe noch eine Bedingung zu machen, bevor ich mich entschließe, Kaiserin zu werden!"

„Nennt Eure Bedingung, Prinzessin Elisabeth, und wenn es in menschlicher Macht steht, soll sie erfüllt werden!"

Prinzessin Elisabeth warf einen zornigen Blick auf Razumovsky, dann sagte sie mit einem grausamen Lächeln: „Schwört mir bei Allem, was Euch heilig ist, an dieser Gräfin Eleonore Lapuschkin eine Schuld aufzufinden, welche mir das Recht gibt, sie zu verurtheilen!"

„Ich schwöre es bei Allem, was mir heilig ist!" sagte Lestocq feierlich.

„Und Ihr thut wohl daran," rief Alexis. Denn wenn eine Schuld an ihr haftet, und wenn sie nur mit einem Wort, mit einem Blick sich gegen meine edle und schöne Kaiserin vergangen hätte, dann ist sie es werth, daß sie verurtheilt werde!"

Die Prinzessin lächelte zufrieden. „Lestocq," sagte sie, „diesmal halte ich Wort. Ich bin bereit, Alles zu wagen, um eine Kaiserkrone auf mein Haupt zu setzen. Ich muß und will Kaiserin sein, um die Macht zu haben, Euch Alle zu belohnen!"

„Ich gehe jetzt, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen," sagte Lestocq. „Um Mitternacht komme ich, Euch zu holen. Haltet Euch alsdann bereit, Prinzessin Elisabeth."

„Ich werde bereit sein!" sagte Elisabeth, indem sie Lestocq entließ.

„Um Mitternacht," fuhr sie dann gedankenvoll fort. „Nun, wir haben noch zwölf Stunden bis dahin, die werden genügen, um eine passende Toilette zu ersinnen."

Und die Prinzessin begab sich in die Garderobe, und rief ihren Frauen, um eine passende Revolutionstoilette auszuwählen.

Die Nacht der Verschwörung.

Die Nacht war angekommen; allmälig erlöschten die Lichter in den Palästen und Häusern. Petersburg begann zu schlafen, oder sich mindestens doch den Anschein des Schlafes zu geben. Auch die Regentin Anna Leopoldowna hatte bereits ihren Hofstaat entlassen und sich in ihre Gemächer zurückgezogen.

Es war eine schöne, sternhelle Nacht, Anna lehnte sich an's Fenster und blickte gedankenvoll, träumerisch zum Himel empor. Allmälig füllten sich ihre Augen mit Thränen, welche langsam über ihre Wangen rollten und herniederfielen auf ihre Hände. Anna erschrack vor dem Fallen dieser heißen, glühenden Tropfen. Sie hatte es gar nicht gewußt, daß sie weinte, ihre Gedanken hatten sie ihrer Thränen vergessen gemacht!

Plötzlich schoß es wie ein heller Blitz dort drüben am Himmel empor, — ein Stern hatte sich abgelöst von seiner Bahn, und er fuhr leuchtend eine Strecke weiter, dann erlosch er.

„Das bedeutet Unglück!" sagte Anna schaudernd, und senkte ihr Haupt auf ihre Brust.

In diesem Moment klopfte es laut und ängstlich an ihre Thüre, und Prinz Ulrich, Anna's Gemahl, begehrte Einlaß.

„Anna," sagte der Prinz eintretend, „ich komme, der Ursache seines ungewöhnlichen Besuches fragte.

„Anna," sagte der Prinz eintretend, ich komme noch einmal, Dich zu warnen. Wieder ist mir auf geheimnißvollen Wegen ein Warnungsschreiben zugegangen. Ich fand es soeben auf meinem Nachttische. Sieh nur selbst, man fleht uns an, auf unserer Hut zu sein, man benachrichtet uns, daß eine fürchterliche Gefahr uns bedrohe, daß Elisabeth konspirire, und daß wir verloren seien, wenn wir nicht augenblicklich Vorkehrungen treffen!"

Anna las das ihr dargebotene Billet, und gab es dann lächelnd ihrem Gemahl zurück.

„Immer dasselbe Lied, dieselbe Unkenstimme!" sagte sie. „Graf Ostermann hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Elisabeth konspirire, und von ihm kommen ohne Zweifel diese ewigen Warnungsbriefe. Lies sie künftig nicht mehr, mein Gemahl und laß uns jetzt ruhig zu Bette gehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Kranke war bald in einer Seitenkoje der Kajute untergebracht, nach Abnahme der Felle in wollene Decken eingehüllt und, nachdem er einige Tropfen Chinin eingenommen hatte, in Schlaf versunken. Die guten, harmlosen Eskimos wurden mit einigen Gegenständen, die sie besonders gut benutzen konnten, beschenkt, und dann setzte das Schiff, unter dem fröhlichen Zuruf der armen, menschenfreundlichen Wilden, seine Heimreise fort.

Mowbray's sprichwörtliches Glück blieb ihm auch diesmal treu, und er fuhr aus der Davisstraße hinaus,

gerade als hinter ihm Eisschollen und Eisfelder zusammenrückten, um die Passage zu versperren. Die Sonne brach sieghaft durch den Nebel, als im fernen Nordwesten Kap Farewell unter dem Horizont versank und das Schiff den Lauf über das Atlantische Meer antrat. Jetzt erschien auch der Kranke, dessen Fieber mehr und mehr gesunken war, je weiter man nach Süden kam, zum ersten Male auf dem Verdeck, und er gab jedem einzelnen Matrosen mit kurzem Dankeswort die Hand.

Bis dahin hatte Mowbray es unterlassen, den Patienten nach der sonderbaren Verkettung der Umstände zu fragen, wodurch er nach dem öden Norden und dem einsamen Eskimodorfe verschlagen worden war. Für ihn war das überhaupt Nebensache; er dachte wie der Orientale, daß es sich nicht zieme, einen Gast, und noch dazu einen Unglücklichen, mit Fragen zu behelligen. Jetzt fragte er ihn auch nur, ob er sich nicht Haar und Bart von einem der Seeleute ein wenig stutzen lassen wollte, und der Fremde nahm das Anerbieten mit Vergnügen an.

Als er dann wieder erschien, machte Kapitän Mowbray, an scharfes Beobachten gewöhnt, alsbald zwei Bemerkungen. Der Fremde war ein Seemann, wie aus seiner Art zu gehen und wie er auf den Kompaß, die Segelstellung und die Windfahne blickte, hervorging, bevor er ein Wort gesprochen hatte. Und er war mindestens Steuermann, weil er sonst nicht ohne Weiteres neben dem Kapitän auf dem Achterdeck auf und ab gegangen sein würde.

Aber erst, nachdem man in der Kajüte das Mittagsessen eingenommen hatte, wurde der Rekonvaleszent bezüglich seiner Erlebnisse mittheilsamer. Er erzählte seinem Lebensretter — denn als solchen konnte sich Mowbray mit Fug und Recht betrachten —, er heiße Lornsen, sei im Norden von Schleswig zu Hause und habe sich vor nunmehr zwei Jahren auf einen Walfischfahrer der britischen Kolonie Viktoria als Steuermann anmustern lassen. Sie waren durch die Beringsstraße in das Polarmeer gesegelt; schlechter Fang und günstiges Wetter lockten sie weiter nordwärts und später ostwärts, als mit der Klugheit vereinbar war. Der Rückweg wurde ihnen durch das zugefrorene Meer versperrt; ein furchtbarer Winter kostete einem Theil der Mannschaft das Leben. Als der späte Frühling antrat, gereichte er den Eisgebundenen nicht zur Befreiung, sondern zum Verderben; in dem zersprengten Eise, dessen Schollen von einem wüthenden Schneesturm auf- und übereinandergeschoben wurden ward das Schiff zertrümmert, und mit knapper Noth rettete die Mannschaft aus der Katastrophe das nackte Leben. Der weitere Verlauf ihrer Schicksale war die gleiche Kette unabwendbaren Elends, die das Loos so vieler Nordpolfahrer gewesen ist. Man versuchte, in südlicher Richtung vordringend, wieder in bewohnte Gegenden zu gelangen. Kälte, Hunger und Entbehrungen tödteten einen nach dem andern, und von der ganzen dem Verderben geweihten Mannschaft entkam nur Lornsen, weil er von einer herumwandernden Eskimohorde gefunden wurde, als er bereits dem Tode nahe war. Bei diesen guten Leuten blieb er; das Schicksal seiner unglücklichen Gefährten war ihm eine abschreckende Warnung, weitere Versuche in der gleichen Richtung zu unternehmen. Er folgte seinen neuen Freunden auf allen ihren Kreuz- und Querfahrten, hungerte und darbte mit ihnen in Zeiten der Noth lebte in Ueberfluß, wenn bei offenem Wasser reichlich Seehunde gefangen wurden, und hatte sich schon in das scheinbar unvermeidliche Schicksal ergeben, als Eskimo unter Eskimos zu leben, bis an das Ende seiner Tage. Dieser Zeitpunkt däuchte ihm gekommen, als er auf der letzten, gegen Norden gerichteten Wanderung seiner Gefährten schwer erkrankte und bei dem Mangel jeder Pflege und ärztlichen Hilfe dem Tode unrettbar verfallen zu sein schien. Sein Glück wollte, daß in diesem verhängnißvollen Augenblick die „Polaris“ in Sicht kam.

Kapitän Mowbray war es gelungen, den schwerkranken Lornsen dem Leben wieder zu gewinnen. Der Patient hatte sich vollkommen erholt und war wieder zu Kräften gekommen, als man endlich glücklich in Liverpool anlangte. Hier nahm Lornsen unter vielen warmen Dankesbezeugungen von seinen Reisegefährten und Rettern Abschied und ließ sich auf einem nach Hamburg fahrenden Dampfer anmustern, um in seine nordische Heimath zurück zu gelangen.

Mowbray erledigte seine Geschäfte und benutzte die freie Zeit die ihm zum Antritt seiner nächsten Reise zur Verfügung stand, um zunächst einen kurzen Besuch bei seinem älteren Bruder und einen längeren bei einer ebenfalls mit Reichthümern nicht gesegneten, von ihm Tante genannten Verwandten, die in Combe Martin bei Ilfracombe wohnte, abzustatten. Ein eigenes Heim besaß er nicht, und bei seiner Tante war er um so herzlich willkommen, als er der alten Dame, die von seinem Bruder ein ihr vom Vater ausgesetztes, nicht übermäßig großes Jahrgeld bezog, einen ansehnlichen Theil seiner Gage zur Bestreitung der Haushaltungskosten überließ.

Einige Tage pflegte er auch immer bei Herrn Josiah Scudamore zuzubringen, der, um den für die Firma so werthvollen Capitän bei guter Laune zu erhalten, ihn regelmäßig, wenn er auf Urlaub in Combe Martin weilte, zu sich einlud. Damit erwies er freilich dem jungen Manne keinen Gefallen; denn auf Thirwall herrschte wenig geselliges Leben, und der Kapitän hätte

sich gründlich gelangweilt, wenn ihm nicht schöne Felspartieen am nahen Strande und die prächtigen, wenn auch arg vernachlässigten Waldungen, die sich hinter dem Herrenhause seewärts und landeinwärts erstreckten, Gelegenheit zu Ausflügen, zu Jagd und Fischfang geboten hätten. Aber immerhin fand er diese Freuden mit dem melancholischen Aufenthalt im einsamen Thirlwall zu theuer erkauft.

Als daher bald nach seiner Ankunft in Combe Martin die übliche Einladung, für einige Tage der Gast des Herrn Josiah Scudamore zu sein, eintraf, machte Mowbray ein verdrießliches Gesicht und erging sich über den Geiz und die Grämlichkeit des alten Herrn in einigen weniger schmeichelhaften, als drastischen Aeußerungen. Seine Tante aber sagte:

„Du, diesmal wirst Du Dich besser unterhalten; auf Thirlwall geht es jetzt sehr lustig zu; es ist ganz voll von jungen Damen wie ein Bienenkorb?“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Frauenstudium und echte Weiblichkeit. Um vielfach verbreiteten irrigen Ansichten wirksam begegnen zu können, hat sich der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“ in Wiesbaden an eine Autorität auf dem Gebiete des Schulwesens, Herrn Geh. Rath Dr. Wendt in Karlsruhe, mit der Bitte gewandt, ihm seine bei dem Mädchenstudium gemachten Erfahrungen mitzutheilen. Die Antwort des Geh. Rath Dr. Wendts dürfte weitere Kreise interessiren und ist geeignet, alte Vorurtheile zu zerstören. Wir entnehmen ihr folgende Sätze: „Davon, daß auch nur eine einzige der Schülerinnen, die mir in der Prüfung am Mädchengymnasium vorgeführt wurden, durch die vorangegangene gründliche Beschäftigung mit Homer, Herodot, Sophokles, Thukydides, Plato, Caesar, Livius, Cicero, Tacitus und Horaz an echter Weiblichkeit auch nur im mindesten Einbuße erlitten hätte, kann nicht die Rede sein. Alle am Mädchengymnasium unterrichtenden Lehrer, auch der gegenwärtige Direktor, der zugleich Direktor der städtischen höheren Mädchenschule ist, bekunden, daß die gesammte Haltung der Schülerinnen eine musterhafte war und daß weibliche Anmuth und Bescheidenheit bei keiner gelitten hat.“ Nachdem Dr. Wendt den ganz ungewöhnlichen Fleiß der Mädchen, der über den Durchschnitt der Leistungen der reiferen Schüler weit hinausgeht, gerühmt, fährt er fort: „Warum durch die Lektüre griechischer und lateinischer Schriftsteller echte Weiblichkeit gefährdet werden sollte, ist überhaupt nicht einzusehen; sie sind doch jedenfalls weit unschuldiger, dafür aber auch weit bildender, als etwa di moderne französische Literatur. Das aber lehren mid die bisher gesammelten Erfahrungen, daß es größten theils die allertüchtigsten und begabtesten Mädche sind, die das Bedürfniß in sich fühlen, bis zu de Quellen emporzusteigen, aus denen unsere huma nistische Bildung schon seit mehreren Jahrhunderte schöpft. Solcher Wissensdrang im weiblichen Geschlech verdient meines Erachtens die höchste Anerkennun und die kräftigste Unterstützung. Wendet man abe ein, diese Kenntnisse seien wenigstens der großen Meh zahl entbehrlich, die später einmal heirathen, so i darauf zu erwidern, daß gerade die so gebildete Frauen um so trefflichere Mütter ihren Söhnen sei werden.“

— Falsche Wimpern. Eine merkwürdig Mittheilung finden wir in der „Fronde“: Seit undenklicher Zeit weiß man, daß es falsche Haare, falsches Nackenhaar (Chignons), falsches Stirnhaar gibt, abe falsche Wimpern . . . Jawohl! Die falschen Wimpern sind durchaus keine Fabel. „La Médécine française“ meldet, daß man das Mittel gefunden hat, die Augenlider von Leuten, welchen die Natur den Wimperschmuck versagt hat, mit Wimpern zu „bepflanzen“. Die Sache ist sehr einfach. Man braucht nur mit einer feinen Nadel, die als Faden ein Haar von der Kopfhaarfarbe des Patienten aufweist, den Rand des Augenlids, zwischen der Gesichtshaut und dem fettigen Saume zu durchstechen. Dann verfährt man wie bei einer feinen Näharbeit bei feinen Stichen. Wenn das Augenlid ganz benäht ist, schneidet man mit einer feinen Scheere das Haar entzwei, so daß sich zwei Reihen von dichten Wimpern bilden. Es ist empfehlenswerth, die Wimpern oft zu „frisiren“, denn schöne Wimpern verleihen dem Auge einen besonderen Rei und machen den Blick sanft und milde.

— Ein königlicher Fingerhut. Aus Anlaf der Wiederkehr seines Hochzeitstages hat König vo Siam seiner Gemahlin ein Geschenk gemacht, welches vermöge seiner Originalität und seiner Kostbarkeit au gleiches Interesse Anspruch erheben kann. Ein Fingerhut ist es, den die augenscheinlich nadelbeflissene Königin erhalten hat, und zwar ein goldener Fingerhut, den Diamanten und andere Edelsteine in seinem vollen Umfange bedecken. In Form einer winzigen Lotosblume gehalten, trägt ein jedes der Blättchen die verschlungenen Initialen des Königspaares in Rubinen, Smaragden, Saphiren und Topasen. Es wäre interessant, zu erfahren, ob die königliche Näherin sich dieses Instrumentes bedient, um ihrem fürstlichen Gemahl die Strümpfe zu stopfen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 260. Mittwoch, den 15. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Und wenn es nun dennoch wahr wäre", rief der Prinz dringend, „wenn uns dennoch Gefahren bedrohten! Ein Wink von Dir kann sie abwenden, laß uns also vorsichtig sein! Gedenke Deines Sohnes, Anna Leopoldowna, auch sein Leben ist bedroht! Schütze es, Mutter eines Kaisers! Erlaube, daß ich, der Generalissimus Deiner Truppen, meine Maßregeln treffe. Laß mich Patrouillen aufstellen, und ein Regiment, für dessen Treue ich bürge, die Eingänge dieses Palastes bewachen!"

Anna schüttelte lächelnd das Haupt. „Nein, sagte sie eifrig, nichts von dem Allen soll geschehen! Solche Vorsichtsmaßregeln zeugen von Verdacht, und das würde diese gute Elisabeth kränken. Sie ist unschuldig, glaube es mir! Ich habe sie gestern scharf beobachtet, und sie ist rein aus dieser Prüfung hervorgegangen. Es wäre unedel, ihr jetzt noch mißtrauen zu wollen! Zudem hat sie mein fürstliches Wort, daß ich über sie immer nur sie selber hören, und keinem Andern glauben will, als ihr allein! Ich werde also morgen zu ihr fahren und ihr dieses Billet zeigen, damit sie sich rechtfertigen kann."

„Du hältst sie also für unschuldig?" fragte der Prinz seufzend.

„Ja, für ganz unschuldig. Ihre feste Haltung, ihre Betheuerungen, ihre Thränen haben mich überzeugt, daß es ungerecht wäre, diesen eitlen und gehässigen Gerüchten, welche man über sie verbreitet hat, Glauben zu schenken! Laß uns also in Ruhe und Frieden unser Lager besteigen. Von Elisabeth droht uns keine Gefahr!"

Es lag etwas Ueberzeugendes, Beruhigendes in der festen, unerschütterlichen Sicherheit Anna's, der Prinz fühlte nicht die Kraft, ihr zu widerstehen, er schämte sich seiner weibischen Furcht ihrer männlichen Ruhe gegenüber.

Seufzend verabschiedete er sich von ihr, um in seine Gemächer zurückzukehren.

An der Thür wandte er sich noch einmal um.

„Anna," sagte er feierlich, „Du hast jetzt über unser Schicksal und unsere Zukunft entschieden, und Gott gebe, daß es uns Allen zum Guten gedeihe! Sollte es aber nicht sein, sollte das Ungeheure, Entsetzliche doch über Dich hereinbrechen, dann erinnere Dich wenigstens dieser Stunde, in welcher ich Dich warnte, und sprich mich frei von aller Schuld!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, gesenkten Hauptes, schmerzlich seufzend, entfernte sich der Prinz.

Anna schaute ihm mit einem mitleidigen Lächeln nach.

„Armer Prinz," flüsterte sie leise, „er ist immer so voll Furcht und Zagen!"

Seufzend verschloß sie die Thür, durch welche ihr Gemahl sie verlassen.

„Ich will schlafen gehen," sagte sie. „Ja, schlafen! Vielleicht sendet mir der Himmel einen gütigen Traum. Aber nein, erst muß ich noch einmal zu Iwan gehen und sehen, ob er ruhig schlummert!"

Mit eiligen Schritten begab sie sich in das anstoßende Gemach, welches das Schlafzimmer des jungen Kaisers war.

Alles war still hier. Vor der Thür, welche auf den Korridor führte, hörte sie den regelmäßigen Schritt der auf- und abgehenden Schildwache. Auf den Polstern umher lagen die Wärterinnen des Kaisers, in tiefen Schlummer versenkt. Es war ein Bild der vollkommensten Ruhe.

Anna näherte sich mit leisen Schritten der Wiege ihres Sohnes. Sie beugte sich über ihn hin, und betrachtete ihn mit innigen, zärtlichen Mutterblicken, und sein stiller friedlicher Schlummer schien ihr Herz mit süßer Beruhigung zu erfüllen.

„Schlafe mein süßes Kind, mein schöner kleiner Kaiser!" flüsterte sie leise. „Schlafe, und mögest Du im Traume mit Engeln spielen, die so schön sind, wie Du selber!"

Sich über die Wiege neigend, hauchte sie einen leisen Kuß auf die Rosenlippen ihres Kindes, dann schwebte sie leise und geräuschlos durch das Gemach dahin, und kehrte in ihr eigenes Schlafzimmer zurück.

„Und jetzt," sagte sie, hoch aufathmend, „jetzt will ich auch schlafen und träumen!"

Mit einem glücklichen Lächeln ließ sie sich auf ihr Lager niedergleiten und entschlummerte.

In diesem Augenblick schlug die Uhr in dem anstoßenden Gemach die zwölfte Stunde.

Langsam und feierlich tönte das Geräusch der schlagenden Glocke, welche die Mitternachtsstunde verkündete!

Um diese selbe Stunde begann es lebendig zu werden in dem Palaste der Prinzessin Elisabeth. Man sah Lichter an den Fenstern erscheinen und verschwinden, man sah in den Gemächern eilige Schatten kommen und gehen, Alles verkündete dort in dieser ungewöhnlichen Stunde ein eigenthümliches Regen und Treiben, und gewiß war es ein bedeutsames, ein unerhörtes Glück für Elisabeth, daß Anna ihrem Gemahl verboten hatte, Patrouillen durch die Straßen zu schicken! Eine einzige Patrouille, welche jetzt an diesem Palaste vorüberkam, hätte die ganze Verschwörung vereiteln können!

Aber die Straßen waren ruhig, nirgends ließ sich eine Patrouille oder Wache sehen.

Jetzt vernahm man das leise Rauschen und Pfeifen eines Schlittens auf dem knisternden Schnee, — es kam näher und näher, und nun pochte es an das Hofthor des Palastes. Die Schildwache öffnete, und zwei Schlitten fuhren in den Hof ein.

Der erste, mit reichen Decken behangen und prächtig ausgeschmückt, war leer. Aus dem zweiten aber sah man Lestocq herausspringen und sich eiligst in das Innere des Palastes begeben.

Elisabeth, prachtvoll gekleidet, funkelnd von Brillanten, befand sich in ihrem kleinen Empfangssaal. Niemand war bei ihr, als Alexis Razumovsky. Sie sprachen Beide nicht, und man sah es ihren Gesichtern an, daß sie in einer unheimlichen, angstvollen Spannung sich befanden.

Elisabeth war bleich, und um ihren Mund zeigte sich ein ängstliches, konvulsivisches Zucken, ihre Gestalt bebte fieberhaft und sie mußte sich auf Razumovsky's Arm lehnen, um nicht umzusinken.

„Hast Du das Hofthor sich öffnen gehört?" hauchte sie leise. „Lestocq ist noch nicht hier und es ist Mitternacht vorüber. Gewiß, er ist gefangen, Alles ist entdeckt, und wir sind verloren! Ich habe eine fürchterliche Angst, Alexis, es ist mir, als fühlte ich das Schwert schon an meinem Halse O mein Gott, hörst Du nicht Schritte im Korridor? Sie kommen näher und näher. Das sind meine Verfolger. Sie kommen mich zu holen, mich auf das Blutgerüst zu führen! Rette mich, rette mich!"

Plötzlich ward die Thür hastig geöffnet, und auf der Schwelle erschien Lestocq, begleitet von Woronzow.

„Prinzessin Elisabeth!" rief Lestocq feierlich, „ich komme Euch abzuholen. Der Thron ist bereit und wartet seiner Kaiserin!"

„Auf, Prinzessin Elisabeth," sagte Alexis, ermannt Euch, Kaiserin, gebt uns ein Beispiel des Muthes und der Entschlossenheit."

Prinzessin Elisabeth hob langsam ihr bleiches Angesicht empor, und mit scheuen Blicken umhersehend, sagte sie matt: „Ich leide, ich leide fürchterlich! Diese Angst wird mich tödten! Mein Gott, Ihr seid so grausam, Ihr quält und plagt mich! Warum muß ich denn eine Kaiserin sein!"

„Um keine Nonne zu werden!" rief Lestocq lakonisch.

„Um die größte, die erhabenste Frau der Welt zu werden!" sagte Woronzow.

„Ja," sagte Elisabeth, „ich will Kaiserin werden! Kommt, laßt uns gehen! Aber wo ist Grünstein?"

„Er wartet mit seinen Vertrauten vor der Kaserne seines Regiments. Dorthin begeben wir uns zuerst.

„So laß uns gehen," sagte Elisabeth, vorwärts schreitend und schweigend ließ sich Elisabeth in ihren Schlitten heben, während Lestocq und Woronzow den zweiten Schlitten bestiegen.

„Vorwärts!" donnerte Lestocq's machtvolle Stimme, und durch die Nacht und die öden Straßen dahin brauste der Zug.

Petersburg schlief. Niemand hinter diesen dunklen Fenstern, in diesen schweigenden Palästen, Niemand ahnte es, daß soeben dort unten eine neue Kaiserin vorüberfuhr, eine Kaiserin, welche bis jetzt nur zwei Unterthanen in ihrem Gefolge hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„So?" murrte Mowbray übelgelaunt. „Ich wußte nicht, daß in einem Bienenkorbe junge Damen leben."

„Unsinn, Dick! Ich meinte, voll von Mädchen, wie ein Bienenkorb voll Bienen. Aber Du hast immer eine boshafte Freude daran, meine Worte zu verdrehen."

„Na, also, Tantchen, ein paar tausend junge Damen sind auf Thirlwall? Wo finden denn die alle Platz?"

Drei sind es, Herr Naseweis, und dazu eine ältere, die auch noch schön genug ist, um verständigen Männern den Kopf zu verdrehen."

„Ja, was fällt denn dem alten Sünder ein? Ist

r Türke geworden und hat sich einen Harem angeschafft?"

„Die drei jungen Damen sind seine Enkelinnen. Das Gewissen hat ihm geschlagen und er hat sie zu sich genommen."

„Zeit war's!" brummte Mowbray.

„Sie haben früher kümmerlich genug gelebt, wie es in Deutschland nicht anders ist —" Mowbray sah sich lächelnd in der armseligen Stube der stolzen Britin um, sagte aber nichts — „und wunderlich genug wird es ihnen vorkommen, sich jetzt so in das warme Nest hinein gesetzt zu sehen. Man sagt, alle drei wären wunderhübsche Mädchen — ich glaube es nicht recht — denn zwei sind Kinder einer deutschen Mutter — die Dritte aber ist eine richtige Engländerin — die wird schön sein, und die wird auch hoffentlich einmal das Ganze erben."

„Da wird wohl bald die Jagd auf die Erbinnen anfangen!"

„Ist schon losgegangen, mein Junge; man hat jetzt in Thirlwall viel Verkehr mit den benachbarten Adelssitzen."

Die Mittheilungen der schwatzhaften alten Dame erweckten bei Mowbray nur ein oberflächliches Interesse; ohne ein Weiberfeind zu sein, hegte er doch eine große Gleichgiltigkeit gegen das schöne Geschlecht, und er legte kein besonderes Gewicht darauf, daß die Anwesenheit von vier Damen das Leben in Thirlwall unterhaltender gestaltete. Ein Glücksjäger war er nicht und wollte er nicht sein, und der englischen Spezialität des Flirtens hatte er nie großen Geschmack abgewinnen können.

In dieser gleichgiltigen Stimmung schickte er sich an, der Einladung Folge zu leisten. Er engagirte sich einen stämmigen Burschen, um das unvermeidliche Reiseköfferchen mit dem ebenso unvermeidlichen Gesellschaftsanzug und der reinen Wäsche nach Thirlwall zu tragen; dann miethete er sich in der Frühe des Tages, auf den die Einladung lautete, ein kleines Segelboot, um nach der ¾ Meilen entfernten Stelle zu segeln, wo ein vom Schlosse ausgehender Fahrweg den Strand traf und wo noch von alten Zeiten her ein kleiner, sicherer Bootshafen und eine Landungsbrücke vorhanden waren. Ein frischer Nordwest bei klarem, für die vorgerückte Jahreszeit noch merkwürdig tiefblauem Himmel war der Segelfahrt günstig. Das gut gebaute Boot durchschnitt mit scharfem Bug rauschend, und schäumend die ziemlich scharf bewegten Wellen, und rasch, für Mowbray viel zu rasch, war die kleine Strecke zurückgelegt.

Es war eben 10 Uhr Vormittags, als er die Landungsbrücke erreichte und mit dem Bedauern, daß dieser seines Bedünkens schönste Theil des Tages schon zu Ende war, ausstieg. Das Boot wurde festgemacht und der kleine Bursche mit dem Köfferchen auf dem breiten Fahrwege vorangeschickt, während Mowbray selbst noch einen kleinen Umweg zu machen gedachte, um ein altes Lieblingsplätzchen aufzusuchen.

Das Meer bildete hier nämlich eine kleine Bucht, deren mit Wald und Buschwerk bedecktes östliches Vorgebirge sich in allmählichem Aufstieg zu einer kahlen Kuppe erhob, von der aus man landeinwärts eine prächtige Aussicht auf Thirlwall und den dahinter ilegenden Exmoorer Forst hatte, während sich im Norden ein wunderbar schöner Blick auf die ganze Ausdehnung des Bristoler Kanals bot. Vom Schlosse gelangte man auf einem bequemen Pfade dorthin, vom Strande aus mußte man sich durch Buschwerk über lockeres Gestein und Gerölle hinaufarbeiten, was allerdings für einen klettergewandten Mann keinerlei Schwierigkeiten hatte. Mowbray hatte dies wiederholt gethan, und an diesem Morgen schimmerte die Kuppe im hellen Sonnenschein so verlockend, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, es auch heute zu thun.

Nach halbstündigem Klettern durch dichtes Unterholz und Buchenwaldung, die schon ihr buntes herbstliches Gewand angelegt hatte, erreichte Mowbray den Gipfel an einer Stelle, wo der letzte steile Anstieg, wie ihm von früher her bekannt wàr, am bequemsten war. Hier kam er an den Fußweg, der von Thirlwall nach jener Kuppe führte, und, diesem folgend, auf den höchsten Theil des Bergvorsprungs. Gemächlich legte Mowbray diesen am wenigsten anstrengenden Theil seines Weges zurück und schickt sich eben an, das herrliche Panorama des Bristol-Kanals, das sich vor ihm ausbreitete, zu bewundern, als ein unerwarteter Anblick seine Aufmerksamkeit ablenkte.

Etwa 20 Schritte unterhalb seines Standpunktes war der Abfall des Höhenzuges nach dem Meere noch einmal durch eine kleine, terrassenförmige Fläche unterbrochen, die von röthlich schimmerndem Haidekraut bedeckt war. Auch dort hatte Mowbray früher schon mitunter gelegen und; nach seinem geliebten Meere hinunterblickend, den im blühenden Haidekraut summenden Bienen gelauscht. Früher hatte außer ihm Niemand Augen für die Schönheit des Platzes gehabt, jetzt aber mußte das anders geworden sein; denn dort saß, ohne bisher seine Anwesenheit bemerkt zu haben, eine jungen Dame in der Haide, ihm den Rücken, dem Meere ihr Antlitz zukehrend. Aber sie bewunderte nicht die Aussicht —, sie las So weit Mowbray die Fremde nach der Rückenansicht beurtheilen konnte, war sie schlank und ebenmäßig gewachsen; unter dem breitrandigen Strohhut quoll eine üppige Fülle blonden Haares hervor.

Mowbray hemmte seine Schritte und hielt den Athem an, weil er den idyllischen Frieden des bezaubernd schönen Bildes nicht stören wollte und weil er fürchtete, wenn das Mädchen sich umwendete, vielleicht ein Gesicht zu erblicken, das seine Illusion zunichte machen würde. Ein köstlicheres Idyll ließ sich nicht denken. Das herbstliche Sonnenlicht fiel warm auf das lichte herbstliche Gewand und goldige Haar der reizvollen Erscheinung, der Wind raschelte in den gelben, rothen und braunen Blättern des Waldes, und von unten her tönte das einförmige Rauschen der an das Gestade schlagenden Brandung herauf.

„Das ist sicherlich eine von den Enkelinnen des Herrn Scudamore," dachte Mowbray. „Und wenn sie schön ist, so kann sie nur die Tochter seiner Tochter sein —, wie heißt sie doch? Richtig, Edith Frere!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die moderne Türkin. Wir lesen in der „Magd. Ztg.": Wir aus der Märchenstadt am Goldenen Horn berichtet wird, hat der Sommer nun auch dort seinen Abschied genommen und der unangenehme Herbstregen sich eingestellt. Die Besucher haben Konstantinopel verlassen und nur noch selten sieht man einen geschlossenen Wagen, durch dessen trübe Scheiben schöne Frauenaugen gelangweilt blicken, die einsam gewordenen Straßen entlang rollen. Die Besitzerin manches dieser Augenpaare mag in Gedanken sich mit der letztverflossenen „Saison" beschäftigen, während der sie sich fast täglich in eleganter Toilette bald hier, bald dort in der Oeffentlichkeit sehen lassen durfte. Dieses „Sichzeigen," das selbst ihren abendländischen Schwestern, obwohl sie von jeher daran gewöhnt sind, immer wieder das größte Vergnügen bereitet, hat für die Türkin um so mehr Reiz, als es für sie noch etwas ziemlich neues ist. Erst seit zwei Jahren beginnt die typische Orientalin, die man sich nie anders als hinter Mauern und vergitterten Fenstern schmachtend denken konnte, nach und nach zu verschwinden. Was früher etwas unerhörtes gewesen wäre, ist jetzt ein alltägliches Vorkommniß. Türkische Damen sah man bis vor kurzem, ehe der Regen einsetzte, Tag für Tag in offenen Equipagen durch die Straßen fahren und in den belebtesten Theilen der Stadt wie in der zauberhaft schönen Umgegend spaziren gehen. Allerdings die Frauen stets an der Seite ihrer Gatten und die jungen Mädchen in Begleitung ihrer Väter und Brüder. Das Straßenkostüm der Damen von Konstantinopel ist auch keineswegs mehr die abscheuliche, schlecht sitzende Umhüllung sondern ein höchst kleidsamer moderner Mantel oder eine Toilette, die nicht bemerkenswerth von den neuesten Pariser Chic abweicht. Was besonders den Schnitt anbelangt, so geben die Haremsdamen den smarten Modeschönen in der Seinestadt durchaus nicht nach. Auch sie erscheinen in spitzenbesetzten seidenen Futteralen, jenen sich eng an die Formen anschmiegenden Gewändern, die eine tadellose Figur zur besten Geltung kommen lassen. Die Röcke werden ähnlich wie man es hier schon fast bis zum Ueberdruß sehen muß, hinten mit einer Doppelreihe von Knöpfen geschlossen. Diese Knöpfe sind meist aus echtem Gold oder Silber und reich mit Perlen, Diamanten und anderen kostbaren Steinen besetzt. Statt des dicht verhüllenden Schleiers trägt die moderne Türkin eine lose über Schultern und Kopf geworfene Spitzenpelerina nach Art der spanischen Mantilla. Aus dieser duftigen, graziös drapirten Umrahmung drängen sich hier und da ein paar widerspenstige Löckchen hervor und zwei zierliche große Ohrmuscheln, in denen große Brillanten funkeln, bleiben ebenfalls sichtbar. Die Spitzen der Mantilla sind gewöhnlich auch leicht über den üppigen Mund gebreitet, die wundervollen grauen oder schwarzen Augen aber blicken unverhüllt und oft recht herausfordernd in die Welt. Sehr beliebt scheint bei den Türkinnen die grüne Farbe zu sein, die man in allen Nuancen vertreten sieht. Zu einer Robe von leuchtend smaragdfarbenem Sammet wählt die Konstantinopeler Modedame blaßgrünes Seidenfutter, den Rock zieren silberne Knöpfe, von denen jeder einen mit Brillanten umgebenen Smaragd aufweist. Grüne Lederschuhe, gleichfarbige Handschuhe, eine weiße Spitzenmantilla und ein Sonnenschirm von zartgrünem Chiffon mit edelsteinbesetztem silbernem Griff vervollständigen eine Toilette wie man sie in der letzten Saison zu bewundern häufig Gelegenheit hatte.

— Poesie des Vaterhauses. Lehrer: „Oft wird auch das Adjektiv dem Hauptwort nachgestellt, besonders in der dichterischen Sprache. Wer weiß ein Beispiel?" — Der Sternwirthssohn: „Lausbub verdammter!"

Literarisches.

Die neueste uns zugegangene Nummer der Berliner Wochenschrift **„Münchhausen"** bringt wieder eine Anzahl flotter Zeichnungen unserer ersten Künstler, Ernst Heilemann, Schmidt-Helmbrechts, J. B. Engl, William Wauer u. a. Der treffliche Inhalt ist frisch und geistvoll, moderne Lyrik, allerlei Heiteres, Humor und Satire wechseln mit einander ab. Auch den Tagesereignissen ist ein Raum gegönnt, und besonders die Verwerthung des Burenkrieges vom Standpunkte des Satirikers dürfte allgemeines Interesse erregen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 261. Donnerstag, den 16. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jetzt hatten sie die Kaserne des Preobrajensky'schen Regiments erreicht. Dort halten sie an. In dem geöffneten Thore steht Grünstein mit seinen dreißig angeworbenen Soldaten.

Stumm nähern sie sich dem Schlitten der Prinzessin, und werfen sich zur Erde vor ihr.

Heil unserer Kaiserin, flüstert Grünstein leise, und leise sprechen die Soldaten es nach.

„Laßt uns in die Kaserne gehen, ruft die Soldaten, weckt die Offiziere, ich selber will zu ihnen reden!" sagte Elisabeth, sich leicht aus dem Schlitten schwingend. Gegenüber der nun nicht mehr zu vermeidenden Gefahr hatte ihr Herz sich plötzlich gestählt, war ihres Vaters Geist in ihr erwacht!

Entschlossenen Schrittes trat sie in die Kaserne ein; dort hatten die Verschwornen bereits Lärm erhoben, aus allen Korridoren stürzten die Soldaten herbei, verwundert und lächelnd dieses herrliche, schöne Weib anstarrend, das strahlend im Glanze der Schönheit und der funkelnden Juwelen in ihrer Mitte stand.

Soldaten, rief Elisabeth jetzt laut und kräftig, ich komme, Euch um Euren Beistand anzuflehen, damit mir Gerechtigkeit werde im Reich meiner Väter! Die Tochter Zar Peters des Großen bin ich, mir also gebührt dieser russische Thron, und ich will haben, was mein ist! Ich will es nicht länger dulden, daß eine ausländische, deutsche Prinzessin Euch befehlen und Gesetze geben will, Euch, meinen geliebten Brüdern und Landsleuten. Folgt mir also, und laßt uns diese fremden Eindringlinge verjagen, welche mir, Euer rechtmäßigen Kaiserin, den Thron geraubt haben!

„Heil Elisabeth, unserer Kaiserin" riefen die Verschworenen, sich zur Erde werfend.

Betäubt, überwältigt und überrascht, wagten die Uebrigen nicht, sich zu widersetzen. Sie stürzten nieder auf ihre Kniee und leisteten der neuen Kaiserin den Eid der Treue!

Jetzt war Elisabeth schon Kaiserin über dreihundert Soldaten!

Auf jetzt, meine Freunde, rief sie mit fester Stimme, auf zum Schlosse der Zaren, in welchem diese Empörer wohnen, und Euch die Schmach anthun, ein Wickelkind Euren Kaiser zu nennen! Kommt, daß wir sie für solche Beleidigungen strafen, und sie von ihrer angemaßten Höhe herabstürzen!

„Wir folgen unserer Kaiserin in Noth und Tod!" schrieen die Soldaten.

Man machte sich also wieder auf den Weg, man durcheilte weiter und weiter diese schweigenden Straßen, und endlich war er erreicht, der kaiserliche Palast, in welchem Kaiser Iwan mit seinen Eltern wohnte.

Elisabeth mit ihren Vertrauten war in vier Schlitten den Uebrigen vorausgeeilt. Mit beherztem Muthe näherten sie sich dem Hauptportal des Schlosses.

Die Wache trat in's Gewehr, und der Tambour hob schon die Klöpfel, Alarm zu schlagen.

Ein einziger Faustschlag Lestocqs durchschlug das Fell der Trommel.

Erschrocken taumelte der Tambour zurück, und an ihm vorüber geht die Schaar der Verschworenen, Elisabeth an ihrer Spitze.

Niemand wagt es, sich ihnen zu widersetzen; schweigend stürzen die Soldaten zur Erde, vor Der sich zu beugen, welche sich ihnen ankündigt als ihre Herrin und Kaiserin!

So nahen sie sich, überall Unterwerfung, überall Gehorsam findend, dem Flügel des Palastes, in welchem der Kaiser Iwan mit seiner Mutter, der Regentin, wohnt. Hier ist ein Offizier als Wache aufgestellt. Er allein wagt es, diesen Eindringlingen zu trotzen. Mit entblößtem Schwert tritt er ihnen entgegen, und schwört den zu durchbohren, welcher es wagt, diesen Korridor zu betreten!

Unglücklicher, was wagst Du! sagt Lestocq entschlossen hervortretend. Du bist ein Hochverräther! Falle nieder und flehe Deine Kaiserin Elisabeth um Gnade an!

Entsetzt taumelte der Offizier zurück. Eine Kaiserin war es, die vor ihm stand, und er hatte es gewagt, dieser Kaiserin zu trotzen!

Um Vergebung und Gnade flehend, ließ er sein Schwert sinken, und stürzte zur Erde nieder.

Ungehindert, von Niemand mehr aufgehalten, durchschritt jetzt Elisabeth mit ihrem Gefolge den Korridor, welcher zu den Gemächern der Regentin führte. An jeder Thür stellte man Wachen aus, mit dem strengen Befehl, diejenigen zu ermorden, welche es wagen sollten, ihnen zu trotzen.

So war man bis zu dem Vorzimmer gelangt, welches zu dem Schlafgemach der Regentin führte.

Elisabeth hatte nicht den Muth weiter zu gehen. Zaudernd stand sie still. Eine tiefe, schamvolle Reue überkam sie, als sie des edlen Vertrauens gedachte, das ihr Anna bewiesen, und das sie mit so schwarzem Verrath zu vergelten im Begriff stand.

Lestocq, dessen scharfer beobachtender Blick sie niemals verließ, errieth ihre Gedanken und ihre Unentschlossenheit. Leise flüsterte er Grünstein einige Worte ins Ohr, und von dreißig Grenadieren gefolgt, näherte sich dieser der Thür von Anna's Schlafzimmer.

Ein einziger Ruck, und diese Thür ist geöffnet, und mit wildem Geschrei stürzen die Soldaten zu dem Lager hin, auf welchem Anna Leopoldowna ruht.

Mit einem Angstschrei fliegt Anna aus ihrem Schlummer empor, und sieht sich schaudernd umringt von diesen hohnlachenden Kriegern, welche ihr mit rauher Stimme gebieten, sich zu erheben und ihnen zu folgen! Kaum läßt man ihr die Zeit, sich in ihre Gewänder einzuhüllen und ihre kleinen, zitternden Füße mit Schuhen zu versehen.

Aber Anna ist ganz ruhig, ganz gefaßt geworden. Sie weiß, daß sie verloren ist, und zu stolz, sich zu beklagen, oder zu weinen, findet sie den Muth in sich, ruhig zu sein.

„Ich bitte nur um die einzige Gnade, Elisabeth sprechen zu dürfen!" sagte sie laut. „Ich werde Alles thun, was Ihr befehlt, ich werde Euch folgen, wohin Ihr wollt, nur laßt sie mich vorher sehen, Eure Kaiserin Elisabeth!"

Elisabeth, dicht an die Thür gelehnt, hatte diese Worte vernommen, — einem unwillkürlichen Zuge ihres Herzens nachgebend, stieß sie die Thür auf, und erschien auf der Schwelle von Anna's Gemach.

Anna gewahrte sie, und ein mattes Lächeln flog über ihre Züge.

„Ach, so kommt Ihr zu mir, Elisabeth? sagte sie vorwurfsvoll, indem sie die Prinzessin mit großen, stolzen Blicken ansah.

Elisabeth konnte diesen Blick nicht ertragen, sie senkte das Auge zu Boden, und wieder lächelte Anna Leopoldowna. Sie war besiegt, aber vor ihr beschämt und erröthend, stand die in diesem Moment von ihr besiegte Siegerin! Aber jetzt erinnerte sich Anna ihres Sohnes, und die Hände faltend, sagte sie mit flehendem Ton: „Elisabeth, tödte meinen Sohn nicht! Habe Erbarmen mit ihm!"

Schaudernd wandte Elisabeth sich ab, sie fühlte ihr Herz zerrissen, sie hatte nicht die Kraft zu einer Antwort.

Lestocq winkte den Soldaten, und befahl ihnen, die Verrätherin Anna Leopoldowna wegzuführen.

Dreißig Krieger bemächtigten sich der Regentin, welche ruhig und stolz sich ihnen darstellte, und willenlos sich von ihnen führen ließ.

Auf dem Korridore begegnete ihnen ein anderer Trupp Soldaten. Sie führten in ihrer Mitte den Gemahl der Regentin, den Prinzen Ulrich von Braunschweig, und Anna's Liebling, Julie von Mengden.

„Anna!" rief der Prinz schmerzvoll. „O wärst Du meiner Warnung gefolgt! Warum that ich nicht, trotz Deines Befehls, was ich thun mußte! Ich allein bin Schuld an diesem Unglück!"

„Niemand trägt die Schuld, als ich allein!" sagte Anna ruhig. „Verzeihe mir, mein Gemahl, verzeihe mir, Julie!"

So gelangten sie hinunter zu den bereitstehenden Schlitten. Man hob den Prinzen in den einen derselben, und die Regentin mit Julie in den andern.

„Ach, sagte Julie, ihren Arm um Anna's Nacken legend, wir werden mindestens zusammen leiden!"

Anna lehnte ihr Haupt an der Freundin Schulter.

Julie zerfloß in Thränen, und sich an die Freundin anklammernd, schluchzte sie: Nein, sie werden es nicht wagen, Dich zu tödten!

„Dann werden sie mich in ein lebenslängliches Gefängniß schleppen," sagte Anna ruhig.

„Nein, nein! Dein Haupt ist geheiligt, und Deine Freiheit! Sie dürfen beide nicht antasten!"

„Nichts ist geheiligt in Rußland!" sagte Anna lakonisch.

Die Schlitten hielten vor dem Palais der Prinzessin Elisabeth. — Kaum zwei Stunden waren vergangen, seit Elisabeth in eben diesem Schlitten als eine arme, zitternde Prinzessin dies Palais verlassen hatte, und jetzt sandte sie als gebietende Kaiserin denselben zurück mit der entthronten Regentin.

Diese zog als Gefangene ein in den Palast der Prinzessin, während Elisabeth als Kaiserin Besitz nahm von dem Palaste der Zaren!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die junge Dame war anscheinend ganz in ihre Lektüre vertieft, und auch in Bezug auf das Buch machte sich Mowbray das Vergnügen des Rathens. „Es wird Tennyson sein," meinte er. „Was kann man angesichts dieser Landschaft anders lesen?"

Jetzt schloß die Unbekannte das Buch, ließ es in ihren Schooß fallen und blickte auf das Meer hinaus. Und nun ward Mowbray von einer unbezwinglichen Neugier befallen, zu wissen, ob ihre Augen träumerisch und sinnend oder leuchtend und fröhlich hinausschauten. Er ging den Abstieg hinab auf sie zu und gab sich keine Mühe, den Schall seiner Tritte zu dämpfen.

Die junge Dame beachtete anfangs seine Annäherung nicht, da sie wohl glauben mochte, es sei ein Bekannter aus dem Schlosse. Erst als er dicht bei ihr war, drehte sie den Kopf nach ihm um, und da sie einen Fremden gewahrte, stand sie rasch auf und erwiderte Mowbrays ehrerbietigen Gruß mit freundlichem Neigen des Kopfes und ohne eine Spur von Befangenheit. Sie mußte wohl eine Engländerin sein.

Natürlich! Denn sie war schön wie der Tag und bezaubernd wie das Meer, und wenn sie nicht eine Engländerin gewesen wäre, Herr Richard Mowbray hätte sich *nicht* sofort beim ersten Blick in einen solchen Abgrund von Verliebtheit stürzen können, wie es zu seinem Erstaunen geschah. Er fühlte es, von diesem Augenblick an, seit der ersten Begegnung mit diesem liebreizenden Geschöpf war sein Schicksal für alle Zeiten entschieden.

Die junge Dame bot ihm ohne Ziererei die Hand und sagte freundlich: „Sie sind sicherlich Herr Capitän Mowbray? Ich habe Sie schon lange gesehen, wie Sie von Combe Martin herüber gesegelt sind."

„Ja, ich habe aber erst meinen Lieblingsplatz aufgesucht, ehe ich nach Thirwall ging; es giebt keinen schöneren Platz auf Erden als diesen Punkt."

„Nicht wahr?" stimmte das Mädchen mit leuchtenden Augen zu. „Es ist unbeschreiblich herrlich hier! Und wenn gutes Wetter ist, wandere ich immer hierher."

Kein Zweifel — sie war eine Engländerin! Woher sonst diese Vorliebe für die echt englische Landschaft mit ihrem unvergleichlichen Meeres-Hintergrunde?

„Ich möchte Ihre Andacht nicht unterbrechen," sagte Mowbray lächelnd. Jedes Wort seiner neuen Bekanntschaft schlug ihn in unlösbare Fesseln. „Wollen Sie nicht noch etwas sitzen bleiben?"

„Wenn Sie nicht zu hungrig sind und sich nach dem Luncheon sehnen, das man bald serviren muß. Oder . . ." und wenn es möglich war, sah sie noch liebreizender aus, indem sich jetzt das Roth auf ihren Wangen ein wenig vertiefte und gleichzeitig zwei Grübchen darin erschienen — „oder wollen Sie einen kleinen Imbiß mit mir theilen, den ich mit herausgenommen habe? Auf einen Seemannsappetit ist er allerdings nicht berechnet."

Mowbray lachte und warf sich neben dem Mädchen in das Haidekraut. „Ich nehme Ihre Gastfreundschaft an, wenn ich Sie nicht zu sehr beraube," sagte er fröhlich.

Sie brachte aus einer Umhüllung weißen Papiers einige Sandwichs und zwei Orangen zum Vorschein. „Natürlich giebt es keine Cotelettes und Eier," bemerkte sie. „Wenn Sie darauf rechnen, so müssen Sie schon nach Thirlwall marschiren."

Was er dachte, sagte Mowbray wohlweislich nicht; trockene Brotkrusten aus diesen Händen hätte er der leckersten Mahlzeit vorgezogen.

Sie theilte unter scherzhaften Reden ihren kleinen Vorrath aus. „So —" sagte sie, „hier ist Brot mit Fleisch und Zunge, für jeden eins — mit Lachs ist nur eins da — mehr hat Jones mir nicht mitgegeben. Das müssen wir theilen — den esse ich zu gern, und Sie können daher nicht erwarten, daß ich es Ihnen ganz gebe."

„Aber ich bitte," wollte er einwenden."

„Nein, nein — wenn ich ihn allein äße, würde ich Gewissensbisse bekommen. Sie haben doch ein Messer — theilen Sie.

Das alles waren keine außergewöhnlichen oder sonderlich geistreichen Reden, aber Mowbray fand sie entzückend, ebenso wie die kurzen Bemerkungen, die sie während ihrer idyllischen Mahlzeit austauschten. Als diese beendet war, mußte Mowbray einen kleinen Becher, den die Fremde bei sich hatte, nehmen und aus einem nahen Quell, den er ebenfalls von früher her kannte, Wasser holen, das als Ersatz für den guten Rheinwein dienen mußte, den man um diese Zeit auf Thirlwall trank.

„Darf ich mir einmal das Buch ansehen, in das Sie vertieft waren, als ich Ihrer ansichtig wurde, Miß Frere?" fragte Mowbray, als das Mahl mit seinem Trunk sein Ende gefunden hatte.

„Gewiß, sehr gern!" Sie reichte ihm den dünnen Band hin.

Es waren allerdings Verse, aber nicht von Tennyson; sie waren nicht einmal englisch; was Mowbray in der Hand hielt, war die Vossische Uebersetzung von Odyssee. Erstaunt blickte er Miß Frere an.

„Wundert Sie das?" fragte sie. „Ist nicht die Odyssee das passendste Buch, das man angesichts des Meeres lesen kann? Ich wenigstens kenne kein anderes

aus dem mir der kräftige Seegeruch so herzerfrischend entgegenströmte wie aus diesem."

„Gewiß nicht," stimmte Mowbray zu. „Darüber wundere ich mich auch nicht."

„Oder haben Sie mir nicht eine so große Vertrautheit mit der deutschen Sprache zugetraut?"

„O nicht doch, Miß Frere," entgegnete Mowbray. „Ich traue Ihnen das und noch viel mehr zu. Mein Erstaunen hatte eigentlich einen sehr einfältigen Grund. Ich hätte meinen Kopf darauf verwetten mögen, daß Sie Tennyson läsen!"

„Welche Idee! Tennyson!"

„Nun, warum nicht Tennyson?"

„Offen gestanden, der langweilt mich! Wie konnten Sie nur auf Tennyson verfallen?"

„Wie man so etwas errâth — ohne besonderen Grund."

„Sie sind im Rathen nicht so glücklich wie ich, Herr Mowbray," sagte die Unbekannte, und die Grübchen in ihren Wangen vertieften sich. „Ich habe gleich errathen, wer Sie sind; Sie dagegen haben sich zweimal geirrt —, in dem Buche und in mir. Warum reden Sie mich immer Miß Frere an?"

Das zu erklären wäre nun sehr schwer gewesen, ohne die junge Dame, wenn sie nicht Miß Frere war, zu verletzen. Mowbray antwortete also ausweichend:

„Ich glaubte, Sie wären eine der Enkelinnen des Herrn Scudamore, von denen man mir sagte, sie wären jetzt in Thirwall."

„Das bin ich auch, aber nicht Miß Frere."

„So sind Sie Miß Scudamore?"

„Nach englischer Art sich auszudrücken auch nicht. Miß Scudamore ist meine ältere Schwester Ellen; mich würden Sie nur Miß Fanny nennen können."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Traurige Kulturperspektiven eröffnet die von der bekannten Firma Breitkopf & Härtel in ihren „Mittheilungen" sehr sorgfältig zusammengestellte Dramen- und Opernstatistik der deutschen Bühnenspielpläne. Oder wer thäte nicht den Blick in einen geradezu fürchterlichen Abgrund unseres Theater-Haushaltes, wenn er da lesen muß, daß Goethe mit einem einzigen Werke (Faust I), Schiller immerhin nur mit fünfen seiner Dramen (Jungfrau, Maria Stuart, Wallensteins Lager, Räuber und Tell) die Aufführungsziffer 100 eben überschreitet, während „Im weißen Rößl" die erstaunliche Anzahl von 1045, Philippis „Erbe" 443 und eine Eschstruthiade wie „Hofgunst" 439 Vorstellungen erreicht hat! — Oder
ein ander Bild, bei welchem dem Leser die Ha
Berg stehen können. In der „Bresl. Morgenztg.
wir nämlich: „Um die ausgeschriebene Stelle
Stadtkapellmeisters für Ratibor hab
140 Kapellmeister beworben. Von den Bewerber
etwa fünfzig akademisch bezw. konservatorisch
bildet." — Ein rechter Trost ist es wirklich ang
solcher Dinge, wenn man zu gleicher Zeit von
weißen Raben unter den deutschen Theaterleiter
darf, als welcher der Gleiwitzer Direktor Julius
linger ganz ohne Zweifel sein muß. Zu Anfang
Spielzeit soll er nämlich zu seinen Bühnen-Mitgl
gesagt haben: „Ich kann sehr schlechte Gesch
vertragen, aber niemals eine schlechte Komöd
Hoffentlich nur hält er das auch.

— Phantasien über das Pferd.
es in dem Schädel eines 9jährigen Burschen au
oder doch aussehen kann, dafür lieferte Fritzchen
ein wahrhaft erschütterndes Beispiel. Er hatte i
Schule die Aufgabe erhalten, einen Aufsatz übe
Pferd zu verfassen, und entledigte sich des Auft
in folgenden Stilblüthen: „Das Pferd ist ein
es hat vier Beine, an jedem Eck eins. Hinten h
auch eins, das ist aber keines, das ist ein Schwan
sitzen Haare dran, daran kann man ziehen, dann s
das Pferd. Vorne hat das Pferd den Kopf zum
klappen. Oben auf dem Kopf sitzen die Ohren.
hört das Pferd mit. Wenn man das Pferd t
dann legt es die Ohren an den Kopf, dann lau
weg. Hinter den Ohren hat das Pferd die Mähne
sind Haare. Das Pferd ist unten von Eisen.
das Karussel kommt, dann sind sie von Holz.
kostet es 5 Pf., das thun wir gern. Wenn der
es nicht sieht, dann kostet es nichts. Einige P
heißen Ponnis. Wenn man das Pferd schlägt,
läuft es. Magere Pferde heißen Kracken.
Kracken gehen todt. Andere werden geschlachtet.
werden Matratzen und Wust daraus gemacht.
mag sie nicht. Papa desto länger. Das Pferd ha
große Zehen. Da läuft es mit. Manchmal krie
da ein neues. Wenn ihm der Schmied da was
schneidet, das thue ich dem Anton in die Pfeife.
wird er übel."

— Aus einem Kinderkopf. „Papa
uns mal das Lied von der Kanone singen."
Lied von der Kanone? Was ist denn das?" „Ach
weißt doch: „Nie Kanone Wonne Deinen Glan
seh'n."

— Bei Protzens. Besuch: Was glänzt
da unten? Parvenü: Der eine Fuß vom Tis
etwas zu kurz und da habe ich ein Goldstück u
geschoben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenbu

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 262. Freitag, den 17. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

15.

Der Schlaf der Unschuld.

Ein Bild.

Kaum hatte Anna Leopoldowna das Zimmer, in welchem sie überfallen, verlassen, als Lestocq sich mit einem neuem Befehl an Grünstein wandte.

„Jetzt," sagte er leise zu ihm, „jetzt eilt, Euch des Kaisers zu bemächtigen. Dieser kleine Iwan muß vernichtet werden!"

Elisabeth hatte diese Worte vernommen, und eingedenk der letzten Bitte Anna's rief sie heftig: „Nein, sage ich, er soll nicht vernichtet werden! Wehe dem, der ein Haar seines Hauptes krümmt! Ich will nicht die Mörderin eines unschuldigen Kindes werden! Nehmt ihn gefangen, bemächtigt Euch seiner, aber ehrt in ihm das Kind und den Kaiser! Reißt ihn nicht gewaltsam aus seinem Schlummer empor, sondern schont seines Schlafes! Armes Kind, so früh schon bestimmt, zu leiden!"

„Keine Rührungen jetzt, Prinzessin," flüsterte Lestocq, „zeigt Euch groß und strenge, sonst ist Alles verloren! Kommt also fort von hier, damit der Anblick dieses Kindes Euer Herz nicht noch mehr erweiche! Kommt, es bleibt uns noch Vieles zu thun übrig!"

Und ehrerbietig Elisabeths Hand fassend, zog er sie der Thüre zu.

„Jetzt thut Eure Schuldigkeit," sagte er zu Grünstein, bemächtigt Euch des jungen Iwan."

„Gedenkt aber dabei meines Befehles und schont seiner," sagte Elisabeth, indem sie langsam und zögernd das Gemach verließ.

„Auf jetzt zu Iwan!" befahl Grünstein seinen Soldaten, und mit ihnen eilte er in das Schlafgemach des jungen Kaisers.

Dort herrschte noch immer tiefe Stille und ungestörter Frieden. Nur die Wärterinnen waren erwacht und hatten sich eiligst entfernt, um sich zu verbergen und Rettung zu suchen. Man hatte den jungen Kaiser allein gelassen, und das Kind war nicht erwacht von dem Lärmen rings umher.

Ruhig lag es da in seiner Wiege, welche auf einer Art Estrade mitten im Zimmer stand, beleuchtet von dem matten Schein einer Lampe die an goldenen Ketten von der Decke des Zimmers herniederhing. Wie eine Rosenknospe schaute dieses schlummernde, lächelnde Kindergesicht aus der Umhüllung grünseidener Kissen hervor, — es war ein Anblick, welcher selbst den Soldaten Ehrfurcht einflößte.

Sie standen Anfangs staunend und andächtig still am Eingang des Zimmers, dann traten sie langsam, auf den Fußspitzen schleichend, näher und umgaben die Wiege. Aber eingedenk der Worte ihrer neuen Kaiserin: „Schont seines Schlafes," wagte es Keiner von ihnen, dieses Kind zu berühren, oder es aus seinem Schlummer zu erwecken.

In dichten Reihen gedrängt, umstanden die bärtigen Krieger die Wiege des Kaiserkindes, die Arme auf ihre Hellebarden gestützt, erwarteten sie sein Erwachen!

Ein seltsames, wundervolles Bild war es. In der Mitte diese auf einer Estrade stehende prächtige Wiege mit dem schlummernden Kinde, und auf den Stufen dieses Kinderthrones ringsum diese Soldaten mit den wilden, drohenden Gesichtern, alle den Blick erwartungsvoll geheftet auf das lächelnde Antlitz des Kindes!

Jetzt öffnet sich die Thür und mit bleichem, entsetztem Antlitz stürzte Iwan's Amme herein und zu der Wiege ihres kaiserlichen Pflegesohnes hin. Die Soldaten winken ihr mit gebieterischen Blicken zu schweigen und still, wie sie selber, das Erwachen des Kaisers zu erwarten. Das arme Weib verstummt, aber ihre hervorstürzenden Thränen sprechen von ihrem Jammer und ihrem Weh.

Die Zeit vergeht, — wie angezaubert, ernst, unbeweglich, stumm, stehen die Soldaten. Hinter der Wiege, Arme und Blicke flehend gen Himmel erhoben, steht die Amme, und das Kind schlummert lächelnd weiter.

So ist eine Stunde dahingegangen, — das Kaiser-

kind regt sich, es streckt die kleinen, rosigen Arme empor, — es schlägt die Auge auf, — es erwacht!

Ein Triumphgeschrei tönt von den Lippen der Soldaten, Aller Arme strecken sich aus, um sich dessen zu bemächtigen, der eine Stunde zuvor noch ihr Herr und Kaiser gewesen!

Das Kind, erschreckt, geängstigt von dem Anblick dieser jauchzenden, wilden Soldaten, bricht in ein Angstgeschrei aus und reckt seine kleinen Aermchen seiner Amme entgegen.

Sie nimmt es an ihren Busen, sie netzt es mit ihren Thränen, zitternd birgt das Kaiserkind sein kleines Angesicht an dem Herzen seiner Pflegerin, deren sich jetzt die Soldaten bemächtigen und sie mit dem schreienden Kinde zu dem bereitstehenden Schlitten führen. Der bringt den kleinen entthronten Kaiser in den Palast Elisabeth's, zu der entthronten Regentin, welche ihren Sohn mit heißen Thränen an ihre Brust drückt.

16.

Belohnung.

Währenddeß hatte sich Elisabeth zur unumschränkten Herrin des Palastes gemacht; in den Thronsaal eilend, hatte sie Besitz genommen von dem Throne ihrer Väter und den um sie versammelten Garden, als ihre Souveränin, den Eid der Treue abgefordert.

Sie lagen vor ihr auf den Knieen, sie beugten ihr Haupt im Staube und diese vier- bis fünftausend Männer, bis zu welcher Zahl die Anhänger der Kaiserin schon gestiegen waren, sie leisteten Elisabeth den Eid der Treue, entschlossen, die Regentin und den jungen Kaiser zu erwürgen, wenn Elisabeth es befiehlt!

Während die Garden im Palaste ihr huldigen, eilen auf Lestocq's Befehl, unter Grünstein's und Woronzow's Anführung, die Diener der neuen Gewalthaberin zu Münnich und Ostermann, und Beide werden verhaftet. Mit ihnen eine Zahl Verdächtiger und Angesehener, welche vielleicht für Anna Leopoldowna das Schwert hätten ergreifen mögen! Lestocq hatte an Alles gedacht, Alles sich überlegt, und zur selben Zeit, als er mit Elisabeth den Palast der Regentin betrat, ließ er schon das Manifest drucken, welches Elisabeth als Kaiserin proklamirte! — Als die Sonne emporstieg am Horizont, war Elisabeth in der Hauptstadt als Kaiserin anerkannt, und bald in der ganzen Monarchie! Elisabeth war Kaiserin geworden weil das Glück und Anna Leopoldowna's edelmüthige Sorglosigkeit sie begünstigt hatte, nicht das Bedürfniß des Volkes aber, oder die Tyrannei ihrer Vorgängerin hatte sie zum Throne gerufen, sondern sie war dahin gelangt durch die List und die Ränke einiger weniger Verbündeter! Sie war Kaiserin geworden, weil Lestocq es überdrüssig geworden, immer nur Wundarzt und Leibmedikus einer armen Prinzessin zu sein, weil Grünstein den Stand eines Unteroffiziers gar zu gering für sich hielt, und weil Alexis Razumowsky, der einstige Vorsänger in der kaiserlichen Kapelle, es angemessen und an der Zeit fand, seinem Namen einen Fürsten- oder mindestens doch einen Grafentitel hinzuzufügen!

Als Petersburg erwachte, hörte es mit Staunen die seltsame Kunde von einer neuen Revolution. Von Mund zu Mund flog diese ungeheure Nachricht: „Wir haben unsere Herrschaft verändert! Wir sind nicht mehr die Unterthanen Kaiser Iwan's, sondern der Kaiserin Elisabeth! Eine neue Dynastie ist uns auferstanden, und ein neues Treuegelübde gilt es zu beschwören!"

Anfangs wagten es nur Wenige, diese außerordentlichen Nachrichten im Publikum zu verbreiten, und vor diesen Wenigen bebte man scheu und angstvoll zurück; es war gefährlich, ihnen zuzuhören, man floh sie, ohne ihnen zu antworten! Aber als es immer lauter, immer bedeutsamer ward, dieses Gerücht, als man an der Wahrheit dieser Nachrichten nicht mehr zweifeln durfte, als es sich bestätigte, daß die Regentin mit ihrem Sohne entthront, und Elisabeth den Thron bestiegen, da schienen alle diese vorher so angstvollen, so zweifelnden Gesichter sich wie von einem Blitzstrahl der Freude zu entzünden, da hörte man nichts, als Triumphgeschrei und Jubelgetön, da verwünschte man laut die Regentin Anna Leopoldowna, welche man gestern noch gesegnet, da jubelte man laut der neuen Kaiserin entgegen, welche man gestern noch mitleidig belächelt hatte in ihrer Machtlosigkeit!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Miß Fanny!" sagte Mowbray, und zwar unwillkürlich mit so innigem Ausduck, daß man daraus hörte, welche tiefe Bedeutung die Trägerinnen des Namens für ihn gewonnen hatte. „Sie sind also die Tochter einer deutschen Mutter?"

„Ja, ich kann's nicht leugnen," erwiderte Fanny. „Ich habe Ihnen diese betrübende Thatsache so lange wie möglich verschwiegen, um nicht ihre gute Meinung gleich wieder einzubüßen. Jetzt werden sie es auch verstehen, warum ich für Ihren Tennyson nicht schwärmen mag. Das deutsche Blut in meinen Adern verdirbt meinen Geschmack. Sollten Sie es für möglich halten, daß ich sogar mein geliebtes Deutsch dem schauerlichen Englisch vorziehe? Unglaublich, nicht wahr, aber es ist so."

Mowbray war, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, in Verlegenheit, weil er sich sagen mußte, daß die spottenden Worte des schönen Mädchens wirklich seinen innersten Gedanken angepaßt waren. Er begriff nicht, wie man Tennyson langweilig und die englische Sprache häßlich finden konnte. Aber diese Ketzereien gewannen in Fanny's Munde eine gefährliche Macht; Mowbray ertappte sich bei dem Gedanken, wie gut es doch für sein Christenthum wäre, daß Fanny nicht dem Sternendienst oder dem indischen Schiwa huldigte.

„Ich spreche auch deutsch," antwortete er, nur um etwas zu sagen, „aber nicht so geläufig wie Sie englisch. Und wenn Sie wollen, sprechen wir es."

„O nicht doch!" rief Fanny in bedauerndem Tone. „Wie könnte ich von einem wahren Briten ein so unermeßliches Opfer verlangen! Nein, bleiben wir beim Englischen —." Sie sah nach der Uhr und sprang auf. „Es ist Zeit, daß wir gehen. Kommen Sie — Sie müssen jetzt der wirklichen Miß Frere vorgestellt werden. Sie ist ein sehr schönes Mädchen —, das schönste Mädchen, das ich kenne."

Mowbray schwebte eine Schmeichelei auf der Zunge, aber er unterdrückte sie, wenn auch der Blick den er auf Fanny warf, beredter war, als alle Worte sein konnten. Sie schien es nicht zu beachten, und Mowbray wunderte sich wieder, wie eine unsichtbare Schranke ihn an der Grenze festhielt, die zum Flirten hinüber führte; freundlich und zutraulich, wie keine Engländerin ihres Standes bei einer ersten Begegnung gewesen sein würde, ignorirte sie trotzdem alle Anzeichen der Leidenschaft, die ihn erfaßt hatte, mit einer Sicherheit und Unbefangenheit, die erstaunlich war. Mowbray wußte eben nicht, welche strenge Schulung das ebenso schöne wie stolze Mädchen in einer früheren Stellung durchgemacht hatte.

Beide gingen zusammen nach Thirlwall, und Mowbray machte nun die Bekanntschaft der übrigen Damen. Ja, es war so! Ein Unparteiischer würde gewiß Edith Frere den Preis der Schönheit zuerkannt haben, aber Mowbray hatte dafür keine Augen; er saß neben Fanny beim späten Mittagessen, er lauschte ihrem Klavierspiel, er sprach englisch und deutsch mit ihr — und als er sich Abends ins Bett legte, kam ihm zum Bewußtsein, daß sein Leben einen ganz neuen Inhalt gewonnen hatte.

5. Kapitel.

An der Mittagstafel in Schloß Thirlwall hatte Mowbray von seiner letzten Reise mit der „Polaris" und dem wunderbaren Abenteuer im Melville-Sund erzählt. Allgemein hatte man ihm mit Spannung und Interesse zugehört, obgleich keiner der Anwesenden eine Ahnung davon haben konnte, eine wie große Bedeutung der vom Tode im Gürtel des ewigen Eises errettete Seemann für das Geschick der im Schlosse neu vereinigten Familienmitglieder gewinnen sollte. Mittlerweile aber gingen die Geschicke, die sich an die wunderbare Heimkehr des Verschollenen anknüpfen sollten, ihrer Erfüllung entgegen.

Nur auf wenige Stunden unterbrach Lornsen in Hamburg seine Reise; es trieb ihn unwiderstehlich weiter. Ueber Heide und Husum kam er an die dänische Grenze nach Ribe. In Varde verließ er die Eisenbahn, hängte sich das kleine Bündelchen, das sein Zeug enthielt, an einem Stock über die Schulter und schritt gemächlich nach Westen, dem Meere zu.

Die Landstraße war einsam, nur hie und da begegnete ein Karren, ein Bauer oder eine Bäuerin in plumpen Holzschuhen dem Wanderer; aber jeder Einzelne sah sich nach dem Manne um, der so unverwandt mit den unter buschigen Brauen scharf herausblickenden, blauen Augen gerade vor sich hinschaute und den Gruß der Vorüberschreitenden nur kurz erwiderte. Niemand kannte ihn und dennoch mußte er in dieser Gegend zu Hause sein; denn er ging in jener unverkennbar eigenthümlichen Art, die auf Weg und Straße den Kundigen von dem Fremden unterscheidet.

Nach mehrstündiger Fußwanderung, die Lornsen, ohne nur einmal zu rasten, ununterbrochen fortsetzte, fing sein scharfes Ohr zum ersten Male den Schall ferner Brandung auf. Er stand still und horchte. „Ah, das Meer!" sagte er. „Merkwürdig! Ich habe so viel Wellenschlag und Brandung gehört, aber nirgends klingt es wie hier."

Einige Schritte weiter führten ihn an den Abstieg, der von dem höheren Binnenlande in sanfter Neigung an das Dünengestade hinabläuft. Rechts lugten aus Obstgärten, die gerade in der Fülle der Reife standen, die rothen Dächer von Aal hervor, links und tiefer lag die kleine Ortschaft Oxby, und darüber hinaus sah man die grauliche Fläche des Meeres, das heute wie seit Jahrhunderten seine Wogen in eintönigen, langen Linien an den Strand rollte. Lornsen machte abermals Halt, und dann warf er sich in das Gras am Rande des Weges, athmete den mit Seegeruch beladenen, leisen Lufthauch ein, und starrte unverwandt hinunter, wo er eine Anzahl zerstreuter Hütten hinter Oxby trotz seiner scharfen Augen mehr errieth als sah. Als er endlich wieder aufstand, fuhr er sich mit der Hand über die Augen, um die verrätherische Nässe aus den grauen Wimpern fortzuwischen.

Wieder schritt er rüstig aus, und nach einer weiteren Stunde langte er in Wittenaes an, gerade als die Mehrzahl der Einwohner beim Mittagessen in ihren Häusern saß. Von niemand bemerkt, gelangte er an

den Kirchhof; er klinkte die Thür auf und ging hinein. Auch hier verfuhr er wie einer, der genau Bescheid weiß.

Rechts und links die Grabschriften musternd, mitunter stehen bleibend, um eine der neueren zu lesen, ging Lornsen dorthin, wo die wohlbekannte Gallionfigur die Grabstätte der beim Schiffbruch der „Juno" und „Angelina" Ertrunkenen schmückte. Vor diesem Massengrabe blieb er stehen, zog die Mütze ab und hielt sie mit gefalteten Händen vor der Brust.

„Gott ist gerecht!" murmelte er vor sich hin. „Die Menschen konnten nicht reden — sie waren todt. Aber ihre Geister haben mich doch zu finden gewußt." Er senkte den Kopf tief auf die Brust und machte so mit den krampfhaft ineinander verschlungenen Händen den Eindruck, als wenn er betete. So stand er lange; dann blickte er zum Himmel auf, und wie ein Seufzer innerer Qual rangen sich von seinen Lippen die Worte los: „Ich habe ja nun gebüßt, o Herrgott! Laß es genug sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine Bitte von der Höhe des Thüringer Waldes. Auf der höchsten Höhe des Thüringer Waldes liegt das Dorf Steinheid, dessen freundliches Kirchlein weit hinaus grüßt ins Land. Die fleißigen, in hohem Grade genügsamen Bewohner haben bis vor wenig Jahren eine Spezialität der Holzwaaren-Industrie, die Schachtelmacherei, betrieben. Dieser Industriezweig ist durch die Metallwaaren-Industrie vollständig lahm gelegt worden und als Ersatz wurde die Anfertigung von Glaswaaren eingeführt. Der reizende Christbaumschmuck aus Glas, dessen Silberspiegel den Schein des Weihnachtsbaumes tausendfach zurückgibt oder dessen schöne Farben sich malerisch abheben von dunklem Tannengrün, ist es, der von dieser Höhe hinauszieht ins Land, gleich willkommen in Palast und Hütte. Um nun den geschickten Arbeitern für ihren reizenden Weihnachtsschmuck den nöthigen Absatz zu sichern, haben sich unter Führung des Ortsgeistlichen (Pfarrer Langguth) einige Männer zusammengethan, die ohne jeden Nutzen für sich zu Gunsten der Arbeiter den Vertrieb in die Hand genommen haben. In reizenden Zusammenstellungen alles dessen, was dem Baum Glanz und Schmuck verleiht, sind zweierlei Packungen vorgesehen: 1. Packung nur weiße Gegenstände, matt oder glänzend. 2. Packung bunte, verschiedenartige Gegenständ, in den schönsten Farben und herrlichsten Neuheiten, auch in reizend übersponnenen Lamettasachen, wobei alles Grelle und Unfeine vermieden ist. Es werden Postkisten im Preise von 4, 5, 10, 15 M. frei inkl. Ve[rpackung] und Bahnkisten von 20 M. an versandt. Ei[ne] Normalkiste zu 5 M., deren Inhalt für einen mittler[en] Baum genügt, enthält: Baumspitze, Engel mit bewe[g]lichen Flügeln aus gesponnenem Glas, Glocke, Trom[]pete, Vogel oder Fisch, mehrere Dutzend große, mittle[re] und kleine Sachen, als Eier, Nüsse, Tannenzapf[en] oder Phantasiesachen, Eiszapfen, Kettenkugeln, L[a]metta, Konfekt- und Lichterhalter, im Ganzen 250 b[is] 300 Gegenstände. Größere Kisten sind entsprechen[d] reichhaltiger ausgestattet. Bestellungen, denen ma[n] den Betrag beifügen wolle, richte man gefälligst a[n] Herrn Pfarrer Langguth in Steinheid S. M.

— Eine historische Weltuntergangs-Anekdote erzählt die römische „Tribuna": I[m] Jahre 1866, als man auch von dem Wiedererscheine[n] eines großen Kometen sprach, der der alten Mutte[r] Erde den Gnadenstoß geben sollte, war in eine[r] italienischen Stadt, die wir nicht nennen wollen, di[e] Bevölkerung in großer Aufregung und jeder unbe[]deutende Vorfall wurde als ein Zeichen des bevor[]stehenden Weltendes angesehen. Eines Abends färbt[e] sich der Himmel im Nordwesten plötzlich blutigroth. Es entstand eine furchtbare Panik; Weiber, Kinder, Greise und junge Männer eilten wehklagend auf di[e] Straßen und in die Kirchen, wo sie andächtig beteten und Psalmen sangen. Um die Bevölkerung zu beruhigen — vielleicht auch, um die eigene Furcht zu dämpfen — telegraphirte der Bürgermeister des Städtchens sofort an einen hervorragenden Astronomen, den Direktor eines berühmten Observatoriums: „Himmel feuerroth, Volk in großer Angst, bitte um Erklärung des Phänomens" Wenige Minuten später traf folgende Antwort ein: „Unbesorgt! Abendröthe!" Das klassische Telegramm wurde öffentlich angeschlagen.

— Aus einem Schüleraufsatz. „— abe[r] nicht nur nützlich sein, sondern auch schaden thut de[r] Hund und zwar durch die Wuth, das Hosenzerreißen und die Hundssteuer."

Denksprüche.

Wirft man Dich zum alten Eisen,
Laß Dich's keine Thräne kosten.
So allein kannst Du beweisen,
Daß Du sicher bist vorm Rosten.

Paul Heyse.

* * *

„Wenn dir die Freude zu trinken beut,
Thu einen herzhaften Zug für heut;
Willst du den Kelch bis zum Grunde genießen,
So wird dir die Hefe dazwischen fließen."

Geibel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 263. Samstag, den 18. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wieder eilte und drängt man dem kaiserlichen Palaste zu, wieder bestiegen die Großen und Edlen ihre Staatskutschen und eilten zu der neuen Machthaberin, um sich huldigend ihr zu Füßen zu werfen; wieder hörte man nichts als Entzücken und Freudengeschrei, sah man nur wonneleuchtende Gesichter und Augen, in welchen Freudenthränen erglänzten. Und das war im Laufe von vierzehn Monaten das dritte Mal, daß man einem neuen, immer von seinem Nachfolger verdrängten Herrscher huldigte, und man that es jedes Mal mit derselben unterthänigen, willenlosen Demuth, Den, welcher gestürzt war, nicht beklagend, Den, welcher gesiegt hatte, hoch preisend mit begeisterten Worten der Liebe.

Und wie der Tag hereinbrach über Petersburg, wie er glorreich der jungen Kaiserin entgegenstrahlte, wie sie zu ihren Füßen die Tausende im Staube ihr huldigender Männer gewahrte, da schwellte eine stolze, eine selige Freude das Herz Elisabeths, und herniederblickend auf das so demüthige, so ergebene Volk, dem sie jetzt Herrscherin war, fühlte sie sich einen Moment von einer tiefen und heiligen Rührung überwältigt.

„Ich will diesem Volke eine Mutter sein!" dachte sie, „ich will es lieben und seiner schonen, ich will nicht hart mit ihm sein, sondern milde! Es soll mir nicht fluchen, sondern es soll mich anbeten!"

Dieser ersten großmüthigen Regung ihres Herzens nachgebend, erhob sich Elisabeth von ihrem Throne, und die Hände gen Himmel erhebend, schwur sie mit lautem, feierlichem Eide, ihren Unterthanen eine Mutter zu sein, eine Mutter, die, wenn sie strafen muß, nimmer doch der Liebe und Schonung vergißt!

„Niemand, wie groß auch sein Verbrechen sei," sagte sie mit leuchtenden Augen, „Niemand soll, so lange ich auf diesem Throne herrsche, mit dem Tode bestraft werden! Die Todesstrafe ist von heute an abgeschafft in meinem Reiche! Ich werde das Verbrechen strafen, aber ich werde des Verbrechers Leben schonen!

Und als Elisabeth so gesprochen, hallte der Saal wieder von dem Freudengeschrei der Großen und Edlen, — man athmete hoch auf, man hob das Haupt stolzer und freier aufwärts, Jahrhunderte lang hatte das allmächtige Wort des Zaren wie ein Schwert des Damocles über den Häusern der Russen geschwebt, jetzt schien es, als sei es hinweggenommen, als sei Jedem eine längere Lebensdauer, ein längeres, ungefährdetes Dasein verheißen. Was Wunder also, daß man laut aufjauchzte vor Freude, daß man sich einander umarmte, daß man laut und feierlich den Segen des Himmels herabbeschwor auf diese edle, barmherzige Kaiserin.

Und während da oben in diesen glänzenden Kaisersälen der Adel und die Großen des Reiches sich glücklich priesen, umstand unten in dichten Schaaren das Volk den Palast, und schaute neugierig hinauf zu den glänzenden Fenstern, und horchte staunend auf dieses Triumphgeschrei, das laut und schallend zu ihnen hinunterdrang. Und als sie dann erfuhren, weshalb man da oben sich freute, da sahen sie einander achselzuckend an, und seufzten leise: Die Kaiserin will Niemand mehr mit dem Tode bestrafen! Was kümmert das uns? Mögen die Großen nicht mehr von der Kaiserin getödtet werden, was kümmert das uns, die Leibeignen der Großen! Die Kaiserin ist mächtig, aber unsere Herren sind über uns noch mächtiger. Sie werden uns immer noch zu Tode peitschen lassen, und die Kaiserin wird's nicht hindern können!

Daß ein Machtwort der Zarin die Todesstrafe abschafft, das rüttelte sie nicht empor aus diesem dumpfen, erwartungsvollen Schweigen, aber als jetzt ein Abgesandter der Kaiserin aus dem Schloßthor trat und verkündete, daß Elisabeth jedem der da unten Versammelten eine Flasche Wein spenden lasse, um der Kaiserin ein Lebehoch zu bringen, da kam Leben und Bewegung in diese leblose Masse, da verzerrten sich die stumpfen Gesichter zu einem freundlichen Grinsen, da schrie man und heulte man vor thierischem Entzücken, da stürzte Alles wild durcheinander dieser geöffneten Thür zu, um des Gnadengeschenkes der Kaiserin theilhaftig zu werden, um das verheißene Getränk zu empfangen!

Für die Großen die Abschaffung der Todesstrafe, für das Volk eine Flasch Branntwein, das waren die ersten Strahlen, durch welche diese neu aufgehende Sonne Elisabeth sich am Horizont ihres Reichs verkündete!

Nein, Elisabeth that noch mehr, sie gedachte zu dieser Stunde mit dankerfülltem Herzen der Treuen, welche sie zum Throne geleitet: diese zu belohnen, war ihre nächste und heiligste Pflicht!

Ein Wink von ihr berief diese dreißig Grenadiere des Preobrajenski'schen Regimentes, welche Grünstein gewonnen, zu den Stufen ihres Thrones heran, und die Kaiserin empfing sie mit einem huldvollen Lächeln, und reichte ihnen die schöne Hand zum Kusse hin.

Dann erhob sie sich vom Throne, und indem sie ihren Blick über die um sie versammelten Fürsten und Großen schweifen ließ, sagte sie mit ihrer hellen, einschmeichelnden Stimme: „Das Verdienst ist es, welches adelt, die Treue ist es, welche Ruhm und Glanz verleiht. Und das Verdienst und die Treue hat sich in Euch mir bewährt, Ihr meine getreuen Grenadiere! So will ich Euch denn belohnen, wie Ihr es verdient. Von dieser Stunde an seid Ihr frei, nein, Ihr seid mehr, Ihr seid den Großen meines Reiches gleich, Ihr gehört mit vollem Recht in ihre Reihen, denn kraft meiner kaiserlichen Machtvollkommenheit erhebe ich Euch in den Adelstand, und ernenne Euch zu Baronen, Euch alle, meine getreuen dreißig Grenadiere, und Euch, Herr Grünstein, den Anführer dieser treuen Schaar! Nehmt sie auf in Eure Reihen, meine Grafen und Herrn, sie sind Eurer würdig!"

Zaudernd, nicht wagend, sich unter diese stolzen Großen zu mischen, standen die neuen Barone; aber mit lächelnden Gesichtern, mit geöffneten Armen, mit Ausrufungen der Zärtlichkeit, mit Versicherungen der Freundschaft traten jetzt die Fürsten und Grafen zu ihnen heran. Die Kaiserin hatte gesprochen, man mußte gehorchen, und die Fürsten und Grafen, diese Feldmarschale und Generale, welche gestern noch diese Grenadiere eines verächtlichen Blickes gewürdigt, sie nannten sie jetzt ihre Freunde und Brüder, und priesen sich glücklich, sie in ihre Reihen aufzunehmen!

Elisabeth schaute mit zufriedenem Blick diesem herzlichen Begrüßungsmomente zu, sie fand es unendlich süß, unendlich angenehm, auf so leichte Art so viele Menschen glücklich zu machen, und mit einer freudigen Genugthuung erinnerte sie sich, daß sie ihren Leibkutscher noch zu belohnen habe, ihn, der ihren Schlitten in dieser großen, entscheidenden Stunde geführt hatte!

Sie befahl, ihn zu rufen. Eine geraume Zeit verging, erwartungsvoll schauten Alle nach der Thür, endlich öffnete sich diese, und von vier Lakaien geführt, stolperte der Leibkutscher in den Saal. Man hatte Mühe gehabt, ihn aufzufinden, bis man ihn endlich unter dem Volke entdeckt, das in den untern Räumen des Palastes durch die Gnade der Kaiserin mit Wein regalirt ward. Aus diesen Räumen der Glückseligkeit hatte man ihn trotz seines Widerstrebens entführt, um ihn zur Kaiserin zu bringen.

Sie empfing den taumelnden Petrowitsch mit huldvollem Lächeln, sie lobte die Kühnheit, mit welcher er in dieser gefahrvollen Nacht ihren Schlitten geführt, und zum Dank für seine Großthaten erhob sie ihn, wie die Grenadiere, in den Adelstand, und ernannte ihn zum Baron des russischen Reiches.

Mit einem stumpfsinnigen Lachen hörte Petrowitsch ihr zu, und als jetzt die Großen ihn umringten, als sie ihm ihre Freundschaft versicherten, als sie ihm die Hände darreichten, da sank Petrowitsch zitternd und mühsame Worte lallend auf seine Knie, und beugte sein Haupt im Staube vor diesen Mächtigen und Großen, und küßte demuthsvoll den Saum ihres Gewandes, nicht ahnend, daß er jetzt ihres Gleichen und ihnen ebenbürtig sei!

Und immer glänzender und schöner strahlte die kaiserliche Huld. Keiner von Elisabeths Getreuen ward vergessen, den Elisabeth war dankbar.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nun nahm Lornsen seine Wanderung durch die Reihen der Gräber wieder auf; wieder las er die aus den letzten Jahren herrührenden Grabschriften und mehr als einmal murmelte er: „So — der — oder die ist auch todt!" Aber deren keiner mochte ihm im Leben näher gestanden haben; denn nur einmal blieb er längere Zeit andächtig stehen, das war am Grabe des Pastors der bei Lornsens Abreise noch lebte.

So kam er an den Ausgang zurück und schritt wieder hinaus, den Häusern zu, die das Stranddorf Wittenaes bilden. Ein etwas abseits stehendes Haus war sein Ziel. Als er es erblickte und ein dünne Rauchsäule aus dem Schornstein hervorwirbeln sah, murmelte er vor sich hin:

„Gottlob! Es sind noch Menschen darin! Aber es könnte ja auch jemand anders sein . . . nun — nur vorwärts!"

Vor der Hausthür der Wittwe Lornsen stand er noch einmal zaudernd still, aber dann trat er rasch und entschlossen ein. Ohne sich zu besinnen und ohne anzuklopfen, öffnete er auch die Thür zum Wohnzimmer und trat hinein. Ein junges Mädchen, ärmlich, aber sauber gekleidet, das eben im Begriff war, Eßgeschirr

vom Tisch zu räumen, kam ihm eilfertig entgegen und legte den Finger auf den Mund; denn in einem Lehnstuhl saß eine alte Frau und schlummerte, die offene Postille, bei deren Lesen sie eingeschlafen war, auf dem Schooße.

„Wohnt nicht Peter Lornsen hier?"

Das Mädchen schüttelte zu dieser Frage des Fremden den Kopf und sah ihn erstaunt an. „Der ist todt," antwortete sie. „Jetzt wohnt seine Wittwe hier."

„Und wo" — er sah sich mit ängstlich suchenden Blicken um — „und wo ist Edith Lornsen?"

Edith ist fort, in die Stadt, und ich bin bei der Frau, um ihr zu helfen, weil sie allein doch nicht mehr recht fort kann."

„Edith ist in der Stadt! In welcher?"

„Ich weiß nicht, wie sie heißt," sagte die junge Dirne. „Drüben in England ist die Edith, bei ihrem Großvater . . ."

„Bei ihrem Großvater!" rief Lornsen, in seiner Bestürzung jede Vorsicht vergessend, so laut, daß die alte Frau erschreckt aus ihrem Schlummer auffuhr. „Wie kommt Edith nach England zu ihrem Großvater?"

Die alte Frau starrte mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen auf den Gast; ihre Hände zitterten, und ihre Beine versagten ihr,als sie aufstehen wollte, den Dienst. „Was für eine Stimme aus dem Grabe ist das?" fragte sie bebend.

„Hat meine Stimme sich so verändert, Stina? Und kennst Du mein Gesicht nicht mehr? Ich bin es selbst . . ."

„Peter!" schrie die Alte. „Peter Lornsen!"

„Ja, Peter Lornsen!" Und er eilte an den Stuhl und umschlang die Alte mit beinahe jugendlichem Ungestüm. „Gott sei gelobt, daß Du noch lebst! Das war meine große Angst all die Tage her, daß ich Dich nicht mehr über der Erde treffen würde."

„Koch Kaffee, Karen, geschwind!"

Die hausmütterliche Sorge um den Heimkehrenden beherrschte den ersten Augenblick des Wiedersehens; dann schluchzte die Alte auf und vergaß alles Uebrige in den Armen des Todtgeglaubten.

Das Mädchen ging an den Schrank, holte Kaffeebohnen aus der Blechbüchse heraus, schüttete sie in die Mühle und fing an, auf einem Schemel sitzend, zu drehen, während sie mit erstaunten, großen Augen nach den beiden Alten hinsah, die, kaum eines Wortes mächtig, beieinander saßen, Hand in Hand, und dann, als sie wieder zu sprechen begannen, so sonderbar gleichgiltige Fragen thaten, als ob es nach all den langen Jahren, die sie sich nicht gesehen hatten, nichts Anderes zu erzählen gebe, als die allertrivialsten Dinge. Aber das waren doch nur die excentrischen Schwingungen des aus dem Gleich gewicht gebrachten Lebenspendels, das allmählich doch wieder in seine normale Lage zurückkehrte. Als Karen mit der großen Tasse dampfenden Kaffees ankam, nahm Lornsen diese zwar in die Hand und sagte sinnend: „Schau, schau, die alte Bütte lebt also auch noch?" Aber das war nur vorübergehend, und dann fuhr er in der Erzählung seiner Erlebnisse fort:

„Und so ging es mit der Reise weiter, und sie blieb die schlechteste, die ich jemals gehabt habe. Immer konträrer Wind und Sturm und Regen, daß wir keine ruhige Wache mehr hatten und Nacht für Nacht aus dem Schlaf aufgepurrt wurden. Der Kapitän kam aus dem Fluchen nicht mehr heraus und die Steuerleute liefen umher, wie bissige Kettenhunde. War es im Atlandischen Ozean schlimm, so wurde es unten bei Kap Horn noch schlimmer; wir hatten keinen trocknen Faden mehr am Leibe, und der „Claus Biesendahl" arbeitete in dem unausgesetzten stürmischen Wetter so schwer, daß er endlich leck sprang. Nun hieß es pumpen! Du weißt, wie das ist. Das bringt den kräftigsten Menschen herunter, daß er am Ende lieber ertrinken möchte, als an dem verd . . . . Gestänge arbeiten. Wir kriegten das Schiff immer wieder lenz, aber wir wurden matt und müde dabei, und keiner von uns glaubte, daß er jemals Australien sehen würde."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Aus alter Zeit.

Es wird uns von freundlicher Hand folgender historisch- interessante Erlaß mitgetheilt:

Höchst Ihro K. Gnaden haben demjenigen einen Preis zugedacht, der sich am meisten in der Baumzucht ausgezeichnet hat. Vor der Hand soll derselbe einer Belustigung beiwohnen, welche morgen nachmittag 3 Uhr im Schönbusche gegeben werden wird. Dieser wählt, wenn er nicht selbst erwachsene Kinder hat, ein Mädchen oder einen Purschen, welcher sich wieder entweder ihren Tanzpuschen, oder Tanzmädchen auswählet, und auf solche Art kommen 4 Leuthe, nämlich ein gestandener Mann, der nämlich die Belohnung für die Beste Baumzucht verdienet, dann dessen Frau, oder eine andere von ihm dafür ausgewählte Person, dann 2 ledige Leuthe von verschiedenem Geschlechte morgen nachmittag um 3 Uhr im Schönbusch zusammen, um allda bewirthet zu werden, und sich dem Vergnügen des Tanzes, zu überlassen.

Der K. Ortsvorstand hat den verdientesten auszuwählen, und die Wahl so zu treffen, daß man sich Ehre davon versprechen kann, Es versteht sich von selbst, daß man nicht anders, als im festlichen Kleide erscheint. Das Uebrige wird der Bothe mündlich sagen. Aschbrg. den 30. Julius 1805.

In fidem Hermann.

Das namentliche Verzeichniß ist mit umgehendem Bothen einzuschicken, mit dem Bemerken, daß sie gewiss erscheinen werden; denn wenn Einer nicht wollte: so müßte dafür gleich ein anderer ernennt werden, damit die Zahl voll bleibe.

Von Obernau ist ein paar junge Leute mehr, also im Ganzen von daher sechs Personen zu wählen. Ebenso von Schweinheim, weil die Orte groß sind.

Hofmann.

Den K. Ortsvorständen
zu
Schweinheim
Gailbach
Dörrmorsbach.

Mannigfaltiges.

— Achtundzwanzig Jahre in der Wiege. Eine erschütternde Tragödie der Mutterliebe wird aus Wien berichtet. Ein unglückliches Geschöpf, welches stets nur das Mitleid der Welt oder das Interesse der Physiologen und Aerzte erregt hat, aber im Uebrigen eine Last für das schwergeprüfte Herz seiner Mutter war, ist in Stockerau bei Wien aus dem Leben geschieden. In demselben dürftigen Wiegenkorb, in den es als Säugling gebettet wurde, ist das arme Wesen zur Jungfrau gereift und nun nach schnellem Verfall in den Armen seiner Mutter, der Eisenbahnportiers-Wittwe Anna Schumann, im achtundzwanzigsten Lebensjahre gestorben. Die Aerzte hatten dem Kinde in seiner Jugend die Lebensfähigkeit abgesprochen, doch die sorgsame Pflege der Mutter hat Wunder gewirkt. Marie Schumann — so lesen wir im „B. L. A." — wurde im Jahre 1872 geboren. Damals stand der Donaueisstoß vor Wien. Als die Mutter mit dem Täufling aus der Kirche heimkehrte, wurde die bescheidene Wohnung von der Hochfluth durchwogt. Der Schrecken lähmte der armen Mutter die Glieder, sie mußte flüchten mit dem armen Kinde, und heute schreibt sie dem Schrecken das Leiden des Kindes zu, welches in seinen 28 Jahren fast in demselben hilflosen Säuglingszustand, wie es damals war, zurückgeblieben ist. Das Kind lernte nicht stehen, nicht gehen, nicht sprechen, nicht selbständig essen, nicht denken und blieb in allen geistigen Funktionen verkümmert. Es konnte nur kriechen oder rutschen, die zurückgebliebenen Beinchen konnten den schweren Oberkörper nicht tragen, es mußte bei jeder Bewegung getragen werden. Es vermochte nur zu lallen oder unartikulirte Laute vernehmen zu lassen, um seine Bedürfnisse anzudeuten. Es mußte durch die ganze lange Zeit mit flüssiger, weicher Speise genährt werden, denn es konnte das gut entwickelte Gebiß nicht zum Beißen benützen. Der Oberkörper entwickelte sich scheinbar normal, so daß das Mädchen, wenn es in der Wiege saß, mit den ebenmäßigen Formen, dem langen Haar, dem vollen, runden Gesicht einen nicht unsympathischen Eindruck machte. Auch Arme und Hände schienen normal entwickelt. Allein, die beiden Daumen waren verhältnißmäßig groß aufgeschwollen, weil die Unglückliche von Kindheit an bis zu ihrem Tode das bei Kindern oft vorkommende Daumenlutschen mit krankhaftem Eifer trieb. Als in ihrem 17. Lebensjahre der Vater gestorben war, bemühte sich die Mutter vergeblich, das verkrüppelte Kind in einem Institute unterzubringen. So blieb es in der liebevollen Pflege der Mutter, die ihr kärgliches Los als Wittwe mit einer jüngeren Tochter und mit dem armen Wesen theilte. Viele medizinische Autoritäten haben sich um die Leiche des unglücklichen Kindes beworben, doch will die Mutter diesen Wünschen nicht entsprechen.

Chinesische Ladenschilder. Ein Chinareisender schildert im Novemberheft der „Westminster Review", wie die Chinesen ihre Waaren anzupreisen pflegen. Die Ladenschilder gehören in Peking zu den merkwürdigsten Eindrücken; sie zeigen eine seltsame Mischung von Dichtung und Reklame. So liest man z. B. „Theeladen der Himmlischen Prinzipien", „Das Gute und Gerechte dem Himmel gemäß", „Der ehrliche Federladen von Li", „Das Stahlgeschäft zur pockennarbigen Kinnlade", und ein Oel- und Weingeschäft ist die „Nachbarschaft der vollkommensten Schönheit". Eine Opiumhöhle wird nicht zweckentsprechend genannt: „Zum Dreimal Rechtschaffenen" und ein Restaurant führt gar den Titel: „Der Hammelfleischladen der Morgendämmerung" . . .

— Reiche Erbin (nachdem ihr ein Antrag gemacht): „Wie, Sie wollen mich heirathen und haben gar keinen Beruf?" — Bewerber: „Nein, ich möchte mich nur Ihnen widmen!"

— Geschmeichelt. Richter: „Sie hätten ja den Herrn Kommerzienrath zum Bettler machen können durch Ihren verwegenen Einbruch!" Einbrecher: „Herr Richter, und wenn ich alle Kassen ausgeräumt haben würde, der hätte es kaum gespürt!" Kommerzienrath: „Ich tret' vom Strafantrag zurück!"

— Bei Millionärs. „Sie haben Ihrem Kleinen einen Zahn ziehen lassen, was mußten Sie dafür zahlen?" Millionär: „Dem Zahnarzt fünf Mark und meinem Moritzchen fünfzig Mark."

— Guter Vorwand. Wirth (zur Köchin): Die Kellner haben schon ganz ermüdete Arme, geben Sie keine so großen Portionen!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 264. Montag, den 20. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sie ernannte Lestocq zu ihrem Leibarzt, zum Präsidenten des medizinischen Kollegiums, und zum geheimen Staatsrath. Sie machte Grünstein zum Aide de camp seines Regiments, und verlieh ihm den Rang eines Brigade-Generals, sie machte Woronzow zum Grafen und ersten Kammerherrn.

Dann erst, ganz zuletzt, nannte sie den Namen Alexis Razumovsky. Als er sich ihrem Throne nahte, sagte sie laut: Alexis Razumovsky, Euch danke ich es zumeist, daß es mir gelungen, diese Usurpatoren, welche den Thron meiner Väter geraubt, zu verdrängen, denn Euer Rath und Eure klugen Worte gaben mir Muth und Kraft. Seid fortan der nächste meinem Throne, mein Kammerherr, Graf Razumovsky!"

Alexis beugte ein Knie vor ihr und küßte dankbar die Hand, und die Grafen und Herren umringten ihn und priesen laut die hohe Weisheit der Kaiserin, deren Scharfblick überall das wahre Verdienst aufzufinden und zu erkennen vermöge, um es zu belohnen, und zu dem ihm zukommenden Range zu erheben!

„Ach," seufzte Elisabeth, als sie am Abend dieses glorwürdigen Tages wieder allein war mit ihren Vertrauten, „ach, meine Freunde, ich habe jetzt Euren Willen vollführt und Euch gestattet, aus mir eine Kaiserin zu machen! Aber vergeßt nicht, Lestocq, daß ich nur unter der Bedingung Kaiserin geworden, daß ich mich um die Geschäfte nicht zu kümmern und mit Staatsangelegenheiten mich nicht zu plagen habe! Dies war ein sehr anstrengender Tag, und ich hoffe, Ihr werdet mir jetzt für immer Ruhe gönnen. Ich habe gethan was Ihr wünschet, ich bin Kaiserin, und habe Euch belohnt dafür, jetzt aber fordere auch ich meinen Lohn, und das ist Ruhe! Ein für alle Mal, in meinen Privatzimmern darf nicht gesprochen werden von Staatsgeschäften, hier will ich Ruhe haben! Das Regieren könnt Ihr in Euren Kanzleien und Bureaus übernehmen, ich will nichts davon wissen! Hier wollen wir heiter sein, und uns des Lebens freuen!"

Nur einen Augenblick noch, Majestät, lassen Sie mich Sie erinnern, daß Sie jetzt Kaiserin sind, und als solche Pflichten zu erfüllen haben!" rief Lestocq dringend. „Ihr habt Euch heute des schönsten Rechtes Eurer Kaisergewalt bedient, des Rechtes zu belohnen und Glückliche zu machen! Aber es bleibt Euch noch eine minder schöne Pflichterfüllung übrig, Ihr müßt jetzt auch daran denken, zu strafen, Majestät. Die Regentin mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne sind gefangen, ebenso Münnich, Ostermann, der Graf Löwenwold und Julie Mengden! Ihr müßt daran denken, sie zu richten und zu strafen!"

„Ach, Ihr habt mich nicht einmal angehört," rief Lestocq ungeduldig, als er sah, daß Elisabeth gar nicht auf ihn merkte, „Ihr müßt aber in der That auf einige Augenblicke Euch Eurer neuen Würde erinnern, und befehlen, was mit den gefangenen Hochverräthern geschehen soll!"

„Seht nur wie dieser neue Herr Geheime Staatsrath mich plagt," seufzte die Prinzessin, und sich an Lestocq wendend, fuhr sie fort: „Ich denke, Ihr werdet besser als ich die Gesetze kennen, und wissen, wie man Hochverräther zu strafen hat!"

„Der Hochverrath wird in allen Ländern mit dem Tode bestraft!" sagte Lestocq finster.

„Nun so laßt diese Hochverräther den allgemeinen Gebrauch mitmachen, und tödtet sie!" rief Elisabeth.

„Ew. Majestät haben aber heute geschworen, Niemand am Leben zu strafen!"

„Habe ich das? Ach ja, ich entsinne mich jetzt! Nun, wenn ich es versprach, so werde ich Wort halten müssen!"

„Und die Regentin, der Prinz Ulrich, der sogenannte Kaiser Iwan, die Grafen Ostermann, Münnich und Löwenwold, sowie Julie Mengden und die übrigen Verhafteten, sie werden Alle unbestraft bleiben?"

„Mein Gott, kann man denn nicht anders strafen, als nur, indem man zum Tode verurtheilt?" fragte Elisabeth ungeduldig. Haben wir nicht die Knute und die Gefängnisse, haben wir nicht Sibirien und die Folter? Straft also diese Hochverräther, so wie es Euch gut dünkt, ich gebe Euch Vollmacht dazu, und

werde, wenn es sein muß, sogar mir die Mühe machen, Eure Urtheile zu unterschreiben."

„Aber wir können doch die Regentin und ihren Sohn nicht peitschen lassen?"

„Nein," sagte Elisabeth heftig, „diese sollt Ihr frei und ungehindert nach Deutschland ziehen lassen, über diese dürft Ihr Euer Richteramt nicht ausdehnen. Es soll nicht gesagt werden, daß Elisabeth ihre eigene Muhme und ihren Neffen dem Unglück und der Pein überliefert hat, um sich selber dadurch ihr Glück zu wahren! Laßt sie frei und ungehindert von dannen ziehen, sage ich Euch, das ist mein ausdrücklicher kaiserlicher Wille!"

Und Elisabeth, erschöpft von so großer Anstrengung, senkte ihr Haupt und spielte mechanisch mit ihren Locken.

„Und Münnich und Ostermann?" fragte Lestocq.

„Allmächtiger Gott, wird denn dies gar nicht aufhören?" rief die Prinzessin ungeduldig. Was gehen mich Münnich und Ostermann an? Ich kenne sie nicht, sie haben mir nie etwas gethan, sie sind mir ganz gleichgültig! Thut also mit ihnen, wie's Euch und Euren Kollegen gut dünkt, ich werde mich nicht darum kümmern, verurtheilt, richtet, straft sie, mir einerlei, nur das Leben müßt Ihr ihnen lassen, da ich es einmal so gelobt habe, Niemand hinzurichten!"

„Ich darf also dem Staatsrath verkünden, daß Ihr seine Urtheile genehmigen wollt?"

„Ja doch, ja," schrie Elisabeth aufspringend. „Thut, was Ihr wollt, aber gönnt mir Ruhe!" und schweigend zog man sich zurück.

17.

Strafen.

„Straft sie Alle, Alle," hatte Elisabeth gesagt, „aber die Regentin mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne die laßt nach Deutschland zurückkehren!"

Man mußte also den Willen der Kaiserin vollführen, man mußte sie ziehen lassen!

„Wir werden ihren Befehlen Folge leisten," sagte Lestocq zu Alexis Razumovsky, „wir werden sie frei ziehen lassen, aber es wäre gefahrvoll, sie wirklich bis nach Deutschland entkommen zu lassen! Sie würden ihre Rechte und ihre Ansprüche retten mit ihrer Person, und Elisabeth würde ewig zu zittern haben vor dieser Regentin und vor diesem jungen heranwachsenden Kaiser, dessen Rechte auf diese russische Kaiserkrone unbestreitbar sind! Ihr allein, Razumovsky, Ihr allein könnt diese Gefahr von dem Haupte der Kaiserin abwenden, indem Ihr sie von derselben überzeugt, und sie veranlaßt, ihren Willen zu ändern. Bedenkt, daß die Sicherheit der Regentin unsere eigene ist, bedenkt, daß wir mit ihr stürzen würden, wie wir mit ihr gestiegen sind!"

„Verlaßt Euch auf mich," sagte Alexis, diese Regentin und der junge Kaiser Iwan sollen nicht die russische Grenze überschreiten! Mögen sie immerhin jetzt abreisen, aber gebt ihnen ein sicheres Geleit mit, und laßt sie in langsamen Tagmärschen reisen, damit unsere Kuriere sie später einholen können! Das ist Alles, was Ihr dabei zu thun habt!"

Vor der hintern Pforte des Palastes, welchen Elisabeth als Prinzessin bewohnte, hielt um diese Zeit ein Reiseschlitten. Lustig läuteten und klirrten die Glocken an den sechs kleinen Pferden, mit welchen der Schlitten bespannt war, lustig bliesen die Postillone ihre Hörner, und mit lockendem Rufe tönten ihre schmetternden Fanfaren durch die kalte Winterluft.

Denen, für welchen dieser Schlitten bestimmt war, ertönte dieser Ruf wie ein Himmelsgruß! Es war ihnen die Taube mit dem Oelzweig, welche ihnen das Ende ihrer Qualen verkündete, es war der Bote des Friedens, der ihnen die Freiheit, das Leben und vielleicht das Glück wiedergab! Nach Deutschland durften sie zurückkehren, in die langentbehrte Heimath, diesen russischen Schneefeldern enteilend, sollte ein milderes Klima sie aufnehmen, mildere Sitten sie umgeben! Was fragte Anna darnach, daß sie dieser irdischen Hoheit und Macht sich entkleiden sollte, was kümmerte es sie, daß sie hinfort nicht mehr zu gebieten hatte! Sie war frei, frei von dem drückenden Zwange der Größe, frei endlich, um ihren Neigungen zu leben, und vielleicht, ach vielleicht ein Glück zu begründen, das zu träumen ihr Herz schon erbeben machte vor unaussprechlicher Wonne!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Fortsetzung.)

„Armer Peter!" sagte die Frau, und sie streichelte mit ihrer welken Hand die bärtige Wange des Mannes. Sie war nur eine einfache, alte Frau und konnte nichts Anderes sagen; aber ihre Gedanken flogen zurück zu einem anderen Tage des Wiedersehens. Damals war Peter Lornsen, ein blühender Seemann, von Afrika zurückgekehrt und gleich aus seinem Elternhause zu ihr nach Hoidding, dem kleinen, schleswig'schen Grenzorte, gekommen. Wie lebendig stand es vor ihr, wie er ihr den mitgebrachten großen, bunten Vogel gab, wie er von den schönen Mädchen auf Madeira erzählte, wie sie eifersüchtig wurde und schmollte, und wie sie dann Abends Braut und Bräutigam waren .... Lang — lang ist's her! Und indem sie die stoppelreiche Wange streichelte, war der alte Mann verschwunden, und der Jugendgeliebte stand vor ihr. „Armer Peter!" wiederholte sie. „Was hast Du Alles ausstehen müssen!" Er trank einen mächtigen Schluck Kaffee und fuhr fort:

„Ja, das war schlimm und fast nicht zum Aushalten. Der Kapitän wollte einen Nothhafen in Chile anlaufen, aber dazu kam es nicht. Wie wir in das Südmeer einsegelten, packte uns wieder ein wüthender Sturm, daß wir glaubten, er würde uns die Masten aus dem Schiffe und die Köpfe vom Leibe wegblasen. Das war für den alten Kasten zu viel: Die Planken gaben immer mehr nach und wie wir den Schaden bei Lichte besahen, hatten wir vier Fuß Wasser im Raum. Und wieder ging das verdrehte Pumpen los. Eine Stunde hatten wir gepumpt, und dann rapportirte der Zimmermann vier Fuß drei Zoll Wasser. Da war's aus! Das Schiff sackte uns unter den Füßen weg und es war keine Rettung mehr. Wir schmissen Alles hin, und der Kapitän rief uns zusammen und hielt Schiffsrath; er war ein alter Trunkenbold und konnte gotteslästerlich fluchen, daß uns oft davor graute — und wir sind doch starken Tabak gewöhnt — aber sein Geschäft verstand er . . . . Na, wir waren Alle der Meinung, das Schiff müßte aufgegeben werden, und da fing er an, so gräßlich zu wettern und zu fluchen, daß uns die Haare zu Berge standen."

„Ihr seid so eine erbärmliche Rotte von Landlubbern," schrie er uns an. „Wenn Ihr nur zwei ordentliche Seeleute unter Euch hättet, so könnten wir den Malefizkasten noch über Wasser halten. Also laßt in drei Teufels Namen die Boote zu Wasser — und möchtet Ihr nur alle ersaufen wie die Ratten!"

So ließen wir denn die Boote herab, und dabei fluchte und tobte der Mensch mit so gräulichen Worten, daß uns die Haut schauderte und der Schwede Piet, der doch sonst Gott und den Teufel nicht fürchtete, mir zuraunte: „Gieb Acht, Danske, das nimmt kein gutes Ende! Wenn ich der Herrgott wäre, ich schmisse dem Alten ein Donnerwetter auf den Kopf, daß er endlich einmal sein lästerliches Maul hielte!"

Wir brachten die Boote glücklich längseits und sprangen hinein, der Kapitän kam zuletzt mit seinem Journal. Ein Seemann war er, — das mußte der Neid ihm lassen! Der Wind war abgeflaut, aber die See lief wild durcheinander, und wir mußten riesig aufpassen, daß die kleinen Dinger nicht kenterten.

Es war aber Alles nichts nutz; das große Boot verloren wir in einer Regennacht aus den Augen, und kein Mensch hat es je wieder gesehen. In meinem Boot waren außer mir vier Mann; davon kriegte einer das Delirium und sprang ins Meer; wir Anderen wurden von einem Schiff aufgenommen —, einem Peruaner. Das war aber ein Schoner, der eine böse Ladung hatte: Gewehre, Kanonen, Pulver und eine Bande verzweifelter Menschen, die in Peru eine Revolution anstiften wollten. Als wir in der Nähe von Callao waren, kam ein Kriegsschiff über uns her und fing an, uns zu beschießen. Es ging Alles drunter und drüber. Die Kugeln pfiffen, die Leute fielen wie die Fliegen, die Masten gingen über Bord; ich dachte, meine letzte Stunde wäre gekommen.

Und dann fiel mir Edith ein, und ich wußte, daß ich dem Arme Gottes nicht entrinnen könnte. Ich setzte mich in eine Ecke an der Kombüse und erwartete den Tod."

„Armer Peter!" wiederholte die Greisin; sie fand kein anderes Wort, aber es lag auch Alles darin. Lornsen drückte ihr stumm die Hand und erzählte weiter, wie er sich beim Untergang des Schoners doch durch Schwimmen ans Land gerettet habe. „Von Callao habe ich an Dich geschrieben, aber die Briefe gehen von da so schlecht — der wird wohl auch verloren sein."

„Ich habe ihn nie bekommen," sagte die Alte. „Und es kam auch nie eine Nachricht, daß ein anderes Schiff Euch aufgenommen hätte."

„Das kam, weil der Schoner auch wieder unterging. Na, aber weiter." Und Peter berichtete seiner treuen Lebensgefährtin, wie er nach mancherlei weiteren Irrfahrten sich endlich in der britischen Kolonie Viktoria auf einem Walfischfänger als Steuermann habe anmustern lassen, wie dies Schiff im Polareise verunglückte, und wie er dort lange Zeit unter den Eskimos gelebt habe, bis er endlich von Kapitän Mowbray befreit worden sei.

Es war spät am Nachmittage, als endlich Alles erzählt war, und nun saß Peter Lornsen in seinem alten Sorgenstuhl, sah, wie die Sonne zum Fenster herein schien, und hörte die Brandung an das sandige Ufer schlagen —, gerade so, wie er es vor sechs Jahren Tag für Tag gesehen und gehört hatte. Alles war unverändert geblieben, nur eins fehlte: Das schöne Mädchen, das damals wie ein farbiger Schmetterling im Hause hin und her flatterte. Immer wieder trat ihm die Frage nach ihr auf die Zunge, immer wieder drängte er sie in sein Inneres zurück, weil er die Antwort fürchtete. Und die alte Frau fand auch den Muth nicht, das Thema anzuregen, das, seitdem die erste Freude und Ueberraschung des Wiedersehens vorüber war, wie ein unsichtbares Gespenst zwischen ihnen saß.

Karen hatte um Erlaubniß gebeten, früher als sonst, fortzugehen; es drückte ihr fast das Herz ab, die seltsame und unerhörte Kunde von der Wiederkehr des so lange verschollen gewesenen Lornsen draußen zu erzählen und damit für einige Stunden die Heldin des Tages zu werden. Die Erlaubniß wurde ihr bereitwilligst ertheilt, und als sie einige Minuten fort war, gewann endlich Lornsen den Muth zu fragen:

„Sage mir um Gottes Willen, Stina, was ist das

mit der Edith? Ist es denn wahr? Hast Du das zugeben mögen?"

„Was soll wahr sein? Was habe ich zugegeben?" antwortete die Frau ausweichend, um die gefürchtete Erörterung noch so weit wie möglich hinauszuschieben.

„Daß das Mädchen zu ihrem Großvater gekommen ist. Zu ihrem Großvater!" Er lachte laut auf. „Sag, Stina, wie konntest Du das zugeben?"

„Nun, was ist denn dabei? Warum soll der Alte an ihr nicht gutmachen, was er an seinen Kindern gesündigt hat? Ehe das Geld an ganz fremde Menschen fällt, ist es da nicht besser, sie kriegt es?"

„Weiß sie . . . ."

„Geh, Peter, was denkst Du von mir? Sie weiß genau so viel, wie sie immer gewußt hat."

„Und wie ist es denn gekommen?"

Die alte Frau berichtete getreulich von dem Besuche Erwin Lundbys und was später darauf gefolgt war; nur die eine Kleinigkeit verschwieg sie, daß andere Enkelkinder des alten Scudamore ebenfalls von dem Großvater nach England berufen worden seien. Sie mochte wohl wissen, warum sie das nicht erwähnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Lieblingsgerichte der Boeren. Die Boeren sind materiellen Genüssen durchaus nicht abhold. Die Beamten und ähnlich situirte Leute in Prätoria haben auf ihrer Tafel ein sehr reichhaltiges Menu; sie lieben namentlich Süßigkeiten in jeder Form und sind sehr geschickt im Einmachen von Früchten. Während der Weinlese wird in manchen Theilen der Kapkolonie Most anstatt der Hefe zur Bereitung von Rosinenkuchen und ähnlichem vom Landvolk gebraucht. Ein alter holländischer Kuchen heißt „Koesisters" und besteht aus Mehl, Zucker, Gewürzen, Eiern, Butter und Hefe. Die Kuchen werden in Syrup getaucht und getrocknet und halten sich Monate lang. Der „Honing Koek" entspricht unserm Honigkuchen; er ist sehr süß und hat Branntweingeschmack. „Mebos" ist eine sehr beliebte Bereitung von getrockneten und gesalzenen Aprikosen. Sie werden an der heißen Sonne getrocknet, dann platt gedrückt und der Stein entfernt, kristallisirter Zucker und Salz darüber gestreut, und die Frucht dann zum Wintergebrauch aufbewahrt. Viele Leute behaupten, daß „Mebos" ein wirksames Mittel gegen Seekrankheit ist. „Rys Kluitjes" sind Reisklöße, die gewöhnlich mit starken Gewürzen und ungekochtem Rinderpökelfleisch gegessen werden Eine schmackhafte Hühnerpastete heißt „Oudewetse pastei". Es ist ein Gericht aus Gewürz, Zwiebeln, Wein, Zitronen, Eiern und Schinken, das bei den Buren sehr beliebt ist. Eine typische Speise der Buren, „Safaties" oder „Kabobs", ist wahrscheinlich malaischen Ursprungs. Eine Hammelkeule wird in Würfelchen geschnitten, geröstet, mit Curry, dem Lieblingsgewürz bestreut, und dann gebraten. „Swartzuir" wird aus Hammelrippchen mit Gewürz und Datteln gemacht; alte Rezepte empfehlen statt der Datteln das Blut einer Ente. „Brood Kluitjes" sind Brotklöße, die mit Suppe oder geschmorten Hühnchen servirt werden. „Boontjes bredee" ist ein getrocknetes Bohnengericht. „Gesmoorde hoender" sind Hühnchen, die mit Zwiebeln, Gewürz und Schoten vom Cayennepfeffer gebraten werden. Das echte Burengericht aber ist „Biltong", der Mundvorrath der Buren auf dem Feld und die nahrhafteste Art von getrocknetem Fleisch oder Wild. Es wird aus der Hinterkeule genommen, vom Schenkelknochen bis zum Kniegelenk, es wird gesalzen, mit Salpeter bestreut und in Sonne und Wind getrocknet.

— Die Lydditbomben, gegen deren Verwendung im Burenkriege General Joubert erfolglos Einspruch erhob, wurden zuerst im letzten Sudanfeldzuge erprobt, indem die Engländer in der Schlacht von Omdurman durch eine Beschießung der Stadt mit den neuen Bomben das Gefecht eröffneten. Ueber die Wirkung der Geschosse schrieb damals der bekannte englische Kriegskorrespondent Dr. Bennet Burleigh: „Die Lyddítebomben werden aus fünfzölligen Haubitzen gefeuert und es wurden sechs Projektile von je 50 Pfund Gewicht um das Grab des Mahdi und das Quartier des Kalifen geworfen. Wo sie einschlugen, brach, wie aus einem Vulkan, eine Feuersäule empor, über der Wolken von Staub und Steinen sich bildeten." Die Lyddítebombe ist, so schreibt die „Voss. Ztg.", die gefährlichste Bombe, die jemals im Kriege angewendet wurde, die Gase, die sich nach ihrer Explosion bilden, sind überaus giftig und lebensgefährlich. Wenn eine solche Bombe zum Platzen gebracht wird, so tödtet sie durch die ungeheure Erschütterung auf einen Umkreis von hundert Meter Radius alles Lebende. Gegen Panzer sind Lydditegranaten ziemlich wirkungslos, da sie durch die Gewalt der Explosion vollständig pulverisirt werden, ehe sie Zeit haben, einzudringen. Dagegen sind sie zur Zerstörung leichterer Widerstände, wie sie Städte und schwache Verschanzungen bieten, wie geschaffen. Die Lydditekanonen, die nach dem Kap abgegangen sind, sind jeder artilleristischen Waffe der Buren überlegen. Bis jetzt sind 34 Lydditegeschütze am Kap gelandet worden. Die Verwendung dieser Geschosse im Krieg gegen Weiße und Christen beweist, wie wenig man von der Menschenliebe und Gesittung der Engländer zu halten hat und welche Vorstellung dieses höchst kirchlich gesinnte Volk vom Christenthum hat.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 265 | Dienstag, den 21. November. | 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wieder und wieder ertönten da draußen die Fanfaren, Anna riß sich weinend los aus dem Armen ihrer Julie. Sie hatte vergebens es sich als Gnade erfleht, Julie von Mengden mit sich nehmen zu dürfen, Elisabeth hatte es verweigert, und damit war das Urtheil der Freundin gesprochen, das wußte sie, und Anna wußte es, gleich ihr.

Sie hielten sich zum Letzten-, Letztenmale umschlungen, Anna weinte heiße Thränen, aber Julie blieb ruhig, sie lächelte sogar!

„Mögen sie mich immer nach Sibirien schleppen," sagte sie, „mein Herz wird warm bleiben unter dieser sibirischen Kälte, und dieses freudige Glück, Dich und die Deinen gerettet zu wissen, das können sie doch mir nicht entreißen, das müssen sie mir lassen, und das wird mir ein Talisman sein gegen alles Mißgeschick der Welt."

„Aber ich," fuhr Anna traurig fort, „werde ich nicht immer daran denken müssen, daß ich es bin, die Dich unglücklich gemacht hat? Ist es nicht, weil Du mich liebst, daß man Dich verdammt, weil Du mir treu warst, daß man Dich schuldig findet! O mein Gott, verdient denn die Liebe so harte Strafe!"

„Die Strafe geht vorüber, aber die Liebe bleibt" sagte Julie ruhig. „Das soll immer mein Trost sein"

„Und auch der meine!" seufzte Anna.

„Du wirst dessen nicht bedürfen!" lächelte Julie. „Du mindestens wirst glücklich sein!"

Anna seufzte wieder und ihre Wange erbleichte. Ein finsteres, entsetzliches Bild tauchte in ihrer Seele empor, und in sich zusammenschaudernd, flüsterte sie: „Ach, ich wollte, wir wären erst über die russische Grenze hinaus, denn dann erst sind wir frei!"

„So laß uns eilen, fortzukommen, sagte Prinz Ulrich, einmal den Schlitten bestiegen, bringt jede Minute uns der Freiheit näher und dem Glück! Höre nur, wie die Hörner uns rufen, Anna, sie rufen uns nach Deutschland! Komm, nimm Deinen Sohn, hülle ihn fest in Deinen Pelz ein, und nun laß uns eilen, fort, fort von hier!"

Und der Prinz legte den kleinen Iwan in die Arme seiner Gemahlin, und zog die Widerstrebende, immer nach Julie Hinblickende mit sich fort.

„Lebe wohl, lebe wohl, meine Julie!" rief Anna, als sie den Schlitten bestieg.

„Lebe wohl!" hallte es wie leiser Geisterhauch aus dem Palast zu ihr zurück.

Anna drückte schaudernd ihr Kind an ihren Busen und blickte angstvoll fragend auf ihren Gemahl, der sich neben sie gesetzt. „Ruhig, ruhig, es wird Alles gut werden!" sagte dieser lächelnd.

Die Postillone bliesen, ide Pferde zogen an, lustig tönte das Geläute ihrer silbernen Glocken, mit leisem Pfeifen flog der Schlitten über den Schnee dahin! Er trug einen gestürzten Kaiser mit seiner entthronten Familie von dannen!

Rasch flog er durch die Straßen dahin, dieser reich beladene Schlitten, — hinter ihm her aber zog ein Trupp bewaffneter, grimmig blickender Soldaten, unheilsvollen Raben gleich, welche der ihnen sicher verfallenen Beute folgen!

Um dieselbe Stunde zog ein anderer Trupp Bewaffneter durch die Straßen Petersburgs. Sie umgaben mit gezogenen Degen zwei dicht verhüllte Schlitten, deren geheimnißvolles Innere Niemand zu erspähen vermochte! An derselben Pforte, von welcher soeben der Schlitten der gestürzten Kaiserfamilie abgefahren, machte der Zug Halt. In dichten Reihen umstellten die Soldaten den Schlitten, Niemand der vorüberkam, sollte diejenigen erblicken, welche soeben die Schlitten verließen!

Aber diese Vorsicht der Soldaten, sie wäre unnöthig gewesen, Niemand wollte sie sehen, diese Armen, Jeder blickte scheu und angstvoll bei Seite, um das Entsetzliche nicht anzuschauen, und nicht selber schuldig befunden zu werden, weil man Diejenigen gesehen, deren Namen mit dem Bannfluche der Ungnade belastet waren. Aber ob man auch nicht hinschaute, es kannte doch Jeder diese Verurtheilten, ob man auch einander es nicht zu erzählen wagte, es wußte doch Jeder, und sagte es mit

zitterndem Schmerz es zu sich selber: „Dort werden Münnich und Ostermann zu Gericht geführt!“

Münnich und Ostermann die treuen Diener Zar Peters des Großen, Münnich, welchen Prinz. Eugen „seinen geliebten Zögling“ genannt, Ostermann, von welchem der sterbende Zar Peter bekannt, daß er ihn nie über ein Unrecht ertappt, daß er der allein redliche Staatsdiener in Rußland sei, Münnich und Ostermann, diese beiden größten Staatsmänner, denen Rußland zumeist dasjenige verdankte, was ihm von Sitte und Kultur geworden, man stellte sie jetzt als Hochverräther vor eine Kommission, die den Auftrag hatte, sie schuldig zu finden und zu strafen. Man wollte sich ihrer entledigen, denn man fürchtete sie, und daß man sie fürchtete, schon das ward ihnen als todeswürdiges Verbrechen angerechnet!

Muthig und fest standen sie vor ihren Richtern. In dieser Stunde hatte der alte Ostermann seine Krankheit abgeschüttelt und das Schild seiner Leiden von sich geworfen! Er wollte sich nicht verschanzen hinter seinem Alter und seinem Siechthum, er wollte ein Mann sein, und die unbewaffnete Brust wollte er muthig den Mordwaffen seiner Feinde darbieten!

Denn daß er verloren war, das wußte er! Ein einziger Blick auf seine Richter hatte ihn dessen gewiß gemacht, und von diesem Moment an stand ein ruhiges, gleichmäßiges Lächeln auf seinen Zügen, ein unveränderter Ausdruck des Spottes. Mit ironischer Neugierde folgte er seinen Richtern durch dieses Labyrinth kluggestellter, verfänglicher Fragen, in welchem sie ihn zu verwickeln hofften, zuweilen gab er sich gleichsam zu seiner eigenen Erheiterung das Ansehen, als ginge er gutwillig hinein in das Netz ihrer Fragen, bis er dann endlich mit einem kühnen Seitensprung ihr ganzes Gewebe zeriß, und laut auflachend die Richter verhöhnte, die nicht vermochten, ihn schuldig zu finden!

Man klagte ihn an, durch seine Kabalen allein nach dem Tode Katharina's die Thronerhebung der Herzogin Anna von Kurland bewirkt zu haben! Und doch wußte man sehr wohl, daß Ostermann gerade damals, um jedes Einmischen in die Staatsangelegenheiten zu vermeiden, sich Wochen lang krank gestellt! Man beschuldigte ihn das Testament Katharina's unterschlagen zu haben, und doch war dies Testament in allen offiziellen Blättern mitgetheilt worden!

Ostermann lachte laut über all diese kindischen Beschuldigungen.

„Ach, sagte er, „ich sollte nur an Eurer Stelle sitzen, und Ihr mir alle als unschuldig Angeklagte gegenüber stehen, mein Wort darauf ,ich wollte Euch so in Fragen und Antworten verwickeln, daß Ihr Euch selber müßtet Alle schuldig erklären! Aber Ihr versteht nicht zu fragen und der alte Ostermann ist ein schlauer Fuchs, der sich nicht so leicht fangen läßt! Das Beste wird daher sein, Ihr erklärt mich des Verbrechens schuldig, kein Verbrecher zu sein, denn da Eure Kaiserin befohlen hat, daß ich schuldig sei, so ist es allerdings ein todeswürdiges Verbrechen von mir, nicht schuldig zu sein!“

„Ihr wagt es, unsere Kaiserin zu verhöhnen!“ rief einer der Richter.

„Aha,“ sagte Ostermann lachend, „da habe ich Euch eine Lockspeise hingeworfen, und Ihr guten richterlichen Fische beißt auch richtig an! Recht so, jetzt seid Ihr auf gutem Wege! Nur weiter, weiter, ich will Euch schon helfen, mich schuldig zu finden, und wär's auch nur des einfachen Hochverraths. Der Gnade Eurer Kaiserin bleibt es ja alsdann noch überlassen, mich des dreifachen Hochverraths als überwiesen zu erklären! Nur weiter, weiter!“

Aber weniger sarkastisch und heiter zeigte sich Münnich seinen Richtern gegenüber. Dieses ewige Fragen, dieses Herumzerren in Kleinlichkeiten ermüdete ihn endlich. Er ward es überdrüssig, fortwährend diese lächerlichen Beschuldigungen die man ihm machte, zu widerlegen, diese Richter von seiner Unschuld zu überführen, und durch die Beweise derselben sie zu beschämen.

„Laßt es endlich genug sein,“ sagte er nach stundenlanger, vergeblicher Arbeit seiner Richter, „Ihr seht, so kommt Ihr nicht zum Ziel! Ich will Euch ein besseres und sicheres Mittel vorschlagen. Schreibt Eure Fragen nieder und fügt bei jeder die Antwort hinzu, welche Ihr wollt, daß ich geben soll, ich werde dann das ganze Protokoll unterzeichnen und es für echt erklären.“

„Ist das Euer Ernst?“ fragten die Richter freudig.

„Mein voller Ernst!“ erwiderte Münnich stolz.

Man war schamlos genug, sein Anerbieten anzunehmen, man beschwerte ihn nicht mehr mit Fragen, sondern man schrieb in das Protokoll hinein solche Antworten, wie sie dem Zwecke der Richter entsprachen.

In diesen Antworten erklärte sich Münnich aller der Verbrechen schuldig, deren man ihn anklagte, enthüllte er sich selber als ein gefährlicher Hochverräther, der todeswürdigsten Verbrechen überführt.

Als man mit dieser kunstvollen Arbeit zu Ende war, reichte man Münich die Feder dar, um zu unterschreiben.

Er nahm sie ruhig an, und indem er unterschrieb, sagte er mit einem verächtlichen Lächeln: „Nun, habe ich nicht Recht gehabt? Auf diese Art ist es Euch leicht geworden, einen ganz respektablen Verbrecher aus mir zu machen, und ich habe dabei nur die ganz kleine Mühe des Unterzeichnens gehabt! Ich danke Euch für diese Schonung, meine Herren!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Peter Lornsen sagt kein Wort; er wälzte in seinem schwerfälligen Geiste das Für und Wider der hier auftauchenden Gewissensfrage hin und her und konnte mit seinen einfachen Sophismen über die Alternative: Recht und Unrecht? nicht so geschwind hinwegkommen, wies es einem leichtlebig veranlagten Kopfe möglich gewesen wäre.

„Du hast gehört, wie es mir gegangen ist,“ sagte er, nachdem Beide eine lange Weile schweigend dagesessen hatten. „Ich habe auf der Reise nur Böses gesehen und Unglück erlebt; und ich habe immer gemeint, es wäre von wegen der Edith gewesen.“

„Und jetzt bist Du wieder hier.“

„Und jetzt bin ich wieder hier,“ sprach Lornsen mechanisch nach. Das war ein Argument, auf das er keine Antwort fand. Irgendwo in der Rechnung, das fühlte er, mußte ein Loch sein, wenn er nur gewußt hätte, wo. Die einfache Thatsache, daß der christliche Glaube von einer Sühne des Unrechts auf Erden im Sinne des jüdischen Dogmas nichts weiß, hätte ihm aus der Verlegenheit helfen können —, aber er kannte sie so wenig, wie Millionen rechtgläubiger Christen sie kennen.

Den ganzen Abend schlug er sich mit diesen Zweifeln herum. Einmal fragte er: „Wann ist denn unser alter Pastor gestorben?“

„Bald nach Deiner Abreise,“ antwortete Stina. „Und dann kam ein ganz junger Kandidat, der blieb einige Jahre — und dann — schau, Alter, das hätte ich Dir längst erzählen sollen — dann kam unser guter Pastor Holmfeld her.“

„Was —, der aus Hvidding?“

„Eben der — Du erinnerst Dich?“

„Freilich — freilich.“

„Und sein Sohn, der auch Pastor werden will, hat unsere Edith nach Hamburg begleitet.

„Der weiß ja nichts.“ Er verstummte, aber Stina sah, daß diese Nachrichten ein neues Element in seine Gedanken gebracht hatten.

Am andern Morgen sagte Lornsen zu seiner Frau: „Ich will thun, was wir thun müssen. Das Geld soll nach unserem Tode die Armuth haben. Wir haben keine Kinder, und die Edith braucht's nicht. Dann ist das eine Unrecht gut gemacht — und was das andere betrifft — Edith steht Niemand im Wege.“

Er setzte seinen Hut auf, nahm den Stock und ging. Stina widersprach nicht. Verwandte hatten sie nicht, also konnte es ihr gleichgiltig sein, wer nach ihrem Tode ihr Erbe bekam. Und da dieser Ausweg ihren Mann beruhigte, so schien er ihr der klügste.

Pastor Holmfeld saß in seinem Arbeitszimmer und schrieb an seiner Predigt für den nächsten Sonntag, als Peter Lornsen zu ihm kam; zu dem Geistlichen hatten alle Mitglieder seiner Gemeinde jederzeit Zutritt, und da es ein nüchtern denkendes, jeder theologischen Abstraktion und Spekulation abgeneigtes Völkchen war, das unter seinem Hirtenstabe lebte, so wurde diese Freiheit nicht mißbraucht.

Holmfeld hatte schon von seiner alten Köchin die Kunde von Lornsens Heimkehr erfahren; als er daher den Seemann eintreten sah, ging er ihm entgegen, reichte ihm beide Hände und sagte herzlich: „Seid willkommen daheim, Lornsen. Das freut mich, daß Ihr da seid. Und ich danke Euch, daß Ihr mich nicht vergessen habt. Setzt Euch!“

Lornsen setzte sich. „Ja, Ehrwürden,“ sagte er, „wie sollte ich den Herrn Pastor Holmfeld vergessen haben? Wissen Sie nicht, daß die Stina und ich das erste Paar gewesen sind, das Sie eingesegnet haben? Das war in Hvidding, wo die Stina zu Hause ist — wir gingen dann in meine Heimath Wittenaes, und lange Jahre danach sind Sie auch dahin gekommen. Nun sehen wir uns als alte Leute wieder — damals in Hvidding waren Sie noch ein junger Mann.“

„Ja, wie die Zeit vergeht, Lornsen! Ihr seid grau und ich bin weiß geworden! Aber die Welt wird imer wieder jung — noch ein Jährchen, zwei — dann ist Dirk so alt, wie ich damals war, als ich nach Hvidding kam.“

„Der Herr Dirk ist doch wohl?“

Eine kleine Wolke verdüsterte einen kleinen Augenblick Holmfelds freundliches Greisenantlitz. „Ja, es geht ihm wohl,“ antwortete er. „Aber er ist nicht hier — er ist in Kopenhagen am Konservatorium für Musik.“

Lornsen machte große Augen. „So, er lernt Musik?“ fragte er höchlich verwundert.

„Ich hatte gehofft, daß er hier einmal nach mir Gottes Wort verkündigen sollte —, aber seine Seele steckt in der Geige; nun, wer dem Herrn nicht freudigen Herzens dienen kann, der soll davon bleiben. Wir müssen uns in die Dinge fügen, wie viel mehr in die Menschen.“

„Lassen Sie's man gut sein Herr Pastor,“ bemerkte Lornsen treuherzig. „Ein guter Geiger ist besser als ein schlechter Geistlicher.“

Holmfeld lachte. „Es ist schon so, Lornsen. Aber nun erzählt mal, wie es Euch gegangen ist. Ich habe da so erstaunliche Dinge von Euren Abenteuern gehört, daß ich sie gar nicht glauben wollte. Ist es wahr, daß Ihr lange Zeit unter den Eskimos am Nordpol gelebt habt?“

„Nicht am Nordpol, Ehrwürden, aber nicht weit

davon.“ Und Lornsen gab dem Geistlichen kurzen Bericht über Alles, was ihm zugestoßen war.

Holmfeld hörte mit größter Spannung und Aufmerksamkeit zu; konnte er sich ein prächtigeres Thema für eine seiner nächsten Predigten wünschen als diese einem Wunder gleichkommende Rettung eines seiner Beichtkinder?

„Ja, Lornsen, das sind ja wunderbare Wege, die Euch Gottes Vorsehung geführt hat,“ sagte er. „Ihr habt wahrlich Ursache, dem Allmächtigen dankbar zu sein.“

Lornsens Augen leuchteten auf; hier hatte er endlich die richtige Einleitung zu dem gefunden, was er eigentlich bei dem Geistlichen anbringen wollte. „Ich bin auch dankbar,“ antwortete er. „Aber damit ist wenig gethan und ich möchte meine Dankbarkeit auf eine Art bezeigen, daß es etwas mehr wäre, als bloße Worte. Dazu möchte ich Sie um Ihren Rath bitten, Herr Pastor.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wie man vor 50 Jahren von Westfalen nach Ostpreußen fuhr. Heute saust man in 20 Stunden für etwa 50 Mark von Paderborn nach Königsberg, und Pessimisten klagen über die Umständlichkeit und Beschwerden dieser Reise; noch mehr über ihre Eintönigkeit, zumal im ostelbischen Plattland. Wäre die Erinnerung an die Zeiten, wo die Eisenbahn nur diesseits Berlin die Postkutsche zum Theil verdrängt hatte, nicht schon so sehr bei einer Generation verblaßt, die der Lösung des Problems des lenkbaren Luftschiffes nahe zu sein glaubt, man würde mit der Eisenbahn zufrieden sein. Um die Erinnerung an Reisen in Väterzeiten etwas aufzufrischen, wollen wir ein junges Ehepaar begleiten, das 1850 von Paderborn nach Seeburg, einem Städtchen im Ermlande, fuhr. Die Post brachte es von der Pader nach Bielefeld. Hier bestieg es die Bahn und traf nach 27stündiger Fahrt in Berlin ein. Weiter nach dem Osten gab es keine Bahn; man wandte sich deshalb, um sie zu benützen, nordwärts, nach Stettin. Sie trug die Reisenden noch bis Woldenberg. Hier trat der Postkasten in seine unbeschränkten Rechte. Wenn er recht groß war, hatte er vorn ein offenes Koupee für den Kondukteur und zwei Passagiere. Da es schönes Sommerwetter war, saß es sich recht angenehm darin. Der Postillon thronte auf hohem Bock und lenkte von dort aus seine vier Pferde. In der Nacht schlief er aber lieber und überließ diese sich selbst. Sie gingen ruhig ihren bestimmten Gang, der auf kurze Strecken sich zum Trab entwickelte, aber nur auf der Chaussee. In Westpreußen gab's auch diese nicht. Im langsamen Tempo quälte man sich auf den sandigen Wegen vorwärts. Staub und Hitze machten die Fahrt, besonders in der Tuchler-Haide, zu einer qualvollen Anstrengung, von der die heutigen D-Zügler keine Ahnung haben. Wenn dann der Postkasten mal hielt und die Insassen aus ihm herauskletterten und auf der Erde standen mit inneren Emotionen, die der Seekrankheit sehr ähnlich waren, gab's ein Dehnen und Strecken der Gliedmaßen, das nicht schön war. In Elbing bestieg man das Schiff, um nach Königsberg zu fahren. Von dort benutzte man bis nach Seeburg wieder den Postwagen. Die Fahrt von Woldenberg bis ins Ermland hatte vier Tage und drei Nächte gedauert, die ganze Fahrt von Paderborn nach Seeburg 123 Stunden. Sie kostete für zwei Personen 279 Mark, ohne die Ausgabe für Logis, Unterhalt und Gepäck, die besonders für das Letztere außerordentlich hoch waren.

10000 Mark für eine einzige Blume zu zahlen, dem bietet englischen Aristokraten keine Schwierigkeiten und ein solcher Fall steht durchaus nicht vereinzelt da. Das Exemplar, das diesen Preis erreicht, ist selbstverständlich dann auch ein Original, zu dessen Pflege oftmals Jahre verwendet wurden, um es zu einer solchen Seltenheit zu kultiviren. Diese fast leidenschaftliche Vorliebe für Blumen hat sich nach einer uns zugegangenen diesbezüglichen Mittheilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz auch auf die Amerikaner übertragen, die bemüht sind, auch dem Volke diese Vorliebe „einzupflanzen“; das beweisen die großartig angelegten botanischen Gärten Amerikas, von denen der hervorragendste der im Staate Missouri sein dürfte. Dieser Garten besitzt gegenwärtig eine Sammlung von 8000 verschiedenen Gattungen, von denen namentlich die 462 Cycleenarten einzig dastehen dürften. Ferner weist dieser Garten 169 Farrenkräuterarten auf, denen sich 548 Orchideen verschiedener Gattung würdig zur Seite stellen. An Gemüse und Hülsenfrüchten weist der Garten 1016 verschiedene Sorten auf usw. Was die Pflanzensammlung betrifft, so enthält dieselbe nicht weniger als 307 460 Spezialitäten.

— Brauchbar. Freund: „Dein neuer Gehülfe ist wohl recht tüchtig?“ Weinhändler: „Freilich; dem gelingen die ältesten Jahrgänge.“

— Merkwürdig. Vater: „Also, der junge Mann will Dich heirathen?“ — Tochter: „Ja!“ — Vater: „Weißt Du, was er für ein Einkommen hat?“ — Tochter: „Nein, aber das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen!“ — Vater: „Was denn?“ — Tochter: „Dasselbe hat mich Arthur betreffs Deines Einkommens gefragt.“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 266. Mittwoch, den 22. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Schnell und entscheidend wie das Verhör erfolgte auch das Urtheil. Ostermann ward zum Rade, Münnich zu der Strafe des Viertheilens, die beiden Minister Löwenwold und Golovkin zum Beil verurtheilt.

Aber Elisabeth hatte ihrem Volk geschworen Niemand mit dem Tode zu bestrafen, sie mußte sich dessen erinnert, und sie that es. Sie begnadigte die Verurtheilten, indem sie dieselben, und mit ihnen Julie von Mengden, für die Dauer ihres Lebens nach Sibirien sandte. Welch eine Gnade, und selbst diese Gnade, sie ward Ostermann erst mitgetheilt, nachdem man seine alten Glieder schon auf das Rad geflochten, und schon im Begriff war, ihn zu vernichten!

Aber selbst in diesem ungeheuren Moment verlor Graf Ostermann seine heldenmüthige Kaltblütigkeit nicht.

„Ich war überzeugt, daß es so kommen würde!" sagte er gleichmüthig, indem er ruhig seine losgeschnürten Füße streckte, „diese Kaiserin Elisabeth hat nicht einmal den Muth, ihren Schwur zu brechen, und einige Köpfe abzuhacken! Schade, schade! Auf dem Rade wäre mir vielleicht ein wenig warm geworden, in Sibirien werde ich fürchterlich frieren!"

Elisabeth hatte von einem Fenster ihres Schlosses aus den Vorbereitungen zu diesen Scheinhinrichtungen zugeschaut, und da sie wußte, daß sie ja zuletzt begnadigt würden, hatte sie der feierliche Ernst und die Todesschauer der Verurtheilten sehr belustigt, sehr amüsirt. Es war eine sehr unterhaltende Stunde, welche sie da neben ihren Freunden an diesem Fenster verlebte, und die komischen Gesichter des alten Ostermann, die stolze Gravität des Grafen Münnich, die gefalteten Hände und die himmelwärts gerichteten Blicke Golovkin's und Löwenwold's hatten sie oft lachen gemacht, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Ja, in der That, das hat mich sehr amüsirt! Aber sagt mir, Lestocq, wohin führt man jetzt den alten Grafen Ostermann?"

„In den nördlichsten Theil Sibiriens!" sagte Lestocq ruhig.

„Armer Greis," seufzte Elisabeth, es ist sehr traurig für ihn, seine letzten Lebensjahre so unter Qual und Entbehrung hinzubringen!"

Lestocq schien ihre letzten Worte nicht gehört zu haben, und fuhr lachend fort: „für Münnich habe ich mir einen eigenen Spaß ersonnen!"

„Ach, einen Spaß!" rief Elisabeth schnell erheitert. „Laßt hören, Ihr wißt, ich liebe die Späße, das erheitert so sehr! Schnell also laßt uns hören!"

„Majestät entsinnen sich vielleicht dieses Herrn Biron von Kurland," sagte Lestocq. „Graf Münnich hat, wie ihr wißt, ihn gestürzt und Anna Leopoldowna statt seiner zur Regentschaft gebracht. Biron lebt seitdem in Sibirien in Pelym, und zwar in einem Hause, zu welchem Graf Münnich selber die Zeichnung entworfen, und dessen Zimmer so niedrig sind, daß der arme Biron, welcher gerade so groß ist, wie Münnich, niemals aufrecht darin stehen kann! Der gute Münnich, er war dem Herrn Biron sehr gewogen, und ersann daher aus purer Freundschaft dieses Mittel, das den armen Biron zu jeder Stunde an den Baumeister seines Hauses, an seinen Freund Münnich, erinnern mußte!"

„Ach, Ihr verspracht uns einen Spaß, und Ihr erzählt uns da eine alte, längst bekannte Geschichte!" unterbrach ihn die Kaiserin gähnend.

„Jetzt kommt der Spaß!" fuhr Lestocq fort. „Wir haben den Herrn Biron jetzt in eine andere Kolonie versetzt, und der Herr Münnich wird zu Pelym das von ihm so poetisch ersonnene Lustschloß seines Freundes Biron bewohnen."

„Ach, das ist allerliebst in der That!" rief Elisabeth, in ihre kleinen Hände klatschend. „Wie der Herr Münnich jetzt sich selber verwünschen wird über seine Grausamkeit, die ihm jetzt selber zu Gute kommt. Das ist sehr witzig von Euch, Herr Lestocq, sehr zum Lachen, nicht wahr, Alexis? Aber mein Gott, Ihr lacht ja nicht, Alexis! Ihr blickt mich traurig an? Was fehlt Euch?"

Alexis Razumovsky warf sich vor ihr auf die Kniee

nieder, und die gefalteten Hände flehend zu ihr emporgehoben, sagte er:

„Elisabeth, unsere Kaiserin, habt Erbarmen mit unserer Angst und unserer Sorge um Euch, laßt uns nicht ewig um Euch zittern! Gönnt uns die Glückseligkeit, Euch ungefährdet, unbedroht in Eurer Herrlichkeit und Größe wandeln zu sehen! O Elisabeth, erhört die Bitte Eurer treuen Knechte, laßt diese Anna Leopoldowna nicht frei die Grenzen Eures Reiches überschreiten, laßt Eure Todfeinde nicht von dannen ziehen!"

„Erhört seine Bitte," rief Lestocq, neben Alexis niederknieend, „es ist Weisheit in seinen Worten, hört auf ihn, und nicht auf Euer eigenes, allzu großmüthiges Herz! Laßt Eure Feinde nicht von dannen ziehen, sondern bemächtigt Euch ihrer, so lange sie noch in Eurer Gewalt sind!"

„Nun ja doch, ja," sagte Elisabeth, „da es kein anderes Mittel gibt, Euch wieder heiter und glücklich zu machen, so werde ich mich wohl entschließen müssen, Eure Bitte zu erfüllen und Eure Feinde nicht entkommen zu lassen, wenn es nämlich noch möglich ist, sie zu halten."

„Sie sind in sehr kleinen Tagmärschen gereist, und werden jetzt kaum in Riga angelangt sein, wo sie mehrere Tage rasten sollen," sagte Lestocq. „Es wird also noch Zeit sein, ihnen einen Kurier nachzusenden mit Eurem Gegenbefehl!"

„Und das muß sogleich geschehen!" rief Alexis, „in dieser Stunde noch wird meine gnadenvolle, gütige Kaiserin den Verhaftsbefehl für Anna Leopoldowna wie für ihren Gemahl und Sohn unterzeichnen!"

„Schon wieder unterzeichnen!" seufzte Elisabeth. „Gott, wie Ihr mich plagt mit diesem ewigen Arbeiten und Unterschreiben! Wird denn das niemals ein Ende nehmen? Ich fange schon an, meinen Namen zu hassen, weil ich ihn so oft unter Eure alten häßlichen Aktenstücke setzen muß! Warum mir der Kaiser, mein in Gott ruhender Herr Vater, auch einen so langen Namen geben mußte! Ich würde jetzt nur halb so viel Arbeit haben, wenn ich einen kürzeren Namen führte!"

Aber trotz ihrer Klagen unterschrieb Elisabeth dennoch eine Viertelstunde später den Befehl, die Regentin mit ihrem Gemahl und Sohn gefangen zu nehmen, und sie vorläufig auf die Zitadelle in Riga einzuschließen!

Lestocq nahm den Verhaftsbefehl, und entfernte sich, um eiligst einen Kurier damit abzufertigen.

Sie hatten sie endlich erreicht, die Grenze dieses gefürchteten, unheilvollen russischen Reiches, sie durften nun nicht mehr zagen, nicht mehr angstvoll und ängstlich lauschend um sich blicken, nur eine kurze Viertelstunde noch, und diese Grenze ist überschritten und sie sind frei.

Vor einem kleinen Wirthshause unweit der Grenze haben sie Halt gemacht. Dort sollen die Pferde gewechselt werden, dort wollen die begleitenden Soldaten sich zum letzten Male, ehe sie die Grenze überschreiten, an russischem Branntwein erlaben!

Anna ist mit ihrem Gemahl in dem Schlitten geblieben. Sie hält ihren Sohn in ihren Armen, sie drückt ihn fest an ihre Brust, voll jauchzender Mutterfreude, denn jetzt ist er gerettet, dieser arme kleine Kaiser, jetzt hat Anna nicht mehr zu fürchten, daß sie den Sohn von ihrer Brust reißen, er ist gerettet, er gehört ihr, sie darf sich seiner süßen Kinderschönheit in glückbewußter Sicherheit erfreuen.

Sie hat die Vorhänge, welche den Schlitten wärmend umhüllen, zurückgeschlagen. Sie fühlt keine Kälte, sie schaut mit freudestrahlenden Blicken vorwärts, hinüber in dieses gesegnete Land jenseits der Grenze! Dort, wo auf hoher Stange das russische Banner hoch in den Lüften flattert, dort beginnt für sie die Freiheit und das Glück, dort wird sie ihre Jugend und ihre Mädchenträume, ihre Heiterkeit und ihre Lust wiederfinden, dort ist die Freiheit, die goldene, himmlische Freiheit.

Sie ist so glücklich in diesem Moment, daß sie Alles lieben, Jedem sich freundlich zeigen muß.

„O mein Gemahl," flüsterte sie leise, mit überströmenden Augen, „sieh dorthin, dort drüben! Da ist unsere Zukunft, dahin wollen wir gehen und unser Glück suchen! Vielleicht finden wir es noch. Sieh ihn nur an, Deinen Sohn, wie schön er ist!"

Prinz Ulrichs Augen füllten sich mit Thränen, in sich erlebte er einen Moment des reinsten, seligsten Glückes. Er drückte einen Kuß auf die Stirn seiner Gattin und nannte sie leise mit zärtlichen Liebesnamen.

Das Kind war erwacht und schaute von Anna's Busen lächelnd zu seinen Eltern empor. Anna hob den kleinen Iwan in die Höhe.

„Schaue dorthin, mein Sohn," sagte sie, „dort bist Du nicht mehr Kaiser, aber Du wirst das Recht haben, ein freier und glücklicher Mensch zu sein! Dort harrt Deiner keine Krone, aber die Freiheit, und die ist mehr werth, als alle Kronen der Erde!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Fortsetzung.)

„Laßt hören, was Ihr vorhabt, Lornsen," entgegnete Holmfeld. „Das ist ein löblicher Gedanke von Euch."

„Wir sind allein, die Stina und ich," begann Lorn-

sen. „Und wenn wir sterben, ist Niemand da, der auf unser bischen Geld Anspruch erheben könnte. Da habe ich gemeint, ich wollte, was da ist, zu guten Zwecken vermachen. Und da können Sie mir mit Rath zur Hand gehen."

„Gern, lieber Lornsen. Wie viel wollt Ihr denn vermachen?"

„Es werden so an 25 000 Rigsdaler sein — etwas mehr — etwas weniger —"

„Was tausend, so viel?" rief Holmfeld erstaunt. „Ich habe nie gedacht daß Ihr so wohlhabend wäret."

Lornsen war dunkelroth geworden und in Holmfeld stieg eine Ahnung auf, daß das beabsichtigte Vermächtniß weniger die Lösung einer Dankesschuld als die Sühne eines Unrechts sein sollte. Seine Gemeinde hatte früher im Rufe arger Strandräuberei gestanden, dabei mochte Lornsen nicht unbetheiligt gewesen sein. Aber von diesem Argwohn erwähnte er nichts, das hätte den alten Friesen nur kopfscheu gemacht.

„Ich habe gedacht, wenn man vielleicht eine neue Orgel für die Kirche," sagte Lornsen, aber der Pastor unterbrach ihn:

„Nein, nichts da, Lornsen! Was würden die Leute von mir sagen, wenn man ein solches Vermächtniß in Eurem Testament fände! Die alte Orgel taugt nicht viel, aber für Euren Gesang ist sie noch lange gut genug. Ich will Euch was Besseres vorschlagen: Nehmt einen Theil, so ungefähr 5000 Rigsdaler zu verschiedenen kleinen Legaten, und den Rest, damit es doch was ausmacht, den gebt der Kasse für Seemannswittwen und -Waisen in Jütland."

Lornsen zog ein Taschenbuch hervor und notirte, was der Pastor ihm sagte. Sie sprachen noch eine gute Weile miteinander, und als Lornsen sich endlich mit kräftigem Händedruck von dem Geistlichen verabschiedete, war er über alle Einzelheiten des von ihm zu machenden Testamentes im Reinen. Er war schon an der Thür, als ihm einfiel, daß er noch eine Pflicht der Höflichkeit vergessen habe. „Wenn der Herr Pastor an Herrn Dirk schreiben, so bitte ich, ihn schönstens von mir zu grüßen," sagte er, stehen bleibend.

„Danke, das soll geschehen," antwortete Holmfeld. „Es thut mir leid, daß Sie ihn nicht getroffen haben. Er hätte Ihnen noch viel von Edith erzählen können, die er nach Hamburg zu ihren Cousinen begleitet hat."

„Zu ihren Cousinen?" Lornsen mußte sich bücken, um Hut und Stock aufzunehmen die ihm hingefallen waren.

„Ja die beiden Fräulein Scudamore — das sind doch ihre Cousinen — die Töchter des Bruders ihrer Mutter . . ."

„Freilich — freilich," stotterte Lornsen. „Daran dachte ich eben nicht. Ja, ja — das sind ja ihre Cousinen. Natürlich."

Und er ging hinaus, während der Pastor sich kopfschüttelnd an seinen Tisch setzte. „Etwas wunderlich ist er geworden, der gute Lornsen," brummte er. „Ob das seine Abenteuer gethan haben? Oder die Kälte? Hm — hm."

Lornsen wußte kaum, wie er nach Hause kam; die Leute, die ihn grüßten und die er kaum zu bemerken schien, sahen ihm erstaunt nach. Sonst immer zum Plaudern aufgelegt, fand er heute nicht einmal das Wort zum Gegengruß. In seiner Seele stürmte es, daß er am liebsten wie sein ehemaliger Kapitän in ein gräßliches, lästerliches Fluchen ausgebrochen wäre. Wie hatte Stina ihn betrogen! Auf wie einfältige Weise hatte sie versucht, ihn zu ihrem Mitschuldigen zu machen!

Und dann überkam ihn eine körperliche Schwäche, daß er still stehen und sich auf seinen Stock lehnen mußte, um nicht umzufallen. Die Seelenangst um das Unrecht, das er nicht wieder gut machen konnte, drückte wie ein schweres Gewicht auf seine Gliedmaßen, daß sie, die ihm in keiner Gefahr den hurtigen Dienst versagt hatten, ihn jetzt im Stiche zu lassen drohten.

Als er nach Hause kam, sah ihm Stina gleich an, daß ihm etwas Unangenehmes zugestoßen sein müßte. „Um Gott, Vater, was ist geschehen?" rief sie angstvoll aus. Er warf seinen Stock von sich und ließ sich in seinen Sorgenstuhl fallen.

„Stina, Stina, warum hast Du das gethan!" war Alles, was er sagte. Aber sie verstand ihn. Sie hatte ein Unrecht zugelassen, und um es zu verdecken, hatte sie ihn belogen, und das wußte er jetzt.

Sie schickte Karen fort, weil sie nicht wollte, daß das Mädchen auch nur flüchtige und aus dem Zusamenhang gerissene Worte aufschnappte. Seit gestern hatte sie Alles gethan, um den Kampf, der nun bevorstand, zu vermeiden; es war umsonst gewesen, jetzt mußte er ausgefochten werden — und Stina, in deren Wesen ein gut Theil der Härte lag, die man den Friesen nachsagt schickte sich, gleichmüthig an, ihn zu bestehen.

Aber es kam anders, als sie erwartet hatte. Lornsen fragte ganz gelassen: „Du hast es natürlich gewußt, daß noch andere Enkelinnen von dem alten Herrn da drüben vorhanden sind?"

„Ja, ich habe es gewußt, aber . . ."

„Laß das. Erzähle mir, was Du davon weißt . . ."

Stina erzählte das Wenige, was sie wußte, und sie gerieth nun erst in Angst, wie sie bemerkte, daß Lornsen in wenigen Stunden um Jahre gealtert zu sein schien Sie wollte wieder anfangen, sich zu rechtfertigen, aber wieder wurde sie von Lornsen unterbrochen.

„Laß das!“ sagte er wieder, ruhig aber entschieden. „Wozu das Gerede? Du hast es gut gemeint und hast übel gehandelt. Einmal haben wir gesündigt, und die Buße, die ich heute dafür gethan habe, ist nichts, wenn nicht mein Jahre langes Leiden da oben hinzu käme. So dachte ich mein Haupt wieder aufrecht tragen zu können. Nun aber hast Du zu der einen Sünde eine zweite gefügt und bestiehlst Wittwen und Waisen um ihr Gut. Wie ist Dir so schändliches Thun in den Kopf gekommen? Ich kann's nicht gehen lassen —, ich kann's nicht! Richte mir meine Sachen, daß ich morgen reise; ich muß nach England.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— „Tante“ Krüger zu Hause. Von der Gemahlin Oom Pauls entwirft nach der „Köln. Vztg.“ ein englisches Blatt folgende interessante Schilderung. Frau Krüger ist die Verkörperung häuslichen Wesens. In ihrem Aeußeren, ihrer Haltung und ihrer Rede ist sie so anspruchslos, wie die Frau eines Farmers in Lincolnshire; sie ist auch ebenso sparsam und mäßig. Oom Paul ist Besitzer eines großen Vermögens, und daß er dieses hat zusammenbringen können, verdankt er vor allen Dingen auch der Frau, die fast ein halbes Jahrhundert für ihn gesorgt, gestrebt und gespart hat. Oom Paul war Farmer, Schäfer, Soldat, Geistlicher, Gesandter und Präsident, und in jeder Phase dieser wandlungsreichen Laufbahn hat „Tante“ Krüger unbedingten Glauben an ihren Gatten gehabt und ihm stets ergebene Bewunderung entgegengebracht,die fast etwas Pathetisches hat. Paul Krüger ist heute nach ihrer Meinung der größte Mann, den es gibt. Der strebsame, ehrgeizige Farmer fand einen Schatz, als er das sanfte, blauäugige Mädchen fragte, ob sie ihn heirathen wolle, und sie schüchtern zu Boden sah und sagte: „Ich kann backen, kochen, nähen und scheuern.“ Noch heute backt, näht und scheuert die erste Frau in Transvaal. Wenn der Präsident zu Hause ist, kann man sie jeden Morgen um 5 Uhr sich über einen kleinen Küchenofen beugen sehen, um ihrem Gemahl seinen Morgenkaffee zu bereiten. Im Kaffeekochen ist „Tante“ Krüger unübertroffen und Präsident Krüger behauptet, daß sie mit weniger Kaffee bessere Resultate erzielt, als jede andere Hausfrau in Transvaal. Wenn Frau Krüger ihren schweren Pflichten für den Haushalt nachgekommen ist, zieht sie ein schwarzes Allpaccakleid an, setzt sich gemüthlich in ihr kleines Wohnzimmer und stopft Strümpfe. Jedes Kleid, das sie trägt, oder in den letzten Jahren getragen hat, ist von ihr selbst angefertigt. Die Frau des Präsidenten der südafrikanischen Republik hat niemals mehr als drei Kleider auf einmal gehabt, und alle sind schwarz. Sie begnügt sich auch mit zwei Hüten, die wie die Kleider von ihr selbst garnirt werden. Der für besondere Gelegenheiten reservirte Hut, der zum Besuchemachen oder Kirchengang mit dem Präsidenten benutzt wird, ist in Prätoria ebenso bekannt wie Oom Pauls unveränderlicher Zylinder. Einer ihrer vielen guten Charakterzüge ist ihre Liebe zu Thieren. Sie beklagt die Mode, Vögel oder Federn zum weiblichen Kopfputz zu tragen, und hat sich niemals einer solchen Unsitte schuldig gemacht. Als für ihren Gatten ein Standbild errichtet werden sollte, besuchte der Bildhauer Frau Krüger, um ihre Meinung über die Entwürfe einzuholen. Die Zeichnungen stellten den Präsidenten in seinem Alltagsanzuge mit dem unvermeidlichen Zylinder dar. Bescheiden bat Frau Krüger darum, daß der Hut oben ausgehöhlt würde, so daß die Vögel daraus trinken könnten, wenn es regnete. Dieser Wunsch wurde erfüllt, und bei den selten Gelgenheiten, wenn es in Transvaal regnet, kann man einen kleinen Schwarm aus der Höhlung trinken und sich in dem Wasser baden sehen.

— Von Frauenhänden gebaut. Ein Haus, bei dessen Errichtung und Ausführung nur Frauenhände thätig gewesen, ist jedenfalls nichts Alltägliches, selbst nicht in Amerika. Eine vor acht Jahren mit ihren beiden Töchtern in Chicago eingewanderte Deutsche, Namens Amanda Schmidt, hatte bei einem schwungvollen Viktualienhandel so viel Geld gespart, um am Humboldt-Boulevard ein mäßig großes Terrain erwerben zu können. Mit ihren eigenen Händen, ohne jede weitere Hilfe, sind die drei Frauen seit 15 Monaten am Werke gewesen, Stein auf Stein zu einer Heimstätte zu fügen, die ihnen noch in diesem Winter Schutz gewähren soll. Das Material des Gebäudes besteht aus besten Mauer- und Klinkersteinen und die Arbeiten daran sind so weit vorgeschritten, daß nur noch die innere Einrichtung fehlt. Tag für Tag sieht man Tausende von Neugierigen auf dem Boulevard Posto fassen um das Schaffen der muthigen Frauen zu beobachten, welche die Funktionen des Architekten, des Maurers, des Zimmermanns und des Malers in sich vereinigen.

— „'s Grüaberl.“ Mama: „Aber wie können Sie meine Tochter in die Wange kneifen?“ — Herr: „Ach, entschuldigen gnädige Frau, — aber ich bin — Gruben-Inspektor!“

— Ein Abmachen. Tischdame: „Erfaßt Sie niemals die Reue, Herr Graf, über ihr früheres tolles Leben?“ — Graf: „Gnädige Frau im Gelenkrheumatismus — steckt die Reu' schon mit d'rin!“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 267. Donnerstag, den 23. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der kleine Iwan streckte jauchzend und lallend seine Aermchen aus, als wollte er diese Zukunft und diese Freiheit, welche seine Mutter pries, zu sich heranziehen an sein Kinderherz.

Und wie das Kind, schauten auch seine Eltern lächelnd auf die Weite, die sich vor ihnen ausdehnte.

Blickt nur vorwärts, immer vorwärts, da ist der Himmel klar, und Ihr träumt von Eurem Glück! Blickt vorwärts, nein, keinen Blick wendet rückwärts, dort hinter Euch verdunkelt sich der Horizont, dort hinter Euch braust das Unglück heran! Ihr seht es nicht, Ihr schauet vorwärts und lächelt noch.

Näher und näher kommt sie gezogen, diese schwarze Wolke des Unheils! Es sind die Raben, die Beute witternden Raben, welche Euch nachgezogen sind!

Blickt vorwärts, träumt Euch glücklich und lächelt noch, was würde es auch helfen, rückwärts zu schauen! Dem Unglück könnt Ihr nicht mehr entfliehen!

Näher und näher kommen sie hergezogen mit wildem Geschrei, diese Raben des Unheils, schon tragen die Lüfte einzelne Klänge herüber zu Anna's Ohren.

Sie bebt leise in sich zusammen. Es ist, als ob ihre ahnende Seele das nahende Unglück wittere. Sie drückt ihr Kind fester an ihren Busen und reicht ihrem Gemahl die Hand.

Die Pferde sind vorgelegt, aus dem Gasthaus treten die Soldaten! Es ist alles bereit, der Zug kann weiter gehen, hinüber über die Grenze! Vorwärts! Die Postillone ziehen an! Jetzt wildes Geschrei und Rufen.

„Halt, halt!“

Die Soldaten stutzen, die Postillone halten.

„Vorwärts! Vorwärts!“ schreit der Prinz in Todesangst.

„Halt! Im Namen der Kaiserin!“ schreit ein auf bäumendem Rosse herbeijagender Offizier, und er reicht dem Anführer der Soldaten, welche den Schlitten geleiteten, ein offenes, mit dem kaiserlichen Siegel versehenes Schreiben dar.

Dieser wendet sich an die Postillone.

„Rechts um, nach Riga hin!“ befiehlt er, und sich an das in Todesangst zitternde Fürstenpaar wendend, sagt er: „Im Namen der Kaiserin, Ihr seid meine Gefangenen! Ich habe den Befehl, Euch auf die Zitadelle nach Riga zu führen!“

Anna sinkt mit einem lauten Aechzen in die Arme ihres Gemahls zurück. Er tröstet sie mit liebreichen Worten, er hat nur Gedanken, nur Schmerzen für sie, an sich denkt er gar nicht, er empfindet nur für sie!

Es war nur ein Moment, daß Anna sich überwältigt fühlte von diesem unerwarteten Schrecknis, dann richtete sie sich ruhig wieder empor, und drückte ihren Sohn fester an ihr Herz.

„Wir sind Alle verloren, flüsterte sie,„Gefangene auf immerdar! Armes Kind, armer, unglücklicher Gemahl!“

„Verzage nicht,“ sagte Prinz Ulrich, „es kann noch Alles gut werden! Wer weiß, wie bald uns Hilfe naht!“

18.

Das Hoflager der Kaiserin.

Sie hatte belohnt, sie hatte gestraft, die neue Kaiserin Elisabeth, und damit glaubte sie ihre kaiserliche Arbeit und Mühsal für immer abgeschlossen zu haben.

„Jetzt bin ich fertig mit den kaiserlichen Lasten,“ sagte sie zu ihren Freunden, jetzt laßt mich anfangen mit den kaiserlichen Freuden! Ach, das soll ein herrliches Leben werden, hier in diesem lustigen Kaiserpalast! Mein erstes Gesetz ist dieses: Niemand darf vor mir von Staatsgeschäften und Regierungs-Angelegenheiten sprechen! Ich will nichts damit zu thun haben, hört Ihr? Wozu habe ich denn meine Staatsräthe und meine Minister! Wendet Euch in solchen langweiligen und ernsten Staatsdingen an meinen Großkanzler Tscherkaskoy und an meinen Minister Bestuscheff, die sollen für mich regieren und ich kann's fordern, denn ich bezahle sie dafür. Sucht Ihr eine Anstellung, habt Ihr irgend eine Verbesserung zum Wohl des Landes Euch ausgedacht, habt Ihr Mißbräuche in der Verwaltung, oder gar irgendwo eine Verschwörung entdeckt, dann geht zu Bestuscheff, oder

zu Woronzow, oder auch zu Lestocq. Mich verschont damit! Aber wenn es darauf ankommt, Euch irgend eine Gnade zu bewilligen wenn Ihr Geld braucht, oder einen Titel oder Orden wünscht, dann kommt zu mir, und ich werde Euch geben, was Ihr verlangt!"

Und sie hielt Wort! Die größten Lustbarkeiten, Vergnügungen und Feste aller Art, das wurde jetzt die Hauptbeschäftigung der neuen Kaiserin. Ihren Hof zu amüsiren, ihm stets neue Freuden zu bereiten, das nannte sie ihre erste und größte kaiserliche Pflicht, und diese allein trachtete sie zu erfüllen.

Aber wer war ihr Hof und aus welchen Elementen bestand er?

Elisabeth fand es sehr langweilig, ihre ernsten Herren Staatsräthe zu ihren Festen zu laden, denn die verstanden gar nicht heiter zu sein, sie fand es sehr unbequem, sich zu umgeben mit den vornehmen Damen ihres Hofes, denn es konnte sein, daß unter ihnen eines Tages sich eine befände, welche eine schönere, geschmackvollere Toilette gemacht, als Elisabeth, oder gar Eine, welche es wagte, eine blendendere Schönheit zu sein, als sie, die Kaiserin! Sie vermied es daher gern, die Großen ihres Hofes mit ihren Gemahlinnen oder die hohen Staatsbeamten einzuladen, und zog es vor, sich mit der Jugend der Residenz zu umgeben. Die verstand es, zu lachen und heiter zu sein, und sie war sicher, da keine andere Dame zugegen, ihnen immer als die herrlichste und unvergleichlichste Schönheit zu erscheinen!

Elisabeth war nicht stolz, es kam ihr nicht darauf an, ob hochadliges Blut in den Adern Derer floß, welche zu ihren Festen geladen wurden. Die Jugend, die Schönheit, das Wohlgefallen, welches die Kaiserin an irgend einer Person gefunden, das allein entschied, ob sie bei Hofe Zutritt erhalten konnte!

Und dennoch auf ihrem kaiserlichen Throne, umgeben von der Schaar dieser Edlen und Großen, von denen sie in voller Wahrheit sagen konnte: „Ich bin ihr Schöpfer, sie sind mein Werk", dennoch zitterte Elisabeth! Sie zitterte vor diesen heimlichen Dolchen, vor diesen schleichenden Giften, welche manches hochgeborne Haupt gefällt, sie zitterte vor Anna Leopoldowna, die in der verschlossenen Zitadelle von Riga ihre Tage verseufzte, und vor Anna's Sohn, dem einjährigen Iwan, den der Kaiserin Anna willenskräftiges Testament zum Kaiser aller Reußen ernannt hatte! Sie wollte freilich nicht arbeiten und für ihr Land und ihr Volk sich plagen, aber sie wollte doch Kaiserin sein, um ihres Lebens sich freuen zu können, und keine Wolke sollte den Himmel ihrer irdischen Herrlichkeit trüben können!

Sie raffte sich also auf einige kurze Stunden empor aus den Armen des Vergnügens, das sonst immer mit brausenden Wellen über ihrem Haupte zusammenschlug, es galt ihre eigene Sicherheit, ihre eigene Ruhe! Das war wohl dieser Anstrengung werth, einmal wieder die Feder in die Hand zu nehmen, und diesen lästig langen Namen Elisabeth unter einige Urkunden zu setzen.

Sie unterzeichnete also diesen Befehl, Anna Leopoldowna mit ihrem Gemahl von der Zitadelle in Riga nach dem innern Rußland zurückzuführen und sie in Raninburg in festem und strengem Gewahrsam zu halten.

Sie unterzeichnete auch einen zweiten Befehl, und dieser war, den jungen Iwan den Armen seiner Mutter zu entreißen, ihn unter starker Bedeckung auf die Veste Schlüsselburg zu bringen, und ihn dort in strengster Gefangenschaft, aber zugleich ohne Lehrer und Unterricht, ohne irgend eine Zerstreuung oder Erheiterung, aufwachsen zu lassen.

„Ich weiß wohl," sagte sie seufzend, indem sie unterzeichnete, „ich weiß es wohl, daß es besser sein würde, diesen Iwan als das, was er ist, als Hochverräther, hinrichten zu lassen, aber mir fehlt der Muth dazu! Es ist so grausam, ein armes, unschuldiges Kind zu tödten!"

„Und wir erreichen auf diese Weise ebenso sicher unsern Zweck," sagte Lestocq lächelnd. Ihr habt einmal den Schwur geleistet, Majestät, Niemand tödten zu lassen an seinem Leibe nun wohl, Ihr haltet Wort, wir tödten diesen Knaben Iwan nicht an seinem Leibe, sondern an seinem Geiste! Wir erziehen ihn zu einem Idiot, das ist das sicherste Mittel, ihn unschädlich zu machen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Fortsetzung.)

„Du wirst doch nicht, Alter?" rief Stina erschrocken. „Was soll denn aus dem Kinde werden?"

„Sie wird nicht verlassen sein, aber verlassen wäre sie, wenn ich sie als Werkzeug so schwerer Sünde weiter dahin leben ließe. Lieber will ich sie todt zu meinen Füßen sehen! Bringe mir ein Glas Wasser — mir ist so heiß und trocken in der Kehle."

Stina brachte schweigend das Verlangte; sie widersprach nicht länger, weil sie sah, daß es unnütz sein würde, und auch Lornsen kam nicht auf die Sache zurück. Aber mit wachsender Sorge bemerkte Stina, wie ihr Mann, der gestern so kraftvoll und rüstig heimgekehrt war, heute einem gebrochenen Greise von Stunde zu Stunde ähnlicher wurde.

Ihre schlimmsten Sorgen wurden am nächsten Morgen bestätigt. Lornsen wollte aufstehen und seine

Reise antreten, zu der am Abend noch sein Koffer gepackt worden war, aber stärker als sein Wille war die Krankheit, die über ihn gekommen war—, eine geheimnißvolle, unerklärliche Krankheit, die selbst dem Pastor, der sonst auch mit der Medizin gut Bescheid wußte, räthselhaft blieb.

Die Schwäche nahm zu und es wurde endlich beschlossen, den Doktor aus der Stadt kommen zu lassen. Auch dieser wußte nicht recht, was er aus der Krankheit machen sollte; „Marasmus" — sagte er achselzuckend.

„Ja, aber er ist ja noch gar nicht so alt," wandte Holmfeld ein.

„Nein, das nicht. Aber die Nachwirkung schwerer Strapazen hat da einen ganz plötzlichen Zusammenbruch bewirkt. Solche Fälle kommen vor."

Der Arzt verordnete zur Stärkung kräftige Kost und guten Wein; zu medizinirén wäre unnütz. Dann ging er.

Lornsen vegetirte weiter; einen Tag schien er sich zu erholen, den nächsten wurde er wieder schwächer, und jedesmal, wenn er sich besser fühlte, sprach er von seiner Reise nach England. Allein die Besserung war niemals von längerer Dauer und bald kam eine Zeit, wo der Kranke Tage lang apathisch dalag und nur etwas munterer wurde, wenn Holmfeld ihn besuchte.

So waren acht Wochen verstrichen; da sagte der Pastor eines Morgens früh zu Lornsen:

„Gestern Abend ist mein Sohn auf einige Tage zu mir gekommen. Er wollte Sie besuchen; ist es Ihnen recht!"

„Ob es mir recht ist, Ehrwürden!" rief der Kranke, sich mit ganz unerwarteter Energie aufrichtend. „Ich habe ja darum gebetet, Tag und Nacht, daß er käme."

„Mein Sohn Dirk?" fragte Holmfeld befremdet.

„Ja, Herr Dirk."

„Warum haben Sie mir das nie gesagt? Dann hätte ich ihn längst kommen lassen."

In den Augen Lornsens flimmerte es wie ein mystisches Leuchten. „Es sollte mir ein Zeichen von Gott sein, daß er käme," sagte er geheimnißvoll. „Und Gott hat mir das Zeichen gegeben. Dem Himmel sei Dank!"

„Er soll gleich nachher zu Ihnen kommen," versprach der Pastor. Die Bitte war ihm so unerklärlich wie die ganze Krankheit; aber sie kam von einem Sterbenden — denn das war Lornsen offenbar — und eine solche durfte nicht unerfüllt bleiben. Eine Viertelstunde später kam Dirk; seit Stina ihn zum letztenmale gesehen hatte waren in seinem Aeußeren einige Veränderungen eingetreten. Er sah durchgeistigter aus, und, was allerdings Stina nicht bemerkte, er war in seinem Auftreten selbstbewußter geworden. Befangen und unbeholfen, so lange er sich nur als mittelmäßig veranlagten Theologen fühlte, regte er die Flügel freier, seitdem er wußte. daß seine musikalische Veranlagung weit über Dilettantismus hinausreichte.

Für Dirk wurde ein Stuhl an Lornsens Bett geschoben, und der Kranke ließ sich ein Kissen unter den Rücken schieben, um aufrecht sitzen und deutlicher mit dem Besuch sprechen zu können.

Mein Vater sagt mir, Sie hätten sehnlichst gewünscht, mit mir zu reden," sagte Dirk, nachdem sie einige Worte gewechselt hatten; er erkannte, wie Lornsen nach einer Einleitung suchte, und wollte ihm entgegenkommen.

„Es ist wegen der Edith, Herr Dirk," antwortete Lornsen. „Ich muß mit Ihnen reden, denn Sie sind der einzige Mensch, der ihr die Botschaft überbringen kann, die ich für sie habe. Denn Sie haben sie lieb, nicht wahr?"

„Ja Lornsen," sagte Dirk einfach. „Mehr als mein Leben."

„Eben darum. Sie werden nicht wollen, daß Edith schweres Unrecht auf sich laden und Andere um das Ihrige bringt."

„Was reden Sie da? Welche Einbildung!"

„Keine Einbildung, bei Gott, sondern die lautere Wahrheit! Und damit ich nicht in meinen Sünden dahin fahre, hat Gott Sie zu mir geschickt, wie ich schon mit einem Fuße im Grabe stand. Wollen Sie mich anhören?"

„Sprechen Sie ohne Scheu, Lornsen."

„Erinnern Sie sich noch der Nacht da die „Juno" scheiterte?"

„Ich war noch klein, aber ich weiß noch, was es für eine stürmische Nacht war, und wie man am andern Tage in Hvidding davon erzählte."

„Da ist es geschehen."

Und bald flüsternd, bald die Stimme lauter erhebend, endlich aber in gleichmäßig einförmigem Fluß der Rede sprach Lornsen, und je weiter er in seiner Erzählung kam, desto gespannter lauschte Dirk. Der Wind heulte klagend und stöhnend um die Ecken und im Schornstein des Hauses, das Getöse der Brandung drang bis in das dumpfe Krankenzimer, und zu dieser passenden Begleitung erklang die Mär des alten Seemanns von einer furchtbaren Sturmnacht und dem, was er darin gelitten und gethan hate.

„So, das ist Alles," schloß Lornsen seine Erzählung, indem er mit einem tiefen Athemzuge in seine Kissen zurücksank.

Dirk war noch bleicher geworden als gewöhnlich. „Und was wollen Sie nun thun?" fragte er.

„Das sollen Sie entscheiden," antwortete Lornsen. „Sie müssen Edith Alles sagen. Gesagt werden muß es ihr. Und ich weiß keinen Andern."

„Sie legen mir Schweres auf. Ich weiß nicht, ob ich es kann."

Entsetzt fuhr der Kranke auf. „Um Gott, Herr Dirk, reden Sie nicht so!" rief er. „Sie müssen! Wollen Sie mich in heller Verzweiflung dahin fahren lassen? Das kann nicht Ihr Ernst sein!"

Die grimmigste Seelenangst malte sich in Lornsens Zügen. Dirk legte begütigend die Hand auf seinen Arm und sagte: „Beruhigen Sie sich, ich will es ja auch thun."

„Schwören Sie es mir!"

Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort darauf. Aber die Sache ist schwieriger, als Sie glauben. Bedenken Sie nur eins. Ich liebe Edith und habe bei ihren veränderten Lebensumständen keine Aussicht, ihren Besitz zu erringen. Wird man es mir auf mein bloßes Wort glauben, wenn ich eine so abenteuerliche Geschichte erzähle, die Edith mir wieder näher bringen muß? Ueberlegen Sie nur!"

„Denken Sie nach, was man da thun muß," entgegnete Lornsen. „Sie sind ein kluger, studirter Mann, Sie werden das Richtige finden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Vom Aberglauben. Fenelon, der berühmte Pädagoge und Geisteslehrer, sagt, daß der Aberglaube namentlich dem weiblichen Geschlechte gefährlich sei. Und in der That, wie oft stößt man nicht in seinem engeren oder entfernteren Bekanntenkreise auf abergläubische Ansichten, unausrottbare Meinungen, deren Haltbarkeit freilich vor der Vernunft nicht bestehen kann, deren heimlicher Tyrannei man sich aber immer und immer wieder unterwirft! Hier zieht eine Dame aus, weil sie unvorsichtiger Weise eine Wohnung gemiethet, deren Hausnummer 13 lautet — wie kann man dort Glück haben! Und wirklich — gleich zu Anfang hat sie dort allerlei Unannehmlichkeiten gehabt und entdeckt (wie es wohl meistens nach einem Umzug in der neuen, ungewohnten Behausung der Fall ist!); selbstverständlich kann aber hier nur die unglückselige 13 daran schuld sein. Dort findet ein heimkehrender Ehemann sein junges Frauchen in Thränen gebadet vor; auf ihrem Schooße liegt ein Paar allerliebster kleiner Kinderschuhe —eine Freundin hat die große Unvorsichtigkeit gehabt, dieselben zu senden, ehe der erwartete Sprößling angekommen — selbverständlich muß das arme Kind nun sterben! Der solcher nicht begründeten, aber fest geglaubten Offenbarung gegenüber rathlose junge Ehemann weiß sich nicht anders zu helfen, als daß die mit vieler Mühe gearbeiteten, niedlichen Schühchen in den brennenden Kamin wandern, womit die unheildrohenden „Schicksalsgötter" in diesem (nach der Wirklichkeit berichteten Falle) als versöhnt zu betrachten sind! Man begegnet Frau Geheimrath X. und erkundigt sich nach dem Befinden des Herrn Gemahls. „Danke," erfolgt die prompte Antwort, „es geht ihm gut — unberufen." Bei besonders abergläubischen Damen heißt es sogar: neunmal unberufen. Das hilft doch gewiß! Oder man fragt Frau N.: „Wann dürfen wir Sie einmal erwarten?" Antwort: „In den nächsten Tagen, wenn mir nichts dazwischen kommt — unberufen natürlich." Es giebt Damen, die bei dieser Phrase — warum weiß ich nicht — auch noch an den Tisch klopfen; vielleicht um den Eindruck, den dieselbe auf eine unbekannte, schicksalswaltende Macht ausüben soll, zu verstärken! Ich frage: Können solch thörichte Gewohnheiten vor einer wahrhaft religiösen Welt- und Lebensauffassung bestehen? Stände es einem gläubigen Frauengemüth nicht viel besser an, in Fällen wie den angeführten zu antworten: Gott sei Dank, es geht uns gut — oder: ich komme bald — so Gott will — wenigstens so zu denken, statt sich an nichtssagende Phrasen zu klemmen, an deren Kraft wirklich zu glauben einfacher Aberglaube wäre! Dieser aber ist einer denkenden christlichen Frau gänzlich unwürdig; denn die Furcht vor schlimmen Vorbedeutungen ist noch ein Rest des Heidenthums. Es soll nicht behauptet werden, daß nicht auch in der Männerwelt abergläubische Naturen anzutreffen wären; gab es doch berühmte Geistesgrößen, die von dieser Schwäche durchaus nicht frei waren; aber in der Frauenwelt ist diese Untugend jedenfalls viel mehr verbreitet. Darum hat hier schon frühzeitig die Erziehung einzusetzen, um erst dem Kinde, später dem jungen Mädchen Alles fern zu halten, was Leichtgläubigkeit und Neigung zum Aberglauben in ihm wecken und nähren könnte. Beide vermögen ihm sonst viele trübe Stunden im späteren Leben zu bereiten und werden es jedenfalls verhindern, das zu werden, was als das Ideal aller weiblichen Erziehung zu betrachten ist: ein seelenstarkes Weib!

— Unangenehme Kritik. Violinvirtuos: „Ich habe soeben eine Tournee durch ganz Deutschland mit größtem Erfolge beendet." — Kritiker: „Da werden Sie sich wohl ein schönes Stück Geld zusammengekratzt haben!"

— Aus einem Literatur-Vortrag. Professor: „Ja, meine Heren, Sie dürfen mir glauben, Schillers „Wallenstein" ist eine so gewaltige, unserer Nationalpoesie unentbehrliche Dichtung, daß sie, wenn sie nicht schon geschrieben wäre, unter allen Umständen geschrieben werden müßte."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 268 Freitag, den 24. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Elisabeth hat unterzeichnet, und also wurden ihre Befehle vollführt. Man entriß der armen Anna Leopoldowna ihren letzten Trost, ihre letzte Freude, man nahm ihr den Sohn, dessen lächelndes Antlitz ihr Gefängniß wie mit lichten Sonnenstrahlen durchleuchtet, dessen kindisches Lallen sie wie eines Engels Stimme getröstet hatte!

Man schleppte das arme, weinende Kind nach Schlüsselburg, seine armen, in ihrem innersten Herzen zerknickten Eltern zuerst nach Raninburg, und von dort endlich weiter hinein in das russische Reich, nach der Veste Kolmogory, die auf einer Insel der Dwina sich erhebt, nahe diesem Golfe, welchem seine niemals schmelzenden Eisschollen den Namen des weißen Meeres verdient haben.

Niemand konnte sie von dorther erretten und befreien, die arme Anna Leopoldowna, Niemand ihren Sohn erlösen von Schlüsselburg, den armen kleinen Kaiser Iwan! Sie waren ganz unschädlich gemacht, Elisabeth hatte sie nicht getödtet, sie hatte sie nur lebendig begraben, diese gute russische Kaiserin!

Und dennoch zitterte sie auf ihrem Throne, dennoch fühlte sie sich nicht sicher in ihrer Herrlichkeit und in ihrer kaiserlichen Pracht! Sie zitterte noch vor einem andern Prädendenten, vor diesem Herzoge Karl Peter Ulrich von Holstein, welcher als der Sohn der älteren Tochter Zar Peters des Großen noch nähere Erbfolgeanrechte auf den russischen Thron besaß, als Elisabeth selber.

Damit nicht irgend eine Partei sich für ihn erklären und ihn nach Rußland berufen möchte, riethen ihre Minister der Kaiserin, ihn selber zu berufen und zu ihrem Nachfolger ihn zu erklären. Elisabeth folgte diesem Rathe, und der junge Herzog Peter Ulrich von Holstein folgte ihrem Rufe. Die schwedische Königskrone ausschlagend, nahm er in Petersburg die griechische Religion an, und ward von Elisabeth mit dem Titel eines Großfürsten bekleidet und zu ihrem Nachfolger auf dem Throne der Zaren erklärt.

Jetzt durfte Elisabeth ungestört sich ihres Kaiserglanzes freuen. Die Thronfolge war gesichert, in Kolmogory schmachtete Anna Leopoldowna, und in Schlüsselburg lebte der kleine Kaiser Iwan sein kindisches Traumleben! Wer war jetzt noch da, ihre Rechte streitig zu machen, wer konnte es wagen, an diesem Throne zu rütteln, der auf so sichern Pfeilern der Volksgunst ruhte, den so viele neugeschaffene Grafen und Barone schützten mit ihren breiten Schultern und ihren nervigen Fäusten?

Elisabeth hatte nicht mehr nöthig zu regieren, nicht mehr nöthig zu zittern! Sie ließ die Hand, die mit einem einzigen Federstrich vielen Millionen Menschen Gesetze geben, ewiges Leiden und ewige Qualen ihnen bringen konnte, sinken; sie nahm die schwere Kaiserkrone wieder von ihrem Haupte, und bekränzte es mit Myrthen und ewig duftenden Rosen. Sie ließ Tscherkaskoy regieren, und Bestuscheff die russischen Interessen an England verkaufen, sie ließ ihre Minister in unbedingter Machtvollkommenheit walten, und war froh, wenn keiner kam, sie mit den Angelegenheiten des Staates und ihres Volkes zu belästigen.

19.

Eleonore Lapuschkin.

Zwei Jahre waren vergangen seit der Thronbesteigung Elisabeths; für sie zwei Jahre des Vergnügens und der Freude, die nur hie und da zuweilen durch kleine Wolken des Mißmuths getrübt wurde, aber diese Wolken, sie standen immer nur an dem Himmel ihres häuslichen, ihres Frauenglückes. Die Angelegenheiten des Staates, die Angelegenheiten ihres Volkes, die waren es nicht, welche Elisabeth betrübten; sie fragte nicht darnach, wie viele ihrer Unterthanen der Krieg mit Schweden hinweg raffte, wie Viele in den südlichen Provinzen ihres Reiches der allgemeinen Hungersnoth als Opfer fielen. Für sie gab es ganz andere Sorgen, ganz andere Kümmernisse, als diese Dinge, welche nur ihre Minister, aber nicht sie selber berührten.

Elisabeth dachte nur an ihr eigenes Glück, nur an sich selber und an ihr eigenes Leid! Und es war ein sehr schlimmes, unheilbares Leiden, das die Kaiserin

aller Reußen heimsuchte, ein Leid, das ihr oft Thränen des Zornes in die Augen trieb und wilde Verwünschungen auf ihre Lippen rief! — Elisabeth war eifersüchtig; nicht auf diese oder jene Frau, sondern auf das ganze Geschlecht. Sie glühte und begehrte, die schönste aller Frauen zu sein, und zitterte beständig, daß irgend Eine kommen könne, ihr diesen Preis aller Schönheit zu rauben! Und gab es nicht an ihrem eigenen Hofe Frauen, welche es wagen konnten, mit ihr in die Schranken zu treten? Gab es da nicht vor Allen Eine Frau, deren Anblick das Herz der Kaiserin mit Zorn und Rachedurst erfüllte, von der sie sich sagen mußte, sie sei jünger, schöner und hinreißender als sie selber, und diese Eine, war das nicht Eleonore Lapuschkin?

Zwei Jahre lang hatte Elisabeth jetzt diesen Zorn und diese Eifersucht mit sich herumgetragen, zwei Jahre lang hatte sie umsonst gespäht, an ihrer Nebenbuhlerin irgend eine Schuld zu entdecken, zwei Jahre lang hatte sie Lestocq umsonst daran erinnert, daß er ihr versprochen, an Eleonore Lapuschkin ein Verbrechen aufzufinden! Sie war rein hervorgegangen aus allen diesen Verfolgungen, und selbst das Auge der eifrigsten Späher konnte an ihr keinen Makel auffinden. Wie eine königliche Lilie blühte sie stolz und rein in unangefochtener Herrlichkeit inmitten dieses Hofes, dessen niedere Leidenschaften, dessen kleinliche Kabalen und Intriguen diese Lilie nicht zu besudeln vermochten. Es war eine Art Zauber, den ihre Nähe verbreitete. Die dreistesten Höflinge, die übermüthigsten Kavaliere, sie nahten sich ihr nur ehrfurchtsvoll, sie wagten es nicht, vor ihr solche Worte, solche Scherze zu gebrauchen, wie sie doch ihrer Kaiserin so wohl gefielen, es lag etwas in Eleonorens Blicken, das unwillkürlich Achtung und Ehrfurcht gebot, eine Hoheit, eine Milde, eine sanfte Frauenmajestät war über ihr ganzes Wesen ausgegossen, und bezauberte selbst die, welche ihr feindlich waren! Elisabeth hatte das erkannt mit ihren von Eifersucht geschärften Augen; der Neid war mächtiger noch in ihr als die Eitelkeit, und der Neid sagte ihr: Eleonore Lapuschkin ist schöner als die Kaiserin Elisabeth, wo Eleonore erscheint, da fliegen ihr alle Herzen entgegen, da neigen sich vor ihr alle Blicke, da empfindet Jeder eine Art Anbetung, da ist Jeder entzückt, den sie mit einem Wort, mit einem Lächeln begrüßt, denn dieses Wort und dieses Lächeln heiligt ihn gewissermaßen und zählt ihn den Edelsten und Besten zu.

Und auch er, auch Alexis hatte diesem Zauber nicht zu widerstehen vermocht! O, sie hatte ihn genau bewacht, sie hatte jedes Wort, jeden Blick geprüft; sie hatte gesehen, wie er sich stets in Eleonorens Nähe drängte, wie er vor Freude erröthete, wenn sie seine Gegenwart bemerkte und seinen Gruß erwiderte! Ja, sie, und vielleicht sie allein, hatte es gesehen, wie Alexis gestern Abend verstohlen den Handschuh geraubt, welchen Eleonore bei diesem glänzenden Hofballe verlor, sie hatte es gesehen, wie Alexis diesen Handschuh an seine Lippen drückte und ihn dann in seinen Busen schob.

Als Elisabeth daran dachte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und ihre ganze Gestalt erbebete in wildem Zorn. Sie fühlte nicht die Kraft, diesem zu zürnen, oder ihn zu strafen, aber sie schwur sich, diese Gräfin Eleonore Lapuschkin die ganze Schwere ihres Zornes empfinden zu lassen.

„O," sagte sie in heftiger Erregung in ihrem Boudoir auf- und abgehend, „ich werde dieses übermüthige Weib zu strafen wissen! Sie wagt es, mir zu trotzen, ich aber werde sie zu demüthigen wissen! Ha, gibt sie sich nicht das Ansehen, es gar nicht zu bemerken, daß ich für sie stets nur ein finsteres Gesicht, einen unfreundlichen Gruß habe? Wie will sie sich nicht einmal die Mühe geben, es zu sehen, daß ihre Kaiserin ihr ihre Gunst nicht zugewandt hat? Sie soll es aber sehen, sie soll es empfinden, daß ich sie hasse, daß ich sie verabscheue! O mein Gott, welch' ein machtloses Geschöpf ist doch eine Kaiserin! Ich hasse dieses Weib, und sie sagen, ich kann sie nicht strafen, ohne daß sie schuldig ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dirk stand auf, ging an das Fenster und blickte hinaus. Der Wind trieb dunkle, schwere Wolkenmassen vom Meere über das Land und spielte übermüthig mit dem dürren Gesträuch im Garten. Alles war grau in grau —, trübe wie das Innere des jungen Mannes, der in dem Gedanken, daß seine Liebe wieder aussichtsreicher geworden sei, keinen Trost fand. Lange dachte er nach, und als er sich umwandte, um Lornsen zu sagen, was er beschlossen habe, verriethen ihm dessen tiefe Athemzüge, daß er eingeschlafen sei. Auf den Zehenspitzen verließ Dirk das Krankenzimmer.

Spät am Abend, als schon die frühe Dämmerung in Dunkelheit übergehen wollte, kam Dirk wieder. Lornsen war wach und rief ihm bei seinem Eintritt mit schwacher Stimme entgegen: „Haben Sie es gefunden, Herr Holmfeld?"

„Ja, ich denke, daß ich das richtige getroffen habe," erwiderte Dirk. „Ich habe hier Alles zu Papier gebracht, was Sie mir erzählt haben. Das werde ich Ihnen vorlesen, und Sie müssen es mir unterschreiben."

„So ist's recht!" murmelte Lornsen mit aufleuchtenden Augen. „Bitte, rufen Sie Stina, daß Sie Ihnen Licht bringt."

„Ich bin schon da, Peter," sagte die Alte von ihrem Platz am Fenster her. Sie ging in die Küche und kehrte mit der angezündeten Lampe zurück.

Dirk setzte sich und laß vor, was er nach Lornsens Angaben geschrieben hatte. „Ist das Alles recht so?" fragte er zum Schluß.

„Es ist Alles ganz genau," bestätigte Lornsen.

„Dann können Sie es also unterschreiben. Sehen Sie, hier, wo steht: Das ist Alles die reine Wahrheit, so wahr mir Gott helfe!"

Stina brachte Tinte und Feder und Lornsen unterschrieb mit großen, ungelenken Buchstaben.

„So — Gott sei Dank!" flüsterte er. „Heute Nacht kann ich nun endlich einmal ruhig schlafen. Gute Nacht, Herr Dirk und seien Sie vielmals bedankt!"

Als Dirk am nächsten Morgen wieder kam, fand er, daß Lornsens Hoffnung über alles Erwarten hinaus in Erfüllung gegangen war. Des alten Seemanns Wanderungen auf der Erde waren zu Ende, und er schlief den Schlaf, aus dem es hienieden kein Erwachen gibt.

6. Kapitel.

Seitdem Herr Josiah Scudamore seine Schwiegertochter und drei Enkelinnen auf Thirlwall um sich versammelt hatte, war das alte Gebäude wieder ein Hort der Geselligkeit geworden wie in jenen Zeiten, als seine Besitzer wegen ihrer Gastfreiheit, ja zum Theil wegen ihrer Verschwendung weit und breit berühmt gewesen waren. Die adligen Familien wie die bürgerlichen Squires der Nachbarschaft nahmen keinen Anstand, den so lange nicht mehr betretenen, beinahe vergessenen Weg nach Thirlwall wieder aufzusuchen und eine Bekanntschaft zu kultiviren, die in einer der drei Enkelinnen für heirathsfähige Söhne von besonderer Bedeutung werden konnte. In Erwiderung der von ihrem Großvater geübten Gastlichkeit fehlte es den jungen Mädchen nicht an Einladungen, und sie plätscherten fröhlich in den Gewässern der englischen Geselligkeit, deren steife Etikette, wenn auch viel belacht und verspottet, dennoch eifrig von ihnen erlernt und bemeistert wurde.

Zu den bevorzugten Gästen auf Thirlwall gehörte die verwittwete Lady Rhoda Vane, deren beide Söhne, der Erbe der Güter, Lord Vane, und der jüngere, Mr. Robert Cecil, sich eifrig um zwei der Damen, um Fräulein Edith und Fräulein Fanny, bewarben. Cecil, obgleich ein jüngerer Sohn hatte viel Geld aus eigenem Recht, und sein Liebeswerben um das schöne Fräulein Scudamore entsprang nicht lediglich eigennützigen Motiven. Kapitän Mowbray, der ebenfalls regelmäßiger Gast auf Thirlwall war, fing an, sich trüben Gedanken über den Erfolg seiner Liebe hinzugeben; aber eines Tages, als er sich in düsteren Andeutungen über den nahen Frühling und eine damit bevorstehende neue Polarreise erging, bei deren Beendigung er wohl Fanny als gefeierte Londoner Schönheit Mrs. Cecil wiederfinden würde, erhielt er von dem jungen Mädchen die Antwort:

„Ich Mrs. Cecil? Glauben Sie, daß ein Mann, der nur von Pferden und Hunden sprechen kann, je mein Gatte werden wird? Ich bin doch keine Engländerin!"

Und Herr Mowbray, der mit begeisterter Liebe an seinem Vaterlande hing, würde über dies schnöde, verächtliche Wort in unbändigen Zorn gerathen sein, wenn nicht gerade sein Patriotismus vor der stärkeren Liebesgöttin unrühmlich die Waffe gestreckt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

„Fuhrmann Henschel".

(Schauspiel von Gerhard Hauptmann.)

Frau Henschel, das Weib des Fuhrmanns Henschel, liegt an einer Krankheit darnieder, von der sie nimmer aufkommen wird. Ihr Mann, der Fuhrmann, ein Hüne an Gestalt, strotzend von Gesundheit und wetterhart, gutmüthig wie alle Naturmenschen, ahnt nicht, wie es um sie bestellt ist. Vielleicht, daß dem robusten Manne ihre Krankheit nicht einmal nahe ginge, wenn er die Frau nicht so sehr im Geschäft vermißte, ihre Arbeitskraft, die ihm manch' eine Last von den Schultern genommen, an der er jetzt doppelt schwer trägt, weil sie ihm ungewohnt ist. Oefter wie sonst, da seine Frau noch im Hause wirthschaftete, fallen jetzt seine Augen auf die Magd, die Hanne, ein derbes, heißblütiges Frauenzimmer, das rüstig und unermüdlich im Hause schafft und scheuert, und ihm in manchen Dingen die Frau ersetzt. Zwar weiter reichen seine Gedanken nicht; Hanne ist in seinen Augen nach wie vor die Magd. Aber aus der Fülle von Sorgen, die die Erkrankung seiner Frau über ihn ausgeschüttet hat, entwickelt sich im Herzen des Fuhrmanns eine gewisse Dankbarkeit für die fleißige Magd, deren Arbeitskraft ihm gerade jetzt besonders werthvoll erscheint, ein kameradschaftliches Gefühl; es fällt wohl ein Wort mehr der Anerkennung, als sonst von seinen Lippen. Und rascher als sonst läßt er sich herbei, seiner Magd den Wunsch nach einer neuen Schürze zu erfüllen, die er von einer Fahrt nach einem benachbarten Orte mitbringt. Kranke Menschen sind immer mißtrauischer und reizbarer, wie gesunde. Die körperliche Unthätigkeit, zu der sie verurtheilt sind, macht es, daß sie sich mehr mit Gedankenarbeit befassen und so kommt es, daß Frau Henschel sich in Gedanken mehr als nöthig mit ihrem Manne und Hanne beschäftigt, daß sie grübelt und sinnt und beobachtet. Sie beneidet Hanne um

ihre Gesundheit; aber nicht nur diese allein, sondern auch darum, daß die Magd sie in mancher Hinsicht ersetzt. Die Eifersucht dämmert in ihr auf; Blicke und Worte ihres Mannes deutet die Kranke falsch und als er der Magd die versprochene Schürze mitbringt, überwältigt sie die zu heller Lohe aufflammende Eifersucht ganz. „Do hot a — de Scherze — doch miete gebrucht! — —“ murmelte sie ein um's anderemal vom Fieber geschüttelt vor sich hin. Mit elementarer Gewalt strömt die Fluth des still genährten Mißtrauens gegen die Magd und den Mann aus ihrer Seele. Und wie von selbst formt sich die furchtbare Anklage der Untreue gegen den ahnungslosen Gatten in den leidenschaftlichen Worten: „Hot a se ni ei dr Kommer besicht!?“ Verblüfft, erschrocken, sucht der Fuhrmann seine Frau zu beruhigen. Hilflos wie ein Kind steht er ihren argwöhnischen Beschuldigungen gegenüber. Und erst, als er der geängstigten Kranken hoch und heilig verspricht, er werde die Magd nicht heirathen, wenn seine Frau stürbe, erst dann beruhigt sich diese. Henschel hat das Versprechen einer Sterbenden gegeben. Aber dem Leben schuldet er mehr. Das verlangt gebieterisch, unerbittlich seine Rechte über die Gräber hinweg. Das Geschäft des Fuhrmanns heischt eine Frau. Er selbst fühlt, daß sie ihm überall fehlt. Ein Jahr lang hält er an dem Versprechen, das er seiner inzwischen verstorbenen Frau gegeben hat, fest. Aber schließlich nimmt er doch die Magd, die Hanne, zur Frau. Er philosophirt nicht lange, er grübelt nicht, er befragt nicht sein Gewissen — er handelt, wie eben ein kerngesunder, normaler Mensch seinesgleichen nur handeln kann —: er heirathet die Hanne, die ihm im Haus und Geschäft unentbehrlich geworden ist. Er heirathet, weil er eine Frau braucht. Nicht weil er Hanne liebt! Das muß betont werden, weil es für die Entwicklung des Stückes bedeutsam ist. Die Ehe mit Hanne ist eine reine Geschäftsehe.

Hanne sagt am Schluß des zweiten Aktes, nachdem Henschel ihr erklärt hat, sie heirathen zu wollen, triumphirend: „Ich warsch Euch zeija, paßt amol uf!“ Ihr, dem Fuhrmann gegenüber lange sorgsam gehüteter wahrer Charakter tritt mit diesen wenigen Worten in die Erscheinung. Hanne entpuppt sich im Laufe der Handlung als ein Weib, wie es deren viele, viele gibt. Sie macht keine außerordentliche Figur. Es ist kein Phänomen. Es ist lediglich ein Weib mit einem cynischen Egoismus, ein Weib, das seiner in dienender Unterwürfigkeit aufgespeicherten Herrschsucht, seiner rücksichtslosen Individualität, nachdem es sein Ziel erreicht hat die Zügel schießen läßt. Es herrscht, nicht weil es zum Herrschen in seinem engen Kreise geboren ist, sondern weil es zur Herrschaft gelangt ist, ohne eigentlich Recht und Aussicht darauf gehabt zu haben. Nicht legale Selbstverständlichkeit, sondern rücksichtslose Usurpation ist das Bezeichnende dieser Art Herrschaft. Roh und skrupellos setzt sich die ehemalige Magd über Alles hinweg. Sie gibt sich schranken- und wahllos ihrer brutalen, aber in ihrer Natur wohlbegründeten Sinnlichkeit hin. Sie betrügt ihren Mann mit einem erbärmlichen, geschniegelten Kellner; sie verleugnet ihr außereheliches Kind das ihr der gute und schwache Henschel unvermuthet ins Haus bringt; sie kehrt sich nicht an die Schande, die ihr Gehaben über ihren Mann bringt. Diese unglaubliche Frechheit und Rohheit dieser Person hat als Gegenstück den lähmenden Fatalismus des Fuhrmanns. Was über ihn hereinbricht, ist in seinen Augen nichts Anderes, als die Strafe für das seiner verstorbenen Frau nicht gehaltene Versprechen. „A Fischbeensteckа, dar brach m'r azwee. Hernoet, do ieberfuhr ich mr doch mee'n Hund. Dann siela m'r hinger einander drei Fare. Hernoet, zum letzta, do starb m'r mei Weib. Ich ha's wull gemerkt ei mee'n Gedanka, daß das und war uf mich abgesahn . . . . anne Schlinge ward mir geläht und ei die Schlinge do trat ich halt nei . . . Derwega muß ich, das is gewiß . . . .“ sagt Henschel und läßt Schande und Unheil über sich ergehen, ohne sich dagegen aufzulehnen. „Wie's kimmt, asu kimmt's! Was wil ees da macha!“ In dieser trostlosen Schwachköpfigkeit geht Henschel hin und erhängt sich . . . . .

(Nach der Rezension der „M. N. N.“ gelegentlich der 1. Aufführung in München.)

Literarisches.

Vor der Menge der mehr oder weniger illustrirten Bücherkataloge, welche alljährlich um diese Zeit das Herannahen des Weihnachtsfestes verkündigen, zeichnet sich das soeben erschienene „Verzeichniß hervorragender Werke und Kunstblätter“ der Verlags-Anstalt F. Bruckmann in München recht vortheilhaft aus. Statt des gewohnten, im Annoncenstil gehaltenen, auf billigem Papier schlecht gedruckten und wahllos mit Bildern gespickten Kataloges tritt uns hier ein Verzeichniß entgegen, welches mit einer gewissen vornehmen Reserve ausgestattet ist. 70 Seiten auf feinstem Kunstdruckpapier, fast auf jeder Seite ein sauberes Bild oder eine hübsche Vignette, stellt sich das Büchlein als ein elegantes kleines Prachtwerk dar, an dem unsere verehrten Leserinnen und Leser sicher ihre Freude haben werden. Die Verlagsanstalt theilt uns mit, daß sie das Büchlein, so lange der Vorrath reicht, gegen Einsendung einer 10 Pfennig-Marke franko verschickt — also zugegriffen, ehe es vielleicht zu spät ist!

Denkspruch.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

Goethe.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 269 | Samstag, den 25. November. | 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Elisabeth warf sich laut weinend auf den Divan hin. Ein leises Klopfen an der Thür riß sie aus ihrem zornigen Schmerz empor. Sie richtete sich auf und befahl einzutreten.

Es war Lestocq, der Geheimerath und Präsident Lestocq, der Vertraute der Kaiserin, und er kam mit einem glückstrahlenden Gesicht und mit einem heitern Lächeln.

Elisabeth fühlte sich verletzt von dieser Heiterkeit ihres Leibarztes. Sie wandte ihm mit einem unwilligen Stirnrunzeln den Rücken.

„Warum waret Ihr gestern nicht auf dem Hofball?" sagte sie dann rauh.

„Ich war dort," antwortete Lestocq ruhig.

„Ah, Ihr lügt," rief die Kaiserin heftig, und froh, mindestens Jemand zu haben, über den sich ihr Zorn entladen konnte. „Ihr lügt," sage ich, Niemand hat Euch dort gesehen! Ah, Ihr wollt es also wagen, Eurer Kaiserin ein Mährchen aufzubinden, Ihr wollt mich —"

„Ich war auf dem Hofballe," unterbrach sie Lestocq, „ich habe Alles gesehen und Alles beobachtet, was dort vorging. Ich habe gesehen, daß meine Kaiserin strahlte im Glanze der Schönheit, und dennoch in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit vermeinte, Eleonore Lapuschkin sei schöner als sie selber. Ich habe in Elisabeths edlem Antlitz gelesen, daß sie das schmerzte, und daß sie diese Anmaßung der übermüthigen Gräfin zu strafen sich gelobte!"

„Und wozu habt Ihr das Alles gelesen," rief Elisabeth heftig, „wozu, da Ihr doch ein so lässiger Diener seid, der keinen Wunsch seiner Herrin zu erfüllen trachtet? Wozu, da Ihr wortbrüchig genug, selbst Eure Schwüre nicht heilig zu halten?"

„Ich war auf dem Balle, weil ich meines Schwures gedachte," sagte Lestocq, „weil ich mich damit beschäftigte, mein Wort zu lösen und diese Gräfin Lapuschkin Euch als Verbrecherin zu überliefern! Ihr konntet mich aber nicht erkennen, denn ich war verkleidet dort, als ein Lakai der Gräfin Eleonore Lapuschkin."

Elisabeth fuhr von ihrem Sitze empor und starrte mit athemloser Neugierde in Lestocq's Angesicht.

„Nun?" fragte sie gespannt, als Lestocq schwieg. „Mein Gott, so redet doch, sprecht weiter, weiter!"

„Erlauchte Kaiserin," sagte Lestocq, „ich bin jetzt hier, um mein Wort zu lösen. Diese Gräfin Eleonore ist eine Verbrecherin!"

„Ach, Gott sei Dank!" rief Elisabeth aufathmend.

„Durch allerlei Liste und Ränke, durch jahrelanges Beobachten, durch Bestechung ihrer Bedienten ist es mir endlich gelungen, ihre Geheimnisse auszuforschen, und gestern Abend, wo ich als ihr Lakai sie von diesem Balle abholte, und dann als Lakai mit bei dem Gastmahl aufwartete, das der Gemahl der Gräfin einigen vertrauten Freunden gab, gestern Abend ist mir ihr ganzer Plan klar geworden. Es ist eine große, eine sehr wichtige Verschwörung, welche ich entdeckt habe! Die Gräfin Eleonore Lapuschkin ist eine Hochverrätherin, sie konspirirt gegen ihre angestammte Kaiserin!"

„Ah, sie konspirirt!" rief Elisabeth mit einem grausamen Lachen. „Für wen denn konspirirt sie?"

Für Jemand, dessen Namen ich ohne die ausdrückliche Erlaubniß meiner Kaiserin nicht auszusprechen wage!"

„Sprecht, sprecht schnell!"

Lestocq neigte sich dichter an das Ohr der Kaiserin. Sie konspirirt für den in Schlüsselburg gefangenen Iwan!" sagte er.

„Ich werde sie also jetzt strafen können!" flüsterte Elisabeth lächelnd. Ich werde nicht mehr nöthig haben, diese Verhaßte in den Mauern meiner Hauptstadt zu dulden!"

„Sibirien hat Raum für sie und ihre Mitverschworenen!" sagte Lestocq. „Denn sie ist nicht allein schuldig, diese schöne Gräfin, obwohl sie die Seele der ganzen Verschwörung ist, denn es ist die Liebe, welche sie begeistert. Eleonore Lapuschkin konspirirt für ihren Geliebten!"

„O, diese angebetete Schöne hat also einen Ge-

liebten!“ rief die Kaiserin. „Und ich, die ich sie so rein wie eine Lilie glaubte, daß ich mich fast schämte in ihrer Nähe!“

„Ihr habt ihren Geliebten nach Sibirien verbannt, den Geliebten der Gräfin Eleonore, den Grafen Löwenwold. Glaubt nur, das hat ihr einen tödtlichen Schmerz verursacht!“

„Ah,“ rief Elisabeth mit einer wilden Freude, „ich habe sie also schon ohne es zu wissen, Thränen vergießen lassen! Aber jetzt will ich es mit vollem Bewußtsein thun! Erzählt mir ganz genau und ausführlich, was Ihr von dieser Verschwörung wißt!“

Und Lestocq erzählte, daß Eleonore Lapuschkin im Verein mit ihrem Gemahl, dem Kammerherrn Lilienfeld, und der Madame Bestuscheff, welche eine Schwester des verbannten Golovkin war, eine Verschwörung unternommen, um Elisabeth zu stürzen, Iwan auf den Thron zu erheben, und dadurch die Verbannten aus Sibirien zu befreien.“

„O, es ging sehr heiter zu, bei diesem gestrigen Gastmahl der Verschworenen,“ sagte Lestocq. „Der Gemahl der Gräfin Lapuschkin wagte es sogar, auf die Gesundheit Kaiser Iwan's zu trinken, und auf seine baldige Befreiung sein Glas zu leeren!“

„Aber das ist Hochverrath!“ rief Elisabeth. O mein Gott, ich habe also Recht zu zittern, und ewig zu bangen vor meinen Mördern! Ich sehe sie schon heranschleichen, mich umzingeln, mich tödten! Lestocq, rettet mich vor meinen Mördern!“

Und die Kaiserin klammerte sich mit einem lauten Angstschrei an den Arm ihres Leibarztes.

„Die Unvorsichtigkeit dieser Verschworenen hat Euch schon errettet, Kaiserin,“ sagte Lestocq. „Sie haben sich selbst uns überliefert, sie haben uns zu Herren dieser Verschwörung gemacht. Was wollt Ihr mehr! Ihr werdet die Verräther strafen, das ist Alles!“

„Und ich kann sie nicht tödten!“ schrie Elisabeth, die Fäuste ballend. „Ich habe mir selber die Hände gebunden in meiner unverständigen Großmuth! Ach, man nennt mich eine Kaiserin, und ich habe nicht einmal das Recht, die zu zerreißen, die ich hasse!“

„Und wer verweigert Euch das Recht?“ fragte Lestocq. „Zerreißt ihren Leib, aber tödtet sie nicht! Wozu haben wir denn die Knute, wenn sie nicht auch einmal den Rücken einer Schönen zerfleischen könnte?“

„Ja, wozu haben wir denn die Knute!“ rief Elisabeth mit einem fröhlichen Lachen. „Ach, Lestocq, Ihr seid ein vortrefflicher Mann, Ihr wißt immer guten Rath zu ertheilen! Ach, diese schöne Gräfin Eleonore, sie soll die Knute kennen lernen!“

„Ihr habt ein doppeltes Recht dazu!“ sagte Lestocq, „denn sie hat es gewagt, in ungeziemenden Ausdrücken von Eurer Majestät zu sprechen!“

„That sie das?“ rief Elisabeth. „Ach, ich liebe sie fast darum, denn sie gibt mir die Macht, sie zu züchtigen. Lestocq, was für eine Strafe steht darauf, wenn ein Unterthan es wagt, seine Kaiserin zu schmähen? Ihr müßt das wissen, Ihr kennt die Gesetze! Sagt es mir also rasch, was für eine Strafe?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Anders war es mit Lord Vane und Edith. Für diese hatte die Aussicht, einmal Mylady Vane zu werden und der stolzesten europäischen Aristokratie in einem ihrer hervorragendsten Mitglieder anzugehören, so viel Verlockendes, daß davor alle anderen Rücksichten zurücktraten. Sie liebte Lord Vane nicht und konnte ihn nicht lieben; er war der Typus eines beschränkten Aristokraten von unbegrenztem Hochmuth, Langweiligkeit des Umgangs. Er hatte einmal im Oberhause über eine Bill sprechen wollen und war dabei nach den ersten zehn Worten so schmählich stecken geblieben, daß er seitdem zur ständigen Zielscheibe des Spottes aller radikalen Zeitungen und Witzblätter geworden war. Er hatte Reisen in Italien, Griechenland und Egypten gemacht und dadurch seine Kenntnisse wesentlich bereichert; er wußte wenigstens, daß das Hotel Danieli an der Riva degli Schiavoni in Venedig, wenn auch nicht, wo die Akropolis, ob in der Nähe der Pyramiden oder des Petersdomes zu suchen sei. Gleichwohl hätte er in jeder englischen Marquis- oder Herzogsfamilie um die schönste Tochter werben können, ohne daß sie in seiner selbstgefälligen Ignoranz eine irgendwie in Betracht kommenden Schattenseiten des stolzen Bewußtseins, Herrin von Schloß Corfe zu sein, gefunden hätte.

Lady Rhoda war es nicht, von der die beiden Söhne diese einseitige Geistesrichtung geerbt hatten: Sie schlugen dem Vater nach. Lady Vane schwärmte für Dichtkunst und Musik, und seit dem ersten Abend, da sie von Fanny eine Beethovensche Sonate gehört hatte, war sie dem Mädchen zugethan geblieben. Gegen Edith verhielt sie sich kälter, aber auch sie würde gegen eine Verbindung ihres ältesten Sohnes mit der Erbin Scudamores und gegen eine Ueberleitung Scudamorescher Guineen in den Besitz der Vanes nichts einzuwenden gehabt haben.

So schien das Schifflein der Liebe des Lords fröhlich dem Hafen zuzusteuern, als sich ihm in der Person Erwin Lundbys ein unerwartetes Hinderniß erhob.

Der Sekretär des Herrn Scudamore war nicht der Mann, um den Eindrck, den er bei seiner ersten Begegnung mit Edith auf sie gemacht hatte, in Vergessenheit gerathen zu lassen. Hätte er auf den gleichen sozialen Stufen gestanden wie Vane, so würde der beschränkte Alltagsmensch in dem stattlichen, klugen und gewandten Sekretär einen schwer zu besiegenden Nebenbuhler gefunden haben. Wie die Dinge lagen, war der Nachtheil auf Lundbys Seite, aber er bliebe trotzdem ein gefährlicher Gegner.

In Schloß Corfe wurden Vorbereitungen für das große Ballfest getroffen, womit die Saison in diesem Theile des Landes den krönenden Abschluß zu finden pflegte. Eine musikalische Soiree, zu der hervorragende Kräfte aus der Hauptstadt ihre Mitwirkung zugesagt hatten, sollte die Einleitung zu dem Feste bilden, das wie alle früheren derselben Art einen glänzenden Verlauf zu nehmen versprach. Schon drei Wochen vorher ergingen die Einladungen, und wer keine erhielt, obgleich er zu einer solchen berechtigt zu sein glaubte, war je nach seinem Temperament tief betrübt oder hoch erbittert.

Zu den Letzteren gehörte Erwin Lundby. Er war es gewohnt, immer mit den übrigen Hausgenossen zusammen eingeladen zu werden, war auch auf Schloß Corfe wiederholt zu Gaste gewesen und wußte nur einen Grund dafür anzugeben, daß man diesmal von der gewöhnlichen Uebung abging. Lady Rhoda hatte wohl bemerkt, daß er der schönen Edith huldigte; das war Grund genug für sie, ihn von Corfe fernzuhalten, damit sich wenigstens in seinem eigenen Schlosse Lord Vane ungestört um Edith bemühen könnte.

Seinem äußeren Wesen nach war Erwin Lundby ein Gentleman, der sich ungezwungen in der feinsten englischen Gesellschaft bewegen konnte, seiner Denkart nach aber war er keineswegs ein Gentleman, und das verrieth sich in den Maßregeln, auf die er verfiel, um die Vaneschen Pläne zu durchkreuzen.

„Kann ich nicht ein Viertelstündchen mit Ihnen allein reden, Fräulein Frere?" sagte er eines Tages nach dem Luncheon zu Edith. Ellen und Fanny waren nach Ilfracombe hinabgefahren, um unter Mowbrays Schutz Einkäufe zu machen, und Frau Scudamore war mit ihrer Nichte allein zurückgeblieben.

„Können Sie mir nicht hier sagen, was Sie zu sagen haben?" antwortete Edith hochmüthig. Seitdem sie Aussicht hatte, Lady Vane zu werden, machten ihr die Aufmerksamkeiten Lundbys, die ihr sonst so angenehm gewesen waren, kein Vergnügen mehr.

„Nicht gut." Lundby warf einen Blick nach dem Fenster, wo Pauline zwischen Schlaf und Wachen eine Nummer der „Illustrated London News" studirte und bei den langweiligen Berichten und Bildern über irgend eine Rindviehschau, der irgend ein Mitglied der königlichen Familie beigewohnt hatte, in illoyales Gähnen ausbrach. „Es könnte doch ein oder das andere Wort fallen, das nicht für Jedermanns Ohren ist."

„Ich sehe die Nothwendigkeit einer solchen Unterredung nicht ein," versetzte Edith kühl. „Ist Ihr Verlangen nicht ein wenig sonderbar?"

„Allerdings," gab Lundby bereitwillig zu, „es ist sonderbar. Aber ich bin überzeugt, Sie würden meine Bitte erfüllen, wenn Sie wüßten, um was es sich handelt. Indessen ganz wie Sie wollen — ich dränge mich nicht auf."

In seiner Haltung lag etwas so Drohendes, Machtbewußtes, daß Edith von einer unbestimmten Besorgniß ergriffen wurde. „Ich muß jetzt zu meinem Großvater hinauf," sagte sie nach einigem Besinnen. „Und wenn ich wieder herunter komme, werde ich in das Treibhaus gehen. Erwarten Sie mich dort."

„Schön, ich komme. Wie lange werden Sie bei Herrn Scudamore bleiben? Eine halbe Stunde oder länger?"

„Er wollte mir die Familien-Juwelen zeigen; ich soll den Schmuck auf Lady Vanes Ball tragen."

„Die Steine, von denen Sie eine Nachbildung besitzen?"

„Ich denke wohl. Das wird einige Zeit in Anspruch nehmen und jedenfalls länger als eine halbe Stunde dauern."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Neues von der Ansichtspostkarte. Daß die Verwendung der Ansichtspostkarte auf das Reiseleben entschieden anregend und umgestaltend eingewirkt hat, wissen wir Alle. Und weil die Sammelwuth für diese bunten Karten, die eigentlich nur als Andenken an eigene Reisen, als Sympathiekundgebungen von Leuten, an denen man selbst Antheil nimmt, oder auch unbeschrieben als Kunstwerke Werth haben sollten, schon so gestiegen ist, daß der eingefleischte Sammler sich als entehrt vorkommt, wenn ihm nicht von jedem Ereignisse, jeder Ausstellungs-Eröffnung, jeder Denkmalsenthüllung oder nächstens vielleicht auch von jeder Hinrichtung eine besondere Mittheilung nebst bildlicher Darstellung persönlich übersandt wird, so haben findige Köpfe einen Beruf aus dem gewerbsmäßigen Versenden von Ansichtspostkarten gemacht. Wir können aber versichern, daß er in der letzten Berufs- und Erwerbsstatistik noch nicht mitgezählt worden ist. Das Interesse an diesem neuen Erwerbszweige, so bemerkt die „Deutsche volksw. Korr.",

wäre deshalb nicht hinlänglich groß, um eine Abhandlung über die Ansichtspostkarte in einer volkswirthschaftlichen Zeitschrift zu rechtfertigen, denn wenn auch die vorstehenden Betrachtungen eines gewissen sozialen Beigeschmacks nicht entbehren, so sind sie doch eigentlich psychologischer Natur. Die Spielerei, als welche sich diese neue Mode eigentlich darstellt, gewinnt aber ein ganz anderes Gesicht, wenn wir ihre Einwirkung auf unser Post-Budget betrachten. Es wird von der Reichspost ausdrücklich der zunehmenden Verwendung der Ansichtskarten zugeschrieben, wenn sich die Gesammtzahl der im Jahre 1898 beförderten Postkarten von 533 023 460 im Jahre 1897 auf 632 022 580 also 99 Millionen Stück gehoben hat, und wenn die Menge der verkauften Fünfpfennig-Briefmarken von 421 594 704 auf538 415 794, aso um 117 Million gestiegen ist. Das sind Zahlen, die auch in einem Budget, das, wie die deutsche Reichspost es thut, mit 394 Mill. Mark Einnahme und 302 Millionen Mark Ausgabe rechnet, recht erheblich ins Gewicht fallen. Wenn man ferner bedenkt, daß diese 99 Millionen Stück Ansichtspostkarten nur die Zunahme in dem einen Jahr 1898 ausdrücken, daß aber bereits früher ein enormer Versand solcher Karten in Deutschland stattgefunden hat, daß ferner Deutschland einen großen Theil des Bedarfes des Auslandes an Ansichtspostkarten deckt, so kann man sich einen Begriff von der Stellung machen, die sich diese Industrie im deutschen Erwerbsleben geschaffen hat. Wer im Auslande in die Lage kommt, Ansichtskarten zu verschicken, wer die bereits veranstalteten Ausstellungen durchmustert, wird auf den meisten, den künstlerisch am schönsten entworfenen und technisch am besten ausgeführten Karten deutsche Firmen finden. „Made in Germany" ist auch auf diesem Gebiete zu einer Empfehlung deutscher Industrie und deutscher Kunst geworden. So schafft dieses neu erschlossene Feld der industriellen Thätigkeit zahlreichen Künstlern und kunstgewerblichen Zeichnern Raum zur Bethätigung ihres Könnens, tausenden von geschickten Händen Arbeitsgelegenheit und dem deutschen Handel neue Absatzgebiete und reichen Gewinn. Zu wünschen wäre freilich, daß nicht so viele Geschmacklosigkeiten mit unterliefen, daß der deutsche Künstler und der Industrielle vielmehr durch wahrhaft künstlerischen Entwurf und treffliche Ausführung der Ansichtspostkarten an der Veredelung des Geschmacks im Heimathlande und draußen mitwirkten und auch auf diesem beschränkten Gebiete an der Erziehung für das wahrhaft Schöne mit arbeiten.

— Die staatsgefährliche Knopfreihe. Man schreibt der „Frkf. Ztg." aus Köln: Der ruhig in den Tag hineinlebende Bürger, der ganz unbewußt sich des wachsamen Schutzes der Polizei erfreut, ahnt gar nicht, eine wie aufreibende Thätigkeit die Polizei entfalten muß, damit die Welt so musterhaft regiert wird, wie es thatsächlich geschieht. Kommt da neulich eine Droschke Abends zum Theater gefahren, deren Kutscher — man glaubt es kaum — einen Rock mit zwei Reihen Knöpfen an lebendigem Leibe trug! Daß die Polizei einen derartigen, jegliche Ordnung untergrabenden Frevel nicht dulden konnte, ist einleuchtend, und so erhielt der biedere Rosselenker ein Strafmandat. Aber die Schlechtigkeit hat in dieser Welt schon so unheilvolle Dimensionen angenommen, daß dieser Droschkenkutscher sogar sich weigerte, sein Verbrechen durch ein Geldopfer zu sühnen. Auf diese Weise kam die Schauermähr vor das Schöffengericht. Die Polizei ließ ihre Leporellorolle von Verordnungen entrollen, und da stand es wirklich: Der Ueberrock der Kutscher muß mit einer Reihe Metallknöpfen versehen sein! Nun sieht doch jeder ordnungsliebende Mensch ein, daß eine Reihe nicht zwei Reihen sind und daß der Verbrecher mit Recht zu schwerer Strafe hätte verurtheilt werden müssen. Aber Wunder über Wunder! Das Schöffengericht war der Ansicht, die Verpflichtung, daß eine Reihe vorhanden sein müsse, sage nur, daß mindestens eine Reihe am Leibe der Kutscher erglänzen soll, und sprach den Uebelthäter frei. So hat ein Droschkenkutscher über die Polizei gesiegt, und — was das Allererstaunlichste ist — bisher ist die Revolution in Köln noch nicht ausgebrochen.

Wo entstehen die meisten Beleidigungsklagen? Darüber giebt uns unserer Münchener Korrespondent Auskunft, soweit die Landes-Hauptstadt in Betracht kommt. Anderswo dürfte es sich ähnlich verhalten. Es ist statistisch nachgewiesen, daß von allen Beleidigungsklagen in München durchschnittlich nicht weniger als 70 v. H. von Frauen angestrengt werden, oder solche sind wenigstens theils als klagende oder beklagte Partei daran betheiligt. Die hierbei in Frage kommenden Beleidigungen entstehen nachweisbar in der Stadt München zu 50 v. H. in Milch- oder Kramladen! Wenn man nun den „Rahm" berechnet, den dann eine solche „Milch" mit sich trägt, so kann man nur die Ehemänner bewundern, die geduldig diese „Milchpantscherei" bezahlen.

— Das vierte Centenarium des Muffes. Genau vor 400 Jahren tauchten zur Zeit der ersten Winterkälte in Venedig die Muffe auf. Sie waren aus Pelz und Seide gefertigt, wie heutzutage, aber der Pelz war innen und die Seide außen. Das Tragen des Muffs blieb bis zum 17. Jahrhundert eine ausschließlich venetianische Sitte und erst von da an verbreitete sie sich im übrigen Europa.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 270. Montag, den 27. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Es steht geschrieben," sagte Lestocq nach kurzem Bedenken, „daß Demjenigen, welcher es wagt, also seine Zunge zu mißbrauchen, daß er mit derselben die erhabene Majestät seines Kaisers oder seiner Kaiserin schmäht mit unehrerbietigen Ausdrücken, daß solchem Verbrecher das Werkzeug seines Verbrechens, die Zunge, ausgerissen werden soll!"

„Und diesmal werde ich keine Gnade üben!" rief Elisabeth triumphirend aus.

Sie hielt Wort, sie übte keine Gnade! Der Graf Lapuschkin mit seiner schönen Gemahlin, die Frau von Bestuscheff, der Kammerherr Lilienfeld und einige Andere, sie wurden einer Verschwörung angeklagt und vor Gericht gestellt!

Es war nicht schwer, sie einer Schuld zu überführen, unvorsichtig genug hatten sie oft ihre Anhänglichkeit für den gefangenen Kaiser Iwan, ihre Verachtung der Kaiserin Elisabeth verrathen!

Sie waren also schuldig, sie wurden verurtheilt — zur Strafe der Knute, des Zungenausreißens und der Transportation nach Sibirien!

Elisabeth begnadigte sie nicht! Wie hätte sie diejenigen begnadigen können, welche es gewagt hatten, sie zu beleidigen.

Durch die Straßen Petersburg's zog das Volk in wildem Getümmel dahin, es schrie und jauchzte und brüllte Vivat seiner Kaiserin, welche ihm heute das köstliche Schauspiel gönnte, auch einmal einige vornehme Herren und Damen geknutet zu sehen! Ach, das war doch eine sehr gnädige, eine sehr leutselige Kaiserin, die den Leibeignen doch auch einmal auf Kost der Adligen ein Schauspiel bereitete! Das war eine Kaiserin, ganz nach dem Sinne der Russen jener Zeit.

Schreiend und jauchzend stürzte man hin zu dem Richtplatz, drängte man sich heran an die Barriere, welche den mittleren Raum desselben von den Zuschauern trennte. Da standen die bärtigen Henkersknechte, da lagen die Knuten und die Zangen, und das Volk verschlang Alles mit gierigen Blicken, es fand alle diese Vorbereitungen wundervoll, es freute sich mit ausgelassener Lust auf das Schauspiel, die schönste Frau des Reiches knuten zu sehen. Und nicht das Volk allein, auch der Adel mußte zugegen sein, auch die Großen des Hofes mußten kommen, wollten sie nicht den Verdacht auf sich laden, die Verurtheilten zu bedauern und ihre Strafe zu hart zu finden! Sie kamen Alle, diese Großen, sie kamen, vielleicht mit Thränen im Herzen, aber mit einem Lächeln auf der Lippe, vielleicht heimlich Verwünschungen murmelnd, aber laut das Urtheil der Kaiserin preisend.

Jetzt, in langsamem Zuge, sah man die verschlossenen Kutschen der Verurtheilten sich nahen, sie hielten an, die Thüren wurden geöffnet, und inmitten des Richtplatzes erschien Eleonore Lapuschkin, strahlend im Glanze der reinsten Schönheit, ihre edle Gestalt gehüllt in ein weißes, faltiges Gewand, das ihrer Schönheit einen neuen Reiz verlieh. Staunend blickte sie umher, fragend, als sei sie von einem wüsten Traum befangen, starrte sie ihre Umgebung an. Jung, liebenswürdig, die erste, die gefeiertste Dame des Hofes, dessen Schmuck sie gewesen, sieht sie sich jetzt, statt dieser Verehrer, die sonst in demuthsvoller Anbetung ihr huldigten, umringt von diesen rohen Henkersknechten, die mit frechen Blicken sie anschauen, und gierig nach ihrer Beute die Hände ausstrecken. Einer von ihnen wagt es, sich ihr zu nahen, wagt es, ihr das Tuch zu entreißen, welches ihren Busen verhüllt. Schaudernd bebt Eleonore zurück, Leichenblässe bedeckt ihre Wangen, ein Strom von Thränen entstürzt ihren Augen. Umsonst ihr Flehn, ihr Jammergeschrei, umsonst die Todesklage der verletzten, in sich selber erzitternden Unschuld, umsonst, daß sie schamvoll immer auf's Neue sich zu verhüllen strebt. Man entreißt ihr alle diese Verhüllungen, und in wenigen Minuten steht sie da, den ganzen Oberkörper entblößt, preisgegeben den Blicken einer Menschenmasse.

Die stolze Lilie ist geknickt, zerbrochen, sie neigt ihr Haupt, der Sturm hat sie zerschellt! Widerstandslos läßt sie sich packen von einem ihrer Henker. Der schwingt sie mit einer raschen Bewegung sich auf den Rücken. Dann naht ein Anderer, um sie in die zur

Strafausübung bequemste Lage zu bringen. Bald legt er ihr in rohester Brutalität die breite Hand auf das Haupt, und rückt dieses zurecht, damit es nicht getroffen werde von der Knute, bald streichelt er, ähnlich einem Schlächter, der ein Lamm erwürgen will, diesen edlen, schneeweißen Rücken, als freue er sich dieser wundervollen Beute.

Jetzt ist sie in der rechten Stellung, jetzt tritt er von ihr zurück, jetzt nimmt er die Knute, und genau zielend, schwingt er die Peitsche und läßt sie mit solcher Geschicklichkeit herniederfallen auf Eleonorens Rücken, daß sie ihr ein Stück Haut vom Halse bis zum Gürtel abreißt. Dann zielt er auf's Neue und wieder zerfleischt er ihren Rücken. In wenigen Sekunden hängt ihr die Haut in Stücken über den Gürtel hinab, überströmt das Blut ihre ganze Gestalt, und bebend sehen es die Zuschauer, und wagen es nicht, diesem geschickten Henkersknechte ein Bravo zuzurufen.

Das Werk ist vollendet! Mit zerfleischtem Rücken wird Eleonore von den Schultern ihres Henkers gehoben. Sie hat nicht geschrieen, nicht gewinselt, stumm ist sie gewesen und ohne Klage, aber zu Gott hat sie gefleht, Rache zu üben und diese Schmach zu sühnen, welche man ihr angethan!

Und wieder naht sich ihr der Henker, eine Zange in der Hand. Eleonore sieht ihn an mit flammenden Augen, zornglühen.

„Was willst Du?“ fragte sie ernst und kalt.

„Dir die Zunge ausreißen,“ sagte er mit einem rauhen Lachen, indem zwei andere Henkersknechte sich ihr bemächtigten, und ihren Kopf erfassen.

Diesmal wehrt sich Eleonore, die Verzweiflung gibt ihr Kraft, sie entwindet sich diesen barbarischen Henkersknechten, sie stürzt nieder auf ihre Kniee, sie hebt die von Blut überströmten Arme gen Himmel, sie fleht zu Gott um Erbarmen, sie blickt auf die Zuschauer, und fleht auch zu diesen um Gnade, um Hülfe, sie richtet ihre Arme und ihre Augen auf den stolzen Kaiserpalast, in welchem Elisabeth thront, und schreit dorthin um Gnade, um Erbarmen!

Und als Alles still bleibt, und weder die Menschen noch die Kaiserin sich ihr erbarmt, da bemächtigt sich ein wilder Zorn der Seele Eleonorens.

Sie hebt die Arme gen Himmel, und mit flammenden Blicken ruft sie: „Wehe über diese erbarmungslose Elisabeth, wehe über dieses Weib, das kein Mitleid übt an dem Weibe! So wie sie mir jetzt thut, so thue ihr, mein Gott und Herr! Gib, daß, wie sie mich jetzt zerfleischen läßt, es ihr geschehe! Gib ihr eine Tochter, und laß vor den Augen ihrer Mutter sie dulden, was ich jetzt dulde, mein Gott! Wehe über Elisabeth, und wehe über Euch, die Ihr zuschauen könnt, wie man ein Weib zerfleischt und martert. Schmach und Verdammniß über Euch Alle!“

Das waren Eleonorens letzte Worte! Mit einer wilden Wuth bemächtigten sich ihrer die Henkersknechte, um ihr die Zunge auszureißen. Und als es geschehen, und als man dieselbe Marter geübt an ihrem Gemahl und ihrem Sohne, hob man sie alle drei auf eine Kibitke, um sie abzuführen nach Sibirien.

Eleonore konnte nicht mehr sprechen mit ihrer Zunge, aber ihre Augen sprachen, und diese Augen wiederholten es immerfort, dieses Rachegebet, das sie zum Himmel emporgeschrieen, dieses Gebet: „gib dieser Kaiserin Elisabeth eine Tochter, und laß diese dulden, was ich erdulden muß!“

20.

Eine Trauung.

Das Volk zerstreute sich, die Großen kehrten zurück in ihre Paläste, und auch Alexis Razumovsky, der, um nicht den Zorn der Kaiserin zu erregen, gleichfalls der Hinrichtung beigewohnt hatte, kehrte zurück in den kaiserlichen Palast.

Elisabeth stand vor einem großen venetianischen Spiegel und betrachtete prüfend ihre Toilette, welche sie heute schon zum vierten Male gewechselt hatte.

„Nun,“ fragte sie den eintretenden Alexis, „war es ein interessantes Schauspiel? Hat man diese schöne Gräfin tüchtig gepeitscht?“

Und während sie so fragte, befestigte sie mit lächelndem Munde eine Purpurrose in ihrem Haar.

„Man hat sie zerfleischt!“ sagte Alexis lakonisch.

„Aber erzählt mir doch,“ sagte sie dann neugierig. „Was that die stolze Gräfin? Wie benahm sie sich, was sprach sie?“

Alexis erzählte ihr von der schönen Eleonore, und welche Verwünschung sie ausgestoßen!

„Ach, Unsinn, sagte Elisabeth achselzuckend, wie kann man nur dem lieben Gott ein so dummes Gebet vortragen! Ich werde mich niemals verheirathen, und daher niemals eine Tochter haben, welche man knuten könnte.“

Allein die Vorsehung fügte es anders!

Wenige Wochen später feierte man in dem Kaiserschlosse zu Petersburg ein großes und glänzendes Hoffest! Es war nicht genug gewesen, daß Elisabeth in der Person des Herzogs Peter von Holstein sich einen Nachfolger wählte, sie mußte auch diesem Nachfolger eine Gemahlin geben, damit der Thron befestigt und durch eine Zahl blühender Nachkommen gesichert sei.

Sie wählte ihm die Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die schöne und junge Sophie Auguste, welche, zur griechischen Religion übertretend, den Namen Katharina erhielt.

Es war das Vermählungsfest dieser jungen deutschen Prinzessin mit dem Thronfolger von Rußland, welches man im Kaiserpalaste zu St. Petersburg feierte, ein Fest des Glanzes und des Entzückens, denn man sah da zwei Frauen von der reizendsten Schönheit, Elisabeth, die allmächtige Kaiserin, und Katharina, die Kaiserin der Zukunft. Die Eine, prachtvoll im Glanze der Gegenwart, die Andere, umstrahlt von der Glorie der Zukunft. Man schaute in dieses jugendschöne Antlitz Katharina's und suchte auf dieser so hohen, so majestätischen Stirn die Hoffnungen zu lesen, welche Rußland von ihr hegen durfte! Es war also ein Fest der Gegenwart und Zukunft zugleich, welches man da feierte, und die Großen neigten sich demuthsvoll vor diesem neuen Stern, welcher ihnen erglänzte, und sie warfen sich zur Erde vor dieser ewig neuen Sonne kaiserlicher Majestät, die ihnen aus Elisabeth entgegenstrahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Lundby sah nach der Uhr. „Jetzt ist es halb eins," sagte er. „Wollen Sie gegen 2 Uhr im Treibhause sein?"

„Um 2 Uhr im Treibhause," bestätigte Edith. Sie *nickte* dem Sekretär nachlässig zu und stand auf; er öffnete ihr die Thür zum Hinausgehen und verbeugte sich tief, indem sie in hochmüthiger Haltung an ihm vorbeischritt; aber sein Lächeln war weit davon entfernt, ein unterwürfiges zu sein.

Der alte Scudamore saß in einer Fensternische seines nach Nordwesten blickenden Zimmers, von wo er einen Blick über die grünen Gipfel der Waldung hinweg bis auf die blauen Wellen der Bristoler Bucht hatte. Als seine Enkelin eintrat, flog ein grimmiges Lächeln über sein hageres und unschönes Greisengesicht, dem es nicht zur Verschönerung gereichte, daß den kahlen Kopf ein schief sitzendes, schwarzes Käppchen bedeckte. Die unter vorspringenden Brauenknochen tiefliegenden Augen waren schief gegen die Nase gestellt, und ihr bald lauernder, bald stechender Blick verrieth Argwohn und Habgier. Die knöchernen Hände und der abschreckend magere Kranichhals vervollständigten das Bild eines Mannes, dem man wohl zutrauen mochte, daß er Sohn und Tochter aus Laune verstoßen hatte; keine Spur war an ihm von der Ehrfurcht gebietenden Würde, die sonst Begleiterin des Greisenalters zu sein pflegt.

„Ah, da bist Du ja, Edith!" sagte er in unangenehm knarrendem Tone. „Dachte ich mir doch, daß Du präzise sein würdest. Zeige einem Weibe Juwelen und Putz, und sie kommt zu dem abschreckendsten Alten wie ein zahmes Täubchen. Oho — ich kenne das!" Und er brach in ein widriges, hüstelndes Lachen aus.

Edith unterdrückte ihren Widerwillen und setzte sich auf ein niedriges Tabouret zu ihrem Großvater, indem sie seine spinnenbeinartigen Finger zwischen ihre weichen Hände nahm. „Ja Grandy —" das war der Schmeichelname, den sie für ihn erfunden hatte — „ja, Grandy, wir Mädchen haben nun einmal Freude an allem, was blitzt und funkelt. Du doch auch. Und ich habe Dir neulich meine Juwelen gezeigt, da ist es recht, daß Du mir Deine zeigst. Meine waren noch dazu unecht. Aber Deine sind echt."

„Wie Deine Augen, kleiner Spitzbube!" lachte der Alte, indem er ihr über die Stirne strich. Sie war ihm von seinen Enkelinnen die liebste. Weder Ellen noch Fanny konnten es über sich gewinnen, gegen den abstoßenden, in seinen Reden cynischen und unfreundlichen Alten mehr als das knappste Maß von Ehrerbietung an den Tag zu legen, das sie dem Großvater schuldeten. Sie waren ungern in seiner Gesellschaft, erwiderten seine Liebkosungen nicht und erschienen nur auf ausdrücklichen Befehl in seinem Zimmer. Edith benahm sich ganz anders; sie war politisch genug, ihren Widerwillen zu unterdrücken, und bewies ein Maß weltlicher Klugheit, das bei einem unter einfachen Fischern erzogenen Mädchen Erstaunen erregen mußte.

„Die Augen habe ich von Dir, Großpapa," log sie keck, und die alte Erfahrung, daß keine Schmeichelei so grob sein kann, daß sie nicht willige Ohren fände, bewährte sich abermals.

„Ja, ja — Selina hat sie von mir geerbt," krächzte Scudamore, und Edith behielt wohlweislich den Gedanken für sich, daß ihre Mutter diese einzige Erbschaft füglich hätte entbehren können. „Und Du hast Selina's Augen. Darum sollst Du auch sehen, woran sie sich so oft gefreut hat. Oho — ja. Und sollst es tragen. Die Andern brauchen's nicht. Nein, brauchen's nicht," wiederholte er mit giftiger Bosheit. „Sind schön genug ohne das! Oho — ja, schön genug. Glauben es wenigstens . Aber man kann sich irren. Sie denken, der alte Scudamore hat keine Augen — aber sie irren sich. Oho — oho!"

Er stand auf, humpelte im Zimmer umher und macht ganz merkwürdige Manipulationen. Aus seinem Sekretär holte er einen Schlüssel, womit er eine kleine Schublade, die an seinem Lehnstuhl angebracht war, aufschloß; darin lag ein Schlüsselchen, das einen Wandschrank öffnete, und in diesem wieder ein Schlüssel, der zu einem weiteren Fach im Sekretär paßte. Aus diesem endlich wurde ein Schlüsselbund genommen, das mehrere sonderbar gestaltete Schlüssel von verschiedenen Größen enthielt.

„So, nun komm, mein Kind," sagte er zutraulich. „Aber erst riegle die Stubenthür zu, damit uns Niemand überraschen kann."

Edith kam dem Befehl nach und erwartete mit großer Spannung, was nun weiter geschehen würde. Der Alte ging erst noch einmal selbst an die Thür, um sich von ihrem Verschluß zu überzeugen, und dann erst näherte er sich einem Theil der Wand, wo die Tapeten durch eine Holztäfelung unterbrochen waren, die ein älteres holländisches Bild, ein Seestück von Adrian v. d. Velde, umrahmte. Hier drückte er an eine Stelle der Leiste, die mit geschnitzten Fruchtschnüren hübsch verschnürt war, und alsbald sprang die ganze Täfelung von der Decke bis zum Fußboden wie eine Flügelthür auf, und dahinter erschien eine eiserne Thür, die mit einem der wunderlichen Schlüssel des Alten geöffnet wurde. Nun zeigte sich ein schmales Gelaß, eben groß genug, daß ein Mensch sich darin umdrehen konnte. Scudamore ging hinein, bückte sich und schloß eine dort stehende Truhe auf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Wahn vom Weltuntergang hat in italienischen Landen allerhand Schaden angerichtet. Aus Messina, Livorno und Padua kommen Nachrichten von zahlreichen Selstmorden, wonach Jünglinge und Greise, nervöse Frauen und alte Weiber Hand an sich legten, weil sie die Zerstörung der Erde nicht „überleben" wollten. Im Süden waren die Kirchen 3 Tage lang überfüllt, die Beichtstühle umlagert, die Priester mit Almosen überhäuft; in den Armenquartieren zu Neapel verkrochen sich die Leute, als die Bettelmönche Bußpsalmen betend durch die Straßen zogen, in die Keller, um den Gluthstrahlen des Kometen möglichst aus dem Wege zu gehen. Der große Viehmarkt der Emilia, welcher alljährlich zu Modena abgehalten wird, war auch nicht von einem einzigen Stück befahren. Naturereignisse außerordentlicher Art, welche den Untergang „einleiteten", erregten allenthalben eine schreckliche Panik. So herrschte im Venetianischen ein starkes Gewitter; auf Sizilien hörte plötzlich der Etna auf zu rauchen — der regelmäßige Vorläufer eines Erdbebens oder eines gewaltigen Lava-Ausbruchs —, in den Maremmen um Livorno wurden starke Erdstöße verspürt. In Parlermo entstand während eines Meersturmes die Sage, daß durch den Opfertodt des Papstes Leo XIII. der Komet seine Vernichtungsbahn im letzten Augenblick geändert habe. Auf Sardinien wurde eine Schwindlerbande festgenommen, welche einen Wunderliqueur verkaufte: wer davon trank, ging, ohne den Tod zu erleiden, sofort in's Paradies ein. In Rom zeigten sich an dem kritischen Tage alle Schulen und Wirthshäuser leer; die Trasteveriner waren mit Kind und Kegel auf den Monte Mario gezogen, um von dort den Einsturz der Peterskuppel zu beobachten. Am Abende aber stand das Wunderwerk Bramante's und Michelange-lo's immer noch fest, während mancher Römer, welcher sich durch reichlichen Weingenuß zum großen Sterben gestärkt hatte, deutlich das Schwanken der entgleisten Erdkugel zu spüren glaubte. Und nun kommt das Allerbeste! Der Direktor der großen Sternwarte auf dem Kollegium Romanum, welcher in diesen wunderbar hellen Nächten auch nicht einen einzigen Stern von dem großen Leonidenschwarm fallen sah, spricht die Vermuthung aus, daß die prophezeite Begegnung der Erde mit dem gefährlichen Kometen, welche auf den 16. d. Nachm. 3 Uhr angesagt war, höchst wahrscheinlich einem Rechenfehler ihre Entstehung verdankte. Dieser Astronom von Ruf weist darauf hin, daß ebensowenig wie hier Sternschnuppen in Australien, in Afrika, in Indien, im ganzen Südeuropa gesehen wurden; es muß also in dem Rechenexempel ein kleiner Fehler von etlichen Millionen Meilen und Jahren stecken!

Zur Ankunft Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold in Rohrbrunn am 23. November 1899.

(Begrüßungsgedicht, verfaßt vom Bezirksgerichtsrath a. D. Franz Englert, Aschaffenburg, und vorgetragen von den Töchtern des Försters Katzenberger in Rohrbrunn.)

Theurer, wir begrüßen heute
Dich im schönen Spessartwald.
Jedes Antlitz strahlt vor Freude,
Jubel ringsum wiederhallt.
Ja, wir sind Dir stets ergeben,
Treu und fest im Tod und Leben!

Edlen Sinnes und entschieden
Bist Du Deinem Vater gleich,
Willst des Volkes Wohl und Frieden,
Stehest fest zum deutschen Reich.
Möge es in allen Marken
Wachsen, blühen und erstarken! —

Bayern bringst Du Glück und Segen,
Und im ganzen Spessartwald
Schlägt Dir Jedes Herz entgegen,
Heute freut sich Jung und Alt.
Möge Gottes Huld und Gnade
Schützen Deine Lebenspfade!

Wie die alten Spessarteichen
Fest im Sturm und Wetter steh'n,
Werden wir dem Feind nicht weichen,
Muthig ihm entgegengeh'n.
Wir geloben Dir auf's Neue
Ew'ge Liebe, ew'ge Treue!

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 271. Dienstag, den 28. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Katharina legte mit frohem Muthe und einem stolzen Lächeln ihre Hand in die Hand Peters, und indem sie mit ihm zum Altar trat, dachte sie: ich thue es, um dereinst Kaiserin zu werden! Und weil ich es denn nicht anders erreichen kann, wohlan, so mag man mich die Gemahlin dieses unmündigen Knaben nennen! Ich werde es erdulden, bis die Zeit gekommen, wo ich nicht dulden, sondern herrschen werde!

Mit solchen Gedanken ward Katharina die Gemahlin des Großfürsten Peter.

Und als die Zeremonie beendet, empfing das neuvermählte Paar mit lächelndem Gesicht und strahlenden Blicken die Glückwünsche des Hofes, welcher in lauten Ausrufungen des Entzückens das Glück und die Liebe dieses jungen schönen Fürstenpaares pries!

An demselben Tage feierte man in diesem Kaiserpalaste eine zweite Vermählung, vielleicht keine so glänzende, aber gewiß eine glücklichere, denn die Liebe war es, welche hier die Beiden vereinte, die Liebe hatte gemacht, daß Elisabeth ihre Abneigung gegen die Ehe überwand, und sich entschloß, Alexis Razumovsky zu ihrem Gemahl zu erheben, wiewohl sie dabei schaudernd der Worte gedachte, welche Eleonore Lapuschkin gesprochen, und es bangte ihr in ihrem Herzen vor Kindern, welche ihr der Himmel schenken könnte! Doch tröstete sie sich hierbei mit dem Gedanken: „Wenn Gott meine Kinder segnet, wird keines Menschen Fluch sie treffen können, und dieses furchtbare Rachegebet der Lapuschkin, es wird dann keine Kraft mehr haben, wenn der Priester Gottes das Kind, welches unter meinem Herzen ruht, geweiht und gesegnet hat!" Allein dieser Gedanke vermochte sie nur zeitweise zu beruhigen. Als sie sich zum erstenmal Mutter fühlte, war ihr stetes Gebet, der Himmel möge ihr nur keine Tochter schenken.

„Und warum keine Tochter?" fragte dann Razumovsky, den sie zum Feldmarschall und Fürsten erhoben hatte.

Elisabeth schauderte, und sich an ihren Gatten schmiegend, flüsterte sie: „hat nicht Eleonore Lapuschkin gesagt: gieb ihr eine Tochter, und laß diese vor den Augen der Mutter dulden, was ich jetzt dulde! O, mein Gott, Alexis, wünsche mir also keine Tochter! Ich würde immer für sie zittern!"

Und Gott schien das Angstgebet der Kaiserin zu erhören! Sie gebar einen Sohn — aber er starb kurz nach seiner Geburt.

„Es ist sehr traurig ein Kind zu verlieren, und besonders einen Sohn!" seufzte Elisabeth, und unwillkürlich gedachte sie Anna's, dieser armen Mutter, welcher sie den Sohn geraubt, um ihn in ewiger Gefangenschaft, in freudloser Jugend aufwachsen zu lassen, um ihn moralisch zu ermorden und aus einem Menschen einen Idiot zu machen!

„Das ist Gottes Vergeltung!" flüsterte es in ihrer Brust; aber Elisabeth erschrak vor diesem leisen Geflüster ihres Gewissens, und in sich erbebend, sagte sie: „Ich will das nicht hören! Hinweg, ihr lästigen Gedanken! Dieser Knabe Iwan muß gefangen bleiben, ich kann ihn seiner Mutter nicht wieder geben!"

Aber diese Gedanken wollten sich nicht wieder verscheuchen lassen, sie blieben immer bei ihr, sie wichen nicht von ihrem Lager, sie begannen immer wieder ihr unheimliches, schauervolles Geflüster, und diese allmächtige Kaiserin schrie laut auf in Todesangst, und es graute ihr vor diesem Alleinsein mit ihren Gedanken!

„Ich will Gesellschaft um mich haben," befahl sie, „man soll mich niemals allein lassen, man soll immer um mich lachen und scherzen, mich immer erheitern und zerstreuen! Eilt, eilt, ruft meinen Hof, die lustigsten Männer, die sollen mir die willkommensten sein! Und hört, vor allen Dingen bringt mir Wein, den stärksten, den besten Wein. Wenn ich den in vollen Zügen trinke, dann werde ich wieder glücklich sein und froh, der entfernt alle Sorgen, der macht das Herz leicht und frei!"

Und sie kamen, die lustigen Herren des Hofes, und er kam, der starke, feurige Wein, und nach einer Stunde erstrahlte Elisabeths Antlitz vor Lachen und Lust, und ihre schwere Zunge lallte mühsam: „Wie schön ist es doch, eine Kaiserin zu sein, für eine Kaiserin gibt es nur Freude und Vergnügen und ewige Lust!"

21.

Szenen und Bilder.

Jahre vergingen, für Rußland glorreiche und ruhmwürdige Jahre. Frieden im Innern des Reiches, und glänzende Siege, welche die Russen über auswärtige Feinde gewannen! Die Russen segneten und priesen in lauten Jubelhymnen ihre Kaiserin, deren Weisheit Alles so glorwürdig zu Ende bringe, und welche ihr Land glücklich, groß und siegreich mache.

Die gute Elisabeth! Was hatte sie wohl zu schaffen mit den Siegen ihrer Soldaten, mit dem Glück ihres Reiches! Sie wußte nichts davon, und wenn überall im russischen Reiche Friede war, im kaiserlichen Palaste, da wußte man nichts davon, da gab es einen ewigen Krieg, eine nie endende Fehde! Da kämpfte die junge Katharina mit ihrem Gemahl, den sie haßte, mit Elisabeth, welche in ihr eine gefährliche Nebenbuhlerin erblickte. Aber es war ein ungleicher Kampf, welchen diese beiden Frauen da kämpften, denn Elisabeth hatte auf ihrer Seite die Macht und die Gewalt, Katharina hatte nur ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre Thränen!

Elisabeth haßte Katharina, weil sie es wagte, jung und schön zu bleiben, während sie, die Kaiserin, doch alt ward und ihre Reize verwelken sah; und Katharina haßte Elisabeth, weil diese ihr ein Recht verweigerte, welches die Kaiserin selber doch täglich beanspruchte, sie haßte Elisabeth, weil diese sie umgab mit Spionen und Spähern, die ihr auf Schritt und Tritt folgten.

Verletzt in ihrem innersten Wesen, müde dieser ewigen Nadelstiche, mit denen Elisabeth sie quälte, zog sich Katharina in das Innerste ihrer Gemächer zurück, um still zu sinnen über ihre schmachvolle Größe, und sehnsüchtig zu träumen von einer glanzvollen Zukunft! „Denn die Zukunft,“ sagte sie mit strahlenden Augen zu ihrer Vertrauten, der Fürstin Daschkow, „die Zukunft ist mein, die können sie mir nicht nehmen und zermürbeln. Für die arbeite, für die denke und studiere ich! Ah, wenn diese meine Zukunft erst Gegenwart geworden, dann will ich sie mir als prachtvolles Kaiserdiadem um meine Stirn schlingen, und Ihr Alle, Ihr sollt staunen ob meiner Größe und Herrlichkeit!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Komm her, Kind,“ sagte er keuchend, „und schau einmal hinein! Da sind unsere Schätze. Und das kleine Kästchen da nimm heraus, das wollen wir drinnen besehen.“

Er trat ein wenig bei Seite, um Edith vorzulassen; und sie blickte in die Truhe hinein. Es flimmerte darin von allerlei mit Edelsteinen besetztem Schmuck, aber es war zu dunkel, um Einzelheiten zu unterscheiden. Sie beugte sich darüber und konnte sich von dem fesselnden Anblick nicht losreißen.

„So mach doch zu!“ mahnte der Alte ärgerlich. „Das sind ja alles nur Kinkerlitzchen. Narrenkram — ho! ho! Hier in dem Kästchen da sitzen die Musikanten — he — he — die echten Musikanten — Hunderttausende werth — mehrere Hunderttausende — ja — oho — viele Hun — dert — Tau — sen — de!“

Er wiederholte die hohe Zahl mit einer Emphase, daß man wohl sah, welchen Genuß ihm das Aussprechen bereitete. Edith nahm das Kästchen — ein Schmuckkästchen im eigentlichsten Sinne des Wortes — und kehrte damit in das Zimmer zurück wo sie es auf einen Tisch setzte, so daß es im hellen Tageslichte seine funkelnde und glitzernde Schönheit voll entfalten konnte.

Das Kästchen war aus getriebenem Silber und mit kostbarem, künstlerischem Figurenschmuck reich ausgestattet. An den vier Ecken standen je zwei Figuren, jede nach einer anderen Seite zugewandt. Die Langseiten zeigten je einen Drachen, die Schmalseiten je einen Löwen, gegen welche im Hochrelief gearbeitete Thiere die Ritterfiguren an den Ecken ihre Speere senkten. Die Spitzen der Lanzen, die Schweifenden der Drachen und die Mähnen der Löwen waren von Gold, die Augen der Drachen kleine Smaragde, die der Löwen Topase; die Mitte des Schildes, den jeder Ritter trug, schmückte ein Saphir. Der gewölbte Deckel trug die Darstellung eines St. Georg mit dem Drachen; hier waren Schildschmuck und Augen größere Rubinen.

Edith verstand nicht viel von Kunst und Edelsteinen, aber so viel begriff sie doch, daß an diesem Kästchen der Stoff und die Zieraten an Werth mit der künstlerischen Arbeit kaum wetteifern konnten. Sie bewunderte alle Einzelheiten immer auf's Neue, während Scudamore seine geheime Schatzkammer wieder zuschloß.

„Man kann nicht wissen,“ knurrte er, nachdem er Alles gesichert hatte. „Oho — nein! Spitzbuben sind überall — Spitzbuben — und der Lundby schnüffelt überall umher. — Oho — den kenne ich!“

Ueberrascht blickte Edith auf; Lundby war so vollständig und in jeder Beziehung der Vertrauensmann ihres Großvaters, daß dieser so boshaft ausgedrückte Argwohn ihr ganz unerwartet kam. Aber sie besann sich, daß sie aus Scudamores Mund schon giftige Bemerkungen über Jedermann gehört hatte, und so legte sie auf seine Worte kein großes Gewicht. Der Alte unterlag eben dem Verhängniß aller Leute dieser Art, die in dem wohlbegründeten Bewußtsein, daß sie

Niemands Liebe verdienen, auch von Niemand etwas Anderes als Widerwillen, Feindschaft und Nachstellungen erwarten.

Edith wollte das Kästchen öffnen, aber es war verschlossen. Scudamore lachte und brachte abermals aus dem geheimen Behälter an seinem Sessel ein goldenes, ungemein zierlich gearbeitetes Schlüsselchen hervor, welches in das von einem elfenbeinernen Schutzblatt umgebene Schloß paßte.

Was Edith nun sah, als der Kasten geöffnet war, bereitete ihr eigentlich eine kleine Enttäuschung; sie fand genau dieselben Schmuckgegenstände vor, die sie selbst in Nachbildungen besaß. Der Altonaer Juwelier hatte wohl mit seiner Behauptung Recht gehabt, daß die falschen Juwelen außerordentlich gut nachgemacht seien. Edith wenigstens konnte keinen Unterschied bemerken, ja es wollte ihr beinahe so vorkommen, als wenn ihre eigenen, falschen Edelsteine im Sonnenlichte noch prächtiger gefunkelt hätten, als wie diese echten. Indessen hütete sie sich wohl, diese Meinung auszusprechen; sie stellte sich, als wäre sie vor Entzücken über den Glanz dieses Familienschmucks ganz außer sich, und der Alte grinzte dazu vor Vergnügen wie ein gut gelaunter Pavian.

„Ja — ja — oho! Das ist noch Feuer!" rief er. „Das ist Gefunkel, nicht wahr? Das muß man kennen! Daneben verschwindet das unechte Zeug wie Kiesel! Oho — ja!"

Edith that ihrem Großvater den Gefallen, alle einzelnen Stücke mit erheuchelter Wonne zu betrachten und mit übertriebenen Ausrufen der Bewunderung zu rühmen. Da bemerkte sie am Boden des Kästchens noch ein Etui und nahm es heraus.

„Ah —, das ist nun unser größter Schatz," sagte der alte Mann. „Gieb es her! Das muß mit Verstand betrachtet werden; denn es ist einer von den weltberühmten Diamanten, die in den Büchern beschrieben werden. Ein kleines Vermögen werth! Sieh nur!"

Er drückte an die Feder, der Deckel flog zurück, und Edith brach in einen diesmal ungeheuchelten Schrei des Entzückens aus. Wie ein Bündel bläulicher und violetter Strahlen brach es aus den großen, länglich runden, brillantartig geschliffenen Diamanten hervor, der dort im weißseidenen Futter gebettet lag. Das war eine schimmernde Pracht, die Alles in Schatten stellte, was sie bisher gesehen hatte.

Scudamore schloß vorsichtig das Etui wieder und sagte: „Du sollst den Diamanten gleich noch einmal sehen. Erst sollst Du aber wissen was er ist"

Er entnahm dem Schmuckkästchen ein Blatt Papier, das er auseinander faltete und Edith gab. „Da — lies vor," gebot er.

Das Papier war oben bedruckt und enthielt unten angeklebt einen Rand, auf dem noch einige Zeilen geschrieben waren. Edith las:

„Der „große Tafelstein" ist ein anderer indischer Diamant, von dem man nicht weiß, wo er sich gegenwärtig befindet. Er soll ursprünglich 242½ Karat gewogen haben, und es wird erzählt, daß damals eine Summe von 500 000 Rupien oder 50 000 Pfund Sterling vergeblich dafür geboten worden sind."

„Das sind über 333 000 Thaler nach Eurem schäbigen deutschen Gelde," schaltete der Alte ein, dessen grünlich funkelnde Augen an die einer Katze erinnerten.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Einbrecher.

Von unseren Stahlkammern, Geldschränken und allen anderen Einrichtungen, die zur sicheren Aufbewahrung von Geld und Geldeswerth dienen sollen, kann unbedenklich behauptet werden, daß sie in den meisten Fällen den Ideen raffinirter Einbrecher nachhinken und nur höchst selten ihnen voraneilen. Der Verbrecher erst muß einen Plan zur Beraubung entwerfen, er muß ihn durchgeführt oder durchzuführen versucht haben, dann erst schreitet die Technik dazu, eine Wiederholung unmöglich zu machen. So besteht zwischen Geldspind und Verbrecherkunst dieselbe Konkurrenz, wie etwa im Großen — man verzeihe den Vergleich — zwischen Panzerplatte und Kanone. Denn bei beiden findet man dieselbe Grundlage; was die Eine vernichten will, versucht die Andere zu schützen, und Beide bedienen sich der modernsten technischen Mittel. Kaum hat Gruson eine neue diamantharte Panzerplatte hergestellt, so hat Krupp gewiß ein Geschütz, das sie durchschlägt; und es kommt vor, daß bald, nachdem eine Bank die Einrichtung einer absolut diebessicheren Stahlkammer verkündet, man bereits hört, daß sie beraubt ist.

Wie groß nun der Aufwand an Schlauheit und Raffinement des Verbrechers ist, erkennt man, wenn man die Vortheile, die die Fabrikanten haben, mit den Nachtheilen vergleicht, mit denen der Einbrecher zu kämpfen hat. Jene können mit ihren Technikern konferiren, können mit Ruhe und ohne alle Scheu alle denkbaren Versuche anstellen, sie arbeiten bei Tageslicht und kennen die Gaunerkniffe genau. Dieser dagegen muß leise und vorsichtig im Dunkel der Nacht zu Werke gehen, immer schwebt er in der größten Gefahr, daß geheime Läutewerke und ähnliche unangenehme Dinge ihn verrathen, er muß schnell und doch außerordentlich besonnen vorgehen, wobei ihn selten die Kenntniß der Mechanik des gerade vor ihm stehenden Geldschrankes unterstützt; er ist allein auf sein Geschick und sein Glück angewiesen. Man sollte also meinen, daß der Fabrikant oder der Besitzer des Tresors dem Einbrecher überlegen wäre, und

doch ist dem nicht so. Denn für diesen ist das Zeitalter der Stichflammen angebrochen.

Aber nicht ausschließlich das Werkzeug sichert dem Diebe den Erfolg, sondern vielmehr eine klug überlegte und entschlossen durchgeführte Flucht, auf der außerdem noch ohne Aufsehen die Beute verwerthet werden muß.

Vor einiger Zeit wurde in London ein Tresor ausgeraubt, und zwar mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, die in Erstaunen setzte. Dicke, mit Eisenschienen durchzogene Mauern waren durchbrochen, und zwei der festesten Geldschränke waren geöffnet worden. Zwanzigtausend Pfund fielen in die Hände der Räuber. Weder von dem Golde, noch von den Einbrechern hat man bis heute etwas wieder gesehen. Nur für etwa dreitausend Pfund Banknoten fanden sich wieder ein, leider erst, nachdem sie den Räubern schon honorirt waren. Die wenigen Spuren, die die Kriminalpolizei fand, zeugten von dem unglaublichen Raffinement und dem ungewöhnlichen Scharfsinne, den die Einbrecher entwickelt hatten.

Der Tresor, um den es sich hier handelt, befand sich im Keller. Es erscheint eigentlich unverständlich, warum fast immer gerade der Keller dazu benutzt wird. Denn die Erde, auf der sein, wenn auch noch so starkes Fundament ruht, bietet doch gewiß keine große Sicherheit, so lange es noch Menschen gibt, die sich gern mit Erdarbeiten beschäftigen. Und diesem Umstande verdankten es die Diebe, daß sie ungesehen an den Tresor herankamen. Ein unterirdischer Gang führte von dem Keller eines Nachbarhauses direkt unter das Fundament der Stahlkammer, die im Uebrigen durch drei ungewöhnlich starke Stahlthüren nach außen hin wohl verwahrt war. Das Durchbrechen der Fundamente muß längere Zeit erfordert haben; es geschah mittels eines Diamantbohrers, eines Knallgasgebläses und eines Brecheisens. Welche Werkzeuge sonst noch benutzt worden sind, ließ sich nicht feststellen. Der Diamantbohrer ist ein aus Stahl gearbeiteter Steinbohrer, dessen Krone mit Diamanten besetzt ist. Er dreht sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit und durchdringt den härtesten Granit wie Butter. Das Knallgasgebläse besteht aus zwei, bequem in den Taschen zu tragenden eisernen Flaschen, die mit komprimirtem Sauerstoff bezw. Wasserstoff angefüllt sind. Zwei Schläuche führen die Gase zu einem Daniel'schen Hahn, der die Gase vereinigt und damit eine der heißesten Flammen entstehen läßt. Nur der Lichtbogen des elektrischen Bogenlichtes ist noch heißer. Indessen genügt die Flamme schon, um Platin wie Wachs schmelzen zu lassen.

Läßt man die Flamme auf einen Punkt der Stahlpanzerung eines Geldschrankes wirken, so ist in wenig Augenblicken ein Loch hindurchgebrannt, das man auf die leichteste Weise dadurch erweitern kann, daß man die Flamme langsam weiterführt; der härteste Stahl verbrennt sofort. Bemerkenswerth ist endlich noch das Brecheisen, wohl das älteste aller Diebeswerkzeuge. Kurz und stark gearbeitet, dient es zum Losbrechen des angebohrten Mörtels und zum Aufbiegen der Eisenplatten.

Mit diesen Mitteln hatten die Einbrecher zunächst das Fundament durchbrochen, wozu sie allerdings wenigstens acht Tage gebraucht haben müssen. In derselben Nacht, in der sie die letzte, dünne Steinschicht durchstießen, haben sie dann auch die Geldschränke aufgeschmolzen bezw. durchbohrt. Die Diebe müssen dann ferner noch in derselben Nacht die Telephondrähte dieser und einiger benachbarter Häuser durchschnitten haben, was auf eine „sachgemäße" Eintheilung der Arbeit schließen läßt. Dadurch wurde es ihnen vielleicht überhaupt nur möglich, in den ersten Stunden des folgenden Morgens einen Theil der Banknoten einzuwechseln. Es mag noch erwähnt werden, daß die Einbrecher nicht allein die Beute sofort getheilt haben, sondern sich auch gegenseitig die Bankhäuser bezeichnet haben müssen, an denen sie Noten wechselten. Denn bei keiner Bank ist mehr als eine Person mit gestohlenen Noten erschienen.

Die Untersuchung ergab, daß der Keller, von dem aus der unterirdische Gang nach dem Tresor führte, von einem Ehepaar zum Handel mit Grün, Kartoffeln usw. gemiethet war, und daß dasselbe Ehepaar in einer Vorstadt einen Garten gepachtet hatte. Auf einem kleinen Wagen hatten sie so unbemerkt die dem Gange entnommene Erde entfernen können. Ein weiterer Komplize hatte eine Stahlschatulle in der Bank gemiethet, und dadurch sowohl die allgemeine Lage feststellen, als auch sich über die werthvollsten Schränke informiren können.

Die Flucht mit der Beute endlich muß bis ins Kleinste durchdacht worden sein; denn nicht die geringsten Anhaltspunkte hat die Polizei zu entdecken vermocht. Die Räuber haben nichts, was zum Verräther hätte werden können, zurückgelassen, und das sorgfältigste Beobachten der Bahnhöfe und der Häfen ist ohne Erfolg geblieben. Daher hat die Bank außer dem Verlust des Geldes noch nicht einmal die Hoffnung, die Räuber bestraft zu sehen, ein Etwas, das die Menschen am schwersten verwinden.

Solch ein Einbruch aber ist ein Beweis dafür, daß der höchste Aufschwung der Industrie und die immer steigende Vervollkommnung der Technik sowohl dem Schutze als auch der Vernichtung in gleicher Weise zu dienen gezwungen sind.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 272. Mittwoch, den 29. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Aber Du vergißt Deinen Gemahl!“ lächelte die Fürstin Daschkow. „Der wird ein wenig den Glanz Deiner Kaiserkrone trüben, denn Er wird immer der Erste in diesem Reiche sein. Er ist der allmächtige Kaiser, und Du wirst machtlos sein, obwohl eine Kaiserin!“

Katharina warf stolz ihr Haupt zurück, und ihre Augen flammten.

Ich werde mich eines Tages all' der Schmach erinnern, welche er mir gethan,“ sagte sie, „und es soll eine Stunde kommen, in welcher ich Abrechnung halte mit ihm und Vergeltung übe!“

„Katharina!“ rief die Fürstin Daschkow erbleichend, Du denkst doch nicht —

„Ich denke,“ unterbrach sie Katharina mit einem unheimlichen Lächeln, „ich denke, daß die russischen Kaiser nicht unsterblich sind, und daß diese gute Kaiserin Elisabeth sehr glücklich ist, da sie keinen Kaiser neben sich hat, der vermeint, über ihr zu stehen, und einen Willen zu haben, mächtiger als ihren eigenen!“

„Ach, Elisabeth hat gar keinen Willen!“ lachte die Fürstin.

„Ich aber werde einen Willen haben!“ sagte Katharina stolz.

Die Fürstin Daschkow hatte wahr gesprochen Elisabeth hatte gar keinen Willen mehr; sie ließ Bestuscheff regieren, und sich selber beherrschen von Alexis Razumovsky, dem Feldmarschall, ihrem Gemahl. Was diese Beiden verlangten, das that sie, dem unterwarf sie sich freudig, vorausgesetzt, daß sie nur nicht von ihr irgend eine Anstrengung, irgend eine Arbeit und Thatkraft forderten. In diesem einzigen Punkte, da allein hatte sie einen eigenen Willen, da setzte sie ihn durch mit eiserner Gewalt.

„Ich bin nicht Kaiserin geworden, um zu arbeiten, sondern um mich zu amüsiren,“ sagte sie, „ich habe nicht die Krone auf mein Haupt gesetzt, um zu regieren, sondern um das Leben zu genießen! Verschont mich also mit Eurem Arbeiten und Euren Unterschriften! Ich werde nichts mehr unterschreiben, denn meine Hand ist es nicht gewohnt, eine Feder zu halten, und die Tinte bleibt mir an den Fingern kleben, was einer Kaiserin ganz unwürdig ist!“

„Nur eine Unterschrift ist es, die ich heute erflehe,“ sagte Bestuscheff, ihr einen Brief darreichend. „Nur in diesem einzigen Falle habt die hohe Gnade, eine Ausnahme zu gestatten, indem Ihr dieses Schreiben an den König Ludwig XV. von Frankreich unterzeichnet!“

Was habe ich zu schreiben an diesen König von Frankreich?“ fragte Elisabeth verdrießlich. „Wozu soll das? Es ist lange her, daß er mir keine neuen Kleiderstoffe geschickt hat, obwohl er wissen kann, daß es für eine Kaiserin nichts Wichtigeres gibt, als eine prachtvolle, immer wechselnde Garderobe! Weshalb soll ich also diesem König von Frankreich schreiben?“

„Majestät, es handelt sich hier um einen einfachen Akt der Höflichkeit,“ sagte Bestuscheff dringend, einen Akt, dessen Unterlassen uns die größten Unannehmlichkeiten, ja vielleicht sogar einen Krieg zuziehen kann. Bedenkt das Wohl Eures Reiches, den Frieden Eurer Völker, und unterzeichnet diesen Brief!“

„Aber was enthält er denn so Wichtiges?“ fragte die Kaiserin erstaunt. Ich entsinne mich, daß Ihr mich schon Jahre lang damit plagt!“

Ja, Majestät, drei Jahre lang flehe ich täglich um diese Unterschrift und Ihr verweigert sie mir! Und dennoch ist dieser Brief so nothwendig! Es ist gegen alle Schicklichkeit, ihn nicht zu schreiben! Denn es ist ein Glückwunschschreiben an den König von Frankreich, der Euch die Geburt seines Enkels in einem eigenhändigen Briefe anzeigte. Bedenkt, Majestät, er schrieb Euch eigenhändig, und Ihr verweigert mir für Euer Antwortsschreiben seit drei Jahren blos die kleine Mühe Eurer Unterschrift! Dieser Prinz, dessen Geburt Ihr da beglückwünschen müßt, er wird jetzt schon im Stande sein, Euch selber seinen Dank auszusprechen für den Antheil, den Ihr an seiner Geburt nehmt!“

Elisabeth lachte. „Nun,“ sagte sie ich werde mich endlich nur fügen müssen, um Ruhe zu haben vor Euch. Drei Jahre habe ich es ruhig ertragen, ewig um diese Unterschrift geplagt zu werden. Jetzt ist's am Ende

mit meiner Geduld, ich werde unterzeichnen, um Euch los und von dieser Last befreit zu werden!"

Elisabeth nahm seufzend die Feder und malte langsam und ängstlich ihren Namen unter dieses um drei Jahre verspätete Glückwunschschreiben an den König von Frankreich.

„So" sagte sie, die Feder wegwerfend, als die schwere Arbeit vollendet war, „so, jetzt aber dürft Ihr mich lange nicht wieder mit solcher Arbeit plagen, und heute habe ich es wohl verdient, einen recht vergnügten Abend zu verleben! Nichts mehr von Geschäften, nein, nein, kein Wort mehr davon! Ich will mir diese schönen Stunden durch Eure Albernheiten nicht verbittern lassen! Fort mit Dir, Bestuscheff, man rufe mir meinen Feldmarschall, den Grafen Razumovsky!"

Und als Alexis kam, sagte Elisabeth mit einem heitern Lächeln: „Alexis, die Luft ist heute so schön und so frisch, wir wollen spazieren fahren! Schnell, ganz schnell! Und weißt Du auch wohin?"

Razumovsky nickte. „Nach der Villa!" sagte er lächelnd.

„Ja, nach der Villa!" rief Elisabeth, „nach der Villa, um dort mein Kind zu sehen, meine Tochter!"

Sie hatte jetzt also eine Tochter, und diese Tochter, sie war nicht gestorben, wie ihre beiden Söhne. Sie lebte, sie gedieh in herrlicher Jugendfrische und Elisabeth liebte sie mit abgöttischer Zärtlichkeit!

Aber eben aus dieser Zärtlichkeit war es, daß sie das Dasein dieser Tochter sorgfältig verbarg, daß sie dieselbe fern von der Welt, unbekannt mit ihrer Geburt, nicht ahnend von der Größe ihrer Mutter, in ländlicher Stille aufwachsen ließ.

Fort und fort ertönten vor den Ohren der Kaiserin diese unheilsvollen Worte der Gräfin Lapuschkin: „Gieb dieser Elisabeth eine Tochter, und laß sie dulden, was ich erdulde!"

Das hatte Eleonore Lapuschkin gesprochen mit blutendem Rücken, zerfleischt von den Henkersknechten der Kaiserin, und das tönte ewig wieder in dem Herzen Elisabeth's.

Ach, wohl war sie eine erhabene Kaiserin, sie hatte die Macht, Tausende von Menschen nach Sibirien zu verbannen, und war doch so machtlos, daß sie aus ihrem eigenen Herzen nicht diese Worte verbannen konnte, welche Eleonore Lapuschkin hineingeschleudert.

Eleonore war also gerächt! Vor ihrem Fluche zitterte die Kaiserin, und während Eleonore in lächelnder Größe die Qualen ihrer Verbannung ertrug, zitterte Elisabeth auf ihrem Throne vor den Worten der Verbannten, — diese Worte, welche ihr, gleich dem Schwerte des Damocles, über dem Haupte ihrer Tochter zu schweben schienen!

Vielleicht war es gerade deshalb, daß Elisabeth ihre Tochter so sehr liebte, gerade, weil sie so sehr für sie bangte. Es war eine leidenschaftliche, eine anbetende Zärtlichkeit, welche sie für dieses Kind empfand, und dennoch hatte sie den Muth, sie fern von sich zu halten, sie nur selten zu sehen, damit Niemand das Geheimniß ihrer Geburt ahne.

Eleonoren's Worte hatten Elisabeth nachdenken gemacht! Sie hatte begriffen, daß ihre rechtmäßige, legitime Tochter allerdings nach ihrem Tode von Gefahren könne bedroht werden; sie hatte schaudernd an den armen Iwan in Schlüsselburg gedacht, und zu sich selber gesagt: „So wie ich ihn als einen Prätendenten gefangen halte, um nicht vor ihm zittern zu müssen, so kann es dereinst meiner Tochter ergehen, wenn ich nicht mehr bin! Iwan hatte ein noch zu bezweifelndes Recht auf diesen Thron, aber Natalie ist unbestreitbar die Enkelin Zar Peters, das Blut des großen russischen Zaren fließt in ihren Adern, und deshalb wird Peter sie fürchten, wie ich Iwan fürchte, und deshalb wird Peter meine Natalie martern und quälen, wie Iwan gequält und gemartert wird!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Der „große Tafelstein", so las Edith weiter, „ist auch unter dem Namen „Taverniers Diamant" bekannt, weil er von dem berühmten Reisenden Tavernier nach Europa gebracht wurde. Er war der erste Stein dieser Art, ein blauer Diamant, den man im Abendlande sah. Ludwig XV. kaufte ihn im Jahr 1768 und ließ ihn anders schneiden, wodurch das Gewicht des herrlichen, violett-bläulichen Steines auf 67½ Karat verringert wurde. Während der Revolution verschwand er, vermuthlich gestohlen, aus dem Raume, wo man ihn mit den übrigen Kronjuwelen aufbewahrte. In der Mitte der vierziger Jahre kaufte ein Herr Henry Hope einen blauen Diamanten von etwa 44½ Karat, von dem man vermuthet, daß er ein Theil des „großen Tafelsteins" gewesen sei. Dieser Stein ist jetzt unter dem Namen „Hope Diamant" bekannt."

Soweit ging das Gedruckte; darunter war geschrieben: „Diese Vermuthung ist unrichtig. Der Hope'sche Diamant ist allerdings blau wie Taverniers Diamant, aber keineswegs mit diesem identisch. Taverniers Diamant wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Mitgliede der Familie Hornby aus den Händen eines in Noth gerathenen französischen Offiziers erworben. Wie dieser dazu gekommen sein mag, ist gleichgiltig. Aber fest steht, daß Taverniers Diamant gegenwärtig auf Schloß Thirlwall ist und einen

Theil des weltberühmten Scudamore'schen Schmuckes bildet."

„Nun weißt Du, welche Bewandniß es mit diesem Diamanten hat," bemerkte Scudamore. „Und jetzt sieh ihn Dir noch einmal an."

Er öffnete das Etui und ließ den bläulichen Edelstein in den Strahlen der Sonne funkeln. Es war ein berückender Anblick, für Edith noch berückender als zuvor, jetzt, da sie von der Berühmtheit und dem Werth des seltenen Kleinods Kenntniß hatte.

„Und ich darf den echten Schmuck auf Lady Vanes Ball tragen?" fragte sie entzückt.

„Das sollst Du, mein Kind, und die beiden andern Mädchen sollen sich in den unechten theilen und müssen Dir obendrein noch dankbar sein, wenn Du ihn hergibst," sagte der Alte, und eine boshafte Freude über die Zurücksetzung, die er den weniger geliebten andern Enkelinnen zu Theil werden lassen konnte, glitzerte in seinen Augen.

Die Schätze des alten Mannes wurden nun auf dieselbe umständliche Weise in ihr Gewahrsam zurückgebracht, wobei Edith Alles, was Scudamore that, mit der peinlichsten Genauigkeit beobachtete, und dann nahm das weltkluge Mädchen unter vielen Liebkosungen von ihrem Großvater Abschied. Als sie draußen war rieb sich der Alte vergnügt und boshaft die Hände.

„Oho — oho," krächzte er hinter Edith her, „alle werden sie getäuscht! Und Du, mein Schatz, bist eine Thörin . . . . Wer die unechten Juwelen trägt, erbt einmal Thirlwall. Und Du sollst es einmal haben, mein Täubchen — Niemand anders als Du — Oho — ja! Niemand anders! Aber den Verstand muß Grandy für Dich haben . . . . alt und häßlich ist Grandy — aber klug ist er — oho — ja — und nur er allein weiß . . . ."

Er brach ab und sah sich scheu um; was Niemand außer ihm wußte, war zu wichtig und kostbar, um auch in einem leeren Zimmer ausgesprochen zu werden

Es war schon einige Minuten über zwei, als Edith vor dem Treibhause an der verabredeten Stelle mit Erwin Lundby zusammentraf. Er hatte schon über eine Viertelstunde gewartet und war in Folge dessen übel gelaunt. Zwar an äußerer Höflichkeit ließ er es auch jetzt nicht fehlen, aber doch war er anders als sonst. Was er erreichen wollte, ließ sich in der Maske des schüchternen Verehrers nicht durchsetzen.

„Ziehen Sie es vor, herumgehend anzuhören, was ich Ihnen zu sagen habe, oder sich zu mir zu setzen?" fragte er. „In der einen wie in der anderen Weise stehe ich ganz zu ihrer Verfügung."

„Ich sitze lieber," antwortete Edith. „Es würde nicht gut aussehen, wenn irgend Jemand uns in einem Theile des Gartens herumspazierend anträfe; sitzen wir hier, so hat es einen harmloseren Anstrich. Und dann muß ich mich auch erholen. Denken Sie nur, ich habe den Familienschmuck der Scudamores gesehen!"

„Also wirklich!" versetzte Lundby lebhaft interessirt. „Das ist ein gutes Zeichen! Das beweist, daß der alte Herr Ihnen außerordentlich gewogen ist. Wie gefallen Ihnen die Originale?"

„Ehrlich gestanden, sie haben mich etwas enttäuscht; ich konnte zwischen ihnen und meinen Nachbildungen keinen so großen Unterschied entdecken, wie ich erwartet hatte."

„Das hätte ich Ihnen vorher sagen können; denn Ihre unechten Steine sind ganz erstaunlich gut nachgebildet."

„Aber von einem Stein habe ich keine Nachbildung — und das ist etwas ganz Exquisites — ein blauer Diamant!"

„Ein blauer Diamant?"

Edith erzählte ihrem aufmerksam lauschenden Zuhörer von dem Tavernier'schen Diamanten und fügte, als sie zu Ende war, hinzu: „Denken Sie nur, alle diese Schätze soll ich auf dem Balle bei Lady Vane tragen!"

Lundbys Stirn verfinsterte sich. Sie saßen beide auf Gartenstühlen vor dem Treibhause und in solcher Entfernung von einander, daß kein zufällig Vorüberkommender an ihrem Beisammensein Anstoß nehmen konnte. Die junge Dame hatte sich nachlässig zurückgelehnt, Lundby saß in der korrekten Haltung eines sozial nicht ganz gleichstehenden Mannes da.

„Ueber diesen Ball wollte ich mit Ihnen reden, Fräulein Frere," sagte er. „Ich bin dazu nicht eingeladen."

„Ich weiß, und es thut mir leid."

„Das Bedauern wird nicht von Jedermann getheilt werden."

„Sicherlich von allen Damen."

„Sie sind sehr liebenswürdig, das zu sagen," antwortete Lundby mit einer kleinen Grimasse. „Die Herren werden, zum Theil wenigstens, anderer Meinung sein."

„Zum Theil? Wer zum Beispiel?" fragte Edith nachlässig kokett.

„Zum Beispiel der Herr von Corfe."

„O Lord Vane! Glauben Sie, daß seine Lordschaft auf Sie eifersüchtig ist?"

Im Tone dieser Frage lag etwas, was Lundby das Blut ins Gesicht trieb, und er war nicht der Mann, dies ungestraft hingehen zu lassen.

„Das ist eigentlich nicht die Frage," erwiderte er gelassen. „Die Frage ist vielmehr, ob nicht Lord Vane der vieles übersieht, was er nicht übersehen sollte, auch in diesem Falle seine Kurzsichtigkeit beweist."

„Ich verstehe nicht recht."

„Das scheint mir zu beweisen, daß er in gewissem Sinne , daß heißt, so weit die Denkart von Fräulein Edith in Betracht kommt, für seine Kurzsichtigkeit eine Rechtfertigung hat. Aber es beweist mir weiter, daß Lord Vane und Miß Frere in denselben Fehler verfallen."

„In welchen Fehler?"

„In einen Fehler, der dadurch nicht verzeihlicher wird, daß ihn zwei begehen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die deutsche Einheitsmarke veranlaßt „Biedermeier mit ei" in der „Münch. Jugend" zu einem poetischen Erguß, dem wir folgende Verse entnehmen:

Eine deutsche Einheitsmarke,
Welche man auf Briefe klebt,
Wird zur Zeit durch eine starke
Strömung dringend angestrebt!

Dann heißt es weiter: — — — — — — — — — —

Schreibt der Mensch mal in Gedanken —
Nur ein Beispiel führ' ich an! —
Einen Brief in Oberfranken,
Sitzend auf der Eisenbahn,
Klebt dann noch in Bayerns Gauen
Eine Bayernmarke d'rauf,
Gibt ihn aber erst in Plauen,
Wenn der Zug dort anhält, auf:
Dann behandelt unerbittlich
Ihn die Post als unfrankirt —
Ist das logisch? Ist das sittlich,
Daß man so behandelt wird?

Schließlich spricht „Biedermeier mit ei" die Hoffnung aus: — —

Einmal kommt ja doch dem Lande
Jener Tag nach langer Nacht,
Wo die dunkle Schwefelbande
Der Verdummung Pleite macht.
Dann zu neuen Markenmustern
Ist wohl auch die Stunde da,
Mit dem Bildniß des illustern
Heldenweib's Germania!

Hoffentlich läßt jener Tag nicht allzulange auf sich warten!

— Aus New-York, dem Wohnsitze einer ganzen Legion von Geldprotzen, die in ihrer tollen Verschwendungssucht oft die Grenzen des Erlaubten überschreiten, kommt die erschütternde Kunde, daß eine kaum 30jährige Frau von großer Schönheit und hervorragenden Geistesgaben buchstäblich verhungert ist. Man fand Mrs. Evelyn Adams, die sich mit ihrem ersten Roman „Mariage-Lottery" (Heiraths-Lotterie) bereits einen Namen gemacht hatte, in ihrem bescheidenen Logis im Wintermeer-Hotel in New-York als Leiche und der Arzt konstatirte, daß der Tod in Folge von tagelanger Entbehrung jeglicher Nahrung eingetreten sei. Mrs. Adams heirathete sehr jung einen Sprößling der in Massachusetts zu den angesehensten Millionären zählenden Familie Adams. Die Heirath wurde aber von den ungemein hochmüthigen Verwandten des jungen Mannes nicht anerkannt, und als dieser trotzdem nicht von der einfachen Farmerstochter lassen wollte, verstieß und enterbte man ihn. So lange ihr Gatte lebte, hatte die Frau, die sich übrigens zu einer auffallenden Schönheit entwickelte, keine Noth zu leiden. Das junge Ehepaar verkehrte in den besten Kreisen, und Mrs. Evelyn wurde viel umschwärmt. Nach dem plötzlich erfolgten Tode Mr. Adams aber änderte sich Alles. Zu stolz, um bei den Angehörigen ihres Mannes Hilfe zu erbetteln, suchte Frau Adams ihre Kenntnisse und ihr Talent zum Fabuliren zu verwerthen. Sie hätte auch unzweifelhaft Karriere gemacht, wenn sie es über sich gewonnen haben würde, ihre Werke persönlich den Verlegern zu übergeben. Es lag ihr jedoch daran, den Beweiß zu liefern, daß die geistige Arbeit einer Frau nach Verdienst geschätzt werde, wenn die Verfasserin auch nicht durch Selbstreklame das Interesse der Herausgeber oder Theaterdirektoren zu gewinnen suche. Obwohl nun ihr erstes Buch gedruckt wurde und allseitige Anerkennung fand, wollte es ihr durchaus nicht gelingen, eine ihrer ferneren, gewiß nicht weniger interessanten Arbeiten anzubringen. Da auch die von ihr als Nebenerwerb begonnene Schneiderei nichts Nennenswerthes einbrachte, sah sich die begabte Frau bald dem bittersten Elend preisgegeben, aus dem sie nun der Tod erlöst hat. Die Nachricht von dem tragischen Ereigniß hat bei Leuten, in deren Salons Mrs. Adams einst eine Zierde gewesen ist, nicht geringe Bestürzung hervorgerufen.

— Ein Robinson-Crusoe-Kostüm" ist neuerdings in Paris modern. Es ist ein dicker Pelzrock, bei dem die Haare nach außen gewendet sind, so daß die Träger etwa den Anblick eines Robinson Crusoe gewähren. Feine und kostbare Pelze werden jetzt überhaupt vielfach wie andere Fabrikate zugeschnitten und zu Kleidungsstücken verarbeitet. Als Garnitur werden die Köpfe, Schwänze und Pfoten der kleinen Pelzthiere benützt.

— An den Unrechten gerathen. Räuber (abends in einsamer Gegend am Ultimo zu einem Studenten): „Halt! Wir müssen mit einander theilen!" Student: „Ist mir sehr angenehm! Wieviel haben Sie denn bei sich?"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 273. Donnerstag, den 30. November. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aus dieser Angst der Liebe war es, daß Elisabeth beschlossen, aus dem Dasein ihrer Tochter ein Geheimniß zu machen, und nur einigen wenigen Vertrauten es mitzutheilen.

In einem einsam belegenen Landhause unweit der Stadt ward die kleine Natalie auferzogen, und ihren wenigen Dienern und Leuten war es bei Todesstrafe verboten, irgend einen Fremden einzulassen in dieses stets verschlossene und bewachte Haus. Niemand durfte es betreten, der nicht einen schriftlichen Befehl der Kaiserin vorzeigen konnte, und solcher schriftlichen Befehle der Kaiserin existirten, bei ihrer Abneigung vor allem Unterschreiben, nur wenige.

Elisabeth also, um sich gleichsam selber zu belohnen für den ausgefertigten Brief an den König von Frankreich, beschloß heute mit ihrem Gemahl zu ihrer Tochter zu fahren.

„Rasczinsky mag vorauseilen und uns anmelden," sagte sie. „Wir wollen dort unser Diner einnehmen, das mag er dem Haushofmeister bestellen, und zugleich überall die Nachricht verbreiten, daß wir nach Peterhof fahren. Dann wird man sich nicht wundern, daß wir im Vorüberfahren ein wenig in meiner kleinen Villa anhalten, oder vielmehr man wird es gar nicht erfahren. Ruft mir Rasczinsky!"

Der Graf Rasczinsky war einer der Wenigen, welche das Geheimniß kannten und die Kaiserin auf diesen Fahrten nach der Villa begleiten durften. Elisabeth vertraute ihm ganz, sie kannte ihn als einen verschwiegenen Edelmann, und schätzte sie ihn doppelt hoch, weil sie bemerkte, daß er ihre Tochter, dieses zarte, schöne Kind, zu lieben schien, wie ein Bruder, daß er sie stets mit zärtlichen Blicken überwachte und am heitersten war, wenn er wie ein Kind mit dem Kinde schäkern und spielen konnte!

„Rascinsky, wir wollen hinaus fahren zu Natalie!" sagte sie, als der Gerufene jetzt zu ihr eintrat.

Des Grafen Antlitz strahlte in reinster Freude.

„Und ich darf Euch begleiten, Majestät?" fragte er hastig.

Die Kaiserin lächelte. „Wie ungestüm Ihr seid," sagte sie. „Sollte man nicht meinen, Ihr wäret ein sterblich verliebter, seufzender Schäfer, und es gälte, Eure zärtliche Schäferin aufzusuchen, statt, daß es nur darauf ankommt, einem elfjährigen Kinde die Ankunft ihrer Mutter zu melden?"

„Majestät," sagte Rasczinsky lachend, „ich bin nicht verliebt, aber ich bete dieses gute Kind an, wie meinen guten Engel. Ich würde in Nataliens Gegenwart niemals etwas Schlechtes thun, oder auch nur denken können. Ihr Antlitz ist so rein und unschuldig, daß man beschämt davor die Augen niederschlägt; und wenn sie mit ihren großen, tiefen, und doch so kindlichen Blicken mich anschaut, da möchte ich gleich vor ihr niedersinken und ihr alle meine Sünden bekennen und beichten!"

„Da würdet Ihr nicht viel zu beichten haben," sagte Elisabeth, denn Ihr sündigt nicht viel! Ihr seid der Stolz meines Hofes, und wie man mir sagt, ein wahres Musterbild aller ritterlichen Tugenden. Bleibt so, und wer weiß, mein junger schöner Graf, was Euch die Zukunft noch Alles bringen mag! Liebt nur meine Natalie jetzt als einen Engel der Unschuld und des Friedens, laßt sie als solchen erwachsen und dann —

„Und dann?" fragte der Graf, als die Kaiserin schwieg.

„Dann werden wir ja sehen!" lächelte Elisabeth. Jetzt aber eilt voran, unsere Ankunft zu melden!"

Ihr vergeßt, Majestät, daß, um in dieses Zauberschloß gelangen zu können, es Eures schriftlichen Befehles bedarf!"

„Ah, das ist wahr!" sagte Elisabeth und trat zu ihrem Schreibtisch. Diesmal war sie gar nicht träge zum Schreiben, es bedurfte keines Flehens, keiner Bitten und Vorstellungen. Es galt, ihre Tochter zu sehen, wie hätte es ihr da mühevoll erscheinen können, zu schreiben!

Mit derselben Feder, mit welcher sie vorher so ungern und widerwillig das Glückwünschungsschreiben unterzeichnete, schrieb sie jetzt auf ein mit ihrem Siegel

versehenes Papier diese Worte: Der Graf Rasczinsky darf eingelassen werden. Elisabeth.

Dies Papier reichte sie dem Grafen hin, der es dankbar an seine Lippen drückte.

„Ihr könnt dies Papier ein für allemal behalten," sagte die Kaiserin, indem sie ihn entließ. Ich weiß, daß ich Euch ganz vertrauen darf. Ihr werdet meine Natalie niemals verrathen und verkaufen!"

„Niemals!" betheuerte der Graf, indem er sich beurlaubte.

Hastig bestieg er sein Roß, in rasendem Galopp jagte er durch die Straßen, und als er draußen war, draußen auf dem freien Felde, wo ihn Niemand sah und Niemand hörte, da zog er das von Elisabeth ihm übergebene Papier aus seinem Busen, und es hoch in die Luft schwenkend, jauchzte er laut: „Glück auf, Glück auf! Dies Papier ist mein Talisman und meine Zukunft. Mit diesem Papier will ich Euch eine Kaiserin geben, Ihr Russen, und mich zu Eurem Kaiser machen!"

22.

Eine dunkle Stunde.

Auch die Fürsten, die Reichsten, die Mächtigsten müssen sterben!

Und diese Stunde, sie kam auch für Elisabeth, nach zwanzig Jahren der Herrlichkeit, der Machtvollkommenheit, kam diese niederdrückende Stunde, in welcher Elisabeth aufhörte, Kaiserin zu sein, um nur noch ein zitternder Mensch zu sein, der zu seinem Schöpfer um Erbarmen fleht.

Sie litt viel, diese arme Elisabeth, obwohl sie auf seidenen Kissen ruhte und eine mit Gold gestickte Purpurdecke ihre Glieder bedeckte.

Und sie war noch so jung, kaum fünfzig Jahre, und sie liebte das Leben so inbrünstig und heiß, o mein Gott, die Hälfte ihres Kaiserreiches hätte sie darum geben mögen, wenn ihr nur noch einige kurze, glückliche Jahre des Lebens, des Genusses vergönnt würden! Aber was fragt der Tod nach den Wünschen der Sterblichen, — hier endet die irdische Allmacht, ächzend krümmt sich der Erdenwurm und unterwirft sich zitternd und angstvoll!

Ihre Günstlinge, all diese hohen Heren des Hofes, all diese Granden, die sie geschaffen, wo waren sie jetzt? Weshalb umstanden sie nicht das Lager ihrer Kaiserin, weshalb waren sie nicht da, um mit der Erinnerung an die ihnen erzeigten Wohlthaten diese andern entsetzlichen Erinnerungen an die Qualen, welche sie Andern bereitet, zu verscheuchen? Wo waren sie, ihre Grafen und Barone, ihre Feldmarschälle und Geheimräthe, die sie aus dem Nichts zu den Ersten des Reiches erhoben?

Keiner war bei ihr! Sie waren alle von dannen geeilt, um ihre Schätze und ihre erbeuteten, erpreßten und geraubten Güter zu sichern, um sich vor Peter im Staube niederzuwerfen, um die Ersten zu sein, die ihm huldigten, damit er ihnen ihre Größe und ihre Reichthümer verzeihen möchte! Von dem Sterbelager hinweg waren sie mit freudigem Antlitz zu Peter geeilt, und vor ihm niederknieend hatten sie Gott gepriesen, der endlich das Reich beglücken wolle, indem er ihm den edelsten, den erhabensten Herrscher, indem er ihm Peter III. gäbe!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Nordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie sich nicht deutlicher ausdrücken?"

„Mit Vergnügen. Darum sind wir ja hier."

„Also — darf ich bitten?"

„Lord Vane ist Erbe des Titels und der zu Corfe gehörigen Güter. Unglücklicher Weise sind diese schwer verschuldet, und der edle Lord ist dadurch, wenn er nicht in seiner Lebensweise ganz bedeutende Einschränkungen eintreten lassen will, gezwungen, bei seiner Vermählung nicht weniger auf die Vermögensumstände als auf die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Zukünftigen zu achten. Außer der Liebe sind Nützlichkeitsgründe für ihn maßgebend. Mit andern Worten: Er würde Miß Edith Frere nicht heirathen, wenn sie zwar reich wäre, aber nicht sein Wohlgefallen erregte; ebenso wenig jedoch würde er sie bloß aus Liebe zu seiner Frau machen, wenn sie ihm nicht ein ansehnliches Vermögen zubrächte."

Edith sah Lundby mit einem Lächeln an, das deutlicher redete als alle Worte und Lundby im *höchsten* Grade reizte. Er las in ihren Augen, daß sie das alles ganz gut wisse und, da sie eben diese beiden gewünschten Eigenschaften in sich vereinige, in diesen Mittheilungen keinen Grund zu irgend welcher Beunruhigung erblicke.

„Ich habe vorhin von zwei Personen gesprochen, die sich im Irrthum befinden," fuhr Lundby fort. „Damit Sie wissen, worauf sich meine Worte beziehen, will ich Ihnen ohne Umstände mittheilen, was ich meine. Ihr Vermögen besteht einzig in der Anwartschaft auf einen mehr oder minder großen Theil des Scudamoreschen Erbes, nicht wahr?"

„Sie reden wie ein Prophet," spottete Edith.

„Nun —, wie weit diese Anwartschaft sich verwirklicht, hängt beinahe ausschließlich — das ist eine höchst bedauerliche, aber darum nicht minder wahre Thatsache — von einer sehr bescheidenen und untergeordneten Persönlichkeit ab."

„Sie wollen sagen, von Ihnen?“

„Ganz richtig, von Ihrem ergebensten Diener Erwin Lundby.“

„Ich weiß, Herr Lundby, daß ich und meine Cousinen Ihnen für Ihre Bemühungen zu Dank verpflichtet sind.“

„O, ich meine nicht das. Ich meine genau das, was meine Worte sagen. Sie wissen, daß ich kein Prahler bin, und daher kann ich Ihnen ruhig überlassen, sich klar darüber zu werden, was es bedeutet, wenn ich sage: Es hängt von mir und ganz allein von mir ab, ob das Scudamoresche Vermögen zwischen den drei Enkelinnen des alten Herrn gleichmäßig vertheilt wird, oder ob es ausschließlich der Tochter seiner Tochter, oder ob es ebenso ausschließlich den Töchtern seines Sohnes zufallen wird.“

Eine leichte Unruhe bemächtigte sich des jungen Mädchens, sie wußte, daß Lundby ein gefährlicher Mensch sei und daß eine von ihm ausgesprochene Drohung nicht leichtherzig in den Wind geschlagen werden dürfe. Dennoch wollte sie nicht glauben, daß die Sachen so schlimm ständen, wie man nach seinen Worten annehmen mußte.

„Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß Ihr Einfluß auf meinen Großvater so außerordentlich ist . . .“ begann sie, aber gleich fiel ihr Lundby in die Rede:

„Nein, gewiß nicht, Miß Edith. Für was halten Sie mich denn? Aber folgendermaßen liegt die Sache: Ich bin durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände zur Kenntniß gewisser Thatsachen gelangt, die mir, je nachdem ich diese Kenntniß verwerthe, jene Macht über die Geschicke der drei liebenswürdigen Enkelinnen des Herrn Scudamore einräumen, die ich soeben zu erwähnen die Ehre hatte.‘

„Ich wüßte nichts in meiner Vergangenheit oder in dem Vorleben meiner Cousinen, was Sie zu einer solchen Sprache berechtigen könnte,“ sagte Edith kühl und stolz.

„Habe ich Ihnen Veranlassung gegeben, meine Worte in dieser Weise auszulegen?“ fragte Lundby. „In allem, was ich von Ihnen und den beiden Fräulein Scudamore weiß, ist nichts, was nicht gut und schön wäre. Aber dennoch weiß ich Dinge, die Ihnen so schuldlos sie auch alle drei sind, nach meinem Gutdünken Schaden zufügen können. Schweige ich darüber, so wird das Vermögen, wie es recht und billig zu sein scheint, unter die drei Enkelinnen vertheilt. Sage ich den Theil meines Geheimnisses, der sich auf Sie bezieht, so gehen Sie leer aus, sage ich den andern Theil, so trifft die Strafe Fräulein Ellen und Fanny.“

„Und welcher Art ist dieses Geheimniß?“ fragte Edith, blasser geworden.

„Darüber lassen Sie mich schweigen. Wozu Sie mit Dingen beängstigen, die Sie durch ihre eigenen Entschließungen so leicht zu Ihrem Vortheil wenden können? Ah — dort kommt Miß Fanny — wir werden gestört — also in aller Eile: Sagen Sie sich nicht von Lord Vane los, so rede ich, und Sie kennen die Folgen. Versprechen Sie mir Ihre Hand, so rede ich ebenfalls, aber zu Ihren Gunsten, und Sie erben alles. Nun sind Sie unterrichtet, und wie Sie wissen — Ihr Schicksal liegt in Ihrer Hand.“

7. Kapitel.

Eine tiefe Windstille lagert auf dem Kanal, und von Südwesten und Westen schiebt sich eine dichte Wand, die anfänglich im Sonnenschein noch eine purpurne Färbung gehabt hat, am Himmel empor. Ehe man sich indessen versieht, hat sie die Sonnenscheibe erreicht und sie in einen glanzlosen Ball von rother, kupfriger Färbung verwandelt. Indem sich dieser Ball zum Untergangen neigt, verschwindet er bald ganz hinter der weißlich-grauen Masse, die Himmel und Erde zu verschlingen droht.

Unheimlich heulen die Sirenen und dröhnen die Nebelglocken der in diesem undurchdringlichen Gewölk mühsam ihren Weg suchenden Schiffe. Die Dampfer mäßigen ihre Geschwindigkeit, um bei etwaigen Zusammenstößen die Gefahr zu verringern.

Nur einer der kleinen rußigen Kohlendampfer setzt mit unverminderter Geschwindigkeit seinen Weg fort, unbekümmert um die Gefahren, die er anderen bringt, unbesorgt um die Gefahren, die ihn selbst bedrohen. Der Kapitän hat die Anfrage seines Steuermanns, ob nicht der Befehl zur Verlangsamung der Maschinen gegeben werden soll, mit einem kurzen: „Nein!“ beantwortet, der Steuermann zuckt die Achseln und geht nach vorn, um wenigstens etwas Ausguck zu halten. Eine ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit von dem Manne! Denn auf einem richtigen englischen Kohlendampfer ist der Ausguck ein verpöntes Vorurtheil; man guckt dort lieber in ein volles Glas Whiskey, als nach den beleuchteten Gläsern fremder Schiffe.

Der Kapitän ist nicht mehr jung, aber es ist erst die zweite Reise, die er als Kapitän macht. Er hat auf der ersten Reise einige Stunden länger gebraucht als ein anderer Dampfer seiner Firma, und es hat darüber böse Worte zwischen ihm und dem Rheder gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kunst und Dekoration.

Das Juliheft der „Deutschen Kunst und Dekoration“ beschäftigt sich vorzugsweise mit dem aufblühenden badischen Kunstgewerbe. Ein beson-

derer Artikel ist dem hochverdienten Leiter der Karlsruher Kunstgewerbeschule, Direktor Herm. Götz, gewidmet, der seit Jahren bemüht war, das badische Kunsthandwerk zu fördern und auf eine hohe Stufe zu bringen. Daß diese Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden, darf als bekannte Thatsache vorausgesetzt werden und die badische Abtheilung, namentlich die Keramik, werden auf der Pariser Ausstellung keinen schlechten Platz einnehmen. — Anknüpfend an volksthümliche Motive, wie sie in der Schwarzwälder Hausindustrie zu finden, hat z. B. Frau Schmidt-Pecht in Konstanz sich mit Eifer auf keramische Arbeiten verlegt und ihre Majoliken sind überall mit Beifall aufgenommen worden. Auch Professor Läugers augenblicklich sehr bewunderte und geschätzte Gefäße berühren dies Gebiet und bilden eine Brücke von der Volkskunst zu dem modernen Styl, der hauptsächlich durch die Münchener vereinigten Werkstätten kultivirt wird. Das Juliheft enthält auch mehrere farbige Blätter, ist überhaupt an Illustrationen ungemein reich und macht auch mit Werken der badischen Bildhauerkunst, worunter sich Prof. Dietschers Arbeiten auszeichnen, eingehend bekannt. Aber die Domäne der badischen Kunst ist nicht nur Karlsruhe, auch aus so mancher anderen Stadt des „Musterländchens" kommen erfreuliche Aeußerungen einer lebendigen, künstlerischen Thätigkeit; es ist also in Baden derselbe glückliche Zug der Dezentralisation wie in Hessen.

Im Augustheft werden wir mitten in die diesjährige Dresdener Ausstellung, Abtheilung: „angewandte Kunst" geführt. Hier tobt der Kampf und man darf sich nicht wundern, wenn dem Laien hie und da recht „absonderlich" zu Muthe wird, Angesichts der verschiedenen Experimente. Zwei Richtungen herrschen vor. Die eine findet ihren stärksten Ausdruck in den Arbeiten der Münchener Vereinigten Werkstätten und ein witziger Kopf hat dafür das Wort „Linien- und Kurvenstil" erfunden. Gut, daß solche Schlagwörter von Zeit zu Zeit auftauchen; nun braucht doch das zwischen der Bezeichnung „englischer und Biedermaier-Styl schwankende Publikum sich nicht weiter zu besinnen und kann bei passenden Gelegenheiten ohne Weiteres den neuen Ausdruck verwenden.

Die zweite moderne Richtung strebt nach Nationalität, nach Verkörperung des deutschen Gedankens. Ein Nibelungenzimmer mit Eddamotiven und Richard Wagner-Anklängen scheint am meisten in diesem Sinne erdacht. — Da nicht jedem Kunstfreund Gelegenheit geboten ist, an Ort und Stelle zu sehen und zu vergleichen, so bieten ihm die Publikationen der „Dtsch. Kunst u. Dek." willkommenen Ersatz. Der reiche Bilderschmuck des Augustheftes ermöglicht eine sichere Information über den augenblicklichen Stand des modernen Kunstgewerbes.

Septemberheft. Jan Toorop im Haag und andere niederländische Künstler. Dieses Heft beweist von neuem die schon so oft konstatirte Thatsache, daß dem Deutschen die Anerkennung ausländischen Verdienstes immer sehr am Herzen liegt. Jan Toorop steht unserem Verständniß nicht sehr nahe, trotzdem hat er einen starken Einfluß auch auf unser neues Kunsthandwerk ausgeübt. Viel umstritten, von den Einen über Gebühr verhimmelt, von den Andern mit Mißtrauen betrachtet und verhöhnt, wird er immer eine fremdartige Erscheinung bleiben. Mit der Herkunft, dem Leben und dem Entwicklungsgang dieses Vielbesprochenen macht ein Artikel im Septemberheft bekannt und bringt ihn uns dadurch um ein gutes Stück näher.

Das kleine Belgien kann sich rühmen, eine große Anzahl excellenter Maler und Bildhauer zu besitzen, das wissen wir seit Jahren. Daß diese vlämischen Künstler ihr Augenmerk auch auf das Kunstgewerbe richten, ist nicht verwunderlich. Die Septembernummer reproduzirt Einiges in diesem Genre, Buch-Einbände, Druckverzierungen, Zimmer-Einrichtungen, von meist ziemlich strengem, dabei eigenartigen Charakter. Auch mit hervorragenden Werken der Bildhauerei werden wir bekannt gemacht. Prof. Constantin Meuniers wunderbar lebensvoll gesehenen Arbeitergruppen und Einzelfiguren (siehe der Hammermeister) gehören zu dem Besten, was die moderne Skulptur aufweist, und unter den übrigen Arbeiten belgischer Bildhauer sind Lagan's „Büßende" von packender Wirkung.

Wer denkt bei diesen ausgemergelten, mit einer Kette freiwillig verbundenen Gestalten nicht an die Fanatiker, wie sie Turgenieff in seinen russischen Novellen zuweilen schildert!

Abstoßend und doch höchstes Mitleid erweckend frappirt die großartig realistische Darstellung der beiden Greise.

Für Leser, die selbst ausübende Künstler sind, werden die Resultate eines Wettbewerbes (die „Dtsch. K. u. Dek." schreibt bekanntlich von Zeit zu Zeit solche aus) von besonderem Interesse sein. Das Septemberheft veröffentlicht eine Anzahl der preisgekrönten Entwürfe.

Schwerlich wird eine ähnliche Zeitschrift Gelegenheit zu so weitgehender Orientirung bieten, wie die „Dtsch. Kunst u. Dek." und sie dürfte wohl geeignet sein, sich in kunstsinnigen Häusern einzubürgern.

A. Rust.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 274. Freitag, den 1. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aber wo waren Elisabeths Freunde, wo waren sie, welche sie zur Kaiserin gemacht?

Wo war Lestocq?

Den hatte die Kaiserin nach Sibirien verbannt! Den Verleumdungen, den Bitten seiner Feinde nachgebend, zu schwach, Widerstand zu leisten, hatte sie ihn aufgegeben. Seit neun Jahren schmachtete Lestocq in Sibirien!

Wo war Grünstein?

Verbannt, verwiesen, wie Lestocq!

Wo war Alexis Razumovsky?

O, wohl ihr! Der stand an ihrem Lager, der drückte ihre erkaltende Hand in der seinen, der dankte ihr noch im Tode für all' die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen! Ach aber, es umstanden noch andere Gestalten ihr Lager, wilde, entsetzliche, bleiche Gestalten, die Niemand sah, Niemand als das sterbende Auge der Kaiserin! Da erblickte sie Anna Leopoldowna's zermartertes Angesicht, die sie im Gefängniß hatte sterben lassen, da grinste das blödsinnige Antlitz Iwan's sie an, dessen Geist sie gemordet hatte, da sah sie das flammende, zornglühende Auge, die blutige Gestalt Eleonore Lapuschkin's und die Kaiserin fuhr lautschreiend von ihrem Lager empor, und faltete ihre zitternden Hände und flehte zu Gott, Gnade und Erbarmen zu üben an ihrer Tochter, an Natalie, den Fluch von ihrem Haupte zu nehmen, den Eleonore auf das Haupt ihres Kindes geschleudert.

Alexis Razumovsky stand an ihrem Lager und weinte; — überwältigt, wie es schien, von Schmerz und Kummer, verließ ein Anderer dieses Sterbezimmer der Kaiserin, und stürzte hinunter in den Hof zu seinem bereitstehenden Pferde! Dieser Andere war der Graf Rasczinsky, der Vertraute der Kaiserin! — —

Die Glocken läuteten in Petersburg, die Kanonen brüllten und jubelten darein, es war Freude und Schmerz zugleich, was die Glocken und die Kanonen verkündeten!

Die Kaiserin Elisabeth war gestorben, der Kaiser Peter III. bestieg den Thron der Zaren als Beherrscher des russischen Reiches. Die Erste, welche sich vor ihm beugte, war seine Gemahlin. Mit ihrem fünfjährigen Sohn im Arm hatte sie sich vor ihm niedergeworfen und den Boden mit ihrer Stirn berührend, hatte sie den gewalthabenden Kaiser um Gnade und Liebe für sich und ihren Sohn angefleht, und Peter hatte sie zu sich erhoben und sie dem Volke gezeigt als seine Kaiserin!

In Petersburg läuteten die Glocken, brüllten die Kanonen: „Die Kaiserin ist todt, es lebe der Kaiser!"

Vor der Villa hielt ein schaumbedecktes Roß, ein Reiter sprang herab und klopfte an die verschlossene Pforte. Dem Portier, welcher vorsichtig aus dem Schubfenster herausschaute, zeigte er den von der Kaiserin Elisabeth unterzeichneten Befehl, ihn einzulassen. Der Portier öffnete die Pforte und mit dem lauten Rufe: „Natalie! Natalie!" stürzte der Graf Rasczinsky in die Halle des Hauses.

Die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten fort und fort, Freude war in Petersburg, und Jubel und Lust!

Aus der Villa trat der Graf Rasczinsky, und schwang sich auf sein schäumendes Roß.

Wie vom Sturmwind gepeitscht, jagte er über die Fläche dahin, nicht nach Petersburg, nicht nach der Stadt, wo man den neuen Kaiser begrüßte.

Fort, fort, in die Ferne und Weite!

Sein Roß bäumte und schnaubte, es blutete von den Sporen seines Reiters. Er trieb es an zu neuer Eile! Weiter geht es und weiter!

Wie ein Nachtgespenst fliegt er durch die Oede dahin, der Sturmwind treibt ihn vorwärts, der Sturmwind lüftet seinen Mantel, daß er hoch aufbauschend ihn mit einer Wolke umgibt, aber unter dieser Wolke seines Mantels sieht man ein zartes Engelsbild, einen lächelnden Mädchenkopf, sieht man zwei zarte Kinderarme, welche die Gestalt des Grafen umranken, sieht man eine leichte Elfengestalt, die sich zitternd an die hohe Brust des Grafen schmiegt!

„Du weinst nicht, mein Engel!" flüsterte der Graf, vorwärts stürmend in rastloser Eile.

„Nein, nein, ich weine nicht und zittre nicht, denn ich bin bei Dir!“ hauchte eine leise holde Kinderstimme.

„Schmiege Dich fester an mich, meine süße Blume, neige Dein Haupt dichter an meine Brust! Sieh schon dämmert der Abend hernieder! Die Nacht wird ihren schützenden Schleier über uns ausbreiten und Gott wird unser Führer und Schützer sein! Ich werde Dich erretten, mein Engel, mein holdes süßes Kind!“

Weiter, weiter schießt das Roß in rasendem Lauf. Das Kind schmiegt sich lächelnd an den Busen des Reiters an, über den die Abendsonne sich ergießt mit ihrem purpurnen Scheidegruß.

Wie ein Traumbild jagt er dahin, wie ein Traumbild verschwindet er dort drüben am Rande des Waldes. War's nur eine Erscheinung, eine Fata morgana der Wüste?

Nein, nein, wieder und wieder hebt der Abendwind den Mantel des Reiters, und immer sieht man das holdes Engelsantlitz dicht an den Busen des Grafen geschmiegt!

Nein, es ist kein Traum, es ist Wahrheit und Wirklichkeit!

Wie der Sturmwind fliegt der Graf durch die Haide dahin, und an seinem Busen ruht Natalie, d i e T o c h t e r E l i s a b e t h's!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich kann keine Kapitäne gebrauchen, die mir den schmalen Verdienst durch stundenlanges Herumlungern auf dem Wasser schmälern“, ruft Mr. Bully aus indem er seinem Kapitän die Gage auszahlt. „Sehen Sie sich nach einem anderen Poste um!“

„Aber Herr Bully!“ vertheidigt sich der Kapitän, und er mäßigt seine Schritte und ballt die Faust in der Tasche; denn er denkt an seine hübsche Sally daheim und ihre drei Buben — „aber Herr Bully, es waren 40 Stunden Nebel, und da habe ich langsam fahren müssen.“

„Hat der „Komet“ keinen Nebel gehabt?“

„Der „Komet“ hat auch eine Fischersmack in den Grund gebohrt. Das ist mir ein zu hoher Preis.“

„Der Teufel soll die Smack holen!“ fährt Mr. Bully wild auf. „Warum legt sie sich in den Kurs haben Sie's gesehen?“

„Nein, Herr . . .“

„So stecken Sie Ihre Nase nicht in anderer Leute Mist. Verstanden? Der Kapitän des „Komet“ kennt seinen Dienst! Adieu.“

„Sie wollen doch einen Familienvater nicht um's Brod bringen?“ fragte Johnson demüthig. Wenn nur Sally und die drei Buben nicht wären.

„Ich kann Sie nicht brauchen, Kapitän! Ich muß Leute haben, die mir den „Vulkan“ so rasch fahren, wie der „Komet“ fährt. Durch! heißt es bei mir.“

„Wollen Sie es nicht noch einmal mit mir versuchen, Mr. Bully?“ fragte Johnson. Er denkt daran, was für ein betrübtes Gesicht Sally machen wird, wenn sie hört, daß ihr Jilly den nach langer Zeit schwer errungenen Posten wieder verloren hat. „Ich verspreche Ihnen feierlich, daß der „Vulkan“ den „Komet“ schlagen soll.“

Herr Bully brummte ärgerlich und zornig unverständliche Worte und will sich auf nichts einlassen; endlich gibt er doch nach und entschließt sich, noch einen Versuch mit Johnson zu machen. Aber es ist unwiderruflich der letzte.

Mr. Buller ist so gut wie sein Wort, das weiß Johnson, und wie Sally ihn umarmt und die drei Jungen um ihn herumspringen, sehen sie nicht, wie sich sein fröhliches Gesicht doch ein Zug von trotziger Entschlossenheit gelegt hat. Erst am nächsten Tage bemerkte es Sally, und sie nickt klug vor sich hin: „Ein Kapitän — die große Verantwortlichkeit!“ Ja, man sieht es ihrem Jim an, daß er etwas geworden ist.

Der Nebel ist dicht und undurchdringlich, Kapitän Johnson aber fährt darauf los, sagen die Matrosen, wie der leibhaftige Teufel. Bald hier, bald da ertönen die warnenden Signale—, einmal saust der „Vulkan“ mit genauer Noth am Bug eines gewaltigen Dreimasters vorbei; der Steuermann schaut immer besorgter in die Finsterniß hinaus, nur Johnson steht gleichmüthig auf der Kommandobrücke, und kein Finger zuckt nach dem Maschinentelegraphen.

Da ruft laut und ängstlich der Steuermann: „Schiff dwars voraus! Ruder hart Backbord!“

„Ruder hart Backbord!“ wiederholt der Kapitän, und gleichzeitig läutet er heftig: „Maschine zurück!“ Beide Kommandos werden rasch befolgt, aber schon ist es zu spät. Ehe sie ihre Wirkung thun können, fährt der „Vulkan“ mit lautem Krachen in ein anderes Fahrzeug hinein. Der Bug steigt in die Höhe und senkt sich wieder; der „Vulkan“ kommt von dem Schiffe los, und gleich darauf ist dies vollkommen verschwunden.

Bei der sofort vorgenommenen Untersuchung stellt sich heraus, daß der „Vulkan“ keine nennenswerthen Beschädigungen erlitten hat und wasserdicht geblieben ist, der Steuermann fragt, ob nicht gewendet werden soll, um nach dem andern Schiffe zu sehen. Aber davon will Johnson nichts wissen. „Bei dem Nebel!“ sagt er achselzuckend. „Unsinn!“

Diesmal macht der „Vulkan“ die Reise um eine halbe Stunde schneller als der „Komet“. Der Kapitän

des „Komet“ hat vor Johnson nichts mehr voraus; der einzige Unterschied zwischen beiden ist, daß jener eine Fischersmack, dieser eine Vergnügungsyacht in den Grund gebohrt hat!

* * *

Die festliche Veranstaltung im Schlosse Corfe, die unter Umständen auch Fräulein Fanny großes Vergnügen bereitet haben würde, schien untere einem eigenthümlichen, gerade sie besonders hart treffenden Unstern zu leiden.

Am Morgen des für die Festlichkeit anberaumten Tages bekam Fanny ein Billet von Lady Rhoda, die das junge Mädchen von den drei Enkelinnen Scudamores am meisten in ihr Herz eingeschlossen hatte; es wurde ihr darin mitgetheilt, daß leider Signor Bulgarini, der berühmte Geigenkünstler, der seine Mitwirkung zugesagt hatte, von der Königin nach Windsor befohlen und also verhindert sei, nach Corfe Castle zu kommen. Für ihn wollte ein skandinavischer Künstler eintreten, von dem sich aber Lady Vane nicht viel verspreche, da er noch nirgeds öffentlich aufgetreten sei und wohl nicht mehr sein werde, als ein achtbarer Dilettant.

Das war die zweite unangenehme Kunde, die Fanny an diesem Morgen erhielt. Die erste war die Botschaft gewesen, daß Mr. Mowbray, der wieder einmal auf Thirlwall zu Besuch war, heute in aller Frühe durch ein Telegramm nach Liverpool berufen worden und dorthin noch in der Dunkelheit abgereist sei. Er war, wie der alte Butler berichtete, ganz verstört gewesen und hatte nur viele Grüße an alle Zurückbleibenden ausrichten lassen.

Damit war das Fest bei Lady Vane für Fanny seiner eigentlichen Anziehungskraft beraubt, und nur mit Unlust dachte sie an den heutigen Abend, wo sie die willenlose Beute der Hunde- und Pferdegeschichten des Herrn Robert Cecil werden würde. Mit großer Gleichgiltigkeit hörte sie Ellens entrüstete Aeußerungen über den alten Scudamore an, nach dessen Bestimmung ihre Cousine Edith den echten Familienschmuck tragen sollte, während sie beide in den nachgemachten sich theilen sollten. Als aber die drei Mädchen in voller Toilette nebeneinander standen, mußte selbst Ellen zugestehen, daß Niemand zwischen ihr und Edith einen Unterschied machen könnte, wäre nicht Taverniers blauer Diamant gewesen, den Edith im Haare trug, und der allerdings alle übrigen Juwelen überstrahlte.

Herr Robert Cecil war überglücklich als der verhaßte Nebenbuhler nicht erschien und er die nach seinem Urtheil unbestritten größte Schönheit des Balles für sich allein in Beschlag legen konnte. Sie war etwas trübe gestimmt, weil sie den Gedanken an den armen Mowbray, der gewiß sehr schlechte Nachrichten erhalten hatte, nicht los werden konnte; aber selbst das gereichte dem verliebten Engländer zum Vortheil, insofern sie nun nicht aufgelegt war, ihm mit dem gewohnten Spotte das Gespräch über seine Lieblingsthemen zu verleiden.

Als er seiner Dame das Programm für den musikalischen Theil des Festes überreichte und sie den Inhalt mit kaum verhüllter Theilnahmslosigkeit überflog, haftete ihr Auge plötzlich auf einem Namen, der ihr bekannt vorkam.

„Wer ist dieser Holmfeld, der statt des Signor Bulgarini die Phantasie von Sivori spielen soll?“ fragte sie.

„O Holmfeld — wirklich — ich weiß nicht — irgend ein Fiedler,“ antwortete Cecil geringschätzig. „Interessirt es Sie?“

„Wenn es der Herr ist, mit dem ich einmal zusammengetroffen bin, sehr. Ist er nicht der Sohn eines Pastors in Jütland?“

„Vielleicht.“

Der junge Mann begriff nicht, wie man sich so für einen ganz gewöhnlichen Virtuosen interessiren könnte. Wenn es sich noch um den Stammbaum eines Rennpferdes gehandelt hätte — aber so!

„Sie müssen mir den Herrn Holmfeld vorstellen,“ drang Fanny in ihn, und dann fügte sie lächelnd hinzu: „Sie brauchen nicht eifersüchtig zu sein, Herr Cecil. Dieser Pastorssohn ist ein genialer Musikant; aber sonst wenig einnehmend.“ Miß Fanny hatte sich in die Gewohnheiten und Redensarten des englischen Flirt einigermaßen eingelebt.

Gehorsam begab sich Cecil auf die Suche nach dem jungen Künstler, es dauerte jedoch einige Zeit, bis er ihn fand. Von Natur zurückhaltend und schüchtern, mit den Gebräuchen der vornehmen Welt unbekannt und durch die glänzende Gesellschaft geblendet, hatte sich Holmfeld in eine dunkle Ecke geflüchtet; von hier aus sah er halb verdrossen, halb neugierig dem sinnbethörenden Treiben zu, dessen Hohlheit er zwar ohne Weiteres durchschaute, das aber dessenungeachtet, wie bei jedem Unerfahrenen, auch auf ihn des Eindrucks nicht verfehlte. Mit bitterem Grolle erfüllte ihn der Gedanke, wie wenig er in diese Umgebung hinein passe, in der die schöne, von Diamanten funkelnde Edith eine der meist umschwärmten Königinnen des Festes war. Wie weit er den meisten der Anwesenden auf allen Gebieten des Wissens, auch von dem seines eigensten Könnens abgesehen, überlegen war, verhehlte er sich zwar nicht, aber, wie es Tausenden in gleicher Lage geht, er fand darin keinen Trost. Hätte er den gesellschaftlichen Schliff besessen, um den er die übrigen Anwesenden beneidete, die sich so ungezwungen und natürlich in diesen prächtigen Salons bewegten, so würde

er sich den drei jungen Damen, mit denen er bekannt war, genähert haben; so aber peinigte er sich selbst, indem er ihre Nähe mied und von ferne beobachtete, wie ihnen von Glücklicheren gehuldigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Englischer Patriotismus. In einem kriegführenden Lande ist es wohl stets der Fall, daß Leute, die nicht gezwungen sind, ihr Blut und Leben einzusetzen, in anderer Weise ihre patriotische Gesinnung zu bekunden suchen. So nimmt gegenwärtig in England der „Patriotismus" die verschiedenartigsten Formen an. Photographen machen in den Tagesblättern bekannt, daß sie gern bereit sind, nach Afrika beorderte Soldaten und Matrosen umsonst zu photographiren und zwar in Kabinetgröße, damit die scheidenden und vielleicht niemals wiederkehrenden Vaterlandsvertheidiger ihren Angehörigen wenigstens ein lebenswahres Bildniß von sich zurücklassen können. Noch großmüthiger zeigen sich die Eigenthümer namhafter Möbelmagazine. Sie fordern „Tommy Atkins" auf, für seine zurückbleibende Familie eine hübsche Wohnungseinrichtung bei ihnen auszusuchen, eine kleine Anzahlung machen und dann ruhig in den Krieg ziehen. Während seiner Abwesenheit wird auf jede weitere Zahlung verzichtet, und im Falle er gar auf dem Schlachtfelde bleiben sollte, verpflichtet man sich, den Angehörigen das gesammte Mobiliar zum Geschenk zu machen!

— Ein Land, in welchem die wilden Thiere heerdeweise spazieren zu fahren scheinen, gibt es in Europa; dieses Land ist Belgien. In einem mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausgearbeiteten Erlaß, in welchem nicht das Geringste vergessen ist, hat der belgische Eisenbahnminister genau vorgeschrieben, unter welchen Bedingungen exotische Bestien auf belgischen Eisenbahnen befördert werden dürfen. Löwen, Jaguare, Panther, Bären, Wölfe und Hyänen sind von der Beförderung auf Personenzügen vollständig ausgeschlossen; sie müssen in Güterzügen Platz nehmen, und zwar in festen, wohlverschlossenen Käfigen. Zebras, Lamas, Gazellen und Antilopen werden behandelt wie Esel; der Erlaß sagt leider nicht, wie Esel auf der Bahn behandelt werden, man darf aber annehmen, daß sich selbst gegen ihre Beförderung auf D-Zügen nichts einwenden läßt, vorausgesetzt, daß sie die Platzkarte bezahlen können. Büffel, Hirsche und Giraffen werden auf den belgischen Eisenbahnen den Ochsen gleichgestellt; Elefanten, Nashornthiere und Nilpferde reisen dagegen ebenso bequem wie Pferde. Nur über das Kameel sagt der Erlaß gar nichts. In Belgien scheint es keine Kameele zu geben.

— Ein Gedicht, das Geld einbringt. Man berichtet aus London: Wie man die Popularität eines „hochbewertheten" Dichters zu patriotisch-finanziellen Zwecken ausnützen kann — das hat eine Londoner Zeitung in diesen Tagen der Welt vordemonstrirt. Fast in allen englischen Zeitungen werden gegenwärtig Sammlungen für die Frauen und Kinder, bezw. Witwen und Waisen der Soldaten, die nach Südafrika gingen, veranstaltet. Die „Daily Mail" hat sich nun um ihrer Sammlung besonderen Nachdruck zu verleihen, das von uns schon theilweise mitgetheilte Propagandagedicht von Rudyard Kipling verschreiben lassen, aus dem sie möglichst viel Kapital zu schlagen sucht. Das nicht unansehnliche Honorar für das Gedicht (Lstr. 250—5000 M.) wurde vom Dichter großmüthig dem wohlthätigen Zweck zugeführt. Außerdem hat das Blatt an ein paar Zeitungen das Nachdrucksrecht für je 5 Guineen (105 M.) verkauft; ferner werden facsimilirte Kopien von dem Gedicht zum Preise von 1 sh. (1 M.) an die patriotischen Leser (auch Nichtleser) abgegeben; die bekannte Schauspielerin Mrs. Beerbohm Tree wird das Gedicht jeden Abend im Palacetheater vortragen und dafür ein Wochenhonorar von Lstr. 100 (2000 M.) erhalten, das ebenfalls dem wohlthätigen Zweck zufließt; Sir Arthur Sullivan wird das Gedicht für 100 Guineen (2100 M.) in Musik setzen, und auch sein Honorar wird auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt; sobald das Gedicht komponirt sein wird, wird es auf der Bühne des Alhambratheaters gesungen werden, wofür der Direktor des Theaters jede Woche eine ansehnliche Summe dem Unterstützungsfonds zuführen wird. Aber das ist noch nicht Alles. Das glücklich durchgesungene Gedicht wird in den Verlag einer hervorragenden Musikfirma übergehen, die ihre Gesammteinnahmen aus dem Verlag des Liedes vertrauensvoll in die Hände der „Daily Mail" legen wird. Das Originalmanuskript des Gedichtes mit Kiplings eigenhändiger Unterschrift ist noch zu haben und wird an den Meistbietenden um einen voraussichtlich sehr hohen Preis verkauft werden. Räthselhaft ist es, daß das Couvert, in dem das Gedicht gesandt, und das Messer, mit dem das Couvert aufgeschnitten wurde, von dem unternehmenden Blatt nicht in den Bereich patriotischer Spekulation gezogen wurden.

— Ein facher Ausweg. (Gatte auf der Straße zu seiner Frau): „Aber das kann ich nicht länger mit ansehen, daß Du Dir so die Cour schneiden läßt!" Gattin: „So willst Du also das nächstemal — zu Hause bleiben?"

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 275. Samstag, den 2. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

23.

Der Zaubergarten.

Man muß entweder sehr glücklich oder sehr unglücklich sein, um die Einsamkeit zu lieben, um an ihre schmiegsame Brust sich zu lehnen, und, die Menschen fliehend, in den Armen der Einsamkeit das zu suchen, was bei den Menschen sich so selten finden läßt, Ruhe für das Glück, oder Trost für den Schmerz! — Den Glücklichen bereitet die Einsamkeit die köstlichsten Feste, denn sie erlaubt ihnen, in genußvoller Hingabe zu ruhen in sich selber, sich selber auszuathmen, seiner selbst sich ganz theilhaftig zu werden! Aber auch den Unglücklichen bereitet sie Feste, — Feste der Erinnerung, des Zurücklebens in die Vergangenheit, des Scheingenusses dieser längst vergangenen Wonnen, deren Verschwinden eben den Schmerz erzeugte! — Für die Kinder der Welt, für die Sterbenden, Genußsüchtigen, für die Ehrgeizigen und Weltlustigen, für diese ist die Einsamkeit nicht! Nur für die Glücklichen, für die Schmerzbeladenen, und auch für die Unschuldigen, die noch nichts wissen von der Welt, weder von ihren Entzückungen, noch von ihren Qualen, weder von ihrer Liebe, noch von ihrem Haß!

So dachten und sprachen und sannen die neugierigen Römer, wenn sie vorübergingen an dieser hohen Mauer, welche längs dieses schönen Gartens, der früher dem Grafen Appiani gehörte, sich hinzog. Früher hatten sie diesen Garten Alle gekannt, es war eine Art öffentlichen Spazierganges gewesen, und unter diesen schattigen Laubgängen hatte manches zärtliche Liebespaar seine ersten Schwüre getauscht, sowie seine ersten Küsse gefeiert. Aber seit vier Jahren war das Alles verändert; ein reicher Fremder war gekommen, und hatte dem alten verarmten Grafen Appiani eine große Summe geboten für diesen Garten mit der zerfallenen Villa und der Graf hatte, trotz des Murrens der Römer, sein letztes Besitzthum an diesen Fremden verhandelt. Er hatte zu den murrenden Römern gesagt: „Ihr seid unzufrieden, daß ich meinen Garten hingebe für Geld. Es hat Euch gefallen in diesen Schattengängen, an diesen murmelnden Quellen, unter diesen rauschenden Cypressen, Ihr seid da spazieren gegangen, Ihr habt da gelacht und Euch gefreut, während ich in meiner armen, zerbröckelten Villa saß, und entbehrte und hungerte. Ich will Euch einen Vorschlag machen! Bringt diese Summe zusammen, welche der Fremde mir bietet, Ihr Römer, die Ihr die Spaziergänge in meinem Garten liebt, vereinigt Euch zu einem gemeinschaftlichen Werk. Ein Jeder gebe, so viel er kann und mag, bis die nöthige Summe vorhanden ist, dann gehört der Garten Euch Allen an, und Ihr mögt darin spazieren gehen, so viel es Euch beliebt, und ich werde glücklich sein, von meinen Landsleuten aus der Noth und Dürftigkeit gerettet zu werden, und nicht an einen Fremden den Garten verkaufen zu müssen, den meine geliebten Römer so sehr lieben!

Aber auf solche Reden des Grafen Appiani hatten die guten Römer nichts zu antworten gewußt! Sie wollten wohl das Vergnügen, aber es sollte ihnen nichts kosten, — umsonst hätten sie diesen Garten sehr geliebt, es sich sehr wohl sein lassen unter seinen schattigen Bäumen, aber nun es darauf ankam, diese Spaziergänge mit Geld zu bezahlen, nun fand man, daß er dessen doch nicht werth sei, daß man am Ende sich auch ohne ihn einrichten, auch ohne ihn zufrieden sein könne.

Die guten Römer wandten sich also fort von diesem Garten, der sie mit einer Abgabe bedrohte, sie lenkten ihre Füße in andere Gegenden, nach anderen Promenaden hin, und der alte Graf Appiani verkaufte seinen Garten und seine ruinenartige Villa an diesen Fremden, welcher ihm eine so bedeutende Summe dafür geboten. Von diesem Tage an hatte Alles ein anderes Ansehen gewonnen in diesem Garten. Maurer und Tapezierer waren gekommen und hatten an der Villa von Innen und Außen so lange geputzt und gebessert, bis sie ganz stattlich und schön zwischen dem dicken Laub der Bäume hervortrat. Dann hatte man kostbare und prächtige Möbels dahin gebracht, mit allem Andern, was zur Ausschmückung der Wohnung eines Reichen nothwendig ist, und die Tapezierer wußten den lauschenden Römern

nicht genug zu erzählen von Pracht und Eleganz, welche plötzlich da drinnen sich entfaltet in dieser vormals so ärmlichen Villa. Wie gern wären die Spaziergänger von Ehemals jetzt wieder zurückgekehrt in diesen Garten, wie gern hätten sie wieder die Villa betreten, welche ihnen früher mit ihren verlassenen Sälen, mit halbzerrissenen, von Staub beschmutzten Tapeten gar nicht des Anschauens werth erschienen war. Aber das war ihnen jetzt unmöglich gemacht worden, denn an demselben Tage, an welchem der neue Besitzer den Garten betreten, hatte er mehr denn fünfzig Arbeiter mitgebracht, und sofort hatte man an allen vier Seiten angefangen, die Grenzen des Gartens mit einer Mauer zu umgeben.

Höher und höher war diese Mauer emporgestiegen, Niemand konnte darüber hinwegsehen, denn kein Riese war so hoch, wie diese Mauer, Niemand konnte sie erklettern, denn ihre glatten Steinwände boten nicht den kleinsten Stützpunkt dar. Der Garten mit seiner Villa war den Römern ein Geheimniß geworden! Man hörte noch das rauschen der Bäume, man sah ihre grünen Zweige im Winde sich auf und abwärts neigen, aber was unter diesen Zweigen und Wipfeln, was in den Alleen und Laubgängen sich begab, das wußte man nicht. Anfangs hatten einzelne Neugierige es gewagt, an diese niedrige schmale Pforte zu klopfen, welche den einzigen Eingang in diesen vermauerten Garten bildete. An diese Pforte hatten sie geklopft und Einlaß begehrt. Da hatte ein kleines Schiebfenster sich geöffnet, und ein grimmig bärtiger Mann hatte mit zorniger Stimme nach dem Begehr der Klopfenden gefragt, und sie zugleich bedeutet, daß für Niemand hier Einlaß sei, und daß er und seine beiden Hunde jeden unbefugten Eindringling von diesem Garten zurückzuhalten wissen würden. Und die beiden großen Hunde, gleichsam als verständen sie die Drohungen ihres Herrn, sie hatten die Zähne gefletscht, und ihr drohendes Geknurre hatte sich zu einem lauten, zornigen Bellen gesteigert.

Man wagte es nicht mehr, an die Pforte zu klopfen, und weil man nicht hinein k o n n t e in diesen Garten, that man, was in solchem Falle das Klügste ist, man gab sich das Ansehen, als ob man gar nicht hinein w o l l t e!

Vier Jahre waren seitdem vergangen, man hatte das Gelüste bezwungen, diesen Garten zu betreten und über diese Mauer hinweg zu sehen, aber man erzählte sich Mährchen und Wunder von diesem Garten, man sprach von einer schönen Fee, welche da drinnen wohne, und deren sanfte melodische Stimme man zuweilen in der Stille der Nacht, süße, entzückende Lieder singend, wollte gehört haben. Niemand hatte sie gesehen, diese Fee, aber schön war sie gewiß und jung natürlich; auch gab es am Ende sogar einzelne Kühne, welche behaupteten, wenn der Mond so recht hell und golden leuchte und strahle, dann sähe man die junge Fee auf den Wipfeln der Bäume oder auf dem Rande der Mauer erscheinen. Leicht wie eine Elfe, durchsichtig wie Mondenstrahl schwebe sie da auf und ab, seltsame Tänze aufführend und Lieder singend, welche Jedem, der sie höre, die Augen mit Thränen und das Herz mit Jammer füllten. Bei solchen Erzählungen bekreuzten sich die guten Römer und gingen schneller vorüber an den Mauern dieses Gartens, den sie von nun an „den Zaubergarten" benannten. Jawohl, es war ein Zaubergarten! Es war eine Insel des Glückes, welches vor der Tücke der Welt hinter diesen Mauern sich barg. Wie ein göttliches ewiges Lächeln ruhte der Himmel über diesem ewig blühenden, ewig duftenden Garten, in dessen Myrthengebüsche die Nachtigallen flöteten, und in dessen silberhellen Bassins die Goldfische plätscherten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wie, Mr. Holmfeld," redete ihn Robert Cecil liebenswürdig an, „Sie verstecken sich, während Jedermann darauf brennt, den Virtuosen, der Herrn Bulgarini vertreten soll, kennen zu lernen?"

„Zu viel Ehre," murmelte Holmfeld, indem er sich unbeholfen verbeugte. „Ich — kann sie nur zurückweisen — als unverdient, meine ich."

„Sie sind bescheiden wie alle wahren Künstler, aber gegen einen Befehl aus schönem Frauenmunde hilft keine Bescheidenheit. Ich habe den formellen Auftrag, Sie Miß Fanny Scudamore zuzuführen,"

„Wirklich!" Holmfelds Angesicht erhellte sich. „Sie hat also unsere einmalige Begegnung nicht vergessen. Eine tüchtige Musikfreundin — mehr als das — eine Kennerin!"

Beide gingen zu den jungen Damen, Cecil hie und da mit Freunden flüchtige Worte wechselnd, Holmfeld vergebens bemüht, unbefangen und zwanglos zu erscheinen, und verdrießlich, so viele neugierige und, wie er sich einbildete, spöttische Blicke auf sich gerichtet zu sehen. Fanny empfing ihn mit freundlichem Lächeln und herzlichem Händedruck.

„Welche angenehme Ueberraschung!" rief sie. „Ich wollte erst gar nicht glauben, daß der Holmfeld auf unserm Concert-Programm derselbe Holmfeld sein könnte, den ich in Hamburg kennen gelernt habe."

„Ich studiere Musik," erwiderte Holmfeld, „und hatte neulich bei einem Concert das Glück, Herrn Bulgarinis Aufmerksamkeit zu erregen; er forderte mich

auf, ihn hier zu vertreten, und ich leistete bereitwillig Folge."

„Bereitwillig!" scherzte Fanny. „Mit tausend Freuden! sollten Sie sagen. Haben Sie meine Cousine schon gesehen?"

„Gesehen schon, aber noch nicht gesprochen." Holmfelds Augen flogen mit düsterem Ausdruck zu einer Gruppe von Herren und Damen hinüber, deren vielbewunderter Mittelpunkt Edith war.

„Sind Sie so schüchtern? Kommen Sie ich will Sie hinführen."

„Bitte, jetzt nicht. Ich werde heute Abend schon noch Gelegenheit finden, mit ihr zu reden. Wenn es nicht sein müßte, würde ich es vermeiden. Denn ich weiß, wie unwillkommen ich ihr sein werde."

„Sie thun uns Unrecht," entgegnete Fanny. „Ich wette, daß Sie auch von mir geglaubt haben, ich würde es nicht so eilig haben, mich Ihrer zu erinnern. Habe ich nicht recht?"

Ein bitteres Lächeln spielte um Holmfelds Lippen. „Das habe ich wirklich gedacht," sagte er. „Und ich wollte mich nicht aufdrängen."

Fanny empfand tiefes Bedauern mit Holmfeld, bei dem alle Vorzüge und Talente doch nicht das Fehlen jener Gaben ersetzen konnte, die geeignet sind, ein Mädchenherz zu gewinnen und zu fesseln.

„Sie sehen nun, wie Unrecht Sie mir gethan haben," sagte sie herzlich. „Sie urtheilen nach dem äußern Scheine, der trügt. Dies glänzende Treiben macht ungerecht, ungerecht die, welche darin etwas herrliches sehen, ungerecht die, welche sein Wesen durchschauen."

„Es ist die Strafe des Heuchlers, daß man ihn auch da, wo er aufrichtig ist, für unaufrichtig hält."

„Wer edel denkt, läßt die Ausnahmen nicht unter der Regel leiden. Finden Sie nicht, daß das „Mitgefangen, Mitgehangen" ein recht rohes Sprichwort ist?"

„Verzeihen Sie mir," bat Holmfeld etwas beschämt. „Ihnen wollte ich sicher nicht Unrecht thun. Was aber Edith angeht . . . ."

„Warum sollte Edith ihren Jugendfreund nicht gern wiedersehen?"

„Das ist eine etwas heikle Frage, Fräulein Scudamore. Wenn Sie ehrlich sein wollten, so müßten Sie mir zugestehen, daß dabei ein klein wenig — ein ganz klein wenig Heuchelei mit unterläuft."

„Heuchelei, wenn Sie hineinlegen, was nicht darin liegt, aber nicht, wenn Sie meine Worte eben — wörtlich nehmen."

„Einverstanden. Aber doch Heuchelei, insofern Sie annehmen konnten, daß ich in Ihre Frage mehr hinein legen würde, als die Worte besagten, und insofern Sie eine Fragestellung wählten, von der Sie wissen, daß sie den Kernpunkt der Sache umgeht. In Hamburg waren Sie aufrichtiger."

„Und Sie weniger spitzfindig. Eben weil ich damals aufrichtiger war, müssen Sie annehmen, daß ich heute meine Worte mit gutem Bedacht so gewählt habe. Da ich Ihnen so Gutes nicht sagen kann, wie Sie möchten, zürnen Sie mir, daß ich andererseits nicht in falsche Uebertreibungen verfalle, wie Ihre pessimistische Auffassung wünscht. Sie wollen nach Art der Männer immer die ganze Hand, wenn man ihnen den kleinen Finger gegeben hat."

„Ich will nicht mit Ihnen streiten; ich sehe, ich habe Sie verstanden. Edith wird ihren Jugendfreund liebenswürdig, wie es sich ziemt, empfangen, vorausgesetzt, daß er bescheiden ist, oder mit anderen Worten, daß er allen Ansprüchen und Wünschen entsagt, die vormals seine köstlichste Hoffnung bildeten. Ist es nicht so?"

Fanny sah den armen Holmfeld bedauernd an. „Ja, es ist so," erklärte sie ehrlich. „Edith wird Ihnen nie mehr sein als eine Freundin. Aber meinen Sie, daß das, was Ihnen verloren geht, wirklich ein so großer Verlust ist?"

Wieder flogen Holmfelds Augen voll düsteren Grolls zu der Jugendgeliebten hinüber. Dann sagte er: „Als kleines Kind spielte ich immer gern mit den bunten Bohnen — Sie kennen sie ja; als ich ein größerer Knabe war, blieb die Lust an den bunten Bohnen, aber ich konnte nichts mehr damit anfangen, und ich habe wirklich einmal geweint, weil es mich so bitter verdroß, daß ich meinem Lieblingsspielzeug fremd gegenüber stand. So ist eben des Menschen Thorheit. Sein Verstand zeigt ihm, wie werthlos die Ideale sind, nach denen sein Herz sich sehnt —, aber er kann nun einmal sein Herz nicht einsargen. Es pocht weiter und spottet des Verstandes. An mir sind Ihre Trostgründe verloren."

„So vertraue ich darauf, daß die Zeit mächtiger sein wird als ich — die Zeit und ihre herrliche Kunst."

„Das hoffe ich," sagte Holmfeld leise. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Fräulein Scudamore. Sie sind so freundlich, daß es mir Muth macht, Sie noch mit einer Bitte zu behelligen."

„Betrifft sie Edith, so thue ich es ungern. Ich habe nur wenig Einfluß auf sie; unsere Charaktere sind zu verschieden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein Pariser Mäßigkeits-Restaurant. Der Kampf gegen den Alkoholismus hat, wie man aus Paris schreibt, in der französischen Haupt-

stadt zu einer Einrichtung geführt, die alles Lob verdient. In der Vorstadt St. Antoine ist ein Mäßigkeits-Restaurant eröffnet worden, das von der Arbeiterbevölkerung des Viertels stark besucht wird. Dieser Versuch ist als ein Erfolg des letzten Kongresses gegen den Alkoholismus anzusehen, indem dort ein Pariser Arzt Dr. Legrain und dessen Frau eine Subskription auflegten um zur Gründung eines solchen Lokals die nöthigen Mittel zu beschaffen. Eine anonyme Zuwendung von 25 000 Francs gestattete die baldige Verwirklichung des Planes. Wie alles Neue, so fordert auch diese Anstalt die Kritik in mancher Beziehung heraus, aber der Erfolg des Unternehmens kann als sicher gelten. Das Restaurant gewährt seinen Besuchern ein angenehmes Heim. Die Arbeiter finden dort außer der Verpflegung Bücher, Zeitungen und Briefpapier und können sich dort wohler fühlen, als in einer gewöhnlichen Kneipe. Wer außer dem Hause Zerstreuung und Anregung sucht, wird jenes hygienische Lokal bald anderen vorzuziehen lernen. Dreimal am Tage werden Mahlzeiten verabreicht und nichtalkoholische Getränke, wie Thee, Kaffee, Chokolade, Fruchtsäfte sind den ganzen Tag zu haben. Absinth und ähnliche Getränke, die in ihren Folgen noch verhängnißvoller sind als Branntwein und Liköre, sind ganz verpönt, jedoch sind Bier und Wein in mäßigen Mengen zu haben, aber nur während der Mahlzeit und nicht mehr als je ¼ Liter Wein und ein Glas Bier. Dieses Zugeständniß ist sehr vernünftig und wird mehr dazu beitragen, den Arbeiter von einer Neigung zum Alkoholismus zu befreien, als wenn ihm ein mäßiger Genuß von Wein und Bier ganz versagt würde. Die Preise sind äußerst billig. Eine Portion Essen kostet 25 bis 40 Cts., ein Kaffee 15 Cts., eine Chokolade 10 und ein Thee 5 Cts. Den Arbeitern jenes Viertels ist jetzt dadurch die Möglichkeit gegeben, sich auf gesunde, bequeme und billige Art zu ernähren, während sie früher mangelhaft und ungesund zu Mittag essen mußten. Schon aus diesem Grunde wird das Mäßigkeitsrestaurant zu einer wichtigen sozialen Rolle berufen sein, und zwar besonders wegen der Schonung, mit der gegen die Abstinenz vorgegangen wird. Das gute Beispiel wird in erster Linie seine Wirkung üben, indem das Personal selbst der Hausordnung unterworfen ist, dagegen werden keine Predigten gegen den Alkoholismus gehalten. Die Union französischer Frauen gegen den Alkoholismus will ähnliche Restaurants in anderen Stadtvierteln ins Leben rufen und man darf nicht nur ihr dazu Erfolg wünschen, sondern auch die Hoffnung aussprechen, daß solche Bestrebungen in gleicher Weise in anderen Großstädten aufgenommen werden möchten. Durch die Schaffung solcher anheimelnder Lokale wo den wenig Begüterten ohne den Schaden gewöhnlicher Kneipen Annehmlichkeiten geboten werden, gelingt es vielleicht, eine ständige Besserung in der Lage vieler Arbeiter herbeizuführen.

— Ein harmloses Burengeschichtchen wird aus Holland mitgetheilt. In Amsterdam freut man sich jetzt im Zirkus über die allabendlich vorgeführten Maulesel. Die Thiere sind angezogen wie Menschen und spazieren auch wie solche gravitätisch einher. Aus den Farbenzusammenstellungen der Kleidungsstücke erkennt man unschwer die Landesfarben verschiedener europäischer Nationen. Nachdem die Maulesel ihre Aufgabe abgearbeitet haben, werden sie der Reihe nach gefragt, ob sie nun in ihren Stall wollen. Auf zustimmendes Kopfnicken erhalten sie hierzu die Erlaubniß und trollten sich einer nach dem andern davon. Nur der bis zuletzt gebliebene Meister Langohr mit dem vielverheißenden Namen „Dum-Dum“ in seinem die englischen Farbe tragenden Kostüm will von der Erlaubniß keinen Gebrauch machen. Selbst Drohungen mit der sonst Respekt einflößenden Peitsche verblüffen ihn heute nicht. Das Publikum wird ungeduldig. Da ruft der anscheinend in Verlegenheit gerathene Bändiger, wie einer plötzlichen Eingebung folgend: „Dum-Dum, die Buren kommen!“ — Wie von einer Tarantel gestochen jagt der Esel davon, und grenzenloser Jubel lohnt den Artisten für seinen neuen Einfall.

— Amerikanische Fixigkeit. Eine in Kansas erscheinende Zeitung schreibt: „Am Montag winkte ein hiesiges Mädchen einem Fremden mit dem Taschentuche zu und am Dienstag waren die Beiden bereits verheirathet. Am Mittwoch winkte sie ihm mit dem Besenstiel und am Donnerstag reichte er die Ehescheidungsklage ein. So geht's im Zeitalter der Elektrizität; drum prüfe, wer sich ewig bindet!“

— Die Hüte im Theater. Man liest folgenden Dialog darüber im „Punch“: Ein alter Herr sagte voll Verzweiflung zu einer jungen Dame, deren moderner Hut ihm die Aussicht auf die Bühne versperrt: „Verzeihung, gnädige Frau, aber mein Sitz kostet 10 Schilling, und Sie verstehen, daß ich gern sehen möchte. Ihr Hut ....“ Die Dame: „Mein Hut, geehrter Herr, kostet 10 Guineen, und ich möchte gern, daß man ihn sieht!“

— Moderne Ehe. Baron: „Frau Gräfin werden doch auch einmal unseren Sportklub besuchen?“ — Gräfin: „Gewiß — ich wollte ohnehin gern einmal mit meinem Mann sprechen.“

— Vor der Medicäischen Venus. Nich wahr, Mama, ä anständiges Mädchen braucht nich so scheen zu sein?

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 276. Montag, den 4. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jawohl, es war ein Zaubergarten und er hatte auch eine Fee, die, wenn sie auch nicht mit dem Mondstrahl um die Wette auf den Gipfeln der Bäume und dem Rande der Mauer sich schaukelte und wiegte, dennoch so zart war wie eine Elfe, und so leicht und anmuthsvoll wie eine Gazelle von den Blumen zu den Bächen, von den Bächen zu den Hügeln hüpfte. Der ganze Frühling, die ganze Jugend der Natur, sie leuchtete und strahlte aus diesem schönen Mädchenangesicht, das so voll Unschuld und Reinheit, so voll Kinderunschuld und Frieden war. Kein Sturm hatte noch diese lächelnden Züge durchweht, nicht das kleinste Blättchen dieser Rose war von unsanfter Hand berührt worden, in üppiger Naturschönheit, frei und frisch war sie emporgeblüht, der Thau des Himmels, aber nicht der Thau der Thränen hatte sie getränkt, und nur Zähren, wie sie die Rührung, wie die Freude und das Glück sie hervorruft, nur solche Zähren waren von diesen strahlenden, tiefdunklen Augen geweint worden! Sie saß unter einem Myrthengebüsche, dessen blühende Zweige sich zu ihr hernieder neigten, als wollten sie diese zarte reine Stirn mit einer bräutlichen Krone umranken. Das Haupt zurückgelehnt in dieses Gezweige, ruhte in unnachahmlicher Grazie ihre ganze halb hingestreckte reizende Gestalt. Ein weißes, durchsichtiges Gewand, um die feine Taille von einer goldenen Schnur gehalten, wallte um die zarte Gestalt hernieder zu diesen kleinen vorwärts gestreckten Füßchen, die mit kleinen goldgestickten Pantoffeln von dunkelrothem Leder bedeckt waren. Eine Purpurrose war an ihrem knospenden Busen mit brillantener Nadel in den Falten des Kleides befestigt, und bildete einen lieblichen Kontrast zu dem zarten Roth ihrer Wangen. In ihren vollen, üppigen Armen ruhte eine Zither. Sie hatte gesungen, dieses schöne Feenkind, aber jetzt war der Gesang verstummt, sie blickte hinauf zu den Wolken, mit träumerisch sinnendem Auge folgte sie ihrem langsamen Zuge. Ein Lächeln umschwebte ihre vollen, jugendfrischen Lippen, solch ein Lächeln, wie es nur der Unschuld eigen ist und dem Glück!

Sie träumte; es waren köstliche entzückende Bilder, welche vor ihrem innern Auge vorüberzogen, sie träumte von einem fernen Lande, in dem sie einst gewesen, von einem fernen Hause, in dem sie gelebt. Es war schöner gewesen und prachtvoller noch, wie dieses, welches sie jetzt bewohnte, aber es hatte ihm dieser blaue, duftige Himmel, es hatten ihm diese Blumen und diese Bäume, dieses Myrthengebüsch und diese Nachtigallenlieder gefehlt, und auf einige kurze Sommertage waren dort lange, kalte Wintermonate gefolgt, mit ihrem kalten Leichentuche von Schnee, mit ihrer erstarrenden Eisdecke und den phantastischen Blüthen, welche der Frost an die Fenster gemalt. Und dennoch, dennoch hatte es dort eine Sonne gegeben, welche heißer ihr Herz durchglühte, als diese Sonne Italiens, und bei deren Gedenken noch jetzt eine glühende Purpurröthe ihre Wangen bedeckte. Die Sonne, sie hatte ihr entgegengeleuchtet aus den zärtlichen Blicken einer Frau, welche sie geliebt hatte als ihren Schutzgeist, als ihre Gottheit, als das Sternbild ihres ganzen Daseins! Wenn diese Frau zu ihr gekommen war in dieses einsame Haus, in welchem sie damals wohnte, dann war ihr Alles wie in einer Verklärung, wie in einem seligen Wonnerausch erschienen, dann hatten sogar ihre alten mürrischen Diener zu lächeln gewußt und waren freundlich gewesen und demuthsvoll; dann war Alles Freude gewesen und Glück, und wer sie gesehen, diese schöne, strahlende Frau, der hatte sich beseligt geglaubt, und war vor ihr niedergefallen, um sie anzubeten!

An diese Frau dachte das junge Mädchen jetzt, an diese unvergeßliche Frau mit den leuchtenden Augen, deren zärtliche Blicke das Herz des Kindes immer mit Wonne durchglühten, deren sanfte, liebliche Worte noch heute wie Musik vor ihrem Ohre erklangen!

Wo war sie jetzt, diese Frau ihrer Sehnsucht, ihrer Liebe, weßhalb hatte man sie fortgeführt aus diesem Hause mit dem schneeigen Leichentuche und den Eisblumen am Fenster? Wo lag dieses Haus, und wo hatte sie es zu suchen mit ihren Gedanken? Was war das für eine Sprache gewesen, welche sie damals ge-

sprochen, und die sie jetzt noch heimlich in ihrem Herzen sprach, obwohl Niemand mit ihr sie redete, Niemand ihrer Umgebung, ihrer Dienerschaft sie verstand? Und weshalb hatte auch ihr Freund und Beschützer, er, der sie hieher gebracht, der immer mit ihr gewesen, weshalb hatte auch er plötzlich sich das Ansehen gegeben, als verstände er sie nicht mehr?

Und eben, wie sie an ihn dachte, an diesen theuren Freund und Beschützer, kam er die Allee herunter, sah sie am Ende dieses Ganges seine hohe Gestalt erscheinen, erkannte sie dieses edle Angesicht mit den stolzen Adlerblicken und der kühn gewölbten Stirn.

Das junge Mädchen eilte von ihrem Sitz empor und eilte ihm entgegen.

„Wie schön, daß Du kommst, Paulo," sagte sie lebhaft, indem sie ihm ihre kleinen Hände entgegenstreckte. „Ich muß Dich etwas fragen, und gleich und ganz eilig, Paulo! Sage mir schnell, wie heißt diese Sprache, welche wir früher miteinander redeten, und warum haben wir, seitdem wir hier in Rom sind, aufgehört, sie zu sprechen?"

Paulo runzelte leicht die Stirn, aber als er in ihr schönes, von Neugierde und Erwartung belebtes Gesicht sah, verschwand dieser Ausdruck des Mißmuths schnell wieder aus seinen Zügen, und ihr lächelnd mit dem Finger drohend, sagte er: „Immer wieder dieselbe Frage, Natalie, und doch habe ich Dich so oft gebeten, die Vergangenheit zu vergessen, und nur in der Gegenwart zu leben, mein holdes, süßes Kind! Die Vergangenheit ist hinter Dir hinabgesunken in eine tiefe, unausfüllbare Kluft, Du kannst nicht mehr zu ihr hinüber, und wenn sie nach Dir ihre Arme ausstreckt, so wird es sein, um Dich in den Abgrund mit hinunter zu ziehen! Vergieß sie also meine Natalie, und gib Dich hin an diese schöne, genußvolle Gegenwart, die immer Dir zu verschönern die holdeste und herrlichste Aufgabe meines Lebens sein soll."

„Es ist wahr," sagte das junge Mädchen seufzend, „ich habe Unrecht, immer wieder auf diese längst vergangenen Zeiten zurückzukommen, Du mußt mir das verzeihen, Paulo, aber zugeben wirst Du auch, daß diese meine räthselhafte Vergangenheit mich wohl zu einiger Neugierde berechtigt! Denke doch, wie es begann! Du kamst eines Tages in mein Zimmer gestürmt, Du drücktest mich, das erschrockene, zitternde Kind, an Dein Herz und zogst mich schweigend fort. Natalie, sagtest Du, Dir droht Gefahr, ich will Dich erretten, oder mit Dir sterben! So schwangst Du mich auf Dein Pferd. Hinter uns heulten und schrieen die Diener meines Hauses, Du aber achtetest ihrer nicht, und ich schmiegte mich gläubig an Dein Herz, denn ich wußte, daß, wenn mir Gefahren drohten, Du mich sicherlich daraus erretten würdest! O, weißt Du noch diesen märchenhaften Ritt? Wie wir ausruhten in abgelegenen Häusern oder bei armen Bauersleuten, und wie es uns dann immer weiterzog, weiter, weiter! Und wie die Sonne immer wärmer ward, und der Schnee immer mehr zerrann, und Du immer heiterer, immer fröhlicher wurdest, bis Du endlich eines Tages mich stürmisch an Deine Brust drücktest, und zu mir sagtest: Natalie, wir sind gerettet! Jetzt ist das Leben Dein und die Zukunft! Blicke um Dich, wir sind in Italien, hier kannst Du frei und glücklich sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Hören Sie mich nur an. Ich habe eine Sendung an Edith, die sie mit tödtlichem Haß gegen mich erfüllen wird. Es ist eine Aufgabe, die ich für einen Sterbenden übernommen habe und der ich mich daher nicht entziehen kann. Sie wird glauben, daß ich es aus Rache wegen meiner verschmähten Liebe thue. Wollen Sie da nicht meine Sache führen?"

Fanny schüttelte unmuthig den Kopf. „Ich kann nur wiederholen, daß ich Ihre Bitte ungern erfülle," sagte sie. „Sie verlangen da eine Gefälligkeit, die mir schwer wird und die Ihnen nichts nützt. Wie können Sie Rechtfertigung bei einer Dame wünschen, die Sie selbst für so unedel halten, daß Sie glauben, sie werde Ihnen niedrige Denkart zutrauen?"

„Es ist einmal so. Sie haben tausendmal Recht, ich erkenne auch meine eigene Thorheit, aber zugleich kann ich von ihr nicht lassen. — Ah, Fräulein Fanny, wie glücklich wird einmal der Mann sein, dem Sie das Kleinod Ihrer Liebe schenken! Wie glücklich wäre ich, wenn Edith Ihnen nur ein wenig gliche!"

Er verbeugte sich und ging. Fanny sah ihm kopfschüttelnd nach; sie begriff seine Verblendung nicht, und dennoch konnte sie nicht anders als ihn bedauern. Dann grübelte sie über den Inhalt der unangenehmen Botschaft, die Holmfeld zu überbringen hatte, aber nun wurden ihre Gedanken davon abgezogen, denn das Concert begann.

Verwundert sah die aristokratische Gesellschaft, als die erste Nummer, eine Balfesche Arie, von einer vornehmen Dilettantin gesungen, vorüber und der rauschende Beifall verklungen war, die ungelenke Gestalt und das unschöne Gesicht des Virtuosen, der den eleganten und männlich schönen Bulgarini ersetzen sollte. Spöttische Bemerkungen wurden ausgetauscht, während Holmfeld befangen und ungeschickt die Vorbereitungen zu seinem Spiel traf. Aber kaum durchzitterten die

ersten leisen Bogenstriche klingenden Tones den Saal, als lautlose Stille eintrat.

Holmfeld spielte das Stück von Sivori, und mehr noch als die souveraine Leichtigkeit, womit die größten technischen Schwierigkeiten überwunden wurden, entzückte die Zuhörer die wunderbare Klarheit der Tongebung und die seelische Vertiefung, die in die zartesten Feinheiten der Komposition eindrang. Wie Holmfeld zu vergessen schien, welche glänzende Zuhörerschaft ihm lauschte, so vergaß diese, was sie noch eben von dem seltsamen Künstler gedacht und gesagt hatte.

Der Beifall wollte nicht enden, als Holmfeld mit einer keineswegs tadellosen Verneigung zurücktrat; mehrere Male mußte er dem Beifallssturm nachgeben und vortreten, und da die begeisterten Kundgebungen noch immer nicht aufhören wollten, wandte er sich mit einigen leisen Worten an den Klavierspieler.

„Herr Holmfeld will sich die Ehre geben, eine Phantasie eigener Komposition vorzutragen, und bittet um geneigte Nachsicht.“ So verkündete der Klavierspieler, und wieder durchhallten Cheers und Händeklatschen den Saal.

Eine eigenthümliche Phantasie war es, die der junge Virtuos vortrug. Sehnsucht und Trauer, Schmerz und Jubel tönten aus den meisterhaft geführten Bogenstrichen heraus, und als nach einem tollen Allegro das Ganze in zerrissenen Accorden wie leises Schluchzen verklang, glaubte man ein Stück Menschenschicksal erlebt zu haben. Holmfeld verbeugte sich abermals und entzog sich dann rasch dem Beifall, der minutenlang den Saal durchbrauste.

„Es ist gut, daß Bulgarini nicht gekommen ist,“ so lautete das allgemeine Urtheil. „Das hätte er uns doch nicht geboten!“ Fanny aber war tief erregt, und ihre Wimpern waren feucht geworden. Wer verstand besser als sie, daß der arme Holmfeld sein Herzblut gegeben hatte!

Das Concert war zu Ende, und der vorher kaum beachtete Geigenkünstler war mit einem Schlage der Löwe des Abends geworden. Was man vorher als Unbeholfenheit verlacht hatte, war nun künstlerischer Stolz, der sich über das Alltägliche hinwegsetzte, und in dem häßlichen Gesichte entdeckte jetzt jedermann den untrüglichen Stempel des Genius. Von den Herren umschmeichelt, von den Damen umworben, konnte jetzt Holmfeld, wenn er anders dazu geneigt war, jene Betrachtungen anstellen, die für die Satiriker aller Zeiten eine unerschöpfliche Fundgrube gewesen sind.

Unter den Ersten, die sich ihm näherten, war auch Edith. Wohl war sich Holmfeld darüber klar, daß sie ihn ignorirt haben würde, wenn er keinen Erfolg gehabt hätte, und daß es nur ihrer Eitelkeit schmeichelte, wenn sie zeigen konnte, daß sie in dem genialen Künstler eine alte Bekanntschaft begrüßte; aber das verhinderte ihn nicht, mit gierigen Zügen das Gift zu trinken, das ihm die blindlings Geliebte bot. Er fand Gelegenheit, ihr zu sagen, daß er ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

„Doch nichts Unangenehmes?“ fragte sie bestürzt. Ihr waren gleich die geheimnißvollen Drohungen Lundbys eingefallen.

„Sie sollen selbst urtheilen. Ich will Sie vorher nicht ängstigen,“ antwortete Holmfeld traurig. „Es ist ein Vermächtniß Ihres Pflegevaters Lornsen.“

„Und wie sind gerade Sie zu diesem Auftrag gekommen?“ fragte Edith mit rasch gewecktem Argwohn.

„Sie werden es alles in den Papieren finden, die ich Ihnen geben werde.“

„Wann?“

„Sie haben zu bestimmen, heut Abend schon, wenn Sie wollen, sonst morgen früh. Ich muß ohnehin den Herrn Scudamore in Thirlwall besuchen.“

„Sie? Meinen Großvater? Wozu?“

„Wäre es so wunderbar, Fräulein Edith, wenn ich dem Hause einen Besuch abstatte, wo sich einige Damen meiner Bekanntschaft aufhalten?“ fragte Holmfeld ausweichend dagegen.

„Das nicht — aber —,“ sie brach plötzlich ab, denn sie wollte sich wenigstens den heutigen Abend nicht verderben lassen. „Kommen Sie also morgen zu uns,“ schloß sie ihre Rede.

Wenn Edith gewünscht hatte, gerade am heutigen Abend sich von Sorgen frei zu halten und zu diesem Zwecke jede Gewißheit über das, was ihr drohend zu nahen schien, abwehrte, so war sie auf das falsche Mittel verfallen. Sie konnte sich nicht mehr unbefangen den Freuden der Gesellschaft hingeben, sie war und blieb zerstreut und von ängstlichen Gedanken heimgesucht. Mehr als einmal wünschte sie, sie wüßt schon das Schlimmste.

Müde und abgespannt kam sie nach Hause, aber trotzdem konnte sie während des kurzen Restes der Nacht keinen Schlummer finden. Je länger sie darüber nachdachte, desto gewisser schien es ihr, daß die Mittheilung Holmfelds jenes Ereigniß oder Verhältniß betreffen müsse, dessen Kenntniß Lundby eine solche Macht über sie einräumte. Einen von Beiden konnte sie wohl zum Schweigen bewegen, aber wenn sie sich des Einen versichert hatte, was blieb ihr dann zur Beschwichtigung des Andern übrig? Indem sie die Charaktere Beider miteinander verglich, wußte sie wirklich nicht, ob sie mehr die rücksichtslose Schlechtigkeit Lundbys oder die, wie sie es nannte, thörichte Geradheit Holmfelds zu fürchten haben werde.

Sie erschrak, als sie sich Morgens im Spiegel betrachtete; tiefe Ränder unter den Augen und hohle

Wangen verriethen nur zu sehr, wie schlaflos sie die Nacht zugebracht hatte. Sie ließ ihr Nichterscheinen am gemeinsamen Kaffeetische mit Kopfweh entschuldigen und bot dann alle Künste der Toilette auf, um ihr übernächtiges Aussehen zu verschleiern.

Gegen 11 Uhr ließ Holmfeld sich anmelden, und Edith war froh, daß ihre Cousinen, denen sie von dem bevorstehenden Besuch nichts gesagt hatte, fortgegangen waren, um die Nachwirkungen der halb durchschwärmten Nacht durch einen Spaziergang an den Strand hinunter zu verscheuchen.

Zeit gewinnen! Das war das einzige kümmerliche Ergebniß, zu dem Edith bei ihrem Nachsinnen gelangt war, und um Zeit zu gewinnen, durfte sie Holmfeld nicht so empfangen, daß er von vornherein jede Hoffnung auf sie aufgeben mußte. Sie war herzlich, zutraulich, von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Als Holmfeld von seinem Auftrage sprach, sagte sie schmollend:

„Hat das so große Eile, daß wir es gar nicht aufschieben können, um vorher ein wenig von alten Zeiten zu plaudern?“

„Wie Sie wünschen, aber . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Völker ohne Küsse. Bei dem großen Interesse, welches China momentan auf sich lenkt, dürfte es, so lesen wir im „Ostasiat. Lloyd“, besonders unserer Damenwelt, nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß in China, Japan, Indien, Birma und manchen Inseln der Südsee der bei uns so bekannte Kuß völlig unbekannt ist. Junge Chinesinnen und Japanerinnen haben keine Ahnung von der Bedeutung eines Kusses, obgleich sie rosige Lippen besitzen und süß zu lächeln verstehen. Mancher schmachtende Chinese, mancher feuriger Inder denkt nicht daran, seine Geliebte zu küssen, und die Mutter in jenen Ländern drückt ihr Baby wohl ans Herz, berührt es aber nie mit ihren Lippen. Es ist seltsam, daß die Bewohner der Tropen in dieser Beziehung mit denen der nördlichsten Gegenden übereinstimmen. Bei den Eskimos besteht der einem Kusse am meisten ähnliche Austausch von Zärtlichkeiten bekanntlich im Aneinanderreiben der Nasen der sich liebenden Personen.

— Heitere Zeitungsschau. Ein frecher Raub ist nach den „Münchener Neuesten Nachrichten“ (Nr. 536) in Brüssel verübt worden. „Der Räuber“, heißt es in dem Bericht, „sprach reines Französisch. Man glaubt, daß er einen Komplizen in der Person eines etwa 5jährigen Mannes mit auffallend tiefschwarzem Vollbart hat.“ Wenn ein 5jähriges Kind einen auffallend tiefschwarzen Vollbart hat, ist es auch kein Wunder, daß es sich schon an einem Raube betheiligt. — Im „Brieger Stadtblatt“ vom 23. November veröffentlicht Theo Römmler zwei Sonette auf das Todtenfest. In dem einen wird gesagt:

„Grau glotzt der Himmel und die Wolken wehen
Wie dunkle Leichentücher in den Lüften
Und Todtenstille brütet auf den Grüften . . .“

Wie fürchterlich! Der „Mindener Zeitung“ vom 25. November wird aus Berlin geschrieben: „Den „Berliner Politischen Nachrichten“ zufolge würde die Annahme nicht fehlgehen, daß die Staatsregierung den Plan der Errichtung eines besonderen Ehrenpräsidiums für Berlin und Umgegend erwäge.“ Die Staatsregierung kommt auf immer seltsamere Gedanken. — In der „Breisgauer Zeitung“ (Nr. 271) liest man: „Das Stadttheater bringt zur Aufführung: Samstag, 55.: „Schafwagenkontroleur“. Das Stück scheint für Freiburg stark umgearbeitet zu sein. — In den „Blättern für Handel, Gewerbe und soziales Leben, Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung“ (Nr. 48) sagt L. Hevesi sehr hübsch von Ludwig Gabillon: „Mit Ibsen, dem alten, weißhaarigen Wiedertäufer, pflückte er auch ehrlich das Hühnchen, das er auf dem Herzen hatte.“

— Reiterstolz. „Warum bist denn am Sonntag net bei mir gwen, Schorschel?“ — „Ja, sä moanst, i freß alleweil Katlett? Bal Dei Herrschaft nix besseres kocht, nacha nimmst an Infanteristen.“

— Frühreif. Ein zehnjähriges Mädchen macht allein eine Eisenbahnreise. Beim Ausrufen der Station spricht sie ein mitreisender Herr an: „Willst Du sitzen bleiben mein Kind?“ Mädchen: „Nein, mein Herr, aber ich denke vorläufig noch nicht ans Heirathen.“

Literarisches.

Krankheit oder Verbrechen? Eine gemeinverständliche Darstellung des Geschlechtslebens, des Mordes, der Körperverletzungen, Geisteskrankheiten, des Hypnotismus ꝛc. in ihren Beziehungen zum Gesetz und zur öffentlichen Moral. Unter Anführung von über 200 gerichtlichen Entscheidungen; von Dr. G. H. Berndt. Mit zahlreichen Illustrationen. In wöchentlichen Lieferungen à 15 Pf. oder in Heften à 60 Pf. Verlag von Ernst Wiest Nachf., Leipzig. Lieferung 13—16. (Heft 4). Die fortschreitenden Hefte des obengenannten neu erschienenen von uns bereits lobend hervorgehobenen Werkes, bieten wiederum vieles Interessante. Wir heben besonders den Abschnitt über „Vorgebliche Krankheiten“ daraus hervor, in denen die wunderbarsten, von Aerzten beglaubigten Fälle erzählt werden, wie z. B. von Verbrechern, die, um sich der Strafe zu entziehen, Krankheiten wie Epilepsie, Blödsinn u. a. auf's Geschickteste vorzutäuschen verstanden. Der folgende Theil des reichhaltigen Heftes dürfte besonders Frauen interessiren. Wir können mit Ueberzeugung die Anschaffung dieses Werkes, das für den niedrigen Preis Erstaunliches bietet, aufs Wärmste empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 277. Dienstag, den 5. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Und war das nicht eine gute Prophezeihung?“ fragte Paulo. Ist sie nicht in Erfüllung gegangen? Bist Du nicht glücklich?“

„Ich wäre es,“ seufzte Natalie, „wenn ich nicht so oft dieser Vergangenheit gedenken müßte! Jene Worte, welche Du damals sprachst, es waren die letzten, die ich in der Sprache vernahm, welche ich bis dahin immer geredet, für die ich aber keinen Namen weiß! Von jener Stunde an sprachst Du zu mir in einer mir unbekannten Sprache und ich fühlte mich wie eine arme, verlassene Waise, der man selbst das letzte Besitzthum, ihre Sprache genommen!“

„Hat man doch ganzen Völkern dieses ihr heiligstes und letztes Besitzthum rauben können!“ sagte Paulo, schnell verdüstert!

Natalie, die schnelle Traurigkeit ihres Freundes gewahrend, versuchte zu lächeln, und seine Hand fassend, sagte sie:

„Komm Paulo, wir sind unartige Kinder, uns mit mit Grillen zu plagen, während die ganze Natur so heiter ist und voll so göttlicher Schönheit! Sieh nur, mit welchem Purpurglanze dort die scheidende Sonne auf den Gipfeln der Zypressen ruht! Ach, nirgends ist es so schön als hier in diesem Garten! Das ist meine Welt, und mein Glück! Zuweilen, Paulo, macht es mich schaudern, zu denken, diese Mauern um unsern Garten möchten plötzlich zusammenstürzen, und alle diese großen Häuser, welche dahinter stehen, und alle diese neugierigen Menschen, welche auf den Straßen laufen, die alle könnten dann hineinschauen in mein Paradies! Das müßte entsetzlich sein, und doch hat mir Marianne erzählt, daß andere Menschen anders wohnen wie wir, daß keine Mauer ihre Häuser umzieht, und keine Wächter und keine Hunde die lästigen Besucher von dannen weisen. Und doch sagt sie, daß man solche unbequemen Leute lächelnd willkommen heißt, sie mit freundlichen Worten empfängt, und ihnen nur Liebe und Freundschaft zeigt, während man doch Gott dankt, wenn sie endlich gehen und nicht mehr die süße Ruhe stören! Ist es denn wahr Paulo, daß die Menschen so falsch sind mit einander, und daß man in der Welt niemals so sprechen darf, wie man denkt?“

„Es ist leider wahr, Natalie,“ sagte Paulo mit einem schwermüthigen Lächeln.

„So laß mich niemals diese Welt kennen lernen,“ rief das junge Mädchen, indem sie sich angstvoll an Paulo's Arm lehnte. Laß mich immer hier in unserer Einsamkeit, welche nur gute Menschen mit uns theilen dürfen. Denn Mariann ist gut, und Cecil, Dein Diener, ist es auch, und Carlo, o Carlo würde für mich sein Leben hingeben! Der ist nicht falsch, wie die andern Menschen sind, dem darf ich vertrauen!“

„Meinst Du?“ fragte Paulo, ihr tief in die Augen sehend, und sie forschend betrachtend.

Sie ertrug seinen Blick mit einem unbefangenen, heitern Lächeln, und nickte ihm schalkhaft zu.

„Gewiß willst Du mich wieder malen,“ sagte sie, und deshalb blickst Du mich so ernsthaft an. Nein, Paulo, ich werde Dir nicht wieder sitzen, Du malst mich viel zu schön, Du machst einen Engel aus mir, und ich bin doch nur ein armes Ding, das von Deiner Gnade lebt und nicht einmal seinen Namen kennt!“

Die Engel haben niemals einen Namen, sie sind eben Engel,“ rief Paulo, „und deshalb brauchst auch Du keinen Namen weiter. Wie es einen Engel Gabriel gibt, so gibt's auch einen Engel Natalie!“

„Spötter,“ sagte sie lachend, weibliche Engel gibt es gar nicht! Aber nun komm, setze Dich! Da liegt noch meine Zither, ich will Dir e in Lied singen, zu welchem mein Carlo gestern die Melodie gebracht!“

„Und die Worte?“ fragte Paulo.

„Nun, die Worte, die müssen ja im Singen kommen, sie heißen heute so, und morgen so! Wer kann das wissen, was Dir in dieser Stunde im Herzen glüht, und was Du in jener empfinden magst, und was auf Deine Lippen tritt in Worten, die Du selbst nicht kanntest, und die von Deinen Lippen strömen ganz wider Deinen Willen, unbewußt!“

„Du bist meine holde Dichterin, meine Sappho!“ rief Paulo, ihre Hände küssend.

„Ach, ich wollte, Du sprächest wahr,“ sagte sie mit

leuchtenden Blicken und höher gerötheten Wangen. „Laß mich eine Dichterin werden, wie Sappho, und ich will mich freudig wie sie vom Felsen hinunterstürzen in das Meer! O, es gibt noch Dichterinnen! Carlo hat es mir erzählt. Ganz Rom huldigt jetzt der großen Dichterin Corilla! Die möchte ich kennen, Paul, nur um sie anzubeten, um sie zu sehen in ihrer Pracht und ihrer Schönheit!"

„Wenn Du es wünschest, so sollst Du sie sehen!" sagte Paulo.

„Ach, ich werde sie sehen," jauchzte Natalie, und wie um ihrer inneren Freude einen Ausweg zu geben, griff sie in die Saiten ihrer Zither, und ließ in hellen Tönen eine Jubelmelodie erklingen. Dann begann sie zu singen, Anfangs mit einzelnen, abgebrochenen Ausrufungen und Worten, die immer mächtiger anschwollen, immer begeisterter und seliger wurden, und endlich zu einer Dithyrambe sich steigerten. Es war ein Jubellied der Freude, ein Seufzer des Glückes und der Unschuld, und sie sang von Gott und von den Sternen, von Liebesglück und Wiedersehen, vonBlumenduft und Windesfächeln, und in unbewußtem Ahnungsschmerz sang sie vom Leid der Liebe und von Entsagungsschmerzen!

Ihre ganze Natur schien ihrem Wonneliede zu lauschen, kein Blättchen regte sich, im leisen Murmeln plätscherten die Wellen des Bassins, an welchem sie saßen, an's Ufer hin, und nur zuweilen flötete eine Nachtigall ihre klagende Melodie hinein in diese Jubelhymne. Die Sonne war tief hinabgesunken und säumte den Horizont mit fliegenden Purpurwolken. Natalie hielt plötzlich inne in ihrem Liede und deutete mit ihren rosigen Fingern auf den Himmel hin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wenn ich Ihre Stimme höre, ist es mir gerade wie Nachts, wenn ich das Meer in der Ferne branden höre; Tags höre ich es nicht, weil es im Hause zu geräuschvoll ist; aber Nachts, wenn ich das Fenster öffne, kann ich das Rauschen hören, und dann muß ich an die Kinderzeiten denken."

„Sie denken noch gern daran, Edith?"

„Ich denke noch gern an die Zeiten, als Sie noch nicht so steif waren wie heute und mich mit „Du" anredeten."

„Die Zeiten ändern sich. Und man wird dabei nicht glücklicher."

„Sind daran immer die Zeiten schuld?"

„Man sagt es — aber was ist die Zeit? Es sind ja immer nur die Menschen, die ihr das zur Last legen, was sie selbst verschulden."

„Wollen Sie nicht gleich hinzufügen, Holmfeld, daß wir meistens andern Menschen beimessen, woran wir selbst schuld sind?"

„Ein alter Gemeinplatz, Edith. Bald ist es die Zeit, bald müssen die Verhältnisse, bald andere Menschen herhalten — nur in uns selbst suchen wir niemals die Ursache des Unheils."

„Nun also, Holmfeld, darin stimmt ja unsere Philosophie überein; aber wäre es nicht gut, wenn wir nun einmal das Feld der Allgemeinheit verließen und die schönen Lehren auf einen bestimmten Fall anwendeten?"

„Auf welchen zum Beispiel?"

„Auf den einzigen, der uns interessirt — auf Sie und mich. Sie seufzen und klagen so beweglich, und wenn man es bei Lichte besieht, ist Alles nur Einbildung."

„Ich verstehe Sie nicht, Edith. Oder vielmehr ich scheue mich, das für wahr zu halten was ich aus Ihren Worten heraushöre."

Edith sah ihn mit kokettem Lächeln an, wunderbar rasch hatte sie alle kleinen weiblichen Künste der besten Gesellschaft gelernt. „Denken Sie nur ein klein wenig nach, Holmfeld," sagte sie leicht spottend. „Sie waren doch sonst von rascher Auffassung. Fast muß ich glauben, daß das Violinspiel einseitig macht. Wenn ich damals, als ich noch barfüßig unter den Fischermädchen umhersprang, so zu Ihnen gesprochen hätte . ."

„Ich würde glücklich gewesen sein, Sie haben Recht."

„Sehen Sie! Warum also nicht heute? Was ist denn anders geworden, daß Sie nicht glücklich sind? Wer hat also Schuld?"

Holmfeld zögerte mit der Antwort; aus Ediths Worten klang ihm etwas Unaufrichtiges und Gezwungenes heraus, wofür er allerdings, wenn er es gesagt und sie es geleugnet hätte, keine Begründung hätte angeben können; es war eben mehr Sache des Gefühls, als der Erkenntniß. Doch nicht allein aus diesem Grunde zögerte er; er befand sich gewissermaßen in einem schönen Traume und scheute sich, ihn zu zerstören, indem er Erklärungen hervorrief, die vielleicht allen seinen Illusionen ein jähes Ende bereiteten.

Endlich bemerkte er: „Sie sehen in mir einen Menschen, der gewohnt ist, sich mit allen erdenklichen Widerwärtigkeiten und Hemmnissen herumzuschlagen und seine liebsten Wünsche erst nach herben Kämpfen erfüllt zu sehen, die ihm die Freude an der endlichen Erfüllung verbittern; einem solchen können Sie es nicht verübeln wenn er nicht gleich an den Lenz glaubt, den verführerische Stimmen ihn als gekommen ankündigen.

An das Glück glaubt nicht wer es immer nur höhnend vorbeifliegen sieht."

„Warum sehen Sie es vorbeifliegen? Greifen Sie doch mit keckem Entschluß zu und packen Sie es am Flügelende," sagte Edith, zufrieden, in Holmfeld Erwartungen erregt zu haben, die sie freiwillig niemals zu erfüllen gedachte, von deren Vorhandensein sie aber jedenfalls Nutzen ziehen wollte. „Nun lassen Sie uns aber ein wenig mehr Alltägliches plaudern. Erzählen Sie mir von Wittenaes und vor Allem von meinen Pflegeeltern. Ich habe seit Lornsens Tode nichts mehr von ihnen gehört, und auch von diesem Tode habe ich nur eine ganz kurze Anzeige erhalten."

Holmfeld war hierzu gern bereit, hing doch auch sein Herz an dem wogenumbrausten, weltverlassenen Stück Erde, unter dessen einfachen Bewohnern ihm der Stern der Liebe aufgegangen war. Er erzählte von allen Bekannten und berichtete ausführlich über die letzten Tage Lornsens; damit war er denn endlich auf das so lange drohende, von Edith so heftig gefürchtete Thema gekommen.

„Hier habe ich zwei Abschriften der letzten Erklärung, die mir Ihr Pflegevater gegeben hat," so schloß er seinen Bericht. „Die eine will ich Ihnen jetzt dalassen, damit Sie sie lesen und danach Ihre Beschlüsse fassen."

„Und die andere?"

„Ich hoffe nicht, daß ich von ihr Gebrauch machen muß; Sie werden auch ohne Zwang das Richtige finden."

„Das heißt also, die zweite Abschrift soll mich zwingen, das zu thun, was Sie für Recht halten, wenn ich es nicht freiwillig thue."

„Ja, Edith, es ist so; ich will ganz offen mit Ihnen sein. Wenn Sie nicht aus freien Stücken Ihrem Herrn Großvater vom Inhalte dieses Schriftstückes Kenntniß geben, so ist die zweite Abschrift bestimmt, ihm eingehändigt zu werden."

Edith unterdrückte die heftigen Worte, welche in ihr aufsteigen wollten; denn sie erkannte wohl, wie unklug es sein würde, sich mit Holmfeld auf schlechten Fuß zu stellen. Sie mußte ihr zweideutiges Spiel so lange fortsetzen, bis es Erfolg hatte oder sich als ganz nutzlos herausstellte. Sie nahm das Schriftstück aus Holmfelds Hand und sagte:

„Lassen Sie mich nur erst lesen, was es ist. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Ihre Zufriedenheit zu erwerben."

Die Lektüre mußte Edith auf den Nachmittag verschieben; denn eben jetzt kehrten ihre Cousinen heim. Holmfeld mußte mit ihnen zusammen frühstücken und fand bei Allen, auch bei Lundby, der in ihm einen alten Bekannten liebenswürdig begrüßte, und bei dem heute zufällig sehr gut gelaunten alten Scudamore so herzliche Aufnahme, daß er sich bald ganz heimisch fühlte.

Als man von der Tafel aufstand, sagte Scudamore: „Herr Holmfeld, Sie bleiben natürlich hier. Mr. Lundby wird Sorge tragen, daß Ihr Gepäck aus dem „Goldenen Eber" herübergeholt wird. Sie werden, so lange Sie Zeit haben, also jedenfalls einige Wochen, unser Gast sein. Meine Enkelinnen werden sich freuen, öfter mit Ihnen musizieren zu können."

Holmfeld erhob zum Schein einige Einwendungen, aber Fannys dringende Bitte und Ediths stumme Augensprache überwanden seinen nicht ehrlich gemeinten Widerstand. Er blieb; so war es von dem Schicksal beschlossen, das ihm, wenn auch ohne sein Wissen und Wollen, eine thätige Rolle in der Tragödie zugedacht hatte, deren Schauplatz Thirlwall werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ueber die erste Besteigung des Aconcagua, des höchsten Berges Amerikas, die vor drei Jahren so großes Aufsehen erregte, wird soeben in London ein ausführlicher Bericht veröffentlicht. Die Heldenthat wurde von Zurbriggen, dem Führer der Reise E. A. Fitz Geralds vollbracht. Dieser ersten Besteigung folgte sofort eine zweite vonStuart Vines, seinem Begleiter. Der Bericht gibt eine anschauliche Geschichte der Leiden, aber auch des Muthes und des glänzenden Erfolges der Fahrt. Der Aconcagua ist 6835 Meter hoch, er liegt in Argentinien, nicht weit von der chilenischen Grenze. Vor der Ankunft von Fitz Geralds Expedition hatte der deutsche Athleten-Klub in Santiago Vorbereitungen zu einer Besteigung, die im Jahre 1898 versucht werden sollte, getroffen. Aber die Ankunft der englischen Bergsteiger trieb den deutschen Klub an, den Versuch sogleich zu unternehmen, so daß beide Gesellschaften gleichzeitig den Berg bestiegen. Der Klub gab aber in der Höhe von 2000 Fuß den Versuch auf. Als besonders gefährlich und schlimmer als die Bergkrankheit erwies sich für die Theilnehmer das Erfrieren der Füße. Der Führer Zubriggen wurde davon besonders schwer betroffen, er wurde völlig unfähig, weiter zu gehen. Man zog ihm die Stiefel aus und begann, seine Füße mit Schnee und Brandy zu reiben. Der Blutumlauf hatte aufgehört und er fühlte nichts. Schließlich wurde er blaß und er empfand allmählich den bekannten Schmerz (Nägelwurm), der sich in demselben Maße steigert, wie das Leben in die erfrorenen Glieder zurückkehrt. Er schrie und bat, man sollte aufhören, man hielt ihn aber fest und rieb weiter; als er im Zelt schlafen wollte, erlaubte man ihm natürlich auch das nicht und fuhr mit

dem Reiben fort, obgleich er seine Peiniger in allen Sprachen verfluchte. Eins der besten Kapitel des mit Karten und Zeichnungen ausgestatteten Buches ist die Schilderung, die Stuart Vines von dem mächtigen Eindruck, den er auf dem Gipfel empfangen hatte, entwirft. Er stand auf einem Fleck, von dem er einen Blick über 80 000 Geviertmeilen Gebirge, Meer und Land hatte. Er schreibt: Keine Feder kann den Blick auf der chilenischen Seite schildern. Ich sah am großen Grat entlang, hinter dem westlichen Gipfel des Berges zur rechten und linken Seite, über Ketten von schwindelerregender Höhe hin, die sich der Küste näherten, wo hundert Meilen entfernt die blaue Fläche des Stillen Ozeans in der Abendsonne glitzerte. Weit gen Süden und Norden erstreckte sich die unendliche blaue Linie. Die Sonne stand niedrig am Horizont und war mit einem blutrothen Schein übergossen. Alles schien so nah, daß ich kaum die ungeheure Entfernung, die mich davon trennte, begreifen konnte. Die Sonne, ein großerBall rothglühenden Feuers am wolkenlosen Himmel, tauchte in den Ozean, sank schnell hinunter und entschwand dem Blick. Noch einmal ergoß sie einen Schein von überirdischer Schönheit über Land und See in iner Reihe prächtiger wechselnder Farben. Die weite Wasserfläche bildete mit dem Himmel einen einzigen feurig glänzenden Schein. Das Roth am Himmel blieb, während das Wasser allmählig purpurfarben und dann blau wurde. Trotzdem ward es nicht dunkel denn nach dem Untergang der Sonne glänzte der aufgehende Mond mit wundervoller Klarheit am Firmament, und überfluthete Alles mit seinem kälteren Lichte . . . Auf dem Gipfel hinterließ Vines für den nach ihm Kommenden seine Karte, Eispickel und Thermometer in einer Schachtel.

— Persische Heirathsbräuche. Wie überall im Orient, herrscht bekanntlich auch in Persien die Vielweiberei. In den letzten Jahren machen nun die Unterthanen des Schahs von der Erlaubniß, mehrere Frauen zu gleicher Zeit zu besitzen, seltener Gebrauch, als man annehmen sollte. Sie haben entdeckt, daß es weit praktischer ist, nur ein Weib sein eigen zu nennen, dieses aber auf Wochen oder Monate zu heirathen. Ein persisches Paar kann für irgend eine festgesetzte Zeit in den Ehestand treten — für die Dauer eines Tages, einer Woche, eines Monats oder länger. Auf dem im Beisein eines Priesters unterschriebenen Kontrakt ist es vermerkt, wie lange die Ehe Gültigkeit haben soll, und an dem Tage, da der Termin abgelaufen ist, muß der Kontrakt erneuert werden, oder die Beiden gehen ihrer Wege, frei von allen Verpflichtungen gegen einander. Diese Form der Heirath wird ganz besonders von jenen Leuten gewählt, die sich aus Neigung einer Art Nomadenleben hingeben, oder deren Beruf sie von Ort zu Ort führt. Eine größere Gesellschaft von Reisenden — Männern, Frauen und Kindern — lassen sich für einige Tage in einem Dorf nieder. Auf das empfängliche Herz eines Mitgliedes der Truppe machen die Reize einer ländlichen Schönen Eindruck. Ohne viele Umstände und unnöthiges Hangen und Bangen in schwebender Pein bittet der Verliebte den Priester des Dorfes und den Vater der jungen Maid in die Karawanserei. Beide erscheinen und nun entspinnt sich folgende Unterhaltung: „Ich wünsche mit Deiner ehrbaren Tochter, dem Lichte Muhammeds, ehelich verbunden zu werden, o Inschallah!“ beginnt der Freier. „Bismillah!“ entgegnet der Vater, „auf wie lange?“ „Auf drei Wochen, oh mein Vater! Und ich verpflichte mich, zehn Tomane (ein Toman ungefähr 10 M.) zu zahlen — fünf sofort und fünf nach unserer Rückkehr vonMesched, dem Wallfahrtsort.“ „Was! Nur zehn Tomane?“ ruft der Alte im Tone der Entrüstung. „Meine Tochter ist ein Juwel und das schönste Mädchen im Dorf. Nicht unter hundert Tomanen gebe ich sie fort.“ Der zukünftige Gatte und der Vater des jungen Mädchens handeln und streiten noch eine Stunde und länger, ehe sie endlich einig werden. Auf 30¾ Tomane ist der Preis festgesetzt worden. Der Priester verfaßt den Ehekontrakt, Bräutigam und Vater unterschreiben ihn und das Geld wird ausgezahlt. Dann erst wird die erröthende Braut, die in der Angelegenheit überhaupt kein Wort zu sagen hat, dem fremden Manne ausgeliefert. Dieser setzt sie auf einen Maulesel oder in ein Kejaveh und fort geht die Reise. Drei Wochen später machen die Reisenden in demselben Dorfe Halt. Die junge Frau gleitet von ihrem Langohr, küßt dem gewesenen Gatten die Hände und kehrt unter das elterliche Dach zurück. Sie ist jetzt eine bezaubernde „Wittwe“mit einem kleinen Vermögen und es gelingt ihr nur zu bald, das Herz eines rechtschaffenen Bauernsohnes zu erobern, dessen Gefährtin sie dann für das ganze Leben wird. Die Männer der niederen Klassen begnügen sich damit, einmal zu heirathen. Nicht selten kommt es aber auch vor, daß die nur auf Wochen oder Monate geheirathete Perserin dem Gatten auf Zeit es dermaßen anthut, daß nach Ablauf des ersten Ehekontrakts ein zweiter auf mehrere Jahre, wen nicht gar bis zum Tode des einen oder andern Theils gültig abgeschlossen wird.

— Besserung. A.: „Ist Ihr Mann noch so schüchtern, wie er als Bräutigam gewesen?“ — B.: „O nein! Jetzt macht er sogar schon Schwiegermütterwitze!“

— Gemüthlich. „Aber Kellner, wie konnten Sie mir nur den alten Nierenbraten empfehlen?“ — „Ja, sonst kriegen wir ihn!“

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 278. Mittwoch, den 6. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wie schön ist das, Paulo!" sagte sie leise.

Er aber sah nichts, als ihr Angesicht, das von den Abendgluthen verklärt ward.

„Wie schön bist Du!" flüsterte er leise und drückte ihr Haupt an seine Brust.

Dann schwiegen Beide und schauten, in süße Träume verloren, auf diese herrliche Landschaft, die sie umgab, und die wie in einem Schweigen der Andacht den letzten Scheidegrüßen der Sonnengöttin zu lauschen schien.

Plötzlich flatterte eine Nachtigall herbei, und setzte sich in das Myrthengebüsch, unter welchem Natalie mit ihrem Freunde ruhte. Da begann sie zu flöten und zu singen, bald im klagenden, bald in Jubeltönen, bald zärtlich weich, bald fröhlich schmetternd, und der Nachtwind, der sich jetzt erhob, rauschte in den Cypressen- und Olivenbäumen, daß sie mit Orgeltönen darein brausten.

Natalie schmiegte sich dichter an ihres Freundes Seite. „Ich möchte jetzt sterben!" sagte sie.

„Schon sterben!" flüsterte er, sterben, noch ehe Du gelebt hast, Natalie!"

Dann schwiegen sie wieder, und der Wind rauschte in den Bäumen, die Quellen murmelten, die Vögel sangen,und in goldiger Klarheit lagerte sich der Mond über diesem Paradiese, in welchem zwei selige, glückliche Menschen weilten.

Aber was ist das, was dort drüben dicht neben der Mauer in der Pinie raschelt und rauscht, was ist es, was da hervorschaut mit leuchtenden Augen und giftigem Blick? Ist es die Schlange schon, welche kommt, diese Glücklichen aus dem Paradiese zu vertreiben?

Sie sehen nichts, sie hören nichts, sie träumen Beide, sind ganz sicher in ihrem Glück.

Aber es regt sich und raschelt fort und fort! Unnatürlich ist es! So rauscht nicht der Abendwind, so raschelt es nicht, wenn ein Vogel auf den Zweigen des Baumes sich wiegt! Was ist es denn?

Die Zweige theilen sich weiter auseinander, es ist der Arm eines Mannes, der sie öffnet, — auf der Mauer sieht man von jenseits herüber die Gestalt eines Mannes erscheinen, neben ihm hebt sich langsam eine zweite Gestalt mit dem Oberkörper empor. Vorsichtig, spähend blickte er umher, dann breitet sich ein höhnisches Grinzen über sein Gesicht aus, und seine Augen leuchteten, wie die Augen einer Hyäne. Er hat die Beiden erschaut, die in glücklicher Sicherheit neben einander sitzen und deren Wonne dieses stillen, seligen Abends in schweigendem Glücke genießen! Er hat sie erschaut und deutet mit seiner Hand nach ihnen hin, indem er leicht mit dem Arm den Mann berührt, der sich kühn emporgeschwungen auf die Mauer. Der folgte mit seinem Blick der hindeutenden Hand des Andern, jetzt sieht auch er das ruhende Paar, und auch seine Züge überfliegt ein unheimliches, grausiges Lächeln. Rasch fährt er mit der Hand in den Busen, und als er sie wieder hervorzieht, ruht in dieser Hand ein kleiner blitzender Dolch. Mit einem kühnen Sprunge ist der Mann schon im Begriff, von der Mauer hinunter zu springen in den Garten, — der Andere hält ihn zurück, und macht eine drohende, abwehrende Bewegung. Er, scheint es, ist der Gebietende, und sein unwillig verneinendes Kopfschütteln übt seine Gewalt, sein befehlender Blick scheint zu sagen: „Schweige und siehe!"

Starr und unbeweglich blicken sie hin auf das immer noch schweigende Paar, das von dem hellen Mondschein wie von einer Lichtglorie umstrahlt wird. Noch immer hält der Eine den Dolch in der Hand, und mit mächtigem Arm hält ihn der Andere zurück. Dann flüstern sie Beide miteinander, ganz leise, ganz heimlich, — es scheint, sie berathen miteinander, was zu thun sei. Der Mann mit dem Dolche, scheint es, gibt der Ueberredung des Andern nach. Er nickt mit dem Kopfe und zeigt sich einverstanden. Der Erstere verschwindet hinter der Mauer, langsam folgte ihm der Bewaffnete. Noch blickt sein Kopf über die Mauer, noch einmal hebt er den Arm, und schwingt drohend den Dolch nach Natalie und ihrem Freunde hin. Dann verschwindet er und Alles ist wieder friedlich und still und voll lächelnder Paradiesesruhe!

War es vielleicht nur ein Traumbild, das uns neckte, nur eine Fata morgana, welche der Mondstrahl gebildet? Oder umschleicht die Schlange des Unheils

wirklich schon dieses Paradies? Will das Verderben sich eindrängen in diesen Zaubergarten? Ach, gegen das Unglück schützt keine Einsamkeit und keine Mauer! Durch die festesten Riegel kriecht es hindurch, über die höchsten Mauern schlüpft es hinweg, und während wir uns noch sicher wähnen, ist es schon da, dicht neben uns, bereit, uns zu verschlingen.

24.
Die Briefe.

In dem Garten wird es plötzlich lebendig. Von dem Hause her naht sich mit einem Windlicht in der Hand, Cecil, der alte Diener Paulos.

Er kommt mit eiligen Schritten die Allee herunter, er nähert sich mit besorgter Miene seinem Herrn.

„Was gibt es, Cecil?"

„Zwei Briefe, Herr, sind soeben abgegeben. Der eine kommt aus dem Hotel der russischen Gesandtschaft, der andere von Herrn Bernis."

Paulo schrack leicht zusammen unwillkürlich war es, daß seine Hand nach dem ersten Briefe zuckte, aber er bezwang sich schnell, und sein Blick streifte Nataliens Gesicht, das mit neugierigem Forschen auf die beiden Briefe gerichtet war.

„Zuerst wollen wir sehen, was Graf Bernis uns schreibt!" sagte Graf Paulo, indem er den Brief aus Rußland anscheinend gleichgültig in seinen Busen schob.

„Bernis?" fragte Natalie. „Ist das nicht der französische Gesandte, der auch zugleich ein Dichter ist und welchen der Papst so sehr liebt?"

„Derselbe!" sagte Paulo, „und außerdem derselbe Bernis, dem ich seit Monaten schon habe versprechen müssen, ihm einst das Glück zu gönnen, Dich zu sehen! Er kennt Dich, Natalie, obwohl er noch niemals Dein schönes Angesicht gesehen, er kennt Dich aus meinen Erzählungen!"

„O, laß uns schnell sehen, was der gute Graf Dir schreibt!" rief Natalie, mit der Ungeduld eines Kindes in die Hände klatschend.

Graf Paulo erbrach lächelnd das Schreiben, und las es.

„Du bist in Wahrheit eine Zauberin," sagte er, „irgend ein Genius ist in Deinem Dienst und belauscht jeden Deiner Wünsche, um ihn schnell zu erfüllen! Der Brief hier enthält eine Einladung des Grafen. Er gibt morgen ein großes Fest, und bittet, daß ich Dich zu demselben hinführe. Die Improvisatrice Corilla wird auch dort sein!"

„O, ich werde sie also sehen!" rief das junge Mädchen glühend. „Ich werde endlich eine Dichterin sehen! Denn nicht wahr, Paulo, wir gehen zu diesem Feste?"

Der Graf blickte nachdenklich zur Erde und seine Hand faßte unwillkürlich nach dem Briefe in seinem Busen. Ein Ausdruck tiefer Besorgniß und angstvollen Schreckens malte sich in seinen Zügen, und Cecil schien die Gedanken seines Herrn zu errathen, denn auch sein Gesicht war sorgenvoll, und tiefe Seufzer entrangen sich seiner Brust. Natalie gewahrte von dem Allen nichts! Sie war nur ganz erfüllt von dem Gedanken, Corilla zu sehen, diese große Improvisatrice, von welcher ihr Carlo, Nataliens Gesanglehrer, so viel erzählt, und deren Ruhm man auf allen Gassen Rom's von Kindern und von Greisen vernehmen konnte.

„Nicht wahr, Paulo, wir gehen zu diesem Feste?" wiederholte sie ihre Frage, als der Graf noch immer schwieg.

Er raffte sich gewaltsam aus seinem Sinnen empor. „Ja, wir gehen zu diesem Feste!" sagte er. „Es ist Zeit, daß meine schöne Natalie eingeführt werde in diese Kreise der römischen Großen, und sich Freunde erwerbe unter den einflußreichen Männern dieser Stadt, damit sie über Dir wachen und Dich beschützen, wenn ich es vielleicht nicht mehr kann!"

„Du willst mich also verlassen!" schrie das junge Mädchen erbleichend, und klammerte sich angstvoll an den Arm des Grafen an. „Nein, Paulo, das darfst Du nicht! Willst Du von mir gehen, weil ich, ein närrisches Kind, nach diesem Feste Verlangen trug, und unsere schöne liebe Einsamkeit mir nicht mehr genügte! Das war ein Unrecht von mir, Paulo, ich sehe es wohl, und mich verlangt es nicht mehr nach diesem Feste und nach dieser Dichterin! O, wir wollen uns hier in unserem Paradiese andere Feste bereiten. Du hast mich oft eine Dichterin genannt, nun will ich's glauben, daß ich's bin, und gar nicht mehr verlangen, eine andere Dichterin zu sehen! Ich will mir selbst genug sein! Komm, komm, ich singe Dir gleich ein Lied, ein Festlied, mein Freund!"

Und Natalie griff nach ihrer Zither und schlug in die Saiten mit fröhlichem Jauchzen — aber Graf Paulo legte leise seine Hand auf die Saiten, daß sie verstummten, und Nataliens zarte Fingerspitzen an seine Lippen ziehend, sagte er mit leisem Kopfschütteln: „Jetzt nicht, meine holde Dichterin, ich bin's nicht würdig, Dich zu hören!"

„Und es ist spät," fügte Cecil hinzu, gleichsam um seinem Herrn zu Hülfe zu kommen.

Der Graf stand auf. „Ja, Du hast Recht, es ist spät," sagte er, „und ich darf unsere Natalie nicht länger ihrem Nachtschlummer entziehen. Komm, mein süßes Kind, Du mußt zur Ruhe gehen, Du mußt schlafen, damit morgen zu diesem Feste Dein Antlitz in blühendster Frische strahle!"

Natalie antwortete nichts, sie seufzte leise und nahm willenlos, wie ein Kind, des Grafen dargereichten Arm.

Cecil, mit dem Windlichte in der Hand, schritt ihnen

leuchtend voran. So gingen sie die Allee hinauf, die zu der Villa führte, alle Drei schweigend, gedankenvoll. Auch der Garten hatte sich verfinstert, eine schwarze Wolke bedeckte den Mond, und Grabesnacht umhüllte plötzlich Nataliens Zaubergarten.

Ein kalter Schauer durchrieselte ihre zarte Gestalt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

Am Nachmittage fühlte sich Edith wohler und nun beschloß sie, der unerträglichen Spannung, unter der sie seit gestern Abend gelitten hatte, endlich ein Ende zu machen. Sie zog sich auf ihr Zimmer zurück, schob sich einen Sessel an das offene Fenster, von dem aus sie die grüne Waldung und in der Ferne sogar einen silbernen Streifen der See sehen konnte, und öffnete mit klopfendem Herzen das Packet, das Holmfeld ihr überbracht hatte.

Die darin liegenden Papiere waren, wie sie sich zunächst überzeugte, von Holmfeld geschrieben, aber von Lornsen als seinen Aussagen entsprechend anerkannt, mit feierlichem Eide als wahr beschworen und mit zitternder Hand unterschrieben. Was Edith las, trieb ihr den kalten Schweiß auf die Stirne.

„Von schwerer Krankheit heimgesucht und dem nahen Tode ins Auge sehend," so hieß es in dem Schriftstücke, „hat der Seemann Peter Lornsen mir, Dirk Holmfeld, um sein Gewissen zu erleichtern, folgenschwere Bekenntnisse anvertraut, ich habe sie getreulich zu Papier gebracht, und diese Aufzeichnungen hat Lornsen in meiner Gegenwart, nachdem ich sie ihm vorgelesen habe, unterschrieben. Ich gebe ihm nun selbst das Wort: Ich habe mich, soweit es mir möglich gewesen ist, an seine eigene Ausdrucksweise gehalten.

Dirk Holmfeld."

Das nun folgende Bekenntniß Lornsens aber lautete:

„Es war am 11. April 1851, da alles, was ich zu erzählen habe, passirt ist. Es war ein stürmischer und regenschwerer Tag. Das Frühjahr hatte dazumal erst spät begonnen, und die Sonnentage waren so dünn gesäet, daß man sie ohne Mühe zählen konnte. Schnee, Nebel und Regen dauerten bis spät in den April hinein. Frost verspürte man noch im Mai. Der 11. April aber war unter den bösen Tagen einer der bösesten. In der Nacht vorher war ich erwacht, weil sich ein Sturmwind aufthat, davor unser Haus in seinen Grundvesten zu erzittern schien. Und ich will nicht verschweigen, daß noch ein anderes dazu kam: Ein unheimlicher Traum von schwimmenden Leichen hatte mir Schauer über den Leib gejagt und meine Seele erschüttert. Ich konnte nicht weiter schlafen, so zog ich denn meine Wasserstiefel und mein Oelzeug an, und ging an den Strand hinunter. Die Wolken jagten wild am Himmel dahin und ließen mitunter den Mond durchscheinen, daß das Wogengetümmel weithin erhellt war. Wer aber jemals auf eine hochlaufende See im Mondschein hinausgeschaut hat, der weiß, wie grausig es aussieht. Es war jedoch kein Schiff in Noth zu erblicken, und so ging ich nach Hause zurück, ins Bett aber legte ich mich nicht mehr; denn ich konnte meinen Traum nicht vergessen.

Immer stärker und stärker wurde der Wind, und gegen Morgen stürmte es mit aller Macht, daß auch ein kräftiger Mann sich schier nicht aufrecht dagegen halten konnte. Böen von Schnee, Regen und Hagel rasten daher, daß das Meer eine einzige weiße Schaumfläche war und die Salztropfen bis tief in das Binnenland hineingeweht wurden. Wir richteten unser Rettungsboot für den Gebrauch her; denn mehr als einmal war es uns gewesen, als hätten wir fern am Horizont Mastspitzen gesehen.

Gegen Mittag wurde der Sturm gelinder, und da die Wolken nicht mehr so tief niederhingen, glaubten wir, das Unwetter würde sich wohl ganz legen; aber nach einigen Stunden brach es mit furchtbarer Gewalt von neuem los. Und nun, während es am entsetzlichsten wüthete, kamen zwei Schiffe auf einmal in Sicht, eins im Südwesten, das andere im Süd-Südwesten, und beide wurden auf Blaavands Huk zugetrieben.

Nun, wir Leute von Wittenaes waren auf unserm Posten, und wir setzten alles in Bereitschaft, um mit dem Rettungsboot hinauszufahren, sobald es nöthig sein würde. Wir zögerten keine Sekunde, obwohl wir wußten, wie Schweres uns bevorstand; denn es stürmte und tobte in den Lüften und war ein Aufruhr auf dem Meere, wie wir es kaum jemals erlebt hatten. Wer hinaus mußte, nahm still Abschied von Vater und Mutter; ich war der einzige Verheirathete, die andern waren Junggesellen.

Unser alter Pastor war an den Strand gekommen und segnete uns, und es war uns, als hätte der Tod keine Macht mehr über uns.

Unsere einzige Angst und Sorge war, daß etwa beide Schiffe zugleich unserer Hülfe bedürftig sein könnten; wir hatten nur das eine Boot, das man bei der fürchterlichen See hinauslassen konnte.

Das um einige Striche mehr von Westen herankommende Schiff, eine Brigg, trieb vor Topp und Takel hilflos daher und mußte, wenn nicht ein Wunder geschah, gerade vor dem Vorgebirge auf Sand gerathen.

Saß das Schiff erst fest, so mußte von der mächtigen Brandung alles vom Deck weggespült werden, und die Mannschaft hätte um ihr Leben in die Takelage klettern müssen, wenn nicht etwa, was sehr wahrscheinlich war, die Masten bei dem Aufstoßen über Bord gingen.

Das zweite Schiff war ein Schoner und schien noch besser Stand zu halten; es führte einen Klüver und Sturmsegel und suchte nach Norden zu entkommen; aber es trieb der Küste immer näher, und es war fraglich, ob es um Blaavands Huk herumkommen würde. Wäre ihm dies gelungen, so hätte es weiter nördlich gute Aussicht gehabt, sich in der Bucht von Ringkjöbing zu bergen. Aber es handelte sich um eines Haares Breite, ein leises Anschwellen oder Abschwächen des Windes, ein sekundenlanges Nachlassen des Ruders, ein kleiner Fehler in der Segelstellung konnte alles verderben; ich kann wohl sagen, daß wir mit fieberhafter und viel größerer Angst den mannhaften Kampf dieses Schiffes beobachteten, als das treibende andere, das seinem Schicksal nicht entgehen konnte.

Gar manches Mal habe ich es erlebt, daß in der größten und scheinbar unentrinnbaren Gefahre noch in der letzten Minute eine Wendung eintrat, wodurch noch Alles gut ablief. Davon weiß jeder Seemann zu erzählen, und darum gibt er nicht so leicht die Hoffnung und den Kampf auf. So dachte man auf jenem Schoner, und so empfanden wir es seiner Bemannung nach. Aber diesmal traf es sich nicht so; alles Unheil kam zusammen, um endlich die schlimmsten Befürchtungen wahr werden zu lassen.

Das Unglück kam davon her, daß das südliche Schiff sich in beängstigender Weise dem andern näherte und, um einem Zusammenstoß zu entgehen, in den Wind luven mußte; wäre es rechts nach Lee abgefallen, um die Brigg vor seinem Bug passiren zu lassen, so würde es zehnmal mehr Raum verloren haben, als es entbehren konnte. Bei diesem Manöver nahm es aber eine fürchterliche See über, wurde auf die Seite geworfen und wäre ganz gekentert, wenn nicht der Vordermast gebrochen wäre und die Mannschaft den andern Mast gekappt hätte. Nun richtete sich der Schoner zwar wieder auf, aber er war ein hülfloses Wrack geworden, und trieb ebenfalls vor Wind und Wetter auf die Küste zu.

Das Alles konnten wir durch unsere Fernrohre sehen. Die beiden Schiffe waren nur wenige Kabellängen von einander entfernt, und zu allen übrigen Gefahren kam noch die eines Zusammenstoßes hinzu, wobei alle an Bord Befindlichen verloren sein mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Ascheberger Sprich,

von Gustav Trockenbrodt.

Allen eingeborenen und eingebürgerten „Aschebergern" ist durch das im Krebs'schen Verlag hier erschienene, hübsch ausgestattete kleine Buch eine helle Freude bereitet worden. Es war ja längst kein Geheimniß mehr, daß der Verfasser unter virtuoser Handhabung der bisher unseres Wissens noch nicht literarisch eingeführten „Ascheberger" Mundart Genrebilder aus dem Leben unserer Stadt zu entwerfen und auszuzuführen verstehe. Wer in den letzten Jahren Familien- oder Herrenabenden der Liedertafel beigewohnt hat, erinnert sich gewiß mit Vergnügen der kleinen Kabinetsstücke, die der Verfasser mit immer treubleibendem Erfolg zum Vortrag brachte. Nun liegen sie um eine stattliche Reihe noch nie veröffentlichter vermehrt in dem schmucken kleinen Bandes vor, der vermuthlich seinem Verfasser bei seinen Landsleuten zu gleichen Ehren verhelfen wird, wie sie ein Friedrich Stoltze in Frankfurt genoß.

Der Dichter glaubt sich in der Vorrede wegen einiger Reimmängel und kleiner Flüchtigkeiten und Unebenheiten im Versbau entschuldigen zu müssen. Das ungeübte Ohr wird sie kaum entdecken und das geschultere wird auch entschädigt durch die Fülle charakteristischer Töne und naiv kichernder Reime, die er mit verblüffendem Geschick unserem lieben Stadt- und Landidiom entlockt. Eine Fülle Wohllaut fördert er zu Tag, die in dieser scheinbar so unmusikalischen Mundart steckt. Hervorgehoben muß ferner die absolute Echtheit dieser kleinen Kunstwerke werden. Das ist keine Dialektmaskerade, sondern unverfälschtes „Ascheberger" Leben. Die Kunstmittel werden souverän gehandhabt. Nirgends ein Tasten, überall steht der fertige Meister des Genres vor uns. Es gibt Bücher in allerhand Mundarten, die, einem verwöhnteren Geschmack ungenießbar, gangbare Anekdoten mit Meidingerpointen in die Mundartverkleidung stecken. Zu diesen steht unser Buch im scharfen Gegensatze. Auch da, wo der Dichter einen vorhandenen Stoff vornimmt, gestaltet er ihn so um, daß er als selbständiges Kunstwerk vor den Leser oder Hörer gestellt wird. Die größte Bewunderung verdienen jene Stücke, in denen er typische Gestalten „Ascheberger" Lebens mit wenigen Strichen zeichnet. Ich erinnere an das köstliche „Uff der Mäbrück", und an den wunderbaren „Alte Kumbeer", den Dämmer Schoppe" nicht zu vergessen. Ja, es ist ein schönes, kleines Buch, das der Verlag eben zur rechten Zeit herausbringt. Ich hoffe, daß es bald in zweiter, vermehrter Auflage erscheinen wird.

W. M. A.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 279. Donnerstag, den 7. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Mir wird so Angst!" flüsterte Natalie, indem sie sich dichter an des Grafen Seite schmiegte.

„Armes Kind!" sagte der Graf leise. „Jetzt schon fürchtest Du, und was denn?"

„Wenn nun die Mauer einstürzte und die Welt und die bösen Menschen in unsern Garten eindrängen! Ach, durch die ganze Welt, sagte Marianne, schleicht das Unglück dahin, und lauert, wo es Jemand finde, der sich recht sicher wähnt, den überfällt es, und tödtet sein Glück und macht ihn ganz elend; und die Menschen, die lachen dann dazu und freuen sich, daß wieder einmal ein Glücklicher bethört worden! Ach und ich bin so sicher gewesen in meinem Glück! Wenn nun das Unglück auch käme, mich zu erwürgen, wenn diese Mauern lange noch nicht hoch genug wären, um es fern zu halten! Ach Paulo, schütze mich doch vor dem Unglück!"

Sie war eben bis zu der Thür der Villa gelangt. Paulo drückte das zitternde junge Mädchen mit väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust, und leicht mit seinen Lippen ihre Stirn berührend, sagte er: „Gute Nacht, Du Liebe! Schlafe sanft, und sorge nicht! So lange ich lebe, soll das Unglück Dir nicht nahen dürfen! Darauf vertraue fest!"

So sprechend, schob er sie mit leiser Gewalt in das Haus, wo Marianne ihrer harrte, um sie mit demüthiger Unterwürfigkeit in ihre Gemächer zu geleiten.

Natalie folgte ihr schweigend, aber ehe sie in ihr Zimmer trat, wandte sie sich noch einmal um und drückte ihre Finger an ihre Lippen, und warf Küsse in die Luft nach dem Freunde hin.

„Gute Nacht, Paulo!"

„Gute Nacht, Natalie!"

Die Thür schloß sich hinter ihr und sofort verschwand das Lächeln von Paulo's Lippen. Mit ungestümer Hast winkte er Cecil ihm zu folgen, und schritt eilig den Korridor hinunter, der zu seinen Gemächern führte.

Als er dort angelangt war, und als Cecil die Thür hinter ihnen Beiden geschlossen, warf sich der Graf mit einem lauten Seufzer in einen Sessel, während Cecil in schweigender Geschäftigkeit die Wachskerzen anzündete und sie neben seinen Herrn auf den Tisch stellte.

„Wollen Ew. Gnaden jetzt nicht den andern Brief lesen?" fragte er alsdann schüchtern, als Graf Paulo immer in seiner nachdenklichen, schweigenden Unbeweglichkeit verharrte.

„O, dieser unselige Brief!" rief der Graf zusammenschreckend. „Ich sage Dir, Cecil, ich fühle, daß er ein Unglück enthält. Er hat mit bleierner Schwere wie ein Alpdrücken auf meiner Brust gelegen, und doch fühlte ich nicht die Kraft in mir, ihn hervorzuziehen, und ihn in Natalien's Gegenwart zu lesen!"

„Das war gewiß auch gut!" sagte Cecil, „und deshalb sagte ich es Euch zuvor, daß es ein Brief aus Rußland sei, damit Ihr besonnen wäret. Jetzt aber, Herr Graf, jetzt sind wir allein, jetzt lest diesen Brief!"

„Ja, hinweg mit dieser kindischen Furcht!" rief der Graf entschlossen. „Ich will ein Mann sein, Cecil, und was dieser Brief auch enthalten mag, ich will es tragen und bekämpfen, wie ein Mann!"

Und den Brief hervorziehend, erbrach er ihn mit zitternden Händen und schleuderte das Couvert weit hinein in das Zimmer. Dann entfaltete er den Brief und las. Hinter ihm stand Cecil in gespannter Erwartung, unwillkürlich zitternd.

Der Brief entsank seinen Händen, Todesbläße bedeckte des Grafen Gesicht, über welches ein Ausdruck unendlicher Verzweiflung sich ausbreitete.

„O meine Ahnung!" seufzte Paulo leise.

„Sie ist also eingetroffen?" fragte Cecil angstvoll.

„Ja, sie ist eingetroffen! Meine Güter sind sequestrirt, man verweigert mir die geforderte Uebersendung meiner Gelder, man befiehlt mir, bei Androhung der äußersten Mittel, ungesäumt nach Rußland zurückzukehren, da mein Paß abgelaufen und die Frist zu Ende sei!"

„Und Ihr seid verloren, Herr, wenn Ihr diesem Befehle nicht folgt!" rief Cecil.

„Und Natalie?" fragte der Graf vorwurfsvoll. „Darf ich, kann ich sie verlassen?"

„Sie ist ohne Euch vielleicht sicherer, als mit Euch!

Noch mag man sie nicht beargwohnen, und nicht ahnen, wer sie ist! Möglich, daß es wirklich nur ist, weil die Frist, die man Euch zu einer Reise ins Ausland gegeben, abgelaufen, weil das Gesetz erheischt daß jeder Unterthan Rußlands von vier Jahren zu vier Jahren in die Heimath zurückkehre! Eilt daher, Herr Graf, diese harte Pflicht zu erfüllen! Gebt Euch den Anschein, zu glauben, daß Eure Zurückberufung keinen andern Grund habe, als nur diesen, Euren Paß verlängern zu müssen und der Kaiserin Eure Huldigungen darzubringen! Zeigt Euch ganz harmlos und unbefangen, und Alles mag noch gut und glücklich werden!"

„Nein," sagte der Graf düster, „nichts wird mehr gut werden! In klaren und deutlichen Zügen steht die ganze Zukunft vor mir, eine Zukunft voll Entsetzen und Schmach! O mein Gott, wär's da nicht besser, nur dieser Zukunft zu entfliehen, und sich in irgend einem stillen Thal ein verschwiegenes Plätzchen zu suchen, wo vielleicht das Unglück uns nicht erreicht und das Verderben uns nicht zu finden vermag!"

„Wie?" fragte Cecil vorwurfsvoll, „ist das wirklich Graf Paulo, der so spricht? Ist das mein Zögling, den ich gelehrt, dem Unglück zu trotzen und über dem Mißgeschick dazustehen mit muthigem Selbstvertrauen? Ist das der Sohn meines Herzens, um den ich Alles hingegeben, Alles verlassen habe, dem ich mein Vaterland, meine Freiheit, meine Unabhängikeit geopfert, den ich lieben werde bis zumletzten Hauche meines Lebens? Paulo, ermanne Dich, mein Sohn! Du hast ein großes Ziel Dir vorgestreckt, nur auf dornenvollen, gefährlichen Wegen war es zu erreichen; willst Du jetzt am ersten Kreuzwege schon still stehen, und umkehren auf Deinem Pfade, statt mit dem Schwerte in der Hand vorwärts zu schreiten und zu kämpfen? Nein, nein, ich kenne Dich besser, mein Sohn, dieses augenblickliche Zagen, es wird vorübergehen, und Du wirst wieder stark sein und groß, freudig zum Kampfe, muthig zum Siege"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die ganze Bevölkerung des Dorfes war am Strande versammelt, und je näher die Schiffe trieben, desto mehr nahm die Aufregung, namentlich unter den Weibern, zu; denn wir konnten jetzt schon erkennen, daß sich an Bord der beiden, dem Untergang verfallen Schiffe Frauen befanden ; von dort aus konnte man auch uns sehen, und die Bemannung streckte nach uns die Hände aus; aber was konnten wir thun? Wollten wir nicht absichtlich und ohne Nutzen für die Schiffbrüchigen unser Leben gefährden, so durften wir nur so hinausfahren, daß wir an der voraussichtlichen Strandungsstelle zusammentrafen; die Männer begriffen das ohne viele Worte, aber bei den Frauen, die uns schon jetzt hinaustrieben, hatte ich genug zu thun, um sie zur Vernunft zu bringen.

Oft und lange habe ich mir in späteren Jahren alle Ereignisse des furchtbaren Tages vor Augen gehalten und mich gefragt, ob mehr hätte geschehen können, als von uns gethan worden ist. Und immer wieder habe ich mir und meinen armen Landsleuten das Zeugniß geben müssen, daß das Menschenmögliche geleistet worden ist. Was mich angeht, so habe ich keine Sekunde in all der schrecklichen Aufregung die Besonnenheit verloren, und meine Bootsmannschaft, die das sah, gehorchte mir mit einem Vertrauen und einer Genauigkeit wie Soldaten auf dem Exerzierplatz.

Ich berechnete, da ich die Tiefe des Fahrwassers kannte und den Tiefgang der Schiffe ziemlich genau taxiren konnte, den Augenblick, wo sie stranden müßten, und gedachte es so einzurichten, daß ich mit dem Boote um eine Kleinigkeit früher an dem Strandungsplatz einträfe. Alles hing davon ab, daß bei dem Rettungswerk jede Sekunde ausgenützt, nichts zu spät und nichts zu früh unternommen würde, und daß Alles wie in einem Uhrwerk ineinander griffe. Ich wollte zuerst dem südlichen Schiffe zu Hilfe kommen, weil es ihm an einem Boote fehlte; die Wellen mochten es ihm schon weggeschlagen haben.

Die Untiefe, wo beide auflaufen mußten, hätten wir bei ruhigem Wetter in zwei Minuten erreicht, heute mußten wir dazu mindestens zehn Minuten, vielleicht sogar eine Viertelstunde gebrauchen. Als sich daher die Schiffe so weit genähert hatten, daß bis zu ihrem Aufstoßen mindestens noch zwanzig Minuten verstreichen mußten, ließ ich meine Leute antreten. Wir schoben das Boot von der Höhe des Strandes hinunter und im richtigen Augenblick in die rücklaufende Brandung, sprangen hinein und legten uns mit aller Kraft in die Ruder.

Wir hatten es gut abgepaßt und die nächste Brandungswelle glitt unter uns hinweg, ohne uns an den Strand zurückzuwerfen. Das war ein glücklicher Anfang und nun arbeiteten wir uns gegen den wüthenden Weststurm hinaus. Was Menschen zu leisten im Stande sind, haben wir damals geleistet. Ich hatte die Zeit gut berechnet und wir kamen bei dem südlicheren Schiffe, das den Namen „Juno" trug, an, bevor es strandete. So schwer es war, wir brachten es fertig, längsseits zu kommen und das Rettungswerk begann. Das Erste, was man uns in einem günstigen Augenblick, als ein Wellenberg uns bis zur Höhe des Verdecks hinaufhob,

zureichte, war ein etwa zweijähriges Kind, sorgfältig eingehüllt. Wir brachten es im Heck unseres Bootes zu meinen Füßen unter. Dann kam ein Schiffsjunge an die Reihe, und wir schickten uns an, die übrige Mannschaft, vor allen Dingen die Frau des Kapitäns, die wie eine echte Seemannsfrau ruhig und furchtlos an der Regeling stand zu retten.

In diesem Augenblick aber stieß das Schiff auf, und vor dem heftigen Anprall verlor der Mann, der uns mit einem Bootshaken am Rumpfe der „Juno" festhielt, den Halt. Eine furchtbare Welle schleuderte uns, die wir bis dahin an der Schiffsseite bis dahin einigermaßen geschützt gelegen hatten, fort und nach dem Lande zu; gleichzeitig ergossen sich schwere Brecher über das Verdeck des Schoners und schwemmten alle darauf Befindlichen über Bord. Wir sahen die Bemannung im Schaume um ihr Leben ringen und hörten ihre Hilferufen, aber wir konnten ihnen nicht mehr helfen. Mit Aufgebot aller Kraft arbeiteten wir uns zu ihnen hin; aber da wir uns gegen die rasende See erst wieder in Fahrt bringen mußten, dauerte es zu lange; als wir endlich an die Stelle kamen, wo wir sie zuletzt gesehen hatten, waren sie alle versunken.

Wir fuhren noch einmal an den Wrack der „Juno" hin, über das die tobenden Meereswellen mit entsetzlicher Gewalt hinwegflutheten; aber, wie wir vermuthet hatten, es war Niemand mehr an Bord, und wir ruderten nun nach dem anderen Schiffe hin, das noch nicht aufgelaufen war. Dort hatte man das Boot, das sie noch besaßen, flott gemacht, und sechs Matrosen mit dem Steuermann saßen darin. Der Kapitän, seine Frau und das Kind waren noch an Bord; sie mochten sich dem schon überladenen Boote nicht anvertrauen und warteten auf unser Herankommen. Das Schiff war eine englische Brigg und führte den Namen „Angeline".

Mit einiger Mühe kamen wir seitlängs und nahmen zuerst die Frau und das Kind auf; der Kapitän warf uns noch ein Packet zu, das er aus der Kajüte heraufgeholt hatte, und rief dabei: „Für Edith!" dann sprang er ebenfalls in unser Boot, und wir schoben uns vorsichtig von dem Schiffe ab.

Kurz vor uns war das Boot der „Angeline" abgestoßen und fuhr vor uns her. Es war aber kein Boot, das in so rasender See leben konnte, und es kam auch nicht weit. Nach wenigen Ruderschlägen ward es von einer überstürzenden Woge mit Wasser gefüllt und kenterte. Wieder sahen wir das gräßliche Schauspiel der mit den Wellen ringenden Menschen. Und wieder spannten wir unsere schon aufs Aeußerste erschöpften Kräfte an, um unsere Mitmenschen zu retten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein sensationeller Rechtsfall, der ohne Vorgänger sein dürfte, wird voraussichtlich demnächst die pfälzischen Gerichte beschäftigen, aber selbst wenn ein gütlicher Vergleich die rechtliche Entscheidung verhindern würde, ist der Fall doch von prinzipieller Bedeutung, daß er verdient, bekannt zu werden. Der Sachverhalt ist folgender: Am 4. Januar ds. Js. starb in einem vorderpfälzischen Städtchen N. der Rentner K. mit Hinterlassung einer kinderlosen Wittwe. Am Tage der Beerdigung erschien nun der Amtsrichter des Amtsgerichts zu N. in Begleitung eines Sekretärs, um in der üblichen Weise im Interesse der Verwandten Siegel anzulegen. Die Wittwe besaß jedoch ein eigenhändig geschriebenes Testament ihres verstorbenen Gatten welches sie vorlegte. Von der Versiegelung wurde daher Abstand genommen. Das Testament nahm der Amtsrichter behufs Uebermittelung desselben an das zuständige Landgericht in F. an sich und stellte darüber eine Empfangsbestätigung aus. Dieser Schein ist mit dem Siegel des Amtsgerichtes und mit den Unterschriften der betheiligten Personen versehen. Er enthält zudem die Mittheilung aus dem Inhalt des Testaments, daß darin die Wittwe zum Universalerben eingesetzt wird. Bemerkt sei noch, daß das Vermögen, soweit es nicht gemeinsamer Erwerb ist, von dem Verstorbenen kommt. Die Wittwe fühlte sich selbstredend des Besitzes völlig sicher, zumal von ihr die Steuern als von der Erbin des Vermögens erhoben und auch das Haus anstandslos auf ihren Namen in das Grundbuch eingetragen wurde. Das Testament war mit den zugehörigen Akten mittlerweile von dem Beamten des Landgerichts in F. an den Notar C. in N. zur Rückgabe an die Wittwe K. gesandt worden und zwar per Post mittelst eingeschriebenen Briefes. Hier langte denn auch die Sendung an, sie enthielt die Begleitakten — — das Testament aber fehlte. Was nun? Die Wittwe ist in der größten Aufregung. Der Verlust des Vermögens ist für sie die bitterste Armuth. Sie läuft von Pontius zu Pilatus, überall tiefes Bedauern und Achselzucken. Der Herr Amtsrichter wäscht seine Hände in Unschuld, er habe pflichtgemäß abgeliefert; auf dem Landgericht wäscht man die Hände in Unschuld, man habe ordnungsgemäß abgesandt, auf der Post wäscht man die Hände in Unschuld, sie besitzt den Empfangsschein von dem betreffenden Notar; dieser zuckt die Achseln: er habe kein Testament erhalten. Ein Verhör von der Oberstaatsanwaltschaft hat denn auch den oben geschilderten Thatbestand ergeben. Nun sollte man meinen, daß das Gericht, welches der Wittwe die Herausgabe des Testamentes abverlangt, eventuell sie sogar erzwingen würde, auch die Verantwortung

trage und demgemäß verpflichtet sei, entweder das Testament unversehrt wieder abzuliefern, oder doch, wenn dasselbe verloren geht, den Besitz der Erbin auf andere Weise zu sichern. Man sollte also abwarten, daß das Gericht in vorliegendem Falle selbst die Initiative ergreifen würde, um durch irgend einen rechtskräftigen Akt das verlorene Testament zu ersetzen, um so mehr, als der Inhalt desselben gar keinem Zweifel unterliegt. Statt dessen wird der Wittwe sowohl von ihrem Rechtsbeistand wie von den maßgebenden Personen der betheiligten Gerichte der Rath gegeben, sich an die Erbinteressenten zu wenden, damit diese sie freiwillig als Erbin anerkennen. In diesem Stadium befindet sich zur Zeit der Rechtsfall. Der Fall liegt aber so eigenartig, daß eine gerichtliche Entscheidung wahrscheinlich und auch zu wünschen ist.

— Ein neues Blumenthal-Kadelburg'sches Bühnenwerk kündigt das „Goldberger Stadtblatt" an, indem es schreibt:

Theater in Goldberg.
Zur Eröffnung:
Ein wenig gebrauchter Winterüberzieher
Von Blumenthal und Kadelburg.
steht billig zu verkaufen.
Wo? sagt die Expedition des Blattes.
Im weißen Rößl.

— Wie sich gekrönte Häupter beim Photographiren benehmen. Den Rekord im Photographirtwerden unter den Mitgliedern fürstlicher Familien hat zweifellos der Prinz von Wales erreicht. Die Zahl photographischer Aufnahmen des englischen Thronfolgers geht in die Tausende und Tausende, und es wird höchst ernsthaft behauptet, daß der Prinz sich jedesmal, wenn er eine neue Mode acceptirt hat, vor den Apparat des Photographen stellt. Nach ihm kommt Kaiser Wilhelm, der nicht weniger als 600 Aufnahmen in Uniform, zu Fuß und zu Pferd, besitzt; die Posen studirt der deutsche Kaiser, wie man sagt, vor dem Spiegel. Die Kaiserin-Wittwe Friedrich liebt es nicht, sich allein photographiren zu lassen; sie zieht Gruppenaufnahmen vor, welche sie mit großem Geschmacke künstlerisch zu arrangiren versteht. Kaiser Franz Josef gilt als ausgezeichnetes Modell; er wünscht und nimmt stets nur eine natürliche Haltung ein. Der Zar wird von dem Objektiv so nervös, daß es unmöglich ist, ein photographisches Bild des russischen Kaisers zu erhalten, das ihm ähnlich wäre; zu den Photographien des Zaren, die im Handel sind, saß nicht er, sondern der Herzog von York, dessen frappante Aehnlichkeit mit dem Zaren bekannt ist. Der Sultan verabscheut den photographischen Apparat. Das letzte Mal ließ er sich gelegentlich des Aufenthaltes des deutschen Kaisers in Konstantinopel photographiren, doch nur 20 Exemplare von der Platte abziehen. Die schöne jugendliche Königin der Niederlande, Wilhelmine, ließe sich gerne alle Tage photographiren. Ein ähnliche Neigung besitzt die Königin von Rumänien: ihre Photographien: Carmen Sylva malt, Carmen Sylva vor dem Schreibtisch usw. sind weltbekannt. Welche Photographien am häufigsten gekauft werden? Die Papst Leo's XIII., ca. 8000 Stück im Jahre.

— Boshaft. A.: „Der Kerl hat mich bei allen seinen Freunden als Gauner bezeichnet; ob ich mir das gefallen lassen muß?" — B.: „Ja, es kommt darauf an, ist der Mann glaubwürdig?"

— Empfehlung. Vegetarianern empfiehlt seine geräucherten Schinken, Zungen, Würste unter strengster Diskretion. Versandt in Obstkörben. Heinrich Hase, Selcher.

— Der Pantoffelheld. A.: „Dein Rauchzimmer hast Du Dir aber wirklich reizend eingerichtet!" — Hausherr (seufzend): „Ja, wenn ich nur auch darin rauchen dürfte!"

Denksprüche.

Bleibe nicht am Boden haften
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Goethe.

* * *

Vorwärts, mein Geist, den scharfen Pfad,
Nicht träg' umhergeschauet!
Dort oben winkt die Ruhestatt;
Wohlauf dir selbst vertrauet!

* * *

Sei still in Liebe, sei wie Thau,
Der still vom Himmel sinkt,
Und Morgens auf der grünen Au'
In tausend Kelchen blinkt.

Jul. Sturm.

* * *

Von dem ersten Schlag und Streich
Fällt ein großer Baum nicht gleich;
Was auf einmal nicht gelingt,
Zeit und Fleiß zu Wege bringt.

W. Müller.

* * *

Wer Förderliches nicht vermag zu sagen,
Thut klüger, schweigt er völlig.

Grillparzer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 280. Samstag, den 9. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Graf Paulo reichte ihm mit einem matten Lächeln die Hand dar. Du weißt nicht, mein Freund, wie groß dieses Opfer ist, welches Du von mir forderst!“ sagte er leise. „Ich soll Natalie verlassen, ich soll sie nicht mehr sehen, nicht mehr Trost schöpfen aus ihren Blicken, nicht mehr Hoffnung aus ihrem liebreizenden Lächeln! O mein Gott, Cecil, Du ahnst also nicht, was Natalie mir ist, Du weißt nicht, daß ich sie —

„Ich weiß“, unterbrach ihn Cecil feierlich, „ich weiß daß Du auf das heilige Buch geschworen, sie mit Deinem Leben zu behüten vor jeder Kränkung, ich weiß, daß Du geschworen, nicht eher zu rasten noch zu ruhen, als bis Du sie eingesetzt in ihre ererbten Rechte, und daß bis dahin sie Dir heilig sein soll, heilig wie eine Schwester, heilig wie eine Tochter, deren Ehre Du als Vater beschützen und vertheidigen willst gegen jeden Frevel, gegen jeden sündigen Gedanken sogar. Das hast Du geschworen, und ich weiß, daß Du Dein Wort heilig halten und Deinen Schwur nicht brechen willst!“

Graf Paulo senkte das Haupt auf seine Brust und seufzte tief.

„Ich werde sie also verlassen müssen!“ sagte er.

„Ihr eigenes Wohl erheischt es!“

„Aber wovon soll sie leben, während wir fort sind? Unser Geld geht zu Ende! Mein Gott, wir hatten so sicher auf diese Geldsendung von meinen Gütern gerechnet, und jetzt ist diese ausgeblieben!“

„Wir werden diesen kostbaren Brillantschmuck verkaufen, welchen Du Natalien zu ihrem siebenzehnten Geburtstage bestimmt hattest!“

„Ach,“ seufzte der Graf, „Du weißt für alle Hindernisse ein Auskunftsmittel! Ich werde also reisen müssen!“

„Und ich begleite Dich!“ sagte Cecil. „Ich werde, wenn es sein muß, mindestens für Dich sterben können.“

„Man wird uns alle Drei tödten!“ sagte der Graf. „Glaube mir, die Dolche, welche uns treffen sollen, sie werden schon geschärft! Glaube mir auch, Cecil, daß ich nicht zittere vor dem Sterben! Aber mir bangt für Natalien! Ach mir ist, als sehe ich ihre Mörder schon heranschleichen, sie packen mit ihren blutdürstigen Händen, und ich werde nicht da sein, um sie zu beschützen!“

Während Graf Paulo mit ahnungsvoller Seele also sprach, standen sie noch unten an der Mauer, diese beiden geheimnißvollen Männer, welche vorhin in so drohender Weise Natalie mit ihrem Freunde belauschten und beobachteten.

Der Eine hielt noch immer den Dolch in der Hand, und während sein Begleiter sich gelassen auf den Boden gelagert hatte, ging er unruhig neben ihm auf und ab.

„Du thatest Unrecht, mich zu hindern, Beppo!“ sagte er unwillig. „Es wäre das Beste gewesen, es mit einem Male abzumachen. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger kommen! Der einsame Garten ,die nächtliche Stille und Dunkelheit! Ach, mit einem Stoß wär's abgethan gewesen!“

„Nun, und wenn der Herr, welcher neben ihr saß, Dich nun gepackt hätte, ehe der Stoß geschah? Wie dann?“ fragte der Andere. „Du bist noch ein großer Stümper und Anfänger, Freund Giuseppo. Dir fehlt noch die Besonnenheit, der ruhige Blick, die sichere Hand! Du läßt Dich immer gleich hinreißen, das ist unkünstlerisch und sogar gefährlich! Wir waren heute nur auf Kundschaft ausgegangen, wir wollten die Signora heute nur sehen und beobachten, weißt Du, um vielleicht eine Gelegenheit zu belauern! Aber in diesem Garten sie zu überfallen, das wäre eine Dummheit gewesen, denn da hatten wir die Dienerschaft und die Hunde gegen uns, und es ist der erste Grundsatz unseres Gewerbes: bringe Andern Gefahr, aber niemals Dir selber!“

„Weshalb sind wir also überhaupt hergegangen?“ schrie Guiseppo heftig.

„Um sie zu sehen und kennen zu lernen, damit wir sie, wenn die rechte Stunde gekommen, wieder erkennen! Und die Stunde wird kommen, dafür stehe ich! Sagte uns die Signora nicht, diese Dame werde wahrscheinlich zum Feste des Grafen Bernis kommen?“

„Sie sagte es!“

„Nun, und just deshalb gingen wir ja her, um uns

diese Dame vorher einmal anzuschauen! Sie ist sehr schön, und ein recht respektables Geschäft, Guiseppo! Ich freue mich sehr auf dieses Fest beim französischen Gesandten. Es wird da allerhand Arbeit geben, denke ich!"

25.

Der diplomatische Zankfisch.

In dem Palaste des französischen Gesandten zu Rom, Grafen Bernis, herrschte heute ein ungewöhnliches Treiben. Vom Küchenjungen bis zum Haushofmeister war Alles in der lebhaftesten Bewegung, in der leidenschaftlichsten Thätigkeit. Denn der Graf hatte an diesem Morgen, während er seine Chokolade schlürfte, seinen Haushofmeister rufen lassen, und ganz seiner sonstigen Jovialität entgegen, hatte er mit sehr feierlichem Ernste zu ihm gesagt: „Signor Brunelli, ich lege heute ein sehr wichtiges, ein sehr folgereiches Geschäft in Ihre Hand, indem ich Sie beauftrage, dieses Fest, welches wir in drei Tagen dem Erzherzoge Ferdinand zu Ehren geben werden, so glänzend als möglich einzurichten. Nichts darf dabei fehlen, nichts darf daran gespart werden, der üppigste Reichthum, die geschmackvollste Ausschmückung, die verschwenderischste Pracht muß dabei vorwalten. Denn dieses Fest muß nicht allein in Rom, sondern in ganz Europa von sich reden machen, es muß das Gespräch aller Höfe, und vor allen Dingen die Verzweiflung aller hiesigen Hofhaltungen der Gesandtschaften werden! Es sind sehr wichtige diplomatische Gründe, welche mich dazu bestimmen. Ganz Europa soll es sehen, wie Frankreich dem Kaiserreiche Oesterreich huldigt, und in welchem glücklichen Einverständniß die beiden Höfe mit einander sind. Deshalb, Signor Brunelli, strengen Sie Ihren erfinderischen Kopf an, daß er diesmal das Ausgezeichnetste, das Vorzüglichste ersinne, denn es muß ein Fest sein, wie noch keines dagewesen! Das erwarte ich, das fordere ich von Ihnen, und wenn Sie meinen Forderungen genügen, wird es mir eine Freude sein, Ihren Eifer durch ein Geschenk von hundert Zechinen zu belohnen!"

So hatte der Graf in feierlichster Würde gesprochen, während er seine Chokolade schlürfte, und Signor Brunelli hatte mit einem feierlichen Eide sich anheischig gemacht, die Befehle seines Herrn pünktlich zu erfüllen und dem erstaunten Rom ein Fest zu bereiten, wie noch keines dagewesen in den Annalen der Weltgeschichte und Diplomatie."

Dann war Herr Brunelli stolzen Schrittes und flammenden Auges in sein Arbeitskabinet gegangen, und sich in demselben einschließend, hatte er mehrere Stunden lang sich ernsten Betrachtungen und tiefsinnigen Gedanken und Plänen überlassen. Aber Signor Brunelli war in der That ein sehr gewandter, erfinderischer Kopf, und der Gesandte hatte vollkommen Recht, seinem Haushofmeister zu vertrauen, und ihm die Anordnung dieses Festes zu übertragen.

Er hatte sich jetzt mit dem scharfen Blick eines Feldherrn seinen Schlachtplan entworfen und fühlte sich seines Sieges und seiner Triumphe ganz sicher und gewiß.

Er klingelte daher seinem Kammerdiener und befahl den Küchenmeister in das Kabinet des Haushofmeisters zu rufen. Dann legte er sich in nachlässiger Vornehmheit auf den Divan, und begann eine Tasse Kaffee zu schlürfen, ganz genau mit der vornehmen Haltung, wie er es von Sr. Excellenz gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Mordtmann.

(Fortsetzung.)

Diesmal waren wir glücklicher oder vielmehr, wie ich eigentlich sagen sollte, unglücklicher. Denn indem wir unter die Schwimmenden kamen, beachteten sie in ihrer Todesangst meinen Ruf nicht, sich nur am Rande festzuhalten, sondern sie versuchten, in das Boot hinein zu gelangen. Und da kam das, was ich gefürchtet hatte. Das Boot gerieth ins Schwanken und schlug ebenfalls um. Wir waren Alle verloren.

In solchen Augenblicken kann Jeder nur an sich selbst und wenn's hoch kommt, an den Menschen, der ihm der nächste ist, denken. Meine Gedanken richteten sich in dem Augenblick, da die Katastrophe eintrat, nicht auf meine Leute oder den Kapitän von der „Angeline" und seine Frau — die mußten Alle zusehen, wie sie fertig wurden —, sondern auf das einzige, ganz hilflose Wesen, das Kind von der „Juno". Das andere Kind hatte ja seine Eltern bei sich. Nicht aus irgend einer Hoffnung, daß ich mich und die Kleine etwa retten könnte, sondern um bis zum letzten Augenblick meine Pflicht zu thun, erfaßte ich, als wir Alle in's Wasser geschleudert wurden, das Kind, das bis dahin unter all den Schrecknissen ruhig und mit offenen Augen dagelegen hatte, und versuchte, mit einem Arm und den Füßen schwimmend, das gekenterte Boot zu erreichen. Es war keines der prächtigen modernen Rettungsboote, die sich immer wieder von selbst aufrichten, sondern es trieb kieloberst dahin. Ich erreichte es wirklich, konnte es aber, allein wie ich war, und nur auf einen Arm angewiesen, nicht wieder umdrehen ich mußte zufrieden sein, daß ich das Kind darauf legen und mich seiner als Stütze bedienen konnte.

Dies Kind ist unsere Edith.

Daß es bei den Wellen, die oft darüber hinwegströmten, am Leben blieb, ist ein Wunder Gottes; aller-

dings gelang es mir, das kleine Geschichen einigermaßen zu schützen, und es war wundersam und herzzerreißend anzuhören, wie es im Heulen des Sturmes und im Donner der Brandung nach seiner Mama rief.

Wir kamen mit dem Leben davon. Als eine letzte Welle uns mit dem schützenden Boote an den Strand warf, verlor ich das Bewußtsein und kam erst nach geraumer Zeit wieder zur Besinnung. Wehklagen und Trauer empfing mich bei meinem Erwachen; denn von der Bootsmannschaft war außer mir Niemand gerettet. Die ganze Nacht und den folgenden Tag hielten wir Wache am Strand und bargen die heranschwimmenden Leichen, sowie die Wrackstücke, Planken, Masten und was sonst von den halb zertrümmerten beiden Schiffen ans Land getrieben wurde. Auch das Packet, das man mir von der „Angeline" zugeworfen hatte, wurde geborgen, und meine ersten Worte, die ich bei seinem Anblick ausrief: „Ah, das gehört der kleinen Edith!" wurden auf das von mir gerettete Kind gedeutet; denn es war außer mir Niemand mehr am Leben, der gewußt hätte, daß die kleine Edith von der „Angeline" mit ertrunken und das nachmals auf unserem Friedhof bestattete Kind sei, während das gerettete Kind von der „Juno" war und mit jenem Packet keinen Zusammenhang hatte.

Wie ich dazu gekommen bin, damals zu schweigen und die Leute bei ihrem Irrthum zu lassen, kann ich nicht mit deutlichen Worten erschöpfend erklären, weil es ja wohl auch ziemlich unbestimmte Gefühle waren, die mich leiteten. Zum großen Theil war es Gleichgiltigkeit gegen die Sache; ich meinte, man könnte ja abwarten; aber das war es doch nicht allein. Wenn ich der unbestimmten Empfindung, über die ich mir damals selbst nicht klar geworden bin, auf den Grund gehe, so finde ich, sie wurzelte in dem Gedanken, ich wollte mit der Wahrheit herausrücken oder sie verschweigen, je nachdem es für das kleine Kind von größerem Vortheil sein würde.

Denn ich muß hier einfügen, daß ich zu dem Mädchen, das ich gerettet hatte, und das allein mit mir aus den furchtbaren Ereignissen des Charfreitages mit dem Leben davongekommen war, eine große Zuneigung gefaßt hatte. Und das kam daher, daß es seitdem mit merkwürdiger Zärtlichkeit an mir hing und zu Niemand anders hinwollte, als zu mir. Erst lange Zeit nachher hat es sich auch an meine gute Stina gewöhnt. Ich dachte wirklich mit Betrübniß an die Zeit, wo ich es wieder hergeben müßte.

So kam es denn, wie es gekommen ist. Das war der erste Schritt auf dem Wege der Lüge, der nun, wie ich mit Angst und Schrecken sehe, dahin geführt hat, daß Edith wirklich alle Rechte des damals ertrunkenen Mädchens angetreten hat und nahe daran ist, auch für sie zu erben. Gott verhüte, daß so großes Unrecht sich verwirkliche.

Als wir wieder etwas zur Ruhe gekommen waren, untersuchten wir das Packet, das mir der Kapitän der „Angeline" gegeben hatte und mir zitterten vor Schreck die Beine, als ich darin die gleißenden Edelsteine fand, die nach meinem Dafürhalten einen unermeßlichen Werth haben mußten. Wir waren wie geblendet und fortan stand es bei mir fest, daß meine Edith anstatt der wirklichen Edith einmal die herrlichen Juwelen tragen sollte. Mein Gewissen, das sich Anfangs gegen diese vom Teufel eingegebene Thorheit auflehnen wollte, beruhigte ich sehr rasch mit dem trügerischen Gedanken, daß dadurch ja Niemand zu Schaden käme. Denn die Einzige, die auf den Schmuck Anspruch erheben konnte, schlief neben ihren armen Eltern den letzten Schlaf auf dem Kirchhof von Wittenaes.

Aus den Dokumenten, die in dem Packet enthalten waren, konnten wir die Abkunft der ertrunkenen Edith kennen lernen; sie war eine Tochter des Kapitäns Frere und seiner Frau Selina, geborene Scudamore. Zu unserem Bedauern fanden wir unter den übrigen Aktenstücken auch ein Papier, worin erzählt war, daß der ganze Schmuck in dem prachtvollen Kästchen unecht wäre.

Nachdem wir das alles herausstudiert hatten, sprach ich mit unserem damaligen Pastor über die Sache, und er übernahm es, an den Großvater des kleinen Mädchens, Herrn Scudamore auf Thirlwall zu schreiben. Denn, wie es bei solchen Lügen geht, ich hatte mich in die Behauptung, das gerettete Kind wäre Edith Frere, bereits so tief verstrickt, daß ich ohne große Beschämung nicht mehr herauskonnte. Und nun half mir der alte Scudamore durch seine Antwort, die mein Gewissen noch mehr beschwichtigte, weiter. Er schrieb nämlich, daß er seine Enkelin nicht anerkenne und daß sie nur bleiben möge, wo sie sei. Diesem Brief lag eine Anweisung von 100 Pfund Sterling bei, die man den Leuten einhändigen möge, welche das kleine Mädchen bei sich behalten wollten. Er wünsche ihr alles Gute, hoffe aber im Uebrigen, nie mehr von ihr zu hören.

Ich dachte an das Grab auf unserm Friedhof, wo die arme, verstoßene Kleine schlummerte, und es überlief mich kalt, indem ich handgreiflich sah, wie der verruchte Wunsch des Alten so wörtlich in Erfüllung ging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Hund als Taschendieb. Ein biederer Hausbesitzer der Avenue Dumesnil befand sich, wie man aus Paris schreibt, kürzlich Nachts auf dem

Nachhausewege, als plötzlich eine gewaltige dänische Dogge ihm zwischen die Beine lief und ihn über den Haufen warf. In demselben Augenblicke traten ein Mann und eine Frau auf den Gestürzten zu und brachten ihn unter Aufwand größter Fürsorglichkeit wieder auf die Füße. „Sie haben sich hoffentlich nicht weh gethan?“ flötete die mitleidige Schöne, während ihr hilfreicher Begleiter den von Dankesworten überfließenden Rentier an seinem Körper betastete, um sich zu vergewissern, daß weder Rippe noch Arm gebrochen sei. Kaum hatte man sich auf's Freundschaftlichste getrennt, als der Hausbesitzer, der seinen Augen nicht zu trauen glaubte, vier reguläre Detektivs auf seine Erretter zueilen und sich ihrer bemächtigen sah. „Wollen Sie, bitte, einmal in Ihren Taschen Umschau halten, ob Ihnen etwas abhanden gekommen ist, wandte sich der Führer der Kolonne an Monsieur X . . ., der zu seiner Bestürzung thatsächlich zugeben mußte, daß seine goldene Uhr und Kette, Portemonnaie, Portefeuille und Taschenbuch verschwunden waren. „Trösten Sie sich,“ beruhigte ihn der Beamte, „bei Monsieur und Madame werden wir alle Ihre Sachen wiederfinden. Der Hund, der Ihr Mißgeschick verschuldete, ist von diesem sauberen Paar eigens auf diesen Trick dressirt.“ Bei der auf dem nächsten Polizeibureau vorgenommenen Visitation der originellen Taschendiebe stellte sich die Prophezeihung des erfahrenen Beamten als buchstäblich wahr heaus. Monsieur Pierre Renon und Madame Leonie Bastid werden für die nächste Zeit auf die Ausübung ihres Gewerbes verzichten müssen, ihr vierfüßiger Helfershelfer aber hat sich unsichtbar gemacht.

— Einladung zu einer Aufknüpfung. Der Sheriff von Watton in Arizona ist offenbar ein sehr liebenswürdiger Beamter. Vor einigen Tagen schickte er, wie ein amerikanisches Blatt („Arizona-Kicker“) mittheilt, an mehrere Damen aus seinem Bekanntenkreise folgende freundliche Einladung: „Verehrte Frau! Sie werden herzlich zu der in Holbrook stattfindenden Aufknüpfung des Mörders Georg Smiley, eines schön gebauten, jungen Mannes, eingeladen. Seine Seele wird sich am 8. Dezember 1899, um 2 Uhr Nachmittag (präzis) zum Himmel aufschwingen. Zur Anwendung gelangen bei dieser Gelegenheit die neuesten Verbesserungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Hinrichtung und es wird alles Mögliche gethan werden, damit das Schauspiel sich so anziehend wie möglich gestalte und die Aufknüpfung einen vollen Erfolg bedeute.“ Die Galanterie des Sheriffs kann kaum noch überboten werden.

Literarisches.

Gustav Trockenbrodt's Gedichte „Ascheberger Sprich“ sind soeben im Verlage der C. Krebs'schen Buchhandlung (E. Kriegenherdt) Preis broschirt 1 M., gebunden in Leinwand 1.50 M. erschienen. Wir haben die Ueberzeugung, daß diese jedes Aschaffenburger Herz erfreuen und auch denen, welche je das Aschaffenburger Pflaster getreten haben, viele Erinnerungen wach rufen werden. Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung bringen wir unseren Lesern als Probe das nachstehende Gedicht:

Uff de Mäbrück.

In de ärgste Mittagssunne
Lehnt dort an de Mäbrück' drunne
Faul 'n Kumbeer, hot 'n Kloube
Ganz schebb in sei' Maul geschoube,
Un die Fäust' tief in de Säckel
Wärmt er sich die Aagedeckel;
Un so schläft er in de Sunne
Uff de Brückebrüstung drunne.

Awwer jetz' kummt mit 'm Kloube
Noch e Kumbeer angeschoube,
Blotscht sich newwer'n Annern schö',
Kratzt sich, gähnt un schpuckt 'nein Mä.

Un er säigt: „Die häässe Luft!“
„Hm,“ saigt do de Anner druff.
„'s Bier vom Worschtbennel is heit' bitter.“
„Hm,“ saigt do de Anner widder.
Dann is 's e Weilche schtill,
Jeder nickt und denkt nit viel.
— — — — — — — — — — — — —
„Du, was raachste fer e Sort'?“
„Hm,“ säigt der do, sunst kä Wort. —
„Du, de Mä duht widder sinke,
Wolle mer nit 'n Schoppe trinke?“
„Hm,“ macht der sou ungefähr,
Säigt nit weniger und nit mehr.
Dann is 's widder e Weilche schtill,
Jeder nickt und denkt nit viel.
— — — — — — — — — — — — —
„Hot nit ebe de Damber geblose?“
„Hm,“ schnorcht de Anner durch die Nose.
„Hm,“ was der Hm immer säigt,
„Hm, ich glaab', des Schinnos schläft.“ —
Dann is 's widder e Weilche schtill,
Jeder nickt un denkt nit viel.
— — — — — — — — — — — — —
In de ärgste Mittagsunne
Lehne uff de Mäbrück' drunne
Faul zwä Kumbeer, hawwe 'n Kloube
Ganz schebb in ihr Maul geschoube
Un de Fäust' tief in de Säckel
Wärme se de Aagedeckel.
Hm säigt Aener, Hm de Anner,
Un so schnorche se minanner.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 281. Montag, den 11. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Signor Gianettino," sagte er zu dem eintretenden Küchenmeister, „ich beabsichtige, Sie heute mit einem sehr wichtigen und bedeutungsvollen Geschäfte zu beehren. Ich will übermorgen ein Fest geben, welches an Glanz und Pracht Alles übertreffen soll, was man bis jetzt gesehen. Sie wissen, die Haushofmeister der übrigen diplomatischen Hofhaltungen sind seit jeher meine Feinde und unversöhnlichen Neider gewesen, denn sie können es mir einmal nicht verzeihen, daß ich mehr Erfindungsgabe und mehr Geschmack habe, wie sie Alle! Wir müssen diese Haushofmeister zur Verzweiflung bringen, und sie sollen zähneknirschend gestehen müssen, daß ich in allen Dingen ihr Herr und Meister bin. Sie aber müssen mir zu diesem großen Werke behülflich sein, in Ihren Händen, Signor Gianettino, liegt ein Theil meiner Triumphe und meiner Lorbeeren! Denn was hilft es mir, wenn die Arrangements und die Dekorationen, wenn die ganze Ausstattung vortrefflich ist, aber in dem Einen, in dem höchsten und erhabensten Theile eines Festes, in den Speisen, ist ein Mangel fühlbar. Die Speisen, mein Herr, die wohlgeordnete Tafel, das ist der Kern und das Allerheiligste eines Festes, und wenn dabei auch nur der kleinste Fehler geschehen, so ist das Ganze profanirt und entweiht, und man muß es mit einem Trauerschleier bedecken. Beherzigen Sie meine Worte, Signor, lassen Sie uns eine Tafel haben, bedeckt mit Speisen, deren bloßer Geruch schon die Nase des ersten Feinschmeckers und Gourmands in ein entzückendes Staunen versetzt, und deren sinnige Anordnung das poetischste Gemüth mit Freude erfüllt! Das erwarte ich von Ihnen, und wenn es Ihnen gelingt, meinen Forderungen zu genügen, bin ich gern bereit, Ihnen dafür eine Extrabelohnung von fünfzig Flaschen unsers besten französischen Weines zuzusichern!"

Signor Gianettino dankte mit einem feinen und sinnigen Lächeln und begab sich ernsten und majestätischen Schrittes in sein Bourdoir, wo man ihn lange in tiefsinnigen Gedanken mit gerunzelter Stirn auf und ab wandeln sah. Dann trat er zu seinem Schreibtische und entwarf mit hastigen Zügen den Plan zu diesem großartigen Mahl, Anfangs langsam und bedächtig, dann immer feuriger und begeisterter, hingerissen von der Größe des Augenblicks, begeistert von der Wichtigkeit seiner Sendung und seines Berufes!

Dann legte er die Feder nieder und ließ sich, erschöpft von so viel Anstrengung, sanft in den Divan gleiten, indem er zugleich an der Klingel zog und seinem eintretenden Diener befahl, ihm sein Dejeuner zu bringen, und alsdann die sämmtlichen Herren Köche und Küchenjungen in sein Kabinet zu bescheiden.

Nun streckte er sich mit vornehmer Grazie, wie er es von dem Herrn Haushofmeister gesehen, auf dem Divan aus, und schlürfte in gedankenvollem Ernste dieses Gläschen Malvasier, das ihm der Diener nebst einigen Pasteten und seltenen Entremets aufgetischt hatte.

Und sie kamen, die Herren Köche und Küchenjungen, sie kamen in ihren weißen Jacken, mit ihren weißen Schürzen und den spitzen, weißen Mützen. Sie kamen in feierlichem Schweigen, ganz durchdrungen von der Bedeutsamkeit dieses Moments.

„Signori," sagte der Küchenmeister feierlich, „es ist ein schönes, ein erhabenes Geschäft, zu dem ich Sie heute hier versammelt habe. Es gilt, den Ruhm, welchen wir so vielfach über die andern diplomatischen Hofhaltungen erfochten, aufs Neue zu bekräftigen, und aufs Neue uns Lorbeeren zu erkämpfen in diesem heiligen Reiche unserer Kunst! Ich beabsichtige morgen ein glänzendes Festmahl zu veranstalten, und dazu bedarf ich Ihrer Hülfe und Ihres Beistandes, meine Herren! Denn was nützt einem Feldherrn der vortrefflichste Schlachtplan, wenn es seinen Truppen an Tapferkeit und Geschicklichkeit fehlt, des Feldherrn Pläne auszuführen! Meine Herren, ich zweifle nicht an ihrem Muth und Ihrer Tapferkeit! Sie werden mir das beweisen, Sie werden kämpfen um des Ruhmes willen, den wir bis dahin unangefochten bewahrt, um dieses Ruhmes willen, den die französische Küche seit Jahrhunderten sich erobert hat, und den sie treu bewahren muß bis an das Ende aller Dinge! Sie werden mir beistehen, meine Herren, in dem ruhmwürdigen Bestreben, Frankreich

auf's Neue zu verherrlichen, indem wir diesem kleinen österreichischen Prinzen und diesen Herren Diplomaten zeigen, was die französische Kochkunst für Wunderdinge und Entzückungen zu schaffen vermag. Der Plan ist entworfen, jetzt kommt es darauf an, ihn auszuführen, und wenn uns dieses große Werk gelingt, dann, meine Herren, seien Sie meiner ewigen Dankbarkeit gewiß, meiner Dankbarkeit, die ich Ihnen dadurch beweisen werde, daß ich alle Ueberreste unsers Diners Ihnen überlasse zu freier Verfügung und zu ungehindertem Verbrauch! Hier ist der Plan, eilen Sie an's Werk, ich habe für jede Abtheilung, die Speisen, die ich ihr anvertraue, bestimmt. Eilen Sie also! Ich aber werde heute ausnahmsweise selber auf den Markt gehen und einkaufen. An einem so bedeutungsreichen Tage muß auch der Hochgestellteste sich der Arbeit nicht entziehen und der treuen Erfüllung seiner Pflicht! Ich gehe also, und sechs der Herren Küchenjungen mögen mir mit ihren Körben nachfolgen."

So sprechend, setzte der Küchenmeister, Signor Gianettino, seinen Hut auf, und nahm seinen mit einem goldenen Knopf verzierten Rohrstock, um sich auf den Markt zu begeben. Sechs Küchenjungen, mit großen Körben bewaffnet, folgten ihm in demüthiger Entfernung.

Auf dem großen Gemüse- und Fischmarkt zu Rom war heute ein ungewöhnliches, ein außerordentliches Leben und Treiben. Da war ein Gewühl und Lärmen, ein Toben und Hin- und Wiederschreien, ein Jauchzen und Lachen, wie man es lange nicht gehört. Das machte, die ganze Diplomatie war seit einigen Tagen in Bewegung überall bereitete man Feste zu Ehren dieses hohen Gastes, dieses Erzherzogs Ferdinand, der nach Rom gekommen war, um die kostbaren Wunder und Schätze der heiligen Stadt in Augenschein zu nehmen, und der vor lauter Festen und Banketten, die man ihm veranstaltete, kaum Zeit und Muße finden konnte. Aber für die Kaufleute und Händler, für die Landleute aus der Nähe Roms war diese Anwesenheit des österreichischen Prinzen ein herrliches Ereigniß, denn diese Feste, sie brachten Geld unter das Volk, und die Händler und die ehrlichen Landleute durften ungescheut ihre Preise erhöhen, sie waren dennoch gewiß, ihre Waaren abzusetzen. In geschäftiger Eile sah man die Köche und Bedienten der Diplomaten hin- und wiedergehen, überall das Beste auswählend, überall kaufend und handelnd, und dingend und feilschend!

Aber an einer Stelle des Marktes war heute ein besonderes Leben, eine besondere Geschäftigkeit, und dahin begab sich jetzt Signor Gianettino. Er hatte unter den dort Versammelten den Koch des spanischen Gesandten, des Herzogs von Grimaldi, zu bemerken geglaubt, und da dieser Koch einer seiner erbittertsten Feinde und Gegner war, beschloß Signor Gianettino, ihn zu beobachten und wo möglich ihm einen Streich zu spielen. Er mischte sich daher vorsichtig in das Menschengewühl und gab seinen sechs Küchenjungen ein Zeichen, ferne zu bleiben und ihm jetzt nicht zu folgen.

Es war allerdings eine sehr wichtige Angelegenheit, welche den spanischen Koch, Don Bempo, eben beschäftigte, denn es betraf den Kauf eines Fisches, welchen ein Landmann zur Stadt gebracht, und der von so ungeheurer Größe und Schwere, wie man niemals seines Gleichen gesehen. Es war das merkwürdigste Exemplar, welches jemals diesen berühmten römischen Fischmarkt verherrlicht hatte, und die ältesten Leute schwuren, daß nie etwas Aehnliches gezeigt oder zum Kaufe ausgestellt worden. Aber der glückliche Fischer kannte ganz die hohe Schönheit seines Fisches, und in übermüthigem Stolze forderte er zwanzig Zechinen für denselben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Fortsetzung.)

Der Pastor hat dann noch zweimal an den hartherzigen, alten Herrn geschrieben aber niemals wieder eine Antwort bekommen. Das Ende war, daß ich zu Gericht ging und nach langem Hin- und Herschreiben in aller Form zum Vormund der kleinen Edith Frere und zum Verwalter ihres Vermögens bestellt wurde.

Das Vermögen war nicht ganz unansehnlich. Denn zu den 100 Lstrl., womit der alte Sünder sich gewissermaßen losgekauft hatte, kam noch die Versicherungssumme für die „Angeline" hinzu. Die Brigg gehörte nämlich dem Kapitän Frere, und so kam die Versicherungssumme seiner Tochter zu, wurde auch von der Assekuranz, deren Agent von Hamburg herüber kam, ohne Zögern ausgezahlt. Dies Kapital, dessen Zinsen uns und Edith zu Gute gekommen sind, so lange sie bei uns lebte, ist noch jetzt im Gewahrsam der königlichen Bank in Ringkjöbing.

Von demselben Versicherungs-Agenten hörten wir auch Näheres über den gescheiterten Schoner „Juno". Er war ein französisches Schiff, in Bayonne beheimathet, und der Kapitän hatte keinen Antheil daran. Dieser Kapitän war aus St. Jean-Pied-de-Port gebürtig und hieß Claude Violet. Sein Töchterchen ist das von mir gerettete Mädchen, das jetzt unter dem Namen Edith Frere im Hause ihres angeblichen Großvaters Scudamore zu Thirlwall in England verweilt.

Unter meinen Papieren befindet sich ein Brief des Großvaters der kleinen Marie. Er schrieb an mich,

als er von dem Untergange der „Juno“ mit der gesammten Bemannung unterrichtet worden war, und bat mich, die Gräber seiner Tochter, seines Schwiegersohnes und seiner kleinen Enkelin in gutem Zustande zu erhalten. Er legte einige Francs bei, um dafür Blumen zum Schmuck der Gräber am Allerseelentage zu kaufen. Ich habe ihm sein Geld zurückgeschickt und ihm dabei geschrieben, ich würde auch ohne das für eine würdige Instandhaltung des Grabes und für Blumenschmuck am Allerseelentage sorgen. Das habe ich denn auch ehrlich gethan; aber den Brief des braven Mannes habe ich später nicht mehr ansehen mögen, weil er mir stets Gewissensbisse erregte. Der gute, alte Herr schrieb mit so rührender Liebe von seinen verlorenen Angehörigen, daß es mir immer wie ein Verbrechen vorkam, ihm die Wahrheit zu verschweigen.

Aber nun geht es auch nicht länger; es brennt mir auf der Seele, daß dort in England eine Andere die Stelle der kleinen, todten Edith einnehmen soll, während da unten in Frankreich zwei alte Leute sich um ihre Enkelin grämen, die durch Betrug fern von ihnen gehalten wird, und die doch die letzten Tage ihrer Großeltern in ihrem vereinsamten Hause erheitern sollte.

Vielleicht sind sie gestorben —, aber wer weiß es? Vielleicht kann da noch etwas gut gemacht werden von dem, was ich in thörichter Verblendung gesündigt habe.

Zur Zeit des Schiffbruchs stand der Vater der ertrunkenen Frau Violet in seinem 45. Lebensjahre, so daß er wohl noch recht gut am Leben sein könnte; er hieß Jean Chardin und war Maire — was so viel ist wie Bürgermeister oder Schulze — in dem kleinen Orte Ostabat.

Das ist Alles die reine Wahrheit, so wahr mir Gott helfe!

Peter Lornsen.“

Edith oder vielmehr Marie brach in ein zorniges Lachen aus, als sie das Schriftstück, das alle ihre Zukunftshoffnungen vernichtete, gelesen hatte. Kein Gedanke der Dankbarkeit an den Todten, der ihretwegen sein Leben und seine Unbescholtenheit aufs Spiel gesetzt hatte, keine liebende Erinnerung an die verstorbenen Eltern, keine Sehnsucht nach den vereinsamten Großeltern —, nur heftiger Groll erfüllte ihre Seele, Groll über die thörichte Gewissenhaftigkeit der beiden Männer, die sie der Anwartschaft auf das glänzende Scudamoresche Erbe berauben und sie dafür in die langweilige Bauernstube eines Maire in einem kleinen, gottverlassenen Neste der Pyrenäen verbannen wollten. Dann hätte man sie nur gleich in Wittenacs lassen sollen! Sie sah sich im Geiste schon als Landmädchen im rothen Rock und mit plumpen Holzpantoffeln an den Füßen —, sie, die gestern noch den unschätzbaren Familienschmuck der Scudamores getragen hatte, sie, die an einem Fenster saß, von wo aus, so weit man blickte, Scudamoresches Besitzthum sich ausdehnte, sie, die nahe daran war, das Scudamoresche mit dem stolzen Familienwappen der Vanes zu verbinden!

Noch war eine Möglichkeit vorhanden, den ihr drohenden Schicksalsschlag abzuwenden, wenn es ihr gelang, Holmfeld zum Schweigen zu veranlassen. Außer ihm und ihr selbst wußte es noch niemand; nur Lundby mochte eine Ahnung haben, und dessen Schweigen zu erkaufen, gab es nur einen Weg. Edith riß und zerrte in ohnmächtigem Zorn an ihrem feinen Spitzentaschentuche, wenn sie daran dachte, daß dieser tölpelhaft ehrliche Holmfeld ihr alle Aussicht raubte, jemals Herrin von Corfe Castle zu werden und als Lady Vane mit den echten Juwelen zu prangen, die sie so lange in Nachbildungen besessen hatte.

Vor allen Dingen, das sah sie ein, galt es, Zeit zu gewinnen und die unvermeidliche Katastrophe zu verzögern, bis sie sich mit Lundby berathen hätte, dessen Schlauheit vielleicht noch einen Ausweg finden würde. So gern sie es vermieden hätte, unerbittlich drängte sich ihr die Nothwendigkeit auf, in dieser Angelegenheit keinen Schritt zu thun, ohne den Rath des Mannes, auf dessen Bundesgenossenschaft sie nun einmal angewiesen war, eingeholt zu haben. Es war bitter, daß sie sich damit vollständig in dessen Hände gab, aber das war unter allen Umständen unvermeidlich, und wenn sich nach Beseitigung der unmittelbar drohenden Gefahr ein Entrinnen aus der Gewalt Lundbys nicht mehr ermöglichen lassen würde, so mußte es eben hingenommen werden. Wer aus dem Fenster springt, um dem Tode in den Flammen zu entgehen, fragt zunächst nicht danach, ob er unten mit heilen Gliedern ankommen wird.

Das Ergebniß dieser stundenlangen Erwägungen war ein Billet an Lundby, worin sie ihn um eine kurze Unterredung bat, die von ganz außerordentlicher Wichtigkeit wäre. Ihre Zofe kam sofort mit der Antwort zurück, daß der Sekretär Fräulein Frere in einer Viertelstunde zur Verfügung stünde. Eine weitere Bestimmung des Ortes hielten beide für überflüssig, da sie es als selbverständlich betrachteten, daß sie sich wieder unauffällig im Garten treffen würden. Um das Ganze noch natürlicher erscheinen zu lassen, ging Edith sogleich hinunter, setzte sich mit einem Buche in den Stuhl am Springbrunnen, wo sie an schönen Tagen gewöhnlich zu sitzen pflegte, und wartete auf Lundby, im stillen zu allen Heiligen betend, daß es keiner der anderen Damen einfallen möge, sich zu ihr zu gesellen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Auch ein Concertbericht.

Im „Anzeiger für Kleinliederfeld und Umgegend" finden wir nachstehenden Concertbericht, den wir ob seines blühenden Stils und seiner bilderreichen Sprache unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Eine Schlacht ist geschlagen, eine Schlacht von weltbewegender Bedeutung; unter Führung ihres bewährten Generalissimus haben die — Buren meinen unsere Leser wohl, die mit regstem Interesse die Nachrichten unsres Spezialberichterstatters vom südafrikanischen Kriegsschauplatze verfolgen — nein, haben unsre wackeren Eulalianern wieder einen neuen Ruhmestag erlebt, einen neuen Sieg errungen. Für das Musikleben unsrer Stadt war das gestrige Concert im Saal des rothen Ochsen ein Markstein; wir bedauern nur, daß wir mit unsrer Kritik keinen Merkstein aere perennius dafür errichten können. Aber ein Dichterwort variirend möchten wir ausrufen:

„Wer unserer Kenner Beifall sich errungen,
Dem ist fürwahr ein großer Wurf gelungen."

Ja, an Beifall, an wohlverdientem, hat es nicht gefehlt Seitens der begeisterten in drangvoll fürchterlicher Enge gekeilten Zuhörerschaft, in der wir neben den höchsten Kreisen unsrer Stadt nicht nur sämmtliche ordentliche und außerordentliche Mitglieder des Vereins bemerkten, sondern sogar auch solche, die gar nicht Mitglieder des Vereins sind, ein Beweis, welche Anziehungskraft den Veranstaltungen der Eulalia innewohnt. Wie jener römische Kaiser sprach „nulla dies sine linea", so kann unser Concertverein „Gemischter Chor Eulalia" sagen: Kein Concert ohne neue Lorbeeren.

Künstlerisch war schon die Zusammenstellung des Programms — Druck mit Vignetten, Musen in sezessionistischer Gewandung, aus unsrer Offizin — eine gedrängte Geschichte der Musik von dem chorgewaltigen Händel bis zu seinen modernen Rivalen, dem Komponisten des Trompeters, Neßler. Einem Gebot der Höflichkeit folgend, wollen wir zuerst die auswärtigen Gäste der Eulalia besprechen, die dem Dirigenten Taktmeier den Sieg erringen halfen.

Frl. Tastenhuber saß am Flügel. Bis hierher bietet die Berichterstattung keine Schwierigkeiten; auch zu konstatieren, daß die Dame der verkörperte Frühling in ihrer duftigen Erscheinung in geschmackvoller, blaßmoosgrüner Concerttoilette war, fällt uns nicht schwer; dagegen fehlen unsrer Feder die Worte, ihr Spiel nach Gebühr zu würdigen. Worte wie virtuos, genial, sind viel zu abgegriffen, wir möchten ein neues Wort prägen, um die Kunst der Dame zu kennzeichnen: „rubinsteinesk". Gleicher Weise müßte die Klavierheroin dem deutschgemüthlichen Schubert, dem slavisch schwermüthigen Chopin, dem champagnerprickelnden Franzosen Saint Salus, dem leidenschaft-durchströmten Russen Tschaikowsky gerecht zu werden. Ja, wir sind überzeugt, die Künstlerin würde auch die Sprache der Eskimos und Samoaner, von Honolulu und Hindostan auf dem Klavier zur Geltung bringen. Perlende Läufe im Diskant, männlich kräftig hingehauene Bässe der Linken, mädchenhaft zart empfundene Melodie, das charakterisirt Frl. Tastenhuber als eine der Auserwählten in ihrem Fach.

Nicht minder großartig waren die Leistungen des Tenors Herrn Höcherpeter; eine männlich schöne, in allen Registern ebenmäßig gebildete Stimme, verbunden mit höchster Intelligenz des Vortrags, verschaffte uns sozusagen künstlerische Offenbarungen, wie es allein ein gottbegnadetes Genie vermag. Wir erinnern nur an die eine Stelle des Schubert'schen Wanderers, wo der Sänger, von der Schablone abweichend, statt „wo Du nicht bist, ist die Ruh'", betonte „wo Du nicht bist" und damit eine tiefgehende Wirkung erzielte. Diese eine Nuance kennzeichnet den selbstschaffenden Künstler, den denkenden Vortragsmeister und wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir in Höcherpeter einen zukünftigen Kammersänger und den nächsten Parsifal sehen.

Wenn wir von den Chören der Eulalia sagen, und wir dürfen's mit Recht, daß sie mit Ehren neben den Solisten bestanden, so ist dies Lobes genug. Wir wissen wirklich nicht, was mehr Bewunderung verdiente, die Zartheit des Vortrags in dem Baach'schen Chor „Abendstimmung", wo das dritte Echo im Sopran so zart und duftig war, daß es in den hintersten Reihen des Saales überhaupt nicht mehr zu hören war, oder ob wir der Realistik die Palme zuerkennen sollen, mit der in dem Massenchor „Der Thurmbau zu Babel" von Podbertsky die babylonische Verwirrung zum Ausdruck gebracht wurde. Nebenbei bemerkt ist dieser eminent schwierige, auf dem letzten Sängerfest in Singhausen preisgekrönte Chor ein Meisterwerk charakteristischster Tonmalerei. Man hört aus der Klavierbegleitung förmlich das Berühren des Mörtels und das Klopfen, Hacken der Steinmetze heraus. Und wenn im Durchführungssatz die Frauenstimme in D-dur zarte Triolen, die Männerstimmen aber in synkopirten schleppenden Vierteln in C-moll singen, so gibt dies eine Vertonung der Dichtung, die beinahe noch über Wagner und Richard Straus hinausgeht.

Einfach und überwältigend war der Schlußchor Halleluja! von Händel, der wohl in der Seele jedes Hörers ein stilles Halleluja miterklingen ließ.

Dem Gesangverein Eulalia rufen wir dankerfüllten Herzens ein begeistertes Vivat, crescat, floreat zu.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 282. Dienstag, den 12. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

Das war es, was Don Bempo tiefsinnig und verdrossen machte. Zwanzig Zechinen für einen einzigen Fisch, und der Haushofmeister des spanischen Gesandten hatte ihm doch die dringendste Sparsamkeit anempfohlen; aber er hatte es ihm freilich zur Pflicht gemacht, alles so glänzend wie möglich einzurichten zu diesem Feste, das der Herzog von Grimaldi übermorgen dem Erzherzog Ferdinand gab, ja er hatte ihm mit einem stilen Angstseufzer befohlen, wo möglich das morgende Fest des Grafen Bernis zu überflügeln, und noch seltenere, noch kostbarere Speisen aufzusetzen, als der französische Koch.

Das war es, was Don Bempo jetzt überlegte, und was ihn wankend machte in dem Vorsatz, diesen theuren Fisch nicht zu kaufen.

Es existirte nur dieser einzige Riesenfisch auf diesem Markte, und wenn er ihn kaufte, so konnte natürlich Signor Gianettino, sein Feind, ihn nicht besitzen, und der Triumph des Tages gebührte dann der spanischen Gesandtschaft und Don Bempo, hatte freilich den Sieg errungen. Das war freilich ein sehr lockendes Ziel, aber — zwanzig Zechinen blieb freilich auch immer ein enormer Preis und gar nicht verträglich mit der anempfohlenen Sparsamkeit!

Er durfte es keineswegs wagen, diesen Fisch zu kaufen, ohne vorher den Haushofmeister des Herzogs um Rath gefragt zu haben.

„Ihr wollt also diesen Fisch nicht für zwölf Zechinen lassen?" fragte Don Bepo, eben als Gianettino unbemerkt in seine Nähe gelangte. „Bedenkt, Mann, zwölf Zechinen, das ist ein ganzes Vermögen, das ist eine fürstliche Bezahlung!"

Der Fischer schüttelte verächtlich den Kopf. „Für zwölf Zechinen esse ich ihn selber," sagte er, „und lade meine Freunde, die guten Römer hier, zu Gaste! Geht nur, geht, erhabener spanischer Don, kauft Euch Gründlinge für Euer paar jammervolle Zechinen ein! Ein solcher Fisch ist Euch zu theuer, Ihr müßt Gründlinge kaufen, Ihr Herren Spanier, Gründlinge, aber keine römischen Riesenfische!"

„Bravo! Bravo!" lachte das Volk. „Gründlinge für die Herren Spanier mit dem leeren Säckel und dem hochnasigen Angesichte!"

Don Bempo erröthete vor Zorn und beleidigtem Stolz. „Ich werde ohne alle Frage diesen Fisch kaufen," sagte er, „denn nichts ist meinem Herrn zu theuer, wenn es gilt, die Ehre unserer Nation aufrecht zu erhalten. Aber Ihr werdet mir so viel Zeit gönnen, um heim zu gehen und mir von dem Herrn Haushofmeister neues Geld zu holen. Verwahrt mir also den Fisch so lange, ich kehre gleich zurück und bringe Euch die zwanzig Zechinen dafür!"

Und mit majestätischen Schritten machte sich Don Bempo Bahn durch die Menge, welche lachend bei Seite trat, und laut jubelte: „Gründlinge für die Herren Spanier! Vivat, Don Bempo, welcher zwanzig Zechinen für einen Fisch bezahlt!"

„Er wird gewiß nicht wiederkommen!" sagte der Fischer kopfschüttelnd, als Don Bempo sich entfernt hatte.

Er geht Gründlinge kaufen!" rief ein Anderer.

„Was gilt die Wette, er kommt und kauft den Fisch!" schrie ein Dritter.

„Er kauft ihn nicht!" brüllte ein Vierter drein. Die Spanier haben kein Geld! Es sind arme Teufel!"

„Wer wagt das zu behaupten!" kreischte ein Anderer und schnell entspann sich jetzt eine jener Streitigkeiten, wie sie bei dem leisesten Anstoß unter den leidenschaftlichen Südländern schnell entstehen. Das war ein Rasen und Schreien, ein Schimpfen und Wüthen! Wie blitzten die Augen, wie ballten sich die Fäuste, welche Drohungen erschallten da!

„Ruhig, Ihr lieben Freunde, ruhig, sage ich Euch!" rief jetzt der Fischer mit seiner Stentorstimme dazwischen. „Seht, da kommt ein neuer Käufer für meinen Fisch. Seid doch still, und laßt uns doch sehen, wieviel uns Frankreich zu bieten vermag!"

Und der Lärm verstummte ebenso schnell, wie er entstanden war, und Alles drängte näher heran, und Alles richtete fragende, neugierige, er=

wartungsvolle Blicke auf Signor Gianttino, welcher soeben stolz und gravitätisch, gefolgt von dem feierlichen Zuge seiner sechs korbbewaffneten Herren Küchenjungen, einherschritt.

Niemand hatte ihn vorher in dem Gewühle bemerkt, denn man war ganz Auge und Ohr gewesen für Don Bempo, und Jeder glaubte daher, daß Gianettino soeben erst den Markt betrete.

Auch gab sich der kluge Küchenmeister das Ansehen, als ob sein Weg ihn nur ganz zufällig hier vorüberführe, und er gar nicht die Absicht habe, hier etwas zu kaufen.

Plötzlich aber blieb er, wie von Staunen ergriffen, vor dem großen Fische stehen, und schien ihn mit Verwunderung und Entzücken zu betrachten.

„Was für ein seltenes und wunderherrliches Thier ist dieses!" rief er endlich ganz begeistert. „Wahrlich, ich mußte nach Rom kommen, um solch ein Wunder zu schauen!"

„Der versteht es!" jubelte das Volk, „der hat Ehrfurcht vor den römischen Fischen!"

„Das ist kein Knauser und Knicker!"

Der wird es nicht wagen, zwölf Zechinen für ein solches Mirakel zu bieten!"

„Zwölf Zechinen!" rief Gianettino, die Hände faltend, wie könnt Ihr mich für so erbärmlich halten, solches Lumpengeld für einen so edlen Fisch zu bieten! Nein wahrlich, es würde eine sehr freche Stirn dazu gehören, für dieses köstliche Thier so wenig Geld zu bieten!"

„Hört ihn! hört!" schrie das Volk. „Das ist ein Gelehrter! Der versteht sich auf Seltenheiten!"

„Vivat! Es lebe der französische Koch!"

Gianettina verneigte sich auf das Anmuthigste und fragte dann laut und vernehmlich nach dem Preise des Fisches.

Der Fischer stand da mit gerunzelter Stirn und schwermüthigen Blicken. Ich fürchte, es wird wenig nützen, Euch den Preis anzugeben," sagte er, „der Fisch ist so gut als verkauft!"

„Nennt immerhin den Preis!"

„Zwanzig Zechinen!" rief Gianettino mit dem Ausdruck des lebhaftesten Erstaunens. „Ihr scherzet, Freund! Wie wäre es möglich, solch ein Thier für zwanzig Zechinen hinzugeben?"

„Hört ihn! hört!" brüllte die Menge. „Der findet das zu wenig!"

„Das ist ein echter Edelmann!"

„Der will nicht Gründlinge kaufen, wie die Spanier!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Nordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Einmal war die Gefahr, daß es so kommen würde, sehr groß, denn Fanny kam vom Hause her, ebenfalls mit einem Buch in der Hand; aber glücklicherweise war die junge Dame, die trotz mancherlei Verschiedenheit des Charakters und der Bildung nicht ungern in Ediths Gesellschaft war, heute nicht dazu aufgelegt. Sie wünschte, mit sich allein zu sein und die Stelle im Walde aufzusuchen, wo sie Mowbray zum ersten Male gesehen hatte. Sie war dem wackeren Seemanne, der zwar ein Engländer war, aber vom Engländer nur die guten Eigenschaften zu haben schien, von ganzem Herzen zugethan und über seine plötzliche Abreise so betrübt, daß sie sich dessen beinahe schämte. Sie ging an Edith heran und fragte:

„Du hast wohl nicht Lust, mit mir zu gehen? Du siehst so träge aus"

„Das bin ich auch. Wie kann man nur so herumlaufen? Bleibe lieber bei mir — aber ich sage Dir gleich, ich bin heute sehr langweilig."

„Dann ziehe ich es vor, mich in meiner eigenen Gesellschaft besser zu unterhalten."

Und ihrer Cousine lächelnd eine Kußhand zuwerfend, ging sie weiter. Jedes der beiden Mädchen war froh, daß es die Andere losgeworden war.

Kaum war Fanny hinter den Bäumen verschwunden, als Lundby vom Hause her langsam und scheinbar absichtslos heranschlenderte. Indem er an Edith vorbeikam, zog er höflich den Hut und blieb erst stehen, als sie ihn anrief:

„Herr Lundby, ich möchte Sie etwas fragen!"

Sie zeigte ihm in dem Buche eine Stelle, und er nahm es zur Hand, um aufmerksam hineinzusehen. Wer beide vom Herrenhause beobachtet und von dem, was sie sprachen, nichts gehört hätte, würde geglaubt haben, daß Edith den Sekretär über eine schwierige Sache um Rath gefragt hätte. Er zog sich einen Stuhl heran, setzte sich neben sie und nahm die Haltung eines Untergebenen an, der in aller Ehrerbietung einer Höherstehenden etwas erläutert. In Wahrheit aber berührte ihr Gespräch mit keiner Silbe das Buch.

„Es muß etwas sehr Wichtiges sein, was Miß Frere veranlaßt, meinen sehnlichsten Wünschen entgegenzukommen, für die sonst wenig Verständniß bei ihr vorhanden ist," begann Lundby die Unterredung.

„Etwas Wichtiges und Unangenehmes, wobei es mir mehr um ihren Rath als um Ihre feindseligen Bemerkungen zu thun ist," erwiderte Edith in übler Laune.

„Ich höre und gehorche," sagte Lundby. „Also was ist es?"

„Es handelt sich bei dem, was ich Ihnen zu sagen habe, um meine ganze Zukunft und, insofern Sie daran betheiligt sind, auch um die Ihrige."

„Sie wissen, wie sehr ich daran betheiligt bin."

„Nun denn, um ein armes Mädchen würden Sie sich doch niemals bewerben, nicht wahr? Sie müssen also mit Ihren Aufmerksamkeiten gegen mich aufhören, nun, da ich in Gefahr bin, ein solches zu werden."

„Ah — ist die Sache so schlimm? Hat dieser Herr Holmfeld Ihnen so böse Nachrichten gebracht?"

„Ich fürchte, daß sie auf meinen Großvater einen sehr üblen Eindruck machen werden."

„Und diese Nachrichten?"

Edith wurde ungeduldig. „Kommen Sie, Lundby, Sie errathen Sie ja doch! Was war es denn, womit Sie mir immer gedroht haben? Ist es nicht dasselbe?"

„Wie kann ich das wissen? Wenn Sie meinen Rath wünschen, so müssen Sie sich schon entschließen, etwas deutlicher zu werden. Es nützt nichts, wenn Sie mir in einer schwierigen Sache etwas verheimlichen."

„Um es kurz zu sagen: Holmfeld will Herrn Scudamore mittheilen, daß ich gar nicht seine Enkelin bin, sondern eine gewisse Marie Violet, die Tochter eines französischen Kapitäns, dessen Schiff in der gleichen Nacht an derselben Stelle gestrandet ist wie die „Angeline"."

„Ich dachte es mir. Sie haben Recht — es ist dasselbe, was ich immer, so lange ich die Geschichte kenne, vermuthet habe."

„Und glauben Sie es?"

„Darauf kommt wohl nicht viel an. Die Frage ist nicht, ob ich es glaube, und auch nicht, ob Sie es glauben, sondern ob die Sache für Andere glaubwürdig ist. Und das hängt einzig und allein davon ab, ob die Beweise für das, was Holmfeld vorbringen will, so beschaffen sind, daß sie nicht angefochten werden können."

„Das weiß ich nicht."

„Um so schlimmer. Stehen die Beweise auf schwachen Füßen, so würde es das Rathsamste sein, den Kampf muthig aufzunehmen. Aber dies Verfahren würde der Gipfel der Thorheit sein, wenn die Beweise überzeugend sind."

„Sie kennen ja die Sache, Herr Lundby, müssen also wissen, wie es mit den Beweisen steht."

„Verzeihen Sie, Miß Frere, wenn ich es ablehne, in dieser Weise weiter zu verhandeln. Wir verstehen uns immer falsch und können daher nie zu einem Ergebniß gelangen. Sie verweigern mir Ihr Vertrauen, und ich soll Ihnen doch rathen. Das geht nicht. Wenn Sie einen Arzt hätten, so müßten Sie doch auch ohne Scheu und Rückhalt reden."

„Sie kennen ja die Sache!" wiederholte Edith.

„Ich weiß nur, daß Zweifel darüber bestehen, ob Sie wirklich Edith Frere und nicht Marie Violet sind. Aber das weiß ich nicht, welche Beweise zur stärkeren Begründung dieser Zweifel sich in den Händen des Herrn Holmfeld finden. Und darauf allein kommt es an."

Lundby erkannte, daß er vollkommen Herr der Situation geworden sei, und er war nicht der Mann, die für ihn günstige Lage ungenutzt zu lassen. So sehr Edith ihn fesselte, und so sehr er sie zu besitzen wünschte, so weit war er davon entfernt, ihr Sklave sein zu wollen. Edith mußte sich fügen, und jeder Ausweg, der ihr ein Entschlüpfen aus seiner Macht ermöglicht hätte, mußte ihr abgeschnitten werden. Sie sah ein, daß sie auf alle Träume einer glänzenden Zukunft verzichten müßte, wenn sie Lundby in dieser Zukunft keine Rolle anwiese. Sie mußte entweder auf die Reichthümer Scudamores verzichten, oder die Reichthümer mit Lundby theilen. Wenn überhaupt noch geholfen werden konnte, war das die einzige Wahl, die ihr freistand. Für ein Mädchen von Ediths Charakter konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein.

„Holmfelds Kenntniß beruht auf den eigenen Aussagen meines Pflegevaters Lornsen," sagte sie.

„Das ist nichts," erklärte Lundby. „Lornsen ist todt."

„Aber Holmfeld hat eine von Lornsen unterschriebene Erklärung, worin die Wahrheit aller Angaben bestätigt wird."

„Welche Angaben? Bitte, erzählen Sie mir Alles."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eleonore Duse hinter den Kulissen. Einen Schauspieler hinter den Koulissen zu beobachten, hat nicht nur einen eigenen Reiz, sondern läßt uns auch einen Maßstab gewinnen, für den größeren oder geringeren Ernst, mit dem ein Künstler seine Aufgabe erfaßt. Es gibt Mimen, die noch eine Sekunde vor ihrem Auftreten über Tagesfragen plaudern, Schnurren erzählen, lachen, selbst tanzen oder springen, und im Augenblick, da ihnen das Licht der Rampe in die Augen scheint, mit Blitzesschnelle das Gesicht in tragische Falten legen; dann wieder andere, die während des ganzen Abends nur in ihrer Rolle leben, mit Niemanden verkehren und nur darauf bedacht sind, die größtmögliche Wirkung zu erzielen. Zu dieser letzten Gattung — so schreibt man der „N. Fr. Pr." — zählt Eleonore Duse. Um 5 Uhr schon kommt sie in die Garderobe, schminkt und kleidet sich um, studiert ihre Rolle und betritt zehn Minuten vor sieben Uhr

die Bühne. Bis zum Beginn der Vorstellung mustert sie das Arrangement der Bühne. Sie ändert an allen Ecken und Enden. Die Blumen auf dem Tische ordnet sie geschmackvoller als der Regisseur es gethan, die zehn oder fünfzehn Polster, die auf den verschiedenen Divans herumliegen, vertauscht sie, um bessere Farbenwirkungen zu erzielen und die Toiletten der Damen zu heben; die auf diesen Divans sitzen werden; Stühle rückt sie mehr nach vorne oder nach rückwärts, und schließlich wirft sie einen musternden Blick auf ihre Mitspielenden und gibt da und dort noch einen Wink. Der Vorhang rauscht in die Höhe, und sie ist sofort in der Stimmung ..... Der Akt ist zu Ende, sie wird gerufen und ist so erschöpft, daß sie sich an der Lehne eines Sophas festhalten muß, um sich verneigen zu können. Sie geht nicht, sie wankt in die Garderobe, um sich für den nächsten Akt umzukleiden. Da sie noch immer, oder richtiger, da sie immer krank ist und stark hustet, nimmt sie während des Zwischenaktes Emser Wasser und zwei oder drei Bonbons. Das erste Signal zum Wiederbeginn wird gegeben, und nun kommt sie auf die Szene und probirt mit dem einen oder dem anderen schwächeren Schauspieler eine Scene, die ihr bei der Vormittagsprobe noch nicht vollendet oder abgerundet genug gespielt schien. Sie probiert nicht bloß einmal, auch zwei- und dreimal mit einem Ernst, daß sie fast zusammensinkt, und erst, wenn sie zufrieden, gibt sie das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs. Während das Publikum die Ursache des langen Zwischenaktes in einem „länglichen" Toilettenwechsel sucht, ist die Künstlerin längst auf der Bühne und hält Scenenprobe. Dabei ist die Duse neidlos, sucht jeden Mitspielenden zu einer Wirkung zu verhelfen und sieht den vollen Erfolg nicht in ihrer Einzelleistung, sondern im Ensemble. Während beispielsweise Sarah Bernhardt stets darauf bedacht ist, daß sie im Vordergrunde stehe und ihre Figur von keinem Partner verdeckt werde, tritt die Duse gar oft zurück, um der Kollegin oder dem Kollegen die bessere Position zu lassen. Um in Stimmung bleiben zu können, verlangt sie Todtenstille hinter der Scene. Vom Theatermeister an bis zum letzten Arbeiter schleicht Alles auf den Zehen, kein lautes Wort wird gesprochen, und gibt es eine Verwandlung, so wird sie mit größter Akkuratesse aber lautlos durchgeführt. Es sei noch hervorgehoben, daß sich die Duse mit fabelhafter Schnelligkeit umkleidet. Während beispielsweise Sarah Bernhardt oft 30 Minuten zu einem einzigen „Umzug" braucht, ist die Duse in 10 Minuten fix und fertig. Selbstverständlich helfen ihr dabei zwei, auch drei Ankleiderinnen und Friseuse, doch während diese das Kopfhaar in Ordnung bringt, schminkt sich die Duse bereits. Wiewohl sie wenig Farben nimmt, ist sie doch eine Meisterin im Schminken. Mit ganz wenigen Strichen hat sie (im „Raimund-Theater") in der Pause vom dritten zum vierten Akt des Dramas: „Die zweite Frau" ihrem Gesichte einen solch' hyppokratischen Zug gegeben, daß das Publikum bei ihrem Erscheinen so ergriffen und erschüttert war, daß einzelne hervorragende Persönlichkeiten beim Regisseur nachfragen ließen, ob der Künstlerin während des Zwischenaktes ein Unfall zugestoßen sei. Nach Schluß der Vorstellung fühlt sich die Duse so erschöpft, daß sie nur eine Tasse Thee nehmen kann und dann sofort das Bett aufsuchen muß, das sie bis zum Mittag, oft sogar bis zum Abend des folgenden Tages nicht verläßt. Ihre Nerven sind nach jeder Rolle so erregt, daß sie mindestens zwei Tage brauchen, um wieder zur Ruhe zu kommen.

— Emporkömmling (recht protzig und ungebildet): „... Wissen Sie, ich bin ein sogenannter Self-made-man!" — Tischnachbar: „O, das freut mich — da können Sie wenigstens Niemand einen Vorwurf machen!"

— Trost. „... Geld habe ich nicht, Fräulein Irma — mein Verstand ist mein Vermögen!" — „Trösten Sie sich — Armuth schändet nicht!"

Gedenket der hungernden Vöglein!

Der Winter ist da, der böswillige Gast,
Vom Schnee glitzern silbern die Wälder,
Die Bäume, sie beugen sich unter der Last,
Die Winde durchtosen die Felder:
Gedenket der hungernden Vöglein!

Die kleinen befiederten Sänger jetzt fleh'n
In stummem Gebet um Erbarmen,
Kein Krümchen Brod auf der Straße sie seh'n,
Der Hungertod winket den Armen:
Gedenket der hungernden Vöglein!

Die Teiche und Bäche erstarrt sind vom Frost,
Die Jugend auf's Eis geht vermessen,
Zu Hause sitzt hinter dem Ofen getrost
Der Mensch, der der Worte vergessen:
Gedenket der hungernden Vöglein!

Wenn euch auch nicht hungert, wenn ihr auch nicht klagt,
Nicht hofft von den Vöglein das Gleiche,
Erbarmt euch ihrer, die ihr zu denken nicht wagt,
Daß ähnliches Loos euch erreiche:
Gedenket der hungernden Vöglein!

Im Frühling, wenn grünt und blüht die Natur,
Die Lieder der Sänger erschallen,
Helltönende Stimmen durchdringen die Flur,
Aus Dank zujauchzen sie Allen:
Ihr habt euch erbarmt der Vöglein!

Aschaffenburg, Dezember 1899. K. G.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 283. Mittwoch, den 13. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

„Im Ernste, Freund, sage mir den Preis des Fisches!" rief Gianettino.

„Ich habe zwanzig Zechinen dafür gefordert," sagte der Fischer traurig, und er ist dafür verkauft!"

„Unmöglich! Sonst läge er nicht hier!" rief Gianettino. „Oder wie, hat man ihn Euch schon bezahlt und holt jetzt einen Wagen, um den Riesen fortzuschaffen?"

„Man hat ihn mir nicht bezahlt!"

„So gab man Euch ein bedeutendes Handgeld?"

„Auch das nicht! Man gab mir nichts darauf!"

„Und Ihr könnt behaupten, diesen Fisch verkauft zu haben," rief Gianettino, und noch dazu für das Spottgeld von zwanzig Zechinen! Ach, Ihr seid ein Schäker, guter Mann, Ihr wollt mich nur noch lüsterner machen nach diesem seltenen Thier, und deshalb sagt Ihr, daß er schon verkauft sei! Wie kann aber ein Fisch, der noch zum Verkauf ausliegt, und für den Niemand Euch ein preiswürdiges Gebot gemacht hat, schon verkauft sein?"

Und mit gravitätischen Schritten dicht an den Riesenfisch herantretend, legte Herr Gianettino die Hand auf des Fisches Kopf und sagte feierlich: „Der Fisch ist mein! Ich kaufe ihn! Ihr fordert zwanzig Zechinen! Ich gebe Euch aber, was Euch gebührt, und was dieses Thier werth ist! Ich bezahle ihn mit sechsunddreißig Zechinen."

Die Menge, die während dieser letzten Verhandlungen in athemlosem, neugierigem Schweigen dagestanden, brach jetzt in ein lautes Jubelgeschrei aus.

„Das ist ein ächter Edelmann!"

„Das ist kein knickeriger Spanier! Das ist ein französischer Kavalier!"

„Der will keine Gründlinge kaufen, der will Fische haben, ächte römische Fische!"

„Meine Herren!" sagte Gianettino, mit edler Bescheidenheit die Augen niederschlagend, „ich verstehe nicht Ihre Lobpreisungen, und mir scheint, ich handle nur wie ein Ehrenmann, und wie Jeder von Ihnen es thun würde! Dieser bescheidene Mann taxirt seine Waare zu gering, ich gebe ihm, was sie werth ist! Das ist Alles! Wenn ich anders handelte, würde ich nicht lange im Dienste des erhabenen und großmüthigen Grafen Bernis sein können! Großmuth und Gerechtigkeit, das ist sein erster Befehl!"

„Evviva der französische Gesandte!"

„Preis und Ehre dem Grafen Bernis!"

Und während das Volk so jauchzte und schrie, zählte Gianettino aus seinem schweren gefüllten Geldsacke die sechsunddreißig Zechinen auf das Zahlbrett des Fischers hin! Dann winkte er seinen sechs dienstthuenden Küchenjungen und befahl ihnen, je zwei und zwei mit ihren Körben sich aufzustellen, und in denselben den Riesenfisch von dannen zu tragen.

Das war freilich ein schwieriges Werk, dieses ungeheuere Thier auf die Körbe hinüber zu legen, aber die geschäftigen Römer legten gefällig Hand an, und als es gelungen, und als der Fisch auf den Körben gebettet war, und die sechs Küchenjungen seufzend unter der gewichtigen Last sich beugten, da stellte sich Signor Gianettino mit ernster Gravität an die Spitze des Zuges und rief stolz und laut: „Vorwärts! In die Küche Sr. Exzellenz des französischen Gesandten!"

In diesem Augenblick sah man einen Mann sich Bahn machen durch die Menge; rechts und links mit den Ellenbogen stoßend, drang er unaufhaltsam vor, und eben als Signor Gianettino seiner Truppe den Abmarsch befahl, gelangte der Mann, welcher Niemand anders war, als Don Pempo, durch die Menge hindurch zu dem Fischer.

„Hier bringe ich Euch die zwanzig Zechinen!" rief er stolz. „Man wird jetzt nicht mehr sagen, daß die Spanier Gründlinge kaufen! Da, der Fisch ist mein! Da sind die zwanzig Zechinen!"

Und mit übermüthigem Stolz schleuderte Don Pempo das Geld auf das Zahlbrett hin.

Eben so stolz schob es der Fischer zurück. „Der Fisch ist verkauft!" sagte er.

„Vorwärts, marsch!" wiederholte Signor Gianet-

nun jetzt sein Kommandoruf. „Vorwärts, in die Küche Sr. Exzellenz des Herrn Grafen Bernis!“

Und der Zug begann mit feierlicher Würde sich in Bewegung zu setzen.

Don Bempo stürzte sich mit einem Wuthgeschrei auf den Fisch hin.

„Dieser Fisch ist mein!“ schrie er wild. „Ich war der Erste, welcher darauf geboten hat, ich habe zwanzig Zechinen darauf geboten, und bin nur fortgegangen, um sie zu holen!“

„Und ich,“ rief Signor Gianettino, „ich habe für diesen Fisch sechsunddreißig Zechinen geboten, und sie sogleich bezahlt, denn ich habe immer Geld bei mir, ich!“

„Es ist Signor Gianettino, der Koch des französischen Gesandten, und ich bin ruinirt!“ ächzte Don Bempo zurücktaumelnd.

„Ja, es ist der Koch Sr. Exzellenz,“ rief die Menge.

„Und der Herr Graf ist ein Ehrenmann!“

„Der ist kein spanischer Knicker!“

„Der schachert nicht um einen Riesenfisch! Mehr zahlt er, als man fordert!“

„Ich hoffe,“ sagte Signor Gianettino zu Don Bempo, welcher noch immer krampfhaft den Fisch gepackt hielt, „ich hoffe, Ihr laßt jetzt meinen Fisch los, und laßt mich ungehindert ziehen! Es ist nicht nobel, sich an dem Eigenthum eines andern zu vergreifen, Don Bempo, und dieser Fisch ist mein Eigenthum!“

„Aber es ist gegen alles Völkerrecht!“ schrie Don Bempo wüthend. „Ihr vergeßt, Signor, daß Ihr meinen Herrn, daß Ihr Spanien beschimpft, indem Ihr mir mit roher Gewalt entzieht, was ich im Namen Spaniens gekauft habe!“

„Frankreich wird niemals hinter Spanien zurückstehen!“ sagte Gianettino stolz. „Und wo Spanien zwanzig Zechinen bietet, da bezahlt Frankreich sechsunddreißig Zechinen! Vorwärts, meine Jungen! In die Küche der französischen Gesandtschaft!“

Und Don Bempo unsanft zurückdrängend, winkte Gianettino seinen Herren Küchenjungen, und schritt mit ihnen gravitätisch durch die Menge, welche bereitwillig ihnen Bahn machte, und ihn überall mit lautem Jubelruf empfing und begleitete.

Es war ein glänzender Triumph, welchen Frankreich heute in dem Küchenmeister des französischen Botschafters feierte; es war eine schmachvolle Niederlage, welche Spanien heute in dem Küchenmeister des spanischen Botschafters erduldete.

Stolz und selig schritt Signor Gianettino durch die Straßen, hinter sich den erbeuteten Riesenfisch und das Jubelgeschrei des römischen Volkes.

Demüthig, gesenkten Hauptes, Wuth im Herzen, schlich Don Bempo nach dem spanischen Gesandtschaftshotel, und lange noch vernahm er hinter sich das Pfeifen und Schreien, das Hohnlachen und Heulen des römischen Volkes.

26.

Fisch oder Feind!

Graf Bernis war in seinem Bourdoir. Vor ihm lagen die Listen derjenigen Personen, welche er zu seinem morgenden Feste hatte laden lassen, und er ersah aus denjenigen mit stolzer Genugthuung, daß keiner der Eingeladenen ihm mit einem Nein hatte antworten lassen, sondern daß Alle zugesagt hatten.

„Ich werde also eine sehr glänzende und stattliche Gesellschaft um diesen österreichischen Erzherzog versammeln,“sagte er wohlgefällig zu sich selber. „Die höchste Elite des Adels, sämmtliche Kardinäle und Gesandten werden auf meinem Feste erscheinen und Oesterreich wird erkennen müssen, daß Frankreich mit allen europäischen Mächten in dem besten Einverständniß ist, und daß Frankreich überall nicht schlechter angesehen wird, wenn auch die Marquise Pompadour der eigentliche König von Frankreich ist.“

Es klopfte leise an seine Thür!

Es war Brunelli, der Haushofmeister des Grafen, und er kam mit freudestrahlendem Gesicht und stolzer Miene, und stattete seinem Herrn Bericht ab über seine Pläne und Vorbereitungen zum morgigen Feste.

„Und Abends wird der Park von vielen tausend Lampen erhellt sein, daß es heller strahlen soll, als wenn die Sonne schiene, und daß man wie in einem Lichtmeer dahinwandelt,“ schloß er seine Rede.

Der Gesandte lächelte und sagte: „Einige Gänge und Alleen verschont mit Eurem Lichtmeer, und laßt sie hübsch dunkel und lauschig. Ein wenig Dunkelheit gehört zuweilen auch zum Glück und zur Freude! Aber wie ist es mit dem Küchenzettel? Was wird uns Signor Gianettino bringen? Ich hoffe auf das Auserlesenste, denn Ihr wißt, die Herren Diplomaten lieben eine gute Tafel, und mein Freund, der Herzog von Grimaldi, schätzt unsere Tafel besonders hoch!“

„Ach, der spanische Gesandte, Exzellenz!“ rief Brunelli verächtlich. „Der spanische Gesandte versteht nichts von der Kochkunst, sonst würde er unmöglich mit seinem Koch zufrieden sein! Das ist ein Knicker, ein Schächer, von dem ganz Rom heute spricht, und ihn sammt seinem Herrn verlacht, während es Euch in die Wolken erhebt und Euch Vivat über Vivat bringt!“

Und Signor Brunelli erzählte seinem aufhorchenden Herrn die Geschichte von dem Riesenfische und von der Demüthigung des spanischen Koches!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nachdem Edith Alles, was in der Erzählung Lornsens enthalten war, berichtet hatte, gab Lundby ohne Umschweife zu, daß dieser Aussage gegenüber jeder Zweifel schwinden müsse. Edith sei Marie Violet, das zu bestreiten sei ganz nutzlos; und ebenso nutzlos sei eine Erörterung der Frage, ob Scudamore einer ganz Fremden auch nur einen Theil seines Vermögens hinterlassen würde. Daran sei gar nicht zu denken.

Das junge Mädchen sah ihn mit trostlosen Augen an. „So muß ich mich wirklich in den Pyrenäen vergraben und als Mamsell Violet Holzpantoffeln tragen?“ fragte sie.

„Sie würden auch in Holzpantoffeln anmuthig und graziös bleiben,“ sagte Lundby galant und über Ediths tragische Betonung der komischen Nothwendigkeit unwillkürlich lächelnd. „Aber ich sehe nicht, wie das vermieden werden könnte, es wäre denn . . .“

Er brach ab, aber Edith griff begierig nach dem Strohhalm, den ihr Lundbys letzte Worte darzubieten schienen und sagte: „Vielleicht sind die Rechte meiner angeblichen Cousinen auch nicht besser begründet als die meinigen und dann . . .“

„Die Hoffnung geben Sie nur auf,“ erwiderte Lundby. „Mit den Fräulein Scudamore ist es auch eine kleine fatale Geschichte, aber immerhin läßt sich ihnen die Eigenschaft wirklicher Enkelinnen des Herrn Scudamore nicht streitig machen. Was ihnen fehlt, ist nur die Legitimität.“

„Wie so das?“ fragte Edith lebhaft interessirt. Für einen kurzen Augenblick vergaß sie ihre eigenen Sorgen.

„Die Mutter befand sich, als sie Herrn Frank Scudamore in zweiter Ehe heirathete, in dem Glauben, ihr erster Mann wäre todt. Thatsächlich war er jedoch noch am Leben und ist erst zehn Monate später gestorben. Diese zweite Ehe war also ungiltig; aber Fräulein Ellen und Fany sind darum doch Enkelinnen des alten Herrn, wenn auch illegitime.“

„Das wäre gut gewesen, wenn ich die legitime Enkelin des Herrn Scudamore wäre,“ bemerkte Edith niedergeschlagen. „Aber nun kann es mir nichts nützen.“

„Es kann vielleicht doch noch zur Geltung gebracht werden,“ meinte Lundby. „Nur müßte vor allen Dingen Zeit gewonnen werden. Wenn Herr Scudamore unter dem Eindruck, den die Nachricht von Frau Paulinens übereilter Eheschließung und der illegitimen Geburt Fannys und Ellens zweifelsohne auf ihn machen wird, veranlaßt werden könnte, ein Testament zu Ihren Gunsten anzufertigen, ehe er erführe, daß Sie gar nicht Edith Frere sind, so brauchte man das Spiel noch nicht verloren zu geben.“

„Das verstehe ich nicht. Wenn er wirklich ein Testament zu Gunsten seiner Enkelin Edith Frere machte, was würde ich, Marie Violet, davon haben?“

„Ich würde versuchen, eine Fassung durchzusetzen, die jedenfalls Ihnen zu Gute käme.“

„Wie wäre das möglich?“

„Es ist nicht ganz leicht, aber doch nicht unmöglich.“

„Und wenn Herr Scudamore dann doch erfährt, was sich ja auf die Dauer nicht verheimlichen läßt?“

„So ist noch nicht gleich ein anderes Testament gemacht, und dann könnte man ja weiter sehen. Nur einmal erst Zeit gewinnen. Aber ich gebe freilich zu, daß alle diese Auswege ihr Mißliches haben. Wäre nicht Holmfeld zu beeinflussen?“

„Ich weiß nicht, auf welchem Wege.“

„Nun, mein Gott, jeder Mensch hat doch irgend eine Schwäche; bei dem Einen ist's ein Laster, bei dem Andern eine Tugend oder was er selbst dafür hält. Und damit ist eine Handhabe gegeben, wobei jeder kluge Mitmensch ihn fassen kann. Der Esel König Philipps braucht nicht immer gerade mit Gold beladen zu sein, um den Weg in die feindliche Festung zu finden. Es fragt sich nur, wie bei Holmfeld die schwache Stelle heißt. Er ist ja sehr tugendhaft . . . .“

„Nein, Herr Lundby, auf diesem Wege ist nichts zu machen. Holmfeld ist von einem unglaublich starren Rechtsgefühl beseelt; er hält es nun einmal für seine Pflicht, meinen Großvater über meine Person aufzuklären, und was er für seine Pflicht hält, das thut er. Wenn ich nicht mit der Sprache herausrücke, dann wird er reden.“

„Der verwünschte Narr!“ murmelte Lundby ingrimmig. „Kann er die Nase nicht in seine eigenen Geschäfte hineinstecken? Er soll bei seinem Fidelbogen bleiben!“

„Das wäre freilich das Vernünftigste —, aber was können Sie thun, wenn er es nun einmal nicht will?“

„Wie ist es denn mit einem Aufschub? Das wäre das Nothwendigste, und den können Sie doch wenigstens erlangen?“

„Ich will es versuchen und habe auch schon eine Idee . . . .“

„Lassen Sie hören.“

„Wenn ich Holmfeld beredete, meine Verwandten in Frankreich aufzusuchen, er ginge vielleicht darauf ein.“

„Eine gute Idee!“ sagte Lundby beifällig. „Ich fange an, zu glauben, daß wir beiden sehr gut zu einander passen.“

„Sie müssen ebenfalls in unserem Interesse thätig sein.“

„Seien Sie unbesorgt. Von mir wird nichts versäumt werden. Beiläufig, wo in Frankreich hausen denn Ihre sehr überflüssigen Verwandten?"

„In einem kleinen Neste, Ostabat heißt es."

„Welch ein sonderbarer Name! Und wo mag das sein?"

„Irgendwo am Nordrande der Pyrenäen. Denn es soll nicht weit von St.-Jean-Pied-de-Port liegen."

„St.-Jean-Pied-de-Port!" rief Lundby verwundert aus. „Das wäre ja ein äußerst merkwürdiges Zusammentreffen! Wissen Sie es auch ganz gewiß?"

„Ganz gewiß! Mein Vater —" sie sah sich scheu um, als sie die Bezeichnung zum ersten Male ohne einschränkenden Zusatz gebrauchte — „mein Vater ist aus St. - Jean - Pied - de - Port gebürtig und hat sich seine Frau, meine Mutter, aus Ostabat geholt. Dort wohnen meine Großeltern noch. Vielleicht — lachen Sie mich nicht aus, Herr Lundby — vielleicht kann ich von Ihnen noch ein Bild meiner seligen Mutter bekommen."

Lundby lachte nicht, denn er war ein gebildeter Mensch und wußte, was sich schickt, nur ein leises Kräuseln seiner Lippen zeigte, wie er über Ediths nach seinem Begriff übermäßig sentimentale Anwandlung dachte. „Das paßt Alles ganz vortrefflich," sagte er. „Noch besser, als Sie denken. Wie wäre es, wenn man Holmfeld veranlassen könnte, daneben für unsere Interessen gegen die Scudamores thätig zu sein?"

„Wie wollen Sie das bewerkstelligen?"

O sehr einfach. Ich würde den alten Herrn Scudamore über die Legitimität seiner Enkelinnen beunruhigen und ihm dann den Rath ertheilen, die Beweise über den genauen Zeitpunkt, wann der Tod des ersten Mannes der jetzigen Wittwe Scudamore erfolgt ist, besorgen zu lassen. Dazu wäre Niemand besser geeignet als Holmfeld, der ja doch nach Frankreich reist. Und diese Beweise werden überzeugend sein."

„Wird Holmfeld das thun?" fragte Edith zweifelnd. „Mir zu Gefallen wird er schon nach den Pyrenäen reisen . . ., aber wird er von da, Herrn Scudamore zu liebe, noch eine andere Reise unternehmen?"

„Es bedarf dessen nicht," versetzte Lundby. „Denn wissen Sie, wo der Mann begraben liegt, auf dessen früher oder später erfolgten Tod Frau Scudamore und ihre Töchter so viel ankommt?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Nun, das ist eben das merkwürdige Zusammentreffen, das mir so auffiel . . . . In St.-Jean-Pied-de-Port!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein hereingefallener Arzt. Professor Comstock von der amerikanischen Cornell-Universität erzählte jüngst seinen Zuhörern bei der Besprechung biologischer Experimente folgende Anekdote: Ein Professor der Zoologie für Wirbelthiere an einer benachbarten Universität wünscht sich für seine Versuche trichiniöses Schweinefleisch zu verschaffen. Der Gelehrte ging zu seinem Schlächter und fragte ihn, ob er zuweilen solches habe. „Manchmal," sagte dieser betreten, „ich werfe es aber immer weg." „Wenn Sie das nächste Mal was haben," sagte der Professor, „so bitte ich mir davon zu schicken" (natürlich meinte er nach seinem Laboratorium). Der Schlächter versprach es zu thun, obgleich etwas zögernd. Drei Wochen waren vergangen und der Professor wurde ungeduldig, er ging wieder zu dem Schlächter und fragte, ob er denn noch immer kein trichinöses Schweinefleisch gehabt hätte. „Oh doch!" sagte dieser, „vor einer Woche sandte ich Ihnen ja zwei Pfund hinauf." Des Professors Gesicht zog sich in merkwürdige Falten. „Wohin haben Sie es denn geschickt?" — „Nach Ihrem Hause natürlich!" — Glücklicher Weise scheint der Arzt und seine Familie eine gesunde Natur gehabt zu haben.

— Politik und Ehe. In England haftet das politische Wahlrecht bekanntlich am Hause, nicht an der Person: Nur ein Hausinhaber besitzt Stimmrecht, und für die Kommunalwahlen können es auch die Frauen ausüben. In dem Städtchen Hartlepost kam es darob zum Konflikt zwischen einem jungen Ehemanne und seiner besseren Hälfte, zu dessen Austragung das zärtliche, liebende Paar das Gericht anrief. Der Mann war Unionist, die Frau liberal: also unüberbrückbare politische Gegnerschaft und jeder Theil wünschte das Stimmrecht zu Gunsten seiner Partei auszuüben. Die politische Gattin erklärte, das Haus gehöre ihr, ihr Männchen wohne erst seit Juni darin, seit dem Tage ihrer Hochzeit. Sie bezahle die Steuern aus ihrem Privatvermögen und demzufolge gebühre ihr das Stimmrecht. Sie verweigere es ihrem Manne, weil er ein Konservativer sei — wenn er zu den Liberalen übergehen wollte, wäre sie bereit, es ihm zu lassen. Aber der Gatte erwies sich als Mann von echter politischer Ueberzeugung, er verweigerte die Fahnenflucht, und so wurde er vom Richter abgewiesen und das Stimmrecht der Frau zugesprochen.

— Gutmüthig. Dame: „Der Dienst bei uns ist sehr leicht; wir sind nur zwei Personen und haben keine Kinder!" — Dienstmädchen: „Ach, Madame, meinetwegen brauchen Sie sich nicht zu genieren; ich habe Kinder sehr gern."

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 284. Donnerstag, den 14. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

Der Gesandte hörte ihm aufmerksam zu und allmählig lagerte sich eine finstere Wolke auf seine hohe, gedankenreiche Stirn.

„Das ist eine sehr üble Geschichte," sagte er kopfschüttelnd, als Brunelli geendet.

„Aber eine Geschichte, in welcher Frankreich jedenfalls den Sieg davongetragen, Exzellenz," rief Brunelli.

„Ich fürchte, der Herzog von Grimaldi wird es machen, wie Ihr es thut," sagte der Graf, „er wird meinen Koch mit Frankreich verwechseln, und in seinem Koche ganz Spanien beleidigt sehen!"

„Also sind Ew. Exzellenz nicht zufrieden?" fragte Brunelli bestürzt. Der ganze Palast ist voll Jubel und Freude, alle Diener und Lakaien, ja selbst die Herren Gesandtschaftssekretäre sind ganz voll Vergnügen über diese göttliche Geschichte!"

Der Gesandte achtete nicht auf die Lobpreisungen seines Haushofmeisters, sondern ging mit großen Schritten auf und ab.

„Und Ihr glaubt, daß Gianettino in seinem Recht gehandelt?" fragte er endlich.

„In seinem vollen Recht, Exzellenz. Es war nichts für den Fisch bezahlt, also stand das Recht des Kaufes ihm vollkommen zu, und Niemand konnte es ihm wehren!"

„Nun, wenn wir in unserem Rechte sind, müssen wir unser Recht bewahren," sagte der Gesandte nach einer Pause, „und da ganz Rom einmal von dieser Sache weiß, so muß sie mit Eklat durchgefochten werden! Der Fisch soll morgen in seiner ganzen Größe auf unserm Feste erscheinen!"

„Wir haben keine Schüssel und kein Plateau, das groß genug für ihn wäre!"

„So laßt eine neue fertigen," lachte der Graf. Nehmt diesem Goliath das Maaß und eilt schnell zum Goldschmied, daß er eine silberne Schüssel fertige, die seiner Länge angemessen sei. Aber sorgt dafür, daß diese Schüssel bis morgen vollendet, und daß sie reich verziert und glänzend sei. Hat Rom einmal von dem Fisch gehört, so muß es auch von dieser Schüssel erfahren. Eilt also, Signor Brunelli, und sorgt dafür, daß Alles genau so geschehe, wie ich es Euch gesagt!"

„Dies ist in der That eine sehr belustigende Geschichte," sagte derGesandte lachend, als er wieder allein war. Wir haben da einen Fisch, welcher wahrscheinlich den ganzen Jonathan meiner Freundschaft mit dem Herzog von Grimaldi in seinen Walfischbauch verschlingen wird! Nun, wir werden ja sehen!"

Und der Graf schellte seinem Kammerdiener, und befahl, ihn anzukleiden.

„Hoftoilette?" fragte der Kammerdiener, erstaunt über diese ungewöhnlich frühe Toilettestunde.

"Nein, Haustoilette!" sagte der Graf. „Ich werde bald Besuch empfangen.

Der kluge Graf hatte sich nicht getäuscht! Wenige Minuten später rollte eine Equipage in den Hof, und der Läufer meldete Seine Hoheit den spanischen Gesandten, den Herzog von Grimaldi.

„Ist tausendmal willkommen!" rief der Graf, und als die Thür sich öffnete und der spanische Herzog hereintrat, schritt ihm der Graf mit geöffneten Armen und einem freundlichen Lächeln entgegen.

„Mein theurer, vielgeliebter Freund, welch' eine herrliche Ueberraschung ist dies!" sagte der Graf.

Aber der Herzog beachtete weder die geöffneten Arme, noch das Lächeln, noch den freundschaftlichen Willkommensgruß des Gesandten. Mit ernster majestätischer Grandezza schritt er vor, und sich dicht vor den Grafen hinstellend, fragte er feierlich: „Wißt Ihr von dem Schimpf, welchen die Diener Eures Hauses dem meinen angethan?"

„Von einem Schimpf?" fragte der Gesandte unbefangen. Man hat mir gesagt, daß Euer Koch einen Zwist gehabt mit dem meinen, weil dieser einen Fisch gekauft, welcher dem Euren zu theuer war. Das ist Alles, was ich weiß!"

„So hat man Euch also nicht gesagt," donnerte der Herzog, daß Euer Diener, einem frechen Straßenräuber gleich, sich an meinem Besitzthum vergriffen hat. Denn dieser Fisch war mein, er gehört der spanischen Gesandtschaft, er gehörte also Spanien an, und Euer

Diener hat sich mit frevelndem Uebermuth an dem heiligen Besitzthum einer fremden Großmacht vergangen!"

„Gehörte denn dieser Fisch in der That schon der spanischen Krone?" fragte Bernis. War er schon bezahlt und also rechtskräftig Euer?"

Er war nicht bezahlt, aber bedungen, und mein Diener war gegangen, das Geld zu holen."

„So lange er nicht bezahlt war, hatte Niemand Ansprüche darauf!"

„Ihr seid also gesonnen, mir diesen Fisch streitig zu machen?" rief der Herzog.

„Wenn ich ihn Euch streitig machte," lächelte der Graf, „so hieß es so viel, als Euer Recht auf denselben anerkennen, und das kann durchaus nicht meine Meinung sein. Uebrigens, theuerer Freund, was kümmert uns denn dieser Streit unserer Köche, und was hat Spanien und Frankreich zu thun mit diesen Zwistigkeiten unserer Diener. Sie mögen ihre Sache miteinander ausfechten, lassen wir sie, und wenn es dabei blutige Köpfe gibt, nun wohl, so werden wir sie verbinden lassen, das ist Alles!"

„Ihr nehmt die Sache ganz mit Eurer gewohnten poetischen Leichtigkeit auf," sagte der Herzog bitter, und ich bedaure nur, daß ich sie mit andern Augen ansehen muß. Es handelt sich hier nicht von einem Zwist unserer Diener, sondern von einer Beleidigung, welche Spanien im Angesichte von ganz Rom durch Frankreich erfahren hat. Ja, ganz Rom ist Zeuge gewesen dieser Beleidigung, und diese albernen Römer, sie haben es sogar gewagt, mit lauten Spottreden uns zu beschimpfen und Spanien zu verhöhnen, während sie Euch hochpriesen, und Euch Vivat riefen!"

„Die guten Römer, Ihr wißt es ja, sie gleichen ganz den Kindern. Dieser Streit unserer beiden Köche hat sie belustigt, und sie haben dem Sieger ein Vivat dargebracht. Doch bitte ich nicht zu vergessen, daß ich durchaus nichts zu schaffen habe mit den Siegen meines Koches."

„Aber ich mit den Niederlagen des meinen! Wer meinen Diener beleidigt, der beleidigt mich, wer mich beleidigt, der beleidigt in mir das Reich, welches ich vertrete, der beleidigt Spanien! Es ist also im Namen Spaniens, daß ich komme, mir Genugthuung zu fordern. Spanien hat ein Recht auf diesen Fisch! Ich fordere mein Recht, ich fordere diesen Fisch zurück!"

„Wenn Ihr die Sache wirklich ernsthaft nehmt," sagte der Graf, „dann thut es mir leid, auch zum Ernste gezwungen zu sein! Wenn Spanien sich wirklich dadurch beleidigt finden kann, daß Frankreich einen Fisch gekauft hat, welcher dem spanischen Koch zu theuer war, so sehe ich nicht ein, wie ich hier Genugthuung gewähren soll, da man uns keines Vergehens zeihen kann."

„Ihr verweigert mir also diesen Fisch?" rief der Herzog, hochroth vor Zorn.

„Da Ihr sagt, daß ganz Rom von dieser Sache weiß und Theil daran nimmt, so darf ich nicht anders handeln. Es darf nicht den Anschein haben, als ob Frankreich sich weniger groß und mächtig fühle, als es Spanien ist, daß Frankreich kleinmüthig nachgebe, wenn Spanien ungerechte Forderungen macht!"

„Das heißt, Ihr wollt alle freundschaftlichen Verbindungen unter uns abbrechen?"

„Und können die im Ernste dadurch gefährdet werden?" fragte der Graf lebhaft. „Ist es möglich, daß dieser kleinliche Streit unserer Diener Einfluß übe auf eine Jahre lang gehegte Freundschaft, auf das Einvernehmen zweier Mächte, deren freundschaftliche Beziehungen im Stande sind, den Frieden Europa's aufrecht zu erhalten oder zu erschüttern?"

„Des Spaniers erstes Gesetz ist die Ehre," sagte der Herzog stolz, „und wer diese verletzt, der kann nicht mehr mein Freund sein! Frankreich hat Spaniens Ehre angegriffen, und ganz Rom ist eingestimmt in den höhnischen Jubelruf Frankreichs, ganz Rom kennt die Geschichte dieses Fisches!"

„So zeigt diesen albernen Römern, daß wir Beide das ganze nur als einen Scherz betrachten! Wenn Ihr morgen mit lachendem Munde von diesem Fische esset, so werden die guten Römer sich beschämt fühlen, und die Augen niederschlagen über ihr eigenes, kindisches Betragen!"

„Ihr beabsichtigt morgen, wo der Adel Roms, wo die ganze Diplomatie versammelt ist, mit diesem Fische, der heute schon alle Zungen in Bewegung setzt, zu prunken?" fragte der Herzog erblassend.

„Der Fisch ist zu diesem Feste gekauft und muß gegessen werden!" sagte der Graf lachend.

„So bedauere ich, bei diesem Feste nicht gegenwärtig sein zu können!" rief der Herzog aufstehend. „Ihr könnt nicht verlangen, daß ich Zeuge meiner Schmach und Eurer Triumphe sein soll. Ihr seid kein römischer Imperator, und ich ein besiegter Held, der in Eurem Triumphzuge erscheinen muß! Ich nehme meine Zusage zurück und werde nicht auf Eurem morgenden Feste erscheinen!"

„Bedenkt und überlegt dies wohl!" sagte der Graf fast traurig. „Wenn Ihr morgen, wo die ganze Diplomatie bei mir zu offiziellem Feste versammelt ist, nicht erscheint, so heißt das nicht allein, daß der Herzog mit seinem langjährigen Freunde, dem französischen Gesandten, bricht, sondern auch, daß Spanien seine freundlichen Beziehungen mit Frankreich als aufgelöst betrachten will!"

„Mag es so angesehen werden!“ sagte der Herzog. „Besser ein offener Kampf, als ein heimliches Unterliegen! Leben Sie wohl, Herr Graf!“

Ohne Gruß verließ der Herzog das Gemach, und warf die Thür heftig hinter sich in's Schloß.

Graf Bernis schaute ihm mit wehmüthigen Blicken nach.

„Und so sind die Freundschaften der Menschen,“ sagte er leise, „der kleinste Anstoß genügt, um eine Freundschaft vieler Jahre zu zerstören! Nun, wir müssen uns darein fügen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „und jedenfalls hat es seine sehr belustigende Seite!“

27.

Das Fest des französischen Gesandten.

Und dieser Tag des Festes, er war also endlich gekommen! Mit welcher freudigen Ungeduld, mit welchem ahnungsvollen Verlangen hatte Natalie ihm entgegengehofft, wie hatte sie ihren Freund, den Grafen Paulo, bestürmt mit Fragen nach dem Grafen Bernis, nach den Menschen, welche sie dort treffen würde, nach den Sitten und Gebräuchen, denen sie sich dort fügen müsse.

„Ich bin bange und ängstlich,“ sagte sie mit lieblicher Verschämtheit, „man wird über mich zu lachen haben, und Du wirst über mich erröthen müssen, Paulo. Aber hörst Du, dann sage diesen klugen Männern und vornehmen Damen nur, daß es das erste Mal ist, daß ich eine Gesellschaft besuche, und daß sie Nachsicht haben müssen mit der Ungeschicklichkeit eines armen Kindes, welches die Welt nicht kennt und nichts weiß von ihren Formen und Gesetzen!“

„Für Dich wird es keiner Entschuldigung bedürfen,“ rief Paulo, ihre zarten Fingerspitzen an seine Lippen drückend. „Sei nur ganz Du selber, ganz wahr und offen, ganz harmlos und heiter! Vergiß, daß Du in einer Gesellschaft bist, denke, Du seiest in unserm Garten unter Deinen Bäumen und Blumen, und sprich zu den Menschen, wie Du zu Deinen Bäumen und Blumen sprichst!“

Aber werden mir die Menschen auch so liebe und trauliche Antworten geben wie meine Blumen und Bäume?“ fragte Natalie sinnend.

„Sie werden Dir noch schönere Dinge und noch schmeichelhaftere sagen!“ lächelte Graf Paulo. Aber jetzt, Natalie, ist es Zeit, an Deine Toilette zu denken.“

„Siehe, schon sinkt die Sonne hinter den Pinien nieder, und der Himmel beginnt sich zu röthen! Bald ist die festgesetzte Stunde da, und Dein erster Triumph erwartet Dich!“

„Oh, der soll nicht lange auf mich zu warten haben,“ rief Natalie lachend, und wie eine Gazelle, so anmuthsvoll und leicht flog sie dem Hause zu.

Graf Paulo schaute ihr mit schwermüthigem Entzücken nach. Und diesen Engel soll ich verlassen, dachte er, und dieses höchste und edelste Kleinod meines Lebens soll ich verlieren, und mich selber aus dem Paradiese verjagen. Und weshalb dieses Alles? Um vielleicht einem Schattenbilde nachzujagen, das niemals Wirklichkeit wird, um einer Chimäre zu folgen, die vielleicht nur ein Luftgebilde ist, das neckend vor mir hertanzt und in Nebel zerrinnt, wenn ich es zu erreichen glaube? Nein, nein, die Welt ist nicht so viel werth, daß man an ihrem Prunk und ihre Größe sich verkaufen sollte mit seinem edelsten Seelenglück. Natalie selber soll entscheiden! Liebt sie mich, und ist sie zufrieden mit dem stillen, eingefriedigten Dasein, das ich ihr von nun an nur noch bieten kann, dann hinweg ihr eitlen Träume, und ihr stolzen Hoheitsgelüste, dann werden wir vielleicht nicht die Größten der Erde, aber sicher doch die Glücklichsten sein!“

Es war ein glänzendes, ein wundervolles Fest, das der Graf Bernis heute seinen Gästen bereitete, ein Fest, wie man kein ähnliches in Rom gesehen. Mit Blumenguirlanden und Festons von bunt schillerndem Flor waren die Wände dekorirt, dazwischen flammten die hohen Kandelaber und fanden ihren Reflex in diesen hohen venetianischen Spiegeln, die in breiten Goldrahmen von dem Fußboden bis zur Decke emporstiegen. Und in den Ecken der Säle waren Nischen gebildet, hier von dichten Orangenbäumen, dort von schwerseidenen Vorhängen, hinter denen man sich plötzlich in muschelverzierten Grotten befand, in deren Mitte Springbrunnen mit Rosenöl und duftigen Essenzen plätscherten. Und immer neue Ueberraschungen, neue Grotten und Haine inmitten der kostbaren Säle boten sich den Augen des Beschauers dar. Bald befand man sich plötzlich in einem stillen, nur von einer einzigen Ampel erleuchteten Boudoir, auf dessen Tischen die herrlichsten Kupferstiche und seltensten Handzeichnungen ausgebreitet waren; dann wieder trat man in einen andern Saal, der im Glanze tausendfacher Kerzen funkelte, in welchem Musik erschallte, und die schön geputzte Menge in buntem Gewoge auf- und niederwallte; dann öffnete sich wieder hier und da eine Grotte, oder durch die geöffneten Thüren trat man hinaus in den Garten, in dessen duftigen, von vielfarbigen bunten Lampen erhellten Gängen man dieser balsamischen Kühle des Abends genoß, oder den Klängen der Musikchöre lauschte, die hier und da im Gebüsche versteckt waren oder auch, dem Gedränge und der Helle entfliehend, in den schattigeren und einsameren Alleen auf irgend einer Rasenbank, unter irgend einem Myrthengesträuch sich ein Plätzchen suchte, sei's nun, um einsam zu träumen, sei es, um in süß verschwiegener Traulichkeit seinen Arm zu schlingen um ein geliebtes Weib, das,

den verstohlenen Wink verstehend, langsam und unbemerkt auch hierher gekommen war und freundlich sich hier finden ließ in dieser süßen Stille!

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. F. Nordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Von der eigentlichen Beschaffenheit ihrer mit Lundby getroffenen Verabredung hatte Edith keine rechte Vorstellung. Sie hatte sich in den Gedanken, auf Thirlwall berechtigt zu sein, so vollkommen eingelebt, daß sie sich nicht sogleich in die Grundlosigkeit des früher als sicher Angenommenen finden konnte. Sie sah nichts Arges in dem Bestreben, auf Schleichwegen ein Recht zu erlangen, das sie sich nicht entschließen konnte, als eigentlich gar nicht vorhanden zu betrachten. Darin war sie nicht besser und nicht schlechter als unzählige andere Menschen, ja als ganze Nationen, die ihnen unbequeme Thatsachen und rechtliche Verhältnisse als wirklich anzusehen erst lernen müssen. Wie schwer das ist, beweisen bekannte Thatsachen aus der Geschichte der Einzelnen wie der Völker. Wenn sich die anstößigen Dinge nicht kurzer Hand beseitigen lassen, so sucht man sie zu verschleiern und zu beschönigen; die krankhafte Selbsttäuschung und Selbstüberschätzung sieht nicht in der besseren Vergangenheit ein unverdientes Glück sondern in der schlimmeren Gegenwart ein unverdientes Unglück.

In solcher Stimmung kam Edith wieder mit Holmfeld zusammen; aber sie war klug genug, nicht ihm gegenüber eine Anschauung zu vertreten, für die er doch kein Verständniß hatte. Seine unerschütterliche Gewissenhaftigkeit war in ihren Augen eine gewaltige Thorheit, aber da diese Thorheit nicht nur den Willen, sondern auch die Macht hatte, sich zur Geltung zu bringen, so mußte mit ihr gerechnet werden. Ein wenig konnte dabei Holmfelds Leidenschaft für seine schöne Jugendfreundin in Betracht kommen, aber so groß war deren Einfluß nicht, um Holmfeld zu einer Handlungsweise zu veranlassen, die er für ein Unrecht hielt.

Beide saßen im sogenannten Empfangszimmer, wo Holmfeld nach dem Essen etwas auf der Violine vorgetragen hatte. Nun spielte Fanny Klavier, und Ellen unterhielt sich mit Lundby, der es als seine Aufgabe betrachtete, das wichtige Gespräch seiner Mitverschworenen mit Holmfeld ganz ungestört verlaufen zu lassen und ihm alle unliebsamen Unterbrechungen fern zu halten.

„Ich habe Ihr Dokument gelesen, Herr Holmfeld,“ begann Edith, „und es hat mir eine Ueberraschung der schmerzlichsten Art bereitet. Ich hätte gern den Glauben an das, was es enthält, abgewehrt, aber das ist unmöglich.“

„Und was gedenken Sie zu thun, Edith?“

„Habe ich denn eine Wahl? Der Name, den Sie mir da noch eben gegeben haben, gehört mir nicht, dies Schloß kann mir nicht mehr eine Heimath sein, die glänzende Zukunft, die mir zu winken schien, ist in Nichts zerflossen. Aber darüber zu klagen ist ja nutzlos — das Unabwendbare muß geschehen —, denn, nicht wahr, für unabwendbar halten Sie es doch?“

Holmfeld verstand den bittenden Blick, womit Edith diese Frage begleitete, und er antwortete: „Es ist unabwendbar, Edith. Geben Sie um Himmels Willen keiner trügerischen Hoffnung Raum! Ich muß Herrn Scudamore mein Aktenstück mittheilen, wenn Sie es nicht thun, denn darauf habe ich Ihrem sterbenden Pflegevater mein Wort gegeben. Doch hoffe ich, daß Sie selbst es thun werden!“

„Dazu habe ich mich entschlossen, — denn wie konnte ich anders? Aber eine Bitte habe ich noch an Sie, Holmfeld, die Sie mir nicht abschlagen dürfen. Ich soll jetzt zum dritten Male eine Heimath verlieren . . . .“

„Um eine andere zu gewinnen.“

„Eine andere . . . wissen Sie das? Oder wissen Sie nicht vielmehr, daß mit dem, was ich durch Sie verliere, Alles, was mir die Zukunft versprach, dahin ist, und daß es dafür keinen Ersatz gibt?“

„Und was wollten Sie von mir erbitten?“ fragte Holmfeld schmerzlich bewegt. Wußte er doch auch, was es heißt, auf liebgewordene Zukunftsträume zu verzichten. „Wenn es mir möglich ist, zu erfüllen, was Sie wünschen, so soll es geschehen.“

Edith zuckte resignirt die Achseln, als wenn sie sagen wollte, sie wisse diese Redensart nach ihrem wahren Werth zu schätzen. Sie fuhr in ihren Klagen fort: „Als ich durch den Schiffbruch, dessen trübselige Geschichte Ihr Dokument erzählt, Eltern und Heimath einbüßte, fand ich gleich eine neue, trauliche Heimath und liebevolle Menschen, die mir die Eltern ersetzten. Ebenso war es, als ich hierher kam: Ich vertauschte nur ein Heim mit dem andern. Aber wenn ich morgen dem Herrn Scudamore das Geheimniß meiner Herkunft eröffne, so verliere ich nur und bekomme nichts dafür wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 285. Freitag, den 15. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

Aber der Mittelpunkt des Festes war doch dieser große, ungeheure Riesensaal, den der Graf eigens zu diesem heutigen Feste in der Mitte des Gartens hatte errichten lassen. Die Wände von Blumen und Gaze waren durch mehr denn hundert vergoldete Säulen verbunden, an deren jeder große Schalen und Girandolen mit Naphta brannten und ein lichtes Strahlenmeer verbreiteten. Seidene Fußteppiche bedeckten den Boden, und über dem Ganzen dieses ungeheuren Riesensaales wölbte sich als Plafond, der von tausend funkelnden Sternen bedeckte Himmel. Auch hier waren überall Nischen und Grotten angebracht; in ihnen konnte man, mitten im Gewühl des lautesten Treibens und der glänzendsten Gesellschaft, der Einsamkeit genießen, und sich ein wenig erholen von dem glänzenden Getümmel.

Nur eine dieser Nischen war so schien es, der Gesellschaft ganz unzugänglich, und dennoch war es gerade diese, welche die Neugierde Aller erregte und der sich Alle flüsternd nahten, bemüht, hinter diese dichten seidenen Vorhänge zu schauen, welche hier angebracht waren, und vor denen zwei reich gallonirte Diener des Gesandten auf- und abgingen, mit feierlichem Ernste, aber mit tiefer Unterwürfigkeit Jeden bittend, sich dem Wunsche des Grafen zu fügen, und vorerst sich diesen Vorhängen nicht zu nahen, sondern die Lösung des Räthsels, welches sich dahinter verberge, abzuwarten! Einige Stufen führten hinauf zu dieser verschlossenen und verhüllten Nische; diese Stufen waren mit Rosen bestreut, das sah man wohl, aber wohin führten diese Stufen, und was war verborgen hinter diesen Vorhängen?

Eine köstliche Ueberraschung gewiß, denn Graf Bernis verstand sich darauf, seinen Gästen Ueberraschungen zu bereiten und sie angenehm zu zerstreuen. Die Damen und Herren drängten sich um ihn und baten um Lösung dieses Räthsels, um Aufklärung dieses Geheimnisses!

„Ich bin selber nicht eingeweiht,“ sagte der Graf lachend, irgend eine Gottheit scheint sich dort niedergelassen zu haben, oder Sie haben Recht, und es ist eine Sphinx, welche von dort aus uns ihre Räthsel aufgeben will. Aber lassen Sie uns sehen, welche verspätete Gäste uns dort noch kommen.“

Und der Gesandte näherte sich mit geschäftiger Eilfertigkeit dem Haupteingange des Saales, dessen Vorhänge eben zurückgeschlagen wurden, und hinter welchen Natalie an der Hand des Grafen Paulo erschien.

Wie geblendet von der Helle, die sie plötzlich umrauschte, stand sie einen Augenblick still, eine Purpurgluth überzog ihre zarten Wangen, und sich fester auf Paulo's Arm lehnend, flüsterte sie: „Schütze mich, Paulo, ich habe Furcht, es wird mir so bange unter dieser Menge!“

Eben schrie der Thürsteher mit Stentorstimme in den Saal hinein: „Prinzessin Natalie Tartaroff und der Graf Paulo!“

Bei dem Klange dieser fremden Namen wandten sich aller Blicke der Thür zu, und alle diese flammenden, neugierigen, spähenden Augen richteten sich auf dieses junge Mädchen, um mit Bewunderung und Staunen auf ihr zu haften.

Aber Natalie gewahrte es nicht. Sie blickte mit einem freudigen Lächeln auf Paulo hin, und ein stolzes Glück strahlte aus ihren Zügen. Sie hatte also einen Namen, sie war keine verlassene, namenlose Waise mehr! Endlich war das Räthsel ihrer Geburt ihr gelöst, und um was sie so lange gebeten und gefleht, das hatte ihr Paulo heute als Ueberraschung gewährt.

Er hatte ihr und der Welt zugleich ihren Namen verkündet, und sie war nicht nur keine Namenlose, sie war eine Prinzessin, sie nahm einen Rang ein in der Gesellschaft, und Graf Paulo und Carlo hatten sich ihrer nicht zu schämen. Aber wo war Carlo? Als sie seiner gedachte, verschwand schnell dieses Gefühl des aufwallenden Stolzes aus dem Herzen des jungen Mädchen, sie vergaß, daß sie eben eine Prinzessin geworden, um sich nur zu erinnern, daß Carlo, ihr Gesanglehrer, ihr versprochen, auch bei diesem Feste gegenwärtig zu sein und sich zu wundern,

daß sie ihn nicht entdecken konnte in diesem bunten Gewühl.

Das bemerkte sie gar nicht, daß in dem Saale seit ihrem Erscheinen eine tiefe Stille eingetreten war, daß noch immer Aller Blicke auf sie gerichtet waren, daß man heimlich zu einander flüsterte und in halblaute Aeußerungen des Staunens und Entzückens ausbrach, sie sah nicht, wie die Schönen hier und da erbleichten, und sich Aller Augen auf sie richteten.

Sie war so unbefangen, dieses holde Kind, sie wußte nicht, wie schön sie war! Sie war aber heute von einer wundervollen, rührenden Schönheit. Wie eine Lilie so zart und weiß stand sie da in diesem schweren weißen Atlasgewande, das ihre leichte graziöse Gestalt umhüllte, und die Brillanten, welche ihr Haar, ihren Hals und ihre Arme schmückten, funkelten an ihr wie die von der Sonne beschienenen Thautropfen im Kelche der Lilien. So schön war sie, daß selbst Graf Bernis einen Augenblick wie geblendet, ganz sprachlos und stumm vor ihr stand, und keinen Ausdruck zu finden wußte für sein Erstaunen und seine freudige Ueberraschung.

„O," sagte Graf Bernis endlich lächelnd und sich tief vor ihr verneigend, „ich werde mit dem Grafen Paulo zu zanken haben! Er versprach uns die Gegenwart eines sterblich geborenen Weibes, und jetzt führt er eine Göttin in unsern Kreis, die mit lächelnder Verachtung auf uns arme Menschenkinder herniederblicken muß!"

Natalie lächelte. „Ich weiß," sagte sie mit ihrer lieblichen hellen Kinderstimme, „ich weiß, daß Graf Bernis ein Dichter ist, und es wird ihm daher gar nicht schwer, ein junges Mädchen in eine Göttin zu verwandeln. Auch ist dies nicht das erste Mal, daß er so thut! Ich entsinne mich eines lieblichen Gedichtes von Ihnen, es ist die Klage eines Schäfers, der seine Geliebte für eine Göttin hält, weil sie gar so schön ist, und zuletzt ist sie keine Göttin, sondern ganz das Gegentheil, ein rechter kleiner Zankteufel, der nichts Schönes an sich trägt, als sein schönes Angesicht! Hüten Sie sich, Herr Graf, daß es Ihnen mit mir nicht auch so gehe, wie dem Schäfer in Ihrem lieblichen Gedicht!"

Sie sagte das mit so kindlicher Unbefangenheit, mit einem so heitern, scherzenden Ton, daß Letzterer wie berauscht ihr zuhörte, und mit unverhehlter Bewunderung in dieses zarte, kindlich reine Antlitz schaute, über das noch kein Zug des Schmerzes und kein Seufzer des Kummers dahin gegangen war.

Ohne etwas zu erwidern, nahm er ihren Arm, und den Grafen Paulo an seine Seite winkend führte er die Prinzessin dem Kreise der Damen zu.

Hinter diesen verschlossenen Vorhängen, welche noch immer die geheimnißvolle Nische verhüllten, war es indeß lebendig geworden. Geschäftige Diener eilten hin und wieder, um Lampen anzuzünden und die Blumen und Festons und die Draperien zu ordnen. Es schien, man hatte hier eine kleine Bühne errichtet, und das große Wandgemälde, welches den Hintergrund dieser Bühne bildete, trug ganz das Aussehen einer Dekoration. Seitwärts führte ein Vorhang in einen zweiten, größeren Raum, der zu einer Art Garderobe bestimmt schien. Ein großer an den Seiten erleuchteter Spiegel befand sich in der Mitte des Gemaches, und vor diesem stand ein junges Weib, sich selber in höchster Aufmerksamkeit betrachtend, hier an ihrer Toilette zupfend und dort irgend eine Schleife, eine Blume in Ordnung bringend. Sie war es offnbar, welche auf der Bühne da draußen erscheinen sollte, ihr Anzug verrieth es! Das war nicht der Anzug, wie ihn die Mode erheischte, und wie die vornehmen Damen der römischen Gesellschaft ihn trugen; es war ein ideales, griechisches Kostüm, das wie dazu geschaffen schien, die Schönheit dieses Weibes nur noch lockender hervortreten zu lassen!

Schön war sie, dieses Weib mit den glühenden, schwarzen Augen und dem dunklen, glänzenden Haar, das sie im Nacken in einen griechischen Knoten zusammengeschlungen hatte. Schön mit diesem Lorbeerkranz, der auf ihrer hohen Stirn ruhte, schön in diesem durchsichtigen griechischen Gewande, das die Formen ihrer vollen Gestalt nur so weit verhüllte, um die ganze Schönheit derselben errathen zu lassen, schön mit diesen vollen, ganz entblößten Armen, die mit goldenen Spangen geziert waren, schön mit diesen stolzen, edlen Formen ihres Nackens und diesen ganz freien, entblößten Schultern.

Sie war ihrer Erscheinung nach eine Griechin, nur das Antlitz war nicht das einer Griechin. Es fehlten ihm die edlen Formen, die stille Heiterkeit und Ruhe, die selbst in der Ueppigkeit noch sittsame Schönheit der Griechinnen. Es war nur das Antlitz einer von Leidenschaft beherrschten Römerin, und keine Lais würde solch ein Lächeln gewagt haben, wie es die vollen, dunkelrothen Lippen dieser römischen Schönheit umspielte.

Sie stand vor dem Spiegel und betrachtete sich, und ihre Lippen murmelten dabei leise Worte, und zuweilen schweiften ihre Augen von dem Spiegel zu dem kleinen Tische, der daneben stand, und auf welchem mehrere aufgeschlagene Bücher lagen.

Was murmelte sie und was las sie aus diesen Büchern? Seltsam, es waren einzelne, unzusammenhängende Worte, welche sie sprach, Worte, welche nichts miteinander gemein hatten, als den Klang, die Melodie, — es waren Reime, aber ohne Zusammenhang und Sinn, ohne innere geistige Vermittelung.

„So," sagte sie jetzt mit einem zufriedenen Lächeln, „jetzt bin ich vollkommen gerüstet und gewaffnet. Alle

diese Reime Tasso's und Petrarca's sie sind mir jetzt ganz fest und gegenwärtig, und ich habe nicht zu fürchten, daß ich bei irgend einem Reime stocken könnte! Ach, sie sollen mich bewundern, diese guten Römer, ich will sie begeistern und entflammen, und alle die verliebten Herren in solche Extase setzen, daß sie wider ihren Willen mein einziges Begehren und Wünschen erfüllen müssen! Ich will's erreichen, beim ewigen Gott, ich will's, und müßt ich darüber zu Grunde gehen!"

„Und wenn ich schön bin," sagte sie nach einer Pause glühender, „wie kommt es, daß Carlo mich nicht mehr liebt! Ach, dieser Treulose, mich zu verrathen, mich zu verlassen, während ich ihn noch liebte!"

Eine dunkle Röthe des Zornes bedeckte jetzt ihre Wangen, und die Hände drohend emporhebend, fuhr sie mit zusammengepreßten Lippen fort: „Und mich zu verlassen, um eines andern Weibes willen, mich, den Stolz und das Entzücken von ganz Rom, mich, der sogar Fürsten huldigen! Ach, während Tausende zu meinen Füßen liegen und um einen Blick, ein Lächeln buhlen, wagt er es, dieser kleine, unbekannte Sänger, mich zu verschmähen und meine Liebe zu verspotten!"

„Und warum sollte er es nicht wagen?" fragte eine Stimme hinter ihr, und das Antlitz eines jungen Mannes ward sichtbar.

„Carlo!" rief sie und eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Er wehrte sie fast unsanft zurück. „Du vergißt, sagte er, „daß dieser kleine, unbedeutende und unbekannte Sänger Dich nicht mehr liebt! Corilla! Gönne also diesen Tausenden, welche zu Deinen Füßen schmachten, immerhin ein wenig von Deinem anlockenden Lächeln und von Deinen glühenden Blicken, ich habe nichts dagegen und bin ganz und gar nicht eifersüchtig!"

„Du sollst es aber sein!" rief sie wild mit den Füßen stampfend. „Ich sage Dir, ich leide es nicht, daß Du mich verläßt, ich will von Dir geliebt sein, und Niemand sollst Du anblicken, und Niemand sollst Du lieben dürfen als mich allein."

Carlo brach in ein lautes, spöttisches Gelächter aus, dann sagte er ernst und stolz: „Ich bin ein Neapolitaner, und bei uns läßt man sich zur Liebe nicht zwingen, und kein Weib darf da befehlen: „Du sollst mich lieben! — Ich will nicht, Signora Corilla!"

„Du willst nicht!" schrie sie zähneknirschen. „Dann wehe Dir und ihr!"

„Ich fürchte keine Schlangen!" sagte Carlo lachen, „und wenn mich eine Natter stechen will, zertrete ich sie mit dem Fuße!"

„Aber fürchte, fürchte mindestens für sie, welche Du liebst!" sagte sie drohend. „O, Du meintest wohl, ich würde dieses Geheimniß Deiner neuen Liebe nicht entdecken können und sie nicht ausspähen, diese neue Göttin, welcher Du Dein Herz geweiht hast? Zittre also jetzt, denn ich, ich kenne sie. Ich kenne den Garten, welchen sie bewohnt, und eine Stelle gibt es in der Mauer, just ihrem Lieblingsplatze gegenüber, wer diese Stelle kennt, und eine geschickte Hand besitzt, und einen scharfen Dolch, der wird ihn so zu schleudern wissen, daß er die Brust durchbohrt."

Carlo empfand einen Todesschrecken, er fühlte sein Herz in seiner Brust erstarren, aber er raffte sich gewaltsam zusammen und sagte mit einem verächtlichen Lächeln: „Ein gewisser Herr dahier besitzt freilich unter seinen Bravi viele solcher geschickten Hände, und sicherlich bedarf es nur einiger Deiner vielgepriesenen Blicke, um Dir von ihm einige dieser geschickten Diener zu erwerben!"

Die Signora biß sich leicht auf die Lippen. „Du spottest meiner," sagte sie fast schmerzlich, „und doch solltest Du bedenken, daß es nur die Liebe ist, welche mich so wild macht, und mein Herz mit Rachedurst erfüllt! Mein Gott Carlo ich liebe Dich so heiß!"

Und das schöne, glühende Weib neigte sich demüthig und flehend vor ihrem Geliebten.

Dieser sagte lachend: „Wie gut Du das zu sagen weißt, mit welchen Variationen und Modulationen! Ich hörte es Dich gestern auch zu einem Andern sagen, es klang wohl anders, aber nicht minder glühender, und nicht minder heiß!"

„Du weißt, warum ich's thue!" sagte sie. „Er ist ein verliebter Thor, den ich nur mit zärtlichen Worten gewinnen und ihn zu meinem Werkzeuge machen kann. Du weißt es, welches das Ziel ist, nach welchem ich strebe und das ich erreichen muß um jeden Preis! Ach Carlo, wenn man mich einst als Dichterin krönt, dann, das weiß ich, wirst Du mich wieder lieben müssen!"

„Niemals wieder!" sagte er hart und rauh.

„Ist das Dein letztes Wort?" schrie sie flammenden Auges, mit dem wilden Zorne einer Tigerin.

„Es ist mein letztes Wort!"

Sie flog zu ihm hin wie eine Rasende, sie packte seine Hände und sah ihm starr in's Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wir werden doch Ihren Verwandten in Frankreich nachforschen," erwiderte Holmfeld. „Und bis Sie Aufnahme bei denen finden, wird Ihnen Schloß Thirlwall, wie bisher, Gastfreundschaft gewähren."

„Wissen Sie das so gewiß?" fragte Edith un-

muthig. „Und wenn es auch wäre, mit welchen Augen würde man mich ansehen! Eine Geduldete! Wochenlang werde ich mir wie eine Ausgestoßne vorkommen.“

„Aber wie kann da geholfen werden?“

„Lassen Sie uns mit der Aufklärung warten, bis ich meine Verwandten ausfindig gemacht habe. Kann ich vor den alten Herrn hintreten und ihm sagen: „Lieber Herr Scudamore, ich bin nicht, was Sie glauben, nicht Ihre Enkelin, sondern die Tochter des französischen Kapitäns Violet, und ich danke Ihnen recht sehr für alles Gute, das ich unter ihrem Dache genossen habe, aber länger kann ich nun nicht bleiben, sondern ich reise morgen nach Frankreich, zu meinen dortigen Verwandten, die mich schon erwarten“ — kann ich das sagen, so hat Alles ein anderes Aussehen.“

Holmfeld sah etwas unzufrieden drein; seinem strengen Rechtsgefühle widerstrebte dieser Aufschub, aber er begriff die Gefühle Ediths und konnte es nicht über sich gewinnen, ihre Bitte abzuschlagen. Er überlegte und sagte dann:

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben. Es bleibt also abgemacht, daß wir beide nichts sagen, bevor Sie wenigstens einige Kenntniß von Ihren französischen Angehörigen erlangt haben und über die Aufnahme, die Sie bei ihnen finden werden, beruhigt sind. Nun erhebt sich aber die Frage, wie diese Erkundigungen eingezogen werden sollen.“

„Natürlich durch persönlichen Augenschein.“

„Aber Sie können doch nicht selbst nach Frankreich reisen?“

„Nein, das würde nicht angehen. Ich rechne dafür auf Ihre Güte; denn ich habe sonst Niemand, dem ich mein Vertrauen schenken könnte. Wenn Sie mir diese Bitte abschlagen, so würde ich rath- und hülflos dastehen.“

„Ich wollte Ihnen diese kleine Gefälligkeit schon selbst anbieten,“ versetzte Holmfeld. „Es war ohnehin meine Absicht, demnächst nach Paris zu reisen, einmal in Paris, ist ja die Hauptsache schon geschehen. Von da nach den Pyrenäen ist nicht weit. Habe ich Vollmacht, drüben in Ihrem Namen zu handeln?“

„Gewiß, nur mit einer einzigen Einschränkung. Ich möchte, daß Sie nur im allgemeinen von meinem Vorhandensein, aber nichts von meinen gegenwärtigen Verhältnissen erzählen. Sie brauchen deswegen kein so finsteres Gesicht zu machen; der Grund liegt doch auf der Hand. Wenn meine Verwandten, die doch aller Wahrscheinlichkeit nach keine reichen Leute sind, hören, aus welchen ganz anderen Verhältnissen ich herausgerissen werde, um zu ihnen zu kommen, so würde sie das peinlich berühren. Es wäre doch besser, wenn sie es erst später durch mich selbst erfahren.“

„Sie erschweren mir dadurch meine Aufgabe sehr. Mir ist überhaupt jede Heimlichkeit und Vertuschung verhaßt. Wenn ich trotzdem auf Ihre Wünsche eingehe, so sehen Sie daraus, wie sehr mir daran liegt, Ihnen gefällig zu sein.“

„Sind Sie mir denn nicht auch eine kleine Entschädigung schuldig? Sie wissen doch, wie schwere Opfer mir aus Ihrem Handeln erwachsen.“

„Nicht aus meinem Handeln, sondern aus den Verhältnissen, die mich zum Handeln zwingen. Mir wäre es lieber, ich hätte nie etwas von der Sache erfahren.“

„Das ist mir einerlei, ich — sehe nur, daß ich Opfer bringen muß.“

„Wo es sich darum handelt, das Rechte zu thun, sollte man nicht von Opfern reden. Bringt man denn ein Opfer, wenn man unter einem Zwange handelt?“

„Das ist auch etwas Anderes.“

„Für meine Anschauung nicht. Ist es denn gar nicht möglich, auch Sie für diese Anschauung zu gewinnen? Wenn man zur Hergabe dessen, was man liebt und hochschätzt, durch die Ueberzeugung von dem, was man für Recht hält, getrieben wird, so ist das für einen guten, sittlichen Menschen zwingender, als wenn ihm eine Pistole auf die Brust gesetzt wird.“

„Es ist nur schade, daß nicht alle Menschen solche Grundsätze haben,“ sagte Edith etwas verächtlich. „So sind die Andern, die sie nicht befolgen, im Vortheil.“

„Nicht auf die Dauer,“ versetzte Holmfeld voll ehrlicher Ueberzeugung, denn seine Lebenserfahrungen hatten noch keinen großen Umfang. „Mit der Zeit siegt doch immer das Bessere.“

„Nun, da wäre ich wirklich neugierig, wie sich das in meinem Falle bewähren sollte. Einstweilen hat es ganz den Anschein, als ob ich, unter dem Zwange des Rechtsgefühls handelnd, nur mir allein Schaden zufüge und denen die Früchte in den Schooß werfe, die von einem solchen Zwange nichts wissen.“ Sie blickte bei diesen Worten finster zu Fanny und Ellen hinüber. Die Erbitterung über die Zwangslage, in die sie sich versetzt sah, gab ihr den unedlen Gedanken ein, sich an ihren glücklicheren Nebenbuhlerinnen zu rächen, indem sie mit schonungsloser Indiskretion preisgab, was sie von Lundby gehört hatte.

Holmfeld, der ihren Blicken gefolgt war, bemerkte ahnungslos: „Was Sie aufgeben, geschieht doch zu Gunsten der Berechtigten, die keine Veranlassung zu einem Opfer haben. Von Fräulein Fanny bin ich überzeugt, daß sie an ihrer Stelle ohne Besinnen ebenso handeln würde, wie Sie zu handeln entschlossen sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 286. Samstag, den 16. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

„Undankbarer!“ sagte sie zähneknirschend. „So lohnst Du mir meine Liebe, so vergiltst Du mir Alles, was ich für Dich gethan! Kannst Du's vergessen, daß ich es war, welche Dich der Armuth und Niedrigkeit entrissen? Was warst Du weiter, als ein armer, von Niemand beachteter Sänger, der auf den Straßen sang und dem man kümmerliche Gaben reichte? War ich es nicht, die Dich von dieser Schmach errettete und Dich kleidete und Dir Wohnung gab? War ich es nicht, welche Dir einen Namen gab und Dir Ansehen und Achtung verschaffte, indem ich Dich zu meinem Sänger und Begleiter machte, und Dich zu meinen Improvisationen die Harfe spielen ließ? Wie hat nicht ganz Rom Dich bewundert, wenn Du die Canzonen sangst, welche ich für Dich gedichtet, und habe ich Dir nicht so Ehre und Ansehen verschafft, und aus einem niedrigen Bettler einen vielgepriesenen Menschen gemacht? Geh, Du darfst mich nicht verlassen, denn Du bist mein Geschöpf, mein Eigenthum!“

Er stieß sie wild zurück und sein Auge flammte in wildem Zorn. „Signora,“ sagte er mit wuthzitternden Lippen, „Ihr habt das letzte Band zerrissen, das mich an Euch fesselte, und indem Ihr Eure Wohlthaten mir vorhieltet, habt Ihr sie vernichtet! Jetzt haben wir nichts mehr gemein miteinander, als vielleicht den gegenseitigen Haß, und der wird länger dauern als unsere Liebe, hoffe ich!“

Und Carlo näherte sich der Thür. Corilla stürzte ihm mit einem Ausruf des Entsetzens nach.

„Du willst mich jetzt verlassen!“ schrie sie angstvoll, „jetzt in dieser Stunde, wo ich Deiner so sehr bedarf. Jetzt, wo ich vor dem Adel und vor allen diesen versammelten Nobili einen neuen Triumph meiner Kunst feiern soll? Wo aller Augen erwartungsvoll nach jenem Vorhang blicken, hinter welchem ich erscheinen soll? Nein, nein, Carlo, aus Erbarmen, nur eine Stunde, nur diesen Abend noch bleibe bei mir.“

Carlo lächelte verächtlich. „Ich bleibe, sagte er, denn ich habe es ihr versprochn, daß sie Dich hören soll!“

„Sie ist also gekommen?“ rief sie mit wilder Freude.

„Sie ist hier!“ sagte er lakonisch.

Corilla hörte nicht mehr auf ihn, sie ging mit stolzer, triumphirender Miene auf und ab, und ein grausames, schadenfrohes Lächeln umspielte ihre Lippen.

In diesem Augenblicke klopfte es leise an die Thür, diese ward geöffnet, und ein Mann erschien auf der Schwelle und blickte mit einem grinsenden Lachen in das Zimmer hinein.

Corilla gab ihm ein Zeichen und deutete verstohlen auf Carlo hin, der, ihr den Rücken halb zugewandt, nichts zu ahnen schien von dem, was hinter ihm geschah. Aber er sah es dennoch, er sah in diesem hohen Spiegel, welcher in der Mitte des Zimmers stand, wie Corilla diesem Manne, der die Livree des Principe Albani trug, Zeichen des Einverständnisses machte, er sah, wie dieser ihr mit dem Kopfe nickte, wie er die Finger bewegt und ihr Antwort gab, und wie er dann einen Dolch hervorzog und ihn drohend über seinem Haupte schwang.

O, Carlo hatte sehr wohl verstanden, was dieser Mann gesagte, er auch verstand diese Sprache der Finger, diese vielgeübte Sprache der Römer und Neapolitaner.

Der Mann hatte gesagt: „Sie ist hier, diese schöne Dame! Sie kann uns nicht mehr entgehen!“

„Ihr werdet sie treffen?“ hatte Corilla gefragt.

Der Mann hatte den Dolch über seinem Haupte geschwungen und zwei Finger seiner Rechten emporgehoben. Das hieß: „In zwei Stunden wird sie ermordet!“

„Gut! Ihr sollt mit mir zufrieden sein!“ war Corilla's Antwort gewesen.

Die Thür war wieder geschlossen. Corilla wandte sich lächelnd zu Carlo hin, ihr früherer Groll schien verschwunden, sie war ganz Heiterkeit und Anmuth.

„Carlo!“ sagte sie, ihm die Hand darreichend, „wie gut Du bist, daß Du mich nicht verläßt. Laß uns jetzt immerhin beginnen! Ich fühle mich ganz Gluth und

Begeisterung, ganz Lust und Wonne! Ah, ich werde diese guten Römer entzücken, denke ich!"

„Wie lange dauert diese Improvisation?" fragte Carlo rauh.

„Nun, ein, zwei Stunden, je nach dem Entzücken unsers Publikums."

„Wenn diese Farce heute länger als eine und eine halbe Stunde dauert, so werfe ich die Harfe hin und gehe davon," sagte Carlo streng. „Das schwöre ich Dir bei dem Geiste meiner Mutter! Denke daran, ich werde Dir die Uhr von Viertelstunde zu Viertelstunde zeigen!"

„Du bist ein Tyrann!" sagte sie lachend. „Aber ich werde Dir gehorchen müssen. Gib also immerhin das Zeichen, daß wir bereit sind!"

28.

Die Improvisatrice.

Die ganze Gesellschaft des Grafen Bernis war in dem Riesensaale versammelt, und Aller Augen blickten jetzt gespannt auf diesen geheimnißvollen Vorhang, welcher noch immer nicht geöffnet war.

Jetzt ertönte eine kleine Glocke und der Gesandte wandte sich lächelnd zu Natalien, welche an seiner Seite saß. „Ich denke, dieses Mysterium wird sich uns jetzt enthüllen," sagte er.

„Und ich ängstigte mich fast davor," sagte das junge Mädchen, mit einer lieblichen Bewegung ihre Hand an ihr Herz legend. „Mir klopft das Herz so allgewaltig und stürmisch, als solle da drinnen in meiner Brust sich mir auch ein Mysterium enthüllen und zur Klarheit gelangen. Glauben Sie denn an Ahnungen, Herr Graf?"

Bernis hatte nicht Zeit, ihr zu antworten. Eben flog der Vorhang auf, ein allgemeines Ah! der Bewunderung ertönte, und plötzlich hingerissen von Freude und Begeisterung, brach die Gesellschaft in ein langdauerndes, ungeheures Beifallsrufen aus, und Alles rief und jauchzte: „Evviva Corilla! L'improvisatrice Corilla!"

Und in der That, es war ein wundervolles Bild, welches den Blicken der Gesellschaft sich darbot. Diese blumenbestreuten Stufen, sie führten hinauf zu einem Altare, auf dessen Mitte zwischen Gewinden zwei dunkelrothe Flammen emporzuckten. An diesem Altare lehnte erhaben und groß wie eine griechische Priesterin, die Improvisatrice Corilla. Das Auge gen Himmel gewandt, das Antlitz von den dunkelrothen Flammen, wie mit Rosengluthen angehaucht, den rechten halb erhobenen Arm an eine Urne gelehnt, welche seitwärts auf dem Altare stand, den linken Arm emporgestreckt gen Himmel, so glich sie einer gottbegnadeten Priesterin, welche soeben eine Botschaft ihres Gottes empfängt, mit entzückendem Lauschen, mit angehaltnem Athem, mit halb geöffnetem Munde ihres Gottes Stimme vernimmt, und in seliger Berauschung, der Welt vergessend, mit Blicken und Gedanken sich aufwärts schwingen möchte!

Und während Corilla noch immer wie in begeistertem Schauen unbeweglich dastand, begannen leiswehende Harfenklänge, sie wurden stärker und voller, jetzt ertönten sie mit rauschendem Jubel, und brausten mit mächtigem Klange dahin. Von Corilla ab lenkten sich Aller Blicke auf Carlo, welcher in leichter griechischer Jünglingstracht, die Harfe im Arm ,an den im Hintergrunde der Bühne aufgestellten blühenden Granatenbäumen lehnte, und mit seinem bleichen ernsten Gesicht, mit seinen edlen männlichen Zügen einen schönen Gegensatz bildete zu der von Begeisterung und Liebe strahlenden Priesterin Corilla.

Natalie fühlte es wie einen leisen Stich in ihrem Herzen, unwillkürlich griff sie mit der Hand nach ihrem Busen. Es war ein seltsames, wunderbares Gefühl, welches sich in ihr regte, halb gehörte es der Freude an, ihren Freund dort zu sehen und zu hören, wie man in halblauten Worten seine Schönheit pries und sein wundervolles Harfenspiel, halb wieder fühlte sie sich schmerzlich bewegt, — sie wußt nicht weshalb, aber als ihr Blick, welcher eben dem seinen begegnet war, sich von ihm abwandte und zu Corilla hinüberschweifte, sagte sie ganz traurig zu sich selber: Sie ist viel schöner, als ich es bin!

Und jetzt öffnete Carlo die Lippen, und zu einer einfachen, schönen Melodie sang er mit wunderherrlicher Stimme ein einleitendes Lied, das gewissermaßen vorbereiten sollte auf die kommende Feier. Als er dies geendet, schlüpften hinter den Granatenzweigen zwei liebliche Amoretten hervor und eilten mit silbernen Schalen in den Händen die Stufen hinunter in den Kreis der Gäste, sie in lieblichen Worten auffordernd, Themata für die große Improvisatrice Corilla in diese silbernen Schalen zu werfen.

Dann eilten sie wieder empor zu dem Altar und warfen die beschriebenen Zettelchen in die Urne. Die Harfenklänge begannen auf's Neue, und mit feierlichem Ernste, Angesicht und Blick noch immer gen Himmel gewandt, zog Corilla einen dieser beschriebenen Streifchen Papier aus der Urne hervor. Der Zufall war ihr günstig gewesen, oder auch ihre eigene Geschicklichkeit.

Sappho's Liebesklage, bevor sie sich vom Felsen stürzt: das war das Thema, welches man von ihr begehrte.

Sofort nahmen Corilla's Züge einen schwermüthigen Ausdruck an, ihre Augen flammten in unheimlichem Feuer, der vorher gen Himmel gehobene Arm sank schlaff an ihrem Körper herab, das Haupt neigte sich, einer geknickten Rose gleich, auf ihre Brust, der andere Arm schloß sich krampfhaft um die Urne, und in dieser Stellung glich sie in der That einer Trauernden, Zer-

brochenen, welche über der Aschenurne ihres verlorenen Glückes weint; jetzt war sie die Verstoßene, Verlassene, die bereit ist, das Leben von sich zu werfen, und über finstern Todesgedanken brütet. — Und während ihr Antlitz diesen Ausdruck annahm, und sie, vor sich zur Erde niederstarrend, über ihrem unheilvollen Sappho-schicksal mit grollendem Herzen zu sinnen schien, dachte Corilla: das ist ein ganz allerliebstes Thema, welches der gute Prinzipe Albani mir da hineingeworfen. Ich fand es gleich heraus an der kleinen Nadel, welche er, wie er es mir zuvor gesagt, in dem Papier befestigt hatte. Dieser Mann ist ein gefälliger kleiner Teufel, und ich werde ihm schon einen Kuß bewilligen müssen für seine Gefälligkeit. Uebrigens werden die Tasso-schen Reime hier am passendsten sein!

Sie hob den Blick mit einem finstern Ausdruck wieder empor, und mit hochwallendem Busen, mit fieberisch fliegendem Athem begann sie die Liebesklage der Sappho. Bald wie Donnergerolle, bald wie Flötengelispel tönte diese liebliche, bilderreiche Sprache Italiens von ihren Lippen, wie Musik erklangen diese vollen, künstlichen Reime, von denen nur wenige der Zuhörer ahnten, daß sie dem Tasso entnommen seien. In italienischer Sprache zu improvisiren ist eine sehr leichte und dankbare Aufgabe! Was Wunder, daß sie Corilla so entzückend löste. Es kam dabei nicht auf Gedanken an, man fragte nicht nach dem Kern, man ließ sich genug sein an der glänzenden Schale, und nicht der Sinn ihrer Worte, sondern die Melodie derselben war es, welche man bewunderte. Man lauschte nicht auf die Gedanken, sondern nur auf den Reim, und mit entzücktem Lächeln und bewundernden Blicken schaute man einander an, wenn, Dank den Studien, welche Corilla im Tasso, Marino und Ariost gemacht, auf die schwierigsten Worte selbst der Reim sich wie von selber zu finden schien.

Ein ungeheurer Beifallssturm ertönte, als Corilla geendet; und wie aus einem Taumel erwachend, mit irren Blicken und staunenden Zügen, schaute Corilla umher, als begriffe und wisse sie nicht, von wannen sie komme und in welcher fremden Umgebung sie sich befände!

Und nach einer kurzen Pause, welche Carlo mit seiner Harfe ausgefüllt, griff sie abermals in die Urne und zog ein neues Thema hervor, und abermals schien die Begeisterung über sie zu kommen, der heilige Pfingsttag ihrer Muse sich zu erneuern. Immer stürmischer, immer rauschender ertönte das Beifallsgejauchze der Hörer, es war wie ein einziger Donner des Entzückens, eine wahre Freudensalve. Es begeisterte Corilla zu immer neuen Improvisationen, sie griff immer wieder hinein in die Urne und zog neue Themata hervor, sie schien ganz unerschöpflich heute.

„Jetzt ist es genug," flüsterte Carlo, als sie eben wieder ein Thema genommen. „Du hast nur noch eine Viertelstunde Zeit!"

„Nur dies eine Thema noch," bat sie leise. „Es ist ein sehr glückliches, es wird mir alle diese Herren gewinnen!"

„Noch eine Viertelstunde, dann ist Deine Zeit um," sagte er. „Gedenke meines Schwures, ich halte Wort!"

Eine namenlose Angst, eine quälende Unruhe überkam ihn, kaum hatte er Kraft und Besinnung, Corilla zu begleiten, welche eben in schönen Versen die Frage erörterte: welches Rom ist das glücklichere, das alte oder das neue?

Starr und unverwandt blickte Carlo auf Natalie hin, es ängstigte ihn fürchterlich, nicht neben ihr zu sein, nicht jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Schritte überwachen zu können, es schien ihm, als sähe er schon jenen wildblickenden Mann mit dem geschwungenen Dolche heranschleichen! Und sie, war sie nicht bleich wie eine Lilie, mein Gott, schien sie nicht in diesem weißen Gewande schon jetzt eine Braut des Todes zu sein?

„Ich muß zu ihr hin, ich muß sie beschützen oder sterben," dachte er, und mit einem drohenden Blick auf Corilla zeigte er ihr die Uhr. — Corilla las in seinen Mienen, daß es ihm ernst sei mit seiner Drohung. Und gleichsam, als ob die Begeisterung ihren Worten Flügel verleihe, sprach sie wie in einem Sturme innerer Aufregung weiter, und mit flammenden Worten entschied sie: das neue Rom sei das glücklichere.

Jetzt war der Beifall noch enthusiastischer und Alles drängte und eilte zu der Tribüne hin, um sie im Triumphe die Stufen hinunter und in die Gesellschaft zu geleiten.

Ein schneller Gedanke der Rettung war wie ein Blitz in Carlo's Seele emporgetaucht.

„Sie muß ganz abgesondert werden von der Gesellschaft, und dann werde ich suchen, diesen Menschen aufzufinden, und ihn unschädlich machen!" dachte er.

Mit Gewalt brach er sich Bahn durch die Menge, welche Corilla umdrängte, und jetzt stand er neben dem Grafen Bernis, an dessen Seite sich immer Natalie und der Graf Paulo befanden.

„Ihr habt die Leier geschlagen wie Apoll," rief der Graf dem Sänger entgegen.

Carlo verneigte sich lächelnd und sagte hastig: „und wißt Ihr auch, Signor, daß eine viel größere Dichterin und Improvisatrice als unsere Corilla in Eurer Gesellschaft ist?"

Graf Bernis drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Armer Carlo, dahin schon ist es gekommen!" sagte er. „Ihr seid eifersüchtig auf unser Entzücken und wollt Corilla's Ruhm schmälern, um sie mehr Euer Eigen zu nennen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Unglücklicherweise habe ich den Beweis in den Händen, daß Sie sich irren. Wenn der alte Herr Scudamore wüßte, was ich weiß, so würden Fanny und Ellen längst aus Thirlwall verbannt sein."

„Unmöglich!"

„Unmöglich mag es sein," sagte Edith spöttisch, „aber es ist so. Fanny und Ellen sind ebensowenig Scudamores rechtmäßige Enkelinnen, wie ich."

„Und die beiden Mädchen wissen es und lassen ihren angeblichen Großvater in dem Wahne, daß sie seine Enkelinnen und Erbinnen seien? Verzeihen Sie, Edith, wenn mir das unglaublich vorkommt."

„Fragen Sie nur einmal Fanny auf ihr Gewissen. Sie wird es leugnen vermuthe ich, aber es ist darum nicht minder wahr."

Holmfeld begriff noch immer nicht, daß es sich so verhalten könnte, aber zu dem vollen Unglauben, den klügere Menschen Ediths Behauptungen entgegengebracht hätten, verdichteten sich seine Zweifel nicht. Indem sie ihm absichtlich verschwieg, wie grundverschieden bezüglich ihrer und der Schwestern Scudamore die Dinge lagen, verlockte sie ihn zu dem Wahn, daß auch die Geschwister aus denselben Gründen und genau so wenig Anspruch auf das Scudamore'sche Vermögen hätten wie Edith. Und darüber gerieth er, wie sie es beabsichtigt hatte, in eine schwankende und unsichere Stimmung. Allerdings blieb er nach wie vor entschlossen, den alten Scudamore darüber aufzuklären, daß Edith eigentlich Marie Violet und nicht seine Enkelin sei, aber andererseits schien es ihm unbillig zu sein, daß die Frucht dieses ehrlichen Auftretens von solchen eingeheimst werden sollte, die ebenfalls ganz und gar keinen Anspruch darauf hatten. Er sah jetzt Ediths Abneigung gegen Ueberstürzung mit milderen Augen an und war nun selbst gewillt, die von Edith gewünschte Verzögerung so lange auszudehnen, bis alle Verhältnisse klargelegt wären. So lange sie allein auf unrechtmäßigem Boden stand, kannte er keine Rücksicht auf sie, seitdem er aber erfahren hatte, daß auch andere, und zwar grade jene, die nach seiner Meinung durch Edith in ihren Rechten beeinträchtigt wurden, ebensowenig legitime Ansprüche hatten wie sie selbst, mußte doch billigerweise zunächst einmal überlegt werden, wie die Anforderungen des Gewissens im Einklang mit der gesunden Vernunft und Lebensklugheit befriedigt werden könnten. Hier ward namentlich die Erwägung bedeutsam, ob nicht Scudamore, wenn er mit einem Schlage alle drei Enkelinnen verlor, für alle drei etwas thun würde, was er einer Einzigen zweifellos versagt hätte. Das war eine Möglichkeit, die nicht als ganz undenkbar von der Hand zu weisen war.

Das waren die Gründe, aus denen Holmfeld in der Nacht, die auf seine Unterredung mit Edith folgte, zu dem Entschluß kam, gleiches Recht für Alle walten zu lassen, wenigstens so weit es von ihm abhinge. Es war abermals ein sprechender Beweis seiner geringen Menschenkenntniß, daß er sich nicht ein einziges Mal die Frage vorlegte, ob es bei Ediths Charakter denkbar wäre, daß sie, im Besitze der angeblichen Kenntniß von Fanny und Ellen, so lange geschwiegen haben würde.

Bessere Menschenkenntniß bewährte Holmfeld, indem er sich vornahm, nicht Ellen oder ihre Mutter, sondern Fanny über das zu befragen, was er von Edith gehört hatte. Er war überzeugt, daß ein Appell an ihr Billigkeitsgefühl nicht vergeblich sein würde.

Der Zufall kam ihm bei seinem Vorhaben zu Hilfe. Fanny fragte ihn am nächsten Morgen, ob er sie nicht zu ihrem Lieblingsplätzchen begleiten wollte, das eine so prächtige Aussicht auf die See gewährte; Holmfeld, seinen Plan im Auge, war dazu gleich bereit. Edith und Ellen theilten Fannys Vorliebe für jenen Platz nicht, der freilich in ihren Augen auch jenes besonderen Reizes ermangelte, mit dem er in Fannys Gedanken für immer verknüpft war. Sie zogen es daher vor, den warmen Vormittag in größerer Nähe des Hauses zu verleben, und später Besuche in der Nachbarschaft zu machen.

Holmfeld erwies sich während des Spaziergangs als ein ziemlich einsilbiger Gesellschafter, und das war Fanny, die auch nicht zum Sprechen aufgelegt war, gerade recht. Beide waren mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, und das hin- und herspringende Gespräch, das sie führten, bis sie den bekannten Bergesvorsprung erreichten, war weder sehr geistreich noch sehr munter. Indem Holmfeld seine Begleiterin ansah und sich seines früheren freundschaftlichen und herzlichen Verkehrs mit ihr erinnerte, kamen ihm doch so erhebliche Zweifel an der Wahrheit dessen, was Edith gesagt hatte, daß er mehr als einmal nahe daran war, seine peinliche Frage aufzuschieben und sich vorher noch einmal genauer bei Edith zu erkundigen.

Ein Weilchen saßen beide schweigend auf dem Ruhesitze, lauschten dem leisen, eintönigen Geräusch der in der Ferne brandenden Meereswellen und blickten über das grüne Laub auf die blaue Fluth. Fanny, selbst von sehnsüchtigen Gedanken nach dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, heimgesucht, fühlte Holmfeld den tiefen, nagenden Kummer nach, den ihm die erste große Enttäuschung seines Lebens bereiten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 288. Dienstag, den 19. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

Wir werden und müssen dahin kommen!" rief Paulo glühend. „Ich muß diese Aufgabe meines Lebens erfüllen, oder sterben! Hinweg jetzt mit allem Schwanken und allem Zagen! Was sein muß, soll sein! Nicht soll man sagen, daß der Mann, welcher der verlassenen und bedrohten Waise sich erbarmte, und sie zu seinen Zwecken auferzog, daß er, um eigener, egoistischer Wünsche willen, seine Pläne aufgab, und kleinmüthig nicht zu Ende brachte, was er begonnen! Nein, nein, nicht so soll die Geschichte von mir zu berichten haben! Sie soll mich mindestens als einen Tapfern nennen, der seinen höhern Zwecken sein Herz, und auch sein Leben zum Opfer bringen konnte! Siegle diese Briefe, Cecil. Es ist mein Vermächtniß an Natalien, ich werde es in ihre eignen Hände niederlegen! Ach, Cecil, ich war ein schwärmerischer Thor bis zu dieser Stunde! Ich dachte, — ach was dachte und träumte ich nicht Alles! Ich dachte, daß alle diese Pläne und dies Wollen nicht so viel werth sei, als ein einziges Lächeln ihres Mundes, und daß: wenn sie zu mir spräche: Ich liebe Dich! dies süße Wort mit einer Kaiserkrone nicht zu theuer bezahlt sein würde! Vielleicht, ja vielleicht denke ich es noch, aber ich will nicht mehr von solchen Gedanken mich beherrschen lassen! Wir müssen fort, Nataliens Glück erheischt es! Und übrigens wird es ihr an Freunden und Beschützern jetzt nicht mangeln! Es war nicht ohne Absicht, daß ich sie gestern der vornehmen Welt Rom's gezeigt habe, nicht ohne Absicht, daß ich selber dafür stimmte, daß sie als Dichterin sich geltend mache. Jetzt kennt man ihren Namen, mit lautem Lobe wiederholt man ihn aller Orten, ganz Rom wird heute für die Prinzessin Tartaroff schwärmen, ganz Rom wird sie beschützen und behüten. Und zudem werde ich sie noch der besonderen Obhut des Grafen Bernis empfehlen!"

Und gerade in seinem Hause wär sie fast ermordet worden!" sagte Cecil. „Ohne diesen Sänger Carlo wäre sie verloren gewesen! Wollt Ihr ihr einen Beschützer wählen, nun, so laßt es Carlo sein! — —

Graf Paulo zog die Stirn in finstere Falten. „Dieser Sänger Carlo liebt sie!" sagte er.

„Gerade deshalb!" sagte Cecil lächelnd. „Wer sie liebt, wird sie am besten zu schützen wissen!"

Paulo antwortete nicht; gedankenvoll ging er auf und ab; dann sagte er entschlossen: „Siegle diese Briefe, Cecil, ich will sie Natalien bringen!"

„Ihr wollt sie also noch wiedersehen?" fragte Cecil, während er die Briefe zusammenfaltete. „Ihr wollt Euch den Abschied erschweren?"

„Ich will es!" sagte Paulo entschieden, und die Briefe nehmend, verließ er entschlossenen Schrittes das Gemach.

Er fand Natalie in ihrem Zimmer. Sie hörte ihn nicht kommen, sie wandte sich nicht nach ihm um. Regungslos saß sie am Fenster, und den Kopf schwermuthsvoll in die Hand gestützt, blickte sie gedankenvoll hinaus in den Garten.

Die Begebenheiten des gestrigen Abends hatten sie umgewandelt. Sie fühlte sich gealtert, erfahrungsreicher, ernster. Ein dunkler Schatten war über ihr sonnenhelles Glück dahingezogen, eine finstere Macht hatte sich ihr drohend genaht, der Ernst des Lebens hatte sie mit einer unheimlichen Hand berührt und diesen Aetherstaub des harmlosen, heitern und freudigen Friedens von ihrer Kinderseele abgestreift! Das glückliche Kind war zu einer bewußten Jungfrau geworden, und neue Gedanken, neue Gefühle waren in ihr aufgekeimt. Der erste Thränenthau des Schmerzes hatte mit mächtiger Schöpferkraft alle diese schlummernden Blüthen ihres Herzens emporgerufen zum Dasein und zur Thatkraft, und ihre unbewußten Gefühle waren zu bewußten Gedanken geworden.

Aber was war Alles auch nicht geschehen, seit dem gestrigen Abend, was hatte sie nicht erlebt und durchempfunden! Zuerst, war nicht ein neues Glück über sie hereingebrochen, hatte sie nicht jetzt einen Namen, war sie nicht eine Prinzessin? Dann, hatte sie nicht einen Triumph gefeiert, einen Triumph in Gegnwart dieser berühmten Corilla? Aber dann auch, wie viele Enttäuschungen hatte sie nicht in wenigen Stunden erfahren! Wie hatte sie ihr Herz sich erkalten gefühlt bei

Corilla's wortreichen Poesien. Ihre ganze Seele hatte geschmachtet, eine Dichterin kennen zu lernen, und sie hatte nur ein gereimtes Kunststück vernommen! Und nun dieses letzte, dieses entsetzliche Ereigniß! Weshalb hatte man sie ermorden wollen! Wer waren ihre unbekannten Feinde, und weshalb hatte sie Feinde!

„Ich wäre todt, wenn Er mich nicht errettet hätte!" flüsterte sie, und ein sonnenhelles Lächeln breitete sich über ihr liebliches Antlitz aus. „Ja, ohne Carlo wäre ich verloren gewesen, ihm danke ich mein Leben!"

„O," sagte sie ganz laut, „ihm gehört also mein Dasein, und jedes Glück, und jede Freude, die ich noch empfinden kann, ihm, meinem Freunde Carlo, werde ich Alles zu danken haben! Mein Gott, wie lohne ich ihm nur dies süße Glück?"

Und während sie so sprach, stand Graf Paulo hinter ihr bleich und schweigend; sie sah ihn nicht, und nach einer Pause sagte sie: „Wie seltsam das ist! Wenn ich heute nur an ihn denke, so klopft mein Herz, wie niemals sonst, ich fühle es da in meinem Herzen wie ein himmlisches Glück, und doch zugleich wie einen tiefen Schmerz! Mein Gott, was ist dies nur, und weshalb denke ich heute immer nur an ihn, und möchte weinen, weil er immer noch nicht kommt! Wie wunderbar das alles ist, und wie schlimm zugleich! Denn wie, ist es mir nicht, als ob ich Carlo mehr liebte als alle andere Menschen, mehr selbst als Paulo, der mir doch sonst das Liebste war? Wie ist das nur, und bin ich wirklich denn so undankbar gegen Paulo?"

Graf Paulo stand noch immer hinter ihr, bleich und schweigend. Ein schmerzlich ironisches Lächeln flog über sein Gesicht, und er dachte: „Ich kam mit einer Frage und Natalie hat mir die Antwort schon gegeben, noch bevor ich fragte! Vielleicht ist's besser so! Jetzt habe ich nichts mehr zu fragen!"

Das junge Mädchen versenkte sich tiefer und tiefer in Gedanken. Graf Paulo legte leise seine Hand auf ihre Schulter. Sie erschrak zusamme und rief unwillkürlich: „Carlo!"

„Nein, Paulo!" sagte er schmerzlich lächelnd, „aber jedenfalls ein Freund, Natalie, wenn auch ein Freund, der Dich verlassen will!"

„Du mich verlassen?" rief sie angstvoll.

„Das heißt nur äußerlich, nur mit meinem Körper, niemals mit meiner Seele," sagte er tiefbewegt. Die, Natalie, wird ewig bei Dir sein, die wird Dich niemals verlassen, hörst Du, niemals! Daran gedenke immer, mein hodes Kind, meine süße Blume! Zweifle nie an mir, und wenn meine Stimme Dich nicht erreicht, und wenn keine Nachricht von mir zu Dir gelangt, dann denke nicht: „Paulo hat mich verlassen!" nein, dann denke immer nur: „Paulo ist gestorben, aber mein Name ist sein Todesgedanke gewesen, und sein letzter Seufzer gehörte mir!"

„Du mich verlassen?" sagte sie, die Hände ringend. „Was bin ich, was beginne ich ohne Dich! Du warst mein Schutz und meine Stütze, mein Lehrer und mein Freund! Mein Gott, Du warst mir Alles, und zu Dir blickte ich empor, wie zu meinem Herrn und Vater!"

Graf Paulo lächelte schmerzlich. „Liebe mich immerhin als Deinen Vater," sagte er, „so lange ich lebe, sollst Du keine Waise sein, das schwöre ich Dir!"

„Und mußt Du gehen," rief sie, sich an ihn schmiegend, „nun wohl, so laß mich Dich begleiten! Du willst mein Vater sein, nun wohl, ich fordere mein Recht als Deine Tochter; ihren Vater zu begleiten, das ist das Recht der Tochter!"

„Nein," sagte er fest, „Du bleibst ,und ich gehe, aber ich gehe für Dich, und um Dir eine Zukunft des Glanzes und der Macht zu sichern. Daran gedenke, Prinzessin Natalie, das vergiß nicht, und wenn sie mich dereinst einen Verräther schelten, und wenn sie meinen Namen brandmarken, so sage: nein, er war kein Verräther, denn er liebte mich!"

„Und jetzt höre, was ich Dir noch zu sagen habe, fuhr der Graf nach einer Pause fort, während Natalie still weinend zu ihm empor blickte. „Aber sieh mich an, Natalie, nein, nicht diesen wehmuthsvollen Blick, ich kann's nicht tragen, ich kann es nicht! Laß mir meine Fassung und meinen Muth, denn ich bedarf desselben! Weine nicht!"

Und sofort versuchte Natalie zu lächeln und trocknete mit ihren langen Locken ihre Augen

„Ich weine nicht!" sagte sie, „ich höre Dir zu!"

Paulo legte zwei versiegelte Briefe in ihre Hand.

„Schwöre mir," sagte er, diese beiden Briefe heilig zu halten als Deines Lebens köstlichstes Besitzthum.

„Ich schwöre es!" sagte sie.

„Schwöre mir, keinem menschlichen Auge sie zu zeigen, keinem menschlichen Ohr etwas von ihrem Besitze zu verrathen! Schwöre mir das beim Andenken an Deine Mutter, welche in diesem Augenblick von dem Himmel dort droben zu ihrer Tochter herniederblickt und Deinen Schwur vernimmt!"

„Sie ist also todt!" sagte das junge Mädchen, und ließ traurig ihr Haupt auf ihre Brust sinken.

„Du hast noch nicht geschworen!" sagte er.

Und das junge Mädchen erhob ihr Haupt, und den Blick gen Himmel gewandt, als hoffe sie dort wirklich dem zärtlichen Auge ihrer Mutter zu begegnen, sagte sie feierlich: „Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter, keinem menschlichen Auge diese Papiere zu zeigen, keinem menschlichen Ohre ihren Besitz oder ihre Existenz zu verrathen, sondern sie heilig zu halten

als mein köstlichstes und geheimnißvollstes Besitzthum!"

„Schwöre mir ferner," sagte Graf Paulo, „daß Du, wenn eine Gefahr Dich bedroht, alles Andere eher vergessen willst als diese Papiere, daß sie das Erste sind, was Du zu retten trachtest. Ja, schwöre mir, daß Du sie immer auf Deinem Herzen tragen, sie niemals von Dir lassen willst!"

„Ich schwöre es!" sagte Natalie. „Ich werde diese Papiere, muß es sein, selbst mit meinem Leben zu vertheidigen wissen!"

„Und damit vertheidigst Du zugleich Deine Ehre," sagte Paulo, „denn Deine Ehre ruht in diesen Papieren. Doch frage mich nicht, was sie enthalten. Du darfst es noch nicht wissen, es ist Gefahr dabei, ihren Inhalt zu kennen! Aber wenn ein ganzes Jahr vergangen ist, ohne daß ich wiederkehre oder Du von mir erfährst, und wenn in diesem ganzen Jahre keine einzige Botschaft von mir bis zu Dir gedrungen ist, dann, Natalie, dann öffne diese Briefe, sie enthalten alsdann mein Vermächtniß, und Du wirst es heilig halten, um es zu erfüllen!"

Natalie sagte schluchzend: „O mein Gott warum hat dieser Dolch nicht gestern mein Herz durchbohrt! Dann starb ich doch, während ich noch glücklich war!"

„Du wirst es auch jetzt noch sein!" sagte Graf Paulo mit einem leisen Anflug von Bitterkeit, „Carlo bleibt Dir und Deiner Zukunft!"

Sie sah ihn mit klaren hellen Blicken an und antwortete nicht. Sie war sich selber wieder ein Räthsel geworden. Jetzt, wo ihr Freund, wo Paulo sie verlassen wollte, jetzt schien es ihr, als habe sie Unrecht gethan, auch nur einen Moment einen Andern mehr zu lieben, als ihn, ihren Wohlthäter und Beschützer, ja, als liebe sie in der That Niemand so sehr wie ihn, als könne sie alles Andere verlassenund aufgeben, wenn sie dafür die Nähe und die stete Gegenwart Paulo's sich zu sichern vermöchte!"

Aber plötzlich schrak sie zusammen, und ein glühendes Roth bedeckte ihre Wangen. Ganz zufällig war ihr Blick durch das Fenster in den Garten geschweift, und sie hatte dort Carlo gewahrt, wie er mit langsamen, zögernden Schritten die Allee, welche zur Villa führte, herunterschritt.

Graf Paulo war ihrem Blicke gefolgt und als er jetzt den Sänger gewahrte, sagte er: „Der soll von nun an Dein Beschützer sein! Versprich mir, ihn als einen Bruder zu lieben! Willst Du das?"

Er sah sie fest und durchdringend an, aber sie schlug vor diesen fragenden forschenden Augen den Blick nicht nieder, sondern sah ihn an mit unschuldigen, klaren Augen.

„Ja, ich will ihn lieben als einen Bruder!" sagte sie.

„Noch Eins, und dann laß uns scheiden!" sagte Paulo. „Marianne ist treu und ehrlich, laß sie niemals von Dir. Ich habe sie auf sechs Monate reichlich mit Geld zur Bestreitung aller Ausgaben versehen, und ich hoffe, schon lange, ehe diese Frist abgelaufen, werde ich neue Summen gesendet haben. Wenn nicht, so denke, ich sei todt, denn nur mit meinem Leben kann diese süße Pflicht, für Dich zu sorgen, mir geraubt werden! Und jetzt laß mich zu Carlo gehen!"

Er nickte ihr leicht mit dem Kopfe und verließ dann rasch das Zimmer.

Eben schritt Carlo die Freitreppe der Villa hinauf. Paulo trat ihm entgegen und begrüßte ihn herzlich.

„Laßt uns hinunter gehen in den Garten," sagte er, „viele Dinge habe ich mit Euch zu besprechen!"

Lange verweilten die beiden Männer im Garten. Natalie stand am Fenster und sah sie zuweilen Arm in Arm an irgend einer Biegung des Weges erscheinen, um dann wieder zu verschwinden und weiter zu wandeln im ernsten Gespräche.

Wunderbare Gedanken durchzogen die Seele des jungen Mädchens, und wenn sie die Beiden Arm in Arm so einherschreiten sah, fragte sie sinnend sich selber: „Wer ist es denn, den ich am meisten liebe! Ist es Carlo, ist es Paulo?"

„Ich kenne Euch jetzt ganz," sagte Graf Paulo, als sie sich nach stundenlangem, eifrigem Gespräche dem Hause wieder näherten. „Ja, mir scheint, ich kenne Euch wie mich selber, und ich weiß, daß ich Euch vertrauen darf! Ihr habt mich ganz beruhigt, und ich danke Euch für Euer Zutrauen! Corilla, diese eitle Improvisatrice, war es also, welche sie vernichten wollte! Das ist beruhigend, und ich kann jetzt mit leichteren Herzen scheiden! Gegen solche Angriffe vermögt Ihr sie zu schützen!"

„Ich werde sie gegen jeden Angriff schützen," rief Carlo. „Ihr habt meinen Schwur darauf, heilig soll mir das Geheimniß sein, welches Ihr mir anvertraut, und damit habt Ihr Natalie gefeiet und geschützt vor jedem lauten Ausbruche meiner Leidenschaft. So hoch steht sie jetzt über mir, daß ich sie nur als meine Heilige anbeten, sie nur lieben kann, wie man die unerreichbaren Sterne liebt! — —"

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Flammend roth vor Entrüstung sprang Fanny auf. „Sie scheinen gar kein Verständniß dafür zu haben, wie tödtlich Sie mich beleidigen, Herr Holmfeld!" rief sie. „Haben Sie denn kein Ehrgefühl?"

„Mein Fräulein — ich beschwöre Sie, hören Sie — hören Sie mich an!" bat Holmfeld fassungslos. „Ich

wollte Sie bei Gott nicht kränken! Ich sehe ein, welche bodenlose Dummheit ich bgangen habe. Verzeihen Sie mir, aber ich bin wirklich . . ."

„Lassen Sie nur," sagte Fanny ruhiger, indem sie sich wieder setzte. „Für unerfahren habe ich Sie immer gehalten, aber solchen Mangel an Zartgefühl habe ich Ihnen nie zugetraut."

„Bitte, schelten Sie mich tüchtig!" sagte Holmfeld kleinlaut. „Nennen Sie mich einen Esel ,ein Nilpferd, ein Nashorn — ein, was Sie wollen — ersinnen Sie das schlimmste Schimpfwort . . ."

„Das würde einmal recht ladylike sein."

„Nur lassen Sie mich nicht in dem Glauben daß ich meine beste, meine einzige Freundin verloren habe! Das würde ich nicht ertragen!"

„Welch' ein Aufwand von Redensarten!" zürnte Fanny noch unversöhnt. „Sie haben bewiesen, daß Sie sehr viel ertragen können! Sie trauen Ihrer angeblich besten Freundin ganz ungenirt eine schimpfliche Handlungsweise zu und verlangen, daß sie nach einer solchen Behandlung noch Ihre beste Freundin bleibe! Ist das männlich?"

„Ich hatte es nicht überlegt."

„Natürlich nicht — aber ist das eine Entschuldigung?"

„Nein. Sie haben Recht — ich bin brutal und dumm gewesen!"

Fanny wußte wirklich nicht, ob sie lachen oder zürnen oder Mitleid empfinden sollte; aber verzeihen konnte sie noch nicht, sie war zu tief verwundet.

„Wer hat es Ihnen gesagt?" wiederholte sie ihre frühere Frage.

„Fräulein . . ." begann Holmfeld, und dann verstummte er. Wieder am Rande einer unzarten Indiskretion, besann er sich noch in letzter Sekunde. Aber es war zu spät. Mit Fräulein konnte nur eine einzige Person gemeint sein.

"Ah — Edith also! Und woher wußte die es?"

"Das hat sie mir nicht gesagt."

„So werde ich selbst das entehrende Gerücht bis zu seiner Quelle verfolgen," sagte Fanny entschlossen. „Kommen Sie, dabei müssen Sie mir behilflich sein."

Kein Wort wurde auf dem Heimwege zwischen beiden gewechselt. Fanny kämpfte mit der inneren Empörung über die schändliche Nachrede, die ihr von ihrer Cousine widerfuhr, und Holmfeld war so gründlich verstört und rathlos, daß er aus seinem verlegenen Schweigen keinen Ausweg zu finden wußte.

Sie ahnten nicht, daß ihnen die ersehnte Aufklärung schon jetzt zu Theil werden sollte, freilich in einer Weise, die keins von ihnen hoffte und wünschte.

So eingenommen von dem einen Gedanken war Fanny, daß sie die beiden Briefe, die ihr beim Eintritt in das Schloß übergeben wurden, kaum beachtete, obgleich der eine die Handschrift Mowbrays zeigte. Sie begab sich sofort zu ihrer Mutter, da sie erst mit dieser sprechen wollte, ehe sie Edith aufsuchte.

Sie fand ihre Mutter in einer Aufregung, die noch weit schlimmer als ihre eigene war. Tödtlich erschrocken kniete sie neben Frau Scudamore, die, einer Ohnmächtigen gleich, mit geschlossenen Augen und thränenüberströmt auf einer Ottomane lag; sie badete ihr das Gesicht mit Kölnischem Wasser, umschlang sie schmeichelnd mit beiden Armen und vergaß ihre eigene Kümmerniß in der Sorge um die Frau, die geistig und körperlich förmlich vernichtet zu sein schien.

Nach längerem Bemühen gewann Frau Scudamore ihre Fassung wieder und setzte sich aufrecht hin, immer noch von Fannys Armen liebevoll umschlungen.

„Was ist denn nur vorgefallen, Mama?" fragte sie zärtlich, als Frau Pauline wieder im Stande war, zusammenhängend zu reden.

„Ich kann es Dir nicht sagen, mein armes Kind," antwortete die Mutter, aber auf Fannys unabläßiges Bitten und Zureden sagte sie endlich: „Es war weiter nichts als eine so entsetzliche Unterredung, die ich mit Deinem Großvater gehabt habe."

Wie ein greller Blitz durchfuhr Fanny ein Gedanke, der diese Unterredung mit dem, was sie soeben selbst gehört hatte, in Zusammenhang brachte. „Was kann so Entsetzliches gewesen sein, Mama?" fragte sie, entschlossen, daß keine Unklarheit zurückbleiben sollte. „Handelt es sich wohl darum ,daß wir nicht Scudamores rechtsmäßige Enkelinnen sind?"

Bestürzt, mit weitaufgerissenen Augen starrte die Mutter ihre Tochter an. „Kind, was redest Du?" stammelte sie. „Was denkst Du? Das ist ja furchtbar!" Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und stöhnte laut.

Aber für Fanny war dies Benehmen ein neuer, unumstößlicher Beweis dafür, daß sie mit ihrer Frage das Rechte getroffen habe. Mit aller Schonung, aber darum nicht minder hartnäckig, bestand sie darauf, nunmehr die ganze Wahrheit zu erfahren, und sie setzte ihren Willen durch. Bruchstückweise gab Frau Scudamore alles preis, was sie wußte.

Es war die alte Lundby'sche Mittheilung. Nun hatte auch der alte Scudamore davon Kenntniß erhalten, und zwar, wie er behauptete, durch Briefe, wie aber seine Schwiegertochter trotz seines Ableugnens glaubte, durch Lundby. Darin gab Fanny ihr sofort Recht, sie glaubte jetzt zu begreifen, woher Edith und Holmfeld die Sache ebenfalls erfahren hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 289 | Mittwoch, den 20. Dezember. | 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

30.

Ein treuer Verräther.

Um dieselbe Zeit schritt Cecil mit eiligen, hastigen Schritten durch die Straßen Roms, oft hinter sich blickend, ob Niemand ihm folge, und mit argwöhnischen Augen Jeden anschauend, der ihm begegnete. Vor der Hinterpforte eines Palastes stand er endlich still, und als er spähend umhergeblickt und sich überzeugt hatte, daß Niemand ihm gefolgt sei, klopfte er leise an die Pforte. Diese öffnete sich und das grimmige, bärtige Angesicht eines Russen zeigte sich.

Cecil zog einen Ring aus seinem Busen hervor und zeigte ihn dem Pförtner.

„Schnell, führt mich zu Sr. Exzellenz!“ sagte er.

Der Russe nickte demüthig mit dem Kopfe, und winkte Cecil, ihm zu folgen. Nach kurzem Sinnen trat Cecil in den Palast, und die Pforte schloß sich hinter ihnen.

Durch ein Labyrinth von Korridoren und Zimmern gelangte Cecil, von seinem Führer geleitet, endlich bis zu einem kleinen Boudoir, dessen von dichten Vorhängen beschattetes Fenster kaum ein mattes Dämmerlicht in das Gemach eindringen ließ.

Der Führer bedeutete Cecil hier zu warten und ließ ihn allein zurück.

Wenige Sekunden später öffnete sich eine verborgene Thür, und ein Mann von hoher stolzer Gestalt trat ein.

„Endlich!“ sagte er, als er Cecil gewahrte. „Ich verzweifelte schon an Eurem Kommen!“

„Ich wollte gleich entscheidende Botschaft bringen, Exzellenz!“ sagte Cecil.

„Und die bringt Ihr heute?“ fragte der Unbekannte lebhaft.

„In einer Stunde verlassen wir Rom, um nach Petersburg abzureisen.

Der Fremde stieß einen leisen Freudenruf aus, und ging in sichtlicher Bewegung auf und ab. Cecil folgte ihm mit scheuen, ängstlichen Blicken, und als der Andere immer noch schwieg, sagte Cecil: „Exzellenz, ich habe getreulich erfüllt, was Ihr von mir verlangt, ich habe den Grafen trotz seines Widerstrebens zur Abreise überredet, und wie Ihr befahlt, bleibt sein Mündel allein und unbeschützt in Rom zurück!“

„Ah, Du preisest Deine Thaten, weil Du Deinen Lohn verlangst!“ sagte die Exzellenz verächtlich, indem er einen Schreibtisch öffnete und einen schweren gefüllten Beutel aus demselben hervorholte.

„Da hast Du Deinen Lohn, guter Mann!“

Cecil schob ihm das Geld unwillig zurück. „Ich bin kein Judas, der um des Geldes willen seinen Herrn verrieth,“ sagte er. „Erinnert Euch, Exzellenz, weshalb ich versprach, Eure Befehle zu vollführen, und welchen Lohn Ihr mir dafür verheißen habt!“

„Ah, ich entsinne mich jetzt. Ihr fordertet mein Versprechen, daß Eurem Grafen kein Leid geschehe.“

Unter dieser Bedingung allein versprach ich meine Hülfe,“ sagte Cecil. „Als Eure Emissäre und Diener mich aufsuchten und mich zu Euch beschieden, folgte ich ihnen nur deshalb, Ihr wißt es wohl, erlauchter Graf, weil Ihr mich wissen ließet, es handle sich um des Grafen Leben und Sicherheit. Ich kam zu Euch. Erlaubt, Exzellenz, daß ich Euch Eure eigenen Worte wiederhole. Ihr sagtet: „Cecil, man hat Euch mir als einen treuen Freund Eures Herrn genannt. Die Treue ist eine so seltene Tugend, daß sie Belohnung verdient. Ich will Euch belohnen, indem ich Euch das Leben rette. Verlaßt eiligst diesen verrätherischen Grafen, brecht jede Gemeinschaft mit ihm ab. Sonst werdet Ihr verloren sein. Heimlich bin ich her gesandt, um den Grafen und sein verbrecherisches Mündel zu verhaften und sie nach Petersburg zu bringen. Und was dort des Grafen harrt, ist leicht zu ermessen.“ — So spracht Ihr, Exzellenz, und dann zeigtet Ihr mir den von der Kaiserin unterzeichneten Verhaftsbefehl. Ich fragte darauf: Gibt es kein Mittel, den Grafen zu erretten? Es gibt ein Mittel, sagtet Ihr! Beredet den Grafen, sofort nach Petersburg zurückzukehren und sein Mündel hier zurück zu lassen, und ich schwöre Euch beim Namen der Kaiserin, daß ihm kein Leid geschehen soll!“

„Nun ja," rief der Graf ungeduldig, „wozu die Wiederholungen, ich weiß das Alles."

„Nur, weil Ihr vergaßet, Exzellenz, daß ich, was ich that, nicht für Euer elendes Geld gethan, sondern um einen ganz andern Lohn: um dessen Sicherheit, den ich liebe als meinen Sohn."

„Ihr habt mein Wort, es soll ihm nichts geschehen!"

„Ich zweifle nicht an Eurem Worte, Exzellenz," sagte Cecil fest und entschlossen, „Euer Wort hat einen allmächtigen Klang, und wenn Ihr Eure gebietende Stimme ertönen laßt, so erzittert ganz Rußland und verneigt sich vor Euch. Aber hier verhallt Eure Stimme zwischen diesen Mauern und Niemand vernimmt sie, als ich allein. Gebt mir ein Zeugniß Eures Wortes, einen von Eurer Hand unterschriebenen Sicherheitspaß für meinen Grafen, und dann vernichtet den Verhaftsbefehl, der in Euren Händen ist!"

„Ah, es scheint, Ihr wollt mir Bedingungen vorzeichnen!" rief der Graf stolz.

„Das will ich," sagte Cecil. „Ich habe Eure Bedingungen erfüllt, jetzt ist's an Euch, Herr Graf, die meinen zu erfüllen, denn Ihr kanntet sie zuvor!"

Eine dunkle Zornesgluth zeigte sich in des Grafen Angesicht, heftig auffahrend näherte er sich Cecil, indem er drohend seinen Arm gegen ihn erhob.

„Herr Graf," rief Cecil zurücktretend, „Ihr irrt Euch! Ich bin kein russischer Leibeigner, ich bin ein freier Mann, und Niemand hat das Recht, mir so zu drohen!"

Der Graf hatte schon den Arm sinken lassen, es schien, als habe er sich schnell eines Andern besonnen, und freundlicher als zuvor sagte er: „Du bist in Deinem Rechte, Cecil, und Dir soll geschehen, was Du wünschest"

Er nahm aus dem Schreibtisch ein großes versiegeltes Papier und reichte es Cecil hin.

„Da ist der Verhaftsbefehl, zerreiße Du ihn selber," sagte er.

Cecil nahm das Papier und las es mit Aufmerksamkeit. „Es ist, wie Ihr saget, der Verhaftsbefehl, der den Grafen zugleich nach Sibirien verbannte!" sagte er. „Er ist vernichtet!"

Mit einem freudigen, zufriedenen Lächeln zerriß er das Papier in kleine Stückchen und steckte diese in seine Brusttasche.

Der Graf war an den Tisch getreten und hatte mit hastigen Zügen einige Zeilen auf ein anderes Papier geschrieben. Dies reichte er Cecil dar. „Jetzt, hoffe ich, bist Du zufrieden!" sagte er.

Cecil nahm das Papier und las es.

„Dies ist ein Sicherheitspaß in aller Form Rechtens," sagte er. „Eine vollgültige Anweisung an alle Grenzbeamte und Polizeiwächter, uns ungefährdet ziehen zu lassen! Exzellenz, wir sind quitt! Ich that Euch Euren Willen, Ihr mir den meinen- und mein theurer Graf ist gerettet!"

„Vorausgesetzt, daß Ihr sofort abreist!" sagte der Graf.

„Die Postpferde sind schon bestellt, und sobald ich heimkomme, besteigen wir den Wagen. Lebt also wohl, Herr Graf, ich danke Euch, denn Ihr habt mir Gelegenheit gegeben, Den, welchen ich auf Erden am meisten liebe, zu erretten! Ich danke Euch!"

Und Cecil näherte sich der Thür, aber plötzlich blieb er stehen, und sein Gesicht nahm einen traurigen, wehmuthsvollen Ausdruck an. „Ich habe den Grafen getäuscht und betrogen, um ihn zu retten," sagte er, „und um das Wort zu lösen, das ich seinem Vater auf dem Todtenbette gab, indem ich schwur, ihn zu beschützen und zu bewachen und mein Herzblut für ihn zu geben. Aber wenn er's wüßte, er würde mich dennoch einen Verräther nennen und mir fluchen, denn theurer als sein eigenes Leben gilt ihm das Leben seines Mündels! Nur weil er glaubt, daß es zu ihrer Sicherheit nothwendig sei, verläßt er sie, um nach Rußland zu gehen und dann mit neuem Reichthum zu ihr zurückzukehren. Herr Graf, was wird aus Natalien?"

„Darüber," sagte der Graf leise und geheimnißvoll, „darüber entscheidet allein der Wille Deren, die mich gesandt hat. Bis dahin darf kein Haar ihres Hauptes gekrümmt werden, und nur, wenn es ihr freier Wille ist, soll die Prinzessin mir nach Rußland folgen! Das aber wißt Ihr, daß die Kaiserin Niemand mehr haßt, als ihren Sohn. Wie nun, wenn sie ihn übergehen und eine andere Nachfolgerin wählen wollte?"

„O, wollte Gott, daß ich Euch recht verstände," rief Cecil.

„Dereinst werden wir uns schon verstehen," sagte der Graf mit einem bedeutungsvollen Lächeln. „Jetzt eilt, Euer Wort zu lösen, und mit dem Grafen Rom zu verlassen!"

Kaum hatte Cecil das Zimmer verlassen, als das Gesicht des Grafen einen hämischen, schadenfrohen Ausdruck annahm. Mit einem lauten Lachen warf er sich auf den seidenen Divan hin.

„So sind die sogenannten guten Menschen," sagte er, wahre Tölpel, dumme Narren, die jedes Wort glauben, das man ihnen mit freundseliger Miene sagt! Glaubt dieser Vielgetreue, sein hochgepriesener Graf sei jetzt gerettet, weil er den zerrissenen Verhaftsbefehl in seinem Busen trägt! Ehrlicher Tropf, als ob es keine Duplikate gäbe, und als ob gleich jedes Versprechen von der Gottheit selber untersiegelt würde! Kehre nur heim mit Deinem Grafen, mein Wort soll sich erfüllen. Kein Haar seines Hauptes soll ihm gekrümmt werden, aber den stolzen Rücken wird man ihm krümmen, und

in den Bergwerken Sibiriens mag er's lernen, sich zu beugen vor einer höheren Macht!"

So sprechend zog der Graf an einer Klingel, deren seidene Schnur über dem Divan hing, und als nach einigen Sekunden Niemand erschien, zog er die Klingel auf's Neue, diesmal heftiger, stürmischer. Aber es vergingen einige Minuten und Niemand zeigte sich. Der Graf preßte die Zähne zusammen in wildem Zorn, und murmelte heftige Flüche vor sich hin.

Endlich öffnete sich die Thür und mit einer flehenden Jammermiene erschien ein Diener auf der Schwelle.

„Elender Hund, wo warst Du?" schrie der Graf ihm entgegen.

Der Diener warf sich zur Erde nieder, und kroch demüthig wie ein Hund zu seines Herrn Füßen hin.

„Exzellenz, wir hatten uns, wie Euer Gnaden befahlen, so lange dieser Herr bei Euch war, alle aus den Vorzimmern zurückgezogen, und warteten in den Korridoren," stammelte der Diener. „Dort hört man Euer Gnaden Klingel nicht."

„Ich will Euch Schufte lehren, mich warten zu lassen," rief der Graf, und die Peitsche, welche vor ihm auf dem Tische lag, ergreifend, hieb er mit unbarmherziger Wuth auf seinen Diener ein, bis ihm der Arm ermattet niedersank, und er sich selber erschöpft fühlte von der Arbeit.

„Jetzt geh, Du Hund!" sagte er dann, die Peitsche wieder auf den Tisch legend; und der zerschlagene Leibeigne erhob sich ehrfurchtsvoll und wischte mit seiner Hand das Blut fort, welches in dichten Strömen von seiner Stirn über sein Gesicht herniederlief.

„Geh und laß meine Beamten kommen!" schrie der Graf, der Diener stürzte hinaus, seine Befehle zu vollführen, und bald darauf erschienen die von dem Grafen Befohlenen, und blieben ehrerbietig stumm an der Thür stehen.

Der Graf lag noch immer lang ausgestreckt und spielte mit der Knute, deren lederne einzelne Spitzen von dem Blute seines Dieners geröthet waren.

„Laßt sogleich einen Kurier satteln," sagte er, „und gebt ihm den von Ihrer erhabenen Majestät unterzeichneten Verhaftsbefehl für diesen Grafen Paulo Rasczinsky. Der Kurier wird damit dem Grafen bis an die russische Grenze folgen und ihn alsdann kraft dieser Vollmacht auf der nächsten Station verhaften und in Ketten nach Petersburg bringen lassen! Das ist der Befehl für den Kurier, er bürgt mit seinem Kopf für dessen Ausführung."

Einer der Beamten verneigte sich und ging, den Kurier abzufertigen.

„Ist unser Kundschafter heimgekehrt?" fragte der Graf die beiden Zurückgebliebenen.

„Er ist es!"

„Was bringt er für Nachrichten? Weiß er, weshalb der Mordanfall beim Feste des französischen Gesandten geschah? Doch was frage ich Euch! Schert Euch hinaus und laßt ihn selber kommen!"

Kaum hatten sich die Beamten entfernt, als ein wildblickender, bärtiger Kerl auf der Schwell der Thür erschien, und den Grafen mit einem grinsenden Lachen begrüßte.

„Was weißt Du von dem Mordanfall?" fragte der Graf ihn in italienischer Sprache.

„Ein Freund von mir hatte das Geschäft," sagte der Bravo. Er steht im Solde des Principe Albani. Wir dienten lange unter seinem Chef, und ich kenne ihn genau. Er führt den geschicktesten Dolch von ganz Rom, und nur ein Wunder war's, daß es diesmal mißlang."

„Geschah's im Auftrage des Prinzipe?"

„Nein. Der Herr Principe hatte diesen Bravo an die hochgefeierte Improvisatrice Corilla geliehen, und von ihr kam der Befehl.

„Es ist gut!" sagte der Graf. „Kennst Du alle Bravi in Rom?"

„Alle, Exzellenz, es sind Alle meine guten Freunde!"

„Gut, so höre, was ich Dir jetzt sage. Das Leben dieser Prinzessin Tartaroff sei Euch heilig, wie Euer eignes Leben! Wißt, daß sie keinen Moment unbewacht ist, daß sie überall, wo sie erscheint, von heimlichen Beschützern umgeben ist. Wer sie berührt, der ist verloren, und mein Arm wird ihn treffen! Sage das Deinen Freunden, und sage ihnen, der russische Graf halte Wort. Viertausend Zechinen sind in vier Wochen Euer, wenn bis dahin kein Dolchstoß die Prinzessin trifft. Fort mit Euch und vergeßt nicht meine Worte!"

„Ah, diese Worte Eurer Exzellenz sind viertausend Zechinen werth, und die vergißt man nicht so leicht!" sagte der Bandit, indem er sich entfernte.

Abermals schellte der Graf und befahl, seinen Geheimsekretär Stepano zu rufen.

„Stepano," rief er diesem entgegen, „der erste Schritt zum Ziele ist gethan. Das Werk muß gelingen, ich habe der Kaiserin mein Wort darauf gegeben, und wer kann sagen, daß ich jemals mein Wort gegeben, wenn ich es nicht gehalten hätte. Diese Prinzessin ist mein! So eben verläßt Graf Paulo Rasczinsky Rom, und Niemand beschützt sie!"

„Damit ist noch nicht gesagt, daß sie schon Euer ist!" sagte Stepano achselzuckend. „Da Ihr nicht Gewalt brauchen wollt, Exzellenz, so müßt Ihr die List zu Hülfe rufen! Ich habe da einen Plan entworfen, und ich denke, er wird Euch gefallen! Man schildert

ja diese sogenannte kleine Prinzessin als sehr unschuldig, sehr vertrauensvoll. Benutzen wir doch ihre Unschuld und ihr Vrtrauen und das wird das Beste sein! Hört jetzt meinen Plan!"

Und Stepano neigte sich dichter an das Ohr des Grafen und flüsterte lange, es schien, als fürchte er, daß selbst die Wände ihn belauschen und seine Pläne verrathen möchten; so leise sprach er, daß selbst der Graf Mühe hatte, ihn zu verstehen.

„Du hast Recht," sagte er dann, als Stepano geendet, „dieser Plan wird und muß gelingen! Sorge nur vor allen Dingen, daß wir Jemand finden, der sie uns geneigt und vertrauensvoll macht."

„O, dafür haben wir unser gutes russisches Geld," sagte Stepano lachend.

„Und übrigens," fuhr der Graf fort, „ist unser Inkognito zu Ende! Ganz Rom mag es jetzt erfahren, daß ich hier bin! Ah, Stepano, welch eine glückliche Zeit erwartet mich! Diese Natalie ist schön, wie ein Engel!"

„Gott gebe nur, daß Ihr Euch nicht in sie verliebt" seufzte Stepano, „Ihr seid immer sehr großmüthig, wenn Ihr verliebt seid!"

31.

Der russische außerordentliche Gesandte.

Zwei Dinge waren es, welche in den nächsten Wochen und Monaten die Römer vorzüglich beschäftigten, und ihnen reichlichen Stoff zur Unterhaltung darboten. Man hatte darüber alles Andere vergessen, man sprach nicht mehr von dem Riesenfische, der die spanisch-französische Freundschaft vernichtet hatte, man unterhielt sich auch nicht mehr von diesem Feste des Grafen Bernis, bei welchem eben jener Fisch, als er auf seiner langen silbernen Schüssel erschien, mit lautem Jubel und Vivat war begrüßt worden. Ja selbst die russische Prinzessin, die einen Augenblick wie ein Meteor am Horizont der Gesellschaft aufgetaucht war, alles dieses war schnell vergessen, und man unterhielt sich noch von der Ankunft des russischen außerordentlichen Gesandten, des berühmten Grafen O., dessen Aufenthalt in Rom um so wichtiger und bedeutungsvoller erschien, als man sehr wohl wußte, in welchem nahen Verhältniß dessen Bruder zu der großen und mächtigen Kaiserin Katharina von Rußland stand.

Dieser russische Graf, er gab den Römern überhaupt viel Stoff zum Nachdenken und Kopfschütteln, er beschäftigte die Frauen durch seine herkulische Schönheit, die Männer durch seine wilde Kühnheit und sein rücksichtsloses Betragen. Man nannte ihn einen Barbaren, einen russischen Eisbär, aber man konnte doch nicht umhin, sich für ihn zu interessiren, und bereitwillig diese kleinen Anekdoten weiter zu erzählen, welche von ihm im Umlauf waren.

Man erzählte sich lächelnd, daß er der Erste gewesen, welcher den Muth gehabt, der mächtigen Republik Venedig zu trotzen, die, unruhig darüber, daß er es wage, in ihrem Territorium Soldaten für seine Flotte anzuwerben zum Kriege gegen die Türken, den Grafen aus dem stolzen und schönen Venedig hatte verweisen wollen. Aber der Graf hatte gelacht, als der hohe Senat der Republik ihm diesen Befehl, sofort die Stadt zu verlassen, gesandt. Er hatte den zweihundert Soldaten, welche sein Gefolge bildeten, befohlen, sich zu bewaffnen, und nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, dem hohen Senat aber hatte er antworten lassen, er würde abreisen, sobald es ihm gefällig sei, nicht früher! Da es ihm aber, wie es schien, nicht gefällig war, abzureisen, so blieb er, und jetzt sandte ihm der erzürnte und empörte Senat den strengen Befehl, in vierundzwanzig Stunden mit seinen Soldaten Venedig zu verlassen. In feierlichem Zuge begab sich eine Deputation des Senats zu dem russischen Grafen, um ihm diesen Befehl der Dreimänner anzuzeigen. Derselbe empfing sie auf seinem Divan liegend, und auf ihre feierliche Anrede erwiderte er lachend: „Niemand als meine Kaiserin hat mir Befehle zu ertheilen! Es bleibt dabei, ich werde abreisen, wenn es mir gefällig ist, nicht früher."

Mit wildem Gemurmel und bittern Drohungen hatten die Senatoren sich entfernt. — Der Graf O. war geblieben, und der Senat, — feigherzig erbebend vor diesem russischen Reiche, — er hatte geschwiegen und stumm diese Kränkung hingenommen, den übermüthigen Russen noch Wochenlang in ihren Mauern zu sehen! — Diesen Beweis von dem Uebermuth des Grafen O. erzählten die Römer einander mit sichtlichem Vergnügen, und sie dankten es ihm, daß er diese stolze, hochfahrende Republik so gut gedehmüthigt und verhöhnt hatte. Aber man schüttelte bedenklich den Kopf, als man erfuhr, daß er auch in Rom seinen Stolz und seinen hochfahrenden Uebermuth schien beibehalten zu wollen! Man erzählte von einer Soiree bei der Marchesa Paduli, welcher der Graf beigewohnt. Als man ihn dort bat, Beweise dieser übermäßigen Kraft und Stärke, welche ihm den Beinamen „der russische Herkules" verschafft hatte, zu geben, hatte er von dem silbernen Plateau, welches auf dem Tische stand, einen der härtesten Aepfel genommen, und ihn mit spielender Leichtigkeit mit zwei Fingern finer linken Hand zerdrückt, daß er wie Glas umhersprang. Aber eines dieser harten Aepfelstücke war dem neben dem Grafen stehenden Herzoge von Glouceſter in das Auge gesprungen, und hatte ihn nicht unerheblich verletzt. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 290. Donnerstag, den 21. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

Die ganze Gesellschaft nahm Theil an diesem Unfall des englischen Prinzen und umringte ihn klagend und bedauernd. Der Graf O. allein sagte nichts dazu, nicht das leiseste Entschuldigungswort. Er wiegt sich lächelnd auf seinem Stuhle und sang sich ganz leise ein russisches Volkslied zum Lobe seiner Kaiserin.

Für den Grafen war das Kopfschütteln und die Mißbilligung der Römer überhaupt eine gleichgültige Sache. Er sagte zu seinem Vertrauten Stepano: „Keine höhere Lust gibt es, als der ganzen Welt zu trotzen und allen diesen Dingen sich feindlich zu widersetzen, welche die dummen Menschen uns als Gesetze aufbürden möchten. Der Freund und Günstling Katharina's hat nicht nöthig, sich solchen albernen Gesetzen zu fügen; wo ich hintrete mit meinem Fuße, da gehört die Erde mir, und wenn man sie mir streitig machen will, so werde ich sie mir mit Gewalt nehmen! In Rußland bin ich der Leibeigne der Kaiserin, dafür will ich doch im Auslande mindestens die ganze Welt als meinen Leibeignen behandeln! Das belustigt mich, und wozu ist denn die Welt anders da, als daß man sich auf ihr belustige!“

„Ein wenig doch auch wohl zur Arbeit!“ sagte Stepano mit einem schlauen Lächeln.

„Dazu habe ich meine Sklaven, dazu habe ich Dich,“ rief er lachend. Für mich gibts hier nur eine Arbeit, und diese ist: Möglichst viel Unruhe zu machen, das Volk mit seiner Regierung zu entzweien, damit diese alle Hände voll zu thun, und nicht Zeit habe, auf unser niedliches Spiel mit unserer kleinen Prinzessin zu achten, oder gar es uns zu wehren. Wir müssen die freie Hand zum Handeln haben, das ist das Wichtigste!“

„Doch sind wir bei unserer Prinzessin Natalie noch um keinen Schritt vorwärts gedrungen,“ sagte Stepano achselzuckend. „Das ist eine unnehmbare Festung, wie es scheint!“

„Sie soll sich uns dennoch ergeben müssen!“ rief Graf O. lachend, und zuletzt soll sie uns doch als Sieger anerkennen! Wir unterminiren, Stepano, und erst wenn das Gebäude krachend über ihr zusammenstürzt, soll sie's bemerken, daß sie schon lange in Gefahr gewesen! Und wie sagst Du? Wir wären noch keinen Schritt vorwärts gedrungen? Und doch ist Rasczinsky fort und wir haben es verstanden, diesen Grafen Bernis, der sich für unsere Kleine intressiren wollte, mit andern Angelegenheiten so sehr zu beschäftigen, daß er nicht Zeit hat, noch an diese kleine Prinzessin zu denken. Ach, der französisch-spanische Zwist ist doch ein sehr nützliches Ding! Wir streuen es diesen Herren Diplomaten als Schnupftabak ins Gesicht, und während sie sich die blöden Augen reiben und sich vor Schmerzen schreien, werden wir unsern kleinen Fisch ganz geräuschlos in unsere Netze ziehen, und ihn unangefochten in die Heimath führen!“

„Und wenn er nicht in das Netz hineingeht?“

„Er muß hinein,“ rief der Graf ungeduldig. „Pah, ist mir doch schon manches Andere gelungen, und ich sollte zweifeln, dieses junge schöne Kind zu rechter Zeit in meine Arme zu schließen? Sieh mich doch an, Stepano, was fehlt mir denn dazu? Sind die schönen Frauen Roms nicht alle entzückt von dem russischen Herkules? Die Präliminarien, das ist die Hauptsache, und wenn wir nur erst Jemand haben, der sie auf meine Erscheinung vorbereitet, dann wird Alles gut gehen! Den aber werden wir finden, Dank unsern Rubeln! — Doch jetzt, Stepano, laß es genug sein mit der Politik! Rufe meine Kammerdiener! Es ist Zeit zur Toilette, und das ist ein sehr wichtiges Geschäft!“

32.

Der Papo.

Seit Paulo sie verlassen, seit sie allein war und ohne ihn, fühlte sich Natalie traurig und vereinsamt inmitten dieses Paradieses, welches sie umgab. Nicht mehr wie sonst ließ sie ihre Stimme mit den Vögeln um die Wette ertönen, nicht mehr hüpfte sie jugendfroh und muthwillig wie ein junges Reh durch die Alleen dahin. Traurig, mit gesenktem Köpfchen, saß sie unter dem Myrthengebüsch, an den murmelnden Quellen, und bange Seufzer hoben ihre Brust.

„Es ist Alles anders geworden Alles!“ sagte sie nachdenklich oft zu sich selber. „Ein großes, ein entsetz-

liches Geheimniß ist mir da drinnen in meiner Seele enthüllt worden! Das Geheimniß meiner grenzenlosen Verlassenheit! Ich habe Niemand auf Erden, dem ich angehöre! Sonst glaubte ich das nicht! Paulo war mir Alles, er war mein Freund, mein Vater, mein Bruder, aber Paulo hat mich verlassen, ich gehöre nicht zu ihm, und darum durfte ich auch nicht mit ihm gehen! Und wer ist mir geblieben?"

Aber langsam vergingen die Tage und immer noch kam keine Nachricht von ihm. Natalie versank träumend, schwermuthsvoll tiefer in sich selbst, ihre Wange erbleichte, ihr Schritt war minder elastisch und leicht. Vergebens erschöpften sich Marianne und Carlo, ihre treuen Gefährten, in Vorschlägen und Entwürfen zu Zerstreuungen und Erheiterungen.

Ihr solltet in die Welt gehen und in den Gesellschaften Euch zerstreuen Prinzessin," sagte Carlo.

„Ich hasse die Welt und die Gesellschaften," sagte Natalie. „Die Menschen sind alle schlecht, und mir graut vor ihnen! Was hatte ich ihnen nur gethan, Carlo, diesen Menschen, o mein Gott, mit keinem Blick, mit keinem Gedanken hatte ich sie beleidigt, und doch wollten sie mich morden, gleich das erste Mal, als ich unter sie trat! Nein, nein, laßt mich hier in meiner Einsamkeit, wo ich wenigstens nicht zu zittern habe vor den Menschen, wo Ihr mich beschützet und behütet, Carlo."

Der Sänger drückte ihre ihm dargreichte Hand an seine Lippen. „So laß uns wenigstens einige Spazierfahrten und Ausflüge in die Umgegend Rom's machen!" sagte er.

„Nein," sagte sie, „ich würde mich doch überall zurücksehnen nach meinem Garten. Nirgends ist es so schön, als hier! Laß mir mein Paradies, warum wollt Ihr mich daraus verjagen?"

„Mein Gott," rief Carlo verzweiflungsvoll, „Ihr nennt Euch zufrieden und glücklich, warum seid Ihr denn traurig!"

„Traurig, bin ich das?" fragte sie fast verwundert. „Nein, Carlo, ich bin nicht traurig! Ich träume nur zuweilen, weiter nichts! Laßt mich doch träumen!"

„Sie wird sterben!" dachte Carlo, und mit Gewalt drängte er den Verzweiflungsschrei zurück, der auf seine Lippen trat, aber seine Wangen erblaßten, und seine ganze Gestalt bebte.

Natalie sah es und sofort raffte sie sich empor aus ihrer Apathie, und mit lebendiger Theilnahme, mit zärtlicher Freundschaft fragte sie ihn um den Grund seiner Unruhe. So nahe war sie ihm, daß ihr Athem seine Wange berührte, daß ihre Locken seine Stirne streiften.

„Mein Gott, Ihr wollt mich also tödten, Ihr wollt mich wahnsinnig machen!" murmelte er ganz beklommen, ganz angstvoll, und sank wie zerbrochen vor ihren Füßen nieder.

Sie sah ihn befremdet und verwundert an. „Weshalb zürnt Ihr mir nur?" sagte sie unschuldig, „und was that ich nur, daß Ihr mich so ungerecht beschuldigen könnt?"

„Was Ihr mir thatet?" schrie er außer sich, — der Augenblick hatte ihn übermannt, die Bande, mit welchen er sein Herz gefesselt, dieser Moment hatte sie gesprengt, und in ungefesselter Freiheit, in glühender Leidenschaft trat ein so lange verborgenes Geheimniß auf seine Lippen. Er mußte endlich einmal sprechen von seinen Schmerzen, und wenn die nächste Minute ihm den Tod brächte, er mußte Worte haben für seine Qual und seine Liebe, und wenn Natalie ihn auch für immer aus ihrer Nähe verbannte.

„Was Ihr mir thatet?" wiederholte er, „mein Gott, sie weiß nicht einmal, daß sie mich langsam mordet, sie weiß nicht einmal, daß ich sie liebe!"

„Das sollte ich nicht wissen?" sagte sie vorwurfsvoll. „Würdet Ihr mir wohl das Leben gerettet haben, wenn Ihr mich nicht liebtet? Carlo, Euch danke ich mein Leben, und Ihr sagt, daß ich Euch morde!"

„Ja," rief Carlo trotzend, „ja, Ihr mordet mich. Langsam, Tag für Tag, Stunde um Stunde verzehre ich mich langsam an diesem inneren furchtbaren Feuer, das in mir glüht und tobt! Ach, Ihr wißt nicht, daß Ihr mordet mich. Und habt Ihr nicht meine Jugendkraft getödtet und aus einem Manne ein altes, zitterndes, jammerndes Weib gemacht? Seid Ihr nicht schuld, daß ich der Welt entflohen bin, und Alles hinter mir gelassen habe, was sie mir bot an Ruhm und Glanz, an Reichthum und Ehre? Seid Ihr nicht schuld, daß ich aufgehört habe, ein freier, willenskräftiger Mann zu sein, um ein Sklave zu werden, der sich willenlos zu Euren Füßen schmiegt? Ach, wehe mir, daß ich Euch kennen lernte, Ihr seid eine Zauberin, Ihr habt mich zu Eurem Hunde gemacht, und ich liege winselnd vor Euch im Staube, zufrieden, wenn Ihr mich mit Eurem Fuße berührt."

Natalie hatte ihn Anfangs erstaunt und entsetzt angehört, dann war ein Ausdruck edlen Stolzes in ihren Zügen zu lesen, eine glühende Röthe überflog ihre zarten Wangen, und mit flammenden Blicken, mit hochathmendem Busen sprang sie von ihrem Sitze auf. Stolz wie eine Königin richtete sie sich empor, das Blut ihrer Ahnen erwachte in ihr, sie fühlte sich in diesem Moment wie eine Herrscherin so frei, so stolz, so sicher, und mit mächtiger Stimme, den Arm ausstreckend nach dem Ausgang des Gartens hin, sagte sie: „Geht, Signor Carlo! Verlaßt mich, sage ich Euch! Wir haben nichts mehr gemein mit einander!"

Carlo schien wie aus einem Delirium zu erwachen,

— athemlos, mit weit aufgerissenen Augen, angstvoll und zitternd starrte er zu dem zürnenden jungen Mädchen empor. Er wußte gar nicht, was er gesprochen, er begriff nicht ihren Zorn, nur seiner ungeheuren Qual, nur seiner lange unterdrückten, lange geheim gehaltenen Liebe war er sich bewußt!"

Und mit einem flehenden Ausdruck die Hände Nataliens ergreifend, nöthigte er das junge Mädchen, fast wider ihren Willen, zu bleiben, wieder sich niederzu lassen auf diesem Rasensitz, vor welchem er kniete.

Wie er sie anschaute mit diesen glühenden, leidenschaftlichen Blicken, überkam sie zum ersten Male ein jungfräuliches Zagen, eine ihr selber unerklärliche Angst und Scheu! Ihre zarten, durchsichtigen Wangen erbleichten, Thränen füllten ihre Augen, und die Hände faltend mit dem Ausdruck des kindlichen Flehens, sagte sie leise: „Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich doch! Ichbin eine ganz verlassene, einsame Waise! Errette mich doch aus dieser Noth und Angst, aus diesem entsetzlichen Alleinsein!"

„Fürchte nur nichts, mein holder Engel," flüsterte Carlo, ich will sanft sein, wie ein Lamm, und geduldig, ganz geduldig in meinem Leiden, das habe ich geschworen, und ich werde Wort halten! Aber hören mußt Du mich! Nur dies einmal mußt Du mir gestatten, zu sprechen, meine Liebe und mein Leid, meinen Jammer und mein Entzücken in Worten vor Dir auszuströmen! Willst Du das, mein schöner Schwan, meine Lilie?"

Er wollte ihre Hand fassen. Sie entzog sie ihm mit einem stolzen, zürnenden Blick.

„Sprecht immerhin," sagte sie, wie ermattet ihr Haupt zurücklehnend an das Myrthenbouquet. „Sprecht nur, ich werde Euch zuhören!"

Und er sprach zu ihr von seiner Liebe, er bekannte ihr sein früheres Leben, seine Armuth, seine Noth, und dann sein früheres Verhältniß zu Corilla, die er verlassen, um sich ganz ihr zu weihen, ganz sich diesen neuen Gluthen hinzugeben, und aus dieser Liebe zu Natalien einen Kultus zu machen seines ganzen Lebens, ihr zu dienen, ihr zu gehorchen, ja für sie zu sterben, wenn es sein müsse! Aber Ihr," sagte er ganz verzweiflungsvoll, „Ihr kennt die Liebe nicht! Euer Herz ist kalt für die irdische Liebe, gleich den Engeln des Himmels liebt Ihr nur das Gute und Erhabene, liebt Ihr nur die Menschheit im Großen und Allgemeinen, aber nicht den Einzelnen, nicht den Menschen, und daran stirbt man vor Gram. Ach, Natalie, Ihr habt das Herz eines Engels, aber nicht das Herz eines Weibes."

Das junge Mädchen hatte ihm halb träumend, mit zurückgelehntem Haupte, den Blick gen Himmel gerichtet, zugehört. Sie lächelte jetzt, und mit einer unnachahmlichen Grazie ihre Hand auf ihren Busen legend, sagte sie ganz leise: „Doch fühle ich, daß da das Herz eines Weibes schlägt. Aber es schläft! Wer wird einst kommen, es zu wecken?"

Carlo verstand sie nicht, diese leise geflüsterten Worte, er verstand nur seine eigene Leidenschaft, seine eigene, ihn verzehrende Gluth. Und aufs Neue begann er seine Liebesklage, schilderte er ihr die Qualen und die grausamen Freuden einer Liebe, die nicht erwidert wird, und die doch zu mächtig und überwältigend ist, um sie in sich selber ersticken zu können. Und Natalie hörte ihm zu mit träumerischem Sinnen. Diese Worte, sie klangen vor ihren Ohren wie ein wunderbares Lied von einer fernen, fremden Welt, die sie nicht kannte, deren Schilderung aber ihr Herz mit süßer Sehnsucht erfüllte, und sie weinen machte, sie wußte nicht, ob vor Freude, ob vor Schmerz!

„So Natalie," sagte Carlo endlich ganz erschöpft und bleich von seiner inneren Erregtheit, „so lieb' ich Euch. Ihr mußtet es endlich einmal erfahren, und wissen, daß selbst die Engel nicht ungestraft und ungeliebt sich unter die Sterblichen mischen können. Ich mußte es Euch endlich sagen, damit Ihr nicht länger in grausamer Unbefangenheit mich zermartertet, damit Ihr entweder minder gütig und hold, oder, Euer eigenes Herz verstehen lernend, mir sagt, ob ich zu hoffen, oder nur zu fürchten habe!"

„Armer Carlo!" sagte Natalie leise. „Ihr liebt mich, aber ich, ich liebe Euch nicht! Das ist mir eben da drinnen klar geworden in meiner Brust, und als Ihr mir so glühend die Liebe schildertet, da habe ich erst verstanden und begriffen, daß ich sie noch gar nicht kenne, diese Liebe, und daß ich sie durch Euch nicht werde kennen lernen! Das ist ein Unglück, Carlo, aber wir können es nicht ändern, sondern wir müssen uns drein ergeben!"

Carlo senkte sein Haupt und seufzte. Er wußte ihr nichts zu erwidern, er wiederholte nur leise ihre Worte: „Ja, wir müssen uns drein ergeben!"

„Und warum könnten wir's auch nicht?" fragte sie fast heiter voll jener kindlichen Unschuld, die nicht einmal begriff, welche Schmerzen sie Carlo bereitete, „warum wollten wir uns nicht freudig drein ergeben? Wir lieben uns beide, nur in verschiedener Weise! Möge Jeder seine Weise sich bewahren und erhalten, dann mag noch Alles gut werden!"

„Und es soll gut werden!" rief Carlo ganz begeistert. „Ihr könnt mich nicht lieben, wie ich Euch liebe, ich aber kann Euch mein ganzes Leben weihen, und und das will ich und das werde ich! Daheim in meinem schönen Napoli, da gibt es einen schönen Brauch, und eine gute Sitte. Wen man liebt für den kauft man einen Papo, einen Beschützer, der dem Geliebten folgt auf allen Wegen, der vor seiner Schwelle wacht, wenn

er schläft, der heimlich in der Ferne hinter ihm herschleicht, wenn er sein Haus verläßt, der jeden Vorübergehenden beobachtet, um den Geliebten vor jedem Mordanfall und vor jeder feindlichen Absicht zu schützen, oder ihm, wenn es Noth thut, zu Hülfe zu eilen! Solch einen Vapo kauft die Geliebte ihrem Geliebten, kauft dieser seiner Geliebten, um sie zu behüten vor der Eifersucht ihres Gemahls, oder vor der Rachsucht eines abgewiesenen Liebhabers. Natalie, da ich nicht Euer Geliebter sein kann, so will ich Euer Vapo sein. Wollt Ihr mich dazu annehmen?"

Sie reicht ihm lächelnd die Hand. „Ich will es!" sagte sie.

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

So gab es denn im ganzen Schlosse außer Ellen niemand mehr, der nicht um den Zusammenhang wußte, von dem Frau Scudamore geglaubt hatte, es sei ein Geheimniß zwischen ihr und Lundby. Der alte Herr war sehr ungnädig gegen seine Schwiegertochter gewesen, aber ganz hatte er sich doch der Erwägung, daß sie an der unheilvollen Verwicklung nicht die geringste Schuld trage, nicht entziehen können; infolge dessen war er auch in dem, was er als seine Absichten für die Zukunft ankündigte, viel vernünftiger gewesen, als man nach seinem früheren Verhalten eigentlich annehmen durfte. Er wollte allerdings nunmehr Edith die Hauptmasse seines Vermögens, insbesondere die zu Thirlwall gehörenden Liegenschaften und die Familienjuwelen vermachen, aber Ellen und Fanny, die immerhin seine Enkelinnen wären, wenn auch uneheliche, sollten darum doch nicht ganz leer ausgehen. Ihre Zukunft soll vor Noth und Entbehrungen sichergestellt sein; und ebenfalls hatte er erklärt, bei der ihnen auf Thirlwall gewährten Gastfreundschaft bleibe es so wie bisher. Ehe Frau Pauline sich von ihm entfernte, hatte der alte Herr, der anfänglich gräßlich gtobt hatte, nachher aber in eine mildere Stimmung gerathen war, ihr noch angekündigt, er werde die ganze Angelegenheit noch einmal gründlich untersuchen und aufklären lassen; bis dahin solle sie nur nicht verzagen.

Wenn Scudamore seiner Schwiegertochter gegenüber behauptet hatte, die aufregende Kunde sei ihm durch einen Brief und nicht durch Lundby zu Theil geworden, so war das allerdings richtig. Denn Lundby hatte natürlich dem alten Herrn nicht eine Sache erzählen können, die seine frühere Thätigkeit in ein zweifelhaftes Licht stellte, ja ihn, wenn er schon früher darum gewußt hatte, geradezu als Betrüger erschein[en] ließ. Das freilich ahnte Scudamore nicht, daß der ih[m] vorgelegte Brief schon sehr lange in Lundbys Be[sitz] war und erst gestern mit einem Datum verseh[en] worden war. Der Brief theilte dem Alten dassel[be] mit, was Lundby seinerzeit in Hamburg Frau Pauli[ne] Scudamore erzählt hatte. Holmfelds Erscheinen ha[tte] die Pläne Lundbys, die nicht auf eine schnelle Herb[ei]führung der Entscheidung gerichtet waren, durchkreu[zt] und ihn gezwungen, schon jetzt die Mine springen [zu] lassen, von der er am liebsten gar keinen Gebrau[ch] gemacht hätte.

Fanny hatte eigentlich Schlimmeres erwartet, u[nd] insofern fühlte sie sich erleichtert; aber was nachblie[b] war schlimm genug, jedenfalls so schlimm, daß es i[hr] ferneres Verweilen auf Thirlwall unmöglich mach[te]. Es war ihr ein unerträglicher Gedanke, dort no[ch] länger Gastfreundschaft zu genießen, wo Jederman[n], Scudomore, Edith und selbst der ihr verhaßte Lundb[y] darum wußte, daß sie eigentlich kein Recht darauf hab[e].

Sie suchte ihre Mutter zum Verlassen des Schloss[es] zu bewegen, aber davon wollte Frau Pauline nich[ts] wissen, und allen Gründen und Bitten ihrer Tocht[er] setzte sie immer nur die einfache und schwer zu bean[t]wortende Frage entgegen: „Was sollen wir den[n] aber anfangen?" Und was Fanny auch immer a[uf] den Einwand ihrer Mutter, sie seien doch nun einm[al] trotz alledem und alledem die Enkelinnen Scudamore[s] antworten mochte, sie fühlte selbst, daß der Stan[d]punkt ihrer Mutter der naturgemäße und vernün[f]tigere sei.

So verließ sie unverrichteter Sache Frau Paulinen[s] Zimmer. Draußen begegnete ihr Lundby, und in de[m] Blicke, womit er sie begrüßte, lag etwas, das ihr Bl[ut] zum Kochen brachte. Nein — sie konnte nicht a[uf] Thirlwall bleiben, wo jeder Blick und jedes Wort de[s] Andern Beleidigung auf Beleidigung häufte.

Auf ihrem Zimmer fand sie ein Billet von Holmfel[d] vor, worin er ihr schrieb, er reise im Auftrage de[s] Herrn Scudamore nach Südfrankreich, um in eine[r] Frage, die Ihre Familie angehe, und worüber er sic[h] nicht deutlicher aussprechen wollte, aufklärendes Ma[]terial herbeizuschaffen. Er hoffe, durch sein eifrige[s] Bemühen ihr zu dienen, und Verzeihung für den Ver[]druß zu erlangen, den er ihr durch seine Unbesonnen[]heit zugefügt habe. Abschied von ihr zu nehmen, ver[]sage er sich, um ihr nicht aufs Neue peinliche Gefühl[e] zu erregen. Mit der nochmaligen Bitte, in versöhn[]licher Stimmung seiner zu gedenken, schloß der Brief.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 291. Freitag, den 22. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

Carlo drückte diese Hand an seine Lippen und eine ...ße Thräne benetzte sie. „Wohlan, so schwöre ich mich ...nn zu Eurem Vapo," sagte er tiefbewegt. Ueberall, ... Ihr seid, da werde ich neben Euch sein, immer werde ... als Euer Warner und Behüter Euch folgn; seid ...r in Gefahr, so ruft mich, und Ihr werdet mich an ...urer Seite finden, sei es Nacht oder Tag, ich werde ...er Euch wachen, überall werde ich Euch folgen; auf ...r Schwelle Eurer Thür werde ich schlafen, und wenn ...ich irgnd ein Traumbild beunruhigt, so werde ich da ...n, es zu verscheuchen. So lang' ich lebe, Natalie, so ...nge Euer Vapo noch Arme hat und einen sichern ...olch, so lange soll das Unglück nicht über Eure ...hwelle dringen können! Ihr könnt nicht die Meine ...n, und meine Liebe nicht erwidern, aber ich, ich kann ...r Euch sorgen, und über Euch wachen, Ihr habt mich ... Eurem Vapo angenommen, Ihr habt mir dazu das ...cht gegeben, für Euch, wenn es sein muß, zu sterben, ...d das, Natalie, das ist auch ein Glück!"

So sprechend, erhob sich Carlo, und nicht mehr im ...tande, seine tiefe Bewegung zu verbergen, und seine ...hränen zu unterdrücken, verließ er Natalien, und eilte ... die schattigsten Alleen des Gartens.

Das junge Mädchen schaute ihm mit einem trüben ...icheln nach. „Armer Carlo!" flüsterte sie, und ach, ...ch viel ärmere Natalie! Er liebt doch wenigstens! ...ber ich, bin ich nicht noch viel beklagenswerther? ...h habe Niemand, den ich liebe, bin ganz vereinsamt, ...d was nützt dem Einsamen ein Paradies?"

33.

Der Einbruch.

In das Kabinet des Grafen O. trat, in einen Man... ... dich verhüllt, ein Mann, herkulisch von Gestalt, ...ssen unheimlich stierer Blick ihn sogleich als den er...nnen ließ, der er wirklich war. Der verwegensten ...nditen Roms einer, hatte man ihn dem Grafen O. ...s das tauglichste Werkzeug seiner Pläne empfohlen. ...ar es aber eine düstere Fügung des Geschickes oder ...fall, dieser Mensch war der Bruder Carlos, von diesem, seit er zum Verbrecher geworden, geflohen, wie die Tugend das Laster flieht.

Graf O. hieß ihn willkommen.

„Wenn Ihr Euch meine Zufriedenheit erwerbt," sagte er, „so wartet Euer ein schöner Lohn und die Gnade meiner Kaiserin. Vor allen Dingen sagt mir, was Ihr könnt!

„Nicht viel," sagte Joseph Ribas lachend, und das Wenige, was ich kann, wird doch noch als ein Zuviel verdammt! Ich kann sehr geschickt den Dolch führen, und durch den Rücken hindurch das Herz mitten durchstechen! Weil ich das that an einem glücklichen Nebenbuhler in Palermo, nöthigte mich die wachsame Polizei, heimlich zu fliehen, und ich ging nach Neapel. Da lernte ich von einem guten Freunde die Falschmünzerei, in der ich es in der That zu einiger Vollkommenheit gebracht habe, und die ich einige Jahre mit Glück exekutirte. Aber auch diese Kunstfertigkeit däuchte der Polizei schon wieder ein Zuviel, sie enthob mich meiner Mühe und Arbeit, und gab mir für zehn Jahre freie Wohnung und Kost auf den Galeeren! Ach, das war eine glückliche Zeit, Exzellenz, ich habe viel gelernt auf den Galeeren, und zum Beispiel etwas, das mir jetzt in Eurem Dienste sehr nützlich werden soll. Ich verstehe russisch zu sprechen, wie ein ächter Moskowiter. Ein solcher war sieben Jahre lang mein unzertrennlicher Freund und Kettengefährte, und da er zu dumm oder zu faul war, meine Sprache zu lernen, mußte ich mich wohl bequemen, die seine zu lernen, um doch ein wenig mit ihm plaudern zu können. Das aber, Exzellenz, ist nun so ziemlich Alles, was ich verstehe, den Dolch führen, Falschmünzen, russisch sprechen und einige andere sogenannte kleinere Gaunereien, die Ew. Gnaden aber vielleicht nicht gebrauchen können!"

„Wer weiß!" sagte Graf O. lachend. „Verstehst Du, zum Beispiel, einen Einbruch zu machen, und Diamanten und Gold zu stehlen, ohne daß Du dabei ertappt wirst?"

„Das," sagte Joseph nachdenklich, „das hoffe ich, Exzellenz. Ich habe zwar noch keine Erfahrungen in diesem Fache, aber ich habe auf den Galeeren die gründlichsten Kollegia darüber gehört, und die Erfahrungen

der größten Meister dieser Kunst habe ich als wißbegieriger Schüler in mich aufgenommen!"

Graf O. lachte. „Du bist ein pfiffiger Bursche, sagte er, „und Du gefällst mir außerordentlich. Wenn Du so gut handeln als Du zu sprechen weißt, dann werden wir beide gute Geschäfte machen! Nun, morgen Nacht kannst Du sogleich Dein Probestück machen! Es gilt einen Einbruch."

„Und der soll mein Meisterstück werden!" rief Joseph Ribas.

„Wenn er gelingt, so nehme ich Dich in meine Dienste, und Du trittst später durch meine Vermittlung als Offizier in die russische Marine ein!"

Joseph Ribas sah ihn mit großen erstaunten Augen an. Das ist allerdings eine ungeheuere Ehre und ein großes Glück," sagte er, „nur möchte ich auch wissen, ob die russische Marine sich auch auf Seeschlachten einläßt, und ob die Offiziere dann in's Feuer müssen!"

„Freilich!" rief Graf O. lachend. „Aber Du kannst Dich sodann hinter den Kanonen verbergen, bis das Feuer vorüber ist!"

„Ich werde mich zu rechter Zeit Eures weisen Rathes erinnern!" sagte Joseph Ribas ernsthaft, indem er sich vor dem Grafen verneigte. (Und in der That, Ribas erinnerte sich dessen! Als er später russischer Admiral geworden, bekam er als solcher das Kommando der Flottille, welche die Donau hinabfahren sollte, um die Einnahme von Kilia und Ismael zu unterstützen. Aber während der Belagerung von Ismael (21. Dezember 1790) verbarg sich Ribas in dem schilfigen Ufer der Donau und kam erst wieder zum Vorschein, als die Gefahr vorüber war, und er in Ruhe sich des Hauptantheils der von seinen Matrosen gemachten Beute versichern konnte. Aber diese Feigherzigkeit und Habsucht ihres Admirals hätte fast unter den Matrosen eine Empörung zur Folge gehabt. Nur mit Müh ward sie unterdrückt.) Und wo, Exzellenz, wird das jetzige Schlachtfeld meiner Thaten sein? Wo werde ich mir meine russischen Offiziers-Epauletten verdienen?" fragte er weiter.

„Ich werde Dich selber dahin führen," sagte Graf O., „und Dir das Haus bezeichnen, wo neben einem Brillantschmuck und einigen tausend Skudi Deine Offiziers-Epauletten liegen!"

Und da ich ziemlich lange Finger habe, so werde ich mit meinen Epauletten auch diese Brillanten und Skudi zu ergreifen wissen, rief Joseph Ribas lachend.

Es war am Abend nach dieser Unterredung des Grafen O. mit Joseph Ribas. — Ein wundervoller, herrlicher Abend, wie man nur unter Italiens Himmel ihn kennt.

Mit Entzücken athmete Natalie diese sanften Lüfte ein, und ließ sich berauschen von den Blumen, die in der Kühle des Abends ihre herrlichsten Düfte aus strömten. Sie war heute ungewöhnlich heiter, und mit lächelndem Antlitz und kindlichem Frohsinn, ganz wie sonst in glücklicheren Tagen, hüpfte sie die Allee hinab, oder ruhte, ihre Zither im Arm, auf ihrem Lieblingssitz unter dem Myrthengebüsch am Ufer des murmelnden Wasserbassins.

„Ich bin heute so glücklich, ach, so glücklich," sagte sie, „das macht, ich habe von Paulo geträumt, im Traume war er neben mir, sprach er zu mir, und das ist ein sicheres Zeichen, daß er bald wiederkehrt! O gewiß, gewiß! In meinem Traume hat er's mir verkündet, und ganz deutlich hörte ich ihn sagen: „wir sehen uns wieder, Natalie! Bald werde ich wieder bei Dir sein!"

„Ach, möchte dieser Traum sich doch erfüllen!" seufzte Marianne, Nataliens treue Begleiterin.

Unfern von ihrer Herrin stand sie neben Carlo und Beide schauten mit zärtlichen Blicken hinüber zu dem jungen Mädchen, das jetzt lächelnd in ihre Zither griff und ein Jubellied begann vom Wiedersehen!

„Ich glaube nicht an unsers Grafen Wiederkehr!" flüsterte Marianne, während Natalie sang. „Es ist ein schlimmes Zeichen, daß noch immer keine Nachricht, keine Zeile, auch nicht die kleinste Botschaft von ihm gekommen ist! Etwas Ungeheures, Unbezwingbares muß ihn am Schreiben gehindert haben!"

„Ihr glaubt doch nicht, daß man ihn verhaftet hat?" fragte Carlo.

„Ich glaube es," seufzte Marianne. „Und welches Loos erwartet dann unsere arme Prinzessin! Hülflos, allein, ohne Mittel! Denn, wenn der Graf verhaftet worden, dann wird er nicht mehr im Stande sein, wie er versprochen, Geld zu senden. Und wir besitzen nur noch tausend Skudi baares Geld, und vielleicht das Doppelte an Diamanten!"

„Dann sind wir für's Erste immer noch reich genug, um die Prinzessin nichts entbehren zu lassen!" sagte Carlo.

„Aber, wenn auch diese letzten Hülfsquellen erschöpft sind?" fragte Marianne. „Wenn wir kein Geld und keine Diamanten mehr haben, wie dann?"

„O dann," rief Carlo mit freudestrahlendem Gesichte, „dann werden wir für sie arbeiten! Das ist auch ein Glück, Marianne!"

Während die Beiden so zu einander sprachen, sang Natalie noch immer mit einem glücklichen Lächeln und freudigen Antlitz ihre Jubelhymne vom Wiedersehen, und die Bäume rauschten dazu, die Quellen murmelten und in den Myrthengebüschen flöteten und zwitscherten

die Vögel. Es war eine wundervolle Nacht, und wie der volle, goldig glänzende Mond jetzt zwischen den Pinien hervortrat und Nataliens Antlitz und Gestalt mit hellem Glanz beleuchtete, flüsterte Carlo ganz berauscht, ganz glücklich: „Seht sie nur an, Marianne! Gleicht sie nicht einem seligen Engel, bereit, sich aufzuschwingen zu den Sternen und mit dem Mondlicht empor zu steigen? Seht nur, ist es nicht, als ob die Mondstrahlen sie zärtlich umfaßten, um sie mit sich empor zu ziehen und einen Engel in seine Heimath zurückzuführen?"

„Möchte sie einst mindestens mit einem so glücklichen Lächeln und in so heiterem Frieden gegen Himmel fahren!" seufzte Mariane, fromm die Hände faltend.

In diesem Moment unterbrach ein schneidender, schriller Wehelaut Nataliens Gesang. Eine Saite war gesprungen an der Zither; erschreckt, fast unwillig, ließ Natalie das Instrument zur Erde fallen, und wieder tönte es in den Saiten wie leises Klagen und Seufzen.

„Das ist eine üble Vorbedeutung!" seufzte Natalie. „Wie, wenn die nun Wahrheit würde, und nicht mein Traum?"

Und ängstlich in sich erbebend, streckte das junge Mädchen ihre Hände ihren Freunden entgegen.

„Carlo, Marianne", sagte sie ängstlich, „kommt her zu mir, beschützt mich doch mit Eurer Liebe vor diesem Grauen und dieser Todesangst, die mich plötzlich überfällt. Seht nur, der Mond verbirgt sich hinter Wolken. Mein Gott, die ganze Welt verfinstert sich und wirft sich einen Trauerflor über ihr helles Angesicht.

Und das angstvolle Kind klammerte sich an Mariannens Arm und barg ihr Gesicht an dem Busen ihrer mütterlichen Freundin.

„Und das nennt Ihr eine Vorbedeutung?" sagte Carlo mit erzwungener Heiterkeit. „Diesmal Prinzessin, bin ich das Fatum, welches Euch erschreckt hat! Meine Schuld allein ist es, daß diese Saite sprang. Sie war schon schadhaft und halb zersprungen, als ich heute Abend die Zither stimmte, aber ich hoffte, sie würde ausreichen für diese leisen, schwermuthsvollen Melodien, die Ihr jetzt immer spielt. Ja, hätte ich wissen können, daß Ihr heute Abend so jubeln und so jauchzen würdet, dann hätte ich eine andere Saite aufgespannt, und dieses ganze Unglück wäre nicht geschehen!"

Er hatte, während er so sprach, die Saite wieder zusammengeknüpft und aufgezogen.

„Das Unglück ist schnell wieder gut gemacht und Ihr könnt Euer Jubelied wieder beginnen!" sagte er, indem er Natalien die Zither darreichte.

Sie schüttelte schwermuthsvoll das Haupt. „Es ist vorbei", sagte sie, „ich mag heute nicht mehr jubeln und singen, und mir graut es in diesem Garten. Seht nur, wie schwarz und drohend diese Pinien da emporragen, und diese Myrthenbüsche, gleichen sie nicht großen, schwarzen Gräbern? Nein, nein mir graut hier, ich mag nicht mehr unter diesen Todtenwächtern und diesen Gräbern sein! Kommt, laßt uns in unsere Zimmer gehen! Es ist Nacht, wir wollen schlafen und träumen! Kommt nur schnell, laßt uns ins Haus gehen!"

Und wie ein gescheuchtes Reh flog Natalie dem Hause zu, die beiden anderen folgten ihr. —

Eine Stunde später war Alles lautlos und still in der Villa. Die Lichter erloschen allmählich in Nataliens und Mariannens Gemächern, nur in Carlo's kleinem Zimmer brannte noch eine trübe, einsame Lampe, und zuweilen sah man den Schatten des unruhig auf- und abschreitenden Sängers an den Fenstern sich zeigen.

Endlich erlosch auch diese Lampe, und Alles ward dunkel und still!

Um diese Zeit sah man einen dunklen Schatten langsam und vorsichtig durch den Garten heranschleichen. Bald stand er still, und dann hätte man glauben mögen, es sei eine Täuschung und nur die im Winde sich schaukelnden Pinien verursachten diesen sich bewegenden Schatten. Aber plötzlich erschien er dann wieder mitten an einer mondhellen Stelle, wohin kein Baum und Gesträuch seinen Schatten warf, und gleichsam erschreckt von dieser Helle floh er dann wieder seitwärts ins Gebüsch hinein.

Immer näher und näher kam dieser Schatten dem Hause, und wie die Alleen hier breiter wurden und das Mondlich heller diese Gänge durchleuchtete, konnte man deutlich erkennen, daß es ein menschliches Wesen, eine hohe, stattliche Mannesgestalt sei, die sich so vorsichtig und leise dem Hause näherte. Und was da in seinem Gürtel funkelte und blitzte, — war das nicht ein Dolch, ein Pistol daneben und ein langes Messer?

Jetzt steht er am Hause. Lauschend steht er und horcht, und als Alles still bleibt, und als kein verdächtiges Geräusch sich vernehmen läßt, drückt er mit dem mitgebrachten, mit Pech bestrichenen Papier die Scheibe eines Fensters ein. Dann öffnet er, die Hand durch die entstandene Oeffnung steckend, den ganzen Fensterflügel, und mit einem kühnen Satze sich auf

die Brüstung schwingend, läßt er sich langsam hinabgleiten in das Zimmer.

Wieder ist Alles still, und lautlos liegt sie da, diese einsame, friedliche Villa. Plötzlich zeigte sich ein kleines, hell aufflackerndes Licht hinter einem dieser dunklen Fenster.

Das ist eine Diebesleuchte, welche Joseph Ribas sich angezündet, damit sie ihm Licht werfe auf seinen dunklen, verbrecherischen Weg.

Vorsichtig steigt er die Treppe, die zum oberen Stockwerk führt, hinauf, und keine Stiege knarrt unter den Füßen, keins, auch nicht das leiseste Geräusch verräth ihn!

Jetzt ist er oben in diesem langen Korridor. Lauschend nähert er sich der ersten Thür und horcht lange. Drinnen hört er es laut athmen und schnarchen, drinnen schläft Jemand. Mit einem einzigen raschen Griff dreht er den Schlüssel um, der im Schlosse steckt. Jetzt ist die Thür verschlossen und der da drinnen schläft ruhig fort!

Weiter schleicht Joseph zur nächsten Thür, und wieder horcht er und lauscht, ob etwas sich da drinnen rege. Aber nein, er hört nichts! Ganz still ist Alles hinter dieser Thür.

Er zieht eine Pistole aus seinem Gürtel, er spannt den Hahn, und so, bereit, jedem Angriff zu trotzen, öffnet er rasch die Thür. — Niemand ist in diesem Zimmer, Niemand als der Dieb Joseph Ribas, welcher mit blitzenden Augen, argwöhnisch, lauernd umher blickt und jeden Winkel mit seinen stechenden Blicken durchbohren und durchspähen möchte!

Aber nein, es ist wirklich Niemand da, — gefaßt und sicher tritt Joseph Ribas in das Zimmer, und die Thür hinter sich nachziehend, verriegelt er sie. Jetzt kann ihn Niemand überraschen, Niemand ihn hinterrücks anfallen. Doch ja, hier rechts und links zu beiden Seiten ist eine Thür. Er horcht an der ersten. Leise Athemzüge glaubt er zu vernehmen, und auch hier schiebt er den Riegel vor, und schleicht dann hinüber zu der andern Thür, die ist nur angelehnt, vorsichtig stößt er den Thürflügel auf und schaut hinein. Eine düstre kleine Lampe brennt da drinnen, sie beleuchtet das zarte, liebliche Angesicht der schlummernden Prinzessin Natalie.

„Das ist sie!" flüstert Ribas leise, und mit gierigen Blicken schaut er auf das junge, reizende Mädchen hin. Es zieht ihn vorwärts wie mit unsichtbaren Banden, es drängt ihn hinein in dieses heilige Gemach der schlafenden Jungfrau. Aber mit Gewalt hält er sich zurück. Ich habe geschworen, sie nicht zu berühren, und ich will Wort halten, um mir meine Epauletten zu verdienen!" flüstert er leise, und zurücktretend in das erste Gemach, verriegelte er, um vor sich selbst sicher zu sein, die Thür, welche in Naталiens Schlafzimmer führt.

„Jetzt ans Werk!" sagte er entschlossen. Hier steht das Bureau. Hier werden die Schätze sein!"

Und die Blendlaterne auf den Tisch stellend, holt er seine Dietriche und Brecheisen hervor und beginnt die Schränke und Tische zu öffnen.

Richtig, sein Diebesinstinkt hat ihn nicht getäuscht, er hat Alles gefunden, Alles! Da, da ist das Kästchen mit den funkelnden Diamanten, und da diese gefüllten Beutel, sie enthalten das Geld.

Mit einem wilden, hämischen Lächeln verbirgt Joseph Ribas die Brillanten an seinem Busen und steckt die Beutel mit Skudi in seine weiten Taschen.

„Schade, daß das nicht mein ist," flüsterte er grinsend, „aber ich muß mich gegen diesen Grafen als einen ehrlichen Dieb beweisen, und ich habe es ihm versprochen, Alles getreulich ihm zu bringen!

Das Werk ist vollendet, die heimtückische, verbrecherische That, sie ist geschehen! Jetzt kann er gehen, jetzt kann er sich wieder fortschleichen aus diesem Hause, das seine Füße besudelt haben.

Warum thut er's nicht? Warum verweilt er noch in diesem Zimmer? Warum wendet er sich mit so wildem, gierigem Blick immer wieder nach dieser Thür hin, hinter welcher Natalie schläft?

Er kann der Versuchung nicht widerstehen, und wenn sie selbst erwachte, er muß sie noch einmal sehen! Was hat er auch zu fürchten von einem jungen, einsamen Mädchen? Er will sie nur noch einmal ansehen! Weiter nichts!

Leise schiebt er den Riegel zurück, leise auf den Zehen, mit verhüllter Blendlaterne schleicht er in das Zimmer, hin zu Nataliens jungfräulichem Lager.

Wunderschön ist sie! Und sie lächelt im Schlummer! Wie hold, wie reizend ist dieses Antlitz, dieser Arm, den sie rückwärts gelegt über das Haupt, wo er sich halb verliert unter den üppigen, dichten Locken. Wunderschön ist sie! Ob er es wohl wagen darf, diesen Arm zu berühren, und einen Kuß, einen ganz leisen Kuß auf diese duftigen Lippen zu hauchen? Warum denn nicht? Niemand sieht es, und Graf O. also wird es nicht erfahren, daß er seinen Befehlen ungehorsam gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt.“

Nr. 292. Samstag, den 23. Dezember. 1899.

Natalie.

(Fortsetzung.)

Aber wie er sich niederbeugte, wie nur sein Athem leise ihre Wange berührt, da regt sie sich. Die Scham der Jungfrau schlummert niemals, sie wacht über dem schlafenden Mädchen, sie behütet sie! Es ist ihr Genius, der niemals von ihr weicht!

Zusammenzuckend schlägt Natalie die Augen auf, fährt sie empor von ihrem Lager. Da sieht sie dicht vor sich die große, drohende Männergestalt, dicht vor sich dieses fremde, wildlachende Angesicht.

Ein Schrei der Angst und des Entsetzns tönt von ihren Lippen und mit lautem Jammerton ruft sie: „Carlo; Zu Hülfe! Zu Hülfe! Carlo! Rette! —

Mehr sagte sie nicht. Mit einer wilden Wuth, beschämt zugleich und rasend über seine eigeneUnbesonnenheit, stürzte sich Joseph Ribas über sie her. —

„Noch einen Laut!“ sagte er drohend, noch einen Hülferuf und ich ermorde Euch!“

Aber in diesem Augenblick ward eine kleine Tapetenschlossen hatte, hastig aufgerissen, und Carlo stürzte thür, die Ribas nicht bemerkt, und daher nicht verherein.

„Natalie, hier bin ich! Hier bin ich!“

So eilte er in das Gemach, so stürzte er auf den Fremden hin, und mit übermäßiger Kraft ihn von hinten umfassend, drängte er ihn zurück von dem Lager des jungen Mädchens.

Joseph Ribas wandte sich um nach seinem neuen, unerwarteten Feinde. Die Lampe beleuchtete sein Gesicht, und zurücktaumelnd schrie Carlo mit schneidendem Wehelaut: „Mein Bruder!“

Joseph Ribas brach in ein lautes, grausames Lachen aus. „Treffen wir uns endlich, mein Bruder?“ sagte er. Diesmal aber sollst Du mich nicht hindern an meinem Werke! Diesmal bin ich der Sieger!“

„Nein, nein, das bist Du nicht!“ schrie Carlo, außer sich vor Schmerz und Wuth. „Bekenne, was Du gewollt in diesem Hause, bekenne, oder ich ermorde Dich!“

Und mit gezücktem Dolche stürzte er auf seinen Gegner los!

Ein fürchterlicher Kampf begann. Natalie, im Nachtgewande, bleich wie eine Lilie, kniete auf ihrem Lager und betete. Sie hatte ihre Hände über ihre Brust gefaltet, gerade über diese Stelle, wo die in ein seidenes Säckchen genäheten Papiere hingen, die sie an goldener Kette immer am Halse trug.

„Gib, o mein Gott,“ betete sie leise, „gib, daß ich Paulo mein Wort halte, und daß ich diese Papiere mit meinem Leben vertheidige!“

Und sie rangen und kämpften immer noch, die beiden Brüder, wie ein Knäul hatten sie sich fest ineinander geschlungen, wie zwei Schlangen hatten sie sich mit ihren Armen einander umgarnt und umstrickt.

„Fliehe, fliehe Natalie!“ ächzte Carlo mit ermattender Stimme. „Fliehe! Fort von hier! Noch halt ich ihn, noch bist Du sicher! Fliehe!“

Aber das junge Mädchen dachte in diesem Augenblick nicht an ihre eigene Gefahr. Sie dachte nur an Carlo, sie flog von ihrem Lager empor, mit flammenden Augen und kühnem Muthe warf sie sich zwischen die Kämpfenden.

„Nein, nein,“ sagte sie muthig, „ich werde nicht fliehen, ich werde wenigstens zu sterben wissen!“

Ein Schrei tönte von Carlo's Lippen, erschlafft sanken seine Arme nieder, und gaben den Feind, den Bruder frei.

„Ah endlich, endlich!“ ächzte Joseph athemlos, mit keuchender Brust! Das war ein lustiges Fastnachtsspiel, mein tugendhafter Bruder! Lebe wohl, ich bin doch diesmal der Sieger geblieben!“

Mit einem wilden Satze sprang er der Thür zu, den bluttriefenden Dolch in der vorgestreckten Rechten, rannte er durch den Korridor, die Treppe hinunter, hinaus in den Garten.

„Gerettet!“ sagte er aufathmend. Ich denke, dieser Russe wird mit mir zufrieden sein! Ich bringe das Geld und die Diamanten, und habe noch zum Ueberfluß diesem lästigen Beschützer einen sehr wirksamen Aderlaß beigebracht! Ah, es scheint mir, ich habe meine Studien auf der hohen Schule der Galeere sehr gründlich angewandt! —“

Und ein lustiges Liedchen singend, schwang sich Jo-

seph Ribas auf einen Baum dicht an der Mauer und ließ sich dann an dieser hinabgleiten.

Oben in Nataliens Zimmer, bleich, mit röchelnder Lippe, lag Carlo, lang hingestreckt auf dem Fußboden. Das Blut floß in hellen Strömen aus der tiefen Wunde, welche seines Bruders Dolch ihm geschlagen, hervor. Natalie kniete neben ihm. Keine Thräne war in ihrem Auge, keine Klage tönte von ihren Lippen. Sie schien ganz gefaßt vor übergroßem Schmerz, sie suchte nur mit ihrem Gewande, mit ihrem Haar das Blut zu stillen, und Carlo's Wunde zuzudecken.

Carlo's bläuliche Lippen umspielte ein seliges Lächeln.

„Ich sterbe," flüsterte er, „aber ich sterbe für Dich!" Dein Papo hält Wort, er hat Dich bis zu seinem letzten Athemzuge vertheidigt. Wie gütig ist doch Gott, er läßt mich sterben in Deinem Dienst!"

„Nein, nein, Du sollst nicht sterben," schrie Natalie, aus ihrer Ruhe zu dem wildesten Schmerze übergehend. „Nein, Carlo, Du mußt leben! O sage nicht, daß Du stirbst! Mein Gott, Du liebst mich ja, und Du willst mich allein lassen! Lebe nur, und ich will Dich auch lieben, Carlo, so heiß, so glühend, wie Du mich liebst! Bleibe bei mir, und mein Herz, mein Leben, es soll Dir ghören!"

„Zu spät, zu spät!" hauchte Carlo mit sterbender Lipp. „Denke an mich, Natalie, ich habe Dich sehr geliebt, und ich sterbe selig, denn ich sterbe in Deinen Armen!"

„Nein, nein, Du sollst leben in meinen Armen, schluchzte sie. „Ich will Dein sein, Deine Braut!"

„Küsse mich, meine Braut!" lallte er leise.

Sie neigte sich über ihn. Sie berührte mit ihrem duftigen, jungfräulichen Munde seine schon im Tode erstarrenden Lippen, sie legte ihre heißglühende Wange an sein kaltes, marmorbleiches Gesicht, — das volle, frische Leben drückte den kalten ermattenden Tod an seine Brust, um mit ihm zu ringen, um ihn zu bekämpfen! Umsonst!

Als Marianne nach langem vergeblichen Bemühen, unfähig, die verriegelte Thür zu öffnen, endlich vermittelst eines zerrissenen und zusammengeknüpften Betttuches aus dem Fenster sich hinunter gelassen in den Garten, und von da in das Haus und in Nataliens Zimmer hinaufgeeilt war, fand sie da drinnen Alles schweigend und still. Nichts regte sich mehr. Lautlos lagen sie da!

Er, der schon im Tode erstarrte Sänger Carlo, und sie, die ohnmächtige Natalie, das Haupt geneigt an das marmorbleiche Angesicht des Freundes!

Intriguen.

Graf O. lag in behaglicher, nachlässiger Stellung auf dem Divan, und rauchte in langsamen Zügen aus seiner türkischen Pfeife den aromatischen Duft des Tabaks ein. — Vor ihm stand Joseph Ribas und berichtete mit lachendem Munde und in seiner drolligen komischen Weise die Begebenheiten dieser Nacht.

„Ihr seid ein wundervoller Mensch," sagte Graf O., als Joseph zu Ende war. „Eure Offiziers-Epauletten habt Ihr Euch schnell verdient, und heute Mittag werdet Ihr an meiner Tafel als russischer Offizier zum ersten Mal erscheinen. Ah, ich prophezeihe Euch eine große Zukunft, Ihr habt ganz das Geschick dazu, Euer Glück zu machen. Ihr seid klug, verwegen, vor keinem Mittel zurückscheuend, jedes benutzend und es gut findend, wenn es nur fördert. Mit solchen Grundsätzen kann man es weit bringen in der Welt, und es bietet sich bei mir die beste Gelegenheit, all' diese schönen Talente zur Anwendung zu bringen."

„Und ich habe zudem meine neue Karriere mit einer guten Vorbedeutung begonnen," sagte Joseph, „ich habe einen Mord an die Spitze meiner vollbrachten Thaten gestellt! Das ist ein guter, vielversprechender Anfang, nicht wahr, Herr Graf? Ihr müßt das wohl auch wissen!"

„Freilich, ja, das muß ich am besten wissen," rief der Graf lachend, und strich sich wohlbehaglich seinen schönen schwarzen Bart.

„Und was weiter anfangen?" fuhr Ribas fort, „gebt mir nur immerhin Euere Befehle!"

„Jetzt hast Du eine sehr edle, sehr erhabene Rolle zu spielen," sagte Graf O. lachend. „Du sollst als der Wohlthäter unserer russischen Prinzessin erscheinen, und als der vermittelnde Vorläufer meiner eigenen Person!"

„Das ist eine allerliebste Rolle," rief Ribas, sich vergnügt die Hände reibend. „Ich werde mich wundervoll ausnehmen als Wohlthäter und Mittler. Gebt mir noch einige Details, Herr Graf!"

„Die sollst Du haben," sagte Graf O. „Stepano soll sie Dir geben. Stepano!"

Der Gerufene erschien sofort in der Thür des Nebengemaches.

„Stepano," sagte Graf O., „jetzt an's Werk, mein Freund. Der heute angekommene Kurier hat uns gute Nachrichten und Vollmachten gebracht. Graf Paul Rasczinsky ist nach Sibirien abgeführt, seine Güter sind eingezogen, sie fallen als Eigenthum eines Hochverräthers der Regierung anheim. Da ist eine von der Kaiserin unterschriebene Vollmacht, auf seine hiesigen Besitzungen im Namen der Kaiserin Beschlag zu legen und sie zu verkaufen! Nimm einige Bevollmächtigte und Beamte mit, und gehe zu dieser Villa. Aber vor allen Dingen verhilf unserm kleinen Joseph Ribas zu seiner Uniform und seine Epauletten, damit er als Wohlthäter und Retter gleich gehörig kostümirt ist. Und

jetzt fort mit Euch. Unterweis' ihn gut, Stepano! Ach, ich möchte wohl zugegen sein bei dieser allerliebsten Komödie!"

Und Graf O. brach in ein herzliches Gelächter aus.

„Diese ganze Geschichte ist sehr unterhaltend und romantisch," sagte er dann, als er allein war, „ich habe Katharinen sehr dankbar zu sein, daß sie mich damit beauftragte. Ich liebe das Abenteuerliche und Romantische! Freilich, wen auch hätte sie sonst zu diesem Geschäfte auswählen können! Ich möchte wohl wissen, wer es wagen dürfte, mit mir, dem russischen Herkules, in die Schranken zu treten, und wer so kühn wäre, mir den Preis streitig zu machen!"

So sprechend erhob er sich von dem Divan und trat zu dem großen venetianischen Spiegel, vor welchem er lange in aufmerksamer Selbstbetrachtung stehen blieb.

„Hm, diese zärtliche Kaiserin Katharina versteht sich auf Männerschönheit," flüsterte er mit einem selbstgefälligen Lächeln, „und ich kann's ihr nicht verdenken, wenn sie mir selbst Komplimente ins Gesicht sagte. Uebrigens werde ich vor dieser kleinen Prinzessin zuerst in antiker Tracht erscheinen! Katharina hat mir oft gesagt, daß ich bezaubernd sei in meinem reichen antiken Kostüm. Nun, wir wollen auch hier diesen Zauber ein wenig wirken lassen!"

35.

Der russische Offizier.

Mit dem Tode Carlo's war Nataliens letzter Freund gestorben, mit den gestohlenen Diamanten und dem geraubten Gelde waren Mariannens letzte Hülfsquellen erschöpft! — Aber Natalie achtete nicht auf das Klagegeschrei Mariannens! Was kümmerte es sie, ob sie arm war und mittellos, was wußte sie von diesem äußern Schätzen und diesem in Gold und Juwelen bestehenden Reichthum! Natalie wußte nur, daß sie beraubt worden an einem edlen, geistigen Besitzthum, daß man ihr den Freund gemordet, welcher mit so treuer, hingebender Liebe sich ihr geweihet hatte, und über seiner Leiche weinend, widmete sie ihm den Thrännzoll der reinsten Dankbarkeit, der schmerzlichsten Trauer!

Aber so unvollkommen ist die Welt, daß sie uns oft zur Trauer keine Zeit läßt, daß sie miten in unsern Schmerz hinein ihre prosaischen Stimmen der Wirklichkeit und des Bedarfs ertönen läßt, daß sie uns nöthigt, unsere Thränen abzutrocknen und von den schmerzlich süßen Erinnerungen an ein verlorenes Glück unsere Gedanken abzulenken, um sie dem praktischen Leben, der begehrlichen und beanspruchenden Wirklichkeit zuzuwenden!

Nataliens zarte Sensitivenseele sollte diese rauhe Berührung der Wirklichkeit erfahren, und in sich erschaudernd und erbebend, mußte sie sich beugen unter die rauhe Hand der Gegenwart.

Bleich, athemlos, zitternd stürzte Marianne in das Gemach, in welchem Natalie in einsamer Trauer um den verlorenen Freund weinte.

„Wir sind verloren, rettungslos verloren!" stammelte Marianne. „Man will uns vertreiben aus unserm letzten Besitzthum, man will uns verstoßen aus unserm Hause! Das Unglück der ganzen Welt bricht über uns herein, um uns zu zerschmettern!"

Das junge Mädchen sah sie mit ruhigen, klaren Blicken an. „So mag es uns zerschmettern!" sagte sie ruhig. „Es ist besser, ihm auf einmal zu unterliegen, als langsam von ihm verzehrt zu werden!"

„Aber Ihr hört mich nicht, Prinzessin," schrie Marianne händeringend. „Man will uns von hier vertreiben, sage ich Euch, aus Eurem Hause will man Euch vertreiben!"

„Und wer will das?" fragte das junge Mädchen, indem sie sich stolz und mit flammenden Blicken erhob. „Wer wagt es, mir hier zu drohen in meinem eigenen Hause!"

„Draußen stehen Soldaten und Sbirren und die Beamten der russischen Gesandtschaft. Mit Gewalt haben sie sich Eingang verschafft, mit Gewalt sind sie eingedrungen in das Haus. Schon versiegeln sie die Thüren und legen Beschlag auf Alles, was sich im Hause befindet."

Eine dunkle Purpurröthe überhauchte für einen Moment Nataliens Wangen und ihre Augen flammten. „Ich will doch sehen," sagte sie, „wer den kecken und räuberischen Muth hat, mir mein Eigenthum streitig zu machen!"

Mit stolzen Schritten, mit hochgehobenem Haupte schritt sie durch das Gemach und öffnete die Thür zum Korridor.

Die Sbirren und die Soldaten, welche dort aufgestellt waren, wichen ehrfurchtsvoll bei Seite. Natalie beachtete sie gar nicht, mit stolzem Schritte eilte sie dem Offizier entgegen, dessen laute, gebieterische Stimme diesen Leuten soeben den Befehl ertheilte, alle Thüren zu versiegeln und sorgfältig zu wachen, daß nichts aus den Zimmern fortgetragen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Fanny warf sich auf ihr Sopha und versuchte, ruhig und leidenschaftslos zu überlegen. Bleiben wollte sie auf keinen Fall, aber auf die Frage, die ihre Mutter schon immer wiederholt hatte, was sie denn nun anfangen sollte, mußte sie doch irgend eine Antwort finden.

Trotz der vieln bittern und dmüthigenden Erfahrungen, die sie als Lehrerin schon gemacht hatte und in verdoppeltem Umfange bei den stocksteifen und hochmüthign Engländern voraussah, wollte sie wieder Stunden geben und im Deutschen, Französischen und in der Musik unterrichten. Nur war es gar nicht so leicht, eine Stellung zu finden, zumal da es ihr an Empfehlungen mangelte.

Sie hatte wohl Freunde von Einfluß, aber es war klar, daß sie sich an keine der vornehmen Bekanntschaften, die sie gemacht hatte, wenden könnte, ohne sich und die Ihrigen bloßzustellen und den skandalösesten Kommentaren Thür und Thor zu öffnen. Wenn sie nur Jemand gehabt hätte, mit dem sie berathen könnte! Ihre Mutter war unzugänglich, das hatte sie schon erfahren; Ellen die bisher von der ganzen Sache nichts wußte, mußte, so lange es irgend möglich war, in dieser Unkenntniß erhalten werden; übrigens hätte auch Fanny mit ihr keine vernünftige Berathung pflegen können. Der Einzige, von dem sie glaubte, daß er ihren Anschauungen Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, und dem sie wegen seiner ehrlichen und ritterlichen Denkungsart Vertrauen schenkte, Herr Richard Mowbray, war fern und sie würde ihn vielleicht niemals wieder zu sehen bekommen.

„Aber wie! Sie hatte ja einen Brief von ihm in der Tasche! Wie sie das nur so lange hatte vergessen können! Der Brief des Herrn Mowbray wurde hervorgezogen, und wenn Fanny sich nicht vor sich selbst geschämt hätte, sie würde die theuren Schriftzüge an ihre Lippen gedrückt haben.

„Liebe Miß Scudamore —" so schrieb Mowbray in diesem aus Liverpool datirten Briefe — „längst schon würde ich an Sie geschrieben haben, wenn nicht mancherlei Kummer und Sorge mich tagelang in Anspruch genommen hätten. Wie gerne hätte ich mich losgerissen, um noch einmal Ihr liebes Antlitz zu sehen, ehe ich von Englands Boden scheide! Aber ich kann es nicht. Neue, dringende Pflichten erheischen gebieterisch meine sofortige Anwesenheit in Irland, wohin ich noch heute abreise. Ich werde längere Zeit auf einem Gute Calbecott, das in der Nähe von Armagh in der irischen Grafschaft Ulster liegt und seit Jahrhunderten im Besitze der Grafen von Oranmore ist, zubringen. Von dort aus, mein Liebling (o, verzeihen Sie, es floß mir so in die Feder, wie es mir aus dem Herzen aufstieg!) schreibe ich ausführlich an Sie, und dann — dann werde ich wohl auch dem sehnsüchtigsten Wunsche meines Herzens Ausdruck geben dürfen. Sie kennen ihn ja, und ich meine, in Ihren treuen Augen, die nicht lügen kennen, gelesen zu haben, daß Sie dem wilden Dick Mowbray trotz aller seiner Jugendsünden nicht böse sind. Ich liege in Gedanken vor Ihnen auf den Knieen und küsse Ihnen tausendmal die Hände als Ihr unwandelbar treu ergebener

Richard Mowbray."

Dieser Brief veranlaßte eine so lange und glückselige Träumerei der Empfängerin, daß sie darüber das zweite Schreiben, das sie vor sich auf den Tisch gelegt hatte, beinahe uneröffnet gelassen hätte. Endlich raffte sie sich aus ihrem sinnenden Nachdenken auf, und sie griff nun nach diesem Briefe, der aus Dublin kam. Fast wollte sie ihren Augen nicht trauen, als sie hineinsah; sie las ihn zweimal durch und konnte nun nicht länger zweifeln.

Die Schreiberin dieses Briefes war eine ältere, wohlhabende Dame, welche Fanny bei den Vanes kennen gelernt und der sie immer eine große Zuneigung bewiesen hatte. Die Dame bat sie, ihr ein gebildetes, junges Mädchen, das des Französischen und Deutschen mächtig und musikalisch sein müsse, für eine alleinstehende und hypochondrische Frau zu empfehlen, deren letzte Gesellschafterin sich verheirathet habe. In Dublin sei eine geeignete Gesellschafterin, die von geduldiger und heiterer Gemüthsart, außerdem aber eine vollendete „Lady" sein müsse, nicht zu finden, und an ein Londoner Vermittlungs-Comptoir wolle man sich nicht gern wenden. Vielleicht könnte Miß Scudamore ihr dabei behülflich sein, was die Schreiberin mit dem schmeichelhaften Zusatz begründete, Miß Fanny besitze ja selbst alle verlangten Eigenschaften in so hervorragendem Maße, daß sie solche bei einer Andern mit unfehlbarer Sicherheit zu beurtheilen im Stande sein müsse.

Fannys Entschluß war augenblicklich gefaßt. Sie ließ sofort ein Telegramm an ihre ältere Freundin abgehen, daß eine mit den wünschenswerthen geistigen und sittlichen Eigenschaften ausgestattete junge Dame schon in allernächster Zeit bei ihr eintreffen würde.

Dabei verspürte sie ein merkliches freudiges Herzklopfen, denn die Dame, die eine so ideale Gesellschafterin suchte, war ein Miß Sophronia Hurdlestone, die eine prächtig gelegene, kleine Besitzung an der Grenze des Oranmore'schen Gutes Calbecott bei Armagh in Ulster bewohnte. Grenzstreitigkeiten und fortwährende Prozesse mit Lord Oranmore hatten nicht am wenigsten dazu beigetragen, die verbitterte und launische Gemüthsart zu erzeugen, unter welcher die ganze Umgebung der sonst herzensguten Dame zu leiden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

Justin Bertuch.

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 293. Mittwoch, den 27. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ich wünschte zu wissen," sagte Natalie mit ihrer klaren, silberhellen Stimme, „ich wünschte zu wissen, mit welchem Rechte man hier in mein Haus eindringt, und welche Entschuldigung sie haben für dieses freche Betragen."

Der Offizier, welcher Niemand anders war, als Stepano, verbeugte sich vor ihr mit einem leichten, ironischen Lächeln.

„Die Gerechtigkeit bedarf nicht der Entschuldigung," sagte er. „Im Auftrag und Befehl Ihrer erlauchten Majestät, der großen Kaiserin Katharina, lege ich Beschlag auf dieses Haus und Alles, was es enthält. Es ist von dieser Stunde an das geheiligte Besitzthum der russischen Majestät!"

„Es ist das unantastbare Besitzthum des Grafen Paulo!" rief Natalie stolz.

„Es war das Eigenthum des Grafen Paul Raszinsky," sagte Stepano. „Aber die Hochverräther haben kein Besitzthum. Dieser verbrecherische Graf ist des Hochverrathes bezichtigt und überwiesen. Die Gnade unserer Kaiserin hat zwar das Todesurtheil in eine ewige Verbannung nach Sibirien verwandelt, aber die Konfiszirung seines sämmtlichen Habes und Gutes zu genehmigen geruht. Kraft dieser Genehmigung und mit Erlaubniß der römischen Regierung, lege ich Beschlag auf dieses Haus und Alles, was es enthält!"

Natalie hörte ihn nicht mehr. Fast besinnungslos lag sie in Mariannens Armen. Paulo war verloren, zum Tode verurtheilt, lebenslänglich gefangen und verbannt, das allein hatte sie gehört und begriffen, diese entsetzliche Nachricht hatte ihre Sinne verwirrt und getrübt.

„Mein Herr," flehte Marianne, Natalie fest an ihren Busen drückend, „Sie werden mindestens Barmherzigkeit üben an diesem jungen Mädchen, Sie werden uns nicht hinausstoßen auf die Straße, Sie werden uns den ruhigen Aufenthalt in diesem Hause gönnen, bis wir unsere Effekten zusammengerafft, und mindestens Das uns ausgewählt haben, was unbestreitbar unser ist!"

„Alles, was in diesem Hause enthalten, ist das unbestreitbare Eigenthum der Kaiserin!" rief Stepano rauh.

„Aber doch wir selber nicht, hoffe ich!" rief Marianne empört. „Ueber unsere Personen wird sich doch die kaiserliche Gewalt nicht erstrecken?"

Stepano sagte rauh: „Die Thür steht Euch offen, geht! Aber geht sogleich, sonst bin ich gezwungen, Euch als Aufwiegler und Empörer zu verhaften!"

„Ja, laß uns gehen," rief Natalie, die sich wieder erholt hatte, „laß uns gehen, Marianne. Nicht einen Moment länger laß uns verweilen in dem Eigenthum der russischen Kaiserin, welche den edlen Grafen Paulo als einen Verbrecher verurtheilt, und sich seines Eigenthums bemächtigt!"

Und dem ersten Impuls ihres aufwallenden, edlen Stolzes folgend, nahm das junge Mädchen Mariannens Hand, und zog die Widerstrebende mit sich fort.

„Man soll uns mindestens nicht hinauswerfen aus unserm Hause," sagte sie glühend, „nein, nein, wir wollen freiwillig gehen, und uns selber verbannen!"

„Aber wohin sollen wir gehen?" rief Marianne, die Hände ringend.

„Wohin Gott will!" rief das junge Mädchen feierlich.

„Und wovon sollen wir leben!" jammerte Marianne. „Wir sind jetzt ganz arm und hülflos. Wovon sollen wir leben?"

„Wir werden arbeiten!" sagte Natalie ganz fest und entschlossen.

Eine eigene Ruhe und Kaltblütigkeit war über sie gekommen. Das Unglück hatte eine neue Eigenschaft ihres Wesens in ihr wach gerufen, der Schmerz eine neue Saite ihres Innern angeschlagen, — sie war nicht mehr das zarte, sanft duldende, widerstandslose Kind, sie empfand in sich eine feste Entschlossenheit, einen kühnen Muth, einen fast freudigen Trotz und eine unbezwingliche Ruhe.

„Arbeiten! Ihr wollt arbeiten, Prinzessin!" wimmerte Marianne.

„Ich werde es lernen!" sagte sie, und mit immer

eiligeren Schritten näherte sie sich dem Ausgang des Gartens.

Aber die an der Pforte aufgestellten Soldaten verweigerten ihr den Ausgang.

Entsetzt, befremdet blickte Natalie sie an.

Man wird mir mindestens nicht wehren können, mein Eigenthum freiwillig aufzugeben," sagte sie. Fort mit diesen Gewehren und diesen Säbeln! Ich will hindurch."

Und das junge Mädchen trat entschlossen und kühn einen Schritt vorwärts.

Aber wie eine Mauer streckten sich diese Gewehre und Säbel über sie aus, und jetzt überkam Natalie die Angst der Verzweiflung, das trostlose Gefühl ihrer grenzenlosen Verlassenheit, ihrer jammervollen Einsamkeit.

Thränen entstürzten Nataliens Augen, ihr Stolz war gebrochen, sie war wieder das junge, zitternde Mädchen, nicht mehr das heldenkühne Weib, sie weinte, und mit zitternder Stimme, mit gefalteten Händen flehte sie zu diesen rauhen Soldaten um ein wenig Erbarmen, ein wenig Mitleid.

Stumm, unerschütterlich, unbeweglich, einer Mauer gleich standen die Soldaten mit ihren vorgestreckten Gewehren.

Durch das Geschrei und das Zischen hindurch hörte man plötzlich eine laute gebieterische Stimme fragen: „Was geht hier vor? Was bedeutet dieser Lärm?" Ein Offizier machte sich Bahn durch die Menge und näherte sich der Gartenthür.

Ehrerbietig wichen die Soldaten bei Seite, und er trat in den Garten.

„O mein Herr," sagte Natalie, ihr bethräntes Antlitz zu ihm hinwendend, wenn Sie ein Ehrenmann sind, so nehmen Sie sich eines verlassenen, schutzlosen Mädchens an, und befehlen Sie diesen Soldaten, welche Ihnen zu gehorchen scheinen, daß sie mich ungehindert mit meiner Begleiterin von hier fortgehen lassen."

Der russische Offizier Joseph Ribas verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll vor ihr. „Wenn es Prinzessin Natalie Tartaroff ist, welche ich die Ehre habe zu begrüßen," sagte er, so muß ich sie im Namen meines erlauchten Herrn um Verzeihung bitten und komme auf seinen Befehl, um wieder gut zu machen, was hier Ungebührliches geschehen!"

So sprechend wandte er sich zurück zu den Soldaten, und wechselte einige leise Worte mit dem Anführer derselben. Dieser verneigte sich ehrfurchtsvoll; seinen Soldaten ein Zeichen gebend, trat er weiter zurück auf die Straße, und drückte vor sich die Thür des Gartens in das Schloß ein.

„Man will mich also als eine Gefangene hier festhalten?" rief Natalie entsetzt. „Man erlaubt mir nicht, diesen Garten zu verlassen?"

„Ew. Gnaden mögen diesen Garten vorläufig immer noch als Euer Eigenthum betrachten," sagte er ehrfurchtsvoll. „Ich habe Befehl, darüber zu wachen, daß Niemand es wage, Euch hier zu beunruhigen, und aus diesem Grunde bittet mein Herr ehrerbietigst, Ihr möget gnädigst gestatten, daß ich als Wache Eurer Sicherheit in diesem Hause bleibe!"

„Und wer ist dieser großmüthige Herr?" fragte Natalie.

„Es ist ein Mann, welcher das feierliche Gelübde gethan hat, überall die Unschuld zu schützen, wo er sie bedroht findet!" sagte Joseph Ribas feierlich. „Ein Mann, der bereit ist, für die von Gefahren und Feinden umringte Prinzessin Tartaroff sein Blut und Leben hinzugeben, ein Mann," fuhr er leiser fort, „der Euren edlen Vormund und Freund, den Grafen Paulo, kennt und liebt, und Euch bald geheime und sichere Nachricht von ihm bringen wird!"

„Er kennt den Grafen Paulo!" rief Natalie freudig. „O dann ist Alles gut! Wer Paul kennt, und ihn liebt, dem darf ich vertrauen, denn er muß ein edles Herz in seinem Busen tragen!"

Und sich mit einem reizenden Lächeln an Joseph Ribas wendend, sagte sie: „Mein Herr, führen Sie mich jetzt, wohin Sie wollen. Wir werden Ihnen Beide überall hin folgen!"

„Lassen Sie uns vor allen Dingen in die Villa gehen und diese überlästigen Menschen entfernen!" sagte der russischer Offizier, und schritt den beiden Frauen voran dem Hause zu.

Dort waren noch immer die Soldaten und Sbirren beschäftigt, die Thüren und Schränke zu versiegeln. Joseph Ribas trat mit zürnenden Blicken unter sie, und indem er sich an Stepano wandte, sagte er: „Mein Herr, ich werde Euch zur Rechenschaft ziehen über dieses voreilige und ungesetzliche Benehmen!"

„Ich bin in meinem Rechte!" sagte Stepano mürrisch. „Hier der Befehl, diese Villa mit Beschlag zu belegen! Sie ist als das Besitzthum des Hochverräthers Rasczinsky der russischen Krone verfallen!"

„Da wäre nur der eine Irrthum zu berichtigen," sagte Joseph Ribas, „daß diese Villa nicht das Besitzthum des Grafen Rasczinky war, sondern daß er sie schon vor einigen Monaten seinem Freunde, meinem Herrn, verkauft hat. Und da so viel ich weiß, der erlauchte Graf, mein Herr, nicht auch ein Rebell ist, so werdet Ihr sein Eigenthun zu respektiren wissen!"

„Da würdet Ihr zuerst Eure Behauptung zu beglaubigen haben!" rief Stepano mit einem rauhen Lachen.

„Hier ist die urkundliche Beglaubigung!" sagte Joseph Ribas, und reichte Stepano ein Blatt Papier dar. Dieser las es aufmerksam, dann verneigte er sich ehrerbietig: „Dann, mein Herr, war ich allerdings im

Irrthum. Diese Schenkungsakte ist richtig und von Sr. Gnaden dem russischen Gesandten selber unterzeichnet. Ihr werdet mir verzeihen, denn ich handelte nur den mir gewordenen Aufträgen gemäß!"

Joseph Ribas erwiderte Stepano's ehrerbietige Verneigung nur mit einem stolzen Kopfnicken. „Geht," sagte er, „nehmt eiligst die Siegel wieder ab, und dann fort mit Euch!"

Aber als Stepano sich mit seinen Leuten zurückziehen wollte, winkte ihn Joseph Ribas noch einmal zurück.

„Ihr habt also die Schenkungsakte anerkannt?" fragte er, und als Stepano bejahte, fuhr er fort: „Ihr könnt es also nicht ableugnen, daß mein Herr der unbestreitbare Besitzer dieser Villa ist und mit ihr schalten und walten kann nach seinem Belieben?"

„Ich leugne es gar nicht" brummte Stepano.

Joseph Ribas zog ein zweites Papier aus seinem Busen hervor, und reichte auch dies Stepano hin: „Auch diese Schenkungsakte werdet Ihr als richtig anerkennen müssen! Sie ist gleichfalls von unserm hiesigen Gesadten unterzeichnet und beglaubigt."

Stepano las sie und sagte dann fast unwillig: „Sie ist richtig! Aber der Graf ist ein Tollkopf, ein so schönes Besitzthum fortzuschenken."

Und murrend entfernte er sich mit seinen Leuten.

Natalie hatte sich an Mariannens Seite schmiegend, diesem ganzen Auftritt mit stummer Verwunderung zugeschaut, und mit dem Staunen der Unerfahrenheit und Unschuld begriff sie nichts von dieser ganzen Szene, noch kam irgend ein Argwohn in ihre kindlich reine Seele.

„Er geht also wirklich?" fragte sie, als Stepano sich entfernte.

„Ja, er geht," sagte Joseph Ribas, „und er wird es niemals wagen, Euch wieder zu beunruhigen. Fortan seid Ihr in Eurem unbestreitbaren Eigenthum! Mein Herr hat diese Villa und diesen Garten in gerichtlich anerkannter Schenkungsakte zu Eurem Eigenthum gemacht!"

„Und wer ist Euer Herr?" rief Natalie. „Nennt mir seinen Namen, sagt mir, wo ich ihn finde, daß ich ihm danken kann!"

„Ja, führt uns zu ihm," sagte Marianne weinend, „laß mich seine Füße umklammern und seinen fernern Schutz anflehen für meine arme, schutzlose Prinzessin."

„Mein Herr begehrt keinen Dank!" sagte Ribas stolz. Er thut das Gute nur, um des Guten willen, und die Unschuld beschützt er, weil das die Pflicht jedes Edelmannes und Ritters ist."

„So nennt mir mindestens seinen Namen daß ich für ihn beten kann!" schluchzte Marianne.

„Ja, seinen Namen!" rief Natalie mit einem reizenden Lächeln. „Mein Gott, wie werd ich diesen Namen lieben!"

Sein Name ist sein Geheimniß," sagte Ribas. „Die Welt freilich kennt ihn und segnet ihn und nennt ihn den Tapfersten der Tapfern. Aber es ist sein Befehl, daß Ihr ihn nicht erfahrt! Er will nichts, keinen Dank, keine Anerkennung, er will nur Euer Glück und Eure Ruhe sichern, und dadurch das feierliche Gelübde lösen, das er seinem Freunde, dem Grafen Paulo Rasczinsky, gegeben, Euch zu behüten wie Euer Vater, und Euch zu bewachen wie Euer Schutzgeist!"

„Dank, Dank, mein Gott!" rief Marianne, die Arme gen Himmel erhebend. „Du sendest uns Hülfe in unserer Noth, Du bist es, welcher der leidenden Unschuld sich erbarmt und ihr einen Retter sendet in ihrer höchsten Bedrängniß."

Das junge Mädchen sagte nichts. Ihr strahlender verklärter Blick war himmelwärts gerichtet, und mit einem dankbaren, seligen Lächeln die Hände über ihre Brust zusammenfaltend, flüsterte sie: „Ich bin also nicht mehr allein, ich habe einen Freund, der mich behütet und bewacht! Wer er auch sei, Graf Paulo sendet ihn! Wie er sich auch nennen möge, ich werde ihm ewig dankbar sein!"

36.

Die Erwartung.

Ein neues, wunderbares Leben begann seit diesem Tage für Natalie. Wie von einem Mährchen, einem traumhaften Zauber fühlte sie sich umstrickt, es war ein phantastisches, übernatürliches Leben, es schien, als ob irgend ein unsichtbarer Genius sie umschwebe, alle ihre Gedanken belauschend, alle ihre Wünsche zur Wahrheit machend! Und Joseph Ribas war der neckische, stets heitere, stets dienstbereite Kobold dieses unsichtbaren Beschützers.

„Mein Herr ist nicht zufrieden mit der bescheidenen Einrichtung Eurer Villa," sagte er am ersten Tage zu Natalie. „Er bittet Euch, ihm zu erlauben, daß er Eure Zimmer schmücken lasse mit der Pracht, die Eurem Range und Eurer zukünftigen Größe gebührt!"

„Und worin wird meine zukünftige Größe bestehen?" fragte das junge Mädchen neugierig.

„Das wird Euch zur rechten Zeit und zur rechten Stunde klar werden," sagte Ribas geheimnißvoll.

„Wer wird es mir sagen?"

„Er, der Graf!"

„Ich werde ihn also sehen?" rief sie freudig.

„Vielleicht! Werdet Ihr aber jetzt erst erlauben, Eure Zimmer in Ordnung bringen zu lassen?"

„Diese Villa gehört Eurem Herrn," sagte Natalie. „Er hat darin zu schalten als der Herr und Gebieter."

Und zufrieden gestellt, eilte Ribas fort, um nach wenigen Stunden mit mehr denn fünfzig Arbei-

tern, Handwerkern und Künstlern, zurückzukehren, und das Werk der Ausschmückung zu beginnen.

Bis dahin war die Villa mit Zierlichkeit und Eleganz eingerichtet gewesen, man hatte da nichts zu vermissen gehabt an Komfort und Bequemlichkeit, an Anmuth und Geschmack. Aber es war immer nur die fashionable, elegante Wohnung eines vornehmen Privatmannes gewesen. Jetzt, wie durch einen Zauberschlag, verwandelte sich diese Villa in wenigen Tagen in den glänzenden Palast irgend eines Sultans oder Kalifen.

„Dieser Graf muß entweder ein Zauberer oder ein Nabob sein" sagte Marianne sinnend, „Millionen sind nöthig gewesen, um dieses Alles herzustellen."

Natalie fragte nichts darnach, ob er ein Zauberer oder ein Millionär oder ein Nabob sei, sie dachte nur, daß sie ihn sehen, ihm danken möchte, weiter nichts.

„Kommt er denn jetzt?" fragte sie den stets demüthigen und sklavisch ergebenen Joseph Ribas, „kommt er denn jetzt, da sein Haus geschmückt ist zu seinem Empfang?"

„Es ist nur für Euch geschmückt, Prinzessin," sagte Ribas demuthsvoll. „Der Graf, mein Herr, will nichts, als Euch in Räumen wissen, die Eurer würdig sind!"

Aber was sollte ihr dieser Luxus, was fragte sie nach diesen Schätzen, deren Werth sie nicht zu ermessen vermochte, und der ihr gleichgültig war? Sie, die weder einen Begriff von dem Reichthum, noch von dem Gelde hatte! Sie, die nicht wußte, daß es auf der Welt die Armuth gäbe und den Hunger, sie, die gleichsam außerhalb der Welt aufgewachsen war in einem von der Welt abgesonderten Eden, über das die unheilvollen Geister aus der Büchse der Pandora noch ihre Gewalt nicht geübt hatten.

Natalie kannte nur die Schmerzen der Glücklichen, die Entbehrungen der Reichen, sie hatte weder mit dem wirklichen Unglück zu kämpfen gehabt, noch eine wirkliche Noth und Entbehrung jemals erfahren.

Jetzt freilich war ein tieferer Schmerz in ihr Leben getreten, sie hatte ihren geliebten, väterlichen Freund, den Grafen Paulo verloren, und auch Carlo war ihr entrissen! Das war allerdings ein tiefer Schmerz, und um Beide hatte sie viel geweint und viel gelitten, — aber es war immer noch kein wahres Unglück. Sie hatte immer noch nicht ihres Lebens einzigen Inhalt verloren, denn diese Beiden, wie sehr sie sie immer geliebt, sie hatten doch ihr Leben noch nicht im Ganzen und Vollen ausgefüllt, sie waren ein Theil des Glückes gewesen, aber nicht das Glück selber.

Und sie erwartete das Glück! Sie erwartete es mit Entzücken und Andacht, mit fieberischer Hoffnung und glühender Sehnsucht! Sie wußte nicht und fragte nicht, worin es bestehen würde und was es sei, dieses Glück, und dennoch schlug ihm ihr ganzes Herz entgegen, rief sie mit hochklopfendem Busen und flüsternden Lippen herbei, dieses unbekannte, namenlose Glück!"

Dann rief sie Joseph Ribas an ihre Seite, dann bat sie ihn zu erzählen von dem unbekannten Herrn, von seinem Grafen!

Er erzählte ihr von seinen Heldenthaten und Schlachten, von den Wundern der Tapferkeit, die er vollbracht, und das junge Mädchen hörte ihm bebend und zusammenschaudernd zu. Sie hatte Furcht vor diesem Manne, der Ströme Blutes vergossen, und den seine Feinde noch mit sterbender Lippe gepriesen als den größten Helden! Und Joseph Ribas lächelte, wenn er sie erbleichen und zittern sah, und er sprach zu ihr von seiner Großmuth und Menschenliebe, von seiner Ritterlichkeit und Tugend, er erzählte ihr, wie er hier mit Gefahr seines Lebens irgend ein verfolgtes junges Mädchen geschützt und errettet, wie er dort eines hülflosen Greises sich erbarmt, und er, der Einzelne, ihn geschützt gegen eine Schaar blutdürstiger Feinde. Auch sprach er zu ihr von den Schmerzen, welche sein Herr gelitten, von dem Undank, welcher ihm geworden, von den Täuschungen, die er erfahren, und Nataliens Augen füllten sich mit Thränen, und mit vorwurfsvollem Blicke fragte sie den Himmel, wie er es habe zulassen können, daß die Tugend dieses edlen unbekannten Helden so geprüft worden, und die Schlechtigkeit der Menschen so ihn habe betrüben müssen!

„Das ist es," sagte dann Ribas oft, „er spendet überall das Glück, aber er selber hat es nicht! Ueberall, wo er erscheint, macht er heitere und frohe Gesichter, nur sein Antlitz bleibt ernst und schwermuthsvoll. Die Menschen haben ihn trübe und hoffnungslos gemacht, und für sich selber glaubt er nicht mehr an das Glück."

„Aber weshalb kommt er nicht zu denen, welche ihn lieben?" fragte sie. „Weshalb entzieht er sich dem Danke derer, die aus wahrhaftem Herzen ihm ergeben sind? Mein Gott, er würde in unsern nassen Blicken und unsern freudestrahlenden Gesichtern die Wahrheit unsers Gefühls erkennen müssen? Warum kommt er nur nicht?"

„Ich will's Euch gestehen," sagte Ribas lächelnd, „er haßt die Frauen, denn die Eine, Einzige, welche er jemals geliebt, sie hat ihn betrogen, und nun hat sich die Liebe in den glühendsten Haß gegen alle Frauen verwandelt."

„Ich werde ihn also niemals sehen!" seufzte das junge Mädchen, und ließ schwermuthsvoll das Haupt sinken.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 294 Donnerstag, den 28. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

37. Er.

„Jetzt ist es Zeit!" sagte Joseph Ribas, als er eines Tages, von Natalie kommend, in das Boudoir des Grafen O. trat. „Jetzt, Exzellenz, ist der rechte Augenblick gekommen! Ihr müßt Euch zeigen, oder dieses junge neugierige Kind verzehrt sich an diesem innern Feuer der Sehnsucht, das ihr Blut in eine wahre Lohe verwandelt hat! Sie denkt nichts als an Euch, mit wachen Augen träumt sie von Euch, und ohne es zu ahnen, daß man sie belauscht, spricht sie zu Euch, mein Gott, mit welcher Zärtlichkeit und mit welcher demuthsvollen Hingebung! Ich sage Euch, Exzellenz, Ihr seid zu beneiden. Es gibt kein unschuldigeres Kind, keine liebeglühendere Jungfrau. Und sie weiß es nicht einmal, nein, sie ahnt es durchaus nicht, daß sie Euch bereits schwärmerisch liebt, und nach Euren Küssen dürstet, wie die Rose nach dem Morgenthau! Sie weiß nichts von der Liebe!"

„Sie soll davon erfahren!" rief Graf O. lachend. „Das ist eine köstliche Aufgabe, diese kleine Unwissende über ihre eigenen Gefühle aufzuklären. Und ich denke, ich verstehe das!"

„Tragt nur vor allen Dingen Sorge, Exzellenz," sagte Ribas, „dem Ideal zu entsprechen, das sie in ihrem Herzen trägt. Sie erwartet nichts weniger, als einen Sonnengott zu sehen, dessen strahlende Schönheit sie vernichten wird, wie Jupiter die Semele!"

„Nun, darin, hoffe ich, soll sie sich nicht getäuscht haben," rief der Graf, sich selbstgefällig im Spiegel betrachtend. „Wenn ich auch nicht Jupiter bin, so nennt man mich doch den Herkules, und der, weißt Du, ist der Sohn des Jupiter, und zwar sein schönster Sohn!"

„Und seid nur ganz Herkules," sagte Ribas, „ein Zephyr und ein Donnergott zugleich. Macht, daß sie vor Eurer Heldenhoheit zittert, und zugleich zu Eurer demuthsvollen, schüchternen Liebe Vertrauen gewinnt, dann ist sie Euer! Vorsichtig müßt Ihr sein, ganz leise müßt Ihr Eure Netze ausspannen, mit keinem Wort, mit keinem Blick dürft Ihr diese zarte Sensitive verletzen, sonst entflieht sie Euch wie eine scheue Gazelle!"

„O, meine Arme sind stark genug, sie festzuhalten, wenn sie entfliehen will!"

„Besser noch, Ihr haltet sie an ihrer eigenen Schwärmerei so fest, daß sie gar nicht entfliehen kann," sagte Ribas. „Ihr müßt sie ganz berauschen durch Eure zarte, demuthsvolle Liebe, dann ist sie Euer!"

„Weiß sie, daß ich komme?" fragte Graf O. sinnend.

„Nein, nichts weiß sie! Im Garten sitzt sie und seufzt, und greift zuweilen in die goldene Zither, die in ihrem Arme liegt, und fraget die Blumen und den Himmel: Wie heißt er denn, der ferne unbekannte Freund! Auf welchem Sterne wohnt er, und wie nenn' ich ihn?"

„Ich will sie also überraschen!" sagte der Graf. „Laß sie mein Kommen ahnen, aber versprich es ihr nicht! Es beginnt zu dunkeln. Wo ist sie Abends?"

„Immer im Garten! Da sitzt sie und träumt und seufzt nach Euch!"

„Berede sie in's Haus zu gehen, und überall lasse Kerzen anzünden und Alles festlich erleuchten! Ich will ihr im vollen Glanze des Lichtes erscheinen! He, Ihr Schufte, Ihr Hunde, bringt mein orientalisches Kostüm, das reichste, schönste, eilt Euch; oder ich erdroßle Euch!"

Und der Graf eilte in sein Toilettenzimmer zu seinen zitternden, demuthsvoll seiner harrenden Sklaven.

Joseph Ribas kehrte mit einem pfiffigen, zufriedenen Lächeln nach der Villa zurück. Wie er vorhergesagt, traf er Natalie im Garten, die Zither im Arm, träumend, sehnsuchtsvoll.

„Ihr solltet diesen Abend ins Haus gehen," sagte er, „die Luft ist kühl und feucht, sie könnte Euch schaden!"

„Was liegt daran!" sagte sie schwermuthsvoll. „Ob ich krank bin, ob nicht, wer fragt darnach! Wer wird um mich weinen, wenn ich sterbe!"

„Er!"

„O, Er!" seufzte sie. „Er haßt ja alle Weiber!"

„Euch ausgenommen!" flüsterte Ribas. „Prinzessin, geht hinein ins Haus! Schont Eures kostbaren Lebens. Ich bin es nicht, der darum bittet —"

„Wer ist es denn?" unterbrach sie ihn hastig.

„Er ist es! Er bittet Euch darum —"

Natalie sprang empor und flog eiligen Schrittes dem Hause zu.

„Ich werde niemals wieder Abends in den Garten gehen!" sagte sie. „Es ist sein Befehl! Gelobt sei Gott, es gibt doch etwas, worin ich zu gehorchen habe, und er befiehlt es mir!"

„Aber wozu diese Helle?" fragte sie dann, durch die Gemächer schreitend, fast geblendet von dem tausendfachen Glanz dieser Girandolen und Kronleuchter, dieser Spiegel und Juwelen.

„Der Graf hat es so befohlen!" sagte Ribas. „Er liebt die Helle und das Licht. Aber, Prinzessin, möchtet Ihr nicht heute hier in diesem Boudoir bleiben? Seht nur, wie es schön ist, wie lockend kühl durch diesen Springbrunnen, der den Raum mit frischer Luft und mit Wohlgerüchen erfüllt. Da ist es wundervoll lauschig und still. Auf diesen Sammetpolstern ruhend, schaut Ihr die Reihe Zimmer hindurch, die in der That heute wie der Himmel funkeln und flammen, und hier in diesem Boudoir ist ein süßes Halbdunkel, das dem Auge und Herzen wohl thut!"

„Nein, nein," sagte sie mit einem reizenden Lächeln. „Ich liebe auch die Helle und das Licht! Hier ist's zu düster!"

„Bleibt dennoch hier!"

Und weshalb?"

„Er wünscht es so!" sagte Ribas geheimnißvoll.

„Er wünscht es?" rief das junge Mädchen, und sie zitterte und ward bleich. Dann plötzlich übergoß eine Purpurröthe ihr Antlitz, und schwankend mußte sie sich an einen Sessel halten, um nicht umzusinken.

„Mein Gott," stammelte sie, „wäre es möglich? Kann dieses Glück gedacht werden? Ist's wahr, was ich in Euren Augen lese? Ist es so? Kommt er hierher?"

„Hofft es immerhin!" sagte Ribas, indem er sich eiligst durch eine Seitenthür entfernte.

Natalie sank wie betäubt auf den Divan nieder. Ein Gefühl der grenzenlosesten Angst, des maßlosesten Entzückens überkam sie plötzlich. Sie hätte entfliehen mögen, und doch fühlte sie sich wie festgebannt, sie hätte sich vor ihm verbergen mögen, und doch fühlte sie sich freudig bereit, mit ihrem Leben das Glück seines Anblicks zu erkaufen! Es war ein wunderbares Gemisch von Wonne und Entsetzen, von Glück und Verzweiflung! Sie breitete die Arme gen Himmel, sie versuchte zu beten, aber sie hatte keine Gedanken, keine Worte, selbst keine Thränen!

Ein leises Geräusch machten sie erbeben, fast entsetzt flog ihr Blick in diese Reihe der Zimmer hinein. Dort unten sah sie etwas Fremdes, Seltsames, Zauberisches sich nahen. Es war eine unbekannte, nie gesehene Gestalt, aber von wunderbarem Glanz umstrahlt, gehüllt in reiche, flimmernde Gewänder, wie sie sie nie gesehen; es war ein fremdes, unbekanntes Angesicht, aber von erhabener, heldenmäßiger Schönheit, stolz zugleich und edel, kühn und milde.

„Das ist er!" flüsterte sie athemlos, beklommen. „Ja, das ist er! Das ist ein Mann, ein Held! Mein Gott, mein Gott, ich werde sterben unter seinen Blicken!"

Jetzt stand er auf der Schwelle des Boudoirs, jetzt blickte er sie an. Und sie? Sie lag oder kniete halb auf diesem Divan, ganz bewegungslos, bleich wie ein Marmorbild, mit diesem hehren, göttlichen Lächeln, das wir an den Bildwerken der Alten bewundern!

Rührend war sie anzuschauen so zart, so weiß, wie eine Lilie, so demuthsvoll und ergeben.

Aber Graf O. fühlte weder Mitleiden noch Erbarmen, er sah nur, daß sie schön sei wie ein Engel, ein wundervolles Weib, das er besitzen wolle!

Stolz wie ein König und doch zugleich ehrerbietig und unterwürfig, näherte er sich, sank nieder vor diesem Divan, auf welchem sie zitternd, in seliger Beklommenheit lehnte.

„Prinzessin Natalie," flüsterte er leise, „werdet Ihr Eurem Sklaven zürnen, daß er Euch überfallen, ohne zu wissen, ob er Euch willkommen ist?"

Sie athmete hoch auf. Es that ihr wohl, seine Stimme zu hören, sie fühlte sich erleichtert, befreit! Er war kein Zauberer, kein Dämon, er war ein Mensch, und mit menschlicher Stimme sprach er zu ihr! Das gab ihr Muth und Kraft, das gab ihr das Bewußtsein ihrer eigenen Würde wieder. Sie schämte sich ihrer Angst, ihres Bebens, ihrer kindischen Unbeholfenheit. Doch wußte sie nichts zu sagen, nichts zu erwidern.

Sie reichte ihm nur mit einer unnachahmlichen Grazie, einem reizenden Lächeln die Hand dar, und hieß ihn mit einem stummen Neigen des Kopfes willkommen.

Er nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen; diese Berührung schien sie wie mit elektrischer Gluth zu entzünden und sie entzog ihm fast erschreckt ihre Hand.

„Ihr zürnt mir also doch?" fragte er schmerzlich.

„Nein," sagte sie hastig, „ich zürne Euch nicht. Aber ich habe Furcht vor Euch. Ihr seid ein so großer Held, und Euer Schwert hat so vielen Tapfern den Tod gegeben! Ich sah Euer Schwert an, und da erschrack ich!"

Graf O. blickte sie erstaunt und fragend an. Weshalb sagte sie das? Hatte sie irgend einen Argwohn, ein Mißtrauen, oder war es nur eine Ahnung, ein unerklärlicher Instinkt, der sie erbeben machte vor seinem Schwerte?

Nein, sie ahnt nichts! dachte er, als er in dieses reine, unschuldige Kinderantlitz schaute, das mit frommem Vertrauen und doch mit schüchternem Zagen sich ihm zuwandte.

Er machte den von Brillanten funkelnden Gürtel,

an welchem sein Schwert hing, los, und legte Beides demuthsvoll zu Nataliens Füßen nieder.

„Prinzessin," sagte er, die Kaiserin selber hat mir diesen Degen umgegürtet, und ich schwur, daß er nur mit meinem Leben von meiner Seite kommen sollte. Ihr seid mir theurer als mein Leben und meine Ehre, ich breche also meinen heiligen Schwur! Nehmt meinen Degen, ich bin jetzt ohne Waffen, und Ihr werdet nicht mehr vor mir zu zittern haben!"

Sie wiegte lächelnd das Haupt. „Ihr bleibt ein Held auch ohne Waffen" sagte sie „es liegt in Euren Augen!"

„Ich würde meine Augen schließen," sagte er, „aber dann sehe ich Euch nicht, Prinzessin, und ich habe Euren Anblick doch schon so lange ersehnt!"

„Weshalb kamt Ihr denn nicht früher?" fragte sie, und jetzt fühlte sie sich schon ganz unbefangen, ganz heiter. „Ja, gewiß, weshalb kamt Ihr nicht früher?" O, wenn Ihr wüßtet, wie lange ich Euch erwartete!"

Und voll kindischer Unschuld begann sie ihm zu erzählen, wie viel sie an ihn gedacht, wie oft sie ihn ersehnt und von ihm geträumt, wie sie oft laut zu ihm gesprochen, und fast gemeint, seine Antworten zu hören, um wieder ihm darauf zu antworten!

Graf O. hörte ihr mit staunendem Entzücken zu. So hatte er sie nicht erwartet, so kindlich heiter, so reizend unschuldig nicht, und doch dabei so jungfräulich zurückhaltend, so voll natürlicher Würde!

„Sprecht weiter, weiter," sagte er, als sie schwieg. Es ist wundervoll, Euch zuzuhören, Prinzessin!"

„Weshalb nennt Ihr mich so?" fragte sie mit leichtem Stirnrunzeln. „Das ist ein so fremdes, kaltes Wort. Es gehört gar nicht zu mir, und erst seit einigen Monaten nennt man mich so! Voll weiser, zarter Schonung hat mir Paulo lange verschwiegen, daß ich eine Prinzessin sei, und das war schön von ihm. Eine Prinzessin zu sein, und doch eine Waise, ein armes, verlassenes, hülfsbedürftiges Kind, das von der Gnade seiner Freunde lebt und sich zitternd und demuthsvoll unter ihre schützenden Hände schmiegt! Seht, das bin ich, eine arme Waise, weshalb wollt Ihr mich also eine Prinzessin nennen!"

„Weil Ihr es in Wahrheit seid," rief Graf O., ihr Gewand an seine Lippen drückend. „Weil ich gekommen bin, Euch Eurem Glanze und einer hohen, machtvollen Zukunft entgegen zu führen! Weil ich Euch verklären will vor allen Frauen der Erde, und Euch zur Herrin machen will über ein großes, glänzendes Reich!"

Sie sah ihn mit einem träumerischen Lächeln an. „Ihr sprecht, wie Paulo öfter zu mir sprach," sagte sie. Er schwur auch, daß er dereinst eine Kaiserkrone auf mein Haupt setzen wollte, und daß ich sehr mächtig, sehr erhaben sei!" Ich verstand ihn so wenig, wie ich Euch verstehe!"

„Ihr werdet mich bald verstehen, Prinzessin," fuhr Graf O. fort, und Ihr müßt wissen, von welcher Krone Paulo sprach."

„Ich weiß es nicht," sagte sie, „und ich verlange es auch nicht zu wissen! Es war vielleicht ein Scherz, mit dem er mich zu trösten suchte, wenn ich darüber klagte, eine heimathlose Waise, ein armes Kind zu sein, das nicht einmal den Namen seiner Mutter kennt!"

„Den kennt Ihr nicht?" rief Graf O. verwundert.

Sie schüttelte traurig ihr Haupt. „Man hat ihn mir niemals sagen wollen," sagte sie. „Aber da drinnen im Herzen, da lebt ihr Bild, und das mindestens werde ich nie verlieren und vergessen!"

„Ich kannte Eure Mutter," sagte Graf O., „sie war schön wie Ihr, und gnadenvoll und milde."

„Ihr kanntet sie!" rief das junge Mädchen, indem sie seine Hand faßte und mit zutraulicher Freundlichkeit ihn anblickte. „O, Ihr kanntet sie! Jetzt werdet Ihr mir doppelt theuer sein, denn diese Eure kühnen Augen, sie haben meine Mutter erschaut, und vielleicht, ach vielleicht hat diese Hand, welche jetzt in der meinen ruht, auch zuweilen die liebe Hand meiner Mutter berührt!"

„Das," sagte der Graf lächelnd, „das hätte ich nicht wagen dürfen, es wäre ein Staatsverbrechen gewesen!"

„War sie denn eine große erhabene Fürstin?" fragte Natalie.

„Sie war eine Kaiserin!"

„Eine Kaiserin!" Und das junge Mädchen flog von ihrem Sitz empor, mit strahlenden Blicken und glühenden Wangen. „Meine Mutter war eine Kaiserin!" sagte sie hochathmend.

„Kaiserin Elisabeth von Rußland!"

Ueberwältigt von diesen neuen, plötzlich auf sie eindringenden Gefühlen, sank Natalie zurück, auf ihren Sitz, und bedeckte mit ihren Händen ihr Gesicht. Thränen drangen hervor zwischen ihren zarten, schlanken Fingern, ihr ganzes Wesen war in heftiger, fiebrischer Wallung. Dann hob sie die Arme gen Himmel, und mit einem himmlischen, entzückten Lächeln, ihr Antlitz überfluthet von Thränen, rief sie: „Ich bin also keine Waise, keine Heimathlose mehr! Ich habe ein Vaterland, und meine Mutter war eine Kaiserin!"

Graf O. küßte mit Ehrfurcht den Saum ihres Kleides.

„Ihr seid die Tochter einer Kaiserin," sagte er, „und Ihr werdet selbst eine Kaiserin sein! Das war es, was Paulo wollte, deshalb hat man ihn als Verbrecher verurtheilt. Was er nicht zu Stande bringen konnte, mir muß es gelingen, und dazu bin ich gekommen. Prinzessin Natalie, Euer Vaterland ruft Euch, Euer Thron erwartet Euch! Folgt mir zu Eurer Kaiserkrönung in die Stadt Eurer Väter, folgt mir, daß ich

die Krone Eures Großvaters, Zar Peters des Großen auf Euer edles, schönes Haupt setzen kann."

38.
Die Warnung.

Von jetzt an war Alexis O. der stete Begleiter und Gefährte Nataliens. Mit der ehrerbietigsten Unterwürfigkeit und zugleich mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit schien er ihr ergeben zu sein, und in ihr zugleich seine Kaiserin und seine Geliebte anzubeten.

Daß sie bestimmt sei, Kaiserin zu werden, das hatte er sich bemüht, ihr als unabänderlich und nothwendig darzustellen.

Er hatte ihr Alles enthüllt und klar gemacht. Er hatte ihr Alles erzählt von ihrer Mutter, der guten Kaiserin Elisabeth, welche Rußland so glücklich gemacht und groß, er hatte ihr erklärt, daß Graf Paulo Rasczinsky sie am Todestage ihrer Mutter entführt habe, um sie zu sichern gegen die Verfolgung ihres Nachfolgers, des grausamen und tückischen Peter des Dritten, und um sie ihrem Reiche zu sichern für eine spätere Zeit. Dann hatte er zu ihr gesprochen von Katharina, welche den unwürdigen Gemahl seines Thrones entsetzt, und die Zügel der Regierung in ihre eigenen, willenskräftigen Hände genommen. Er hatte zu ihr gesprochen von Katharina's Grausamkeit und despotischer Tyrannei, er hatte ihr gesagt, daß ganz Rußland seufzte unter dem Druck dieser fremden, ihm aufgedrungenen Herrscherin, und daß ein einziger Jammer- und Sehnsuchtsschrei durch dieses große, unermeßliche Reich erklinge, ein Schrei nach ihr, der russischen Prinzessin, der Enkelin Kaiser Peters des Großen, der Tochter der geliebten Elisabeth!

„Euch rufen alle diese Millionen Eurer geknechteten, in den Staub getretenen Unterthanen," sagte er, „nach Euch strecken sie die bleichen, zitternden Hände aus, von Euch erwarten sie Linderung und Trost, von Euch erwarten sie das Glück!"

„Und ich will es ihnen bringen, das Glück," rief Natalie tief gerührt. „Ich will die Thränen des Unglücks trocknen, und die Trösterin der Weinenden sein. O, mein Volk soll mich lieben, wie es meine Mutter geliebt hat!"

„Euch Eurem Volke wieder zu geben, ihr Leben, ihr Gut und Blut daran zu setzen, das haben die Edelsten Eures Landes geschworen," sagte der Graf. „Seht mich selber, Natalie, ich stehe vor Euch als ein Verräther an dieser Kaiserin, welcher ich Treue und Gehorsam gelobet. Prinzessin Natalie, um Euretwillen bin ich ein Verräther geworden! Der Admiral der russischen Flotte, er, den die Welt den Günstling Katharina's nennt, Graf Alexis, liegt zu Euren Füßen und schwört Euch ewige Treue, ewige Ergebenheit und Anbetung!"

„Alexis!" sagte sie freundlich lächelnd, „endlich habe ich also einen Namen, mit dem ich Euch nennen kann! Alexis, war das nicht auch der Name meines Vaters? O, das ist eine gute Vorbedeutung! Ihr tragt den Namen meines Vaters, den meine Mutter so sehr geliebt!"

„Und den die Kaiserin aus Liebe zu ihrem Gemahl erhob," flüsterte Graf O., sich näher zu ihr neigend, und ihre Hand an seinen Busen drückend. „Würdet Ihr wohl so heiß und hingebend lieben können, wie Eure Mutter ihren Alexis liebte?"

Das junge Mädchen erröthete und zitterte, aber ein sanftes Lächeln spielte um ihre Lippen, und obwohl sie die Augen niederschlug und ihn nicht anblickte, wußte Graf O. doch, daß sie ihm nicht zürne, und daß er kühner sein dürfe.

Leise legte er seinen Arm um ihre zarte Gestalt, und seinen Mund an ihr Ohr geneigt, so dicht, daß sein heißer Athem ihre Wangen berührte, flüsterte er: „Wird Natalie ihren Alexis lieben, wie Elisabeth Alexis Razumowsky liebte? Ach, Ihr wißt es nicht, wie grenzenlos, wie unermeßlich ich Euch liebe! Ja, unermeßlich, Natalie. Ihr seid mein Glück, mein Leben, meine Zukunft! Befehlt, gebietet über mich, macht aus mir einen Mörder, einen Verräther, ich werde Alles thun, was Ihr befehlt, ich würde meinen Vater selbst ermorden, wenn Ihr es wollt, nur Natalie, sagt mir, daß Ihr mich nicht haßt, sagt, daß meine Liebe von Euch nicht verworfen wird, daß diese Leidenschaft, der ich fast unterliege, ein Echo gefunden hat in Eurem Herzen, und daß Ihr dereinst zu mir sprechen wollt, wie Elisabeth zu Eurem Vater sprach: „Alexis, ich liebe Dich, und deshalb will ich Dich zu meinem Gemahl erheben! — Ihr schweigt, Natalie, Ihr habt kein Wort des Erbarmens, des Mitleids für mich? O, mein Gott, ich opferte Euch Alles, und Ihr —"

Weiter konnte er nichts sagen, er sah sie plötzlich sich nach ihm umwenden, er fühlte einen schnellen, glühenden Kuß auf seinen Lippen, dann flog sie empor von ihrem Sitz, und wie ein gescheuchtes Reh durch die Gemächer eilend, verbarg sie sich in ihrem Boudoir, das sie hinter sich verschloß.

Graf O. blickte ihr nach mit einem triumphirenden Lächeln. „Sie ist mein," dachte er, „ich durchlebe hier einen allerliebsten Roman, und Katharina wird mit mir zufrieden sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 295. Freitag, den 29. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Fortsetzung.)

Ja, sie war sein, sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte, und sie nahm dieses neue, köstliche Gefühl mit Entzücken, mit jauchzender Freude in ihr Herz auf, sie hieß es willkommen als das glückverheißende Morgenroth eines neuen Tages, eines köstlichen, neuen Lebens, sie ließ von diesem Gefühl ihr ganzes Wesen, ihre ganze Seele durchströmen, sie machte es zu einem Kultus ihres ganzen Daseins.

Sie liebte ihn, sie hing an ihm mit grenzenlosem Vertrauen, aber ihre Liebe war noch so voll zarter, jungfräulicher Schüchternheit, daß sie ihm nichts gestehen mochte von dieser Liebe, daß sie, seit jenem Kusse, scheu ihm auswich, und seine stets erneuerte Liebesfrage stets unerwidert ließ.

Alexis lachte heimlich dazu in seinem Herzen. „Sie wird schon kommen," sagte er, „sie wird schon endlich von ihrem eigenen Gefühle bezwungen werden. Ich will ihr Zeit und Muße gönnen, sich selber zu erkennen!"

Und er hielt sich einige Tage fern von der Villa, er schützte dringende Geschäfte vor, und überließ die arme, vereinsamte Prinzessin ihrer Sehnsucht und ihren Liebesträumen.

Gerade in diesen Tagen war es, daß an einem Vormittag ein unscheinbarer, mit keinem Wappen verzierter Wagen an der Villa hielt; ein ganz in einen Mantel gehüllter Mann, den Hut tief in die Stirn gedrückt, stieg aus, und zog an der Klingel, welche neben der Pforte angebracht war.

Den öffnenden Diener fragte er hastig, ob Prinzessin Natalie zu Hause und allein sei, und als er es bejahte und zugleich um seinen Namen fragte, um ihn der Prinzessin zu melden, sagte der Fremde fast gebieterisch: „Die Prinzessin kennt meinen Namen und ich weiß, daß ich ihr willkommen bin! Führt mich also zu ihr!"

„Die Prinzessin empfängt Niemand," sagte der Diener, indem er versuchte, dem Fremden den Eingang zu wehren.

„Sie wird mich empfangen," rief der Unbekannte, und ließ leise einige Goldstücke in die Hand des Dieners gleiten.

„Ich werde Euch zu ihr führen," sagte dieser schnell geschmeidig, „aber ich thue es auf Eure eigene Verantwortung!"

Prinzessin Natalie war in ihrem Boudoir. Sie war allein, und dachte mit sehnsuchtsvoller Schwärmerei an ihren schon seit zwei Tagen fernen Freund. Als sie jetzt leise an die Thüre klopfen hörte, sprang sie empor.

„Er ist es!" flüsterte sie, und mit hochglühenden Wangen eilte sie, die Thür zu öffnen.

Aber vor ihr stand eine fremde, verhüllte Gestalt, und Natalie wich scheu zurück.

Der Fremde trat ein, und indem er die Thür hinter sich schloß, schlug er den Mantel zurück, und nahm den Hut ab, der sein Gesicht beschattete.

„Der Graf Bernis!" rief Natalie erstaunt.

„Ah, Ihr erkennt mich also noch, Prinzessin!" sagte Bernis. „Das ist schön von Euch, und dann werdet Ihr mir auch nicht zürnen, daß ich Euch unangemeldet überfalle. Ich wußte, daß ich Euch allein treffen würde, und dies war ein zu kostbares und glückliches Ereigniß für mich, als daß ich es unbenutzt durfte vorübergehen lassen! Ich mußte Euch sprechen, Prinzessin, selbst auf die Gefahr hin, Euch lästig zu fallen!"

Natalie sagte mit einem sanften Lächeln: „Ihr wart der Freund des Grafen Paulo, und deshalb könnt Ihr mir niemals lästig fallen! Ich heiße Euch willkommen, Herr Graf!"

„Gerade, weil ich Graf Paulos Freund war, ist es, daß ich komme!" sagte Bernis ernst. „Der Graf liebte Euch, Prinzessin, und was ich damals noch nicht wußte, das weiß ich jetzt. Graf Paulo wagte, indem er Euch liebte und Euch sich ergab, sein Leben, mehr als sein Leben, — seine Freiheit!"

„Und man hat sie ihm geraubt, diese goldene, köstliche Freiheit," seufzte Natalie. „Man hat ihn um seiner Treue gegen mich zu schmachvoller Gefangenschaft verurtheilt!"

„Ihr wißt das," rief Bernis erstaunt, „Ihr wißt das, und dennoch —" dann sich unterbrechend, schwieg er, und fuhr nach einer Pause fort: „Verzeiht mir eine

Frage, und wenn sie Euch unbescheiden erscheint, so denkt, daß ein alter Mann, sie an Euch richtet, und daß er es thut, um Euch, wenn er kann, nützlich zu sein. Liebt Ihr den Grafen Paulo Rascinsky?"

„Ich liebe ihn," sagte sie, „wie man einen Vater liebt. Ich werde ihm ewig dankbar sein, und erst dann werde ich mich glücklich preisen, wenn ich ihn befreit und seinem Vaterlande wiedergegeben habe!"

„Ihr ihn befreien!" rief Bernis fast schmerzvoll. „O mein Gott, Ihr wißt also nichts, Ihr ahnt nicht einmal, daß Ihr selber von Gefahren umringt seid, daß Eure eigene Freiheit, ja Euer Leben selber bedroht ist?"

„Ich weiß es," antwortete das junge Mädchen ruhig, „aber ich weiß auch, daß mächtige und starke Freunde mir zur Seite stehen, und daß sie mit ihrem Leben das meine schützen und vertheidigen werden."

„Wie aber, wenn diese Freunde Euch hintergingen, wenn gerade sie Eure erbittertsten Feinde, Eure Verderber wären!"

„Herr Graf!" rief Natalie, vor Unwillen erröthend.

„O, ich möchte Euch nicht erzürnen," fuhr er fort, „aber ich muß Euch warnen, Prinzessin. Man hat Euch ohne Zweifel mit falschen Vorspiegelungen getäuscht, und auf verrätherische Weise sich Euer Vertrauen erschlichen. Sagt mir, Prinzessin, kennt Ihr den Namen dieses Grafen, den Ihr täglich bei Euch empfangt?"

„Es ist der Graf Alexis O.," sagte das junge Mädchen erröthend.

„Sie kennt ihn, sie weiß seinen Namen, und vertraut ihm dennoch," rief der Graf. „Aber ohne Zweifel wißt Ihr nicht seine Geschichte, ahnt Ihr nicht, wem er seine Größe und sein Glück verdankt?"

„Der Kaiserin Katherina, seiner Herrin," sagte Natalie unbefangen.

Der Graf sah ihr mit wachsendem Erstaunen in das ruhige, lächelnde Angesicht. „Jetzt begreife ich Alles," sagte er dann, „man hat da einen sehr klugen, sehr schlauen Plan entworfen. Man hat Euch getäuscht, indem man Euch zum Theil die Wahrheit sagte!"

„Niemand hat mich getäuscht," rief Natalie unmuthig. „Ich sage Euch, Herr Graf, ich bin weder eine Betrogene, noch eine Ueberlistete, so leicht Ihr es auch anscheinend immer halten möget, mich zu betrügen!"

„O, die Unschuld und der Edelmuth ist immer leicht zu hintergehen," sagte der Graf traurig. „Hört mich an, Prinzessin, und denkt, ich beschwöre Euch, daß diesmal ein wahrer, ein aufrichtiger Freund zu Euch redet!"

„Und woran soll ich das erkennen?" fragte das junge Mädchen mit einem leichten Anflug von Ironie. „Woran soll ich den Freund erkennen, da, wie Ihr sagt, gerade meine sogenannten Freunde meine Feinde sind?"

„Erkennt mich hieran!" sagte der Graf, indem er ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen zog und es der Prinzessin darreichte.

„Das ist Graf Paulo's Handschrift!" rief sie freudig aus.

„Ah, Ihr erkennt also seine Handschrift," sagte der Graf, und Ihr seht, dieser Brief ist an mich adressirt. Graf Paulo hält mich also noch für seinen Freund!"

„Darf ich diesen Brief lesen!"

„Ich bitte Euch darum!"

Natalie entfaltete den Brief und las: „Warnt die Prinzessin Tartaroff. Ihr droht Gefahr!" — „Das ist Alles?" fragte sie lächelnd.

„Das ist Alles!" sagte der Graf, „aber wenn Paulo diese wenigen Worte hinlänglich hielt, um sie mir zu senden, so könnt Ihr begreifen, daß sie inhaltsschwer und bedeutungsvoll sind."

„Graf Paulo ist in Sibirien," sagte Natalie kopfschüttelnd, „wie kann er von dorther Euch geschrieben haben?"

„Wie es ihm gelungen, das weiß ich nicht, aber dem festen, kühnen Manneswillen gelingt das Unglaublichste! Genug, auf geheimnißvolle, räthselhafte Art ward dieser Brief unserm Gesandten in Petersburg übergeben, mit der dringenden, flehenden Bitte, ihn sogleich durch einen Kurier an mich zu senden, und mir zugleich die nöthigen Aufschlüsse hinzuzufügen."

„Und das ist geschehen?" fragte Natalie.

„Es ist geschehen! Ich weiß, weshalb man Euch bedroht! Prinzessin Tartaroff, Ihr seid die Tochter der Kaiserin Elisabeth! Und deshalb ist es, daß die Kaiserin Katharina auf ihrem Throne vor Euch erzittert, deshalb war es, daß sie zu ihrem Günstling sagte: „Geht, und befreit mich von dieser lästigen Prätendentin. Aber thut es auf eine schlaue, feine und geräuschlose Weise. Vermeidet alles Aufsehen, ermordet sie nicht, bedroht sie nicht, — ich will nicht, daß man neuen Grund hat, mich ein blutdürstiges Weib zu nennen. Lockt sie mit Schmeicheleien in unsere Netze, macht, daß sie gutwillig Euch folgt, und daß man in keinem Lande, wo sie auch sei, über irgend eine von uns geübte Gewaltthätigkeit zu klagen habe. So war es, daß Katharina zu ihrem Günstling sprach, und er verstand sie, und schwur ihr zu gehorchen, und schwur ihre Befehle zu vollführen, wie er es damals gethan, als Katharina ihn geheißen, ihren Gemahl zu beseitigen, wie er es jetzt auch gethan, als sie ihm befohlen, den armen Iwan, den Sohn Anna Leopoldowna's, zu entfernen, um des Verbrechens willen, daß er mehr Rechte auf die Kaiserkrone Rußlands besaß, als diese deutsche kleine Prinzessin von Zerbst!"

„Und er hat ihn unschädlich gemacht, diesen armen, unschuldigen Iwan?" fragte Natalie schaudernd. „Ach, diese Katharina ist blutdürstig, und ihre Freunde und

Günstlinge sind gottlos! Ah, die Geschichte wird ihn brandmarken, diesen Menschen."

„Sie wird es," sagte Graf Vernis feierlich, „und mit Schaudern wird man ihn nennen, der auch auf Katharina's Geheiß nach Italien zog, um die edle und unschuldige Prinzessin Tartaroff mit List und Schmeicheleien zu umgarnen, und sie nach Petersburg zu führen! Soll ich Euch den Namen dieses Mannes nennen? — Er heißt Alexis!"

Das junge Mädchen fuhr empor, ihre Augen flammten und ihre Wangen glühten.

„Das ist eine Lüge," sagte sie, „eine heimtückische, schändliche Lüge!"

„Wollte Gott, dem wäre so!" rief der Graf. „Aber es ist die Wahrheit, Prinzessin! O hört mich, und verschließt Euer Ohr nicht der Wahrheit! Denkt, daß ich ein Greis bin, der das Leben lange studirt und die Menschen lange beobachtet hat. Ich kenne diesen Mann. Darum hütet Euch, Prinzessin, vor allen Dingen vor ihm.

„Ah, ihn wagt Ihr zu beschimpfen!" rief das junge Mädchen, zitternd vor Zorn. „Ihr habt ihn also nie gesehen, Ihr habt nicht in seinem edlen Antlitz gelesen, daß der Graf nimmer ein Verräther sein kann. Er ist ein Held, und ein Held erniedrigt sich nie zu einem verabscheuungswerthen Menschen! Ah, und wenn die ganze Welt käme und wider ihn aufstände, wenn sie mit Finger auf ihn zeigte und schrie: „Das ist ein Bösewicht!" Ich würde der ganzen Welt in's Antlitz schreien: „Du lügst! Graf Alexis kann dies nicht sein! Ich kenn' ihn besser, und ich weiß, weshalb er sich so nennen läßt! Ich kenne das Geheimniß seines Thuns und ein Tag wird kommen, da werdet Ihr Alle es erfahren, da werdet Ihr reuevoll vor seinen Füßen niedersinken und schamvoll bekennen müssen: Graf Alexis ist kein Verräther!" Um ihretwillen, der er Treue gelobt, ertrug er diese Schmach, dafür zu gelten! Für sie, die er liebte, hat er sein Blut und sein Leben in die Schanze geschlagen! Alexis O. ist ein Held!"

Sie war wunderschön, während sie voll Muth und Begeisterung so sprach. Der Graf schaute mit Bewunderung in ihr edles, erregtes Angesicht, und eine tiefe Rührung malte sich in seinen Zügen.

„Armes Kind," flüsterte er, und senkte sein Haupt auf seine Brust. „Armes Kind, sie liebt ihn, und also ist sie verloren!"

„Ihr glaubt mir also nicht?" fragte er laut.

„Nein," sagte sie mit einem freudigen Lächeln, „nein! Alles Heil, was ich erwarte, alles Glück, was mir noch kommen mag, aus Alexis Händen allein werde ich es empfangen!"

„Armes Kind!" seufzte der Gesandte. „In manchen Fällen kann der Tod sogar ein Glück sein!"

„Dann werde ich auch den freudig und als ein Glück aus seinen Händen empfangen!" rief das junge Mädchen begeistert aus.

„Es ist umsonst, ihr ist nicht zu helfen!" flüsterte der Graf mit einem traurigen Kopfschütteln, und sich vor ihr verneigend, verließ der Graf langsam und seufzend das Zimmer.

Einige Stunden später kam Alexis. Natalie empfing ihn mit dem Ausdruck der reinsten, seligsten Freude, und ihm ihre beiden Hände darreichend, sagte sie mit einem köstlichen Lächeln: „Wißt Ihr noch, wie meine Mutter zu ihrem Geliebten sagte?"

Er sah sie an, und in ihrem Antlitz las er sein Glück. Mit einem Ausruf des Entzückens stürzte er zu ihren Füßen nieder.

„Ich weiß es wohl, aber Ihr, Natalie, wißt auch Ihr es?" fragte er leidenschaftlich.

Natalie lächelte. „Alexis," sagte sie, „ich liebe Dich, und deshalb will ich Dich zu meinem Gemahl erheben!"

Und mit einem reizenden, verschämten Erröthen zog sie den Grafen empor in ihre Arme.

„Ihr täuscht mich nicht? Und es ist kein Traum?" rief er, sie glühend umfangend.

„Nein," sagte sie, „es ist Wahrheit, und ich bin Dir diese Genugthuung schuldig! Man hat Dich heute bei mir verleumden wollen. Ah, sie sollen sehen, wie ich ihnen glaube! Alexis, rufe einen Priester, daß er unsern Bund segne und mich zu Deiner Gemahlin erhebe! Was dann auch kommen möge, wir werden es miteinander theilen! Wenn ich dereinst eine Kaiserin bin, so wirst Du der Kaiser sein, und ich werde Dich immer ehren und Dir gehorchen, als meinem Herrn und Gebieter!"

Am Abende dieses Tages begab sich in dem Boudoir der Prinzessin Natalie eine sehr feierliche, sehr ernste Szene. Ein Altar, mit duftenden Blumen umkränzt, stand in der Mitte desselben, und vor dem Altar stand Natalie im weißen Atlasgewande, die Myrthenkrone im Haar, die zarte Gestalt umwallt von dem langen bräutlichen Schleier. Sie war wunderschön in ihrer freudigen, verschämten Rührung, und Graf O., welcher im reichen, russischen Kostüm an ihrer Seite stand, betrachtete sie mit Entzücken. Der grausame Mensch führte das Lamm zur Schlachtbank, er freute sich seines Opfers, ohne es zu beklagen!

Auf der andern Seite des Altars stand der Priester, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberhaar und weißem, langem Bart. Neben ihm der Sakristan, nicht minder ehrwürdig. Niemand weiter war zugegen außer Marianne, welche in Thränen zerfließend hinter ihrer Gebieterin kniete, und mit gefaltenen Händen für ihre geliebte Prinzessin betete, die soeben sich dem Grafen Alexis O. vermählte.

Die feierliche Handlung war zu Ende, und weinend

sank das junge Weib in die Arme ihres Gemahls, der sie mit zärtlichem Geflüster in das nächste Gemach geleitete.

Marianne, überwältigt von ihrer Rührung und von ihren Thränen, eilte fort auf ihr Zimmer, und der ehrwürdige Priester blieb allein mit seinem Sakristan.

Sie sahen sich Beide schweigend an, und ihre Gesichter verzogen sich zu einem hämischen, grinzenden Lachen.

„Das war eine wundervolle Szene," sagte der Priester, welcher Niemand anders war, als Joseph Ribas. Im Ernste, ich war ganz gerührt über mich selber, und es fehlte nicht viel, so hätte ich geweint über meine eigene Predigt. Gesteht nur, Stepano, daß ein Priester es nicht hätte besser machen können."

„Wir haben Beide das unsrige gethan," schmunzelte Stepano, der Sakristan, „und ich denke, der Graf wird seine stille Freude an uns gehabt haben!"

Eben trat er wieder in das Zimmer. Natalie hatte ihn gebeten, sie allein zu lassen, sie bedurfte der Einsamkeit, des stillen Gebetes zu Gott.

Der Priester Joseph Ribas und der Sakristan Stepano sahen ihn mit schlauen, fragenden Blicken an.

„Ich bin mit Euch zufrieden," sagte der Graf lächelnd. „Diese kleine neue Gräfin ist ganz entzückt von Deiner Rede, Joseph! Wo hast Du denn diese Beredtsamkeit gelernt?"

„Alles auf der Galeere, Exzellenz," sagte Ribas. „Aber jetzt noch eins! Ihr verlangt zu wissen, wer Eure Prinzessin heute gewarnt? Ich kann Euch jetzt Auskunft darüber geben! Es war der französische Gesandte Bernis!"

„Man fängt also an, aufmerksam zu werden!" sagte er gedankenvoll, und diese Herren Diplomaten wollen ihre Hände wieder dabei im Spiel haben. Ah, wir kennen diese französische Politik! Es ist just, wie es damals gewesen, als sie Prinzessin Elisabeth unterstützten und ihr halfen, Kaiserin zu werden! Damals thaten sie es, damit Rußland mit sich selber beschäftigt sei, und keine Zeit habe, sich um die französischen Angelegenheiten zu bekümmern. Gerade so ist es heute! Sie wollen sich der Tochter erbarmen, wie sie es der Mutter gethan, sie wollen mit Hülfe Nataliens Rußland wieder mit einer Revolution beglücken, damit wir nicht Zeit haben, auf die Dinge zu achten, die sich da in Frankreich gähnend vorbereiten! Diesmal werden wir vorsichtiger sein, mein kluger, französischer Herr Gesandter! Stepano, laß Alles zu unserer Abreise vorbereiten! Wir sind hier nicht mehr sicher und unbeobachtet! Wir gehen also nach Livorno!"

„Wir allein oder mit der Prinzessin?" fragte Stepano.

„Meine Gemahlin begleitet uns natürlich," sagte er mit einem spöttischen Lächeln.

„Wird sie einwilligen, Rom zu verlassen?" fragte Joseph Ribas.

„Ich werde sie darum bitten," sagte der Graf stolz, und ich denke, meine Bitte wird ihr ein Befehl sein!"

Und er hatte Recht, der stolze Graf! Seine Bitte war für sie ein Befehl! Er sagte ihr, daß sie Rom verlassen müßten, weil sie hier nicht mehr in Sicherheit seien, und Natalie glaubte ihm.

Sie schmiegte sich mit zärtlicher Demuth an seine Brust. Ueberall hin werde ich Dir folgen," flüsterte sie, „und wohin Du mich führst, da wird es für mich ein Paradies sein!"

39.
Die russische Flotte.

Arglos war sie ihm gefolgt nach Livorno; voll hingebender Zärtlichkeit, voll glühender Liebe war sie nur bemüht, alle seine Wünsche zu erfüllen, und ihm immer auf's Neue zu beweisen, wie sehr sie ihn liebe.

Und wie? verdiente er nicht diese Liebe?

Sie war nicht nur seine Gemahlin, sie war auch seine Kaiserin! So nannte er sie, so huldigte er ihr, und umgab sie mit dem Glanze einer Kaiserin!

Das Haus des englischen Konsuls Dyk war für Natalie in einen prachtvollen Kaiserpalast umgewandelt, und diese junge, schöne Engländerin, die Gemahlin des englischen Konsuls, war Nataliens erste Ehrendame. Sie richtete dieser jungen kaiserlichen Prinzessin einen Hofstaat ein, sie umgab sie mit zahlreicher Dienerschaft und einem glänzenden Gefolge, das überall hin der erlauchten jungen Kaiserin folgen mußte, das sie nie verlassen durfte!

Und Natalie ahnte nicht, daß dieser englische Konsul von der russischen Kaiserin eine Million Silberrubel erhielt, und daß seine Gemahlin mit einem kostbaren Brillantschmuck belohnt worden für diese der russischen Prinzessin erwiesene Gastfreundschaft, die so ganz geeignet war, Natalie nicht allein, sondern auch die aufmerksam gewordenen europäischen Höfe zu täuschen. Natalie ahnte nicht, daß ihr glänzendes Gefolge, ihre zahlreiche Dienerschaft, daß diese Alle, welche mit anscheinender Demuth sie als ihre Herrin betrachteten, nichts weiter waren. als ihre Spione und Kerkermeister, die jeden ihrer Schritte belauerten, jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke überwachten! Armes Kind, sie war ganz arglos! Sie ehrten und behandelten sie als eine Kaiserin, und sie glaubte ihnen, und sie lächelte entzückt, wenn das Volk von Livorno ihr, sobald sie mit ihrem glänzenden Gefolge an der Seite ihres Gemahls sich zeigte, entgegenjauchzte und ihr huldigte als einer Kaiserin! (Schluß folg.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zum „Aschaffenburger Intelligenzblatt."

Nr. 296. Samstag, den 30. Dezember. 1899.

Natalie.

(Nachdruck verboten

(Schluß.)

Und endlich eines Tages lief nun auch diese längst erwartete russische Flotte in den Hafen ein!

Mit freudestrahlenden Blicken stürzte Alexis in Nataliens Gemach.

„Jetzt stehen wir am Ziele," sagte er, sich vor seiner Gemahlin auf ein Knie niederlassend, „jetzt begrüße ich Euch in Wahrheit als meine Kaiserin und Herrin! Natalie, die russische Flotte ist da, sie erwartet Euch, um Euch im Triumphe hinzuführen in die Heimath, zu dem Throne, der Euch erwartet, zu Eurem Volke, das Euch sehnsüchtig seine Arme entgegenstreckt! Ach, jetzt seid Ihr eine Kaiserin, und wundervoll werdet Ihr sein, wenn die Kaiserkrone Euer edles Haupt ziert!"

„Ich werde eine Kaiserin sein," sagte Natalie, „aber Du, Alexis, Du wirst immer mein Kaiser und mein Herr sein!"

„Natalie," fuhr der Graf fort, „Dein Volk ruft Dich! Deine Soldaten verlangen nach Dir, die Matrosen aller dieser Schiffe, sie richten die Blicke alle diesem Ufer zu, wo ihre Kaiserin weilt. Das Admiralsschiff wird prachtvoll ausgeschmückt zu Deinem Empfange, und der Admiral Gluck wird der Erste sein, der Dir huldigt. Schmücke auch Du Dich, meine holde, schöne Kaiserin, schmücke Dich und zeige Dich Deinen Getreuen in allem Glanze und aller Pracht Deiner Kaiserhoheit. Ach, es soll ein wundervolles, berauschendes Fest sein, und Deinen ersten Tag der Größ und Hoheit den sollst Du heute feiern!"

Im offenen Wagen fuhren sie mit ihrem Gefolge nach dem Hafen hin und in allen Straßen strömte das Volk zusammen und jauchzte der schönen Prinzessin entgegen, und staunte diese Pracht an, die sie umgab, und pries ihn selig, diesen Grafen O., den Geliebten der Kaiserin!

Und wie sie am Ufer sich zeigten, wie der Wagen hielt und die Prinzessin Natalie sich von ihrem Sitze erhob, da erscholl von allen diesen Schiffen ein tausendstimmiges Vivat, da wehte die russische Flagge von allen Schiffen, da donnerten die Kanonen und schmetterten die Posaunen drein, und Alles rief und jauchzte: „Heil der kaiserlichen Prinzessin! Heil Natalien, der Tochter Elisabeths!"

Es war ein stolzer ein glückberauschender Moment, und Nataliens Augen füllten sich mit Thränen, zitternd und erbebend in stolzem Entzücken mußte sie sich auf Alexis Arm lehnen, um nicht zusammenzusinken.

„Jetzt nur keine Schwäche," sagte er, und zum ersten Male klang ihr seine Stimme hart und rauh. Befremdet blickte sie ihn an — es war etwas in seinem Gesicht, das sie nicht verstand, etwas Wildes, Gehässiges lag in diesen Zügen, und er vermied es, ihrem Blicke zu begegnen.

Er schaute hinüber zu den Schiffen. „Sieh," sagte er, „sie lassen das große Boot herunter, Admiral Gluck kommt selber, um Dich abzuholen. Und siehe dieses Heer der Gondeln, das dem Admiralsboote folgt! Alle Deine Offiziere kommen, Dich zu begrüßen, und wenn Du in ihrem Gefolge hinüberfährst und dem Admiralsschiffe Dich nahst, so werden sie den goldgeschmückten Lehnsessel herablassen, um Dich hinaufzuziehen. Das ist eine Ehre, wie man sie nur Personen von kaiserlichem Range erzeigt!"

Sie blickte nicht hinüber auf alle diese nichtigen Dinge, sie betrachtete nur sein Angesicht, sie fragte sich nur sinnend und beklommen, welche Veränderung mit Alexis vorgegangen, und was dieses hastige, halb scheue, halb zornige Wesen zu bedeuten habe?

Da hielten sie am Ufer, diese Boote, da kam der Admiral mit seinen Offizieren, und sie sanken nieder auf ihre Knie, und huldigten dieser schönen Prinzessin, welche sie ihre Herrin nannten.

Natalie dankte ihnen mit einem reizenden Lächeln, sie reichte huldvoll dem Admiral die Hand dar und ließ sich von ihm zu dem großen Boote geleiten.

Sowie ihr Fuß es betrat, donnerten die Kanonen, schwenkten die Matrosen auf allen Schiffen Fahnen und Wimpel, und brüllten ihr: „Vivat Natalie von Rußland!"

Sie blickte nur hinüber nach dem Grafen, der mit gefalteter Stirn, mit düsteren Zügen noch immer am Ufer stand.

„Graf Alexis O.!" rief sie mit ihrer silberhellen Stimme, „wir erwarten Euch!"

Aber Alexis folgte nicht ihrem Rufe! er sprang hastig in eins der Offiziersboote, er blickte nicht einmal zu ihr hin.

„Alexis!“ rief sie angstvoll. —

„Er folgt uns, Hoheit,“ flüsterte die Gemahlin des Konsuls Dyk, indem sie neben der Prinzessin Platz nahm. „Es wäre gegen die Dehors, wenn er diesem Moment neben der Kaiserin erschiene. Seht, dicht hinter uns ist er, in dieser zweiten Gondel!“

„Abgestoßen!“ rief der Admiral Gluck, und er selber ergriff das Ruder, der jungen Kaiserin zu Ehren.

Die Boote stießen vom Lande. Voran das Admiralsboot mit der Prinzessin, dem Admiral und der Engländerin, und dann im bunten Gemisch die unzählige Menge der bewimpelten Gondeln, in denen Offiziere der Flotte sich befanden!

Es war ein prächtiger Anblick; das Volk stand am Ufer und konnte sich nicht satt sehen an diesem prachtvollen Schauspiel!

Jetzt war es erreicht, das Admiralsschiff, und vom Deck hernieder ließ man den vergoldeten Lehnsessel, Natalie aufzunehmen. Sie erhob sich zitternd von ihrem Sitz, ein seltsames, unerklärliches Bangen bemächtigte sich ihrer, angstvoll ließ sie den Blick hinüberschweifen zu dem Grafen. Er saß in diesem zweiten Boote, dicht hinter ihr, aber er blickte sie nicht an, nicht ein einziges Mal, und auf seinen Lippen stand ein wildes, triumphirendes Lächeln.

„Prinzessin, man wartet! Besteigt den Lehnsessel!“ ermahnte Madame Dyk; Natalie schien es, als sei nichts von der früheren Demuth und Ergebenheit in dem Ton, mit welchem sie eben mit ihr gesprochen, Alles schien ihr plötzlich verändert, Alles! — Zaudernd bestieg sie den schwankenden Lehnsessel — aber sie bestieg ihn doch!

Man zog ihn empor mit ihr. Die Kanonen donnerten auf's Neue, die Soldaten schwenkten die Flaggen, und am Ufer stand das Volk von Livorno und jauchzte.

Plötzlich war es, als ob man mitten durch das Freudengejauchze und den Kanonendonner hindurch einen Jammerschrei vernähme, so laut, so durchdringend, so herzzerschneidend durchzitterte es die Luft. Was war das? Was bedeutet dieses Getümmel auf dem Verdeck des Admiralsschiffes? Wie, ist es nicht fast, als ob man diese Prinzessin, deren Fuß eben das Schiff betreten, mit rohen Händen ergriffen? Scheint es nicht, als ob man sie anpacke, als ob sie sich wehre, die Arme gen Himmel strecke, und horch, jetzt dieser fürchterliche Schrei, dieses Jammergeschrei.

Schaudernd und verstummend steht das Volk am Ufer und starrt hinüber nach dem Schiffe. Und die Kanonen sind verstummt, die Matrosen schwenken nicht mehr die Flaggen, Alles ist plötzlich still.

Noch einmal ist es, als hörte man einen Schrei; laut und schneidend durchzittert er die Luft, dieser einzige Name: „Alexis!“

Alexis O. erbebt und zittert, und befiehlt seinem Boote zurückzukehren zum Ufer.

Auf dem Admiralsschiff ist jetzt Alles still. Die Prinzessin ist nicht mehr auf dem Verdeck. Sie ist verschwunden! Die Leute am Ufer wollten gesehen haben, daß man mit Ketten ihre Hände und Arme gefesselt, und dann sie weggeschleppt! Wohin? —

Alles war still! Die Boote kehrten zum Ufer zurück, — Graf O. reichte der schönen Madame Dyk die Hand, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Morgen, Madame,“ flüsterte er, „werde ich Ihnen den Dank meiner Kaiserin bringen. Sie haben uns trefflich genützt!“

Das Volk empfing den Landenden mit Heulen und Schreien und lauten Verwünschungen! Aber Graf O. warf mit einem verächtlichen Lächeln Geld unter das Volk und es verstummte.

Am andern Tage lichtete die russische Flotte die Anker, um den Hafen von Livorno zu verlassen und nach Petersburg zurückzukehren! Stolz segelte das Admiralsschiff den übrigen Schiffen voraus, und bald war es am Horizont verschwunden!

Am Ufer stand Graf Alexis O., und als er das Admiralsschiff vorübersegeln sah, flüsterte er mit einem wilden Lächeln: „Es ist vollbracht! Meine schöne Kaiserin wird zufrieden sein!“

40.

Sie war zufrieden diese große, erhabene Kaiserin, zufrieden mit dem Werk, welches Alexis O. vollbracht, zufrieden mit der Art, wie er es ausgeführt.

Sie ließ sich im Beisein ihrer Vertrauten von Joseph Ribas, dem Abgesandten O., weitläufig und genau dieses ganze Werk erklären, wie es begonnen und vollendet worden, und sie nickte dem Erzähler mit einem grausamen Lächeln Beifall zu.

„Ja,“ sagte sie dann, sich an Gregor O. wendend, wir verstehen uns auf Weiberherzen, und deshalb sandte ich Alexis, um sie einzufangen. Ein schöner Mann ist der beste Kerkermeister für ein Weib, und dem entläuft es nicht!“

„Und was beschließt die erhabene Majestät über die Gefangene?“ fragte Joseph Ribas demüthig.

„O, das hätte ich fast vergessen!“ sagte die Kaiserin gleichgültig. „Sie lebt also noch, diese sogenannte Tochter Elisabeth's?“

„Sie lebt!“

Die Kaiserin ging sinnend einige Male auf und ab, und ihr kühner Adlerblick schweifte dann und wann hinüber zu diesen ihren beiden Lieblingsgemälden dort drüben an der Wand; es waren Schlachtstücke von Casanova's Meisterhand, Schlachtstücke voll grau-

amer Wahrheit; man sah das rinnende Blut, zerrissene und zitternde Glieder, man sah die Wuth der Schlachtenden und den herzzerreißenden Todesjammer der Geschlachteten.

Während sie jetzt hinblickte auf diese entsetzlichen Bilder, überzog ein reizendes Lächeln das Antlitz der Semiramis des Nordens, — sie hatte soeben einen Entschluß gefaßt, und weil sie mit demselben zufrieden war, lächelte sie. „Dieser blutige Frauenrücken“, sagte sie, auf eins der Bilder deutend, „seht nur, Gregor, dieser wundervolle Frauenrücken da, er erinnert mich an diese Rache, welche die Kaiserin Elisabeth an der Schönheit der Gräfin Lapuschkin nahm. Nun, Elisabeth's angebliche Tochter soll mich gelehrig finden, ich will von ihrer Mutter lernen, wie man strafen soll! Man führe diese Verbrecherin auf denselben Platz, auf welchem Elisabeth die schöne Lapuschkin bestrafen ließ, und wie man's der gethan, so thue man Elisabeth's Tochter. Nur mag man etwas kräftiger die Peitsche schwingen. Wir haben nicht Lust, diesem Kinde noch nachher die Zunge auszureißen. Peitscht sie, das ist Alles, aber peitscht sie gut und wirksam! Ihr versteht mich doch?“

Und während sie das sagte, wich dieses anmuthige Lächeln nicht einen Augenblick von Katharina's Lippen, und ihre Züge strahlten in hoher Schönheit und Heiterkeit.

„Ich denke,“ sagte sie, „das heißt der schönen Eleonore Lapuschkin ein Sühnopfer zu bringen, und wir üben da Gerechtigkeit im Namen Gottes!“

„Und was Euch betrifft,“ sagte sie dann zu Joseph Ribas, „so haben wir Grund, mit Euch zufrieden zu sein, und werden Euch belohnen. Zudem hat Graf Alexis O. Euch uns noch besonders empfohlen, und uns Eure Kenntnisse gerühmt. Ihr sollt zufrieden sein.“

Joseph Ribas ward von der Kaiserin mit einer Stelle als Offizier und Lehrer am Kadettenkorps belohnt. Dann später ernannte ihn die Kaiserin auf die Empfehlung Betzkoi's zum Erzieher eines Sohnes der Kaiserin. Er mußte denselben auf seinen Reisen begleiten, und impfte ihm alle die entsetzlichen Laster ein, wie er selbst besaß. Später ward er, wie bereits weiter oben gesagt, Admiral und der Günstling Potemkin's.

* * *

Es war eine finstere, schaurige kalte Nacht; Petersburg schlief; still und öde waren die Straßen. Dort drüben aber, dort auf diesem Platze, auf welchem einst Elisabeth die schöne Lapuschkin martern ließ, da glänzen Fackeln, da bewegen sich dunkle Gestalten hin und wieder, da ist ein reges, geheimnißvoll waltendes Leben. Was ist es, das sich dort begibt?

Keine Zuschauer sind heute um diese Barriere versammelt — Katharina hat befohlen, daß zu dieser Stunde ganz Petersburg schlafe, und also schläft es! — Niemand ist auf diesem Platze, Niemand, als diese kalten gefühllosen Henkersknechte, Niemand als dieses bleiche, kraftlos zusammengesunkene Weib, das da im leichten, weißen Gewande in der Mitte ihrer Henker kniet. — Sie lebt noch, es ist wahr, aber ihre Seele, die ist längst gestorben, ihr Herz, das ist längst gebrochen. Die Ketten und die Martern ihrer Gefangenschaft, die haben's nicht gethan! — Alexis O. war es, der Nataliens Herz und Seele gemordet hat, um ihn hat sie so lange geweint, bis ihre Thränen versiegt sind, um ihn hat sie so lange geklagt, bis ihre Stimme erloschen ist.

Sie betet noch, als sie sich ihr nahen, als sie mit roher Henkerslust sie aufheben, als sie das Gewand ihr entreißen, und ihre edle, nackte Gestalt verschlingen mit ihren Blicken. Ihre Seele ist bei Gott, sie betet immer noch. Aber als man diese Schnur, an welchem die Papiere Paulo's hängen, von ihrem Busen reißen will, da zuckt sie zusammen, da flammen ihre Augen, und in ihren krampfhaft geschlossenen Händen verbirgt sie die Papiere.

„Ich habe geschworen, sie mit meinem Leben zu vertheidigen,“ ruft sie laut, „Paulo, Paulo, ich werde Wort halten!“

Und mit Löwenkühnheit vertheidigt sie sich gegen ihre Henker.

„Laßt ihr diese Papiere!“ befiehlt Joseph Ribas, welcher auf Befehl der Kaiserin zugegen war. „Mag sie sie behalten, sie werden sogleich unser sein!“

„Oh Paulo, ich habe Dir mein Wort gehalten,“ flüsterte Natalie. Dann flehte sie, daß man ihr erlaube, noch diese Papiere zu lesen, und Joseph Ribas gewährte es ihr.

Und mit zitternden Händen öffnet sie beim Schein der hingehaltenen Fackeln die Siegel und liest. Ein traurig und schmerzvolles Lächeln überfliegt ihre Züge, und ihre Arme sinken kraftlos herab.

„Ach, es sind die Beweise meiner kaiserlichen Abkunft, weiter nichts,“ sagte sie. „Wie wenig ist das Paulo!“

Und jetzt rissen sie sie empor, hoben sie sie hoch auf den Rücken des Henkers! —

Sausend fliegt die Peitsche durch die Luft, — stromweis fließt ihr edles Blut. Sie klagt nicht, sie betet; nur einmal, einmal überwältigt sie der Schmerz, nur einmal schreit sie laut Erbarmen, Erbarmen! — — —

Der Familienschmuck.

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

„Haben Sie schon die große Neuigkeit gehört, Fräulein Marguerite?“

„Giebt es wieder Krieg?"

„O nein — Gott sei Dank! Der Kaiser ist zufrieden, daß wir den Italienern Venedig verschafft haben, und die Herren Preußen werden sich wohl hüten, mit uns anzubinden. Es wäre doch nicht angenehm, Mac Mahon und Burbaki in Berlin zu sehen."

„Und gar den furchtbaren Pierre Allouard dazu!"

„Meiner Treu — es könnte schon kommen! O, wir wollten es ihnen schon zeigen, daß die Franzosen doch andere Kerle sind als die Oesterreicher! Aber — ehrlich gestanden — ich geize nicht nach kriegerischen Lorbeern, und es ist mir schon lieber, ich werde nicht eingezogen und kann in meinem lieben Ostabat bleiben."

„Desto besser für die Preußen. Aber was ist's mit Ihrer Neuigkeit?"

„Sie haben doch von dem jungen dänischen Violinvirtuosen gehört, über den die Pariser so närrisch sind?"

„Sie meinen Monsieur Holmfeld? Freilich! O, wie ich die Pariser beneide, daß sie das alles hören können! Zu uns kommt niemals jemand herunter, und die einzige Violine, die ich höre, ist die von Maitre Jeannot."

„Und die ist darnach! Aber diesmal, Fräulein Marguerite — und das ist meine Neuigkeit — kommt er nach Bayonne und wird im Casino spielen."

„Wahrhaftig? O, da muß ich hin!"

„Natürlich wir alle! Ich fahre Sie hin. Aber wissen Sie noch mehr?"

„Reden Sie doch, ich weiß nichts!"

„Der Herr Holmfeld wird einige Wochen in St. Jean-Pied-de-Port wohnen, um sich in der frischen Gebirgsluft zu stärken, und ich habe mir schon gedacht, er würde sicher, wenn wir ihn darum bäten, ein Wohlthätigkeits-Concert für unser Siechenhaus veranstalten. Denken Sie nur, welch ein Glück das wäre!"

Das junge Mädchen, dem ein junger Mensch in halb städtischer, halb ländlicher Tracht dies alles erzählte, klatschte freudig in die Hände. Sie war ebenfalls städtisch mit Anklängen an das Land gekleidet. Der Rock ging knapp bis an die Knöchel des zierlichen Fußes, der aber nicht in den plumpen Holzpantoffeln des französischen Landvolkes, sondern in gut sitzenden, ledernen Schnürstiefelchen steckte. Ein Mittelding zwischen Jäckchen und Blouse ließ die zarten, weißen Arme bis zum Ellbogen bloß; eine kokette, seidene Schürze paßte zu dem ganzen Anzug, der zwar städtisch, aber nicht modisch war, und dessen ländliches Element keinen bäurischen Anstrich hatte; er machte den Eindruck, als sei er eine aus eigener Erfindung hervorgegangene, geschmackvolle Zusammenstellung.

Ein reisender Engländer, der das junge Mädchen einmal in einem Pensionat in St.-Jean-Pied-de-Port gesehen hatte, behauptete, ihr Kopf sei wie aus einem Heiligenbilde des Perugino oder Luini herausgeschnitten. Indessen das war Uebertreibung und traf das eigentlich Charakteristische nicht; das schöne Profil und die himmlische Reinheit des Ausdrucks in dem unbeschreiblich süßen Antlitz waren bei alledem zu sehr mit modernen Elementen durchsetzt, um anders als in dem allgemeinen Eindruck fleckenloser Seelenreinheit an die heiligen Frauen der alten italienischen Meister zu erinnern. Hätte der Engländer einige Kenntniß von deutscher Malerei gehabt, so würde ihn Marguerite Chardin an eine Nonne oder Märtyrerin von Gabriel Max erinnert haben. Sie hatte außer dem modernen und individuellen Zuge auch deren elfenbeinerne Blässe der Gesichtsfarbe, die dessenungeachtet nichts Krankhaftes hatte, weil die Wangen voll und die Lippen frisch geröthet waren. Der mädchenhaft schlanke Körper, der zart und doch nicht schmächtig war, würde bei einem Hellenen den Gedanken an eine junge Psyche wachgerufen haben. Das braune Haar fiel in dichter Lockenfülle auf Nacken und Schultern.


Die Augen dieses anmuthigen Geschöpfes waren eine Enttäuschung für den, der sie nach der sonstigen Erscheinung des Mädchens besonders seelenvoll zu finden erwartete. Sie waren von dunklem Grau, aber sie blickten ziemlich ausdruckslos. Der Grund hierfür errieth sich jedoch leicht: Die arme Marguerite Chardin war blind.

Der junge Mann in Marguerites Gesellschaft hatte das geröthete und frische Aussehen eines, der sich viel in freier Luft bewegt, und war nicht schwer zu klassifiziren; man sah ihm an, daß er zur Familie einer jener in Frankreich zahlreichen Klasse kleiner Rentiers gehörte, die vom ersparten Gelde ein Gütchen kaufen und als ländlich-städtische Feldermäuse ein Zwitterdasein führen, das in Deutschland kaum bekannt ist. Dem entsprach auch seine Redeweise, die von dialektischen Eigenthümlichkeiten nicht frei war; Fräulein Marguerite dagegen sprach ein Französisch, dessen sich keine Pariserin zu schämen gebraucht hätte.

Herr Pierre Allouard hatte seine Freundin, die er wie eine Heilige verehrte, in der von blühenden Rosenbüschen umgebenen Laube aufgesucht, wo sie bei schönem Wetter, mit irgend einer Handarbeit beschäftigt, gern zu sitzen pflegte. Sie schwärmte für Musik, und Pierre wußte, daß seine Botschaft sie mehr in Aufregung versetzen würde, als wenn er ihr den Ausbruch einer Revolution von Paris zu melden gehabt hätte.

„Wann wird das Concert in Bayonne sein?" fragte Marguerite. Ihre Stimme hatte einen eigenartig silbernen Wohllaut, der jedes Wort deutlich erscheinen ließ, auch wenn sie leise sprach, und der wieder im Einklang mit ihrer ganzen Erscheinung stand. (Forts. f.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Kannegießer. Druck und Verlag der Wailandt'schen Druckerei A.-G. in Aschaffenburg



Erheiterungen

Bd.: 1899

Aschaffenburg 1899